

Morgenblatt für gebildete Leser

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sechs und zwanzigster Jahrgang.

1832.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1832.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungeu der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts" eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neusten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts" beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts" dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst=Blatt" einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur=Blatts."

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst=" und „Literatur=Blatt", miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literatur=" und „Kunst=Blatts", würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur=" und „Kunst=Blatts" ohne das „Morgenblatt" . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur=Blatt" . . . . . 3 fl.
das „Kunst=Blatt" . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt=Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Literatur-Blatt.

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. Januar 1832.

Des Elementes Antlitz und Gestalt
Ist wie das Werk beschaffen, das wir treiben,
Höchst blutig, feurig und höchst fürchterlich.

Shakespeare.

Phantasie

von

Wolfgang Menzel.

Des Jahres weite Thore rauschen auf,
Des Janustempels Thore rauschen auf.
Vom Himmel nieder fiel ein goldner Stern,
Und schloß des tiefen Abgrunds Siegel auf.
Des Abgrunds wilde Geister rauschen auf,
Der Krater öffnet seinen Flammenschlund,
Und seiner Lava Gluthen rauschen auf
Und wühlen tief hinab zum Meeresgrund,
Und hochgethürmte Wogen rauschen auf.

Wo brandet dieser Wogen Zorn zuerst?
Aufschäumt er an des Tajo Schlangenthurm,
Worin wie Regnar Lodbrok liegt ein Volk,
Ein ganzes Volk hinstirbt im Schlangenthurm;
Wo angefesselt wie Andromeda
Ein ganzes Volk des Drachen Beute wird,
Naht ihm der kriegerische Perseus nicht
Und wirft den Lindwurm in den Schlangenthurm.

Im Cirkus, den Europas Throne bilden,
Zum wilden Kampf ging Andalusiens Stier,
Und unter seine Füßen trat der Stier
Den zierlich leicht geschmückten Matador,
Und racheschnaubend, tückisch, bohrt der Stier
So Aug' als Horn in's edle Spanierherz,
Daß Blut sich wie ein rother Mantel breitet
Und wüthender und böser macht den Stier.

Britanniens männervolles Linienschiff,
Das einst getanzt auf glattem Meeresspiegel,
Jetzt treibt es in empörter Wogen Sturm
Und unter Klippen wildgejagt umher;
Auch noch im Sturme lenkt das Linienschiff
Und sizt am Ruder ruhig der Pilot;
Doch Feuer! Feuer! tönt's im Linienschiff,
Und an der Pulverkammer leckt die Gluth.
Sturm, Klippen, Flammen allzumal bedrohn
Britanniens männervolles Linienschiff.

Hoch ragt die edle Säule von Vendome,
Worunter jezt ein Krämer wägt und mißt.
Die Waage schwankt, rasch fliegt sie auf und ab,
Der Krämer ängstlich immer wägt und mißt,
Bis daß der nord'sche Brennus seinen Degen
Zornmüthig in die eine Schaale wirft,
Und in die andre Frankreich wirft sein Herz,
Und jede Schaale voll von Blut schon ist,
So lange noch der Krämer wägt und mißt.

Des spottenden Geschickes Richterspruch
Warf in den Niederlanden Hund und Katze
Und Hahn und Mensch in einen Sack zusammen,
Und schnürt ihn zu mit einem gordschen Knoten,
Und hat Ergötzen an dem mörderischen
Gekraz' und widerwärtigen Geheul,
Bis daß ein Alexander mit dem Schwert
Scharfschneidend lösen wird den gordschen Knoten.

Der ew'ge Jude pilgerte nach Rom,
Und reicht dem heil'gen Vater seine Rechte,
Naht deiner Tage Ziel nun, altes Rom?
Wie? oder, wie der Jude ewig lebt,
Mußt ewig fort du sterben, altes Rom?
Die Flammen brechen aus Sankt Peters Dom,
Und ist's Italia, die aus den Flammen,
Ein Phönix, blutig rothe Flügel hebt?

Hoch ragen dort die alten Schweizerberge,
Und schütteln von der schneebedeckten Brust
Die angeschwollnen Ungewitter ab,
Und wieder schau'n die edlen Schweizerberge
In reinem Glanz frei den azurnen Himmel,
Und in des lezten Donners Echo hallt
Des Volkes Jubel an die Schweizerberge.

Im Port Moreas friedlich heimgekehrt
War Agamemnon zu der Heimath Heerd,
Da traf der Mord ihn in dem ersten Schlummer,
Und wildauf zuckt Orestes nun sein Schwert,
Und Eumeniden schwingen ihre Fackel.
O Hellas, eines bessern Looses werth,
Wann treibt die Freier und untreuen Knechte
Odysseus aus, und lodern freundlich wieder
Die treuen Flammen auf der Heimath Heerd?

Hinsterbend singt sein Schwanenlied der Schwan
Am Weichselufer, das sein Blut geröthet,
Der edle Lebensopfrer Pelikan,
Der für die Seinen kühn sich selbst getödtet;
Kühn, wie einst die Sarmatenkönigin,
Die schöne Wanda, eine reine Jungfrau,
Sich in der Weichsel tiefes Grab gestürzt,
So stürzte Polens Jugend in den Tod.

Der Tod, und wieder Tod und immer Tod?
Vom fernen Orient, graunvolle Schatten,
Nahn uns im Zuge Indiens Todesgötter,
Vielleicht Europas Leiche zu bestatten,
Das heimgefallen ist den Todesgöttern,
Wenn nicht der sonnenhelle Gott des Lebens
Vom Westen sendet seine goldnen Pfeile
Und zu den Todten legt die Todesgötter.

Eintritt in das Jahr 1832.

Von Fichte.

Ein Jahr, reichbeladen mit Fluch und Schmerzen, aber auch getäuscht um manche unerfüllte Hoffnung wie Besorgniß, hat sich zu seinen hingeschwundenen Brüdern gesellt; die wandellose Vergangenheit hat es aufgenommen, und wir können fortan in ihm lesen, zur Lehre, zur Freude und Warnung, wie in den ältesten Jahresblättern der Vorzeit. Das neue hat sich uns geöffnet, aber mit zitternden Fingern pochten wir an seine Pforte. Freilich beginnt mit jedem Tage, mit jeder Stunde dem Einzelnen sein neues Jahr, und wie könnte man jezt Tagwähler werden, wo fast jeder Augenblick ein Entscheidendes, Unerwartetes auf seinen Wogen rasch dahinträgt. Aber nur zu tief ahnen wir es, daß jezt dem ganzen Erdgeschlechte eine neue Epoche, ein Weltgeburtstag heranreift, daß jeder nächste Moment ihn uns bringen kann. Und deßhalb liegt es so seltsam ahnungsvoll auf unserer Brust; wie zur wichtigsten Entscheidung rückte der Jahreszeiger der vollendenden Minute zu, und fast drohend scheint das begonnene Jahr auf uns hereinzudringen. Was birgt sein ungewisses Dunkel? Könnten wir uns doch aus der Vergangenheit die Konstellation der Zukunft deuten! —

Wir gleichen den Räthselrathenden; aber wohl fühlen wir es, daß es dabei unser Leben gilt. Die uralte Sphinx, die Geschichte, steht vor uns mit dem Loostopfe voll glücklicher, voll schwerer Geschicke; wer das falsche trifft, den stürzt sie in den Abgrund. Aber nicht Arglist oder Kühnheit wird sich des besten Looses versichern, nur der offene Blick, die Demuth, die Selbstentsagung. Nicht Menschen, nicht Staatsgewalten mit Schwert oder Feder, nicht einmal Partheien vermögen mehr die Zeit zu lenken: in diesem Gebiete findet jede Gewalt ihr Gegengewicht, und alles menschlich Leitende zersplittert sich hier in Zwiespalt und gränzenlose Verwirrung. Aber je verzweifelter, je mehr ohne Ausgang die Dinge um den Menschen liegen, in desto einfacherer Größe leitet der Finger Gottes den Faden der Geschicke durch die Welt. Sichtbarer als je greift die allwaltende Macht in das verworrene Gefüge hinab, mit leichter Sicherheit ihrem Ziel es zulenkend. Aber glaubet nicht, mit verbundenem Auge dahin geführt zu werden! Das Räthsel der Zeit ist nicht verschlossen dem tiefen und getreulich forschenden Sinne, und wir glauben fast, die geheimnißvollen Grundzahlen, nach denen das Menschengeschlecht sich entfaltet, lesen zu können durch den Riß der Sturmwolken am nächtlichen Himmel.

Und was ist das Geheimniß der Geschichte? — Sehet hin! Wie die Pflanze blühend und fruchttragend ihr Werk vollendet an der Sonne des Tages, so ist auch dem

Menschengeschlecht sein Werk im Geiste verliehen; und diese Arbeit nennen wir Geschichte. Es ist aber das gemeinsame Loos alles Geschaffenen, das in ihm Verborgene zu offenbaren, und darin sein Daseyn und die Lust des Daseyns zu haben. Und so ist es auch der Prozeß des Menschengeschlechts, Alles, was in ihm verborgen ist, nach jeder Richtung von Geist und Talent, in Gutem wie in Bösem, an den Tag des Bewußtseyns zu bringen; und diese Befreiung der Individualitäten, nach allen Seiten und Anlagen, ist das höchste Recht und die höchste Bestimmung der Geschichte.

Aber so kann sie nur hervorgehen aus der Selbstversenkung in die Allgemeinheit eines gleichartigen Zustandes. Es war das Kindesalter der Menschheit die Unschuld eines unmittelbaren Gefühls, das Paradies in sich verlorner Unentschiedenheit.

So lag der Mensch im Oriente zuerst noch in der dumpfen Gleichförmigkeit des Allgemeinen gefangen. Es existirte nur das Geschlecht, nicht Er, welcher spur- und rechtlos mit dem Ganzen versank. In wandellos versteinernder Krystallisation war Alles gesondert, Priester und Layenstand sich gegenüber; feste Kasten in unentfliehbarer Erblichkeit sich erneuernd; eine trunkene, in den Naturdienst hineingezogene Religion; thatenlose Beschaulichkeit, oder raschauflodernde, Alle plötzlich, wie durch Magie, ergreifende Begeisterung des Handelns; in der Kunst eine in sich versunkene, lyrisch brütende, bilderreiche Poesie, und wie Bienen durcheinander wimmeln, häuften ganze Völker willenlos die egyptisch-persischen Tempelstädte über einander. — Es war ein Weben in dumpfen Gefühlen und Vorstellungen, die Alle gleichmäßig umschlossen, ein halbmagnetisches Traumleben der Menschheit, das uns dennoch manche seltsame Gabe, manche verlornen Instinkte erklärt. Aber es war der herrliche, ahnungsvolle Geistesabgrund des Menschengeschlechts, die Zeit seiner Sehnsucht; der ganze Reichthum seiner Anlagen lag noch unentfaltet darin eingeschlossen, wie der Busen der Jungfrau nach geheimnißvollen Freuden sich ahnend bewegt.

Da wich an einer Stelle die Versteinerung der Menschheit, wie das Größte, das Heilbringende sich immer nur in einem Brennpunkt entzündet. Ein Volk war erlesen, die Freiheit, die Person zum erstenmale in sich hervorzurufen. Aber es war nur das erste, deshalb unvollkommene Bewußtseyn dieser Freiheit: nicht der Mensch überhaupt hatte das Recht an dieselbe, nur das einzelne Volk. Es blieb ein Sklavenstand, und der Grieche schalt den Ausländer Barbaren. Doch hier war die Wiege der freien, schönheitbildenden Kunst: die Götter wurden in menschlicher Gestalt individualisirt, und die Menschengestalt selbst vergöttert. So erschien den Griechen zuerst das Reich der heitern Phantasie, das Leben in sehnsuchtsloser Gegenwart. Sie brachten den Gedanken und die Lust des freien Geistes zuerst in die Welt; so sind sie auch Väter der Spekulation geworden.

Aber die Freiheit hat Rechte, Gesetze sich gegenüber. Diese Ausbildung, diesen Scharfsinn der Staatsweisheit und rechtlicher Verfassung aus sich zu entfalten, war dem Geiste der Römer überlassen. Ohne die Inbrunst des Orients, wie ohne griechische Phantasiefülle, war ihr Bewußtseyn lediglich auf den Staat gerichtet. Sie waren der politische Mensch; das Recht wie die Pflicht des Bürgers war ihnen die Fülle und Größe alles Menschlichen.

Damit wurden sie aber zugleich ein zersetzendes Auflösungsmittel für die alte Welt, als deren Stunde gekommen war. Nur das reine Bürgerthum, welchem der Staat schlechthin das Höchste, vermag dem Begriffe seiner Macht, seiner Siege Alles aufzuopfern. Ein geheimnißvoller Drang, der nur zweimal also erscheint in der Geschichte, als die wichtigsten Epochen sich vorbereiteten — damals und in der Völkerwanderung — trieb sie welterobernd in die Ferne. Das römische Reich sollte zuerst den Menschen negativ gleich machen, um die Wiedergeburt zu einer höhern Gleichheit in ihm zu bereiten, indem es alle Völkertrennungen in sich auflöste, und Jedem sein besonderes Recht, seine Befugniß nahm. Es ward zulezt eine chaotisch-stagnirende Masse, wie mit Sehnsucht erwartend eine tiefere Geistesbewegung, ein segnendes Wort, das ihre Bande zu lösen vermöchte.

Und dies war das Christenthum, im tiefsten Sinne die menschliche Religion zu nennen, indem sie zuerst die Individualität, die Person zu ihrem Recht erhob. Vor ihr hat jeder Mensch als solcher gleichen Werth, wie gleiche Ansprüche an die Rechte des Geistes. Wir sind Alle berufen zur Kindschaft Gottes, sind Brüder unter einander, aber allesammt Sünder vor Gott; — und so ist unser höchster Stolz, wie unsere wahre Demüthigung ausgesprochen, vertilgt aber jeder wahrhaftige Unterschied; denn wofern vor dem höchsten Maßstab alle gleich sind, wer möchte da noch wagen, sich selbst zu erheben zu einer nur ihm zuständigen Berechtigung? Jeder ist, was er zu seyn vermag, nach gottverliehener Anlage; die Sphäre seiner Individualität ist Jedem der Bereich seiner Freiheit und Rechte; Jeder ist von Gottes Gnaden berufen, zu werden, was er kann, die ganze Menschheit ungehemmt in sich zu entfalten, wenn vorher umgekehrt das Menschengeschlecht selbst nur das Individuum war. Diejenigen aber, welche sich diesen Folgerungen zu entziehen, welche die (heidnischen) Bevorrechtungen noch aufrecht zu erhalten gedächten, müßten mit ihrer Opposition, wenn sie sich selbst verständen,

eigentlich um achtzehn Jahrhunderte zurückkehren. Das Christenthum hat jederlei Kaste vertilgt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

Erster Brief.

Zustand von Lyon zur Zeit der Juliusrevolution.

Ich bin zur bösen Stunde nach langer Abwesenheit hierher zurückgekehrt. Geschäfte führten mich im Juli vorigen Jahrs nach dem spanischen Süden und von da nach Paris. Ich glaubte es recht klug anzufangen, wenn ich vor dem Winter wieder bei meinen Lyonischen Hausgöttern einträfe und heimisch würde. Da kam ich aber schön an. Kaum war ich ein bischen warm geworden, so brachen am 21. vorigen Monats nach langem Drohen die blutigen Unruhen aus, an denen wir lange zu heilen haben, ja deren Wunden vielleicht offen bleiben und sich nie schließen werden. Um alles Geschehene in Deutschland recht begreiflich zu machen, und um auch mit meiner Lyoner Korrespondenz auf dem Laufenden zu bleiben, beginne ich diesen Bericht da, wo ich den lezten abbrach, nämlich im Sommer vorigen Jahrs, und fasse darin das Wichtigste aus unserm öffentlichen Leben in einer Reihe von Briefen zusammen. Ich denke selbst, es ist nicht ohne Reiz, hier und da das kurz Vergangene mit der Gegenwart zusammen zu halten, um diese aus jenem entstehen zu sehen. In Lyon geht's jezt, wie in Paris, nur in anderm Sinne: beide erkennen sich selbst nicht mehr.

So viel ist gewiß, es war auch für unsere Stadt die höchste Zeit, daß die Pariser Julitage kamen und den alten, unbrauchbar gewordenen Sauerteig auskehrten. Da man unsern kräftigen liberalen Sinn fürchtete, so war ganz in der Stille ein Prevotal-Gerichtshof ernannt worden, und an dessen Organisation fehlte nichts als ein Greffier oder Sekretär; denn der Mann, welchem man diese wichtige Stelle zudachte, nahm sie nicht an. Es hätte sich jedoch leicht für Geld und gute Worte ein anderer gefunden. Gleich nach den Ordonnanzen wäre der Tanz losgegangen. Ein ganz anderer begann aber in Paris, der allen Prevotalgerichtshöfen wohl für gute Zeit bei uns ein Ende gemacht hat. Die erste Nachricht von den Pariser Juliereignissen kam den 28. Juli durch Privatkorrespondenz hierher und machte auf die größere, gutdenkende Menge einen unbeschreiblichen Eindruck. In den fünf Tagen aber, wo wir keine Regierung hatten, fehlte es auch hier nicht an dem Willen, diesen Zustand zu Insurrektion und Plünderung zu benuzen, zumal der damalige Maire von Lyon, Lacraine-Laval, der Präfekt, Graf Brosses, und der General der königlichen Truppen, Paultre de la Mothe, Ultraroyalisten waren. Lezterm gab man sogar Schuld, er wolle die drei ihm untergebenen Linienregimenter, die mit der städtischen Nationalgarde in gutem Vernehmen standen und also nicht gegen die Stadt gebraucht werden konnten, in das mittägliche Frankreich führen, sie dort mit den Verdets von Nimes und Marseille vermischen, dann mit ihnen gegen Lyon ziehen und den Bürgerkrieg im Süden anfachen und betreiben. Der Präfekt hatte zur Bethätigung seines Sinns zwei weiße Fahnen auf seinem Hotel aufstecken lassen. Unter solchen drohenden Umständen trat die Nationalgarde kräftig und schüzend auf, und konnte um so ungehinderter gegen das aufgeregte Volk wirken, da die Linientruppen mit ihr einverstanden waren, und deren Offiziere sogar hier und da ihr Kommando übernahmen. Aus den ehrenwerthesten Einwohnern wurde schnell eine provisorische Verwaltungskommission ernannt, die sich musterhaft in ihren energischen Maßregeln zeigte und zugleich den royalistischen Maire hinderte, so viel zu schaden, als er wohl gewollt hätte. Da kam glücklicherweise die erste Proklamation des Generallieutenants des Königreichs an, und durch eine telegraphische Depesche wurde der General Paultre auf seinen Kopf für jeden in Lyon vergossenen Blutstropfen verantwortlich gemacht. Der brave General Verdier trat an die Spize der Nationalgarden. Am 3. August wurde die dreifarbige Fahne auf dem Stadthaus aufgesteckt. Dies war ein schöner Feiertag für die Stadt. Mit der gänzlichen Umgestaltung unserer Administration sprach sich auch laut ein Wunsch aus, der ächt revolutionäre Farbe hat und zugleich das lang niedergehaltene Streben der Lyoner beweist, sich von der herrschenden Hauptstadt und von der nach Centralisation strebenden Regierung loszumachen. Es war von nichts Geringerem die Rede, als Lyon zu einem munizipalen Freistaat mit eigenen Gesezen und eigener Verwaltung zu erheben, der nur in politischer Beziehung unter der französischen Regierung stehen, in administrativer Hinsicht aber ganz unabhängig von ihr seyn sollte. Dies Streben nach Emanzipation ist jezt in allen Provinzen herrschend, besonders in den südlichen. Es würde auch in Lyon schnell zur Ausführung gekommen und ins Leben getreten seyn, wenn die Stadt nicht durch unverantwortliche Verwaltung ein so großes Defizit in ihrem Gemeindebudget hätte, daß sie nicht an Anstellung und Besoldung eigener Beamten denken kann. Nehmen wir aber an, unser städtisches Vermögen wäre noch in so günstigem Zustand gewesen, wie vor einigen Jahren, wie hätte die neue, junge, schwankende und kraftlose Regierung unter Ludwig Philipp Lyons Emanzipation hindern wollen? Unserm Beispiel wäre aber der ganze Süden gefolgt, und damit wäre Frankreichs ganze äußere Kraft gelähmt worden. Daß dies nicht geschah, daß Frankreich ganz und unzerrissen blieb, daß es in dem europäischen Königsareopag mit Würde auftreten und mitsprechen konnte, dies ist im Grund einigen ungetreuen Subjekten, ihrer Verschwendung, besonders aber unserm unsinnigen Theaterbau zuzuschreiben. Lyon konnte sich nicht losreißen und selbstständig machen, und der ganze Süden konnte daher seinem Beispiel nicht folgen: er hatte keinen nationalen, materiellen und militärischen Stüzpunkt. Mit der Emanzipation ging's nun für's Erste nicht; dies hinderte aber keineswegs die Menge, von der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich die besten Hoffnungen zu hegen. Da hieß es: „eine neue Zeit voll Wohlstand und Ueberfluß wird nun für Lyon beginnen, denn der Handel ist bekanntlich das legitimste Kind der Freiheit: immer und überall hat er nur durch die belebende Sorge seiner Mutter geblüht. Die neuen Institutionen können unsere Industrie nur befruchten. Alle ihre bisherigen Hindernisse werden verschwinden, überall wird unsern Waaren ein neuer Markt geöffnet werden. Die ruhmgekrönte französische Flagge wird sie sicher und schnell nach den beiden amerikanischen Welten tragen," und was der schönen, aber hohlen, erfahrungslosen Dithyramben mehr sind. Daran dachten nur Wenige, daß zum Blühen und Wachsen des Gewerbfleißes und Handels mehr gehört, als Revolutionen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. Januar 1832.

Ein jeder treibt es, wie er kann;
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann.

Goethe.

Eine Gemäldeversteigerung in Paris.

Von Depping.

Das ganze Jahr hindurch, aber besonders im Winter, kündigen Intelligenzblätter und Anschlagzettel in Paris Gemäldeversteigerungen in den beiden Hotels Bullion und Lebrun, wo die von oben das Tageslicht erhaltenden Säle sich zu Ausstellungen von Kunstsachen vortrefflich eignen, oder auch in Privathäusern an. Hier sieht man, welche außerordentliche Menge von Gemälden sich in der Hauptstadt Frankreichs befindet, oder dahin gebracht wird. Einige tausend Gemälde werden hier jährlich, wie die Engländer sagen, unter den Hammer gebracht und gerathen aus einem Kabinette ins andere, aus einem Kunstladen in den andern. Denn manche Versteigerungen werden blos in Folge des Zusammenbringens einer Menge von Gemälden vorgenommen, welche die Krämer nicht wohl loswerden können und daher öffentlich versteigern lassen; wo dann zuweilen ein Ladenhüter, der schon seit Jahren vergebens auf einen Käufer harrte, plötzlich die Lust eines hastigen Liebhabers erregt und mehr einbringt, als der Krämer je gehofft hatte. Manchmal ereignet sich wohl auch das Gegentheil, und Niemand findet das ans Tageslicht gebrachte Gemälde eines Aufgebotes werth.

Das Hotel Bullion ist schon seit mehr als fünfzig Jahren wegen seiner Versteigerungen berühmt; es gibt hier fünf bis sechs Auktionssäle; zuweilen werden in dem einen Gemälde, in dem zweiten Kupferstiche, in dem dritten Muscheln, in dem vierten Galanteriewaaren, Meubeln, Küchengeschirr und andere Sachen öffentlich ausgesezt. Doch schöner und größer ist der Versteigerungssaal Lebruns in der Clerystraße, daher daselbst auch jezt die vorzüglichsten Sammlungen verauktionirt werden.

Handel mit Gemälden wird in Paris von Personen verschiedener Klassen getrieben. Die untersten sind die Kesselflicker in der St. Antoinevorstadt. Diese meistens aus Auvergne stammenden Leute ernähren sich kümmerlich, verstehen sich aber vortrefflich aufs Spekuliren; sie kaufen den Nachlaß geringer Haushaltungen um ein Spottgeld an sich, und suchen das Beste oder das Mindestschlechte vortheilhaft wieder anzubringen. Unter solchem Nachlasse befindet sich denn auch manches Gemälde, freilich meistens elendes Geklekse, besonders Porträts, welche ehemals dem Herrn Gemahl oder der Frau Gemahlin ein fünfzigjähriges Entzücken gewährt haben, aber jezt, da die Originale unter der Erde sich befinden und auf derselben unbekannt sind, bei dem Kesselflicker auf dem Boden herumgestellt und für einige Sous abgesezt werden, wenn sich etwa ein ärmerer Bürger damit befassen will. Ist die Rahme gut, so wird das Porträt blos deßhalb gekauft und das Gemälde zum Verbergen eines Loches in der Mauer oder zum provisorischen Ersatze einer zerbrochenen Fensterscheibe verwendet.

Unter dem Wuste solcher Schmierereyen bei den Kesselflickern findet sich auch wohl zufällig etwas Gutes, das

aber unter einer Kruste von Schmutz und Rauch dem Schlechten völlig gleich sieht und daher auf denselben Fuß gesezt wird. Die guten Malereien bleiben aber selten lange in der Vorstadt; denn es erscheinen dort schlaue Gemäldekrämer, und auch wohl Künstler aus dem Innern der Stadt, deren Späherauge das Gute bald herausfindet und für eine Kleinigkeit erhandelt. Dann wird das Erkaufte abgewaschen, ausgebessert, aufgestuzt und mit einer guten Rahme versehen, erhält einen berühmten Namen und kommt zuweilen zu einem ziemlich hohen Preise in die Sammlung eines angesehenen Bürgers, um vielleicht ein halbes oder ein ganzes Jahrhundert nachher ein ähnliches Schicksal zu erleben. Die Kesselflicker selbst erlangen zuweilen einige Fertigkeit im Unterscheiden des Guten und des Schlechten, und werden Gemäldehändler.

Eine höhere Klasse ist diejenige der sogenannten Kuriositätenhändler. Diese Leute machen schon Anspruch auf den Namen Kunsthändler, und haben außer Gemälden auch Schnitzwerk aus Holz und Elfenbein, kleine Statuen und dergleichen Kunstsachen feil, auch allerlei Kunstprodukte aus fremden Gegenden. Gewöhnlich fehlt es ihnen an Bildung; da sie aber stets den Versteigerungen beiwohnen, so erlangen sie zulezt eine große Fertigkeit im Schätzen der Gemälde und trügen sich nicht häufig in ihren Schätzungen; wenigstens wissen sie recht gut, ob ein zum Verkauf ausgestelltes Gemälde sich leicht absetzen läßt, oder nicht. Denn es gibt manches gut ausgeführte Gemälde, das Niemand anspricht und nichts Gefälliges hat. Es verhält sich damit wie mit den Menschen im gesellschaftlichen Umgange. Leute mit einem gefälligen Aeußern machen eher ihr Glück, als gründlichere und bessere, deren Verdienst aber erst ausgeforscht werden muß.

Der Gemäldehandel hat etwas Anziehendes; denn erstens hat schon der beständige Wandel unter Kunstgegenständen seine Annehmlichkeit, sogar für denjenigen, der vom Anschauen der Meisterwerke nur in sofern begeistert wird, als er Vortheil daraus ziehen kann; und zweitens haben es die Gemäldehändler mit reichen Narren und leidenschaftlichen Liebhabern zu thun, welche ihr Geld manchmal für mittelmäßige Malereien wegwerfen, die den Kaufmann nur eine Kleinigkeit gekostet haben. Mehrere solcher Narren zu Kunden zu haben, ist reicher Gewinn für den Krämer. Er sieht es überhaupt gern, wenn die sogenannten Liebhaber mehr Hitze als Kunstgefühl besitzen und sich daher leicht täuschen lassen. Viele dieser Narren kaufen zu hohen Preisen ein, starren die Gemälde einige Monate lang an und veräußern sie dann wieder um ein Geringes, um andere anzukaufen, mit denen sie dasselbe Wesen treiben. Diese sind die besten Kunden für Gemäldehändler.

Zulezt kommen die wahren Kunsthändler, die ihr Gewerbe etwas wissenschaftlich betreiben, auch wohl selbst ein wenig künsteln, Italien besucht haben und in der Kunstgeschichte Bescheid wissen. Die Anzahl dieser ist freilich geringe, und wenige stehen im Rufe völliger Ehrlichkeit, da die meisten gern die Unerfahrenheit der Kunstliebhaber benützen, ihnen Kopien für Originale, schlechte Gemälde für gute aufbinden und auf einen bedeutenden Gewinn ausgehen. Kunstgegenstände haben eigentlich keine Preise; was für den einen tausend Franken werth ist, gilt dem andern das Doppelte. Beim Verkaufe der Gemäldesammlung des Generaleinnehmers la Peyriere in Paris ward ein kleines Gemälde von Corregio für 80,000 Franken zugeschlagen; es hätte eben so gut zur Hälfte losgeschlagen werden können; dennoch würden beide Preise für einen Liebhaber gleich hoch, für einen andern gleich niedrig gewesen seyn. Ein andermal wird dasselbe Gemälde vielleicht für 10,000 Franken verauktionirt. Es ist daher gar nichts Außerordentliches in Paris, daß man dem Kunsthändler die Hälfte des Preises anbietet, den er für ein Gemälde fordert, und daß er es dafür fahren läßt.

(Die Fortsezung folgt.)

Eintritt in das Jahr 1832.

(Beschluß.)

Wohl ist nun längst erkannt worden, daß auch der Staat nicht mehr das Höchste sey, daß er blos Mittel geworden zur sittlichen Erziehung der Menschheit. — Warum ist er bis jezt aber fast nur negatives Mittel dazu geblieben — ein Bußgewand und Stachelgürtel der Völker, um ihnen die Erde zu verleiden und durch Prüfung und Schmerz sie dem Himmel zu erziehen? — Vielmehr soll er, wie die milde Sonne, wie der fruchtbare Boden, allen Blüthen des Geistes ihre sichere Stätte, wie ihre Zeitigung verleihen. Der Staat ist das in jeder Richtung sich ausbildende Volk; seine erste Lebensbedingung deßhalb, die Atmosphäre seiner Existenz, das Licht seiner Tage ist die Freiheit: — ohne Freiheit kein Staat, sondern ein Nothstand, eine mehr oder minder peinliche und geistberaubende Schranke des Menschengeschlechts.

Diese Gesammtentwicklung hat aber zwei Seiten: die des Erkennens und die des Thuns. — Was Wahrheit im Glauben ist, zum freierworbenen Besitze der Wissenschaft zu machen, ist die einzige Aufgabe alles theoretischen Strebens, und die vereinzeltste Kenntniß muß darin ihren Werth, wie ihr geheimes Band mit der höchsten finden. — Die starre Kirche, der Orientalismus des Christenthums, ist durch die Reformation gebrochen worden, was die erste Geistesbewegung der Menschheit war nach dieser Seite hin; aber auch hier nicht durch Einzelne allein vollbracht, sondern Jahrhunderte lang vor-

bereitet durch die Kirchen- und Ketzerpartheien. Aber jeder freie Gedanke, wenn auch unwahr, hatte unbedingten Werth vor der dumpfen Tradition der Wahrheit selbst; denn nur im Bewußtseyn ist es die Wahrheit. Indeß ist diese Seite der Geistesbefreiung in fröhlichem und sicherem Fortgange: hier hat das Recht des Menschen unbedingt gesiegt.

Doch auch seinem gesammten Lebensstande ist die Freiheit zu sichern. Auch das Bürgerthum, die politische Befreiung ist eine nothwendige Seite seiner Persönlichkeit; und diese an sich ewig weltgeschichtliche Idee beginnt jezt in das Gesammtbewußtseyn des Menschengeschlechts einzutreten. Es begehrt ihrer, weil seine Reife dazu gekommen, durch die Zeitigung der Jahrtausende; und es darum zu täuschen, es davon abzuwenden, ist eben so unmöglich, als dem Frühlinge durch einige Schneeflocken zu wehren, wenn er schon treibend und knospend in den Adern der Erde glüht. Einzelne Blüthen kann man noch verkümmern oder zerknicken, nicht aber den ganzen Geistesfrühling. — Der Geist, wie der Leib, soll nicht mehr leibeigen bleiben. Diesem haben sie es zugestanden da und dort; jenem aber sein ewiges Recht zurückzugeben, davor sträuben sie sich noch gewaltig, weil sie gar wohl wissen, daß das Fleisch geduldig und träge, wenn nicht der Funke der Freiheit, des adelnden Selbstgefühls im Geiste gezündet.

Dennoch, wer berufen, sein Vaterland zu vertheidigen, ist es auch zur Mitberathung an seinem Wohl. Wem man die Waffenführung anvertraut — warum denn nicht auch die Waffe des Geistes, die freie Rede? — Und wie fragt ihr denn so seltsam: ob den Völkern Etwas fehle, ob ihrer Zunge zum Schmecken etwas entzogen werde, wenn man auch zum Reden auch fehle? — Mit gleichem Recht mochten auch die Papisten einst fragen: was die Laien denn verlieren, wenn man den Kelch ihnen verweigere oder die Bibel in ihrer Sprache? Fehle es ihnen sonst ja nicht an kirchlichen Genüssen. — Es war das tiefe Bewußtseyn eines ihnen entzogenen Rechts, das sie bewaffnete. Und wie hoch jeglicher ein solches anschlagen, was er daran setzen mag, es sich zu erkämpfen, ist ganz nur seine Sache. Das ist ja das Adelnde des Menschen, daß er seiner Ehre, seinem Entschlusse, dem freien Gelüste seines Herzens den niedern Genuß und Trieb stets geopfert hat.

So ist auch jezt die Signatur der Zeit wohl zu erkennen. Ihr schämt Euch nicht, unvermeidlichen Naturfügungen Euch zu unterwerfen: — warum doch einer nicht minder zwingenden Geistnothwendigkeit Euch entziehen? Wohl wissen wir, daß die Völker nicht sofort reicher werden durch Verfassungen, daß ihr Bauch nicht leichter sich fülle, oder die Ernte fortan stets das achtzigste Korn tragen werde — vielmehr mag mancher Sturm, manche nachhaltige Bewegung über sie kommen. Aber nicht im Fleische, sondern im Geiste lebt unser Geschlecht: auch diese Stufe seiner Ausbildung muß erstiegen seyn, und es ist das unveräußerlichste Recht, zu seyn, was der Geist gebietet.

Und hier haben Herrscher wie Priester von je gewaltiges Unrecht abzubitten; denn dieser Geistesmord ist ihre älteste und tägliche Sünde. Zwar ist es lächerlich, sich einzubilden, der Zeit und Geschichte nach Belieben seinen Stempel ausdrücken zu können, geistige Monopole und Ringmauern zu ziehen, oder Gedanken und Meinungen mit dem Schwarz und Weiß seiner Grenzpfähle zu bezeichnen, wie irgend ein anderes Regal; doch wird es ohnmächtiger Frevel, nutzlose Sünde, wenn jede Hemmung zu spät ist.

Aber die, so da walten wollen über die Zeit, sollen zuerst sie verstehen, nicht nach Willkühr sie sich einbilden oder nach eigenem Geschmack sie übertünchen. Selbst wenn Ihr Euch nur für die Thierwärter schwer zu bändigender Völker hieltet — und manchmal klingt fast also Euer Wort — wohlan, selbst diese richten sich nach der Eigenart ihrer Pfleglinge, und reichen dem ausgewachsenen Löwen nicht mehr die schlaffe Säuglingskost. Auch die Nationen haben einen Charakter, eine Jugend und eine Reife; man soll sich die Mühe geben, sie zu erforschen und den wahren Willen ihnen abzulernen.

Und so kreiset die Zeit jezt um den Wendepunkt der Entscheidung: ob auch fortan, wie bisher, die Wenigen in das Privilegium der Herrschaft, des Besitzes, der Ehren, der Bevormundung aller Uebrigen sich theilen werden; ob diese — die ungeheure Mehrzahl — verstummend vor ihnen stehen, oder ob Jedem die Bahn geöffnet sey. Zwar bangt Euch vor solcher Zukunft, wenn alle Vorrechte ererbter Mittelmäßigkeit zerstieben, wenn künftig Jeder nur gilt, was er selbst werth ist. Aber unwiderruflich ist Eure Zeit vorübergegangen, und nur sparsam rinnt Euch noch der Sand aus dem Stundenglase hernieder. Es ist heiterer Tag auf den Höhen, wenn sie auch mancher Windstoß noch umsaust, und das steigende Licht wird bald auch die feuchten Niederungen bestrahlen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Hinrichtung der Mörder Bishop und Williams.

Lezten Monat sind zwei von den Ungeheuern gehenkt worden, welche ihre Mitmenschen ermordet und deren Fleisch verkaufen. Ungeheuer, von deren Daseyn man keine Ahnung hatte, bis Burkes Gräuelthaten zu Edinburg an's Licht kamen. In meinem lezten Briefe führte ich an, auf welche Weise schlechte Menschen in Versuchung geführt werden, mit Leichnamen Handel zu treiben, und ich bemerke hier nur noch, wie sehr es der Regierung, welche vor drei Jahren das Ruder führte, zur Schande gereicht, daß, nachdem es entdeckt worden, wie groß die Versuchung, wie leicht ein solches Verbrechen in großen Städten auszuführen und wie schwer es zu entdecken sey, man keine Maßregeln ergriffen.

um den angehenden Wundärzten auf rechtlichem Wege Subjekte zur Zergliederung zu verschaffen, und dann sowohl das Kaufen, als das Verkaufen von Leichnamen stark zu verpönen. Warburton, Mitglied des Unterhauses, machte zwar vor einem Jahr einen Versuch dazu; aber da er auf der einen Seite keine Unterstützung von der Regierung erhielt, und auf der andern von einigen nach Popularität haschenden Zeitschriften lebhaften Widerspruch erfuhr, ließ er die Sache wieder fallen. Die neuliche Entdeckung ist aber von der Art, daß Niemand gleichgültig dabei bleiben darf, und da das Volk eingesehen hat, daß es gerade die Freund- und Schutzlosen sind, welche am meisten Gefahr laufen, die Beute herzloser Mörder zu werden, wird es gewiß nichts dagegen haben, wenn die Leichname derer, welche in Hospitälern, Armenhäusern und Gefängnissen sterben und von Niemanden zur Bestattung abgeholt werden, den Zergliederern, unter der Bedingung der Beerdigung der Ueberreste, überliefert werden.

Die beiden Gehenkten hießen Bishop und Williams. Sie wurden mit einem Dritten, Namens May, des Mordes des italienischen Knaben, Carlo Ferrari, von dem ich das vorigemal gesprochen, für überwiesen erklärt und verurtheilt, den folgenden Montag gehenkt zu werden. Aber offenbar hatte die Jury, was May betrifft, vielmehr aus Vorurtheil und Leidenschaft und nach dem alten Sprichwort: mitgegangen, mitgehangen, als nach hinlänglichem Zeugniß geurtheilt, weswegen denn auch die Minister den König sein Begnadigungsrecht üben ließen, so daß, wenn keine andere Anklage gegen ihn erhoben wird, er wahrscheinlich ganz frei gegeben werden dürfte, obgleich er selbst gesteht, daß er seit vielen Jahren Gräber beraubt und mit Leichnamen Handel getrieben habe. In der Wohnung jener Ungeheuer fand man, nebst den Kleidungsstücken des Italieners, auch die Kleider eines viel jüngern Knaben und die einer Weibsperson, nebst der Kopfhaut einer Weibsperson. In Hinsicht der leztern ist es erwiesen, daß sie einer Person Namens Frances Pigburn gehört, und es scheint, daß es nicht schwer halten würde, zum wenigsten des Williams Frau der Theilnahme an ihrer Ermordung zu überführen; man scheint es aber nicht für rathsam zu halten, die gräßlichen Untersuchungen, nun der Arm des Gesezes die Hauptschuldigen erreicht hat, weiter auszudehnen. Bishop und Williams bekannten vor ihrer Hinrichtung, daß sie dieses Weib und einen andern Knaben ermordet haben; was aber am merkwürdigsten ist, beide läugneten in ihrem sogenannten Geständnisse nach der Verurtheilung und selbst im lezten Augenblicke noch, daß der zulezt ermordete Knabe ein Italiener gewesen sey, sondern behaupten, es sey ein englischer Viehtreiber gewesen, Namens Cuningham, den sie aus einem Wirthshause mit gelockt und, nachdem sie ihn, wie ihre andern beiden Schlachtopfer (denn zu mehr haben sie sich nicht bekannt), durch geistige Getränke betäubt, an einem an die Füße gebundenen Seil in den Brunnen im Garten gelassen und da erstickt hätten. Dieses absichtlich erfundene Mährchen verwirrt das Publikum, weswegen denn auch zwei der Zeugen, welche den Knaben Carlo gut gekannt, noch einmal vor dem Magistrat erschienen sind und auf's Feierlichste versichert haben, daß sie sich unmöglich geirrt haben können. Welche Absicht die Elenden dabei hatten, wenn sie sich zu drei Mordthaten bekannten und gerade in diesem Punkte läugneten, weiß man nicht. — Bishops Leichnam wurde, wie zur Vergeltung, an die Anatomiker des königlichen Kollegs abgeliefert. Den Tag vorher ließ man das Publikum zu, um die Leiche des berüchtigten Menschen zu sehen, und es sollen sich zum wenigsten 20.000 Menschen eingefunden haben, obgleich man keine Weibspersonen zuließ.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Zustand von Lyon zur Zeit der Juliusrevolution.

Als auf einmal die Bestellungen aus Frankreich, aus dem nächsten Ausland und aus den „beiden amerikanischen Welten“ ausblieben, und eine Menge Fabrikanten ihren unvermeidlichen Ruin vor Augen sahen, wenn sie fortarbeiten ließen, oder Hunger und Verzweiflung von tausend Arbeitern, wenn sie ihre Arbeiten einstellten, als in Paris eine Emeute nach der andern tobte und alles Zutrauen in den Bestand der Dinge und der Regierung verscheuchte, als die Staatspapiere immer mehr sanken, je schwülstiger und anmaßender in den Kammern gesprochen wurde, da gingen den Lyonern die Augen auf. Sie griffen nun gleich das Nächste an und schalten es, nämlich die ultraliberalen Journale, besonders den Temps, verkündigten öffentlich und mit ihres Namens Unterschrift ihre Mißbilligung, riethen zum festen Halten an der Regierung, auf daß das wogengepeitschte Staatsschiff endlich zur Ruhe und dadurch Handel und Wandel wieder zu Kräften komme. Unsere Männercirkel nahmen nun eine ganz eigene neue Oppositionshaltung gegen Paris an, und als dort das Uebel immer ärger wurde, sagte einmal unser bestes Blatt, der Precurseur, gerade heraus: „Europa vertraut auf uns. Paris wird sein eigenes Werk nicht zerstören wollen, sondern sich selbst achten. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so würde Frankreich sogleich seine Sache von der der Hauptstadt trennen, denn das Land ist der Revolutionen müde. Die Provinzen wollen Frieden, sie wollen Louis Philipp und die Julicharte. Wenn's seyn muß, so werden wir diese aus den Julitagen hervorgegangenen Erwerbungen mit demselben Muth vertheidigen, den Paris bei deren Eroberung gezeigt hat, ja, wäre es nöthig, so werden wir sie gegen Paris selbst vertheidigen. Die Arbeiter in der Hauptstadt sind keineswegs die ganze Pariser Bevölkerung, und Paris ist nicht Frankreich u. s. w.“ Dem König und seiner Familie war man aber sehr zugethan und hatte Vertrauen zu ihm, weil im Grund an ihm kein Parisisches Haar ist, sondern nur Einfalt, Rechtlichkeit, Solidität und Familiensinn, lauter Eigenschaften, welche unsere Lyoner vor den Seinebewohnern auszeichnen. Ueberdies hatte der König die Lyoner Deputation bei seiner Thronbesteigung sehr freundlich empfangen und ihr gesagt: „Ich bin schon oft in Lyon gewesen, kenne genau Ihre Fabriken und Hospitäler und habe mich immer lebhaft für sie interessirt. Nie werde ich vergessen, wie heldenmüthig Ihre Stadt 1793 für die Sache der ächten Freiheit gelitten hat, als die Schreckensregierung ihren Arm über Frankreich ausstreckte und ihre eigenen Kinder verschlang. Ich war damals in der Schweiz, wo ich viele von Ihren Landsleuten fand. Wie gern hätte ich ihr Leiden gemildert, wie sie das meinige! Versichern Sie die Stadt Lyon, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften steht, um ihren Handel und Gewerbfleiß zu vermehren. Dafür gibt es aber nur Ein Mittel, nämlich durch festes Halten an Ordnung und Gesezlichkeit das öffentliche Zutrauen zu gewinnen und dadurch das Geld in Umlauf zu sezen. Dies wird Bewegung in Ihre Fabriken bringen und Ihnen raschen Absaz nach allen Seiten hin verschaffen.“ Es läßt sich leicht begreifen, welch günstigen Eindruck diese Worte auf unsere Leute machen mußten, die überdies nicht vergaßen, daß Louis Philipp selbst zum Theil durch verständige, große Spekulationen der reichste Privatmann in Frankreich geworden ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Januar 1832.

Der Dienst der Freiheit ist ein schwerer Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod.
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst,
Ihm haben unsere Väter sich geweiht,
Ihm hab' auch ich mein Leben angelobt;
Er hat mich viel gemühet, nie gereut.

Uhland.

Ein Flüchtling.

Du wirst mir vor der Seele stehen,
So lang mein Geist noch Bilder treibt,
So lang mein Blick, was er gesehen,
Noch vor sich in die Lüfte schreibt:
Auf feste Schultern hoch gegründet
Ein Haupt, vom Kummer nicht gebeugt,
Die Finger straff zur Faust gerundet,
Der Blick aus Lust und Nacht gezeugt.

Vom Sinn gedrängt, schwoll dir die Stimme,
Wie Römerwort herüberschallt;
Ja, deine Rede gab vom Grimme
Des Schicksals uns den Vollgehalt.
Wie Menschenwahn dazugesündigt,
Was Thorheit und Verblendung that,
Ward ruhig klar von dir verkündigt,
Nur donnernd sprachst du vom Verrath:

Von Einem, „der im Heimathgarten
Aufwuchs, ein unfruchtbarer Baum,
Der bei Gelag' und schnöden Karten
Verdämmerte des Lebens Traum;
Der in der Knechtschaft schwersten Tagen
Als Greis ein junges Weib gefreit,
Und, seinen Arm um sie geschlagen,
Durchtändelte die Jammerzeit."

„Als nun im Fieber seine Ketten
Das kranke Vaterland zerbrach,
Rafft' er sich auf, als gält' es retten,
Sann, Freiheit jauchzend, er auf Schmach.
Er war der Tyrannei Verwalter
Auf ihrem umgestürzten Thron,
Und ließ sein siebzigjährig Alter
Vergolden sich mit Feindeslohn."

Du riefst: „Weh diesem! der empfinde
Gott als des alten Bundes Gott;
In seinem spätgezeugten Kinde
Büß' er den frech getriebnen Spott!
Kein Quell der Pein, der ihm nicht quölle,
Bis ihn hinunterschlingt die Fluth;
Und drunten eine eigne Hölle,
Gemeine Qual ist viel zu gut!"

Ernstkräftig wiegtest du den wackern,
Den schwertgewohnten Heldenarm:
„Muß ich auf fremdem Boden ackern,
Sprachst du, das thu' ich ohne Harm!
Gern irr' ich, wie ein Missethäter,
Des Elends Stecken in der Hand,
Nur weit, recht weit von dem Verräther,
Vom unterjochten Vaterland!"

„O Männer, die mit finstrem Sinnen
Ihr seht, wie unser Würfel fiel,
Glaubt's: wäre wieder zu beginnen,
Und wieder Untergang das Ziel:
Wir schaarten wieder uns zum Heere,
Wir sprächen: Henker, gürte dich!
Nicht Glück, nicht Ruhm — wir wollen Ehre;
Und von der Ehre zehr' auch ich!"

Du sprachst's und grüßtest, und wir drückten
Mit Schmerz die dargebotne Hand,
Und unsre Lippen, durstig, bückten
Sich auf dein staubig Schlachtgewand.
Du gingst, ein herrlicher Verbannter,
Am blut'gen Schwert als Wanderstab,
Der Völkerfreiheit Abgesandter,
Geschickt von eines Volkes Grab.

Gustav Schwab.

Eine Gemäldeversteigerung in Paris.

(Fortsetzung.)

Ein Katalog gibt, wie überall, die zu verkaufenden Stücke an, und zwar meistens mit lobenden Zusätzen. Im Winter folgen diese Katalogen Schlag auf Schlag; ich habe im Monat November 1831 über ein Halbdutzend gezählt. Schlägt man die Zahl der zu versteigernden Stücke bei jeder Auktion nur auf hundert an, obschon die meisten Katalogen mehr angeben, so folgt daraus, daß in diesem einzigen Monate über ein Halbtausend Gemälde in Umlauf gesezt worden sind. Mit der Kunst ist es also noch nicht zu Ende in Frankreich, und die Julirevolution hat den Kunstsinn nicht erstickt.

Nehmen wir einen solchen Katalog zur Hand. Was für große Namen fallen uns sogleich in die Augen! Titian, Corregio, Carlo Dolci, Holbein, Ruysdael, Wouwerman, Rubens und viele andere. Man fragt, wie diese Meisterwerke so lange haben verborgen bleiben können, und wie ein Zufall erst jezt sie aus dem Dunkel ziehe. Der Katalog gibt uns hierüber keine Auskunft. Die Ausstellung ist auf den Sonntag angekündigt; Montag soll die Versteigerung beginnen. Wir verfehlen am Sonntag nicht, uns bei der Ausstellung einzufinden. Es haben sich schon eine Menge Liebhaber und Neugierige versammelt, welche die hundert an den Wänden aufgehängten Kunstwerke begaffen, untersuchen, kritisiren. Dem Eingange gegenüber, auf dem Ehrenplatze, hängt ein großes Gemälde Corregios; es schimmert uns schon von fern entgegen; wir gehen straks darauf zu, denn man hat nicht alle Tage die Freude, einen neuen Corregio zu entdecken.

Das Gemälde stellt die Ureltern im Paradiese vor. Eva steht in ihrer Unschuld da, wie sie aus des Schöpfers Händen hervorgegangen ist. Es leuchtet aus ihr etwas von Corregios Geiste. Zur Seite steht Adam, im Gespräche mit Gott dem Vater, und dieß verdirbt alles. Solch einen steifen Gott Vater hat Corregio wahrlich nicht erfunden; und dann die grüne Schmiererei, die das Paradies vorstellen soll! Dieß sollte von Corregios göttlichem Pinsel herrühren? nein, nimmermehr. Unmuthig wenden wir uns weg, und unsere Aufmerksamkeit wird durch eine in Betrachtung versunkene Madonna angezogen, deren Gesicht geschickte Farbenverschmelzung verräth, und die für ein Meisterwerk Carlo Dolcis ausgegeben wird. Wir betrachten das angebliche Meisterwerk etwas näher und finden, daß die Madonna ein so flaches, unbedeutendes Gesicht hat, als ob sie aus Elfenbein gedrechselt wäre, und daß ihr eines Auge um einen Viertelszoll höher steht, als das andere. Sollte denn Carlo Dolci nicht einmal so geschickt gewesen seyn, beide Augen gleichzustellen?

Kopfschüttelnd gehen wir einen Schritt weiter und stoßen auf das Brustbild eines dicken Weibes, dessen Gesicht mit rother Farbe, wie mit Weinhefe, im eigentlichen Sinne illuminirt ist. Dieses Bild sieht sonderbar aus; es wird für eine Ebauche des Rubens ausgegeben. Es kann seyn, daß Rubens mit keckem Pinsel solch eine Ebauche entworfen hat, um sich späterhin dieser flämischen Figur in einem seiner großen Gemälde zu bedienen. Aber die Landschaft daneben, sollte diese wirklich Ruysdaels Werk seyn, wie der Katalog behauptet? Nimmermehr. Ein Nachbar, der uns zugehorcht hat und den die Versteigerung vielleicht näher angeht, als uns, macht uns bemerklich, daß in einem Winkel des Gemäldes der Name Ruysdael steht. O freilich, ruft ein Kenner, Ruysdael mit einem S davor! Aber Salomo Ruysdael ist kein Jakob Ruysdael. Hatte nicht auch der geistreiche Dichter Piron einen Dummkopf zum Bruder? Der Nachbar erhizt sich und antwortet mit Heftigkeit: wir lassen beide streiten und gehen weiter.

Bei den Landschaften besonders wird mit den großen Namen sehr freigebig umgegangen. In diesem Fache rührt alles von Teniers, Van Ostade, Ruysdael her. Die geringste Kleckserei, die ein Bauernhaus, einige Büsche, einen Bach darstellt, führt einen berühmten holländischen Namen. Mitunter finden sich jedoch schöne Stücke; sind sie auch keine Meisterwerke ersten Ranges, so verdienen sie doch betrachtet zu werden, und würden der Wohnung eines Privatmannes zur Zierde dienen; denn sie sind gut angelegt und mit Geschicklichkeit ausgeführt. Das Auge ergözt sich an ihrem Anblicke. Fast bei jeder Versteigerung kommt eine der reizenden Landschaften des französischen, vor einigen Jahren verstorbenen Malers de Marne

vor; aber freilich ist zwischen seinen Gemälden zuweilen ein unendlicher Abstand; auch hier kann der Name täuschen, wenn man nicht genau zusieht.

Ist nun die Ausstellung auch tief unter unserer Erwartung ausgefallen, so findet sich dennoch Interessantes genug vor, um uns zu bewegen, der Versteigerung beizuwohnen. Wir versäumen also nicht, am Montage pünktlich um zwölf Uhr uns, zufolge der Ankündigung, in dem Saale der Clerystraße einzufinden. In der Mitte des Saales stehen Tische in der Gestalt eines T, mit Stühlen rings umher. Oben an dem T befindet sich ein etwas kleinerer, mit grünem Tuche bedeckter Tisch. Einige Gemäldekrämer gehen oder sitzen hie und da und unterhalten sich von ihrem Handel, und von vergangenen und gegenwärtigen Versteigerungen. Der eine erzählt, wie er in der vorigen Woche ein ungeheuer großes geistliches Gemälde, das Niemand habe beherbergen können, noch wollen, um ein Spottgeld angekauft, aus der Rahme das Doppelte gelöst und die Malerei auf den Speicher gestellt habe, bis sich irgend ein Pfarrer nach einem großen Bilde für seine Kirche umsehen werde. Ein anderer klagt über die Lauigkeit der Kunstliebhaber, denen nichts gut genug, aber alles zu theuer sey, über die Verminderung der Anzahl großer Sammlungen u. s. w. Es schlägt ein Uhr, und noch wird keine Anstalt zum Versteigern gemacht. Die Unterhaltungen werden fortgesezt; die Liebhaber betrachten die aushängenden Stücke. Zwei Uhr rückt heran. Endlich erscheint der Commissairo priseur, ein Mann in schwarzem Rocke, der über lauter Auktionsgeschäften grau geworden zu seyn scheint, und dem wohl mehr Gemälde vor den Augen mögen vorübergegangen se[...], als hundert Künstler während ihrer Laufbahn vollendet haben. Da sein Name fast auf allen Auktionskatalogen steht, so kann man ihn nicht leicht vergessen. Er heißt Bonnefons de Lavialle, und ist ein Meister in seinem Fache. Neben ihn sezt sich sein Schreiber, und zur Seite an dem T erscheint der Expert, der den Verkauf zu leiten hat, gewöhnlich ein Gemäldehändler; dieser fertigt auch den Katalog an, und je nachdem er mehr oder minder Verstand hat, füllt er diesen mit mehr oder minder Lobhudeleien. Zwei Ausrufer springen auf den Tisch, gehen mit den zu versteigernden Gemälden umher und rufen die Preise aus.

(Der Beschluß folgt.)

Handzeichnungen und Skizzen.

Von Karl Baldamus.

Es gibt gewisse kleine Leidenschaften, die man für unschädlich hält, die aber am Ende unsern Entschlüssen, in deren Eingeweide sie sich einfressen, so gefährlich werden, daß der ganze Bau des Charakters dadurch zusammenbrechen kann. Diese kleinen Leidenschaften haben die größte Aehnlichkeit mit den Termiten, jenen kleinen ameisenartigen Insekten, die das Innere der Balken und Bretter so durchwühlen, daß die bedeutendsten Gebäude auf diese Weise zum Einsturze kommen. Wie die Termites lucifuges in großen Gesellschaften leben, so ziehen auch die kleinen Leidenschaften immer bandenweis. Wie die Termiten in Südafrika große Hügel bauen, die man in der Ferne oft mit den Kraals der Eingebornen verwechselt, und die so fest sind, daß sie den Uebergang eines Reiters nicht zu fürchten brauchen, so legen auch jene Pygmäenbegierden nicht selten Befestigungen an, die der Berennung eines heiligen Georgs spotten. Die Hottentoten verspeisen die Termites lucifuges als Leckerbissen. Der Teufel, ein großer Gastronom, besezt seinen Tisch am liebsten mit den Larven kleiner Leidenschaften.

*

Wie in Sibirien der Sommer die widrigste Jahrszeit ist, so habe ich auch bei ganz kalten Naturen die Augenblicke des Warmseyns immer lästig gefunden. Miriaden Muskitos verleiden den sibirischen Sommer. Ein Heer von schwirrenden Gefühlen, die den Stechfliegen vergleichbar sind, umspielen in jenen Junius- und Juliusmomenten die frostigen Charaktere, die nur dann Reiz haben, wenn sie eine Winterlandschaft bleiben.

*

Charaktere, die ihr besseres Selbst aus dem Kampfe mit den Verhältnissen, aus der Feuersbrunst der Leidenschaften retteten, sind dem Madeirawein vergleichbar, der mehrmals die Linie passirt hat. Sie haben zwar in der Regel eine gewisse Herbigkeit, die jedoch als eine Tropennatur, als eine Feuerländerin keine erkältende Säure in sich trägt und mit dem unreifen Obste in keiner Gemeinschaft steht. Sind nicht auch die lacrimae Christi vulkanischen Ursprungs?

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Handelskrisen, sonst und jezt.

Die Abneigung Lyons gegen Paris hat noch einen andern und gleichfalls sehr guten Grund. Man sah hier ein, daß die dünkelvolle Hauptstadt auch in kommerzieller Hinsicht Ursache der Lyoner Gewerbs- und Handelsstockung sey. Um dies recht klar zu machen, muß ich ein bischen weit ausholen. Ehemals waren die Handelskrisen in Frankreich selten, und waren auch mehr lokal, als allgemein. Nur der unerwartete Ausbruch eines Kriegs führte sie herbei. In der ganzen Kaiserzeit, wo sich ein Krieg, so zu sagen, an den andern reihte,

und wo ein neuer Krieg immer zu den Wahrscheinlichkeiten gehörte, kam es doch zu keiner eigentlichen Handelsstockung, sondern sie war mehr industriell. Seit der Bourbonschen Restauration und seit dem Frieden begann der Mißbrauch der Staatsanleihen, und durch diese sind gerade die Handelskrisen häufiger und allgemeiner, dadurch aber auch verderblicher geworden. Man ist jezt so ängstlich, man hat so wenig Zutrauen, daß die meisten großen Kassen Spielhäusern gleichen. Die bedeutenden Negotianten sind jezt Spieler, welche die geringste Kleinigkeit in Furcht und Angst sezt. Daher kommt es, daß ein leeres Kriegsgerücht, ein bedeutender Banterot, oder nur ein großer Fondsverkauf ein Sinken der Papiere, Verluste, Zahlungseinstellungen und dergleichen, kurz eine Krisis herbeiführt. Die Kapitalisten, welche durch die Papiere verlieren, und die, welchen blos Verlust droht, erschrecken und ziehen daher schnell ihre Kapitalien aus den Geschäften zurück. Dadurch werden Handel und Industrie lediglich auf ihre eigenen Kräfte verwiesen. Der Konsument, der nothwendig von seinen Einkünften, von seinem Gewerb oder vom Handel lebt, schränkt sich ein und muß sich einschränken. Dadurch greift die Krisis wie eine vom Wind getriebene Feuersbrunst immer mehr um sich und erreicht auch die entferntesten Zweige der Industrie und des Handels. Hinc illae lacrymae. Im Anfang fanden die Meisten kein Arges dabei, daß die Regierungen außer Verhältniß und zu viel Papiergeld ausgaben; sie sahen darin nur eine Vermehrung des öffentlichen Vermögens. Nur wenige Scharfsichtige erhoben sich gegen diesen Irrthum und gegen die Täuschung, welche sich die Könige gegen ihr Land erlaubten. Weil aber die Menge hingerissen und von den gleißenden Vortheilen der Sache eingenommen war, so nahm das Uebel immer mehr zu. Die Bankiers wurden die Mittelsmänner zwischen Darleihern und Schuldnern, wodurch sie in kurzer Zeit ungeheure Summen auf die bequemste Art von der Welt gewannen. Kaum bemerkten dies Negotianten und Fabrikmänner, so blendete sie auch der schnell und bequem erworbene Reichthum jener Glückspilze, die vor den Anleihen mit ihnen auf gleicher Stufe gestanden hatten; sie wollten es ihnen nachmachen und warfen sich daher schnell in riesenhafte Operationen. So wurden die einfachen Kaufleute und Fabrikanten auf einmal große Spekulanten und Unternehmer ganzer Industriezweige. Von nun an sahen wir Häuser, die, ohne gut zu rechnen und zu überlegen, das Ungleichartigste zu gleicher Zeit unternahmen: Manufakturen, Spinnereien, Bergwerke, Kanäle, Dampfschiffe und Wegbauten. Im Anfang glänzte Alles. Man konnte nicht genug unternehmen, denn durch die Anleihen war, wie man sagte, die Masse der Kapitalien verdoppelt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, December.

(Beschluß.)

Der Handel mit Leichen und seine Folgen.

Der Pöbel ist in einer solchen Wuth gegen diese Mörder, daß er zu Tausenden vor dem Gerichtshause versammelt war, die Nachricht von ihrer Verurtheilung mit lautem Freudengeschrei empfing, sie, als sie auf dem Hochgericht erschienen, mit Verwünschungen begrüßte und im Augenblick, wo das Brett unter ihren Füßen weggezogen ward und sie in den Arm des Todes stürzten, ihnen ein dreimaliges Hurrah nachrief. Natürlich gibt ein so aufgeregter Zustand der Gemüther zu allerlei Gerüchten von versuchten Mordthaten, verschwundenen Personen u. s. w. Anlaß; leider aber ist auch manches davon nur zu wahr. Bishop und Williams haben erklärt, vor der Entdeckung von Burkes und Hares Mordthaten zu Edinburg sey ihnen nicht in den Sinn gekommen, einen Menschen umzubringen, und man fürchtet, die Entdeckung der von ihnen begangenen Unthaten möchte gleichfalls zu anderm Unglück Anlaß geben. Glücklicherweise sind die Lehrer der Anatomie, denen das Gewissen von den Zeitungen etwas geschärft worden ist, mehr auf ihrer Hut, und die hiesigen haben sich sogar erboten, bis die Legislatur Maßregeln getroffen, ihnen auf gesezlichem Wege Leichname zu verschaffen, das Zergliedern einzustellen. Es gibt vielleicht auch dieser Lehranstalten zu viele, und offenbar muß die Nothwendigkeit, Subjekte auf gesezwidrigem Wege und verstohlener Weise zu erhalten, und zu diesem Ende mit den verworfensten Menschen zu verkehren, schädlich auf den Charakter der jungen Studirenden wirken, und es ließe sich vielleicht daraus zum Theil die Rohheit und Ausgelassenheit erklären, die man an den angehenden Wundärzten in England bemerken will. Früher soll es damit noch ärger gewesen seyn, indem manche Studirende selbst auf den Leichenraub ausgingen, besonders in Schottland. Ein alter Wundarzt, dessen Wahrhaftigkeit zu bezweifeln ich keinen Grund habe, erzählte mir folgende Anekdote, welche hier an ihrer Stelle zu seyn scheint. Zur Zeit, als er studirte, kostete eine Leiche 2 bis 3 Guineen, und die Herrn, welche sie lieferten, pflegten in Manschetten und gepuderten Haaren zu erscheinen. Auf einmal fiel es den Lieferanten ein, 4 Guineen zu verlangen, und als man diese Summe verweigerte, auf fünfen zu bestehen, oder keine Leichen mehr bringen zu wollen. Man wollte es erzwingen, stahl zum Theil selbst Subjekte, oder verschaffte sie sich durch andere. Doch allmählig blieben die Konkurrenten aus, weil sie wahrscheinlich als Opfer derer gefallen, denen sie ins Handwerk griffen; was aber das Schlimmste war, in dem Zergliederungssaal, welchen mein alter Freund zu besuchen pflegte, wurden alle Nacht die Subjekte, welche zur Vorlesung für den nächsten Tag präparirt waren, von einer unsichtbaren Hand zerschnitten und unbrauchbar gemacht. Der Saal war sehr hoch und erhielt sein Licht von oben, und die einzige Thüre wurde Tag und Nacht streng bewacht; aber vergebens: jeden Morgen zerschnittene Muskeln und Nerven, und keine Spur vom Thäter. Endlich stellte man einen vertrauten Mann mit geladener Kugelbüchse innen im Saale auf die Wache, und zwar so heimlich, daß Niemand im Hospital darum wußte. Mitten in der Nacht erschien an dem immer offenen Dachfenster ein Mann mit einer Blendlaterne, knüpfte ganz ruhig einen Strick fest und fing an, sich herunter zu lassen, da fuhr ihm die Kugel des Wächters durch den Leib. Am Morgen erschienen Lehrer und Schüler und fanden — den Leichnam eines ihrer Hauptlieferanten. Was war zu thun? die Sache anzeigen — das würde ein gefährliches Aufsehen und eine höchst unangenehme Untersuchung veranlaßt haben. Nach einigem Nachdenken rief der Professor: „Meine Herrn, auf den Tisch mit dem Burschen! Ich gebe Ihnen eine Vorlesung über ihn; das Subjekt ist frisch und interessant, und wenn wir es einmal zerschnitten haben, so kräht kein Hahn nach ihm.“ Gesagt, gethan, und bis auf diese Stunde hat wirklich kein Hahn nach ihm gekräht. — Doch genug von diesem empörenden Gegenstand.

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Januar 1832.

Ich habe keinen Antrieb, als den Ehrgeiz,
Die blinde Wuth, die sich in tollem Anlauf
Selbst überstürzt und jenseits ihres Ziels
Hintaumelt.

Schiller.

Der Politiker.

Bruchstücke aus dem Tagebuche eines englischen Arztes.

Die Leiden deutscher Staatsmänner, wie ihre Verdienste, sind bisher weit mehr im Stillen geblieben, als die der englischen und französischen. Wenn daher auch die folgende Charakterschilderung eines Opfers brittischen Ehrgeizes auf unsere Staatsmänner nicht im vollen Umfang paßt, so könnte doch die nächste Zukunft in noch höherem Maaß, als es schon jezt der Fall ist, Verhältnisse herbeiführen, welche diese Skizze zu einem Spiegel auch für deutsche öffentliche Charaktere machte. Der Anfang der folgenden Schilderung scheint sich auf Canning zu beziehen, das Ende auf Lord Castlereagh. Dieser und mehrere ähnliche Artikel aus derselben Feder sollen in England Einsprüche und Klagen von Seiten mehrerer Familien gegen die Indiskretion des Arztes zur Folge gehabt haben, welcher Privatverhältnisse, in welche er vermöge seines Amtes eingeweiht war, mittelbar oder unmittelbar öffentlich gemacht und damit sich über die Pflichten weggesezt hat, welche wesentlich zur Religion des Arztes gehören. Dem sey, wie ihm wolle, uns ist es genug, daß seine Farben wahr sind. Chatam starb an Entkräftung von übermäßiger Anstrengung; er fiel besinnungslos nieder, als er seine lezte Rede in der Kammer der Lords hielt. Sheridan und Burke endeten ihr Leben bei sehr geschwächten Geisteskräften; Castlereagh und Samuel Romilly nahmen sich selbst das Leben, Canning quälten bis zu seinem frühzeitigen Tode die peinlichsten Besorgnisse.

* * *

Man wird hier die Geschichte eines Mannes finden, welchen Natur und Glück mit den seltensten Vorzügen beschenkt, der aber dennoch ein elendes Leben geführt hat. Die Ehrsucht, ihr geheimer Kummer, ihr glänzendes Elend, ihre begeisternden und tödtenden Siege, ihre vernichtenden Niederlagen haben das Leben Stafford's vergiftet. Bis auf diesen erdichteten Namen, ist in meiner Erzählung alles wahr. Sie liefert uns ein neues Blatt zur Geschichte der Märtyrer der Ruhmsucht. Der Wunsch, andere zu übertreffen und überall der Erste zu seyn, wird bei uns von der frühesten Jugend in den öffentlichen Schulen, durch Wetteifer und Eigenliebe angefacht, so daß unsere spätere Existenz ein beständiger Kampf der Eitelkeit wird, welcher gleichsam schon mit dem ersten Stammeln des Kindes begonnen hat. Das natürliche Gefühl des Neides, dessen Keim in jedes Menschen Herz gelegt ist, genügt unsern Vätern und Lehrern nicht; sie bemühen sich, dieses unselige Gefühl zu reizen, zu entwickeln, bis es endlich gährt und übersprudelt.

Stafford war zum Redner geboren; schon auf dem Kolleg zu Cambridge entwickelte sich dieses Talent bei mehr als einer Gelegenheit aufs Glänzendste. Er ging einer ruhmvollen Zukunft entgegen, jedoch war ich weit entfernt, zu ahnden, daß er einst der Führer der Kam-

mer der Gemeinden und der Lords werden sollte. Er war einfach und wahr, wenn auch im Privatleben etwas reizbar, und so wurden mir die Eigenschaften meines Freundes, im Gegensatz mit jenem trotzigen, pedantischen Hochmuth, womit Wissenschaft und Geistesüberlegenheit nur zu oft ihre Günstlinge bezeichnen, immer schätzbarer. Ich konnte nicht umhin, an dem künftigen Staatssekretär, welcher bis jezt in meinen Augen nichts weiter als ein talentvoller Jüngling war, die schlagende Lebendigkeit seiner Antworten, seine schnelle Fassungsgabe, seine Geringschätzung für das Mittelmäßige, den Flug seiner Gedanken und die Leichtigkeit seines Ausdrucks zu bewundern. Er hatte eine mächtige Vorliebe für die Politik und wußte alles andere auf sie zu beziehen. Im ein-und-zwanzigsten Jahre hatte er bereits alle Debatten des Parlaments gelesen und darüber nach eigenem Plane ein vortreffliches Inhaltsverzeichniß entworfen, vermittelst dessen man leicht finden konnte, was auf irgend einen Gegenstand dieses oratorischen und legislativen Labyrinths Bezug hatte. Er betrachtete das Talent nur als Werkzeug der Macht; Regieren war sein Ziel, und angestrengter Fleiß das Mittel, es zu erreichen. Mit einem Worte: der Ruhm hatte bei seiner Geburt den Finger an seine Wiege gelegt und gesprochen: Dieser gehört mir.

Indessen war seine jugendliche Stirne schon mit Falten überzogen; er pflegte einen großen Theil seiner Nächte zu durchwachen und stand Morgens sehr frühe auf. Den Lauf der öffentlichen Angelegenheiten verfolgte er stets mit fieberhaftem Interesse, was seine krankhafte Stimmung mehr und mehr exaltirte. Oft hörte man ihn, wenn er allein war, sein schon so mächtiges Gedächtniß üben, indem er Bruchstücke aus Pitt's und Burke's Reden laut deklamirte. Ein eigenes Vorgefühl sagte Jedem bei seinem Anblick, daß seiner eine stürmische Laufbahn warte. Seine Gesundheit fing indessen an, ernstlich zu leiden, und es war zu befürchten, sein ruhmgieriger, unruhiger Geist möchte die irdische Hülle vor der Zeit zerstören. Wir waren sehr vertraute Freunde geworden, als Stafford Cambridge verließ, um das feste Land zu bereisen.

In Florenz erkrankte er bald darauf; ich hörte nichts mehr von ihm und jede Verbindung schien zwischen uns aufgehört zu haben. Unterdessen hatte ich meine ärztliche Laufbahn begonnen, und es war geraume Zeit verflossen, da erblickte ich eines Tages, nicht ohne Ueberraschung, Staffords Namen unter den Gewählten zur Kammer der Gemeinden. Ich wollte Anfangs unsere Bekanntschaft erneuern, wir hatten uns aber schon so lange aus den Augen verloren, daß ich, nach kurzer Ueberlegung, davon abstand. Einen Monat später las ich Staffords Jungfernrede *).

*) Maiden-Speech, erste Rede eines neuen Mitgliedes der Kammer.

„Es ist nicht möglich," sagte der Zeitungsschreiber, „unsern Lesern einen Begriff von dem Eindruck zu geben, welchen dieser neue Redner hervorbrachte. Alle Augenblicke unterbrach ihn der Ruf: Hört! Hört! oder stürmischer Beifall u. s. w." Ich erkannte in dieser Rede weniger den tiefen Geist meines Freundes, als die sprudelnde Beredtsamkeit, die leidenschaftliche Begeisterung, den sophistischen Schwung und die glänzende Leichtigkeit des jungen Zöglings von Cambridge. In den Abendgesellschaften war von nichts anderem die Rede, als von Staffords Jungfernrede. Die Frauen wollten ihn kennen lernen, jede Parthei hoffte ihn für ihre Sache zu gewinnen. Man bestürmte mich mit Fragen über seine frühere Lebensumstände, und rief: „hier haben sich Glück und Ruhm die Hände gereicht." Ach! man täuschte sich, es war nur Schein!

Des andern Morgens klopfte es früh an meiner Thüre; Stafford stürzte in mein Zimmer, schüttelte heftig meine Hand und rief: „Lieber alter Jugendfreund, ich habe Sie nicht vergessen! Unter allen Aerzten in London nehme ich am liebsten meine Zuflucht zu Ihnen. Ich fürchte, tödtlich krank zu seyn, und ich habe hier noch so vieles zu thun!" Er sezte sich. Eine fürchterliche Blässe überzog sein Gesicht. Er brachte sein Schnupftuch an den Mund, und ein konvulsivisches Zittern lief über seinen ganzen Körper. Ich betrachtete ihn, wehmüthig überrascht. „Bester Stafford, was fehlt Ihnen? Ist es Kummer oder Krankheit?" — „Nicht wahr, Sie sagen mir aufrichtig, ohne Rückhalt, was Sie von meinem Zustande denken? Unsere freundschaftlichen Verhältnisse sind mir immer werth geblieben." — „Sprechen wir von Ihrer Gesundheit." — „Wohl! Meine verdammte Rede bringt mich um. Alle Kräfte bot ich auf, um einen Schlag zu führen, dessen Wiederhall weit hin ertönen sollte. Alle Kraft, Studium, Reichthum der Gedanken und der Sprache, alle Gaben der Natur habe ich für meinen Zweck zu sammeln gesucht." — „Sie haben ihn auch vollkommen erreicht, Freund. Ganz England blickt auf Sie." — „Dieser Sieg, fürchte ich, kostet mir das Leben. Ich beging die Unvorsichtigkeit, troz meiner großen Erschöpfung, am folgenden Tage wieder in die Kammer zu gehen. Lord F*** nahm das Wort und beleuchtete meine Rede aus einem so falschen Gesichtspunkt, beschuldigte mich so vieler Ungereimtheiten, die er ganz gemächlich widerlegte, daß es mir unmöglich war, zu schweigen. Ich hatte die ganze Nacht gehustet; ein heftiges Fieber hatte mich befallen, ich war gereizt, und meine Antwort wurde heftiger und länger, als ich wollte. Als ich mich auf meinen Platz sezte, fühlte ich meine Brust beklommen und ein anhaltender Husten stellte sich wieder ein. Ich verließ den Saal, suchte die frische Luft, aber nichts konnte mir Linderung geben; ich eilte meinem Wagen zu und

sah beim Schein einer Straßenlaterne, daß mein Taschentuch mit Blut befleckt war. Bester Freund, ich fürchte, es geht mit dem Kapitel meines Lebens zu Ende. Es ist aus, es ist aus mit mir! Meine Plane, meine Hoffnungen, meine Wünsche, alles ist dahin."

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Gemäldeversteigerung in Paris.

(Beschluß.)

Nun geht die Versteigerung mit französischer Lebhaftigkeit vor sich, und die versäumte Zeit wird bald wieder eingebracht. Der Expert sagt den Preis an, und der Commissaire priseur weiß Krämer und Kunstliebhaber geschickt anzuspornen. Bald bietet er selbst darauf, um die andern in Bewegung zu setzen, bald läßt er einige Worte zum Lobe des Gemäldes fallen, erinnert, zu welch hohem Preise ein ähnliches Gemälde desselben Meisters aufgetrieben worden sey; bald ruft er diesen oder jenen Kunstkrämer bei Namen an, um ihn aufzumuntern. Zeigen sich die Anwesenden lau, so ruft er auch wohl: allons, Messieurs! ne laissez pas languir les enchères! oder: le cadre vaut ce prix! Auch habe ich ihn bei der Versteigerung eines ziemlich bunten Gemäldes rufen hören: Voilà pourtant un tableau bien meublant! eine nicht unwichtige Bemerkung für diejenigen, die Gemälde kaufen, blos um ihre Zimmer damit zu tapeziren. Dergleichen Urtheile sind für die Urheber der Gemälde zwar nicht sehr schmeichelhaft; allein man muß das Publikum bei allen Enden anfassen, wie der Franzose sagt.

So geht es ohne Unterlaß einige Stunden lang fort, und es werden manchmal in dieser kurzen Frist mehrere tausend Franken zusammengebracht und ein halbes Hundert Gemälde in Umlauf gesezt. Fangen die leidenschaftlichen Liebhaber an, heftig anzubeißen und einander zu überbieten, so ziehen die eigentlichen Krämer sich weislich zurück und überlassen den Wettstreit den Privatleuten, die das Geld nicht so hoch achten, als sie. Krämer verlieren selten ihre Fassung, und sprechen nur dann ein Wort mit, wenn sie ungefähr sicher sind, daß sie das Anzukaufende wieder an den Mann bringen können; dennoch begehen sie zuweilen Mißgriffe. Am schlimmsten werden die religiösen Gemälde behandelt, wenn sie nicht von einer Meisterhand herrühren. Für diese hält es schwer, Käufer zu finden, besonders seit Karl X. mit seinen Geistlichen nicht mehr regiert. Manche gehen zu einem Spottpreise an kleine Krämer ab, welche Hoffnung haben, sie einmal an eine Kirche mit einigem Vortheil wieder anzubringen.

Die Preise, wozu die Gemälde in den Versteigerungen aufgetrieben werden, sind bei weitem kein Maßstab, um ihren relativen Werth zu bestimmen. Man urtheilt zu oft nach dem ersten Eindruck; ein mittelmäßiges Gemälde von glänzendem Ansehen steigt zuweilen zu einem hohen Preise, wogegen bessere, aber wenig ins Auge fallende nur schlechte Aufgebote erhalten. Auch hat jedes Land seine Lieblingskünstler, deren Werke, besonders so lange die Urheber leben, sehr gesucht und theuer bezahlt werden. Außer Landes haben diese aber nur einen geringen Werth. Neuere Gemälde werden überhaupt besser versteigert als ältere, weil die Darstellungen mehr dem Geschmacke und Geiste der jetzigen Welt entsprechen.

Einige Gemäldeversteigerungen werden in Paris am Abend gehalten; man sezt dann vor die an den Tischen sitzenden Krämer Unschlittlichtchen, und es sieht possierlich aus, wie sie, während die Gemälde vor ihnen vorübergehen, mit den Kerzchen vor denselben hin- und herfahren und in einer halben Minute den Werth, den das Gemälde für sie haben kann, bestimmen. Solch eine schnelle Beurtheilungskraft ist immer ein Gegenstand des Erstaunens für mich gewesen. Bei den Abendversteigerungen, besonders im Hotel Bullion, finden sich auch wohl Diebe ein und entwenden den Krämern und besonders den Liebhabern, während sie mit gespannter Aufmerksamkeit ein vorübergehendes Gemälde beschauen, ihr spanisches Rohr, ihre Uhr oder ihre Brieftasche, und zwar mit einer solchen Behendigkeit, daß, wenn der Liebhaber wieder an Vorsicht denkt, Dieb und Gestohlenes verschwunden sind. Dies erregt einen augenblicklichen Tumult; allein der Commissaire priseur lenkt bald die Aufmerksamkeit des Publikums wieder auf den Verkauf. Wahrscheinlich sind der Diebe immer zwei, wovon der eine behende stiehlt und, während er das Gemälde mit anschaut, einem Kameraden das Gestohlene einhändigt, ohne seine Stellung zu verändern; dieser entfernt sich nun leise mit der Beute. Hätte der Bestohlene Verdacht auf einen Nachbar und wollte ihn zur Untersuchung ziehen, so würde er mit Beschämung seinen Irrthum eingestehen und den in Verdacht Gezogenen noch obendrein um Verzeihung bitten müssen. Das Beste ist also, Niemand zu beschuldigen und die Lehre zu benutzen, um vorsichtiger zu werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Zustand des Handels im Jahr 1830.

Alles dies ging auf einmal und schnell in die Höhe wie ein Bretergerüst, im Geleit von vermehrten Ausgaben und

grenzenlosem Luxus. Paris wurde mehr denn je das moderne Babylon, wo man mit vornehmem Bedauern und Achselzucken auf die armen, zurückbleibenden Provinzen blickte. In Lyon wird man sich immer erinnern, wie verächtlich und höhnend die Pariser Herren von unserm engen Rechnen und Sparen sprachen; ja, wenn wir so ihren Luxus, ihre Paläste, ihr asiatisches Schwelgen, ihre Equipagen u. s. w. sahen und damit unsere bescheidenen Wohnungen, unser bürgerliches Leben, desgleichen die Mühe und den Fleiß verglichen, die wir anwenden müssen, um ein Geschäft ordentlich zu führen und zu betreiben, so kamen wir uns selbst ärmlich vor und beneideten jene Glücklichen, die an der Quelle saßen und die das Schicksal in Allem begünstigte. Nun kamen aber die Juliustage und ihre Folgen; eine fürchterliche Krisis erschütterte in der Hauptstadt alle bedeutenden Häuser, mehrere große fielen sogar, während unsere Fabrikanten und Kaufleute zwar litten, aber doch ihr Kredit nicht erschüttert wurde und keiner fallirte. Ohne die Staatspapiere und die Pariser Stocksjobberei würde die Juliusrevolution, die fast bei allen Völkern des civilisirten Europas Wiederhall und Nachahmung gefunden hat, ohne bedeutenden und lange dauernden Einfluß auf den Handel im Allgemeinen und auf den Lyoner Handel insbesondere geblieben seyn. Nach dem ersten Erstaunen und der ersten Unruhe hätte man Vertrauen zu der neuen Ordnung der Dinge gefaßt, und der Handel im Großen wäre wieder in sein altes Gleis zurückgekehrt; nur der Handel im Kleinen, d. h. der Absatz nach Paris, hätte einen Augenblick gestockt wegen der Veränderung in der politischen Lage und in den Vermögensumständen so vieler dortigen Familien. Dies ist aber im Grund von geringer Bedeutung für uns, wenn nur der Handel in's übrige Frankreich und in's Ausland gut gegangen wäre. Es ist also wohl nicht zu verwundern, daß Lyon wegen der angegebenen Ursachen nicht gut auf Paris zu sprechen ist, und sich gern ganz von dessen Einfluß losmachen möchte. Hierzu kommen bei Vielen die Erinnerungen aus Napoleons Zeit, der bekanntlich einmal drauf und dran war, Lyon zur Hauptstadt des Reichs und zum Sitze der Regierung zu erheben.

Indessen muß doch Eins bemerkt werden, was ziemlich merkwürdig und im Ausland wenig bekannt ist. Die Juliusrevolution und ihre Folgen hatten einige Monate lang gar keinen nachtheiligen Einfluß auf unsere Industrie und unsern Handel. Als die Juliusordonnanzen hier bekannt wurden, hörte alle Arbeit auf, denn es war voraus zu sehen, daß Unruhen oder Umwälzungen dieser Maßregel folgen würden. Niemand konnte deren Bedeutung und Dauer vorhersehen; aber schon einige Tage hernach, als die Revolution gemacht war und die neue Regierung auf gutem Grund und Boden saß, fingen die Arbeiten wieder an und wurden rüstig fortgesezt. Seitdem waren unsere Seidenfabriken in voller Thätigkeit, und Bestellungen kamen aus allen Gegenden an: aus Deutschland für die Herbstmessen, aus England, aus Nord- und Südamerika. Im August vorigen Jahres waren selbst nicht genug Webestühle da, und der Arbeitslohn stand sehr hoch. Erst gegen das Ende Septembers und in den folgenden Monaten, als alle Bestellungen abgeschickt waren, kamen nicht viel neue an, woran die Aufstände in Belgien, Deutschland, Polen, Rußland, der Schweiz und Italien Schuld waren. Dies war jedoch keineswegs beunruhigend, denn die Magazine standen leer und konnten während einiger flauen Monate mit neuen Waaren gefüllt werden; einige Artikel mangelten ganz. Dadurch wurde es den großen Fabrikanten leicht, ihre besten Webstühle auf eigene Rechnung zu beschäftigen und ihre Magazine mit besonders schönen, neumodischen und frischen Waaren zu füllen, die zwar nicht immer vortheilhaft verkauft werden, dafür aber den großen Vortheil gewähren, Käufer anzuziehen und Bestellungen für Lyon zu gewinnen, die außerdem nach Faverges, in die Schweiz oder nach Deutschland, besonders nach Crefeld gegangen wären. Abgesehen von der Seidenfabrikation ließ sich von den andern Industriezweigen Lyons sagen, daß sie seit mehreren Jahren nicht so bedeutend gewesen sind, wie bald nach der Juliuskatastrophe. Die Vergolder, Drahtzieher, Possamentirer, Hutmacher und dergleichen hatten alle Hände voll Bestellungen, konnten nicht Arbeiter genug finden und erhöhten ihre Preise.

Wenn aber Jemand darum glauben wollte, die Arbeiter seyen zufrieden gewesen und haben sich mit ihrem Loos begnügt, der würde den Reiz und die Ansteckungskraft revolutionärer Bewegungen bei gleicher Sinnesart verkennen. Im Kleinen wiederholte sich schon im September, was in Paris geschah, aber aus einem ganz andern Grund. Dort that's der Hunger und die Nahrungslosigkeit, hier hingegen war's nur die Lust, sich wichtig zu machen und noch bessere Bedingungen zu erhalten; denn damals fehlte es uns, wie gesagt, noch gar nicht an Arbeit und alle Hände waren beschäftigt. Indessen hatten damals die Bewegungen unserer Arbeiter noch gar keinen ernsten Charakter angenommen und es war leicht, ihnen zu begegnen und sie unschädlich zu machen, denn im Grunde erkannten sie selbst das Unstatthafte ihrer Forderungen und die Unmöglichkeit, darauf einzugehen. Sie verlangten hauptsächlich Viererlei. Es sollte ihr Arbeitslohn erhöht, dagegen die Masse ihrer Arbeit vermindert, der Gebrauch der Maschinen untersagt und die fremden Arbeiter weggewiesen werden. Die Bestimmung des Arbeitslohns hängt aber nicht blos vom Willen der Fabrikherrn und Arbeiter ab, sondern richtet sich nach mehreren Umständen, die beide nicht in ihrer Gewalt haben. Gibt es Arbeit in Menge, so steht es nicht bei dem Herrn, die Erhöhung des Arbeitslohns zu verhindern; wenn aber die Bestellungen abnehmen, so muß sich der Arbeiter nothwendig geringern Lohn gefallen lassen. Arbeit wird immer nur in dem Maaß verlangt, als von außen Waaren verlangt werden. Der Fabrikherr muß arbeiten lassen, wenn er Bestellungen erhält; erhält er aber keine, so gibt es keine Gewalt in der Welt, die ihn zwingen könnte, mit Verlust blos für seine Magazine arbeiten zu lassen. Wenn die Arbeiter eine Verringerung ihrer Arbeit fordern, so kommt dies einer Erhöhung ihres Arbeitslohns gleich; sie wollen künftig für weniger so bezahlt seyn, wie ehemals für mehr. Gleich unmöglich ist die Unterdrückung von Maschinen. Durch sie und durch die Ersparung von Menschenarmen soll es dem Fabrikanten möglich werden, den Preis der Waare geringer zu stellen. Zerstörte oder untersagte man sie, so würden dadurch die Kosten der Fabrikation, mithin der Waaren erhöht, und durch ihren hohen Preis wird ihr Absatz schwieriger oder ganz unmöglich. Sollte durch die Nichtanwendung der Maschinen der Waarenpreis wieder gesteigert werden, so müßte sie allgemein seyn und sich auf alle Länder erstrecken. Es wäre Unsinn, in Frankreich zu zerstören oder nicht zu verwenden, was in England und in Deutschland verwendet wird. Nimmt man aber auch an, der Gebrauch der Maschinen könnte in allen Ländern zugleich verhindert werden, so würde ein anderer Nachtheil daraus entstehen: die Fabrikate würden schnell wieder auf den Preis steigen, den sie ehemals hatten und der allen Unbemittelten ihre Anschaffung unmöglich machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Januar 1832.

Sieht man, wie sie sich sperren, ihre ansehnlichen Personen auf eigenen Füßen von einem Ort zum andern zu tragen, so sollte man nicht anders meinen, als es seyen lauter Edelleute.

Lesage.

Für deutsche Fußreisende in Frankreich.

Die Engländer haben bekanntlich im Allgemeinen einen entschiedenen Widerwillen gegen Fußreisen, und machen sich daher auch nicht die besten Begriffe von jedem, der am Wanderstab auf den Straßen ihres Landes einherzieht. Wenn sie dieß thun, so möchte man eine Entschuldigung dieser wunderlichen Antipathie gegen die natürlichste Art des Fortkommens in dem großen Geldreichthum der Nation finden. Daß aber auch die Franzosen in diesem Punkte ganz gleich mit den Engländern denken, ist eine wirklich auffallende Erscheinung. Zunächst sollte man wohl in der ihnen eigenthümlichen Rührigkeit einen Grund zu abweichenden Ansichten in dieser Beziehung suchen. Doch diese Beweglichkeit des französischen Volkes verläugnet sich, so wie es auf mehr als ganz gewöhnliche körperliche Anstrengung abgesehen ist, vorzüglich wenn sein Ehrgeiz hiebei nicht auf die eine oder die andere Weise seine Rechnung findet. Indessen ist Frankreich, im Vergleich mit England, geldarm zu nennen; ja es herrscht sogar in dem deutschen Mittelstande größerer Reichthum, als in den nemlichen Klassen der Bevölkerung Frankreichs. Troß dem aber hat die Masse der französischen Nation eine so gewaltige Abneigung gegen alles Reisen zu Fuße, daß sogar die ärmeren Glieder derselben, Handwerker u. s. w., wenn sie reisen müssen, lieber zu dem kostspieligen öffentlichen Fuhrwerk ihre Zuflucht nehmen. Die Deutschen weichen in dem berührten Punkte von beiden Nationen ab. Nicht allein die weniger bemittelten Klassen unter ihnen beleben als Fußwanderer die Straßen ihres Vaterlandes, sondern auch so mancher Deutsche, der sich mit Bequemlichkeit einen Platz in der Postkutsche kaufen könnte, hält es für räthlicher, zu Fuß durch das Land zu pilgern, dessen Sitten und Gebräuche er kennen lernen will. Daher macht denn der deutsche Fußreisende, dem die bewegten Bilder der Heerstraßen seines Vaterlandes vor den Augen schweben, eine ganz eigenthümliche Erfahrung, wenn er die französischen Landstraßen betritt. Er glaubt sich hier mitunter in eine Wüste versezt, so menschenleer findet er alles. Die wenigen einheimischen Fußreisenden, die ihm in den Wurf kommen, gehören nur den untersten Ständen an; es sind gewöhnlich Hausirer, Bettler u. s. w. Es gehört sogar zu den Seltenheiten, wenn man einen anständig gekleideten Eingebornen sieht, welcher sich mit höchst eigenen Füßen nach einem ganz in seiner Nähe liegenden Ort begibt. Auch der französische Bauer läßt sich in einem so schwierigen Fall von seinem Klepper entweder ziehen oder tragen. Der Fußwanderer kann daher oft Stundenlang auf einer route royale, mit welchem Ausdrucke nur die größern Heerwege in Frankreich bezeichnet werden, marschiren, ohne auf einen mit ihm in gleicher Verdammniß schwebenden Gefährten zu stoßen. Diese Oede findet man nicht allein in dem innern Lande, sondern sogar, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, in der Nachbarschaft von Paris selbst. — Doch das unbehagliche Gefühl, sich

so allein auf einem großen Wege zu sehen, wird noch auf verschiedene Weise gesteigert. Jeder leidlich gekleidete Fußreisende erregt nämlich als ein solcher die Aufmerksamkeit aller Einheimischen, deren Blicken er sich darbietet. Sie sehen ihn mit neugierigen, ja oft bedenklichen Augen an, wundern sich, wie man sich so gut tragen kann, und doch eine solche Art des Reisens gewählt hat, und geben durch ihr ganzes Benehmen zu verstehen, daß sie die Sache nicht für ganz richtig halten, indem vielleicht nicht die lautersten Gründe den Fremden zu dieser Pilgerschaft bestimmt haben möchten. Außerdem kann sich der Wanderer darauf verlassen, daß er von jedem ihm in den Weg kommenden Gensdarmen angehalten und nach allen Regeln der Polizeiwissenschaft ausgefragt wird, auch wenn seine ganze äußere Haltung noch so sehr für ihn spricht. Wenn er auch ein solches Examen nicht zu scheuen braucht, so hat die Sache doch in mancher Beziehung ihr Unangenehmes. Abgesehen davon, daß die Brieftasche hervorgeholt und der Paß herausgenommen werden muß, mißfallen den meisten Menschen Untersuchungen, welche von Polizeiwegen ermitteln, ob man nicht vielleicht ein entsprungener Delinquent sey. Die Aufmerksamkeit der französischen Gensdarmen ist übrigens außerordentlich zu nennen. Sie lassen keinen Fußreisenden, vorzüglich wenn er sich auf irgend eine Weise durch seine Tracht bemerkbar macht, ohne Anfrage vorüber gehen. So wie sich nur ein solcher Ritter der gallischen Hermandad in der Ferne zeigt, mag der Wanderer sofort nach seinem Passe greifen; er kann versichert seyn, daß er ihn bald brauchen wird. Diese Scene wiederholt sich während eines Tagmarsches mehrere Male. Doch muß man es diesen Wächtern der öffentlichen Sicherheit lassen, daß sie ihr Geschäft auf's Höflichste abzumachen verstehen. Der Fremde hat stets mit verständigen und in ihrer Art gebildeten Leuten zu thun. Ein unnöthiges, willkührliches Chikaniren, wie es sich der Reisende so oft in andern europäischen Staaten gefallen lassen muß, hat er ebensowenig von ihnen, als von den übrigen Polizeibehörden des Landes zu befürchten. — Außer den Gensdarmen sind es die schwerfälligen Diligencen und der stets im Galopp vorübereilende Kourier, welche noch einiges Leben in die Einsamkeit der französischen Landstraßen bringen. Sogar die in Deutschland so gewöhnlichen Miethkutscher fehlen hier, da sich die Reisenden ausschließlich der beiden genannten Arten von Fuhrwerk bedienen. — Es ist unter diesen Umständen kein Wunder, wenn die Regierung selbst manche Einrichtungen vernachläßigt, welche man in andern Ländern zum Vortheil der Fußwanderer zu treffen pflegt. Die Landstraßen sind unter andern in Frankreich nicht so regelmäßig mit Bäumen eingefaßt, wie dieß in den meisten Gegenden Deutschlands der Fall ist. Man sieht zuweilen auf langen Strecken auch nicht einen grünen Zweig am Rande des Weges. Sogar in der Nähe der Hauptstadt hat man noch Gelegenheit, Bemerkungen dieser Art zu machen; unter andern gibt die Straße von Meaux nach Paris die schlagendsten Beweise, wie wenig die Franzosen einen Begriff von den Annehmlichkeiten haben, welche wohlgezogene Alleen den zwischen ihnen Hinziehenden gewähren. Ferner fehlt es selbst auf den routes royales an regelmäßig angebrachten Ruhebänken. Ebenso ist es eine Seltenheit, an den Trennungspunkten der Straßen Wegweiser zu finden. Die öffentlichen Fuhrwerke, so nimmt man in Frankreich an, werden von einem des Weges kundigen Postillon geleitet, der Eingeborne weiß Bescheid, der Fremde, welcher sich zum Fußreisen herabläßt, ist keiner Berücksichtigung werth, er mag sehen, wie er durchkommt. Sogar da, wo in der Nähe von Paris die Hauptstraßen des Reiches auslaufen und sich von einander scheiden, vermißt man die Wegweiser.

Wer sich jedoch durch alle bis daher erwähnte Uebelstände in seinem Vorsatz, Frankreich zu Fuß zu durchziehen, nicht irre machen läßt, wird sich manchen Gewinn verschaffen, auf welchen diejenigen Reisenden Verzicht leisten müssen, welche, wie es gewöhnlich geschieht, an einem Grenzort den Postwagen besteigen und ihn nicht eher als bei ihrer Ankunft in Paris verlassen. Alles zwischen diesen Punkten gelegene Land mit seinen Bewohnern ist für sie wie nicht vorhanden. In dieser Beziehung steht der zu Fuß Pilgernde gegen sie im augenscheinlichen Vortheil. Er kommt durch die Art seines Reisens in die vielfachsten Berührungen mit den Eingebornen, und lernt nicht allein die Bewohner der Städte, sondern auch die der Dörfer kennen. Wir wollen einige hierher gehörige, aus der eigenen Erfahrung entnommene Bemerkungen machen, die uns sowohl von allgemeinem Interesse, als auch von besonderem Nutzen für jeden, Frankreich zu Fuß durchziehenden Landsmann zu seyn scheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Politiker.

(Fortsetzung.)

Stafford fiel ohnmächtig in meine Arme, und ich suchte ihn wieder zu sich zu bringen. Als er seine Besinnung wiedergefunden hatte, drückte er heftig meine Hand; er war leichenblaß und hörte meine Worte mit der vorgefaßten Ueberzeugung, daß ein Gefäß in seiner Brust verletzt sey, schweigend an; zugleich zeigte aber die leise Bewegung seines Kopfes, daß er an meinen Trost nicht glaubte. Ich wußte, daß seine Besorgniß ungegründet war, und bemühte mich, sie ihm zu benehmen; dieß gelang mir jedoch erst in Folge einer umständlichen anatomischen und pathologischen Dissertation, in welche er mit Neugierde einzugehen schien. Ich bewies ihm, daß der

Bau seiner Brust und der helle Klang seiner Stimme jede Furcht der Art beseitigen müssen, beleuchtete mit der umständlichen Genauigkeit eines Professors die wahrscheinlichen Ursachen jenes Zufalles, der ihn so sehr beunruhigt hatte, und sagte ihm die anzuwendenden Heilmittel. Als ich aufhörte, schien er wie aus einem schweren Traume zu erwachen. Ich hatte ihm einen Aderlaß gerathen. „Gut,“ rief er, „öffnen Sie mir jezt gleich eine Ader.“ Ein neuer Beweis von der Heftigkeit dieses schnell entschlossenen Mannes. Ich erfüllte seinen Wunsch, und nach einigen Tagen der Ruhe war er wieder hergestellt. Eine der vorzüglichsten Segnungen der Heilkunde ist unstreitig die Kunst, den Schrecken zu heilen. Es ist ein glückliches Gefühl, ein seltener Genuß, die erschütterte Einbildungskraft eines Menschen zum heitern Leben und zur Hoffnung zurückzuführen, das Gespenst des Todes von seinem Krankenlager wegzubannen und gleichsam mit Zauberkraft sein Vertrauen zur Vorsehung und die dem Menschen nöthige Geisteskraft wieder zu wecken.

Aber wie schwer hielt es, Staffords moralische Kräfte im natürlichen Gleichgewicht zu erhalten, da dieses stets durch Ueberreizung und innere Unruhe verrückt wurde. Stets unzufrieden mit seiner Lage, strebte er rastlos, sich daraus zu reißen; aber das Lesen einer Zeitschrift war oft hinreichend, ihn den gefährlichsten Zufällen auszusetzen. Wie viele Mitbewerber! wie viele Nebenbuhler! wie viele Feinde! Die Furcht vor dem Tode gesellte sich dann zu allen übrigen Besorgnissen dieses Mannes der Politik; und wenn ich mich bemühte, ihm begreiflich zu machen, daß seine Bangigkeit, statt seine Gesundheit zu befestigen, nur seine Tage verkürzen werde, entgegnete er mit scheinbarer Gelassenheit: „Nein, nein, sehen Sie nur, mein Gemüth ist ruhig, ich denke an nichts, meine Verstandeskräfte schlummern.“ Während er aber so sprach, sah man seine Augenbraunen sich gewaltsam zusamenziehen; seine Gedanken arbeiteten unwillkührlich fort. Unglücklicher Stafford! „Bei mir ist Stillstand,“ fuhr er fort. „Die Dummköpfe schreiten vorwärts, und die lüsterne Begierde ringt um die Palme. Wer sich nur einen Augenblick vom Schauplatze entfernt, der ist vom Publikum vergessen. Meine Plane sind groß, sie sind nützlich. Sich gedulden, hieße sich die Marter des Tantalus auferlegen! Und jener einfältige Mensch, der mich in den öffentlichen Blättern mit seinem Gespötte verfolgt! Tolle Epigramme, unverschämte Karrikaturen! Die Pairs sind mir nicht gewogen; ich bin aus dem Volke .... Wenn ich aber einst zur Macht gelange, wird auch das Volk mich hassen. Welche Existenz! Nur eine steinerne Seele, ein Körper von Erz, können das ertragen ....“ — „Und wenn Sie so fortfahren,“ fiel ich ein, „werden Sie unterliegen, ich schwöre es Ihnen.“ Er antwortete mit einem ungläubigen Lächeln und nahm eine Zeitung in die Hand, in welcher er mit Bleistift einige gegen ihn gerichtete Stellen anzeichnete, die er widerlegen wollte. Der Bleistift drehte sich schnell zwischen seinen krampfhaft zuckenden Fingern; sein unstäter Puls gab hundert Schläge in der Minute; ich nahm Bleistift und Zeitung und warf beides weit hin auf den Tisch. „Sie sind ein verlorner Mann, wenn sie nicht den Muth haben, zu fliehen. Der Zufall, welcher Sie neulich so sehr beängstigte, wird wiederkehren; Sie müssen auf das Land: werfen Sie Ihr politisches Joch von sich, vergessen Sie Ihre Plane, oder ich stehe für nichts.“ — „Wohlan, es sey! Ich will es thun. Meine Feinde werden es benutzen, mein Leben wird einen Rückschritt von zwei Jahren thun; aber Sie fordern es von mir: ich gehorche.“

Er reiste ab; aber nach acht Tagen hatte dieser folgsame Mann schon eine starke Flugschrift geschrieben, um die Angriffe seiner Gegner zu beantworten. Ich verzweifelte, ihn jemals zu kuriren. Indessen bemeisterte sich glücklicherweise eine neue Leidenschaft seines Herzens, und gewährte ihm die Zerstreuung, deren er so sehr bedurfte. Die älteste Tochter eines edlen Pairs, dessen Besitzungen an Staffords Landhaus angrenzten, hatte ihm Liebe eingeflößt. Ein junger Oberst war sein Nebenbuhler in seinen Ansprüchen auf die Hand der schönen Emma. Diese kleine Intrike war anziehend genug, um den Mann der Politik einige Zeit zu fesseln und ihn von den Ideen abzubringen, welche sein Unglück und seine Lust zugleich waren. Doch bald wurde sein Lieblingshang auf seltsame Weise in den Bereich seiner neuen Leidenschaft gezogen. Emma's Bruder war Mitbewerber bei den Wahlen seines Bezirks; Stafford bestieg die Hustings; seine Beredtsamkeit gewann die Majorität der Schwankenden und Schwachen unter den Wählern, und die Hand der schönen Emma wurde der Preis seines Siegs. (Die Forts. folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Heilmittel für Weltelend.

Durch Vertheurung der Waaren würde die Konsumtion bedeutend verringert werden, und mit ihr Fabrikation und Arbeit. Was hülfe das aber den Arbeitern, die dann weniger beschäftigt würden? Wenn diese aber verlangen, daß man ihr Leben erleichtere und ihnen die Möglichkeit eines bequemern Daseyns verschaffe, so leitet sie dabei ein sehr richtiger Instinkt, denn dies sind wir ihnen schuldig und es ist auch möglich. Es müssen ihnen materielle und moralische Verbesserungen werden. Jene gehen besonders aus zweierlei hervor: aus der bedeutenden Verringerung, wenn nicht gänzlichen Aufhebung der Abgaben, die auf den einfachsten und unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen, auf Salz, Wein, Fleisch u. s. w. lasten, und aus der Aufhebung der Privilegien und Monopole, die der Industrie großen Eintrag thun. Unsere jezige Regierung sollte nicht vergessen, daß sie aus dem Volk hervorgegangen ist, um für das Volk zu handeln und zu wirken, das früher ganz verabsäumt wurde; sie sollte nicht vergessen,

daß Sparsamkeit — die früher eine Tugend war — jezt zur unerläßlichen Nothwendigkeit geworden ist. Für die Massen kann nicht so gut gesorgt, sie können nicht so leicht bedacht und belohnt werden, als Individuen. Die einträglichen Stellen der Präfekten, Souspräfekten, Steuereinnehmer u. s. w. sind nur für Wenige, und lange nicht immer für die Würdigsten, sondern nur für die, welche sich am besten vorzudrängen, sich die besten Empfehlungen auf allen möglichen Wegen zu verschaffen wissen. Für die große, unvermögende und arbeitende Masse muß durch große Sparsamkeit und Ordnung in der Verwaltung gesorgt werden, desgleichen durch bedeutende Verringerung der Gehalte, wodurch allein die Hauptsache für den Unbemittelten, die Verminderung der Steuern und Auflagen, möglich wird, und durch diese wohlfeileres und leichteres Leben. Damit ist aber noch lange nicht Alles gethan. Die moralische Verbesserung muß mit der materiellen gleichen Schritt halten; sie kann aber nur von Erziehung, Unterricht und religiöser Aufrichtung des Volkes ausgehen. Damit sieht es aber bekanntlich in Frankreich und besonders hier unter den Arbeitern schlimmer aus, als in irgend einem Lande; von ihrer Unwissenheit, sittlichen Verdorbenheit und Rohheit machen Sie sich in Deutschland keinen Begriff. Wenn Sittenbilder aus diesem Schmutzleben nicht zu unrein wären, um in diesen Blättern eine Stelle zu finden, so würde ich mir Höllen-Breughels Pinsel wünschen, um alles Grelle und Schreiende ausdrücken zu können. Ich fürchte aber die mißbilligenden Blicke und die drohenden Finger Ihrer Leserinnen, vor denen ich immer, wie sich's für einen Deutschen gehört und gebührt, großen Respekt gehabt habe.

Die französischen Journale, die sich keine Gelegenheit entgehen lassen, nachtheiliges Licht auf Deutschland zu werfen und über dortige Ereignisse zu spotten, haben auch die Unruhen in Hamburg und die gehässigen Scenen des Pöbels gegen die dortigen Juden benuzt, um schöne Phrasen daran zu knüpfen. Mit dem Tadel jener Scenen hätten sie nun zwar ganz Recht gehabt; wenn sie aber ihren Pöbel und ihre Arbeiter in Paris als Muster anführen, so ist dies gar lächerlich. Der deutsche Pöbel hat noch keine Kirchen zertrümmert, geplündert und verwüstet, keine heiligen Zeichen mit Füßen getreten, wie der Pariser. Hier in Lyon sind aber auch in der neuesten Zeit Exzesse gegen Juden vorgefallen, die eben keinen günstigen Begriff von der französischen Civilisation geben, welche jene Journale so hoch preisen und für andere Nationen als Muster darstellen. In der Straße Gavet hatte das jüdische Haus Frank einen Laden eröffnet und verkaufte da au prix fixe, was bisher in Lyon nicht geschehen war. Gleich in der ersten Woche kamen eine Menge Arbeiter und kleine Krämer herbei und drangen in den schönen und elegant geschmückten Laden, wo schon der Neuheit und Billigkeit wegen eine Menge Käufer versammelt waren. Alle mußten hinaus; man packte sogar die Damen beim Aermel und drängte sie fort. Dabei fielen eine Menge rohe Schimpfworte gegen die Franks. Als endlich alle Käufer fort waren, ging's über die Waaren, Spiegel, Lampen und schöne Möbeln her. Das Meiste wurde unter entsezlichem Schreien und Schimpfen zerstört. Die Polizei rührte sich erst, als die Scene wiederholt wurde; denn die Subalternen waren gewonnen. Unser hiesiges Journal du commerce machte sich eine Pflicht daraus, den Angriff auf Franks Laden und seine Familie gut zu heißen, denn es sey im Interesse — des Handels. Die Justizbehörden aber waren, nachdem sie Franks Klage so viel Hindernisse als möglich in den Weg gelegt hatten, doch gezwungen, anders zu erkennen. Schade, daß dabei so viele Schuldige straflos ausgegangen sind. Dies ist aber unvermeidlich da, wo die Behörden gegen die Arbeiter nicht kräftig aufzutreten wagen. Dies hat sich seit einem Jahre schon bei vielen Gelegenheiten gezeigt. Wenn sich diese Leute nur zusammenrotten und schreiend vor das Stadthaus ziehen, so sind sie gewiß, ihr Begehren erfüllt zu sehen, wenn es auch weder billig, noch verständig wäre. So ging es im vergangenen Juni, so ging es im September und Oktober. Dies ist auch ein Schlüssel zur Erklärung der neuesten Ereignisse, auf die wir nächstens zurückkommen werden.

(Schluß des ersten Briefs.)

Bologna, December.

Politische Stimmung.

Als der General Grabowsky den Bolognesern die Wache ihrer Stadt anheimstellte, sagte er, auf das päbstliche Wappen deutend: „So lange dieses hier hängen bleibt, kommen wir nicht wieder.“ Die Deutschen werden wieder kommen, ruft man jezt mahnend, wenn ihr nicht gescheider zu Werke geht, wenn ihr in eurem Thun und Lassen kein Maaß haltet. — Pah, entgegnet man, das werden sie nicht! Wer rührt denn das päbstliche Wappen an? — Ich sage, die Deutschen und nicht die Oesterreicher, weil die Italiener so sagen und weil es mir noch nicht eingefallen ist, Oesterreich zu verläugnen, so sehr auch diejenigen unter uns schreien, welche es sich in ihrer guten Meinung angelegen seyn lassen, unser polypisches Vaterland zu zerstückeln, in der Absicht, es freier und lebendiger zu machen. Die Deutschen werden wieder kommen! ruft man hundertmal; jedoch vergebens! Die, welche zu diesem Ruf Anlaß geben, glauben es nicht, und doch sollten sie aus Erfahrung klug geworden seyn; allein was gilt Erfahrung? beim Menschen, beim nachdenkenden Individuum, bisweilen etwas, bei den Menschen nichts. Unsere Stadt befindet sich in einem Zustande, den man einzig in seiner Art nennen könnte, wenn es unter der Sonne etwas Neues gäbe. Ich will mich nicht darauf einlassen, ihn zu schildern, will nicht Mosaik pflastern, will auch nicht das beschreiben, was sich so eben hier zugetragen, zur großen Betrübniß fast aller Einwohner. Da man hier nicht weiß, wer eigentlich regiert, so weiß man auch nicht, wem man ausschließlich gehorchen soll; daher beträgt sich Jedermann nach eigenem Gutdünken, d. h. ein Prozent thut, was ihm eben einfällt, und Tausende lassen geschehen. Leztere machen die träge Masse, den Teig aus, der sich geduldig kneten läßt, und jenes Prozent ist der Sauerteig, nöthig, um die Masse in Gährung zu bringen, um sie zu heben, später aber ein Ding, das zu beseitigen man sehr wohl thut. Hier darf Alles geschrieben, gedruckt und, was noch seltener in dieser seltsamen Welt, angeschlagen und angeheftet werden; Alles! Evviva! Da wird nun gedruckt und angeschlagen an Säulen und Straßenecken, täglich, und zwar das bunteste in das Bunteste führende Zeug. Die Schäfte der Säulengänge sind beinahe das, was bei den Alten die Stäbe waren, um welche sie ihre Manuskripte rollten. Die Blätter, in die man sie wickelt, spielen eine bedeutende Rolle, und besprechen nicht allein Staatsangelegenheiten, sie lassen sich auch über Persönlichkeiten aus; auch Privatleute werden in dieser skandalösen Chronik bei dem Namen genannt und mit Fingern auf sie gezeigt. So lange man nur die Säulen und Straßenecken predigen läßt, hat es noch nicht viel zu bedeuten; aber auch die Steine auf der Straße und Mordgewehre sprechen zu lassen, das geht zu weit, und grausam lächerlich ist es, vier Regimenter Bürgergarde unter'm Gewehr dem Treiben von Wenigen, die nur Dolche führen und auf leere Taschen pochen, furchtsam zuschauen und zuhören zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 6.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Januar 1832.

— Diese äußern Weisen der Betrübniß
Sind Schatten blos vom ungesehnen Gram,
Der schweigend in gequälter Seele schwillt.

Shakespeare.

Der Politiker.

(Fortsetzung.)

Zehn glückliche Jahren verflossen; Stafford war der unentbehrliche Mann des Parlaments geworden. Seine positiven Kenntnisse, seine Schnelligkeit im Arbeiten, der Glanz seiner Rede, die Geschicklichkeit und der feine Takt, womit er die schwierigsten Debatten zu lenken wußte, seine geistreiche Ironie, alles fesselte die Aufmerksamkeit des Parlaments, wie der Minister. Troß seiner vielen Geschäfte, war er mir immer ein treuer Freund geblieben, und ich ließ es, meiner Seits, an der sorgfältigsten Pflege seiner schwächlichen Gesundheit nicht fehlen. Eines Sonnabends erhielt ich gegen Abend folgendes Billet von ihm:

„Ich schreibe Ihnen in größter Eile, um Sie dringend zu bitten, morgen hieher zu kommen; die Ursache werden Sie schon erfahren. Sie müssen mir den ganzen Tag schenken; Ihre Gegenwart ist äußerst wichtig. Ich erwarte Sie zum Frühstück. Lady Stafford darf nicht wissen, daß ich an Sie geschrieben habe; thun Sie, als wären Sie uneingeladen gekommen."

Ihr aufrichtiger Freund
Stafford.

Ich bat einen Freund, meine Krankenbesuche auf einen Tag zu übernehmen, und bestieg eines Sonntags im Juli am frühen Morgen mein Pferd, um mich nach dem, in der Nähe von London gelegenen Landhaus meines Freundes zu begeben. Es war eine der schönsten Zierden der Ufer des majestätischen britanischen Stromes. Alles schlief noch, als ich ankam; ich besuchte den Park und die Gärten. London schien mir ein unerträgliches Gefängniß im Vergleich mit den grünen Laubgewölben, unter denen ich wandelte. Mit Wonne athmete ich die balsamischen Düfte, welche Blumen und Gräser verbreiteten; eine seltene Lust, welche wir unglücklichen Städter immer mit Leidenschaft genießen. Lange verweilte ich an dem Ufer des Flusses und sah dem Anschlagen der Wellen zu. Wie ist es möglich, dachte ich bei mir selbst, daß Stafford in einer so friedlichen Einsamkeit, an einem so reizenden Orte, im sichern Besitze eines großen Vermögens und einer geliebten Frau, sich so ganz den Wechselfällen des Ehrgeizes hingeben mag? Kann das Blendwerk der Macht nur den kleinsten Theil dieses häuslichen Glückes aufwiegen? Wie kann man für einen unsichern, mit so vieler Bitterkeit versezten Genuß so dauernde, so wahre Freuden hingeben?

So stand ich in Nachdenken versunken, da schlug mir Stafford mit einem seiner Handschuhe auf die Schulter. „Doktor, ich danke Ihnen; Sie sind ein gütiger Freund." — „Bester Stafford, sagen Sie mir, ich bitte, welche Ursache . . . ." — „Stille! . . . . davon später." Lady Stafford stand an einem offenen Fenster und konnte uns hören. „Welch bezaubernder Aufenthalt," rief ich aus. „O! ein wahres Eden!" entgegnete Stafford mit ironischer Gleichgültigkeit. „A propos, Lord*** soll ja

aus dem Ministerium getreten seyn.“ — „Ja, dieß Gerücht verbreitete sich gestern Abend.“ — „Wird sein Nachfolger schon genannt?“ — „Lord ***, sagt man, soll es werden.“ Er schwieg, wischte sich die Stirne und schien nachzusinnen. Wir traten ein. Schön und reizend, wie an ihrem Hochzeittage, stand Lady Stafford vor uns. Bewunderungswürdig war die Grazie der leichten Gestalt, verbunden mit der edlen Würde der Frau. Entzückt und zugleich tief ergriffen fragte ich mich, was der glückliche Stafford in der Welt noch mehr verlangen könne, als von diesem Engel geliebt zu seyn. Auch er liebte seine Frau, doch nur mit einem vom Ehrgeiz gefolterten Herzen.

Bei dem Frühstück schien Stafford zerstreut; seine Antworten waren kurz und hastig, eine schwere Last schien ihn zu drücken. Lady Emma, welche zuweilen einen kummervollen Blick auf ihn geworfen hatte, stand auf und trat an das Fenster. „Welch schöner Morgen!“ sprach sie. „Und welch wundervolle Aussicht!“ sezte ich hinzu. „Ich verstehe, ich errathe Euch beide,“ sagte Stafford. „Ihr möchtet mich in die Idyllenwelt versetzen, um mich von der Politik abzubringen.“ — „In Deiner Politik gibt es zu viele Wölfe,“ entgegnete lächelnd Lady Emma; „es ist eine traurige Schäferei.“ — „Ja,“ erwiederte Stafford in gleichem Tone, „ich weiß wohl, daß es Dir lieber wäre, ich beschäftigte mich mit Elegien, wie Lord Roscommon, sentimentalen Angedenkens.“ Hierauf deklamirte er mit gefälligem Anstande eine Stelle aus jenen Elegien; aber die Ironie, welche in Ton und Ausdruck durchblickte, zeigte, wie wenig seine eigenen Gefühle mit denen des Dichters im Einklang standen. Indessen rief die Glocke zum Gottesdienste, und die junge Frau, deren seelenvolle, sanfte Physiognomie einen geheimen Kummer nicht verbergen konnte, verließ uns. — Ich blieb allein mit meinem alten Universitätsfreunde, sehr begierig, die wichtige Angelegenheit, weßhalb ich hier war, die Ursache seiner melancholischen Zerstreuung und des geheimnißvollen Wesens gegen seine Frau zu erfahren.

„Lieber Doktor,“ hob er an, nachdem wir uns in den Park begeben hatten, „seit vielen Jahren besitzen Sie mein volles Vertrauen. Sie werden dasselbe gewiß nie mißbrauchen.“ — „Zählen Sie ganz auf mich; wovon handelt es sich?“ — „Ich werde heute Abend um sieben Uhr Ihres Beistandes bedürfen.“ — „Ein Duell! ist es möglich? Sie, mein Freund?“ — „Sie werden mir meine Bitte doch nicht abschlagen? Nein, gewiß nicht! Keine Kinderei, Doktor; es muß seyn, meine Ehre gebietet es. Der berühmte Wundarzt G*** ist bereits benachrichtigt; Sie werden ihm im Fall der Noth beistehen, aber hauptsächlich nur als mein Freund dabei erscheinen. Wenn mir ein Unglück widerfahren sollte, darf es meine Frau nur durch Sie erfahren; aus Ihrem Munde wird Sie gewiß am liebsten einige Worte des Trostes vernehmen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Für deutsche Fußreisende in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Jedem Fremden fallen bei seinem Eintritt in Frankreich die vielen in den Dörfern an der Landstraße befindlichen Häuser auf, welche mit der Aufschrift paradiren: On loge ici à pied et à cheval. Die meisten dieser Gebäude sind so beschränkt, daß man sie kaum zur Aufnahme von zweibeinigen, geschweige denn von vierbeinigen Kreaturen geeignet halten möchte. Ueberdieß scheinen sie in ihrer ganzen Haltung sehr wenig für das leibliche Wohl des sich ihnen Anvertrauenden zu versprechen. Indessen lasse sich der Reisende, den Müdigkeit oder die einbrechende Nacht hindern, eine Stadt zu erreichen, und der manche gleichgültige Bedürfnisse ohne Opfer fahren lassen kann, nicht abhalten, sein Heil mit ihnen zu versuchen. Er wird finden, daß er die deutschen Dorfwirthshäuser in vielfacher Beziehung nicht mit diesen on loge ici u. s. w. verwechseln darf. Zunächst überrascht den Fremden, welcher in diese leztern einkehrt, die hier herrschende Reinlichkeit; die Haltung aller Gegenstände, welche sich seinem Blicke darbieten, bringt diese günstige Wirkung hervor. Der Fußboden ist mit rothgebrannten Fließen oder weißem Estrich belegt. Schon dieser Umstand gibt den Zimmern ein vortheilhaftes, nettes Aussehen. Die deutschen Bauerwohnungen haben gewöhnlich bretterne Fußböden. Diese Bretter können nur mit mühevoller Aufmerksamkeit in einigermaßen sauberem Zustande erhalten werden. Auch macht der Gebrauch, so wie die zu feuchte oder zu trockene Luft ihre Oberfläche nach und nach uneben und holperig. Allen diesen Uebelständen sind die Fließen und der Estrich nicht im gleichen Grade unterworfen. Man kann sie höchst bequem durch Fegen und Waschen stets wie neu erhalten. Ueberdieß pflegt der Franzose dem Aussehen der Fließen noch dadurch zu Hülfe zu kommen, daß er sie von Zeit zu Zeit mit einer rothen Farbe übertüncht. — Die Luft in diesen Dorfstuben ist gewöhnlich sehr rein. Der gemeine Franzose hält, aus Angewöhnung, mehr als der gemeine Deutsche auf die Reinheit der ihn umgebenden Atmosphäre. Das milde Klima seines heimischen Bodens unterstüzt ihn hierbei auf das Thätigste. Der deutsche Landmann gewöhnt sich durch die gebietende Strenge seines Winters so sehr an verschlossene Zimmer, daß er auch bei günstiger Jahreszeit die Angewöhnung nicht aufgibt. Da der Franzose außerdem das Vergnügen nicht kennt, welches eine schmauchende Tabakspfeife dem deutschen Bauer

gewährt, so bleibt seine Wohnung von so manchen unbehaglichen Dünsten frei, welche den Aufenthalt in den Stuben des leztern mitunter unerträglich machen. — Auch das Bett, welches der französische Dorfwirth dem Gaste anweist, empfiehlt sich in der Regel durch reinliche Haltung. Es besteht aus Matratzen und leichten, den Körper bequem umhüllenden Wolldecken. Man denke hierbei an die widerlichen, schwer lastenden Federbetten, wie man sie oft auch in den bessern Gasthäusern einzelner Gegenden Deutschlands antrifft. — Wenn der Reisende nicht zu große Ansprüche macht, so befindet er sich in diesen ländlichen Hotels auch ganz wohl in Bezug auf Alles, was Leibes Nahrung und Nothdurft angeht. Der wärmere Boden Frankreichs gewährt seinen Bewohnern Produkte von besserer Art und in größerer Fülle, als es das kältere Deutschland vermag, so daß es auch der Haushaltung einer französischen Dorfherberge nicht an Mitteln zu fehlen pflegt, um auf eine mehr als nothdürftige Weise den Appetit des Einkehrenden zu stillen. Was dem Gast aber im einzelnen Fall in dieser Beziehung abgehen möchte, ersezt ihm die Freundlichkeit seiner Wirthsleute. Sie lassen es sich von dem ersten Augenblicke an, wo sich der Fremde bei ihnen einstellt, angelegen seyn, allen seinen Wünschen zuvorzukommen; sie bemühen sich, ihn zu unterhalten und bezeugen durch ihr ganzes Benehmen, daß er ihnen willkommen ist. Auch in diesem Punkte möchte Deutschland im Durchschnitt gegen Frankreich im Nachtheil stehen. Wie viele unmanierliche Wirthe lernt der Reisende nicht allein in den kleinern, sondern auch in den größern Gasthäusern Deutschlands, vorzüglich in den nördlichen Theilen, kennen. Es ist auch auffallend, wie sehr man die hier angedeuteten Eigenthümlichkeiten der französischen Dorfherbergen zum Nachtheil geändert findet, so wie man in die deutschen Provinzen Frankreichs, z. B. das Elsaß, kommt. Wohnung, Bett, Behandlung des Fremden, kurz alles ist hier schlechter. — Man möchte einen Widerspruch zwischen der oben gemachten Bemerkung, daß die französischen Landstraßen so wenig von Fußreisenden besucht werden, und dem Umstande finden, daß die an ihnen gelegenen Dörfer so viele kleinen Gasthäuser von der eben beschriebenen Art aufzuweisen haben. Es würde daher die Frage ganz an ihrer Stelle seyn, wie die Inhaber dieser Gehöfte zu ihrer Rechnung kommen. Um sich die Sache zu erklären, muß man wissen, daß dieses Beherbergen von Fremden für die Hausbesitzer nur eine Nebensache ist, indem sie größtentheils ihre Existenz durch eine andere, solidere Lebensbeschäftigung begründet haben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Umtriebe der St. Simonisten.

Jezt werden die St. Simonisten, über welche man lange gespaßt hat, wichtige Leute; sie bilden schon eine Sekte, einen politischen Verein, eine philosophische Schule und vielleicht noch mehr. Kurz, man fängt an, sie zu fürchten und ihr Daseyn für gefährlich zu halten. Es heißt, die Regierung sehe die Nothwendigkeit ein, der Verbreitung dieser halb geistlichen, halb politischen Sekte Schranken zu setzen und ihrem Treiben Einhalt zu thun; es fragt sich aber, ob sie dazu befugt ist. Freilich würde man in einem despotisch regierten Staate nicht so lange im Zweifel stehen; man würde einen Soldatentrupp gegen sie ausschicken und sie gewaltsam verjagen oder aufgreifen lassen. Aber eine Regierung, welche die bürgerliche Freiheit zu achten und Rechenschaft von ihrem Betragen abzulegen hat, darf nicht so übereilt verfahren. Sie muß erst wohl überlegen, ob die in ihrer Freiheit angetasteten Bürger nicht befugt sind, vor Gericht öffentlich Genugthuung für die ihnen angethane Unbilde zu fordern. Man sieht übrigens aus dem Beispiele der St. Simonisten, wie die Menschen an äußern Formen hängen, und wie gut sich ihre Trägheit mit der Unterwürfigkeit unter jede Oberherrschaft verträgt. So lange der St. Simonismus nichts war als eine bloße Theorie im Fache der politischen Weltweisheit und Staatsökonomie, blieb er wenig beachtet und fand wenig Anhänger; sobald er aber anfing, zwischen obern und untern Mitgliedern Unterschied zu machen, Gehorsam zu fordern, kirchliche Gebräuche und Satzungen einzuführen, stellten sich eine Menge von Liebhabern ein, die zu dieser neuen Sekte gehören wollten. Die St. Simonisten vermehrten sich bedeutend; sie bekamen Gelder und Mittel, ihren Zweck auszuführen. Ich meldete neulich, sie könnten ihre Zeitung le Globe nicht mehr fortsetzen und forderten zu Unterstützungen auf; allein der Globe selbst hat uns bald eines Bessern belehrt: nicht um die Kosten dieses Journals zu bestreiten, sondern um es unentgeldlich vertheilen zu können, sprach man die Philanthropen um Beisteuern an, und in der That ist seitdem das Blatt in großer Menge unentgeldlich ausgetheilt worden. Neulich kündigte dasselbe an, bisher seyen die St. Simonisten beim Lehren stehen geblieben, aber jezt werden sie ihre Theorie in's Werk setzen und auf's Wohl der arbeitenden Klasse direkt einwirken. Sie scheinen wirklich Anstalten zur Anlage von zwei kleinen Vereinen in Paris getroffen zu haben, worin wahrscheinlich das gemeinschaftliche Zusammenlegen der Güter und das Zusammenarbeiten ausgeführt werden soll, damit der Gewinnst nach Maßgabe der Mühe und des Verdienstes vertheilt werde. Es ist Schade, daß man nicht schon jezt den Erfolg einer solchen Anstalt sehen kann. Auch glaube ich schwerlich, daß diejenigen, die sich zu dieser Gemeinde gemeldet haben, viel mehr einlegen können, als ihren guten Willen und ein Paar tüchtige Arme; jedoch nennt man einige Personen, welche aus inniger Ueberzeugung von dem edeln Zwecke des St. Simonismus ihr Vermögen, oder doch einen beträchtlichen Theil desselben geopfert haben. Nun sollte auch die hierarchische Ordnung in der neuen Sekte eingeführt werden. Schon von Anfang an wurde dieselbe hauptsächlich von zwei Personen geleitet, wovon der eine Bazar, der andere Enfantin heißt; da man ihre Namen nie von einander trennte, so glaubten manche Leute, es sey nur ein Oberhaupt vorhanden, das sich Bazar-Enfantin nenne; denn so wurden die beiden Namen stets vereinigt. Allein dies geschah aus Grundsatz: die beiden Namen sollten nämlich die

Vereinigung zweier Prinzipien darstellen, der Intelligenz, glaube ich, und der Arbeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bologna, December.

(Fortsetzung.)

Italienische Gallomanie.

Die Erfahrung lehrt, wohin es kommt, wenn nur die Schreier sprechen, nur die Renomisten handeln; allein wer lernt von der Erfahrung? hie und da ein Greis, wenn er schon auf dem Rande des Grabes wandelt, und stirbt er, so stirbt sie mit ihm. Geschichten über Geschichten sind geschrieben worden seit Jahrtausenden, und was beschreiben sie? stets dieselben Leidenschaften, dieselben Vergehen, dieselben Fehler. Warum appelliren jezt so viele Deutsche und Italiener an die Franzosen? Ebenfalls, weil sie die Erfahrungen ihrer Väter nicht geerbt haben. Sie könnten sie aber lesen! Das thun sie vielleicht auch; sie denken sich aber ihr Bestes dabei, oder vielmehr ihr Liebstes. Botta hat seinen Landsleuten geschrieben, was sie von den Franzosen zu erwarten haben. Seine Geschichte wird erst dann ganz gewürdigt werden, wenn es nicht mehr Zeit ist, der Zeit angemessene Lehren daraus zu ziehen. Wäre sie minder schön, nicht wie ein erhabener Gesang geschrieben, seine Landsleute würden sie nicht einmal lesen. Sie beschuldigen Botta der Partheilichkeit, gerade weil er unpartheilisch ist und sich über das leidenschaftliche, in Faktionen zertheilte Publikum hinaussezt. Da sie ihn aber lesen, wie ist es möglich, daß sie sich wieder hinter das Licht führen lassen wollen? Sie machten heuer ihre Revolution, weil sie den Franzosen glaubten. — „Den Franzosen? — der Propaganda, wollen Sie sagen.“ — Nein, den Franzosen. Hunderttausend Freunde eilen uns über die Alpen zu Hülfe! schrieben die armen Getäuschten an die Mauern, als sie vor den Oesterreichern fliehen mußten. Sie flüchteten sich darauf nach Frankreich, und da sahen sie ihre Freunde. Sie wurden von ihnen mit Ironie aufgenommen, darauf mit Kälte, ja selbst mit Härte behandelt, ja sogar mißhandelt. Ihren Führern allein wurde ein leidliches Stück Brod administrirt, eher um denselben die Mäuler zu stopfen, als aus wahrer Theilnahme. Sie kamen daher so bald als möglich in ihre Heimath zurück, wo sie durch ihre Erzählungen alle Gemüther gegen die Franzosen aufs Aeußerste empörten. Botta ward nun auf einmal als ein hellsehender Patriot verehrt, schrecklich wurde gegen Frankreich losgezogen in Gesprächen, in Reden, Sonnetten, Canzonen, Oden und langen Gedichten. Eine Ode, Schrei Italiens bei dem Falle Warschaus, in Alfierischer Begeisterung aus dieser Aufwallung hervorgegangen, wird, da sie unsterbliche Strophen enthält, von dieser momentanen Aufwallung zeugen, welche mir gleichwohl nur als ein augenblickliches Schmollen vorkam. Ich täuschte mich nicht. An den Säulen und Ecken wurde alsbald wieder so zu Gunsten der Franzosen gepredigt, daß es kurze Zeit darauf den Meisten gar nicht unnatürlich schien, als man, um dem flüchtigen Vicini (Präsidenten der aufgelösten Union) zu unterstützen, ein französisches Stück in französischer Sprache im Teatro del Corso gab. Einige Griechen, welche es als unanständig und unzeitig auspfiffen, galten für ungezogene Leute. Mehrere andere Vorstellungen zu Gunsten der flüchtigen Patrioten waren schon gegeben worden; es wundert mich, daß man Trauerspiele Alfieri's dazu wählte und keine französischen Erhabenheiten in französischer Sprache. Bei den italienischen Armseligkeiten denke ich immer unwillkührlich an die unsrigen. Wir haben mit den Italienern so Vieles gemein, auch das Erniedrigendste, die Gallomanie. Ehemals gingen unsere Barone nach Paris, um sich den Modeschnitt ertheilen zu lassen und um auf die Bühne daselbst eine lächerliche Person mehr zu bringen; jezt wallfahrten unsere jungen Antibarone dahin, wahrscheinlich auch, um sich einen Schnitt nach französischem Muster geben und sich in dem von dort ausgehenden wunderlustigen Lustspiele hudeln zu lassen. Wahrlich, die Geschichten der Deutschen sind eine Geschichte zum todtlachen!

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Auf einer Kreisbahn rollt
 Dahin ein mächt'ger Wagen,
Und reiche Ladung wird
 Vom Wagen fortgetragen;
Er läuft in Einem Rad,
 Die Speichen sind von Stein,
Die Achse zieht Magnet:
 Sie muß theils eisern seyn.

Das Rad ist unsichtbar,
 So wie des Wagens Drehen,
Doch in des Wagens Bild
 Ist auch das Rad zu sehen;
Lang rollt der Wagen fort,
 Und kommt er auf der Bahn
Zum Anfangspunkt, so tritt
 Er sie von Neuem an.

Da tanzt und jubelt wohl
 Die Ladung, halb lebendig,
Und, wie der Wagen selbst,
 Bewegt und unbeständig;
Platz ist genug darauf,
 Da könnte Friede seyn,
Doch ist des Zankes viel
 Und unvernünft'ger Pein.

Der Wagen rollt jedoch,
 Um Zänker unbekümmert;
Kracht auch sein Bau, so wird
 Er doch nicht leicht zertrümmert;
Dampfwagen ist er wohl,
 Doch treibt der Dampf ihn nicht;
Frachtwagen ist er wohl,
 Doch ziehn ihn Pferde nicht.

Des Triebwerks feinen Bau
 Hat noch kein Mensch gesehen;
Die Seile, die ihn ziehn,
 Kein Seiler mag verstehen;
Die Dichter sagen wohl,
 Daß ihn die Liebe rollt:
Wo kommt der Haß denn her,
 Der auf dem Wagen grollt?

J. G. M.

Berichtigung.

In der ersten Strophe des Gedichts: Ein Flüchtling von G. Schwab, lese man: Der Blick, aus Licht und Nacht gezeugt, statt: Der Blick, aus Luft und Nacht gezeugt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 7.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. Januar 1832.

Die Manieren der Franzosen sind angenehm, aber einförmig, und das unveränderliche Richtmaaß des guten Tons nimmt ihnen vollends alle Mannigfaltigkeit.

Frau v. Staël.

Für deutsche Fußreisende in Frankreich.

(Beschluß.)

Der französische Landmann ist im Durchschnitt geldarm; er benutzt daher gern jede Gelegenheit, welche ihm zu baarem Gelde verhilft. Viele Anwohner der Heerstraßen halten daher immer ein Paar Betten u. s. w. für gelegentlich einsprechende Fremde bereit, um sich hiedurch einen kleinen Gewinn an klingender Münze zu verschaffen. Das oben angeführte on loge ici u. s. w. ist das Wahrzeichen der Herbergen dieser Art. Uebrigens gibt es in den französischen Dörfern auch ein größeres eigentliches Wirthshaus, die Auberge.

Alle deutsche Reisende, welche sich nicht scheuen, zur Vermehrung ihrer Menschenkenntniß den französischen Landmann an seinem eigenen Herde aufzusuchen, werden einen bedeutenden Unterschied zwischen ihm und seinem Bruder in Deutschland finden. Der deutsche Landmann ist gewohnt, seinen Sonntag, und auch wohl einen Theil der Werkeltage in der Schenke zuzubringen. Das tumultuarische Leben, welches hier Spiel, Tanz und Trunk hervorbringen, behagt ihm; er setzt sich über die Ausgaben weg, mit welchen er die sich ihm darbietenden Genüsse erkauft. Ganz anders verhält es sich mit den französischen Dorfgemeinen. Weder die Auberge, noch irgend ein anderes Wirthshaus im Dorfe ist in dem Sinne der Tummelplatz der Bewohner, wie dieß mit den deutschen Dorfschenken der Fall ist. Auch der Landmann in Frankreich begründet durch seine Lebensweise die Wahrheit des Nationalliedes: où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille. Er hält sich gern zu Hause; für die tobenden Freuden, welche den deutschen Bauer in die Schenke locken, hat er keine Empfänglichkeit. Am deutlichsten treten diese unterscheidenden Merkmale zwischen deutscher und französischer Sitte am Sonntag in den Dörfern Frankreichs hervor. Eine heitere Ruhe herrscht an diesem Tage in ihnen; niemals hört man die gellende Musik, mit welcher die deutschen Landvirtuosen ihr Publikum auf dem Dorftanzboden zu entzücken pflegen. Die Bewohner sind reinlicher als gewöhnlich geschmückt, doch mehr für sich, als für andere; sie bleiben an dem eigenen Herd, oder vergnügen sich in einem nachbarlichen stillen Verkehr. — Man kann nicht umhin, diesen Eigenschaften des französischen Landmannes Beifall zu zollen. Sie gründen sich zunächst auf die der Nation angeborne Mäßigkeit in allen auf Essen und Trinken bezüglichen Genüssen, und dann auch auf die nationellen Begriffe vom Schicklichen. Wer den gemeinen Mann in Frankreich näher kennen gelernt hat, wird wissen, wie wenig derselbe den lauten Aeußerungen von Freude und anderer ihr verwandten Empfindungen zugethan ist, wie man sie oft in Deutschland, und nicht immer in den niedrigsten Reihen der Gesellschaft bemerkt. Es kann sich daher schon aus diesem Grunde das Zusam-

menleben der französischen Landleute nicht so gestalten, wie man es bei den Deutschen sieht. Außerdem aber scheut der gemeine Franzose die Ausgaben, welche durch ein solche Lebensweise nöthig würden. Er ist, wie schon oben bemerkt wurde, geldarm und daher auch sparsam, fast geizig. Er kann sich nicht, wie der Deutsche, im Ganzen reichere Landmann entschließen, die langsam zusammengebrachte Baarschaft leichtfertig und auf eine Weise auszugeben, die an sich schon seinem innern Sinne nicht zusagt.

Der Politiker.

(Fortsetzung.)

Ich schwieg und stand wie vernichtet. Stafford aber fuhr in stolzem, empfindlichem Tone fort: „Nun, mein Lieber! wenn ich mich vielleicht geirrt habe, da ich Sie meines Vertrauens werth hielt, so sagen Sie es. Es steht ganz bei Ihnen; nur muß ich bemerken, daß dieser wichtige Dienst eines Freundes nicht unwürdig scheint, zumal da es der erste ist, den ich je von Ihnen verlangt habe .... Sie wollen also nicht?“ — „Nein — nein, glauben Sie das nicht. Aber, lieber Freund, haben Sie an Ihre Kinder, an Lady Stafford gedacht?“ — „Ich habe an alles gedacht; es ist unvermeidlich ....“ — „Aber wenn ....“ — „Ich bin übrigens an der Sache nicht schuld. Lord Porden, der junge, unbärtige Pair, der alberne Geck, hat sich unterfangen, mich im Parlamente einer Lüge zu zeihen. Die Sarkasmen, mit denen ich seine Unverschämtheit rügte, donnerten ihn nieder. Er schickte mir eine Ausforderung, und ich kann sie nicht ablehnen. Glauben Sie übrigens ja nicht, daß ich mir aus diesem Gange ein Fest mache. Es ist traurig genug, von der Kugel eines elenden Wichtes, eines Spielers, eines Dummkopfes zu fallen. Niemand fühlt das besser, als ich. Ueberdieß ist er ein geschickter Pistolenschütze; er hat noch jedesmal seinen Mann getroffen.“ — „Was Sie sagen, ist fürchterlich!“ — „Arme Emma! die Hand eines unsinnigen Thoren, der in der Welt nur Uebles stiften kann, wird Dich zur Wittwe machen! .... O meine Kinder! ....“ Er machte eine Bewegung mit der Hand nach seiner Stirne, um den Ausbruch seiner Thränen zu verbergen. „Als ich meine Emma heirathete, sagte ich ihr, sie werde das Schicksal eines Mannes theilen, der zu langer, peinlicher Marter verurtheilt sey; der Ehrgeiz habe meine Lebensbahn mit Dornen, mit Kummer und Schmerz, mit eitlen Hoffnungen bezeichnet. Diese Prophezeihung hat sie nicht zurückgeschreckt .... ich habe sie unglücklich gemacht!“ — „Also heute Abend?“ — „Heute Abend. Ich erwarte nur noch Lord Alcock, meinen Sekundanten; er sollte schon hier seyn. — Nun! was haben Sie beschlossen?“ Schweigend drückte ich ihm beide Hände. Sein Puls ging regelmäßig; ich sagte es ihm. „Desto besser!“ rief er aus, „um so ruhiger wird meine Hand seyn. Uebrigens muß ich mich selbst darüber wundern, denn ich habe die ganze vorige Nacht über der Durchsicht der Korrekturbogen meiner großen Rede und über meinem Testamente durchwacht. A propos! haben Sie Lord Williams lezte Rede gelesen? Welche Unverschämtheit! Es ist ganz der nämliche Sinn, es sind die nämlichen Bilder, ja fast die nämlichen Worte, wie in meiner Rede, die ich vor drei Jahren über denselben Gegenstand gehalten. Sie antworten nicht? Muth, Muth, lieber Doktor! Warum so niedergeschlagen? Seyn Sie überzeugt, es wird Alles gut gehen!“

Ich war in peinliche Betrachtungen über diesen Zweikampf versunken, welcher das Leben eines Mannes, wie Stafford, in die Hand eines albernen Gecken legte. Welche Tollheit, sein Leben gleichsam auf gerade oder ungerade gegen einen Schurken auf's Spiel zu setzen! Nichtsdestoweniger sprach Stafford mit gewohnter Leichtigkeit und Unbefangenheit weiter, als ein mit Staub und Schweiß bedeckter Kourier am Gitter vom Pferde stieg und dem Kammerdiener eine ministerielle Depesche überreichte. Stafford erbrach eilig das Siegel, las und reichte mir das Schreiben hin. Der Premier-Minister bot ihm ein Portefeuille an und drang auf augenblickliche Antwort. Der Brief war aus Whitehall, und der Kourier hatte Befehl, ohne sich aufzuhalten, Staffords Antwort auf das Schleunigste zurückzubringen.

„Das fehlte noch! In dem Moment, wo ich das ersehnte Ziel erreiche, wo mir der schöne Lohn meiner langen Bemühungen verheißen wird, muß ich — welche Pein! mein Leben enden! Freund, kann man mehr Unglück haben?“ Röthe und Bläße wechselten auf seinem Gesichte; schrecklich war sein innerer Kampf. Während er die offizielle Depesche krampfhaft zwischen den Fingern zusammendrückte, schiffte eines der Boote vorüber, auf welchen am Sonntage die kleinen Bürgersleute von London nach den Lustorten in der Umgegend fahren. Die lärmende Freude der lustigen Krämer, deren beschränkter Geist sich nie über die Angelegenheiten ihres Gewerbes erhebt, bildete einen schneidenden Kontrast mit der Verzweiflung eines Mannes, der der glücklichste in England hätte seyn können. Dieser Anblick entriß ihm die Aeußerung: „Sehen Sie die einfältige Bande? Wie vergnügt die Menschen sind! O ihr glücklichen Dummköpfe!“

Wir begaben uns nun auf Staffords Bibliothek. Er sezte sich, stüzte die Ellbogen mit geballten Fäusten auf den Tisch, hob seine Augen gen Himmel und sprach: „Was ist zu thun? Soll ich verzichten, ausschlagen? ... Meine ganze Zukunft verscherzen, keine Früchte erndten von so vieler Mühe und Arbeit? ...“ — „Bitten Sie den Minister um Aufschub.“ — „Er würde nicht darauf

eingehen." — „Gestehen Sie ihm offen Ihre Verlegenheit." — „Ich sollte gleichsam Beistand von ihm erbitten? Nein, er würde seine Friedensstifter auf den Kampfplatz senden, und meine Ehre wäre auf ewig verloren! Es ist zum rasend werden!" — „Ersuchen Sie ihn nur, bis Abends neun Uhr auf Ihre Entscheidung zu warten; während dessen kann sich noch alles glücklich fügen." — „Gnädiger Herr," sprach der eintretende Bediente, „der Kourier sagt, er könne nicht länger warten, er habe die strengsten Befehle. „Zum Teufel mit dem Kourier! Er muß warten .... Nur eine Minute; hier ist die Antwort."

Er befolgte meinen Rath, indem er um die erwähnte Frist bat. Bald darauf trat Lord Alcock, sein Sekundant, in das Zimmer; ein alter Krieger, dem das mörderische Spiel des Zweikampfes eine angenehme Unterhaltung war; Stafford stellte uns gegenseitig vor. „Guten Morgen, lieber Stafford. Ich bedaure, daß ich aus solcher Veranlassung Sie besuchen muß. Sie werden hoffentlich diesem impertinenten Lord eine tüchtige Lektion geben. Nicht wahr? Zwei, drei kleine Argumente von Blei werden ihn wohl überzeugen." — „Sie haben Recht, es ist dieß die einzige Beredtsamkeit, die in seinem bleiernen Gehirn Eingang findet. — Haben Sie Alles vorbereitet?" — „Alles. Auf sechs Schritte! O Sie schießen ihn sicher nieder." — „Auf sechs Schritte!" rief ich; „das ist ja ein wahrer Mord!" — „Unsere beiden Schädel werden dem Teufel zufahren," sagte Stafford; „ich möchte doch in keiner so schlechten Gesellschaft reisen." — „Pah! vielleicht fehlen Sie beide." — „Fehlen, auf sechs Schritte?" — „Warum nicht? Wenn man sich so nahe gegenüber steht, zittert wohl zuweilen die Hand. Eine steinerne Bildsäule könnte bei solcher Gelegenheit Nervenzucken bekommen." — „Lieber Alcock, scherzen Sie nicht. Haben Sie es wirklich so ausgemacht?" — „Ja doch, auf Ehre! Sechs Schritte, oder sechzig, darauf kommt es nicht an. Wenn man eine Ehrensache auszumachen hat, ist das alles Eins." — „Ist Ihnen nicht eben ein Kourier begegnet?" fragte Stafford nach einigem Zögern. „Ja wohl. Ich hielt ihn für einen Kourier aus dem Ministerium. Stehen Sie vielleicht in Verbindung mit dem Minister, dem Sie vor zwei Jahren im Parlament so übel mitgespielt haben?" — „Ja, ja; es wurde mir ein Ministerium angetragen, und der Kourier, welchem Sie so eben begegneten, war der Ueberbringer der Nachricht." — „Teufel! und gerade in dem Augenblick, wo Sie sich schlagen sollen! Wunderbar! Ihr Ruhm, Ihre ganze Zukunft .... Wahrhaftig, wäre ich an Ihrer Stelle, ich könnte den Verstand verlieren." — „Es ist ein grausamer Schlag, lieber Alcock." — Der Sekundant ging mit großen Schritten auf und ab, während Stafford mit merklicher Gemüthsbewegung einen Zusatz in sein Testament niederschrieb. „Könnte ich doch diesen kleinen Lord unter vier Augen bekommen; ich wollte dem Gecken vorläufig etwas zu bedenken geben. Herzlich sollte mich das freuen. Aber unter den jetzigen Umständen ist das nicht möglich."

Stafford lächelte zu diesem charakteristischen Monolog. Unterdessen war Lady Stafford aus der Kirche gekommen; wir mußten sie zu täuschen suchen und gaben vor, alle drei bei einem meiner Freunde zum Mittagessen eingeladen zu seyn. „Zum Mittagessen?" fragte Lady Stafford verwundert. „Ihr Anzug scheint mir mit einem solchen Vorhaben im Widerspruch zu stehen." — Nicht minder strafte unser trüber Ernst unsere Worte Lügen. „Liebe," sprach Stafford mit scheinbarer Ruhe und Gleichgültigkeit, „es ist nur ein Diner de garçons." — „Ich sollte doch meinen, Du seyst verheirathet," erwiederte seine Frau. — „Ja; das heißt, es werden nur Männer dabei seyn."

Er umarmte Lady Stafford, und zwei engelschöne Töchter hingen an seinem Halse. Die Gewalt, welche sich Stafford anthun mußte, um seine innere Bewegung nicht zu verrathen, brach mir das Herz. „Kehre nicht zu spät zurück, mein Freund," sagte Lady Stafford. — „Sobald ich kann, liebe Emma." — „Doch nicht später als eilf Uhr, nicht wahr?" — „Nein, nicht später." — Mit zitternder Stimme hatte er diese lezten Worte gesprochen. In der That, wenn seine Frau ihn um eilf Uhr nicht wiedersah, war es aus mit ihm. Als er schon im Wagen saß, sprang ihm eine seiner kleinen Töchter nach und rief, so laut sie konnte: „Vater, darf ich auch auf Dich warten? Nicht wahr, Du erlaubst, daß ich mit der Mutter aufbleibe, bis Du wiederkommst?" — „So fahre doch zu, Kutscher!" rief er mit Donnerstimme, dann warf er sich in die Ecke des Wagens, und eine Fluth von Thränen entstürzte seinen Augen. Armer Stafford! — Lord Alcock betrachtete ihn mitleidig und sprach: „Muth, Stafford! fassen Sie sich! so geht es nicht, so kann es nicht gehen. Was würden unsere Freunde sagen? Geschwinde, trocknen Sie Ihre Thränen; Sie sind ein Mann!" — „Eben darum schäme ich mich nicht zu weinen." Er erholte sich bald, und seine Rührung schien düsterer Ergebung Platz zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

St. Simonistische Religionsstreitigkeiten.

Ein Jahr lang vertrugen sich die beiden Namen recht gut zusammen; allein ein unglücklicher Zwist spaltete den Dualismus. Enfantin, als der Geschicktere oder Schlauere, stieß seinen Gefährten vom Stuhle des Oberhauptes. Dies

wurde in einer feierlichen Versammlung durch mystische Worte ausgedrückt, wie denn überhaupt seit einigen Monaten die Sprache des St. Simonismus sich zum Mystischen neigt. Es hieß, man habe die Nothwendigkeit eingesehen, das Hauptprinzip des St. Simonismus zu vereinfachen; Vater Enfantin (denn diejenigen, die das Kommando führen, haben den Titel Vater angenommen) habe allein den Stuhl des Oberhauptes eingenommen, er habe sich aufgestellt; Vater Bazar ziehe sich in die Einsamkeit zurück, um seinen Geist zu sammeln und nachzudenken. Dies wurde mit vieler Erbauung angehört. In derselben Sitzung stellte Vater Enfantin auch einen Industrievater vor, nämlich den Olinde Rodrigues, welcher das Materielle der Gesellschaft leiten sollte, indeß sich Vater Enfantin, den man scherzweise den Pabst der St. Simonisten nennt, blos mit dem Geistigen befassen wollte. Die Leute gingen ganz erbaut aus der Sitzung weg, worin diese großen Umwälzungen und Geburten angekündigt wurden, und der Globe theilte am folgenden Tage die Verhandlungen sehr umständlich der Welt mit; aber schon Tags darauf kam der Zwiespalt ans Tageslicht. Vater Bazar meldete in ebendemselben Blatte, er ziehe sich keineswegs in die Einsamkeit zurück, um sich zu sammeln, was eben so viel sagen wollte, als: Vater Enfantin, ihr habt den Zuhörern etwas aufgebunden. Auch protestirte ein Häuflein angesehener St. Simonisten, das heißt solcher, welche zum sogenannten Collège gehören, also Priester der neuen Sekte sind, feierlich gegen das Geschehene, das heißt gegen die Absetzung der einen Hälfte des Oberhauptes und gegen das monarchische, ja man könnte sagen, das despotische Verfahren Vater Enfantins. Der Globe nannte diese Herrn Protestanten, so daß also nun schon zwei Kirchen vorhanden sind, eine orthodoxe und eine zweite, welche die erste nicht dafür gelten lassen will. Es war vorherzusehen, daß es am folgenden Sonntage in der öffentlichen Versammlung stürmisch hergehen würde, und so geschah es auch. Es fand sich da ein junger Redner, welcher mit Gewalt alles hersagen wollte, was er, nicht auf dem Herzen, sondern auf der Brust hatte; er rief, es müsse heraus aus der Brust. Allein er wurde ausgepfiffen; es entstand ein großer Lärm, und die sogenannte religiöse Sitzung endigte wie die Aufführung eines schlechten Stückes im Theater. Alle diese Vorfälle waren eben nicht geeignet, den St. Simonisten große Achtung zu verschaffen. Man scherzte viel über den leeren Sessel, welchen man neben dem Vater Enfantin bei der letzten Sitzung hatte stehen sehen, und welcher, wie ein Redner sagte, noch die Frau erwartete, die da kommen sollte, um das Oberhaupt zu ergänzen (vermuthlich ist Vater Enfantin noch Junggeselle, oder seine Frau, wenn er eine hat, wird nicht als des Sessels würdig anerkannt, und diese Ehre bleibt einer andern, und zwar einer starken Frau vorbehalten). Durch die Vorfälle in Lyon bekam aber der St. Simonismus ein sehr ernsthaftes Ansehen. Bekanntlich haben sie Missionäre in die Provinzialstädte gesandt, unter andern auch nach Lyon. Diese wenden sich hauptsächlich an die arbeitenden Klassen, denn der Geist dieser Gesellschaft ist Arbeit und Thätigkeit; nur diese gelten bei ihr. Müßiggang und Unthätigkeiten soll ganz verbannt werden. Folglich hatten die St. Simonistischen Missionäre besonders den Tagelöhnern und Fabrikarbeitern gepredigt, und als nun neulich die Handwerker einen Aufruhr verursachten, wie man vielleicht keinen noch erlebt hat, indem sie eine Woche Herren und Meister in der Stadt waren, so behaupteten einige Leute, dies sey eine Wirkung der Predigten der St. Simonisten. Diese haben den Arbeitern vorgestellt, wie schlecht die arbeitende Klasse berathen sey, und wie alle Vortheile und Annehmlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft sich den müßigen Reichen zuwenden. Dadurch, meinten sie, sey die Unzufriedenheit dieser Leute zur Verzweiflung und Wuth gestiegen.

(Der Beschluß folgt.)

Bologna, December.

(Beschluß.)

Sänger und Tänzer.

Da ich auf das Theater zu sprechen kam, sprechen wir lieber vom Theater. Jede Stadt in Italien hat eine Zeit im Jahre, wo ihr Opernhaus di Cartello wird, d. h. wo gewöhnlich ein Paar oder mindestens Ein Sänger von Ruf gedungen werden, und wo nebst der Oper auch Ballett gegeben wird. In Bologna ist diese Jahrszeit der Herbst bis zum Advent. Vor einem Jahre sangen hier die Lalande, die Boccabadati, die Pasta und (Herr) Rubini. (Das unhöfliche die, la, ist mir wegen des hiesigen Gebrauchs entschlüpft; ich hätte die Damen sagen sollen.) Heuer hatten wir Donzelli und Zuchelli. Beide ließen sich gut bezahlen: jener, der Tenor, erhielt 10,000 Franken, der andere als Baß 5000; von beiden erwartete das Publikum Großes; beide machten Fiasco, fielen durch. Donzelli erholte sich jedoch wieder von seinem Fall und ward der Liebling derer, die das Theater besuchten. Derer gab es jedoch nicht viele, weil sich das Theater vom Stoße, den es Anfangs erhalten, nicht wieder erholte, obgleich es Partitur auf Partitur folgen ließ und dabei strich, nähte und flickte, so daß wir la Semiramide, l'Otello, l'Esule di Roma und Lappen aus verschiedenen andern Opern zu sehen bekamen, und obgleich das zweite Ballett, la Scimia riconoscente, der dankbare Affe, sehr amusant war. In diesem zeichnete sich die Signora Teresa de Paolis aus, und bewies den unnachahmlichen Zauber der italischen Pantomime. Salvatore Paradisi, ein kleines Bürschchen in den besten Jahren, der den Affen spielte, vergaß nie seine Rolle, machte Sprünge zum Erstaunen, ergözte sehr und bewies, wie leicht der Mensch ein Affe seyn kann. Ich übergehe die andern Sänger, Tänzer, Tänzerinnen und Sängerinnen mit Stillschweigen und komme auf Zuchelli zurück, um zu melden, nicht wie er durch die Eßwuth seine herrliche Stimme verloren, sondern welch ein schönes Weib er zur Gattin hat. Madame Zuchelli ist so vollkommen schön, daß man nach langem Bestreben, ein Fehlerchen an ihr ausfindig zu machen, endlich nichts anders an ihr aussetzen konnte, als daß ihr Kopf um einige Linien zu dünn und ihre Nase nicht regelmäßig genug sey. Ist aber auch wirklich ihre Nase nicht, wie sie ein Bildhauer gemacht haben würde, so ist sie doch so, daß man sie in diesem wundervollen Gesicht schwerlich gegen eine andere vertauschen möchte. Madame Zuchelli ist aus Verona. Wer sie beschreibt, macht glauben, er sey in sie verliebt. Leider steht zu befürchten, daß sie sich ihre Formen verderbe, denn sie ißt und trinkt, ich weiß nicht, ob aus eigenem Antrieb oder ihrem Manne zulieb, ein bischen allzuviel.

Auch Rossini ist ein solcher Esser. Er befindet sich noch immer in Paris; seine flüchtigen Landsleute sprechen nicht gut von ihm. Sie sagen, er sey ein Geizhals und ein fanatischer Carlist. Seine Gemahlin, Madame Colbran, blieb hier; sie scheint auf ihrem Landgute länger als gewöhnlich bleiben zu wollen, um langsamer ihren Monatgehalt von hundert Scudi auszugeben. Nur so viel läßt ihr Rossini, dem sie ihr beträchtliches Vermögen unbedingt hingegeben. **Avisa ux dames!**

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Januar 1832.

— Die Freiheit ist in den Himmel wiedergekehret!
Oder säumet vielleicht in dem Gewölke sie noch?
Seht ihr sie noch?

Klopstock.

Neujahrsnacht.

In dieses Jahres Abschiedsnacht,
Wenn feindlich tobt der Winter draußen,
Wenn wild der Forst im Sturme kracht —
Wie ist's so friedlich hier zu hausen,
Sich in sich selber zu versenken
Und Welt und Leben zu bedenken!

Die sich in Sommerluft gewiegt,
Die goldnen Blumen sind zerfallen;
Doch neu ihr Wohlgeruch durchfliegt
Mit blauem Dampf des Saales Hallen;
Es steigen wohl in solchen Düften
Die Blumengeister aus den Grüften?

Die Bienen fliegen nicht mehr aus
Nach ihrer freien, süßen Beute;
Womit sie angefüllt ihr Haus,
Ihr Wachs — es nährt die Kerzen heute;
Am heitern Sommertag gewonnen,
Glüht es nun auf in Wintersonnen.

Und was, o Seele! hast denn du
Gesammelt in die Vorrathshütten?
Was säumest du, in Fried' und Ruh
Es glänzend vor dich hinzuschütten,
Und an den Schätzen, alt und neuen,
Den wohlerworbnen, dich zu freuen?

Die Lichter brennen nicht mehr frisch.
Wie wird so seltsam mir zu Muthe?
Ein Schattenspiel steht auf dem Tisch,
Drin brennt ein Lämpchen, wie mit Blute;
Daneben ein gespenstisch Wesen,
Bedacht, die Gläser auszulesen.

Und das begann, mit bleicher Hand
Die bunten Tafeln durchzuschieben,
Und an der fernsten weißen Wand
Ward schnell ein weiter Kreis beschrieben;
Ich sah allmählig sich's drin regen
Mit zuckend wechselndem Bewegen.

Da zogen kampfbereit durch's Thor
Die blanken, muthentglühten Streiter;
Die Fahnen flatterten empor,
Es drängten Rosse sich und Reiter:
So zeigten mir die ersten Scheiben
Der Völker jugendfrisches Treiben.

Dann sah ich Felder purpurroth
Sich mit der Helden Herzblut färben,
Und in Entsetzen, Gram und Noth
Der Zukunft junge Blume sterben;
Und daß sie nie sich sollt' erneuen,
Die Asche in die Lüfte streuen.

Getödtet ward ein junger Schwan,
Eh' ihm gewachsen das Gefieder;
Mit Rabenfedern schrieb fortan
Ein Sklave die Geschichte nieder;
Ein Miethling mit verfälschter Wage
Wog ab der Völker Recht und Klage.

Ein banges Mädchen sah ich jezt
Von Land zu Land verzweifelnd wandern,
Erschöpft von Wunden, hier gehezt,
Und feig verläugnet von den andern,
Da sie doch jüngst in Seide rauschte
Und Weihrauch trank und Kronen tauschte.

Vorüber zogen, Staub im Haar,
Der Männer lange Opferzüge;
Am Kloster stand der Bräute Schaar,
Die Mütter trugen Aschenkrüge.
Ich sah das Grab mit offnem Schlunde —
Da schlug die zwölfte Glockenstunde!

Da rasch erhob sich die Gestalt
Und schien in Nebel zu versinken,
Und eine andre, grün umwallt,
Begann mir freundlich zuzuwinken:
„Nicht ende so mit Angst und Grauen;
Noch hellre Bilder sollst du schauen!“

Um einen lohenden Altar
Zog enger sich der Kreis zusammen;
Vorüber zogen Schaar auf Schaar,
Am Herd die Fackeln zu entflammen;
Doch hielten sie die Gluth verborgen,
Wie Gideons Volk am Schlachtenmorgen.

Und hat denn doch noch in der Welt,
Die Jungfrau ein Asyl gefunden?
Die jüngst von Schmerz und Blut entstellt,
Sah ich im Eichenwald gesunden.
Die Augen strahlten, die beseelten,
Im engen Kreise der Erwählten.

Nicht Diademe theilt sie aus,
Nur Kränze noch von Eichenlaube;
Kein Adler thront ob ihrem Haus,
Es fliegt nur ab und zu die Taube;
Wird sie mit freuderaschen Schwingen
Nicht endlich auch den Oelzweig bringen? —

Darf Trauer wohl mit finstrer Schrift
Unschuld'ger Tage Blätter schwärzen?
Doch Hoffnung reicht im Honig Gift,
Und untergräbt die sichern Herzen,
Indessen sie mit Farben blendet,
Die sie dem Morgenroth entwendet.

Gustav Pfizer.

Der Politiker.

(Fortsetzung.)

„Erlauben Sie,“ fuhr Lord Alcock fort, „daß ich Ihnen einen kleinen Rath ertheile: sehen Sie, ich werde nur das Wort: „Feuer“ aussprechen; dann müssen Sie Ihre Pistole aufheben, und ohne lange zu zielen, oder sich nur im mindesten zu besinnen, losdrücken. Merken Sie sich das.“ — „Gut, ich verstehe.“ — „Alles kommt hier auf Geschwindigkeit an.“ — „Ich weiß, daß mein Gegner keine Zeit verlieren will, ich weiß ....“ — „Gut! Wenn Sie aber nur die allerkleinste Pause machen, sind Sie verloren. Befolgen Sie meinen Rath, und Sie werden diesem eiteln Vogel, der so stolz auf sein Gefieder ist, wenigstens einen Flügel abschießen.“ — „Halten Sie mich für so unerfahren? Wissen Sie denn nicht, daß ich meine Probe schon abgelegt habe, und daß mein Gegner D*** heute noch davon erzählen kann, wie ich schieße?“

Mittlerweile begegnete uns der Wundarzt G*** und wir stiegen aus.

Lord Alcock betrat zuerst den Kampfplatz. „Unsere Gegner sind pünktlich,“ sagte er. „Sehen Sie dort den unvergleichlichen Dandy mit seiner affektirten Haltung? Welch possierliche Stellung! Er ist wirklich köstlich! Wie nur ein so kindisches Wesen sich unterstehen mag, mit Leben und Tod zu spielen! Er wird der gerechten Strafe nicht entgehen!“ Beide Kämpfer zeigten einen merkwürdigen Kontrast in ihrer Haltung. Einerseits stand der beredte Staatsmann mit dem mächtigen, regen Geiste nachdenkend, in ruhiger, ernster Fassung. Andererseits war der junge Lord, mit anscheinender Sorglosigkeit, beschäftigt, einige Distel- und Mohnköpfe mit seinem Stöckchen abzuschlagen. Ein verächtliches Lächeln spielte um Staffords Lippen, während aus Pordens erkünstelter Gleichgültigkeit der Feigling blickte, der sich anstrengt, Muth zu fassen. „Wie kindisch stellt sich der Mensch an,“ sagte Stafford leise zu mir. Unterdessen waren die Plätze bezeichnet worden, auf welchen sich beide Gegner so nahe standen, daß man sie nicht ohne Schrecken betrachten konnte. „Feuer!“ rief Lord Alcock. Ein Schuß fällt; es ist der des jungen Lords; seine Kugel saust nahe an Staffords Kopf vorüber. Dieser hat seine Pistole noch nicht erhoben. Er mißt seinen Gegner mit den Augen, schießt in die Luft und spricht: „Es lohnt nicht der Mühe!“ Wüthend stürzt der junge Lord vor: „Heißt das Genugthuung geben? Wir müssen wieder anfangen, und zwar gleich, auf der Stelle!“ Die Zeugen protestirten alle gegen die Erneuerung des Kampfes, aber umsonst; beide Theile drangen darauf. „Zaudern Sie nicht, Stafford,“ sagte Alcock leise zu meinem Freund. — „Nein! jezt nicht mehr! Der Unsinnige verlangt den Tod, er soll ihm werden.“

Die Pistolen wurden auf's Neue geladen und beide Kämpfer stellten sich, blaß vor Wuth, wieder auf ihre Plätze. Sie schossen zugleich, so daß man nur einen Schuß zu hören glaubte. Beide fielen. Der junge Lord lag in seinem Blute; Staffords Kugel hatte ihm die Kinnlade zerschmettert. Er wurde fortgetragen, während Lord Alcock bemüht war, mit seinem Taschentuche das Blut zu stillen, das aus einer breiten Wunde an Staffords rechter Seite floß. Er lag besinnungslos, und als er nach einiger Zeit die Augen öffnete und mich erblickte, stammelte er kaum vernehmlich: „Ha! Doktor! Mein Gott! Lady Stafford! vergessen Sie nicht ....“

Nachdem ich bei Anlegung des ersten Verbandes Hülfe geleistet hatte, schwang ich mich auf das Pferd des Wundarztes und eilte zu Lady Stafford, welche meine unerwartete Ankunft sehr zu überraschen schien. Sie stand auf, betrachtete ängstlich schweigend meine Miene, in welcher sich meine heftige Bewegung nur zu deutlich malte, und fiel — wie von plötzlicher Ahnung der Wahrheit durchdrungen — ohnmächtig in meine Arme. Als sie wieder zu sich kam, erzählte ich ihr so schonend als möglich das traurige Ereigniß, welches sie mit erzwungener Fassung anzuhören schien. Stafford wurde in das Haus getragen, ohne daß sie Verlangen äußerte, ihn zu sehen; alle Kräfte ihrer Seele schienen wie gelähmt. Staffords Wunde war nicht tödtlich; Porden aber hatte unter den furchtbaren Schmerzen des Kinnbackenkrampfes seinen Geist aufgegeben.

Das schöne, freundliche Landhaus Staffords war jezt ein Haus des Jammers. Ich ließ kein Mittel unversucht, Lady Emma aus dem Stumpfsinn zu wecken, in welchen sie versunken war, aber umsonst. Staffords erste Worte, als er sich im Stande fühlte, einige Laute zu artikuliren, waren: „Ministerium! — Minister!“ Wir hießen ihn schweigen. Die Austräger der Flugblätter und Tagsneuigkeiten riefen des andern Morgens in den Straßen Londons: „Hier ist zu haben die ausführliche Geschichte des Duells zwischen Herrn Stafford und Lord Porden, nebst der Rede, welche Herr Stafford vor seinem Hinscheiden gehalten hat; so wie auch dessen Reklamation gegen die Verläumdungen der Ministeriums! — Hier ist sie für sechs Pence!“ Ich kaufte dieses, in seiner Art merkwürdige Dokument, dessen Verfasser die Nachricht gab, die Duellanten haben jeder sechs Mal geschossen; worauf, in Ermanglung von Pulver, der Kampf mit Messern fortgesezt worden sey. — Die öffentlichen Blätter gaben eine richtigere Beschreibung des Vorfalls; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich zugleich in einem ministeriellen Blatte folgende Worte las: „Neueste Nachricht: Das Ministerium des *** ist Lord William übertragen worden. Herr Stafford hat sich fruchtlos bemüht, dasselbe zu erlangen.“ Ich eilte zu Lord Alcock, welcher den Premier-Minister persönlich kannte, und ersuchte ihn, seine Excellenz von den Umständen in Kenntniß zu setzen, welche Stafford bewogen hatten, den verlangten Aufschub zu erbitten. „Wir durften nicht länger warten,“ antwortete der Chef des Kabinets. „Ich schätze Stafford; er ist ein Mann, der überall hintaugt; aber die Ernennung ist bereits geschehen; es ist nicht mehr zu ändern.“

Man kann sich denken, wie ungünstig dieses Ereigniß auf die Herstellung unsers Freundes wirkte. — Einmal meldete man mir, er rede irre; er glaube, der Premierminister habe ihm einen Besuch gemacht, und verlange durchaus, Seine Exzellenz solle in sein Schlafzimmer eingelassen werden. Nur mit großer Mühe gelang es mir, ihn zu besänftigen. Er stand auf seinem Bette und rief mit irren Blicken: „Doktor! Doktor! sagen Sie doch, man solle den Premierminister hereinlassen; ich muß Seine Excellenz sprechen; es ist durchaus nothwendig.“ — „Lieber Stafford, er ist so eben fortgefahren; er ließ eine Visitenkarte zurück und sagte, er werde morgen wiederkommen.“ — „Ha! so! gut! recht gut! Das ist sehr schön von ihm. Aber mich dünkt, er kommt schon wieder: ja, ich höre seinen Wagen. Louis! lass' Seine Excellenz gleich herauf. Den Chef des Ministeriums beleidigen .... Sie werden schon sehen — die Abtrünnigen! — die Intrikanten! — die ...“ — Langsam und halbschlummernd wiederholte er die lezten Worte mehrmals, sank kraftlos und schlaftrunken auf sein Kopfkissen zurück und schlief ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Decembers.

Leipzig, wie es ist, in Erwiderung auf den Aufsatz in Nr. 298 bis 300 d. Bl.

Sachsen, namentlich aber Leipzig, haben das Unglück gehabt, auswärts ganz falsch dargestellt zu werden, besonders seit der sogenannten Revolutionszeit, und in süddeutschen Blättern. Entweder haben (um elende, aber jezt hergebrachte Formeln zu gebrauchen) Ultraliberale alles jezt sich Ereignende verachtet, oder Absolute die Fortschritte als Propagandenerzeugnisse geschmäht, oder eine Art von politischen Amphibien halb der Regierung, halb der Volksstimmung zu schmeicheln gesucht, leztere, um allezeit Schutz zu finden, obgleich diese am Verkehrtesten sehen und berichten. Zu dieser lezten Klasse (neither fish nor flesh, sagt Falstaff) gehört wohl auch der Berichterstatter in Nr. 298 — 300 dieses Blattes. Wir müssen gestehen, fast in jedem Punkte anderer Meinung zu seyn. Doch nur Einzelnes sey hier beleuchtet.

Wir können nicht läugnen, daß mancher alte Mißbrauch eingerissen war, daß z. B. die bewaffneten Polizeidiener ihre Macht übertrieben, daß der Finanzetat der Stadt in schlechter Lage und unbekannt war, daß Privilegien in Fülle wucherten — diese hat man bei uns gewaltsam abzuschaffen gesucht — aber die Regierung hat nimmermehr (wie der Korrespondent meint) alles geleitet und gelenkt; es waren Tumultereignisse, nur wußte sie (rühmlich und ehrenvoll genug für sie) die

Erfordernisse der Zeit zu begreifen, Geschehenes zu übersehen und vielfach zu helfen. So mußten die Folgen jener Vorfälle im September 1830 gute seyn; doch auch schlimme sind nicht ausgeblieben, namentlich die Schuldenlast der Stadt. Die Kommunalgarde beweist eben dieses, und wenn (wie der Korrespondent muthmaßt) deren Ansehen zu schmälern eine Bestrebung ist, so ist dies doch nur, weil die Regierung eben dieses Institut nur ungern gewollt hat, obgleich wir nicht glauben und meinen, einer Bürgergarde angehören zu sollen, sey Pflicht, nicht Ehre oder Vergnügen des Bürgers.

Legitime Stimmung, aristokratischer, nicht selten an den entehrendsten Servilismus angrenzender Geist sollte sich hier laut und breit machen? — Durch wen und wo? können wir fragen. Die hier censirten Blätter bringen sehr wenig über Politik, sey sie des In- oder Auslands (desto mehr die Altenburger Ultraisten), so wenig, daß sie keine Ansichten äußern, außer unserer Zeitung, die ihrer Stellung gemäß zu den moderirten gehören muß. Unsere liberalen Hitzköpfe lassen alles auswärts drucken; Gott weiß, wie viel daran wahr ist; ihre verständige Mäßigung ist ein non ens. Was wird aber als ein besonderer Beweis dafür angeführt? Krug habe den Liberalismus verlassen, er wisse nur noch von Rechten der Fürsten, die der Völker möge er nicht mehr lehren; er wolle zu einem noch zehn andere Orden haben, und sein Ruhm als großer Philosoph, nützlicher Lehrer und empfehlenswürdiger Schriftsteller könne dabei leiden. Wie hat er das alles so auf einmal begangen? Durch seine Schrift über Polen. Es ist wahr, besser vielleicht, er hätte sie nicht geschrieben. Er, der ruhige Weltweise, sah das niedere Treiben der Exaltirten, die ihn auch wohl neckten, an und ließ sich von Leidenschaftlichkeit hinreißen, die ihm jezt Schmähungen zugezogen hat. Das hätte er nicht thun sollen; aber er hatte gewiß doch freies Recht, seine Ansicht über diese Nation zu äußern, ohne darum illiberal zu seyn. Er hoffte von Nikolaus, was jene ihm drohend abforderten. Was vermag mehr zu wirken? Er pries, beklagte die Polen, deckte aber ihre Versehen, ihre Unvorsichtigkeit auf und zeigte, ihr Sturz sey noch nicht die Abenddämmerung vor einer Barbareinacht der Menschheit: kurz, er sprach wie ein bedächtig ernster, bejahrter Mann, nicht wie ein heißglühender, unbesonnener Jüngling. Darum hat er gewiß (was auch sein Porträt von Europa zeigt) seinen freisinnigen Ansichten nicht entsagt; nur ist er ruhiger geworden, wünscht Mäßigung und Frieden zum Besten der Staaten. In jeziger Zeit hält wohl der Erfahrene für klug, etwas nachzulassen; alle Forderungen auf einmal erfüllt haben wollen, ist Unsinn. Wenige vermögen, unaufgeregt zu urtheilen, — [illegible] es, aber auch nur halb, denn ihn hatten die widrigen Brauseköpfe verstimmt. Das mag er jezt wohl selbst einsehen. Doch ist es Pflicht des Redlichen, dergleichen zu widerlegen, um einen vielfach verdienten Mann, wie Krug anerkannt ist, nicht schmähen zu lassen und das Ausland nicht zu täuschen. Er denke über Polen, wie er wolle, darum nüzt er als Lehrer nicht minder, seine Schriften sind eben so empfehlungswerth, und an Orden denkt er gewiß nicht; die lezte Muthmaßung mag er verachten, mehr ist sie nicht werth.

Sollen wir unsere Ansicht über Leipzig und das politische und literarische Treiben darin zusammenstellen, so wäre sie etwa folgende: die Regierung und der Magistrat sind thätig und bessern vielfach. Handel und Universität haben gelitten. Journalistik und Theater sind schlecht (mit wenigen Ausnahmen), die Schriftsteller sind meistens Ultras, wenige sind ruhig und verständig, ein Preßgesez ist Bedürfniß, und — doch wer weiß, was unser Planet im nächsten Jahre bringt! Gott besser' es!

Paris, December.

(Beschluß.)

Die Regierung den St. Simonisten gegenüber.

Die Deputirten von Lyon sollen bei der Regierung mit der Bitte eingekommen seyn, man möchte doch die Versammlungen der St. Simonisten aufheben, sonst könne Niemand für die Ruhe der arbeitenden Klasse haften, und was so eben in Lyon geschehen, könne in andern großen Fabrikstädten des Reichs nachgeahmt werden. Die Regierung soll diese Klagen sehr vernünftig gefunden haben und sogleich damit umgegangen seyn, dem Treiben der St. Simonisten ein Ende zu machen, aber natürlich auf eine der Verfassung angemessene Weise; denn die Machtsprüche wollen heutzutage nicht mehr wirken. Ist ein Land so glücklich und besizt eine freie Verfassung, so sind die Rechte aller Bürger gleich heilig, und sollen sie angegriffen werden, so kann dies nur auf dem gesezlichen Wege geschehen, das heißt, die Vertheidigung muß den Beschuldigten frei stehen und die Gerichte müssen zwischen der Anklage und der Vertheidigung richten. In Frankreich besonders, wo erst im vorigen Jahre ein Thron wegen Mißbrauch der Gewalt umgestürzt worden ist, darf kein Minister es wagen, gegen eine Gesellschaft, welche den Gesetzen nicht zuwiderhandelt, eigenmächtig zu handeln; meint er aber, daß ein Verein gesezwidrig sey, so mag er sich an die Gerichte wenden, damit diese entscheiden, ob wirklich Verlezung der Geseze vorliegt oder nicht. Was nun den Einfluß der neuen Lehre auf den Aufruhr der Fabrikarbeiter zu Lyon betrifft, so möchte dieser wohl schwer auszumitteln seyn. So oft sich ein Volk aus Noth und Verzweiflung empört, sieht man die Ursachen anderswo, als da, wo sie wirklich liegen. Bekanntlich ist seit der Julirevolution zur Erleichterung der Noth der arbeitenden Klasse nichts geschehen, als daß man eine bedeutende Summe zu öffentlichen Arbeiten ausgesezt hat; da diese Summe aber nur durch Steuern aufgebracht werden kann, so folgt daraus, daß die Bürde der Staatslasten eher vergrößert als verringert worden ist, das Volk also gar keine Erleichterung der Abgaben erlangt hat. Hier bleibt also den Staatsmännern noch viel zu thun; denn das eigentliche Volk macht doch überall die Mehrzahl aus, und wenn dieses keine gegründete Ursache zum Klagen hat, bleibt der Staat gewöhnlich ruhig. Die St. Simonisten machen nun freilich das Volk auf seine elende Lage aufmerksam, und leider ist diese Lage so ziemlich dieselbe in ganz Europa; allein das Uebel ist da, es bedarf schleuniger Abhülfe. Ich halte die St. Simonisten nicht für fähig, ein gutes Ge- mittel [illegible] einander in Zwietracht liegen; ihnen aber deswegen Stillschweigen auferlegen zu wollen, würde eine große Schwäche von Seiten der Staatsmänner verrathen. Erstlich sind Leute, die sich lächerlich gemacht haben, nicht mehr gefährlich, und zweitens gebührt den St. Simonisten bei all ihrem Unwesen doch das Verdienst, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Elend der unbemittelten Klassen im Staate gezogen haben. Warum hat man ihre Reden nicht früher beachtet und bessere Mittel als die ihrigen gesucht, um das Volk glücklich zu machen? Denn man mag das Ding wenden und drehen, wie man will, heutzutage ist es nicht genug, die Kunst zu erfinden, das Volk im Zaum zu halten, wie man sonst sagte, sondern man muß es zufrieden stellen und es so glücklich machen als möglich. Das ist die große Aufgabe, mit der sich noch wenige Staatsmänner in Europa beschäftigt haben, die aber immer dringender wird.

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Januar 1832.

Sind die Wälder erst gelichtet
Und die Sümpfe abgeführt,
Dann zu reiner Sonne richtet
Sich das Auge, fromm gerührt.

Uhland.

Psychologische Briefe von Fichte *).

1.

Im September 1831.

Wohl haben Sie Recht, mein Freund: je feindlicher und irrer die Zeit in sich selbst geworden, je mehr die Stützen wanken oder zerbröckeln, denen wir bisher uns vertrauten, desto tiefer kehren wir in uns selbst zurück, um da eines Festen und Ewigen wieder sicher zu werden. Andacht oder Forschung, beide in rechter Weise nah mit einander verwandt, können uns immer das verlorene Gleichgewicht zurückgeben, und welche Bedrängniß der Außenwelt, welchen Kampf der Leidenschaft hätte nicht die reinigende Betrachtung schon geheilt und befriedigt! Ueberhaupt zeigt uns die Seelengeschichte der Menschheit, wie einzelner Individuen, daß sie gerade dann der verborgensten Schätze ihres Innern am ersten theilhaftig wurden, wenn es draußen zu rauh war, um sich, wie sonst, im behaglichen Sonnenscheine zu ergehen.

Wohlan, mein Freund! thun auch wir jezt also. Sie sind nicht minder der Politik satt, wie der täglichen Pestberichte aus allen Ländern. Beides, behaupten Sie, sind nur die Krankenzettel des unheilbaren Europa, um die Stadien seiner steigenden Hoffnungslosigkeit zu bezeichnen. Und in der That ist die Zeit also geartet, daß sich kaum eine andere ihr vergleichen läßt; indeß nicht der drohende Krieg, die Pest, die Theurung im Verein ist es, was sie vor andern auszeichnet: diese engverbundenen Todesparzen der Menschheit haben sonst wohl ärger ihre Reihen gelichtet. Aber der Zwiespalt im Schooße der Gesellschaft selbst, der immer unverhohlener sich ankündigende politisch-religiöse Vernichtungskampf — dieß ist das seltsam Neue und Eigenthümliche derselben. Dennoch scheinen Sie sich unsern Zustand zu hoffnungslos vorzustellen. Eine große Masse Erbärmlichkeit und Charakterschwäche, eine eben so starke Portion Egoismus, dabei geheime Lüge und Buhlschaft mit dem sogenannten Geiste der Zeit nach seinen verschiedensten Regungen und Tendenzen — dieß ist Alles. Aber so ist es eigentlich immer gewesen, und die gegenwärtige Zeit bietet nur den Unterschied, daß alle Gegensätze der Ansicht, bis zum schneidendsten Extreme überboten, in ihr dicht neben einander stehen. Will man es aber sich offen gestehen, so finden auch diese ihr geheimes Band, ihre innere Verwandtschaft in den wohlbe-

*) Im Vorliegenden gibt der Verfasser Bruchstücke einer nächstens erscheinenden Schrift über Psychologie, worin er den Versuch gemacht hat, die evolvirende Methode, welche sich in der Naturbetrachtung als besonders fruchtbar bewährt, auch dieser Wissenschaft zu vindiciren. Zum Behuf gegenwärtiger Mittheilung mußte in Form und Darstellung das eigentlich Metaphysische fast ganz ausgeschieden werden; doch hofft man, daß der Aufmerksame eine auch metaphysisch begründete Ansicht, wenigstens als Basis und Hintergrund, hier nicht vermissen wird. Welche polemische und andere nahe liegende Beziehungen diese gelegentliche Bekanntmachung veranlassen, wird demjenigen eben so wenig entgehen, der mit dem gegenwärtigen Standpunkt der Psychologie bekannt ist.

kannten Regungen der Eigenliebe, und so darf kein Selbstwiderspruch, keine plötzliche Metamorphose fortan mehr unerwartet scheinen. Wenn manche am gänzlich Ueberlebten noch krampfhaft sich festklammern, andere selbst das Ordnende und Sichernde der Gesellschaft ämsig zu untergraben bemüht sind: — darin wenigstens sind sie meist einig, daß sie in beiderlei Bestrebungen nur ihr Interesse verfechten, und dergleichen Regungen alliiren sich leicht. Indeß ist solcher Widerspruch nicht größer, als der eben erlebte, daß die obwaltenden Mächte der Welt selbst mit sich Versteckens spielen, indem sie mit der einen Hand die tiefedelste Freiheitsregung unterdrücken, während ihre andere der häßlichsten Mißgeburt schmeichelnd unter das Kinn greift, recht getreu dem Ausspruche, daß die Linke nicht wissen soll, was die Rechte thut; wiewohl man bei solchen Aeußerungen mit Jean Paul sogleich dazusetzen muß: Ich weiß nicht, ob ich mich dunkel erkläre, verhoff' es aber.

Sie sehen, bei allen Vorsätzen wird man selbst in Freundesmittheilungen des politischen Beischmacks nicht los; indeß wollen wir auch hier, unserer oft erprobten Denkweise getreu, nicht jammern und nicht höhnen, sondern der Nothwendigkeit fest in's Auge blicken. Wir insgesammt, edle und unedle Metalle, werden in den glühenden Schmelztiegel geworfen, aus dem das korinthische Erz der neuen Zeit hervorgehen soll: — darf es uns wundern, wenn uns manchmal heiß dabei wird? Was jeder für sich thun kann bei dieser Operation, besteht nur darin, unter der allgemeinen Gleißnerei und klugen Vielfarbigkeit seinerseits feste Farbe zu halten.

Doch auch die Wissenschaft, die gesammte Bildung geht einer Krisis entgegen, und in diesen reinern und erfreulichern Regionen ist auch ein bestimmtes Urtheil über Gegenwart und Zukunft möglich. Ohnehin wirkt kaum mehr auf die allgemeine Entwicklung, was die Zunftgelehrten etwa in ihren abgegränzten Verschlüssen Gelehrtes oder Abstruses für sich treiben. Man hat zu deutlich erkannt, daß Alles nur Eine Wissenschaft sey, daß Ein Leben durch alle ihre Glieder ströme. Selbst die hier und da hervortretende Richtung auf das Praktische, das Predigen des Gemeinverständlichen und Gemeinnützigen, wie es vielfach laut wird, genügt lange nicht mehr; es würde uns nur einer schon dagewesenen Einseitigkeit zutreiben. Nur was ewig ist und göttlichen Ursprungs in allen Dingen, verlohnt sich zu wissen. Aber hierin empfängt auch das Kleinste seine Bedeutung, sein Band mit dem Größten; dieß ist einzig der Geist der wahren, ewig sich verjüngenden Wissenschaft. Das äußerlich endlose, abgerissene Wissen dagegen, jede bloße Notiz, worin es auch sey, ist für gelehrten Ballast zu achten, an dem die mancherlei Scienzen lange genug sich müde getragen. Aber auch in der Wissenschaft erreicht nicht blos eine gewisse Ansichts- und Behandlungsweise, selbst eine gesammte Bildungsepoche völlig ihren Abschluß. Wie wir schon lange die Scholastik abgestreift haben, so droht jezt das Gleiche, und mit gleichem Rechte, der seit dem erwachten Studium der klassischen Literatur herrschenden Epoche der reinen Gelahrtheit und des äußerlich wissenschaftlichen Formalismus. — Es ist, wie wenn dort vorerst der Geist der Menschheit im Leeren und Abstrusen seinen Scharfsinn durchbilden, hier mit allerlei Sammeln und Anordnen sich hätte ersättigen wollen; doch nicht ohne lebhaftes Gefühl des Mangels und ohne bittere Klagen über das Ungenügende solcher Weisheit. Jezt endlich scheint das rechte Mahl dem Geiste bereitet zu werden, und da geziemt es sich, die alten Schüsseln vorläufig abzutragen. Was die tiefsten Geister lange voraus geschaut, oder sehnsuchtsvoll geahnet haben, es scheint als zugängliches Gemeingut Aller uns näher zu treten. Das Wesen der Dinge und selbst Gottes Walten in ihnen ist nicht so abgezogen oder geheimnißvoll, wie es den Pharisäern oder Weltweisen mancherlei Art vorzugeben beliebt, vielleicht um im zugestandenen Besitze solcher Geheimnisse zu bleiben; man muß nur in sich hinwegräumen, was von unbegründeten Vorurtheilen des Glaubens und der bisherigen wissenschaftlichen Bildung uns den freien Blick dafür verbaut. Es gibt nur Eine Wahrheit, Einen Urtypus des Daseyns im Unendlichen wie im Einzelnsten; das höchste Geheimniß aller Dinge, die Lösung des Welträthsels selbst ist in jedem Dinge einfach niedergelegt; in ihm schon könnten wir es lesen, wenn wir es selbst nur zu lesen vermögen, und wer auch nur ein Grundphänomen sich völlig zur Klarheit gebracht, der findet darin sicher den Schlüssel zu allen übrigen, ja, ich möchte sagen, zum Prinzipe der Schöpfung, zum göttlichen Walten in den Dingen selbst; denn Alles stellt, nur mehr oder minder entfaltet, dasselbe Urverhältniß dar.

Der Politiker.

(Fortsetzung.)

Stafford verfiel bald in einen heftigen Schweiß, worauf es nach einigen Tagen mit ihm viel besser ging. Ich erlaubte ihm, Zeitungen zu lesen und seine Freunde zu sehen, überzeugt, daß, wenn auch dieses Mittel seiner Leidenschaft Nahrung geben mochte, dasselbe doch auch zugleich viel zu seiner Genesung beitragen würde, obschon die Zeitungen nicht immer nachsichtig über ihn urtheilten, und unter der Zahl seiner sogenannten Freunde sich mehrere Mitbewerber fanden, die er eigentlich als seine ärgsten Feinde betrachten mußte.

Es waren kaum acht Tage, daß er wieder ausging, so wurde die Kammer der Gemeinden Zeuge eines seiner

glänzendsten parlamentarischen Triumphe. Wie mit den Blitzen des Adlers gewaffnet, welcher auf ein schüchternes Lamm losstürzt, richtete er die volle Kraft seiner Beredtsamkeit gegen jenen Minister, welcher die ihm angebotene Stelle im Rathe des Königs eingenommen hatte: er donnerte ihn nieder. Der arme Mann, welcher während der Rede Staffords eine höchst traurige Rolle gespielt und alle Augen auf sich gezogen hatte, versuchte zu antworten, aber er strengte sich vergebens an. Seine starke Korpulenz und die übermäßige Transpiration, in welche Staffords bittere Sarkasmen ihn versezt hatten, vermehrten seine Verlegenheit und machten diesen neuen Günstling der Macht zu einer Karrikatur. Er saß auf der Ministerbank gleichsam am Pranger, seine stotternde Zunge versagte ihm den Dienst, er griff nach seinem Hute und verließ den Saal unter allgemeinem Gelächter. Seine entrüsteten Freunde folgten ihm, und nach acht Tagen hatte Stafford, Dank seinem Talent, seiner Ironie und der Unfähigkeit seines Gegners, die lang ersehnte Ministerstelle erobert.

Unser Umgang wurde vertrauter, je mehr sich seine Gesundheit verschlimmerte und ärztliche Hülfe nothwendiger machte. Mitten im stürmischen Ocean der Politik wehrte sich mein Freund wie ein kühner Schwimmer gegen die vom Sturme bewegten Wellen. Immer elend, immer standhaft, immer verläumdet, brachte er Tage und Nächte im endlosen Kampfe zu, der ihm zur zweiten Natur geworden war. Sein persönliches Ansehen gewann zwar dabei, allein das Ministerium, dem er angehörte, glich einem halb entmasteten Schiffe, welches durch die Fehler seiner Führer und durch anhaltende Stürme außer Stande gesezt war, dem Verderben zu entgehen. Die Folgen davon brachten Uneinigkeit und innere Zerrüttung ins Kabinet, was zu dieser Zeit für Englands Zustand um so gefährlicher war, als die zweifelhafte Politik des europäischen Kontinents anfing, einen ernsten und drohenden Charakter anzunehmen. Die Gelegenheiten zum Streit häuften sich, neue Hindernisse, neue Verläumdungen. Das uneinige Kabinet faßte keine gemeinsamen Beschlüsse; es verlor das Zutrauen der Nation und seine Stellung wurde unhaltbar. Das Unterhaus, dessen leitende Kraft Stafford allein gewesen war, gerieth in unregelmäßige, fieberhafte Bewegungen; es verrieth damit den krankhaften Zustand des gesellschaftlichen Körpers, wie der unstäte, heftige Puls eines Leidenden das Fieber kund gibt, das ihn innerlich verzehrt. Das Ungewitter zog sich immer mehr zusammen; die Angriffe der Presse wurden immer heftiger, endlich wahnsinnig leidenschaftlich; die Minorität, welche bisher noch mit dem Ministerium gestimmt hatte, wurde nach und nach immer kleiner. Stafford, gezwungen, eine verzweifelte Sache zu vertheidigen, stand noch allein auf der Bresche und erschöpfte alle Mittel der Beredtsamkeit. Der unermüdliche Redner verfolgte seine Gegner ohne Rast, bis endlich eine gänzliche Heiserkeit die Folge seiner parlamentarischen Hartnäckigkeit war. Man sah sich gezwungen, der Gewalt der Umstände nachzugeben. Die Opposition bildete eine kompakte Masse, während das ministerielle Heer bis auf einzelne Kämpfer zerstreut war. Stafford entsagte dem Portefeuille und fiel mit den übrigen Ministern unter der furchtbaren Last des Budgets. Die Klarheit, der Scharfsinn, womit er seine einfachen, wohlgemeinten Ansichten darzustellen wußte, hatten über das administrative und finanzielle Chaos der Staatshaushaltung großes Licht verbreitet; aber mit Macht erhob sich dagegen das Haupt der Opposition, nannte diese Sprache eine politische Marktschreierei und bemühte sich, Stafford als einen feinen Sophisten darzustellen, welcher im Uebermuthe seines betrüglichen Talents nur darauf denke, die Nation zu hintergehen. Zugleich schmeichelte man auf eine geschickte Weise den Schwächen und dem Neide des Partheigeistes, so daß der erste Artikel des Budgets von der erbitterten Opposition einmüthig verworfen wurde, was denn das Loos Staffords entschied und die Bande des ganzen Ministeriums zerriß.

Am Tage nach dieser gewaltsamen Auflösung, die ihn von allem losriß, was seinen Wünschen und Leidenschaften schmeichelte, ging ich zu ihm. Welch furchtbare Veränderung! Sein feuriges Auge war erloschen, seine sonst kräftig tönende Stimme dumpf und schwach. So fand ich ihn auf dem Sopha in seiner Bibliothek. „Diese verdammte Sitzung hat mir den Todesstoß gegeben!“ — „Sie hat Ihnen viel Ehre gemacht; es war nicht möglich, mit mehr Ausdauer, mit mehr Talent zu kämpfen.“ — „Ha! sprechen Sie nicht davon; suchen Sie nicht meiner Eitelkeit zu schmeicheln; ich verabscheue das Leben, es ekelt mich an.“ — „Es ist wahr, man ist hart mit Ihnen verfahren.“ — „Hart verfahren? gefoltert hat man mich.“ — „Man hatte Ihnen die Hände gebunden, Ihren Füßen Fesseln angelegt, und verlangte doch, Sie sollen sich frei bewegen. Ihre Kollegen...“ — „Meine Kollegen haben mich schändlich geopfert. Ihre Beschränktheit, ihr Egoismus haben dem Ministerium den allgemeinen Haß zugezogen. Ich werde es nicht überleben. Nichts hält mich mehr in der Welt! Wurzel und Zweige, was den Baum an seinen Boden, den Mann an das Leben fesselt, alles ist hin!“ — „Glauben Sie mir, einige Tage Ruhe in Ihrem schönen Landhause ...“ — „Sie haben Recht; es ist auch mein fester Entschluß, Stadt und Parlament zu fliehen.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Tischnowitz in Mähren, Mitte Decembers.

Die Polen und die Cholera.

Schwerlich ist wohl Brünn, so wenig es der Stadt an Annehmlichkeit fehlt, für den Fremden je ein anziehenderer Aufenthaltsort gewesen, als eben jezt, da wir hier unmittelbar dem Schlusse der zwei größten Dramen zusehen, welche dieses Jahr vor den Augen des erschütterten Europas sich abrollten. Dem Schlusse? eines Akts oder der Handlung? Was wissen wir davon? wir sehen dem großen Spiele der Geschichte zu wie Kinder im Schauspielhause, denen sich das Stück schließt, so oft nach einem Akte der Vorhang fällt. Die lezten Wellen der Cholera, die wir gegenwärtig in Mähren verschwimmen sehen, erinnern nur zu sehr an eine Ebbe, auf welche die sichere Fluth folgt, und wenn man die polnischen Flüchtlinge, ernst, schweigsam, feurigen Blicks, ächte Kriegergestalten, von Morgen gen Abend ziehen sieht, klingt in tiefster Seele der Marsch: „Noch ist Polen nicht verloren.“ Alle Gasthöfe sind von polnischen Offizieren und Aerzten besezt; sie beleben Brünn, das unter den jezigen Umständen etwas todt ist, doch mehr durch den moralischen Eindruck, als durch ihre Menge. Sie werden nach längerem oder kürzerem Aufenthalt auf Wagen unter militärischer Bedeckung weiter befördert und erhalten von Oesterreich ein Taggeld. Es sind meistens Offiziere vom Korps des Ramorino, darunter viele Franzosen, Deutsche und Posener. Die meisten tragen Uniform, Dekorationen und Waffen, die ihnen gelassen worden. Es sind schöne Gestalten, wahre Schlachtenmänner unter ihnen, auch einige ehrwürdige Grauköpfe; daß man auch auf Gesichter stößt, aus denen der ungerathene Sohn oder der verlaufene Schreiber blickt, versteht sich von selbst. Die wenigsten haben mehr, als was sie auf dem Leib trugen, über die Grenze gebracht: sie wurden von den Kosacken noch tüchtig gerupft. Wir fanden darunter höchst gebildete Männer; sie geben die Sache Polens nicht verloren; freilich ist ihre Hoffnung auf etwas gegründet, was mehr Reiche stürzen als wieder aufrichten dürfte, auf einen allgemeinen Krieg und die Ereignisse der kommenden Jahre. Skrzynecki steht allgemein in hoher Achtung bei ihnen: er war ein großer Feldherr, nur zu vorsichtig, und sein Zurücktreten ehrenvoll. Weniger gut sind sie auf Ramorino zu sprechen: er war ein vortrefflicher Soldat, aber nicht ganz treu in Verwendung der Gelder. Die hiesigen Beamten sind sehr zurückhaltend im Verkehr mit den Flüchtlingen; ein Offizier der hiesigen Garnison läßt sich ohnehin nie im Gespräche mit einem derselben betreten. Ob den polnischen Kriegern der Händedruck und die freundliche Rede eines garnisonirenden Kameraden nicht zu Theil werden soll, bevor sie die Kehler Brücke im Rücken haben, weiß ich nicht.

So beruhigend im Allgemeinen die Resultate der neuern Erfahrungen über die Cholera sind, insofern sie wenigstens das riesenhafte Bild, das sich der erschreckten Phantasie der Völker eingedrückt, verwaschen haben, so gibt doch die Krankheit im concreten Falle ein allerdings ergreifendes Bild, und namentlich wird der Aufenthalt in einem Hospital nicht selten zur moralischen Folter. Wie oft, wenn ich um Mitternacht die Runde durch die Krankenzimmer machte, wenn ich hier einem schwer Seufzenden Trost einsprach, dort an den kalten, klebrigten Gliedern eines Sterbenden umsonst nach einem Pulse fühlte, durchzuckte mich der ganze Schmerz der Menschheit. Wenn ich ein blühendes Mädchen, einen rüstigen Familienvater im Verlauf weniger Stunden in ein Schattenbild verwandelt sah, wenn ich rathlos dabei stand und in allen Falten meines Gehirns vergeblich nach einem Wundermittel suchte, wenn ich einen Kranken, mit dem ich kurz vorher noch gesprochen, als Leiche fand, da wußte ich oft nicht, sollte ich der Natur oder mir zürnen, oder mich in Ehrfurcht vor der höhern Fügung beugen; heute warm, morgen kalt, vita brevis, ars longa! aber wir lernen seit Jahrtausenden, und wissen nichts! Ich schüttelte mich und — ging zum nächsten Bette.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, December.

Zustand der Literatur.

Wenn man gegen den Anfang des Herbstes für den Lauf des Halbjahres eben keine große Thätigkeit in literarischer Rücksicht hoffte, so hat sich wider alles Erwarten keine Befürchtung der Art bestätigt. Zwar ist die Universität, der Mittelpunkt des gelehrten Treibens, weniger als im Sommer besucht, doch erfreuen sich die Vorlesungen der bedeutendern Lehrer der gewohnten Theilnahme. Vorzüglich zeigt sich bei unserer akademischen Jugend ein reges, ernstes Interesse für Alles, was die nächste Gegenwart und die großen Begebenheiten unserer Zeit betrifft. Gans liest in diesem Semester neueste Geschichte. Der geistvolle und beredte Vortrag dieses Mannes, verbunden mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, ließen ein zahlreiches Auditorium erwarten. Allein obwohl Gans den größten, 500 Menschen fassenden Hörsaal der Universität gewählt hatte, so war dieser für die heranströmende Menge dennoch unzureichend, und Gans sah sich genöthigt, in der Aula, in welcher an 1500 Personen Raum finden, seine Vorlesung zu eröffnen. Gans verbindet mit reicher, gedankenvoller Tiefe die seltene Gabe eines schönen, durchaus freien Vortrags, der, obwohl der Gedanke oft augenscheinlich erst während des Sprechens sich bildet und entwickelt, dennoch stets beredt ist und voll Wärme, ja selbst voll Affekt, ohne sich doch je von der Würde seines Gegenstandes zu entfernen. Deshalb besuchen selbst Gegner seiner politischen, höchst liberalen Ansicht sehr häufig seine Vorlesungen und verlassen befriedigt den Vortrag; wie denn überhaupt Gans ein auserwähltes Publikum um sich versammelt sieht, vorzüglich viele der höhern Militärs und der gebildetern Beamten. — Herr v. Raumer hat durch seinen lezten wackern Aufsaz: über den Untergang Polens, sich manchen neuen Freund erworben, manchen alten sich enger verbunden. Wie man sagt, hat eben dieser Aufsaz seinen Austritt aus dem Obercensurkollegium bewirkt. — Die Sprachkunde darf sich bei uns mancher erfreulichen Fortschritte rühmen. Lachmann besorgt jezt die längst versprochene Herausgabe des Parcival, und vermehrt so sein großes Verdienst um die vaterländische Literatur bedeutend. Leider dürfen wir sobald das althochdeutsche Wörterbuch von Graff nicht erwarten. So großartig auch die Vorarbeiten sind, so viel man sich von der genauen Sprachkenntniß dieses Gelehrten verspricht, so sehr endlich durch dieses Werk, für das jeder Deutsche Interesse nehmen muß, einem sehr fühlbaren, drückenden Mangel abgeholfen würde, so möchte in der jezigen, jedem größern Vorhaben abholden Zeit sich gleichwohl nicht leicht ein Verleger für eine so kostspielige Unternehmung finden.

Auch das Chinesische hat jezt hier einen Vertreter. Professor Neumann ist von seiner, freilich nur sehr kurzen, Reise nach Canton neulich zurückgekehrt, und hat nicht unbedeutende Schäze an chinesischen Werken und sonstigen Merkwürdigkeiten mitgebracht. Ob er seinen alten Kampf mit Abel-Rémusat und Klaproth ausfechten wird? Wie man versichert, will er durch gültige Dokumente nun erhärten, daß jene beiden Herren fast all ihr Wissen dem Born jesuitischer Gelehrsamkeit entschöpft haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Januar 1832.

O, eine Bürde, Cromwell, eine Bürde,
Zu schwer für einen, der den Himmel hofft!

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Der Politiker.

(Fortsetzung.)

„Gehen Sie auf's Land," sagte ich zu Stafford. — „Ja! je eher, je lieber; jeder Ort soll mir willkommen seyn: eine Hütte, eine Höhle. Nur weit weg von dieser abscheulichen Stadt, von diesem Sitze der Lüge, von diesem unsinnigen Parlamente. Nein, es gibt nichts Elenderes, als einen Mann, der sich mit der Regierung befaßt. Welche Arbeit! welche Last! ... Und meine Gegner erndten die Früchte davon. Ich bin beschimpft und das Gespötte aller Narren. Meine Verzweiflung, meine Wuth ist Wollust für meine Feinde. Doktor, sehen Sie, das ist zu viel!"

Als ich Stafford nach Verlauf von drei Tagen wieder sah, fragte ich ihn lachend: „Nun, Freund, haben Sie die Zeitungen gelesen?" — „Nein! die Zeitungen, diese Fama eigennütziger Lügen, feiler Schmeicheleien und grober Schmähungen; diese Lästerzungen, welche einige Geldstücke zum Schweigen bringen; nein, ich bin ihrer müde. Ihre servile Veränderlichkeit, ihre Widersprüche, ihre Ehrlosigkeit — ich kann sie nur verachten." — „Heute würden sie Ihnen vielleicht einigen Trost gewähren." — „Wie so?" — „Sie fangen wieder an, Ihre Verdienste zu preisen; sie behaupten, die Nation bedürfe Ihres Talents, und die Staatsmaschine sey in Gefahr, seit Sie das Ruder aus der Hand gegeben." — „Gleichviel! Ich will nichts mehr davon hören." — „Wenn man Ihnen aber ein Anerbieten machte?" — „Ich würde es ausschlagen. Es soll sie reuen, sie sollen mich schätzen lernen!"

Ein geheimer Gedanken versteckte sich hinter diesen Worten, und ich sah wohl, sein Ehrgeiz, diese Quelle seiner Leiden, war noch nicht versiegt. Ein Bedienter trat ein und brachte mehrere Visitenkarten, welche von Mitgliedern des Parlaments für Herrn Stafford abgegeben worden waren. „Ich bin nicht zu Hause, verstehst Du wohl? für Niemand zu Hause. Ich will keinen Menschen sehen. Krank! hast Du gehört? ich bin krank! Diese Parlamentsglieder! sie haben mich betrogen, verrathen, verlassen, und wollen mich jetzt noch in meinem Unglücke höhnen!" — „Bedenken Sie, daß die Bitterkeit, welche in allen Ihren Worten athmet, Ihnen schädlich seyn muß." — „Meine Seele ist voll davon. Die Verwaltung der Staatsangelegenheiten und die genauere Kenntniß der Menschen haben mir Verachtung und Eckel eingeflößt. Wenn Sie wüßten, wie niedrig sie vor den Machthabern kriechen! wie undankbar, wie falsch sie sind! Wahrhaftig, es gibt keinen schlechten Handel, wobei die Menschheit in erbärmlicherem Lichte erscheint, als den politischen Handel. Die Buhlerin verkauft ihren Leib, aber in dem Pfuhl, aus dem ich komme, verkaufen die Elenden ihre Seele. Sie gehört dem Meistbietenden, und wenn dieser sie bezahlt hat, wird sie ihm oft wieder listig entwendet. Lauter Spitzbüberei, lauter Gaunerei! Sollten sie es glauben, daß Lord B*** über drei Monate um seine Stimme

mit mir gehandelt hat, wie man um ein Pferd handeln würde? Wir wurden endlich um den Preis einer Sinekure von achthundert Pfund Sterling einig, die er auch wirklich bald darauf erhielt. Als es nun zum Abstimmen kam, sah ich ihn zu meiner größten Verwunderung gegen mich stimmen, und er hatte überdieß noch die grenzenlose Frechheit, sich schriftlich damit zu entschuldigen, daß sein Einkommen nur 790, nicht 800 Pfund Sterling betrage, wie es ihm versprochen worden."

Ein neugebildetes Ministerium trat bald darauf in Wirksamkeit. Mehrere persönliche Feinde Staffords, und namentlich jene, welche ihn mit den bittersten Schmähungen verfolgt hatten, traten in dasselbe und erklärten laut, sie werden einen ganz andern Weg einschlagen, als Stafford. Dieß wär zu viel, diesen lezten Schlag konnte er nicht ertragen. Er entfernte sich von dem großen Schauplatze in Begleitung seiner Gemahlin, welche mit Ergebung den Einfluß der furchtbaren Nebenbuhlerin ertrug, welche ihr das Herz ihres Gatten streitig machte. Sie hatte ihre Existenz innig an die seinige geknüpft; sie ging in seine Ideen ein, sie opferte sich ganz, indem sie die theilnehmende Vertraute seiner schmerzlichen Gefühle wurde und ihren Widerwillen gegen Ehrsucht und Intrike unterdrückte.

Staffords Gesundheit hatte sich im Laufe von zwölf ruhig verlebten Jahren neuerdings befestigt. Nach dieser Zeit übernahm er wieder einen Platz im Parlamente und begann abermals die Grundsätze seiner Feinde anzugreifen. Sein eigentlicher Zweck konnte dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen; ich selbst verhehlte ihm darüber meine Meinung nicht. „Mein lieber Stafford," sagte ich, „Ihre Reden machen großen Eindruck." — „Ja?" — „Sie stellen Ihre Gegner und Nachfolger in ein erbärmliches, lächerliches Licht." — „Ihre Ansichten sind beschränkt, ihre Ideen falsch; ich spreche nach meiner Ueberzeugung." — „Ja, und bringen sehr geschickt das Gute in Erinnerung, das Sie früher gethan haben und noch thun wollten." — „Diese kleine Rache ist, meine ich, sehr verzeihlich." — „O, Sie rächen sich hier nicht blos für das Vergangene; es liegt darin zugleich eine Vorbereitung für die Zukunft." — „Glauben Sie das?" — „Gewiß; die Zahl Ihrer Anhänger vergrößert sich, Sie steigen täglich in der Gunst des Volkes und des Hofes, Ihre Grundsätze, Ihr System wirken nachgerade auf jene undankbare Menge, welche früher so verrätherisch an Ihnen gehandelt hat." — „Ja, ich will es versuchen, in meinem Vaterlande das Gute zu pflanzen."

Nicht lange, so strahlte der Glückstern meines Freundes in neuem Glanze. Er wurde wieder an das Staatsruder berufen, und als ich zu ihm kam, rief er mir freudig entgegen: „Triumph! Jezt stehe ich wieder oben." — „Aber auf einem Meere, wo man leicht Schiffbruch leidet." — „O, das bestreite ich nicht. Es bildet sich gegen mich eine riesenhafte Opposition, deren Verzweigungen von den höchsten Regionen bis unter das Volk herunterlaufen; ich weiß es. Dem Kühnsten könnte dabei bange werden; gefährliche Klippen umgeben mich, die Lage des Landes ist höchst bedenklich." — „Ihr Einfluß leitet aber das ganze Kabinet; die Kammer der Gemeinden hat Sie mit enthusiastischem Beifall begrüßt; man erkennt allgemein Ihre Ueberlegenheit . . . ." — „Und verabscheut sie!" — „Sobald Sie sich nur zeigen, werden Sie auf das Schmeichelhafteste empfangen; Ihr Lob ertönt aus jedem Munde." — „Der Neid verbirgt sich und der Haß brütet im Stillen, bis er sicher verwunden kann. Glauben Sie ja nicht, daß ich mich hierüber täusche." — „Ruhige Fassung und Kaltblütigkeit werden dieses Ungewitter am sichersten beschwören." — „Ja, aber meine Gesundheit verschlimmert sich, meine Kräfte schwinden, ich werde täglich reizbarer, und täglich neuen Kränkungen!" — „Sehen Sie nur selbst, lieber Freund, wie Ihr Bildniß von allen Bilderhändlern feil geboten wird; Ihr Name, Ihr Lob ist in jedem Munde." — „Heute zum Kapitol, morgen zum Hochgericht!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Psychologische Briefe von Fichte.

(Fortsetzung.)

2.

Ich dacht' es wohl, daß Sie meines Enthusiasmus über unsere erleuchtete Zeit, meiner fliegenden Hitze, wie Sie es nennen, spotten würden. „Solcherlei Verheißungen von der jezt erst zu verhoffenden Blüthe der Wissenschaften hat ja, setzen Sie hinzu, jede neue Weisheit, wie sie der Reihe nach aufstand, wahrhaft marktschreierisch verkündigt: und kann die Verwirrung, die Zwietracht größer werden, als gerade jezt?" — Gern zugestanden! Und dennoch reden Sie für, nicht gegen mich. Eben dieß Schulen- und Sektenwesen, und der sich ablösende Aberglaube, den jede erregte, dieser nur deutsche Aberwitz ist gerade bisher das sicherste Zeichen der alten Zeit, der lähmende Widerstand jeder ebenmäßigen Ausbildung gewesen. Wenn es aber nach einem bezeichnenden Worte Goethes den Deutschen vorzüglich zur Last gelegt werden muß, daß sie die Wissenschaft unzugänglich machen, und wenn wir diese Kunst leztlich in der That mit verschwenderischer Mannigfaltigkeit und höchstem Scharfsinn geübt haben: was bedarf es, um solchen Vorwurf von uns abzuthun, eigentlich anders, als unsere vermeintliche Weisheit nur zu vergessen und mit frischem Blicke von Vorne anzufangen? Jeder Widerstreit der Theorien hat überall nur im Hineintragen erlogener Unterscheidungen und Begriffe seinen Grund;

die Natur und das Objekt selbst weiß nichts von solchem Zwiespalte. Und so besteht das rechte Erkennen zur größern Hälfte nur im Ablösen und Hinwegräumen des bisher den Dingen aus Afterklugheit Angedichteten, um der reinen Anschauung ihrer Natur und ihrer Entfaltung Platz zu machen, die freilich jezt bei unserm, durch jene lange Kultur vielfach verbildeten Sinn schwer ist, in sich herzustellen. Das treue, vorurtheillose Sehen des Gegenstandes ist die einzige Quelle der rechten Erkenntniß; und wenn es bisher nur Einzelnen gelang, diesen reinen Blick für die Dinge in sich zu wecken, so gilt es jezt die umfassende, aber blos negative That, alle jene Erdichtungen hergebrachter Theorien davon hinwegzuthun. Hier bleiben wir immer in der Mitte des Gegenstandes und sind klar orientirt über denselben, und wenn selbst über die Anschauung ein Streit entstehen sollte, so ist das Objekt vorhanden, an welchem er alsbald geschlichtet werden kann. Wie es aber im Sittlichen die höchste Vollendung und Harmonie des Lebens ist, nicht selbstwillig und eigenmächtig im Handeln da und dort einzugreifen, um sich gleichsam an die Stelle der Weltregierung einzudrängen, sondern wirkend wie leidend nur ihr und dem Gebote derselben zu dienen: so ist es auch das erste Gesetz des wahrhaften Entdeckens und Erkennens, die Dinge in ihrer gottgegebenen Ordnung und Natur zu lassen, und diese wie etwas Unantastbares, Heiliges zu erforschen, nicht zu reformiren. Die Andern aber meinen es gar klug anzufangen, wenn sie mit irgend einer fertigen Theorie oder Hypothese dazwischen fahren, gleichsam lehrend, nicht erwartend, wie es die Natur etwa machen müßte; und das goldene Wort des Dichters sollte allen Systemen und Compendien als bezeichnendes Motto voranstehen:

So sprach' ich, wenn ich Christus wär'!

Aber wie in älterer Zeit Baco, obgleich später mißverstanden und mißbraucht, so haben zu unserer Zeit besonders zwei Genien auf jene ewig frische Quelle der Erkenntniß — die reine Anschauung — hingewiesen, Goethe und Schelling. Ja des leztern spekulative Ansicht hat eigentlich hierin das neue Element der Bildung, den unverwüstlichen Kern der Wahrheit, nicht ausgebeutet von den Anhängern, noch zerstört durch die Gegner, in die Zeit gepflanzt, daß sie auf die Heiligkeit und tiefe Bedeutung des Ursprünglichen zurückgewiesen und hiemit die Bahn der rechten Erfahrung wieder geöffnet hat.

Und Goethe — hätte er auch nur die einzige Lehre in lebendiger Anwendung gezeigt: „Das Höchste ist zu begreifen, wie alles Faktische schon Theorie ist; man suche nur Nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre,*) so hätte er damit, recht verstanden, allen Theorien auf eigene Hand für immer ein Ende gemacht. So aber droht dieser Fund, um seiner Einfachheit willen wieder verloren zu gehen. Wie sich nämlich Anhänger und Bewunderer immer an das Einzelne oder Zufällige halten und nur dies zum Gegenstand ihrer Nachahmung machen, so haben sich jezt auch allerlei Leute ihm angeschlossen, und rühmen es, in seinen Pfaden zu wandeln, während sie doch eigentlich nur für ihre gründliche Mittelmäßigkeit eine hohe Protektion suchen und seinen Namen, wie einst den von Lessing, in Gefahr bringen, allerlei seichtem Treiben zum angemaßten Schutze zu dienen. Was haben denn gemein mit Ihm, der Jegliches aus dem Ganzen und Großen behandelt, jene ästhetischen Blumenleser und Phrasensammler, und die noch zahlreichere Klasse der Geistreichen, die gleichfalls Alles nur vereinzelt und zerstückelt aufzufassen vermag? Und was vollends die Absoluten bei ihm wollen, ist schwer abzusehen, da es ihm gerade daran gelegen seyn sollte, von ihrem und anderm Formelngeschwätz die Erkenntniß für immer zu reinigen.

Aber eben so wenig möchte es für den Geist wahrer Naturforschung zu halten seyn, endlose Experimente und unbedeutende Notizen vereinzelt aufzuhäufen. Was allein das einzelne Phänomen interessant und lehrreich macht, ist, im Besondern ein Allgemeines, Vorbedeutendes zu sehen. Freilich ist dabei die verborgene Voraussetzung, daß im betrachtenden Geiste das Wesen der Dinge, das Urwort des Phänomens schon niedergelegt sey, daß es nur, wie entzündet an der einzelnen Erscheinung, aus der Tiefe des Geistes plötzlich zum Bewußtseyn komme. So ist das wahre Erkennen vielmehr einem sympathetisch sich ergänzenden Wechselgespräche zwischen Geist und Welt vergleichbar, in dem, wie zwischen Liebenden, Jeder schon den halbangedeuteten Gedanken des Andern erräth; es ist eine tiefliegende Harmonie von Welt und Bewußtseyn, deren Geheimniß freilich erst die Spekulation völlig zu lösen vermag. Und ich möchte wissen, ob eine wahrhaft geniale Entdeckung je sich anders gestaltete, denn als plötzlich überwältigende Erleuchtung aus dem Gegenstande, als das Wort, welches des Dinges Wesen selbst zu unserm Geiste sprach? Ja, was wir im Leben glücklichen Blick zu nennen gewohnt sind, bei Beurtheilungen der Menschen und ihrer verborgenen Absichten, was selbst den genialen Arzt bezeichnet, daß er, wie in geheimer Verwandtschaft zum Gegenstande, durch plötzliche Divination sein innerstes Wesen und sein rechtes Uebel erräth — diese wahrhaftige Gabe des Sehers ist auch die einzig rechte Führerin in der Wahrheit. Und können wir die nah liegende Betrachtung vergessen, daß überhaupt, was wir Talent, Anlage nennen im weitesten Sinne, immer, wenn sie wirkt, et-

*) Goethes Werke lezter Hand, Th. 22 S. 251.

was Unwillkührliches ist, ein in uns, nicht durch uns sich Gestaltendes? Der langgesuchte Gedanke, das lösende Resultat, selbst der abschließende Reim ist da, blitzähnlich hervortauchend aus der Tiefe unseres Geistes, selten herausgerechnet, oder durch logischen Zwang heraufbeschworen. Die Form, die methodische Behandlung ist erst Werk der Bearbeitung, der Leib, welcher nachher dem beseelenden Gedanken angezogen wird, fast niemals aber der Weg zur Erfindung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Tischnowitz in Mähren, Mitte Decembers.

(Beschluß.)

Die Cholera in Mähren.

Da die Epidemie in Brünn stark abnahm und überdies nun, nachdem ich bisher der einzige fremde Arzt gewesen war, italienische, böhmische, französische und deutsche Aerzte in Menge eintrafen, entschloß ich mich, die Seuche auf dem Lande zu verfolgen, und erhielt bald von dem Kreisamt ein Autorisationsschreiben, mit der Weisung an alle Beamten, mich auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Ich bin nun in den lezten Tagen mit dem Bezirksarzt zu Schlitten von Dorf zu Dorf, von Herrschaft zu Herrschaft gefahren. Wo ein neuer Ausbruch gemeldet wird, begibt man sich hin, forscht den Ursachen nach und macht die vorgeschriebenen Sektionen. Seit gestern habe ich mich in der Stadt Tischnowitz niedergelassen; ich mache die Krankenbesuche in Begleitung eines Polizeidieners und des Chirurgen, der als Dolmetscher dient. Die Seuche ist übrigens auch hier am Erlöschen, und ich werde daher der Einladung eines Edelmanns folgen, auf seiner Herrschaft die Direktion der Cholera zu übernehmen. Er ist, wie manche der hiesigen Großen auf dem Lande, ein Anhänger der homöopathischen Methode aus Eitelkeit und Langeweile; der Baron und seine Gemahlin sollen selbst kuriren; er ließ mir übrigens sagen, meinem allopathischen Wirken solle nichts in den Weg gelegt werden. Mein Aufenthalt auf dem Lande ist mir von großem Werth, da ich das mährische Land und Volk und das Treiben der Herrschaften in der Nähe kennen lerne. Das Volk ist sehr arm, gedrückt und steht auf einer tiefen Stufe der Kultur. Die Hütten sind klein, erbärmlich; der Boden ist von Lehm, der ungeheure, feuersprühende Ofen nimmt den vierten Theil des Raumes ein. In einem solchen Loche wohnt ein Dutzend Menschen; sie schlafen theils auf einer Mauer hinter dem Ofen, theils in schmuzigen Betten; ihre Haupt-, oft ihre einzige Nahrung sind Kartoffeln und Rüben. Man denke sich unter solchen Verhältnissen die Cholera. Sie hat auf dem Lande just keinen sehr ausgesprochenen Charakter, und doch sterben eine Menge Menschen; es gibt Gemeinden, in denen der sechste Mensch gestorben ist. Häufig bleiben die Leichen bis zur Beerdigung in denselben Räumen liegen. Man kann in Hütten treten, wo in einer Ecke ein Paar Leichen, in der andern drei, vier Kranke liegen. Wir machten neulich das Erhebungsprotokoll in einem Dorfe, wo die Seuche ausgebrochen war. In der befallenen Hütte war die enge Stube fast zur Hälfte durch einen Webstuhl gefüllt; zwei Betten, der kolossale Ofen, Tisch und Bänke ließen kaum so viel Raum, daß man sich bewegen konnte. Hier wohnten fünfzehn Menschen beisammen; drei waren schon an der Cholera gestorben, ein vierter lag krank ohne Hoffnung; ich machte im Vorraum eine Sektion, während der Wind den Schnee hereintrieb und Gänse und Schweine ab- und zugingen. Welch teuflisches Bild! — Für Ansteckung haben wir bis jezt auf dem Lande wenig Beweis. In Brünn kamen die ersten Fälle unter den vom ungarischen Kordon in das dortige Militärspital gebrachten Soldaten vor; der erste Kranke im Civil war ein Mädchen, das in der Nähe des Spitals wohnte und einen Liebhaber in demselben hatte, der zweite eine Freundin, welche jene während der Krankheit gepflegt. Es ist sehr schwer, mit Thatsachen in dieser Beziehung bekannt zu werden, da die Regierung, im Widerspruch mit der preussischen, welche dekretirte, die Cholera sey ansteckend, will, daß sie nicht anstecke und die Beamten darnach handeln. „Wenn Sie in Ihrem Vaterland eine Carriere machen wollen,“ sagte mir ein Arzt, ächt österreichisch, „so sprechen Sie sich für die miasmatische Verbreitung aus!“

Berlin, December.

(Beschluß.)

Bopp. Schlegel. Eichhorn.

Von Bopp dürfen wir die Resultate einer genauern Erforschung des Sprachstammes, dem auch das Deutsche angehört, in einem größern Werke erwarten. „Die vergleichende Grammatik des Indogermanischen Sprachstammes“ wird noch in diesem Halbjahre die Presse verlassen; durch Hinzuziehung des Zend, dessen gründliche Kenntniß Bopp durch mehrere kleinere Schriften dargethan, hat der Gegenstand an Weite, aber auch an Ergiebigkeit gewonnen. Hrn. v. Schlegels Angriff gegen diesen Gelehrten, so wie gegen Schiller, Niebuhr, Arndt, Menzel haben hier ein allgemeines Bedauern für den Mann erregt. Daß Schlegel die grammatischen Forschungen der neuesten Zeit, obwohl er gern über dieselben aburtheilt, nicht verstehe, ja daß er selbst im Indischen, welches er zu seinem Altersstudium gemacht, mehr Gewandtheit als Gründlichkeit besitze, darüber hatte bei denen, welchen eine Einsicht in dies Fach gestattet ist, nie ein Zweifel obgewaltet; daß aber ein Mann, dem man mindestens einen gewissen Glanz in dem Formellen der Poesie nicht abzusprechen vermochte, so ganz und gar zur Flachheit, Gehaltlosigkeit und völligen Unform herabzusinken vermöge, das konnte bei allen Bessern nur inniges Mitleiden erregen, welches freilich bei Vielen der Erbitterung über den frechen Uebermuth des Eingangs weichen mußte. Nach solcher stolzen Aufforderung, nach solchem kecken Hinwerfen des Fehdehandschuhes, meinte man, hätte sich redlicher, ritterlicher Kampf geziemt, nicht feige Verhöhnung der Schatten dahingegangener Heroen. — Wer Hegels Lehrstuhl einnehmen wird? Besezt freilich kann seine Stelle werden, ersezt nicht. Was er, außer seiner literarischen Wirksamkeit, der Universität durch seine Lehre genüzt, das dürften demnächst seine Vorlesungen beweisen, welche jezt von seinen Freunden und Schülern dem Publikum übergeben werden. Den Gedanken, Schelling oder Herbart hierher zu berufen, scheint man verlassen zu haben. Daß Eichhorn den durch Schmalz's Tod erledigten Lehrstuhl der Jurisprudenz einnehmen wird, ist gewiß für die Universität vom höchsten Gewinn. Indessen tadeln Viele die fremde, ferne Stellung, in welcher dieser Gelehrte zu der Universität sich halten wird. Er hat sich nämlich bei seiner Berufung bedungen, nur durch seine Vorlesungen mit derselben verbunden zu seyn, sonst aber, von allen betreffenden Angelegenheiten fern, weder in die Fakultät, noch in das Spruchkollegium treten zu müssen. Auch Savigny und Schleiermacher haben sich schon seit Jahren von jeder Sorge sowohl für allgemeine Universitäts- als Fakultätsangelegenheiten zurückgezogen. Mit Recht bemerkt man, wie ungehörig es sey, seine Privatneigungen oder Streitigkeiten dem Wohle öffentlicher Anstalten, für welche zu wirken man berufen ist, nicht unterordnen zu können.

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. Januar 1832.

— Mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Goethe.

Psychologische Briefe von Fichte.

(Fortsetzung.)

Eine bedeutende Frage halten Sie mir wahrscheinlich sogleich hier entgegen: ob nämlich nicht eine besonnene Kunst, eine feste Methode diese doch immer vom Zufall, Schicksal, kurz vom Unberechenbaren abhängenden Eingebungen des Talents ergänzen und überflüssig machen, überhaupt auf untrügliche Art, wie durch Berechnung, in alle Wahrheit führen könne?

Lieber Freund, eine solche Kunst, ein solches Surrogat aller Genialität zu entdecken, haben eigentlich alle Pädagogen in ihren Erziehmethoden, wie nicht minder die Philosophen in ihren Systemen sich längst abgemüht. Wäre ihr Zweck je erreicht, es dürfte nach jenen kein Vorrecht des Talents, nach diesen nichts Unaufgeschlossenes oder Dunkles mehr bleiben. Alles muß Jeglichem zugänglich, muß offenbar geworden seyn; denn sie haben ja in der Umgränzung ihrer Systeme alle Wahrheit und Weisheit fein beisammen. Wenn nun aber Jacotot z. B. behauptet, aus jedem nur nicht ganz unvernünftigen Menschen Alles machen zu können, wenn jeder neueste Philosoph Ihnen in seinem System den rechten Talisman darreicht, um alle Wahrheit daraus abzuwickeln, so wäre damit eigentlich ihre Absicht — falls sie wüßten, was sie thun — fürder an Gottes Statt die Welt zu leiten, indem sie sich getrauen, jede Begabung entbehrlich zu machen, und so die Geschichte voraus zu gestalten, wie zu konstruiren. Die höchste Wahrheit und Gewißheit ist Allen aufgethan; denn jeder kann sie sich eindemonstriren lassen, und die unfehlbare Pädagogik lieferte ihrerseits den jährlichen Bedarf an herangebildeten Genialen für Krieg, Staatsverwaltung, Seelsorge und Unterricht: alle Geistesunterschiede und Anhöhen wären gehörig nivellirt, und auch hier das demokratische Gleichheitsprinzip unter den Geistern glänzend gerechtfertigt. — Freilich wird die untrügliche Vortrefflichkeit eines solchen Zustandes nie eintreten; es thut daher nicht Noth, sich vor seiner erbärmlichen Langeweile im Voraus zu ängstigen. Der Genius, der einzig von Gottes Gnaden Geborne, läßt sich weder vertilgen, noch ersetzen; noch weniger überträgt aber Gott die Leitung seiner Welt in andere Hände, wiewohl eigentlich das Streben des Menschen halb bewußt stets darauf gerichtet ist, das Heft des Weltregiments in seine Hand zu bekommen.

Ernsthaft gewendet, läßt sich indeß die Frage nur bejahen: ob nicht auch in der Wissenschaft wie in der gesammten Bildung ein bewußter Fortschritt möglich sey, damit nicht immer Sandkorn an Sandkorn gehäuft, von Vorne angefangen werden müsse. Unsere Ansicht davon liegt eigentlich schon im Vorigen. Die vereinzelte Erfahrung und das abstrakte Philosophiren sind lange genug in starrer Isolirung ausgebildet worden, um sich dort in ihrer ungenügenden Zersplitterung, hier in ihrer Leere zu zeigen. Nur in wechselseitigem Durchdringen zeugen beide ein Lebendiges. Wie wir nämlich schon anderswo

einsahen, daß auch die Spekulation unsern ursprünglichen Horizont nicht überspringen kann — und dieß ist eben der Wahn aller Schulweisheit, daß sie aus sich etwas Neues, außer ihr nicht Vorhandenes zu entdecken und uns anzubilden vermöge — wie sie vielmehr Nichts ist, als die tiefste Selbstorientirung des Menschen über seinen ursprünglichen Besitz, die Entfaltung seines noch unentwickelten, oder auch mannigfach verkünstelten und entstellten Bewußtseyns von Gott und den Dingen: so ist es auch ihrerseits die rechte Erfahrung, die nun gar nicht mehr im Gegensatze zur Spekulation steht: — der natürlichen Entfaltung der Dinge aus ihrem Ursprunge zuzusehen, wie ihren Lebenslauf und den Umkreis ihres Daseyns an ihnen zu verfolgen. Und auch in Rücksicht auf Psychologie sprechen wir es nicht zuerst aus, wie selbst die Erscheinungen der Seele und des Geistes nur richtig erkannt werden, wenn man sie in ihrer Entwicklung aus ihrem natürlichen Complex, aus ihrer Naturvoraussetzung betrachtet. Hier brauch' ich Sie nicht an die hohe Bedeutung zu erinnern, welche die Naturwissenschaft für Psychologie, ja für Geschichte und Religion schon jezt erlangt hat; und wenn es uns gelänge, theurer Freund, den bezeichneten Bildungsgang auch jezt noch in Theorie wie Ausübung rein und wohlbetreten zu erhalten, der höchste Lebenszweck könnte darin schon erreicht scheinen. Das wahrhafte Talent, der gesunde Sinn für die Sache ist freilich immer auf dem rechten Wege; aber die gewohnten Vorstellungen einer Bildung, in welche er seit Langem hineingewachsen, selbst eine nicht mehr auf Anschauung gegründete, sondern durch Reflexion und Denkgewohnheit zweifach abgestumpfte Sprache legt der klaren Fassung des eignen Gedankens die schwersten Hindernisse in den Weg. Vor sich selbst wird man unsicher, und die innerste Ueberzeugung, ausgesprochen, beinah uns fremd; was geschieht vollends, wenn wir sie andern anzueignen suchen! Und so werden auch wir in unserm nächsten Geschäfte mehr hinwegzuräumen und zu vergessen haben, was die ewig fließende Quelle des Wahren ableitet oder eindämmt, als daß wir sie in all ihren Ausströmungen sogleich schon verfolgen könnten. Was bisher meist für die Psychologie geschehen, gleicht kaum einem trocknen Skelette oder Präparate des Geistes; in solche doch immer wahre, wenn auch leere Formen könnte doch wenigstens die rechte Betrachtung, sie belebend und begeisternd, hineinwachsen. So aber ist das Meiste nur leeres Sparrwerk, das vorerst völlig eingerissen werden muß, aus keinem andern Grunde, als weil es in ganz willkührlichen und erdichteten Annahmen besteht.

Was ich daher Sie zunächst nur bäte, wenn Sie prüfen und sichten, ist, meine Behauptung nicht in ihrer starren Einzelheit und polemischen Negation, sondern aus ihrer Gesammteinheit zu fassen, und aus dem Mittelpunkte, der Alles festhält. Es ist so leicht als gewöhnlich, aber Nichts entscheidend, ein tiefreichendes Erkenntnißprinzip, statt sich an ihm zu orientiren und mit freier Hingebung sich in seine Anschauungsweise hineinzuüben, durch verschiefte oder aus dem Zusammenhang gerissene Konsequenzen zu bekämpfen. Wie ein jedes Kunstwerk seinen Gesichtskreis, sein Licht hat, aus welchem heraus es allein genossen, wie begriffen werden kann, gleichwie es selbst bei jeder Naturerscheinung der Hingebung, der Andacht bedarf, um sie zu begreifen, so muß auch eine bestimmte Weltansicht das Gleiche verlangen, und um desto eher, je mehr sie nur nach einzelnen Seiten hin sich darzustellen vermag.

Eben so möchte sich ergeben, daß aus dieser Grundansicht auch über die dunkeln und zweifelhaften Parthieen unseres Seelenlebens, über alles Ahnungsvolle und Vorbedeutende ihrer gegenwärtigen Existenz, selbst über Tod und individuelle Fortdauer ein neues Licht sich verbreite. Dennoch kann es nicht fehlen, daß die gewohnte Vorstellungsweise, welche auf der lange genug uns eingeübten Wissenschaft und Bildung beruht und beinah wie eine neue, erkünstelte Natur unsern Blick umfängt, eben deßhalb nicht mannigfach mit uns in Widerspruch trete und vermeine, daß unsere Ansicht gegen die Natur selbst angehe, weil diese ihren Gewohnheitsmeinungen sich nicht fügt. Dieß unvermeidliche Loos können wir indeß um so leichter tragen, als im Großen und Ganzen wenigstens die Grundansicht, von der wir ausgehen, täglich tiefere Wurzeln schlägt, während hier nur das Einzelne in seiner Anwendung vielleicht als neu betrachtet werden darf. Uebrigens vergeben Sie heut meine lange und ziemlich abstruse Unterhaltung. Nächstens kommen wir zur Sache selbst.

Der Politiker.

(Fortsetzung.)

Stafford vollendete beharrlich das begonnene Werk. Die gefürchtete Opposition hatte sich zwar gebildet und manchen vergifteten Pfeil auf ihn abgeschossen; aber er blieb Sieger. Jedermann fragte sich, ob er im Stande seyn werde, sich zu halten, da der Zustand seiner äußerst schwankenden Gesundheit allgemein bekannt war. Er redete oft laut in seinen Träumen und fing an, Nachtwandler zu werden; seine wunderlichen Grillen sezten seine Bedienten in Erstaunen, und seine seltsamen Einfälle auf der Rednerbühne grenzten zuweilen an das Ungereimte, worüber eine Morgenzeitung sich einige boshafte Bemerkungen erlaubte. Ein fürchterlicher Gedanke drang sich mir auf: wäre es möglich, daß sein Geist gelitten hätte? — Ich eilte zu Lady Stafford, und sie erzählte mir umständlich die Sonderbarkeiten, die man

in neuerer Zeit an ihm bemerkte. „Wissen Sie,“ sagte sie, „was neulich Lady Amelie Wilford begegnet ist?“ — „Nein.“ — „Auf dem lezten Ball des ***schen Gesandten wurde sie ohnmächtig; ich eilte, ihr beizustehen, und da wir ziemlich genau bekannt sind, begleitete ich sie nach Hause. Sie erzählte mir, ein starrer, fürchterlicher Blick meines Mannes habe sie vor Schrecken in diesen Zustand versezt; sie könne sich aber durchaus nicht erklären, wodurch sie sein Mißfallen in einem so hohen Grade erregt habe.“ — „Steht ihr Mann in politischer Beziehung nicht in freundschaftlichem Verhältnisse mit Stafford?“ — „Allerdings; sie haben aber vor einigen Tagen einen heftigen Wortwechsel gehabt. — Mein Mann, der am Geländer eines Altans lehnte, auf welchen Lady Wilford zuging, empfing sie mit finsterer Miene und einem wilden, irren Blick, der den gräßlichsten Eindruck auf sie machte. O, ich kenne diesen Blick, Doktor, er hat mich schon für den Verstand meines Mannes zittern machen!“ — „Welch ein Gedanke!“ — „Leider fürchte ich nur zu sehr, was Sie für Einbildung halten.“ — „Stafford ist ein Mann von starkem Geiste.“ — „Ja, seine Verstandeskräfte sind groß; er ist ungeheurer Anstrengung gewachsen, aber die Ruhe des Gemüths fehlt ihm. O mein Gott! könnte ich mich täuschen! möchten jene furchtbaren Irrlichter nichts Schrecklicheres bedeuten!“

Die Möglichkeit, daß die Ruhmsucht diesen edlen, großen Geist zerstören könnte, erschütterte mich. Ich ging sogleich zu Stafford, der allein in seiner Bibliothek war, und überzeugte mich leider, daß unsere gräßlichen Besorgnisse nicht ungegründet waren. In seinem Gesichte lag unverkennbar ein Zug, der auf Geisteszerrüttung deutete. „Ha! lieber Doktor,“ rief er, indem er mir einen Stuhl anbot, „Sie finden mich gebeugt, niedergedrückt.“ — „Stafford! Sie gönnen sich selbst keine Ruhe, Sie wollen ihr eigenes Verderben. So kann eine Gehirnentzündung nicht ausbleiben. Um Gotteswillen! halten Sie ein!“ — „In der That, ich fühle mich erschöpft.“ — „Was enthält die Flasche hier?“ — „Opium; Abends nehme ich gewöhnlich eine ziemliche Dosis, nur um einschlafen zu können.“ — „Mehr braucht es nicht, Ihre Denkkraft gänzlich zu zerstören! Stafford, das ist entsetzlich!“ — „Ich habe nicht den Muth, mich anzukleiden, nicht, mich auszukleiden; Alles ist mir zu viel. Doktor! Doktor! ich weiß nicht, ob es mir möglich seyn wird, Ihnen meinen fürchterlichen Zustand begreiflich zu machen. Es ist mir, als starrten ringsum funkelnde Augen mich an. Alles wird lebendig; alle Gegenstände personifiziren sich wunderbar, entsetzlich; ich fühle mich beklommen, die Luft, in der ich athme, scheint verdünnt.“ — „Ihr Nervensystem ist äußerst angegriffen.“ — „Meine Existenz ist wie ein Traum, und meines Ichs werde ich nur in Zwischenräumen ganz bewußt. Alles erscheint mir anders, verzogen; die Gegenstände vergrößern sich und meine Einbildungskraft sieht sie unter ganz andern Formen. Dieser Zustand ist unerklärlich.“ — „Unerklärlich? nein; Sie sollten sich darüber nicht wundern; und wäre es noch schlimmer, Sie müßten es nur als die nothwendige Folge Ihrer Thorheit betrachten.“ — „Meiner Thorheit?“ — „Ja. Entsagen Sie der Politik, oder die Natur wird sich an Ihnen rächen.“ — „Ich meiner Stelle entsagen, während die Kammern versammelt sind? alles liegen lassen, was ich begonnen? Unmöglich! Wie ich mich gebettet habe, will ich schlafen.“ — „Das heißt nicht leben.“ — „Nein; ich gestehe selbst, daß ich mir über das, was in meinem Gehirn vorgeht, nicht ganz Rechenschaft zu geben weiß. Mein Gott! behüte mich vor Wahnsinn!“ — „Sie allein haben das Heilmittel in Händen.“ — „Mein Kummer, der Aerger, der mich verzehrt — braucht es mehr, um den stärksten Geist aus den Fugen zu treiben? Wie! habe ich mich nicht seit Beginn der Sitzung herabgewürdigt, einer ganzen Heerde von Einfaltspinseln zu schmeicheln, um die Stimmen dieser stupiden Herrn für das Ministerium zu gewinnen? Ich habe sie geschont, um meine Kornbill durchzusetzen; ich habe sie zum Essen eingeladen, ich bin selbst zu ihnen gegangen, ich habe ihr einfältiges Geschwätz angehört und mich bemüht, munter, liebenswürdig, geistreich bei ihnen zu seyn; ich habe die Langweiligkeit dieser Menschen ertragen, die ich von ganzem Herzen verachte. Und als ich diese parlamentarische Hundekoppel am nöthigsten brauchte, hatte sie sich nach allen vier Winden zerstreut und mich allein gelassen, mit einer Minorität von 43 Stimmen.“ — „Von jeher haben alle Minister dergleichen unangenehme Erfahrungen gemacht. Sie können nicht verlangen, allein verschont zu bleiben.“ — „Ich weiß es, ich fühle es wohl,“ fuhr er fort, indem er mit großen Schritten auf und abging; „aber warum fehlt diesen politischen Geschöpfen alles Gefühl für Dankbarkeit, warum sind sie gewissenlos und ohne Grundsätze? warum?“ — „Die gegenwärtige Sitzung wird bald zu Ende seyn, Sie haben die größten Hindernisse bereits überwunden. Lassen Sie sich nicht abschrecken; ich bin überzeugt, vierzehn Tage Ruhe auf dem Lande geben Ihnen Lebenslust und Gesundheit wieder.“ — „Nein! o nein, für mich ist Alles vorbei! Die Verlegenheiten werden immer größer; rings umher, vor mir, nichts als neue Hindernisse! Gerechter Himmel! wie soll ich mich da herauswinden? — Ja, ich werde das Ruder verlassen; Sie haben Recht, es muß seyn. — Ich hatte meine ganze Erfahrung, alle Gewandtheit aufgeboten, um einen Vertrag abzuschließen, wobei die Interessen Spaniens und Frankreichs sich vereinigen liessen. Die meisten Kontinentalmächte hatten bereits ihre Genehmigung dazu gegeben, da bringt mir

ein verdammter Kourier aus Dowing-Street eine höfliche Note vom Wiener Kabinet, worin in den schmeichelnden Formen der österreichischen Diplomatik angekündigt wird, die Ausführung meines Planes müßte als eine Kriegserklärung gegen Oesterreich angesehen werden." — „Ich gestehe, das ist höchst niederschlagend." — „Metternich allein lähmt mein Werk! seine Feinheit ist teuflisch! Was ist hier zu thun? Die Kornbill, für deren Annahme ich mich verbürgt, die ich mit so großer Mühe vorbereitet hatte, kann nun nicht durchgehen; gestern kündigten mir drei Familien aus der Kammer der Lords an, sie könnten sie nicht mehr unterstützen. Auch die Kammer der Gemeinen hat sich gegen die Bill gewaffnet. Im geheimen Rathe stehen wir alle feindselig gegen einander. Seine Majestät haben mich gestern sehr kalt verabschiedet, und sogar einige beißende Worte gegen mich fallen lassen, als Sie eben mit aller Gemächlichkeit Ihr leztes Glas Claret schlürften." — „Pah! Morgen früh stehen Sie vielleicht desto höher in Gnaden." (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Peter III. auf der Bühne.

Der Anschlagzettel des Théâtre français kündigte neulich ein neues Trauerspiel an: „Peter III., Kaiser von Rußland." Das Gerücht sagte, daß es einen noch ganz jungen Dichter zum Verfasser habe, Namens Victor Escouse, welcher bereits ein gräßliches Melodram auf der Bühne des Theaters der Porte St. Martin, nämlich Feruch, den Mauren, gegeben hat. Er war damals achtzehn Jahre alt; jezt ist er ein Jahr älter. Mit welcher Kühnheit wird ein so junger Dichter einen historischen Stoff aus der neuern Zeit, den man im Norden nicht einmal als Geschichte zu erzählen wagt, aufgegriffen und geschildert haben. Das wird wieder eine der Früchte seyn, die man in weniger freien Ländern zu den verbotenen rechnen würde. Schon um der Merkwürdigkeit willen, die Geheimnisse der neuern Politik im Angesichte des Pariser Publikums dramatisirt zu sehen, müßte man solch eine Aufführung nicht versäumen. Mit diesen und ähnlichen Gedanken fand ich mich zur gehörigen Stunde ein. Der Saal war bereits voll und bot einen glänzenden Anblick dar. In der lezten Zeit hat der Saal des Théâtre français einige Veränderung erlitten. Man hat einsehen lernen, daß, wenn die Säulen zwischen den Logen sich schön ausnehmen, zum Tragen der obern Gallerien sehr zweckmäßig sind und ein recht architektonisches Ansehen haben, sie doch andererseits die Zuschauer hindern, zu sehen und gesehen zu werden. Man hat daher die Einrichtung getroffen, hier wie in der komischen Oper, die hölzernen kannelirten Säulen durch dünne eiserne, aber vergoldete Säulchen zu ersetzen, die zwar mager aussehen, aber dagegen die Logen ganz offen stellen; zudem hat man in den meisten Logenreihen die Zwischenwände nur so weit heraufgehen lassen, daß man die Arme darauf stüzen kann. Das Licht des großen Kronleuchters fällt also ohne Hinderniß bis hinten in die Logen, die noch dazu mit hellem, rosenfarbigem Papiere bekleidet sind. Kein Damenschmuck geht verloren, und die schönen Zuschauerinnen können mit der Versicherung hingehen, daß die auf ihren Puz verwendete Mühe und die von der Natur ihnen verliehenen Reize von tausend neugierigen Blicken werden gehörig gewürdigt werden; daher die schöne Welt hier gern ihre natürlichen und künstlichen Vorzüge zur Schau stellt, und nur die Oper bietet einen noch prächtigern Anblick dar, wenn der Saal voll ist. Man war in gespannter Erwartung des neuen, kühnen Versuches eines so jugendlichen Dichters. Zuerst wurde das Lustspiel la jeune femme colère von Etienne und Nanteuil gegeben, ein niedliches, vortrefflich gespieltes Stück, das auch als Operette, und ich glaube gar als Ballet, eingerichtet worden ist. Nur scheint die Bühne etwas zu groß für ein so kleines Stück, das sich besser für eine Vaudevillebühne eignete, wiewohl man auch im Théâtre français gern ein heiteres und kleines Stück neben einem tragischen sieht. Diesmal kam das Lustspiel um so gelegener, da man leicht vorhersehen konnte, daß es in dem neuen Trauerspiele nichts Heiteres geben würde. Das kleine Stück war zu Ende und die Aufführung des großen nahte heran. Orchestermusik konnte sich nicht hören lassen, denn der Schauspielsaal war so voll, daß die Musikanten ihre Pläze dem Publikum hatten räumen müssen. Endlich rauschte der Vorhang auf, und sogleich kündigte sich Peter III. durch seine halb preußische, halb russische Montur, durch seinen Offizierstock und seinen dreieckigen Hut, und mehr noch durch seinen mürrischen Ton und sein gebieterisches Wesen an. Gleich Anfangs brach er in Wuth aus über das Betragen seiner Gemahlin, von der er gräuliche Dinge gehört hatte. Nur ein jugendlicher, unerfahrener Dichter kann solch einen Fehler begehen; wenn Peter III. schon im ersten Auftritte wüthend ist, was soll während der fünf Aufzüge aus ihm werden? Oder soll er das ganze Stück hindurch wüthen? Ach ja, das ist es leider, was ihm der junge Dichter zugedacht hat. Sein Peter III. ist wirklich ein furchtbarer Mann, denn seine Wuth kennt gar keine Intervalle; bei ihm ist der Zorn kein furor brevis, nein, es ist ein anhaltender Wahnsinn. Ist der wirkliche Peter so gewesen, so begreift man, wie man ihn zulezt so grausam behandeln konnte; denn er selbst behandelt die Leute wie ein Mensch aus dem Tollhause. Nun tritt ein Page aus dem Gemache der Kaiserin. Peter hält ihn an; der Page zittert und bebt, und gesteht, daß er ein Liebesbriefchen zu überbringen habe. Er muß es ausliefern, und wenn der Kaiser zuvor wüthend war, so kann man denken, wie er sich nach dem Lesen dieses Briefchens aufführt, worin Katharine sich ganz ihren Leidenschaften überläßt. Peter erfährt, daß seine Gemahlin zwar bald Mutter werden wird, daß er sich aber des Vaterrechts nicht erfreuen darf. Er unterhält sich mit dem Pagen und entdeckt, daß es Ivan ist, den man in ein Gefängniß verschlossen hatte. Katharine hatte ihn aber aus Mitleid losgelassen und zum Pagen gemacht, ohne ihm das Geheimniß seiner Abkunft zu entdecken. Der Kaiser stellt ihn auf die Probe, um zu sehen, ob der junge Mensch erhabene Gesinnungen verrathe, und als er dies bemerkt, beschließt er sogleich, Ivan zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Der junge Ivan überläßt sich, als er wieder allein ist, dem Entzücken über die ihm geöffnete glänzende Aussicht. Der junge Dichter hat hier seiner Phantasie vollen Lauf gelassen; es herrscht in dem Monologe des jungen Ivan eine Begeisterung, die zuweilen durch sehr gewagte Gedanken und Aeußerungen verdorben wird, doch im Ganzen sehr poetisch ist. Aber nun folgt eine furchtbare Scene. Peter fordert von seiner Gemahlin Rechenschaft wegen der heimlichen Korrespondenz, und kündigt ihr an, sie soll nicht Herrscherin bleiben. Der Kaiser donnert fürchterlich, und ich begreife kaum, wie es der Schauspieler Beauvalet bis zum lezten Auftritte so aushalten kann. (Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Januar 1832.

Voudrais-je partager ma vie
Entre les jeux de la folie,
Et l'ennui de l'oisiveté,
Et trouver la mélancolie
Dans le sein de la volupté!

Gresset.

Lafayettes Salon.

Ich bin weder liebenswürdig, noch galant, noch sehr „poli," fast gar nicht einmal civilisirt, und im Allgemeinen ziehe ich die Faubourgs der Stadt, das Melodram der Tragödie vor. Darum sind mir Soiréen, besonders aber die Soiréen der großen Welt, recht eigentlich zuwider. Was man, genau genommen, unter einer „Soirée" verstehe, ist mir nie ganz klar geworden. Etwa ein Durcheinander von Herrn und Damen, welche sich mit großen Anmaßungen in einem Hause versammeln, dessen Herr, nicht minder anmaßend, empfängt? Ein Quodlibet von Mißgunst, Widersprüchen, Ansprüchen, Eifersucht und Haß? Ein in Seide und Cachemirs gekleidetes, mit Blumen geschmücktes, Parfüms zum Schwindelerregen duftendes Gewimmel; ein tanzendes, singendes, lachendes, durcheinander plauderndes Gewühl, langweiliger und hundertmal lästiger als ein Volksauflauf in Hemdermeln und Mützen? Dieß also wäre eine Soirée? Oder vielleicht eine unheimlich schweigsame Versammlung vom Kopfe bis zum Fuße schwarzgekleideter Herren, die in düstern Reihen um grüne Tafeln sitzend, zierliche Rosakarten mit vollen Händen Goldes bedecken? Während sie ihrer Frauen Vermögen unbarmherzig verspielen, sehen diese, hinter den Stühlen ihrer Herrn Gemahle stehend, mit weit vorgestrecktem Halse, schwellenden Adern, starrem Auge, zitternd dem Spiele zu. Die Töchter, deren Ausstattung der grüne Tisch verschlingt, tanzen indeß im anstoßenden Salon gedankenlos dahin, lauschen den Liebesschwüren eines jungen Mannes mit Schnauz- und Knebelbarte *), eines sentimentalen „Jeune-France," der ihre Herzensruhe untergräbt, mit Saint-Simonismus und Poesie sie von Grund aus verdirbt! Ihr armen Frauen, die ihr heute Abend noch zu euern Töchtern gesagt: „Amelie, coëffire mich, mein Kind; du hast mehr Gout als Nardin!" Kompliment der guten Mutter, Oekonomie der guten Hausfrau! Ihr armen Mädchen, die ihr eurem Vater, dem Spieler, in kleinen Geschenken, zart und lieblich, wie ihr selbst, euer Nadelgeld zurückgebt! Ach, wie seyd ihr zu bedauern! Und dieser Gatte, dieser Vater hält sich für einen Ehrenmann! — Ist dieß eine Soirée?

Hätte ich übrigens zu wählen, immer noch lieber den Salon, wo man spielt. Das Spiel ist doch etwas, ist eine ernste, wichtige Beschäftigung in unsern Tagen, in der Stadt, wo Alles, was geschieht, Spiel ist, wo man „Trois Six" und „Trois pour Cent" spielt, sein Gewissen gegen eine Stelle, sein Vaterland gegen einen Titel pointirt. Ja, ich ziehe die spielenden Soiréen vor. Eine Nacht am Spieltische, beim Dufte von Ambralichtern, mit spiegelblanken, gleich Aalen hingleitenden Karten, reizende Damen zur Seite, die auf unsere Hand pariren, der warme Hauch ihrer ruhigen oder schnelleren Athemzüge, der unser Haar umweht oder rasch um-

*) Die jetzige Modetracht der jungen „Romantiker."

säuselt, liebliche Wesen, deren holdes Lächeln den Gewinn uns dankt, die dem Verlierenden, immer noch reizend, schmollen (die unglücklichsten Spieler sind Damen) — dieß Alles könnte man in der That fast Vergnügen nennen.

Arme Jugend, Politik und Spiel nützen dich ab, richten dich zu Grunde, machen dich linkisch, widerlich, verdrüßlich, trocken, wie das Alter zu weiland des Regenten Zeiten. In jenem Stübchen au sixième, in einer Mansarde, die das Licht von Oben empfängt, in die es hineinregnet, deren ganzes Geräthe aus einer angestrichenen Bettstelle, einem Tische, zwei Stühlen und einem Koffer besteht, haust ein Student, der arme Sohn eines reichen Vaters, der ihm befohlen, mit hundert Franks monatlich zu leben und zu lernen. Eben kleidet er sich zum Balle an. Ueber weißbaumwollene Strümpfe zieht er Chaussetten „à jour," über diese wieder Chaussetten von Linnen, über diese dann die Stiefeln. Er geht zu Fuß zum Balle. Bei seiner Ankunft legt er in der Portierloge die Stiefeln ab und zieht die im Mantel mitgebrachten Schuhe an. Seine Hosentasche ist nicht leer; zwei Fünffrankenstücke ruhen darin ganz bequem. Er könnte fahren; aber nein, lieber spielen! Er spielt und verliert, geht vom Ball nach Hause; auf dem Pont Michel stiehlt man ihm Mantel und Schuhe.

Einem Balle zusehen, ein Konzert anhören — in der That ein ganz herrliches Vergnügen! Wer tanzt auf diesem Balle? Zu Hymens Altare reife, recht wespenartig eingeschnürte, jede ihrer Bewegungen abmessende Demoiselles, mit köstlichen, aber leblosen Augen; junge spöttische Weiber, welche leere Worte, wie eine eingelernte Lektion, laut und schnell herplappern, oder einem, gleich einem Geheimniß, leise ins Ohr flüstern; Mama's mit gewaltiger Körperfülle und dunklem Teint, in feuerfarbenen Kleidern, Geschmack nur im Kopfputz, von Politik schwatzend und Punsch trinkend. — Wer singt im Konzerte? Sänger und Sängerinnen vom Theater, die jene Gesellschaft „du bon ton" zu ihren Soiréen einladet, auf der Straße aber nicht einmal grüßt; glänzende Opfer geselliger Vorurtheile, zu eurer Ergötzlichkeit mit Blumen geschmückte Parias, denen ihr Beifall klatscht, und die ihr geringschätzt, die ihr bewundert, und auf die ihr herabblickt; oder alberne Dilettanten, Parasiten, die, wie andere von ihrem Gedächtnisse, von ihrer Kehle leben.

Minder stürmisch, aber nicht minder gehaltlos sind die wöchentlichen Soiréen anderer, sehr anständiger Salons. Es sind, wie man zu Madame Tencin's und Mademoiselle de L'Espinasses Zeiten zu sagen pflegte: „Bureaux d'esprit." Ich kenne von diesen Salons nur einen, alle andern aber sollen diesem gleichen. Es wird dort Thee getrunken und Butterbrod gegessen. Man muß sich präsentiren lassen; es ist de bon gout und bringt in Mode. Um acht Uhr findet man sich, so schwarz wie immer möglich gekleidet, ein. In einem todtenstillen Vorzimmer verlangt ein baumlanger Bedienter Hut und Namen, schlägt den Vorhang zurück, der die Antichambre vom Salon scheidet, und schreit aus vollem Halse den Namen des Ankommenden. Dieser tritt ein, grüßt; damit Basta. Ist der Name nicht etwa ein berühmter, so nimmt man vom Eingetretenen so gut wie keine Notiz. Ein Hausfreund mit zuvorkommender, munterer Miene tritt auf uns zu, drückt uns die Hand und geleitet uns zu dem Hausherrn, einem kleinen, blassen, hagern Manne, trüben, leidenden Aussehens, der es übrigens trefflich versteht, die Honneurs zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Politiker.

(Beschluß.)

„Ich erzähle Ihnen," sagte Stafford, „hier nur einen Theil meines Verdrusses; denn Sie wissen nicht, lieber Freund, daß mein Leben selbst in ewiger Gefahr schwebt. Ich habe zwei, drei Duelle auf dem Hals; lezthin in Hyde-Park flog mir eine Pistolenkugel nur zwei Zoll am Kopfe vorüber. Kein Tag vergeht, wo ich nicht Briefe erhalte, die mein Leben bedrohen. Was soll daraus werden!" — „Sie müssen suchen, Ruhe zu bekommen." — „Wie kann ich das? O hätte ich nur das verdammte Portefeuille nicht angenommen! Sagen Sie mir recht aufrichtig, Doktor, und Sie müssen nicht denken, ich sey so einfältig, an die Albernheiten zu glauben, womit die Aerzte zuweilen ihre Patienten zu beruhigen suchen: kann Ihre Kunst mir Hülfe schaffen? können Sie dieses schreckliche Fieber vertreiben und meinem Geiste Ruhe wiedergeben? Zu was rathen Sie? Zu einem Aderlaß? zu Bädern?" — „Zu beidem." — „Ich kann der ärztlichen Behandlung nur wenig Zeit widmen, denn ich habe heute wenigstens zwanzig Briefe in der Stunde zu diktiren. Morgen muß ich die Sitzung eröffnen; es werden heftige Debatten vorkommen ...."

Ein Bedienter trat ein und meldete den Oberst O'Morven. „Ha! der Elende! Ich weiß, was ihn herführt. Seit drei Wochen steigert er mit dem Preise seiner Stimme, die er mir verkaufen will. Ich mag ihn nicht sehen; ich bin ausgegangen." Als der Bediente sich entfernt hatte, rief ihn Stafford zurück: „Georg! halt! einen Augenblick! Bitte den Herrn Oberst, einzutreten. Ich bedenke eben, daß dieser Mann über fünf Stimmen gebietet; ich werde morgen seiner bedürfen." — „Ich bedaure Sie, lieber Freund!" — „Ha! — Leben Sie wohl, lieber Doktor. — Ich war sehr aufrichtig gegen Sie; bewahren Sie mein Geheimniß. Adieu! Adieu! — Nun, Herr Oberst!" sprach er weiter, im muntern Tone eines Schauspielers, der seine Rolle spielt; „immer frisch und gesund, wie ich sehe?" Und lachend schüttelte der Politiker einem Manne, den er verachtete, die Hand. „Welch ein Leben!" rief ich, während ich

die Treppe hinabging. „Unter allen meinen Kranken ist doch keiner so zu beklagen, wie der glückliche, der mächtige, große Stafford."

Aber nur zu bald verglommen die Strahlen dieser untergehenden Sonne. Mein Freund hielt bei voller Geisteskraft eine merkwürdige Rede, welche seine Frau um so mehr über seinen Zustand beruhigte, als die Zeitungen meldeten, der Redner habe ein ungewöhnlich kräftiges Aussehen gehabt; aber Niemand, als ich, wußte um das Geheimniß eines Mannes, der seiner Liebe zum Ruhme und zur Macht zum Opfer zu fallen drohte. Stafford hatte, ehe er in die Kammer ging, eine starke Dosis Rum zu sich genommen, um seinen Nerven die nöthige Spannung zu geben; aber kaum war seine Rede zu Ende, so wich diese erkünstelte Kraft, und er mußte halb todt nach Hause gebracht werden.

Sein heller, klarer Geist begann allmählig immer dunkler und verwirrter zu werden; sein Kammerdiener mußte ihn eines Tages darauf aufmerksam machen, daß er im Schlafrocke in das Parlament fahren wollte. In seinem Familienkreise hatte er bisweilen Anfälle von übermäßiger Fröhlichkeit. Eines Morgens suchte mich sein Kutscher auf und erzählte mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, sein Herr treibe tausenderlei Narrheiten. „Neulich Abends," sagte er, „verlangte Herr Stafford, ich solle ihn in die Themse fahren; vorgestern wollte er an der Schenke zum rothen Kopf aussteigen. Ich weiß wirklich nicht mehr, was ich thun soll." Ich verstand mich mit seiner unglücklichen Gemahlin, und es gelang uns, ihn zu vermögen, daß er auf sein Schloß in Derbyshire abreiste.

Einige wichtige politische Maßregeln waren nach seinem Wunsche in Erfüllung gegangen. Dieser Erfolg trug wohl noch mehr als die schöne, reizende Natur zu seiner Genesung bei. Das Unzusammenhängende in seinen Ideen verschwand nach und nach, und wir durften wieder hoffen. Ich hatte ihn auf das Land begleitet, und hielt ihn nun für hinlänglich hergestellt, um seine Geschäfte wieder beginnen zu können. Einige Tage nach seiner Rückkunft trat er auf der großen Bühne auf und hielt zwei, drei wohldurchdachte Reden, in welchen sich weniger die Einbildungskraft, als die überzeugende Macht des Verstandes aussprach. Er vertheidigte sein Terrain Schritt für Schritt und blieb, trotz seiner eigenen Prophezeihungen und der angestrengtesten Bemühungen seiner Gegner, Sieger.

Aber diese Beredtsamkeit voll Kraft und Verstand, die wir so eben noch mit unendlicher Freude bewundert hatten, da sie unsere Hoffnungen zu rechtfertigen schien, war leider — ein sonderbares Phänomen, das aber in solchen Fällen nicht selten ist — der Vorbote des unglücklichen Augenblicks, wo Staffords Besinnung auf immer schwinden sollte. Als er nach Hause kam, wollte er sein ganzes Haus beleuchtet haben, und vertheilte selbst die brennenden Lichter an mehrere Fenster; er begab sich dann in die Küche, setzte sich mit dem Hausgesinde zum Nachtessen und nöthigte seinen Kammerdiener in den Garten, um ihm die wahren Grundsätze der Staatswirthschaft auseinanderzusetzen. Seine erschrockene Familie, vom tiefsten Schmerz ergriffen, wagte es nicht, sich diesem neuen Ausbruch von Narrheit zu widersetzen, und um zwölf Uhr wurde er, im höchsten Grade berauscht, von dem Trinkgelage mit seinen Bedienten zu Bette getragen. Als ich des andern Morgens sehr früh zu ihm kam, war er schon aufgestanden und eben beschäftigt, seinem jungen Sekretär einen Brief zu diktiren. „Setzen Sie sich Doktor," sagte er. „Lassen Sie mich mit dem Doktor allein. Gehen Sie, gehen Sie!" Er rückte sodann seinen Stuhl näher zu dem meinigen und brach in Thränen aus. „Gestern," hob er an, „gestern war ich betrunken; können Sie es glauben? im höchsten Grade betrunken. Und alle meine Bedienten waren zugegen; ich schäme mich, sie anzusehen." — „Pah!" erwiederte ich mit erzwungenem Lächeln; „das sind Lapalien! Sie kennen ja den Vers des Horaz: Semel insanivimus omnes." — „Doktor, Doktor, verlassen Sie mich nicht! Sie haben sich alle gegen mich verschworen, alle; sie hassen mich alle. (Er drückte mir heftig die Hand, weinte, jammerte und sah mich mit den kläglichsten Blicken an.) Das Volk möchte mich in Stücken reißen; die Kammer, die Pairs — ha! die Undankbaren! was habe ich gethan? Gott weiß es, daß ich mein Vaterland liebe! Gott weiß es, daß ich ihm treu dienen wollte! Horch! — still!"

Er stand auf, schloß die Thüre und setzte sich wieder. „Sollten Sie es glauben, der Sekretär, den ich vorhin fortschickte — der Schurke, er hält es mit Metternich; den König hat er schon gewonnen, auch die Kammern sind ihm geneigt; er trachtet nach meiner Stelle im Ministerium, und Lady Stafford hilft ihm." — „Haben Sie heute früh schon wieder getrunken?" fragte ich kalt und ernst. — „Nein, es ist die Wahrheit, die reine Wahrheit. A propos, ich habe Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen, ein großes politisches Geheimniß. Die europäischen Staaten neigen sich alle zu einer republikanischen Verfassung — ich — ich — (mit leiser Stimme) will sie vereinigen, ihnen einen Centralpunkt geben und aus Europa eine große Republik machen. Zwölf Präsidenten — Sie verstehen mich — Unsterblichkeit — die Zukunft — die Dankbarkeit der Völker. — Sie dürfen mich aber nicht verrathen!" — „Nein, gewiß nicht." — „Nun, auf unsere Angelegenheit zurückzukommen: ich muß Ihnen doch sagen, warum ich Sie rufen ließ." — „Sie vergessen, daß ich von selbst gekommen bin."

Er achtete nicht auf meine Worte und fuhr fort: „Lieber, alter Jugendfreund, ich habe Sie von jeher liebgehabt; Sie haben nie etwas für sich selbst nachgesucht, Sie sind mir immer ein treuer Freund geblieben."

Hier brach er von Neuem in Thränen aus; ich fühlte das innigste Mitleid mit dem Unglücklichen. Welch ein Anblick! Der edle, geistreiche Stafford in solchem Zustande! Er bot mir den Gesandtschaftsposten in Petersburg an, sprach noch manches verworrene Zeug, bemerkte endlich, daß ich ihm nicht mehr antwortete, und hielt plötzlich inne. Eine Leichenblässe überzog sein Gesicht, er stand auf, wurde roth, ging im Zimmer auf und ab und rief: „Ha! Doktor! Ich sehe wohl — ich sehe —“

Hier sank er ohnmächtig nieder, und am folgenden Tage gaben alle Zeitungen die fürchterliche Nachricht von seinem Selbstmorde.

Wahrscheinlich erfüllte meinen armen Freund, in einem lichten Zwischenraum, das Gefühl des Verlusts seiner Verstandeskräfte mit Entsetzen, und er wollte lieber sich den Tod geben, als sich selbst überleben. Der Unglückliche!

So lebte in der grausamsten Pein, so endete durch seine eigene Hand einer der größten Männer seiner Zeit. Geringachtung der wahren, reinen Freuden des Privatlebens, unaufhörliches Streben nach Macht und Größe waren seine einzigen Fehler. Seine übermenschlichen Anstrengungen, um die Palme des politischen Ruhmes fest zu halten, haben ihn um Verstand und Leben gebracht; er hat das wahre Glück mit Füßen getreten, um einem eingebildeten Gute nachzujagen; er ist von der Höhe seines Ruhmes herabgestürzt, wie ein Adler, welcher, vom Blitze erschlagen, todt zur Erde fällt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Peter III. auf der Bühne.

Katharine ist in diesem Trauerspiele gar nicht, was sie wirklich war. Der Dichter hat ihr einen weichen, unthätigen, verschlossenen Charakter gegeben, der sie zu einer unbedeutenden Person macht. Vielleicht wollte er des Kontrastes halber alle heftigen Leidenschaften in dem Gemahle concentriren und ihm eine sanfte, aber nicht getreue Gemahlin gegenüberstellen. Eine Hauptperson ist Alexis Orloff, Bruder Georgs, des Günstlings der Kaiserin. Dieser verräth von Anfang bis zu Ende einen Haß gegen Peter, welchen der Dichter nicht hinlänglich motivirt hat. Georg selbst ist ein unschlüßiger Mann, wie er auch in der That war, und nur durch seinen Bruder wird die Verschwörung gegen Peter eingeleitet, besonders seitdem der trunkene Kaiser bei einem Gastmahle Georg Orloff verspottet und ihm ein Glas Wein ins Gesicht geschleudert hat. Alexis spricht sehr kräftige Worte, um seinen Bruder zum thätigen Mitwirken bei der Verschwörung zu bestimmen. Komisch, aber mit Wahrheit geschildert ist ein Auftritt zwischen Alexis Orloff und einem Gardeoffizier. Ersterer will diesen Offizier zum Mitschuldigen machen und forscht auf eine feine Art seine Gesinnung aus; der Offizier antwortet eben so fein, indem er nicht weiß, ob er es mit einem wirklich Unzufriedenen, oder mit einem Ausspäher zu thun hat. Katharine sucht ebenso die Gesinnung des jungen Pagen auszuforschen; da sich dieser aber zu ihren Füßen wirft und ihr schwört, ihr sein Leben und seine Liebe zu widmen, nimmt sie ihn in Freundschaft auf. Der Page begleitet sie nach Peterhof, wo der Kaiser sie verhaften läßt; Ivan hört Lärm und glaubt, in einem einsamen Gange, der zum Gemache seiner Gebieterin führt, Fußtritte von Feinden zu vernehmen; er opfert sich für sie auf, wird verwundet und stirbt. Dieser Tod ist ganz unnöthig, und der Dichter hätte solch einen Luxus von Mordthaten ersparen können. Die vermeintlichen Feinde, denen er sich widersezt hat und von denen er niedergemacht wird, sind noch dazu Freunde der Kaiserin, nämlich die beiden Orloffs und ihre Gefährten, welche zu ihrer Rettung erscheinen; ehe sie aber auftreten, überläßt sich Katharine dem bangen Gefühle eines baldigen Todes, da sie von dem wüthenden Peter nichts Geringeres zu erwarten hat. Bereits hat ihr der zornige Gemahl in öffentlicher Versammlung die Krone vom Haupte gerissen und seine Geliebte, Elisabeth, zur Kaiserin ausgerufen. Die verworfene und eingesperrte Katharine überdenkt alles Große und Herrliche, was sie für Rußland thun würde, wenn sie Alleinherrscherin wäre, und entwirft mit Begeisterung das Gemälde der künftigen Größe Rußlands. Diese Begeisterung in einem Augenblicke, da man befürchtet, von Feinden überfallen und gemordet zu werden, ist eben nicht sehr an ihrer Stelle; allein ein junger Dichter versäumt nicht gern eine Gelegenheit, solch einen Monolog anzubringen; wahrscheinlich schwebte ihm hiebei der Schillersche Monolog in Maria Stuart vor Augen; aber Schiller hat ihn auf eine ganz natürliche Art herbeigeführt, was Victor Escousse nicht gethan hat. Das Blatt wendet sich zulezt und Peter wird in demselben Schlosse, worin er die Kaiserin eingesperrt hatte, festgehalten, und die Verschwornen beschließen seinen Tod. Nun kommt der Gardeoffizier, den Alexis zuvor angeworben hatte, wieder zum Vorschein; dieser ist nämlich in der Zwischenzeit Kommandant von Peterhof geworden; ehe noch die Verschwornen über die Todesart übereingekommen, ladet der Offizier den abgesezten Kaiser zu einem Gastmahle mit angeblichen Anhängern seiner Parthei ein und vergiftet ihn. Bald taumelt Peter auf die Bühne, leidet die fürchterlichsten Schmerzen und ruft den Tod herbei. Der rachsüchtige Alexis aber will die teuflische Freude haben, seinen Feind mit eigenen Augen leiden zu sehen, und Peter stirbt nach langem Wuthgebrülle. Dieser lezte Auftritt ist gräßlich; ich habe wahrlich keine Lust, Peter zum zweitenmale seinen Geist aushauchen zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 6:
Erdball.

Räthsel.

Ich bin ein ehrlicher Gesell,
  Bei Schönen wohl gelitten,
Und mangl' ich, suchen sie mich schnell,
  Darf sie nicht lange bitten;
Wohlwollend sehen sie mich an,
Und denkt! ich bin nicht 'mal ein Mann.

Ich bin auf Erden mannigmal,
  Im Wasser meist zu finden;
Ich glänz' im schön geschmückten Saal
  Beinahe zum Erblinden;
Empfänglich für das Schöne bin
Ich ohne Herz und ohne Sinn.

Ich lehr' euch heimlich mit Geschick
  In liebe Augen sehen.
Da kann ein Wink, ein Herzensblick
  Herüber, hinüber gehen.
Dem wird oft warm, wenn Andre friert,
Wer diese Optik einstudirt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. Januar 1832.

Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n.

Schiller.

Bajazet *).

Von Schlachtenthal zu Schlachtenthal
Zuckt Bajazet, der Wetterstrahl;
Heut schlägt er ein in Kermans Gluthen
Und morgen in des Isters Fluthen.

Athens uralte Götterpracht,
Stambul erzittert seiner Macht,
Natoli's reichste Fürsten spenden
Des Friedens Zoll mit vollen Händen.

Von schweren Zügen auszuruhn,
In Brussa's Hainen schwelgt er nun,
Da weckt ihn längst ersehnte Kunde:
„Europa wider dich im Bunde!“ —

„„Nun schütze, heiliger Prophet,
Die Tempel, die ich dir erhöht;
Ich selber zieh' hinauf nach Norden,
Die Feinde deines Worts zu morden.““

Nikopolis, dort winkt zum Streit
Der höchste Herr der Christenheit,
Um ihn geschaart, gleich Ungewittern
Ein Lanzenheer von Frankenrittern.

*) Aus dem dritten Bande der Bilder des Orients, von Heinrich Stieglitz.

Der Fürst der Pfalz, der Wallachei,
Der Ungarn Führer zog herbei,
Auch Hohenzollers treue Schaaren,
Und Bairens Heer, stark in Gefahren.

„Ihr Krieger, auf von eurem Sitz!
Sonst trifft euch Bajazet, der Blitz;“
Der Frankenritter Rosse traben,
Es fliehn die türkischen Asaben.

Die übermüth'gen Ritter schrein:
„Und stürzte selbst der Himmel ein,
Wir hielten ihn mit unsern Speeren!
Auf! Bajazet die Flucht zu lehren.“

Der aber hält in dunkler Pracht
Mit seiner Schaar am Hügel Wacht;
Jetzt bricht er vor, jetzt reißt die Glieder
Sein wetterleuchtend Zucken nieder.

Vergebens wehrt der Deutschen Muth
Des raschen Kämpfers wilder Wuth;
Denn ihm vereint, sie zu verderben,
Sich zürnend der Despot der Serben.

Die Fahne des Propheten weht,
Der Janitscharen Säbel mäht,
Es treffen mit den Wurfgeschossen
Die Spahis von den schnellen Rossen.

„Ruht nicht, ihr Würger, im Gefecht!
Mir nach! den Fall der Brüder rächt;
Mir nach! der Staub auf Gottes Wegen
Führt uns dem Paradies entgegen.“ —

Wie deckt die Ebne weit und breit
Die blut'ge Saat der Christenheit!
Wie sank im Dienst erhabner Tugend
Europa's heldenmüth'ge Jugend!

Und wie sein Rachedurst gestillt,
Blickt Bajazet auf das Gefild
Und jagt vom Siegerfeld im Westen
Gen Ost zu glühnden Freudenfesten.

Von Blüthen strozt sein Lebensbaum,
Er schwelgt in neuer Siege Traum;
Da droht der Ost mit schwarzen Wettern
Die volle Krone zu zerschmettern.

Auf blutgetränktem Siegerpfad
Ist Timurs Heeresstrom genaht;
Der große Wolf an ihrer Spitze
Beut Troz dem löwenmüth'gen Blitze.

Nun sieht Angora's üppig Feld
Den Kampf der Herrschaft um die Welt;
Des Tatars Schlachtdrommeten blasen,
Des Türken Trommelwirbel rasen.

Auf beiden Seiten glühn im Streit.
Die Kaisersöhne kampfbereit,
Auf beiden Seiten fegt in Massen
Der Tod der Kämpfer dichte Gassen.

Heiß zuckt im Kampf der Wetterstrahl,
Doch Timurs Lager ohne Zahl
Speit für die hingestreckten Horden
Ein neues Heer zum grausen Morden.

Er selbst, der graue Würger, hinkt
Durch's Lager hin; wild grinsend winkt
Sein Blick zum Kampf, und heulend fegen
Die Tausende dem Feind entgegen.

Der Huf der Elephanten stampft
Auf Türkenleibern, hochauf dampft
Im warmen Blut ein Berg von Leichen,
Doch keiner will dem andern weichen.

Jezt dringt der Kern der Türken vor;
Umsonst! sie prallen ab vom Thor,
Wo der Tataren Räderwagen
Ein undurchdringlich Bollwerk ragen.

Jezt schwankt des Kampfes Wechselspiel,
Wo Mustafa am Hügel fiel;
Durchbohrt vom Pfeile der Tataren,
Sinkt dort der Kern der Janitscharen.

Und immer wilder wogt die Schlacht,
Und schwärzer gähnt des Todes Nacht;
Es würgen die gereizten Sieger
Des löwenmüth'gen Sultans Krieger.

Der Löwe selbst, von Wuth entbrannt,
Ist in der Feinde Schwarm gerannt,
In ihrem Fleisch den Zahn zu wetzen;
Und keiner wagt ihn zu verletzen.

Doch wie vom Kampfe matt sein Arm,
Umzingelt ihn ein dichter Schwarm
Und wirft — gewürgt sind die Begleiter —
Ein Netz um's Haupt dem kühnen Streiter.

Sie schleppen ihn zu Timurs Zelt,
Den Herrn der Welt zum Herrn der Welt;
Ein Eisenkäfig — düstre Kunde! —
Umfängt den Herrlichen zur Stunde.

Den prächt'gen Löwen, stolz und stumm,
Schleppt nun der Wolf mit sich herum;
Das Auge voll von Ungewitter
Blizt durch das dunkle Eisengitter.

Da zehrt und zehrt er nun voll Schaam
An seiner Schmach, an seinem Gram;
Da wühlt und wühlt er heiße Schmerzen
Hervor aus todeswundem Herzen.

Er brüllt mit unheilvollem Schall
Sich selbst und seiner Söhne Fall,
Bis er in qualdurchzucktem Beben
Hat ausgebrüllt sein Heldenleben.

In Brussa's Hainen ruht er nun,
Von schweren Zügen auszuruhn;
Doch wenn der Schlachten Wetter schwellen,
Siehst du den Blitz sein Grab erhellen.

Lafayettes Salon.

(Fortsezung.)

Wer von einem Balle kömmt, findet in diesem Salon den allerauffallendsten Kontrast. In diesem literarischen Boudoir ist es todtenstille; auf den dicken Teppichen, den prachtvollen Bärenfellen knarrt kein Stiefel, kein Tanzschuh. Um den merkwürdig dekorirten Theetisch

lehnen auf Sophas die Auserwählten des Salons, Maler, Dichter, Journalisten, Gelehrte, Gesetzgeber und Gesetzkundige, unterhalten sich halblaut, oder hören, ohne dieß jedoch merken zu lassen, einem Redakteur des Figaro zu. Dieser, nachläßig gekleidet, lang und schmächtig, steht, der Uhr den Rücken zugekehrt, die Rockschöße in den Händen, ganz allein am Kamin und wärmt sich. Ein wahres Vergnügen, ihm zuzuhören: er spricht in der That vortrefflich, ist ein verwegener Kritiker, feiner Spötter, jedes Schriftstellers guter Freund. Dabei aber weiß er den mächtigsten literarischen Ruf in haarkleine Stücke zu zerreißen; paradoxirt, disputirt nach Herzenslust über alle Systeme, die er, wie man die Hand umkehrt, über den Haufen wirft und sofort wieder aufbaut; das Alles nur um des Behagens willen, den Zuhörer im Zweifel zu lassen, ob er ihn nicht zum besten gehalten. In einer Ecke des Salons, dem Vorhange, der uns eingelassen, zur Seite, befindet sich ein großer Tisch, wie in den Lesekabinetten, mit einer Lampe. Er ist mit aufgeschichteten Büchern, Journalen und einem Dutzend durcheinanderliegender Karrikaturen bedeckt. Die Etiquette heischt, daß man diesem Tische einen Besuch abstattet, verbietet dagegen, wie solches der Mangel an irgend einem Sitze andeutet, sich daselbst niederzulassen. Stehend also nehmen wir ein Buch, blättern es, mit der Miene eines Mannes, der den Inhalt bereits kennt, der Alles gelesen, Alles gesehen, flüchtig durch. Dann schlürfen wir ganz langsam unsere Tasse Thee und speisen unser Butterbrod. Wir fassen nun Muth, und hören der Unterhaltung zu. Muth bedarf es dazu, das habe ich erfahren! Ich weiß den ganzen Salon, so zu sagen, auswendig, kenne die Zahl seiner großen herrlichen Spiegel, vor denen man nicht einmal gähnen kann, ohne daß alle Welt es sieht. Ich sah das Piano immer geschlossen, die Harfe stets in ihrem grünen Ueberzuge ruhen; sah die gutmüthige, sanfte Frau vom Hause, zu meinem größten Bedauern, zweimal in der Woche im Kreise betäubender Schönredner der Folter preisgegeben; hörte die guten Herrn die arme junge Frau mit eitel Politik bestürmen, sah Cormenin auf der einen, Mahül auf der andern Seite in die Gepeinigte dringen, daß sie sich für die äußerste Rechte oder das linke Centrum entscheide.

Noch einmal, Salons sind mir ein Gräuel; Soiréen, alle in diesem Winter aufgesproßten aristokratischen Reunions sind mir in den Tod zuwider, sie langweilen mich, machen mich krank; ists meine Schuld? „So gehen Sie nicht hin, unerträglicher, grämlicher Mensch!" wird es heißen. Amen!

Einen Salon indeß stelle ich mit den übrigen durchaus nicht in eine Klasse; ja, dieß ist mein Salon. Leser, besucht Ihr diesen Winter etwa einen Ball, wo Ihr nicht tanzen könnt, ein Konzert, in dem falsch gesungen wird, und ists gerade ein Dienstag, so laßt in Gottes Namen Ball und Konzert im Stiche, und fahrt Rue d'Anjou Saint-Honoré, zu General Lafayette.

Hier herrschen Freiheit, Behaglichkeit, trauliche Herzendergießung; hier gibt es keine raffinirten Formen, keine superlativen Konvenienzen, keine Etiquette, keine ceremoniösen Präsentationen, nur ganz einfache Höflichkeit, ganz einfache Rücksichten, nichts mehr, nichts weniger. Lafayettes Salon ist ein öffentlicher, ein universell intimer Cirkel, in den der Freund den Freund, der Sohn den Vater, der Reisende seinen Kameraden einführt. Jeder kommt nach Belieben, zur beliebigen Stunde, und geht, wann es ihm beliebt. Hier finden alle Länder, alle Klassen der Gesellschaft sich zusammen, vermischen sich, bieten sich die Hand. Hier hat ganz Frankreich, ganz Europa seine Deputirten, hier begrüßt Amerika Washingtons Freund, hier huldigen alle Liberalen, alle Proscribirten der Welt dem Priester der triumphirenden oder besiegten Freiheit.

Welcher Gelehrte, Dichter, Historiker, Soldat möchte in Paris gewesen seyn und nicht sagen können: „Ich war bei Lafayette!" Wen kann die Besorgniß, bei diesem Manne sich nicht an seiner Stelle zu finden, von solchem Besuche abhalten? nur etwa den Unredlichen, den schlechten Bürger; wen sonst aber? Prinzen und Herzoge, Marquise und Grafen und Barone? Lafayette ist Marquis von altem Adel; seine Gemahlin war eine Erbin der Noailles; erscheint nur! ihr vergebt euch wahrlich nichts in diesem Salon! Männer des Volks, Handwerker, Künstler, junge Leute ohne Namen und Vermögen? Lafayette ist der Mann des Volkes, unterzeichnet nie anders, als Lafayette; kommt nur zu ihm, habt keine Furcht, er wird euch nicht beschämen. Dem Armen, wie dem Reichen, dem Roturier, gleich dem Edelmanne bietet er die Hand, und das nicht aus Berechnung, wie so viele Ex-Gentilshommes, die ihn nachäffen, nein, ehrlich und biederherzig. Den Greis, der in eurer Liebe, im Enthusiasmus, den er euch einflößt, sich glücklich fühlt, umstürmt die laut durcheinander redende, lachende, lärmende, vor seinen Augen sich erhitzende und wieder aussöhnende Menge.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

Zweiter Brief.

Die Nationalgarde. Die Fortification.

Die Nationalgarde Lyons, welche gleich nach der Julirevolution in einem kritischen Moment die Ruhe und Ordnung in der Stadt bewahrte, spielt bei unsern neuesten Er-

eignissen durch ihre Lässigkeit und ihr Nichteinwirken eine zu bedeutende Rolle, um hier nicht einen Augenblick besprochen zu werden. Sie begann mit einer etwas schwülstigen Adresse an den hôte glorieux, an den Citoyen des deux mondes, an den würdigen Lafayette. Die drei Legionen Lyons selbst waren 12,000 Mann stark. Dazu kamen noch zwei Legionen, 8000 Mann stark, aus den Vorstädten Guillotière, Croix-Rousse und Vaise, also zusammen 20,000 Mann. An der Spize dieser ansehnlichen Masse standen größtentheils ehemalige Offiziere. Schon Ende Augusts konnte auf dem Bellecourplaz eine Musterung seyn, wo mich die kaum eingekleideten Truppen durch ihre gute Haltung in Erstaunen sezten. Das Uebel aber, welches die Zahl der Pariser Nationalgarden verringerte und die Bürgerpflicht, die Waffen für Aufrechthaltung der innern Ordnung zu tragen, auch bei dem besten Willen beschwerlich machte, nahm auch hier schnell überhand. Ich meine den thörichten Luxus in der Kleidung und sonstiger Ausschmückung. Da mußten theure Musikbanden angestellt und wie Theatersoldaten gepuzt werden. Dies schmeichelte der Eitelkeit der Reichen und Wohlhabenden, den Unbemittelten aber war es drückend. Die Nationalgardenspielerei ward auch bald so groß, daß alle Würde dieses edeln Instituts verloren ging. Den höchsten Grad erreichte sie, als voriges Jahr der Herzog von Orleans hierher kam; da war des Nach- und Vorreitens, des Paradirens und Banketirens kein Ende. Viele Unbemittelte steckten sich dadurch in Schulden, und Frau und Kinder mußten zu Hause entbehren, damit der Herr Wind machen konnte. Am ärgsten war dies in der armen, gewerbfleißigen Croix-Rousse und in der Guillotière. Dies Jahr wäre das Elend dieser Leute nicht so groß und drückend geworden, wenn sie im vorigen nicht so viele thörichte Ausgaben gemacht, sondern für sich und die Ihrigen hübsch gespart und einen Nothpfennig auf die Seite gelegt hätten. Davon haben aber wenige Franzosen einen Begriff.

In genauester Beziehung mit der Nationalgarde stand die dem General Fleury vom Genie und dem Marechal-de-Camp Hulot, als Kommandanten der 19ten Militärdivision, übertragene Befestigung der Stadt, besonders der Höhen der Croix-Rousse und der Guillotière, desgleichen der Straßen von Genf und von Bourg. Dies war in der Zeit, wo man eine Invasion von Seiten Oesterreichs und Sardiniens fürchtete. Diese Vorsicht war sehr nöthig, denn Lyon liegt bekanntlich an dem Zusammenfluß zweier bedeutenden Ströme, und ist der Knoten der Hauptverbindung der Hauptstadt und ganz Mittelfrankreichs mit dem Süden. Es wäre ein grosser Mißgriff, unsere Stadt vertheidigungslos zu lassen; denn der thätige Feind würde seine erste Bewegung nach ihr richten, und wenn er sie genommen, nicht nur Kontributionen aller Art erheben, sondern auch eigene Befestigungen daselbst anlegen, um sich im Besiz dieses für ihn sehr wichtigen Punktes zu erhalten, weil er da — in Frankreichs zweiter Stadt — nicht allein unermeßliche Hülfsquellen finden, sondern auch eine militärische Position von der größten Wichtigkeit für seine fernern Operationen inne haben würde. Diese Gefahr mußte vermieden werden. Es handelte sich aber nicht darum, aus Lyon einen eigentlichen Kriegsplaz zu machen, wodurch Handel und Gewerbe unendlich würden gelitten haben, und wovor unsern Fabrikanten und Kaufleuten natürlich sehr bange war; sondern es sollten nur leicht zu vertheidigende Werke angelegt werden, die lange widerstehen, und wodurch die bewaffneten Einwohner, von wenigen Linientruppen unterstüzt, nicht nur feindliche Streifkorps, sondern auch ganze Armeekorps von ihrer Stadt abhalten könnten. Diese Befestigungsarbeiten waren auch dadurch sehr nüzlich, weil sie einer Menge brodloser Arbeiter Beschäftigung und Verdienst gaben.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Kritik und Theaterfreiheit.

Solche scheußliche Scenen können nur einem jungen Dichter behagen, welcher glaubt, man müsse das verwöhnte Publikum heftig angreifen; allein das Publikum des Théâtre français ist nicht dasselbe, welches auf den Boulevardstheatern die gräulichen Melodramen aufführen sieht. Es liebt die Darstellung edler Leidenschaften, und den Dichter soll das Gefühl des Großen und Schönen nie verlassen. Gegen das Ende der Aufführung ertönten daher auch die mißbilligenden, den Ohren der Verfasser so widerlichen Pfeifchen, und der Name des Dichters ward von dem Schauspieler, welcher Peter III. dargestellt hatte, halb unter Beifall, halb unter Mißbilligung bekannt gemacht. Es schien mir, als ob der mißbilligenden Stimmen mehr wären, als der zufriedenen. Das Stück wird seitdem wöchentlich einigemale aufgeführt, jedoch ohne großen Zulauf zu erregen. Der junge Dichter hat Manches zu lernen, wenn er sich auf der ersten tragischen Bühne Frankreichs einen dauernden Ruf erwerben will. Freilich kann ein 19jähriger Jüngling noch Vieles bessern, und vielleicht werden die reifern Früchte des Dichtergeistes Victor Escousse's dereinst Epoche machen; bis dahin wird er Dichtern von reinerm Geschmacke und reiferm Urtheile weichen müssen. Von den unedeln oder unpassenden Aeußerungen im Stücke, deren mehrere ein lautes Murren im Publikum erregten, will ich nicht sprechen; denn solche Fehler lassen sich leicht verwischen, und meistens verbessern die Pariser Dichter dergleichen Mißgriffe zwischen der ersten und zweiten Aufführung; das Publikum ist hier der beste Censor, und eines andern bedarf es nicht, es seyen denn die Theaterkritiker, deren immer ein Duzend den ersten Aufführungen beiwohnen und am folgenden Tage nicht ermangeln, dem Dichter in den Tagblättern seine Fehler vorzuhalten; das dem Publikum Entgangene wird von dem Späherauge dieser Kritiker scharf bemerkt und gerügt. Die erworbene Theaterfreiheit bringt es übrigens mit sich, daß man die heimliche Geschichte fremder Länder eben so frei behandelt, wie die französische, und sollte sich der russische Gesandte darüber beschweren, was er aber wohl bleiben lassen wird, so würde man ihn fragen, ob nicht auch die Dubarry und andere Serailgeschichten des französischen Hofes auf die Bühne gebracht worden seyen; ja Ludwig Philipp könnte fragen, ob man ihn selbst geschont habe, da man die Veränderungen, welche er im Tuileriengarten vornimmt, und die mehr Lärm in Paris verursachen, als sie verdienen, zum Gegenstande eines kleinen Vaudeville: Les fossés des Tuileries, gemacht hat, worin diese Veränderungen beißend durchgehechelt werden. So lange nichts Unmoralisches beabsichtigt wird, muß der Theaterdichter dieselbe Freiheit geniessen, wie der Journalist. Dies ist jezt das herrschende Prinzip in Paris, und wahrscheinlich wird die Theaterfreiheit eben so fest begründet werden, als die Preßfreiheit. Es hätte sich auch wahrlich nicht der Mühe verlohnt, zu revolutioniren, wenn dadurch nicht Freiheit in Allem erworben worden wäre.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 14.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. Januar 1832.

> Ihr Grillenfänger sollt uns heut
> Zu Rede stehn, mit Deutlichkeit,
> Und nicht mit dunklem Wesen.
>
> Goethe.

Psychologische Briefe von Fichte.

(Fortsetzung.)

3.

Der erste Schritt zu einer richtigern Ansicht des Verhältnisses von Leib und Seele ist geschehen, seitdem man das Vorurtheil einer Entgegensetzung, einer wahrhaften Zweiheit zwischen beiden hat fahren lassen. Die Seele ist nur wirklich in leiblicher Existenz, aber umgekehrt auch kein leiblicher Organismus ohne Beseelung. Freilich hätte man damit auch andere Konsequenzen aufgeben sollen, welche noch in den meisten Physiologien und Seelenlehren hartnäckig haften, namentlich die Vorstellung von einem besondern Sitze oder Organe der Seele. Man sucht noch immer eine bestimmte Stelle im körperlichen Organismus, wo er, gleichsam für sich ein Bruch oder ein fragmentarisches Daseyn, um sich zu ergänzen, hinauslangen muß in die schlechthin entgegengesezte Welt des Geistes, die, wie man es auch sich denke, nimmer die lezte Einheit, den Abschluß ihm zu geben vermöchte, vielmehr solche Einheit völlig an ihm aufheben würde. Aus so Entgegengeseztem gepaart, wäre der Mensch vielmehr das höchste aller Räthsel und Widersprüche. Hier schlägt nun ferner, eben so seltsam und unbegreiflich, der Bliz eines Jenseitigen in die Welt des Körperlichen herab, der fremde Strahl des Geistes läuft am Leiter des Nervensystems auf und nieder, und dieß nennen wir Beseelung, Einheit von Seele und Leib: — eine verkünstelte Hypothese, deren Unverständlichkeit jeder sogleich anerkennen würde, wenn man nicht durch langes Vorsagen und Wiederholen sich daran gewöhnt hätte, nichts Deutliches mehr dabei zu denken. Aber gleich die nächsten Folgerungen verwickeln sie in unauflösliche Schwierigkeiten. Hiernach empfindet nicht der materielle Leib, sondern die Seele; offenbar aber nur an der bestimmten Stelle, zu welcher die Nerven jene Empfindung ihr zuführen. Warum wird dennoch ein Stich im Finger dort empfunden, und nicht im Nervencentrum des Gehirns, an der allein seelischen, also empfindenden Stelle? Führt man, wie gewöhnlich, dagegen an, daß die Koncentration aller Empfindungen und Sensationen an Einer Stelle jene verwirren müßte, was wir zugeben, so wird dadurch nicht erklärt, warum es sich so verhalte, sondern nur mittelbar behauptet, daß es sich nicht also verhalten könne. Nach dieser Ansicht ist ferner der Leib die materielle, ihr unähnliche Hülle der Seele, ein geringes, widerstrebendes Gewand, das sie umgeworfen — Ausdrücke, die vornehmlich jezt mit absonderlichem Nachdrucke wiederholt werden, seitdem Pietismus und eine verdüsternde Ascetik sich in diese Studien zu mischen anfängt. — Wie kommt es aber doch, daß die Seele von diesem Widerstreben, von diesem Kampfe Nichts empfindet, außer in krank hypochondrischer Vorstellung, die fürwahr weder zur unbefangenen Beobachtung, noch zur Darlegung der wahren Natur der Sache geeignet ist? Je kräftiger und gesunder vielmehr der Geist,

je näher das Individuum dem menschlichen Normalzustande bleibt, desto fröhlicher tritt die Einheit jener beiden Gefährten hervor, was nach jener Lehre gerade umgekehrt sich verhalten müßte, wo nur der verworfenste Geist also sich könnte herabziehen lassen in das Irdische, um das Lästige seiner sterblichen Bedeckung nicht zu spüren. Ist aber der Leib nur die Hülle der Seele, wie Ihr sagt, — woher geschieht es denn, daß er ihr dennoch Nichts verhüllt, sondern gar durchsichtig die ganze Außenwelt auf sie einströmen läßt? — Und der Mensch, das Meisterstück der sichtbaren Schöpfung, die freieste, wundervollste Harmonie tief verschlungener Kräfte, bliebe nichts anders als ein mühsam zusammengezwungenes Gespann entgegengesezter Wesen, die, auch einmal zu einander gesellt, immer wieder sich auseinander drängen müßten aus ihrer widernatürlichen Verkettung? Zwar weiß man auch darauf allerlei komplicirte Antworten zu geben; indeß ist es, nach Lessing, etwas Anderes, zu antworten auf einen Widerspruch, und ihn zu beantworten. Wer sieht nicht, daß diese gesammte Grundansicht an einer Ungereimtheit leidet, die Natur und Wirklichkeit nicht kennt? Wäre der Widerspruch vorhanden, dann müßte er freilich gelöst werden, und jene Antworten, befriedigend oder nicht, wären als Versuche wenigstens am Platze. So beruht er aber auf einer reinen Erdichtung, und wir lassen ihn nur darum fallen, weil er in Wahrheit gar nicht existirt. So ist es aber nur allzuhäufig! Hat sich einmal nach hergebrachter Meinung und herrschenden Vorstellungen eine Theorie festgesezt, so läßt man eher die Natur sich selbst widersprechen, als daß man gründlich von ihr abließe.

Gegen solche zerrissene und beidlebige Psychologie gehalten, ist nun der entschlossenste Materialismus wenigstens durch seine Konsequenz achtbar. Gall hat es ausgesprochen, daß das Denken eben so für eigenthümliche Funktion des Hirns anzusehen sey, wie dem Magen das Verdauen, der Lunge die Oxydation des Blutes zukommen. So wäre freilich die Seele, selbst die Einheit des Ich nur Produkt der Organisation, was doch, wie ungenügend auch bei tieferer Erwägung es bleibt, wenigstens in sofern einen haltbaren Gesichtspunkt zuläßt, als der Gedanke der Einheit übrig geblieben ist. Wird diese indeß daraus mit fortgenommen und unverbrüchlich festgehalten, so möge man verstatten, die materialistische Ansicht gerade auf den Kopf zu stellen. Jene Materie, die nach Euch Alles seyn soll — was ist sie selbst nach Eurer eigenen Meinung? Ein Aggregat von Atomen, woraus Ihr sie bestehen laßt, kennt weder die Erfahrung, wie Ihr selbst es gesteht, noch gibt die unbefangene Forschung davon Zeugniß. Die Erscheinung, die man Materie nennt, kann überhaupt nur betrachtet werden als Produkt eines im Raume fort und fort Wirksamen. Daher, bei ihrem Beharren, dennoch hinwiederum ihre stete Veränderung. Wie aber ein Aggregat todter Einzelnheiten durch ihr bloßes Zusammen Wirksamkeit (Kraft), und zwar in jener doppelten Beziehung, des Beharrens und der Veränderung, erhalte, ist nicht einzusehen. Deßhalb war man genöthigt, diese Atome mit zwei neuen Fiktionen auszustatten, mit der Kraft der Anziehung und Abstoßung zugleich. Aber auch abgesehen von diesem Widerspruche, ist es doch eigentlich auch nach dieser Ansicht nur die Kraft der Anziehung und Abstoßung, welche das Phänomen der Undurchdringlichkeit, d. h. die Materie erzeugen soll. Was bedarf es denn also nun noch jener überflüssigen Atome, oder vielmehr, was gibt ferner noch Zeugniß für sie, da der erste Grund ihrer Annahme, wie ein unnützes Baugerüst, jezt niedergefallen ist? Wären sie auch nicht, das Phänomen bliebe, auch nach der von Euch gegebenen Erklärung, immer dasselbe.

So ist auch hier zunächst eine unerwiesene Behauptung abzuthun, und an die Stelle derselben tritt der einfache Gedanke mannichfaltiger, urwirksamer Kräfte, die sich entfaltend, jede in eigenthümlicher Weise, dadurch zugleich räumliche und im Raum beharrliche (widerstehende, ihn füllende) werden. Sie sind selbst nicht im Raume, sondern sie erzeugen ihn in gewissem (nachher näher zu bezeichnenden) Sinne, und einen leeren gibt es eben nicht, womit wir denn die ersten und einzigen Elemente gefunden hätten, daraus die Welt zu erbauen.

Zunächst bedürfen wir jedoch einiger metaphysischen Vorerörterungen, welche ich Ihnen indeß bei etwas Aufmerksamkeit vollkommen annehmlich zu machen hoffe. Es ist bloßes Vorurtheil oder ein träger Stolz unserer Schulphilosophen, wenn sie behaupten, daß das wahrhaft Spekulative unverständlich sey, und deßhalb der gemeinsamen Fassung unzugänglich bleiben müsse. Wehe vielmehr der Philosophie, wenn es sich also mit ihr verhält! Das wahre Philosophiren ist die völlige Einkehr in sich selbst, die tiefste und reinste Selbstbesinnung auf die Wahrheit, die in unserem Bewußtseyn mannigfach umhüllt und verwachsen, jedoch urkenntlich niedergelegt ist, und die also ausgesprochen für sich selbst redet. Kann man diese in einer einzelnen Philosophie nicht wieder erkennen, so möchte hierin das schwerste Urtheil über sie liegen, mit welcher Kraft und Konsequenz dieselbe auch äußerlich gerüstet wäre.

Lafayettes Salon.

(Beschluß.)

Auf diesem rauschenden, mit keinen Teppichen belegten Parketboden seht ihr alle politischen, wissenschaftlichen, literarischen, populären Celebritäten der Hauptstadt in

beschmuzten Stiefeln, Seidestrümpfen, Schuhen, Uniformen, zugeknöpften Ueberröcken, abgängigen Fracks, Alles in buntem Treiben durch einander. Glaubt ja nicht, daß die ganze Gesellschaft im Wagen hergekommen. Indeß wimmelt die Straße von Landau's, Coupés, Calechen, Tilburys, und Kutscher und Lakaien drängen sich unten am Eingange und auf den Treppen. Aber bei weitem die meisten sind in Omnibus, sind zu Fuß gekommen. Was kümmert Lafayetten, wie ihr gekommen, wenn er euch nur sieht, nur weiß, daß ihr mit dem Volke es ehrlich meint. Erst das Volk, dann Frankreich, dann, wenn ihr wollt, er selbst; vom Volke sprecht nichts Uebles, von ihm mögt ihr in seinem eigenen Hause Schlimmes sagen, er grollt euch darum nicht.

Ich liebe Lafayette. Sage ich Jüngling zu mir selbst: Du bist schon alt, enttäuscht, fühlst tiefen Widerwillen gegen Alles; sage ich mir, die Brust von Schmerz, das Auge von Thränen geschwellt: nützlich zu seyn, erheischt Kraft, in unsern Zeiten ist der Schwache unnütz, schadet sogar; erfüllen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mich nur mit Entsetzen: dann erhellt die finstere Nacht der einzige Gedanke, der mich tröstet: Lafayette! In trüben Abendstunden sucht sein Bild mich heim, tröstet mein Herz und ermuthigt meinen Geist. Ich erfasse mit Innigkeit das theure Bild; diese Größe und Majestät, diese heitere Stirne, dieser unendlich milde Blick, diese sonore Stimme, die ins innerste Gemüth dringt! „Fasse Muth, mein Sohn," spricht sie zu mir, „traure nicht, die schönen Tage kehren wieder!" Ich entschlummere, und Lafayette und Freiheit umschweben mich in goldenen Träumen.

Das Zimmer, in dem wir sind, ist der Speisesaal, einfach, eines Republikaners würdig. Der Mann mit dem bräunlichen Teint, grau angeflogenem Haare, lebendigem, geistreichem Auge, der dort am Büffet lehnt, ist der berühmte Mauguin, erster Advokat des Pariser Barreaus, Frankreichs Brougham: er erzählt die Begebnisse auf dem Rathhause nach dem 29ten Julius. Der ihm zur Seite Sitzende, düster und trübsinnig, ernsten, strengen Wesens, ist Eusebe Salverte. Jener Römerkopf mit den hochstrebenden Zügen, eine antike Büste, ist Odilon Barrot. Hinter dem großen Redner erblicken wir das gutmüthige, offene Antlitz des bescheidenen Audry de Puyraveau, jenes unerschrockenen Volksrepräsentanten, der so hochherzig seine Behausung zu den Versammlungen in den drei glorreichen Tagen hergab, der, indeß gewisse seiner Kollegen, die sich jezt gewaltig brüsten, ihre Häupter gar klüglich bargen, das seine für die Freiheit wagte. Jener große, hagere Mann, mit mächtigen, hohen Schultern und dem Adlerblicke, ist General Lamarque.

Mitten im Salon befindet sich eine dicht gedrängte Gruppe. Alles hebt sich auf den Fußspitzen empor, und: „da ist er!" flüstert's im ganzen Kreise. Es ist Lafayette mit seinem Generalstabe von Freunden, imposanter und ehrenwerther, als irgend ein Hofstaat mit seinen Stickereien und Epauletten. — Man erwarte von mir kein Gemälde Lafayette's; seine Züge sind populär geworden und seine Tugenden gehören bereits der Geschichte an. Ihm zur Rechten ist Dupont de l'Eure, zu seiner Linken Charles Comte.

Woher aber neben den beschriebenen Männern so viele flache, schielende, widrige Gesichter? wer führt sie ein? wer sagte ihnen: kommt! und wozu? Tückisch umkreisen sie den herrlichen Greis, der gutmüthig und zutrauensvoll ihnen zulächelt. Sie verrathen, höhnen ihn im Stillen; diese Menschen sind es, die draußen ausposaunen: Lafayette sollte doch seine Gesellschaft besser wählen; die, nachdem sie ihm seinen Händedruck abgestohlen, erzählen, er werfe ihn weg. Es ist dies verdrießlich, kann aber nicht befremden: des Generals Salon steht aller Welt offen; kein Thürsteher fragt nach dem Namen und nennt ihn der Gesellschaft. Dem Gewissen eines Jeden ist es anheimgestellt, zu kommen oder wegzubleiben; aber wie Viele haben Gewissen?

Das zweite Zimmer ist der eigentliche Salon: zwei Kanape's, einige Stühle, zwei Spiegel; ein geringer Kaufmann würde sich des bescheidenen Geräthes schämen. Aber welch lieblicher Blüthenkranz junger Frauen und Mädchen, Lilien und Rosen, aus ihren schönen, sanften Augen spricht ihre Seele; in ihrer Mitte die reizende Comtesse Belgioso, eine flüchtige Italienerin, die in Frankreich dem Glutverlangen nach Freiheit und Vaterland fast erliegt; Modena's Regent hat ihren Gemahl geächtet; dort Miß Opie, die amerikanische Quäkerin, deren Kopfputz ein Lächeln erregen könnte, wenn sich dies mit der Achtung vertrüge, die ihr edles Profil gebietet. Der mit so gespannter Aufmerksamkeit ihren Worten lauscht, ist Victor de Tracy, des Generals würdiger Zögling.

Daneben treibt sich eine kleine Wolke junger Leute umher; sie tragen Schnurrbärte und grollen der Gegenwart und der Vergangenheit. Diese armen Salon- und Estaminet-Republikaner, Advokaten ohne Prozesse, Aerzte ohne Kranke, revolutioniren aus Mangel an Beschäftigung; ihr eifrigstes Streben ist, in den Assisenregistern oder denen von Sainte Pelagie ihre Namen prangen zu sehen. Wer dieselben zu wissen wünscht, den verweise ich dorthin, und bitte den lieben Gott, daß er mit derlei Revolutionärs uns gnädigst verschonen möge; denn sie gerade könnten die beste Sache verderben.

Ehrsüchtige Egoisten, die Lafayette's Popularität erbittert, was vermögt ihr gegen diesen Mann? Seine Fehler stammen nicht, wie die eurigen, aus dem Herzen; er bekennt sie, wirft sie sich vor; ihrer gedenkt

Niemand außer euch und ihm. Versucht daher nicht, auf den Trümmern seines Ruhmes den eurigen zu gründen. Nur zwei Namen in Frankreich leben ewig: Lafayette und Napoleon!

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Der Herzog von Orleans in Lyon.

Sehr zu bedauern war, daß des Obristen and Artilleriekommandanten Alphand Vorschlag, in Lyon eine große Gewehrfabrik anzulegen, nicht zur Ausführung kam. Da die Gewehrfabrikation durch die Juliereignisse frei geworden war, so schlug er den Lyonern vor, sich dieses sehr einträglichen Industriezweigs zu bemächtigen, aus St. Etienne und Tulle Arbeiter kommen zu lassen, die mit der Fertigung von Flintenläufen, Schlössern, Bajonnetten und eisernen Ladstöcken ganz vertraut wären, und von ihnen die geschickten Eisenarbeiter in Lyon zu dieser Arbeit abrichten zu lassen, was keine großen Schwierigkeiten gehabt hätte. Auch zur Schäftung der Gewehre wären die Tischler leicht geübt worden. Alles Hauptmaterial dieser Fabrikation: Eisen, Kohlen, Nußbaumholz u. s. w. findet sich ganz in der Nähe. Es wäre demnach nicht schwer gewesen, in Kurzem täglich tausend Gewehre zu liefern; die Sache kam aber nicht zu Stand. Dies wurde in Paris so gekartet, damit die große Gewehrbestellung in — England gemacht werden konnte.

Von der Hierherkunft des Kronprinzen, Herzogs von Orleans, hofften wir viel Gutes. Er sollte das Schroffe, Ungleichartige und Feindliche ausgleichen, das in Menge bei uns vorhanden ist. Er sollte der neuen Ordnung der Dinge und der neuen Dynastie Zutrauen gewinnen. Der junge, liebenswürdige Prinz that auch sein Mögliches; aber das offen oder heimlich Entgegengesezte befreundet sich nicht so schnell, nicht in vier Tagen; dazu gehört auf jeden Fall mehr, als verbindliche, schöne Worte, so viel diese auch in Frankreich gelten. Der Prinz kam am 18. November vorigen Jahres. In meiner vorjährigen Korrespondenz erzählte ich von Lafayette's Empfang und Triumph bei uns, der das Wetterleuchten der Julitage war; denn es sprach sich da der ächte Sinn der Nation im Gegensaz mit dem der Regierung aus, die ihr Volk nicht mehr verstand und sich in offene Opposition mit ihm sezen wollte. Der Empfang des Prinzen hatte einen ganz andern Charakter; da war kein Partheisinn, der sich laut und hörbar aussprechen wollte, sondern es waren nur Accente Eines Sinnes, Einer Hoffnung, und diese Hoffnung war schöner Erfüllung nahe. Ein anderer Unterschied lag in der Persönlichkeit des Gefeierten. Dort war es ein edler, zwei Welttheilen mit Ruhm angehörender Greis, der Freund Washingtons, bald eine Mythengestalt aus der Vorzeit, bald der rüstige Bannerträger unserer Tage. Hier war es ein junger, hübscher Prinz in glänzender Husarenuniform, der auf Gottes Welt noch nichts gethan hatte, als aus der öffentlichen Schule, unbewußt, fast schlafend ein Diadem zu empfangen. Er war aber der Sohn und Thronerbe des Königs, auf den Alle hoffend und vertrauensvoll sehen und der an der Pforte einer neuen, bessern Zeit steht. Daher ist der grenzenlose Jubel erklärlich, mit dem der Prinz überall, auf dem Land und in der Stadt, empfangen wurde. Daher erklärt sich auch der Ton, in dem oft zu ihm gesprochen wurde. Alles bezog sich auf den Vater, und nur manchmal kamen Bemerkungen vor, die ihn selbst angingen. Davon nur ein Beispiel. In der spätern Eröffnungssizung der Pairskammer, wo die lächerliche Scene mit den alten versteckten österreichischen Fahnen vorkam, sprach der Prinz seine Kriegslust und seinen Appetit, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen — in die sympathies nationales — zum erstenmal öffentlich aus. Sie war aber in Frankreich schon früher bekannt. Da dieser Sinn nun den ernsten und besonnenen Lyonern gar nicht behagt, so sagte der Maire Prunelle gleich beim Empfang zu dem Prinzen unter andern einhüllenden Redensarten: „La soif de la guerre est heureusement éteinte. Un fol enthousiasme n'entraine plus les nations sur les champs de bataille: elles ne prennent les armes que pour défendre leur indépendance et leurs droits. D'autres triomphes font l'objet de leur ambition etc. Diese derbe Lektion mußte der Prinz von einem simpeln Maire annehmen. Man sah, daß ihn diese Bemerkungen aus dem Munde eines Beamten in der Provinz (!) verdrossen; er war aber klug genug, sich's nicht mit Worten merken zu lassen, sondern nur einiges Wenige von der Vertheidigung gegen die Fremden, von der défense des chères couleurs und von dem Glück de verser aussi mon sang pour la défense de la patrie et de la liberté, als stereotype Säze anzubringen, die in einer französischen Harangue jener Zeit oder in der Antwort darauf nicht fehlen durften. An festlicher Einholung, Begleitung der Nationalgarde, an Vor- und Nachreiten, Paradiren und Kanoniren mangelte es nun so wenig, als an Nachtmusiken, Theater, Bällen und dergleichen, was in allen Ländern dasselbe ist. Der Prinz war ungemein artig und beantwortete alle Anreden mit seltener Leichtigkeit in improvisirter Rede, ein Talent, das auch seinem Vater in hohem Grade eigen ist, das aber den meisten deutschen Prinzen zur Zeit noch abgeht, so nüzlich und gewinnend es auch ist. Auf dem Ball gefiel der junge, hübsche, trefflich tanzende, sehr artige und sehr galante Prinz unsern jungen Damen ungemein, und glücklich fühlten sich die, mit denen er tanzte. Es muß ihm aber zum Ruhme nachgesagt werden, er wählte nicht gerade die Vornehmsten, Reichsten und Schönsten, sondern mehr die, welche in bescheidener Ferne saßen und gewiß am wenigsten daran dachten, daß der Kronprinz mit ihnen tanzen würde. Es war überhaupt ein schönes Fest. Um vier Uhr schon drängten sich die Wagen auf dem Theaterplaz, und sehr lobenswerth — in Deutschland freilich unbegreiflich, vielleicht lächerlich scheinend — waren die äußern und innern Einrichtungen: kein Plaz, kein Vorzug nach Stelle, Stand, Ansehen oder Vermögen; keine Begünstigung, keine Auszeichnung für die Präfekten-, Maires-, Generals- und Präsidentenfamilien, oder für die Frau Gräfin, die Frau Fürstin, und die lieben Töchter. Die zuerst kommenden Damen nahmen kurzweg die ersten und besten Pläze im Saal und in den Logen ein, und wurden von den Ballkavalieren mit gleicher Artigkeit behandelt. Es war zum erstenmal, daß unser neues, glanzvolles Theater, das uns so theuer zu stehen kommt und unser städtisches Vermögen so zerrüttet hat, öffentlich benuzt ward. Darum sahen alle Ankommenden zuerst den Saal an, und zwar nicht ohne Staunen, denn Alles glänzte von heitern Farben, Bildern und schimmernder Vergoldung.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Januar 1832.

— Es treibt geschwinde,
Wie Canaletto das versucht zu malen,
Sich Schaar an Schaar, Musik verhallt gelinde.

Platen.

Das Barkenwettrennen zu Livorno.

Aus dem Reisejournal des Freiherrn v. Oefele.

Der achte September ist in Livorno ein großer Freudentag, den die heilige Maria von Monte nero, deren Fest darauf fällt, dem Volke spendet. Ihr zu Ehren wallfahrten schon in der Frühe ganze Schaaren schöner Mädchen und Bursche nach der auf der anmuthigen Höhe gelegenen Kirche. Dort schwebt aus ängstlichen Busen manches Stoßgebet zu der Himmelsjungfrau empor, und manches Gelübde wird gethan, für den Sieg des Erwählten im bevorstehenden Wettkampf, der nicht selten über häusliches Glück entscheidet. Der rüstige Bursche aber holt sich Muth und Kräfte dazu in der Locanda bei der langhalsigen Weinflasche, bis er, halb umnebelt, singend und springend, sein Liebchen am Arm, zurückkehrt, wenn es nicht etwa mit den verrufenen Montenegrinern eine blutige Dolch- oder Steinhagelpartbie absezt. Livorno, das den Vormittag der Feier noch ein ziemlich ödes Aussehen hat, schwimmt Nachmittags in einem Volkstaumel, oder vielmehr lezterer innerhalb seiner Mauern. Eine unzählige Menge wogt am Kanal, der durch die Stadt läuft, hin und her. Die Brücken, Quais, Balkone, Fenster, Thürme und Dächer wimmeln von Zuschauern. Die brennende Begierde, womit sie die wettrennenden Kähne erwarten, drückt sich in der Lebendigkeit des Geberdenspiels und der Hastigkeit der schreienden und schrillenden Stimmen aus. Der Fremde, von der Menge fortgedrängt, frägt lange vergebens nach der Ursache dieses fröhlichen Getümmels. Niemand hat Zeit, zu antworten. Endlich schreit es von allen Seiten: „Seht die Barcaruoli! Ignazio, Michele sind dabei, die wackern Bursche! ich wette auf den ersten — ich stehe für den zweiten, den Wasservogel, ein, so wahr ich an meinen Schutzheiligen glaube!“ — „Was gibt es hier zu sehen, gute Leute?“ — „Den Corso der Barcaruoli. Eilt, Signor! nach jener Seite hin; eben fahren sie ab zum Hafendamm; von dort aus beginnt erst das Rennen.“ Unter der mit bunten Menschenmassen wie mit einem Regenbogen umgürteten Brücke fahren schon die kampflustigen Kähne hervor, zwei und zwei sich drängend, unter Lärm, Gejauchze und Zuruf des Volkes. Die kräftigen, halbnackten Ruderer sind, wie bei den Byzantinern die Renner auf der Stechbahn, in rothe und gelbe Faktionen, nach den Tüchern, die sie um den Kopf gebunden haben, eingetheilt. Kähne mit Mohren und Türken und anderm phantastischen Aufzug, folgen ihnen, zur Belustigung der Menge, mit klingendem Spiel. Fähnlein wehen an der Puppe, oder rauschen, hoch geschwungen, in den Händen, indeß die nirgends vergessene Weinflasche, bacchantisch kreisend, jeden zur Erringung des Preises entflammt, den Livornos reiche Kaufmannschaft auf fünfzig Lire, einen wahren Schatz für die meisten, gesezt hat. Den Patronen der Fahrzeuge aber ist es um die Ehre zu thun, welche ihnen von Einheimischen und Fremden reiche Zinse tragen soll. Sie unterlassen nicht, ihren Ruderern dieß einzuschärfen, sie laut aufzumuntern und ihnen die

besten Worte zu geben, die diese nachher das ganze Jahr nicht wieder hören. Eine große Menge Zuschauer am Kanal, welche keinen Moment vom Corso versäumen will, stürzt den dahinrudernden Kähnen auf beiden Seiten der Quais voraus und geleitet sie bis zum Punkt der Abfahrt.

Endlich verkündet der dritte Knall eines Feldstücks den Anfang des Schifferrennens. Alsbald lähmt plötzliche Spannung und Erwartung die geschwätzigen Zungen, um den Augen den vollen Genuß zu lassen. Nach der kurzen Ebbe stürmt die Fluth des Volkes nach dem Brückenziel. Mit unglaublicher Schnelligkeit, gegen die der flüchtigste Läufer an den Ufern zurückbleibt, schießen nun die Kähne daher; nur die Seemöve, die über die Gewässer dahinstreicht, möchte sie ereilen. Lärm und Getöse nehmen mit ihrem Nahen immer mehr zu. Jezt erkennt man die Fahrzeuge und die Ruderer, die einander zurücklassen, einander vorfliegen. Während des angestrengtesten Ruderns stacheln sie sich gegenseitig durch Lachen, durch drohende und höhnende Worte, die von dem theilnehmenden Volk wiederholt oder erwiedert werden. Die Kähne stoßen krachend an einander, und mit Stangen suchen sie sich, mit wahrhaft italienischer Leidenschaftlichkeit, von einander loszumachen. Der Gewandteste erspäht eine Lücke, und wie ein Blitz fährt er durch; aber der ihm Nächste folgt ihm pfeilschnell. Lautes Jauchzen verkündet sie als die zwei Nebenbuhler, Ignazio und Michele, den Wasservogel. Mit ihnen kann sich keiner messen; für welchen wird sich wohl der Sieg entscheiden? Alle Muskeln der Ruderer sind geschwellt; der Schweiß rinnt über das Rabenhaar und die braunen Nacken herunter. Indeß rauscht ihnen ein schlechter Kahn, der lange zurückgeblieben, in einiger Entfernung nach. Ein kecker, olivenfarbiger junger Bursche treibt ihn vorwärts. Von seiner Schulter flattern Bänder, und an seiner Jacke steckt ein Hochzeitstrauß, der ihn zur Zielscheibe des Gespöttes macht. „Hoho! ihr holt euch Braut und Heirathsgut mit einander? schnell, Petro, daß sie euch ja nicht entkommen!“ Der Bursche antwortet nichts; er verdoppelt nur seine Anstrengung, denn schon ist das Ziel nicht mehr fern, und man liest in seinen Zügen, daß es ihm um einen höhern Preis, als die fünfzig Lire, zu thun ist. Doch alle Hoffnung scheint ihm bei dem Fluge der übermüthigen Nebenbuhler zu schwinden. Nicht mehr ferne ist der Brückenbogen, und dort das Ziel des Wettkampfes. — Da weht dem kecken Ruderer vom Ufer ein weißes Tuch, ein Zeichen der Geliebten, zu. Er erspäht sie augenblicklich, und mit dem Ruf: „ich halte mein Wort, das ich zu Montenero gegeben: Du, oder das tiefe Meer!“ schießt er vorüber, und ein Mädchenschrei verhallt im Tosen der Menge. Als wollte er alle Glieder aus ihren Fugen treiben, arbeitet der Bursche vorwärts, und sein pfeilschneller Kahn hat die gewaltigen Vorkämpfer erreicht. Doch er kann vor ihnen nicht vorüber, er muß auf halbe Fadenlänge demjenigen den Preis überlassen, dem zuerst das Bemühen gelingt, dem andern die Wasserstraße seitwärts abzuschneiden. Schon stoßen jene hart aneinander und versuchen mit angestemmtem Ruder, sich wechselseitig aus der Bahn zu werfen. Tobendes Geschrei ihrer Partheien begleitet diesen lezten Kampf, und Michele ist der Glückliche, der seinen Gegner an das linke Gestade hindrängt. Aber er selbst ist zu weit hinübergekommen; rasch schießt der Kahn des jungen Burschen an ihm vorbei und erreicht unter weitschallendem Jubelruf den Bogen der Brücke — das Ziel. — Dort empfängt er vom Kommissario des Magistrats unter feierlichem Spruch den Geldpreis; aber der größere Lohn, der ihm wird, überrascht mit einem neuen Schauspiel die Menge. Ein rosiges Mädchen mit schwarzem Lockenhaar sinkt, halb lachend, halb weinend dem Burschen in die Arme, der folgende Worte spricht: „Livorneser! ich bin ein armer Bursche, und dieses ist mein Mädchen; ihr Vater hat sie mir zugesagt, wenn ich im Wettkampf siege. Ich rufe euch zu Zeugen auf, daß ich sie ehrlich errungen.“ — „Sie ist euer!“ schreit Alles Beifall jauchzend zusammen, und dem dazu kommenden Vater, der dem Werber das Unmögliche auferlegen wollte, um seiner los zu werden, bleibt nichts übrig, als die Liebenden zusammenzugeben.

In froher Stimmung fluthet nun die Menge nach dem hochaufragenden Mastbaume, auf dessen Spitze eine roth- und grünseidene Flagge in der Luft wimpelt und neugeprägte Scudi im Sonnenschein funkeln. Vier ungeheure gespannte Taue sind die halsbrechenden Straßen, auf denen mit der Behendigkeit von Spinnen die Matrosenbuben hinaufklettern. Ein lauter Jubel begrüßt den Sieger, der angeklammert an der sich beugenden Spitze des Mastes, die lohnenden Trophäen wegnimmt und mit Blitzesschnelle am Seile wieder herabfährt. Die andern Mitbewerber werden ausgelacht und suchen sich unter der Menge so gut als möglich zu verstecken. Das durch die Ergötzlichkeiten befriedigte Volk strömt jezt nach allen Seiten auseinander und läßt den Fremden die lieblichsten Gruppen italienischer Schönen erblicken, die oft nur an diesem festlichen Tage ihrem klösterlichen Verschlusse hinter Jalousien entkommen. Amor wandelt überall, wiewohl gut vermummt, bei den geistlichen Illuminationen umher, die stationenweise noch spät Abends von den Andächtigen besucht werden. Alle an den Häusern befindlichen Gemälde und Statuen der Mutter Gottes erglänzen durch ganz Livorno im Lampenschimmer, und ihre Eigenthümer vergessen nicht, den vorüberwandelnden Ausländern einen Zoll für die Madonna abzunehmen. Ueberraschend sind die Verwandlungen der Gassen- und Mauerkapellen in förmliche Tempel mit ausgebreiteten Kolonaden, die er-

leuchteten Thore, die man in der Entfernung in den dunkeln Straßen für Zauberpalläste hält, die weißen, von Lampen beleuchteten schimmernden Zelte, wo sich der Himmel der Weltkinder in den lustigen Botheken voll kühlenden Eises und Limonade befindet, und die mit ihrem Glanze und Leben, mit ihrem harmonischen Saitenspiel, bald da, bald dorthin durch das Labyrinth der Stadt locken. So endet erst tief in der Nacht das Fest der Madonna von Montenero.

Psychologische Briefe von Fichte.

(Fortsetzung.)

4.

Die höchste Grundform aller Schöpfung können wir bezeichnen als ein Uebergeben aus dem Verborgenen ins Sichtbare, aus dem Unentfalteten zur Entfaltung: — es ist, was unsere Sprache tiefsinnig in dem Worte Offenbarung ausspricht. Die Wurzel jedes kreaturlichen Dinges ist aber seine gottverliehene Anlage, die es zu einem Solchen, Individuellen macht, und das Gepräge untheilbarer Eigenthümlichkeit ihm aufdrückt; und aus dieser allein, wie aus seinem verborgenen Centrum — die Philosophen haben es seine ewige Idee in Gott genannt — lebt es und entwickelt es sich, je nach seiner Kraft. Dieses Maaß ursprünglicher Anlage, diesen jedem Geschöpfe eigenthümlichen Rhythmus seines Entstehens, seiner Reife, Abnahme und Umstaltung in Anderes, hat die ältere Weisheit wohl bezeichnet als die jedem Geschöpfe eingeborene Zahl. Und so sind, in diesem Sinne gefaßt, Maaß und Zahl die ursprünglichsten Formen des göttlichen Offenbarungsprozesses, jenes die ursprüngliche Gränze jedes Daseyns, dieses die Gränze seiner zeitlichen Entfaltung bezeichnend.

Aber in diesem Rhythmus, aus welchem alle Kreatur sich bewegt, liegt zugleich die ganze Reihe ihrer wechselnden Zustände als Einheit beschlossen, im Vorher ihr Nachher, in der Gegenwart ihre gesammte Zukunft; und nicht minder ist jedes Einzelne dadurch zugleich in die höchste, allgemeine Ordnung, die Alles umfaßt, harmonisch eingefügt. Alles ist für einander, dennoch in jedem Zustande ganz und frei für sich, was es seyn kann. So leitet das Maaß der einzelnen Kreatur auf ein Urmaaß, das Zusammenwirken aller Kräfte auf eine Urharmonie, die im Gegenwärtigen das unendlich Entlegene, die unendliche Geschiedenheit des Werdenden ursprünglich geeinigt sieht: — und in dem lezten Worte liegt eigentlich der höchste Aufschluß über das Räthsel der Welt. Keine Ordnung in ihr, ohne durchschauendes Ordnen, keine Welteinheit ohne einenden, persönlichen Gott — ein Urich über den endlichen Ichen. Und diese Einsicht ist so sehr die gewisseste, daß wir nicht die kleinste Erscheinung eines Organischen begreifen können, ohne endlich in dem Gedanken eines schaffend-ordnenden Urbewußtseyns von Anfang und seit Ewigkeit wurzeln zu müssen.

Von hier aus trennt sich indeß die neuere Philosophie nach zwei entgegengesezten Richtungen. Es betrifft das Verhältniß des Individuellen zum Ewigen. Fassen wir jenes als ein durchaus Endliches, so ist die Folgerung unabweisbar, daß es unendlich entsteht wie verschwindet im Ewigen, welches darin nur das wechselnde Spiel seines schaffend-zerstörenden Weltprozesses übt. Hiernach ist Gott der einzig Unsterbliche in seiner Welt, und auch die Geister, in deren Ebenbilde er sich spiegelt, sind nicht minder vergänglich in ihrer Eigenthümlichkeit, wie die bewußtlose Kreatur um sie her, weil diese Eigenthümlichkeit gerade sie zu endlichen macht, mithin absolut sie scheidet vom Antheil an der Natur des Ewigen.

Wir dürfen uns nicht bergen, mein Freund, daß diese Ansicht, wissenschaftlich betrachtet, die eigentlich herrschende ist; und was sich bisher, auch in der Form philosophischer Einwendung, meist gegen sie auflehnte, waren fast nur die Protestationen eines an sich richtigen, doch nicht gerade wissenschaftlich ausgebildeten, unmittelbaren Bewußtseyns, mochten sie sich in der Ausdrucksweise christlichen Glaubens oder einer allgemein menschlichen Ueberzeugung vernehmen lassen. Als wissenschaftlich ausgebildete Philosophie ist aber die entgegengesezte Ansicht noch nicht aufgetreten, wenigstens nicht deutlich und scharf sich sondernd von ihrem Gegensatze. Vielmehr hat sich die andere Lehre in neuester Zeit sogar nach zwei Richtungen hin mit seltener Energie und Konsequenz ausgebildet: von Seiten der Naturwissenschaft durch Oken, in rein spekulativer Form durch eines der kühnsten und merkwürdigsten dialektischen Systeme, welche die Philosophie je aufzuweisen hatte.

Dennoch darf ich Ihnen wohl bekennen, daß ich diese Ansicht stets mit dem innersten Widerwillen von mir stieß, selbst als ich noch kein wissenschaftliches Heilmittel gegen sie kannte. Aber auch in der Psychologie ist sie entscheidend, ja ich möchte sagen, auch hier hängt Tod und Leben ab von ihr. Der große Gegensatz beruht nämlich darin, ob man das Allgemeine (Abstrakte) für das allein Wahrhaftige und ewig Siegreiche hält, in das alles Individuelle wieder zurückkehrt, wie es daraus hervorgegangen, oder ob man es selbst gar deutlich als Produkt unsers Erkennens begreift, welches, indem es unfähig ist, die gleichartigen Individuationen in unterscheidendem Blicke festzuhalten, sich begnügen muß, sie in oberflächlicher Gemeinsamkeit zusammenzufassen. Dies ist denn nun ihr Allgemeinbegriff, die frei-

lich nöthige, aber an sich unwahre Abbreviatur und Verkürzung der Dinge in unserm Denken, während an sich und wahrhaft nur Individuelles existirt. Nach solcher Einsicht nämlich ist die Wurzel der unendlichen Wesen vielmehr selbst ihre Individualität aus Gott. Und wie nach dieser Lehre Gott ein persönlicher ist — nicht mehr ein abstrakter Weltgeist, der sich etwa durch die individuellen Iche zu eigenem Bewußtseyn nur hindurchprozessirt — so ist auch der Mensch eine unvergängliche Persönlichkeit, weil gerade in dem, wodurch er Eigenes, nur sich selbst Gleichendes ist, das Siegel des Göttlichen ihm aufgedrückt worden. Sein Selbst ist unvertilgbare Wurzel und Quelle seines Daseyns; denn es ist seine Anlage aus Gott, sich selbst durchsichtig und ewig sich erfassend in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Kräfte. So vermag der Mensch seinem Ich nimmer zu entfliehen; dies gottverliehene Selbst begleitet ihn durch die Unendlichkeit dahin, in gesunder Entfaltung der Urquell seiner Seligkeit, getrübt und zerrüttet, die Quelle seines Schmerzes und seines Gerichts: es ist sich Himmel und Hölle, und hier, an dieser geheimnißvollen Stelle, drängen sich die tiefsten Fragen über das Seelenleben zusammen. Hier ist die psychologische Betrachtung eben so ethisch-religiös, als sie über die leibliche Seite des Menschen Aufschluß zu geben hat. Wir haben uns dadurch nämlich über den tellurischen Standpunkt der Seele und ihrer gegenwärtigen Erscheinung zu ihrem kosmischen erhoben. Wir knüpfen ihre Gegenwart an ein Vorher und Nachher, Beides aus jener begreifend, aber auch umgekehrt diese Gegenwart selbst in jenen tiefer erfassend; als einzelnen Moment in einer Reihe von seelisch-leiblichen Entwickelungen, indem auch die Idee ihrer Korporisation damit eine andere und höhere geworden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Ball. Musterung der Nationalgarde.

Logen, Gallerien, den herrlichen Plafond und den ungeheuren, für die Bühne bestimmten Raum konnte man nicht genug loben und bewundern. Die Männer schwiegen aber, denn sie wußten, wie viel dies Alles kostete. „Aber,“ sagten die Damen, „wir haben doch nun ein herrliches, der zweiten französischen Hauptstadt würdiges Theater, ein Theater ersten Rangs, ein Theater mit monumentalem Charakter!“ Doch lassen wir das für's Erste. Das ganze weite Theater war in einen Ballsaal umgeschaffen. Die Scene stellte ein ungeheures Zelt vor, in dem mehr denn dreißig Trophäen mit dreifarbigen Fahnen angebracht waren. Es versteht sich von selbst, daß die seit Ludwig Philipps Thronbesteigung zum Ekel wiederholten Schlachtennamen Valmy und Jemappes auch hier mit großen Buchstaben angebracht waren, ebenso alle Bonaparteschen und Napoleonischen Schlachten: Lodi, Marengo, Ulm, Austerlitz u. s. w., wie es bei den Franzosen so Sitte ist, die nicht bedenken, daß auch das Ausland solche Trophäen mit den Inschriften: Beresina, Leipzig, Kaybach, Bar-sur Aube, Brienne, Paris, Waterloo u. s. w. aufrichten könnte, wenn es nicht bescheidener und menschlich besser dächte. Durch die großen Kron- und Wandleuchter war der Saal wirklich taghell gelichtet. An Transparentgemälden, die den König und seinen ältesten Sohn mit Kriegs- und Friedensemblemen darstellten, war auch kein Mangel. Schöner aber als dies Alles war der Anblick der mit den lieblichsten Frauengestalten in glänzendem und farbenreichem Putz angefüllten Logen. Lyon ist sonst nicht wegen seiner weiblichen Schönheiten berühmt; an diesem Ballabend aber, wo so viele Damen aus der Umgegend versammelt waren, konnte man es ihm nicht nachsagen. Erst gegen halb acht Uhr kam der Prinz in einfacher Ballkleidung. Da hätten Sie das Zusammenstecken der weiblichen Köpfe sehen sollen, und im Grund beneide ich ihn weit mehr darum, als um die Krone, die vielleicht einmal auf seinem Kopfe lastet und ihm wund drückt. — Eine andere, besonders am heutigen Tage durch den Vergleich des Jezt mit dem Sonst interessante Erscheinung war die große Musterung der Nationalgarde Lyons und der Umgegend auf dem Marsfelde. Mehr denn vierzigtausend Mann schön gekleideter und gut exerzirter Truppen waren da versammelt, und über sechzigtausend Zuschauer sahen zu, als der Prinz der Nationalgarde die vom König geschenkten Fahnen übergab. Das war wieder eine herrliche Gelegenheit zu Haranguen und Gegenharanguen. Von leztern will ich zur Bezeichnung des vorherrschenden Geistes nur eine kurze Stelle anführen: „Mais, Prince, ces drapeaux que vous venez de confier au patriotisme de la garde nationale Lyonnaise, auront pour soutien toutes les gardes nationales de France, et si jamais l'étranger osait par sa présence souiller le sol de notre belle patrie, Prince, soyez notre Léonidas, ces drapeaux seront nos Thermopyles!“ Nun, wer waren denn diese jungen Spartaner? Es war der Sprecher der Nationalgarde der Guillotière, der Croix-Rousse und Vaize, welche gerade ein Jahr darauf mit dem verworfensten Lumpengesindel in einer Empörung fast gemeinschaftliche Sache machte und nichts that, um Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder herzustellen, und die zur Strafe solch schimpflichen Betragens, in Gegenwart desselben Prinzen Leonidas, mit Schimpf und Schande aufgelöst wurde. Damals wußte besagter Prinz nicht genug Schmeichelreden vorzubringen: sie war magnifique, admirable, er war fest überzeugt, sie werde „assurer par le règne des lois et le maintien de l'ordre public, l'affermissement de ces institutions libérales qu'elle a si puissamment contribué à reconquérir, et dont le développement doit assurer le bonheur de tous les Français, en garantissant à chacun d'eux le libre exercice de tous ses droits.“ Ist es einem bei solchen grellen und lächerlichen Gegensätzen zwischen Wort und That zu verdenken, wenn man fast alles öffentlich in Frankreich Gesprochene — ich nehme die meisten Oppositionsreden in der Deputirtenkammer nicht aus — mit nichts beantwortet, als mit einem mitleidigen Achselzucken? Uebrigens muß man doch dem jungen Herzog von Orleans, einigen durch Zeit und Umstände gebotenen Schwulst abgerechnet, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Januar 1832.

Bild meines Herzens, finstre, kalte Nacht!

Byron.

Winternacht.

1.

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fort geschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! friere mir in's Herz hinein!
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh mag drinnen seyn,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

2.

Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum,
Und heischt von ihr sein blutig Futter.

Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß:
Wach auf, o Herz, zu wildem Klagen!

Laß deine Todten auferstehn,
Und deiner Qualen dunkle Horden!
Und laß sie mit den Stürmen gehn,
Die frischer immer wehn von Norden!

Nic. Lenau.

Die französische Deputirtenkammer.

Kommen wir von der Place Louis XV. oder Louis XVI., oder de la Concorde, oder de la Revolution, so erblicken wir am Ende der, mit zwölf großen Männern überladenen Brücke *), an der Hinterseite eines Gebäudes eine Afterfacade, in dem antiken Style, in dem alle modernen Denkmale in Paris gebaut sind. Am Fuße der Stufen stehen zwei Frauenbilder und sitzen vier Männer, der Facade den Rücken zugekehrt. Die Frauen könnt ihr nach Belieben Gerechtigkeit und Weisheit, Mäßigung und Standhaftigkeit, Stärke und Klugheit, Action et Résistance nennen. Die Männer, so viel sich bei dem Moose, das sie bedeckt, und bei den auf ihren Häuptern, in ihren Aermeln nistenden Vögeln noch unterscheiden läßt, sind l'Hopital und Sülly, Colbert und d'Agueſſeau, monströse Figuren, durch deren Verwitterung die Zeit den Geschmack gerächt hat. Diese übrigens nur zu dunkeln Gängen führenden Stufen, dieses blinde Portal, dieser luxuriöse architektonische Pomp, der nur den Neugierigen bei

*) Pont Louis XVI.

einem Cortege oder einem Feuerwerk zum Schaugerüste dient, dieß Alles ist gegenwärtig mit Brettern, einer friedlichen Barricade zum Gebrauche der Maurer umhegt. Denn die Kammer ist nicht mehr in der Kammer, ihr Sitzungssaal ist, wie der Garten der königlichen Wohnung, gegenwärtig den Arbeitern überlassen. Am Material der Regierung ist nämlich, fast wie an den Gesetzen, immer etwas zu ändern oder auszubessern. Nur Säge, Meißel und Hammer wiederhallen in dem Bereiche, wo der Redner Stimme gegen die Clotüre ankämpfte. Groß wird einstens der Kontrast seyn, seltsam werden die Augen geblendet werden, gewaltiger Rumor wird unter den Oekonomiepredigern entstehen, sieht sich eines Tages die Deputirtenkammer aus der bescheidenen Hütte, in der sie gegenwärtig untergebracht ist, in den ihr zubereiteten Tempel eingeführt. Allenthalben schuf dort der Meißel Wunder, an allen Wänden schweben elegante Festons; in dem durchaus mit Marmor bekleideten Sitzungssaal scheinen nur heitere, lachende Bilder, Träume von Reichthum und Wohlfahrt auftauchen zu können. Wie die gemeinen Worte: Einschränkung, Reduktion, in solchen Prunktempel sich wagen dürfen, ist mir unbegreiflich. Man beeile sich ja, um des Himmels willen, vor der Einweihung dieses prachtvollen Lokals die Civilliste zu votiren: jedes dieser Ornamente, jeder Pilaster, jedes Capitäl könnte sonst Frankreich eine Million mehr kosten. Von den Bugets gilt, was Horaz von den Dichtern sagt:

Mediocribus esse
non di, non homines, non concessere columnae.

Indessen, die Wahrheit zu gestehen, gehört der Plan jenes Baus der Zeit, in der er ausgeführt wird, nicht an. Er schreibt sich von einer andern Regierung, einer andern Monarchie, einer andern Charte, einem andern gesellschaftlichen Zustande, aus andern finanziellen Verhältnissen her, mit einem Worte, er ist zwei Jahre alt. Täuscht mich mein Gedächtniß nicht, so ward der erste Stein zu jenem neuen Gebäude im Oktober 1829 von den Händen eines Ministers des Innern gelegt. Man nehme nun an, über diesen Bau fliege eine lange Folge von Jahren hin, ohne ihn zu zerstören, keine Architektenlaune demonstrire die Nothwendigkeit, ihn wieder umzubauen, keine Volkswuth zertrümmere ihn, er zerfalle nach langen Jahrhunderten, alle Ereignisse, alle Revolutionen, zu deren Schauplatze er bestimmt ist, überlebend, von selbst: wird es dann denen, welche seine Trümmer durchwühlen, nicht allerlei zu denken geben, wenn sie unter jenem ersten Grundstein, der dann zu des Gebäudes leztem geworden, den Namen dessen finden, der ihn gelegt, den Namen des dreimonatlichen Ministers einer Monarchie, die nur noch neun Monate zu leben hatte? Ich kenne nur eins, worüber der Philosoph bitterer lächeln könnte: das Wort „ewig“ in einer Proscription und in einem Friedensschluß. Kurz aber, so viel bleibt richtig, die Deputirtenkammer erhält einen blendendweißen, spiegelglatten, glänzenden Saal; die jüngern Repräsentanten werden an seinen Wänden Toilette machen können. In Erwartung, daß sie ihre Raupenhülle ablege, haust aber die Kammer zur Zeit noch in der, von der lezten Regierung ihr eingerichteten Barake, einer Holzcitadelle, die aber in das alte Tuileriengebäude eine gewaltige Bresche geschossen. Dort plazte, gleich einer Brandrakete, die Adresse der 221, dort redigirte man den Juliussieg des Volkes im Artikel, formte ihn zu Amendements, goß ihn zur Charte; dort errichtete man einen Thron, zertrümmerte eine Pairie. Aus dem Schooße dieser dünn mit Gyps bekleideten Bretter, welche kaum einem Windstoß widerstehen zu können scheinen, erhoben sich Stürme, die den Erdkreis erschütterten. Dennoch stehen sie noch aufrecht.

Hier also, wenn wir der Kammersitzung beiwohnen wollen, steigen wir hinauf, treten aber ja recht leise auf den elastischen, wiederhallenden Bretterboden des Corridors. — Ich setze voraus, der Leser habe sich mit einem Billette versehen, und komme daher nicht in Versuchung, seinen Platz in der sogenannten öffentlichen Tribüne zu suchen, in dem jämmerlichen Behälter für das gemeine Publikum, den man, zu Gunsten der Privilegien, von allen Seiten beschnitten hat, und wo der wachsame Huissier sanft im Ledersessel schlummert. Nur den ehemaligen Deputirten oder Staatsrath, den Bekannten irgend Jemandens im Corps Diplomatique oder irgend einer Appertinenz der Maison du Roi erwartet, ohne daß er gerade mehr zu eilen nöthig ha., als der mit dem „Appel nominal“ bedrohte Deputirte, sein bequemer Platz. Wer aber nicht so glücklich ist, hält sich an die Billets zu den besondern Tribünen, welche jeden Tag den Mitgliedern der Deputirtenkammer ausgetheilt und, dem Verbote des Polizeipräfekten zum Trotz, jeden Morgen am Eingange verkauft werden. Dann aber schnell, das Dejeuner kurz abgefertigt; denn die Eltern, Brüder, Cousins und Freunde der Redner rücken in Masse an und machen uns die erste Bank streitig. Der Damen erwähne ich nicht; ihnen sind in beiden Winkeln des Saales, der Versammlung gerade gegenüber, damit sie sehen und gesehen werden, ihre Plätze vorbehalten; die Herrn Questeurs der Kammer wissen ihren Ovid auswendig.

Unsere Blicke fliegen mit reger Neugier nach den grünen Bänken, vor denen ein kleines Pult sich erhebt. Da die Sitzung zur Mittagsstunde beginnen soll, zwei Uhr aber noch nicht geschlagen hat, so sehen wir besagte Bänke noch leer und haben Zeit, das Inventar der Möbeln mit Bequemlichkeit aufzunehmen. Es ist dies gar bald geschehen: ein Sessel und Schreibtisch für den

Präsidenten, eine Fahne, zwei, sicher durch den Einfluß des Lokals, nie gleichgehende Uhren, zwölf Stühle, vier Tabourets und zwei Messagers (Kammerboten). Die beiden lezten Inventariumsstücke verdienen indeß einige Aufmerksamkeit. Seit man von einer „Assemblée deliberante“ in Frankreich weiß, wurden sie nicht gewechselt. Im Ballhause waren sie wohl freilich nicht; eingeschluckt aber haben sie bestimmt den Staub der Nationalversammlung, der gesetzgebenden Versammlung, des Konvents, der Cinq-Cents, des Corps Legislativ, der Chambre des Députés, der Repräsentantenkammer, der fünf, von der Restauration versuchten Legislaturen, der Kammer, welche diese Restauration gestürzt, und der gegenwärtigen Kammer; verzeihe mir Gott, wenn ich eine dieser Versammlungen vergessen haben sollte. Mit einer kleinen Veränderung im Kostüme jener Messagers war die Sache abgemacht; noch kürzlich war es von Sammt, jezt ist es nur von Tuch, mit dreifarbiger Tresse und vergoldeten Fransen. Respekt vor diesen Reliquien, die so viel erlebt! Könnten sie sprechen, es wären furchtbare Zeugen der Vergangenheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Psychologische Briefe von Fichte.

5.

Noch müssen wir vorübergehend eines andern Vorurtheils gedenken, das in Philosophie und psychologische Fragen gleichfalls nicht wenig Verwirrung gebracht hat. Es ist die falsche Voraussetzung, daß das Unsichtbare (Immaterielle), daß also auch Seele und Geist unräumlich sey, d. h. daß es nicht in den Formen der Ausdehnung wirke. Raum jedoch und Dauer — die von den dauernden Existenzen abgelöste Vorstellung der leztern nennen wir Zeit — sind vielmehr die Urformen schlechthin jeder Kraft, deren Wirkung unmittelbar nur als eine sich expandirende (raumschaffende wie füllende) und bestehende, fortfließende, (zeitschaffende und füllende — was in beiderlei Hinsicht wahrhaft dasselbe —) gedacht werden kann. Alles Wirkliche ist schlechthin ein räumlich-zeitliches, indem es ein Wirksames ist, und wenn der Gedanke der göttlichen Allmacht und Allgegenwart nicht zu einer blos symbolischen, ja widersprechenden Vorstellung herabsinken soll; wie denn anders ist er faßlich, als indem wir auch Gott mit seiner Kraft in den räumlichen Existenzen überall innerlich gegenwärtig denken?

„Was ist Ihnen aber nun die Seele,“ fragen Sie, „nachdem Sie es gewagt haben, dieselbe in räumliche Verhältnisse herabzuziehen?“

Hiebei seyen Sie der alten Bemerkung eingedenk, daß wir nicht fragen können, was eine Kraft, eine Substanz, an sich sey, daß dieß sogar den ganzen Gesichtspunkt verwirren möchte, indem sie nicht ist außer und vor ihrer Selbstverwirklichung; daß wir sie nur erkennen, wie sie sich wirksam erweist, wie sie selbst ihr Inneres aufschließt, worin denn eben auch recht eigentlich ihr Seyn besteht.

Wo daher — ich enthalte mich absichtlich der hergebrachten wissenschaftlichen Kunstsprache, um die Anschauung, auf welche es hier ankommt, neu und desto frischer in Ihnen hervorzurufen — wo uns ordnendes Leben, aus sich selbst sich bewegende, aus einem Mittelpunkt stammende und in ihn zurückstrebende Harmonie, mannigfach sich ergießende Thätigkeit, die dennoch immer in ein Ziel, in ein Resultat zurückgelenkt wird, wo stets sich herstellendes Ebenmaaß in körperlicher Erscheinung sich ankündigt, da ist lebendige Einheit im Vielen — Seele. Sie ist das Ur- und Grundwunder alles Daseyns, das die Welt erbaut: wie nämlich das Eine zum Mannigfaltigen wird, und das Mannigfaltige wiederum doch nur Eines ist. Denn wiewohl wir dem Begriffe nach die Einheit vor ihrer Mannigfaltigkeit setzen müssen, so hat sie sich dennoch nicht erst aus der zerschlagenen Vielheit zusammengefunden oder angesezt, sondern mit dem ersten Pulsschlag ihres Daseyns ist sie auch die Entfaltung in ihre Glieder. Und wie sie darin ihr Inneres erschließt, sich offenbart, so ist hiermit das Prinzip der Korporisation in höchster Allgemeinheit ausgesprochen. Die Seele ist unabtrennlich von ihrer körperlichen Erscheinung, weil sie nur darin ihre Wirklichkeit hat. Sie wächst, entwickelt sich aus sich selbst; aber diese Seelenentfaltung ist unmittelbar ein Heraustreten in die Sichtbarkeit. Sie zieht die niedern Kräfte der Natur (den „Stoff“) an sich, um sich mit demselben zu umkleiden; aber sie hat daran zugleich den nothwendigen Träger ihrer eigenen Wirklichkeit, und diese plastische, den Körper sich erbauende Kraft der Seele, von der auch neuerdings hier und da wieder die Rede gegangen, kann doch nur gefaßt werden als die sie selbst erbauende und verwirklichende. Jedoch ist, was wir sehen und tasten und als unser körperliches Daseyn bezeichnen, freilich nur die Erscheinung, das Schauspiel der darin waltenden Kräfte, die, stets wirksam, um ihre unsichtbare Thätigkeit jene Hülle schlagen. Und so hat der alte Lehrsatz: daß die Seele sich selbst ihren Körper bilde, ohne Zweifel auch jezt noch seine volle Bedeutung, wenn man ihn nur also zu fassen geneigt ist, daß es nicht die besondere That der schon existirenden Seele sey, sondern daß sie daran zugleich recht eigentlich sich selbst verwirklicht, da sie ja nicht von jenem abgetrennt gedacht zu werden vermag.

So ist das Universum der Schauplatz unendlich sich bekleidender Seelen; und gleichwie nach einer kaum abzuweisenden Symbolik die uralte Begeisterung für die Natur, mochte sie nun in der Form der Religion oder der Poesie sich aussprechen, die sichtbare Schöpfung als das Gewand Gottes betrachtete, das er um seine unergründliche Herrlichkeit geschlagen, so ist jede Sichtbarkeit die Spur einer Seele, das Symbol irgend eines Geistesmysteriums. Darin hat allein die Welt, das Land der Seelen, ihre wahrhafte Bestimmung; dem höchsten Gesetze der Geisterökonomie ist sie durchaus unterworfen; denn „das Fleisch ist kein nütze.“ Wie uns aber schon aus ihr hohe Weisheit entgegentritt, so ist diese selbst doch nur das Abbild jener geheimnißvollen Harmonie, die alle erschaffenen Geister, von dem höchsten herab bis zur einfachsten Pflanzenseele, in dem Urgeiste verbindet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Beschluß.)

Der Herzog von Orleans.

Ein Kronprinz ist in Frankreich wie in Deutschland auf jeden Fall geistreich, liebenswürdig und aufgeklärt; das versteht sich von selbst, wenn der Prinz auch von Allem das Gegentheil wäre. Daran ist unsere eigene Eitelkeit Schuld; denn wer möchte gestehen: der junge Mann, welcher einstens über mich regieren wird, ist ein Gimpel? Dem französischen Kronprinzen muß man aber wirklich lassen, daß er sich vor seines Gleichen ehrenvoll auszeichnet, und dies kommt unstreitig daher, daß er nicht für den Thron geboren und bis zum August 1830 nicht dafür erzogen wurde. Der Herzog von Orleans ist wirklich ein ausgezeichneter junger Mann, das hat er auf seiner ganzen Reise von Paris nach Lyon bewiesen, die sein erster Ausflug war. In allen Städten, durch die er kam und wo er öffentlich zu antworten hatte, mußte man seinen Anstand, seine gewinnenden Manieren und vor Allem seine gewandte, geistreiche Sprache bemerken, die immer das Rechte und Passende frei auf der Stelle zu erwiedern wußte. Dies war besonders in Lyon der Fall, wo die verschiedensten Behörden ihm Deputationen sandten. Allen antwortete er ohne Nachsinnen auf eine Art, die sie in Erstaunen sezte, und zwar nicht mit Gemeinplätzen, die besonders in Frankreich so leicht zu finden und zu sagen sind, sondern mit Aeusserungen, aus denen eben so viel Herz als Geist sprach. Als er hier ankam, fielen alle Autoritäten über ihn her und haranguirten ihn auf das Entsezlichste; jeder aber wußte er sogleich das auf ihre Individualität Passende zu erwiedern, eingehend in ihre Bestimmung und ihren Geist. Gewöhnlich waren seine Antworten viel besser, als die wohlüberdachten, niedergeschriebenen und abgelesenen Anreden. Wenn man sie alle vereinigte, so fände man darin ein herrliches Glaubensbekenntniß für einen Fürsten; man fände herzliche Liebe zu seinem Volk, Achtung vor dem Gesez, den sehnlichen Wunsch, nicht als Fürst, sondern als Bürger angesehen zu werden; ferner den festen Vorsaz, Frankreichs Unabhängigkeit zu bewahren und den so richtigen Saz, daß die sicherste Stütze der Throne, der Kronen und der Völker in dem innigen, liebenden und vertrauensvollen Verein der Nation mit ihren Fürsten und in der Begeisterung für äußere Unabhängigkeit und verständige innere Freiheit liegt. Was mir am besten gefallen hat, war des Prinzen Antwort an die Deputation der Akademie: „Je me rappelle avec plaisir que c'est dans l'université que j'ai été élévé, et je m'en félicite tous les jours. C'est sur ses bancs, c'est au milieu da la jeunesse qu'elle instruit, que j'ai appris à aimer mon pays etc.“ Dann wandte er sich zum Direktor des Collége-royal und sagte freundlich zu ihm: „Monsieur le Proviseur, je vous prie de donner un congé à vos élèves. Je sais par expérience de quel prix est cette faveur.“ Der Prinz besuchte auch alle unsere Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, desgleichen die vorzüglichsten Fabriken und Seidenwebereien in und um Lyon. Man war oft erstaunt über seine Kenntnisse und seinen richtigen Blick im Fabrikwesen und dessen Erzeugnissen. In der verwickelten und schwierigen Kenntniß der Seidenstoffe und ihres Webmechanismus schien er sehr erfahren. Eben so gut sprach er über Ackerbau und Viehzucht, und die jungen Damen, die mit ihm zu sprechen hatten, versicherten alle: il cause comme un ange, was ich wegen meiner Unbekanntschaft mit schwatzenden Engeln dahingestellt seyn lassen muß. Diese Spielart von Engeln findet sich bekanntlich nur in Frankreich. Es war Seiner königlichen Hoheit gewiß nicht übel zu nehmen, daß sie sich gern und lange mit schönen Mädchen unterhielt, so wie es denn auch natürlich ist, daß diese dem jungen ange causeur in prächtiger Husarenuniform von Herzen gern zuhörten. Auf dem großen Ball tanzte der Prinz unter andern mit Mademoiselle Ardaillon, deren Vater nahe bei St. Chamond einen bedeutenden Hochofen mit großem Eisenwerk besizt, auch Maire des Orts ist. Da der Herr Papa den Prinzen so freundlich mit seiner Tochter sieht, so nimmt er sich ein Herz und ladet ihn ein, im Vorbeireiten seine Fabrikanstalt zu besuchen; mit Vergnügen angenommen. Der Prinz soll am folgenden Morgen über die Nationalgarde von St. Chamond Musterung halten. Nach ihrer Beendigung, und da der Prinz nichts gesagt hatte, galoppiren die Kanoniere von St. Chamond und die Kavallerie von St. Etienne rasch mit ihm davon; denn der Prinz meinte, das Ardaillonsche Eisenwerk liege in ziemlicher Entfernung von dem Orte; da irrte er aber, denn es liegt dicht dabei, und er war gleich im Anfang daran vorübergeritten. Nach anderthalb Stunden nüchternen Galoppirens fragt er endlich seine Begleiter nach dem Eisenwerk und erfährt die wahre Bewandtniß. Gleich läßt er wieder umkehren und kommt bei Ardaillon an, als man dort, seit der Prinz vorbeigesprengt, längst die Hoffnung aufgegeben hat, daß er kommen werde. Das zugerichtete Frühstück war wieder abgetragen, Frau und Tochter hatten ihre Hauskleider wieder angezogen; da erschallt entsezliches Pferdegetrappel in dem Hof; die schöne Louise eilt ans Fenster und schreit: der Prinz! der Prinz! und ehe sie forteilt ist, um wieder ihr seidenes Kleid anzuziehen, steht der schöne Husarenoberst vor ihr, wundert sich, daß sie nach dem Ball noch so schön sey, wie auf demselben, findet sie sogar im Hauskleide noch reizender, und hat ihr schon eine Menge verbindlicher Dinge gesagt, als endlich der Herr Papa und die Frau Mama herbeikommen, welche denn der Prinz auf das Verbindlichste wegen seines Verzugs um Verzeihung bittet. Troz der schönen Augen der Tochter war nun doch Essen und Trinken die Hauptsache, und nach der Collation nahm Ardaillon den Prinzen für seinen Hochofen und sein Eisenwerk in Beschlag, wo man nicht wenig über Seiner Hoheit Kenntnisse im Fach und deren sachkundige Fragen erstaunt war.

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. Januar 1832.

So warst du denn im Paradies empfangen,
Als wärst du werth des ewig schönen Lebens;
Dir blieb kein Wunsch, kein Hoffen, kein Verlangen.

Goethe.

Gesang der Engel im Paradies.*)

Wie lieblich schlummert hier
Im Paradies
Das junge Menschenpaar,
Wie ist ihr Schlaf so süß;
Die Rosen blühen um sie her;
So süßen Schlummer gibt's nicht mehr!

Das hohe Gras umschmiegt
Den reinen Leib,
Im grünen Schatten liegt
Das schöne Weib;
Ihr Haar, ihr goldengelbes Haar
Auf Adam's Wange fließt,
Ihr Nacken ruht auf seinem Arm,
Der sie im Schlaf umschließt,
Auf ihrer Schulter seine Hand;
So schlummern sie am Quellenrand,
Die Rosen blühen um sie her;
So süßen Schlummer gibt's nicht mehr!

Wie athmen ihre Busen lind,
Wie blühen ihre Lippen,
Es scheuet sich der Morgenwind
Nur leise dran zu nippen;
An ihren Füßen klingend zieh'n
Des Baches Wellen vorüber,
Das Licht schwimmt auf dem Wasser hin
Und blickt geschwind hinüber:
Da gießen hell vom Hügelkranz,
Durch Gras hinab und Blumenstrauß
Die süßen Leiber einen Glanz,
Ein goldnes Lächeln aus,
Ja Lächeln, daß der Halm erbebt
Und seine Spitze blitzend hebt!

Sie aber schlummern ruhig fort,
Vom gleichen Puls bewegt,
Indeß sich rings der ganze Ort
Zu ihrer Feier legt;
Die Rosen blühen um sie her,
So süßen Schlummer gibt's nicht mehr!

Von oben senkt der Schattenbaum
Sein Lockenhaupt herunter,
Sie schlummern im zufriednen Traum,
Sie schlummern süß darunter;
Sie wissen nichts von Sorg' und Müh,
Sie fühlen kein Verlangen,
Die rothen Aepfel lassen sie
Im Blätter-Dunkel hangen;
Die stillen Büsche grünen rund,
Die Rosen blüh'n in Freud' —
Sie schlummern auf dem süßen Grund
Der Unbegreiflichkeit;
Die Engel stehen um sie her,
So süßen Schlummer gibt's nicht mehr!

Adolph Schöll.

*) Aus einem dramatischen Spiele.

Die französische Deputirtenkammer.

(Fortsetzung.)

Fassen wir nun den Präsidenten in's Auge: längst ist er an seinem Platze, erwartet die Versammlung der Versammlung und ordnet, der Reihenfolge nach, die vor ihm aufgeschichteten Amendements. Der Präsident ist kein Mensch, kein Redner, kein Deputirter, er ist mehr als dieß Alles, ist das eingefleischte Reglement. Die unerläßlichen Eigenschaften dieser Würde sind kaltes Blut und gute Brust. Der Präsident darf sich durch keinen Tumult übertäuben, sich durch keine Leidenschaft selbst in Hitze bringen lassen, muß für jeden vorkommenden Fall einen Artikel, für jeden Anstand eine Lösung, für jede Ausschweifung einen Zügel bereit haben, muß handeln, verhindern, leiten, rügen, und dieß Alles ohne Phrasen, ohne Diskussion; denn auf einer, ihm wohl bekannten Bank wacht ein unbarmherziger Censor, eine Art Antipräsident, läßt ihm nicht das Mindeste hingehen, und ist, zwanzig Mal zur Ordnung verwiesen, darum nicht gefügiger geworden. — Der dem Präsidenten zustehenden Repressivmittel sind drei: das Elfenbeinmesser, die Klingel, der Hut. Jenes Streichbein, das den Schreibtisch unablässig bearbeitet, dient bei kleinen Anlässen, wenn die Stille, was selten vorkömmt, durch die laute Unterhaltung von nur dreißig bis vierzig Mitgliedern gestört wird. — Die Klingel, oder vielmehr die Glocke, spielt eine wichtigere Rolle. Hat sie fünf Minuten lang geläutet, so sind wir fast sicher, nach augenblicklicher Stille den Lärm noch toller werden zu hören; die Klingel ertönt abermals, und zwar so lange, bis sie, das Ohr ermüdend, des Ungestüms der Zungen endlich Meister wird. — Das lezte Zufluchtsmittel ist der Hut, der Art. 14. der alten Charte, der auf die Berathungen geführte Staatsstreich. Auf dem Haupte des Präsidenten verkündigt der Hut die gänzliche Aufhebung der Ordnung und der Reglements, die Unmöglichkeit, weiter zu verhandeln; er blickt, als ein Nothsignal, als das sauve qui peut der Würde und Vernunft, auf die Versammlung herab. Eines Tags begab es sich, daß, in Ermanglung eines Huts, die ganze Repräsentativverfassung stockte. Auf dem Schreibtische des Präsidenten, am Boden, fand sich keiner. Im ganzen Saale war nur eine Seidenmütze vorhanden und selbst diese in der stürmischen Bewegung abhanden gekommen. Endlich erschien von Außen her der rettende Filz. Leider aber hatte der Aufwärter in der Hast unter dem Vorrathe einen zu geräumigen ergriffen, mochte wohl auch gemeint haben, ein Präsident müsse immer mit recht starkem Kopfe begabt seyn.

Die Deputirten sind in der vorschriftsmäßig erforderlichen Zahl anwesend. Wir sehen, wie sie einzeln, paarweise, in Gruppen, ihre Unterhaltung abbrechen, oder am Fuße der von einem Redner bereits bestiegenen Tribüne eine neue anknüpfen; wie sie sich endlich langsam zu ihren Plätzen hinbegeben, ihre Freunde begrüßen und von der schwarzen Patrouille der Huissiers sich vergebens mahnen lassen, Platz zu nehmen. Endlich sind alle auf ihren Plätzen, etwa vierzig Mitglieder ausgenommen, die niemals rasten, unablässig auf- und absteigen, von Einem zum Andern, von der Rechten zur Linken, vom Centrum nach den Enden wandern, das Losungswort herumtragen, Amendements allenthalben anbieten, wahre Fliegen des parlamentarischen Postwagens. Nun endlich läßt sich die Physionomie der Kammer betrachten.

Gleich mir, werden die meisten Zuschauer das Kostüme vermissen. Außerhalb mag das Kostüme eine Auszeichnung seyn, im Sitzungssaale dagegen stellt es die Gleichheit her, beseitigt den widrigen Kontrast zwischen Vernachläßigung und Sorgfalt im Anzug. Im Amtskostüme, wie es auch nach Schnitt, Farbe, Weite, Stickerei beschaffen sey, verschwinden die Körpergebrechen und die Launen der Tracht. Man ist darin nicht mehr Greis oder Petitmaitre, elegant oder altfränkisch, ist nur Deputirter, befindet sich auf der Bühne, spielt seine Rolle.

Nicht unwichtig ist es, beiläufig das Alter der Mitglieder zu kennen, aus denen die Versammlung besteht. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich einer Anekdote aus dem Justizpalais. Die Richter saßen auf ihren Plätzen, der Advokat schwizte, um sich verständlich zu machen, wie der Franzose zu sagen pflegt, Blut und Wasser. Plötzlich sieht er den Präsidenten die Häupter der Richter mustern und hört ihn zu seinem Nachbar in entschiedenem Tone sagen: „Wir haben die Majorität!“ Der Advokat meint, der Stab sey seiner Sache bereits gebrochen, und hält ein. „Fahren Sie fort,“ spricht der Präsident, „es ist von Ihnen nicht die Rede.“ Er hatte Recht: die Musterung galt nur der Zahl der gepuderten Häupter im Richterpersonal; die Tituskköpfe gaben den Ausschlag. Eben so ist auf den Bänken der Deputirtenkammer die Abstufung der Jahre sehr auffallend. Vom Puder ist übrigens hier jezt nicht mehr die Rede; daß dieser, wie die Gicht, ausschließlich nur der ehemaligen Rechten, wie dagegen rüstiges Fußgestell, dichtes Haar und Schnurbärte der Linken angehörten, ist eine bekannte Sache, und noch aus Karrikaturen zu ersehen. Gegenwärtig aber gibt es, wie keine eigentliche Rechte, so auch keinen Puder mehr; nur bei der alten Opposition hat sich noch ein kleiner Rest davon erhalten. — Jezt deutet nur der schwächere oder kräftigere Haarwuchs das Alter an. Nachdem ich die Massen mit der scrupulösen Genauigkeit der vier Sekretärs, welche sich zu Ermittlung einer zweiten Epreuve auf der Tribüne drängen, gemustert,

fand ich den Glatzen, den ganz weißen, den mit Grau gemischten Haaren, den Perrücken, und den Toupets, welche sich erkennen ließen, gegenüber, die mit Haaren in gehöriger Quantität, von gehöriger Farbe und mit vollen Wurzeln besezten Schädel in Majorität. Daraus erhellt das Fortschreiten der Kammer zur Jugendlichkeit. Folgerungen daraus ziehe Jeder nach Belieben.

(Der Beschluß folgt.)

Handzeichnungen und Skizzen.

Von Karl Baldamus.

Wenn ich das Heer berufener und unberufener deutscher Kritiker betrachte, so muß ich an die brittische Landarmee denken, in der auf neunzigtausend Mann sechshundert-fünf-und-zwanzig Feldmarschälle und Generale kommen.

*

Bei Leuten, denen es an einer scharf ausgeprägten Meinung gebricht, und die dafür der Ansicht eines tonangebenden Mannes entfernt nachlaufen, fielen mir die Gaumenklänge der morgenländischen, kastilianischen und im südlichen Wales üblichen Sprachen ein, die mehr eine Modifikation des vorausgehenden Vokales, als einen bestimmten, für sich bestehenden und für sich hörbaren Mitlauter bilden.

*

Auch die Liebe hat ihre Postumi, ihre nachgeborenen Neigungen, für deren Erbschaft der Codex des Herzens aber so schlecht zu sorgen pflegt, daß sie sehr häufig sogar im Pflichttheile eine Verkümmerung erleiden.

*

Wenn ich beim Durchblättern der neuesten Zeitschriften auf Belletristen stoße, die sich eines berühmten Namens aus der deutschen Dichtervorzeit bedienen, so muß ich an gewisse vornehm gewordene Israeliten denken, die ihrem Adel dadurch einiges Gewicht zu geben suchen, daß sie den Schnappsack hinter dem ebenbürtigen Schilde eines erloschenen Rittergeschlechtes zu verbergen suchen. Auf ähnliche Weise wurde auch Johanna Antoinette Poisson zu Ehren gebracht. Das Leichentuch, womit die Geschichte von Limousin das heimgegangene Geschlecht von Pompadour bedeckt hatte, mußte dem ehebrecherischen Bette eines ausschweifenden Königs als Vorhang dienen. Juden- und Maitressenadel liegen einander sehr nah.

*

Von Leuten, die ich nicht lieben, die ich nicht achten kann, will ich auch nicht bemitleidet, nicht beklagt seyn. Dieses Aufdringen von Theilnahme hat etwas Verletzendes, etwas Beleidigendes. Ich kam mir in solchen Fällen wie der Marquis von Montespan vor, der seiner ausschweifenden Frau bei Lebzeiten die tiefste Verachtung bewies, sich aber nach seinem Tode dennoch von ihr betrauern lassen mußte.

*

Zwischen den sogenannten Belletristen unserer Zeit und den französischen Abbés, die vor der Revolution eine eigene Kaste geistlicher Elegants bildeten, aus denen die vornehme Hausfreundschaft ihre Kandidaten wählte, die das Pariser Modejournal mit manchem interessanten Artikel bereicherten, ließe sich eine Parallele ziehen, die viele Vergleichungspunkte darbieten würde.

Ein Rekrute Friedrich Wilhelms I.

Allgemein bekannt ist die Vorliebe Friedrich Wilhelms I. für außerordentlich große Leute; so leidenschaftlich er aber auch solche Subjekte suchte, so mögen ihn doch nicht viele Soldaten seiner Leibgarde so hoch gekommen seyn, wie der irländische Rekrute, dessen Kostenzettel in einer vor Kurzem zu London erschienenen Biographie Friedrichs des Großen steht, und der, diesem nach, ein wahres Kabinetsstück gewesen seyn muß.

Für zwei Unterhändler 18 Pfund Sterl. 18 Schilling. Reise von Irland nach Chester 30 Pf.; von Chester nach London 25 Pf. 12 Schill. Dem Manne, der den Rekruten auf der Reise begleitete, 10, 10; bei der Ankunft ihm gegeben 1, 18. Die ihm versprochene Löhnung auf drei Jahre, 60 Pfund. Einigen Bekannten in London, die ihn überreden halfen, 18, 18. Für eine Uniform, Schuhe ꝛc. 19, 6. Reise von London nach Berlin 21. Für Postpferde von Gravesend nach London und zurück 6, 6. Andern in der Sache gebrauchten Leuten 8, 7. Zwei Gardisten, welche mitwirkten, 15, 15. Einigen Personen, damit sie in der Sache schwiegen, 12, 12. Zeche im Wirthshaus zu Gravesend 4, 13. Einem Friedensrichter 6, 6. Einem Manne, der den Rekruten begleitete und beständig bewachte, 3, 3. Für ein Fahrzeug 5 Schl. Briefporto 2, 10. Ankauf des Mannes 1000 Pf. Zusammen fast 1200 Pf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 12ten December.

An die Redaktion des Morgenblatts.

Mein Herr! Unter den Briefen aus Genf, die Sie in Nr. 182 — 202. 1831 des Morgenblatts eingerückt haben, und in welchen Ihr Korrespondent mit mehr oder weniger Genauigkeit den moralischen und politischen Zustand unserer Stadt darzustellen sucht, findet sich einer, der uns wegen einer Menge falscher Säze, die er enthält, befremdet. Wir machen es uns daher zur Pflicht, dieselben zu berichtigen. Ich meine den, welcher von unserer Akademie handelt, Nr. 195. Wir zweifeln gar nicht, daß Sie, in dieser Sache unpartheiisch, unsere Vertheidigung so gut in Ihr Blatt einrücken werden, als Sie den Angriff aufgenommen haben.

Von dem Ausspruche über die, in unsern Elementarschulen allgemein eingeführten Lancasterschen Methode, einem

Aussprüche, welchen wir, mit vielen Personen, zu billigen geneigt sind, kommt Ihr Korrespondent auf den an unserer Akademie bestehenden höhern Unterricht, und schreit darüber, daß man blos die physischen, naturhistorischen und mathematischen Wissenschaften betreibe, und dagegen die Philosophie, die Philologie, die Literatur, die Geschichte &c. vernachlässige; Beobachtungen, sagt er, über ein Blatt oder ein Moos werden größerer Beachtung gewürdigt, als die Bearbeitung aller jener Fächer, die man in Deutschland seit vierzig Jahren betreibt, und zum Beweis dessen führt er einen mit P. unterzeichneten, in der Bibliothèque universelle eingerückten Artikel an, welcher die Fortschritte der philologischen Studien in Deutschland darstellt, und der die Akademie so sehr in den Harnisch gejagt haben soll, daß sie einen zweiten Artikel über denselben Gegenstand in dieses Journal nicht habe aufnehmen wollen. — Allein die Akademie hat gar keine Aufsicht über dieses Journal, und übt in der That auch keine. Man hat dem Verfasser nicht verweigert, den zweiten Artikel in die Bibliothèque universelle einzurücken, sondern da sein erster Artikel unvollständige und verworrene Ansichten über die Thatsache enthielt, so forderte man von ihm, er solle einem der Redaktoren, welchem er wolle, sein Manuscript zur Untersuchung übergeben, und Jedermann weiß, daß es so gehalten wird, so oft ein Fremder einen Artikel in irgend eine Zeitung einrücken will. *)

Ihr Korrespondent sagt weiter, Herr Fauriel, den die Akademie zum Professor der Literatur ernannt hatte, zum Beweis, daß sie gegen die schönen Wissenschaften nicht so gleichgültig ist, als man glauben machen möchte, und der in Genf angekommen sey, habe dasselbe sogleich wieder verlassen, weil er daselbst keinen Geschmack für jene Wissenschaften vorgefunden. Allein Herr Fauriel hat den Genfer Boden niemals betreten, was wir sehr bedauern. Gleich nach der Julusrevolution ward dieser ausgezeichnete Gelehrte von dem französischen Kabinet berufen und ihm eine glänzendere Stelle übertragen, als wir ihm anbieten konnten. Herr Rossi, wie der Korrespondent sagt, noch der beste philosophische Kopf an der Akademie, werde den ersten Vorwand benutzen, um uns zu verlassen. Wir bilden uns nicht ein, die Absichten des Hrn. Rossi besser zu kennen, als der Korrespondent; allein wir wissen die ausgezeichneten Talente desselben eben so hoch zu schätzen als er, und da man uns mit seinem Verluste bedroht, so werden wir uns seine lezten Leistungen mit allem Eifer zu Nutze machen, als wäre er ein entlehntes, sehr kostbares Werkzeug, das man so sehr als möglich benuzt, bevor er zurückgefordert wird.

Weit entfernt, das wissenschaftliche Streben in Deutschland gering zu achten, vernachlässigen wir nichts, um der Lehren seiner berühmten Gelehrten so viel als möglich theilhaftig zu werden. *) Doch müssen wir hierin mit Unterscheidung zu Werke gehen, weil in Deutschland, wie überall, nicht alles gleich gut ist. Ueberdies lernt unsere Jugend im Allgemeinen die deutsche Sprache. In unserer Lesegesellschaft finden sich die ausgezeichnetsten Zeitschriften und alle erheblichen deutschen Werke, die angekündigt werden.

Der Korrespondent gesteht, daß jeder Familienvater seine Kinder unterrichten lassen dürfe, wie und wo er wolle, daß ein Jeder eine Schulanstalt errichten und Vorlesungen über jeden Gegenstand halten könne, ohne irgend eine Erlaubniß; allein troz dieser Freiheit im Unterricht findet er diese Freiheit noch nicht frei genug, und sie scheint ihm immer noch unvollkommen, so lange die Studirenden nicht nach Willkühr jede Vorlesung hören können, und nicht genöthigt sind, gerade auf die Fragen, die ihnen ihre Professoren diktirt hatten, zu antworten. — In dieser Bemerkung liegt etwas Wahres, und man hat das Fehlerhafte dieser Einrichtung schon lange eingesehen; auch arbeitet man mit Ernst an einer Verbesserung; übrigens kann eine bloße Akademie nicht leisten, was eine Universität zu leisten die Bestimmung hat. Allein jene Bemerkung enthält auch etwas Falsches: denn die Studirenden haben das Recht, jede Vorlesung zu hören, sie werde an der Akademie oder außer derselben gehalten, wofern ihre ordentlichen Studien darunter nicht leiden. Die Kenntnisse, die sie in besondern Vorlesungen erwerben, werden bei den öffentlichen Prüfungen berücksichtigt, und nur dann folgen die Professoren ihren diktirten Heften, wenn die Schüler nichts anders wissen.

Zu alle dem kommt noch das Unglück, daß man unsrer Akademie den Vorwurf macht, sie sey illiberal gegen solche, welche ihren Vorlesungen beiwohnen wollen. Wir dürfen behaupten, daß sie in dieser Hinsicht viele andere Unterrichtsanstalten übertrifft, die für sehr liberal gehalten werden, und hierüber mögen Ihre Leser selbst urtheilen. Das Honorar, das von den ordentlichen Studirenden für alle, zwei Jahre dauernden Vorlesungen einer Fakultät gefordert wird, übersteigt nicht zwanzig französische Franken, und nur diejenigen Zuhörer, die weder ein Examen machen, noch Grade erlangen wollen, zahlen für jeden Kursus vierundzwanzig Franken. Außerdem besteht der Gebrauch, daß die Vorlesungen während des ganzen ersten Monats gratis besucht werden dürfen, und wird um die Erlaubniß gebeten, ohne Honorar alle Vorlesungen bis ans Ende hören zu dürfen, so wird diese fast niemals verweigert, wenn sie gleich die Beobachtung gewisser Formalitäten erheischt.

Hier haben Sie, mein Herr, die reine und einfache Berichtigung der von Ihrem Korrespondenten angeführten Thatsachen, und wenn Sie ausführlichere Auskunft über die Unterrichtsanstalten an unserer Akademie wünschen sollten, so würde es uns unendlich freuen, dieselbe einer so geachteten Zeitschrift, wie die Ihrige, mitzutheilen, welche die Gunst, die sie bei dem aufgeklärten Publikum genießt, so sehr verdient.

*) Um unsern Lesern einen richtigen Begriff von unserer Kritik über den bemeldeten Gegenstand zu geben, brauchen wir blos zu sagen, daß der Verfasser die Fortschritte der Philologie in Deutschland der Vernichtung der wörtlichen Kritik und dem Grundsaze zuschreibt, daß die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft (expression de la société) sey. Allein wir meinen, die wörtliche Kritik sey noch lange nicht verworfen, in einer Zeit und in einem Lande, wo ein Schäfer, ein Hermann, ein Becker, ein Böckh, ein Matthiä, ein Orelli, ein Thiersch, ein Creuzer, ein Moser und viele andere gleich verdiente Männer leben, und wenn auch das vermeinte Princip, daß die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft sey, mehrere Schriftsteller bewogen hat, die Dinge unter einem neuen Gesichtspunkte zu betrachten, so sey dies doch nicht eine der Hauptursachen der Fortschritte, die Deutschland in der Philologie gemacht hat. Vielleicht nimmt der Verfasser des Artikels die wörtliche Kritik in einem andern Sinn als im gewöhnlichen; wenn dies ist, so konnte sein Artikel den Lesern unsers Journals unrichtige Begriffe beibringen, und die Redaktoren konnten nicht zugeben, daß die Philologie Deutschlands unter einem falschen Gesichtspunkte dargestellt werde.

*) So wurde leztes Jahr auf das Gutachten unserer theologischen Fakultät ein angehender Pfarrer nach Halle und Berlin gesandt, um die Vorlesungen der dortigen Professoren über Theologie zu hören.

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Januar 1832.

— Ein Paradies, wie alle,
Gedüngt mit Menschenschweiß und Menschenblut.

Wieland.

Van Diemens Land.

Ein höchst anziehendes Gemälde, in dessen Betrachtung Wehmuth und Lust verschmelzen, bieten Länder dar, welche eben erst durch Einwanderung des civilisirten, nivellirenden Menschen ihre Unschuld verloren haben, wo seit Kurzem erst mit den Lauten der Elemente und den Stimmen des Waldes sich der Lärm der menschlichen Geschäftigkeit, das Klingen der Art und der Rhythmus des Wasserrades mischt. Ein solches Land ist die Kolonie van Diemens Land, mit deren Anfängen wir vielleicht die Keime eines blühenden, mächtigen Reichs beschreiben. Die wilde, ursprüngliche Natur des Landes auf der einen, die glänzende Kultur, die seiner vielleicht nach Jahrhunderten wartet, auf der andern Seite, hat die Phantasie des Lesers Farben genug, sich die folgende statistische Skizze auszumalen.

* * *

Tasmans Insel oder van Diemens Land liegt unter 40°42′—43°43′ südlicher Breite und 145°31′—148°22′ östlicher Länge, und ist von dem Festlande von Neuholland durch die etwa hundert Meilen breite Basses-Straße getrennt. Die Insel wurde im Jahr 1642 von Abel Jansen Tasman entdeckt, der ihr den Namen Vandiemensland gab, zu Ehren Anton Van Diemens, des Generalgouverneurs der dänischen Besitzungen in Ostindien. 1798 entdeckten der Lieutenant Flinders und der Schiffschirurg Basse, daß das Land, das Tasman zuerst gesehen, eine Insel ist, und 1803 stieg hier Lieutenant Bowen, von Port Jakson kommend, mit seiner Mannschaft an das Land und gründete die erste Niederlassung. 1814 landete der Obrist Collins in der Mündung des Derwentflusses, legte den Sitz der Regierung an und nannte die Stadt Hobart-Town. Im selben Jahre gründete Obrist Paterson eine neue Niederlassung in Port Dalrymple, auf der Nordküste. 1811 besuchte der Gouverneur Macquarie Hobart-Town, und da die Insel Norfolk um eben diese Zeit aufgegeben wurde, so wurden die Einwohner derselben auf Vandiemensland übergeführt. Um das Jahr 1819 begann in England die Auswanderung freier Ackerbauer; seit dieser Zeit währte die Uebersiedlung nicht nur einzelner Individuen, sondern ganzer Familien in diese entlegenen Erdstriche ununterbrochen fort, und 1825 wurde Vandiemensland vom Gouvernement von Neu-Süd-Wallis unabhängig erklärt.

Die Insel ist von rundlicher Gestalt, fast so lang als breit. Ihr Flächenraum beträgt über 23,000 Quadratmeilen. Die Küsten sind im Allgemeinen mit Felsen besezt, die eine sehr bedeutende Höhe erreichen, im Norden aber niedrig, sandig. Das Land ist reich an vortrefflichen Häfen: an der Südküste der Derwent, gegen West Port Davey und Macquaries Hafen, die Austernbai, der große Schwanenhafen und andere gegen Ost. Diese zahlreichen Häfen müssen die Fortschritte der Kolonisation sehr beschleunigen und den Verbindungen der Kolonisten mit den benachbarten Ländern großen Vorschub leisten.

Das Land ist im Allgemeinen bergigt, doch gibt es schöne Ebenen von beträchtlicher Ausdehnung längs der Flüsse. Einige Berge schäzt man auf 4000 Fuß; auf keinem aber scheint der Schnee das ganze Jahr liegen zu bleiben. Von den geologischen Verhältnissen des Landes ist noch nicht viel bekannt: nach oberflächlichen Beschreibungen bestehen die höchsten Gebirge aus Granit und andern Urfelsarten; aus Kalkstein und andern sekundären Gebirgsarten, in welchen sich Steinkohlenlager finden, bestehen die Berge zweiten Rangs. Besonders in der Nähe von Macquaries Hafen sollen sich Steinkohlen in großer Menge finden, und die Berge am Flusse Tamar führen Eisen, Kupfer, Alaun, Asbest, Basalt ꝛc.

An Wasser ist Ueberfluß; die Hauptflüsse sind der Tamar, der gen Norden, und der Derwent, der gen Süden fließt. Der Tamar durchströmt ein weites, ebenes, herrliches Land; gegen die Mündung aber wird der Boden sandig und nimmt daher an Fruchtbarkeit ab. Vorzüglich an den Ufern dieses Flusses hat sich bis jezt die Bevölkerung ausgebreitet. Ostwärts vom Derwent fließt der kleine Fluß Coal-River und westwärts der Huon-River, der breiter ist als der Derwent, aber nur vierzig Meilen von der Mündung aufwärts befahren ist. Zahlreiche Seen, darunter sehr beträchtliche, sind in verschiedenen Theilen der Insel entdeckt worden.

Das Klima ist gemäßigt. Die höchsten Berge sind häufig mit Schnee bedeckt, in den Thälern aber schmilzt er immer nach einigen Stunden wieder weg. Es friert indessen bis in den Frühling hinein, besonders im Hochlande im Innern der Insel. Die mittlere Temperatur der Ebene ist 60° Fahrenheit, und man weiß weder von großem Frost, noch von übermäßiger Hitze, weder von allzugroßer Nässe, noch von schädlicher Dürre. Dieses Klima bekommt in seiner Regelmäßigkeit den Europäern ungleich besser, als das Klima des benachbarten Festlandes von Australien. Die Kolonie von Hobart-Town ist indessen starken Windstößen ausgesezt, was ohne Zweifel von der Nachbarschaft des Tafel- oder Wellingtonbergs herrührt, der 3900 Fuß hoch ist. Diese Stürme dauern nicht über drei Stunden, sind aber ganz außerordentlich heftig.

Die Vegetation kommt mit der von Neu-Süd-Wallis völlig überein, die Wiesen sind ganz vortrefflich und rein von allem Strauchwerk; in vielen Distrikten reichen sie zum Futter für die zahlreichen Viehheerden der Kolonisten vollkommen aus. Ungeheure, mit dem prachtvollsten Graswuchs bedeckte Ebenen breiten sich nach allen Seiten an den Ufern des Derwents und des Tamars aus, während am Fuße und an den Seiten der Berge die herrlichsten Forste prangen.

Die Gemüthsart der Eingebornen ist sonst von der höchsten Bedeutung für die Kolonisten; die Ureinwohner von Vandiemensland aber möchten seyn, wie sie wollten, die Engländer hätten nichts von ihnen zu fürchten; denn man schlägt die Zahl dieser unglücklichen Geschöpfe, die in den Wäldern umherirren, auf nicht mehr als 600 Köpfe an. Sie sind zudem äußerst schüchtern, so daß ein halbes Dutzend mit Flinten bewaffneter Europäer das ganze Land in völliger Sicherheit durchziehen könnte. Tief eingewurzelt ist jedoch der Haß der Eingebornen gegen die Europäer, und, die Wahrheit zu gestehen, haben sie nur zu viel Grund dazu. Wie überall, wo der civilisirte Mensch sich in den Besitz von dem seinen wilden Brüdern gehörigen Grund und Boden gesezt hat, so ist auch hier der Eingeborne barbarisch behandelt worden. Anfänglich kamen sie den Europäern mit Vertrauen und Freundschaft entgegen; aber nicht lange, so machten diese Gefühle dem bittersten Grolle Platz.

Ein in Abwesenheit des Gouverneurs den obersten Befehl führender Offizier schoß einmal, als er einen Haufen Eingeborner ganz friedlich anziehen sah, ein mit Schrot geladenes Gewehr auf sie ab. Mehrere der Unglücklichen wurden schwer verwundet. Seitdem haben sie allen Verkehr mit den Europäern abgebrochen, und wiederholte Grausamkeiten mußten ihre Erbitterung noch steigern; denn die Kolonisten, diejenigen besonders, welche im Innern der Insel Viehzucht treiben, suchen die Eingebornen nach Kräften auszurotten, und diese üben natürlich das Vergeltungsrecht, so oft ein unglücklicher Weißer im Walde verirrt und ihnen in die Hände fällt. Um diesen Gräueln ein Ende zu machen, hat die Regierung seit neuerer Zeit überall auf der Insel Militärposten vertheilt, welche die Eingebornen aufgreifen und sie auf die Insel Brune schaffen müssen; hier hat man eine Niederlassung für sie gegründet, wo man sie zu civilisiren sucht.

(Der Beschluß folgt.)

Die französische Deputirtenkammer.

(Beschluß.)

Welche Dosis von Vergnügen die Sitzung dem Besuchenden gewähren werde, läßt sich nicht bestimmen; dieß hängt vom Gegenstande, der verhandelt wird, mitunter auch einigermaßen vom Zufalle ab. Denn die Tagesordnung nehme man nicht immer zur Richtschnur; man schlage, wenn das Bulletin gerade eine Diskussion ohne Interesse, so z. B. ein Auflage- oder Rekrutirungsgesetz, einen Artikel, der über die Kinder oder die harten Thaler der Franzosen verfügt, ankündigt, einen Platz in den Tribünen, der sich einem darbietet, nicht aus. Ob Skandal vorkommt oder nicht, das ist das Werk des Augenblicks und des launigen Zufalls. Oft entsprüht der schleppendsten Berathung ein Funke, der die halbe Versammlung von den Sitzen aufsprengt, alle Reihen in Bewegung sezt und, gleich dem Trommelwirbel, alle im Konferenzsaal und in den Gängen

zerstreuten Deputirten spornstreichs herbeiruft. Nicht zu vergleichen aber sind solche Zufälligkeiten mit dem lebendigen Interesse, das eine auf einen gewissen Tag anberaumte Sitzung, eine im voraus schon angenommene Ausforderung, ein Cartel gewährt, zu dem die Sekundanten bestellt sind. Dann drängt man sich auf den Bänken, drängt sich in den Tribünen. Ist vollends der Kampf von der Art, daß kein Resultat zu erwarten ist, können die sich bekämpfenden Meinungen, die aus der Diskussion hervorgegangenen Ueberzeugungen nicht durch eine Abstimmung ermittelt werden, dann ist kein Grund vorhanden, aufzuhören, dagegen hundert, fortzumachen. Denn keiner gönnt dem Gegner das lezte Wort, jeder muß seinen Vortrag vom Stapel laufen lassen, seinen Vorrath von Groll und Vorwürfen zu Markte bringen; Fragen häufen sich auf Fragen, Repliken führen Explikationen, Epigramme Recriminationen herbei. Das Fait personel mit seinen Spitzfündigkeiten und endlosen Apologien wirft sich dazwischen, vervielfältigt sich ins Unendliche, appellirt von allen Bänken: es ist, was man am Abend im Foyer der großen Oper eine interessante Seance nennt, nicht mehr, nicht weniger. Ehmals war den Episoden ein Sabbath gewidmet; es war dieß der Sonnabend, wo der Bericht über die Bittschriften an die Reihe kam; seit aber die Deputirtenkammer die Initiative der Gesetze wieder ergriffen, haben die Petitionen an Wichtigkeit sehr verloren. Das Bittstellen ist jezt verlorne Mühe, die Konkurrenz mit den Gesetzesvorschlägen hat ihm den Stab gebrochen.

In der Kammer, wie allerwärts, bedarf es einiger Uebung, um die Wirkung gewisser Worte, gewisser konventionellen Ausdrücke würdigen zu lernen, die den Verlezten augenblicklich in Harnisch jagen, oder gewissen Meinungsschattirungen köstlich behagen. Gewisse Phrasen erwecken die Leidenschaften, erbittern, andere erregen auf der Stelle den rauschendsten, allgemeinsten Beifall, andere wieder unfehlbar lautes Gelächter. Die große Kunst besteht darin, sie gehörig anzubringen, sie mit Umsicht zu vertheilen, durch Schmeicheln einen Vorwurf einzuleiten, den Meinungen, die man mit sich fortreißen will, eine Beute vorzuwerfen.

Indessen gelten nicht alle Vorträge auf der Rednerbühne der Kammer, an welche sie gerichtet sind, selbst; manche derselben steigen geradewegs zu den dem Redner gegenüber befindlichen drei Logen hinauf, in denen die Stenographen, auf ihre Schreibpulte niedergebückt, die Ohren spitzen. Denn von dort aus soll oft eine Phrase in weite Ferne, ja über Europa hinhallen; dort ist das Bureau, wo die Patente eines großen Redners, eines feurigen Patrioten ausgefertigt werden; dort werden jene, den Faden eines Vortrags behaglich unterbrechenden, so wohlthuenden Parenthesen: vif assentiment, très-bien etc. ertheilt; dort endlich greift man dem strauchelnden Redner großmüthig unter die Arme. Wie viele mangelhaften, hinkenden Perioden sind am Morgen in einem befreundeten Journale ergänzt und gehörig eingerichtet zu lesen!

Es wird spät. Längst flogen die Blicke einer der beiden Uhren, und zwar immer der vorgehenden zu. Von mehreren Punkten des Saales erschallt der Ruf: „a demain!“ Gerade diejenigen, welche die Fortsetzung der Diskussion durchgesezt haben, gehen zuerst weg; die Minister haben sich bereits entfernt. Vor dem Pont Louis XVI. halten drei, vier Wagen, mit hagern Mähren bespannt und mit goldbordirten Lakaien in der Kammerlivree. Nachdem sie den ganzen Tag über die Frauen der Sekretärs und die Enkel der Questeurs spazieren geführt, holen sie ihre, durch die Abstimmung auf sechs Monate ihnen zugefallenen Herrn ab. Die übrigen Deputirten wandern, mit wenigen Ausnahmen, zu Fuße ihrem Diner entgegen: den einen erwartet es im Kreise seiner Familie, den andern beim Kammerpräsidenten, jene bei den Ministern, deren Besoldungsverminderung sie beklagen, diese in einem trefflichen Hotel, andere endlich bei einem bescheidenen Traiteur, wo sie das Inkognito nicht ablegen. Glücklich sind Alle, wenn sie die Tuileriengitter noch nicht geschlossen finden, oder die Consigne nicht allzustreng ist, und sie sich dadurch einen Umweg ersparen, der hungrigen Magen sehr verdrießlich ist. Ich sah einen Deputirten, das Budget (ich meine das gedruckte, in graues Papier geheftete) unter dem Arm, am Gitter erscheinen. Der Nationalgardist entsezt sich ob des gewaltigen Pakets und verweigert dem Deputirten den Durchgang. Der ehrenwerthe Repräsentant hätte einen Umweg um die neuen Gartengräben in den Tuilerien machen müssen; der Korporal vom Posten aber, verständig, wie sie alle sind, rief der Schildwache zu: „den Herrn durchgelassen! das Budget geht immer durch.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Neue Vaudevilles.

Man braucht nur acht oder vierzehn Tage nicht in eines der kleinen Schauspielhäuser zu gehen, so kann man bei dem nächsten Besuche sicher auf etwas Neues rechnen. Ich war seit einiger Zeit nicht im Variétésthеater gewesen, und neulich, als ich es wieder besuchte, waren die an jenem Abend aufgeführten drei Stücke sämmtlich neue Erscheinungen für mich, obschon das eine schon an fünfzig Darstellungen erlebt hatte. Zuerst wurde ein Monsieur Cagnard gegeben, ein kleines, unbedeutendes, obwohl lustiges Stück, in welchem die Politik in dem Stübchen eines Thürstehers verhandelt wird. Es kommt darin ein republikanisch gesinnter Schuhflicker vor, der sich noch mit Entzücken der Revolutionszeit erinnert, da an allen Gebäuden Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft geschrieben stand; er erzählt auf eine lustige Weise, wie er damals eine Frau genommen, welche

die Göttin der Freiheit bei einem Volksfeste dargestellt, und wie er nach Ableben dieser eine andere Göttin bei Volksfesten, und zwar diesmal die Göttin der Vernunft geheirathet habe u. s. w. Nach diesem Stücke wurde eines in drei Aufzügen gegeben: „Der Aufruhr in dem Mädcheninstitute zu St. Denis,“ das mit einigem Aufwande von Musik aus neuen Opern ausgestattet ist, und sich durch die vielen darin vorkommenden Mädchen dem schaulustigen Parterre empfiehlt. Ob diesem Stücke eine wahre Anekdote zu Grunde liegt, weiß ich nicht; es wäre leicht möglich. In den Erziehungsanstalten für Knaben sind kleine Aufstände nichts Ungewöhnliches; vielleicht hat sich in der großen Anstalt für Mädchen zu St. Denis etwas Aehnliches zugetragen. Dieses Institut ist bekanntlich für Töchter solcher Mitglieder der Ehrenlegion, die kein hinlängliches Vermögen besitzen, bestimmt; allein mit der Untersuchung über das Vermögen nimmt man es nicht so genau, und manche Mädchen werden hier erzogen, deren Eltern sich wahrlich nicht zu den Unbegüterten rechnen. Auch werden, wenn ich nicht irre, Pensionäre gegen Bezahlung aufgenommen. Unter der kaiserlichen Regierung waren fast lauter Offizierstöchter hier; die Bourbonen hatten aus der Anstalt eine Art von Kloster gemacht. Sie besteht noch immer fort, und da die Ordensbänder der Ehrenlegion stets in Menge vertheilt werden, so wird es sobald an Mädchen nicht fehlen, welche Ansprüche auf die Erziehung zu St. Denis zu machen haben. Könnten die alten Benediktiner der St. Denisabtei aus ihren Gräbern wieder auferstehen, wie würden sie staunen, wenn sie nun in ihren alten Zellen und Refektorien lauter junge, muntere Mädchen erblickten! In dem Vaudeville des Variétéstheaters wird nun das Innere dieser Anstalt auf ziemlich lustige Weise dargestellt. Die Mädchen sind gegen eine scheinheilige Lehrerin aufgebracht und wollen sich empören, wenn man den guten, alten Hauskaplan nicht zurückberuft, den man abgesezt hat, um dagegen einen fanatischen Geistlichen anzustellen, der die Mädchen mit Andachtsübungen quält. So etwas kann unter Ludwig XVIII. oder Karl X. sehr wohl vorgekommen seyn. Es bildet sich eine Verschwörung; eine der kühnsten entwendet dem Pförtner den Schlüssel zur Gartenthür und will sich heimlich davon machen, um dem Kanzler der Ehrenlegion in Paris, welcher die Aufsicht über das Mädcheninstitut hat, das Gesuch aller ihrer Gespielinnen vorzutragen. Im zweiten Aufzuge stellt das Theater das Zimmer des Kanzlers vor und es erscheint hier ein Offizier der ehemaligen Napoleonschen Garde, welcher dem Marschall, der das Kanzleramt versieht, die Zeiten des Glanzes der kaiserlichen Garde ins Gedächtniß zurückruft und dabei manches treffende Wort sagt, das von den Zuschauern mit Beifall aufgenommen wird. Die Aufseherin des Instituts erscheint und klagt über die verfallende Zucht in der Anstalt und den aufrührerischen Geist der Mädchen. Sie schlägt scharfe Maßregeln vor; der Marschall meint dagegen, mit Sanftmuth und Güte lasse sich weit mehr ausrichten, als mit unüberlegter Strenge; ein Wort, das recht zu seiner Zeit ist, wiewohl eben nicht in Frankreich; denn zu Lyon hat die Regierung so eben bewiesen, daß sie nicht gesonnen ist, sich nach den Machthabern an der Weichsel zu richten, sondern den Weg der Milde und Vergessenheit vorzieht. Zulezt erscheint auch die klagende Deputirtin; der Marschall will selbst nach St. Denis fahren, um den Geist des Aufruhrs zu beschwichtigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 12:

Spiegel.

Räthsel.

In eines schwäbischen Sängers Stammbuch.

„Ich kenne wo ein festes Schloß,
Ein stiller König wohnt darinnen
Mit einem ungeheuren Troß.“

Novalis.

Ich kenne wo ein festes Schloß,
Da wohnet eine Fürstin drinnen,
Mit einem ungeheuren Troß
Von Dienern und von Dienerinnen.

Ich weiß, wie reich die Fürstin ist
An ungezählten Edelsteinen;
Sie läßt bald Trauer-Amethyst,
Bald lustige Diamanten scheinen;

Topase, licht wie goldner Wein,
Smaragde glänzen ins Gewimmel
Mit frischem Hoffnungsgrün hinein,
Saphire, blau wie reiner Himmel.

Sie läßt auch edleres Juwel
Dem ungeübten Auge dunkeln;
Da macht ein Sonnenblick es hell:
Wie wird sein tiefer Purpur funkeln!

Aus manchem glühenden Rubin
Versendet sie der Liebe Flammen,
Die faßt ein Herz, das sie durchziehn,
In Einem Brennpunkt all zusammen.

Auf Reisen geht die hohe Frau
Zuweilen aus in weite Fernen;
Ihr Teleskop gönnt ihr die Schau
Von unbekannten schönen Sternen.

Gar helle Fenster hat ihr Schloß,
Aussichten, wie sie schwer sich finden;
Im Marstall ein berühmtes Roß,
Das in die Wette läuft mit Winden.

In seinem Hofe sprudeln auch
Des besten Wassers Silberquellen;
Wer davon trinkt nach altem Brauch,
Dem wird es Sinn und Geist erhellen.

Du trankst davon, du kennst das Roß,
Und auch die Fürstin dein gedenket;
In ihrem Dienste wardst du groß,
Manch Kleinod hat sie dir geschenket.

Solch Kleinod kann durch seinen Schein
In andern Schlössern andre zeugen;
Was Wunder, daß wir insgemein
Uns gerne seinem Zauber beugen!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. Januar 1832.

Unwiderruflich dorrt die Blüthe,
Unwiderruflich wächst das Kind;
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle sind.

Platen.

Waldgespenst.

Ein Mährchen.

In einem dichten, unabsehbaren Walde lebte seit einigen Jahren ein Förster. Er hatte geheirathet und wohnte mit seinem Weibe in einer Hütte, die er sich selbst erbaut, auf dem finstersten und verstecktesten Platze. Kinder waren ihm vom Himmel versagt worden, Freunde und Bekannte hatte er nicht, und einen alten Oheim seines Weibes ausgenommen, der des Jahres einmal in den Wald zu kommen pflegte, betrat die einsame Herberge kein Menschenfuß. Die tiefe Einsamkeit, die dadurch Frühling, Sommer und Herbst über herrschte, schien dem seltsamen Manne auch ganz recht zu seyn. Er konnte Stundenlang dann wohl auf dem Bänkchen vor seinem Hause sitzen, und während er in die tiefste Waldnacht hineinblickte, horchte sein Ohr dem wunderbaren Rauschen im Forste und dem Tosen der wilden Gebirgswasser, die sich in mannigfaltigen Richtungen kreuzend, den Wald durchzogen. Dabei sah er bleich und abgefallen aus, seine grüne, weite Kleidung umschloß einen langen, dürren Körper, und den Zügen seines feinen, blassen Gesichts gaben ein Paar hellblaue, glanzlose Augen einen schmerzlichen, krankhaften Ausdruck; man wußte sogleich, wenn man ihn ansah, daß er ein trauriges Daseyn führe. Nur wenn die Zeit der Frühlings Tag- und Nachtgleiche heranrückte, wenn der heftigere Lauf der Gebirgswasser das Brechen des Eises und die Entkleidung der Fluren vom Schnee ankündigte, wenn der Waldkrokus seine Knospe spaltete, die Drossel und der Pfingstvogel ihre ersten Frühlingslaute durch den Wald schallen liessen, dann ging auch mit dem einsamen Förster eine seltsame Veränderung vor; er saß nicht mehr Tagelang vor seiner Hütte, sondern schritt rüstig und munter den Waldweg entlang, in der Ferne hörte man den lustigen Knall seines Rohrs, sein Auge sah beweglich um sich, ein leichtes Roth färbte die eingefallenen Wangen, und nicht selten hörte man ihn ein kleines Jägerlied pfeifen, dessen Töne munter klangen. Um diese Zeit pflegte er auf eine, wohl auch auf zwei Nächte seine Wohnung zu verlassen und nicht weit davon, tiefer in den Forst hinein, unter einer dicken, weitragenden Tanne eine kleine Strohhütte aufzubauen. Dieser Platz hatte etwas Besonderes an sich. Hohes Tannen- und Fichtengehölz umgab mit seinen schwärzlichen Schatten einen kleinen Teich, dessen Gewässer, rings geschützt, immer schwarz und unbeweglich dastanden; nur das Geflüster des hohen Schilfgrases, das den Boden umgab, störte die tiefe Todtenstille um den Waldsee herum. Selbst das Geflügel, das sich hin und wieder auf den finstern Spiegel niederließ, verließ diesen bald wieder, und es schien, als duldete das geheimnißvolle Wasser durchaus keine Einmischung eines lebenden Wesens im Bezirk seiner träumerischen Ruhe.

Einst, es mochte gegen den Herbst gehen, kehrte der Förster am Abend in seine Wohnung heim. Er sah ungewöhnlich bleich aus, sein Haupt hing tief auf die Brust

und sein Fuß hob sich nur mühsam und scharrend in den Haufen herabgefallenen Laubes, das der kalte Herbstwind kräuselte. Als er die kleine Pforte seines Hofes öffnete, gewahrte er sein Weib, wie sie an dem niedrigen Fenster saß und mit einem Waldröschen spielte. Sie schien ihn nicht zu bemerken, hielt die Blume bald an ihre Lippen, bald an ihre Wangen, bald drückte sie sie an's Auge. Dem armen Gotthold wurde bang zu Muthe; er dachte daran, wie er die, die da saß, mit der Blume spielend, und die jezt blaß und ältlich aussah, wie er sie als junges blühendes Mädchen gekannt, wie er sie damals als sein Weib in seligen Träumen heimgeführt, und wie alles darauf so ganz anders und traurig geworden. Er mußte fast mitleidig lachen über das alte, häßliche Weib, das mit der verliebten frischen Blume so schön that; es sah ihm wie Spott aus. Zu gleicher Zeit fiel es ihm schwer auf's Herz, daß sein Leben nun abgethan, daß seine Jugend nun auf immer vorüber sey. Er konnte sich nicht zurechtfinden, wo nun endlich sein Leben geblieben, er dachte hin und her, und die Angst schnürte seine Brust zusammen; fast kam es ihm vor, als liege er in einem dunkeln und schweren Traum, so kalt und dumpf umfing ihn die Gegenwart, so drohend rauschte es in den Zweigen über ihm, so spottend und höhnend tönte der ferne Waldbach. Er rief sich mit Gewalt das Bild seiner Eltern ins Gedächtniß, er dachte an so manches, was ihm lieb und theuer gewesen; doch dieses alles, das fühlte er deutlich, hatte ihn nun auf immer verlassen, und er war auf immer in seine trostlose Einöde zu seinen quälenden Träumen verstoßen.

Er schleppte sich jezt gedankenvoll zu der Bank vor dem Hause, doch als er seinen gewohnten Platz einnehmen wollte, bemerkte er, daß dieser schon besezt war. Ein Fremder saß dort und blickte unverwandt in den Kelch einer hohen gelblichen Blume, die er dicht vor sich hielt. Gotthold warf einen erstaunten Blick auf seinen Gast, und dieser sah in dem Augenblicke auf. Es war ein einfach gekleideter, schon ältlicher Mann, dessen schöne gelbe, herabwallende Locken sonderbar gegen die gefurchten Züge des Gesichts abstachen. Beide Männer begrüßten sich jezt und der Fremde brachte unter Entschuldigungen die Bitte um ein Nachtlager vor, da er auf seiner Reise von der Dunkelheit überrascht worden, und ein Fehlgehen im fremden, weitläuftigen Forste fast unvermeidlich sey. Gotthold sagte ihm zu und bat seinen Gast, einzutreten. Als man in der Stube sich niedergelassen, und Maria, Gottholds Weib, die Anordnung zu einem Nachtessen traf, brachte der Fremde mancherlei Gespräche vor. Das Unerwartete der Erscheinung eines Gastes, so wie dessen Reden, milderten bald Gottholds finstere Stimmung; er konnte sich nach und nach auf seine Lage wieder besinnen und fing an, seinen Gast, den ihm ein günstiges Geschick hergesandt zu haben schien, näher zu betrachten. „Ihr wohnt hier in einem wunderlichen Walde," fuhr dieser fort; „es ist hier recht dunkel und geheimnißvoll; habt Ihr denn durchaus keine Furcht vor der Einsamkeit, daß Ihr Euch so allein herbegeben? es thut keinem lebenden Geschöpfe wohl." — „Wie meint Ihr das?" fragte der Förster; „Furcht vor der Einsamkeit?" — „Ihr versteht, was ich sagen will: werdet Ihr nie beunruhigt vom Treiben und Schaffen der Elementargeister? die Dunkelheit und Einsamkeit gibt ihnen Macht über das Herz des Menschen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Van Diemens Land.

(Beschluß.)

Die Urbewohner von Vandiemensland scheinen, gleich denen von Neuholland, von denen sie sich nicht wesentlich unterscheiden, der Negerrace anzugehören. Wie die Neuholländer, zeichnen sie sich vorzüglich durch ihre magern Arme und Beine, ihren dünnen Unterleib und den großen Kopf aus. Sie sind dunkler gefärbt als die Neuholländer und ihre Haare wolligter. Sie haben keine Piroguen, und bedienen sich plumper Flöße, um über die Flüsse und Buchten zu setzen. Ihre Speere sind schwerer und plumper gearbeitet, als die der Neuholländer. Die Sitten dieser Wilden sind wohl nie gehörig beobachtet worden, und bald werden sie gänzlich ausgestorben seyn; denn man rechnet, daß sie nicht über siebzig Weiber mehr haben.

Aber die furchtbarsten wilden Feinde der Europäer, welche sich hier friedlich niedergelassen, waren keineswegs die Eingebornen, sondern vielmehr die Depotirten, welche zu einer gräßlichen Geißel für die Kolonie wurden. Mord, Raub, Plünderung waren Zeitvertreib für diese Elenden, und im Jahr 1817 war die Zahl dieser Räuber so sehr angewachsen, daß fast alle Landleute, um nur ihr Leben zu retten, sich in die Städte flüchten mußten. Mittelst durchgreifender Maßregeln gelang es indessen, das Land von dem Gesindel zu säubern, und die Kolonie genießt jezt der vollkommensten Ruhe.

Das Thierreich auf Vandiemensland fällt mit dem auf dem Kontinent so ziemlich zusammen. Das große Beutelthier und das Strauchbeutelthier kommen sehr häufig vor. Ein unter dem Namen Hyäne oder Panther bekanntes Thier richtet große Verheerungen unter den Heerden an; dieses Raubthier, das größte in diesen Ländern, hat indessen große Schen vor dem Menschen. Auch der Wombat ist ziemlich groß. Noch findet sich auf der Insel eine Menge kleiner vierfüßiger Thiere ohne Bedeutung. Im innern Lande kommt der Emu oder australische Strauß vor; Tauben, Papagaien, Kakatus, Reiher, Enten, Schwäne, Pelikane und viele andere Arten finden sich in Menge; auch Schlangen kommen vor, doch seltener

als auf Neuholland; das Meer wimmelt von Seethieren aller Art, besonders von Muscheln.

Die vortrefflichen Wiesen im Lande ermunterten natürlich die Kolonisten zum Betriebe der Viehzucht im weitesten Umfang. Das Hornvieh ist hier ungleich besser als auf Neuholland. Die ersten aus Bengalen eingeführten Schaafragen waren schlecht; aber durch Kreuzung mit sächsischen und ächten Merinosschaafen, die aus England kamen, hat sich die Zucht sehr verbessert. Man hält auch reine Merinosschaafe, und bereits wird sehr viele Wolle nach Großbritannien ausgeführt. Die ursprünglich aus Indien eingeführten Pferde sind mit englichen Raçen gekreuzt worden; sie sind weder groß, noch schön gebildet. Es hält schwer, Pferde an Wagen zu bekommen, und man bedient sich daher zu allen Feldarbeiten, wozu es großer Kraft braucht, der Ochsen. Gute Stuten kosten von 40 — 100 Pfund Sterling; Schaafe werden im Durchschnitt zu 1 Pf. 10 Schilling verkauft; ein Paar Pflugochsen kostet 20 Pf.; eine Milchkuh 20 — 25 Pf.

Die große Fruchtbarkeit des Bodens und das milde Klima machen das Land zum Anbau der meisten Produkte des mittlern Europas geeignet. Der Waizen ist hier vorzüglicher als in Sidney, und da die Temperatur niedriger ist, so gerathen auch Gerste, Hafer und Bohnen besser. Rüben, Kohl, Erbsen, Zwiebeln kommen so gut fort als in Europa. Aepfel, Pflaumen, Pfirsiche, Kirschen wachsen so schnell, daß sie ein Jahr nach dem Pfropfen reichliche Früchte tragen; Stachelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren gibt es in Menge; Melonen und Kukumern gedeihen im Freien. Wein und Hopfen sind mit außerordentlichem Erfolg gepflanzt worden. Die Kartoffeln, welche in Neuholland im Durchschnitt schlechter sind, als in Europa, gedeihen hier besser; kurz, die Vegetation läßt gar nichts zu wünschen. Das Land ist so ausnehmend fruchtbar, daß schon 1817, als die Waizenerndte in Neuholland gänzlich fehlgeschlagen hatte, 20,000 Scheffel Getreide und 380 Tonnen Kartoffeln dorthin ausgeführt werden konnten.

Fast nirgends in der Welt macht der Landmann den Boden mit geringerer Mühe urbar; denn der Boden ist frei von den Bäumen und dem Strauchwerk, welche diese Arbeit gewöhnlich so sehr erschweren. Man findet weite Strecken fetten Bodens in den Thälern und längs der Ströme, ja sogar auf ziemlich hoch gelegenen Ebenen. Um Wälder urbar zu machen, fällt man die Bäume, haut die Aeste ab, häuft sie auf und zündet sie an; die Asche wird sodann gleichförmig ausgebreitet. Anfangs arbeiteten die Kolonisten den Boden mit der Haue um und säeten alle Jahre Korn; und der Boden ist so außerordentlich fruchtbar, daß man zehn bis fünfzehn Erndten hintereinander erhielt. Wie in den Vereinigten Staaten, so wird auch hier das Land, wenn es ausgesogen ist, brach gelassen, und man macht dann neue Felder urbar. Jetzt ist der mit Ochsen bespannte Pflug allgemein im Brauch, und der Landbau hat überhaupt in der Kolonie unglaubliche Fortschritte gemacht. Die Zeit der Aussaat ist im September, geerndtet wird vom Januar bis zum März.

Die Häuser der Pächter sind gewöhnlich von Holz; doch sieht man auch welche von selbst bereiteten Backsteinen; aber Bauten aller Art sind höchst kostspielig. Die Straßen zwischen den Hauptniederlassungen sind zwar schlecht, doch für das gegenwärtige Bedürfniß hinreichend; auch werden sie täglich besser, denn man läßt die Deportirten daran arbeiten. Die Kolonie blieb lange außer aller unmittelbaren Verbindung mit England; die Häfen waren blos für die Fahrzeuge der Regierung offen, alle Bedürfnisse wurden von Sidney bezogen; denn Vandiemensland war gleichsam ein Strafdepot jener Kolonie. In den ersten Jahren machte daher auch die Bevölkerung nur geringe Fortschritte; als aber die Kolonie für unabhängig erklärt wurde, und England die Schätze, welche sie in ihrem Schooße barg, kennen lernte, so strömten alsbald freie Kolonisten in Menge herbei. Nach dem Almanach von Hobart-Town betrug die weiße Bevölkerung am 1. Jan. 1830, 20,500 Köpfe.

Bis 1819 blieb Vandiemensland ein Strafdepot; daher hatte auch die Kolonie von den Räubereien der Deportirten sehr viel zu leiden; seit indessen so viele freie Leute hier sind, hat sich der gesellschaftliche Zustand sehr gebessert. Aber der Mangel an Frauen ist höchst fühlbar und führt zu großen Mißständen; man rechnet etwa auf vier Männer eine Frau. In Hobart-Town hat sich bereits eine sogenannte gute Gesellschaft gebildet; man stattet Besuche ab, empfängt welche, gibt Feste, Bälle u. s. w. Zwischen den Einwohnern und dem Militär und den Beamten herrscht aber ein etwas gespanntes Verhältniß. Es ist Sitte, ob mit Recht oder aus Eigensinn, gegen die Maßregeln der Behörden fortwährend zu opponiren, und zwei Zeitungen schüren den Haß der beiden Partheien. In den meisten Niederlassungen darf der Reisende der gastfreundlichsten Aufnahme gewärtig seyn, und wer mit Empfehlungsbriefen in die Hauptstadt kommt, erhält Zutritt in die ersten Häuser. Trotz des Ueberflusses an Lebensmitteln aller Art ist der Lebensunterhalt in Hobart-Town sehr theuer; ein Haus mit vier kleinen Zimmern wird zu 60 — 80 Pf. jährlich vermiethet. Die von England eingeführten Waaren sind vollends übermäßig theuer.

Hobart-Town nimmt bereits einen Raum von mehr als einer Quadratmeile ein. Die Straßen sind gerade und die Häuser größtentheils ansehnlich. Die meisten sind von Holz und haben einen Garten gegen die Straße. Die Magazine sind groß und gut versehen; die meisten öffentlichen Gebäude und die Kirchen sind ziemlich hübsch.

Es gibt vier Hauptgasthöfe und dreißig Schenken. Die Stadt hat 5700 Einwohner.

Launceston am Tamar, 135 Meilen von Hobart-Town, steht weit unter lezterer Stadt; es hat blos 1000 Einwohner. Für den Handel liegt aber die Stadt höchst vortheilhaft und ihre Umgebung ist zum Theil außerordentlich fruchtbar. Die übrigen Orte verdienen keine Erwähnung.

Seit December 1825, wo die Kolonie für unabhängig erklärt wurde, residirt in Hobart-Town ein Gouverneur, unter dem verschiedene Civil- und Militärbeamte stehen. An Friedensrichtern und Polizeibeamten ist kein Mangel.

Im Jahr 1829 bestand die bewaffnete Macht aus 2 Oberoffizieren, 29 Patentoffizieren, 74 Subalternoffizieren, 11 Tambours und 714 Soldaten. Seit neuerer Zeit ist auch eine Post eingerichtet. Das Briefporto für einen einfachen Brief auf zehn und weniger Meilen beträgt 3 Pence (11 Kreuzer) und für 100 Meilen 1 Schilling (36 kr.). Die Zeitungen der Kolonie werden kostenfrei versandt. Die Insel hat vier Banken, ferner ein Museum, einen botanischen Garten, ein Institut für mechanische Künste, mehrere religiöse Gesellschaften und vier Bibliotheken. Außer den königlichen Schulen, wo die Waisen, die Kinder der Armen und alle, welche 12 Schil. jährlich bezahlen, aufgenommen werden, gibt es eine Menge Privatunterrichtsanstalten. Acht Zeitungen cirkuliren in der Kolonie, lauter Wochenblätter; die Hobart-Town Gazette ist die Regierungszeitung.

Manufakturen bestehen noch wenige auf der Insel. Zu Maria Island wird sehr viel grobes Tuch für die Deportirten fabrizirt. In den Hauptorten gibt es Brauereien; Leim, Pergament, Hüte, Salz, Seife, gemeines Töpfergeschirr, Backsteine sind bis jezt die Hauptartikel, welche in der Kolonie fabrizirt werden. Ausgeführt werden, nach Sidney, Rio-Janeiro, dem Cap, nach Isle de France und Großbritannien, Wolle, Getreide, Kartoffeln, Oel, Vieh aller Art.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Neue Vaudevilles.

Im dritten Aufzuge wird die Handlung wieder ins Innere des Instituts versezt. Die Mädchen werden immer aufrührerischer und bringen die scheinheilige Lehrerin dadurch in Zorn, daß sie vive la charte rufen und sie eine Karlistin schelten. Der Marschall erscheint, verspricht ihnen den alten Hauskaplan wieder und bringt alles mit Umsicht und Milde wieder in Ordnung, ohne Konfiskation, ohne Censur, ohne alle die schönen Maßregeln, welche anderswo an der Tagesordnung sind, um die Unzufriedenen zum Schweigen zu bringen. Man sollte dieses Stück außerhalb Frankreich als eine Allegorie aufführen; allein vielleicht würde man darin höchst gefährliche Grundsäze wittern und die „Mädchen von St. Denis“ in das Grab der Vergessenheit stoßen, wo so manche Theaterstücke ruhen. Nach diesem ward ein anderes Vaudeville in drei Aufzügen gegeben: „Das Reh oder der englische Pächter,“ ein Stück, das, wie so manches andere, blos darum geschrieben zu seyn scheint, um einen Schauspieler herauszuheben. In diesem Stücke ist es Odry, der Nachfolger Brunets, der die Hauptrolle hat. Ein englischer Pächter, ein schlauer und eben nicht allzu gewissenhafter Bauer, hat im Parke seines Gutsherrn ein Reh geschossen; der Lord kündigt ihm seinen Pacht auf; der Bauer hat vor einigen Tagen ein hübsches Mädchen geheirathet; er möchte sie gern auf's Schloß senden, um den Widerruf des gutsherrlichen Befehls zu bewirken; da er aber zugleich ein eifersüchtiger Kauz ist, so wagt er nicht, seine Frau auf ein so gefährliches Terrain gehen zu lassen, zumal der Gutsherr im Rufe steht, den jungen Weibern außerordentlich hold zu seyn. Allein ein Zufall, wie es deren in Komödien immer gibt, hilft ihm aus der Noth. Die Frau des Gutsherrn hat eine etwas abentheuerliche Nichte, die ihren Oheim und ihre Tante noch nicht kennt und mit ihrer Kammerjungfer, als junge Leute verkleidet, dieselben im Schlosse überraschen will. Sie langen zuerst bei dem Pächter an, und diesem wird schon angst und bange, als er sieht, wie der junge, hübsche Mensch mit seiner Frau zärtlich thut und wie seine Frau den so feingestalteten Jüngling recht hübsch findet. Als nun der vorgebliche junge Herr von der Verlegenheit des Pächters hört, schlägt er ihm vor, er wolle sich als seine Frau verkleiden, da der Gutsherr dieselbe noch nicht kenne, mit ihm auf's Schloß gehen und Fürbitte für ihn einlegen. Dieser Vorschlag gefällt dem listigen Bauer, wiewohl er nicht ohne Besorgniß ist, da er den andern jungen Mann bei seiner Frau lassen soll. Im zweiten Aufzuge geht die Handlung im Innern des Schlosses vor. Der Bauer langt mit seiner vorgeblichen Frau an; diese gefällt, und man macht ihr eifrig den Hof, worüber er in sein Fäustchen lacht, da er fest überzeugt ist, seine vorgebliche Frau sey nur ein Jüngling. Man behält sie beide im Schlosse und es fallen hier mehrere lustige Scenen vor, die Odry mit seinem trockenen Witze ungemein erheitert, besonders da sich von Zeit zu Zeit die Besorgniß bei ihm einstellt, was doch seine Frau zu Hause mit dem andern Jünglinge anfangen möge. Im dritten Aufzuge geht die Handlung wieder auf dem Pachthofe vor, und zulezt klärt sich alles auf. Im Grunde ist dieses Stück unbedeutend, aber Odrys Spiel macht es zu einer gefälligen Posse; deshalb ist sie auch jezt schon über sechszigmal aufgeführt worden. Einige Tage nachher sah ich im Vaudeville zwei neue Stücke, la Dédaigneuse und le Baron de Hildburghausen. Ersteres ist ein leichtes, heiteres Stück, worin ein Mädchen vorkommt, dem kein Freier gut genug ist; ihr Vormund bringt eine Liste von Namen hervor, die fast eben so lang ist wie die, welche Leporello im Don Juan entfaltet; aber bei jedem Namen macht sie eine scharfe Bemerkung und ruft gleichgültig: Passons! Zulezt sind sie alle passirt, und da an diesem Tage ein Familienfest gegeben werden soll und sie sich an einem Freier rächen will, den sie auch verworfen hat, aber doch im Geheimen liebt, so wirft sie sich ihrem alten Vormunde in die Arme und dringt in ihn, er solle sie heirathen, sogleich, auf der Stelle; sie wolle hübsch seiner pflegen und warten; alle Morgen solle sein Kaffee bereit stehen, in Deutschland würde man dazu sezen: und die Pfeife gestopft seyn; dieser Auftritt ist sehr lustig und das Beste im Stücke. Zulezt kommt der als ungetreu angesehene Liebhaber wieder zurück und der Vorhang fällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Januar 1832.

Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thieres,
Und die Weise zu leben sie wirkt auf alle Gestalten
Mächtig zurück. So zeiget sich fest die geordnete Bildung,
Welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen.

Goethe.

Ueber die Größenverhältnisse der Säugethiere.

Auf dem Standpunkte, den die Zoologie in neuerer Zeit erreicht hat, jezt, da ein wissenschaftlicher Ueberblick über die Thierreihe nach innerer und äußerer Organisation erlangt ist, können und müssen die Beobachter mehr ins Einzelne gehen und, jeder in seiner Sphäre, die interessanten Gesetze auszumitteln suchen, nach denen sich die einzelnen innern und äußern Eigenschaften der Thiere richten, Gesetze, welche nicht allein für die Wissenschaft, sondern vielfältig auch für das Praktische fruchtbringend werden können. Es läßt sich zum Voraus vermuthen, und es fehlt bereits nicht an Beobachtungen, die es bestätigen, daß sogar diejenigen äußern Verhältnisse, welche am allerunbeständigsten sind, wie Größe und Färbung, sich auf allgemeine Resultate zurückführen, daß sich die Beziehungen, in denen sie mit den äußern Umständen, in welche die Thiere versezt sind, namentlich mit ihrer Lebensweise stehen, erforschen lassen. In einer kürzlich der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegten Abhandlung hat dieß Geoffroy St. Hilaire für die Größenverhältnisse der Säugethiere versucht, und wir theilen, als allgemein interessant, seine Hauptresultate mit. Den Theil der Abhandlung, der vom Wuchse des Menschen handelt, versparen wir auf einen besondern Artikel.

* * *

Hinsichtlich der Größe bietet keine Thierklasse auffallendere Verschiedenheiten dar, als die Klasse der Säugethiere. Nimmt man den Körperinhalt der kleinsten bekannten Spitzmaus zum Maaßstab, so enthält ein Wallfisch dieses Maaß der Länge nach achthundert, der Masse nach fünfhundert Millionenmal. Aber diese [illegible] so verschiedenen Thiere weichen zugleich in der Organisation sehr von einander ab, und wenn man blos die Thiere, die zu einer Hauptabtheilung gehören, mit einander vergleicht, sieht man gleich, daß die Verschiedenheit in der Größe bei weitem kleiner wird, und sie schränkt sich auf immer engere Grenzen ein, wenn man nacheinander die einzelnen Familien und Geschlechter in dieser Rücksicht betrachtet; ja, wenn zwei verwandte Arten in der Größe bedeutend von einander abweichen, so kann man zum Voraus versichert seyn, daß ein oder das andere Organ, dessen Bildung gewöhnlich zu einem generischen Unterscheidungsmerkmal dient, bei ihnen abweichend organisirt ist. Stellt man so z. B. eine der natürlichsten Familien, die der Affen, zusammen, so findet man, daß die größten wie die kleinsten von der Mittelgröße der ganzen Familie nicht sehr abweichen, und dehnt man die Vergleichung auf die einzelnen Geschlechter aus, so reducirt sich die Abweichung vom Mittel nach beiden Seiten oft auf wenige Linien.

Was die Verschiedenheiten in der Größe der Säugethiere nach ihrem Wohnorte betrifft, so lassen sich folgende Sätze aufstellen. 1) Alle Arten, welche ganz im Wasser wohnen, oder doch die Zeit zum Theil darin zubringen, werden auffallend größer, als verwandte Thiere mit anderer Lebensart. So kommt unter den Fleischfressern

kein Landthier dem Seelöwen auch nur nahe; in der zahlreichen Gruppe, welche Linné unter dem Namen Marder, mustela, zusammenfaßt, sind die Landthiere bei weitem nicht so groß, als die Fischottern, und unter den Fischottern selbst wieder werden diejenigen, welche am meisten im Wasser leben, die Seefischottern, am größten. Dasselbe gilt von den Nagethieren, so wie von den Insektenfressern. 2) Die Geschlechter, welche auf Bäumen leben oder Organe zum Fliegen besitzen, erreichen nie eine beträchtliche Größe. 3) Zwischen den leztern, die gewissermaßen Luftthiere sind, und den im Wasser lebenden Säugethieren stehen die eigentlichen Landsäugethiere in der Mitte. In dieser dritten Abtheilung hält sich die Körpergröße im Durchschnitt in der Mitte zwischen den beiden ersten Abtheilungen, so aber, daß in ihr nach den Wasserthieren die größten und ohne Ausnahme die kleinsten Säugethiere vorkommen; der Elephant und die Spitzmaus sind die beiden Pole dieser Reihe.

Die Land- und Luftsäugethiere lassen sich nach ihrer Nahrung in vier Hauptgruppen abtheilen. Die Grasfresser durchlaufen in der Größe eine Reihe von der Ziege bis zum Elephanten; unter den Fleischfressern sind die größten Tieger und Löwe, das Hermelin das kleinste; bei den von Früchten lebenden stuft sich die Größe zwischen dem Orangutang und den kleinsten Fledermäusen ab; bei den Insektenfressern endlich steht am einen Ende der große Ameisenfresser, am an- [illegible]

Ein anderes Verhältniß, nach welchem man die Thiere hinsichtlich der Größe betrachten kann, ist die Beschaffenheit des Landes, das sie bewohnen. Schon längst hat man die Bemerkung gemacht, daß auf sehr kleinen oder vereinzelten Inseln nie viele und nur kleine, oft auch gar keine Säugethiere vorkommen. Die großen Thiere dieser Klasse kommen nur auf den Kontinenten, auf großen und einigen, zwar nicht sehr bedeutenden, aber einem Kontinent nahe gelegenen Inseln vor. Ferner weiß man, daß die im Ocean selbst lebenden Wassersäugethiere Geschlechter aufzuweisen haben, welche an Größe die ansehnlichsten Flußthiere weit unter sich lassen; und somit steht auf dem Lande wie im Wasser die Größe der Säugethiere mit der Ausdehnung des Raums, den sie bewohnen, gewissermaßen im Verhältniß.

Vergleicht man die Säugethiere auf der südlichen Halbkugel mit denen auf der nördlichen, und sieht dabei von Afrika und den Inseln, durch welche der Aequator geht, ab, deren Thiere natürlich dießseits und jenseits desselben sich gleich verhalten, so findet man, daß sie auf der südlichen Halbkugel im Durchschnitt kleiner sind; da aber auf dieser Halbkugel nur kleine Theile von Kontinenten und große und kleine Inseln liegen, so fällt dieses Verhältniß so ziemlich mit dem vorigen zusammen.

Die Verschiedenheiten in der Größe nach Breite und Klima führen zwar zu mancher interessanten und wichtigen Bemerkung, aber zu keinem allgemeinen Gesetze. So kommt es zwar am häufigsten vor, daß die Geschlechter und Arten in den heißesten Ländern der Erde die bedeutendste Größe erlangen und in den kalten Landstrichen am kleinsten und dürftigsten bleiben. Dagegen gibt es andere, die ihr Maximum in den kältesten Ländern erreichen und in den heißesten auf dem Minimum bleiben. Aber in keinem Geschlecht kommen die größten Arten, in keiner Art die größten Individuen in gemäßigten oder nur wenig heißen Klimaten vor.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Verschiedenheiten im Wuchse bei den Hausthieren, und es kommen hier einerseits die Abweichungen verschiedener Raçen von einander, andernseits die Abweichungen der durch die Zucht veränderten Thiere vom wilden Urstamm, soweit man sie unmittelbar beobachten oder blos darauf schließen kann, in Betracht. Auch mit diesem Gegenstand werden wir die Leser einmal besonders unterhalten und führen hier nur die Endresultate an. — Die Hausthiere lassen sich in zwei Gruppen theilen: es gibt welche, deren verschiedene Raçen gleich groß oder fast gleich groß sind; es gibt andere, welche sehr große und sehr kleine Raçen zugleich aufzuweisen haben. Im ersten Fall kommt die Größe der Raçen oder Spielarten häufig mit der Größe des wilden Stammes überein, oder wenn ein Unterschied stattfindet, ist er wenigstens nicht bedeutend. Im zweiten Fall gibt es bei weitem größere, so wie bedeutend kleinere Raçen als der Urstamm; aber der mittlere Wuchs der Raçen einer Hausthierart, den immer mehrere derselben ganz oder doch ziemlich genau aufzuweisen haben, weicht vom Wuchse der wilden Art nie merkbar ab. Somit gibt bei den Arten, welche wenig variiren, der gewöhnliche Wuchs, bei denen, welche stark variiren, der mittlere Wuchs so ziemlich ein richtiges Bild vom Wuchse der wilden Art. Mit andern Worten: sämmtliche Arten von Hausthieren sind seit der Zeit, wo sie noch völlig im Naturzustande lebten, im Durchschnitt nur unbedeutend größer oder kleiner geworden. Bei den wilden Arten, welche zugleich in Ebenen und im gebirgigten Lande leben, sind die Bergraçen gemeinhin kleiner. Bei den Hausthieren beobachtet man in diesem Falle denselben Unterschied, und die niedrigere Temperatur und kärglichere Nahrung in den Bergen sind wohl die einzigen Ursachen dieser Erscheinung.

Waldgespenst.

(Fortsetzung.)

Der Fremde blickte bei dieser Frage auf und Gotthold fühlte den Strahl seines Blickes tief durch sein Inneres dringen; er wollte etwas erwiedern, doch der Fremde erhob sich

eben, öffnete ein Fenster und sah in die Finsterniß des nahen Waldes hinein. Der Nachtwind strich kalt vorbei und hob seine langen blonden Locken, daß sie im Wehen sich kräuselten. „Ihr wundert Euch," fuhr er fort, „daß ich Euch dergleichen frage; doch Ihr müßt wissen, daß ich mich auf das Studium der tiefern Naturwissenschaft gelegt habe, und pflege daher meine eigenen Unterscheidungen und Benennungen bei mir zu führen, die Ihr vielleicht nicht erkennt, obgleich die Gegenstände selbst Euch nicht fremd seyn werden." Gotthold bejahte, ohne zu wissen was, denn seine Gedanken waren wieder weit weg, und überdieß klang die Stimme des Fremden so undeutlich und sonderbar, als töne sie fern von ihm aus der Waldesnacht hervor.

Marie brachte jezt das einfache Abendbrod, und nachdem noch mancherlei Gespräche gewechselt worden, wies die Hausfrau dem Fremden seinen Ruheplatz an. Am andern Tage gingen Gotthold und sein Gast zusammen in den Forst. Der leztere hatte von Marien Abschied genommen und wollte sich nun auf den Weg zur Fortsetzung seiner Reise machen. Als sie beide lange Zeit schweigend neben einander gewandelt waren, hob der Fremde endlich zu fragen an: „Aber sagt mir doch, mein lieber Mann, wie Ihr in diese Waldöde gekommen seyd." — „Meine frühern Schicksale," erwiederte der Förster, „sind so einfach und unmerkwürdig, daß die Erzählung derselben Euch ohne Zweifel langweilen würde." — „Ihr weicht mir aus," sagte der Fremde mit einem fragenden Blicke; „thut das nicht; Ihr habt bei mir keine Entweihung Eurer Geständnisse zu fürchten, auch frage ich nicht blos des Fragens wegen, sondern weil ich Theil an Euch nehme."

Gotthold ließ sich jezt in eine umständliche Erzählung seiner Jugendjahre ein. „Ich habe von jeher eine wunderbare Anhänglichkeit an einen großen, mächtigen Wald gehabt. Meine Eltern wohnten in einem Städtchen, dessen lezte Häuser in einen Forst ausliefen. Jene Häuser, die enge kleine Straße, in die Niemand am späten Abend gehen mochte, weil die Nähe des mächtigen, schauerlichen Waldes abschreckte, der alte Waldbrunnen, wo meine Mutter das Wasser schöpfte, alle diese Dinge stehen noch jezt lebhaft vor meiner Seele. Mein Vater hatte mich zum Landmann bestimmt und deßwegen auch in die Lehre zu einem Pächter gegeben; aber die Arbeit wollte mir nicht behagen. Das flache, heiße Feld, die regelmäßige Eintheilung, das immer wiederkehrende Zeitmaß der Aussaat und Erndte, und endlich der ermüdende Anblick der weiten Flächen voll trockener, gelber Halme, mit denen das staubige Wesen in der Mühle zusammentraf, sagten mir so wenig zu, daß ich den engen, gemeinen und alltäglichen Sinn meiner Eltern und Verwandten größtentheils diesem traurigen und verkümmernden Gewerbe beimaß. Ganz anders kam mir dagegen der alte Wald mit seinen weiten, laubigen Hallen vor; sein dunkles Grün erfreut das Auge, die harzige, kräftige Luft macht die Brust breit und regsam, die engen Waldwege und verbauten Stege geben kräftige Schenkel und Beine; die ganze Blume des menschlichen Wuchses wird gleichsam vom gewürzigen Erdharze genährt und schießt, von kalten Forstquellen getränkt, mit den Tannen und Buchen um die Wette, schlank und zierlich empor. Daher konnte ich auch nie ein Grauen fassen vor dem Wald, und jene unheimliche Forstgasse war mir gerade die liebste. Einst spielte ich in ihr mit einigen meiner Kameraden. Die eintretende Dunkelheit verscheuchte diese alsbald, ich aber blieb allein und ging, ohne zu wissen, was ich that, dem Walde zu. Anfangs war der Weg licht und geräumig, doch wurde er immer enger, und als ich nach einiger Zeit mich umblickte, ob ich das Haus meiner Eltern noch sehen könnte, war dieses sowohl, als die ganze Stadt aus meinen Blicken verschwunden. Ich empfand eine kleine Bangigkeit; zudem ragten die Gipfel der hohen Bäume so dicht zusammen, daß ich den blauen Himmel nur stückweise durchsehen konnte. Rings um mich rauschte es, als ginge ein Gespräch durch den Wald und die entferntesten Bäume antworteten. Bunte Vögel flogen auf und sezten sich oben in die Gipfel, die sich schwankend bewegten; Gold- und braungezeichnete Käfer krochen über den Weg und verschwanden unter den schlangenartigen Knoten der alten Baumwurzeln. Ein unbeschreibliches Wohlbehagen bemächtigte sich meiner; dennoch wagte ich nicht weiter zu gehen; stille stehend lehnte ich an einen Baum und sah den Waldsteg hinauf, bis er in der tiefen, grünen Finsterniß sich verlor. Da war es plötzlich — o lieber Herr, wie soll ich Euch das beschreiben, und wie kann ich Euch überhaupt nur begreiflich machen, was ich empfand! Ihr werdet nicht einsehen, wie ich aus so geringfügigem Dinge etwas so Wichtiges machen könne; doch vernehmt nur: ich hörte plötzlich einen Laut zu mir herübertönen, der meine Seele bis ins Innerste erfaßte. Noch jezt weiß ich nicht, wie mir war, und ich werde wohl diese Seligkeit in meinem Leben nicht wieder empfinden." — „Wie?" rief hier der Fremde, „ein Ton brachte solches zuwege?" — „Nicht anders; es war ein Laut — wie soll ich ihn Euch beschreiben? — fast wie der langausgezogene Akkord einer Luftharfe so mächtig, doch aber auch wieder so mild wie Flötengesäusel. Am liebsten möchte ich ihn mit einer überaus herrlichen Mädchenstimme vergleichen, die aus einem von unendlicher Sehnsucht geschwellten Herzen so recht Seele-auflösend getrieben wird. O Herr, so etwas könnt Ihr Euch durchaus nicht vorstellen, und alles, was ich Euch sage, führt Euch nicht zur Wahrheit. Mein kleines Knabenherz ward so mächtig erschüttert, daß ein Strom von Thränen augenblicklich aus meinen Augen schoß und ich ins Gras niederfiel."

(Die Forts. folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Die Regentenfamilie. Sonst und Jezt.

Bilder aus dem Dresdener Leben verlangen Sie. Ich will sie Ihnen in kurzen Umrissen liefern, und mein Sinn, kühn genug, schweift gleich zu den Hohen und Höchsten.

Zuerst male ich Ihnen das Schloß Wesenstein, zwischen Berg- und Waldschluchten romantisch gelegen. Wollen Sie sich das Privatleben unsers guten Königs, der erst im Greisenalter zur Krone gelangte, recht anschaulich machen, so denken Sie sich ihn dort, in jener neuerkauften, von Drang und Noth des Stadtlebens entfernten Besizung, die neuen Anstalten betrachtend und manchen Gast huldvoll darüber belehrend. Pfarrer und Schullehrer des Dorfes dürfen dem Könige oft nahen. Er fragt sie nach allen Verhältnissen der Dorfbewohner, läßt sich die Listen der Schulkinder vorlegen, weißt für die Aermern das Schulgeld an, verwilligt väterlich andere Unterstüzungen, auf welche er größtentheils die Einkünfte des Schlosses Wesenstein verwendet, und kehrt dann von dort, immer rüstig, zum Theil zu Fuß, zum Theil zu Roß, oder in leichter, einfacher Chaise in die Residenz und zu Geschäften zurück. Unsern Prinzen und Mitregenten Friedrich August, einen Mann in den ersten dreißiger Jahren, mögen Sie sich am Arbeitstische, in wichtige Staatsangelegenheiten vertieft, zwischen Büchern und Akten denken. Oft arbeitet er dort noch in später Nacht. Sein mildes Herz will das Wohl des Landes. Vieles lastet auf ihm; wichtige Erfahrungen hat er in dem ersten Mannesalter gemacht. Stürme, die sein königlicher Oheim Friedrich August nie ahnte und die doch schon in jenen Zeiten sich sammelten, gingen an dem jungen Fürsten vorüber; er bestand sie. Unsern Prinzen Johann können Sie sich als Präsidenten mehrerer wissenschaftlichen Vereine, als Chef der Kommunalgarde oder im Kreise seiner Familie denken, zur Seite seiner Gemahlin Amalia von Baiern, den Prinzen Albert, einen muntern Knaben, an der Hand. Ein Band der Liebe und Herzlichkeit vereint die ganze königliche Familie. Der Mitregent hegt die größte Aufmerksamkeit für den König, und das Herz des würdigen Greises vergilt dies.

Zur Stadt Dresden kann ich nur mit dem Ausruf: wie änderte sich die Zeit! übergehen. Das Sonst und Jezt scheidet sich himmelweit bei uns. Sonst hatte der alte Gott des Herkommens in dem lieben, steifen Dresden seinen Wohnsiz aufgeschlagen. Sie hätten unsere ehrenwerthen Räthe, an beiden Seiten des Kopfs das weißgepuderte Haar zu Taubenflügeln auffrisirt, den kleinen Hut in der Hand, sich gegenseitig bekomplimentiren sehen sollen. In allen Gesellschaften war eine gewisse Förmlichkeit, ein Kastengeist, der wohl manchmal auf Beschränktheit deutete. Bei alle dem herrschte Sitte und Anstand, die größte Ehrerbietung gegen alles Vornehmere. Den Sekretär, welcher nur daran gedacht hätte, eine Handlung seines Ministers beurtheilen zu wollen, hätte ja gleich die Erde verschlingen müssen. Der Adel genoß in Sicherheit seine Privilegien. Das war seit hundert Jahren so, wie konnte man es anders verlangen? Dazu paßte der Ton der damaligen literarischen Welt. Er war noch vor wenigen Lustren mild, freundlich, an beißenden Spott und vernichtende Kritik dabei nicht zu denken. „Leben und leben lassen!“ hieß es unter Dresdens Schriftstellern. Dieser Honigseim hatte seine schwache, aber auch seine gute Seite. Sanftmenschlich empfinden, ist immer besser, als gar nicht empfinden.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, December.

(Fortsezung.)

Der Baron von Hildburghausen.

Der „Baron von Hildburghausen“ ist eine Posse, wie man sie in Paris oft gibt, um sich über deutschen Adel, deutsches Geheimthun mit Politik, deutsche Titelsucht u. s. w. lustig zu machen. Ein Freiherr, der zweiundzwanzig Ordensbänder im Knopfloche trägt, weil, wie er sagt, in Deutschland die fehlende Qualität der Orden durch die Quantität ersezt wird, hat sich, weil er bei dem Fürsten in Ungnade gefallen ist, auf sein Gut zurückgezogen und zieht seltene Pflanzen und nebenbei Kohl und anderes Gemüse zu seiner Zerstreuung. Eine adelige Dame aus der benachbarten Stadt ladet ihren Verwandten zu einem Balle ein, den sie geben will, und wobei ein durchreisender Prinz, der zufällig sein Fürst ist, zugegen seyn soll. Er will durchaus nicht hin, und um nicht in Versuchung zu gerathen, doch hinzugehen, befiehlt er seinen Leuten, ihn unter keinem Vorwande aus dem Schlosse zu lassen. Nun erscheint aber ein Italiener, mit dem er, ich weiß nicht wie, in Verbindung steht, und der ihm ankündigt, er habe ein untrügliches Mittel, ihm wieder zu Gnaden zu verhelfen. Er brauche dem Fürsten, der morgen auf dem Balle in der Stadt erscheinen werde, nur die geheimnißvollen Worte ins Ohr zu raunen: „Prinz! Sie können alles entdecken, die Prinzessin Kunigunde (oder wie sie sonst heißt) willigt ein.“ Nun kann der Baron von Hildburghausen nicht widerstehen, er muß zu dem bereits ausgeschlagenen Balle. Da ihn aber seine Leute nicht gehen lassen würden, so nimmt er die Kleidung seines Gärtners, welcher eben zur Stadt ziehen will, um dort die Gemüse des freiherrlichen Gartens zu verkaufen. Dieser Einfall ist läppisch, wird aber dadurch komisch, daß der Dichter den Sohn des Barons, eine Art von dummen Peter, sich in den Gemüskarren hat verstecken lassen, weil dieser Sohn gern mit seinem allerliebsten Bäschen in der Stadt tanzen möchte, woraus denn folgt, daß der Vater den Sohn zur Stadt schiebt, und beide schiebend und geschoben zur rechten Zeit anlangen, um auf dem glänzenden Balle erscheinen zu können. Der Vater staunt nicht wenig, als er den Karren niedersezt und den Sohn aus dem Kraute hervorgucken sieht. Im zweiten Aufzuge sind wir mitten auf dem Balle. Da der Vater, der eben kein Wundermann in Hinsicht des Gedächtnisses ist, fürchtet, die merkwürdigen Worte des Italieners zu vergessen, so sagt er sie dem Sohne vor, mit dem Auftrage, dieser solle sie ihm zuflüstern, im Fall er sie vergessen sollte, und der dumme Peter sagt sie seinerseits der niedlichen Base vor, damit sie ihm im Nothfalle denselben Dienst erweisen möge. Der Prinz erscheint; der Baron nähert sich ihm, nimmt den rechten Zeitpunkt wahr und raunt ihm die geheimnißvollen Worte ins Ohr. Der Prinz springt auf, wird böse und fragt, wer ihm erlaube, seine Geheimnisse zu verrathen; nun tritt der dumme Peter hinzu und wiederholt die vielbedeutenden Worte. Der Prinz wird noch zorniger; auch das Bäschen eilt herbei und wiederholt die Worte. Der Prinz glaubt, alle Leute auf dem Balle wissen um sein Geheimniß und haben es darauf angelegt, ihn zu foppen; auch der Baron wird böse, da er sieht, daß das Mittel, das ihm der Italiener als ein untrügliches Rezept, um des Prinzen Gunst zu gewinnen, angegeben, gerade eine entgegengesezte Wirkung hervorgebracht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Januar 1832.

Wer fühllos ist gegen das tiefe Entsetzen, welches sich hinter alles Leben tückisch versteckt, der bleibt auch für das Heiligthum der innersten Freuden der Natur verschlossen. — Eine dichte, finstere Waldung, in welcher verborgene Quellen rieseln, mit dem stillen Säuseln der Blätter, mit ihren dunkeln einsamen Schatten, wenn kleine Thiere eilig aus den Gebüschen erscheinen und sich wieder verbergen, wenn ein drohender Sturm herannahend die Bäume lebhafter schüttelt, wenn ein Raubthier in das dunkle Waldgrün hineinblickt, wenn ein eingeschlossener Teich seine dunkeln, beschatteten Wellen an das grüne Ufer unaufhörlich anschlägt — das alles erfüllt die Seele mit einem geheimen Grauen. — Wäre es ein Vorzug der Wissenschaft, wenn sie dieses Grauen am Ende ganz verdrängte?

Steffens, Anthropologie.

Waldgespenst.

(Fortsetzung.)

„Am Boden liegend," fuhr der Förster fort, „fühlte ich einen unsäglichen Schmerz, gleich als riefe mich Jemand, der im Sterben läge, und der mich glühend liebte, und ich könnte nicht von der Stelle, um ihn zu retten und zu trösten, und er riefe immer lauter und schmerzlicher und stürbe eben mit einem gräßlichen, schreienden Seufzer. Meine Sinne vergingen mir; als ich erwachte, fand ich mich in der Stube meiner Eltern; man hatte mich ins Bett gelegt und meine Hände verbunden; sie waren blutig gewesen und man hatte mich gefunden, wie ich mit ihnen tief in die Erde gewühlt." — „Das ist wohl recht seltsam," erwiederte der Fremde. „Vermuthlich zog ein Jagdzug in der Ferne vorüber, und da hörtet Ihr zum erstenmal den Ton eines Waldhorns. Doch erzählt weiter; vielleicht erhieltet Ihr in der Folge Licht über dieses Ereigniß." — „Ein Jahr darauf," fuhr Gottbold fort, „machte mein Vater eine kleine Reise ins Gebirge, bei welcher er mich mitnahm. Ich sah viel Neues und Seltsames, und es war mir schon ganz recht, daß wir eines Abends nicht in der großen Herberge an der Straße, sondern seitwärts bei einem alten Köhler einsprachen. Mit uns kehrte ein Wandersmann ein, dessen ganzes Wesen mir dunkel sagte, daß er ein Waidmann seyn müsse. Ich hatte mich nicht geirrt; des Fremden Gespräche betrafen meistens das Forstwesen und die mannigfachen Reisen, die er zur Erweiterung seiner Kenntnisse frühzeitig unternommen. Als wir nun so im Halblichte traulich beisammen saßen, erzählte er auch manches recht wunderliche Mährchen, das wohl mehr als Mährchen gewesen seyn mag; unter anderm sprach er von einer seltsamen und unerklärlichen Erscheinung, von jener wunderbaren Waldstimme, die hie und da von alten Weidmännern soll beobachtet worden seyn, und die an schauerlicher, durchdringender Gewalt mit keinem andern Laut in der Natur zu vergleichen sey. Ihr mögt denken, wie gespannt ich aufhorchte; ein kalter Schauder überlief meinen Rücken; doch fand ich so viel Besonnenheit, den fremden Jäger um den Grund jener Erscheinung zu befragen. Er sah mich lange an und sagte endlich lächelnd: „Alberner Bursche, ja wenn man das wüßte, so wäre keine taube Nuß dabei zu verdienen; nun aber ist mancherlei vor unserm Auge verborgen. Kühne Jägersleute, die das Ding haben erforschen wollen und die den Ton einmal dicht in ihrer Nähe vernommen haben, sind sogleich todt zur Erde gefallen und ihre ganze Gestalt ist in ein Paar Stunden darauf in Asche zerfallen. Es geht die Sage, daß kein menschliches Ohr dreimal jenen entsetzlichen Ton vernehmen kann; wer ihn aber auch nur einmal gehört hat, dem liegt von Stund an eine süße, tödtliche, wollüstige Sehnsucht im Herzen, er sehnt sich nach einem unbekannten Gut, er weiß sich nicht zu fassen, seine Kräfte schwinden, bis endlich der Ton sich seiner erbarmt und kommt, um ihn abzurufen. Er-

fahrene Leute wollen behaupten, es sey der Ruf der alten heidnischen Göttin Diana, womit sie die armen Seelen in ihre teuflischen Liebesnetze lockt. So sprach der Jägersmann." — Gotthold hatte diese lezten Worte mit unsicherer Stimme vorgebracht, und als er geendet, verbarg er sein Antlitz, und der Fremde gewahrte, wie dasselbe hinter den vorgehaltenen Händen bis zum Tode erbleichte; nach einer Pause nahm dieser das Wort: „Laßt Euch durch dergleichen Dinge nicht anfechten, lieber Gotthold; wißt Ihr denn auch, ob das Ganze nicht ein Mährchen ist? Ich für meine Person wenigstens habe doch manche Forstreise gemacht, ohne von Seltsamkeiten der Art auch nur das Mindeste erfahren zu haben." Gotthold schüttelte das Haupt und sagte leise: „Wollte Gott, theurer Herr, es wäre dem so, und mein Leben und meine Jugend ständen noch vor mir, und ich hätte den entsezlichen und doch so lieblichen Ruf nicht gehört — so aber —" — Er verfiel bei diesen Worten von Neuem in tiefe Trauer, und der Fremde sah sich in die Nothwendigkeit versezt, ihn aus derselben emporzureißen, indem er fragte: „Und was wußte der Jägersmann über die Ursache jener Stimme zu sagen?" — „Nur Vermuthungen," entgegnete Gotthold; „es gehe eine alte Sage, daß in weiten und wenig betretenen Wäldern, tief im undurchdringlichen Dickicht eine seltsame Blume blühe, die, wenn sie nach funfzig oder hundert Jahren zum erstenmal wieder blüht und ihre Krone dem Licht öffnet, jenen gräßlichen Ton von sich geben soll. Wie die Blume aussehe, hatte ihm Niemand zu sagen gewußt; denn es sey das Seltsame an ihr, daß sie, wenn sie in der Mitternacht ausblühe, auch schon eine Stunde darauf in Staub zerfallen müsse. Wälder, wo die Stimme gehört worden, wo also die unheilbringende Blume wächst, werden von kundigen Waidmännern geflohen wie die Pest. Ach, hätte ich mich damals dem Jäger entdeckt, vielleicht wäre mir noch zu rathen gewesen, aber nun—" — „Wie!" rief der Fremde, „Ihr gebt doch nicht alle Hoffnung auf?" Gotthold erwiederte leise: „Wer einmal den Ruf vernommen, der muß ihm folgen, er mag wollen oder nicht." — „So verlaßt doch diesen häßlichen Wald," rief der Begleiter heftig. „Diesen häßlichen Wald?" erwiederte Gotthold weich; „nimmermehr! ich ihn verlassen? — und wo soll ich hinfliehen? die Bäume würden mich doch nicht hinauslassen, und draußen wüßte ich doch, daß ich vor Sehnsucht, hierher zurückzukehren, nicht leben könnte. Kann ich doch nicht einmal in die Kirche kommen, die ja nur ein Stündchen aus dem Forst hinausliegt. Ach, manchmal kommt es mir so vor, wenn ich das helle Kirchengeläute aus der Ferne höre, und dabei ganz schwach das goldene Morgenroth von dort herüber die Waldnacht durchbricht, als würde mein ganzes tiefes Elend augenblicklich enden, wenn ich nur ein einziges Mal im schönen, hellen Gotteshause recht innig beten könnte; überhaupt wenn ich auch nur eine Stunde unter Menschen, unter lustigen, fröhlichen Menschen, bei kräftigem Sonnenschein froh seyn könnte und dabei ein lautes Gespräch geführt würde, nicht dieses leise Sprechen, wie die Bäume es pflegen, und wie's meine Seele verwundet und mich nicht schlafen läßt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pfeifer aus den Abruzzen.

Der Geist der Zeit treibt wunderliche Blasen im Patrimonium Petri, und kaum möchte einer die Irrgänge der Politik vermeiden können, der das moderne Rom in dem, was es zu solchem macht, von irgend einer Seite zu schildern suchte. Ich besann mich, wie ich von einem Bilde des heutigen Volkslebens die politischen Schlacken abtreiben sollte und gewahrte eben, daß mir damit das Bild zu nichts verrauchen müßte, da mahnte mich eine barocke Erscheinung daran, daß die Stadt, welche so lange gegen die neue Zeit protestirt, Bilder genug aus der guten alten Zeit aufzuweisen hat, die gerade darum so interessant sind, weil sie das Rom, das über den Wittenberger Mönch Feuer und Flammen spie, just so sah, wie sie das Rom, das sich von den Legationen das Unglaubliche gefallen lassen muß, noch sieht, und in diese Kategorie gehören auch die wunderlichen Gesellen, welche der Madonna unter meinem Fenster ein Ständchen bringen.

Seit Anfang des Advents sind, wie alle Jahre seit undenklicher Zeit, die Straßen mit den sogenannten Adventspfeifern (Pifferi oder, wie sie im römischen Dialekte genannt werden, Pifferari) angefüllt, welche bis zu Mariä Lichtmeß vor jedem Madonnenbilde auf der Gasse oder auf der Flur und den Treppenabsätzen der Häuser aufgestellt, in neun auf einander folgenden Tagen an jedem Tage (Novena) ein Lied blasen und dazu singen. Diese Leute, welche sich zur genannten Zeit über das ganze römische Gebiet verbreiten, stammen sämmtlich aus dem Reiche (del Regno), wie man hier zu sagen pflegt, das heißt, aus dem Neapolitanischen, oder eigentlich, im engern Sinne, aus den Abruzzen. Wie die Heuschrecken fallen sie über die Madonnen her, wo sie irgend eine finden, ohne daß man bemerkt, woher sie eigentlich kommen. Schäzt man die Anzahl derselben, welche zur genannten Zeit über den ganzen Kirchenstaat verbreitet sind, so ergibt sich fast ein arithmetischer Betrug, nämlich der Schein, als ob alle Grenzgebirge zwischen dem römischen und neapolitanischen Staate entvölkert und ihre Einwohner sämmtlich nach dem Kirchenstaate ausgewandert wären. In ganz Rom und im ganzen römischen Gebiete läßt Niemand, selbst der ärmste Mann nicht, die Adventszeit vorübergehen, ohne sich die Novene blasen zu lassen, und sollte er sich's am Munde abdarben müssen. Der

gewöhnliche Preis — Standespersonen zahlen nach Belieben — ist zehn Bajocchi. Dafür kommen die Spieler während neun Tagen täglich einmal und tragen das übliche Lied vor. Sie sind in ihre Nationaltracht gekleidet, welche aus einem grauen spitzen Hute, grünem Wamse, blauen Beinkleidern und rothem Mantel besteht. Da dies absolut dasselbe Kostüm ist, welches die alten Maler den Hirten gegeben haben, die, nebst den Weisen aus dem Morgenlande, zur Verehrung des eben gebornen Christuskindes kommen, so pflegen die hiesigen Fremden — und es ist mir Anfangs selbst so gegangen — ehe ihnen die Sache näher bekannt wird, die Kleidung der Adventspfeifer für künstlich oder gar poetisch gewählt zu halten und über die Ausgabe zu erstaunen, welche, meinen sie, den armen Leuten dadurch verursacht wird. Selbst daß die Kleider weder immer neu, noch immer rein, ja meistens sogar das Gegentheil von beiden sind, hebt die Täuschung nicht auf; denn man denkt dabei an manche Theaterkostüme, welche, obgleich künstlich, oft höchst schmutzig und zerrissen sind. Nichtsdestoweniger gewähren diese Leute einen interessanten Anblick. Wie Wesen aus einer andern Welt wandeln sie unter den Menschen von heutzutage herum, ohne daß ihnen die Außendinge etwas anzuhaben vermöchten. Seht sie da vor der Bude eines Wursthändlers stehen, wie sie, trotz ihrer hohlen Wangen und schlotternden Wämser, die Schinken und Schlackwürste keines Blickes würdigen, ebensowenig in das Gitter des Nachbar Weinschenken blicken, wo der Wein in Strömen aus den ungeheuren Flaschen in die ganzen und halben Krüge der Kundleute, und aus diesen wieder in die Kehlen derselben fließt; wie ihnen nicht einmal die sogenannten gelben Brode, an denen doch um diese Zeit der allerärmste Bettler sein Gelüste büßt, einen Blick abzulocken vermögen! Mit einem Worte, alle körperlichen Leidenschaften scheinen ihnen ganz unbekannt zu seyn. Nur einer einzigen geistigen sind sie unterthan, dem Geize nämlich; ihr ganzes Dichten und Trachten geht dahin, am Tage nach Mariä Lichtmeß ein Sümmchen Geldes gesammelt zu haben, von welchem sie während des Restes des Winters, bis nämlich die Feld- und Weinbergsarbeit von Neuem beginnt, leben können. Daß sie nicht selten Hungers darüber sterben und dann die paar erübrigten Scudi lachenden Verwandten in die Hände fallen, verschlägt ihnen nichts; wird ihnen doch bei ihrer Nachhausekunft, wenn sie anders lebendig ankommen, das Vergnügen zu Theil, ihre ersparte Baarschaft klingen zu lassen und einer über den andern zu triumphiren, wenn er auch nur einen Bajocco mehr hat. So ist es mit den Freuden und Leiden der Menschen: der abruzzische Adventspfeifer ist nicht weniger erfreut, bei seiner Heimkehr ein halbes Dutzend Scudi, als der römische Nabobbankier, am Schlusse des Rechnungsjahres eine halbe Million zusammengescharrt zu haben; aber ersterer fühlt sich dabei so wenig glücklich, als lezterer, denn der Scudo, welchen sein Nachbar mehr besizt, läßt dem Pfeifer eben so wenig Ruhe, als dem Bankier die Million, welche er erst noch zu erwerben hat. So wird es begreiflich, daß die Adventspfeifer keine Zeit zu verlieren haben: von einem Madonnenbilde zum andern geht es mit einer Hast, als säße ihnen der böse Feind auf der Ferse. Dabei lassen sie sich von nichts in ihrem Berufe stören; ist zum Beispiele eben unter der Madonna ein zu sehr bepackter Esel zu Boden gestürzt, welchem, statt ihn abzuladen, der Treiber durch Schläge wieder auf die Beine zu verhelfen gedenkt, sie blasen, obgleich vor dem Geschrei des Esels und dem Fluchen des Treibers Niemand einen Ton davon vernimmt; zanken sich zwei Bettler um die Hälfte eines Bajocco, den sie in Gemeinschaft empfangen, den der eine aber nicht mit dem andern theilen will, sie blasen, bleiben aber, des Sprichworts eingedenk: weit davon ist gut vor'm Schusse — in der Ferne, um nicht beim Krückengefechte der Bettler etwas anders, als einen halben Bajocco davon zu tragen; ja sie spielen, und schnitte selbst ein Bösewicht dem andern unter ihren Augen den Hals ab. Doch thut die Eile, mit der sie zu Werke gehen, ihren Obliegenheiten keinen Abbruch: denn die Spitze ihrer Nase ist stets nach dem Madonnenbilde gerichtet, ihre Hüte werden, es mag schneien oder regnen oder die Sonne scheinen, auf den Hals des Dudelsacks gehangen, und nie beginnt ihr Spiel, ohne daß sie sich mit den zehn Fingern die Haare glatt gekämmt hätten. So viel von ihrem äußern Apparate. Was ihr Künstlerthum betrifft, so ist dieß keineswegs so verächtlich, als man glauben sollte. Freilich spielen sie immer nur ein Stückchen; aber die Qualität der Ausführung, und ich sage dieß ohne alle Ironie, entschädigt für den Mangel an Quantität der ausgeführten Stücke; und wie viele Sänger und Schauspieler gibt es nicht, welche ihren Künstlerruhm nur auf Eine Rolle, wie viele Komponisten, welche ihn auf Eine Komposition, und wie viele Musiker, welche ihn auf ein einziges Konzert, ja, wie viele Sängerinnen, welche ihn auf eine einzige Arie, wie z. B. Signora Catalani auf die Arie: „Della Tromba," gründen? Am merkwürdigsten dabei ist der wirklich vortreffliche Ton, welchen die Schalmei, sowohl die, welche auf dem Dudelsacke steckt, als die des zweiten Bläsers hat. Freilich besizt sie nur eine einzige Oktave, und noch dazu kömmt der höchste Ton mit Mühe und Noth heraus; aber was thut das, da die übrigen desto gleicher, reiner, voller und natürlicher sind? Was haben unsere Orchesterblaseinstrumente durch ihre erzwungene Extensität gewonnen, da die Intensität der meisten auf allen Seiten hinkt, und es, Dank den vielen künstlichen Vorrichtungen, so weit gekommen ist, daß nicht eine einzige Oktavskala vollkommen mathematisch

rein, ästhetisch angenehm, materiell gleichtönend ist? Uebrigens bestehen die Gesellschaften der Adventapfeifer gewöhnlich nur aus zwei, zuweilen aus drei Personen: eine spielt mit dem Dudelsacke, welcher bekanntlich den Grundton aushält, zugleich die zweite Stimme, die andere die erste Stimme, und die dritte singt dazu. Sind nur zwei Personen beisammen, so macht der erste Bläser abwechselnd zugleich den Sänger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Wehen der Zeit.

Auf diesen Zustand der Ruhe, des Phlegmas folgten plözlich in der Literatur einige Kennzeichen einer hereinbrechenden Schärfe. Die Kritik ging vom Lobe zum schärfsten Tadel, ja zur Satire über. Werke und Personen wurden angegriffen; das Publikum fing an, an den Kämpfen Theil zu nehmen, nicht weil man begierig auf die Wahrheit war, welche durch Fehden dieser Art ausgemittelt werden sollte, sondern weil die literarische Wegelagerung Spaß machte. Der Gott der Satire erhob sein Haupt und streute da und dort seinen Saamen aus. Man fing an, sich an Karrikaturen zu ergözen, an welche ein still frommer, bürgerlicher Sinn nicht denkt. Goethe in den Wahlverwandtschaften spricht ein treffendes Wort; er sagt, ein zu dem wahren Schönen herangebildeter Sinn könne an solchen Frazen unmöglich Vergnügen finden. Aber nach und nach ging man in dieser Richtung weiter und weiter. Man begann erst frei, dann scharf über Kirche und Staat zu sprechen. Politische Unterhaltungen verdrängten die wissenschaftlichen, die Kunstfreunde wollten sich in das Theater flüchten, und fanden selbst in den dort aufgeführten Werken die Zeichen der unruhigen Zeit. Neuere Dicht- und Tonwerke stehen in geheimer Verbindung mit dem Geiste der Gährung, welcher jezt unter den Völkern herrscht. Wie sind Till Eulenspiegels Wize in den Raupachschen Stücken so gemacht, manches feine Lebensband zu zerschneiden! Wie jagt in den neufranzösischen Tonwerken, z. B. in der Stummen von Portici, ein unruhiger Geist sich ab! Hierzu kam die zunehmende Zahl der Zeitschriften, aus welchen der Geist der Ruhe und Klarheit immer mehr wich. Um ein Blatt emporzubringen, machte man es sich zur Maxime, alles Bestehende anzugreifen. So brach denn nach und nach in mehr als einer Beziehung der Krieg über uns ein, manch alte Form ward zertrümmert, der Staat entschloß sich zu einer Reorganisation, die politischen Stürme legten sich dadurch, aber das aufgeregte Meer der Gedanken schweift noch immer dahin und dorthin. Jeder sagt noch, was ihm eben auf die Zunge kommt, ohne zu prüfen, ob auch in diesem Urtheile Reife sey; die Freuden des Gemüths, diese Veilchen im Garten des Lebens, wollen in dem neuen Klima nicht recht fortkommen. Ein Mysanthrop sagte neulich, man drücke einem Bekannten jezt freundlich die Hand, versichere ihn seiner Theilnahme und denke doch dabei im Stillen: „hol dich der Teufel!“ Ich begreife, daß eine selbst zum Guten führende Volksbewegung in der ersten Zeit ihrer Entstehung jene unangenehmen Wirkungen haben könne und müsse, und will nur wünschen, daß, was im Jahre 1831 unter Schmerzen gesäet ward, in den nächsten Jahren als lichte Friedenssaat aufgehe.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Die komische Oper. Zustand der Musik.

Das Ding wendet sich nochmals. Das Geheimniß des Prinzen nämlich bestand in einer Heirath mit ich weiß nicht welcher Verwandtin des Kaisers oder des Königs im Lande. Dieser fährt zufällig in der Gegend vorüber. Das Beste, was der Prinz thun kann, ist, daß er seinem Gebieter die heimlich geschlossene Heirath entdeckt. Dies geschieht. Der König oder der Kaiser ist eben so zufällig ein herzensguter Mann, der ganz und gar nicht böse wird und seinem Neffen oder Vetter völlig verzeiht, worauf denn Alles wieder guter Laune ist und das Stück mit einem Finale beschlossen wird, worin, wie gewöhnlich in den Vaudevilles, einige wizige Gedanken vorkommen, die aber auf einem deutschen Theater vielleicht allzu wizig erscheinen würden. Bei dieser Aufführung war es ziemlich voll im Vaudevilletheater; nicht so im Variétéstheater; hier sah es leer aus. Vor zwölf Jahren war dieses Theater eines der am meisten besuchten; freilich gab es damals bei weitem nicht so viele Schauspielhäuser in Paris, als jezt, da jedes Stadtviertel die seinigen hat und einige derselben mit Schauspielen überhäuft sind. — Die komische Oper spielt wieder eine traurige Figur, denn sie ist abermals geschlossen, weil der geringe Zuspruch des Publikums Gläubiger und Schuldner muthlos gemacht hat. Der schöne Saal ist so fest gebaut, daß er alle andern Schauspielsäle in Paris überleben kann; allein die Direktion ist die schwächste von allen. Sie behauptet in den Zeitungen, so lange man einen so ungeheuren Miethzins für das Haus fordere, könne der Ertrag die Kosten nicht decken; die Regierung sollte wenigstens so viel für die französische Operette aufopfern, als für die italienische, und den Saal unentgeldlich zur Verfügung der Direktion stellen; alsdann ließe sich allenfalls etwas thun. Da nun hiezu vor der Hand kein Anschein ist, so bleibt die französische komische Oper, die sonst einen so großen Reiz für das einheimische Publikum und für die Fremden hatte, geschlossen, und während die Scribeschen und Auberschen Operetten in ganz Europa aufgeführt werden, stocken sie an dem Orte, wo sie entstanden sind. Für die angehenden Opernsezer ist dies eine schlimme Aussicht; freilich nimmt die große Oper jezt von Zeit zu Zeit die Talente der Operettensezer in Anspruch, denn sie hat eingesehen, daß es mit den alten, ernsthaften Opern zu Ende ist und das jezige Publikum etwas Heiteres und Frisches verlangt, wären es auch nur Teufeleien im deutschen Geschmacke, wie die lezte Oper von Scribe und Germain de Lavigne, Robert le diable, die einen entschiedenen Beifall erhalten hat und als eines der merkwürdigsten Produkte der lyrischen Dramatik in allen Zeitungen beurtheilt worden ist, jedoch nicht so sehr des Textes halber, als wegen der Mayerbeerschen Musik. Man hat hiebei die Bemerkung gemacht, daß Deutschland von Zeit zu Zeit Tonkünstler hiehersendet, um eine Revolution im Opernsystem hervorzubringen. Es ist eine Art von wechselseitigem Unterricht: Frankreich geht in der Politik voran, indessen Deutschland etwas hinkend nachkommt; aber in der Musik schreitet lezteres mit festem Fuße einher und Frankreich folgt ihm mit Bewunderung; aber es bewundert und belohnt, wogegen in dem eigenen Vaterlande der Tonkünstler bloße Bewunderung der einzige Lohn zu seyn pflegt.

Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 22.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Januar 1832.

Basalt, der schwarze Teufelsmohr,
Aus tiefster Hölle bricht hervor,
Zerspaltet Fels, Gestein und Erden.

Goethe.

Welche Anhaltspunkte liefern Sagen und Geschichte über das Alter basaltischer Eruptionen?

Von Leonhard.

Der Basalt ist eine der merkwürdigsten, räthselhaftesten Gebirgsarten. Er findet sich in sehr vielen Ländern der Erde, theils lokal, theils in ganzen, meist kegelförmigen Bergen, wo dann sein schwärzliches Gestein, das zum Theil in gigantischen Pfeilern und Säulen zerklüftet, hie und da auch tafel- und kugelförmig abgesondert ist, sehr pittoreske Formen bildet. Die Hauptländer, in denen sich basaltische Gebirge finden, sind in Europa Irland, Schottland, Spanien, Italien, die Auvergne, Sachsen, ferner die Azoren, Mexico, Java u. s. w. Die berühmtesten Gebilde des Basalts, seine Wunder, sind der Riesendamm in Irland und die Fingalshöhle. Bekanntlich ist es vorzüglich diese Gebirgsart, welche zu dem langen Streite zwischen den Neptunisten und Vulkanisten Anlaß gab. Während eine Zeitlang Werners Autorität der Ansicht, welche den Basalt für eine Wasserbildung erklärte, die Oberhand verschaffte, hat sich nun die Geologie so ziemlich dafür entschieden, daß die Basalte mächtigen Eruptionen, welche das geschmolzene Innere der Erde, den Laven ähnlich, gewaltsam emporhoben, ihr Daseyn verdanken, daß die Basaltgebirge Zeugen von alten, von den jetzigen freilich oft quantitativ und qualitativ verschiedenen Vulkanen sind, und daß die Basalte in unmerklichen Abstufungen in die Gebilde übergehen, welche unzweifelhaft als Produkte jetziger Vulkane erscheinen. Aber gerade dieser Umstand führt nothwendig zu der Frage, einerseits: ob nicht einige jener ungeheuern basaltischen Eruptionen in die Zeit hereinreichen, seit welcher das Menschengeschlecht die Erde bewohnt, oder soweit sich in den Geschlechtern der Menschen Sagen rückwärts verfolgen lassen, andernseits, ob nicht noch heutzutage, unter unsern Augen vulkanische Ausbrüche sich ereignen, welche dem Basalte ähnliche Massen zu Tage fördern. Diese interessante Frage hat Leonhard in dem Kapitel seines wichtigen Werks über die Basalte *), das wir hier mittheilen, gelöst.

H.

* * *

In den Schriften alten und neuen Bundes sind zwar Bilder und Gleichnisse nicht selten, die man deuten könnte auf vulkanische Begebenheiten; allein die meisten scheinen entlehnt von Gewittern und den mit diesen verbundenen Erscheinungen. Keine Stelle, das läßt sich mit ziemlicher Gewißheit behaupten, ist vorhanden, welche entschiedenen Aufschluß zu geben vermöchte über irgend einen der bekannten Feuerberge. Solche Nachrichten wurden uns in den Werken von Weltweisen, Geschichtforschern und Dichtern aus früher Zeit. Das darin Niedergelegte bezieht sich aber ohne Ausnahme auf jene Feuerberge, die

*) Die Basaltgebilde in ihren Beziehungen zu normalen und abnormen Felsmassen. Stuttgart bei Schweizerbart.

noch jezt thätig sind, auf die neuern; denn die Zeit des Entstehens basaltischer Gebilde tritt meist in undurchdringliche Nacht zurück. Der Mensch, das gegenwärtig über alle Erdtheile am allgemeinsten verbreitete Geschlecht, ist später als die großen Aenderungen, welche unser Planet, oder vielmehr sein Aeußeres erfahren; er kann nicht als Zeuge derselben auftreten, und alle Bemühungen, die Zeit jener Katastrophen mit Bestimmtheit auszumitteln, müssen darum mehr oder weniger fruchtlos bleiben. — Vielleicht sind manche Ergüsse basaltischer Laven, die uns, ihren gegenwärtigen Beziehungen nach, als gleichalt gelten, um mehrere Jahrhunderte von einander verschieden; allein was ist eine Zwischenfrist von so kurzer Dauer im Vergleich zu dem unermeßlichen Zeitenlauf, der uns von jenen Ereignissen scheidet.

Nicht leicht wird man einen Erdtheil aufweisen können, wo feurige Mächte, ohne Zweifel Jahrhunderte hindurch, so gewaltige Umwälzungen herbeigeführt, wo mehr auffallende Spuren großartiger vulkanischer Ereignisse getroffen werden, als in der Auvergne und in manchen ihrer Grenzprovinzen. Gelänge es, je zureichende Beweise dafür aufzufinden, daß einige Theile dieses Landstriches von Menschen bewohnt gewesen, als die Vulkane noch wirkten, so würden die Fragen nach dem Alter derselben um Vieles an Bedeutung gewinnen. Allein der in vergangene Zeiten so gern zurückschauende Naturforscher sucht ohne Erfolg, wie in der Geschichte und im engen Bereiche glaubwürdiger Sagen, so in menschlichen Denkmalen, nach näherer Auskunft; denn ohne Zweifel reichen die Eruptionen in jener Gegend in Zeiträume zurück, die älter sind, als alle schriftlichen Ueberlieferungen. Demnach möchte nicht wohl auszumitteln seyn, wie lange die Dauer der Zwischenzeit gewesen, welche die jüngsten dortländischen Ausbrüche von unsern Tagen scheidet. Kaum sind sieben Jahrzehnte verstrichen, seit man die unverwerflichen Zeugen der Wirksamkeit vulkanischer Gewalten in jenem Theile Frankreichs erkannt. Die Erzeugnisse derselben sind mitunter so neu, daß man solche den jüngsten Ergüssen heutigen Tages thätiger Feuerberge zur Seite stellen kann; aber der Umstand, daß Geschichte und Ueberlieferungen ohne Aufschluß lassen, scheint selbst für die neuesten jener Ereignisse auf sehr alte Zeit hinzuweisen. — Steht dieß nicht im Widerspruche mit der Neuheit des Aussehens so mancher dortländischen Laven? Haben die Feuerberge, welche dieselben hervorgebracht, nicht allem Anschein nach später gewirkt, als die lezte Krise eintrat, durch die unser Festland ungefähr die Gestaltung der Gegenwart erhielt? Ihre Lavenströme ergossen sich über einen Boden, der seitdem keine sehr auffallende Aenderung erlitten. Sie schritten mitunter in Thäler vor, denen beinahe das nämliche Niveau verblieben. Solche Vulkane, deren äußerliche Beziehungen besser erhalten sich zeigen, stehen demnach wohl dem Zeitalter näher, welches die Geologen das unsrige zu nennen pflegen, oder sie gehören vielleicht demselben an, während bei den alten, seit deren Erlöschen Jahrtausende verflossen, die Formen mehr oder weniger verwischt sind, die Krater zerbrochen, erfüllt, geebnet u. s. w. — Darf man darum sich dem Glauben hingeben, daß manche der Auvergner Vulkane, jene, welche man, im Vergleiche mit dem Mont-Dore, dem Cantal u. a. der frühesten Zeit angehörigen, die neuen zu nennen gewohnt ist, wie namentlich die Kette der Puy's im Westen der Stadt Clermont, der geschichtlichen Zeit beizuzählen seyen; allein daß, da die Druiden, ihrem Grundsatze getreu geblieben, nicht zu schreiben, keine Thatsachen aufzuzeichnen aus der alterthümlichen Geschichte Galliens, nur dasjenige uns aufbewahrt worden, was die römischen Geschichtschreiber hinterließen?

(Die Fortsetzung folgt.)

W a l d g e s p e n st.

(Fortsetzung.)

„Einst machte ich mich hinaus zum Dorfschulzen," fuhr Gotthold fort, „und saß mit den Lustigen lustig am Tische, da überfiel es mich auf einmal wie der Tod, wie der gewappnete Tod; mein Herz packte eine ungeheure Sehnsucht, zagend schleppte ich mich an das dunkle Fenster — sieh — da stand auch schon ein langer Baum vor der Hausthüre, welchen die andern Bäume nach mir geschickt hatten; er rauschte und sprach vernehmlich: In den Wald, in den Wald zurück! fort in den Wald! komm mit! — Fast ohnmächtig riß ich mich los von den Kameraden und stürzte fort; hinter mir humpelte der Baum, und alle Blätter und Zweige des Waldes rauschten und klatschten schadenfroh zusammen, als sie mich daherrennen sahen. Und so werde ich hier bleiben müssen, bis endlich der furchtbare und doch so unendlich süße Ton kommt und mich von der Erde nimmt." — „Ihr seyd krank, sehr krank!" rief nach einer Pause der Fremde, indem er bedenklich Gottholds Hand erfaßte. „Veränderung Eurer Lage und des Wohnorts wird das Beste thun, und ich werde dafür sorgen, daß Ihr von diesem Gewerbe, zu dem Ihr ganz und gar nicht tauglich seyd, je eher je lieber entfernt werdet."

Beide brachen jezt das Gespräch ab und der Gast bemühte sich, heitere Gegenstände zur Sprache zu bringen. So gingen sie lange zusammen weiter; endlich bemerkte Gotthold, daß sie einen Irrweg eingeschlagen hatten, der tiefer in den Forst hineinleitete; da überdieß der Tag sich zu neigen begann, lud der Förster den Fremden ein, auch diese Nacht wiederum sein Gast zu seyn, welches dieser auch nach einigen entschuldigenden Worten annahm.

Beim Abendbrod ward mit keinem Worte mehr des vorhergegangenen Gesprächs gedacht. Man saß traulich beisammen bis spät in die Nacht hinein; der Fremde war ungewöhnlich heiter und seine gute Laune wuchs sichtlich, als es ihm nach und nach gelungen, seinen trübsinnigen Wirth merklich zu beleben. Erst als die Sterne über dem einsamen Waldhause flimmerten, fand sich Gotthold in seinem stillen Zimmer allein. Der Schlaf floh ihn hartnäckig, immer neue und wunderliche Bilder fingen an vor seinem Geiste aufzusteigen; er machte sich heftige Vorwürfe, daß er dem fremden Manne, den doch kein Interesse an ihn und sein Schicksal fesseln konnte, seine Geschichte erzählt hatte; dazu erschien ihm der Unbekannte, je länger er über ihn und sein plötzliches Erscheinen nachdachte, sonderbar und räthselhaft; er besann sich, daß er weder dessen Namen, noch etwas über sein Schicksal erfahren, und dennoch habe es ihm geschienen, als brauche er gar nicht nach dergleichen zu fragen, als sey eben dieser Fremde sein bester und innigster Vertrauter, mit dem er schon Jahrelang zusammen gelebt. Je mehr er diesen Gedanken sich ausdachte, desto gewisser wurde ihm seine Vermuthung; mancher Blick, manche Bemerkung des Fremden erschien ihm jetzt klar und verständlich; er beschloß, augenblicklich hinzugehn und ihn zur Rede zu stellen. Der Mond stand hell am Himmel und warf sein bläuliches Licht durch das offene Fenster, als er durch das Zimmer ging, wo sein Weib schlief. Sie lag im tiefen Schlafe, ihr Haupt hing weit zurück und ihre Rechte hielt noch immer das Waldröschen; Gotthold nahm die Blume, und ohne daß er wußte, was er that, zerknickte er sie und warf sie zum Fenster hinaus; ein Laut wie ein ängstlicher Seufzer entriß sich in diesem Augenblick dem Busen der Schlafenden, doch der Jäger schritt, ohne drauf zu achten, zum Zimmer hinaus. Auf der Hausflur merkte er am hellen Schein, der auf die Bäume vor dem Fenster fiel, daß der Fremde noch Licht in seinem Zimmer brenne, also noch wach sey. Er wollte sofort in's Zimmer, da fiel ihm ein, wie er leicht seinen Gast stören könne, und entschloß sich, leise an's Fenster hinanschleichend, zu erlauschen, womit dieser noch so spät beschäftigt seyn möchte. Als Gotthold vor dem Fenster stand, gewahrte er, daß ein bläulicher Vorhang dieses verdecke; dennoch aber blieb zur Seite eine geringe Oeffnung übrig, die einen Blick in das Innere gestattete. Das Gemach war leer, in der Mitte auf einem Tischchen stand eine Kerze, nirgends zeigte sich der Fremde. Plötzlich gewahrte Gotthold zu seinem Schreck, daß dicht neben ihm der Schatten einer Gestalt hinfuhr, und in demselben Moment sank vor der Kerze eine Mädchengestalt nieder, deren lange goldgelbe Locken den schönsten Nacken überwallten. Ein leichtes helles Gewand lag den zarten Formen des Leibes an, die Arme und Hände waren frei und überaus schön; das Streiflicht der Kerze zeigte den Umriß der Wange und einen Theil des Busens. Nie hatte der Jäger eine reizendere Gestalt gesehn; eine Sehnsucht, wie er sie noch nie so mächtig empfunden, bemächtigte sich seines Wesens und ein unnennbares Entzücken füllte seine Brust. Als er immer näher hinblickte, gewahrte er, daß das, was er für eine Kerze gehalten, eine glänzende gelbe Blume war, die die blendenden Strahlen aus ihrem Kelch in magischer Fülle über Zimmer und Gestalt ausgoß; dabei glaubte sein Ohr Töne zu vernehmen, die aus weiter Ferne, wie in leisen harmonischen Schwingungen durch die stille Luft zitterten und so lieblich, wie ein in Musik gebrachtes Geflüster der Waldbäume, mit dem Rauschen der Gebirgswasser verbunden, klangen. Gottholds Seele war ganz Entzücken. Alle wilden Gefühle seiner Jugend, die damals sein Glück gemacht, kehrten zurück und warfen eines nach dem andern ihre wilden Pechkränze in seine Brust; heller Sonnenglanz floß in seine Seele herab, mit weichem Flügelschlage berührten glänzende Geister sein Inneres und weiteten es zu einem Feenpallast aus, drinnen seine Sinne wie verkörperte Flammen herumgingen, und jeder streckte tausend glühende Arme nach der süßen Gestalt aus. Seiner selbst nicht mehr mächtig, stürzte er auf das Fenster zu; doch in dem Augenblick fühlte er einen stechenden Schmerz im Auge, die knieende Gestalt sah sich um und Gotthold erkannte das gefurchte Antlitz des Fremden; statt der Blume brannte eine gewöhnliche trübe Kerze vor ihm und ein aufgeschlagenes Buch lag auf dem Tische. Erschreckt und beschämt entwich der Jäger und kehrte, wie im Traume, in sein Gemach zurück. Der Mond war indeß untergegangen, die Morgenluft fuhr recht widrig durch's Fenster, und in vollem Unmuth hüllte er sich dicht in seine Decken, um in einen kurzen und unruhigen Schlummer zu sinken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Beschluß.)

Zustand des Theaters und der Literatur.

Bei Gelegenheit der Reform gehe ich auf unser Theater über. Von Feinden rings bestürmt, glich es seit einem Jahre der alten Veste Troja, über welche das Verderben immer mehr und mehr hereinbrach. Die Angreifer erließen ihre Kriegsbülletins im hiesigen Anzeiger. Hektor hatte einen schweren Stand; aber es scheint jezt, Hektor wird nicht sterben. Aus dem Lande der Kimmerier, von Hamburg, verschrieb er sich neue Kriegsobißer, und durch die schon halbzerstörten Thore des neuen Trojas zogen Herr und Madame Devrient ein. Unser Hoftheater hat allerdings, schon unter frühern Direktionen, nicht immer geleistet, was es bei seinen bisherigen Geldmitteln, denen nun auch Beschränkung droht, hätte leisten können. Ich schiebe aber die Schuld nicht den Theaterdirectionen allein zu, sondern der von Alters her

verfehlten Einrichtung des Instituts. Soll eine solche Kunstanstalt den höchsten Anforderungen entsprechen, so muß ihre Oberleitung in den Händen eines Mannes liegen, der, für Wissenschaft und Kunst erzogen, beide als sein Lebensfach ergriffen hat. Dieser Grundsatz ward niemals befolgt. Von jeher hat man das Direktorium des hiesigen Theaters nur als eine Beigabe zu einer Hofstelle betrachtet. Wer zu ihr als Cavalier befähigt war, dem wurde auch das Rosenband, an welchem die Musen zu leiten sind, unbedenklich überlassen, ohne zu fragen, ob denn auch die Lebensbildung des Mannes mit jener Beschäftigung übereinstimme? Man kann am Hofe mit Feinheit und Geschick sich bewegen, seine dortigen Pflichten treu erfüllen und dennoch sich nicht zum Musageten eignen. Doch die Gerechtigkeit erfordert, es einzugestehen, daß die Cavaliere, welche in den letzten fünfzehn Jahren unser Theater führten, nicht so große Verstöße gegen Geschmack und Kunst gemacht haben, wie ihre Vorgänger. Auch sind ihnen zum Theil die Hände gebunden gewesen. In ihren Vorträgen über theatralische Gegenstände übten sie wohl einigen, aber keinen unbeschränkten Einfluß. Die Sachen wurden im Kabinete entschieden, der vortragende Kabinetsrath ging nicht in das Theater und der frühere Kabinetsminister hatte eine entschiedene Abneigung gegen die Weltlichkeit des Theaters. Es sind mir Fälle bekannt, wo der Theaterdirektor eine löbliche, für das Kunstinstitut heilsame Absicht dennoch nicht durchsetzen konnte, weil der Plan an dem Willen des Ministers scheiterte. Vielleicht bringt die neue Zeit auch eine zweckmäßigere Einrichtung und für den Vorsteher des Theaters größere Freiheit mit. Erst wenn er nach eigenem Gutdünken schalten und walten, Contrakte eingehen und aufkündigen kann u. s. w., ist er für unbedingt verantwortlich zu erklären. In einer Hinsicht hat es der hiesige Generaldirektor leichter wie andere. Ich kenne eine große fürstliche Bühne, wo die Prinzen des Hauses selbst den Proben beiwohnen. Hat dann einer dieser hohen Herren einer Sängerin oder Schauspielerin huldvolle Worte gegönnt, so setzt sie sich sofort in Befehlshaberstand gegen ihren eigenen Direktor. So etwas kommt bei unserm Theater nicht vor. Aber es fehlt ihm ein Band, welches gute Künstler am sichersten an eine Bühne fesselt: eine Theater-Pensionsanstalt.

Von den in neuerer Zeit gegebenen Stücken berühre ich nur Schillers Räuber, wegen des Eindrucks, den sie auf unser Publikum hervorgebracht. Die Räuber habe ich immer als ein Stück betrachtet, welches von einem Studenten für Studenten geschrieben wurde. Gewissermaßen ist aber unsre ganze Zeit Student. Sie regt sich in frischer Kraft; aber in vielen Köpfen gährt sie zu trübe. Kein Wunder, daß gerade jetzt Schillers Räuber Eingang bei dem Publikum finden. Sie hätten den Eindruck sehen sollen, den die erste Vorstellung des Stücks bei uns machte. Unser Publikum, oft still wie die Lagunen von Venedig, ward zum Meere, auf welches der Wirbelwind fällt.

Soll ich noch über unsere Dichter und Schriftsteller berichten? Ihr goldnes Zeitalter haben sie jetzt nicht. Das Publikum, aus welchem der Sinn für Poesie und Kunst mehr und mehr entweicht, interessirt sich nicht für sie und unser Hof begünstigt sie nicht. Junge Maler, Architekten u. s. w. genießen Unterstützungen zu Kunstreisen, die Akademie der bildenden Künste theilt Prämien aus. Für Schriftsteller geschieht nichts, und eine einzige uns bekannt gewordene Auszeichnung verfehlte ihren Zweck. Man wollte die Kräfte eines Mannes für ein hiesiges Kunstinstitut gewinnen. Seine Theorien stehen jedoch mit der Praxis nicht selten im Widerspruche, und so hemmt er den Gang der Geschäfte, den er beleben und fördern sollte. Kämen einst ruhigere Zeiten wie die jetzigen, so könnte wohl zum Muster genommen werden, was einst der dänische Hof und in Schweden der feingebildete Gustav III. zu Belebung der Poesie und Kunst thaten. Auch Preußen zeichnet sich jetzt durch Unterstützungen von Gelehrten aus.

Genf, December.

Plan der evangelischen Gesellschaft.

Als ich Ihnen vor fünf Monaten über den Zustand unserer Akademie und Kirche schrieb, sagte man sich schon einiges in's Ohr, was damals noch in der Vorbereitung begriffen war. Nun ist's ans Tageslicht getreten, und ich eile, Ihnen darüber Nachricht zu geben, da viele darin nicht blos eine theologische Maßregel, sondern den ersten, bedeutenden Schritt zu gänzlicher Umgestaltung der Akademie, ihres Geistes und ihrer Richtung, ja unsers ganzen Lehrsystems und unserer Ansicht vom germanischen intellektuellen Leben erblicken. Im Kleinen wiederholt sich hier, was vor mehreren Jahren in England durch die Stiftung der Londoner Universität geschah, hier und dort aus ähnlichem Grund. Hier und dort soll das Monopol des Unterrichts und der Lehre, die herkömmliche Einseitigkeit und Ausschließlichkeit aufgehoben, oder ihr doch wenigstens gesteuert werden. Ein Verein ehrenwerther Männer, der sich Société évangélique nennt, aber keineswegs mit unsern Methodisten oder Separatisten, die sich von der Mutterkirche getrennt haben, zu verwechseln ist; ein Verein, der nichts wünscht, als die Restauration der alten reformirten Kirche in Einklang mit den andern protestantischen Kirchenschulen, zumal in Deutschland — dieser Verein hat eine neue Schule der Theologie gegründet, da ihm der theologische Unterricht der Akademie ganz pantheistisch, arianisch, unitarisch und abweichend von den Grundsätzen Calvin's, Luther's und der Reformation überhaupt scheint. Sehr merkwürdig ist die kleine Schrift, worin sich die Gesellschaft vor einigen Wochen gegen unsere Syndiken, den Staatsrath und gegen alle protestantischen Einwohner des Landes, über ihr Denken, Wollen und Beginnen ausspricht. Da die Sache durchaus nicht blos theologisch ist, sondern in das öffentliche Leben und in das ganze höhere Unterrichtssystem eingreift, da sie auch in Deutschland vielfachen Anklang finden wird, so gebe ich Ihnen hier die Adresse im Auszug.

„Unsere Hochachtung für Sie, geehrte Herren, desgleichen unsere Anhänglichkeit an unsere Mitbürger macht es uns zur Pflicht, Ihnen die Gründe darzulegen, die uns bei einem Unternehmen leiten, dem wir höhere Wichtigkeit beilegen. Wir haben beschlossen, in Genf eine neue theologische Schule zu gründen, über deren Zweck und Grundzüge wir uns in dem anliegenden Cirkular aussprechen. Aus welchem Gesichtspunkt man auch den gegenwärtigen Zustand unserer Kirche betrachten mag, so viel ist doch allgemein anerkannt, daß sie sich im Lauf und besonders am Ende des vorigen Jahrhunderts wesentlich verändert hat, eines Jahrhunderts, das nach Aller Meinung gewiß nicht religiös genannt werden kann. Wir wollen uns hier nicht auf die Ursachen dieser Veränderung einlassen, sondern wiederholen nur ohne Commentar, was die Geschichte dieser Zeit lehrt: man verließ lang verehrte Wahrheiten, um neue Lehren anzunehmen und zu verbreiten. Wir wollen uns auch nicht bei den Ereignissen aufhalten, die dieser Veränderung folgten. Als Europa von schwerem Druck befreit, und dadurch auch Genf seine frühere Unabhängigkeit zurückgegeben wurde, sah man die Völker, und zumal die Einwohner des protestantischen Deutschlands, in einer wunderbaren Aufregung. Ergriffen von den großen Ereignissen, bei denen sie handelnd auftraten, kehrten sie zu christlicherem Sinne zurück, und von den theologischen Lehrstühlen ward die Christus-Religion und ihre wesentlichen Lehren mit neuem Eifer gelehrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Januar 1832.

Was kann einen mehr ergötzen,
Als ein schöner grüner Wald,
Wo die Vöglein munter scherzen,
Und Diana sich aufhalt't.

Volkslied.

Waldgespenst.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen war der Fremde schon fort; bei Marien hatte er einen Gruß und Dank an Gotthold hinterlassen. Dieser hörte es wie im Traume und ging hinaus in den Wald. Bald darauf nahm das Leben wiederum seinen einförmigen, gewohnten Gang, nach wie vor, und des Fremden und jener Erscheinung ward weiter nicht mehr gedacht.

Der Winter war vergangen und der Frühling ließ seine Annäherung durch einen ganz besonders erquickenden Duft, der sich im ganzen Forst verbreitete, spüren. Der Förster, der bis jezt trübe und verstimmt gewesen, lebte nach alter Weise wieder auf, und es nahten die Tage, wo er die kleine Waldhütte am See zu beziehen pflegte. Um diese Zeit langte der alte Oheim von Gottholds Weibe im Forste an; er freute sich nicht wenig über das gute Aussehen und das lebhafte Wesen des Försters. Es wurden nun mancherlei fröhliche Gespräche geführt, und dem alten Manne ging das Herz auf und er that den beiden die gute Botschaft kund, die ihn dießmal etwas früher als gewöhnlich in das Forsthaus geführt habe. „Wie er wohl merke,“ sprach er, „so rücke ihm jezt das hohe Alter mit starken Schritten näher, und die gewohnte Ausübung seiner Berufspflicht, so wie die Handhabung der Geschäfte falle dem müden Körper und der geschwächten Seele immer schwerer; er sey darum gesonnen, sich in Ruhe zurückzuziehen und Gottholden, so wie seinem Weibe, die ansehnliche Wirthschaft abzutreten. „Dann kannst Du auch, lieber Sohn,“ fuhr er, zum Jäger gewendet, fort, „endlich einmal die magere Forststelle und den häßlichen Wald verlassen, in dem Du bis jezt, wie durch böse Künste gebannt, Dein Leben nur verkümmert genossen hast. Draußen im schönen sonnigen Thale, in der freien Gotteswelt ist es ein ganz anderes Ding, und ich mag mein Städtchen nicht um den Besitz des ansehnlichsten Forstes vertauschen, besonders wenn am lieben Sonntage der Schall der hellen Glocken von den leuchtenden Gebirgswänden wiedertönt, und des Abends in der Schenke beim Jubel der Geige und des Horns die bunte Jugend sich herumdreht.“ Gotthold zog bei diesen Worten des Greises ein unmuthiges Gesicht, aber sein Weib fing sie begierig auf, sie jauchzte laut, als der Oheim jezt weiter ging und erklärte, er sey dieses Mal lediglich deßwegen in den Forst gekommen, um ihnen beiden anzukündigen, daß er sie am liebsten jezt gleich mitnähme, da nach seinen Verordnungen im Städtchen alles zu ihrem Empfang bereit stehe. Marie wollte entzückt dem Greis um den Hals fallen, da gewahrte sie Gottholden, der ihr einen drohenden, gebietenden Wink gab. Er war kaum wieder zu erkennen, sein Antlitz hatte eine starke Röthe überzogen, seine Augen rollten, und er rief

scharf und laut: „Blödsinniger alter Thor, so schweigt doch, und Du gemeines, plumpes Weib! schweigt, oder Ihr sollt meinen ganzen Zorn fühlen!“ Der Ohm und die Frau schraken bei diesen plötzlichen, wilden Zornworten so heftig zusammen, daß sie keines Lautes fähig waren und mit scheuer Angst dem Erzürnten in das verzerrte Antlitz blickten; dieser fuhr aber nach einer kleinen Pause fort: „Ich möchte ganz neue Worte und Gedanken finden, um auszudrücken, wie grenzenlos zuwider Ihr mir seyd, und ganz besonders der einfältige Ohm, der es sich in den Sinn kommen läßt, meinen herrlichen Wald zu schelten. Hätte ich doch in meinem Leben mich nie mit Euch und dem Weibe da eingelassen, denn leider nur zu deutlich fühle ich, daß das Erdige, Koboldartige, Gemeine und Staubige, das Euren weiten grauen Aeckern, Landstraßen und Gebirgen anklebt, auch in Eure plumpe Bildung übergegangen ist und meine klaren Sinne, meine kühle, frische Körperform verzerrt hat. Merkt man es denn nicht sogleich Euren blöden, rothen Augen an, daß sie Jahrelang auf dem rauchigen Jammer da draußen, auf Feld, Kirche und Schenke gehaftet haben! Der heiße Strahl hat das Gebilde Eures Antlitzes zu einem Pilze aufgebläht, in dessen Mitte sich eine lallende Zunge mühsam regt, um all das ungesunde Zeug vorzubringen, das Euer verbranntes Gehirn ausheckt. Wie anders schaut der Waldmann, das Auge licht und hell, wie ein Vogelaug', das Gesicht blaß und zart, und ein kühler, grünlicher Waldschatten liegt beständig darauf und glättet es; die feinen Lippen sind wie Blumen am Waldquell, der ganze Bau des Körpers ist ein frischer Baum, in dessen glänzenden grünen, beweglichen Blättern der Frühlingswind lustig rauscht und den bunte zierliche Vögel mit lautem singenden Gelächter beständig umschwärmen. Ich weiß es ja, daß meine Seele früher im Gewebe eines schönen Baumes verborgen schlief und so glücklich träumte; denn unter seinem Schatten sah ich die herrliche Waldblume blühen, und ich durfte ihr entzückt Jahrelang ins helle Antlitz schauen und mein Ohr weiden an den Himmelsklängen ihrer Stimme! O des holden Antlitzes, der süßen Stimme, der überirdischen Seeligkeit! — Wann werde ich dich wiederschauen? wann werde ich den süßen Laut todtbringender, wollustbebender Sehnsucht wieder vernehmen? O Himmel, Himmel! — Wo bleibt dein entzückender Ruf, der die Bande dieses Leibs zerreißend, die bebende Seele zu dir bringt, Geliebte! Doch ich will nicht zürnen, mir ahndet, sie ist nah, die süße Stunde, und mein ganzes Wesen geht ihr mit Andacht, mit zitternder Bewegung leise entgegen.“

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Fortsetzung.)

Sollte Cäsar, der mit seinen Heereshaufen nach Auvergne gezogen, der auf Lavenfeldern lagerte und zu seinen Bauten viele dortländische vulkanische Gesteine verwendete, im kriegerischen Sinne, nur beschäftigt mit Schlachten und Siegen, den denkwürdigen Beziehungen des Bodens und der Geschichte der Völkerschaften, die er sich unterworfen, nicht die geringste Beachtung gegönnt haben? — Verwunderung und Schrecken mußten die Eingebornen, als ihre Vulkane zu wüthen begannen, wohl in eben dem Grade ergriffen haben, wie dieß bei den alten Bewohnern Siziliens der Fall gewesen. Hätten nun solche Erinnerungen früherer Zeiten fortgelebt, ohne daß die Römer davon Kenntniß erlangten, ohne daß sie solche des Aufzeichnens werth achteten? Und dennoch erwähnt Cäsar auch nicht einer Tradition, die auf Ereignisse jener Art hinwiese. — Plinius, der das Vollständigste, Wahrheit und Dichtung, zusammenzufassen bemüht gewesen, was die Erde Wundersames aufzuweisen hatte, läßt uns ohne Kunde. Ihm konnte indessen die Auvergne nicht unbekannt seyn; denn er spricht von der berühmten Bildsäule des Merkurs, welche Zenodor verfertigte. — Guettard, einer der frühesten Schriftsteller, welche über die vulkanischen Phänomene in Auvergne Beobachtungen mitgetheilt, forschte vergebens nach der Zeit, worin die dortländischen Feuerberge thätig gewesen. Nach ihm bleibt außer Zweifel, daß die Ereignisse vor dem 480sten Jahre christlicher Zeitrechnung stattgehabt. Als Sidonius Apollinaris Clermont, seine bischöffliche Stadt, durch das feindliche Heer bedroht sah, meldete er dem heiligen Mamertus, daß er öffentliche Gebete anordnen werde, ähnlich jenen, welche dieser, der Erzbischof von Vienne, vorgeschrieben, da die Mauern der letztern Stadt, durch Bebungen des Bodens erschüttert, wankten, die Gipfel der Berge sich aufthaten, um Ströme glühender Stoffe zu ergießen, und die wilden Thiere, aufgescheucht durch Schrecken und Feuer aus ihren Schlupfwinkeln in den Waldungen, nach den Städten flohen, um hier zahllose Verheerungen anzurichten. Indessen darf nicht übersehen werden, daß Sidonius Apollinaris — der, wie es scheint, sein köstliches Abitacum erbaute, ohne zu ahnen, daß das verwendete Material von vulkanischen Ergüssen abstamme — nur von Erdbeben deutlich spricht; dasselbe ist bei Avitus und bei Gregor der Fall. Es wird auch von Feuer geredet; allein ob von vulkanischem, dieß zu entscheiden und jeder willkühr-lichen Deutung zu begegnen, dafür sind die Ausdrücke keineswegs bestimmt genug. — Dureau de Lamalle äussert, er zweifle zwar nicht, daß viele und selbst die meisten vulkanischen Ausbrüche in Auvergne der vorgeschicht-

lichen Zeit angehören; allein von einigen dieser Katastrophen habe die Geschichte Nachrichten aufbewahrt. So finde man in der Chronique de Troyes, écrite sous Louis XI, et imprimée dans le recueil des mémoires sur l'histoire de France, publiée par Petitot, die Schilderung eines kleinen vulkanischen Ausbruches im Jahre 1411 unsern Clermont-Ferrand, dessen nähere Umstände genau bezeichnet werden. Allein diese Aeußerung des französischen Akademikers — der übrigens auch einer in der Vie de St. Mamers mit allen Umständen angeführten Eruption eines Vulkans in Auvergne gedenkt — dürfte auf Irrthum oder Mißverständniß beruhen.

Wenig befriedigend, räthselhaft und mitunter sehr verdächtig dürften andere Beweise seyn, welche man für die Gegenwart der Menschen in Auvergne, vor der Zeit als manche der dortigen Eruptionen statt gefunden, von Holzstücken entnommen hat, die, begraben unter Laven, Spuren roher Bearbeitung, Axthiebe u. s. w. zeigen sollen. Dahin sind auch die Bruchstücke von Thongeräthen von fremdartiger Form zu zählen, welche Aulagnier zwischen vulkanischer Asche und schlammigen Laven im Velay entdeckt haben will u. s. w.

Sind wir nun auch zur Ueberzeugung gelangt, daß die Geschichte vom Hervortreten basaltischer Lavenströme in Auvergne uns keine Kunde gibt; haben wir gesehen, wie man vergebens bemüht gewesen, in alten Traditionen und dunkeln Sagen, die meist, was Zeitangaben und Einzelnheiten betrifft, keineswegs zusammenstimmen, den Beweis zu suchen, daß das Menschengeschlecht Zeuge der lezten großen Umwälzungen in jenem Lande gewesen, so kann man dennoch die weitern Fragen stellen: ob auch andere Gegenden jeden sichern Stützpunkt für den gewünschten Aufschluß vermissen lassen? ob man nicht in diesem oder in jenem Gebirge zu einer Hypothese von Wahrscheinlichkeitswerth gelange?

In der Eifel und am Niederrhein, im Siebengebirge und auf dem Westerwalde zeigen sich die Spuren vormaliger Vulkanität nicht minder unzweifelhaft, wie im mittlern Frankreich; allein auch in diesen Berggruppen und Landstrichen sucht man vergebens nach einem Anhaltspunkt, um das Alter basaltischer Ausbrüche zu bestimmen.

Frühere und spätere Geologen wollten u. a. in den Annalen des Tacitus geschichtliche Beweise für Eruptionen am Niederrhein gefunden haben; allein die Erzählung des römischen Historikers gibt kein gültiges Zeugniß für vulkanische Begebenheiten am Rhein und in der Eifel; die feurigen Gebilde dieser Gegenden, wie jene des Siebengebirges und des Westerwaldes, gehören einer vorgeschichtlichen Zeit an.

Einige glaubten, das Bruchstück des im vulkanischen Felsen bei Bertrich aufgefundenen, mit Schlackenmasse zusammengeschmolzenen Topfes als Beweis für die spätere Bildung dieser Feuererzeugnisse ansehen zu dürfen; Andere bewiesen dagegen, daß jener Topf in gar keiner Verbindung mit den vulkanischen Phänomenen bei Bertrich stehe. Das irdene Gefäß scheint von einem Glasofen herzurühren und ein zersprungener Schmelztiegel zu seyn. Vielleicht wurden zur Römerzeit die schönen Glasgefäße in Bertrich verfertigt, welche durch ungewöhnliche Größe auffallen, und die so häufig in römischen Gräbern der Gegend sich finden.

Zu den vergleichungsweise spät erloschenen Feuerbergen gehören offenbar ferner die auf dem südöstlichen Pyrenäengehänge in unmittelbarer Nähe der betriebsamen Stadt Olot befindlichen. Ihre Erzeugnisse lassen sich zunächst denen von Südfrankreich vergleichen; aber auch in Katalonien hat man, was diese vulkanischen Katastrophen betrifft, nicht einmal Ueberlieferungen oder unsichere Mythologien, die doch so gern Alles aufgefaßt, was unbestimmt und räthselhaft war. Sie scheinen demnach in eine weit entfernte Vergangenheit zu fallen, und die Sage vom Thätigseyn jener Feuerberge in der geschichtlichen Zeit, und selbst in der neuern, unterliegt gerechten Zweifeln. Die glaubwürdigsten Geschichtschreiber des Landes, auf welche man sich bezieht, Fereras und Mariana, reden von vulkanischen Begebenheiten im nördlichen Katalonien während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts; allein was sie berichten, ist theils nur auf Erderschütterungen und auf Salsen (Schlammvulkane) zu beziehen, theils betrifft es nicht diesen Landstrich, sondern andere Provinzen Spaniens.

Fereras sagt: „Am 18ten December 1395 entstand im Königreiche Valentien und zu Tortosa ein heftiges Erdbeben, welches von neun Uhr des Morgens bis Nachmittags um vier Uhr anhielt. Verschiedene Thürme, Kirchen und Gebäude wurden umgestürzt und das Kloster Valdigna gänzlich zerstört. Zu Alcira gaben zween Brunnen stinkendes Wasser von aschgrauer Farbe.“

Beim Padre Juan de Mariana heißt es: „In der Mitte des Jahres 1420 vernahm man ein unterirdisches Getöse in Katalonien; die Erde bebte von Tortosa bis Perpignan. Unfern des Dorfes Amer, bei Gerona, öffneten sich zwei Feuerschlünde, und die ausgeschleuderten Steine erreichten diejenigen, welche bis auf eine Entfernung von 300 oder 400 Fuß nahe traten. Einer andern Vertiefung in der Nähe jener Feuerschlünde entströmte schwarz gefärbtes Wasser, das eine halbe Stunde weiter sich mit einem Flusse — ohne Zweifel der Samerоca — vereinigte. Durch diese Wassermassen wurde Amer zerstört; alle Fische fanden ihren Tod, und der Geruch des Wassers war so unangenehm, daß die Vögel, indem sie sich darüber hin bewegten, mit den Flügeln stärker schlugen. Die Fluth erreichte selbst das vier Stunden entfernte Gerona.“

P. Mariana erzählt ferner, daß, als der König von Kastilien im Jahre 1431 Toledo verließ, um in den Krieg gegen die Mauren von Granada zu ziehen, auf der Hälfte des Weges in der Stadt Ciudadreal, wo er mehrere Tage verweilte, am 24. April Nachmittags zwei Uhr ein so heftiges Erdbeben statt gefunden, daß verschiedene Gebäude beschädigt wurden. Den König trieb die Furcht ins freie Feld, und die allgemeine Bestürzung war um desto größer, weil man den Monarchen in Gefahr glaubte. Indessen ging die Katastrophe ohne bedeutenden Schaden vorüber, kein Mensch büßte das Leben ein. In Arragonien, in Katalonien, im Roussillon war die Verheerung, durch dieselben Ursachen und zur nämlichen Zeit bewirkt, um vieles größer; einige Dörfer wurden gänzlich zerstört, andere litten sehr durch die Bebungen des Bodens u. s. w.

Nach einer glaubhaften, auf dem Rathhause zu Olot bewahrten Handschrift, haben sich im Jahre 1420 zur Nachtzeit drei Feuerschlünde im Walde von Tosca — eine ziemlich weit gedehnte Ebene unfern Olot, die zum Theil von Bäumen und Strauchwerk bedeckt ist, während das Uebrige durch gewaltige Lavenhaufwerke verhüllt wird — geöffnet, aber sie sind augenblicklich wieder erloschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Denkschrift der evangelischen Gesellschaft.

In Genf blieb man nicht ganz hinter dieser religiösen Bewegung zurück, und man durfte wohl hoffen, daß sie auch auf die akademische Lehre der Theologie wirken würde. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Das Uebel hatte schon lange in unsern Kirchen bestanden, hatte sich oft arg genug gezeigt; im laufenden Jahr erreichte es aber seinen höchsten Grad. Wir erwähnen hier nur ein allgemein bekanntes Faktum: Schriften, die von dem Hauptlehrstuhl der Genfer Kirche ausgingen (Du systême théologique de la Trinité, du péché originel ou de la dépravation héréditaire dans l'homme; par M. Chenevière, pasteur et professeur à Genève, 1831), erklären sich gegen die Gottheit Christi, unsers Herrn und Heilands, desgleichen gegen den Sündenfall und das natürliche Verderben der Menschen. Andere Schriften aus derselben Feder sollen sich in der Folge mit andern Lehren der christlichen Religion beschäftigen. So ist denn das Banner des Arianismus selbst auf dem Lehrstuhl aufgepflanzt, von dem herab die Geistlichen unserer Kirche die christlichen Religionslehren empfangen und dann wieder vortragen sollen. Keiner von ihnen sagt ein Wort dagegen! Die unitarische Lehre herrscht jezt bei uns; sie, die der reformirten und allen Kirchen des Protestantismus, ja sogar den beiden andern grossen Abtheilungen der christlichen Kirche, der griechischen und der lateinischen, zuwider ist. Die unitarische Lehre hat jezt den theologischen Lehrstuhl inne, den Kalvin, Théodore de Bèze, Chandieu, Jean Diodati, Théodore Fronchin, Benedict und François Turettini, Benedict Pictet, Antoine Maurice und so manche Andere mit Ehren versahen. Diese Lehre wird den jungen Männern vorgetragen, die sich da zum geistlichen Stand in Genf und in Frankreich vorbereiten sollen. Könnten wir übrigens auf eine günstige Veränderung in dieser Hinsicht hoffen, so würden wir noch warten. Aehnliche Veränderungen hat man in andern Kirchen und zumal in Deutschland gesehen, wo vorzugsweise Bekenner der ächten Lehre auf den alten Universitäten angestellt, und wo die theologischen Fakultäten auf neuen Hochschulen (Berlin und Bonn) ausschließlich Lehrern anvertraut worden, die orthodoxe Grundsäze vortragen. Wir Genfer aber können menschlicherweise nichts von der Zukunft hoffen. Ohne uns auf Weiteres einzulassen, führen wir nur ein bestehendes Faktum an. Bei der Wahl und Ernennung zu geistlichen Stellen herrscht nur Ein Geist und Ein Grundsaz vor, nach dem Oben gehandelt wird: absolut ausgeschlossen bleiben alle Geistlichen, die sich nicht zu den unitarischen Lehren und Grundsäzen bekennen. Daher müssen die meisten dem alten reformirten Glauben zugethanen Geistlichen ihr Vaterland verlassen, um bei ausländischen Kirchen Anstellung zu suchen. Seit dem beschränkenden Reglement, wodurch das Predigen über einige Grundlehren verboten wird, d. h. seit dem Monat Mai 1817, sind zweiundzwanzig Ernennungen zu Pastoren und Professoren der Theologie vorgenommen worden. Dabei wurde kein einziger Geistlicher gewählt, der über die Gottheit unsers Heilands die Lehren der Reformation festgehalten hätte. Dieser Umstand ist wohl einzig in den Annalen der christlichen Kirche. Bei so bewandten Umständen liegt uns unsere Pflicht klar vor Augen, und wir würden unserer Ueberzeugung ungetreu seyn, wenn wir nicht für sie handelten, wie Andere für ihre Meinungen, die den unsrigen zuwider sind, um so mehr, da Staat und Kirche bei uns den Grundsaz der Freiheit angenommen haben. Damit kommen wir einer heiligen Pflicht nach, die uns durch unsere Ueberzeugung und unser Gewissen geboten ist. Freilich sind unsere Mittel dazu schwach, viele und große Hindernisse stehen uns entgegen; da wir aber nichts thun wollen, als ein gottgefälliges Werk, so sind wir des festen Glaubens, daß, wenn unser Unternehmen nach Gottes Willen ist, er die größten Hindernisse zerstreuen und ebnen und für uns handeln wird. So gründen wir denn mit seinem Segen eine Schule der Theologie, und thun es hauptsächlich deswegen, weil wir mit der heiligen Schrift glauben, daß alle christliche Lehre von Jesus Christus ausgehen muß, der Gott im Fleisch, der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, und um den sich, wie um den Mittelpunkt und die Sonne, alle Wahrheit und Wissenschaft theologischer Lehre dreht. Wir gründen diese Schule als Freunde der Genfer Kirche, um in ihr, so viel an uns ist, das wahre Christenthum zu erhalten, das Vielen ein dringendes Bedürfniß geworden; wir gründen sie, damit die alte ehrwürdige Genfer Kirche künftig nicht mehr durch die neue Lehre ihrer Geistlichen außerhalb der reformirten Kirche gestellt sey; besonders außerhalb der Schweizer Kirche, die der Reformation und ihren Grundsäzen treu geblieben ist; damit endlich die lauten Klagen und Vorwürfe aufhören, die in der ganzen übrigen christlichen Welt gegen sie erschallen; damit endlich die Genfer Kirche ihre edle Bestimmung und ihr Amt aus den Tagen der Reformation wieder erkenne, wieder ergreife und wieder handhabe, die Bestimmung, das Licht des Evangeliums immer mehr zu verbreiten, auf daß sich die treuen Kirchen von Europa und Amerika darüber freuen können und ihr die Bruderhand reichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Januar 1832.

Die Gluth greift nicht allein der Erde Glieder an,
Sie reißt die Adern auf, durchdringet, wie sie kann,
Der tiefen Höhlen Bau, erhebt sich aus dem Grunde,
Und treibet über sich mit aufgesperrtem Schlunde
Geschmelzte Felsen aus, daß Luft und Erde brüllt,
Und alle Gegend fast mit Klüften angefüllt
Und öde werden muß. —

Martin Opitz.

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Fortsetzung.)

Einem alten Manuscripte zufolge — es ist in katalonischer Sprache verfaßt und findet sich im Besitz des Grafen Sarriera zu Gerona — ereigneten sich die lezten Erdbeben am 15ten Mai 1427 und am 2ten Februar 1428. Das erstere zerstörte die Städte Olot, Castelfollit, Ribaura und Santapau de Mallol, und vom Dorfe Bas wurde nur ein einziges Haus erhalten. Die zweite Erschütterung erstreckte sich um vieles weiter. Sie zerstörte abermals Castelfollit und Olot, so wie das ganze Biagnathal, zugleich wurden die Dörfer Real, Camprodon und mehrere andere verwüstet.

Endlich findet man unter den Privilegien der Stadt Olot eine am 30sten September 1427 erlassene Bewilligung des Königs D. Alonzo, welche den Bewohnern gestattet, daß sie, da der Ort während dreier furchtbarer Erdbeben beinahe völlig untergegangen, an der alten Stelle, oder wo sie es sonst räthlicher erachteten, sich wieder anbauen.

Diesen geschichtlichen Urkunden stehen manche denkwürdige Thatsachen zur Seite; so namentlich die Trümmer alter Bauten unterhalb des Bodens, welcher den heutigen Flecken Olot trägt, und die Inschrift: „Mansi, remansi super veterem villam“ an der Thüre des Hauses: „la casa de German“ genannt, welches zur Zeit des lezten Erdbebens verschont geblieben. — Olot liegt demnach genau da, wo die alte Stadt erbaut gewesen.

Aus dem Mitgetheilten ergibt sich, daß von keiner der erwähnten Urkunden, geschichtlichen und andern, der Inhalt auf jene basaltischen Erscheinungen zu beziehen sey, welche die Gegend um Olot aufzuweisen hat; diese dürften durch den Zwischenraum von mehr als einem Jahrtausend von uns getrennt seyn. Uebrigens ist es glaubhaft, daß die einzelnen Lavenergüsse keineswegs gleichzeitig erfolgten. Was in Katalonien zwischen 1420 und 1431 sich zutrug, gehört in die Kategorie der Luft- oder Schlammvulkane; ähnliche Ereignisse hatten früher und später in andern Provinzen Spaniens statt, namentlich neuerdings noch (1829) in Murcia.

Allein nicht alle Ausbrüche, die Basalte und ihnen mehr oder weniger nahe verwandte Gebilde geliefert, nicht alle Erhebungen basaltischer Massen durch vulkanische Gewalten sind älter, als die Geschichte. Manche Thatsachen geben von der Neuheit solcher Katastrophen Zeugniß. Sie beweisen, daß mitunter Gesteine der Art durch Vulkane erzeugt worden, welche in unserer Zeit thätig gewesen und zum Theil noch wirksam sind; manche der neuern Laven des Vesuv und des Aetna haben einen mehr und weniger basaltähnlichen Charakter u. s. w. — Hat nun zwar das Entstehen der Basalte, im Vergleich zu den gewaltigen Massen alter Zeit, jezt nur auf sehr untergeordnete Weise statt, so ergibt sich dennoch der unwiderlegbare Beweis einer nicht gänzlich unterbrochenen Dauer unterirdischer

Thätigkeit, wodurch Felsarten solcher Natur, im Innern der Kugel, deren Oberfläche wir bewohnen, hervorgebracht, unter den Augen der Zeitgenossen an den Tag traten.

Solche Ausbrüche, die neuerdings sich ereignet, sind um so wichtiger, da sie nicht selten die vollständigste Reihe aller Eruptionsphänomene zeigen, und damit im Zusammenhange stehende Hebungen müssen von entschiedenem Einflusse auf die Vorstellungen seyn, welche man, der plutonischen Lehre zu Folge, vom Entstehen eines Theiles der Erdrinde sich zu machen hat. Mehrere afrikanische und asiatische Eilande, der mexikanische Feuerberg Jorullo u. s. w., gewähren denkwürdige, hierher gehörige Beispiele. Ohne in die Einzelnheiten aller dieser Thatsachen einzugehen, wollen wir versuchen, solche im Allgemeinen darzustellen und die Schlußfolgen anzudeuten, welche aus denselben hervorgehen.

Einer der größten und am weitesten erstreckten Ströme basaltischer olivinreicher Laven ist jener auf der westafrikanischen Insel Palma, welcher zwischen den Bergen, deren erhabenste Spitze den Namen des Pico de Bergojo führt, und dem Passe Mazo in ein breites Thal hinabstürzt, bis zum Meeresufer sich fortziehend. Dieser Strom wurde, wie L. v. Buch nach den Berichten des P. Francisko Alonso de Espinosa, der Augenzeuge der Katastrophe gewesen, erzählt, am 18ten April 1585 ergossen. Die Erscheinungen, von denen der Ausbruch begleitet war, und über die wir Kenntniß erhalten, die Bebungen des Bodens, das Ausströmen von Rauch, die Emporschleuderungen glühender Steine u. s. w. sind genau jene, wie solche bei Vulkanen so häufig beobachtet werden.

Eine andere basaltische Eruption, die von Fuen-Caliente auf Palma, trat im Jahre 1677 ein. Am 13ten November begannen die Erschütterungen. Es brach, bei gewaltigem unterirdischen Getöse, eine Spalte auf, welche durch achtzehn kleine Krater bezeichnet wurde. Heiße Dämpfe, aus jenen Oeffnungen emporsteigend, verbreiteten sich und dickflüssige glühende Massen drangen hervor, einen gemeinschaftlichen Feuerstrom zum Meere hin bildend. Ausschleuderungen einzelner Massen, Asche- und Sanderuptionen hatten statt. Tödtende Mofetten entstiegen dem erschütterten Boden. Am 18ten Januar 1678 waren noch nicht alle Phänomene vorüber. Die Lava ist völlig basaltisch. Sie enthält Augitkrystalle und große Olivinstücke.

Die Bildung des mexikanischen Vulkanes Jorullo ist eines der denkwürdigsten Phänomene in der großen Reihe gewaltsamer Aenderungen, die unsere Erdrinde erfahren hat. Bei ihr wirkten — das einzige Beispiel neuerer Zeit — die Mächte der Tiefe mit einer Intensität, welche das früheste Weltalter der Phantasie vergegenwärtigt. Ueber die Natur der vom Jorullo ergossenen Laven kann kein Zweifel bestehen. Sie werden durch A. v. Humboldt ausdrücklich als basaltisch bezeichnet; die kleinen aufgetriebenen kegelförmigen Hügel bestehen aus häufig abgeplatteten basaltischen Kugeln von acht Zoll bis drei Fuß Durchmesser, mit konzentrischen Lagen und einem festeren Kerne; Erscheinungen, wie man solche an den Basaltkuppen vieler Gegenden findet.

Die Katastrophe, während welcher der Feuerberg dem Erdinnern erstieg und durch die das Aussehen einer bedeutenden Strecke Landes gänzlich umgestaltet worden, gehört zu den seltsamsten physikalischen Umwälzungen in der Geschichte unsers Planeten. Die Geologie bezeichnet Stellen in der Mitte des Oceans, an denen in neuern Jahrhunderten, unfern der Azoren, im ägäischen Meere, im Süden von Island und selbst an der Küste Siciliens, kleine vulkanische Inseln über die Wasserfläche sich erhoben. Allein sie kennt keine Thatsache, wo, im Innern eines Kontinents, 36 Stunden von der Küste, und über 42 Stunden von jedem andern thätigen Vulkan, plötzlich, mitten zwischen Tausenden kleiner, entzündeter Kegel, ein Berg aus Schlacken und Asche gebildet worden, der, nur im Vergleich zum vormaligen Niveau nachbarlicher Ebenen, eine Höhe von 517 Metern erreicht. Raphael Landivar, ein Jesuit aus Guatimala, besang das denkwürdige Ereigniß in lateinischen Hexametern. Der Abt Clavigéro erwähnt desselben in der alten Geschichte seines Vaterlandes. Und dennoch blieb die Begebenheit den Mineralogen und Physikern Europas unbekannt, obwohl bis zur Ankunft Humboldts fünfzig Jahre verflossen waren, und die Stelle kaum sechs Tagereisen von der mexikanischen Hauptstadt entfernt liegt.

Von den Aguasarcohügeln bis zu den durch ihre schönen Baumwollenpflanzungen berühmten Dörfern Teipa und Petatlan erstreckt sich eine weit gedehnte Ebene. Zwischen den Pichacos del Mortero, den Cerros de las Cuevas und Cuiche erhebt sich diese Ebene nur 750 bis 800 Meter über den Ocean. Basaltische Berge steigen aus der Mitte eines Gebietes empor, in welchem Grünsteinporphyr vorherrscht. Die Gipfel dieser Erhöhungen sind mit ewig grünen Eichen gekrönt, mit Lorbeer- und Olivenbäumen, zwischen welchen hin und wieder kleine Palmen auftreten. Seltsam sticht der schöne Pflanzenwachsthum gegen die Unfruchtbarkeit der durch vulkanisches Feuer verwüsteten Ebene ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Waldgespenst.

(Beschluß.)

Gotthold ging, und ehe die beiden sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, hatten sie schon die dünne,

grüne Gestalt des wunderlichen Mannes aus den Blicken verloren. Der Ohm war in tiefe Gedanken versunken, Marie weinte, und nur das Rauschen der Bäume im Forst, die ein nahendes Unwetter verkündeten, tönten durch die Stille, die nach dem Verschwinden des Jägers im Gemach herrschte. Endlich nahm der Greis das Wort und sprach: „Unsere liebe Sonne, das herrliche grüne Gottesland da draußen schelten, und mit so bösen Worten — nein, das will mir nicht gefallen, das deutet auf eine schwere Verirrung. Gebe Gott, daß die guten Geister seine Seele erfassen, damit sie nicht ins Verderben geht; laß sehen, meine Tochter, ob meine Stimme Gewalt über ihn hat, wenn ich im Namen dessen zu ihm rede, der aller Kreatur gebietet." — Das Gewitter war indeß herangerückt und schüttelte die alten hundertjährigen Eichen des Forstes, der Regen schoß in Strömen herab und jähe Blitze durchschnitten die Finsterniß, die sich über die Stube und den Wald draußen verbreitet hatte. In den Stößen des Sturmwindes klang es oft, als riefen mannigfaltige fremde Stimmen durch den Forst, ja, als zöge ein wilder Jagdzug mit Hundegebell und Hörnerklang dicht am Hause vorbei. Der Ohm hatte ein Gebetbuch aufgeschlagen und betete still vor sich hin, während Marie laut um den Abwesenden jammerte.

Dieß bewog den Greis, seinen schon gefaßten Entschluß auszuführen. Indeß Marie sich auf einen Augenblick entfernte, schlich er sich aus dem Hause und machte sich auf den Weg in den tiefen Wald hinein, nach der Richtung zu, wo, wie er von Marien erfahren hatte, Gottholds Waldhütte sich befand. Der enge Fußpfad, bald mit Gestrippe bedeckt, bald durch Baumäste verbaut, verzögerte die eilenden Schritte des alten Mannes; immer heftiger tobte das Wetter, immer lauter krachten die Donnerschläge, und oft mußte er Minutenlang stille stehen, ehe ein neuer leuchtender Blitz ihn die Umgebung und seinen Weg erkennen ließ. Endlich war er an die Ufer des stillen Waldsees gelangt, ohne den Jäger zu finden; die Hütte war leer und öde, wie die Gegend umher; nur Waldraben und wildes Raubgeflügel fuhren laut kreischend durch die vom Sturm aneinander geschleuderten Bäume und flüchteten sich in den Schilf, der seine hohen, dürren Halme, von Regen und Wind gepeitscht, über sie zusammenschlug. Unschlüssig und zagend stand der Greis auf dem schauervollen Platz und gedachte schon, den Rückweg unverrichteter Sache anzutreten, als er plötzlich neben sich ein blasses Menschenantlitz gewahrte, welches ihn aus starren, gebrochenen Augen anblickte. Entsezt wich er zurück, doch als er nochmals hinblickte, erkannte er seinen Neffen, der an einen Baum gelehnt, unbeweglich starr dastand und das Haupt krampfhaft zurückgelehnt hatte. Er redete den Unglücklichen an, er schrie seinen Namen; doch immer blieb das verzerrte Todtenantlitz beim Leuchten der Blitze unbeweglich an seinem Platze; endlich rührte sich die Gestalt und gab Zeichen des Lebens. Als Gotthold den Ohm erkannte, warf er sich mit ängstlichem Entzücken ihm um den Hals und rief mit seltsam aufgeregter Stimme: „Dem Himmel Dank, daß Ihr gekommen, edler Greis! ja, Ihr werdet, Ihr sollt mich retten; fort, fort von hier, sonst bin ich des Todes! Kommt, kommt, was Eure Kräfte vermögen." — „Mein Sohn, mein Sohn," sprach der Greis gerührt, „mein armer Sohn, ja, ich bin gekommen, Dich zu retten. Dein unerklärliches böses Betragen hat mir gezeigt, daß Du in großer Gefahr bist; in einer Gefahr, aus der nur die barmherzige Allmacht Dich, Gefallenen, retten kann. Noch ist Zeit; in dem Namen Gottes verscheuche ich hiemit das schwarze Gesindel, die bösen Geister dieses Orts, und gebiete Dir, mir zu folgen." Er hatte es kaum geredet, als ein fürchterlicher Donnerschlag erscholl; der See rauschte, in seinen innersten Tiefen aufgerührt, mit grünlich weißem Schaume empor; wilde, kreischende und gellende Töne ließen sich in den Lüften hören, und in der Ferne im Forste hörte man das Krachen und Zusammenstürzen uralter Stämme. Gotthold war ängstlich und bebend an des Alten Brust gesunken, jezt klammerte er sich mit wildem Entsetzen an seinen Hals und hob sich auf seinen Rücken empor, indem er laut schrie: „Nur fort, Alter, laufe, was Deine Kräfte vermögen; fort, sonst ist alles verloren." Der Greis strengte seine ganze Kraft an; dennoch drohten ihm die Knie zu brechen vor Erschütterung und der schweren Last. Als er dicht am See vorbeischritt, kreischte der Jäger auf und schrie: „Ha, Entsetzen, Entsetzen — da — da kommt es auf mich zu — es streckt die Arme nach mir aus — er ist's, er ist's — die gelbe Blume leuchtet auf seinem Haupt — hinab, hinab zu ihm!" Mit diesen Worten stürzte die Last von den Schultern des Greises hinab, und in demselben Augenblicke schlugen auch die Wellen des schwarzen Sees über dem Jammervollen zusammen; durch die Ferne des Waldes ging aber ein Ton, der, lang und langsam verhallend, wie der erste Akkord eines feierlichen Chorals, mit dem dumpfen Rollen des Donners zusammenklang. Der Greis war in Ohnmacht dahingesunken.

Die Leiche des Försters wurde in den nächsten Tagen am Ufer des Sees gefunden, und die arme, unglückliche Wittwe verließ in Gesellschaft des Ohms den fürchterlichen Wald, den sie nie wieder betreten hat. Die Forststelle blieb lange Zeit ledig, denn die Sage vom gespenstigen Wald lebte im Munde des Volks lange Zeit fort.

A. Freih. v. Sternberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Denkschrift der evangelischen Gesellschaft.

Wir gründen diese Schule, weil wir glauben, daß die Lehren der Apostel und Reformatoren, wodurch jezt die Völker der Erde zum wahren Gott bekehrt werden, allein den neuen Bedürfnissen unserer Zeit, wie überhaupt den unwandelbaren Bedürfnissen des Menschen entsprechen; weil wir in ihnen das große Entwickelungsprincip für die Individuen, für die Völker, ja für das ganze Menschengeschlecht erkennen; weil sie von Gott kommen und darum immer der bürgerlichen Gesellschaft vorleuchten, auf welche Stufe der Vervollkommnung diese auch gelangt seyn mag; weil sie in den zwei größten Geschichtsepochen gläubig festgehalten wurden, und sie auch in unserer Zeit allein den bewegten und gährend aufgeregten Völkern Licht, Frieden, Gerechtigkeit, Glück und wahre Freiheit zu geben vermögen. Das Bedürfniß des vergangenen Jahrhunderts war Zweifeln, Gleichmachen und Zerstören; unser Jahrhundert aber will glauben und aufbauen. Unglücklich wären wir, wenn wir diese zwei Zeiten mit einander verwechselten, und wenn wir die herrliche Welt des Glaubens verkennten, die Gott der Kirche eröffnet. Wir gründen diese Schule im Namen und Sinn der Gewissensfreiheit, und stützen uns dabei auf das Recht und den Geist der freien Prüfung, welche diejenigen so laut in Anspruch nehmen, welche unsere religiöse Meinung nicht theilen. Wo aber ist Freiheit der Meinung und der Gewissen, wo Eltern gezwungen sind, ihre Kinder in der religiösen Lehre unterrichten zu lassen, die nicht die ihrige, nicht die ihrer alten Kirche ist, und die sie deshalb dem Evangelium zuwider glauben? Wo ist da Glaubens-, Lehr- und Denkfreiheit, wo Jünglinge, die sich dem geistlichen Stand widmen, die einst in ihrer Vaterstadt Geistliche und Pastoren werden wollen, den ihnen theuer gewordenen Glauben und ihre Ueberzeugung verändert und verworfen, ja von denen selbst angefochten sehen, die ihnen Gottes Wort rein, unverändert und unvermischt mit ihren eigenen Ideen vortragen sollten? Wir gründen die neue Schule aus Anhänglichkeit an die Lehren, die unsere kalvinische reformirte Kirche von den andern christlichen und protestantischen Kommunionen unterscheiden. Es leben in Genf methodistische und dissentirende Christen; wir achten ihre religiöse Ueberzeugung, wir ehren ihren Glaubenseifer, ihre Milde, ihre Wohlthätigkeit und ihren reinen Wandel; wir theilen aber keineswegs ihre Grundsätze, nach denen sie sich von unserer alten Kirche getrennt haben; denn wir wollen die Genfer Kirche, die Genfer Kirche in ihrer Ganzheit, d. h. mit der Wahrheit, die ihrer Gründung zum Grunde lag, und wir trennen uns nur von ihren neuern Irrthümern. Weit entfernt, bei der Gründung unserer evangelischen theologischen Schule dissentirende Ideen zu bekennen, wünschen wir nur denjenigen unserer Landsleute, die den Lehren unserer Reformation noch anhängen, Gelegenheit zu eigenem Unterricht und zum Unterricht ihrer Kinder zu geben, ohne daß sie darum ihre Vaterstadt verlassen müssen. Die Religion, zu der wir uns bekennen, ist dieselbe, welche die protestantischen Einwohner von Genf öffentlich und feierlich für die ihrige erkannt und erklärt haben. Es besteht aber kein Beschluß und keine Erklärung des Volks, wodurch es diese Religion verlassen und die unitarische oder irgend eine andere angenommen hätte. Wie? es wäre eine Glaubensdissidenz, wenn wir durch die Gründung unserer neuen evangelischen Schule dafür sorgten, daß unsere angenommene reformirte christliche Religion — die eigentlich ausschließlich in unsern theologischen Institutionen gelehrt werden sollte — doch nicht ganz davon ausgeschlossen wird? Soll die alte Genfer Kirche durch eine neue, ganz verschiedene Konfession einseitig verändert werden? und soll diese leztere dann das Monopol des geistlichen Unterrichts erhalten? Gewiß nicht. Wir haben wenigstens das Recht, auch etwas für ihn zu thun. Wir wünschen von ganzem Herzen, Niemanden zu reizen, zu beleidigen oder zu kränken, und begnügen uns damit, eine neue Schule zu gründen, wiewohl unser Zweck dabei kein anderer ist, als daß da künftig die Wahrheiten vorgetragen werden, für die unsere Vorfahren die Kanzeln erbauten, die noch stehen, auf denen aber anders gepredigt wird, als sie wollten und bekannten. Alle diese Gründe bewegen uns, Hand an das Werk zu legen, von dem wir ihnen, meine Herrn, hier Kenntniß geben. Dazu haben wir bedeutende Vorgänger. So wurde zum Beispiel in Englands Hauptstadt eine neue Universität gegründet. Seit alten Zeiten wurden selbst auf den Universitäten Cambridge und Oxford verschiedene und abweichende Lehrstühle gestiftet, und da die jungen Leute zu Geistlichen der Episcopalkirchen Großbritanniens gebildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 18:

Die Poesie.

Räthsel.

Der Auflösung gewidmet.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön
Und trage danach Verlangen,
Und möchte gern es zu suchen gehn.

Goethe.

Ich kenn' eine Blume wunderschön.
Sie weckt manch zartes Verlangen;
Es könnte sie Mancher zu suchen gehn
Und würde sie nimmer erlangen.
Sie schüzt ein seltener Dorn, der nicht
Wie andre gemeine Dornen sticht,
Doch sie vor Antastung sichert.

Sie hat ihn nöthig, der schöne Staub
Des feinen Blattes ist flüchtig;
Ihn abgestreift — ist sie dürres Laub,
Mit ihm für Elysium tüchtig,
Ein blühendes Bild vom ewigen Licht.
Wie schön sie ist, sie weiß es nicht,
Wie süßen Duft sie verhauchet.

Doch findet sie Liebe, so weicht der Dorn,
Es weicht die neidische Hülle,
Es strömet der Farben himmlischer Born
Aus der reich entfalteten Fülle;
Wenn dann in die Frucht sich die Farben auch zieh'n,
Bleicht wohl die Blume, sie kann nicht verblüh'n;
Doch ist ihr Name verloren.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. Januar 1832.

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Goethe.

Schilflieder.

1.

Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief;
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden!
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! süß und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

2.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo ist dein Sternenlicht?“

Suchen den erloschnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh!

3.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verdüstert,
Rauscht das Rohr geheimnißvoll,
Und es klaget und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

4.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken zieh'n,
O wie schwül und bang
Alle Winde flieh'n!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu seh'n,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme weh'n!

5.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

Nic. Lenau.

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Fortsetzung.)

Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dehnten sich mit Zuckerrohr und Indigo bebaute Felder zwischen den kleinen Flüssen Cuitimba und San Pedro. Sie waren begrenzt von basaltischen Bergen, deren Struktur anzudeuten scheint, daß der ganze Landstrich, in sehr entfernter Zeit, zu mehreren Malen Umstürzungen durch Vulkane erlitten hatte. Die künstlich bewässerten Felder gehörten zur Hacienda de San Pedro de Jorullo, einer der größten und reichsten Besitzungen dieser Gegend. Im Junius 1759 vernahm man ein furchtbares, unterirdisches Getöse; es war von häufigen Bebungen des Bodens begleitet. Die Stöße folgten einander fünfzig bis sechzig Tage hindurch und versetzten die Bewohner der Hacienda in größte Bestürzung. Vom Anfange des Septembermonates schien Alles vollkommene Ruhe zu verkündigen, als auf einmal in der Nacht vom 28ten zum 29ten das gewaltige unterirdische Tosen von neuem hörbar wurde. Die aufgeschreckten Indier flohen in die Gebirge von Aguasarco. Ein Landstrich von drei bis vier Quadratmeilen, unter dem Namen Malpays bekannt, erhob sich blasenförmig. Noch heutigen Tages vermag man in den zerbrochenen Schichten die Grenzen dieser Emporhebung zu erkennen. Das Malpays hat an seinen Rändern nur zwölf Meter Höhe über dem alten Niveau der Ebene, las playas de Jorullo genannt; aber die Konvexität des erhobenen Landstriches steigt gegen ihre Mitte allmählich bis zu 160 Metern.

Augenzeugen, welche den ganzen gewaltthätigen Hergang vom Gipfel des Aguasarco beobachteten und bei denen er einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen mußte, versichern, daß Flammen auf einem Raume von mehr als einer halben Quadratmeile hervorgebrochen seyen, daß glühende Gesteinbruchstücke in unermeßliche Höhe geschleudert worden, und daß man durch eine, von vulkanischem Feuer erhellte, dichte Aschenwolke gesehen, wie die erweichte Erdrinde, dem stürmisch bewegten Meere gleich, sich aufgebläht habe. Die Flüsse Cuitimba und San Pedro stürzten sich in entzündete Spalten. Durch Zersetzung des Wassers wurden die Flammen lebhafter angefacht; man konnte dieselben in Pascuaro unterscheiden, obwohl die Stadt auf einem Plateau von beträchtlicher Breite liegt und 1400 Meter höher als die Ebenen las playas de Jorullo. Schlammige Auswürfe, besonders Thonschichten, welche Kugeln zersetzten Basaltes mit konzentrischen Lagen umhüllen, scheinen darauf hinzudeuten, daß die unterirdischen Wasser eine sehr wichtige Rolle bei dem nicht gewöhnlichen Ereignisse spielten. Tausende kleiner basaltischer Kegel, nur zwei bis drei Meter hoch, entstiegen dem erhobenen Gewölbe des Malpays; die Eingebornen bezeichnen dieselben durch den Ausdruck Hornitos (Oefen), in Beziehung auf ihre Gestalt und weil den Spalten derselben schwefelsaure Dämpfe entstiegen. Sie liegen alle einzeln zerstreut, so daß man, um dem Fuße des großen Vulkans sich zu nähern, gleichsam kleine gewundene Straßen zu durchwandeln hatte. Der Rauch kam meist etwas unter der Kegelspitze heraus und blieb bis in eine Höhe von fünfzig Fuß sichtbar. Obwohl, als Alexander v. Humboldt die Stelle besuchte, nach Aussage der Indier, die Wärme jener vulkanischen Oefen bedeutend abgenommen hatte, so zeigte dennoch das Thermometer, in die ausströmenden Dämpfe gehalten, eine Temperatur von 95°. Jeder kleine Kegel war eine Fumarole, welcher dichter Rauch bis zu zehn oder fünfzehn Meter Höhe entstieg. In mehreren vernahm man ein unterirdisches Rauschen, die Nähe aufwallender Flüssigkeiten verkündigend.

In der Mitte dieser Hornitos, aus einer von N.N.O. nach S.S.W. streichenden Spalte, traten sechs große Hügel aus der Erde hervor, deren Höhe jene des vormaligen Niveaus der Ebene um 400 bis 500 Meter übertrifft. Es ist das Phänomen des Monte nuovo bei Neapel, in einer Reihe vulkanischer Hügel zu mehreren Malen wiederholt. Der erhabenste unter diesen Hügeln, die Puy's der Auvergne ins Gedächtniß zurückrufend, ist der große Vulkan Jorullo. Er ergoß nach N. hin eine unermeßliche Menge basaltischer Laven, die im Innern dicht, auf der Oberfläche aber schwammig und schlackig sind und Trümmer sogenannter Urgesteine einhüllen, eckige, zerborstene Syenitbruchstücke. Kleine Fragmente von Trachyt, die am Rande des Kraters mitten unter Schlacken gefunden wurden, beweisen, daß der Ausbruch durch Syenit und Trachyt stattgehabt. Der Strom erreicht stellenweise eine Mächtigkeit von 678 Fuß. Die bedeutendsten Ausbrüche des Centralvulkans dauerten bis

zum Februar des Jahres 1760. In den folgenden Jahren wurden sie nach und nach seltener. Die Indier hatten Anfangs alle Dörfer verlassen, auf sieben bis acht Stunden Weite von den playas de Jorullo. Nach wenigen Monaten aber gewöhnten sie sich an das furchtbare Schauspiel. Zu ihren Hütten heimgekehrt, stiegen sie gegen die Berge von Aguasarco und Santa Ines hinab, um die Flammengarben anzustaunen, welche von zahllosen kleinern und größern vulkanischen Schlünden emporgeschleudert wurden. Die Dächer der Gebäude in Gueretaro, in der Entfernung von mehr als 48 Stunden in gerader Richtung von der Ausbruchstelle, waren mit Asche bedeckt. Die beiden erwähnten kleinen Flüsse verschwanden, während der Eruption, am östlichen Ende der Ebene, um am westlichen als heiße Quelle wieder zum Vorschein zu kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen

von Karl Baldamus.

Amor trägt die Embleme des Krieges, er ist ein Mars im Kleinen, ein Schlachtengott in Taschenformat. Die Grundsätze des Krieges gelten daher, wenn gleich im verkürzten Maaßstabe, auch in der Liebe. Wie in der Regel eine Schlacht, in der alle Reserven in Thätigkeit kommen, verloren zu nennen ist, so kann man auch die Liebe als geschlagen ansehen, wenn sie die Pflicht, die mit der Reserve viel Aehnliches hat, ins Feuer führen muß. Sollte sie auch durch diese verzweifelte Reserveverwendung augenblicklich das Feld behaupten und auf der Wahlstatt ein Te Deum singen, so folgt doch dieser Siegesfeier, mit wenigen Ausnahmen, sehr bald ein Rückzug, den der momentane Sieg um so schimpflicher macht.

*

Der Kosmopolitismus, der, unter Umständen, bei dem Manne zur Tugend werden kann, artet bei dem Weibe zur Sünde aus. Das Weib gehört dem Boden an, auf dem es geboren. Seine Gefühle finden nur in der Heimath die ihnen zuträgliche Nahrung. Jede Uebersiedelung ist schädlich, denn sie hindert das Wachsthum der Empfindungen, bringt ihm wenigstens eine schiefe Richtung bei. Die Sehnsucht nach der Fremde, die bei dem Manne häufig ein Zeichen strotzender Gesundheit ist, gibt sich bei dem Weibe als geheimes Siechthum kund, als eine politische chronische Krankheit, die zwar zuweilen durch eine Eckelkur geheilt wird, bei der die ausländischen Thorheiten und Tollheiten die Stelle der Ipecacuanha vertreten, die aber, wenn sie ihren Sitz im Herzen hat, inkurabel bleibt.

*

Wie der Magnet an Kraft gewinnt, wenn das Sonnenlicht unmittelbar auf ihn einwirken kann, so wächst auch die Liebe des edlen Weibes, wenn sie mit den geistigen Strahlen eines genialen Mannes in direkte Berührung kommt. Da es unter den Männern so wenig Sonnen gibt, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Frauenliebe in der Ehe gleich nach den Flitterwochen den ihr sonst eigenen magnetischen Zauber ablegt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Die Compagnie des Pasteurs der evangelischen Gesellschaft gegenüber.

„Wir zweifeln nicht, daß Sie, meine Herren, unsere hochachtungsvolle Mittheilung mit Wohlwollen aufnehmen werden; ja, wir hoffen sogar, Sie werden nicht mit Gleichgültigkeit auf unser Werk sehen; denn gewiß findet die Wahrheit noch eine Stätte in Ihrem Herzen, die Wahrheit, die Gott vor dreihundert Jahren auf unsere Mauer, wie auf den Leuchter der Kirche setzte, und der wir einen Theil des Ruhms verdanken, den wir noch bei andern Völkern haben. Den Glauben, dem Genf, troz des Drohens mächtiger Könige, mit Großmuth seine Thore öffnete, weil es sich geehrt fühlte, den edeln Bekennern der Wahrheit, die dafür Vaterland, Vermögen und Ehren verließen, ein sicheres Asyl zu bereiten, diesen Glauben werden Sie nicht gering achten, wenn jezt nicht Fremde, sondern Kinder der Genfer Familie in unsern Mauern dafür leben und handeln wollen. Wir treten hoffend hervor und mit uns eine Menge Zeugen und Fürsprecher aus den frühern Zeiten, mit uns die dahingegangenen Geschlechter unserer Vorfahren und der Männer aus dem Volk, die in dem uns noch theuren Glauben alle ihre Freude im Leben und ihren Trost im Tode fanden. Die Lehre, für die wir eine Schule stiften, ist dieselbe, welche Genf ein gesichertes öffentliches Daseyn gegeben und es mehrmals gerettet hat. Sie zog eine Menge eifriger Bekenner des Christenthums aus Frankreich, Deutschland, der Lombardei, Lucca, Cremona, aus Piemont, den Niederlanden und Großbritannien nach Genf, so daß Ihre Vorgänger im Amt an einem einzigen Tag (14. Oktober 1557) dreihundert aus verschiedenen Gegenden hieher Geflüchtete zu Einwohnern aufnahmen. Während die den Metzeleien von Merindole und Cabrières glücklich entgangenen Hugenoten unsere wüsten und sumpfigen Ländereien bei Jussy und Peney urbar machten und anbauten, nüzten uns die andern Ankömmlinge durch ihr Beispiel, ihre christliche Tugend, ihre Kenntnisse und ihren edeln Charakter, und mehrten bedeutend die Einwohnerzahl unserer Stadt. Die kalvinische Kirchenlehre stimmte alle protestantischen Völker zu Gunsten Genfs, so daß ihm, als seiner Freiheit und Unabhängigkeit Gefahr drohte, Hülfe und Unterstützung von allen Seiten kam; ausgezeichnete reformirte Männer aus Frankreich und andern Ländern eilten herbei; Heinrich IV., Sully, die Soubize, die du Plessis-Mornay, die Bethune, desgleichen die polnischen, deutschen, hungarischen, siebenbürgischen, holländischen, schottischen und englischen Kirchen sandten Unterstützung, und Alle hielten es für ihre Pflicht, zu Genfs Befreiung mitzuwirken, da ihnen von da die Strahlen der ewigen Wahrheit ausgegangen. Wenn Einer noch an der Ursache zweifelte, warum alle Staaten und berühmten Männer

der damaligen Zeit so viel Eifer und Thätigkeit für uns zeigten und durch die That erhärteten, so höre man sie selbst: „Deswegen ehren wir Genf, weil diese Stadt von Gott zum Hauptsitze seiner Kirche ausersehen worden, auf daß hier die reine christliche Religion und die Wahrheit der christlichen Lehre nach den Grundsätzen der Reformation herrsche, weil die Genfer Kirche die Mutter und Amme so vieler andern Kirchen ist, und weil sich der Haß der Welt gegen sie wendet, um sie dafür zu züchtigen, daß sie Christi Evangelium bekennt und lehrt." (Diese Stelle ist aus der Lettre du Gouvernement de Hollande aux Etats des Provinces-Unies von 1661, die auf Veranlassung und Betreibung des Genfers F. Turettini erschien und eine Sammlung von hunderttausend Livres tournois zur Folge hatte, welche die damalige Genfer Regierung zur bessern Befestigung der Stadt verwendete.)

„Ja, die Wahrheit, die wir unter uns wieder aufrichten wollen, gehört einer glorwürdigen Vergangenheit an und wird auch in einer noch glänzendern Zukunft leben. Sie ist mächtig genug, um durch sich selbst zu bestehen; denn seit achtzehn Jahrhunderten ist sie immer wieder aus den Trümmern hervorgegangen, unter denen sie Unglaube, Aberglaube und menschliche Leidenschaften zu begraben und zu ersticken suchten. In unsern Tagen zumal erhebt sie sich zum Erstaunen derer, die sie für immer todt und begraben wähnten, sie erhebt sich zu einem Leben, zu einer Allgemeinheit, Stärke und Wirksamkeit, die vielleicht nur in den Zeiten der Apostel zu finden war. Eine Menge untergeordneter Dinge können und müssen in dem Laufe der Jahrhunderte untergehen oder sich anders gestalten, die Wahrheit aber ist unwandelbar und unsterblich. Immer blieb sie dieselbe, im ersten, im sechszehnten und im neunzehnten Jahrhundert; sie wird dieselbe bleiben bis ans Ende der Welt. Sie ist zwar unabhängig von aller menschlichen Herrschaft, indessen wünschen wir doch, daß Sie Alle unsere Unternehmung mit wohlwollendem Interesse und mit Hoffnung betrachten mögen, denn wir stellen unsere neue Schule in den Schutz Gottes und der Freiheit unsers Vaterlandes. Möge der ganze Segen dieser heiligen Wahrheit, der Einzelne und Völker befestigt, in höherem Maaß Ihnen, meine Herren, und dem glücklichen Völkchen zu Theil werden, das ihr schon so viele Wohlthaten dankt. Die Mitglieder des Ausschusses der evangelischen Gesellschaft."

Dieser Schrift, die auf den Staatsrath, die Syndiken und die Einwohner von Genf berechnet ist, ging eine andere zur Seite, worin sich die evangelische Gesellschaft an die Kirchen und Universitäten, desgleichen an alle treuen Anhänger der protestantischen Christenheit wendet und ankündigt, daß sie zum Vortrag der Theologie eine Schule gegründet habe, wozu sie die Studenten aller christlichen Konfessionen einladet. Ihre Grundsätze und die Ursachen dieser neuen Gründung werden weitläufig auseinandergesetzt.

Gegen diese beiden Schriften hat sich nun die jetzige faktisch herrschende Genfer Kirche erhoben und den Geistlichen, welche sie unterschrieben, den Prozeß gemacht. Der Pfarrer Gausser in Satigny verlor seine Stelle, den Pastoren Galland und Merle aber, die keine eigenen Pfarreien haben, wurde das Predigen in Genfer Kirchen und Kapellen untersagt. So erkannten die Compagnie des Pasteurs und das Konsistorium, also eigentlich die Richter in eigener Sache, und der Staatsrath als Regierungsbehörde wird unstreitig ihr Urtheil bestätigen. Mehrere Geistliche dieser Parthei schrieben gegen die Société évangélique und ihren Schulplan. Sehr geistreich und auf gutes Studium der Kirchen- und Dogmengeschichte gegründet ist Chenevieres Schrift über die Kirchenkonfessionen. Der Hauptpunkt, das Recht der faktischen Genfer Kirche, ist aber darin mit Stillschweigen übergangen und keineswegs bewiesen. Alles Uebrige läßt sich auf wenige Sätze reduziren: man hält Kirchenkonfessionen für unzweckmäßig und schädlich; deshalb glaubte die Genfer Compagnie des Pasteurs und das Konsistorium keine Erklärung geben und kein Wort öffentlich sagen zu müssen, als sie seit einem Jahrhundert nach und nach immer mehr vom alten Protestantismus abging, von dem Protestantismus, wie er von Luther, Zwingli und Kalvin ausgegangen und vom Volke angenommen worden; sie begnügte sich damit, über des Volkes höchstes Gut, seine Religion, mit der Regierungsbehörde zu verkehren und sich von dieser einseitige, negative Befehle geben zu lassen, welche die Religion in ihren Grundlagen umgestalteten, ohne vorher das Volk selbst oder seine Vertreter darüber gehört zu haben. Die Regierung mochte darin klug, weise und selbst wohlwollend handeln, um in dem kleinen Staat heftige Religionsspaltungen und Trennungen zu vermeiden; rechtlich handelte sie aber gewiß nicht, und ihr damaliger Mißgriff trägt erst heute, nach mehr denn hundert Jahren, seine Früchte. Da der Protestantismus seiner Natur und Bestimmung nach fortschreitendes Prüfen und Verbessern in Sachen der Religion gebietet, so war dies auch der Genfer Geistlichkeit Gesetz. Indem sie aber darin, gewiß bona fide, zu weit ging und Hauptgrundlagen wegnahm, warf sie den vom Volke angenommenen Protestantismus über den Haufen und behielt nur einige seiner Lehren bei. So ist die Genfer Kirche nach und nach bedeutend von der alten Lehre abgewichen, sie ist eine ganz andere geworden; denn sie predigt und lehrt nichts mehr von der Gottheit Christi, von der Dreieinigkeit, der Erbsünde und der Gnadenwahl, dagegen desto mehr von Sittenreinheit, Toleranz, Duldung, Tugend, Sanftmuth und Liebe. Nun sagt diese auf neuem Grund fußende Genfer Geistlichkeit: „Viele von Kalvins Grundsätzen waren eng, hart, beschränkt und intolerant, wie sein persönlicher Charakter. Dadurch wird Servets Scheiterhaufen begreiflich. Manche von Kalvins Grundsätzen, z. B. die Annahme der Dreieinigkeit, beruhten überdies auf Irrthümern und eingeschobenen Bibelstellen, die erst nach ihm als solche erkannt wurden. Wir besserten im Stillen an seinen Grundsätzen, ohne Lärm davon zu machen, ohne Spaltungen und Streitigkeiten zu erregen. Dies ist den Methodisten und den nahe mit ihnen verwandten evangelischen Genossen sehr zuwider; sie wünschen die alte kalvinische Strenge und Unduldsamkeit und das hartnäckige Hängen an Religionsgrundsätzen zurück, wiewohl es nicht mehr in unsere Zeit und zu unsern Sitten paßt. Um Frieden und Eintracht in unserm kleinen Staat zu erhalten, haben wir das Predigen, Lehren und Streiten über trockene, spitzfindige Gegenstände von Kanzeln und Lehrstühlen ausgeschlossen und verbannt. Dabei haben wir uns seit lange wohl befunden. Jetzt treten Männer auf, die es anders wollen und uns um ein paar Jahrhunderte zurückzuwerfen streben. Wir legen ihnen und ihrer neuen Schule nichts in den Weg, da volle Religionsfreiheit bei uns herrscht, haben aber als Compagnie des Pasteurs, wie eine Handels- oder Industriekompagnie, das Recht, sie aus unserer Pastorengemeinschaft auszuschließen, da sie nicht mehr in unserm Sinn arbeiten wollen."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 31. Januar 1832.

— Ein Proteus ist
Der Nerven Spiel im Weibe, wie ihr wißt.

Wieland.

Widerwillen der Römerinnen gegen Wohlgerüche.

Eine der sonderbarsten Erscheinungen, welche dem Fremden, der längere Zeit in Rom verweilt, entgegentreten, eine Erscheinung, welche ihn auf mehr als eine Art in Verlegenheiten bringen kann, ist der Widerwillen des hiesigen weiblichen Geschlechts gegen Wohlgerüche. Eine Römerin wittert, ich weiß mich nicht besser auszudrücken, ein Monatröschen in einer Entfernung von sechszehn, zwanzig Schritten und bekömmt Zuckungen, wenn es nicht sogleich fortgeschafft wird. Besonders empfindlich dagegen sind die Wöchnerinnen, welche, wie die hiesigen Aerzte allen Ernstes versichern, an einem, wenn auch nur fünf Minuten dauernden, Rosen- oder Veilchengeruche sterben können. Leztern sind überhaupt alle starken Gerüche, wie zum Beispiele der von Leder, gebranntem Kaffee u. s. w. zuwider; wo eine Wöchnerin liegt, darf keine Kafferschenke seinen Kaffee auf der Straße brennen. Man glaube nicht, daß dieß Affektation sey; kein Weib auf Erden ist freier davon, als die Römerin. Dabei zeigt sich der sonderbare Umstand, daß ihnen natürliche animalische Gerüche jeder Art, selbst solche, welche von in Fäulniß gerathenen Gegenständen herrühren, keinen Widerwillen einflößen; eine Dame vom ersten Range, in deren Zimmer das ganze Jahr hindurch keine Blume kommen darf, wohnt in den brennendsten Sommermonaten über einer Fleischbude, ohne die Nase zu rümpfen; ja selbst der Geruch aus den Cloaken, bei langanhaltender trockener und heißer Witterung, macht keinen Eindruck auf sie. Daß bei diesem Widerwillen gegen Blumen, welcher sogar einem großen Theile des männlichen Geschlechts eigen ist, die Kultur derselben vernachläßigt seyn müsse, ist leicht zu begreifen. Nicht allein werden keine Blumen in den Zimmern gezogen, sondern selbst die Gärten sind entblößt davon. Höchstens stößt man auf einige Geranien, oder auf solche Gewächse, welche einen säuerlichen Geruch haben. Eigentliche Blumengärten gibt es gar nicht; an diesen würde der Römer, der die Weite, das Freie liebt, schon ihrer nothwendigen Beschränktheit wegen, keinen Gefallen finden können. Daher ist das Wort giardino, welches einen Blumengarten bedeutet, in der römischen Sprache so gut wie gar nicht vorhanden. Die übrigen eingezäunten Baum- oder Pflanzengärten sind orti (Küchengärten), vigne (Weinberge), und endlich ville (wenn sie klein sind, Gartenhäuser, wenn sie groß sind, Landhäuser). Die Küchengärtner und Winzer, welche in Rom Leute ohne alle Erziehung sind, bekümmern sich um so weniger um die Kultur der Blumen, als sich kein Geld daraus lösen läßt; aber auch die römischen Villen dulden, ihrer Großartigkeit wegen, keine geleckten Blumenparterre, wie man sie in den nordischen Ländern findet. Höchstens werden hier einzelne enorme Rundtheile mit bunten, geruchlosen Blumen in die Kreuz und Quere durcheinander besät und dann der Natur zur Wartung überlassen, ohne daß Jemand wieder eine Hand

daran legte. Desto eifriger zieht man das, was wir im Deutschen Orangerie (im Italienischen agrumi) nennen, das heißt die süße Orange, oder Apfelsine, (im Römischen portogallo) und die Citrone (limone); die eigentliche bittere Orange wird vernachläßigt, weil sie einen geringern Gewinn abwirft. Dem Dufte ihrer Blüthen aber geht man aus dem Wege, als wären es Ausdünstungen der pontinischen Sümpfe. Daß unter solchen Umständen auch wenig Parfümerie in Rom verbraucht wird, versteht sich von selbst; eine einzige Pariser Petitmaitresse bedarf deren in einem Tage mehr, als alle römischen Damen zusammengenommen das ganze Jahr hindurch. Was hier davon konsumirt wird, geht durch die Fremden ab; aber sonderbar ist, daß selbst diesen, so leidenschaftliche Liebhaber sie von Blumen und Wohlgerüchen seyn mögen, bei längerem Aufenthalte die Lust daran vergeht, wovon ich an mir selbst ein auffallendes Beispiel erlebe. Die Engländer allein parfümiren sich hier, was ihnen um so leichter wird, da sie meist unter sich leben und kein römisches Haus besuchen. Wo sich aber einer in einer hiesigen Familie sehen, oder vielmehr riechen läßt, da fliehen ihn die Damen. Vergebens sieht sich ein solcher nach einer Geliebten um, und wären alle seine Taschen von Louisdors voll, keine Römerin greift hinein, wenn daneben ein Taschentuch mit köllnischem Wasser steckt. Ein Schauspielhaus, welches wie ein Parfümerielaboratorium röche, wie das italienische Theater zu Paris bei vorzüglich besuchten Vorstellungen, würde einer Römerin den Tod zuziehen.

Ich halte die hiesige Luft für sehr rein und im Allgemein gesund; Rom wird von drei Seiten von den Seewinden bestrichen und vor dem schädlichen Nordwinde durch die Apenninen geschützt; an eine verbreitete Aria cattiva glaube ich darum nicht, wohl aber scheint es, gegen die gangbare Meinung, gewiß, daß Rom, so wie mehr oder weniger ganz Italien, allen Brust- und Hämorrhoidalkranken ihr Grab bereitet. Das römische Klima ist Schuld an den vielen hiesigen Brustkrankheiten, besonders sind die nahgelegenen Berge verderblich. Auf den höchsten derselben, zum Beispiele auf Rocca Priora, sollen die Schwindsüchtigen in wenigen Wochen weggerafft werden. Troß dem senden unwissende Aerzte jeden, der an einer Brustbeschwerde leidet, auf's Land, das heißt, nach einem der verschiedenen, auf dem albanischen Berge gelegenen Orte, nach Albano, Frascati, Monte Porzio, Monte Compatri u. s. w., und zwar, wie hier der Kunstausdruck heißt, per mutar aria. Daß Kranken dieser Art die pontinischen Sümpfe besser bekommen würden, als die Bergluft, welche wohl zehrt, aber nicht ernährt, davon scheint Niemand einen Begriff zu haben. In der hiesigen reinen, elastischen Luft scheinen sich nun die Gerüche wirklich stärker zu verbreiten, als es in dicken, verschiedenartig zusammengesezten Luftschichten der Fall ist. Dieser Umstand scheint zur Entwicklung der Idiosyncrasie der hiesigen Weiber gegen Gerüche wenigstens mitzuwirken. Diese Erscheinung ist auch nicht allein auf Rom beschränkt, sondern beginnt schon in Oberitalien. Das erste Beispiel davon ist mir schon in Venedig aufgestoßen. Eine Frau, welche in demselben Hause mit mir wohnte, fiel in Ohnmacht. Ich eilte auf mein Zimmer, um köllnisches Wasser zu holen. Als ich zurückkam, war sie schon wieder zu sich gekommen. Troß dem glaubte ich, ihr dasselbe nicht allein zu riechen geben, sondern sie auch damit besprengen zu müssen. Kaum war dieß geschehen, als sie von neuem ohnmächtig ward. Eben schickte sich ein halbes Dutzend anderer Weiber, welche herbeigeeilt waren, an, über mich, den sie einen Mörder nannten, herzufallen, als das köllnische Wasser auch auf sie zu wirken begann und ich dadurch noch zu rechter Zeit ihren Händen entkam. Das Zimmer ward hernach mehrere Tage gelüftet, als wäre ein Pestkranker darin verstorben. Daß übrigens die Gerüche den Frauen mehr zuwider sind, als den Männern, ist bei ihrer reizbaren Organisation nicht zu verwundern, eben so wenig, daß besonders Wöchnerinnen den größten Widerwillen dagegen zeigen.

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Fortsetzung.)

Obwohl das Feuer der Tiefen weniger wirksam schien in der Zeit, wo Humboldt gegenwärtig war, und das Malpays sowohl als der große Vulkan anfingen, sich mit Pflanzen zu bekleiden, so war die umgebende Luft dennoch durch Wirkung der kleinen, kegelförmigen Aufwürfe, der sogenannten Oefen (Hornitos), in dem Grade erhizt, daß, in beträchtlicher Entfernung vom Boden und im Schatten, das Thermometer auf 43° stieg. Bullock — welcher die Stelle mehrere Jahre nach Humboldt besuchte — fand die Temperatur der heißen Quellen sehr niedrig; eine naturgemäße Folge der allmählichen Abkühlung des tiefer gelegenen Lavenlagers.

Eine spätere Eruption hatte der Jorullo im Jahre 1819; sie war von heftigen Erdbeben begleitet. Allein leider befand sich seitdem kein europäischer Reisender an der Stelle. Die einzige bis jezt bekannt gewordene Thatsache ist die auf Guanaxuato, 140 englische Meilen vom Jorullo entfernt, gefallene Asche. Ihre Menge war so ungeheuer, daß sie 6″ hoch in den Straßen lag. Der Thurm von Guadalaxara stürzte bei der Erderschütterung ein u. s. w.

Besondere Auszeichnung ist der Insel Java schon

durch ihre Lage verliehen, und sie würde ohne Zweifel mehr Licht über manche Beziehungen vulkanischer Phänomene verbreiten, über Ursachen und Wirkungen unterirdischer Feuergewalten, wären die einzelnen Thatsachen genauer bekannt.

Ueber die Frühgeschichte des Eilandes, über die Zeit, in welcher ihm die gegenwärtige Gestalt geworden, bestehen mehrere Vermuthungen. Es soll sich selbst in Ueberlieferungen das Andenken erhalten haben, daß Java einst gewaltsam losgerissen worden von andern nachbarlichen Inseln. Dieß wissen wir aus Berichten von Reinwardt, Raffles, Horsfield u. a.

Ein Zug von Feuerbergen, eine große verbundene Kette folgt in ziemlich gerader Richtung der Längenerstreckung des Eilandes aus O. nach W. Die Berge scheinen auf einzelnen Querspalten zu liegen, welche die Grenzen von Java nicht überschreiten dürften. Am meisten gedrängt sieht man die Vulkane gegen die Mitte der Insel, und alle diese Höhen steigen aus einer, das Meeresniveau wenig überragenden Ebene empor. Jeder Berg stellt sich gleichsam als ein für sich Bestehendes dar, als durch Ursachen emporgetrieben, die unabhängig waren von jenen, welche das Entstehen nachbarlicher Berge bedingten; auch fanden, so scheint es, nie oder nur höchst selten gleichzeitige Eruptionen mehrerer Vulkane statt. Einige dieser Höhen, deren schroffes Gehänge durch tiefe Furchen bezeichnet ist, messen 7000 bis 9000 Fuß über dem Meeresniveau. Der Tankuban Prau oder Prahu — dessen Hauptmasse aus Basalt bestehen soll, zum Theil in gewaltige Säulen abgesondert — zeichnet sich durch seine abgeschnittene Kegelform aus. Der Boden seines trichterähnlichen Kraters, des größten auf Java, der durch Basalte hindurch sich aufgethan, hat über 900 Fuß im Umfang. Die alten Schlünde des Patouha und des Talága-Bodas sind zu Seen umgewandelt u. s. w. Mineralwasser, Thermen und Naphthaquellen werden häufig am Fuße und auf den Gehängen solcher Berge getroffen u. s. w. Ergießungen von Lavenströmen bemerkte man auf dem ostindischen Eilande so selten, wie bei den Feuerbergen der Andeskette. Allein dieser Eigenthümlichkeit liegen nicht die nämlichen Ursachen zum Grunde. In Amerika hindert, wie wir wissen, die übergroße Höhe der Berge das Hervortreten solcher Ströme; auf Java dürften die vulkanischen Gewalten der Oberfläche so nahe seyn, daß sie öfter aus neuen Bergen ausbrechen, als daß Eruptionen aus schon vorhandenen Schlünden erfolgen. Damit steht ohne Zweifel auch die Thatsache im Verbande, daß auf Java, die Bebungen ausgenommen, welche einem Ausbruche in seiner unmittelbaren Nachbargegend vorangehen, Erschütterungen der Erde zu den seltenen Erscheinungen gehören.

Den Gunung-Guntur abgerechnet, der etwas außerhalb der eigentlichen Vulkanenreihe liegt, kennt man, seit länger als drei Jahrzehnten, von keinem Feuerberge Java's Erguß von Lavenströmen. Selbst die Spuren solcher Erscheinungen aus alter Zeit zeigen sich meist nicht bedeutend. Jener Vulkan aber, der Donnerberg — dies ist die Bedeutung der javanischen Worte Gunung und Guntur — dessen Erzeugnisse weit verbreitet und durch viele denkwürdige Erscheinungen ausgezeichnet sind, hat Ueberbleibsel von fünf Lavenströmen aufzuweisen, welche man vom Bergfuße bis zum Gipfel verfolgen kann, jedoch nicht ohne Unterbrechung, denn stellenweise liegen sie verborgen unter vegetativer Decke. Vom jüngsten wird das Jahr 1800 als Ausbruchzeit genannt, und dieser Strom ist deutlicher zu erkennen. Am Berggehänge zeigt er sich nur ungefähr zehn Fuß breit; allein je näher dem Fuße, um desto mehr nimmt seine Breite zu, so daß derselbe stellenweise 300 Fuß und mehr mißt. Er schritt auf eine Weite von etwa 1200 Fuß vor und endigt plötzlich in einem 20 Fuß hohen Haufwerke von Lavenblöcken. Auf seiner Oberfläche hat der Strom die gewohnte Erscheinung gewaltsam über einander geschobener einzelner Blöcke und verschlackter Massen aufzuweisen, deren manche unvollkommene Ausbildung zur Säulenform zeigen. Aber Auswürflinge, mitunter Blöcke wie kleine Felsen, lieferten die Eruptionen, welche in den letzten zwölf Jahren auf Java eintraten, und die Menge derselben war so gewaltig, daß weit ausgedehnte Landstriche damit überdeckt wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

An den Bruder
(mit einem Lichtschirm).

Lang besann ich mich vergebens,
Dich, mein Bruder, zu erfreu'n,
Da, am Ende meines Strebens,
Fiel mir noch der Lichtschirm ein.

Deine Augen soll er schützen,
Wenn Du schreibst in später Nacht;
Freilich wird er wenig nützen
Gegen andrer Augen Macht.

Schützt er nicht vor allen Lichtern,
Nimm ihn dennoch freundlich an;
Denn von lichten Angesichtern
Wird nur lieblich Leid gethan.

Luise Sch.

№ 1.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 3. Januar 1832.

Nachricht über ein neugriechisches Malerbuch.

Vorgetragen
in einer Sitzung der philosophisch-philologischen Klasse der Königl. Akademie der Wissenschaften in München am 6. August 1831,
vom
Herausgeber.

In den Jahren 1827 bis 1829 hielt sich hier ein griechischer Maler, Euthymios Dimitri, aus Paläo-Patra im Peloponnes, auf, der durch die Unfälle der griechischen Revolution erstlich nach Wien verschlagen und dann durch den Ruf der guten Aufnahme, welcher die Griechen sich hier erfreuen, hieher gezogen worden war. Er hatte, seiner Aussage nach, früher mehrere Kirchen in Griechenland und Macedonien mit Gemälden verziert, und besaß einige technische Fertigkeit in der bei den Griechen gewöhnlichen Tempera-Malerei, dabei aber wenig Einsicht in die Zeichnung, welchen Mangel er hier durch eifriges Studium der Antike und des lebenden Modells doch nur nothdürftig zu decken vermochte. Als die griechische Kapelle in unsrer Stadt eingerichtet wurde, erhielt er den Auftrag, die Bilderwand vor dem Sanctuarium mit Gemälden zu verzieren, und er vollendete diese Arbeit so gut es in seinen Kräften stand, indem er die griechischen Vorstellungsweisen mit einer bessern Ausführung zu vereinigen suchte als ihm früher möglich gewesen war.

Unter den von ihm gemalten Bildern der Altarwand, welche den Heiland, die heilige Jungfrau mit dem Kind, beide thronend, und Johannes den Täufer, dann die Verklärung, das Abendmahl und die Dreieinigkeit vorstellen, sind die des Heilands und des Vorläufers Johannes allein merkwürdig. Christus ist in der Kleidung des griechischen Patriarchen abgebildet; er sitzt auf einem goldenen Throne, in der Linken das Buch des Evangeliums, worauf die griechischen Worte stehen: „Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolget, wird nicht in der Finsterniß wandeln, sondern das Licht des Lebens haben.“ Die Rechte erhebt er zur Segnung, wobei nach griechischer Art der Zeige-, Mittel- und kleine Finger ausgestreckt, der Daumen und Goldfinger auf besondere Weise zusammengelegt sind. [1]) Sein bärtiges Haupt ist mit der goldenen Krone [2]) bedeckt, sein purpurnes Untergewand [3]) mit goldenen Armbändern [4]) geziert, und ein darüber liegendes breites goldenes Band [5]) kommt unten an den Füßen unter dem Saume des Obergewandes zum Vorschein. Dieß Obergewand [6]) ist golden, und mit einer auf dem Knie hängenden viereckigen Stickerei [7]) geschmückt, welche das Bild des auferstehenden Heilandes enthält, und über die Schultern hängt noch ein breites weißes Band mit goldenen Kreuzen. [8]) Die Uebereinstimmung dieser Tracht mit dem griechischen Bischofsschmuck kann man aus dem Musaik der Kirche San Vitale zu Ravenna, welches die Einweihung der Kirche durch den Bischof Maximian im J. 547 vorstellt, [9]) dann aus griechischen Miniaturen des eilften und zwölften Jahrhunderts [10]) ersehen, und selbst in einer lateinischen Miniatur des eilften Jahrhunderts [11]) findet sich ein ähnliches Costüm.

---

1) Vergl. u. a. das rohe Elfenbeinschnitzwerk aus S. Michele di Murano (wohl dem neunten und zehnten Jahrhundert angehörig) bei Gori Thes. diptych. III. tav. 8. wo auch der kleine Finger an den Daumen gelegt erscheint, wie es nach der strengen Regel ist. Vergl. Gori ibid. p. 193.

2) μίτρα.

3) σιχάριον, tunica.

4) ἐπιμάνικα, supermanicalia.

5) ἐπιτραχήλιον, stola.

6) σάκκος, casula.

7) ἐπιγονάτιον, supergenuale.

8) ὠμοφόριον, pallium. Vergl. Du Cange Gloss. ad script. med. et infim. Graec. I. tab. III. n. 8. 9. expl. Goar Euchologion Graecor. ed. II. p. 95. 184.

9) S. Ciampini Vetera Monim. II. tab. 22, wo die Abbildung jedoch höchst unvollkommen ist.

10) S. d'Agincourt Peint. pl. 54. 58. Vergl. Goar Euchologion Graecorum. ed. II. Venet. 1730. p. 96—98. Viele Figuren dieser Art im Menologium Basilii, Urbino 1727 fol. und in den Ephemerides Graeco-Moscae in Act. Sanct. Mens. Maji T. I. ad pag. XXIV. ff.

11) Bei d'Agincourt Peint. pl. 53.

Johannes der Täufer ist mit braunem Haar und Bart, in härenem Untergewand und dunkelgrünlichem Mantel vorgestellt, jedoch mit großen weißen Flügeln, weil er als Erzengel betrachtet wird. Er segnet mit der erhobenen Rechten wie Christus. In der Linken hält er ein Spruchband, worauf die Worte geschrieben sind: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe, darum bringet Früchte der Buße würdig, denn es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt; welcher Baum nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und in das Feuer geworfen.“ Dieß zu versinnlichen, steht neben ihm ein Baum, an dessen Wurzel eine Axt liegt.

Diese Vorstellungen sind zwar nicht ganz ausschließlich, da z. B. Christus auch häufig in demselben Untergewand und Mantel, wie in der lateinischen Kirche abgebildet wird, aber doch vorschriftmäßig, d. h. durch kirchliche Bestimmungen sanctionirt. Als Codex solcher Bestimmungen diente unserm griechischen Maler die Handschrift, von welcher ich hier eine kurze Nachricht geben will. Dieses Buch von etwa 150 Seiten in klein Oktav ist eine nachläßige und durch oftmalige neuere Wiederholung verderbte und fehlerhafte Abschrift eines in der griechischen Sprache des Mittelalters verfaßten Malercodex, über dessen Entstehung jedoch keine Zeitangabe sich vorfindet; vielleicht auch eine Sammlung verschiedener älterer Malervorschriften, da manche Abtheilungen ziemlich unvollständig und unzusammenhängend erscheinen. Doch rühren sie der Sprache nach sämmtlich aus einer Zeit, nämlich aus der zwischen dem zehnten und funfzehnten Jahrhundert her, ausgenommen der letzte Abschnitt, welcher sich durch das gänzlich verderbte Griechisch als ein ganz moderner Zusatz kenntlich macht.

Das Buch ist ohne Titel; vorne steht eine Vorrede allgemeinen Inhalts, welche mit den Worten beginnt: „Allen Liebhabern und Beflissenen der Malerkunst unsern Gruß in Gott.“

Darauf folgt der erste Abschnitt mit der Ueberschrift: „Hier beginnt mit Gott die Auslegung der Malerwissen-„schaft, welche Ansehen und Gestalt der Heiligen des gan-„zen Jahrs und die Inschriften derselben begreift, so wie „noch einiges Andere derselben Wissenschaft bis hinauf an „das Gewölbe der Kuppel.“ [1]) Die Anweisung beginnt nun unmittelbar mit dem letztgenannten Theil, nämlich mit einer Vorschrift, das Kuppelgewölbe mit den Bildern Christi, der Engel, der Propheten und Evangelisten zu verzieren.

Ein zweiter Abschnitt beschreibt die Verzierung der Halbkuppeln [1]) mit dem heiligen Schweißtuch, dem heiligen Ziegel (in welchen das Bildniß Christi eingedruckt war) mit der Gestalt des Erlösers selbst auf einem Weinstock, auf dessen Zweigen die 70 Apostel sitzen, nebst kurzer Angabe der Gestalt und Schicksale derselben und zwei kleinen Excursen über die Fragen: „Welche der Apostel Fischer waren?“ und: „welchen Tod die eilf Apostel starben?“

Den Inhalt des dritten Abschnittes bildet die Anweisung, mit welchen Gegenständen die übrigen Theile der Kirche zu verzieren seyen, wobei jedoch nicht die Art der Darstellung angegeben ist, sondern nur jedesmal die Schriftstellen, aus welchen sie zu entnehmen sind.

Endlich wird noch angegeben, welche Vorstellungen an das Bandgewölbe unter der Kuppel gegen den Altar zu, [2]) welche an den Rand der Kuppel, [3]) und welche in eine zweite Kuppel kommen sollen, also eine Erweiterung der Vorschrift für eine größere Kirche.

Eine zweite größere Abtheilung enthält eine andere Anweisung zur Auszierung einer Kirche, deren Kuppelbild Gott Vater vorstellen soll. Am Anfang scheint jedoch eine Zeile zu fehlen, und die Angabe der übrigen Vorstellungen, welche sich größtentheils auf die griechischen

---

[1]) Ἀρχὴ σὺν Θεῷ ἁγίῳ τῆς ἑρμηνείας τῆς ζωγραφικῆς ἐπιστήμης περιέχουσα τάτε εἴδη καὶ σχήματα πάντων τῶν Ἁγίων τοῦ ὅλου ἐνιαυτοῦ καὶ τὰ ἐπιγράμματα αὐτῶν, καὶ ἄλλα τινὰ τῆς αὐτῆς ἐπιστήμης ἄνω εἰς τὴν τροῦλαν τοῦ κουμπέ. Τροῦλα i. q. τροῦλλα, τροῦλλος, ursprünglich i. q. θόλος, Rundmauer, welche eine Kuppel trägt. Tambour, worauf die Kuppel ruht, dann die Kuppel selbst; s. Du Cange Constantinopolis Christiana l. III. pag. 29. c. XXXIII. Muro hemisphaerii testudo orbiculata, in sphaerae modum compacta, incumbit. Hanc vulgo θόλον vocant graeci scriptores. Est autem θόλος, ut est apud Hesychium, στρογγυλοειδὴς οἶκος, seu ut est apud Isidorum et Papiam, eminens rotunditas et fastigium Templi. Vergl. Du Cange Glossar. s. v. τροῦλλα. — Κουμπέ i. q. κοῦμπα, κοῦπα, crater, catinus, bedeutet hier die ganze Höhe des Kuppelbaues, (vergl. Du Cange ibid. s. v.) nicht den Baldachin über dem Altare, wie es nach Goar Euchologion p. 10 verstanden werden könnte, der die Decke dieses Baldachins ebenfalls Trullus nennt.

[1]) Κάμαραι, testudines, fornices. S. Leo Allatius de templis Graecor. recentioribus ep. II. p. 39: καμαρωτὰ sunt, quae in fornicem desinunt, et arcuato opere, ac tecto conflexo conteguntur, ad similitudinem si aliunde etiam exempla sumenda sunt, pergularum hortensium etc.

[2]) Προσκομιδή, eigentlich offertorium, sonst der Theil der Messe, worin die Oblatio sacrificii geschieht, daher auch die Nische zur Rechten im Chore, worin dieselbe vollzogen wird, (s. Du Cange Gloss. s. v.); hier die vordere Ansicht des Bogens über dem Chore, unter welchem das Meßopfer gefeiert wird.

[3]) Εἰς τὸν γύρον τοῦ κουμπέ.

Feste beziehen, ist sehr kurz und ungenügend. Den längsten Theil dieser ganzen Anweisung nimmt die Angabe der heiligen Wunderthäter und die Litaney der Märtyrer ein.

Ein folgender Abschnitt enthält noch Sprüche, die über die Eingangsthüre der Kirche kommen sollen, wenn die Erzengel Michael und Gabriel daselbst vorgestellt werden, und darauf folgt ein kurzer Schluß, nebst dem Datum: im Jahr 1741 am 5. März; jedoch ohne Erwähnung des Schreibers.

An diesen Schluß aber reiht sich eine neue Abtheilung oder vielleicht ein zweites Buch dieser Art, worin Vergleichstellen und Sprüche aus dem alten Testamente für die sämmtlichen Darstellungen, dann die Litaney der Heiligen, der Maria u. s. w. enthalten sind.

Hierauf folgt eine Anweisung, die Vorhalle [1]) der Kirche zu verzieren, die eine ausführliche Vorschrift zur Darstellung des jüngsten Gerichtes enthält; und dieser folgt noch eine Angabe der 7 heiligen ökumenischen Synoden.

Den Schluß endlich macht die erwähnte moderne technische Anweisung zur Malerkunst. Die Ueberschrift lautet: „Auslegung der Malerkunst, und zwar von den „natürlichen Maaßen des Menschen; wie viele Köpfe „oder Theile der ganze Körper des Menschen hat." [2]) Der Anfang giebt sogleich eine gute Probe von der hier mitgetheilten Wissenschaft, und erinnert an die langen gedehnten Figuren auf russischen Bildern: „Erkenne, o „Mensch und Schüler, daß der ganze Mensch neun Köpfe „lang ist." In einer zweiten Vorschrift heißt es: „Wenn „du die Maaße nach der kretischen Regel [3]) finden „willst, so theile den Raum, in welchen du zeichnen willst, „in acht Theile. [4]) In den ersten zeichne den Kopf, in „die übrigen sieben den übrigen Leib. [5]) Theile den Kopf „wieder in vier Theile, und setze die Augen in die Mitte „u. s. w."

Vorschriften, die Farben zu bereiten, die goldenen Buchstaben aufzutragen, und dergl. beschließen das Buch, an dessen Ende das Datum des letzten Abschreibers, jedoch ebenfalls ohne dessen Namen, steht: „Am 5. August 1820."

Es schien mir nothwendig, über Inhalt und Beschaffenheit des Buches erst im Allgemeinen Rechenschaft zu geben, ehe ich versuche, die Abschnitte herauszuheben welche mir sowohl in kunsthistorischer als in künstlerischer Hinsicht eine nähere Betrachtung zu verdienen scheinen. Aus der unbeholfenen, handwerksmäßigen Weise, in welcher das Buch zusammengeschrieben ist, erklärt sich der Mangel an Verbindung, so wie die Ungleichheit in der Behandlung der einzelnen Abschnitte. Es liefert in der That ein Bild von dem Zustande der Kunst selbst, deren großartige Elemente durch äußeres und inneres Mißgeschick unentwickelt blieben, so daß sie Jahrhunderte hindurch in Leblosigkeit beharrte, und zu der Nichtigkeit herabsank, in der wir sie in ihren jetzigen Werken und am Ende dieses Buches erblicken.

Zu den bedeutendsten Theilen der Handschrift gehört ohne Zweifel der erste Abschnitt, welcher die Anweisung zum Ausmalen eines großen Kirchengebäudes enthält, d. h. die vollständige Angabe der Bilder, so wie der Räume, welche sie einnehmen sollen, und die theilweise Angabe, wie die Darstellungen selbst zu fassen seyen. Das Gebäude, welches vorausgesetzt wird, ist ein großes kreuzförmiges, mit einer Kuppel und drei Halbkuppeln [1]) in der Art, wie fast alle griechische Klosterkirchen und viele der, von den Türken nicht zu Moscheen verwendeten, älteren griechischen Kirchen gebaut sind. Ein Umstand, welcher ebenfalls für das Alter der Tradition spricht, da nach der Eroberung von Constantinopel durch die Türken schwerlich ein so großes kirchliches Gebäude der Griechen noch mit Wandgemälden verziert worden ist. Die Wahl der Gegenstände ist hier größtentheils so allgemein kirchlich, ja evangelisch, daß sie für jede Confession passend seyn würde; in der folgenden Abtheilung ist die Anordnung mehr auf die Verehrung der Heiligen und der Märtyrer berechnet. Ohne Zweifel richtete sich dieß immer einigermaßen nach dem Heiligen, welchem die Kirche geweiht war. Eben dieser Veränderlichkeit wegen sind wohl auch in der zweiten Abtheilung bloß die Gegenstände angegeben und die Räume, welche sie einnehmen sollen, fast gänzlich der Willkühr des Künstlers anheim gestellt. Merkwürdig ist, daß in keiner dieser Anordnungen irgendwo der Altarwand [2]) gedacht wird, die in den griechischen Kirchen, als Nachahmung des Vorhangs in der Stiftshütte und dem salomonischen Tem-

---

1) Ἄρθικα, ἄρθηξ, s. Du Cange Gloss. s. v. i. q. νάρθηξ.

2) Ἑρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς τέχνης. ἤτοι τοῦ νατουράλου (del naturale) εἰς τὰ μέτρα τοῦ ἀνθρώπου. πόσα κεφάλεια, ἤτοι πόσα μέτρα γίνεται ὅλον τὸ σῶμα τοῦ ἀνθρώπου.

3) εἰς τὸ κρητικόν. Auch im christlichen Griechenland fanden sich also noch verschiedene Kunstschulen.

4) μέτρα.

5) ὅλον τὸ κορμί, corpo, corpus.

---

1) Nicht von der einfachen Bauart in Gestalt eines bloßen Langhauses, welche bei Goar. Euchologion ad pag. 11 17. 21. verzeichnet ist.

2) δρυφάκτα τοῦ ἱερατείου, ἱερὰ κιγκλίδες, κάγγελα, καγκέλλα (cancelli). S. Leo Allatius de templis Graecor. recent. ep. 1. pag. 18 — 20. Von den heutigen Griechen τεμπλόν, templum, genannt. Die Thüren, welche zu dem, hinter dieser Wand stehenden Altare führen, heißen ἅγιαι θύραι, ἅγια θύρια. Vergl. du Cange Glossar. I. expl. tabell. 3.

pel, das Heiligthum oder den Chor[1]) von der Gemeinde[2]) sondert, und von der frühesten Zeit bis jetzt unter den Griechen herkömmlich, ja in neuerer Zeit die vorzüglichste Stelle für Bilder ist. Es läßt sich dieß bloß daraus erklären, daß die Vorstellungen des Heilandes, der Mutter Gottes, Johannes des Täufers und endlich des Heiligen, welchem die Kirche geweiht ist, durch kirchliche Vorschrift auf jeder Altarwand gefordert werden, die übrigen allenfalls noch darauf anzubringenden Bilder aber willkührlich sind.[3])

In die Kuppel soll, nach der ersten Anweisung, Christus gemalt werden, und die Vorschrift dazu lautet also: „Zuerst ziehe einen Kreis und male darein Christus „den Allmächtigen;[4]) auf die Brust gieb ihm das „Evangelium, und im Kreise herum schreibe Folgendes: Vom „Himmel schaute der Herr herab und sahe alle, die die „Erde bewohnten.“ Oder: „Herr schaue vom Himmel „herab, und siehe diesen Weinstock und befruchte ihn, den „deine Hand erschaffen hat.“ Christus ist hier als eins mit dem Vater gedacht, und daher mit dem Epitheton des Allmächtigen versehen, welcher eigentlich diesem zukommt, daher auch im Spruch als Schöpfer bezeichnet.

„In den Kreis male die heilige Jungfrau,[5]) „und den Vorläufer (Johannes den Täufer),[6]) die „Engel, Erzengel, die Tugenden,[7]) Kräfte,[8]) „Gewalten,[9]) Fürstenthümer,[10]) Throne,[11]) „die Sechsflügligen (Seraphim)[12]) und Vielaugigen (Cherubim),[13]) welche jauchzen und sprechen: „Heilig, heilig, heilig der Herr Zebaoth, gepriesen „der da kommt im Namen des Herrn, der da ist und „bleibet in Ewigkeit.“

Weiter abwärts folgen im Kreis umher die Propheten, deren jeder ein Spruchband hält, auf welchem eine charakteristische Stelle seines Buchs geschrieben steht.

Nach den Propheten folgen die vier Evangelisten, es ist nicht ausdrücklich gesagt, wo? wahrscheinlich in den Zwickeln der Pfeiler, welche die Kuppel tragen. Matthäus soll als Mensch, Markus als Löwe,[1]) Lukas als ein junger Ochse,[2]) Johannes als Adler vorgestellt werden, alle schreibend, und zwar jeder den Anfang seines Evangeliums.

Die Auszierung, welche hierauf für die drei Halbkuppeln angegeben wird, besteht, wie schon oben bemerkt, in den zwei Abbildungen Christi, nämlich dem heiligen Schweißtuch und dem heiligen Ziegel, und in der Figur Christi selbst. Die Abbildungen Christi sollen in den Halbkuppeln zu beiden Seiten, welche die Kreuzesarme decken, die Figuren Christi in den mittlern, welche den Chor bedeckt, angebracht werden. Christus selbst soll auf einem Weinstock dargestellt werden, dessen Zweige die siebenzig Apostel tragen.

Unter die Halbkuppel zur Rechten oder in die Nische des rechten Kreuzesarms soll die Verklärung;

ihr gegenüber in den Kreuzesarm zur Linken die Auferstehung;

und an die Wand des Chors, unter der mittleren Halbkuppel die heilige Jungfrau gemalt werden, welche die Erzengel Michael und Gabriel umgeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1) ἅγιον βῆμα, θυσιαστήριον, ἱλαστήριον, ἄψις. Leo Allat. ibid. p. 21. 22.

2) Der mittlere Theil der Kirche unter der Kuppel heißt ὀμφαλός. Leo Allatius. ibid. p. 14.

3) Diese Notiz verdanke ich dem Herrn Archimandriten M. Apostolides dahier.

4) Πρῶτον γύρισον τροχόν, καὶ ἰσόρησον τὸν, Χ'ν παντοκράτωρ (sic). εἰς τὸ σῆθος μεν τὸ εὐαγγέλιον, γύρωθεν γράφε οὕτως etc.

5) τὴν παναγίαν.

6) τὸν πρόδρομον.

7) Δυνάμεις (virtutes).

8) Ἐξουσίας (potestates).

9) Ἀρχάς (principatus).

10) Κυριότητας (dominationes).

11) Θρόνους.

12) Ἑξαπτέρυγα, Jesaias, 6. 2.

13) Πολυόμματα. Die gewöhnliche Anordnung der Hierarchien ist hier nicht völlig beibehalten. — Vergl. die angeblichen Schriften des Dionysios Areopagyta, übersetzt von Engelhardt II. 22. Kosegartens Legenden I. 26. Wessenberg. die christlichen Bilder. I. 362. Es ist mir nicht bekannt, ob die sämmtlichen Classen der Hierarchien jemals in der bildlichen Vorstellung genau unterschieden worden sind. Auf griechischen und lateinischen Tempera-, Miniatur- und Musiv-Gemälden und Schnitzwerken findet man die Seraphim als Köpfe mit sechs Flügeln, auch zuweilen die vieläugigen Cherubim in ganz menschlicher Gestalt, die sechs Flügel mit vielen Augen besetzt, (vergl. z. B. das vatikanische Dyptichon aus Elfenbein bei Gori Thes. vet. Diptych. III. tab. 22.; die vorhergenannten aber, die Tugenden, Kräfte, Gewalten, Fürstenthümer wurden, wie es scheint, sämmtlich in menschlicher Gestalt und wenig unterschieden, vorgestellt. Nur die Räder der Apokalypse kommen noch in Miniaturen vor.

1) Ὅμοιος λέοντι.

2) Μόσχος. Die Bildung der drei letzten Evangelisten in der Gestalt ihrer Attribute kommt auch in der lateinischen Kirche häufig vor, z. B. am Musaik des Triumphbogens in der abgebrannten S. Paulskirche zu Rom, (s. Gutensohn und Knapp, Denkmäler der christlichen Religion); selbst auf einem Gemälde von Fiesole in der florentinischen Akademie sieht man sie noch, zwar in menschlicher Gestalt, aber mit Thierköpfen abgebildet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 2.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 5. Januar 1832.

Nachricht über ein neugriechisches Malerbuch.

(Fortsetzung.)

Die Vorderwand der Kirche (d. h. die innere Seite derselben) oberhalb der Thüre soll die Kreuzigung einnehmen, wobei der Hauptmann spricht: „Dieß ist in Wahrheit der Sohn Gottes gewesen;“ der Schächer zur Rechten, ein Mann aus Jericho: „Gedenke meiner, o Herr, wenn du in dein Reich eingehest;“ der zur Linken aber, ein Galiläer, lästert.

Diesem Bilde schließen sich im Schiff (und vielleicht auch am Gewölbe desselben; die Räume finden sich nicht näher bezeichnet) die Darstellungen aus dem Leben Christi an:

Christi Geburt,
der bethlehemitische Kindermord,
die Heimsuchung,
die Taufe im Jordan,
die Auferstehung des Lazarus,
der Einzug in Jerusalem,
die Ueberzeugung des Thomas,
die Mesopentekoste, d. h. wie Christus im Tempel lehrt,
die Himmelfahrt Christi,
das Pfingstfest; ferner
die Wunder Christi,
die Parabeln Christi,
die Passion,
die Auferstehungsgeschichte,
das Abendmahl.

In das Bandgewölbe unter der Kuppel gegen den Chor zu soll man Christus als Oberpriester, auf einem Throne sitzend,

an den Rand der Kuppel nach Belieben die Kirchenväter, und unter ihnen die Abnahme vom Kreuz, das Opfer Abrahams, das Opfer Abels und Kains, das Opfer Jephta und die drei Männer im Feuerofen malen.

In einer zweiten Kuppel endlich könne die heilige Jungfrau angebracht werden, und in drei Kreisen umher die Engel, welche sie anbeten; darunter die Jakobsleiter, der feurige Busch, Daniel in der Löwengrube nebst mehreren Heiligen und Märtyrern.

Die Angaben dieses Abschnittes berücksichtigen in ihrer Aufeinanderfolge, die ich beibehalten habe, weder die architektonische, noch die historische und ideelle Folge der Gegenstände. Vergegenwärtigt man sich aber den Eindruck, den diese Anordnung der Bilder im Innern des Gebäudes machen mußte, so wird man sich überzeugen, daß sie mit großer Klarheit und wahrhaft poetischem Gefühl, ja mit einem Schönheitssinn entworfen ist, den man hier kaum erwarten sollte. Sie faßt die Hauptgegenstände des christlichen Bilderkreises in einen reichen und vollständigen Cyclus, in welchem Historisches und Symbolisches sich glücklich vereinigt; dabei ist die räumliche Entgegenstellung der bedeutendsten Bilder ganz geeignet, eine ergreifende Wirkung hervorzubringen. Der in den Tempel Eintretende sollte an den Seitenwänden zu seiner Rechten und Linken erstlich die Hauptbegebenheiten aus dem Leben Christi, seine Wunder, seine Lehren und Leiden sehen; wandte er sich dann nach Westen, dem Eingang der Kirche zu, so stand ihm das Bild der Kreuzigung vor Augen, denn nach Sonnenuntergang hatte der Herr, als er starb, seine Blicke gewendet. Aber Sonnenaufgang zu, woher dem frommen Beter das göttliche Licht strahlt, [1]) fand er in den Kreuzesarmen zur Rechten und Linken die Bilder der Verklärung und Auferstehung, in der Nische des Chors die Glorie der heiligen Jungfrau, und darüber in der Halbkuppel Christus mit den siebenzig Aposteln. Am Gewölbebogen über dem Altar sah er den Heiland thro-

[1]) Ad lucis ortum, ad partem mundi digniorem, ad paradisi terrestris, unde exulamus, regionem, ad Christum cujus pedes stant ad Orientem, quique moriturus occasum respexit, relicto ad occiduas partes orandi Hebraeorum studio: ad Orientem inquam, imo potius ad Deum a quo caelestis boni influxus demittitur, precaturi ex Apostolica traditione, Graeci pariter ac Latini convertimur. Goar Euchولog. p. 23.

nend als obersten Priester, und endlich zuhöchst in der Kuppel zeigte sich der Sohn Gottes in der Herrlichkeit, als Schöpfer und Herrscher der Welt, umgeben von den himmlischen Heerschaaren, den Verkündigern des alten Bundes und den Sinnbildern seines Opfertodes, darunter aber erschienen die Verkündiger des neuen Bundes.

Ueber der Eingangsthüre von außen sollte, wie weiterhin gesagt ist, der Erzengel Michael gemalt werden, der mit flammendem Schwert alle Unheiligen abhält, die geweihte Schwelle zu betreten.[1]) Das jüngste Gericht aber wurde in der Vorhalle angebracht, denn sie war der Ort der Buße, der Ort, wo die Sünder stehen und die eingehenden Frommen anflehen mußten, für sie zu beten.[2])

Nach Art dieser Vorschrift ist die Klosterkirche des heiligen Johannes auf Pathmos ausgeziert. Im Mittelpunkte der größten ihrer fünf Kuppeln sieht man den Erlöser als allmächtigen Herrscher der Welt in kolossaler Gestalt. Die Vorstellungen aus dem Leben des Heilands in den Kreuzesarmen und auf den Wänden des Schiffs haben Figuren in Lebensgröße. Diese Gemälde sind vielleicht aus dem dreizehnten Jahrhundert.[3])

Bei der Starrheit, in welcher die griechische Malerei seit einem Jahrtausend geblieben ist, bei ihrer gänzlichen Entfernung von aller Kenntniß der Fortschritte, welche die Kunst im Abendlande gemacht hat, lassen sich in den Vorschriften unseres Malerbuchs nur alte Traditionen erwarten. Fragt man aber, wie weit dieselben zurückreichen möchten, so dürfte der äußerste Punkt die Synode von 842 seyn,[4]) welche die Bilderstürme beendigte, und allein gemalte Bilder für zuläßig erklärte, mit der Bedingung, daß dieselben stets in gleicher Weise gefertigt werden sollten. Vor den Bilderstürmen ist nur von einzelnen Darstellungen die Rede, und es scheint sich in jenen früheren Jahrhunderten eine künstlerische Tradition nur zerstreut gebildet zu haben. Unter den in unserer Vorschrift angeführten symbolischen Vorstellungen wird die des Heilands, zwischen Maria und Johannes dem Täufer, umgeben von den Propheten und Aposteln, schon im Jahr 787 auf der zweiten nicänischen Synode erwähnt.[1]) Sie scheint später wegen ihres umfassenden Inhaltes als Hauptbild

[1]) Bei Goar ibid. p. 14 soll er auf den Vorhang gestickt seyn, welcher die mittlere Thüre der Altarwand schließt.

[2]) Balsamon in Can. 2. Dionys. Alex.: ὁ πρόναος τόπος δευτέρας ἐςὶ μετανοίας, ὁ τῶν ἀκροωμένων λεγόμενος etc. Gregorius: πρόκλαυσίς ἐςιν ἔξω τῆς πύλης τοῦ ευκτηρίου, ἔνθα ἑςῶτα τὸν ἁμαρτάνοντα χρὴ τῶν εἰσιόντων δεῖσθαι πιςῶν, ὑπὲρ αὐτοῦ εὔχεσθαι. S. Goar ibid. p. 18. Vergl. Symeon Thessal. de templo ibid. p. 181.

[3]) Nach einer mündlichen Mittheilung des Herrn Archimandriten Apostolides.

[4]) Durch die Vormünder Michaels III. und seine Mutter Theodora wurde hier der Bilderdienst hergestellt, und das Fest der Rechtgläubigkeit eingesetzt.

[1]) Zur Uebersicht dessen, was aus den Verhandlungen während der Bilderstürme über die in den Kirchenbildern gewöhnlichen Darstellungen bekannt ist, füge ich eine Anmerkung meines Freundes, Hrn. Dr. Engelhardt, Professor der Theologie in Erlangen bei, welche durch die handschriftliche Mittheilung der obigen Abhandlung veranlaßt wurde. Die erwähnte Notiz, die ich aus derselben geschöpft habe, wird man darin vollständig finden:

„Vom siebenten Jahrhundert an waren Bilder in den Kirchen herkömmlich. Die Opposition dagegen war wohl nicht vernichtet, aber der Gebrauch war allgemein. Da regte die Verordnung Leo des Isauriers (726), die uns leider nicht erhalten ist, den 116 Jahre lang dauernden Bilderstreit auf, der mit der Erlaubniß gemalter Bilder für die griechische Kirche (842) schloß. (Ueber diese Synode existiren keine Acten, aber die Nachrichten von derselben geben Theophanes unter dem Jahre (Script. Byzant.), dann der libellus Synodicus (in Sismondi opp.) und die Nachweisungen Baronius und Pagi T. XIV. p. 261). Statuen, runde und erhabene Bildwerke, wie die Griechen sich ausdrückten, alle Bilder, die man bei der Nase fassen könne, blieben verboten. Die vierte Actio der zweiten nicänischen Synode, welche 787 zu Gunsten der Bilder gehalten wurde, liefert eine Sammlung von früheren und späteren Zeugnissen für die Bilder, aus welcher wir dasjenige, was für den vorliegenden Zweck merkwürdig erscheint, beifügen wollen. Aus einer Lobrede des Chrysostomus auf den Meletius wird angeführt, wie die Antiochener das Bild dieses ihres geliebten Bischofs auf Ringen, Bechern, Trinkgefäßen und auf den Wänden ihrer Stuben gehabt hätten; aus einer andern Rede desselben Predigers eine Aeußerung über den Eindruck, den das Bild eines Engels, welcher Schaaren von Barbaren in die Flucht schlage, auf ihn gemacht habe. Gregor von Nyssa versichert in einer zu Constantinopel gehaltenen Predigt, daß er nicht ohne Thränen ein rührendes Bild von der Opferung Isaaks habe ansehen können; mit auf den Rücken gebundenen Händen kniee Isaak vor dem Altare, hinter ihm stehe Abraham, und fasse den Knaben an den Locken, um ihn an sich heranzuziehen, indem er mit bedauernder Geberde den Sohn anblicke; schon berühre das Messer den Leib des Knaben, da komme die göttliche Hülfe. Ein Bild, oder vielmehr Bilder, die denselben Gegenstand darstellen, erwähnt Cyrillus von Alexandrien. Man sah da einmal den Abraham mit dem Knaben auf dem Esel, die Knechte folgten; dann erblickte man den Ort, wo die Knechte zurückbleiben, dem Isaak Holz aufgeladen wird, und Abraham das Messer und Feuer mit sich nimmt. Diversis enim in locis, sagt Cyrill, pictura saepe visa, ubique pictoris artificio eandem repraesentabat facti rationem (nach der alten lateinischen Uebersetzung). — Ein auf der Synode gegenwärtiger Bischof Theodorus erzählt, er sey einst von Hofleuten bedrängt worden, da sey sein Diakonus zu ihm gekommen, und habe ihm gesagt, er habe im Traume den Metropoliten der Provinz gesehen, der ihm versichert habe, daß Alles gut für den Bischof ausgehen werde. Auf die Frage, wie der Metropolitan ausgesehen habe, habe der Diakonus ihn als einen Mann mit grauem Haare und rothem Gesichte geschildert, und er habe aus der Schilderung erkannt,

für die Kuppel, und, wenigstens den drei Hauptpersonen nach, durch kirchliche Vorschrift für die Altarwand bestimmt worden zu seyn. [1]) Wenn aber diese letztere Bestimmung auch vielleicht die einzige war, die ausdrücklich von der Kirche ausging, und von den Malern in keiner Weise abgeändert werden durfte, so mag sich doch, an die Symbole und andere Forderungen der Kirche sich anschließend, allmählig eine Sammlung künstlerischer Vorschriften gebildet haben, die vielleicht im zwölften Jahrhundert schon die Ausdehnung hatte, in der wir sie in unserem Malerbuche finden. Denn vom neunten bis zum dreizehnten Jahrhundert scheint die griechische Malerei, von welcher außer den wenigen Notizen, die Vasari giebt, fast nichts bekannt ist, in ihrem Mutterlande vorzüglich thätig und glücklich gewesen zu seyn. Die allgemeine Richtung des Geistes gab ihr Gelegenheit zu vielfachen religiösen Arbeiten, und die Kirche trug Sorge, daß diese Kunst nicht von Unwürdigen geübt wurde. [2]) Vom zehnten Jahrhundert an zeigen sich griechische Maler und Musaikisten in Italien, hauptsächlich an der Markuskirche in

---

daß dieser im Traum erschienene Mann der heilige Nikolaus gewesen sey. — Merkwürdig ist besonders ein Brief des heiligen Nilus an den Prokonsul Olympiodorus, folgenden Inhalts: Olympiodor hatte ihm geschrieben, daß er eine Kirche zu Ehren der Märtyrer bauen wolle, und ihn gefragt, ob er es für passend halte, daß er auf die Wände dieser Kirche Jagdgegenstände malen lasse, Netze, Haasen, Rehe, Jäger mit Hunden, sodann Fischer am Meeresstrande, die volle Netze an's Land ziehen, überdieß ex gypso omne id quod oculos pascere potest effectum. Nilus antwortet ihm: Lieber tausend Kreuze, als solche profane Geschichten in eine Kirche, (so daß also Olympiodor, wie es scheinen könnte, nicht an die allegorische Bedeutung der Jagd und des Fischfangs gedacht hatte). Er solle vielmehr vor Allem ein Kreuz an die Morgenwand der Kirche setzen. An die beiden Seitenwände sollten Geschichten des alten und neuen Testamentes gemalt werden, damit diejenigen, welche die heilige Schrift nicht lesen konnten, aus den Gemälden die Geschichten lernten. Die beiden römischen Legaten versichern, daß der römische Bischof Johannes in dem Tempel des Heilands in Rom beide Wände mit den Geschichten des alten und neuen Testaments habe bemalen lassen: hinc quidem Adam exeuntem paradisum, illinc vero latronem, paradisum ingredientem et reliqua. Aus der Lobrede des Patriarchen Sophronius von Jerusalem auf die heiligen Cyrus und Johannes wird die Beschreibung eines Bildes in einer Kirche zu Alexandrien angeführt: imaginem maximam et mirificam vidimus, repraesentantem in medio quidem picturam Domini Jesu Christi; Christi autem matrem et Dominam nostram Deiparam semper Virginem Mariam a sinistris, a dextris vero Baptistam, Salvatoris nostri praecursorem, qui in utero saltu illum indicaverat. Praeterea Apostolorum et Prophetarum choros aliquos et martyrum coetus, qui ante imaginem collocati, genibus flexis et capitibus in solum inclinatis, ante Dominum procidebant. Ein Mönch Thomas versichert, daß dieses Bild noch vorhanden sey (in templo tetrapylo dicto Alexandriae).

Ein Hauptmoment scheint mir bei dieser Untersuchung in dem Grunde zu liegen, welchen alle Vertheidiger der Bilder für ihre Nothwendigkeit anführen, daß sie nämlich für die des Lesens Unkundigen die Schrift ersetzten. Wenn dieser Nutzen vollständig erreicht werden sollte, so mußte eine verhältnißmäßig vollständige Reihe von Bildern in einer Kirche angebracht werden, oder es lag wenigstens der Gedanke nahe, sich alle disponiblen Flächen einer Kirche so bemalt zu denken, daß sie einen Cursus alt- und neutestamentlicher Geschichte darstellten. Ich zweifle jedoch, ob hierüber kirchliche Vorschriften oder künstlerische Traditionen vor dem zehnten Jahrhundert zu finden seyn werden. Während des Bilderstreits war gewiß noch keine solche Vorschrift vorhanden; man würde sonst bei den Befehlen, die Bilder aus den Kirchen zu werfen, oder zu überweißen, eine Erwähnung davon erwarten können, und noch vielmehr bei der Wiederherstellung der Bilder, die während des Streites erfolgte. Auffallend könnte es scheinen, ist aber erklärlich, daß in der genauen Beschreibung, welche Constantinus Porphyrogennetus im zehnten Jahrhundert von allen am Feste der Rechtgläubigkeit zu beobachtenden Ceremonien macht, (de caerimoniis aulae Byzantinae l. I. c. 28. T. I. p. 92. ff.) keine Bilder erwähnt werden. Noch ist bemerkenswerth, daß die Synode von Constantinopel 869 (can. 7) verordnete, daß die Bilder nicht von unwürdigen Leuten, von Gebannten gemalt werden sollten, was für die strenge Aufsicht der Kirche über alles zur Kirchenmalerei Gehörige zeugt."

[1]) Vergl. Goar in Euchology. Graec. p. 15, welcher die dort angeführte Stelle des Symeon von Thessalonich ebenfalls auf die Altarwand deutet: Non omiserim hic libens, quod ubi de Solea (dem Raum vor der Altarwand) mentionem egit Thessalonicensis, confestim medios sacros cancellos contemplatur, tabulatum videlicet ligneum inter utrumque memoratum, interius exteriusque tribunal positum, in quo quamvis a dextris et sinistris portarum sacrarum Christi sacras et Deiparae Virginis imagines delineatas supra asseruimus, alio tamen pacto ordinatas dictus Thessalonicensis describit: τὰ διάςυλα (,) καὶ ὑπεράνω τῶν ςηλῶν ὁ κοσμίτης, συνέχων τὸν σύνδεσμον, καὶ ὑπεράνω τοῦ κοσμίτου μέσος μὲν ἐςι τῶν ἱερῶν εἰκόνων ὁ σωτὴρ, ἑκατέρωθεν δὲ ἡ μήτηρ τε, καὶ ὁ βαπτιστὴς, ἄγγελοί τε, καὶ ἀπόςολοι, καὶ οἱ λοιποὶ τῶν ἁγίων: εἰς τὸ ἐν οὐρανοῖς τὸν Χριςὸν οὕτως εἶναι, μετὰ τῶν ἁγίων αὐτοῦ, καὶ μεθ' ἡμῶν εἶναι τὸ καὶ νῦν, καὶ ἔρχεσθαι μέλλειν τῶν τοιούτων ἐκδιδασκόντων. — Διάςυλα sind die cancelli oder die Altarwand; ob aber στῆλαι nicht für die Pfeiler der Kirche, (i. q. πέσσοι, κίονες s. Procop. de aedif. I. 1.) und κοσμίτης für den Kranz oder das Hauptgesims unter der Kuppel zu nehmen sind?

[2]) Vergl. die obige Anmerk. von Engelhardt zu Ende. Ueber den Bestand und die Ausbreitung der griechischen Kunstübung in der angegebenen Zeit, besonders in Bezug auf kleinere Arbeiten s. Rumohr, Ital. Forschungen, I. 295. ff.

Venedig, und selbst in Deutschland zeigt sich ihr Einfluß unter Heinrich II. Noch im dreizehnten Jahrhundert finden wir, nach Vasari's Aussage, den Florentiner Andrea Tafi zu Venedig in der Schule griechischer Meister, und dann den Griechen Apollonios mit ihm in Florenz das Gewölbe des Baptisteriums mit Musaiken verzierend, an welchem die himmlischen Hierarchien nach Art unseres Malerbuches genannt werden.[1] Zu derselben Zeit malen griechische Meister in Santa Maria Novella zu Florenz und in der Unterkirche zu Assisi, und als ihr Schüler und Gehülfe an beiden Orten wird der Florentiner Giovanni Cimabue genannt. Wie wenig Zuverläßiges wir auch von seinen Lebensumständen wissen, so bleibt doch unbestreitbar, daß dieser Künstler, von welchem Vasari die Wiederbelebung der toskanischen Malerei ausgehen läßt, völlig auf griechischer Technik und Künstlertradition fußte. Zugleich ist höchst merkwürdig, daß seine Arbeiten in der obern Kirche des heiligen Franciscus zu Assisi, so viel mir bekannt ist, das einzige in Italien vorhandene Beispiel der Auszierung einer Kirche nach einem vollständigen und wohlüberdachten Plane sind; ja die Aehnlichkeit seiner Anordnung mit der unseres Malerbuches zeigt sich sogar im Einzelnen. In drei Kreuzgewölben sind Vorstellungen vertheilt, welche an die nach unserer griechischen Vorschrift in der Kuppel vereinigten erinnern; nämlich im mittlern Christus, Maria, Johannes der Täufer und der heilige Franciscus, im obern gegen den Chor die vier Evangelisten, und im untern gegen den Eingang die vier Kirchenlehrer. Im Chor malte er erstlich den Tod der Maria, dann wie Christus ihre Seele in den Himmel trägt, und endlich, wie er sie inmitten einer Schaar von Engeln krönt,[2] also nicht die in der lateinischen Kirche gewöhnliche Vorstellung der Himmelfahrt Mariä, welche die griechische Kirche nicht kennt, sondern eine der griechischen Weise nähere,[3] die nur eine Erweiterung der in unserem Malerbuch angegebenen Glorie ist, in welcher Maria zwischen den Erzengeln Michael und Gabriel erscheint. Den oberen Räumen der Seitenwände waren die Geschichten des alten und neuen Bundes angewiesen, und nur die Himmelfahrt Christi und die Ausgießung des heil. Geistes, die er an der Wand über der Eingangsthüre anbrachte, weichen von der griechischen Vorschrift ab. Die an den untern Räumen der Seitenwände von späteren Künstlern ausgeführten Vorstellungen aus dem Leben des heil. Franciscus waren nur eine Fortsetzung der oberen und nicht im ursprünglichen Plane vorgezeichnet, da hier die Uebereinstimmung des Lebens des Heiligen mit dem des Erlösers nachgewiesen werden sollte. — Endlich ist unleugbar, daß man bei Giotto, welcher zuerst die Malerei im Technischen verbesserte und der Naturnachahmung näher brachte, und selbst bei seinen Schülern noch griechische Vorstellungsweisen und Ueberlieferungen findet; ganz besonders aber haben die Sieneser Maler noch zu Giotto's Zeit die griechischen Ueberlieferungen festgehalten, wie auch Hr. v. Rumohr in seinen italienischen Forschungen mehrfach angedeutet hat.

Unter den Musaiken und Gemälden, womit die abendländischen Basiliken vom 5ten bis zum 14ten Jahrhundert geschmückt wurden, lassen nur diejenigen auf eine gewisse Observanz schließen, welche in der Vorhalle, an dem sogenannten Triumphbogen oder Hauptbogen vor dem Chor und im Chore selbst angebracht sind. In der ersteren malte man häufig Geschichten des alten Testaments,[1] am Triumphbogen Gegenstände der Apokalypse, und am Gewölbe des Chors den Heiland zwischen den Aposteln Petrus und Paulus, oder die Krönung der Maria. Aber von der Zeit an, wo die Fähigkeit der italienischen Malerei sich erhob, wurde die Anordnung der kirchlichen Bilder willkührlich, und in der höchsten Blüthe dieser Kunst durfte Michel Angelo, nachdem er die Decke der sixtinischen Capelle mit einer Vorstellung voll der tiefsinnigsten Symbolik geschmückt hatte, sich die Unschicklichkeit erlauben, an der Hauptwand derselben Kapelle das jüngste Gericht anzubringen, und zwar so, daß man gerade hinter und neben dem Hochaltar, wo das Allerheiligste ausgestellt wird, die Teufel und die Verdammten in ihren scheußlichen Geberden erblickt. Im Allgemeinen darf man wohl sagen, daß in der lateinischen Kirche niemals eine bestimmte Vorschrift, ja auch nur eine künstlerische Tradition über die Anordnung der kirchlichen Gemälde vorhanden gewesen sey, und die Vorschriften unseres Malerbuches beweisen, daß diejenige Kunst, welche im Dienste der morgenländischen Kirche stand, in diesem Theile der poetischen Erfindung, ihrer abendländischen Schwester weit überlegen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

[1]) S. Ant. Lumachi Memorie storiche dell' antichissima Basilica di S. Giovanni di Firenze. Fir. 1782. p. 50 ff. Il quinto ed ultimo ordine ci fa vedere rappresentati, come disse anco il Vasari, ministri ed esecutori della divina volonta, cioè gli Angioli, gli Arcangioli, i Troni, le Dominazioni, i Principati, le Potestà, i Cherubini, Serafini etc. in figura intiera, alati, con gran stole, e superbamente ammantati, due per ogni lato dell' ottagono, in campo d'oro, sopra de' quali si leggono in lettere di color nero ben grandi tutte le sopradette denominazioni.

[2]) S. Vasari im Leben des Cimabue.

[3]) Vergl. den Umriß eines griechischen Tempera-Gemäldes bei d'Agincourt Peint. pl. 83.

[1]) Paulinus von Nola im fünften Jahrhundert beschreibt in seinem Gedichte die Malereien aus der Geschichte des alten Testaments, die er in der Vorhalle seiner Kirche habe anbringen lassen. Die Vorhalle oder das sogenannte Paradies der alten Peterskirche in Rom war ebenfalls mit Malereien aus dem alten Testament geschmückt, und dieselben Gegenstände finden sich im Portikus der Markuskirche zu Venedig dargestellt. Den Vordergiebel des Doms zu Spoleto verzierte im 13. Jahrhundert Meister Solsernus mit den Figuren des thronenden Heilandes, zu dessen Seiten Maria und Johannes stehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 3.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 10. Januar 1832.

Nachricht über ein neugriechisches Malerbuch.

(Fortsetzung.)

Doch es könnte dies nur als ein zufälliger glücklicher Wurf erscheinen, der auch bei günstigeren Verhältnissen der neugriechischen Malerei keine weiteren Folgen würde gehabt haben, wenn nicht andere Spuren in unserem Malerbuche die Vermuthung bestätigten, daß das poetische oder bestimmter das eigentlich religiöse Element der Kunst hier auf dem Wege zu einer Ausbildung war, die ihm nachher in der ganzen Entwicklung der italienischen und deutschen Kunst nicht mehr zu Theil geworden ist. Ich meine die Feststellung der religiösen Charaktere oder, wie man sich sonst wohl auszudrücken pflegt, der christlichen Ideale, die wir in der gesammten neuern Kunst vermissen.

Vasari im Leben des Cimabue rühmt es als einen neuen diesem Künstler angehörigen, sinnreichen Gedanken, daß derselbe in einem kleinen Bilde zu Pisa, welches den gekreuzigten Heiland vorgestellt, einige Worte um das Haupt des Gekreuzigten geschrieben und mehrere Engel angebracht hätte, welche dieselben auf beiden Seiten des Kreuzes zu den Ohren der Madonna und Johannes des Evangelisten geführt. Die Worte für die Jungfrau waren: Mulier, ecce filius tuus; die für Johannes: Ecce Mater tua, und die, welche ein anderer Engel abgesondert hielt: Ex illa hora accepit eam discipulus in suam. „Hieraus sieht man, schließt Vasari, daß Cimabue anfing, den Weg der Erfindung zu eröffnen, indem er, um seine Gedanken auszudrücken, der Kunst durch Worte nachhalf, was sicher ein neues und scharfsinniges Verfahren war.“ Aus einer andern Aeußerung im Leben des Buffalmacco aber, wo er, im Widerspruch mit diesem Lobe, jenes Verfahren als etwas Ungeschicktes verlacht, so wie aus zahlreichen Denkmälern jener Zeit sieht man, daß das Beischreiben von Namen und Sprüchen damals unter den griechischen und italienischen Malern allgemein üblich war, und daß hier dieselbe Verbindung von Bild und Rede sich wieder eingefunden hatte, die sich schon in der Kindheit der altgriechischen Kunst an dem Kasten des Kypselos und an Polygnots Gemälden gezeigt. Auch in der deutschen Kunst finden wir diese Sitte als byzantinische Tradition am Portale des Doms zu Bamberg, wo eine ganze Reihe von Propheten ausgehauen ist, die ein gemeinschaftliches Spruchband in den Händen halten, so wie an dem Relief eines englischen Grußes im Innern des Doms.[1]) Selbst auf der Verkündigung und Darbringung im Tempel von Joh. v. Eyck in der ehemaligen Boisserée'schen Sammlung zu Schleißheim finden sich das Ave Maria gratia plena etc. und das Nunc dimittis etc. noch in goldenen Buchstaben vor den Figuren angeschrieben.[2])

Die von unserem griechischen Maler auch am hiesigen Ort noch beobachtete Sitte, den heiligen Personen in symbolischen Darstellungen einen Zettel in die Hand zu geben, worauf ein ihr angehöriger Spruch verzeichnet steht, ist, wie sich aus der so lange dauernden, strengen Observanz schließen läßt, ohne Zweifel durch kirchliche Anordnung entstanden. Je unvollkommener die Kunst war, deren sie sich zur Ausschmückung ihrer Gotteshäuser bediente, desto entschiedener mußte die Kirche das Bedürfniß fühlen, die Charaktere ihres religiösen Bilderkreises kenntlich und zweckmäßig bezeichnet zu sehen, und diese Anforderung ward im Orient um so dringender, da hier durch das Gebot, bei dem Bisherigen zu beharren, alles Weiterschreiten der Kunst in lebendiger Gestaltenbildung untersagt, und die geistige produktive Thätigkeit, wodurch der Künstler eben fähig wird, die Gestalt zum Ausdruck des Charakters und Gedankens zu erheben, gänzlich gehemmt war. Dadurch aber wird wahrscheinlich, daß die Sprüche, welche den alt- und neutestamentlichen Personen beigegeben wurden, obwohl sie nicht ganz festbestimmt zu seyn scheinen, unter Mitwirkung der Geistlichen gewählt und wohl nicht selten von ihnen den Künstlern vorgeschrieben worden. In je-

---

[1]) Abgebildet in Kuglers Skizzenbuch zu S. 67.

[2]) Vergl. Molanus de historia S. S. imaginum l. II. c. 53 welcher das Alter dieser Sitte aus einer Stelle des heiligen Ambrosius (ad virg. lapsam c. 6.) nachweist.

dem Fall sind die in unserem Buche verzeichneten zum größten Theil so vortrefflich, daß sie vollkommen geeignet erscheinen, den Charakter der darstellenden Person zu bezeichnen und in Verbindung mit einer bleibenden, äußerlichen Gestaltung den Typus derselben zu begründen.

Aus der Erzählung des Bischofs Theodorus auf der zweiten nicänischen Synode (787): daß einem seiner Diakonen ein Geistlicher im Traum erschienen sey, den Er sodann nach der Beschreibung der Gestalt für den heil. Nikolaus erkannt habe,[1] geht hervor, daß schon im achten Jahrhundert bestimmte Typen für die Darstellung nicht blos der Hauptpersonen des christlichen Bilderkreises, sondern auch der Heiligen bestanden. Daß man aber diese Typen nicht blos äußerlich aufgefaßt, sondern daß es auf eine bleibende Bestimmung sowohl des körperlichen als des geistigen Charakters abgesehen war, läßt sich aus dem Abschnitt unseres Buches erkennen, welches die Propheten beschreibt, die um den Heiland und die Hierarchieen in der Kuppel dargestellt werden sollen. Von jedem ist gesagt, ob er alt oder jung, bärtig oder unbärtig, mit langem oder kurzem Barte zu malen sey, und was in dieser rohen Gestaltenschilderung fehlt, muß der treffende Spruch ersetzen, welcher die Stimmung und Geistesrichtung eines jeden bezeichnet.

„Und weiter unten im Kreise," so heißt es, „male die Propheten."

„Der Prophet Hoseas, ein Greis mit rundem Barte, spricht: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle wo „ist dein Sieg?"[2])

„Der Prophet Joel, mit schwarzem, getheiltem Barte, spricht: „Alle Heiden werden sich aufmachen und „herauskommen in das Thal Josaphat."[3])

„Der Prophet Amos, ein Greis mit rundem Barte, spricht: „Wehe denen, die des Herrn Tag begehren! Denn des Herrn Tag ist eine Finsterniß und „nicht ein Licht."[4])

„Der Prophet Obadja, mit halbgrauem Barte, spricht: „Wie du gethan hast, so soll dir geschehen, und „wie du verdient hast, so soll dir auf dein Haupt vergolten werden."[5])

„Der Prophet Jonas, ein kahler Greis mit rundem Barte, spricht: „Ich schrie in meiner Angst zu

1) S. die obige Anmerkung des Hrn. Professor Engelhardt.
2) Hoseas 13, 14.
3) Joel 3, 17.
4) Amos 5, 18.
5) Obadja 1, 15.

„dem Herrn meinem Gott, und er hörte meine Stimme „aus dem Bauche des Ungeheuers."[1])

„Der Prophet Micha, ein Jüngling mit Schnurrbart,[2]) spricht: „Er aber wird leben und sichtbar werden und seine Heerde weiden in der Kraft des „Herrn."[3])

„Der Prophet Nahum, ein Greis mit kurzem Barte, spricht: „Wer kann vor des Herrn Angesicht bestehen und wer seinem Grimm sich widersetzen?"[4])

„Der Prophet Habakuk, ein Jüngling ohne Bart, spricht: „Er umschloß die in Ungerechtigkeit sorglos „waren, mit deiner Kraft, und schreckte die Anführer „der Sünder."[5])

„Der Prophet Zephanjas, ein Greis mit kurzem Barte, spricht: „Stimme des Herrn am Tage des „Herrn, bitter und hart! Und jener Tag wird Tag der „Posaunen heißen!"[6])

„Der Prophet Haggai, halbgrau, mit getheiltem Barte, spricht: „Ich will Himmel und Erde, das Meer „und das Trockne bewegen und umstürzen die Throne „der Könige!"[7])

„Der Prophet Zacharias, ein Jüngling ohne Bart, spricht: „Es wird der Herr mein Gott kommen „und alle seine Engel mit ihm, und an jenem Tage wird „kein Licht seyn, und ihr werdet euer Leben verbrannt „sehen vor euren Augen."[8])

„Der Prophet Malachias, ein Jüngling ohne Bart, spricht: „Siehe der Tag des Herrn wird kommen wie ein Ofen und wird sie verbrennen, und alle „Verächter und Gottlosen werden Stroh seyn."[9])

„Der starkstimmige Prophet Jesaias, beschattet von der Erlösung des Herrn, des Herrn Erhöhung, ein Greis mit langem Barte,[10]) spricht: „Siehe des Herrn „Tag kommt in unerbittlichem Zorn und Grimm die Erde „zu richten."[11])

„Der Prophet Gideon wie der Prophet Jesaias."

1) Jonas 2, 3.
2) νέος μυσακίτων.
3) Micha 5, 3.
4) Nahum 1, 6.
5) Vergl. Habakuk 1, 13.
6) Zephanja 1, 14 — 16.
7) Haggai 2, 7, 22, 23.
8) Zacharias 13, 5 ff.
9) Malachias 4. 1.
10) Ὁ προφήτης καὶ μεγαλοφωνότατος Ἡσαΐας ἐσκιασμένος θεοῦ σωτηρίᾳ, κυρίου ἔπαρσις, γέρων μακρογένης (p. γενειήτης).
11) Jesaias 13, 19.

„Der Prophetenkönig [1]) David, ein Greis mit rundem Barte, spricht: „Wie groß sind deine Werke, „o Herr! Alles hast du in Weisheit vollendet.“ [2])

„Der Prophet und König [3]) Salomon, ein Jüngling ohne Bart, spricht: „Vom Munde des Ge„rechten träufet Weisheit, die Lippen der Verkehrten „aber verstehen nur Thorheit. [4])

„Der Prophet Daniel: „Ich sahe hin bis Throne „gestellt wurden zum Gericht und der Alte der Tage sich „setzte.“ [5])

„Der Prophet Jeremias, ein Greis mit nicht sehr kurzem Barte, spricht: „Und des Herrn Wort ge„schah zu mir und sprach: Ich kannte dich eh' ich dich „bildete in deiner Mutter Leibe, und heiligte dich ehe „du geboren wurdest.“ [6])

„Der Prophet Ezechiel, ein Greis mit spitzem Barte, die Kraft Gottes, [7]) spricht: „So spricht der „Herr zum Lande Israel: das Ende kommt!“ [8])

„Der Prophet Elias, ein Greis mit kurzem Barte, wie Jeremias, spricht: „Gelobet sey der Herr, der Gott „der Gewalten!“ [9])

„Der Prophet Elisa, mit kahlem Haupt und straffem Barte, [10]) spricht: „So wahr der Herr lebt und „deine Seele, ich verlasse dich nicht!“ [11])

Diesen Sprüchen wird man wohl ohne Ausnahme das Lob zugestehen müssen, daß sie den prophetischen Charakter der Person, welcher sie angehören, richtig bezeichnen, und vollkommen geeignet sind, den Künstler zu begeistern, welcher ihre Gestalt einer richtigen Idee gemäß zu bilden unternimmt. Diesen Beruf der Kunst hat freilich die byzantinische Malerei unerfüllt gelassen; sie blieb allein bei der Beobachtung der äußern Kennzeichen stehen und gelangte zu keiner Vereinigung der getrennten Elemente, die ihr in jenen Vorschriften gegeben waren. In der italienischen Malerei dagegen hätte diese künstlerische Vereinigung des so treffenden Gedankens mit der im Allgemeinen bestimmten Gestalt sich auf ausgezeichnete Weise entwickeln können, wäre jene ideelle Charakteristik der Griechen von ihr in Ehren gehalten worden. Aber schon als Giotto's Schule zu Ende ging, verlor sich die Achtung vor der alten Tradition fast gänzlich, obgleich die Kenntniß derselben noch vorhanden gewesen seyn muß, wie man aus dem Gebrauche sieht, welchen Michel-Angelo und Rafael von einzelnen in ihr gegebenen Motiven machten. Michel-Angelo, der übrigens die vollste Willkühr in die Auffassung religiöser Gegenstände eingeführt hat, scheint noch einige seiner Propheten-Figuren an der sixtinischen Decke nach der in den Sprüchen unsres Malerbuchs angedeuteten Charakteristik entworfen zu haben. So stellt er den Propheten Jonas zwar jugendlich und ohne Bart, aber mit emporgewandtem Angesicht und in einer wunderlich zurückgelehnten Stellung vor, die nur eben aus jenem Spruch erklärt werden kann: „Ich schrie in „meiner Angst zu dem Herrn meinem Gott, und er hörte meine Stimme aus dem Bauche des Ungeheuers.“ Er läßt ihn zugleich drei Finger ausstrecken, um die drei Tage seiner Gefangenschaft anzudeuten. — Die vortreffliche Gestalt des Propheten Ezechiel, der in lebhafter Bewegung seitwärts gewendet, in heftigem Affect zu jemand zu sprechen scheint, stimmt ganz mit der Bezeichnung unseres Buches überein: „Der Prophet Ezechiel, „ein Greis mit kurzem Barte, die Kraft Gottes, spricht: „So spricht der Herr zum Lande Israel: Das Ende kommt!“

Eine ähnliche Vorschrift für die Charakteristik der Apostel, jedoch ohne Bezeichnung ihres leiblichen Aussehens, findet sich in der Beschreibung des in der Vorhalle anzubringenden jüngsten Gerichts, die im Vergleich mit den Darstellungen desselben Gegenstandes bei den Neuern ebenfalls höchst merkwürdig ist. Ich füge der Uebersetzung der Stelle nur vorläufig einige Andeutungen über die Vertheilung der Gruppen bei:

„Das jüngste Gericht unseres Herrn Jesus Christus.“

(Oben in der Mitte sieht man) „die Bereitung des Thrones und darauf erscheint Christus in Wolken und in großer Gewalt und Herrlichkeit.“

„Die Mutter Gottes und der Vorläufer stehen anbetend zu seinen Seiten.“

(Rings umher sind) „Cherubim und Seraphim jauchzend und sprechend:

„Heilig, heilig, heilig der Herr Zebaoth, der da kommt im Namen des Herrn.“

„Darauf folgen die Tugenden, Gewalten, Fürstenthümer, Kräfte, Throne, Erzengel und Engel.“

„Unterhalb Christus ist das heilige Kreuz errichtet; an seinem Fuße knien Adam und Eva.“

(Oben über diesem) „die Dornenkrone, die Lanze, der Schwamm, die Nägel und der Rock.

1) Ὁ προφητάναξ.
2) Psalm 19, 104.
3) Ὁ προφήτης καὶ βασιλεύς.
4) Sprüche Salomonis 10, 21. 31.
5) Daniel 7, 9.
6) Jeremias 1, 5.
7) Γέρων ὀξυγένης, κράτος θεοῦ.
8) Ezechiel 7, 2.
9) 1. Könige 18, 39.
10) Βουρλογένης, von βοῦρλον i. q. βροῦλλον, juncus, Binse.
11) 2. Könige 2, 4, 6.

zu beiden Seiten desselben zwei Engel, von welchen der eine zur Rechten [1]) spricht:

„Zeiget auf eure guten Werke und nehmet euren Lohn!“

(Zu beiden Seiten des Erlösers sitzen) „die zwölf Apostel auf zwölf Thronen.

„Zur Rechten“ (Christi, wo die heilige Jungfrau steht) „Petrus, welcher spricht:

„Ich ermahne euch, ihr Brüder, enthaltet euch der fleischlichen Begierden.“

„Johannes:

„Liebet nicht die Welt, noch was in der Welt ist.“

„Markus:

„Sehet zu, daß ihr nicht irre geführt werdet, denn ihr wisset den Tag und die Stunde nicht, wo der Herr kommt.“

„Andreas:

„Habet Acht auf euch und auf die ganze Heerde.“

„Simon:

„Sehet zu, ihr Brüder, daß keiner unter euch verworfen werde.“

„Jakobus:

„Befestiget eure Herzen, denn die Ankunft unseres Herrn ist nah.“

„Thomas:

„Die Ankunft unseres Herrn, ihr Brüder, ist fürchterlich.“

„Zur Linken spricht Paulus:

„Sehet zu, ihr Brüder, daß ihr recht wandlet, denn es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“

„Matthäus:

„Dieß Geschlecht wird nicht vorüber gehen, ehe denn alles erfüllt wird.“

„Lukas:

„Himmel und Erde werden vergehen, mein Wort aber wird bleiben.“

„Bartholomäus:

„Siehe der Herr ist gekommen, Gericht zu halten über Alle.“

„Philippus:

„Sicheret euch, ihr Brüder, wegen jener Stunde.“

„Zur Rechten des Erlösers gegen Aufgang ist das Paradies.

„In demselben sind die heilige Jungfrau, Abraham, Isaak, Jakob und der Räuber;

„Die fünf klugen Jungfrauen innen, und die fünf thörichten außen. Die thörichten rufen die klugen an:

„Gebt uns von eurem Oel!“

aber die klugen antworten:

„Gehet hin zu den Verkäufern und holet Euch!“

„Unter dem Chor der Apostel: der Chor der Märtyrer, der Chor der Propheten; der Chor der Kirchenväter; der Chor der Abeeten; der Chor der heiligen Frauen.

„Zuvörderst im Paradies ist der heil. Stephanus.“

(Außen um das Paradies sieht man) „die vier Ströme Physon, Gihon, Tigris und Euphrat.

(In der Mitte unter dem Kreuz ist) „der Erzengel Michael, der die Posaune bläst und zu der ganzen Erde und zum Meere spricht:

„Erwachet, ihr Schläfer! Erde und Meer geben ihre Todten zurück!“

„Abraham im Paradiese hält die Kinder in seinem Schooß, und Lazarus ist zu seiner Rechten.

„Zur Linken (vom Erlöser) in dem Feuerstrome brennt der reiche Mann, von einem Feuer-Engel niedergehalten: und er ruft zu Abraham und spricht:

„Vater Abraham, erbarme dich mein und sende mir Lazarus, daß er die Spitze seines Fingers in Wasser tauche, und meine Zunge benetze.“

„Und Abraham antwortet dem reichen Mann und spricht:

„Bedenke mein Sohn, daß du dein Gutes im Leben empfangen hast, und Lazarus Schlimmes; nun aber wird er getröstet und du wirst gepeinigt.“

„Dann weiter zur Linken die Sünder, voll Schaam und traurigen Blicks:

„Priester;

„Erzpriester;

„Mönche;

„Layen;

„Die nicht Almosen gegeben;

„Die Juden;

„Der Verräther Judas mitten im Schlunde des Drachen und im Qualme des Bösen;

„Die bösen Könige und Tyrannen;

„Die Fälscher;

„Die Ungerechten;

„Die unnatürliche Mutter; [1])

„Dann die Geister der Unterwelt;

„Der schlaflose Wurm, [2])

„Der stockfinstre Hades,

„Das Zähneklappen, [3])

„Der Tartarus und alles sonstige Uebel.“

(Die Fortsetzung folgt.)

[1]) Soll wahrscheinlich heißen zur Linken; s. unten.

[1]) ἡ ἀποστρέφουσα τὰ νήπια.

[2]) ὁ σκώληξ ὁ ἀκοίμητος.

[3]) ὁ βρυγμὸς τῶν ὀδόντων.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 4.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 12. Januar 1832.

Nachricht über ein neugriechisches Malerbuch.

(Fortsetzung.)

Eine andere, wie es scheint aus einem größeren Malerbuche genommene Anweisung zur Darstellung des jüngsten Gerichts, die unser griechischer Maler besaß, enthält dieselbe Anordnung und dieselben Sprüche; nur im Einzelnen finden sich Erweiterungen, die jedoch auch noch Einiges unberührt lassen, was mir die mündliche Erklärung des Malers und eine sehr rohe Zeichnung von seiner Hand ergänzte:

Christus nämlich sitzt auf seinem Thron; Maria und Johannes der Täufer aber stehen, jene zu seiner Rechten, dieser zu seiner Linken, über ihm schweben die Hierarchien.

Fast in gleicher Höhe mit ihm sind die Throne der Apostel, sechs auf jeder Seite. Unterhalb Christi Thron ist das heilige Kreuz aufgerichtet „über einem viereckigen Altar, auf welchem das Testament „des Herrn, das geöffnete Evangelienbuch liegt; über „demselben schwebt der heilige Geist und die Lanze, „der Schwamm, die Nägel und der Rock. Zu beiden „Seiten stehen zwei Engel; bei dem zur Rechten wird „angeschrieben: „Euch wird das Himmelreich gegeben." „— bei dem zur Linken: „Zeiget auf eure guten Werke und nehmet euren Lohn!" Etwas vorwärts von dem heiligen Kreuz knieen die Erzältern, Adam zur Rechten und Eva zur Linken; und nicht weit von jenem, etwas tiefer nach der Mitte zu der Arme.[1]) — Noch tiefer unten, ungefähr in der Mitte des ganzen Bildes, sieht man entweder den Erzengel Michael der die Posaune bläst, oder eine Hand aus Wolken ragend, welche die „Wage des Gerichts" hält, auf welcher die Seelen gewogen werden. Der Teufel ist noch bemüht, eine derselben herabzuziehen, während der Erzengel Michael herankommt, ihn mit der Lanze niederzuwerfen. — Von Christi Füßen aus und zur Linken des Kreuzes und der Wage, bis in die Hölle herab fließt der feurige Strom, in welchem der reiche Mann sitzt. Dieser Strom theilt das Bild in zwei ungleiche Theile, wovon der unterhalb und zur Rechten des Erlösers das Gericht und das Paradies, der zur Linken die Hölle in sich faßt. Den Raum zur Rechten, von den Thronen der Apostel an, nehmen die Chöre der Seligen, nämlich der Märtyrer, Kirchenväter, Asceten oder Mönche, der gerechten Könige und der heiligen Jungfrauen ein, und an diese schließt sich tiefer unten das Paradies an, in welchem man wieder die heilige Jungfrau, die Erzväter, den begnadigten Sünder, die fünf klugen Jungfrauen und den heiligen Stephanus sieht. „Das Paradies „ist mit Mauern umgeben, wie die Apokalypse es be„schreibt, und mit mannichfaltigen Fruchtbäumen ge„schmückt, auf welchen verschiedenartige Vögel sitzen," und an der Pforte desselben hält Petrus die Schlüssel. Um die Mauern fließen die vier Ströme. — Oben zur Linken des Heilands, unterhalb der Apostel, und den Propheten gegenüber steht allein „Moses, der Prophet, „der mit den Fingern auf Christum zeigt und zu den „Juden spricht: „Einen Propheten hat Gott der Herr „aus euren Brüdern erwecket, aber ihr habt ihn nicht „gehört!" Weiter herab folgen alle die Sünder: „Prie„ster, Erzpriester und Mönche, die tyrannischen Könige, „die Götzendiener, die Widersacher Christi, die Mörder, „die Verräther, die Diebe, die Räuber, die Unbarmher„zigen, die Habsüchtigen, die Geldgeizigen, die Lügner, „die Betrüger, die Trunkenbolde, die Unkeuschen, die „Unmäßigen, und alle die gottlosen und unreinen Men„schen. Vor allen aber die gottlosen und falschen Schrift„gelehrten und Pharisäer, und die übrigen Juden; diese „heulen laut, einige zerraufen sich den Bart, andere zer„reissen ihre Kleider, und schauen empor zu Christus „und den Propheten." — „In den Feuerstrom, der von „Christi Füßen ausgeht, werden die Sünder von un„barmherzigen Dämonen gestürzt, die sie schrecklich quä„len mit mancherlei tyrannischen Werkzeugen, Stangen „und Spießen; einige stoßen sie mit den Stangen in

---

[1]) Der arm am Geiste ist, ὁ πτωχός.

„die Flammen, andere umschlingen sie als feurige Drachen und reißen sie in die Unterwelt, wo die tiefe Finsterniß ist.“ — „Dort sind die unauflöslichen Fesseln, „das Zähneklappen, der schlaflose Wurm, der Hades, der „Tartarus, und endlich das unauslöschliche Feuer, worin „sie gemartert und gestraft werden ewiglich.“ Diese Qualen der Unterwelt nehmen den ganzen untern Raum des Bildes ein.

In diesen Angaben findet sich eine Menge von Motiven, die von keinem der abendländischen Maler, welche das jüngste Gericht dargestellt haben, benutzt worden sind; ja mehrere dieser Motive scheinen ihnen niemals bekannt gewesen zu seyn. Biblische und traditionelle Elemente sind durch eine personificirende Kraft vereinigt, die an die mythenschaffende Phantasie des alten Hellas erinnert, wie denn die persönliche Darstellung des Hades,[1]) des Tartarus, des Zähneklappens u. s. w. ganz in der mythologisch-allegorischen Weise des Alterthums ist, welches auf demselben Wege die Darstellung des Grauenhaften zu mildern und mit dem Schönen und Erhabenen in Harmonie zu bringen wußte. Sowohl jene treffende biblische Symbolik, als diese Einmischung mythischer Gestalten zeugt aber ganz unbestreitbar für das Alterthum der hier aufbewahrten Künstlertraditionen.

Von griechischen Bildern ist mir nur ein einziges bekannt, welches diesen Gegenstand enthält, aber nicht allein zur Bestätigung unserer Malervorschriften dienen, sondern auch an Gedankenreichthum ihnen an die Seite gestellt werden kann: ein kleines, etwa 4½ Fuß hohes und 1 Fuß breites Bild, welches ich vor einigen Jahren bei einem Kenner und Sammler alter Kunstwerke, Hrn. W. Young Ottley in London sah. Es ist nach des Besitzers Meinung, ein Werk des vierten Jahrhunderts, in Wachs gemalt und mit griechischen Inschriften bedeckt. Die meisterhafte Zeichnung der kleinen Figuren mit schwarzen Umrissen, die mit Weiß aufgehöhten Lichter, der geistreiche Ausdruck der kleinen Köpfe, erregten zwar meine Zweifel gegen diese Annahme; doch wenn das Bild auch um fünf bis sechs Jahrhunderte später entstanden wäre, würde es noch im höchsten Grade merkwürdig seyn, da es durch seine Inschriften, so wie durch den Gewandwurf, sich unwidersprechlich als ein Werk der byzantinischen Kunst ausweist. Zu oberst sieht man das himmlische Jerusalem und zwei Engel, die an einer Binde oder Fahne Sonne und Mond halten. Dann folgen verschiedene Runde oder Glorien, welche Christus mit Gott Vater, und Christus allein umschließen. Weiter unten endlich Christus als Weltrichter und zu seinen beiden Seiten die zwölf Apostel. Unter ihnen sieht man das aufgeschlagene Evangelienbuch auf dem Tische liegen, zu dessen Seiten zwei Engel mit schwarzen und goldenen Flügeln stehen. Noch tiefer ragt eine Hand aus Wolken hervor, welche Seelen hält, und ein Engel wägt die Seelen, die ein anderer aus der Tiefe heraufbringt. Zu unterst liegt der große Drache zusammengewickelt und in der Rundung seines Schweifs sitzt auf einem Ochsen die babylonische Hure. Der Pfuhl der Hölle, in welchen die Verdammten gestürzt werden, nimmt den unteren Raum und einen Theil der rechten Seite des Bildes ein. Zur Linken aber sieht man St. Peter, der einer Schaar von Seelen die Pforte des Paradieses öffnet, in welchem man schon andere Heilige erblickt. Weiter nach oben schweben die Chöre der Seligen mit rothen Flügeln.

Noch weit mehr Aehnlichkeit in den Motiven mit den Angaben unsres Malerbuchs zeigen die Miniaturen in dem Hortus deliciarum der Aebtissin Herrad von Landsperg, und liefern zugleich den Beweis, daß diese Darstellungsweisen schon im zwölften Jahrhundert auch in Deutschland bekannt waren. Daß sie aber in die deutsche Kunst aus der byzantinischen herübergekommen, beweist der neugriechische Styl, welcher in Herrads Gemälde herrscht.[1])

Auch bei Dante,[2]) so wie in der ihrer ersten Entstehung nach wahrscheinlich älteren Erzählung des Meschino[3]) ist die Hölle in der Tiefe der Erde, und erblickt man im Rachen Lucifers den Verräther Judas. Die Aehnlichkeit der Aufzählung der Sünder im Inferno mit den Angaben unseres Fragments leuchtet von selbst in die Augen. Eine genauere Vergleichung der von Dante abweichenden Sagen des Meschino, so wie der Gesichte des Alberich und des Tundal, welche letztere auf die Traditionen des Südens und Nordens im Abendland führen, würde vielleicht noch manche andere Aehnlichkeit nachweisen können. Selbst in dem erst lang nach Dante verfaßten Gedichte des Palmieri ließen sich vielleicht noch griechische Elemente entdecken, wie man aus dem Namen des guten Genius (Calogenio) schließen möchte, der den Dichter geleitet.[4])

Der Beweis aber, daß Dante diese griechischen Traditionen sehr wohl gekannt, läßt sich aus dem Freskoge-

[1]) Apokal. 20, 14.

[1]) S. Chr. M. Engelhardt Herrad von Landsperg und ihr Werk Hortus deliciarum. S. 49 ff. und Vorrede. S. XI.

[2]) Inferno 34, 62.

[3]) S. Gori Symbolae litter. Dec. 2. Vol. 7. p. 180.

[4]) S. F. W. Val. Schmidt über Taafe und Abeken in d. Wiener Jahrb. Bd. 39. S. 240 ff.

mälde des jüngsten Gerichts führen, welches Giotto in der Kapelle an der Arena zu Padua gemacht hat; wie Baldinucci sagt,[1]) nach der mündlichen Angabe seines Freundes Dante, der ihn während seines Aufenthaltes in Padua dort besuchte. Es ist im Innern der Kapelle oberhalb der Thüre in kleinen Figuren angebracht. Zu oberst in einem feurigen Ring sieht man Christus auf einem Wolkensitz, die rechte Hand zum Segen, die linke zum Fluch ausstreckend; der Ring ist auf jeder Seite von sechs Engeln umgeben, von denen der unterste zur Linken die Posaune bläst. Andere Schaaren von Engeln, auf jeder Seite drei Gruppen, die vordersten mit einer Fahne, schweben zu beiden Seiten des Erlösers über den zwölf Aposteln, die ihn auf Thronen mit grünen Schemeln im Halbkreis umgeben. Unter dem Feuerring des Erlösers wird von einem kleinen Engel das leere Kreuz in die Höhe gehalten, von dessen Armen Christi Blut herabströmt, und hinter ihnen schweben zwei Engel in Mannesgröße. Zur Rechten dieses Kreuzes schweben zwei Reihen von Seligen, unter ihnen auf der Erde öffnen sich die Gräber. Zur Linken aber verbreitet sich von dem feurigen Ring des Heilands aus ein großer Feuerstrom über die ganze linke Hälfte der Wand in vier Armen, welche die Hölle bilden. Unten sitzt der Teufel, eine grauliche Gestalt, nicht ganz so groß wie die Figur des Erlösers. In beiden Händen quetscht er nackte Gestalten und aus seinem Rachen ragt noch die Hälfte eines Verdammten hervor. Schlangenschwänze und Drachen, welche sich hinter ihm hervorwinden, halten ebenfalls dergleichen Höllenspeise, und ringsumher sind die schwarzen Höllenknechte, welche die Verdammten herüberschleppen.

Dieß Gemälde ist, so viel mir bekannt, das einzige der italienischen Kunst, in welchem übereinstimmend mit unserer griechischen Vorschrift der von Christus ausgehende Feuerstrom,[2]) das Kreuz unter ihm, und in er Tiefe Satanas angebracht sind. Nur die Wage der Gerechtigkeit und die eigentliche Darstellung des Paradieses sind hinweggelassen. Wenn nun kein Grund vorhanden ist, die Nachricht zu bezweifeln, daß Dante selbst diese Composition angegeben, so ist es um so merkwürdiger, daß der große Dichter hier die griechische Tradition beobachtet hat, während er aus seinem eigenen Werke neue, poetische Motive hätte nehmen können.

[1]) Notizie de' Profess. Dec. IV. del Sec. I. p. 51.

[2]) Nach Apocal. 20, 9. — Die vier Ströme des Paradieses Phison, Gison, Diglat und Perath, aus einem Berg unter Christi Füßen entspringend, sieht man auf einem Musaik der ehemaligen Kirche S. Andrea in Barbara zu Rom bei Ciampini Vetera Monim. I. tab. 76. pag. 247.

Nur in der Gestalt Lucifers und in der Angabe der Höllenschlünde und der verschiedenen Strafen, die darin vorgenommen werden bemerkt man die Aehnlichkeit mit dem Werke des Dichters, aber gerade in diesem Theile des Bildes ist die Aufgabe des Malers überschritten und das Häßlichste und Unziemlichste vor Augen gebracht,[1]) statt daß in unsrer ersten griechischen Vorschrift das Grauenvollste nur kurz angedeutet oder durch mythische Personifikationen gemildert erscheint.

Auch der Sieneser Ambruogio Lorenzetti hat wenig später als Giotto in einem Gemälde, welches der Pater della Valle beschreibt,[2]) im Allgemeinen der Anordnung noch die griechische Tradition im Auge gehabt, obgleich er schon eine stärkere Hinneigung zu Dante zeigt. „Christus mit blauem Mantel bekleidet, sitzt auf einer leuchtenden Feuerkugel; diese wird von vier Engeln getragen, welche die Posaune blasen um die Todten aus ihrer Ruhe zu wecken. Auf der einen Seite kniet die heilige Jungfrau, auf der andern der h. Joseph (?), und auf goldenen Stühlen sitzen zu jeder Seite sechs Apostel. Zu Christi Füßen kniet eine weibliche Gestalt, wahrscheinlich Eva, welche trauert über das Mißgeschick das sie verursacht hat. Die Auferstehenden zeigen verschiedene Affekte, nach den verschiedenen Bewegungen, die in ihnen das böse oder das gute Gewissen hervorbringt; mitten unter ihnen sieht man einige gute und böse Engel, beschäftigt die Frommen von den Gottlosen zu sondern, unter jene möchte sich ein schuldiges Weib verstecken, die mit Gewalt von einem Engel hinweggeführt wird.“

[1]) S. die Beschreibung dieser Hölle, welche Cicognara Storia della Scult. III. p. 203 gibt: Siede il Demogorgone tenendo un dannato pei genitali colla sinistra e colla destra afferrandone un altro per una gamba ed altri dannati triturando fra le mascelle sta per inghiottirli, altri avendone sotto le piante. Diverse bolge a guisa di pozzi gli stanno attorno aperte, e veggonsi alla rinfusa cacciati in esse, frati, meretrici, vescovi, papi, cardinali con stranissime forme di tormenti e di atteggiamenti lascivamente infernali per l'intreccio singolare d'uomini, donne, mostri e demonj di ogni specie. Ma tutto questo, suddiviso in altrettanti gruppi, forma piu classi, e secondo la indole dei delitti può anche ravvisarsi la natura dei diversi tormenti. Sonovi dannati sepolti infino al capo ed altri capovolti escon coi piedi. Alcuni dai diavoli sono portati a cavallone sul dorso, altri sono infilzati e girati negli schidoni e ad altri si mesce per bevanda zolfo o piombo che loro si fa trangugiare. Sino ad indizio di delitto contro il pudore si veggono donne ignude incinte in preda a tormenti, violandosi tutti i riguardi dovuti al luogo e richiesti dal decoro delle arti.

[2]) Lettere Sanesi II., 223 ff. — Das Bild, 12 Palmen lang, und 2½ hoch befand sich im Besitz des Abbate Ciaccheri. Wo es sich jetzt befinde, kann ich nicht angeben.

„Zur Linken ist die Hölle. Der Maler hat, um das Schauspiel sichtbar und offen darzustellen, sie in den Schoos eines gespaltenen Berges gelegt, in dessen Felsklüften sich etwa zwölf Schlünde öffnen, und am Eingange derselben sieht man häßliche Teufel einige nakte Unglückliche auf verschiedene Weise quälen. Am Fuße des Bergs steht als Thürhüter ein fürchterliches Ungeheuer, das mit Greifenklauen die sich sträubenden Verdammten umklammert und in die Hölle zerrt. Zu oberst ist der Limbus, in welchem man die Kinder sieht."

„Zur Rechten wollte er das Paradies malen und es scheint, sagt della Valle, daß Ambruogio die Idee dazu vom Elysium des Virgil genommen hat. Der Grund ist grün und voll blühender Blumen und goldener Aepfel. Viele Geistliche sind darin von allen Klassen und Orden, und wenn ich nicht irre hat er sich selbst mit seiner Frau darin angebracht, und zwar so, daß er einen höheren Ort als einige der Ausgezeichnetsten einnimmt."

Eine völlig entschiedene Neigung für das Danteske, d. h. ein sichtliches Bestreben mit Uebergehung der kirchlichen Symbole das Individuelle und Historische darzustellen, und daher auch in Schilderung der Verdammten das Grauenhafte der verschiedenen Höllenstrafen vorherrschen zu lassen, zeigt jedoch der Florentiner Andrea Orcagna, der überhaupt als Bildhauer und Maler zuerst die Abbildung der Gegenwart völlig in kirchliche Darstellungen eingeführt, und die Erhabenheit religiöser Symbole der Lebendigkeit des Ausdrucks, aber damit auch oft die höhere Schönheit dem bloß Natürlichen zum Opfer gebracht hat. In der Capelle Strozzi in Sta Maria Novella zu Florenz hat er nicht das jüngste Gericht, sondern auf der einen Wand den Himmel der Seligen, auf der andern die Hölle vorgestellt, lezterer treu nach Dante, so daß man von Schlucht zu Schlucht die verschiedenen Strafen nach den Angaben des Dichters verfolgen kann.[1]) Auch in seinem jüngsten Gericht im Campo Santo zu Pisa ist Christus mit den Auferstehenden und Seligen fast ganz von der Darstellung der Verdammten getrennt, deren Qualen die ganze Hälfte des Bildes einnehmen. Christus ist zwar noch von den zwölf Aposteln umgeben, aber zu seiner Seite bloß die heilige Jungfrau in einer ähnlichen Glorie wie er, auch sieht man kein Paradies, sondern nur einen Chor der Seligen, der von dem Ort der Auferstehung bis an die himmlische Glorie reicht, und wie Vasari sagt, fast lauter Bildnisse enthält. So erhaben die Auffassung des Symbolischen in Christus, Maria und dem trauernden Engel, und so anmuthig die Darstellung der Seligen ist, so abentheuerlich und kleinlich erscheint die Abbildung der Hölle, nicht bloß in dem Gemälde zu Pisa, welches von Andrea's Bruder Bernardo ausgeführt und zur Hälfte von Sollazino übermalt ist, sondern ebenso in dem zu Florenz.

[1]) S. den Umriß dieses Bildes bei d'Agincourt Peint. pl. 119, wo die zutreffenden Stellen bei Dante nachgewiesen sind.

Mehr als bei den Italienern finden wir bei den Deutschen und Niederländern zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts noch die kirchliche Symbolik und Tradition in Ehren gehalten. In der ehemaligen Wallraff'schen, jezt städtischen Sammlung zu Cöln befindet sich ein jüngstes Gericht von einem altkölnischen Meister, worin Christus zwischen Maria und Johannes dem Täufer, und zu seiner Rechten das Paradies, zu seiner Linken die Hölle dargestellt ist.[1])

Auf dem großen Danziger Bilde, welches man für ein Werk der Gebrüder van Eyck hält, zeigt sich noch eine vollkommene Uebereinstimmung der Anordnung mit der unseres griechischen Malerbuchs. Auf dem Mittelbilde sizt Christus in der Mitte der Apostel auf dem Regenbogen, und unter ihm steht der Erzengel Michael mit der Wage der Gerechtigkeit. Auf dem Flügel zur Rechten Christi ist das Paradies, in dessen schöngeschmückte Pforte St. Petrus die Seligen einführt; auf dem Flügel zur Linken sind die Qualen der Hölle.[2]) Von einer ähnlichen Darstellung befindet sich ein Ueberrest in der Sammlung des Hrn. Lieversberg zu Köln, die vortreffliche Figur eines Engels in weißem Gewand mit der Wage ohne Zweifel von einem der nächsten Schüler des van Eyck gemalt.

In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir in Italien Luca Signorelli, der zu Orvieto das jüngste Gericht malt, aber den Gegenstand in drei einzelne Bilder: Auferstehung, Paradies und Hölle sondert. Er hat zwar die Höllenschluchten und bizarren Martern des Dante vermieden, aber auch nichts von den kirchlichen Symbolen beibehalten, vielmehr alles nach seiner eignen kühnen und reichen Phantasie ausgebildet, und sich dabei so kecke Hindeutungen auf die Gegenwart erlaubt, daß er eine ausschweifende Frau, die damals zu Orvieto lebte, zu oberst über den Verdammten nackt von einem Teufel durch die Luft getragen, malte, wodurch er ihre Besserung bewirkt haben soll.

(Der Beschluß folgt.)

[1]) Frau Joh. Schopenhauer in ihrem Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien I. 291 gibt davon nur eine kurze Nachricht.

[2]) S. die Umrisse in F. Förster's Sängerfahrt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 5.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 17. Januar 1832.

Nachricht über ein neugriechisches Malerbuch.

(Beschluß.)

Endlich gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts entwarf Michel Angelo an der Wand der sixtinischen Capelle die Scene des Weltgerichts in einer Art, welche zwar im Ganzen die alte symmetrische Anordnung der Glorie, der Seligen und Verdammten wieder erkennen läßt, aber theils von dem Einfluß Dante's, theils von völliger Willkühr in der Behandlung des Einzelnen geleitet war. Die Glorie, von welcher Christus und Maria umgeben sind, fließt bei ihm mit dem Himmel der Seligen zusammen, die Marter-Werkzeuge werden über ihm getragen, und die Bücher der Gnade und der Verdammniß halten zwei Engel in der Gruppe derer, welche die Posaunen der Auferstehung blasen. Den Abgrund der Hölle hat er in der Teufelshöhle angedeutet, welche die Mitte des untern Raumes einnimmt und die Qualen der Verdammten durch die Gruppen zur Rechten um und über Charons Nachen. Obgleich dadurch die grausigen Darstellungen des Giotto und Orcagna vermieden sind, so hat M. Angelo doch im Uebrigen Alles gethan, um den Gegenstand furchtbar zu machen. Der Wahnsinn der Auferstehenden ist eben so erschreckend, wie die Bedrängniß der Verdammten, und die Seligen und Heiligen, und selbst der Erlöser, sind ohne Würde. Das Bild wirkt allerdings gewaltig, aber nur durch seine Massen und ihre Bewegungen; von jenen edlen Motiven unsers Malerbuchs aber, die das Weltgericht nicht bloß als einen Tag körperlicher Aufregung und Strafen, sondern als ein Gericht der Seelen darstellen, findet sich nicht ein einziges darin.

Doch ich fürchte, schon zu lange bei dieser Vergleichung mich aufgehalten zu haben, da ich nur an einem Beispiele zu zeigen wünschte, wie die italienischen Maler der besten Zeit allmählich die älteren Traditionen verließen und willkührli che Erfindungen an deren Stelle setzten, ohne dadurch etwas für die Bedeutsamkeit oder Schönheit des Gedankens zu gewinnen, welches bei einem an sich widerstrebenden Gegenstande wie das jüngste Gericht, ihr Verfahren allein rechtfertigen könnte. Ja anstatt das Brauchbare der griechischen Tradition beizubehalten und zu veredeln, und das Widerwärtige zu verbannen, hoben sie gerade das Letztere hervor und bildeten es mit besonderer Vorliebe selbstständig aus.

Offenbar waren auch in der christlichen Kunst dieselben Elemente gegeben, die in der des griechischen Alterthums eine so hohe Vollendung und so lang dauernde Blüthe bewirkten; aber es fehlte ihnen hier die consequente Ausbildung, die ihnen in der heidnischen auf so ausgezeichnete Weise zu Theil geworden war. Denn wenn es die Bestimmung der bildenden Kunst ist, Gedanken auszusprechen, wenn ihr, und eben nur deßhalb, eine moralische Würde zukommt, so müssen ihr gerade diejenigen Begriffe und Gedanken zunächst angewiesen seyn, welche der höheren Erkenntniß der Menschheit angehören und mit ihrem Daseyn unauflöslich verbunden sind. Daher war die Darstellung religiöser Begriffe und Vorstellungen von jeher und unter allen Völkern der erste wie der dauerndste Beruf der Kunst, und nur da hat sie einen festen Bestand gewonnen, wo sie dieselbe in ihrem Kreise mit Bestimmtheit ausgeprägt und mit Treue bewahrt hat. Die Richtung des Gedankens überhaupt hat auch da, wo jener feste Bestand nicht gewonnen wurde, zu allen Zeiten den Weg der Kunst bestimmt.

Die altgriechische Kunst hatte die Begriffe und Vorstellungen, welche sie versinnlichen sollte, durch Religion und Poesie vollkommen ausgebildet, festgestellt und umgränzt gefunden; Homer und Hesiod, welche, wie Herodot sagt, den Griechen die Theogonie geschaffen, hatten auch die Gestalten, Geberden, Handlungsweisen und Thaten der Götter und Helden beschrieben und als Gebilde von organischer Schönheit vor der Phantasie der Künstler aufgestellt. Das Kunsttalent der Griechen verstand es nicht nur diesen Stoff sich völlig anzueignen, es besaß auch die noch ruhmvollere Mäßigung, das einmal Gewonnene nicht

durch übermüthige Willkühr zu verscherzen. Als in der Blüthezeit der griechischen Bildnerei die Charaktere und Gegenstände des mythischen Bilderkreises entwickelt und festgestellt waren, beschied sich die nachfolgende Zeit in diesem Kreise zu beharren, und die poetische Schönheit seiner Gestalten durch keine willkührliche Aenderung herabzuwürdigen. Und gerade dadurch übt die antike Kunst eine so unwiderstehliche Herrschaft über uns, daß wir sie unveränderlich von demselben religiös-poetischen Geiste durchdrungen und in demselben würdigen Gebiete mit einer Consequenz und doch zugleich mit einer Mannichfaltigkeit sich bewegen sehen, deren Feinheit und Besonnenheit die höchste Freiheit in der Gesetzmäßigkeit beurkundet.

Die byzantinische Kunst, deren Grundsätze unser Malerbuch enthält, ist bisher meist als eine völlig handwerkmäßige Uebung einiger aus dem Alterthum übrig gebliebenen und auf christliche Gegenstände übertragenen Fertigkeiten betrachtet, und die Herrschaft, welche die Kirche über sie ausübte, ist mehr als ein erstickender Zwang, denn als Anfeuerung zu begeisterter Thätigkeit angesehen worden. In Wahrheit schienen die Leistungen dieser Kunst keine Aufmerksamkeit zu verdienen, wenn man die einförmigen, verhältnißlosen und todten Gestalten betrachtete, die sie von Jahrhundert zu Jahrhundert fast veränderlich hervorgebracht hat;[1] aber wie in der altgriechischen Bildnerei aus einer lang anhaltenden Starrheit der Formen sich endlich Leben, Schönheit und Adel des Gedankens in bewundernswürdiger Mannichfaltigkeit entwickelten, so enthielt diese neugriechische Malerei die verborgenen Keime einer Blüthe die sich unter sorgfältiger Pflege reich und glücklich hätte entfalten können. Durch Vorschriften wie die unsres griechischen Malerbuchs war eine typische Feststellung der Hauptcharaktere und Hauptgegenstände des christlichen Bilderkreises, so wie eine Reihe von symbolischen Motiven vorbereitet, deren Würde und Verständlichkeit auf gleiche Weise durch ihre tiefe Bedeutung wie durch ihren innigen Zusammenhang mit der kirchlichen Liturgie gesichert war. Aber die italienische Malerei, die unter günstigern Verhältnissen als die griechische zu einer lebendigen Gestaltenbildung vorschritt, setzte diese Elemente, anstatt sie mit Ehrfurcht festzuhalten und zu entwickeln, in demselben Maaße bei Seite, als sie sich der Naturwahrheit der Darstellung näherte. Es ist bekannt, daß es die gesammte, christlich-religiöse Kunst, die sich hauptsächlich in Italien bildete, niemals weder zu einem Typus ihrer heiligen Gestalten, noch zu einer der Religion angemessenen Bestimmung ihres Bilderkreises gebracht hat. Bei weitem die meisten italienischen Maler von der Mitte des 14ten bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts suchten die Vortrefflichkeit ihrer Kunst hauptsächlich in der Auffassung des Lebens und der Individualität, und nur der richtige und fromme Sinn, womit sie den religiösen Darstellungen doch ihre Würde erhielten, während sie dieselben mit dem Gewande der nächsten Gegenwart bekleideten, konnte, bei ihrer ganz willkührlichen Auffassung der Motive, die Kunst noch vor Irrwegen schützen. Als Beispiele darf ich nur die Florentiner Orcagna, Masaccio, Benozzo Gozzoli, Ghirlandajo statt vieler andern nennen. — Lionardo da Vinci, Rafael und Michel-Angelo, welche die Malerei wieder zu einer ideellern Richtung und zugleich auf die größte Höhe der Vollkommenheit emporführten, die sie in neuerer Zeit erreichen sollte, kannten und achteten die alten kirchlichen Symbole; aber der erstere, dessen Apostelgestalten im Abendmahl verdient hätten, von der ganzen nachfolgenden Kunst als unabweichbare Typen anerkannt zu werden, wurde durch seine beiden Zeitgenossen verdunkelt und über ihren ausgedehnteren Werken vergessen; Rafael hat außer der Disputa, welche den erhabenen Geist erkennen läßt, der ihn bei Auffassung solcher Gegenstände leitete, und außer den ganz dramatisch gehaltenen Compositionen der Cartons fast kein großes kirchliches Werk ausgeführt,[1] sondern mußte in den Sälen des Vatikans die wundervolle Poesie und Schönheit seiner Erfindungen an historische Schmeicheleien für die Päpste verschwenden; Michel-Angelo endlich, dem in der sixtinischen Kapelle die größten Kirchenbilder anvertraut wurden, brachte der Kunst am meisten Gefahr und Schaden, da er dem eigenthümlichen und sonderbaren Flug seiner Phantasie zu wenig Zaum anzulegen vermochte, um der kirchlichen Tradition und ihrer Würde die Rücksicht zu gönnen, die ihr gebührte. So hatte die italienische Malerei schon längst über die alt-religiösen Symbole den Stab gebrochen, ehe in der Kirche selbst die lang vorbereitete Reformation ausbrach, die einen großen Theil der Christenheit nur zu scharf von der Kenntniß der früheren christlichen Kirche abschnitt. Aus diesem Grunde blieb auch der christlichen Malerei, trotz

---

[1]) Vergl. Heyne Serioris artis opp. sub impp. byz. Sect. I. in Comment. Gotting. XI. p. 43. Artes ex Constantinopoli nunq. prorsus exulantes. ibid. XIII. p. 14.

[1]) Bei dem einzigen, das man als solches noch anführen könnte, der Transfiguration, ist merkwürdig, daß er sich in früheren Entwürfen, deren Zeichnungen die im Pariser Museum aufbewahrt werden, eines Motivs bediente, welches schon auf dem griechischen Musaikkalender in St. Giovanni zu Florenz, einem Werke des zwölften Jahrhunderts, vorkommt und auch von Giotto und Giov. Bellino beibehalten worden ist. S. Gori Monumenta Basilicae Baptisterii flor. Thes. Diptych. III. Vergl. Morgenstern über Rafaels Transfiguration. Dorpat 1822. Anm. 17.

der reichen Blüthe, die sie trieb, durchgängig die erhabene Bestimmung versagt, welche der Musik in ihrer schönsten Zeit zu Theil ward: durch ihre entzückende Kraft ein wahrer und unentbehrlicher Herold der kirchlichen Lehre und Andacht zu seyn. — Als dann nach Michel-Angelo die bildende Kunst eine viel ausgebreitetere, aber desto indifferentere Bestimmung erhielt, zugleich aber in ihrem äußerlichen Vermögen zu sinken begann, als die Achtung für naturgemäße Schönheit und seelenvollen Ausdruck eben so abgenommen hatte, wie die Ehrfurcht vor dem Gedanken: da half es nicht mehr, daß gelehrte Künstler, wie Vasari und Zuchero in ihren Gemälden der Domkuppel zu Florenz, die altkirchlichen Symbole wieder hervorhoben und durch scholastische Begriffe zu verstärken suchten; [1]) die Gestalten, welche diese Begriffe hätten aufnehmen sollen, waren nicht organisch ausgebildet und blieben unbelebte würdelose Schatten. Der gänzliche Verfall der Kunst aber, der nun in ihren höheren Gebieten eintrat, und ihr ungestilltes Schwanken bis auf die neueste Zeit, rührte nur von dem Mangel einer festen und sicheren Stütze des Gedankens, die allein in der Ehrfurcht vor der Religion und in der consequenten künstlerischen Bildung der alten einfachen, aber tief bedeutsamen, und von jeder Confession anerkannten Symbolik der Kirche zu finden gewesen wäre. Daher auch die beständige Vermischung religiöser und profaner Malerei, so wie deren einzelner Gattungen und Arten, welche die Kunst nur durch klare Erkenntniß ihrer leitenden Ideen, wie ihrer äußerlichen Bestimmung hätten vermeiden können.

Mehrere Schriftsteller, wie der Cardinal Friedrich Borrommeo,[2]) Molanus,[3]) Ayala,[4]) und neuerlich Hr. v. Wessenberg[5]) haben den Bilderkreis der christlichen Religion in umfassenden Werken dargestellt. Die drei ersteren haben oft zum Theil in unwesentlichen Punkten mit theologischer Gelehrsamkeit die Annahmen der Künstler bekämpft oder gerechtfertigt; der letztere hat sich hauptsächlich die Aufzählung dessen was in kirchlichen Darstellungen jeder Art für gelungen gilt, zum Zwecke gemacht; alle aber haben ihre Würdigung der Kunst zumeist erst von da begonnen wo sie beinah schon hätten aufhören sollen, nämlich von der Zeit des Michel Angelo und Rafael, und eine Menge von Kunstwerken berücksichtigt, die, wenn man auf Aechtheit und Würde des Inhaltes sieht, keine Rücksicht mehr verdienen. Keiner derselben hat beachtet, daß in den ältesten Darstellungsweisen Motive enthalten sind, die wegen ihres innigen Zusammenhanges mit der ältesten kirchlichen Symbolik, weit mehr dem Geiste des Christenthums entsprechen, als die willkührlichen Erfindungen der späteren Künstler. Für die Kenntniß jener ältern Denkmäler haben Ciampini, Gori, d'Agincourt u. A. Vieles gesammelt; ein Anfang zur Beachtung der ältesten, typischen Gestalten des Heilands, der Maria und einiger Apostel wurde in Sickler's und Reinharts Almanach aus Rom vom Jahr 1810, nur mit zu kleinen und ungenügenden Abbildungen, gemacht. Später hat Münter aus früheren Schriften und Abbildungen die „Sinnbilder und Kunstvorstellungen der ältesten Christen" zusammengestellt und gelehrt erläutert, und auf die byzantinische und mit ihr zusammenhängende, mittelalterliche Kunst ist wenigstens in einigen Monographien, wie in Adelungs vortrefflicher Beschreibung der Korssun'schen Thüren zu Nowgorod, und in Engelhardts Herrad von Landsperg gelegentlich die Aufmerksamkeit hingelenkt worden. Auch haben die Sammler kirchlicher Alterthümer, wie Binterim katholischer, ganz besonders aber Augusti protestantischer Seits im letzten Theil seiner Denkwürdigkeiten der christlichen Archäologie, Vieles Merkwürdige hierüber zusammengestellt. Doch fehlt es noch an einer vollständigen Vergleichung der altchristlichen und mittelalterlichen Kunstdarstellungen mit der Symbolik, welche die Kirche in Lehren und Gesängen aussprach, so wie an genügender Bekanntmachung und Erläuterung aller in dieser Beziehung wichtigen Bildnereien und Gemälde jener Zeit. Möchten Gelehrte und Künstler hierauf ihre Aufmerksamkeit wenden; auch wäre zu wünschen, daß die hier gegebene Nachricht für diejenigen, welche günstige Gelegenheit haben, eine Anregung würde, nach ähnlichen Malervorschriften und nach den Bildercyklen in griechischen Kirchen zu forschen.

Nachschrift. Der Verf. bittet die Leser um Nachsicht wegen der vielen Druckfehler, die ein des Griechischen wenig kundiger Setzer in den Anmerkungen zu den ersten Nummern dieses Aufsatzes hat stehen lassen, und hält es für überflüssig, jede Verwechslung von Buchstaben, Spiritus, Accenten ꝛc. anzuzeigen.

---

[1]) S. Vasari Dichiarazione della invenzione della pittura della cupola di Firenze zu Ende der Ragionamenti.

[2]) Federici Cardinalis Borrommaei de pictura sacra lib. II. abgedruckt in Gori Symb. litter. Dec. II. Vol. VII.

[3]) Jo. Molanus de historia SS. imaginum et picturarum, pro vero earum usu contra abusus; rec. J. N. Pacquot. Lov. 1771. 4.

[4]) El pintor christiano y erudito, ó tratado de los errores, que suelen cometerse freqüentemente en pintar y esculpir las Imágenes sagradas, escrita en latin por J. J. de Ayala y traduc. en castellano por L. de Duran y de Pastera. Madrid 1782. 2 Vol.

[5]) Freiherr v. Wessenberg die christlichen Bilder. Aarau 1829. 2 Thle. 8.

Bemerkungen über Kunst.

Die Natur, als Gegenstand der Nachahmung, hat keine Totalität, so wenig als die Wirklichkeit des Menschenlebens der Dichtkunst gegenüber. Composition, Rundung, Abwägen, Abschluß, Ton des Ganzen sind Werke des Künstlers, des Dichters. Blicke hinein in die Natur und in das Leben, wo du willst! — wo sie dir auch am interessantesten, schönsten, darstellungswürdigsten erscheinen, du wirst ein Zuviel, Zuwenig bemerken und die Totalität, die sie zu haben scheinen, ist eine Zugabe deiner Einbildungskraft, deren Grenze außerhalb des Gemäldes liegt und die nur der Genius der Kunst in die Darstellung hinein zu setzen weiß.

Hundertmal hört man im Beiseyn von Malern die Aeußerung: Seht, wie schön! ach! das möchte ich von Ihnen abgebildet sehen! — und von Dichtern: wie interessant! ach! das gäbe eine herrliche Erzählung, das müssen Sie bearbeiten! — wo jenes wie dieses ganz unthunlich, höchst schwierig und im Erfolge fast unkenntlich wäre, oder aber in seinem wirklich kunstgerechten Bestandtheil nur sehr dürftig ausfallen würde.

*

Warum sind die rechten Künstler (auch Dichter, Philosophen, Virtuosen, Helden, Staatsmänner &c.) so selten?

Nimm hundert Kinder einer Nation, die sich der bildenden Kunst widmen. Dreißig lernen gut zeichnen; die übrigen 70 bleiben in der Mittelmäßigkeit zurück und helfen sich mit untergeordneten Beschäftigungen durch. Zehn mögen darunter bedeutend werden, und zu größern Hoffnungen berechtigen; aber die Mehrzahl von diesen Kunstjüngern ist innerlich und äußerlich so bedingt, daß Jeder hauptsächlich nur eine Seite der unendlichen Kunst ausbildet. Einige zeichnen sich in mehreren Vorzügen zugleich aus, aber vielleicht nur Einer in den meisten und wohl Keiner in allen.

Die Menschen schreiten in Leben und Schule auf sehr verschiedene Weise fort. Mancher nimmt nur unmerklich zu; er lernt Neues und vergißt Altes dagegen, er entfernt sich von der Natur und den Dingen an sich, und freut sich seiner eigenen Manier und Selbstheit; fertig von dieser Seite bleibt er doch im Rechten ein ewiger Schüler, und nach vielen Jahren erscheint er uns noch immer als derselbe, wenn er nicht etwa zurückgegangen ist, und sein Bestes in die Zeit der sich zusammen nehmenden Jugend fiel.

Ein Anderer wächst, aber nur in arithmetischer Progression; er schreitet in Ausbildung eines Talents, einer Kunstseite fort, und wird in diesem Fache brauchbar, geachtet, vielleicht Virtuos.

Aber wer einen reichern Fond, eine Unterlage von Totalität in sich hat, den treibt der Genius; der wächst in geometrischem Verhältnisse. Während er auf das Hohe losgeht, bezieht er all sein Leben und Denken auf dasselbe, und indem alle seine Vermögen in Anregung kommen und sämmtlich thätig sind, wächst der Bau seines Kunstdaseyns auf dieser breiten Basis zu einer Höhe hinan, welche die gemeinen Naturen in Erstaunen setzt. Mit derselben freudigen Anstrengung, mit der der Einseitige, Beschränkte das Einfache thut, leistet er das Zehnfache, weil auf seinem Webstuhl ein Schlag zehn Verbindungen schlägt.

Die größten Meister in aller Kunst sind solche gewesen, die schon früher ihre Bestrebungen auf die innersten Tiefen der Natur und die zartesten Geheimnisse der Darstellungsmittel gerichtet haben.

Die Frage über die Seltenheit der größten Künstler kann man also in die Frage übersetzen, warum so wenige das Streben in sich fühlen, auf den tiefsten Grund der Natur, als Kunstobjekt, zu bringen.

Schon in früher Jugend schwebt dem Begünstigten, dem Kinde des Lichts, das hohe Ziel vor; er erkennt schon die Meisterwerke der Vorwelt als seine Leitsterne, aber das rechte Bewußtseyn schläft noch wie im Keime. So ruht die Blumenknospe beim jungen, milchsaftigen, weichen Geschoße, jedoch schon sichtbar, noch in den Herzblättern. Nachdem aber viel Blattwuchs sich zur Seite da und dort hinaus getrieben, und das Rohr des Stängels sich weit in die Höhe gehoben, welches Sich-ausbreiten und Strecken nur dazu dienen mußte, in die Krone desto reinere, geläutertere Säfte zu bringen, bildete, entfaltete, färbte sich am Sonnenlichte die Blume.

So nun wird auch der Künstler nach vielen Versuchen, Zweifeln, Verlockungen, Zubildungen &c. das in Sicherheit, Wahrheit und hellem Bewußtseyn, zu was er sich schon früher berufen fühlte.

Siehe zu, was den größten Künstlern aller Zeit geholfen und sie gebildet, und du begreifst die Seltenheit solcher Göttersöhne.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 6.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 19. Januar 1832.

Monogrammen-Kunde.

Bekanntlich tritt die Anwendung von Namen und der Gebrauch von bildlichen Zeichen und Monogrammen auf den Gebilden der zeichnenden Künste — mehrfach bedeutsam — erst nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wesentlich ein, und wird im sechszehnten zur entschiedeneren Sitte, mehr jedoch vielleicht bei Holzschneidern und Kupferstechern, als bei Zeichnern und Malern.

Die Kenntniß dieser Monogramme ist dem Künstler und Kunstforscher in vieler Beziehung von wesentlichem Nutzen, man kann wohl sagen, bis zu gewissem Grade, besonders dem Letztern, nothwendig. Auch dem geübtesten Scharf- und Schnellblick wird ein Anhalt und eine Bestätigung oder Vergewisserung obiger Art immer noch willkommen seyn, und ist insbesondere bei Holzschnitten, deren zu Grunde liegende Zeichnung in ihrer Erfindung und Ausbildung den Zeichner oder Maler leicht verräth, das Zeichen des Formschneiders, der durch die Strichführung des Aufzeichnens immer sehr gebunden war, will man vorzugsweise seine Eigenthümlichkeit und Kunstleistung erkennen, jedesmal sehr zu wünschen.

Aber in dieser Monogrammen-Kunde — man könnte sie die Heraldik der Künstlerwelt nennen — liegt noch Mehr in Zweifel und Dunkel, als man glauben sollte, wenn man die mehrfachen und nicht dünnen Werke ansieht, die sich bemüht haben, die reiche Masse solcher Zeichen zu sammeln und zu erklären. Noch gar zuviel steht in Frage, und in keinem Zweige der Kunstgeschichte ist vielleicht mehr und bis neuerdings so viel nachgesprochen und nachgeschrieben worden, als in den Monogrammen-Werken. Eine Menge Namen werden zuversichtlich genannt (ja gemacht), von deren Inhabern man wenig oder gar nichts weiß; eine Masse Monogrammen rasch und in Ueberlieferungs-Gewohnheit oder Bequemlichkeit auf geläufigere Namen übergedeutet, während fast noch gar keine Untersuchung vorgenommen wurde, oder dieselbe ganz neu geführt werden sollte. Es ist zwar einzugestehen, daß zum Theil die nicht geringe Anzahl gleich gebrauchter oder sehr ähnlicher Buchstaben-Verbindungen und Zeichen an diesen Uebelständen Schuld ist; doch kann auch nicht geläugnet werden, daß man zu oft und zu lange auch das Nächste und Nöthigste bei der Untersuchung, selbst die einfache Scheidung der Zeiten und Länder, in welchen dieser oder jener Monogrammist gelebt, vernachläßigt habe. Aber schon die Ermittelung dieser geringen Umstände hängt natürlich genau mit der Prüfung des Gepräges, oder der Eigenthümlichkeit der Arbeit und Leistung in einem Kunstwerke zusammen, und somit fällt der Hauptvorwurf darauf, daß man hier zu wenig scharf unterschieden, gesondert, auseinander gehalten habe. Die hierin zu erringende Fertigkeit oder Uebung des äußeren und inneren Blickes hat noch lange nicht genug umsichtige Vorfragen und Vorarbeiten angestellt, welche ihr wesentlichen Vorschub und Förderung gewähren würden. Nur die eine nahe liegende Aufgabe sey hier geltend gemacht, die vorzugsweise für die Geschichte der Holzschneidekunst so wichtig und auflösend werden könnte, die nämlich, — bei Weitem mehr, als bis jetzt geschehen, alle Druckwerke des fünfzehnten, sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts durchzugehen und aufzuzeichnen, von wann bis wann, also wie lange Holzschnitte im Gebrauch gewesen, in welchem Zeitraume somit die Monogramme vorkommen, bei welchem Druckherrn, in welchen Officinen, an welchen Orten, ferner wie sie wandern, ob mit dem Vererben oder Uebergehen der Druckereien oder durch andern Vertrag und eigenthümlichen Gewohnheits- und Mittheilungs-Verkehr der Officinen u. s. w.

Von dem eben Angedeuteten soll weiter unten ein bezeichnendes Beispiel gegeben werden, zuvor sey nur auf den großen Gewinn nochmals hingedeutet, den alle, auch im besonderen Bezuge auf die Monogrammen-Kunde sich ergänzenden und aus ihr wieder entnehmenden Hülfswissenschaften der Kunstgeschichte aus den Ergebnissen jener, freilich kleinmühlichen Nachsuchungen erhalten würden. Der Geschichte der Holzschneidekunst insbesondere, von der ja vorzugsweise die Kenntniß und sichere Festsetzung der Monogramme ein nicht unwesentlicher Theil ist, würde aus jenen allseitigen Erwägungen endlich ein

inneres Lebensbild erstehen, das ihr auch in Joseph Heller's nicht unfleißigem Buche darüber noch gänzlich fehlt, wo auch nur erst ihr Fachwerk aufgerichtet, und in diesem selber noch mancher Sparren auszufüllen ist, ehe der Vollendungsspruch gehalten werden kann.

In den großen holzschnittreichen Druckwerken des fünfzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts (Bibeln, Uebersetzungen der Alten, Cosmographien ꝛc.) erscheinen sehr oft zwei, vielleicht selbst drei Zeichen auf denselben Holzschnitten regelmäßig vereint oder so wechselnd, daß nur aus genauem und vielfältigem Nachschlagen und Vergleichen der Formschneider vom Zeichner geschieden werden kann, denn das Schnitzmesser entscheidet bekanntlich nicht allein, da es, nach Raum und Laune, gar nicht immer hinzugefügt wurde. Eben so erscheint eines und desselben Holzschneiders oder Zeichners Name in ein' und demselben Werke auf so verschiedenartige Weise abgeändert, besonders wenn er sich einfach nebeneinander stehender Buchstaben bediente, daß auch hier nur der Vergleich eben in solchen Werken sicher stellen kann. Endlich tritt nur aus solchen großen Holzschnittwerken *) und dem Vereintvorkommen verschiedener Monogramme und somit der Künstler, nach Druckort und Officin theils manche größere Wahrscheinlichkeit über Vaterland, Wohnort, längeren Aufenthalt, Lebensalter ꝛc. der vermuthlichen oder gewissen Inhaber vorkommender Monogramme, theils der innere Faden des künstlerischen Gemein-Verkehrs und der vereinten Thätigkeit oft sehr fern von einander geborener und wohnhafter Künstler lehrreich hervor; welche Kenntniß des lebendigen Verkehrs und Austausches einen nicht geringen Theil der inneren Geschichte der Kunst ausmachen möchte, wie in der Wißenschaft, mit der ja diese Erforschung innig zusammenhängt, (denn die Kunstgeschichte ist ein wesentlicher Theil der Geschichte des geistigen Lebens in einem Volke und einer Zeit überhaupt) der Lebens-, Lehr- und Leistungs-Zusammenhang ihrer Hauptförderer in einem Jahrhunderte von wesentlicher Bedeutung ist, und zu reicher Einsicht über das innere Maaß der allgemeinen Geisteskraft in einer bestimmten Zeit verhilft.

Solche und viele ähnliche Untersuchungen müßen nach allen Seiten noch bei Weitem mehr und tiefer angestellt werden. Auch Fiorillo, dem die Kunstgeschichte viel verdankt, hat noch viel zu äußerlich, bloß sammelnd, bloß anhäufend und nebenordnend gearbeitet. Andere verreisen fast ihr ganzes Leben in kunstforscherischer oder auch kunstschmeckerischer Immer-Geschäftigkeit, sehen viel und sagen noch mehr, und haben am Ende doch nicht genug und nichts recht gesehen, wenigstens nicht ruhig, nicht einfältig genug. — Es ist hier gegangen, wie bei Urkundenlehre und Handschriftenkunde. Erst neuerdings hat hier allgemein wacherer Sinn und lebendigerer Wissenschaftsgeist geschärfteren Blickes strenger, erfolgreicher sondern und sichten gelernt. Sicherere, gesetzlichere Sprachkunde hat vorgearbeitet und den Weg gewiesen, der ferner zu wandeln ist. So auch in der Kunstkritik. Wer jetzt nur einfach scharf hinschaut, wundert sich — um ein kleines Beispiel nur beizubringen — wie Fiorillo, (B. 4, 151, 159, z.) unter den von ihm aufgezählten Ausgaben des Holbeinischen Todtentanzes in denen des Franzosen Vaugris oder Vincentius Valgrisius zu Venedig, wo beide von 1545 und 1546 erschienen, die Holzschnitte dieselben nennen konnte, wie die ursprünglichen in den Ausgaben von Lyon, wohin er deshalb auch fälschlich die italiänische von 1545 verlegt, während er die lateinische von 1546 richtig nach Venedig setzt. Jene venetianischen Nachschnitte sind sehr schön und fein, bei Weitem beßer als die Köllner Nachschnitte des „Sylvius Antonius“ bei Birckmann und Erben; aber einfach geübter Blick und selbst bloßes Meßen, womit die Kunstschilderer sonst so gerne bei der Hand sind, hätte sehr bald das Richtige ergeben. —

Für das bis hieher Gesagte werden weiter unten bei Besprechung des neuesten Werkes über Monogramme manche Belege in's Einzelne und Besondere eintreten; wir holen hier erst das oben versprochene Beispiel eigenthümlicher Ort-Uebertragung ein und derselben Formschnitte oder Holzplatten nach. Wir könnten auch bei dem obengenannten Holbeinischen Todtentanze stehen bleiben und anführen oder fragen, wie es komme, daß, nachdem seit 1538 die zuerst „1530“ in Basel abgezogenen Platten jener Bilderfolge in Lyon bei Trechsel und Frellon in unzähligen Abdrücken sehr oft wiederholter Ausgaben viele Jahre lang erscheinen, (1538 — 1542, 1542 — 1544 — 1545, 1545 — 1547, 1547, 1547 — 1551 — 1552 — 1562 — 1574), dieselben, ganz dieselben im Jahre 1554 (dem Todesjahre Holbeins!) plötzlich wieder in Basel erscheinen, wie der Titel dieser noch oft vorhandenen Auflage aussagt? — Aber ein auffallenderes Beispiel! Der schwedische Bischof Olaus Magnus von Upsala gab 1555 zu Rom, wo er lebte, eine Historia de Gentibus septentrionalibus heraus, mit Holzschnitten. Dieselben, ganz dieselben Platten (keine Nachschnitte!) erscheinen in der Ausgabe von 1562, Antwerpen bei Beller (Historia de G. sept. a Cornelio Scribonio Grapheo in epitomen redacta. 8.) wieder; wieder dieselben in der Baseler Ausgabe, 1567 bei Henrik Petri, Fol. („Olai Magni historien der Mittnächtigen Länder, deutsch durch Joh. Baptisten Ficklern von Wol vor dem Schwartzwald“). Nochmals dieselben Holz-

*) Wir erinnern hier nur an Sebastian Münster's Cosmographey, wo er in der Vorrede alle die Baseler, Nürnberger und andere Künstler nennt, welche für sein Werk gezeichnet und geschnitten haben.

schnitte im selben Jahre 1567 zu Straßburg bei Ribel („Beschreibung allerley Gelegenheiten, Sitten, Gebräuchen vnd Gewonheiten der Mitnachtigen Völcker durch Olaum Magnum, ins Teutsch bracht durch Israelem Achatium); endlich abermals zu Amsterdam, 1652, („Tooneel oder noordsche Landen door Ol. Groot. t'Amsterdam“).

Jetzt zu den Monogrammen zurück! Das 1747 erschienene Werk von Johann Friedrich August Christ, (geboren zu Koburg 1701, gestorben 1756 zu Leipzig als Professor der Dichtkunst und Geschichte): „Anzeige und Auslegung der Monogrammatum ꝛc.“ hatte nicht nur mit größem Fleiße Alles gesammelt, was seit 1618 seine Vorgänger Paul Behaim, Marolles (1672), Sandrart (1675), Florent le Comte (1699), L. Chr. Sturm (1706), A. Pellegrin Orlandi (1704), J. M. Papillon (1766), Roland le Vyrolis (1770), J. Gori Gandellini (1771), Fr. Fuga (1776), S. Jacob Apia (1778), Joseph Strutt (1785), L. v. Winkelmann (1796), Heinicke (1778, 88, 90) u. s. w. an Monogrammen beigebracht hatten; sondern fügte nicht wenig neue hinzu, und zwar, wie er selber auf dem Titel sagt, „aus den ersten Werken selbst, jetzt von neuem genommen,“ d. h., was er mit eigenen Augen gesehen, (und er sah und gab Vieles, was spätere Nachschreiber, die weniger gesehen, ihm wieder wegstreiten wollten, neuere Zeit ihm aber als richtig nacherkannt hat), gab er fleißig und sauber wieder, so weit nämlich zu seiner Zeit das Auge des Durchzeichners und die Hand seines Holzschneiders genau nachzuahmen vermochten. Die jetzige Kritik ähnlicher Werke macht, wie schon gesagt, auch von dieser Seite, was Facsimilia betrifft, mit Recht strengere Anforderungen, und setzt zur ersten Bedingung nochmaliges Durchzeichnen der Monogramme aus den Quellen (den Holzschnitten, Kupferstichen und Gemälden) selber. Das Schönste im Wiedergeben von Monogrammen, so wie ganzen Holzschnitten hat neuerdings wohl der Engländer Dibdin in seinen freilich kostbaren bibliographischen Werken leisten lassen.

Seit Christ's Werken, dem 1750 schon eine französische Uebersetzung von Sellius folgte, war — außer Huber's und Rost's, Malpe's, Bartsch's, Ottley's, Joubert's und weniger Anderer Arbeiten über Kupferstiche und Holzschnitte, welchen sie auch Monogramme beifügten, bis zum Jahre 1817 kein ähnliches Sammel- oder Wörterbuch über Monogramme erschienen.

In diesem Jahr 1817 erschien das Dictionaire de Monogrammes, Chiffres, Lettres initiales et Marques figurées etc. vom Inspector des Kupferstich-Cabinets zu München, Franz Brulliot, in 4., dem 5 Supplemente folgen mußten. Der Herausgeber war von der einfachen rein-alphabetischen Ordnung bei Christ abgegangen und theilte, gewiß nicht bequem nachschläglich und organisch, sein Werk in „bekannte, zweifelhafte, unbekannte und abgekürzte“ Namen und Zeichen. Es entsteht dabei sogleich die Frage, was ist unbekannt? Wie lange bleibt etwas unbekannt? Weiß nicht im Augenblick der Herausgabe eines so sondernden Buches gar mancher Leser Manches, was dem Herausgeber unbekannt blieb? Und kann nicht am nächsten Tage etwas gefunden, und das heut noch Zweifelhafte morgen zweifellos oder gewiß bekannt werden? Sammeln nicht, gerade in solchen Dingen, gleichzeitig Viele, die — vereint — gewiß mehr Gewisses zusammenbringen würden, als der Einzelne wißen kann? — Immer also wird für solche Wörter- oder Zeichenbücher die Folge des ABC's die natürliche, ja nöthige seyn. Wie im vorliegenden Falle — bei verschlungenen Zeichen oder Buchstaben-Verschlingungen — am Geeignetsten zu verfahren sey, d. h. auf welche Weise, nach welchem Gesetze oder Grundsatze man aufzulösen und die einzelnen Buchstaben zu ordnen habe; davon zu reden, wird weiter unten Anlaß seyn. Hier macht sich im Allgemeinen noch die Verschiedenartigkeit der Monogramme selber geltend, insoferne sie nämlich in Buchstaben-Verschlingungen — bildlichen Zeichen — Anfangsbuchstaben — abgekürzten Namen — oder endlich wirklichen (Sinn-) Bildern bestehen. Mehrere dieser Kenn- oder Merkzeichen erscheinen wieder verbunden, so Anfangsbuchstaben mit Bildern, wie z. B. bei Lucas Cronach, Martin van Cleue, Jakob Zuberlein, Scheuflin, Georg Husnagel u. s. w. Diese verschiedenen Bezeichnungsarten in verschiedenen Abschnitten (immer wieder mit alphabetischer Folge) zu sondern, möchte ein wesentliches Förderniß für die Anordnung seyn, während die Unterscheidung in bekannte, unbekannte und zweifelhafte Zeichen nur eine ephemäre und zum Aufschlagen dreifach hemmende und hinhaltende seyn kann. — Wo sollte man auch die figürlichen Zeichen (Marques figurées) in das ABC einordnen, selbst wenn, was nur die Unbequemlichkeit vermehrte, mit ihnen Buchstaben (Lettres initiales) oder sogar Zeichen und Verschlingungen (Chiffres et Monogrammes) verbunden sind? Letzteres haben auch alle Herausgeber von Monogrammen-Lexicis gefühlt, und jene „figürlichen Zeichen“ meist in Anhänge verwiesen; nur haben Alle, die nachher noch zu nennen seyn werden, auch in ihrer Anordnung, Gliederung und Sonderung dieselbe Unklarheit und Verwirrung fortgeführt, die in dem Organismus und der Oeconomie ihrer Werke überhaupt herrscht.

Christ hatte seinem in 8. gedruckten Wörterbuche die in Holz nachgeschnittenen Monogramme ganz übersichtlich am Rande beigefügt. Brulliot wich von dieser für ein solches Wörterbuch ganz geeigneten typographischen Anordnung ab, und fügte seinem Dictionaire sämmtliche Monogramme auf besondern Steindrucktafeln bei. Die Neuheit und rasche Vervollkommnung des

Steindrucks im Jahre 1817 mochte dazu Hauptanlaß seyn, und entschuldigt dieses immer unbequeme Anhängen von Zeichen, die ja eigentlich der Text zum Texte sind. Aber der Steindruck in seiner größern Zierlichkeit (sowie auch, weil er nicht füglich miteingedruckt werden kann, am wenigsten für so kleine Stücke und Zeichen) ist, wenigstens für Nachbildungen der vielen Form- oder Holzschneider-Zeichen, hier gar nicht recht an seinem Ort, vielmehr der Holzschnitt das allergeeignetste Mittel.

Es kam bei Brulliot's Dictionaire dazu, daß die beigegebenen Tafeln fast alle Monogramme nur nach den unvollkommenen, und wie eigener Augenschein, der die alten Werke selber zur Hand nimmt, beweist, nur zu oft ganz verfehlten oder entstellten Zeichnungen und Holzschnitten bei Christ wieder durchgezeichnet und im Steindruck nun nochmals verwischter wiedergaben. Ein ganz paralleler innerer Vorwurf traf das Werk, daß, so fleißig es auch die Arbeiten aller Vorgänger in sich aufgenommen und gewiß Manches verbeßert, berichtigt, entfernt und hinzugefügt hatte, es doch ohne hinlänglich, wenigstens nach dem oben aufgestellten Maßstabe nicht hinlänglich vorhergegangene Forschung und Selbstprüfung des seit Christ traditionell Gewordenen, alle alten Irrthümer, Verwechselungen, Schnelltaufen u. s. w. zu Markte brachte.

Wir scheuen dieses Urtheil um so weniger auszusprechen, als das Werk eben ein gänzlich abgethanes ist, sein Verfaßer selber mit namhaften Worten über sein eigenes Buch jenes Urtheil gefällt hat, und durch ein wahrhaft gediegenes ganz neues Werk, dessen Druck bereits begonnen hat, aber leider erst im nächsten Jahre in der Cotta'schen Verlagshandlung vollendet werden wird, zu ersetzen im Begriff steht.

Unmittelbar nach Erscheinen jenes Dictionaire arbeitete Brulliot sein Wörterbuch ganz um, und schon 1820 erschien zu München die erste Hälfte eines neuen Werkes: „Table Générale des Monogrammes, Chiffres, Lettres initiales et Marques figurées etc., auch in 4.; abermals mit angehängten Steindrücken. Dieser ersten Hälfte, die nur die Buchstaben A bis F enthält, folgte bis jetzt keine zweite Hälfte, und wie der Verfasser selber schon im vorigen Jahre erst öffentlich bekannt machte, hat er gleichfalls jenes zweite Werk (die Table Générale) ganz fallen laßen. Fortarbeitender Fleiß war auch hier nicht zu verkennen, aber, wie die Steindrücke die alten Nachzeichnungen aus der dritten, vierten Hand abermals wiedergaben, so fehlten auch innerlich und sachlich die alten Ueberlieferungs-Irrthümer und Halblücken nicht. Im selben Jahre 1830 erschien aber zu Frankfurt am Main bei P. H. Guilhauman ein „MONOGRAMMEN-LEXICON für den Handgebrauch, herausgegeben von Dr. J. C. Stellwag" in gr. 8., bestehend in 34½ Seiten Vorrede in (zu je 2 Spalten getheilten) 58 Steindrucktafeln, die nach ihrer Zählung 1998 Monogramme wiedergeben, und in 30 gleichfalls gespalteten Druckseiten, den ganz kurzen Text zu den Tafeln in alphabetischer Folge mit Nummernbezug enthaltend.

Dr. Stellwag verspricht in der Vorrede „ein möglichst vollständiges" Monogrammen-Lexikon, gibt aber auch an, daß er „zweifelhafte und unbekannte" Monogrammen nicht aufgenommen habe. Da wir weiter unten sehen werden, wieviel derselben noch heute zweifelhaft, unbekannt und unaufgelöst sind (und diese ganze Arbeit beruht ja zum Theil ganz auf dieser Klage, und wird um dieses Uebelstandes oder Mangels willen zu seiner Abhülfe durch Nachweisung unternommen), so können wir nur einstimmend in die Worte, die Brulliot dem Dr. Stellwag im Kunstblatte 1830 in dieser Beziehung entgegnet hat, daß „es schon von großem Werthe sey, nur zu wißen, daß man etwas nicht wiße"; überdieß ist jedes irgendwo aufgefundene neue, wenn auch nicht gelöste Monogramm ein neues Wißen und gehört (mit Nachweisung seines Vorkommens) in ein dafür bestimmtes Wörterbuch; es reizt zum ferneren Nachforschen, und die nächste Auflage oder die durch vereinte Beiträge aller gleichsammelnden Kunstfreunde in einiger Zeit (am Besten auf einseitig bedruckten Blättern zum Einkleben am alphabetisch gehörigen Orte) gelieferten Nachträge werden reichliche Früchte eines solchen Lexikons gewähren, und wäre das Ganze nur Ein Fragelexicon gewesen. Man kann ein Uebriges beim Drucke eines solchen Werkes thun, und alle beim Abdruck zweifelhaften Zeichen etwa durch ein beigedrucktes Kreuz, alle unbekannten durch ein Fragzeichen andeuten, die jeder glückliche Finder sich tilgen kann. Ebenso möchte nicht übel seyn, zur Beförderung fernerer Nachlese alle jene zweifelhaften und unbekannten Monogramme als Anhang nochmals besonders zusammen abdrucken zu laßen, was bei der Wahl von Holzstöcken so leicht und ohne Mühe eng zusammengerückt geschehen kann.

Dr. Stellwag gab in seinen ganz verzierlichten, somit immer mehr verunwahrten Steindrücken nicht nur alle Zeichnungsfehler seiner Vorgänger wieder, sondern hat dieselben obenein nicht einmal nach Christ, als doch der nächstbesten Quelle, sondern allein nach Brulliot's Steindrücken wiedergegeben. Aber nochmalige eigene Prüfung hat Unterzeichneten nur zu sehr von der Wahrheit des schon von Brulliot an andern Orten (Kunstblatt, 1830, Nro. 72 und 103) geführten Beweises überzeugt, daß das Stellwagische Werk nicht nur ein mit allen Fehlern und Mängeln der Brulliot'schen Arbeit wiederholter „Abdruck dieser, sondern auch ein die Zahl derselben durch neue Versehen vermehrender" war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 7.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 24. Januar 1832.

Monogrammen-Kunde.

(Fortsetzung.)

In No. 103. 1830 des Kunstblattes wurde dieses im Einzelnen hinlänglich nachgewiesen. Daher denn auch z. B. auf Tafel LVII. dieselbe unklare Mischung unter der Ueberschrift: „Figuren," unter welchen wie unter Brulliots Marques Figurées — ganz einfach ausgeschriebene Namen Bramantvs. Stalbvrch. Mair. Altobelo — vollkommen wie in Brulliots Table Générale; in welche „figürliche Zeichen" doch das nun gleich näher zu nennende neueste Monogrammen-Lexikon von Joseph Heller (S. 365 — 376) etwas mehr Ordnung gebracht hat. *) —

Wir laßen das sattsam gewürdigte Frankfurter Druckwerk sonach ganz außer fernerem Betracht und wenden uns nochmals zu Brulliots Table Générale, so wie zu dem im Kunstblatt 1830 a. a. O. nicht nur auf das Bestimmteste versprochenen und gekennzeichneten, sondern auch, wie Unterzeichneten eigener Augenschein belehrte, bereits im saubersten Drucke vorangerückten und im Manuscripte fast ganz vollendeten neuen Werke desselben.

Schon in der Table Générale stellte Brulliot, wie Heller in seinem eben genannten Lexikon (S. XXVI.) sagt, eine „ganz eigene Weise" auf, nach der er alphabetisch ordnete. Brulliot zergliederte nämlich jedes verschlungene Monogramm in die Buchstaben, welche — so weit ungezwungen gedeutet werden konnte, darin vorkämen, und ordnete nun nach dem je jüngsten Buchstaben des ABC. Natürlich muß auch nach dieser sinnreichen und vielleicht alleinig sicheren Anhalt zum Aufschlagen gewährenden Anordnungsweise manches Monogramm, worin ein je jüngerer Buchstabe gesucht und gesehen werden könnte, der Handhäblichkeit wegen an zweien, mehreremal selbst dreien Stellen aufgeführt werden. Diese Ordnung ist auch für das neueste Werk Brulliots festgehalten, derselben aber noch mehr strenge Durchführung zu Theil und der Vortheil hinzugefügt worden, daß die Monogramme sämmtlich in recht sauberen Holzschnitten (von Neurer zu München, der auch die nachfolgenden schnitt) dem breitrandigen Quartdrucke außen beigedruckt worden. Diese Rückkehr zu Christ's Einrichtung ist nur ein Fortschritt zu nennen. Dr. Stellwag wich von seinem Vorgänger wieder ab und ordnete „nach dem Buchstaben, welcher zuerst in's Auge fällt;" aber welcher ist das?? Er antwortet darauf: „also meistens nach dem Taufnamen." Wir laßen die Bündigkeit dieses Also dahin gestellt seyn und bezeichnen nur noch die neueste Hellerische Weise, welche (S. V.) „rein alphabetisch aufstellend, und die zusammengesetzten und häufig sehr verschlungenen Monogramme nach dem ersten, links hervorstehenden Buchstaben und den darauf folgenden ordnete." Aber versuche es Jeder auf allen Seiten, wie viel er linkshervorstehende Buchstaben in Buchstabenverschlingungen antreffe! Denke man allein an die vielen in einandergesetzten Buchstaben:

A. A. A.

u. s. w. Wesentlicher wäre gewesen zu sagen — nach dem überhaupt bezeichnendsten, vorherrschendsten Buchstaben, wie z. B.

C. G. C.

aber steht dann wieder

mit demselben Rechte, als

unter B, und gar

welches S. 56 jenen beiden unmittelbar folgt? —

*) Beiläufig ist durch richtige Hinwegnahme des genannten Donatus Lazzari Bramante von obiger Stelle derselbe bei Heller ganz ausgefallen; freilich durch die andern, oben genannten ganz ausgeschriebenen Namen; während er deren doch viele, ohne alle Beizeichnung, gibt; z. B. S 49 allein: Bambootz. Baptista. Barbara. Barbara filia Crispina. Bassanus!!

Nachdem wir nur noch hinzufügen, daß das neue Werk Brulliots erfreulich nicht nur alle wesentlichen oben geltend gemachten, aus der Sache hervorgehenden Anforderungen und Wünsche in Betreff der Anordnung erfüllt, sondern B. auch alle Monogramme, so weit es irgend möglich war, wieder frisch an ihren Quellen durchzeichnete, nachschneiden ließ, und nachwies, so daß jenes auch in seinem Texte ein wahrhaft umsichtiges und umfaßendes Werk werden wird,*) wenden wir uns nun vorzugsweise zu Joseph Heller's im laufenden Jahre erschienenen:

„Monogrammen-Lexikon, enthaltend die bekannten, zweifelhaften und unbekannten Zeichen, so wie die Abkürzungen der Namen der Zeichner, Maler, Formschneider, Kupferstecher, Lithographen u. s. w. mit kurzen Nachrichten über dieselben.“ Bamberg, bei J. G. Sickmüller. XXVI. S. Vorrede und Einleitung, 411 S. Text und Register.

Dieses Werk, das sich als ein „kurzes und doch so viel als möglich vollständiges,“ oder „umfaßendes, aber doch portatives“ Monogrammen-Lexikon bevorwortet, wird also, bis das große Werk Brulliots erscheint, dem Künstler und Kunstfreunde, der sich Raths erholen will, das neueste und relativ-vollständigste Monogrammen-Lexikon seyn müßen, und man darf dem Verfaßer unbedingt zugestehen, was er S. XXVI. von Brulliots früheren Werken rühmt, daß er „die Werke seiner Vorgänger sehr trefflich benutzt“ habe, wie bei solchen Arbeiten nicht anders der Fall seyn kann, ja seyn muß. Gewiß ist auch im Einzelnen manche Berichtigung durch den sammelfleißigen Verfaßer hinzugekommen, mancher Zweifel und Irrthum, den selbst Brulliot in seinen früheren Werken fortbestehen ließ, aufgehellt und berichtigt worden, wenn schon in solchen Fällen eine wenn auch noch so kurze Begründung der abweichenden Annahme zu wünschen gewesen wäre; aber auch in der absichtlichen Kürze der Angaben möchte Fleiß und mehrseitiges Studium oder Bemühen bei örtlich nicht unbeschränkten Hülfsmitteln (S. IV.) nicht zu verkennen seyn. Auch kann jedes neue Werk ähnlicher Art immer nur ein der Vollständigkeit und Vollkommenheit sich annäherndes seyn und bleiben. Es genügt zu beurkunden, daß man mehr als die Vorgänger habe leisten wollen, zum Theil auch können (denn sonst wäre das ganze nur Meßwaare oder Buch- und Geldmacherei), durch die kräftige innerliche Handhabung des Stoffes aber man die bezügliche Erkenntniß und somit die Wißenschaft gefördert habe. Wesentlich kommt also hier die Anordnung im Ganzen, die ebenmäßige Durchführung im Einzelnen und die Art zu arbeiten überhaupt in Betracht.

*) Daßelbe ist wie die beiden früheren französisch abgefaßt; beiläufig — ob so gar nothwendig?? Die Franzosen verstehen schon beßer Deutsch jezt; und die Engelländer? mögens lernen. Es thäte beiden sehr gut.

Ueber die äußere Anordnung des Heller'schen Werkes ist oben schon geurtheilt worden. Natürlich mußten, auch nach seiner Art zu ordnen, alle gleichgewichtige Buchstaben enthaltenden Monogramme (z. B. das des Urs Graf) zweimal aufgenommen werden, wie denn auch geschehen ist. Ob ganz so begründet unter andern das Zeichen des Sylvius Antonius S. 2. auch unter A, wie S. 322. in S steht, wird sich weiter unten ergeben. Warum dagegen das Zeichen des Andreas Marelli, das freilich mit den beiden folgenden und dem Adrians van der Venne etwas dem V Aehnliches enthält, S. 41 bloß unter AV, nicht eben so wesentlich, ja nöthiger unter AM zu finden, ist nicht einzusehen. Ob aber in allen solchen Fällen nicht raumersparender oder raumgewinnender, „portativer“ gewesen wäre, bei der unwahrscheinlicheren, wenn schon lexikalisch nöthigen Aufführung blos auf die natürlichere, dem Namenverhältniß gemäßere zu verweisen, als den — an sich oft gar wenig Aufklärung gewährenden und doch vielzeiligen Text an zwei, drei, vier Stellen wörtlich zu wiederholen? Würde ein solches Verweisen nicht gleich den Nachschlagenden über mehrfachen Monogrammengebrauch in ein' und demselben Falle belehren? Und ist dieses gegenseitige Verweisen und Beziehen auf alle zusammenhängenden Namenzeichen nicht ein wesentlicheres, innen organisch fortlaufendes Register, ja der rechte, rothe Faden, der Wegweiser, das wortlose Raisonnement, gewissermaßen der Geist eines solchen äußerlich nur durch die todte alphabetische Folge zusammengehaltenen Buches? Heller hat zwar ein fleißiges Register der Namen auf 34 S. in 68 Spalten enggedruckt angehängt; aber was kann dem Nachschlagenden damit gedient seyn, wenn er z. B. bei Jakob de Barbary auf S. 191 und 368 verwiesen wird und auf beiden Seiten wörtliche Wiederholung von vier Zeilen findet. Und dieser Wiederholungsfälle sind bei Heller sehr viele; und es ist nur Ungleichheit der Behandlung zu nennen, wenn dagegen S. 328 bei dreien Monogrammen hinter einander auf eine frühere Seite verwiesen wird, während wieder S. 346, trotz ähnlicher Verweisung doch der vierzeilige Text der letzteren daneben wiederholt ist; eben so S. 370 in fünf Zeilen. Aber was soll man dazu sagen, wenn solche wörtliche Wiederholungen dicht hinter einander auf derselben Seite sich folgen? Wenn es z. B. S. 14 heißt: „ADAM. Adam Ghisi, italienischer Kupferstecher, geboren um 1530“ und gleich darauf: „ADAM SCVLPTOR. Adam Ghisi, italienischer Kupferstecher, geboren um 1530.“ Und solcher Vorkommnisse sind gleichfalls nicht wenige in Heller's Buche; wir schlagen

nur noch S. 120 auf: da heißt es bei dem Zeichen G 1. 4. 6. 7. ℌ „Kupferstecher, arbeitete um 1464 in Deutschland oder Niederland" und unmittelbar darnach (zu ähnlichen 2 Buchstaben) „Kupferstecher, arbeitete um 1464 in Deutschland oder Niederland." Obenein steht 1467 vor den Augen. S. 311 steht zweimal in 3 Zeilen dasselbe von Peter Woeiriot und S. 312 gleich noch einmal, und zwar dicht hinter einander. Ist das besser, organischer gearbeitet, als wenn es bei Dr. Stellwag S. 1. gleichfalls dicht hinter einander heißt: „Achen, Johann van, geb. 1556 zu Cöln, gest. 1600 zu Prag, Historien- und Portraitmaler." „Acken, Hans van, Maler, geb. zu Cöln 1556, gest. zu Prag 1600." — ? Man sieht gar zu sehr den aus Zetteln alphabetisirenden Mechanismus des bloßen Sammlers durch. Auch Heller's Register leidet an organischen Unebenheiten, wie die meisten unserer Tage. Unter Allemand wird gut auf Lallemand verwiesen; warum steht aber de Necker bloß unter N, nicht auch unter D (Denecker), da doch — wie jüngst Kunstblatt 1831, No. 76 nachgewiesen worden ist, beide Rechtschreibungen des Namens vorkommen. Obenein steht im Register S. 399 und im Text S. 105 Jost de Neker blos geschrieben. Wobei hier erinnert wird, daß das in No. 76 des Kunstbl. d. J. mitgetheilte wahrscheinliche Monogramm Jobst de Necker's

ↁ

bei Heller auch fehlt: das in etwas ähnliche Monogramm (S. 115 u. 120) um 1464 setzt er unter E als eines Kupferstechers Zeichen. Es fehlen ferner bei Heller die beiden andern a. a. O. beigebrachten Monogramme

HA und ME

deren nur S. 187 ähnlich das M. von Heinrich Vogther gegeben wird. Bei Berührung der in jener Nr. des Kunstblattes mitgetheilten Verhältnisse der Augsburger Nachschnitte von Holbein's Todtentanze, an deren Spitze (1542 — 1544) sich Jobst de Necker nennt, obschon innen jenes eben mitgetheilte Formschneider-Zeichen

ↁ

vorkommt, als von welchem alle Platten geschnitten erscheinen, tritt recht klar hervor, was oben geltend gemacht wurde, wie nöthig es wäre, die Formschneider-Sippen oder Schulen, ihre Art in der Arbeit sich zu theilen, mit Vorzeichnern zu verkehren u. s. w., kurz das innere Getriebe dieser Thätigkeit in's Klare zu bringen. —

Heller's Werk leidet aber noch an tieferen Ungleichheiten. Eine Unklarheit z. B. über den Umfang und Bereich seiner Arbeit ist wohl zu nennen das Schwanken über Aufnahme der Buchdruckerzeichen, wie S. 8 das des Buchdruckers Ballard, S. 135 das des Buchdruckers Regnault, S. 140 das des Joh. Grüninger, S. 366 des Christian Egenolf, S. 19 des Andreas Geßner auftreten, bei welchem letzteren der Verf. sagt: „dieses Zeichen gehört eigentlich nicht unter die Monogramme der Künstler;" aber dieses vorläufig zugegeben — warum erstlich jene und andre; und dann, warum z. B. Peter Vischer's des Gießers Monogramm S. 309? Freilich gehören nach Vorrede S. IV. in ein „vollständiges" Monogrammen-Lexikon außer den Monogrammen der „Zeichner, Maler, Formschneider, Kupferstecher, Lithographen" rc. — „auch jene der Bildhauer, Steinmetzen, Medailleurs, Münzmeister, Stein- und Siegelschneider, Kunstgießer, Goldschmiede" u. s. w. Aber Heller wollte nur, nach S. III., ein „möglichst vollständiges" — „Portativ-Lexikon" liefern und nahm neben dem Lithographen nicht einmal den Zinkographen, Stenographen rc. auf. Warum aber dann den Kunstgießer Peter Vischer von Nürnberg, bei dem neuerdings die Frage wieder aufgeworfen worden ist, ob er nicht blos schlichter Gießer, nicht Kunstbildner gewesen? Doch wir gehen noch strenger ein. S. 352 und 358 ist der in der Perspektive sinnige Nürnberger Goldschmied Wenzel Jamnitzer (er selbst nennt sich Jamitzer!) aufgeführt, von dem aber Johann Neudörffer in seinen Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten, (1546) also während die Brüder Jamitzer, Jenes Freunde, noch lebten, nicht sagt, daß er in Kupfer gestochen, wie Heller am a. O. behauptet, obschon die Nürnberger Kunstfreunde erst neuerdings dasselbe auf das Bestimmteste wieder verneint haben, sondern als Goldschmied nur „in Silber Etzen, Glasschmälzen, Wappen- und Siegelschneiden in Silber, Stein und Eisen es am höchsten gebracht." — Wobei wir gelegentlich beibringen, daß unter dem bekannten Kupferstiche, der Wenzel Jamitzer mit seinem langen Barte, etwa im 87 Lebensjahre, am Perspektiv-Tische sitzend und sinnend darstellt, auf dem Kupferstich-Kabinet zu München mit Rothstift von früherem Besitzer zur schwarzen Namens-Unterschrift Ipse fecit beigeschrieben steht. — W. Jamitzers, auch als Vorahnung einer durch die Kristallkunde unserer Tage erst ausgebildeten, reichen Raum- oder Körperlehre merkwürdige, fast wundersame und schön in Kupfer gestochene „Perspectiva Corporum Regularium. Das ist, Eine fleyssige Fürweysung rc. 1568, ist — laut eigener Vorrede W. Jamitzers und Monogramm 15 IA. 67. „durch den Künstlichen Jobst Amman von Zürich inß Kupffer gerissen," nachdem J. „alles selbst, mit seiner schweren hand gestellt vnd gemacht." Möglich, daß W. Jamitzer in seiner früheren Zeit auch gestochen, wie doch vom späteren

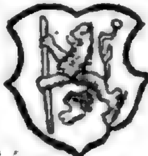
Christoph Jamitzer Kupferstiche vorgewiesen werden, der übrigens bei Heller fehlt, gleich Wenzel's Bruder Albrecht Jamitzer, während S. 56 Christ's Barthel Jamitzer 1517 aufgeführt wird, den Neudörffer nicht kennt und nennt. —

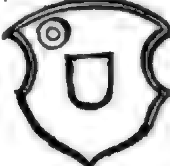
Wir erkennen schon aus den bisherigen Beispielen die Ungleichheit in der Beschränkung und Umgränzung des Hellerischen Werkes, welche doch die Haupttugenden jeder literärischen Arbeit sind. Aber es macht sich ferner die Frage geltend, ob denn bereits alle vermeinten Buchdrucker-Monogramme als diesen und als solchen allein zugehörig ausgemittelt und erwiesen seyen? Kommen dieselben nicht gerade meist auf Holzschnitten vor, wo sie nur zu leicht misdeutet werden konnten und können? Und dieß um so eher und mehr, als ein gut Theil der von Kupferstechern und Formschneidern gebrauchten Monogramme etwas ganz ähnliches kaufmännisches an sich tragen, wie die der Druckherren. Man vergleiche nur bei Heller S. 27, 48, 101, 115, 136, 192, 194, 256 u. s. w. Und waren nicht ferner im 15ten und 16ten Jahrhundert viele Formschneider zugleich Drucker und Verleger, wie eine Menge Buchdrucker Gelehrte, oder umgekehrt? Wird nicht S. 374 bei Heller selber „Hans Sporer“ als Buchdrucker und Formschneider aufgeführt? Und wissen wir nicht z. B. durch Neudörfer, daß der Formschneider Hieronymus Rösch „eine eigene Druckerei hielt?“

Wer will entscheiden, ob z. B. die in den vom Bibliothekar Beischlag zu Augsburg 1829 herausgegebenen „Augsburger Formschneider-Arbeiten aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert“ in großen Initialbuchstaben, hinter denen Heilige und Apostel stehen, vorkommenden Monogramme und Wappen Formschneidern oder Verlegern zugehören? In dem ersten könnte beiläufig leicht A.V. dem S. 40 bei Heller angegebenen A (ugusta) V (indelicorum) entsprechen, welche auf Kupferstichen mit der Adresse des Dominikus Custos vorkommen. Nur das zweimal vorkommende FSW läßt sich sicher für des Formschneiders Monogramm annehmen, weil es — auf dem Holzschnitt der Maria allein erscheinend, auf dem größeren Holzschnitte, worauf St Ulrich, St. Sympert und St. Afra die Hauptpersonen sind, mit des „Zeichners“ Monogramme vereint vorkommt.

Beiläufig fehlen die hier berührten Monogramme sämmtlich bei Heller; daher sie hier







FSW

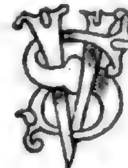
zum Nachforschen mitgetheilt werden. Den oben aufgeworfenen Fragen gemäß fügen wir denselben noch einige eigenthümliche Buchdrucker-Monogramme hinzu, die bei Heller gleichfalls fehlen. Die nachstehenden 3 gehören den schönen Ausgaben der französischen Danse Macabre und Heures (Gebetbücher) an, wovon



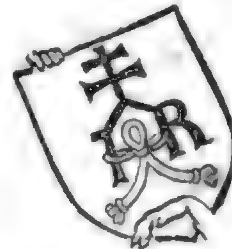
1490 vorkommt,



dem Nicolas Le Rouge a Troyes,



dem Simon Vostre zu Paris zukommt. Wir fügen dem zweiten ein scheinbar ähnliches hinzu:



das aber nicht N. R., sondern I. R. (Johann Richard zu Rouen) bezeichnet, und unter andern vorkommt (im Holzschnitt-Schilde, an einen Eichbaum gelehnt, von einer Jungfrau und einem Eichhorne gehalten) auf dem Titel von Pupilla oculi omnibus ſa | cerdotibꝫ tã curatis q̃ nõ curatis: ſūme necessaria: per | magiſtrū Iohannē de burgo u. s. w. Venales comperiūtur Rothomagi in officina Iohannis Richardi, bibliopole in parrochia diui Nicolai ante collegium pape. gr. 8.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 8.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 26. Januar 1832.

Monogrammen-Kunde.

(Fortsetzung.)

Wie reich hier die Nachlese seyn könnte, mögen die nachstehenden Monogramme beweisen, die uns während dieser Arbeit durch den Zufall nur zu Händen kamen. Davon gehört



dem Eucharius Cornicornus (1533 auf Egregii evangelicae veritatis enarratoris Simonis de Cassia opus in quatuor Evangelia — schöner Holzschnitt in Folio) —



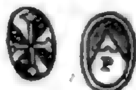
befindet sich auf einem Holzschnitt (Flußpferd und Kranich mit einer Schlange im Maul, darum Discite ivs | ticiam | moniti) —



auf Dietenbergers Bibel 1571, Cöln bei Geruinus Calenius und den Erben Johann Quentels mit der Jahrzahl 1564 —

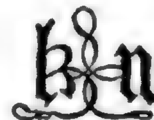


auf einem Holzschnitte Invidiae amvletvm —



an einem Pfeiler rechts (links das Kreuz) auf Divi Thomae Aqvinatis Doctoris angelici, Tomvs XVII. Venetiis MDXCIII. Apud Dominicum Nicolinum et Socios. Folio.

Aber nicht nur solche Monogramme fehlen bei Heller, wie jene 1829 zu Augsburg an den Tag gekommenen, sondern man vermißt die Benutzung manches Werkes, das doch schon bis zum 19. März 1831 (Heller's Vorrede) erschienen war und manche nicht unwichtige Beisteuer hätte zuführen können. Wir nennen hier nur das eine, saubere und bestimmte Buch von Dr. Waagen „Verzeichniß der Gemälde-Sammlung des K. Museums zu Berlin, 1830 8.," in welchem eine nicht geringe Anzahl Maler-Monogramme recht schön nachgeschnitten mitgetheilt werden (z. B. S. 136, Nro. 26; 155, Nro. III.; 173, Nro. 176; 187, Nro. 241; 191, Nro. 257; 209, Nro. 327; 227, Nro. 435; 230, Nro. 417; 234, Nro. 435 und 437 u. s. w.), von denen wir hier eins



nachbilden, weil, wenn es den Niederländer Bernardin von Orley selber bezeichnen könnte, nämlich b(ernardi)n wie es in seiner Art gemahlt ist, es ein Beispiel mehr wäre für die Auslegung des durch seine Streitigkeit bekannten H. N. auf der mit Hans Lützelburger in Verbindung gebrachten Waldschlacht,*) als H (olbei) N. Uebrigens fehlt jenes niederländischen Malers Namen, so wie das Zeichen bei Heller. —

Wir schließen an diese Aufzählungen, die nur beispielsweise andeuten sollen, wie viel Brulliot auch nach Heller's neuem Lexikon noch zu thun übrig bleibe,

*) Siehe Hegner's Hans Holbein der Jüngere und Kunstblatt 1823 (Frenzel und P. Vischer).

noch einige andere Prüfungen des letztern an. Wir sprachen oben von unangenehmer Berührung des Nachschlagenden, der sich Raths erholen will. Geben wir die Kürze der Angaben im Allgemeinen, als vorsätzliche, zu; aber wenn bei allen zweifelhaften und unbekannten Monogrammen, die Heller mit Recht nicht weggelaßen, nichts steht als „Maler“ — „Formschneider“ — „Kupferstecher“ oder wie S. 140: „Befindet sich nach Brulliot auf einem Portrait“ oder S. 104: „Befindet sich nach Brulliot auf bayerischen Ansichten“ oder S. 85: „Kommt auf gestochenen Zierrathen vor,“ so ist solche Auskunft (ohne alle weitere Nachweisung von Zeit, Ort, Umständen, Darstellung, Inhalt) fast wie eine — Ohrfeige, die den Wißbegierigen zurückprellt. Und von solchen Angaben (S. 104: „Kupferstecher,“ S. 89 „Landschaftsmaler,“ S. 83 „Maler“ u. s. w. u. s. w.) ist bei Heller jede Seite voll. Nun mache man den Ueberschlag: die Zählung nur des ersten Bogens (S. 1 — 16) ergab 189 Zeichen; davon sind 123 gesichert und gewiß (wenigstens so hingestellt), 66 dagegen nicht gelöst, nämlich 23 zweifelhaft, 43 gänzlich unbekannt geblieben. Auf 24 Bogen des Werkes übertragen, gibt eine Anzahl von wenigstens 1400 nicht gelöster und so gut wie gar nicht gekenntzeichneter Monogramme!

Schon aus dieser Zählung ergibt sich nun auch, daß Heller's Werk einen wesentlichen Zuwachs neuer Aufschlüße und Aufhellungen zu den Werken seiner Vorgänger nicht hinzubrachte. Es kommt dazu, daß er eine nicht kleine Maße ihrer bis 1820 gehegten und gedruckten Irrthümer und falsche Angaben nachschrieb, wofür eine Menge Belege beigebracht werden könnten. Lag z. B., selbst wenn man keine bezügliche Kupferstiche zu sehen bekam, zu fern, das S. 98 als Monogramm wiedergegebene S („1500 Kupferstecher“ — „David Engelhard:“ D? E?) für einen seit Christ nachgeschriebenen Bock zu erkennen, da es doch nur das Monogramm eines Heiligen war, indem die Blätter, auf denen es vorkommt (wir sahen nur Heilige, nicht „Apostel“) die Ueberschriften tragen S (anctus!) Antonius, S u. s. w. — ?

In derselben Weise ließ Heller fast alle früheren Nachbildungen Christ's, Brulliot's ꝛc. wieder in Holz zurückschneiden, wodurch denn so arge Bilder immer wieder und natürlich jedes Mal schlechter, verbreitet werden wie gleich S. 1 der Helm, den doch Brulliot schon nach den Kupferstichen selber beßer gab, Heller aber wieder nach Christ entstellte. Wer kann ferner S. 372 in dem dritten Zeichen, des Martin de Voß, einen Affen erkennen? Es ist eben nur Christ', und ein gut Theil verschlechterter nachgeschnitten. Und doch wäre aus der richtigen Zeichnung des Affen dem Fuchs gegenüber (zwischen beiden D) der Name des Künstlers ganz unbezweifelt gewesen, da der Affe niederländisch Merte, Mertee, Martico genannt wird, wie die Franzosen die Pariser Bären im Jardin des plantes wohl Frère Martin nennen. Der dicht vorhergehende Martin van Cleev bezeichnet sich gleichfalls durch einen Affen, der einen Schild hält, darauf D. C. stehet. — Solcher traditionell-schlechter Holzschnitte finden sich nur zu viele. Zuberleins Zuber (S. 370 ꝛc.) kommt nie so groß vor; S. 371, 372, 375 sind auch alle Holzschnitte schlecht zu nennen. — Man vergleiche z. B. die S. 375, rein nach Christ's verzerrtem Vorbilde wiedergegebene Thür Dürer's mit der auf dem doch nicht so selten vorkommenden Holzschnitte, Dürer'n im Alter vorstellend. Wir prüfen hiebei zugleich Heller's beigegebene Bemerkung; er sagt: „Legt Christ dem Albrecht Dürer, deutschen Maler, Kupferstecher und Formschneider, geb. 1471, † 1528 bei, welche Angabe aber sehr zu bezweifeln ist.“ Abgesehen von der oben gerügten Wiederholung der Lebensumstände Dürers, die schon S. 12, 13, 52 wörtlich stehen, — wäre der wahre Thatbestand, der folgender ist, wohl zu erwarten gewesen. Auf dem genannten Holzschnitte kommt die Thür wirklich ohne alles andere Monogramm vor: „Albrecht Dürer Conterfeyt in seinem alter Des LVI. Jares;“ mit Versen darunter und „Gedruckt zu Nürnberg bei Wolff Drechssel, Formschneider.“ *) Daneben gibt es aber auch Abdrücke derselben Platte ohne jene Ueberschrift, auf denen in dem leeren Raum der offenen Thür die Zahl 1527 und Dürers



erscheint; und nach diesen ist der 1781 zu Augsburg erschienene Nachstich („Alberti Dureri Effigies“) ꝛc. mit derselben Verbindung versehen. Es wird Keinem entgehen, daß die Thür (Dür) als Wappen mit Dürer's Namen in Beziehung gesetzt werden muß. Dr. Friedrich Campe in Nürnberg gab deshalb auf seiner zierlichen Ausgabe von Dürer's Tagebuche („Reliquien von Albrecht Dürer 1828“) beide Zeichen als Sinnbild wieder:



Wir führen nach diesen noch andere Beispiele vor,

*) Zugleich ein Beispiel von verlegendem Formschneider.

die zugleich mehr Anlaß geben unsere eingänglichen Forderungen näher zu begründen und zu kennzeichen. S. 372 bei Heller steht obenan die überaus entstellte Christische Eule, von zweien Vögeln angeneckt, wie sie nie ursprünglich bei einander erscheinen. Der Text gewährt gleichfalls gar keine Auskunft. Der Thatbestand ist dieser. Augustin Hirschvogel, dessen Monogramm, umgekehrt S. 123, gerade S. 161 mitgetheilt wird, — der Sohn des Veit Hirschvogel († 1525), war mit diesem seinen Vater und seinem Bruder Veit († 1553), so wie dessen Sohne Sebald († 1589) Glasmaler zu Nürnberg († 1560). Die Brüder Veit und Augustin aber waren, wie Neudörffer a. a. O. sagt, zugleich „sehr fleißig in Reissen und Kupferstechen" und namentlich vom Augustin sagt er „des Ezens war er so frey, daß er viel Kunst-Stück selbst gerissen, geetzet, getrucket und ausgehen lassen." Er setzt hinzu „des Zirckels und Perspektiv war er so begründt und fertig, daß er ein eigenes Büchlein, so er dem Starcken zuschrieb,*) lies ausgehen." — Nun führt Christ S. 398 (und nach ihm Fueßli im Lexikon 1, 744 und Heller a. a. O.) an, daß Augustin Hirschvogel 1543 ein Buch dem Jakob Zeyßnecker gewidmet habe, dem Hofmaler Kaisers Karls V.; gab aber nur das genannte Bild der Eule. Jenes Werk kann kein anderes seyn als folgendes:

GEOMETRIA.

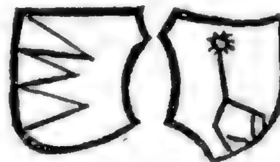
DAS BVCH GEOMETRIA IST MEIN NAMEN
ALL FREYE KVNST AVS MIR ZVM ERSTEN KAMEN
ICH BRING ARCHITECTVRA VND PERSPECTIVA ZVSAMEN.

Nach diesen Worten nimmt die ganze übrige Quartseite ein Holzschnitt ein, darstellend einen Tisch oder Bank, auf dem ein Pentagon-Dodekaeder oder Kieszwölfflach mit abgestumpften Kanten und Ecken**) steht, um welches die verkehrt geschnittenen Worte laufen Spero fortvna regressvm. Auf der obersten Fläche des Gebildes steht die Eule, auf ihren Kopf zu fliegen zwei kleine Neckvögel, über dem Ganzen aber steht Augustin Hirschvogels Monogramm wie folgt:

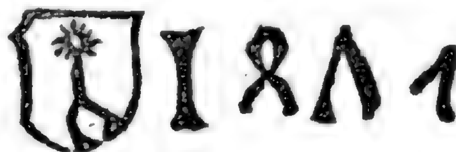


Man vergleiche hiebei Heller's schlechten Holzschnitt S. 372. Das Monogramm bedeutet A (ugustin) H (irsch) F (ogel). Das Bild ließe sich schon durch neckende Zeisige (Fringilla spinus) oder Zeiserl, Zeischen, Zeislein (Zeise-Necker) deuten. Unter dem Bank des Holzschnittes steht endlich noch MIT RO. KO. MA. ALLER GENE- | DIGISTEN PRIVILEGIA, MIR NOCH | MEINEN EHLICHEN LEYBS ERBEN | NIT NACH ZV DRVCKEN PERFAST. | *) — Es geht wohl hervor, daß A. Hirschvogel nur die Zeichnungen „gerissen," die übrigens klaren, reinen Holzschnitte von einem Andern geschnitten worden sind.

Ein zweites Beispiel! S. 374 wird nur das zweischildige Zeichen des Formschneiders und Buchdruckers „Hans Sporer"



mitgetheilt, nicht einmal die gewöhnlich dabei stehende schwer zu enträthselnde Jahrszahl. Und doch galt es hier noch Namen, Zeichen und Zeit, also Alles. Der Mann nennt sich blos „Hans Briefmaler" — „Hans Buchdrucker." Nun kommt aber auch das Sporer-Wappen allein vor und zwar wieder mit jener Jahrszahl.



Im Folio-Codex palatin. 438 zu Heidelberg befinden sich außer einem handschriftlichen Reim-Gedichte über die

*) Kurz zuvor sagt er: „Begab sich auf die Cosmographiam, durchwanderte Königs Ferdinandi Erbländer, auch Siebenbürgen und Hungarn, ließ davon Tafeln in Truck ausgehen, welche er der Königlichen Mayestät zuschrieb, die verehret er Ihme."

**) Diese nicht ganz genaue Bezeichnung genügt obigem Zwecke. Das Buch selber ist für die Geschichte der Kristallkunde noch wichtiger als Jamitzers genanntes Werk, da es von allen Körpern die sogenannten Netze in schönen Holzschnitten entwirft, um dieselben (aus Pappdeckel) nachbilden zu können.

*) Die Rechtschreibung Perfast rechtfertigt die Deutung des Monogramms durch Hirsch Fogel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 1. — 2. Januar 1832.

Epigramme.

1.

Das neue Jahr.

Krieg wird bringen das Jahr, drum ziehen die Horen bewaffnet
Ein und senden voll Lust goldene Pfeile voraus.

2.

Die Epigramme.

Hierhin und dorthin fliegt, wie schwärmende Bienen im Frühjahr,
Honig trugen sie sonst, Stacheln nur tragen sie jezt.

3.

Die Feinde.

Zahllos seh ich den Feind auf allen Hügeln gebreitet,
Allüberall hin fliegt blizend das kreisende Schwert.

4.

Wahlspruch.

„Recht ich thu' und Niemand ich scheu', ob Mancher auch mich scheut."
Steht auf dem scharfen Schwert, welches ich schwinge, geäzt.

5.

Lachender Muth.

Bin ich ein Greis dereinst, so soll es noch herzlich mich freuen,
Daß ich in Jugendkraft rüstig einst kämpfte mit euch.

6.

Vergebliche Vorsicht.

Die ihr gezogen habt, die Jugend ist zärtlich und furchtsam,
Aber im rauhen Gebirg wuchs' noch ein starkes Geschlecht.

7.

Sinekuren des Verdienstes.

Esset die Braten in Ruh, ihr Alten sizt wohl bei der Tafel,
Doch wir Jungen nun gehn auf der Arena zum Kampf.

8.

Pietät.

Meines Vaters Bild, fromm häng ich es über den Schreibtisch,
Seine Perücke jedoch warf ich schon längst ins Kamin.

9.

Unverdienter Ruhm.

Ruhig säßt ihr wohl gern und genößt die gestohlene Beute,
Aber ein strafender Gott holt mit dem Donner euch ein.

10.

Va banc.

Wie ihr da sizt und ärmlich mit euern Pfennigen knausert,
Fort mit euch, oder spielt höher. Ich rufe va banc!

11.

Herkulesarbeit.

Herkules hat nicht nur mit Löwen und Drachen gefochten,
Auch den Augiasstall hat er zu räumen gehabt.

12.

Antikritiken.

Das nur acht' ich als Arzt, ob größer, ob kleiner das Uebel,
Nicht ob der Patient mehr oder weniger schreit. —

13.

Das große Schlachtfeld.

Kaum ist ein Städtchen in Deutschland, wo einer nicht heilt an der Wunde,
Die mein kritischer Pfeil ihm in die Seele gebohrt.

14.

Autorenblut.

Tret' ich auch unter euch wie der unbarmherzige Kriegsgott,
Dennoch vergieß ich kein Blut, Dinte nur zapf' ich euch ab.

15.

Das schreibende Volk.

Schwer ists, im Kampf mit den Schreibern ans Publikum appelliren,
Da ja das Publikum fast nur aus Schreibern besteht.

16.

Schriftsteller.

Die nicht schreiben, es sind zur Hälfte vernünftige Leute,
Unter den schreibenden ists immer der Hundertste nur.

17.

Des Nordens Dankbarkeit.

Rechts die weichlichen Dichter und links die verknöcherten Denker,
Deutscher, wie kommts, daß nicht ganz Kraft dir gebricht und Verstand?

18.

Literarische Größe.

Groß glaubt jeder sich, der die Feder nur schneidet in Deutschland,
Alle zusammen doch sind nur ein einziger Zwerg.

19.

Ruhm.

Ein berühmter mit Recht heißt Jeglicher, welcher sich selbst rühmt,
Drum sind tausende jezt schreibende Leute berühmt.

20.

Kurz und gut.

Mit der Thorheit kann ich mich nicht bekomplimentiren,
Nur durch derbe Gewalt werden die Thoren geheilt.

21.

Keine Schonung.

Ist mit Schwachen der Kampf nicht ritterlich, doch mit der Schwäche,
Weil aus der Schwäche sich jegliches Laster gebiert.

22.

Taktik.

In der pharsalischen Schlacht rief Cäsar: hauet den kindisch
Eitlen Gecken nur gerade herein ins Gesicht!

23.

Die Friedlichen.

Euch Kleinmüthigen gnügts, wenn ihr unverstanden geliebt seyd.
Ich will lieber, man soll hassen mich, aber verstehn.

24.

Mißgeschik.

Ach, Jahrhunderte lang hat keiner gedacht an Empörung,
Nun just Ich auf dem Thron, gleich rebelliren sie mir.

25.

Lobassecuranzen.

Lob ich, lobst du, lobt er, wir loben, ihr lobet, sie loben;
Ist auch zu loben nichts, lobt sich doch selber das Lob.

26.

Literarische Fabriken.

Wie der Vielfraß frißt ungestört, so oft man ihn prügelt,
Also ertragt auch ihr ruhig den Hohn der Kritik.

27.

Das Unkraut.

Zwar bescheint euch die Sonne, wie andre edlere Pflanzen,
Aber des Gärtners Hand jätet euch sorglich doch aus.

28.

Die Weinerlichen.

„Warum schlägst du just mich? Es machens die Andern ja auch so“.
Keiner solls machen so, und du bist einer davon.

29.

Das Faktum.

Immerhin kannst du dich auf deine Unschuld berufen.
Weißt du auch nicht, daß du schlecht, straf' ich dich, weil du es bist.

30.

Auch Du?

„Mich auch schlägst du, mein Gott, ich führte ja niemals die Waffen?“
Aber ich fand dich doch hinter des Feindes Gepäck.

31.

Guter Rath.

Kannst du nichts Gutes schreiben, so schreibe lieber doch gar nichts,
Kannst du nicht tugendhaft seyn, sündige wenigstens nicht.

32.

Nachtheiliger Ruhm.

Hättest du deine Dummheit der Welt nicht in Büchern verkündet,
Nur dein Weib und dein Kind hätten darüber gelacht.

33.

Deutsche Belletristik.

Hungersnoth zwang den Parnaß und Apoll zieht aus mit den Dichtern,
Mit den Verlegern nimmt Plutus vom Berge Besitz.

34.

Pegasus im Joche.

Armes Thier, du senkst die Ohren und hängst die Gefieder
An den Karren gespannt ziehst du dein tägliches Brod.

35.

Der leichte Styl.

Trefflich reden die Leute, den Dichtern gehts wie den Weibern,
Die am wenigsten denkt, schwazt uns am artigsten vor.

36.

Die Korrekten.

Klein sind die deutschen Poeten im Guten, klein auch im Schlechten,
Nicht einmal sündigen können die Schwächlinge recht.

37.

Superfötation.

Dreißig Heldengedichte, der Dramen achtzig, achthundert
Der Novellen im Jahr, Lieder zehntausend und mehr.

38.

Liebesgeschichten.

Seh ich, wie sonder Geist ihr die liebe Liebe behandelt,
Ohne die Liebe verlangts einmal den Geist mich zu sehn.

39.

Gemüth.

Hättet ihr Geist genug, ihr würdet gemüthlicher dichten,
Hättet ihr wirklich Gemüth, würdet ihr geistreicher seyn.

40.

Romanhelden.

Zeigte so albern sich im Leben, wie in Romanen
Ein Liebhaber, gewiß lachten die Mädchen ihn aus.

41.

Heldengedichte.

In die Vorzeit versetzen sie sich und kämpfen wie Helden,
Während die Frau sie daheim mit dem Pantoffel regiert.

42.

Vaterländische Romane.

Also entfremdet ist der Deutsche dem eigenen Wesen,
Daß er den Deutschen nur spielt, wie er den Indier spielt.

43.

Blumenhagen.

Braunschweigs Vorzeit hat er in hundert Novellen beschrieben,
Hat er am Schloßbrand nun etwa die Feder verbrannt?

44.

Die kleinen Vaterländchen.

Wär' in Vaduz ich geboren, als vaterländischer Sänger
Pries' in Novellen ich und in Romanzen Vaduz.

45.

Almanachsbevölkerung.

Ist Morea entvölkert, so holet die Griechinnen alle
Aus den Novellen von Clauren und Tromlitz herbei.

46.

Die Novelle.

Ist die Novelle vielleicht die schwerste und künstlichste Dichtart
Weil sie dem Schreibervolk grade die leichteste scheint?

47.

Moderne Ironie.

Falschheit gegen die andern war Ironie bei den Alten,
Falschheit gegen uns selbst ist sie nun leider bei uns.

48.

Damenromane.

„Warum seyd ihr so lang? — Im langen Gewande verbergen
Unsere Keuschheit wir, ach und der Reize Verfall.

49.

Der neue Apoll.

Unter neun Musen saß Apoll, und unter neunhundert
Deutsche Poetinnen hat sich der Herr Hofrath gesezt.

50.

Die eilftausend Jungfrauen.

Was sie gewesen? o Freund, Poetinnen sind es gewesen,
Die der kritische Strom gnädig auf immer verschlang.

51.

Die Pythia.

Hinter dem Theetisch sizt die gefeierte Dichterin lächelnd,
Und die Maschine, sie dampft, und das Orakel beginnt.

52.

Berliner Theegespräch.

Ist wohl Immermann jezt, ist Raupach der größere Dichter,
Ist es Alexis wohl, ist es der selige Hauff?

53.

Das dichtende Ehepaar.

Seinen lispelnden Ton hat er von der Gattin geliehen,
Ihren trozigen Styl hat sie vom Manne geborgt.

54.

Louise Brachmann.

Ich ersoff in der Fluth, doch meine Gefährtinnen schwimmen
Schnatternden Gänsen gleich lustig im Wasser herum.

55.

Die schreibenden Freifrauen.

Für die Aristokratie wagt jezt kein Mann mehr zu fechten,
Tapfer rücken dafür dichtende Damen ins Feld.

56.

Die Entsagungsromane.

Immer entsagen die Guten jedweder Freude des Lebens,
Nur dem Gänsekiel leider entsagen sie nicht.

57.

Die Antigrazien.

Liebenswürdig zu seyn, versteht ein dichtendes Weib nie;
Wenn sie es wäre, nie nähm' sie die Feder zur Hand.

58.

Wahre und falsche Natur.

Freundlicher winkte sie mir, die berühmte Dame, du lobtest
Ihre Feder und ich lobte die niedliche Hand.

59.

Trost.

Hab' ich auch Unglück viel im Lieben, doch gibt es Romänchen,
Und ein Schmerzengeld zahlt der Verleger dafür.

60.

Hildebrandt.

Dieser Romanverfertiger, ach, er leidet am Bandwurm,
Sechszehn Ellen gehn jährlich dem Leidenden ab.

61.

Taschenbücher.

Immer noch puzen sie sich, die alten pruden Koketten,
Und am Andreastag rufen die Käufer sie an.

62.

Alte Almanachspoeten.

Endlich bin ich berühmt. Man fängt doch an zu bewundern,
Daß ich im sechszigsten Jahr seicht wie im zwanzigsten bin.

63.

Verjüngungsversuche.

Hätt' ich nur niemals mir den Zopf vom Kopfe geschnitten,
Denn es verließ mit dem Zopf gleich mich auf immer der Kopf.

64.

Theodor Hell.

Wenn es dich geistreich machte, noch öfter würd' ich dich ärgern,
Aber du bist und bleibst immer nur Theodor Hell.

65.

Esprit de corps.

Einzeln kratzt jeder sich als ehrlicher Esel die Ohren,
Sind sie beisammen, gleich glauben sie Rosse zu seyn.

66.

Dichtergesellschaften.

Wie ein Mädchen lobt ein jeder den Anzug des Andern,
Und wie ein Mädchen glaubt jeder der schönste zu seyn.

67.

B — l.

Alles singt in Deutschland, die Schelmen sogar, die am Stricke
Baumeln, sie singen noch lustig vom Galgen herab.

68.

An den Beleidiger der schwäbischen Dichter.

Schwäbische Männer sind gros, doch freundlich die schwäbischen Mädchen,
Komm, sie verzeihen dir gern — aber was hülfe dir das?

69.

Schillers Ankläger.

Irrte die Phantasie, sie irrte zur Ehre des Herzens,
Wie der Liebende irrt und wie sich täuschet der Held.

70.

Matthisson.

Goldene Dosen hat er zum Schuz einst um sich gebreitet,
Aber aus jeder, ach, schnupft' er nur meinen Taback.

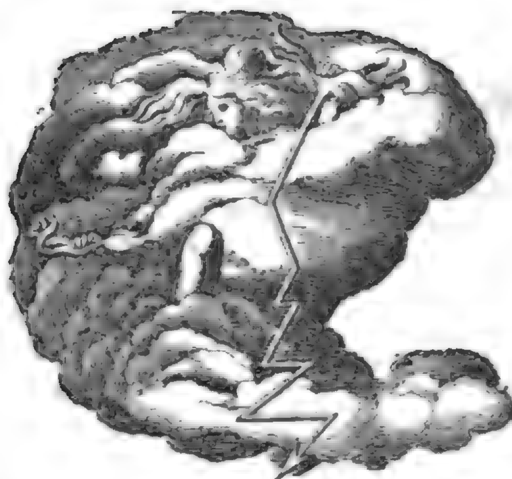
71.

Bonstetten.

Matthisson hat einst sich erinnert und es erinnert
Jezt Bonstetten allein sich der Erinnerung noch.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 2. — 4. Januar 1832.

Epigramme.

(Fortsetzung.)

72.

Die Zeitungen.

Alte Mährchen, die längst im tiefen Berge geschlummert,
Als lebendiger Quell springen sie jubelnd hervor.

73.

Süddeutsche Blätter.

Aus dem Unterberg tritt geharnischt Karolus Magnus,
Ruft Bojoarier und ruft Alemannen ins Feld.

74.

Norddeutsche Blätter.

Aus dem Kyffhäuser tritt geharnischt Friedrich der Rothbart,
Rufet die Franken und rufet die Sachsen ins Feld.

75.

Aus Hessen.

Einen eisernen Ring um den Arm einst trugen die Katten,
Jezt im doppelten Ring tapfer noch kämpfen sie fort.

76.

Aus Sachsen.

Durchs literarische Moos, das den alten Baum überwuchert,
Treibt die junge Natur Ranken von kräftigem Grün.

77.

Deutsche Tribüne.

Auch das Vehmgericht, das schwarze, wird wieder gehalten,
Aber bei lichtem Tag und bei geöffneter Thür.

78.

Aus Holstein.

Hat die Sturmfluth geöffnet verschüttete Gräber der Hünen,
Daß ihr drohender Geist wandelt bei Nacht an der See?

79.

Aus der Schweiz.

Hallen die Berge des Volks urkräftige Stimme zurücke,
Oder ist selber nur Echo der Berge das Volk?

80.

Der Hegelsche Schüler.

Eh' du ihn kennst, bist du dumm a priori. Kennst du ihn, wirst du
Von ihm dumm noch a posteriori gemacht.

81.

So klug als edel.

Daß man nicht denken soll, schlechtweg ist zu grausam; drum hast du
Wie man nicht denken soll, gründlich und weise gelehrt.

82.

Wissenschaftlichkeit der Dummen.

Dumm schon sind von Natur die Menschen, Hegel bemüht sich,
Sie zu lehren, es auch mit Ueberzeugung zu seyn.

83.

Die fleißigen Zuhörer.

Lernen müssen sie ernst und gründlich, dich nicht zu verstehen,
Denn dich nicht zu verstehn, ist das Geheimniß der Kunst.

84.

Wahlverwandtschaft der Schulen.

Goethe hat immerdar die Wahrheit in Täuschung verwandelt,
Und aus der Täuschung hat Hegel die Wahrheit gemacht.

85.

Pan ist gestorben.

Gott ist todt, denn Hegel hat aufgehört, ihn zu denken,
Und als gottlos nun kündigt Herr Förster uns an.

86.

Weltschöpfung.

An der Cholera starb der Weltverfertiger Hegel,
Aber die Welt zuvor spie er vor Eckel uns aus.

87.

Der Weltverführer.

Wie ein Stier mit dem Kopf zog Hegel die langsame Welt nach,
Nun er in Sumpf sie geführt, läßt er sie stecken, der Schelm.

88.

Hegel-Christus.

Christ ist erstanden, allein der größere Hegel bleibt liegen,
Denkend, es ist ja doch endlich der Mühe nicht werth.

89.

Der patriotische Philosoph.

Was er ist, das fragt der Deutsche noch nicht, denn er hat ja,
Daß er ist, noch nicht sich philosophisch erklärt.

90.

Die Bedächtigen.

Immer glauben sie noch, es sey Nacht und warten im Bette,
Während der Morgen schon lärmend die Straßen erfüllt.

91.

Die Alten.

Wie sie sich sperren die Alten, sie müssen alle herunter
Und ein neues Geschlecht sezt auf die Stühle sich hin.

92.

Die Jungen.

Wie sie jubeln die Jungen, in ihrem funfzigsten Jahre
Werden den Söhnen auch sie alte Pedanten nur seyn.

93.

Deutsche Memoiren.

Hört ihr nicht, was ich gethan, doch was ich hätte thun können,
Stünd' ich nicht hinten, vielleicht würdet ihr vorne mich sehn.

94.

Stillschweigen.

Warum mangelts so sehr an Memoiren in Deutschland?
Weil die Erinnerung, ach, nur zu sehr uns beschämt.

95.

Görres.

Alter Löwe, du hast die Augen müde geschlossen,
Aber im Schlummer noch tödtet die Klaue den Feind.

96.

Cos.

Weil er, ein Isaac, blind den falschen Jakob gesegnet,
Rühmst du die Finsterniß, welche die Täuschung vollbracht.

97.

Niebuhr.

In Arabien trozte dein Vater den Gluthen der Sonne,
Du schon starbst an dem Licht „an dem Ereigniß der Zeit.“

98.

Die Volksschriftsteller.

Immer reden sie noch mit den Bauern, wie mit den Kindern,
Aber die Bauern sind längst schon gescheuter als sie.

99.

Die Berliner.

Unerschöpflich ist ihr Verstand, sie beweisen dir alles,
Daß sie frei sind sogar, das demonstriren sie dir.

100.

Der Demagog F. vor dem Spiegel.

Freundchen, ich rathe dir, sey höflich, rathe du mir so,
Wird noch ein Hofrath aus dir, wird noch ein Hofrath aus mir.

101.

Ridiculus mus.

Quält' ihn, ein großer Mann zu werden, unleidliche Sehnsucht,
Eine kleine Frau hat ihn nun plötzlich geheilt.

102.

Vorlesungen.

Daß der Helote nicht natürliche Klugheit erlange,
Impfst du, politischer Arzt, künstliche Dummheit ihm ein.

103.

Alte Knaben.

Hast du sie auch gesehn, die alten Herrn Generale,
Wie mit der Mapp' unterm Arm artig zur Schule sie gehn?

104.

Schmalz.

Wird in der Hölle dir das Schmalz von der Seele geschmolzen,
Jarkes magres Journal mach' mit dem Schmalze du fett!

105.

Jarke.

Wahrlich du nützest, denn was kein Gegner wagte zu sagen,
Der Principien Schmach deckest freiwillig du auf.

106.

Die loyalen Adepten.

Immer noch raucht die Retorte der schmelzenden Schmalzgesellen,
Und das Königthum bald schwitzt es gereinigt heraus.

107.

Hugo.

Wisset in unserer Zeit und in Göttingen lebt der Professor,
Welcher die Sklaverei recht und vernünftig genannt.

108.

Steffens.

Ja, meine Herrn, dem Adlichen ist Genießen die Arbeit.
Drum ist dem Bauernvolk wieder die Arbeit Genuß.

109.

Schlegel.

Daß ein adlich Gemüth an Wild und Wald sich ergötze,
Ließen die Ritter mit Recht Acker und Bauern vergehn.

110.

Goethe.

Mit Verachtung hat er in Egmont vom Volke gesprochen,
Sentimental allein hat er den Adel gelobt.

111.

Moderne Mythenzeit.

Goldenes Alter der Welt, da Frau von Krüdener lehrte,
Ach und der Hohenloh pflegte noch Wunder zu thun.

112.

Pfeilschifter.

Wo ist der Ritter vom Sporn, der tapfere Hofrath geblieben?
Vor dem Beginne der Schlacht hat ihn ein Zephyr entführt.

113.

Der Aergerliche.

Gerne möcht' er die Welt mit seinen Artikelchen ärgern,
Aber er ärgert doch leider nur immer sich selbst.

114.

Z.

Mit mir führ' ich im Schiff des Aeolus Schlauch wie Odysseus,
Wind nur mach' ich und traun! immer mir günstigen Wind.

115.

Universitäten.

Hospitäler sind wir von guten gebrechlichen Leuten,
Krankheit des Geistes zugleich lehren und leiden sie hier.

116.

Servile Gelehrte.

Trägt der Professor erst ein farbiges Bändchen im Knopfsloch,
Weiß er auch nicht sehr viel, ist er doch sicher sehr viel.

117.

Erbprofessuren.

Erst erniedrigen sie die Wissenschaften zum Handwerk,
Und in die Kundschaft dann setzet das Söhnchen sich warm.

118.

Schürzenprofessuren.

Nimm mein System nur an, und meine Tochter, so bist du,
Eh' du die Hand umdrehst, würdig, Professor zu seyn.

119.

Lehrfreiheit.

Ja, nicht künftig allein solls so seyn, wie wir gebieten,
Auch die vergangene Zeit muß sich bequemen nach uns.

120.

Die Einen.

Sicherlich komm' ich gut weg, ich schreibe recht redlich und herzlich,
Gut ists gemeint, so brauchts eben nicht gründlich zu seyn.

121.

Die Andern.

Mir auch glückt' es, ich geb' zu verstehn, viel hab' ich in Rückhalt,

Vorsicht war nöthig, da kanns freilich so gründlich nicht seyn.

122.

Krug.

Seine Meinung sagt er von seinem Jahrhundert, er sagt sie,

Nochmals sagt er sie laut, hat sie gesagt und geht ab.

123.

Modernes Mährchen.

Meere schöpfte der Krug und blieb ganz, doch endlich zerbrach er,

Da er ein Tröpflein nur schöpfte von polnischem Blut.

124.

Deutschlands Jammer.

Ach, die Sache der Freiheit, verlassen steht sie und schutzlos,

Denn der Leipziger Krug hat ihr den Rücken gewandt.

125.

Schelling.

Eine einzige Blüthe der männlichen Palme befruchtet

Tausend weibliche, wird nie auch sie selber zur Frucht.

126.

Hahnemann.

Werft den Neuling mit Apotheterbüchsen zu Tode,

Brechen mit seinem Kopf nur auch die Büchsen entzwei.

127.

Die Zionswächter.

Diese feigen Gesellen, sie bellen nur gegen die Ohnmacht,

Vor der gebietenden Macht wedeln sie fromm mit dem Schwanz.

128.

Die alten Vossianer.

Manchmal laufen sie noch wie Gespenster über den Weg mir,

Daß im Hexameter ich stecken lasse den Fuß.

129.

Stunden der Andacht.

Seht wie des Heilands Kreuz als Windmühlflügel herumkreist,

Hinten, wie ämsig und froh zählen die Müller das Geld.

130.

Die Seherin von Prevorst.

Da es seit einiger Zeit an Geist den Deutschen gemangelt,

Kamen aus Weinsperg gleich Geister die Menge herbei.

131.

Hepp, Hepp!

Klage nicht, daß die Juden so laut sich machten in Deutschland,

Waren in Deutschland doch sie lange das einzige Volk.

132.

Saphir.

Offiziell hat man den Spaß aus dem Lande getrieben,

Zeiget dies Omen nicht traurige Zeiten uns an?

133.

Redivivus.

Ach, da ist er ja wieder, der liebe gespäßige Saphir,

Er wohl, aber den Spaß ließ er zurück in Paris.

134.

Börne.

Ha, wie ärgert der kleine Jude die großen Philister,

Wie wenn er David wär', jeder will Goliath seyn.

135.

Börnes Grabschrift.

Fern von der Heimath starb er hier am gebrochenen Herzen,

Schmerzlich sein letztes Wort spottete Deutschland noch aus.

136.

Der edle Leidende.

Liebenswürdig wie du, sind wenige Menschen in Deutschland,

Drum auch, o Börne, bist du grimmig den Andern verhaßt.

137.

Jassoy und Börne.

Einen begrubest du und den andern hast du vertrieben,

Wo, o Frankfurt, woher nimmst du nun ferner den Witz?

138.

Heine.

Schön wie ein Schmetterling entflattert dir immer die Seele,

Aber der Körper greift plump mit den Fingern ihr nach.

139.

Die Seenessel.

Im literarischen Meer schwimmst du mit prächtigen Farben,

Doch wer dich greift, sogleich schwillet von Schmerz ihm die Hand.

140.

Heines Frivolität.

Zwar der Heiland ward nur in niederer Krippe geboren,

Aber die Pferde doch führt man jetzt nicht zum Altar.

141.

Jordanus Brunow.

Ueber den Witz, ist er gut, wird jeder Verständige lachen,

Doch Einfältige nur falten die Hände dazu.

142.

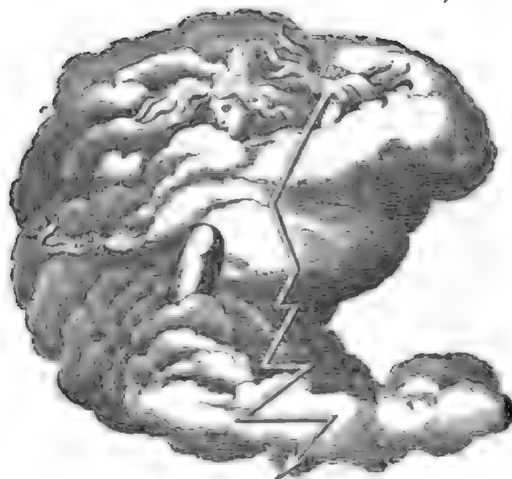
Alles und Nichts.

Daß im Nichts das All, bewies der treffliche Oken,

Daß bei uns Alles Nichts, hat uns der Börne gezeigt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 3. — 6. Januar 1832.

Epigramme.

(Beschluß.)

143.

Herkules Musagetes.

Der mit jeglicher Schwäche gebuhlt, der eignen und fremden,
Seinen stärksten Geist nennt ihn das alberne Volk.

144.

Goethefeste.

Täglich besingen sie noch in den allerelendesten Versen
Den, der, wie sie gestehn, selber die besten gemacht.

145.

König Lear.

Habt ihr die Jugendschwächen so folgsam von ihm geduldet,
Warum wundert ihr euch, daß er nun altersschwach wird?

146.

Schillers und Goethes Briefwechsel.

Hier von diesem Papier hat der selige Schiller mit Goethen
Kuchen gegessen, nun sammelt die Krümmelchen auf.

147.

Monolog des Dichterfürsten.

Zartester Doppelgenuß, ich huldige zärtlich mir selber,
Ach, und zärtlicher noch nehm' ich die Huldigung auf.

148.

Die beste Monarchie.

Lustig lebt sichs im Land, das Goethes Scepter gehorsamt,
Bin ich auch Unterthan, kann ich doch thun, was ich will.

149.

Antheil und Schicksal.

Alle, die Goethe lobte, sind ziemliche Stümper geblieben,
Und wer Ruhm sich errang, that es ihm immer zum Troz.

150.

Die Gemeinde.

Warum dienst du zum Schild dem feigen Gezücht der Poeten?
Mein' ich auch sie nur allein, treff' ich doch immer auch dich.

151.

Alte Feinde Goethes.

Mancher drückt mir die Hand: „seit funfzig Jahren verschwieg' ich,
Was du nun sagst.“ Ei Narr! hättest du's eher gesagt!

152.

Der gekrönte Poet.

Die gekrönten Poeten verdarben stets, wenn der Pfalzgraf
Kam, ist immer sogleich schüchtern die Muse geflohn.

153.

Der Priesterkönig.

Schalkhaft liest vor sich selbst er immer die heilige Messe
Ernsthaft beten dafür Weiber und Kinder ihn an.

154.

Einverständniß.

Unter so vielen Narren bin ich allein nicht der Kluge,
Was ich denke von dir, Goethe, das denkest auch du.

155.

A. W. von Schlegel.

Wahrlich, du thatest wohl, zu so lustigem Kampf mich zu fordern,
Denn ich selber, verzeih', dachte gar wenig an dich.

156.

Es ist ja nur Spaß.

Zwar du darfst wohl als Narr, doch ohne Waffen nicht fechten,
Eine Pritsche ja doch braucht zum Gefechte der Narr.

157.

Schlegel als Epigrammatist.

Deinem Witze gebricht von vorn herein schon der Stachel,
Meinen Stachel dafür, biet' ich, o Schlegel, dir an.

158.

Gewohnheit.

Satyrn kämpfen auch noch mit abgebrochenem Horne,
Ohren zum mindesten noch haben sie, spitzig und lang.

159.

Die lorbeergekrönte Perücke.

Schmücken den Scheitel dir mehr Haare noch immer als Lorbeern,
Sind nur die Haare dir fremd, aber der Lorbeer ist dein.

160.

Rosen ohne Dornen.

Nicht den Lorbeer entriß ich dir, vielmehr zu den Rosen,
Welche du lieber noch trägst, fügt' ich den fehlenden Dorn.

161.

Die Aloe und der Epigrammatist.

Blüthenlos lebt fort die stachelgepanzerte Pflanze,
Während du stachellos, Glücklicher, immerdar blühst.

162.

Schlegel und sein Jahrhundert.

Zwar ein Kind seiner Zeit ist August Wilhelm von Schlegel,
Aber die Zeit, sie ist sicher ein Kind nicht von ihm.

163.

Literarischer Einfluß.

Wissen auch will man, daß du die Entsagungsromane veranlaßt,
Welche die Damenwelt liefert zu hunderten jezt.

164.

Echte Chevalerie.

Daß du ein Ritter seyst, ich hab' es niemals bezweifelt,
Männer beleidigst du nur, Damen beleidigst du nie.

165.

Musengunst.

Deine Muse, sie ist eine Jungfrau, Gattin und Wittwe,
Welche nicht Jungfrau und nicht Frau und auch Wittwe nicht ist.

166.

Trost.

Wankt auch jeglicher Ruhm und sinken die Autoritäten,
Dieser stehende Witz dauert Jahrhunderte fort.

167.

Grabbe.

Hat die vernünftige Zeit ihn toll gemacht, ei so wird er
Wohl durch die tolle Zeit wieder vernünftig gemacht.

168.

Platen.

In Italien sucht der Graf das verlorene Deutschland,
Im gefundnen indeß leben wir Uebrigen froh.

169.

Briefe eines Verstorbenen.

Dieser Fürst, leutselig ist er, freundlich und geistreich,
Nur aus Versehn manchmal knüpft er den Oberrock auf.

170.

Walhalla.

Jezt ja gibt es fast nichts, als große Männer in Deutschland,
Odins Walhalla selbst hätte für alle nicht Raum.

171.

Votum.

Nehmt nur keinen hinein, als hundert Jahr nach dem Tode,
Dann nimmt die Nachwelt auch keinen euch wieder heraus.

172.

Der bayrische Schulplan.

Was für die alten Griechen geschieht, ich würd' es beklagen,
Wäre nicht auch zugleich viel für die jungen geschehn

173.
Münchner Künstler.
Mögt ihr täglich die Kunst in ihrem Tempel begraben,
In der Alpennatur wacht sie von neuem euch auf.

174.
Der Zwiespalt.
Sündigen gegen die Natur, das nennen sie Kunst jezt,
Sündigen gegen die Kunst, nennen die Leute Natur.

175.
Die Vereinigung.
Reinigt die Kunst und bald kehrt auch die Natur euch zurücke,
Seyd natürlich, und bald kehret die Kunst euch zurück.

176.
Manieren.
Umkehr der Moden, das nennen sie Rückkehr zu der Natur gleich,
Aber der Harlekin bleibt Harlekin hinten und vorn.

177.
Elegien.
Immer noch hüpfen sie fort, die hüpfenden Anapästlein
Immer noch rinnet der Strom rinnender Thränen noch fort.

178.
Lyrische Dichter.
Laßt die Empfindungen nur ausströmen in vollen Ergüssen,
Aber erquickt uns nur, aber ersäufet uns nicht.

179.
Schüler.
Einsam schlug in dem Walde die Nachtigall. Horch, o wie himmlisch,
Flugs versucht, ob auch ich also zu pfeifen vermag.

180.
Die Alltäglichen.
Daß ein Gänserich liebt das junge Gänschen des Nachbars,
Macht er der Nachwelt gleich durch sein Geschnatter bekannt.

181.
Liedersammlungen.
Ewig bringt Rosen der Lenz, die Liebe bringt ewig uns Lieder,
Aber die Rose bleibt neu, aber das Liedchen wird alt.

182.
Die zärtlichen Dichter.
Eure Küsse, man küßt sie nicht, man liest sie in Versen,
Meine Verse, man küßt, eh' sie gesungen, sie weg.

183.
Das poetische Geschlecht.
Glücklicher Vater, du selbst hast erst im siebzehnten Jahre
Verse gemacht, dein Sohn macht sie im siebenten schon.

184.
Dresden.
Hier hat Vater Apoll die Menschen in Dichter verwandelt,
Wie Latona im Teich Menschen zu Fröschen gemacht.

185.
Die Fröhlichen.
Ringsum quacket das Volk im Haberrohr, welches der Satyr
Schneidet und über dem Sumpf huschen der Irwische viel.

186.
Die vielen Hofräthe.
Was das Alltäglichste sey von allen alltäglichen Dingen,
Im germanischen Land Hofrath zu seyn und Poet.

187.
Die Weichlichen.
Schwäche des Geists entschuldigen sie mit der Schwäche des Herzens,
Und die Schande der Frau dienet dem Hahnreih zum Trost.

188.
Schicksalstragödien.
Vor dem großen Geschick der Zeit entfliehn sie, wie Esel
In der Löwenhaut, nahet der wirkliche Leu.

189.
Wiener Trauerspieldichter.
Treue Diener des Herrn vermögt ihr am besten zu schreiben,
Treue Diener des Herrn seyd ihr am besten ja selbst.

190.
Theater in Wien.
Mitten im Venusberg ist der Wiener Lustspiel errichtet,
Und als der Eckhart treu hält ihm das Trauerspiel Wacht.

191.
Der Reisende.
In Berlin bin ich zwar nicht klug, doch traurig gewesen,
Nicht dumm war ich in Wien, aber doch lustig dabei.

192.
Berliner Dichter.
Gleich den Teltower Rüben gedeihn die Berlinischen Dichter,
Klein und dünn und süß und in unendlicher Zahl.

193.

Raupach.

Daß wir dich haben, es ist zwar wenig für unser Theater,
Hätten wir dich aber nicht, würd' es noch weniger seyn.

194.

Franz Horn.

Weil ich dich tonlos genannt, nun singst du forte piano,
Welches forte nicht ist, und auch piano nicht ist.

195.

Wilibald Alexis.

Daß ich wild auch gemacht den sonst so zahmen Alexis
Das ist der Zauberein größte noch, die ich vollbracht.

196.

Wilhelm Häring.

Witzig auch wird Alexis, denn wißt, das Kühne gelang mir.
Mitten in seinem Meer salzt' ich den Häring euch ein.

197.

Der Zufriedene.

Weil ich Goethe getadelt und dich, so bist du getröstet.
Eins doch, denkst du nun, ist dir mit Goethe gemein.

198.

Lüdemann.

Bin ich dein kritischer Papst, so knie nieder und hiermit
Die Absolution väterlich sey dir ertheilt.

199.

G. Döring.

Demuthsvoll bekenn' ich, du schreibst nicht schlechter als Andre,
Mancher Andre sogar schlechter noch schreibt er als du.

200.

Gubitz.

Eulenspiegle nur fort und laß mich methodisch bekämpfen,
Gerne läß' ich es auch, aber du druckst mir zu klein.

201.

Der Schulzeitungs-Kritiker.

Seinen Schülern liest er die köstliche Rezension vor
Und dann frägt er sie schlau: Kinderchen, hab' ich nicht recht?

202.

Schacht.

Böse Wetter zwar fand ich in diesem verfallenen Schachte.
Aber von Geld nur das, was in den Taschen ich trug.

203.

P . . .

Daß auch du mich gescholten, ich hab' es nicht eher erfahren
Bis du den Brief mir geschickt, der um Verzeihung mich bat.

204.

Die Anonymen.

Klopft' ich nur an, gleich liefen hervor die Ratten und Mäuse,
Doch so geschwind, daß ich keinen beim Schwänzchen erwischt.

205.

Die Verwunderten.

Daß ich Euch tadeln konnte, hat Jedermann einst gewundert,
Daß man gewundert sich hat, wird man sich wundern fortan.

206.

Universalität.

Warum sollt' ich denn nicht in alle Dinge mich mischen?
Eure Thorheit sogar mischt sich in alles hinein.

207.

Die Bösen.

Rosen wand' ich zum Kranz, es standen auch Dornen daneben,
Und ihr Blinden allein fühltet die Dornen heraus.

208.

Die Dummen.

Disteln band ich zum Kranz, der Esel aß sie wie Rosen
Und der stachlichte Schmaus hat ihm vortrefflich geschmeckt.

209.

Jeremiade.

Giftig nennst du den Pfeil, den ich jüngst auf dich geschossen.
Da er ins Herz dich traf, giftig erst machtest ihn du.

210.

Literarische Kliquen.

Rottet zusammen euch, ich seh euch lieber in Masse,
Dann mit einem Streich tödt' ich euch alle zugleich.

211.

Die geschonten Zuträger.

Sicher glaubten sich schon vor Odysseus die treulosen Mägde,
Aber an eine Schnur hieng er sie alle zulezt.

212.

Rache.

Zwar ihr hofftet vergnügt, nur diese Stunde zu leben,
Doch zur Unsterblichkeit peitsch' ich euch grausam hinan.

213.

An Gewisse.

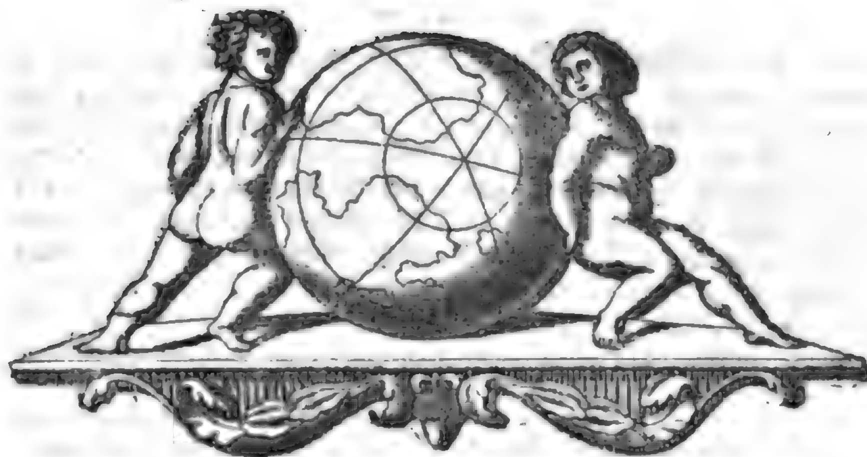
Ihr, euch kehr ich den Rücken, doch alle sollt ihr von hinten
Zitternd den Köcher sehn, tödtlicher Pfeile noch voll.

214.

Ewiger Kampf.

Nimmer endet der Krieg, dies merkt euch, wenn ich auch sterbe,
Kämpft mein geharnischter Geist euch zum Verderben noch fort.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 4. — 9. Januar 1832.

Länder- und Völkerkunde.

1) Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen. 56ster Band. Tagebuch der Gesandtschaft an die Höfe von Siam und Cochin-China von John Crawfurd. Aus dem Englischen. Mit einer Charte und zwei Steintafeln. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir, 1831.

John Crawfurd ist derselbe, dem wir eine treffliche Abhandlung über die administrativen und merkantilischen Verhältnisse Ostindiens verdanken. (Vergl. Literaturblatt von 1830, Nr. 99.) Deutlicher wie Er hat noch Keiner die Verwerflichkeit des bisher befolgten Systems der ostindischen Kompagnie nachgewiesen, und die Rücksicht auf diesen auch für Europa so wichtigen Gegenstand verläugnet sich auch in der vorliegenden Reisebeschreibung nicht. Ueberall knüpft der einsichtsvolle Verfasser Bemerkungen an über die der englischen Politik in Indien noch anklebenden Mängel.

Crawfurd wurde im Jahr 1821 von dem verstorbnen Generalgouverneur Indiens, Marquis von Hastings, als Gesandter der Kompagnie an die Höfe von Siam und Cochin-China geschickt, um von denselben günstige Handelstraktate zu erlangen. Die Verbindung mit diesen Staaten war den Engländern um so wichtiger, als sie an der großen Handelsstraße nach China liegen. Die Gesandtschaft reiste von Kalkutta zur See längs der Küste von Malakka hinab, verweilte auf den zwei englischen Stationen an dieser Küste, Penang und Singapore, wendete sich dann wieder nordwärts auf die andere Seite der Halbinsel und landete glücklich in Siam, welches Reich nun der Verfasser sehr ausführlich beschreibt. Alle diese unabhängigen Reiche Asiens gleichen einander, indem sie alle despotisch regiert sind, und indem zugleich dieser Despotismus überall veraltet und entnervt erscheint. Nur darin unterscheiden sich die hinterasiatischen buddhistischen Staaten von den vorderasiatischen muhamedanischen, daß in den erstern eine mehr hierarchische Förmlichkeit vorherrscht, während der Despotismus der leztern einen mehr wilden, soldatischen oder vielmehr räuberischen Charakter hat. Siam gehört zu den erstern und verräth seine geographische und religiöse Nachbarschaft mit China. Von der ceremoniellen Loyalität der Einwohner erfuhr Crawfurd gleich nach seiner Ankunft einen Beweis, da sein Kreditiv göttliche Verehrung empfing, er selbst aber, als bloßer Träger desselben ziemlich gleichgültig behandelt wurde. Während in religiöser Hinsicht die Begriffe des Volks noch so kindisch sind, daß z. B. der König seinen weißen Elephanten nicht reitet, weil er denselben für einen eben so mächtigen

König als sich selbst hält, sind die Siamesen doch in Bezug auf Politik ziemlich aufgeklärt. Sie benahmen sich gegen die Engländer mit großer Vorsicht, und knüpften an die Gewährung größerer Handelsfreiheit die Bedingung, daß ihnen die Engländer Schießgewehre und Munition liefern sollten, welche sie übrigens schon in großer Menge von den Nordamerikanern erhalten und sich so nach und nach in den Stand setzen, vielleicht in künftiger Zeit die weitern Fortschritte der englischen Eroberungen in Ostindien zu hemmen. Von Siam begab sich Crawfurd nach Cochin-China, wo er mit noch größerer Vorsicht empfangen wurde und einen noch kriegerischern Geist fand. Indeß erreichte er fürs erste wenigstens den Zweck, künftige noch größere Annäherungen vorzubereiten.

Aus der sehr ausführlichen Beschreibung beider Staaten entlehnen wir hier nun einige Hauptsachen, die geeignet sind, unsre Leser auf das interessante Werk aufmerksam zu machen.

Siam ist durch die Birmanen und durch mehrere hohe Gebirgszüge vor den Engländern im Westen und durch ungeheure Wildnisse im Norden vor den tartarischen Horden geschützt. Es hat sich daher bei seinen alten Sitten und in seiner Unabhängigkeit erhalten und ist nur, in gleicher Weise wie Cochin-China, nominell dem „himmlischen Reich" unterworfen. Die Könige beider Staaten nennen sich Vasallen des Kaisers von China und überreichen ihm als solche zu gewissen Zeiten, kostbare Geschenke, übrigens aber kümmern sie sich nicht um ihn. Siam schmachtet unter einem uralten verwitterten Despotismus, der einen starken religiösen Beischmack hat. Das Volk, eine braune kleine Raçe mit hervor stehenden Backenknochen, halb malaiisch, halb schon den Chinesen verwandt, ist, wenn auch einigermaaßen civilisirt, doch nur eben despotisch dressirt, feig und niederträchtig. „Ihr Gang ist schwerfällig, unedel und niedergedrückt, weil sie beständig gewohnt sind, vor ihren Obern auf den Knieen und Ellbogen zu kriechen. Sie haben auch keinen Begriff von einem männlichen, offnen und graden Benehmen, sondern sind voll Verstellung und Hinterlist." Den Hof und die Regierung umgibt ein heiliger Schrecken. Der Name des Königs darf nicht einmal ausgesprochen werden und an seinen Tod nur zu denken, ist Hochverrath. Er ist heilig, denn der bloße Umstand, daß er König ist, beweist schon nach der Lehre der Seelenwanderung, daß er in seinem vorigen Leben sich das höchste Verdienst errungen habe. Das ganze Volk ist ihm Leibeigen. Jeder männliche Einwohner muß ihm von seinem 21sten Jahre an jährlich vier Monat hindurch dienen, auf welche Art es der König befiehlt. Nur Priester sind davon ausgenommen, daher auch Alles Priester seyn will und es in ganz Siam von heiligen Müßiggängern wimmelt, denen überdies, im graden Gegensatz gegen die Braminen, ein Religionsgesetz verbietet, sich mit Gelehrsamkeit abzugeben. Wie die Personen, so ist auch der Boden Eigenthum des Königs. Nur Gärten und Häuser gelten als Privateigenthum. Alle übrigen Ländereien aber sind Staatsgut und die Aecker werden für den König gebaut. Der Handel ist im erbärmlichsten Zustande, denn er ist das Monopol der Regierung, deren Beamte alle fremden Waaren aufkaufen und dann erst, versteht sich mit großem Profit, den Unterthanen wieder verkaufen. Ueberdies haben die Siamesen eine Scheu vor dem Wasser und gehn nicht gern in die See, obgleich ihre Küste zum Handel trefflich gelegen ist. Bei einem solchen Regierungssystem kann natürlich weder die Bevölkerung noch die Kultur gedeihen. Man findet nicht einmal Straßen. Die Leibeigenschaft, das Cölibat des Bonzenthums und der Mangel an materieller und geistiger Kultur hindern die Zunahme der Bevölkerung, welche Crawfurd auf nicht viel mehr als 2 Millionen schätzt, obgleich das Land von der Natur überaus reich ausgestattet ist. Unter seinen Früchten macht er z. B. eine eßbare Wurzel namhaft, Menispernum, davon ein Exemplar 350, ein andres gar 474 Pfund wog. Während seiner Anwesenheit lichtete noch außerdem die Cholera die Bevölkerung. Ein Strom des Landes soll mit Choleraleichen wie mit Flößholz bedeckt gewesen seyn.

Ueber die in Siam herrschende Buddhareligion stellt Crawfurd sehr interessante Untersuchungen an, auf die wir uns indeß hier nicht näher einlassen wollen. Er schildert die zahllosen Tempel, mit denen das Land bedeckt ist, die aber weder an alterthümlicher Würde und Dauerhaftigkeit, noch an Geschmack den braminischen oder altbuddhistischen in Vorderindien gleich kommen. Sie bestehn aus leichtem und schlechtem Material, sind schnell aufgeführt, und nur äußerlich mit vielem geschmacklosen Prunk überladen. Diesen oberflächlichen und spielenden Charakter trägt auch die Andacht des Volks: „Statt des Ernstes und der Würde, welche man in einem Tempel erwartet, war das Volk hier laut, selbst lärmend und scherzend. In dem einen Augenblick warfen sie sich vor den Götzenbildern nieder, in dem andern trieben sie Scherz und Kurzweil. Ein Mann zündete seine Cigarre ganz ruhig an einem brennenden Rauchwerk an, welches ein Betender eben vor einem Götzenbilde geopfert hatte." Mit demselben Leichtsinn essen sie alle Arten von Fleischspeisen, wenn die Thiere nur von Andern geschlachtet worden sind, und selbst der Minister sezte Crawfurd die delikatesten Braten und Geflügel vor, wie streng auch das Religionsgesetz das Tödten der Thiere verbietet. — Die Gelehrsamkeit befindet sich bei den Siamesen in sehr schlechtem Zustande, da sich ihr die

Priester nicht widmen. Indeß besizt das Volk doch seine Sagen und historischen Gedichte in derselben Monstrasität, wie man sie anderwärts in Indien und China findet. Es existirt ein siamesisches Heldengedicht, welches die ganze Landesgeschichte umfaßt, aus 600 Gesängen besteht und, wenn es dramatisch aufgeführt werden soll, eine Zeit von sechs Wochen in Anspruch nimmt, welches indeß nur etwa 6 Mal mehr ist als die Zeit, welche die Aufführung des Trauerspiels Alhambra von Freiherrn von Auffenberg erfordert.

Daß es übrigens den Siamesen bei all diesen Wunderlichkeiten nicht an natürlichem Verstande gebricht, erhellt an einem Aktenstück, das uns Crawfurd mittheilt. Der nach allen Richtungen hin in der Politik thätige König Ludwig XIV. nämlich war auch darauf bedacht, den Engländern in Indien frühzeitig eine bedeutende Macht entgegenzustellen und unterhandelte deshalb mit dem damaligen König von Siam, konnte aber auch hierbei nicht unterlassen, seinen religiösen Fanatismus einfließen zu lassen und machte dem indischen König alles Ernstes den Vorschlag, sich zur römischen Kirche zu bekehren. Der weise König gab ihm folgende der Unsterblichkeit würdige Antwort: „Ich muß mich sehr wundern, daß mein guter Freund, der König von Frankreich, sich so stark für eine Angelegenheit interessirt, die Gott allein angeht, wofür sich selbst Gott nicht interessirt, sondern es dabei ganz unserer Willkühr überläßt. Denn dieser wahre Gott, welcher den Himmel und die Erde und alle Kreaturen, die wir sehen, geschaffen, auch ihnen so verschiedene Naturen und Anlagen gegeben hat, — könnte er nicht, wenn er gewollt hätte, indem er den Menschen Körper und Seelen von ähnlicher Art gab, ihnen auch eine Gleichheit der Gesinnung in Bezug auf die Religion, der sie folgen sollen, und der Verehrung, welche am annehmlichsten für sie ist, einfließen und auf diese Weise unter allen Nationen der Welt dieselben religiösen Gesetze feststellen? Hätte nicht diese Ordnung unter den Menschen und diese Gleichförmigkeit in den Werken der göttlichen Vorsehung eben so leicht eingeführt werden können, als die Mannichfaltigkeit, welche in allen Zeitaltern bestanden hat? Ist es nicht vernünftig, anzunehmen, daß es dem wahren Gott eben so viel Vergnügen macht, durch verschiedene Formen der Verehrung und durch verschiedene Ceremonien angebetet zu werden, als wenn er durch Myriaden lebendiger Kreaturen auf einerlei Weise gepriesen würde? Würde die Schönheit und Mannichfaltigkeit, welche wir in der natürlichen Ordnung des Universums bewundern, weniger unsre Bewunderung in der geselligen Welt verdienen, oder der Weisheit Gottes weniger würdig seyn?“

Cochin-China fand Crawfurd in einer noch rohern Barbarei als Siam. Priester sah er daselbst gar nicht und nur wenige und schlechte Tempel. Dagegen wimmelte alles von Soldaten. Er fand eine auf europäische Art eingerichtete Festung mit mehr als 800 Kanonen und das Material in gutem Zustande, nur die strategischen Dispotionen fehlerhaft und unvollkommen. Die Regierung disponirt auch hier über die ganze männliche Bevölkerung, und zwar vom 18ten bis 60sten Jahre, und strengt sie im Dienst noch ärger an, als die siamesische. Das große Zaubermittel dabei ist der Stock. Kein Volk in der Welt erhält so viele Prügel, als das cochin-chinesische. Crawfurd selbst, der an den Orient längst gewöhnt und in dieser Hinsicht abgehärtet ist, erstaunt darüber. Er sah unter anderm einst einem Schauspiel zu, nach dessen Beendigung alle Schauspieler, weil sie einer hohen Person mißfallen hatten, die Bastonnade bekamen.

Schließlich beschreibt der Verfasser die wichtige englische Kolonie Singapore an der Südspitze von Malakka, im Mittelpunkt des ostindischen, chinesischen und neuholländischen Handels, der Hauptstapel- und Waffenplatz für alle Kolonien und Expeditionen der Engländer in und an dem stillen Ozean.

2) Chrestomathie Mandchoue, destinée aux personnes qui veulent s'occuper de l'étude de cette langue, par J. Klaproth. Paris 1831.

Unser gelehrter Landsmann in Paris hat mit obigem Werk den Freunden morgenländischer Literatur ein interessantes Geschenk gemacht. Solch' eine mit Riesenschritten fortschreitende Civilisation hat kein anderes Volk aufzuweisen. Kaum sinds zweihundert und funfzig Jahre, daß die Mandschu noch Nomaden waren und jezt haben sie schon eine reiche Literatur.

Bevor die Mandschu ein eroberndes Volk wurden, waren sie Jäger. Sie hatten keine Spur von Literatur, und wenn ihre Voraltern, die den Altunkhans unterworfen waren, ja eine gehabt haben, so haben sie sie bei der Eroberung des nördlichen Chinas ganz verloren. Die ersten mandschuischen Kaiser mußten sich vor der Unterwerfung des Landes der mongolischen Sprache für die diplomatische Korrespondenz bedienen. Erst 1599 wollte ein Kaiser seinem Volk eine eigene Schrift geben, und trug zwei Sekretären auf, eine nach dem Vorbild der mongolischen zu bilden. Die Mongolen gebrauchten aber lange ein von den Uiguren angenommenes Alphabet. Dieses türkische Volk aus Mittelasien hatte frühe Civilisation angenommen und bediente sich einer Schrift, die mit der syrischen große Aehnlichkeit hatte.

Seit 1644 sind die Mandschu Herren von China und zu ihrer eigenen Literatur haben sie eine Menge Uebersetzungen aus dem Chinesischen hinzugethan. Diese Uebersetzungen erleichtern das Verständniß der Ur- und Landessprache. Deshalb und weil das Mandschu Hofsprache in Peking ist, haben sich die Missionarien, die da wohnten, viel Mühe mit dessen Erlernung gegeben und sie schrieben selbst Elementarbücher, um es zu erlernen. In Paris wird Mandschuisch im Collège royal de France gelehrt, schon ist eine Grammatik und ein Wörterbuch in dieser Sprache vorhanden, es fehlte nur an Uebungsstücken. Zu diesem Zwecke verfaßte Klaproth obige Chrestomathie.

Zuerst enthält dies Buch auf hundert vier und neunzig Seiten den Originaltext, über den Referent jedoch nicht urtheilen kann, da er nicht Mandschuisch versteht. Aus der beigefügten französischen Uebersetzung läßt sich abnehmen, wie eins der mächtigsten und berühmtesten Völker des östlichen Asiens denkt und sich ausspricht. Aus einer Sammlung von Sprüchwörtern heben wir einige aus, die in Europa so wahr sind, als in China, die aber doch viel eigenthümliche Farbe im Ausdruck haben.

„Wenn ein Mensch arm ist, so hat er auch wenig Verstand, ein mageres Pferd hat lange Haare.

Wenn des Kaisers Sohn in die Schule geht, so ist er nicht mehr, denn jedes andere Kind aus dem Volk.

Unter drei Personen, denen du begegnest, ist gewiß immer einer, der dein Herr seyn könnte.

Der Ochs, welcher den Pflug zieht, hat weder Rast noch Heu, die Maus auf dem Kornboden aber lebt immer im Ueberfluß.

Drache und Tiger gehorchen dem überlegenen Geist, die Geister und Dämonen verehren tugendhafte und brave Menschen.

Der Mitleidige wird nie reich und der Reiche nie mitleidig werden.

Der höhere Mensch kennt nur Gerechtigkeit, kleine Seelen aber nur den Gewinn.

Aus armen Familien gehen oft ausgezeichnete Menschen hervor. Unsere größten Staatsmänner sind von niederer Geburt.

Unter dreitausend Schülern lernen nur zwei und siebenzig was Rechtes.

Das Menschenleben dauert nicht hundert Jahre, in ihm liegt aber Unglücksstoff für tausend.

Wenn auch der Mensch nicht daran denkt dem Tiger Uebles zu thun, so denkt doch der Tiger darauf dem Menschen Uebles zu thun.

Lege nicht zweierlei Sättel auf dasselbe Pferd; ein treuer Unterthan kann nicht zweien Herren dienen.

Ein schönes Pferd stirbt und das gelbe Gold verschwindet; dann sind die Verwandten unangesehen auf der Straße."

Außer den Uebersetzungen des Buchs von Belohnungen und Strafen und des Friedenstraktats zwischen Rußland und China hat Klaproth in diesem Buch eine neue Uebertragung von der Lobrede der Stadt Mukden gegeben, die der Kaiser Khian-Lung geschrieben hat. Sie ist in Europa schon durch die sogenannte Uebersetzung des Paters Amiot bekannt. In dessen Bearbeitung ist sie aber eher das Werk eines Missionärs, der die Worte des chinesischen Kaisers ins Breite gezogen und sie in einem Strom von schwülstigen Redensarten ersäuft hat, weil ihm diese eleganter und poetischer schienen. Dieser Jesuit hat Voltairen selbst angeführt und getäuscht, denn dieser bewunderte bekanntlich das poetische Genie des mächtigsten orientalischen Monarchen und er schrieb ihm daher eine Epistel in der unter andern folgende Verse vorkommen:

Reçois mes complimens, charmant roi de la Chine,
Ton trone est donc assis sur la double colline!

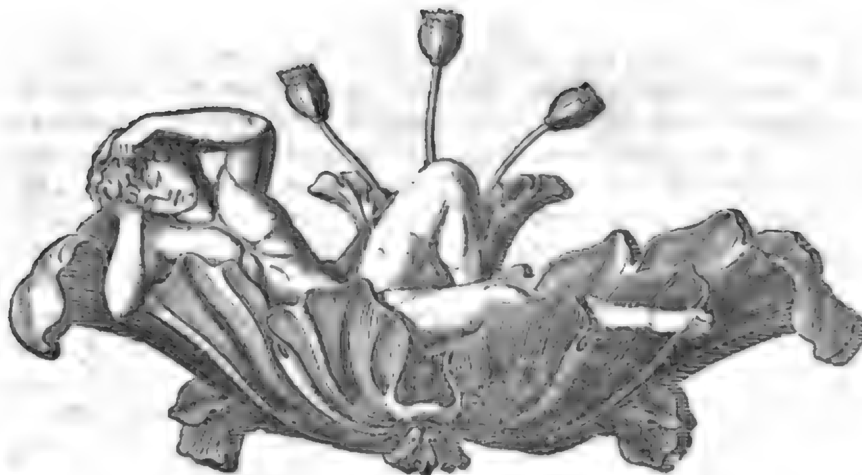
Um aber von Amiots Uebersetzungsfrechheit einen Begriff zu geben, brauchen wir nur eine einzige Stelle von Khian-Lungs Gedicht anzuführen. Nachdem darin von den vorzüglichsten Bewohnern der Wälder und Gebirge in China die Rede gewesen ist, sagt der Kaiser ganz einfach: „Nun genug von den Erzeugnissen des festen Landes. Auch das Meer enthält deren eine Menge." Was macht nun der Missionär-Paraphrast aus diesen wenigen Worten:

„Es gibt noch eine Menge Dinge, deren ich hier erwähnen würde, wenn mich andere nicht anderwärts hinriefen, denn nicht blos die Erde überschüttet uns mit Gaben, das flüssige Element spendet uns nicht weniger Wohlthaten und wir müssen sie in seinen Gaben nicht weniger erkennen und bewundern als bei denen, wovon ich oben schon gesprochen. Fische, Muscheln, Meerungeheuer! kriecht, wenn ihr könnt, aus eurem feuchten Aufenthalt hervor, zeigt Euch ohne Furcht, um einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit auf Euch zu ziehen. Jedoch nein! Euer Anblick darf nicht im Ganzen gesehen werden. Deuten wir wenigstens auf Einige hin." — Wie konnte man dies ächtfranzösische Gewäsch je morgenländischen Ursprungs glauben?

Mr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 5. — 11. Januar 1832.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

3) Souvenirs du midi, ou l'Espagne telle qu' elle est sous ses pouvoirs réligieux et monarchiques, par M. R. Faure. Paris 1831.

Unter den Völkern, die in alter und neuer Zeit auf- und niedergegangen sind, haben wenige einen so poetischen Heiligenschein, wie die Spanier. Einst waren sie das erste Volk in Europa, als italienische und deutsche Größe verfallen war und von Franzosen und Engländern kaum noch die Rede seyn konnte. Jezt zählen diese Spanier kaum noch in der großen politischen Familie unseres Welttheils. Was ist daran Schuld? Der Aberglauben, der über alle andern Völker kam, gieng bei diesen vorüber, bei den Spaniern aber schlug er Wurzel und trieb ins Breite und Ueppige; die andern Nationen hatten Philosophen und Denker, die Spanier nur Mönche; die andern sind in Allem vorwärts geschritten, die Spanier blieben in Allem zurück. Und doch legten sie unter allen europäischen Völkern zuerst die Hand ans siegende Schwert gegen den großen Dränger und gegen die Geißel unserer Jämmerlichkeit. Gleich nach ihren Siegen gaben sie sich eine freisinnige repräsentative Verfassung, in der Vorzeit haben sie viel Großes ausgeführt, bethätigten Heldenkraft und Vaterlandsliebe. Aber all' diese Zeichen und Spuren von Größe und von trefflichen Anlagen sind unmächtig gegen den niederdrückenden Krankheitshauch des Fanatismus und des Despotismus, die sich treulich die Hände reichen wie zwei Henker auf dem Blutgerüste. Spanien liegt jezt in einem Zustand darnieder, der offenbar gegen alle Grundsätze des Gesellschaftslebens anstößt. Statt zu seyn, wozu die Natur dies Volk bestimmte, statt reich, industriös, handeltreibend, unterrichtet und aufgeklärt zu seyn, anstatt ihre Geistlichkeit zu bezahlen und ihren Armen Almosen zu geben, sieht man in den Spaniern nur einen großen Haufen roher, unwissender Bettler, ohne Zucht und Unterricht, die von dem Almosen der Mönche und einer unglaublich reichen Geistlichkeit leben. In diesem Zustand kann kein Volk aufkommen und reifen.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet der Verfasser Land und Volk. Die Geistlichkeit nimmt in seinem Buch eine so große und breite Stelle ein, wie in Spanien selbst.

Im ersten Buch beschreibt er mit Lebendigkeit seine physische Natur, sein Klima, Boden, Städte, Denkmäler, Lebensart und Gesundheitszustand. Hernach aber wendet er sich zu der moralischen Krankheit, die viel

tiefer eingreift und viel schneller ansteckt, viel unheilbarer ist, und viel größere Verwüstungen anrichtet, als alle andern, er wendet sich zum Fanatismus und Aberglauben. Es ist betrübend und doch anziehend bei aller Wehmuth ein so herrliches Volk voll großer Anlagen und Erinnerungen, so physisch und geistig mächtig zu sehen, wie es jezt daliegt, gleich einem Skelet, das vom Mönchsungeziefer fast ganz aufgezehrt und abgenagt ist, und dessen Kraft und Licht unter dem Druck eines brutalen Despotismus immer mehr erlöschen. Freilich wird einst die Freiheit dies unglückliche Volk aus seinem Todtenschlaf erwecken, es ist aber sehr zu bedauern, daß sie ihm jezt mangelt, wo sein großartiges und mächtiges Auftreten ihrem Aufkommen und Gedeihen in Frankreich, Deutschland und Italien von großem Nutzen wäre.

Drei Viertheil des spanischen Grund und Bodens sind — die geistlichen Güter mit inbegriffen — untheilbar oder bestehen in unveräußerlichen Majoraten. So gehört denn der größte Theil des herrlichen Landes der todten Hand und ist außer Cirkulation; hieraus entsteht die furchtbare Ungleichheit des Vermögens, welche den größten Theil des Volks zu Armuth und Elend verdammt, wodurch eine Menge Boden schlecht bebaut wird, warum überall Armuth und tiefes Elend herrscht.

In Folge dieser Einrichtung und Gesetzgebung können die Töchter der reichsten Familien doch sehr arm seyn. Darum können sie sich auch hier mit mehr Leichtigkeit verheirathen, denn irgendwo in katholischen Ländern, selbst Rom und Neapel nicht ausgenommen. Jedes zwölfjährige Mädchen kann einen jungen Mann zur Heirath zwingen, wenn er vierzehn Jahre alt ist und wenn sie darthut, daß er einen Augenblick in einiger Vertraulichkeit mit ihr gestanden, oder daß er ihr die Ehe versprochen, oder daß er ihr nur sonst auf irgend eine Art zu verstehn gegeben, er wolle sie heirathen. Das Mädchen führt ihren Beweis nicht etwa vor einem Gerichtshof, sondern vor dem General-Vicar der Diöcös. Dieser läßt den Beklagten ohne weiteres einstecken und erkennt ob er zur Heirath verbunden sey oder nicht. An Appellation gegen sein Erkenntniß ist nicht zu denken. Ist das Mädchen arm aber schön, ist sie reich oder gehört sie vornehmen und vielvermögenden Aeltern an, so erkennt der Herr General-Vicar immer auf Ehe. Der bekannte Reisebeschreiber Bourgoing führt dies auch an und fügt noch einen merkwürdigen Beweis bei, welche Gewalt die Geistlichkeit über die Mädchen selbst gegen den Willen ihrer Aeltern hat. Wenn der junge Mensch ein Mädchen liebt, die noch im älterlichen Haus lebt, und wenn ihm die Aeltern ihre Hand versagen, obgleich sie ihn wieder liebt, so geht der junge Mensch ohne weiteres zum General-Vicar und stellt ihm sein Anliegen und den Wunsch seiner Geliebten vor, bezeichnet ihm dabei auch die Familie, wo das Mädchen bis zur Hochzeit hingebracht werden soll. So wie der Vicar darüber im Klaren ist, daß das Mädchen einwilligt, schickt er einen geistlichen Kommissär in ihr väterliches Haus und läßt sie abfordern. Dies heißt sacar por el vicaris. Sie darf unter keinem Grund verweigert werden, wüßten die Aeltern auch, daß ihr bethörtes Kind in sehr schlechte Hände käme, oder in ein zweideutiges Haus gebracht würde. Wenn die Vorbereitungen zur Hochzeit im Reinen sind, so wird das Mädchen aus dem Haus in die Kirche geführt und da getraut. Wie kann die Gesellschaft mit solchem Einfluß der Geistlichkeit bestehen?

Kaum kann das spanische Kind reden, so fallen die Geistlichen darüber her. Von diesem Augenblick an ist der Mensch in ihrer Gewalt, sie kneten, bearbeiten und faconniren ihn, wie sie Lust haben, und ohne daß sich die Aeltern dagegen auflehnen dürften, so lange er lebt, und nach seinem Tod legen sie ihn mit einer Franziskanerkutte angethan ins Grab. Von der ersten Stunde der Geburt an wird dem Kinde ein Skapulier umgehängt, das ihn vor allem Bösen schützen soll. Ist es kränklich, oder haben die Aeltern schon mehrere Kinder verloren, so muß es Mönchs- oder Nonnenkutte tragen bis in das Alter, wo die Todsünde beginnt, nämlich bis ins siebente Jahr. Darum sieht man in den spanischen Städten Kapuziner, Franziskaner und Dominikaner von vier oder fünf Jahren im Koth spielen.

Sehr unterhaltend sind die Angaben über die Beichtzettel, die Kreuzzugskutten (la cruzada), wodurch alle Art von Ablaß ertheilt wird und die Inhaber gerade ins Paradies gehen, die Todten aber gleich aus dem Fegfeuer befreit werden. Im Anfang 1826 nahm der König Ferdinand VII. nicht nur für sich, für seine verstorbenen Aeltern und seine zwei Frauen dergleichen Bullen, sondern auch noch für zwei Andere. Er fragte dabei einen seiner gegenwärtigen Hofleute: „Für wen glaubst du, daß diese sind? — Sire, ich weiß nicht. — „Die eine ist für Vinessa (dem unglücklichen Beichtvater des Königs, der 1821 im Gefängniß erdrosselt wurde) und die andere für den armen Teufel Riego, der sich wie ein Narr (un tonto) hat fangen und hängen lassen.“ Der Kauf dieser Cruzada-Bullen ist übrigens nur eine versteckte Steuer, wie schon Delaborde richtig in seiner Reise bemerkt hat. Außerdem muß man hier ausführlich lesen, wie das Viatikum, die Rosenkränze, die Processionen, die Promenaden der Sammel-Brüder und Bettelmönche, die Bilder, welche zum Küssen auf den Märkten und in den Häusern herumgetragen wer-

den, nur dazu dienen, Geld vom Volk zu gewinnen und die Leute in der Dummheit zu erhalten. Selbst das Hängen und Köpfen wird zu gleichem Zweck benuzt. Gleich am frühen Morgen, wenn eine Hinrichtung geschehen soll, laufen Mitglieder von Brüderschaften durch die Straßen und sammeln Geld ein, um dafür Messen für die Seele des Delinquenten lesen zu lassen. An gewissen Tagen sitzen angesehene Männer an den Kirchthüren, und vor ihnen ein Tisch, worauf eine Seele des Fegfeuers steht, in der Gestalt einer kleinen weiblichen Statur in langem aufgelösten Haar, Flammen reichen ihr bis an den Gürtel, darunter steht: Hoy se saca animas; „heute werden Seelen aus dem Fegfeuer gezogen."

In Spanien grüßt man sich nicht mit dem anderwärts gewöhnlichen Guten Tag. Tritt man in ein Haus, ohne gleich auf Jemanden zu stoßen, so muß man Deo gratias rufen, auf daß Jemand herbeikomme. Zu dem Ersten, der dann herbeikömmt, sagt man dann: Ave Maria purissima, ich grüsse Marien die überaus Reine, dann wird geantwortet: Sin peccado concebida, ohne Sünde empfangen. Der Offizier fragt nicht nach der Parole, sondern „holt den Heiligen," tomar el Santo.

Den Mönchen und allen andern Geistlichen, wenn ihre Handlungsweise auch noch so verächtlich ist, wird von Hohen und Niedrigen ungeheure Hochachtung und Verehrung bewiesen. Ihre Zahl steht mit ihren Reichthümern in Verhältniß. Als Hauptgrundsatz steht in dem ganzen Land der Grundsatz fest, daß das Volk alles irdische Gut denen überläßt, die ihm die Gunst des Himmels erbitten sollen, daß es immer als schuldig angesehen wird, schuldig gegen Gott, schuldig gegen den Souverain, und es ist ein Hauptpfiff der Regierung, daß beide Schulden immer mit einander verwechselt und verbunden werden, denn all' die ungeheuren Lasten, die ihm aufgelegt werden, all' der ungeheure Druck, dem es unterworfen wird, sind nur Mittel, die verdiente Strafe zu mildern.

Der Verfasser spricht hernach von der Armee, von der Justiz, vom Unterricht und endlich von den Sitten des Volks bei dem der Bettel und der Adel oft zusammen sind, wo der Student bettelt, wenn er nach der Schule geht, und wo täglich Adelstitel in den Zeitungen feil geboten werden.

Mr.

4) Reise über England und Portugal nach Brasilien und den vereinigten Staaten des La Plata-Stromes während der Jahre 1823 — 1827 von J. Friedrich von Wench. Erster Theil. München, Finsterlin, 1831.

Der Verfasser reiste über Holland und England zunächst nach Portugal. Seine Bemerkungen über Ackerbau und Industrie verrathen einen praktischen, keinen poetischen Reisenden, und dennoch gibt er uns Schilderungen, die uns durch ihre Schönheit in hohem Grade anziehen, besonders aus Portugal. Holland und England berührt er nur im Fluge, doch macht er über die schöne Welt in London einige treffende Bemerkungen: „Ich konnte nicht umhin, die Schönheit des Teints, die Originalität und den Liebreiz der Gesichtsbildungen dieser Frauenzimmer, wie ihren schönen und hohen Wuchs zu bewundern; weniger befriedigte mich ihre Haltung, überhaupt ihr Benehmen, welchem jene Grazie und jene bezaubernde Würde fehlten, die so geeignet sind, eine schöne Gestalt auf die vortheilhafteste Weise zu zeigen. Besonders ungünstig ist den englischen Schönen die Gewohnheit, so gewaltig auszuschreiten, daß ein Mann seine Schritte durchaus nicht abzukürzen braucht, um sie zu begleiten; eine Folge dieses männlichen Ganges ist, daß der Oberleib sich etwas vorwärts neigt, und ein paar Füße stark gezeigt werden, die sich nicht immer durch ihre kleine Bildung auszeichnen; endlich scheint mir, daß das englische Frauenzimmer unnatürlich bemüht ist, ihrem Gesichte einen Ausdruck von Kälte und Ernst zu geben, der den der Jugend so natürlichen Frohsinn und jene bezaubernde Freundlichkeit verscheucht, welche den Reiz eines schönen Gesichtes unendlich erhöhen. — Die männliche Jugend Londons zeichnet sich nicht weniger durch ihre glückliche und offene Bildung aus; wenn aber ein geckenhaftes Betragen allenthalben abgeschmackt erscheint, so wird es, wenn der junge Engländer sich in dieser Eigenschaft versucht, zur Karrikatur; überhaupt steht ihm die Rolle des Petit-Maitre gar zu komisch an, da seine Körperhaltung etwas schwerfällig ist, und er, wenn der Umgang mit Damen ihn nicht bildete, viele Mühe hat, die zuweilen etwas rohen Ausbrüche seines kräftigen Gemüthes zu unterdrücken."

Bei Gelegenheit der englischen Justiz macht der Verfasser die richtige Bemerkung, daß, wenn man in England die Prozesse so lang ausdehnen und die Verdächtigen so lange in Haft behalten wollte, wie in Deutschland, ganz England zur Hälfte ein Gefängniß und zur Hälfte eine Papiermühle werden müßte, weil der Verbrechen zu viele sind. Warum der Verfasser aber Deutschland deshalb glücklich preist, daß es blos

mehr Aktenschmierer als Verbrecher habe, ist kaum einzusehn, da unsre Prozesse schändlicher sind als die Verbrechen, über welche sie urtheilen.

In Lissabon angekommen, war der Verfasser nicht wenig über die dortigen politischen Vorgänge und noch mehr über die Frivolität, welche sie begleitete, erstaunt. Es war unmittelbar nach der Vertreibung der Kortes. Der Verfasser begab sich ins Theater: „Der Vorhang wurde aufgezogen, aber die Pantomime, welche gegeben wurde, war die elendeste Farce, die man jemals auf irgend eine Bühne zu bringen wagte. Die Bemühungen der Königin, die Truppen durch den Infanten Don Miguel verführen zu lassen, die Verjagung der Kortes durch Soldaten des 18ten und 23sten Regiments, welche wirklich auf dem Theater erschienen, die Aussöhnung des Königs mit seinem Sohne, sein Einzug in Lissabon, kurz alle Scenen des gegenseitigen Verrathes und einer Wortbrüchigkeit, womit man dem Volke ein sehr gefährliches Beispiel gegeben hatte, wurden auf die gemeinste und plumpste Weise vorgestellt; endlich die ganze königliche Familie, in Kleidung und Gebärden, von den Tänzern so täuschend nachgeahmt, als beabsichtigte man, sie lächerlich zu machen, welches gewiß die Absicht Don Miguels nicht war, den man allgemein als den genialen Schöpfer dieses Possenspiels bezeichnete. Ich muß übrigens den Portugiesen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie aus Achtung für die gegenwärtige königliche Familie thaten, was sich von einem gebildeten Volke erwarten ließ, — sie schwiegen.“

Eine Prozession wird also beschrieben: „Die Straßen, durch welche die Prozession sich bewegte, waren mit Blumen bestreut; die mit festlich geschmückten Personen beider Geschlechter überfüllten Balkons, mit kostbaren Teppichen und seidenen Tapeten behangen, und die Freude so allgemein, daß man unwillkührlich die frohe Stimmung der Menge theilte. Aber die Prozession war auch wirklich eine lachende Erscheinung; die Banden der verschiedenen Regimenter eröffneten den Zug mit munterer Musik, dann folgten die Bruderschaften, in seidene Ueberröcke ohne Aermel gekleidet und große brennende Wachslichter tragend, dann einige hundert Mönche in ihren mannichfaltigen Ordenshabiten, endlich ein Zug Kinder, mit gepuderten Haaren, am Rücken befestigten Flügeln und in blauseidenen Reifröcken, in welchen sie possirlich, feierlich einherschreiten; sie stellten Engel vor. Nach einem kleinen Zwischenraume erschien die Monstranz mit wahrhaft feierlichem Pompe umgeben, und in eine Rauchwolke eingehüllt. Sie war aus gediegenem Golde verfertigt und mit einer so großen Menge der herrlichsten Edelsteine besezt, daß ihr Feuer alle Blicke blendete; einige tausend Mönche und Mitglieder der Bruderschaften folgten nach, und eine starke Abtheilung Militär, die Kopfbedeckung in der Hand tragend, schloß den unendlichen Zug. — Bei dem ganzen Feste war auch nicht eine Spur von Andacht wahrzunehmen; Niemand betete; die Mönche grüßten die Bekannten, ließen ihre Tabacksdosen in der Reihe hin- und hergehen, und schwazten und lachten unter einander. Man sah es den guten Leuten an, wie fremd ihnen Kummer und Sorgen waren, seitdem sie wieder im warmen Neste saßen, und das arme geduldige Volk für sich sammeln und arbeiten ließen. Wenn man sie betrachtete und über ihr Daseyn nachdachte, so konnte man auch wohl begreifen, warum eine so große Zahl kräftiger junger Leute, zu träge zum denken und arbeiten, alles aufbieten, in einen geistlichen Orden aufgenommen zu werden. Von jeder geistigen und körperlichen Anstrengung befreit, keineswegs zur strengen Erfüllung ihrer Gelübde angehalten, im Besitze der öffentlichen Verehrung, entbehren diese Mönche durchaus nichts, was zur Erfüllung aller Wünsche des sinnlichen Menschen gehört; aber da sie sich weder um den öffentlichen Unterricht bekümmern, noch über die Aufrechthaltung der Moralität des Volkes wachen, so möchte man wohl fragen, zu was diese Leute denn eigentlich in der Welt sind? Man rühmt jedoch in Lissabon ihre Beständigkeit in der Freundschaft, und wirklich gibt es daselbst kaum eine wohlhabende Familie, in welcher nicht wenigstens einer dieser Mönche als Hausfreund aus- und eingienge; auch werden viele Beispiele von der oft außerordentlichen Anhänglichkeit der frommen Väter, an einzelne Mitglieder solcher Familien erzählt.“

Der Verfasser machte auch mehrere Reisen aufs Land und schildert die Gegenden wie das Volk sehr anziehend. Von da begab er sich auf die Fahrt nach Brasilien und er entwirft uns einen Abriß der jüngsten brasilianischen Geschichte, der uns das portugiesische Regierungssystem in der Kolonie fast noch erbärmlicher zeigt, als im Mutterlande. Auch über die Mißgriffe Don Pedros äußert sich der Verfasser sehr freimüthig, und man muß gestehn, daß die Erschaffung eines verdienstlosen und blos mit altindianischen Namen pomphaft geschmückten Hofadels, und eines von dem berüchtigten Major Schäfer in Deutschland zusammengekauften Vagabundenheeres nicht geeignet waren, die Herzen der Brasilier zu gewinnen, oder die Mängel der Verwaltung zuzudecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 6. — 13. Januar 1832.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

5) J. F. M. Richters Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren 1805 — 1817. Erstes bis drittes Bändchen. Dritte verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe. Dresden und Leipzig, Arnold, 1831.

Diese Reisen verdienen die Verbreitung, welche sie gefunden haben, denn sie sind sehr unterhaltend geschrieben und voll lebendiger Gemälde. Nur ein einziges Mal ist es uns vorgekommen, als habe den Verfasser die an sich sehr löbliche Vorliebe für solche Gemälde bis über die Grenzen der Wahrheit hinausgeführt. Er sagt nämlich Theil II. Seite 24: „Unbeschreiblich groß war die Anzahl der auf der Oberfläche des Meeres versammelten Fische; die verschiedenen Größen und Gestalten, das muntere Spiel, die Feindseligkeiten und Gefechte derselben gewährten einen unterhaltenden Anblick. So sah ich, um nur ein Beispiel anzuführen, wie ein Delphin einen fliegenden Fisch verfolgte, wie dieser, um sich zu retten, aufflog und jener ihm, während seines Fluges, auf hundert Schritte nachschwamm, ihn beim Herabfallen mit hoch aus dem Wasser gehobenem Rachen auffieng, und wie in dem nämlichen Augenblick ein dritter Fisch den Delphin überraschte und sammt seiner Beute verschlang."

Da wollen wir ihm doch lieber noch glauben, was er Theil I. Seite 91 sagt: „Wir befanden uns noch funfzehn Meilen von der Mündung der Devina auf dem weißen Meere. Der russische Juftengeruch, der uns hier entgegen kam, war auffallend. Ueberhaupt hat dieser Geruch das Eigene, daß der Fremde sich nur schwer daran gewöhnt, ob man schon in andern Ländern, da sie alle ihren eigenthümlichen Geruch haben, der von den Küsten Meilen weit in das Meer sich verbreitet, gewöhnlich einige Stunden nach der Ankunft nichts mehr davon empfindet."

Diese Behauptung stimmt wenigstens mit einer Aeußerung des blinden Flötenspielers Dulon überein, dessen Leben Wieland herausgegeben hat. Auch Dulon nämlich, dessen Geruchsinn beim Mangel des Gesichtssinns schärfer ausgebildet war, sagte aus, daß nicht nur jedes Land, sondern sogar jede Stadt einen andern Geruch habe.

Das Interessanteste in diesen Reisen sind die ausführlichen Schilderungen des Seelebens, der Schiffe und ihrer ganzen Einrichtung, der Seeleute und ihrer eigenthümlichen Sitten, der gewöhnlichsten Vorkommnisse auf der See, der Seekrankheit, der Reisebedürfnisse und der

besondern kleinen Mittel und Kunstgriffe, dieselben zu befriedigen. Kurz, wer auf die See gehn will, wird sich der hier gegebenen Nachrichten, Winke, Warnungen und Vorschriften mit Vortheil bedienen können. Da der Verfasser sehr viel gereist ist, so kennt er auch die Unterschiede in der Schifffahrt verschiedner Nationen. Engländer, Nordamerikaner und Holländer preist er hoch in dieser Beziehung, die Franzosen aber verspottet er. Da er indeß durchgängig in seinen Reisen einige Feindseligkeiten gegen Frankreich durchblicken läßt, so wissen wir nicht, ob folgende Schilderung der französischen Marine nicht übertrieben ist; Theil III. Seite 110: „Der Grund, warum die Engländer fast in jedem Gefecht, sowohl zwischen ganzen Flotten, als einzelnen Schiffen siegten, ist nicht in ihrer vorzüglichern Geschicklichkeit, sondern hauptsächlich in ihrem ruhigen, festen, dem französischen ganz entgegengesezten Charakter zu suchen, der ganz für den Seemann geschaffen scheint. Ein anderer Grund dieser Ueberlegenheit der Engländer liegt in ihrer strengen Mannszucht und in der bewundernswerthen Ordnung, die den Gang ihres Seewesens leitet. Auf den französischen Schiffen herrscht hingegen eine größere Freiheit und daher auch ein größerer Mangel an der gehörigen Ordnung. Ich bemerkte z. B., daß man dieselben zwar äußerlich in gutem Stande hielt, im Innern aber ziemlich vernachläßigte; und ungeachtet die Verdecke, wie bei den Engländern, jeden Morgen gescheuert und aufgeräumt wurden, so waren sie doch eine Stunde nachher wieder in dem vorigen Zustande. Als ich eines Tags auf der Fregatte Gloire mich befand, gab der Kapitän den Befehl, einen gewissen Versuch mit den Kanonen anzustellen. Es wurde dazu ein Apparat erfordert, den man in einem besondern Behälter der Pulverkammer verwahrte. Allein der Oberkanonier hatte den Schlüssel verlegt, weßhalb er das Verlangte nicht schaffen konnte. Diese Nachläßigkeit würde auf den englischen Schiffen als ein großes Versehen geahndet worden seyn; hier hatte es weiter keine Folge, als daß das Experiment auf eine andere Zeit verschoben wurde. — Ueberdem findet sich in der französischen Marine manche fehlerhafte Einrichtung. So bemannt man z. B. die Schiffe fast noch einmal so stark, als in England geschieht. Dies dient zu nichts, als die Menschen müssig und träge und beim arbeiten einander hinderlich zu machen, so wie, im Gefecht, die Zahl der Todten und Verwundeten und die allgemeine Verwirrung zu vermehren."

Noch strenger tadelt der Verfasser die südlichen Nationen, Theil I. Seite 20: „Man übertheerte das Tauwerk und trug auf das Holzwerk des Schiffs neue Farbe auf. Diese Arbeit wird auf gut eingerichteten Schiffen jährlich mehrmals wiederholt. Sie dient nicht nur zur Erhaltung der äußern Schönheit derselben, sondern gibt auch dem Tau- und Holzwerke größere Dauer, und vergütet in reichlichem Maaße die aufgewandten Kosten an Theer und Farbe. In heißen Klimaten ist die öftere Wiederholung dieser Arbeit um so nöthiger. Dessen ungeachtet wird sie von den Spaniern, Italienern und andern südlichen Völkern oft ganz vernachläßigt. Das Holzwerk ihrer Schiffe trägt häufig die Spuren der Verwitterung, und ihr Tauwerk hängt weiß und faserig an den Masten, wodurch es nicht nur an Haltbarkeit verliert, sondern auch ihre Schifffahrt unzuverläßig macht. Gewöhnlich suchen sie diese Vernachläßigung mit dem leeren Vorgeben, daß sie Theer und Farbe dadurch ersparen, zu beschönigen, allein, der eigentliche Grund liegt in ihrem Hange zur Unthätigkeit und in der ganzen Verfassung ihres Seewesens. Denn bei ihnen verdingt sich das Schiffsvolk gewöhnlich auf die Reise, sie mag längere oder kürzere Zeit dauern. Es erhält nur geringe Beköstigung, ist aber auch zu keiner Arbeit verbunden, die nicht unmittelbar zur Fortbringung des Schiffes erfordert wird. Dagegen bezahlen die nördlichen Nationen ihre Seeleute monatlich, und reichen ihnen nahrhafte Kost, zuweilen im Ueberflusse, jedoch machen sie es zum Grundsatze, dieselben in steter Beschäftigung zu erhalten, wobei die Regierung des Schiffes, die oftmals wenig Arbeit verlangt, als Nebensache betrachtet wird. Nur auf diese Weise ist es möglich, die Bestandtheile der Schiffe, welche der Vergänglichkeit mehr als andere Dinge unterworfen sind, in gutem Stande zu erhalten, und überdies die rohen Matrosen gegen die Ausbrüche regelloser Leidenschaften und gegen andere unmoralische Handlungen zu verwahren, wozu sie durch Unthätigkeit und Müssiggang ungleich mehr verleitet werden als gebildete Menschen."

Unter den vielen Zügen aus dem Seeleben, Sittenschilderungen, Anekdoten ꝛc. ist folgender Zug einer der artigsten. Ein dänisches Kauffahrteischiff hatte eine Anzahl französische Matrosen am Bord, welche unter andern übeln Gewohnheiten auch ihre hölzernen Schuhe nicht ablegen wollten. Da sie dieselben aber bei gewissen Arbeiten natürlicherweise ausziehen mußten, so benuzten dies die Dänen, nahmen die in eine Reihe gestellten hölzernen Schuhe der Franzosen, versahen sie mit kleinen Masten und Segeln und ließen sie in See. Dann wurden die Franzosen herbeigerufen mit dem Geschrei, man sehe eine nach Frankreich segelnde Flotte. Die Betrognen erkannten ihre Schuhe, da aber der Scherz alles über die Franzosen vermag, so versöhnten sie sich mit ihrem Verlust, es wurde ein allgemeines Fest veranstaltet und man trank „auf das Wohl der ins Vaterland zurückkehrenden Landsleute."

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser den Aberglauben der Seeleute, ihre eigenthümlichen Sagen und

Mährchen und sonderbaren Vorstellungen nur obenhin berührt; dieser Gegenstand wäre wohl einmal einer genauern Ausführung werth. Die Sagen von Seeungeheuern, von verwünschten Inseln, von einer gespenstischen Fregatte rc. dürften zum Theil sehr artig seyn.

Die erste Reise machte der Verfasser um das Nordkap nach Archangel und zurück, die zweite nach St. Thomas und New-York, die dritte über St. Louis nach Isle de France. Die erste ist die interessanteste, theils weil sie weniger bekannte Gegenden und namentlich Archangel, jenes wunderbare Kadix des Nordens schildert, theils weil der Verfasser auf dieser Reise in Sturm und Eis Gefahren überstand, deren Beschreibung höchst anziehend ist.

Was Richter über die Norweger sagt, stimmt in seiner poetischen Seite mit den Schilderungen von Steffens überein, allein er hat auch die prosaische Seite herausgekehrt. Der Verderb dieses sonst so heldenmüthigen und patriarchalischen Volkes ist der Brandtwein, der würdige Vorläufer der Knute, und mit der Knute vereint des Nordens schrecklichster Fluch. Wer einst den übermäßigen Genuß des Brandtweins abschaffen könnte, er würde für die Menschheit mehr thun, als der größte Held und Gesetzgeber. Brandtwein ist der Trost der Sklaverei, des Schmutzes, des Elends, der Zaubertrank, dessen Genuß jedes Höhere vergessen macht. Man vernichte diesen Zauber und des Menschen Blick wird hell genug, um einzusehn, daß er nicht geboren ist, ein Vieh zu seyn. Wenn man liest, wie selbst die freien, reinlichen, sittlich und physisch schönen Völker Skandinaviens nach und nach diesem bösen Dämon zur Beute werden, so fühlt man sich vom tiefen Mitleid ergriffen. Wir haben durchaus keinen Grund, in folgende Schilderungen Zweifel zu setzen:

„In Norwegen hat das weibliche Geschlecht, welches von dem männlichen mit großer Schonung behandelt wird, größtentheils ein sehr angenehmes Aeußeres — eine ungewöhnlich weiße Gesichtsfarbe, glühend rothe Wangen, blaue Augen, hellbräunliche Haare und einen schönen schlanken Wuchs. Bei den Männern findet man zwar dieselben äußern Kennzeichen, aber sie werden, durch beschwerliche Arbeit und durch den häufigen Genuß des Brandtweins, in einem frühen Alter entstellt; doch bleibt ihnen ein edler, unerschrockener Blick und ein nerviger Körper, dessen Größe meistens die mittle übertrifft. — Die armen Fischer sind stets die Schuldner der reichen Kaufleute in Nordland und Finnmarken, die im eigentlichsten Sinne die Herrscher des Landes sind, ihnen ihre Waare auf das wohlfeilste abkaufen und sie dafür mit Brandtwein versehn, womit sie das Land gleichsam überschwemmen. — Leider werden die angebornen guten Eigenschaften der Norweger durch den allzu großen Hang zu berauschenden Getränken immer mehr verdunkelt. In den Schenken der niedern Volksklassen herrscht der sonderbare Gebrauch, daß die Gäste, so wie sie eintreten, jedem schon Anwesenden ein Glas Brandtwein reichen lassen. Dies hat die Folge, daß diejenigen, welche zuerst kommen, sich auf Unkosten der Andern übermäßig betrinken können; daher an Sonn- und Festtagen eine Menge Leute, mit dem lezten Bissen ihres Mittagessens im Munde, nach dergleichen Oertern eilen, um daselbst die ersten zu seyn. Gleichwohl scheuen sie sich nicht, in eine volle Stube zu treten und Beweise von Freigebigkeit abzulegen, wenn sie auch die ganze Woche dafür darben müssen. Die Verweigerung eines angebotenen Glases gilt für eine große Beleidigung und gibt oftmals Anlaß zu den blutigsten Schlägereien. Kein Vertrag wird geschlossen, kein auch noch so unbedeutendes Geschäft abgemacht, ohne die Brandtweinflasche zur Seite zu haben."

Auch die ohnehin schon elenden Lappländer gehn in neuerer Zeit immer größerm Verderben entgegen. Einestheils ruinirt sie der Brandtwein, und sie haben ein Mährchen, worin sie die aus diesem Hange folgende Entsittlichung selbst ironisiren. Dieses Mährchen lautet: „Ein ungewöhnlich scharfsichtiger Lappländer entdeckt auf einem hohen, zwei Meilen entlegenen Berg eine Brandtweinflasche, die ein Reisender zurück gelassen hat. Ungeachtet des schlechten Wetters macht er sich mit seinen beiden Söhnen sogleich auf den Weg, um den kostbaren Gegenstand zu holen. Während sie mit unsäglicher Mühe den Berg hinan klettern, werden der Vater und der ältere Sohn von einer Lavine begraben. Glücklicherweise entkommt der jüngere Sohn; er ersteigt den Berg, hebt den Schatz, und kehrt mit ausgelassener Freude zu der übrigen Familie zurück. Die Flasche wird gemeinschaftlich ausgeleert, und dann — erzählt er mit Thränen das Unglück, welches ihren Vater und Bruder betroffen hat."

Außerdem aber werden die Lappländer von allen Seiten her gedrängt. Theils suchen sich die Norweger durch Urbarmachung des Landes weiter nach Norden auszubreiten, theils kommen jezt immer häufiger die Russen vom Westen her, und usurpiren das Recht auf den Fischfang, wodurch die Lappen je mehr und mehr ins Innere ihres Schneelandes zurückgejagt werden.

Sehr interessant sind die Notizen über Archangel. Der Handel dieser Stadt ist sehr ausgedehnt. Ganz Nordasien wird von hier aus mit europäischen Waaren versorgt, und Europa mit den Erzeugnissen Nordasiens. Außerdem werden hier bei dem Reichthum an Holz und Hanf sehr viele Schiffe von allen Gattungen gebaut. Archangel würde aber noch weit mehr in Flor seyn, wenn nicht die russische Regierung, um Petersburg in Flor

zu bringen, Archangel einen bedeutenden Theil seines Handels entzogen hätte.

Bei Gelegenheit des Sturmes, den der Verfasser im Eismeer erlebte und den er mit glühenden Farben beschreibt, ist uns ein Zug von einem Juden aufgefallen, welcher sein Volk recht hübsch charakterisirt. Ein reicher Jude, der in Archangel gute Geschäfte gemacht hatte, befand sich mit auf dem Schiff und zeigte während des Sturmes die jämmerlichste Feigheit. In sein Bette verkrochen, heulend und wehklagend, rührte er keine Hand an, um an der Rettung mitzuarbeiten. Als aber nachher eine Krankheit unter dem Schiffsvolk ausbrach, war gerade er es, der mit der zärtlichsten Sorgfalt seine Vorräthe austheilte und die Kranken persönlich pflegte. Die Juden haben Herz, aber es sitzt auf einem andern Flecke.

6) Reise nach Spitzbergen von Barto von Löwenigh, Bürgermeister von Burtscheid. Aachen und Leipzig, Mayer, 1830.

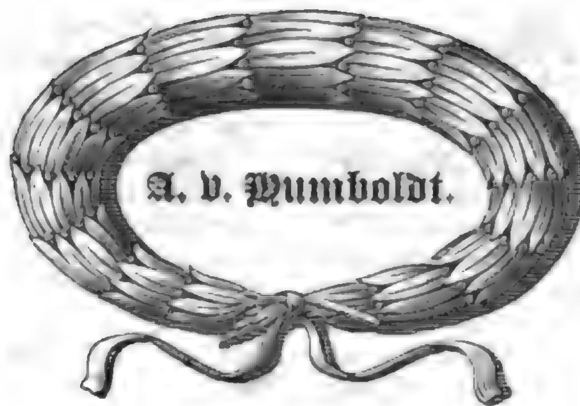
Eine kleine poetische Reisebeschreibung, worin die farbigen Eisschollen auf dem Meer, die noch schönern Nordlichter und die häßlichen Lappländer ganz anmuthig geschildert sind, worin aber auch allerlei wunderliche Mährchen vorkommen. Der Herr Bürgermeister von Burtscheid mußte diese abentheuerliche Reise nach Lappland unternehmen, um daselbst die große welthistorische Entdeckung zu machen, daß Rußland eine Verfassung hat. Er sagt: „Im Schutze der edlen Rossija steht dem Lappländer mit allen ihren Kindern die gleiche Zukunft offen. Er genießt derselben Gesetze, derselben Verfassung.“ Indeß ist der Herr Bürgermeister von Burtscheid so ehrlich, uns gleich auf der nächsten Seite zu sagen, worin diese Verfassung besteht. „Bei einem Volke, sagt er, das kaum die ersten Stufen der Menschheit überschritt, wirken Knute und Rosenkranz weit heilsamer als Bibel und Fibel.“ — Auf Spitzbergen, wer sollte das glauben, mitten unter den Eisbergen, weißen Bären und schwarzen Füchsen verliebt sich der Herr Bürgermeister. Da wo die vor Frost bebende Einbildungskraft der Leser bisher nur den ehrlichen Heemskerk mit seinen drei Gefährten in dicke Pelze eingemummt, mit Pelzmasken über dem Gesicht und dennoch erstarrt wie Holz sich dachte, da erscheint jezt leichtgeschürzt ein wunderholdes Frauenbild aus der Fabrik Walter Scotts, die romantische Olava. „Ich hatte mich verirrt, und bestieg also einen Berg, der mir die Gegend zeigen sollte. Aber schon auf halber Höhe gieng mir der Athem aus. Ich ruhte, und badete meine Augen im geheimnißvollen Glanze des Nordlichts. Plötzlich ertönt ein harmonisches Rauschen — wie wenn ein Engel sich naht — vom Gipfel der Felsen herab... und... Olava stand vor mir. Ihre Füßchen schwebten auf Schneeschuhen von 3 Ellen Länge und 5 Zoll Breite — sogenannten Skiern — einem ächt skandinavischen Schuhwerk. Bei Drontheim steht ein Regiment, was ganz darauf eingeübt ist, und die mühsamsten Märsche in fast unglaublicher Zeit zurückgelegt. — Olava trug ein grünes Tuch, leicht um das Haupt gewunden. Ihr Haar wogte kunstlos geordnet in den beglückten Lüften. Ihre Gestalt und ihr Blick waren kräftig und frei, wie ihre Felsen. — Sie hielt an, als sie mich sah: „Ein Fremdling an diesem Gestade... im Wintermonat... allein... löse mir das Räthsel!“ — So erzählt ich ihr denn: meine Spitzberggeschichten von Sturm und Schiffbruch, Bären und Wallrossen; wie mich die Gesellschaft übermenschlicher Geschöpfe gelangweilt; wie ich mich nach dem Süden gesehnt; und wie es mir endlich gelungen. — — Sie lud mich ein ins Haus ihres Vaters: „Stell Dich hinter mich, und steh fest!“ — Ich umschlang ihren schlanken Leib, und wir flogen ans Eismeer hinab. — Denke Dir, unter 70½ Grad nördlicher Breite, einen von Möven umflatterten Felsen — der etwa 500 Fuß ins Meer ragt, und einen kleinen Hafen bildet — einen Felsen so schroff, daß kaum der Schnee noch Platz zum Liegen findet, und klebe an denselben, mit dem Leim deiner Einbildungskraft, ein hölzernes Häuschen, enthaltend: drei Zimmer, eine Kammer, einen Boden, einen Keller, eine Küche, nebenbei ein Magazin für Fisch, eine Thrankocherei und ein Ställchen für zwei Kühe. — — Denke dir am kahlen Ufer eine Reihe hölzerner Gestelle zum Trocknen des Fisches, zwei umgekehrte Boote und eines im Wasser — — und du siehst was ich sah — das Vaterhaus der lieblichen Olava. — So lebt Olava, abgeschieden von der Welt, als der einzige Trost ihres grauen Vaters. Unbekannt mit den Schwächungen unsrer Civilisation, rollt ihr das Blut wie ein Strom durch die Adern. Bei des Nordlichts Heiligenschein, ihr Gewehr zur Hand, schwebt sie auf flüchtigen Skiern von Fels zu Fels; kehrt dann zurück mit dem Wild, bereitet es sorgsam dem Greise, und singt ihm ein fröhliches Mailied.“

7) Japan. Eine Schilderung von dem Umfange, der Lage, Staatsverwaltung ꝛc. dieses Reichs. Mit 20 illuminirten Kupfern. Berlin, Hasselberg.

Eine Kompilation aus Reisebeschreibungen, in ein Duodezbändchen kurz zusammengedrängt. Zwar wird uns die treffliche Reise von Golownin nicht dadurch ersezt, allein man erhält doch einen Ueberblick von dem merkwürdigen Land und Volk und durch die recht artigen Kupfer zugleich eine deutliche Anschauung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 7. — 16. Januar 1832.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

8) Bibliothek naturhistorischer Reisen für die reifere Jugend. Des Freiherrn Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland Reisen in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Kontinents, bearbeitet von G. A. Wimmer. Vier Bändchen, mit Kupfern und Charten. Wien, Gerold, 1830.

Wir erinnern uns, diese berühmten Reisen schon öfters in Auszügen und Bearbeitungen gesehn zu haben; von der vorliegenden heißt es aber in der Vorrede: „daß sie im Einverständniß mit dem Freiherrn von Cotta, als rechtmäßigen Verleger, unternommen wurde, der auf eine, deshalb an ihn gerichtete Anfrage, seine Einwilligung mit der liebenswürdigsten Humanität ertheilte." Dieser Auszug nun ist zweckmäßig, indem er aus dem großen Originalwerk das Gelehrte wegläßt oder abkürzt, und mehr das Pittoreske hervorhebt. Die Kupfer stellen größtentheils prachtvolle Gebirgsgegenden der Anden und Kordilleren dar (Chimborasso, Cotopaxi ꝛc.) und sind so schön, wie man sie sonst nur bei englischen Werken erwarten darf. Ueber das nie genug zu schätzende, die Wissenschaft erweiternde und befruchtende, insonderheit aber unser Vaterland hoch ehrende Verdienst unsers großen Landsmanns Alexander von Humboldt haben wir uns schon früher, indem wir das Originalwerk anzeigten, gebührend ausgesprochen (Vergl. Literaturblatt von 1828 Nr. 51.), und wir erlauben uns aus jener Beurtheilung nur folgenden kurzen Satz zu wiederholen: „Nie war der mikroskopische Scharfblick eines Swammerdam mit dem kombinirenden Feldherrnblick eines Napoleon im Auge eines Naturforschers so innig vereinigt, als in dem des berühmten Alexander von Humboldt. Er geht auf das Kleinste und Einzelste ein, und umfaßt doch immer zugleich das Ganze der Natur. Bald anatomirt er die Natur in ihren zartesten Nerven, bald betrachtet er sie wieder in der Bedeutsamkeit ihrer plastischen Umrisse im Großen wie ein Künstler. Jenes analytische Talent haben auch viele andere große Naturforscher getheilt, aber in diesem kombinatorischen und übersichtlichen Verfahren ist Humboldt einzig zu nennen. Durch seine Terrainkunde und durch die großen Resultate, die er aus derselben zu ziehen gewußt, hat er sich als den wahren Feldherrn, als den Napoleon der Naturkunde bewährt. Astronomie, Klimatologie, Meteorologie, Geognosie, Botanik, Geographie und Statistik hat er immer auf gleiche Weise zusammengefaßt und auf die allgemeine Physiognomik der Erde angewandt, die durch ihn gewissermaßen als eine neue Wissenschaft begründet worden ist."

9) Skizzen von Amerika. Mit besonderer Rücksicht auf Reisende und Auswanderer. Von Dr. E. L. Brauns. Halberstadt, Vogler, 1830.

Im Eingange beweist der Verfasser die Dringlichkeit eines geregelten Auswanderungssystems für Europas übervölkerte Länder, und wir stimmen ihm hierin vollkommen bei. Es ist wahr, es gibt auch in Europa noch unbebaute Strecken, und je nachdem Ackerbau, Industrie und Handel richtig in einander greifen und alles in einem Staat wohl geordnet ist, kann die Bevölkerung wohl noch zunehmen, ohne eines Abflusses zu bedürfen; allein einmal sind die Verhältnisse in Europa einem solchen Ineinandergreifen noch keineswegs günstig, und die ungleiche Vertheilung des Bodens, die Hemmungen des Verkehrs und hundert andre Bedingungen des gesellschaftlichen und politischen Lebens erzeugen gerade in den gebildetsten Staaten Europas eine Uebervölkerung, die, obgleich sie nur künstlich ist, doch nicht weniger fühlbar wird, als wenn sie natürlich wäre. Es wäre wohl noch Platz da, aber es ist keiner mehr da. Sodann müßte auch im günstigsten Fall und bei den trefflichsten Vorkehrungen doch in Kurzem die Bevölkerung in ihrer natürlichen Progression so anwachsen, daß wirklich im engen Europa nicht mehr Raum genug wäre, und wenn wir uns nicht wie die Chinesen nach Art der Häringe zusammenlegen lassen wollten, müßten wir auf Emigrationen bedacht seyn. Dieser Gegenstand wird immer mehr die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und insonderheit der Nationalökonomisten beschäftigen, seine Dringlichkeit wird mit der Uebervölkerung zunehmen. Von welcher Wichtigkeit er ist, beweisen unter Andern die St. Simonianer, welche die Nachtheile der Uebervölkerung freilich auf eine andere Weise auszugleichen suchen, aber auf eine Weise, welche mit dem Eigenthum den ganzen Zustand der Dinge in Europa umzuwälzen droht, und es um so räthlicher macht, in einem geregelten Auswanderungssystem diese Gefahr abzuleiten. Wir sagen Gefahr, nur indem wir an die Krise denken, ohne welche der St. Simonianismus nicht siegen könnte; an sich aber finden wir in dieser neuen Lehre eine praktische Wahrheit, deren gebieterische Unumgänglichkeit sich den kommenden Jahrtausenden aufdrängen dürfte. Denken wir uns die ganze bewohnbare Erde zulezt mit gebildeten Nationen bevölkert, so muß es die höchste und dringendste Aufgabe der Staatskunst werden, die Konsumption zu nivelliren.

Es ist freilich noch lange hin bis zu diesem Stande der Dinge, aber wenn auch Krieg und Pest den Menschenwald immer wieder ein wenig lichten, der junge Nachwuchs verdichtet ihn von neuem. Hat die Völkerwanderung, haben die Religionskriege, hat der Untergang ganzer Nationen die Menschenzahl verringert? haben es die Pestzeiten? Die Menschheit hat ein so zähes Leben, daß der Tod alle seine Mittel an ihr vergeblich erschöpft. Blickt auf jenes Frankreich, das nach dreißigjährigem Morde volkreicher blüht, als je zuvor! Die Füsilladen, die Nojaden machten kaum Eindruck auf das elastische Menschenfleisch. Die Guillotine blieb darin stecken, abgestumpft. Millionen Kanonenkugeln in den Schlachten Napoleons gleichen nur schwärmenden Mücken und was in Rußlands Eise begraben wurde, hat vielleicht eine Frühlingsnacht ersezt. Blickt man die ganze lange Weltgeschichte zurück, so zeigt sich ein, wenn auch langsames, doch sicheres Zunehmen der Bevölkerung und so wird sie auch ferner zunehmen, und wenn auch erst in mehrern Jahrtausenden, wird in allen noch barbarischen Zonen geschehen, was schon in Nordamerika geschehen ist und im südlichen Sibirien seinen Anfang genommen. Im ersten Jahrtausend wird also noch das Auswandern und Kolonisiren helfen müssen, und im zweiten kann vielleicht nur noch der St. Simonianismus helfen, wenn nicht Wunder geschehn.

Solche Betrachtungen anzustellen, erscheint vielleicht heute noch als müßig, wird aber nicht immer so erscheinen. Wir können uns über die Thatsache nicht täuschen, daß die Zahl der Menschen zunimmt, während der Boden, auf dem sie leben, derselbe bleibt, und daß diesem zunehmenden Mißverhältniß, wenn es einen gewissen Grad erreicht hat, allemal durch große Maaßregeln abgeholfen werden muß. Dergleichen Maaßregeln sind zum Theil schon in der Geschichte bekannt, das agrarische Gesetz in Rom, die Völkerwanderung, die Kolonisirungen. Nur das erstere war Folge einer politischen Berechnung, obwohl erst nach langem Kampfe; die zweite war eine rohe Gewaltthat und die dritte Folgen eines glücklichen Zufalls, der Entdeckung der neuen Welttheile. Wenn nun in unsern civilisirten Zeiten jenes Mißverhältniß wieder einen gefährlichen Grad erreicht, so würde es unsern Erfahrungen und unserm politischen Verstande zur Ehre gereichen, mit Voraussicht und kluger Berechnung die passenden Mittel aufzusuchen, durch welche die Gefahr abgewendet werden kann. Noch aber ist in dieser Hinsicht wenig geschehn. Das Auswanderungssystem ist von den Regierungen noch bei weitem nicht so kräftig unterstüzt, als es seyn sollte, und was für die Proletairs in England und Frankreich geschieht, beschränkt sich im Grunde doch nur auf schwache Palliative, die kaum für den gegenwärtigen Augenblick ausreichen und den nächsten schon wieder in Frage stellen, auf einige Koncessionen der Fabrikinhaber, auf einige improvisirte Bauten, auf Schmausereien zum Besten der Armen, die einem Hohn ähnlicher sehen, als einer ernsten Hülfe. Immer hören wir, daß man sich mit dem

Anliegen der Proletairs beschäftigen werde, allein wir dürfen mit Recht auf die Art und Weise begierig seyn, wie man denn endlich wirklich und auf einige Dauer helfen wird. Diese Frage wird dem künftigen reformirten Parlament in England wahrscheinlich mehr zu schaffen machen, als man jezt noch sich einbildet. Wenn schon vor zwei Jahren ein geistreiches Parlamentsglied bei Gelegenheit der katholischen Emancipation sagte: „Sie wollen Brod, und ihr gebt ihnen — Emancipation!“ warum sollte er nicht auch in einigen Monaten sagen: „Sie wollen Brod und ihr gebt ihnen — Reform.“ — Ich fürchte, daß sogar die Zehnten und alle Reichthümer der anglikanischen Kirche nicht hinreichen werden, den Abgrund des Hungers zu füllen. Es läßt sich gewissermaaßen mathematisch berechnen, daß die Reihe, ökonomische Koncessionen zu machen, nach einander an alle die Klassen der Gesellschaft kommen wird, welche den Reichthum inne haben, unter welchem Titel es auch sey, denn es gilt nicht mehr autokratische, hierarchische oder aristokratische Privilegien, sondern es gilt nur das Gold, gleichviel ob an der Krone, oder an der Monstranz, oder am Sporn des Ritters und an der Livrée seines Jokey, oder im Kasten des Kaufmanns.

Wenn der Verfasser auch in allem Recht hat, was er über die Vortheile des übervölkerten Europa bei den Auswanderungen nach Amerika sagt, so scheint er uns doch darin zu irren, daß er voraussezt, Amerika ziehe daraus eben so große Vortheile. Dies ist jezt schon nicht mehr in dem Grade der Fall, wie vor funfzig Jahren und nur zu bald dürften wir erleben, daß Nordamerika Maaßregeln gegen die europäische Auswanderung ergreifen wird, denn die östlichen Provinzen werden bald darauf bedacht seyn, ihrem eignen Ueberfluß an Menschen das Monopol des Ueberflusses nach den westlichen Provinzen zu sichern. Die Vertreibung der indianischen Stämme ist schon ein Vorzeichen dieser voraussichtigen Politik.

Da es indeß so weit noch nicht ist, so sind die praktischen Rathschläge und genauen Orientirungen, welche Dr. Brauns den deutschen Auswanderern gibt, sehr beherzigenswerth. Er theilt eine Anzahl der trefflichsten Abhandlungen über die politischen, religiösen, sittlichen, ökonomischen und merkantilischen Verhältnisse Nordamerikas mit, zum Theil von fremden Verfassern, und klärt dadurch die Auswanderer über alles auf, was sie zu erwarten haben. Auf einzelne merkwürdige Kolonien, und auch auf die Indianer und auf Südamerika wirft er den Blick, und alle diese Skizzen sind von hohem Interesse. Besonders zu beherzigen sind die Warnungen, die er den Auswanderern ertheilt. Er warnt sie zunächst vor den sogenannten Neuländern, d. h. den Deutschen, die kürzlich in Nordamerika eingewandert sind und nun ein wucherisches Gewerb daraus machen, andre Deutsche zur Einwanderung zu verlocken, wobei sie dieselben auf jede Weise betrügen. Sodann warnt er vor den Emigrationen nach Brasilien und Kolumbien. Der traurige Zustand der Deutschen in ersterm Lande ist schon von vielen menschenfreundlichen Federn geschildert und wir haben oft in diesem Blatt auf diese, doch wohl für uns vaterländische Angelegenheit, Rücksicht genommen. Die Betrügereien, mit denen man Deutsche unter glänzenden Versprechungen nach Brasilien gelockt hat, um ihnen dort statt Ansiedelungen die Musquete in die Hand zu geben, sind längst aufgedeckt, und längst steht der Name des berüchtigten Major Schäfer, des Hauptagenten bei diesen Mißbräuchen, am Pranger der Geschichte. Auch vor Einwanderungen in Kolumbien warnt der Verfasser, wegen der Unruhen in diesem Lande, wegen der großen Theurung daselbst, wegen der fremden Sitten und endlich auch wegen des verderblichen Klimas. Dagegen empfiehlt er die Niederlassung in Kanada, nach Boultons Anweisung: „Allen Auswanderern möchte ich rathen, sich in den brittischen Besitzungen in Nordamerika niederzulassen, vor allen andern Gegenden aber ganz vorzüglich Oberkanada zu beachten, da dieses Land wirklich vor allen andern Kolonien, oder jedem fremden Staate den Vorzug verdient. Der Bundesstaat von Nordamerika ist gegenwärtig so bevölkert, daß er keine Einwanderer mehr bedarf, und die wenigen hier und dort über jenes große Land zerstreuten Einwanderer gleichen den Sandkörnern am Ufer des Meers. Sie werden dort Fremde seyn, und in ihrem ganzen Verkehr mit den Amerikanern stets finden, daß sie für Fremde gehalten werden. Sie stehen allenthalben in keinem Verhältniß zu den Eingebornen (die Irländer in Neuyork machen hier allein eine Ausnahme), und deshalb haben sie kein Gewicht in den gesellschaftlichen Verbindungen; da hingegen in Oberkanada Auswanderer überall so zahlreich sind, daß sie einen Einfluß auf die Verhandlungen ihrer Nachbarschaft ausüben, und in vielen Theilen des Landes die Mehrheit ausmachen. — In allen den ältern Staaten Nordamerikas ist das Land im höchsten Preise, und kann daher von unbemittelten Einwanderern gar nicht erstanden werden. Und geht er zu den neugebildeten Staaten oder Gebieten, in dem westlichen Theile des Bundesstaats, so wird er keine Ursache finden, den besten von ihnen Oberkanada vorzuziehn, wohl aber sich stark bewogen fühlen, lezteres zu wählen. Der Preis des Landes und die Taxen sind in ihnen allen höher, als in Oberkanada; und das Klima ist in keinem so gut. Jene westlichen Gegenden sind viel wärmer im Sommer, nicht so gut bewässert, flacher und von großen Savannen oder wüsten Wiesen durchschnitten, ohne irgend einige kleine Bäche, Ströme, oder Quellen zu besitzen, welche sie bewässerten. Daher

sind diese Theile der Vereinten Staaten jährlichen Fiebern ausgesezt, welche, wenn auch gemeiniglich nicht tödtlich, nichts desto weniger für den europäischen Auswanderer sehr nachtheilig sind, indem sie die Gesundheit schwächen, und bei den Einwohnern ein blasses, ungesundes Aussehen hervorbringen. Ueberdies ist die Entfernung dieser neuen Staaten von dem Ocean viel größer, als die Oberkanadas, und ihre Lage ist, wenn man von Europa kommt, weit abgelegener, folglich ist es mit weit größeren Kosten verbunden, eine Familie dahin zu bringen, als nach Oberkanada."

10) Die kanarischen Inseln nach ihrem gegenwärtigen Zustande und mit besonderer Beziehung auf Topographie und Statistik, Gewerbfleiß, Handel und Sitten, dargestellt von Francis Collman Mac-Gregor, Esq. vormals englischen Konsul auf den genannten Inseln. Mit Karten, Kupfern und Tabellen. Hannover, Hahn, 1831.

Eine äußerst detaillirte Schilderung und in diesem Umfang die erste. Zwar hat sie hauptsächlich nur für Geographie und Naturkunde Interesse, jedoch bietet sie auch einige geschichtlich und politisch interessante Beziehungen dar. Die Bevölkerung der kanarischen Inseln stammt ursprünglich aus dem benachbarten Afrika. Zur Zeit des Plinius waren sie noch unbevölkert, erst später scheinen die Lybier, vor den Arabern flüchtend, sich darauf angesiedelt zu haben, wie sich denn noch Spuren der Verwandtschaft vorfinden. Die Grausamkeit der Spanier bewährte sich, wie überall, so auch hier. Sie rotteten bei der Eroberung den größten Theil der Einwohner aus, und der Rest verschmolz mit ihnen zu der gegenwärtig die Inseln bewohnenden Raçe, die gutmüthig, aber unter dem Einfluß der altspanischen Regierung höchst unwissend, faul, bigott und servil ist. Obgleich die Einwohnerzahl nicht volle 200,000 beträgt, gibt es doch 487 Pfarreien und 56 Klöster auf den Inseln. Ueberdies sind die Abgaben hart und der Landmann sehr gedrückt.

Die zum Theil sonderbaren Sitten der Einwohner, die alterthümlichen Trachten, Tänze, Gebräuche, die kirchlichen Feste, die lüderliche Haushaltung und Erziehung, die Galanterie, das Tabackrauchen und Tabackschnupfen der Damen, den Aberglauben, besonders den Glauben an Hexen ꝛc., alles das schildert der Verfasser sehr genau. Auch die schlechten Unterrichtsanstalten beschreibt er, die gleichwohl nicht gehindert haben, daß das natürliche Genie mehrerer Kanadier ihnen einen Namen gemacht hat. Darunter findet sich denn auch ein Clavijo, der aber nicht der Göthische ist. Für den Handel sind die kanarischen Inseln vorzüglich durch ihren Weinbau wichtig. Indeß, so trefflich auch der Boden in jeder Hinsicht ist, so wird er doch bei weitem nicht gehörig benuzt, wegen der Indolenz und Sklaverei der Einwohner, die so weit geht, daß man nicht einmal für Kommunikationswege sorgt. Jezt ist der früher blühendere Handel noch vollends durch die Ohnmacht der spanischen Regierung, durch die Absperrung Südamerikas und durch den hohen Zolltarif gesunken. Die Verwaltung der Inseln wird als ein Muster von administrativer Verkehrtheit, als ein verworrenes Chaos alterthümlicher, unbehülflicher, unter einander zankender, überzähliger, gewaltthätiger und habsüchtiger Behörden geschildert.

(Die Fortsezung folgt.)

Vermischte Schriften.

Splitter und Balken. Erzählungen, Reiseblumen, Gedichte und Aphorismen, nebst Briefen über Literatur von Harro Harring. Zwei Theile. Hof, Grau, 1832.

Der Verfasser macht mir in diesem Werke den Vorwurf, ich habe statt seiner Gedichte seine Person und diese nur nach dem Hörensagen beurtheilt. Im ersten Punkt hat er recht, aber seine Gedichte sind eben nichts andres als der Abdruck seiner Person, ich habe sie so ganz subjektiv gefunden, und ihr Inhalt war immer so durchaus persönlich, enthielt so sehr nur die speziellen Herzensangelegenheiten des Verfassers, daß mir, so wie gewiß jedem andern Leser daraus das Bild eines liebesüchtigen, aber schwächlichen und darum immer gekränkten Troubadours nothwendig hervorspringen mußte. So gibt Harro Harring sich in seinen frühern Schriften zu erkennen, und nur aus diesen kenne ich ihn, nicht vom Hörensagen. Auch habe ich nie ein andres Urtheil über ihn gefällt, als was er selbst über sich gefällt hat, indem er sich den „platonischen Don Juan" nennt. Es thut mir nun leid, daß ich auch in den Splittern und Balken wieder nichts so merkwürdig finde, als eben die in diesem Durcheinander von Gefühlen und Gedanken sich durchzeichnende, nicht uninteressante, aber etwas krankhafte Eigenthümlichkeit des Verfassers. – Jedoch seine Schriften über Polen, auf welche wir bald zurückkommen werden, haben ein männlicheres Gepräge und geschichtlichen Werth und durch sie reiht er sich der kräftigern neuern Zeit an, während seine frühern Liebes-Jerimiaden ihn bis zum Zeitalter des leidenden Werthers zurückdatiren. Wenn er in der kräftigeren Weise vorwärts strebt, wird er bald selbst bekennen, daß mein früherer Tadel seiner Weichheit gerecht war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 8. — 20. Januar 1832.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

11) Der Eremit in Italien. Oder Betrachtungen über die Sitten und Gebräuche der Italiener. Von v. Jouy. Aus dem Französischen von E. S. Vier Theile. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1830.

Vielen unsrer Leser wird diese nicht unberühmte Reisebeschreibung schon bekannt seyn. Sie ist ein ächt französisches Produkt. Der Franzose, gleichviel wo er ist, bemüht sich geistreich und liebenswürdig zu erscheinen, im Reisewagen, auf der Tribüne, in der Philosophie wie in einem Salon. Freilich ist er dann nicht immer so objektiv, als wir großen Verehrer Goetheus es verlangen; freilich kommt er uns etwas eitel vor, wenn wir ihn beständig an seinem lieben Ich putzen sehn; allein darf der Deutsche ihm daraus einen Vorwurf machen? Unter zwanzig Deutschen, die nach Italien reisen, sind gewiß funfzehn Kunstnarren und vier sonstige Alterthumskrämer, die nichts mit und auch nichts wieder herausbringen, als ihre Belesenheit, als ihre abgeschmackte Eitelkeit auf ein langes Namenregister von Kunstschätzen und auf einige alberne Noten dazu. Und diesen Kunstpedanten gegenüber ist ein naturalisirender Franzose, selbst mit ein wenig zu viel Selbstgefälligkeit, immer noch sehr vorzuziehn.

Uebrigens verkennt Jouy die Fehler seiner Nation nicht, er macht aber, wie alle Franzosen, aus jedem Fehler eine Liebeswürdigkeit, indem er ihn eingesteht. Er gibt z. B. folgende Anekdote Preis: „Als Montesquieu sich mit dem berühmten Lord Chesterfield in Venedig befand, erhob sich unter ihnen ein Streit über den Vorzug beider Nationen, denen es übrigens eben nicht zur Ehre gereichte, durch diese Männer auf solche Weise repräsentirt zu werden. Lord Chesterfield räumte der französischen Nation mehr Geist ein, aber er stritt ihr den gesunden Menschenverstand ab. Montesquieu gieng eben nicht sehr erbaut über diese Austheilung nach Hause. Noch war er deshalb übel gelaunt, als ein ihm unbekannter Venetianer sich auf geheimnißvolle Weise bei ihm einführt und mit ihm allein zu sprechen verlangt. Dieser Mann entdeckt ihm nun, daß seine Anwesenheit in Venedig bei den Staatsinquisitoren Verdacht erregt hätte, und man in der folgenden Nacht seine Papiere untersuchen werde. Wenn sich etwas darunter fände, was ihm zum Nachtheil gereichen könnte, so würde er ohne Zweifel arretirt werden. Nachdem der Fremde Montesquieu diesen Wink gegeben, entfernt er sich. Und was thut dieser? Er verbrennt sogleich die von ihm über die venetianische Regierung gesammelten Noti-

zen und erwartet nun furchtlos den ihm angekündigten nächtlichen Besuch. Es kam aber Niemand. Des andern Morgens begab sich Montesquieu bei guter Zeit zu Chesterfield, welchem er das sonderbare Abentheuer und die Art und Weise mittheilt, wie er sich gegen die Verfolgung der Inquisition in Sicherheit gesezt habe. Kaum ist er mit seiner Geschichte zu Ende, als Chesterfield in ein lautes Gelächter ausbricht und die Worte hinzufügt: „Nun, mein lieber Präsident, hatte ich Recht oder Unrecht, wenn ich Ihrer Nation die gesunde Vernunft absprach, da einer ihrer ausgezeichnetsten Männer derselben so gänzlich ermangelt?" — „Wie?" — „Im vollen Ernst! Nur ein wenig gesunder Menschenverstand hätte Ihnen sagen müssen, daß ein ganz Fremder nicht so viel Interesse an Ihnen nehmen würde, um Ihnen einen solchen Dienst zu leisten, und daß überdem eine Regierung, deren Seele das Geheimniß ist, es vor Jedermann verborgen haben würde, wenn es ihre Absicht gewesen wäre, sich in den Besitz Ihrer Papiere zu setzen." Montesquieu gestand seine Unbesonnenheit zu, und wenn ein solcher Mann seine Fehler erkennt, so würde es uns übel anstehn, die unsrigen zu verläugnen."

Jouy ist con amore gereist und beschreibt seine Reise con amore. Ohne sich ein gelehrtes Verdienst um vollständige Aufzählung der italienischen Merkwürdigkeiten erwerben zu wollen, gibt er nur geistreiche Tableaux von dem, was ihn gerade am meisten angezogen hat, seyen es nun Alterthümer, Kunstwerke, oder die Natur, das Leben, die Sitten und die Politik. Dabei ist es ihm nicht darum zu thun, sorgfältig zu unterscheiden, sondern er faßt vielmehr die Kontraste der Zeiten ganz so lebendig auf, wie sie sich in Italien dem Blick aufdrängen. So beginnt er die Schilderung Roms: „Die Zeiten der neueren Römer haben Karthago vollkommen gerächt; man sucht Rom in Rom und findet nur Trümmer. Wie oft, wenn ich ohne Zweck und Plan in den Straßen der Stadt umhergewandert war, bin ich traurig in meine Wohnung zurückgekehrt, weil ich da, wo sonst so viele Größe herrschte, eine solche Erniedrigung gefunden hatte. In Rom fällt mehr als anderwärts, das Nichts der menschlichen Eitelkeiten auf. Wenn ich auf der Via triumphalis hinwandelte und mir die Pracht vorstellte, welche die, die Republik rettenden Konsuln umgab, wurde ich durch eine Prozession von Büßenden meinen Träumereien entrückt; dachte ich an Cato, so fielen meine Augen auf einen Abbé, der einem jungen Mädchen den Hof machte; erinnerte ich mich des Mucius Scävola, der seine Hand verbrannte, um sie zu strafen, weil dieselbe ihr Opfer verfehlt hatte, so bemerkte ich einen päpstlichen Soldaten, der einen Schirm ausspannte, um sich gegen die Hitze der Sonne zu schützen. Ein Taschenspieler kramt seine gemeinen Gaukeleien auf dem Platze aus, wo sich einst die Rednerbühne erhob; eine alte Koquette feilscht um Liebhaber in dem Hause der Lukretia; schändliche Weiber bilden die jugendlichen Reize ihrer Töchter aus, um diese zu verkaufen und das auf derselben Stelle, wo das tugendhafte Verbrechen des Virginius seine Tochter den niedrigen Begierden des Decemvirn Appius entriß; das königliche Volk bietet nur noch das schimpfliche Schauspiel eines Volkes von Bettlern dar, und die Unzucht herrscht sogar auf den Ruinen des Tempels der Vesta. Alle diese todten Reichthümer, alle diese Erzeugnisse der Kunst und des Geistes, alle diese Palläste und ihre prunkvolle Einsamkeit, zeigen weniger von Größe, als sie dem Elend Hohn sprechen."

Die Erinnerungen an das Alterthum sind in Rom zu mächtig, als daß Jouy sich nicht mit ihnen beschäftigen sollte, allein er vermeidet es, die längst bekannten Jeremiaden anzustimmen, er begnügt sich, die Phantasie des Lesers durch Tableaux aus jenem Alterthum zu reizen, die geeignet sind, in wenig Zügen die pittoreske Herrlichkeit des alten Roms anzudeuten. So schildert er die Zaubergärten und Feenpalläste des Kaiser Hadrian, welche die Träumereien arabischer Mährchen verwirklicht zu haben scheinen, und in deren weiten Umfang alle Wunder des römischen Reichs und die ganze Kunstbeute Altgriechenlands vereinigt waren.

Im Allgemeinen widmet aber Jouy den Alterthümern nicht so viele Aufmerksamkeit, als der Gegenwart, dem heutigen Leben und Treiben der Italiener. Dieses schildert er in seinen liebenswürdigen wie verwerflichen Seiten sehr anziehend. Das beste Lob erhält Toskana, das schlechteste Neapel. In der That könnte ein Staatsmann in die größte Verlegenheit kommen, wenn ihm plötzlich die Aufgabe gestellt würde, die Neapolitaner zu civilisiren. Man denke sich ein Volk, das zur Hälfte aus Lazaronis, und dessen andre Hälfte wieder halb aus Marqueses und halb aus Abbates besteht, die aber alle in dem dolce far niente einig und gleich sind. Durch welches Mittel soll dies Volk je aus seiner glücklichen Unwissenheit, Faulheit und Eitelkeit gerissen werden, durch welches Mittel soll ihm bürgerliche Tugend empfohlen werden? Jene halbnackten Lazaroni, welche die Nächte unter freiem Himmel zubringen und schon zwischen 5—6 Uhr des Morgens durch ein Paar Gänge so viel verdienen, als ihre Mäßigkeit den Tag über bedarf, und die nachher auch für die glänzendste Belohnung, die man ihnen bietet, keinen Schritt mehr thun, sondern den ganzen lieben Tag der Göttin Faulheit in den Armen liegen, wie soll man ihnen einen Begriff davon beibringen, daß der deutsche Bauer, der vom Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang im Schweiß seines Angesichts arbeitet, oder der englische Fabrikarbeiter, der vielleicht noch mehr thut, bei seiner größern politischen Freiheit

auch glücklicher sey? Niemals werden sie das begreifen, und doch ist der Glückliche so wenig bestimmt, ewig Sklave zu bleiben, als der Freie, unglücklich zu seyn. Die neapolitanischen Lazaroni und die Londner Proletairs sind politische Fragezeichen, auf welche früher oder später eine Antwort wird folgen müssen.

Unter allen italienischen Ländern ist Sicilien offenbar am übelsten dran, und mit Recht führt Jouy einen Sicilianer also redend ein: „Wir haben ein Land, aber kein Vaterland. Werfen Sie die Augen auf die Geschichte unsrer Inseln, und Sie werden sehen, wie theuer das Volk den Vortheil bezahlt, unter einem von der Natur begünstigten Klima geboren zu seyn; die Schönheit des Himmels, die Fruchtbarkeit der Erde sind unheilbringende Gaben, wenn sie die Begierde der Macht und die Ungerechtigkeit der Gewalt reizen. Seitdem uns Rom durch den Namen der Ernährer des römischen Volks beschimpft hat, hat auch Sicilien stets mit seinen Gebietern gewechselt. Und noch mehr! Unsre Gebieter haben uns nicht immer gewürdigt, uns mit ihrer Gegenwart zu beehren; sie haben die Sorge der Regierung Vicekönigen übergeben und wir sind eigentlich in der That nur eine Kolonie von Europa. Und dennoch gibt es keine Menschen, welche die Liebe und das Bedürfniß der Unabhängigkeit weiter treiben, als wir, und der Dichter Alfieri hat uns in einem seiner schönsten Verse vortrefflich geschildert:

„Schiavi siam, si! ma schiavi ognor frementi!"

Man klagt über die Unempfindlichkeit des sicilianischen Volkes; wie aber könnte es anders seyn? Verschwendet denn für uns ein großmüthiger Boden seine Schätze bei der geringsten Anregung durch den Ackerbau? Ach, wenn wir ein freies Volk wären, so würden Sie bald sehen, wie unsre Meere sich wieder mit Schiffen bedeckten, wie allenthalben der Ueberfluß wieder empor keimte, wie die beinahe erloschene Bevölkerung eine neue Schwungkraft erhielte und wie unsere prächtigen Städte aus dem Grabe empor stiegen."

12) Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. Von K. F. Scholler. Erster Band. Leipzig, Hartmann, 1831.

Die Rücksicht auf italienische Kunst und Alterthümer ist hier vorherrschend, daher wir eine nähere Beurtheilung dieses Werks dem Kunstblatt und seine Lektüre den Kunstfreunden überlassen. Ob in der Beurtheilung eines antiken Pferdefußes Herr Scholler oder Herr Thiersch Recht hat, oder ob beide vielleicht von einem Stallmeister des Unrechts überführt werden können, wie einst der geistreiche und frivole Heinse den klugen Ausspruch that, daß der türkische Sultan eine Venus besser beurtheilen könne, als Winkelmann — das wollen wir dahingestellt seyn lassen. Wir bemerken nur, daß der Verfasser im Allgemeinen ein unbefangnes und richtiges Urtheil beurkundet. So sagt er, ohne Zweifel mit Recht, daß die Italiener im gewöhnlichen Leben bessere Schauspieler seyen, als auf den Brettern, denn eben weil sie ihr angebornes Talent zur Mimik täglich zu Hause und auf der Straße ausüben, so bleibt ihnen auf der Bühne nichts andres übrig, als sich zur unnatürlichen Karrikatur zu steigern. — So sagt er auch über Palladios Baumanier: „Um sich den großen Einfluß zu erklären, den Palladio auf die italienische Baukunst ausübte, und das Wohlgefallen, womit die Italiener immer seine heiteren Kirchen betreten, muß man sich erinnern, daß, wie einst bei den lebendigen heitern Hellenen, so noch jezt bei den Italienern die Religion durchaus den Charakter anmuthiger Heiterkeit an sich trägt. Den tiefen erschütternden Ernst, die sie ihrem Wesen nach nothwendig an sich haben, und womit sie das Gemüth durchdringen muß, prägt sie nur im Norden allgemeiner aus, wo Geist und Körper mehr im Gleichgewichte sind, und nicht regere Sinne, wie im Süden, den Reiz der Sinne vorzugsweise begehren. Damit ist indessen nicht das Wohlgefallen an diesen heiteren Bauwerken im Allgemeinen getadelt; vielmehr, man kann es theilen, man kann sich an der Wirkung des Zierlichen ergötzen. Daß aber Palladio den Styl, in welchem er seine Palläste ausführte, auch auf die Kirchen übertrug, wird immer einer beschränkten Einsicht in das Wesen und die Zwecke der Baukunst Schuld gegeben werden müssen. Dieses Verwechseln verschiedener Zwecke findet man übrigens in keiner Kunst häufiger, als in der Baukunst, und besonders in der italienischen; am wenigsten hingegen dürfte es den Meistern des ächten gothischen Styls und mehr oder weniger denen der mit diesem verwandten Baustyle vorgeworfen werden können." Dem lezten Satz können wir nicht ganz beistimmen, da sehr viele weltliche Gebäude der gothischen Baukunst allerdings etwas von dem Kirchenstyl an sich tragen, und ihnen die Heiterkeit fehlt, welche die italienischen Kirchen zu viel haben.

13) Ansichten und Umrisse aus den Reise-Mappen zweier Freunde. Herausgegeben von F. v. Elsholtz. Erster Theil. Breslau, 1831. 8.

Unsere zwei reisenden Freunde werden durch die nähere Bezeichnung des „Gesezten" und des „Gereizten" geschieden. Mit Leuten, die sich so ankündigen, reist

man lieber, als mit Individuen, die sich als reisende Edelleute, als Gelehrte oder als Diplomaten geben. Man ist mit solchen Personen auf Reisen übel daran: ihre Befangenheit und Einseitigkeit hemmt den Genuß und tritt überall störend entgegen. Der Gelehrte sieht überall nur die Vergangenheit; vom Polgraben bis zur äußersten Spitze von Sicilien faselt er von Römerzügen und Römerschlachten; den schönsten Reiz einer Gegend schändet er durch das Lob, das er einer alten verwitterten Säule spendet; den vergnügtesten Abend stört er mit lateinischen Phrasen; eine alte Inschrift beäugelt er mit mehr Begierde und Wollust als andere das schönste Mädchen von Frascati; auf den lieblichsten Höhen, die manchen in den Olymp erheben, gräbt er sich in Gedanken in die Erde ein, um eine zerfressene Büste an den Tag zu fördern; er findet keine Gegend öde, wann er nur Ruinen darauf entdeckt und der unfruchtbarste Hügel träuft ihm von Milch und Honig, wenn ein Klassiker ihn nur beim Namen genannt hat. Der Diplomat sieht nur seine Reiseroute vor sich; links und rechts stellt sich ihm Bettelei, Armuth, Banditenvolk und Zigeunergesindel dar und vor einer Berghöhle erbleicht er wie vor einer liberalen Idee. Der Künstler hat nur Augen für das Malerische; er ist in Begeisterung, wenn die Wege unzugänglich, die Berge unersteigbar, die Bäche uferlos sind; eine Gruppe Banditen ist unerläßlich für sein Glück.

Der Gereizte beginnt die Reise allein; zu Zürich schließen sich ihm zwei Damen an, welche ihm und uns die Reise bis Mailand verschönern. Denn es ist und bleibt wahr, so große Lasten man sich auch aufbürdet, indem man sich mit Damen zu einer längern Reise — mancher wird dabei an die Lebensreise denken — verbindet, so verschönert doch solche holde Genossenschaft den einförmigen Weg. Die zwei Damen heißen Rosalie und Karoline von ***. Die erstere ist, nach der Behauptung des Gereizten, ein gefährliches Evakind.

Die Reise geht rasch vor sich. Man besteigt den Rigi und findet das Land in Nebel gehüllt; man stößt zu Küßnacht und Altdorf die herkömmlichen O! und Ach! aus und besteigt den Gotthart bis nach Andermatt hinauf, kehrt dann zurück und übernachtet zu Amsteg, wo den Gereizten ein reizendes Nacht-Abentheuer erwartet. Ferner wandern wir über Buochs, Sarnen, den Brüning und Brienz in das Berner Oberland; Bern, Lausanne und Genf werden leicht berührt, dem vielbesuchten Ferney ein fast zu umständlicher Besuch (oder Bericht) geweiht und das Chamounythal durchflogen. Zu Martigny entspinnt sich ein kleines Mißverständniß zwischen dem Gereizten und der schönen Rosalie, das den bisherigen Gesellschaftsfaden ohne Gnade zu zerreißen droht; eine mehrstündige Trennung ist indessen das einzige Resultat der Spannung zwischen den zwei um die Herrschaft wetteifernden Mächten. Zu Gierre, hinter Sitten (Sion) vereinigt sich der Zug wieder und sezt den Weg über den Simplon nach Domo-Dossola fort. Da sich wohl Niemand, der den italienischen Boden zum ersten Male betritt, einer gewissen Begeisterung entziehen wird, so lassen wir unsern Gereizten an dieser Pforte zu den Gärten der Hesperiden, so wie auf der Isola bella und an den Ufern des Comersees etwas weniger schwärmen, und die trunkenen Gefühle in schönen Worten darthun. Ich konnte nicht umhin, mich bei diesen poetischen Ausbrüchen eines jungen, lebhaften Polen zu erinnern, der mit dem Ticino und mir den Gotthart herab in das Leventina-Thal gestürzt war und einen Nußbaum, den er für einen Citronenbaum ansah, auf das zärtlichste umarmte.

Zu Mailand, von dem der Verf. nichts Neues zu sagen weiß, trennen sich die Damen von dem Gereizten und er sezt seinen Weg allein nach Venedig fort, wo er im Cafe della Fenice die Bekanntschaft eines langen, blassen, blauäugigen, anziehenden jungen Mannes — des „Gesezten“ — macht, der denn von nun an dem Gereizten sich anschließt und die Reise in Compagnie mit ihm macht und beschreibt. Der Weg über Bologna und Florenz nach Rom wird ohne Gefahr und Abentheuer zurückgelegt und die Verfasser theilen in einer gedrängten und anspruchslosen Darstellung mit, was sie gesehen haben. Man bedauert, daß sie sich nur mit abgedroschenen Sehenswürdigkeiten herum quälen, dem Volksleben so wenig Interesse weihen und in dem Drange weiter zu kommen, sich und den Lesern die schönsten Genüsse entziehen. Denn wir halten namentlich den Gereizten für besonders befähigt, im Geiste des guten Yorik zu schauen und zu malen und einzelne Züge aus der Schweizerreise erregten die Hoffnung, daß er das sittliche und intellektuelle Leben der Italiener wahr und lebendig erfassen und darstellen werde — eine Hoffnung, welche jedoch nirgends befriedigt wird. Nur in dem achten und neunten Mappenstück, welche von Rom handeln, sind einzelne Skizzen con amore gezeichnet. Wir rechnen dahin die Krönung des Papstes (Leo XII.), Trastevere und einiges andere. Im Allgemeinen ist die Beschreibung von Rom nicht vollständig genug, um als Wegweiser dienen zu können, auf der andern Seite ist die Darstellung und die Wahl des dargestellten nicht interessant genug, um diese Mappenstücke über die Klasse gewöhnlicher Wegweiser zu erheben. Die römischen Kirchen, Palläste, Ruinen u. s. w. sind schon so ausführlich und so trefflich beschrieben, daß die Ausbeute eines flüchtigen Beschauens nicht hinreicht, irgend Jemanden zu befriedigen.

A.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 9. — 23. Januar 1832.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

14) Reise durch das südliche Frankreich und einen Theil von Oberitalien von Christ. Fr. Mylius. Zweite Ausgabe, mit 89 lith. Abbildungen und Karten. Vier Bände, Karlsruhe, Groos, 1830.

Wer nur von Straßburg nach Paris reist, der begreift freilich nicht, warum es heißt: la belle France. Aber wer von Hamburg nach Berlin reist, hat eben so wenig eine Ahnung von den Wundern der Alpennatur südwärts der Donau. Der Süden beider Länder ist ein Paradies, aber von sehr verschiedener Art, und es wäre wohl der Mühe werth, einmal den süddeutschen und südfranzösischen Charakter sowohl in Bezug auf die Natur als auf das Volk zu vergleichen. Das Volk in beiden Ländern zeichnet sich durch ein romantisches Gepräge aus, durch Festhalten an den alten Sitten und Trachten, durch gesunde Naturkraft und Schönheit, so wie durch strenge Religiosität. Wie die Alpen von der Grenze Ungarns bis zum Wallis von frommen, ja selbst noch des Fanatismus fähigen Altgläubigen bewohnt sind, so die Seealpen, die provencalische Küste und die Pyrenäen, und auch die beiden protestantischen Ausnahmen, die reformirten Schweizer und die Bewohner der Cevennen gleichen sich in der Strenge, mit der sie ihrerseits den Katholiken gegenüber den Grundsätzen der neuen Lehre ergeben sind. Darin aber unterscheiden sich beide Länder, daß der deutsche Süden sein eigenthümliches pittoreskes Gepräge ausschließlich von der erhabnen Alpennatur, der französische Süden aber das seinige zugleich vom Meer und von den zahlreichen römischen Ruinen erhält; und die Völker unterscheiden sich bei gleicher Anhänglichkeit an die alte Sitte, doch im deutschen Süden durch die gutmüthige Ruhe und Ehrenfestigkeit, im französischen dagegen durch weit größere Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit im Guten wie im Bösen.

Das vorliegende Reisewerk hat seine zweite Auflage wohl verdient, und wir können es unsern Lesern nicht angelegentlich genug empfehlen. In seiner außerordentlichen Ausdehnung (denn es umfaßt vier sehr dicke Bände und ist noch nicht vollendet) schließt es Alles ein, was irgend in Südfrankreich Merkwürdiges zu finden ist. Der Verfasser hat es mit der größten Genauigkeit ausgearbeitet, und sofern Einer allein nicht alles sehn kann, auch frühere Reisewerke zu Rathe gezogen und die Lücken seiner eignen Reisebeschreibung aus Millin, Matthisson, Saussure ꝛc. ergänzt, so daß sein Werk ein vollständiges Reisehandbuch ist. Wir finden darin eine genaue Schilderung aller schönen Gegenden, und aller interessanten Alterthümer, deren treue Umrisse zugleich die 89 litho-

graphirten Abbildungen enthalten, ferner die ausführlichsten statistischen Nachrichten über jedes Departement und jede Stadt, desgleichen sorgfältig gesammelte Notizen über die geschichtlichen Denkwürdigkeiten jeder Lokalität aus den Römerzeiten, aus dem Mittelalter, aus der Revolution, und endlich überall die Schilderung der Einwohner, ihrer Sitten, Gebräuche, Trachten. Im ganzen Werk herrscht deutscher Fleiß, deutsche Genauigkeit.

Der Verfasser selbst erregt durch seine Persönlichkeit Interesse. Er ist ein, wie es scheint, armer Landprediger, der diese große und lange Reise in schon vorgerücktem Alter mit grauen Haaren zu Fuß und den Tornister auf dem Rücken unternahm. Die Erfahrung und ruhige Besonnenheit des Alters, und eine in gesundem Körper wohnende gesunde Seele zeichnen alle seine Beobachtungen vortheilhaft aus.

Er reiste im Jahr 1812 zur Zeit des Kaiserreichs, da Frankreich gerade einer tiefen Ruhe genoß, und er nahm seinen Weg über Besançon, Dijon, Autun, Lyon, Vienne, Avignon, Nimes, Montpellier, die Cevennen, Perpignan in die Pyrenäen, von da zurück über Toulouse, Arles, Aix, Marseille, Toulon, Hyeres, Frejus, Nizza. Angehängt sind Auszüge aus Millin, Reisen nach Savoien und Piemont.

Man erstaunt über die große Menge römischer Alterthümer, deren Mylius erwähnt, und muß zugleich beklagen, daß so lange Zeit keine Sorgfalt darauf verwendet worden ist, ja es frägt sich, ob die neugeschaffene Sinecure eines Generalinspektors der Alterthümer, auf welche Börne kürzlich mit so viel Neid geblickt hat, dem natürlichen Vandalismus der französischen Bevölkerung vorzubeugen im Stande seyn wird. Der Verfasser sah unter andern zu Carpentras die Reste eines herrlichen römischen Triumphbogens, den ein Bischof verstümmeln ließ, weil er seinem modernen Pallast im Wege stund. Bei dieser Gelegenheit wird folgende Stelle aus Millin citirt, der als geborner Franzose um so glaubwürdiger ist: „Man seufzt, wenn man bedenkt, daß die Wuth der Barbaren dies merkwürdige Monument verschonte, und daß ein Prälat dasselbe mißhandelt und verstümmelt hat. — Die Türken sägen die alten Säulen entzwei, um Mühlsteine daraus zu machen, und die Christen machen aus den interessantesten antiken Sarkophagen Schwein-, Brunnen-, Stampf-Salpetertröge, (das Schicksal eines Sarkophags bei den Kapuzinern in Nizza) Waschtröge; (man denke an den Sarkophag der Mlle. von Valmondiere in Lyon, mit seinem schönen Basrelief) man braucht antike, mit römischen Inschriften versehen, Steine zu Treppenstufen, zu Imposten ꝛc. In Ländern, selbst wo man Bausteine genug hat, ziehen die Maurer die antiken Steine vor, weil sie härter und besser behauen sind, und haben die heillose Gewohnheit, die Seite mit der Inschrift in die Mauer hinein zu setzen, damit die glatte Seite außen hin komme." „Ich habe," sagt Herr Millin, „in der obern Provence, eine große Zahl von Steinen mit Inschriften gefunden, die nach der Mauer gekehrt waren." — „Es gibt Goldarbeiter, die eine Menge alter Münzen lieber verschmelzen, als daß sie dieselben um einen ansehnlicher, den Werth des Gewichts weit übersteigenden Werth verkaufen möchten. So wie einem solchen Menschen eine antike Münze in die Hände fällt, so fordert er einen ungeheuren Preis dafür, in den man nicht einwilligen kann; bald darauf braucht er Gold zu seiner Arbeit, nun schmelzt er seine kostbaren Münzen, und zieht jezt daraus nicht die Hälfte des Preises, zu dem sich ein Liebhaber verstanden hätte. Die Marmorschneider in Städten, wo es antike Monumente gibt, sind die fortdauernden Zerstörer derselben (destructeurs toujours en permanence). Ein solcher Mensch zerstörte in Arles mehr antike Monumente, als die Westgothen, die Sarazenen und die Revolutionsarmee. Manche Leute zerstören solche in ihren Wohnungen befindliche Monumente des Alterthums, weil die Besuche der Neugierigen ihnen beschwerlich fallen. Es sind bisher schon mehrere Mosaiken angeführt worden, die auf diese Art zu Grund gerichtet wurden. Bosheit, der Trieb zu schaden und zu zerstören, machen endlich, daß manche Bauern die Monumente des Alterthums beschädigen und verstümmeln, blos um das Vergnügen zu haben, zu zertrümmern, was andere bewundern. Man höre also auf, den Arabern und Türken eine Unwissenheit und Zerstörungswuth vorzuwerfen, von der unter uns alle Tage Proben gegeben werden."

Mylius beschreibt die antiken Amphitheater, Wasserleitungen, Triumphbogen ꝛc. die sich in so großer Anzahl im südlichen Frankreich finden, sehr ausführlich und liefert eine Menge Abbildungen dazu. Außerdem schildert er die alten gallischen und römischen Hauptstädte, Handelsstraßen, Schlachten und großen Männer, unter deren Erinnerungen er auf diesem klassischen Boden überall umherwandelte. Zu diesen antiken Erinnerungen gesellen sich ferner die romantischen aus den Feudalzeiten und aus der Zeit der Troubadoure, denn wir befinden uns in der Provence. Unter den zum Teil sehr interessanten Gemälden aus jener Vorzeit ist uns besonders das folgende aufgefallen, welches ganz vorzüglich geeignet ist, den unbändigen Geist der altfränkischen Vasallen zu charakterisiren. Johann Graf von Armagnac war bis zum Wahnsinn in seine eigne Schwester, die durch ihre Schönheit hochberühmte Isabelle, verliebt, stellte sich selbst einen falschen Dispensationsschein aus und feierte die Hochzeit mit ihr auf seinem Stammschloß mit dem größten Pomp. Der Papst schleuderte sofort einen schrecklichen Bannstrahl gegen ihn, er antwortete durch Empörung. König Karl VII. sandte ein Heer, das ihn ver-

trieb. Jezt erst unterwarf er sich, pilgerte nach Rom, schied sich von Isabellen, wurde in seine Güter wieder eingesezt durch König Ludwig XI. und heirathete eine Tochter des Grafen von Foix. Allein sein unruhiger Geist trieb ihn an, sich immer von neuem zu empören, und schon zweimal war er von seinen Gütern vertrieben und wieder zurückgekehrt, als er zum dritten Mal von einer überlegnen königlichen Macht überfallen wurde. Sein und der Isabella blutschänderisch erzeugter Sohn that Wunder der Tapferkeit in der Vertheidigung seines Vaters und seines Erbes, allein er fiel. Der Vater kapitulirte nun, allein gegen den Vertrag erstach man ihn und vergiftete seine schwangere Gemahlin, die Gräfin von Foix. Karl, sein Bruder, litt unschuldig 14 Jahre in der Bastille Qualen, bei deren Nennung die Menschheit zurückbebt. Sein Vetter Jakob starb auf dem Schaffot, man ließ sein Blut auf die Häupter seiner kleinen Kinder träufeln. So giengen die altfranzösischen Geschlechter ihrer Vernichtung entgegen.

Bei der genauen Beschreibung der Lokalitäten finden wir manche interessante Notiz, z. B. vom Stammschloß der Familie Polignac: „Der vulkanische Felsen von Polignac steht eine kleine Meile von Puy ganz frei in einem kleinen Thale. Der Flecken dieses Namens liegt am Abhange eines Berges, dessen Spitze man nur vermittelst eines schmalen Pfades besteigen kann, der zu den Ruinen eines ehemaligen Schlosses führt; hier ist auch eine Kapelle mit gothischen Fenstern, man heißt sie den Tempel Apolls; nahe dabei ist eine andere Kapelle, an einer Ecke derselben ist eine alte wohlerhaltene römische Inschrift; auf einer Platteforme bemerkt man eine große Oeffnung, die in einen vulkanischen Felsen gearbeitet ist; sie hat einen Umfang von 42 Fuß, und der hinabgerollten Steine ungeachtet noch eine Tiefe von 80 Fuß. Hier soll ein Orakel gewesen seyn; in einem Hofe des Schlosses sieht man einen kolossalen Kopf des Apollo von Granit, der fast 3½ Fuß hoch ist, und den Mund offen hat, durch den wohl die Orakelsprüche gegeben wurden."

An interessanten Stoffen zu Novellen und Romanzen fehlt es dieser Reisebeschreibung durchaus nicht, und wenn die Franzosen hierin uns Deutschen nachahmten, würden sie in ihrem Süden eine noch volle und kaum benuzte Waide finden. Auch der Volkssagen und des Volksaberglaubens erwähnt der Verfasser im Vorbeigehn, und es ist Schade, daß er über diesen interessanten Gegenstand nicht mehr sagt. „Es ist keine zerfallene Ritterburg, keine Höhle, keine Brunnenquelle, wo nicht einmal eine weiße Frau gehaust hätte, und von jeder haben sich im nächsten Dorfe eigne Sagen erhalten. Die weißen Frauen der Languedoker, diese Geschöpfe der maurischen Mythologie, sind zum Theil böser Natur, schadenfroh, neidisch, geizig; aber doch ist der größere Theil gütig, freundlich, wohlthätig und großmüthig; jene denkt man sich als häßliche, bucklige alte Weiber, die andern als junge Mädchen; diese Volksmährchen sollen nach dem Urtheile der Kenner sehr naiv und der Bekanntmachung werth seyn."

Für das Landschaftliche und Volksthümliche zeigt der Verfasser ein sehr warmes Interesse, und von den schönen Saoneufern an bis zulezt zu dem zackigen Mohrengebirge bei Frejus und den Seealpen zeichnet er uns Landschaft für Landschaft hin mit den bunten Schaffagen der romantischen und heitern Bevölkerung. Am wärmsten aber wird er in den Pyrenäen, und insonderheit in dem weltberühmten Campanerthale, in dessen Bewunderung er jubelnd einstimmt. Folgende Anekdote allein wird hinreichen, den Zauber der Pyrenäenthäler zu bezeichnen. Der Verfasser bestieg die Hourquette, eine Terasse zwischen den Bergen von Barege und Bagneres. „Hier war es, wo 1748 Plantade, einer der berühmtesten Astronomen von Languedok, in einem Alter von 70 Jahren, neben seinen Quadranten verschied; seine lezten Blicke, erzählten seine Führer, in deren Armen er starb, waren auf das Thal gerichtet, und seine lezten Worte, der Ausruf: O Gott, wie schön!"

Auch die Bevölkerung schildert Mylius als höchst liebenswürdig. So erzählt er von Bagneres: „Viele Badegäste und Einwohner findet man Abends häufig vor dem Städtchen, auf der schönen, nach Trabes führenden Straße, wo man in die fruchtbaren Gefilde umher, und nach dem nahe und ferne, terasseuweise sich erhebenden, reizvollen Gebirge entzückende Aussichten hat. Man findet auch nicht selten reizende, im Spazierengehen spinnende Mädchen auf der Straße; kleine Rockenstäbchen, mit einem Ringe oben, woran Hanf oder Flachs befestigt ist, stecken ihnen auf der linken Seite im Gürtel. Wenn dann eine solche Grazie an der schützenden Seite der Mutter leise und züchtiglich, durch diese paradiesischen Fluren dahinschleicht, mit dem zierlich gewundenen, seidenen Kopftuche, und mit niedlichen Rosenfingerchen die Spindel seitwärts mit hausmütterlicher Aemsigkeit hinab dreht, und ein Himmel aus ihren schwarzen Augen, unter seidenen Wimpern hervorblickt, und das lachendste Bild häuslicher Glückseligkeit mit einem solchen lieblichen Hausmütterchen, im Herzen des Vorübergehenden weckt, dann sieht es bedenklich aus, um das Weiterreisen! Wohl dem Manne, der in solchen gefährlichen Umständen ein dreifaches Erz um die Brust hat."

Ueber den sehr verschiedenen Charakter der doppelten Pyrenäenbevölkerung vernehmen wir übrigens folgendes. „Die Einwohner der Westpyrenäen machen in Ansehung ihres Ursprungs und Charakters ihrer physischen und moralischen Formen gleichsam zwei verschiedene Völker aus, und sind troz ihrer Nachbarschaft einander völlig fremd geblieben, die **Bearner** und die **Basken**. Die

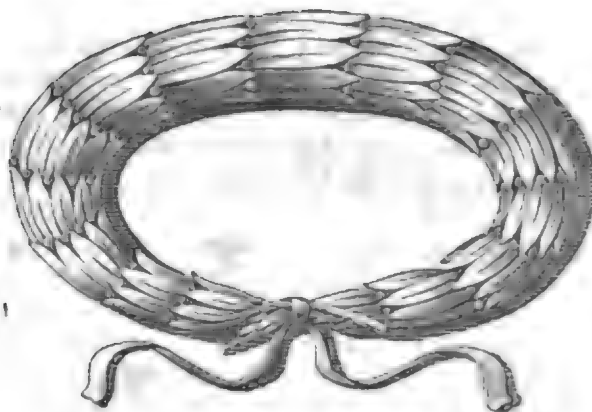
Bearner stammen von den alten Galliern ab, und kommen schon in den ältesten Historiken unter dem Namen Benarni vor. Sie sind in der Regel nur von mittlerer Größe, mehr nervös als muskulös, am meisten zeichnen sie sich durch ihre geistreiche Physiognomie und eine ihnen ganz eigne Lebendigkeit der Züge aus. Ihre Kleidung ist äußerst einfach; darunter befindet sich das Bearner Baret, es wird halb auf dem einen Ohre getragen, und ist als ein charakteristisches National-Kleidungsstück anzusehen. Was den Charakter der Bearner anlangt, so sind sie eine äußerst feine, schlaue, mißtrauische interessirte Menschenklasse, ohne daß jedoch die alte Freiheitsliebe ihrer Vorfahren völlig bei ihnen erloschen ist. Immer spekulirend, immer auf ihren Vortheil bedacht, gegen Jedermann verschlossen, und nach Befinden zu jeder Rolle geschickt, äußerst reizbar; um jeder Kleinigkeit willen zu einem Prozesse bereit, rachsüchtig, unversöhnliche Feinde; das sind die Grundzüge des Bearnischen Charakters, der indessen bei einzelnen Individuen sehr gemildert und oft sehr liebenswürdig ist. Der Bearner liebt die Arbeit und ist in beständiger Thätigkeit, selbst seine meisten Vergnügungen bestehen in Leibesübungen, worunter das Ringen eine der ersten ist. — Ganz das Gegentheil von den Bearnern sind die Basken, die man am richtigsten für Nachkommen der alten Kantabrer hält. Alles ist bei diesen größer, stärker, edler, kräftiger, alles; bis auf ihre freiere, man möchte sagen, genialische Kleidung, trägt den Charakter einer originellen, durch keine Vermischung entarteten Nation. In der That, wer diese riesenhaften Basken mit ihren blauen Monteras, (hohen spitzen Tuchmützen) kurzen, fliegenden Scharlachwestchen, schwarzen sammtnen Beinkleidern, Sandalen ähnlichen Hanfschuhen, vor sich sieht, der glaubt auf einmal in die Zeiten des grauen kantabrischen Alterthums versezt zu seyn. Alles athmet bei den Basken Adel, Größe, Erhabenheit, Edelmuth. Ihr Herz ist auf ihren Lippen; Verstellung, Verrätherei sind ihnen unbekannt; sanft wie Kinder, wenn man sie als Freunde behandelt; Löwen, wenn man sie durch Drohungen bestimmen will; enthusiastisch für ihr Volk, ihr Vaterland, ihre alten Beschäftigungen, stolz auf ihre Verfassung, eifersüchtig auf ihre Freiheit, und unbezwingliche Feinde jeder Neuerung. In ihren Sitten hat sich demnach auch die alte, patriarchalische Simplicität der ersten gesellschaftlichen Verhältnisse erhalten; in ihren Sitten ist keine der mannichfaltigen Modifikationen zu bemerken, welche die Vermischung der Nationen, die Veränderung politischer Verhältnisse, und die Fortschritte der Geisteskultur hervorzubringen pflegen. Die moralischen Formen der Basken sind eben so rein und unvermischt geblieben, als ihre physischen."

Als ein ganz eigenthümliches Völkchen erscheinen die Kagots. „Wahrscheinlich ist der Kretinismus der Pyrenäen ein von äußern Umständen unabhängiges Erbübel der Kagots, da es nur bei dieser Menschenrace Statt findet, mit der sich die übrigen Bewohner der Pyrenäen nicht vermischen. Diese sehen sie als eine Menschenart an, auf der der Fluch ruht; man rechnete sie nie unter die Zahl der übrigen Bürger der Gemeinen der Pyrenäen; man ließ ihnen keine Waffen, und sie keine andre Profession treiben, als das Zimmerhandwerk, welches dadurch auch verächtlich wurde; als Zimmerleute müssen sie zuerst bei Feuersbrünsten zu Hülfe eilen; sie müssen den Gemeinden alle die Dienste thun, die man für schimpflich hält; Elend und Krankheiten sind ihr beständiges Loos. — Der Ursprung dieses Volkes von Sklaven verliert sich in der stürmischen Nacht der ersten Jahrhunderte der französischen Monarchie. Man findet es längs des Oceans, vom Norden Frankreichs bis in seinen Süden zerstreut; fast überall hat es den nämlichen Namen, überall wird es mit gleichem Abscheu betrachtet, mit gleicher Unmenschlichkeit behandelt; in den Einöden von Bretagne sieht man es von den ältesten Zeiten auf eine barbarische Art behandelt; man findet solche Kagots bei Aunis auf einer Insel, in Rochelle, in Guyenne und Gascogne, in Sumpfgegenden und Heiden. In den beiden Navarras heißen sie zuweilen Kaffos. Man findet sie endlich in den Bergen von Bearn, von Bigorre, der Vierthäler und der Grafschaft Comminges. Sie wurden im 11ten Jahrh. als Sklaven verkauft, verschenkt, durch Testamente vermacht; man floh sie als aussätzig; sie hatten ihre eigenen kleinen Thüren in der Kirche, ihre besonderen Plätze und Weihkessel. Man findet jene Thüren noch bei manchen Kirchen; in Luz sieht man noch eine solche Kirchenthüre, sie ist aber jezt vermauert. Im J. 1460 wollten die Stände von Bearn, daß ihnen verboten werden sollte, mit bloßen Füßen zu gehen, damit sie den Boden nicht mit ihrem Aussatze vergiften möchten, und daß sie ihr altes Unterscheidungszeichen, ein Stückchen Tuch, das einen Gänse- oder Entenfuß vorstellte, wieder tragen sollten. — Die in Frankreich zerstreuten Kagots müssen den nämlichen Ursprung haben, das gleiche Ereigniß muß sie in die abgelegensten, ödesten Orte verbannt, und in ganz Frankreich eben diese Empfindungen des Abscheues eingeflößt haben. Da aus dem Orient, dem Norden und Süden nach einander hundert verschiedene Horden wilder Völker, die alle aus Oberasien abstammen, Alanen, Sueven, Vandalen, Heruler, Gothen, Franken, Hunnen ꝛc. über Gallien herfielen, wer entscheidet, von welcher derselben die Kagots abstammen?"

Wir begnügen uns mit diesen wenigen Proben, um auf den schätzbaren Reichthum des Werkes aufmerksam zu machen, dem wir eine baldige Vollendung wünschen, das aber auch schon in dieser Gestalt seinen Zweck erfüllt, indem es bereits die berühmtesten und schönsten Gegenden des südlichen Frankreichs die Revue hat passiren lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 10. — 27. Januar 1832.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

15) Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829. Zweite Auflage. Vier Theile. Stuttgart, Hallberger, 1831.

Obgleich diese Briefe weit mehr als eine gewöhnliche Reisebeschreibung sind, so schließen wir sie doch von der Rubrik nicht aus, denn wir schätzen das, was sich in einer gewissen Gattung auszeichnet, höher, als das, was zu keiner Gattung gehören will, und man kann bei der in jüngerer Zeit Mode gewordenen Sucht glänzender Talente, sich möglichst zu isoliren, nicht streng genug auf die alles kombinirende und encyklopädische Thätigkeit des Zeitgeists hinweisen.

Die Briefe eines Verstorbenen enthalten höchst interessante Aufklärungen über England, vorzüglich aber über die englische Aristokratie, also über einen Gegenstand, der gerade jezt bei der Reformfrage für ganz Europa hohe Bedeutung erhalten hat. Sie enthalten ferner die Lebensansichten des Reisenden überhaupt, die Gedanken und Meinungen eines deutschen Fürsten, der vermöge seiner Geburt und Erziehung einerseits, und vermöge seines glücklichen Genius, seiner reichen Bildung und seiner liebenswürdigen Offenheit andrerseits zwei in Deutschland bisher schroff getrennte Geistesrichtungen vereinigt, die des aristokratischen Epikuräismus aus dem vorigen Jahrhundert und die des über alle Vorurtheile erhabnen Platonikers, den der eigne Genius und der des neuen Jahrhunderts zum Bürger der geistigen Republik gemacht hat. Sein Auftreten erklärt sich aus den erstaunlichen Veränderungen, die in Deutschland vorgegangen sind, und hilft zugleich dieselben erklären. Wenn ein Fürst, dessen Jahre und Gewohnheiten überdies den Sohn des vorigen Jahrhunderts bezeichnen, mit der ganzen Kraft und spielenden Grazie eines ächt modernen Geistes seine Vorurtheile abwirft, so müßte sich wahrlich die Mittelklasse, die sich bisher allerdings fast im ausschließlichen Besitz jener höhern Geistesfreiheit befunden hat, herzlich schämen, wenn sie das Vorurtheil ihres Standes gegen den vornehmen Neuling geltend machen wollte, und dieser Beschämung können wir unsern sonst so vorurtheilsfreien Börne keineswegs überheben, sofern er dem Fürsten den Fürsten vorgeworfen hat, wo er nur den Menschen hätte schätzen und lieben sollen. Freilich können wir dann auch nicht billigen, daß der Fürst Repressalien gebraucht und seinerseits unwillkührlich Börnes Vorwurf rechtfertigend, diesem den Plebejer vorgeworfen hat.

Seyn wir billig! Fast jedem deutschen Schriftsteller

klebt noch etwas von den Eierschaalen an, aus denen er geschlüpft ist, und wenn er nur den guten Willen hat, sich davon zu reinigen, so sollen wir ihn nicht zu streng darum verspotten. Französische Schriftsteller unterscheiden sich meist durch die Art, wie sie auf das öffentliche Leben wirken; deutsche meist nur durch die Art, wie sie sich den Mangel des öffentlichen Lebens privatim erträglich machen. Daher klebt den deutschen Schriftstellern — wenigen, sehr wenigen ausgenommen — die naive Pedanterei ihrer Geburt, ihrer Erziehung, ihres Standes, ihrer Provinz an, eine Pedanterei, die überall da ist, wo öffentliches Leben nicht ist, die daher auch weit mehr der Fehler der Zeit und der Verhältnisse überhaupt, als individueller Fehler der Personen ist. In vielen Fällen erscheint sie sogar als ein naiver Reiz, in allen aber ist sie als etwas Natürliches zu entschuldigen. Wir dürfen uns glücklich preisen, daß wir je mehr und mehr auf einen höhern und freiern Standpunkt geführt werden, wir sollen keineswegs wünschen, in die alte Isolirung, Einseitigkeit und Enge der Lebensansicht zurückzufallen, noch mit ihren zufälligen Grazien kokettiren, wenn es uns nicht mehr Ernst damit ist; aber wir sollen auch nicht mit dem Terrorismus der Gleichmacherei alles verdammen, was aus einer Zeit herstammt, die eben weder der unsrigen noch sich selbst gleich war.

Können die Söhne den Vätern vorwerfen, daß sie eben die Väter sind? Wenn der wackre und schon ergraute Pfarrer Mylius am provenzalischen Ufer im Meere badet und dabei nur an seine deutsche Dorfgemeinde denkt, der er gerade zu derselben Stunde hätte die Frühpredigt halten sollen, — wer mag ihm diese natürliche Ideenassociationen übel nehmen? Und wenn unser Verstorbener unterwegs zufällig ein Paar Adler fliegen sieht und dabei nur an seine „treuen Wappenvögel" denkt, wer möchte so boshaft seyn, ihn an die römischen und Napoleonischen Adler zu erinnern?

Wir müssen dem Fürsten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er uns die gute alte Zeit fast nur von ihrer liebenswürdigen Seite repräsentirt. Und eine solche hatte jene Zeit. Indem sie tiefer und tiefer vor unsern Augen hinabsinkt, dürfen wir uns gestehn, daß manches Heitre mit ihr zu Grabe geht. Wir haben oft und mit Recht über die allzugroße Frivolität des vorigen Jahrhunderts geklagt; aber sind wir nicht in das entgegengesezte Extrem gefallen, und ist unsre Pruderie nicht ein wenig unausstehlich? Wir haben oft und mit Recht über die Spielereien und Kunstnarrheiten gespottet, denen sich das vorige Jahrhundert hingab, indem ihm der Sinn für die ernsten Interessen des Lebens ausgegangen war; aber in der Rückwirkung sind wir jezt nur zu sehr wieder Barbaren geworden und der Geschmack ist bedeutend verwildert. Unser Verstorbener erinnert uns nun auf eine sehr freundliche Weise an das Komfortable, die Eleganz und den glücklichen Leichtsinn früherer Tage. Die geistreiche Frivolität und Medisance, mit der er sich den Genuß der Gesellschaft und dem Leser den Genuß seiner Briefe nur im richtigen Maaße würzt, ohne dadurch die Speise zu verderben, ist gewiß viel natürlicher und liebenswürdiger, als die puritanische Dezenz oder gar die Goethischen Bekomplimentirungen, worin sich die meisten unsrer Reisebeschreiber von Matthisson an bewegen, wenn sie von der hohen Gesellschaft sprechen.

Was wir aber an dem Fürsten vorzüglich loben, ist die materielle Seite seiner Vornehmigkeit, jene ideale Reinlichkeit, die kein Stäubchen duldet, jene schöpferische Phantasie und jener ordnende Geschmack, womit er der Natur, Kunst und Gesellschaft den regelmäßigen Tribut ihrer Reize abfordert. Hiebei kommt die fürstliche Geburt oder das aristokratische Princip durchaus nicht in Betrachtung, denn, wie namentlich England beweist, ist jeder, auch der Bürger, fähig in seinem Kreise und nach seinen Mitteln sich das Leben auf diese reinliche und geschmackvolle Weise zu gestalten. Der Sinn dafür muß sich überall entwickeln, wo in einem Staate hinlängliche Wohlhabenheit, Freiheit und dabei wenigstens einige Bildung herrscht. In Deutschland mangelt er, weil hier die Wohlhabenheit, in Nordamerika, weil hier die Bildung noch mangelt. In England findet er sich am häufigsten, doch auch sehr oft da, wo großer Reichthum und Rohheit vereinigt sind, auf groteske Weise entartet.

Wenn es Leute gibt, die der stürmischen Winterseite der Zeit eine hohe Mauer entgegensetzen, hinter welcher sie im Genuß ihrer Reichthümer wie auf einer glücklichen Insel fortleben, ohne je hinauszublicken, so ist doch unser Fürst von dieser Einseitigkeit fern. Er theilt seine Blicke beständig zwischen dem ländlichen Asyl seines Glücks und der Welt draußen, deren großen geschichtlichen Gang er nicht verkennt, vor deren unfreundlichen Stürmen er nicht scheu zurückbebt. Hierin unterscheidet er sich zu seinem Vortheil von Goethe, von dem er erzählt, daß er ihn in Weimar besucht und in einer „nicht ohne Koketterie" veranstalteten malerischen Zimmerbeleuchtung angetroffen, die für seine edle Greisengestalt die vortheilhafteste gewesen. Goethe zieht es vor, anstatt das Jahrhundert zu erleuchten, sich selbst zu beleuchten. Unser Verstorbener stürzt sich aber mit noch jugendlichem Muthe in den Strom der Gegenwart.

Nur in einem einzigen kleinen Zuge verräth der Fürst die tadelnswürdige Seite der Vornehmigkeit. Er erzählt, wie er einst das Unglück gehabt, einen kleinen Knaben zu überfahren, der aber zum Glück gut davongekommen sey und den er reichlich beschenkt habe. Dann fügt er hinzu: „während ich der Mutter ein leztes Geschenk einhändigte, rief diese arme Frau unter Thränen der

Freude: ach Gott, wenn mein Sohn doch täglich so überfahren würde!" So etwas kann keine Mutter sagen, und wenn sie es dennoch sagte, so möchten wir es nicht wieder sagen.

Sehr richtig bezeichnet der Verfasser den großen Kontrast zwischen Ehemals und Jezt mit folgenden Worten: „Die jetzigen Zeiten sind leider überall ernster geworden, sonst war das Vergnügen fast zum Geschäft erhoben, man dachte und studirte nur darauf, und den stets Tanzlustigen war gar leicht aufgespielt — heut zu Tage findet man das Vergnügen nur noch im Geschäft, und großer Reizmittel bedarf es, um außerdem froh zu werden, wenn es überhaupt noch erlangt wird."

Es ist wahr, der ganzen Welt hat sich hier eine ungestüme Thätigkeit, dort ein unbehagliches Gefühl der Unsicherheit bemächtigt, und die Freude, das Kind der friedlichen Ruhe und Sicherheit, ist auf eine Zeit lang von der Erde verschwunden. Der Ernst, von dem Goethe in Wilhelm Meisters Lehrbrief so wahr sagt, daß er uns überrasche, hat uns nun wirklich überrascht. Die Freude der guten alten Zeit glich einem fröhlichen Balle, der plötzlich durch die Nachricht gestört wird, daß der Hausherr Banquerott gemacht habe, oder daß im Hause Feuer ausgebrochen sey. Doch einst wird die Ruhe, die Sicherheit, die Behaglichkeit, die Freude und der Geschmack zurückkehren. Die menschliche Natur verläugnet ihre Bedürfnisse niemals und hinter dem Nothwendigen folgt immer wieder das Nützliche, hinter dem Nützlichen das Angenehme.

Ueber die beiden ersten Bände des vorliegenden Werkes ist schon früher in unserm Blatte (Literaturblatt von 1830. Nr. 94. 95.) ausführlich berichtet worden. Sie enthielten die Reise durch Wallis, Irland und Frankreich. Die beiden folgenden Theile, die eigentlich die ersten seyn sollten, beschäftigen sich ausschließlich mit Altengland, und wieder vorzugsweise mit der Aristokratie. Ohne Zweifel müssen wir mißtrauisch gegen Reiseberichte seyn, die von Männern herrühren, denen ihr niederer Rang nicht gestattet, die höhere Gesellschaft besser als blos von der ostensibeln Außenseite kennen zu lernen, und wir dürfen auch darin unserm Fürsten unbedenklich Glauben beimessen, wenn er sagt, daß selbst die sonst so vortrefflichen Romane von Bulwer, eben darum, weil sie aus England selbst hervorgegangen sind, ihren Gegenstand in etwas zu rosenfarbnem Lichte zeigen. Der Verstorbene theilt weder jenen noch diesen Fehler. Er lernte die hohe Aristokratie Englands Jahrelang in ihren innersten Kreisen und Häuslichkeiten kennen, und ist zugleich unabhängig, universell und stolz genug, sich nicht verblenden zu lassen. Welchen höhern Vorzug könnten auch seine Schilderungen vor andern, deren wir sehr geistreiche besitzen, irgend noch haben, als den der Wahrheit? Eben so glänzend als Bulwer, scheint uns unser Fürst doch in jeder Hinsicht aufrichtiger und ungeschminkter.

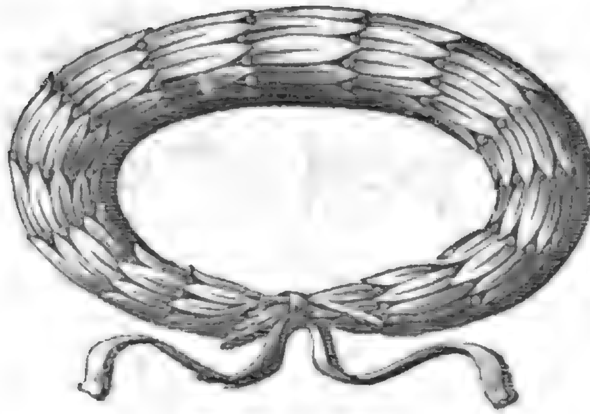
Bevor er uns in die fashionable Gesellschaft einführt, spottet er ein wenig über die falschen Vorstellungen, welche sich die Deutschen, selbst die deutschen Großen von den reisenden Engländern machen, und über die Vertraulichkeiten, mit denen zuweilen selbst fürstliche Personen Engländer aus dem Mittelstande begnadigen. Er erzählt einige Fälle der Art, und fügt dann folgende erröthende Bemerkungen hinzu: „Ist es nicht in hohem Grade auffallend, daß unsre deutschen Großen, denen es doch zum Theil an Stolz und Morgue gegen ihre Landsleute nicht eben fehlt, jedes englische Landeskind, sey es auch noch so sehr ohne geistige Auszeichnung, blos als englisch, fast wie ihres Gleichen behandeln, ohne im Geringsten zu fragen, ob dieses Individuum zu Haus eine Stellung einnehme, die solche Begünstigung rechtfertige! — Nichts läßt uns in den Augen der Engländer selbst geringer erscheinen, als diese demüthige Fremdensucht, die noch dadurch etwas besonders Schmähliches erhält, daß ihr wahrer Grund im Allgemeinen doch nur in dem tiefen Respekt liegt, den Hohe und Niedere bei uns für englisches Geld haben."

Im glänzendsten Licht findet er den englischen Adel auf seinen Landsitzen und alten Stammschlössern. In dieser Beziehung nimmt die Schilderung der Burg Warwick, die mit allen rühmlichen Erinnerungen der Vorzeit auch noch die Pracht und den Geschmack der modernen Kultur vereinigt, eine ausgezeichnete Stelle ein. Nachdem er die herrliche Gegend, das majestätische Schloß, die Alterthümer und die neuen Einrichtungen ausführlich beschrieben, fügt er hinzu: „Urtheile, mit welchem Gefühle ich mich in die Lage des Mannes versetzen konnte, dem solche Erinnerungen des Lebens seiner Vorfahren durch diesen Anblick täglich zurückgerufen werden, und der noch immer dasselbe Schloß des ersten Besitzers der Veste Warwick bewohnt, desselben halb-fabelhaften Guy, der vor einem Jahrtausend lebte, und dessen verwitterte Rüstung mit hundert Waffen berühmter Ahnen in der alterthümlichen Halle aufbewahrt wird. Gibt es einen so unpoetischen Menschen, in dessen Augen nicht die Glorie dieses Andenkens, auch den schwächsten Repräsentanten eines solchen Adels, noch heute umglänzt?"

Indeß läßt sich die Sache von zwei Seiten betrachten, und der Verstorbene hat es gethan. Ohne im geringsten die Verdienste und das politisch wie gesellschaftlich Imposante der englischen Aristokratie zu verkennen, verkennt er doch auch nicht ihre Schattenseite, wie aus folgenden Schilderungen ersehn werden mag: „Man bildet sich gewöhnlich im Auslande eine mehr oder weniger republikanische Ansicht von der englischen Gesellschaft. In dem öffentlichen Leben der Nation ist dieses Princip allerdings sehr bemerkbar, und wird es immer mehr; eben

so in der Art ihrer Häuslichkeit. In den gesellschaftlichen Verhältnissen dagegen ist von oben bis auf die untersten Stufen herab auch nicht eine Spur republikanischer Elemente anzutreffen. Hier ist alles im höchsten Grade mehr als aristokratisch, es ist kastenartig indisch. Eine andere Ausbildung der heutigen sogenannten großen Welt würde vielleicht noch statt gefunden haben, wenn in England ein Hof, im Kontinentalsinne, Ton und Richtung in höchster Instanz angegeben hätte. — Der Kastengeist hat hier eine beispiellose Ausbildung erhalten. Es ist hinlänglich, einen niedereren Kreis vertraut besucht zu haben, um in dem auf der Leiter immediat folgenden gar nicht mehr, oder doch mit großer Kälte aufgenommen zu werden, und kein Bramine kann sich vor einem Paria mehr scheuen, als ein anerkannter Exklusiv vor einem Nobody. Man sieht auf den ersten Blick hieraus, daß die Natur einer solchen Gesellschaft höchst kleinstädtisch in ihren einzelnen Kotterien werden muß, was sie gar sehr von der Pariser unterscheidet." In dieser Gesellschaft nun bilden sich jene modischen Ungeheuer, welche der feine Geschmack und die humane Bildung unsers Fürsten abhorrescirt. „Im Ganzen zeigen allerdings die modischen Engländer, ohne deshalb ihre angeborne Schwerfälligkeit und Pedanterie sehr ablegen zu können, als den Hauptzug ihres Strebens, das lebhafte Verlangen: die ehemalige französische sittenlose Frivolität und Jactance in ihrem vollen Umfange zu erreichen, während gerade im umgekehrten Verhältniß die Franzosen jezt diese Disposition mit altenglischem Ernste vertauscht haben, und täglich mehr einem würdigen Lebenszweck entgegen gehen. — Ein heutiger Londoner Exklusiv ist daher in Wahrheit nichts andres, als ein schlechter Nachdruck, sowohl der ehemaligen Roués der Regentschaft, als der Höflinge Ludwig XV. Aber in Frankreich wurde die Abwesenheit der Moralität und Ehrlichkeit wenigstens durch ausgesuchte Höflichkeit ersezt, für den Mangel an Gemüth durch Geist und Amabilität entschädigt, die Impertinenz, sich für etwas Besseres als Andere zu halten, durch hohe Eleganz und Gefälligkeit der Formen erträglich gemacht, und die selbstsüchtige Eitelkeit wenigstens durch den Glanz eines imponirenden Hofes, ein vornehm repräsentirendes Wesen, die vollendete Kunst des feinen Umganges, gewinnende Aisance, und eine durch Witz und Leichtigkeit fesselnde Unterhaltung gewissermaaßen gerechtfertigt, oder wenigstens entschuldigt. Was bietet uns dagegen ein englischer Dandy dar! — Sein höchster Triumph ist, mit den hölzernsten Manieren, ungestraft so ungeschliffen als möglich aufzutreten, ja selbst seine Höflichkeiten so einzurichten, daß sie der Beleidigung nahe sind, in welchem leztern Benehmen er seine Celebrität sucht. Statt nobler Aisance, sich jeder Gène der Schicklichkeit entledigen zu dürfen, das Verhältniß mit den Frauen dahin umzukehren, daß diese als der angreifende und er nur als der duldende Theil erscheint, seine besten Bekannten, sobald sie ihm nicht durch die Fashion imponiren, gelegentlich aus Laune so zu behandeln, als kenne er sie nicht mehr „to cut them", wie der Kunstausdruck heißt, den unsäglichen faden Jargon und die Affektation seines „set" gut inne zu haben, und stets zu wissen, was „the thing" ist — das ungefähr macht den jungen „Lion" in der Modewelt. Hat er noch dazu eine besonders hübsche Maitresse, und ist es ihm nebenbei gelungen, irgend eine Thörin zu verführen, die albern genug war, sich der Mode zu opfern, und Mann und Kinder seinetwegen zu verlassen, so erhält seine Reputation einen noch höhern Nimbus. Verschwendet er dabei auch noch viel Geld, ist er jung und hat einen Namen im Peerage-Buch, so kann es ihm kaum mehr fehlen, wenigstens eine vorübergehende Rolle zu spielen. Daß seine Konversation nur in trivialen Localspäßen und Medisance besteht, die er einer Frau in großer Gesellschaft ins Ohr raunt, ohne darauf zu achten, daß noch jemand anders außer ihr und ihm im Zimmer ist, daß er mit Männern nur vom Spiel und Sport sprechen kann, daß er außer der Routine einiger Modephrasen, die der seichteste Kopf gewöhnlich am besten sich merkt, höchst unwissend ist, daß seine linkische Tournüre nur die nonchalance des Bauernburschen erreicht, der sich auf die Ofenbank hinstreckt, und seine Grazie viel Aehnlichkeit mit der eines Bären hat, der im Auslande tanzen gelernt — alles das raubt ihm keinen Stein aus seiner Krone. — Schlimmer noch ist es, daß troß dieser vornehmen Rohheit seines äußern Betragens, der moralische Zustand seines Innern, um modisch zu seyn, auf einer weit niedrigern Stufe stehen muß. Wie sehr der Betrug in den vielen Arten von Spiel, die hier an der Tagesordnung sind, in der großen Welt vorherrscht, und lange mit Erfolg ausgeübt, eine Art von Relief gibt, ist notorisch, aber auffallender ist es noch, daß man den krassesten Egoismus, der doch auch solchen Handlungen nur zum Grunde liegt, gar nicht zu verbergen sucht, sondern ganz offen als das einzige vernünftige Princip aufstellt, und „good nature" oder Gemüth als comble der Gemeinheit belacht und verachtet, wie es in keinem andern Lande der Fall mehr ist, wo man sich solcher Gesinnungen wenigstens schämt, wenn man sie hat." Wenn uns der Verf. einen solchen fashionablen Modegecken nach der Natur schildert, und hinzufügt, daß 50,000 Irländer für ihn hungern müssen, um ihm die für seine Verschwendung nöthigen Summen zu liefern, so ist das allerdings eine sehr schwarze Schattenseite der englischen Aristokratie, aus der verhängnißvolle Ungewitter drohen. Dies wird noch deutlicher, wenn wir lesen, was der Verfasser über die krasse Brutalität des englischen Pöbels sagt. (Forts. folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 11. — 30. Januar 1832.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

15) Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829. Zweite Auflage. Vier Theile. Stuttgart, Hallberger, 1831.

(Beschluß.)

Vom englischen Pöbel gibt uns der Verf. unter andern folgende Sittenzüge an: Der König ließ im St. Jamespark einige Veränderungen treffen und in einer angeschlagnen Tafel das Publikum „respektuenseſt" um Schonung des Arbeitsgeräths bitten. „Demungeachtet wird sehr wenig Rücksicht auf diese respektueuse Bitte genommen, und die Karren, die nach der Arbeit aufgeschichtet liegen, werden häufig gebraucht, um Jungen darin herumzufahren, und andern Unfug damit zu treiben. Auf den langen Brettern schaukeln sich die Mädchen, und viele unnütze Brut wirft Steine gerade da ins Wasser, wo Damen davor stehen, die natürlich so davon besprützt werden, daß sie, unwillkührlich gebadet, zu Hause eilen müssen. Diese Rohheit des englischen Publikums ist in der That sehr eigenthümlich, und die einzige Entschuldigung für die Inhumanität aller Wohlhabenden, mit der sie ihre reizenden Besitzungen so neidisch verschließen. Es ist aber auch möglich, daß diese Inhumanität der Reichen die Rohheit und Bosheit der Armen erst hervorgerufen hat." Die erstaunenswürdigste Brutalität ist aber folgende. Es wird Jemand ein Sacktuch gestohlen. Der Dieb wird ertappt und soll gehenkt werden. Aus Mitleid stellt sich der Bestohlene nicht als Kläger ein und der Dieb wird demnach freigesprochen. Kaum ist er frei, so klagt er nun seinerseits den Bestohlnen an, daß er ihn fälschlich beschuldigt und in Verhaft gebracht habe, und zwingt ihm eine Entschädigungssumme von 100 Pfund Sterling ab. Bei solcher Konduite, bei solcher Moral, wessen ist der englische Pöbel nicht fähig! Am besten vielleicht wird dieser Pöbel durch den englischen Polichinell, (punch) charakterisirt, an dem er ein so unermüdliches Vergnügen findet, wie irgend der italienische an dem seinigen, und von dessen groben, unflätigen, tückischen und blutgierigen Eigenschaften uns der Verfasser ein treues Bild gibt.

Noch heben wir aus den zahllosen Sittenzügen und Anekdoten, welche diese geistvollen Bände enthalten, einige Scenen hervor, in denen der verstorbene König Georg IV. im Vordergrunde erscheint: „In dem Saal des Oberhauses waren in der Mitte die Pairs versammelt, ihre rothen Mäntel nur nachläßig über die gewöhnliche Mor-

genkleidung geworfen. An der vordersten Wand stand der Thron des Königs, auf Gradins links saßen viele Damen im Schmuck, rechts das diplomatische Corps und die Fremden, dem Throne gegenüber sah man eine Barriere und hinter dieser die Mitglieder des Unterhauses in der bürgerlichen Kleidung unserer Tage. Das Haus außerhalb und die Treppen waren mit Dienern und Herolden im Kostüme des vierzehnten Jahrhunderts bedeckt. — Gegen halb 3 Uhr erschien der König, allein von Allen in völliger Toilette, und zwar von Kopf bis zu Fuß in den alten Königsornat gekleidet, mit der Krone auf dem Haupt und den Scepter in der Hand. Er sah blaß und geschwollen aus, und mußte lange auf seinem Throne sitzen, ehe er genug zu Athem kommen konnte, um seine Rede abzulesen. Während dem warf er einigen der begünstigtesten Damen freundliche Blicke und herablassende Grüße zu. Lord Liverpool stand mit dem Reichsschwerdte und der Rede in der Hand ihm zur Seite, auf der andern der Herzog von Wellington. Alle drei sahen aber so elend, aschgrau und abgelebt aus, daß mir nie menschliche Größe geringer an Werth erschien, ja die tragische Seite aller Komödien, die wir hier unten spielen, fiel mir fast schwer aufs Herz! Doch erregte es auch ein lebhaftes Gefühl des Komischen in mir, zu sehen, wie hier der mächtigste Monarch der Erde als Hauptakteur vor einem in seiner Meinung so tief unter ihm stehenden Publikum auftreten mußte! In der That erinnerte die ganze Scene des Ein- und Ausgangs, wie das Kostüme des Königs, frappant an die Art, wie hier die historischen Theaterstücke aufgeführt zu werden pflegen, und es fehlte blos der obligate Flourish (Dusch der Trompeten) der das Kommen und Gehen eines Shakespear'schen Königs stets begleitet, um die Täuschung vollkommen zu machen." Später die Schilderung eines Levers: „Alles ging der Reihe nach bei dem König vorbei, welcher, Kränklichkeitshalber, saß, machte dort seine Verbeugung, wurde angeredet oder nicht, und stellte sich hierauf entweder auf die andre Seite in die Reihe, oder verließ auch gleich den Saal. Alle, die zu irgend etwas ernannt worden waren, knieten vor dem Könige nieder und küßten ihm die Hand, wozu der amerikanische Gesandte, neben dem ich zufällig stand, eine Satyrphisiognomie machte. Die Geistlichen und Rechtsgelehrten sahen in ihren schwarzen Talaren und weißgepuderten, kurzen und langen Perücken sehr abentheuerlich aus, und einer wurde unwillkührlich der Gegenstand eines fast allgemeinen schwer verbissenen Gelächters. Dieses Subjekt kniete nämlich ebenfalls nieder, weil es, wie die Engländer sich ausdrücken, „gerittert" (knighted) werden sollte, und sah in dieser Stellung mit dem langen Vließ auf dem Kopfe einem zur Schlachtbank geführten Hammel täuschend ähnlich. Seine Majestät winkte dem Reichskron-Feldherrn, ihm sein Schwerdt zu geben. Zum erstenmal vielleicht wollte aber dem rüstigen Krieger der Degen durchaus nicht aus der Scheide — er zog, rückte — alles vergebens. Der König mit ausgestrecktem Arme wartend, der Herzog vergebens alle Kräfte anstrengend, der unglückliche Märtyrer in stiller Ergebung daliegend, als wenn sein Ende jezt herannahe, und rund umher der glänzende Hof in banger Erwartung — es war eine Gruppe, Gilray's Pinsel würdig. Endlich fuhr, einem Blitze gleich, die Hofwaffe aus der Scheide, Se. Maj. bemächtigten sich derselben mit Ungeduld, da Höchst Ihnen aber wahrscheinlich über dem langen Warten der Arm eingeschlafen war, so trafen sie mit dem ersten Schlage statt des neuen Ritters die alte Perücke, welche einen Augenblik lang König und Unterthan hinter einer Pudersäule verbarg."

16) Skizzen aus England. Von Adrian. Erster Theil. Mit Kupfern. Frankfurt a. M. Sauerländer, 1830.

Größtentheils Darstellungen aus dem Volksleben der Gassen, Gefängnisse, Gerichte, Clubbs und Schauplätze. Sie enthalten manches Neue und sind durchgängig malerisch und reich an charakteristischen Figuren; sie würden aber weit mehr das Interesse fesseln, wenn sie durchgängig neu wären, oder wenigstens das Bekannte nur eben berührten, statt es weitläuftig auszumalen. So schadet dem Buch gleich von vorn herein der Eingang, die ausführliche Beschreibung des Dampfboots und der seekranken Herrn und Damen, ein Gegenstand, der nicht nur eckelhaft an sich, sondern auch zum Ueberfluß schon mehr als hundertmal von kleinen und großen Reisenden erörtert ist. Auch das King-Bench-Gefängniß dürfte wohl keinem deutschen Leser unbekannt seyn, so wenig wie das Crequer-Gericht, die Gauner, Boxer ꝛc. Indeß läßt man auch die bekannten Bilder, mit neuen Staffagen ausgeschmückt, gern an sich vorübergehn und an den leztern hat es der Verfasser nicht fehlen lassen. Daher sind wir ihm gern überallhin gefolgt. Was ist interessanter und unerschöpflicher als das Volksleben in London? Eine der originellsten Darstellungen ist die eines Morgens in London. Der Verfasser schildert das Gedränge auf den Gassen, und theilt uns zum Schluß den Inhalt der verschiedenen Avertissements mit, die man ihm unterwegs in die Tasche gesteckt. Sie liefern einen sehr charakteristischen Beitrag zu der modernen Sprachbarbarei, die in England, wie uns Reisende versichern, immer mehr überhand nehmen soll. „Ich entfaltete meine Blättchen. „Dr. Hoffmanns botanische Pillen, berühmt durch ganz Europa." Ich las, daß diese Pillen „mild seyen und augenblicklich wirkten," während man die „melancholische Thatsache" beachten möge, daß die „Ungeschicklichkeit unliterarischer

Männer Millionen durch andere Heilmittel vergifte. — „Friedebergs Mixtura nervosa." Die vorherrschendsten nervösen Klagen bei beiderlei Geschlechtern lassen sich, nach unserem Manne auf folgende Klassen zurückführen: Niedergeschlagenheit — rasches Herzklopfen — periodische und stete Melancholie — ein drückendes Gefühl auf der Herzgrube, von dem der Kranke keine Ursache angeben kann — „hinfällige" Schwäche — plötzliches und zitterndes Auffahren bei der unbedeutendsten Gelegenheit — Ueberdruß am Leben — Kleinmuth — Erstarrung des Geistes — „visionäre Ideen der Zukunft" (!) ewiges Drohen des bevorstehenden Todes nebst hypochondrischen Affektionen, welche immerdar die Einbildungskraft bestürmen und die Gefühle des zungegebundenen Leidenden foltern, bis endlich eine allgemeine „Liturgie" ihren düstern Mantel über den edlen Bau seines Verstandes wirft und ihn zu einer öden und trostlosen Ruine macht." — „Mercury is the Death of Thousands — nehmt daher Lewis's vegetabilische Pillen, die in den lezten Jahren über hunderttausend Personen von Grund aus kurirt haben. Diese Pillen sind auch solchen zu empfehlen, welche noch nicht krank sind." — Prosopographus, the Automaton Artist. Der hohe Beifall, den diese mechanische Erfindung bereits sich erworben hat, ermuthigt ihren Besitzer, zahlreichen Besuchen entgegen sehen zu dürfen. Weit über hunderttausend Personen können bezeugen, daß die Portraits, welche dieses außerordentliche Automaton verfertigt, ähnlicher und besser sind, als alle, welche auf andern Wegen zu Stande gebracht werden. Die Hauptähnlichkeitszüge werden von dieser Wunderstatue in weniger als einer Minute entworfen, ohne den Gegenstand zu berühren oder irgend eine Kummunikation mit ihm zu haben: — so magisch ist die Wirkung dieser wundervollen Operation, daß noch nie ein Individuum im Stande gewesen, das eigentliche Geheimniß dieser Erfindung zu entdecken. Man kann zum allerwenigsten sagen, daß Prosopographus keinen Nebenbuhler in der Welt hat!!! Preis von 1 Schilling aufwärts."

Die übrigen nicht minder aus dem Leben gegriffenen Skizzen empfehlen wir im Buche selbst nachzulesen.

17) Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahr 1828. Von Johanna Schopenhauer. Zwei Theile. Mit einer Vignette. Leipzig, Brockhaus, 1831.

Da sogar die Männer in Deutschland das Memoirenschreiben den Franzosen noch nicht abgelernt haben, dürfen wir von den Damen noch weniger erwarten. Was uns die Verfasserin über ihren — um mit Goethe zu reden — über ihren „Zusammenhang mit der Weltgeschichte" im ersten Theil ihres Buches sagt, ist gar wenig, mit Ausnahme einer einzigen Anekdote. Die Dame hatte das Glück, der Zusammenkunft Napoleons mit dem Kaiser Alexander in Erfurt anzuwohnen, und es ist rührend, die viele Seiten lange Beschreibung der Schwierigkeiten zu lesen, durch welche sie sich hindurchzuwinden hatte, bis ihr endlich ein Plätzchen im Theater unter der sehr gewählten hohen Gesellschaft zu Theil wurde. Hier saß sie nun, als plötzlich die Trommel gerührt wurde, eine Auszeichnung, die nur dem Kaiser erwiesen wurde. Als aber statt des Kaisers nur ein König eintrat, habe, so erzählt die Dame, der kommandirende Offizier den unzeitigen Trommlern zürnend zugerufen: Bêtes que vous êtes, que faites vous, ce n'est qu'un roi.

Die Dame reiste über Frankfurt den Rhein hinunter, und wir bemerken blos, daß sie ihre vorzüglichste Ausmerksamkeit auf „Kunst und Alterthum" richtete. Mit Recht rühmt sie die edlen Reste einer glänzenderen Vorzeit und den Sammlerfleiß einiger ausgezeichneter rheinländischer Kunstliebhaber, durch die während und nach der französischen Sturmperiode so manches gerettet wurde. In Belgien fand die Verfasserin alles anders, als sie es vor zwanzig Jahren verlassen hatte, und sie kann nicht genug den erhöhten Wohlstand und Glanz des Landes rühmen, der seit damals (1828) jezt freilich schon wieder zerstört ist. Es dürfte indeß zu Nutz und Frommen derer, welche sich durch holländische Zeitungsartikel haben überreden lassen, daß die Belgier eitel Banditen und lüderliches Gesindel seyen, ersprießlich scheinen, bei einer so unpartheiischen Augenzeugin, als es Madame Schopenhauer ist, das uneingeschränkte Lob der belgischen Bevölkerung nachzulesen. Sie findet in ihr überall die französische Lebendigkeit und Artigkeit mit der holländischen Reinlichkeit und Betriebsamkeit gepaart. Eben so enthusiastisch wie vom Volke, spricht sie vom Lande, von dem überaus reichen Thal der Maas und von den prächtigen Sädten Belgiens, Lüttich, Brüssel, Gent, Brügge, Antwerpen, die sie sehr ausführlich beschreibt und deren Flor sie nicht genug rühmen kann. Auch hier aber erregt die Kunst ihr Hauptinteresse. „Der Reichthum der durch ganz Belgien verstreuten Kunstwerke, aus der allerfrühesten Zeit bis auf die unsrige hinab, ist unermeßlich zu nennen. Es gibt im ganzen Lande keine Stadt, ja ich könnte wohl sagen keinen nur irgend bedeutenden Flecken, beinahe kein Dorf, in welchem der Kunstfreund nicht irgend einen Gegenstand fände, der wenigstens auf Stunden seine Aufmerksamkeit fesseln könnte. Nirgends, vielleicht selbst nicht in Italien wurde die Kunst mit größerer Liebe und Treue gepflegt, gehörte sie mehr zu dem eigentlichen Leben der Einwohner, als in diesem Lande, bis zu den unheilvollen Tagen, in welchen ganz neuerlich dieses noch vor Kurzem so glückliche Volk in wilder Ver-

blendung das furchtbarste Unheil über sich selbst herabrief. Doch hellere glücklichere Zeiten werden auch diesen umdüsterten folgen, denn so will es der ewige Kreislauf der Dinge, und so will ich denn meine Beschreibung dessen, was noch kurz vorher, ehe das Verderben hereinbrach, mit Freude und Bewunderung mich erfüllte, nicht unterdrücken, in der festen Ueberzeugung, daß nach wiederhergestellter öffentlicher Ordnung diese auch im Einzelnen wiederkehren und Alles wieder an seinen Platz zurückbringen werde, was jezt zerstreut, aber deshalb nicht verloren daliegt."

Endlich hat die Verfasserin auch, als eine Dame, den Landestrachten ihre besondere Aufmerksamkeit geschenkt und beschreibt uns die reizvollen Mädchentrachten, z. B. die der schönen Brüsslerinnen mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers.

Jedermann wird diese angenehm und nicht selten geistreich geschriebene Reise mit Vergnügen lesen, und insonderheit der Kunstfreund sie als Handbuch dankbar benutzen können.

18) Reise durch Norwegen nach den Loffoden durch Lappland und Schweden, von Chr. Fr. Lessing. Nebst einem botanisch-geographischen Anhang und einer Charte. Berlin, Mylius, 1831.

So eben erhalten wir noch diese Reise, die wir, wenn sie uns früher zugekommen wäre, mit den andern norwegischen Reisen in Nr. 6. unsers Blatts angezeigt haben würden, um so lieber, als sie vollkommen bestätigt, was schon in jenen über das traurige Loos der Skandinavier, im Gegensatz gegen die poetischen Schilderungen von Steffens und Willibald Alexis gesagt ist. Herr Lessing spottet über die Lobreden des leztern, er selbst hat alles viel prosaischer und schlimmer gefunden. Auch er stimmt vor allem in die Klage über die verderblichen Wirkungen des Branntweins ein, der je mehr und mehr den Norden überschwemmt, und die physische und sittliche Blüthe des Landes zerstört. Er sagt unter anderm: „Ich würde jedem Fremden rathen, im Norden niemals des Sonntags zu reisen. In Schweden findet man alles betrunken, und hier hat die schon an sich selbst unerträgliche Neugierde der Menschen so recht Zeit, dem Fremden im höchsten Grade lästig zu werden. Ueberhaupt muß ich jenen Träumern von Unschuld und Einfalt der Sitten des Volkes sehr widersprechen und ich kann ihnen nur die Versicherung geben, daß die Leute da nicht stahlen und betrogen, wo sie beides nicht thun konnten."

Der Verf. reiste über Christiania, Bergen und Drontheim nach den Loffoden, die schon innerhalb des Polarkreises liegen, und von da über das Gebirge durch einen Theil von Lappland wieder südwärts hinab nach Schweden und Torneå, der nördlichsten Stadt Europas am baltischen Meerbusen, dann über Upsala und Stockholm zurück. Zwar beschäftigte er sich auf der Reise hauptsächlich mit Botanik, gibt aber auch nebenbei genaue Schilderungen des Landes und Volkes. Seine Kreuz- und Querzüge in Norwegen lassen ein trauriges Bild zurück, sofern er vom Volke spricht, aber auch ein erhabnes, sofern er von den abentheuerlichen See- und Felsenlandschaften des hohen Nordens spricht. Die Schilderung der Lappländer, unter denen sich der Verf. einige Tage aufhielt und mit denen er sogar allein über das Gebirge reiste, thut dem Herzen weniger weh, weil man von den Lappen einmal nichts besseres erwartet, als was sie sind. Interessant sind seine Bemerkungen über die durch die Einwohner selbst verschuldete Abnahme der Wälder im Norden, und über die zuerst von Maillet behauptete allmählige Senkung des Wasserspiegels. Er citirt eine große Menge Beispiele aus dem Norden, durch welche die Erhöhung des Landes über das Meer, das Zurücktreten des Wassers von Städten, die sonst unmittelbar am Ufer lagen, erwiesen ist. Das Resultat aus allen aber ist folgendes: 1) die größte Senkung beträgt für ein ganzes Jahrhundert nur etwas über 8 Pariser Fuß, 2) die Senkung nimmt ab, je weiter nach Süden, 3) die Senkung ist auf beiden Seiten der skandinavischen Halbinsel dieselbe, 4) sie hat in neuerer Zeit an Schnelligkeit abgenommen. Sie erscheint also blos lokal und temporär. Auch ist das Wasser an mehrern Orten wieder gestiegen. Geologen mögen diese sehr spezialisirten Angaben im Buche selber nachlesen, da sie von hohem Interesse sind. — Von Schweden macht der Verf. auch nicht viel Rühmens; er fand beim Volk mehr Höflichkeit gegen Fremde, aber eben so große Trunkenheit, wie in Norwegen. Ueber die Universität Upsala sagt er: „Die Zeit der Vorlesungen beschränkt sich nur auf ein paar Monate, die übrige wird von den Prüfungen ausgefüllt und den ganzen Sommer über sind Ferien, während welcher die allermeisten nach Hause reisen. Daher der Glaube im Auslande, der schwedische Student, nachdem er den Winter über studirt. u. s. w. habe, schäme sich nicht im Sommer, den Pflug zu ergreifen. Dazu zwingt sie nur leider zu oft die Noth, denn der größte Theil ist arm, und unterhält sich von den unzähligen, aber oft überaus kleinen Stipendien, welche Privatpersonen ausgesezt haben."

Da wir nicht als Augenzeugen urtheilen können, müssen wir es dahin gestellt seyn lassen, ob der Verf. nicht zu sehr ins Schwarze gemalt hat, was andre Reisende zu sehr ins Rosenfarbne malten. Ueber die berühmten Wasserfälle drückt er sich folgendermaaßen aus: „Zwei Meilen hinter Geffle kam ich zu dem bekannten Elfcarlebyfors, einem Wasserfall, welcher in der That bei den freundlichsten Umgebungen, der Breite des Flusses, der Menge des Wassers schön zu nennen wäre, wenn er nicht schmutzig gelbes Wasser führte. Aehnliche, obgleich minder bedeutende, sah ich noch mehrere auf diesem Wege. Doch sehe man sich nicht die übertriebene Abbildung in Schuberts Reise an, wenn man ein treues Bild von diesem Wasserfalle haben will. Man glaubt ja den Niagarafall zu sehen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

№ 1.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 2.

[19] Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Technologische Encyklopädie

oder

alphabetisches Handbuch

der

Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum

Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben

von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Direktor des k. k. polytechnischen Institutes in Wien, ꝛc.

Dritter Band.

Branntweinbrennerei — Dampfmaschine.

Mit den Kupfertafeln 39 bis 57.

gr. 8. Stuttgart und Wien. 6 fl. R. W.

Der dritte Band dieses gemeinnützigen und von den Sachkundigen mit Beifall aufgenommenen Werkes enthält die durchaus originale und gründliche Bearbeitung der Artikel: Branntweinbrennerei, Bratenwender, Braunfärben, Brennstoffe, Brillen, Brodbäckerei, Bronze, Bronzarbeiten, Bronziren, Bruniren, Brunnen (Artesische), Buchbinderkunst, Buchdruckerkunst, Bürsten, Chagrin, Chenille, Chlor und Chlorpräparate, Chrom und Chromfarben, Dampf, Dampfgeschütz, Dampfkessel, Dampfleitung, Dampfmaschine. Diese Artikel sind eben so viele einzelne erschöpfende Abhandlungen über die genannten Gegenstände, und enthalten nicht nur alles, was über dieselben wesentlich Gutes und praktisch Brauchbares bis jetzt bekannt ist, sondern auch viele neue Mittheilungen. Das Werk wird ununterbrochen fortgesetzt.

Die ersten beiden Bände, mit 38 Kupfertafeln, kostet jeder 6 fl. R. W.

Für die österreichische Monarchie besorgt die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Wien die Versendung.

Stuttgart, im November 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[1] Für Lesebibliotheken und Lesegesellschaften.

Von dem eben so unterhaltenden als geistreichen Werke:

Paris oder das Buch der 101

aus dem Französischen übersetzt, ist so eben der 1ste Band erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden.

8. Preis 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Stuttgart und Tübingen im Dezember 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[2] Für Journal-Lese-Cirkel und Lese-Cabinette.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Unter obigem Titel haben wir vor vier Jahren ein neues Blatt in die deutsche Lesewelt eingeführt, dessen Fortsetzung wir nun für den fünften Jahrgang ankündigen, und deßhalb die Vorsteher und Unternehmer von Lesegesellschaften, so wie alle Freunde einer unterhaltenden und belehrenden Lektüre auf dasselbe aufmerksam machen zu müssen glauben, damit, wenn sie es für dieses Jahr halten wollen, ihre Bestellungen schleunig einlaufen. Das „Ausland" hat sich in so kurzem Zeitraum einen ansehnlichen Kreis von Lesern gewonnen und dadurch das Zeitgemäße seiner Erscheinung, so wie das Recht seiner Existenz nachgewiesen. Jenen allgemeinen geistigen Verkehr, — der sich zwischen den verschiedenen Völkern der Erde — die schönste Frucht der jetzigen Civilisation — gebildet hat, nach Kräften zu fördern, war die Aufgabe unsers Blatts, ist die Pflicht, welche die Redaktion gegen das Publikum übernommen hat, und die gewissenhaft zu erfüllen sie in dem bisherigen Erfolge die stärkste Aufmunterung finden muß. Von allem Bedeutenden in Kunst und Wissenschaft, Staat und Verfassung, Religion und Sitte, was das Leben außerhalb unserem Vaterlande darbietet, sey es in alter, ehrwürdiger Form, oder in der jugendlichen Kraft der umschaffenden Zeit, unsern Lesern Rechenschaft zu geben, und das zu thun mit bescheidener Freimüthigkeit, anständiger Sprache und in gedrängter und gewählter Darstellung — war unser Bestreben; so gedachten wir einen fortlaufenden Kommentar zur Gegenwart zu liefern, aber nicht eine trockene Aktensammlung, sondern Scenen aus dem vielgestalteten Weltdrama selbst mit all seinen Abstufungen von Individualität der Charaktere in Personen, Gesellschaften Parteien und Nationen. Dadurch, daß wir treu die Quellen angaben, aus denen wir schöpften, such

ten wir unserem Blatte historische Beglaubigung zu sichern; dadurch, daß wir uns, wo immer die Thatsachen sprechen, alles Räsonnement's enthielten, suchten wir unsern Lesern ein unverfälschtes, unbefangenes Urtheil zu bewahren. In dieser anerkennenden Achtung alles Bestehenden, alles Werdenden sollte man den Geist unseres Bestrebens erkennen, und in dieser Richtung wird auch für das kommende Jahr fortgefahren werden.

Die Redaktion.

* * *

Die unterzeichnete Verlagshandlung wird ihrerseits, so wie bisher, auch künftig Alles anwenden, was das Interesse dieses Blattes erhöhen kann. Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl.

Anzeigen von Reisewerken und anderen, das Ausland betreffenden Schriften jeder Art, welche durch dieses Blatt am geignetsten verbreitet werden dürften, werden für eine Gebühr von 4½ kr. pr. Linie durch die Unterzeichnete eingerückt und verechnet.

Stuttgart und Tübingen,
im Januar 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Java etc. par Raffels etc. av. 48 pl. et 1 Cart. 40 fl. Nebst vielen andern schönen und wohlfeilen Pariser Ausgaben. Ein Katalog steht auf Verlangen gratis zu diensten.

Noch mache ich auf folgende klassische Werke meines Verlags aufmerksam: A Dictionary of the english Language, in which the Words are deduced from their originals, explained in their different meanings, and authoriced by the names of the writers in whose works they are found. by Samuel Johnson. etc. In 2 Vol. in 8. (Liebhaber erhalten dieß treffliche Werk bei mir noch zum Pr. Pr.) The historical Works of W. Roscoe. 8 vol. in med. 8. Price for subscript. 1 Edit. upon vellumpaper 16 fl. 24 kr. — Ditto glazed paper and in boards 18 fl. 48 kr. — The Epicurian. a tale by Th. Moore. in 8. In baards. 1 fl. 24 kr. — The O'Briens and the O'Flaherty's. A national tale by Lady Morgan. 4 Vol. in 8. In boards 5 fl. 24 kr. — Historical narratives, in italian and english: both accented: Translated fromthe italian into english of Vergani, in a manner particularly adapted to facilitate the study of these languages, by W. Fardely, in 8. 1 fl. 30 kr. — Nouveau manuel du voyageur, or the Travellers pocket companion etc. etc. second edit. 3 fl. — The english fireside upon the banks of de Rhine. Adorned with superb engravings. In baards. Herabgesetzter Preis 2 fl.

Heidelberg.

J. Engelmann.

---

[521] In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Jourdain, Forschungen über Alter und Ursprung der lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles und über griechische und lateinische von den Scholastikern benuzte Kommentare; eine von der Akademie der Inschriften gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt, und einigen Zusätzen und Berichtigungen und einem Namenregister von Dr. A. Stahr.

A. u. d. T.

Geschichte der Aristotelischen Schriften im Mittelalter. Eine gekrönte Preisschrift von Jourdain ꝛc. gr. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Wir bieten dem deutschen Gelehrtenpublikum hier ein Werk dar, welches troz der ausgzeichnenden Anerkennung der Pariser Akademie der Inschriften, die es vor mehr als 10 Jahren mit dem Preise krönte, dennoch in Deutschland bisher so gut wie unbekannt geblieben war; und doch ist dies Werk eines staunenswürdigen Fleißes, tiefer Gelehrsamkeit und seltener Gründlichkeit sowohl für den Philologen als für den Litteraturhistoriker, Geschichtsforscher und Theologen von der höchsten Wichtigkeit, indem es nicht nur eine vollständige Geschichte der Schicksale der Aristotelischen Schriften im Mittelalter, sondern auch die wichtigsten Aufschlüsse über das Sprachstudium und die anderweitigen wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen von Jahrhunderten giebt, deren Dunkel nur durch Forschungen wie diese allmählig aufgehellt werden kann. Die deutsche Bearbeitung, in welcher auch die Seitenzahlen des Originals angemerkt sind, hat zuförderst die durch Jourdain's Krankheit und Tod bei dem Drucke des Originals veranlaßten fast zahllosen einzelnen Versehen, besonders in Schreibung von Eigennamen, Angabe von Büchertiteln und anderen Citaten zu berichtigen versucht. Um aber auch solchen Lesern, deren Studien sie nicht eben vorzugsweise dem von Jourdain bearbeiteten Felde der Litteratur zugeführt, das Lesen desselben zu erleichtern, sind für diesen Zweck berechnete Zusätze und Anmerkungen, nicht nur dem Werke selbst an den verschiedenen Orten beigegeben, sondern demselben auch ein biographisch-litteraturhistorischer Index der vorkommenden Namen von Philosophen, Historikern u. s. f. angehängt worden.

Halle, im November 1831.

Buchhandlung des Waisenhauses.

---

[4] **Neue historisch-politische Zeitschrift.**

Im Verlage des Unterzeichneten wird vom Jahre 1832 an erscheinen:

Historisch-politische Zeitschrift,
herausgegeben
vom
Professor Leopold Ranke
in Berlin.

Dieselbe ist bestimmt, faktische Erläuterungen der Geschichte sowohl der neuern Zeit überhaupt, als insbesondere der lezt verflossenen Jahrzehende mitzutheilen. Sie wird in zweimonatlichen Heften von 10 bis 12 Bogen gr. 8. ausgegeben werden, und der Preis des Jahrganges 5 Thaler seyn. Alle gute Buchhandlungen des In- und Auslandes, so wie sämmtliche Postämter nehmen Bestellungen an.

Friedrich Perthes in Hamburg.

---

[523] So eben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen (in Stuttgart, bei Metzler) zu haben:

Ueber die lezten Ereignisse in Polen
besonders seit der Schlacht von Ostrolenka.
In einem Sendschreiben
an Herrn Professor Krug
von
Dr. R. O. Spazier.
Preis geheftet 12 Gr.

Altenburg, den 1. Dezember 1831.

Hofbuchdruckerei.

[512] Neue Musikalien welche bei B. Schotts Söhnen in Mainz erschienen sind.

Beauplan. L'enfant du Regiment franz. und deutsch mit Pfte.- oder Guit.-Begleitung. 16 kr.
Berr. Walzer und Doppelschritt für Milit. Musik über Webers lezten Gedanken. 1 fl. 12 kr.
Chaulieu. Tänze für Pfte. Op. 112. Nr. 1. La Contredanse. 24 kr.
Nr. 2. La Tyrolienne. 24 kr.
Nr. 3. La Valse. 24 kr.
Küffner. 3 Polonaisen für Milit. Musik. Op. 235. 2 fl. 48 kr.
Mozarts Figaro für Pft. und Violine arr. von Brand. 9 fl.
Panny. Der junge Fischer. Romanze mit Introd. und Variat. für eine Singstimme mit Orchester-Begleitung. Op. 29. 2 fl. 24 kr.
Stadtfeld. Hopswalzer für Pfte. No. 375 und 376. jeder 8 kr.
Zeitgemässer Hopswalzer für eine Singstimme mit Pfte.- oder Guitt.-Begleitung. 16 kr.
Auber. Die einzelnen Singstüke mit Pfte.-Begleitung aus Le Philtre (der Liebestrank).
Scribe. Der Liebestrank. Textbuch von Lichtenstein zur beibehaltenen Musik von Auber eingerichtet. 36 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[519] In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blancardi, Steph., Lexicon medicum, in quo artis medicae termini Anatomiae, Chirurgiae, Pharmaciae, Chemiae, rei botanicae etc. proprii dilucide breviterque exponuntur. Editio novissima multum emendata et aucta a Car. Gottl. Kühn. Vol I. A—L. 8maj. 4 Thlr. 8 Gr.

Ein Buch, das zum neunten Male aufgelegt wird, bedarf keiner weitern Anpreisungen. Der jetzige Herr Herausgeber, welcher fand, daß bei dem jetzt so allgemein werdenden Hange, Kunstausdrücke aus der griechischen Sprache zu entlehnen, eine Menge solcher Wörter dem Medizin Studirenden dunkel bleiben mußten, wenn er nicht ein Buch zu Rathe ziehen könnte, welches ihn hierüber auf einem leichten Wege belehrt, entschloß sich diesem Mangel durch eine neue Ausgabe des Blancardischen Lexikons abzuhelfen, zu gleicher Zeit aber auch die häufigen Verstöße gegen die griechische Sprache zu verbessern, welche sich Blancard hat zu Schulden kommen lassen, und welche alle bisherigen Herausgeber ungerügt haben stehen lassen. Außer diesen Verbesserungen sind eine große Menge neuer Artikel (gegen 800) aus der Arzneimittellehre, der Chemie u. s. w. hinzugekommen, und die Verlagshandlung, welche dieses Werk auch von ihrer Seite, rücksichtlich des Drucks und Papiers, bestens auszustatten gesucht hat, glaubt daher ein nützliches Unternehmen durch diese neue Ausgabe ausgeführt zu haben. Der Druck des zweiten Theils geht ununterbrochen fort, so daß kommende Ostermesse das Werk beendigt seyn wird.

Leipzig, im November 1831.

C. W. Schwickert.

[514] # Subscriptionsanzeige.

Deutsche Volksbibliothek.

Sie erscheint in unserem Verlage mit Anfang nächsten Jahres in wöchentlichen Lieferungen (deren 6 einen starken Oktavband ausmachen), zu zwei und zwei Drittel Groschen sächs., oder zwölf Kreuzer rheinl. oder drei und einen halben Silbergroschen Preuß. Courant, — ein Preis, der die allgemeinste Theilnahme zuläßt. —

Der erste und der zweite Band enthalten:

Geschichte des Badischen Landtags von 1831 von C. v. Rotteck.

Mit schönen Stahlstichen (Rotteck's und Welker's Portraits).

Alle Buchhandlungen Deutschlands empfangen und besorgen auf dies höchst wichtige Unternehmen Subscription. — Wem nach Empfang der ersten Zwölf Lieferungen Tendenz und Darstellung nicht zusagen, dem steht es frei, seine Subscription wieder aufzukündigen. —

Sammler bekommen von jeder Buchhandlung das siebente Exemplar unentgeldlich.

Das Bibliographische Institut.
Hildburghausen und New-York,
im Dezember 1831.

№ 2.

Intelligenz-Blatt

1832.

[8] Notiz für Deklamatoren, Concert- und Theater-Direktionen.

Die mit Beifall aufgenommene Musik zur Deklamation von Schiller's „Glocke" ist bei dem unterzeichneten Verfasser in correkter Abschrift der Partitur gegen Einsendung von fünf Dukaten Honorar zu haben.

Stuttgart, den 30. Dezember 1831.

Lindpaintner,
K. Würt. Hofkapellmeister.

[13] Anzeige für das Musik liebende Publikum.

Mit dem 1sten Januar 1832 beginnt der dritte Jahrgang der musikalischen Zeitschrift Iris, welche von Herrn L. Rellstab redigirt, in meinem Verlage erscheint. Dieselbe berichtet in gedrängter Kritik, über alle Erzeugnisse im Gebiete der musikalischen Composition, welche dem Publikum wichtig oder anziehend seyn dürften. Die leichteren Produktionen, die zu keiner tieferen Würdigung auffordern, geben oft Anlaß zu einer humoristischen Behandlung dessen, was in der Kunst nur dem vergänglichen Geschmack der Mode huldigt. Die ganze Kritik ist so berechnet, daß sie den wissenschaftlichen Musiker interessiren soll, ohne dem Dilettanten und Laien unverständlich zu seyn. — In kurzer Anzeige giebt die Iris auch eine Uebersicht der wichtigsten musikalischen Ereignisse sowohl in Berlin, als auch außerhalb. Namentlich läßt sie Paris, London, Wien und andere Hauptstädte Europa's nie aus dem Auge. Auf diese Weise vereint das Blatt das populäre Interesse mit dem künstlerischen. Von der Theilnahme die es gefunden, zeugt der Umstand, daß der erste Jahrgang, als elegante Brochüre versandt, auch in dieser Gestalt, in der er einen kritischen und historischen Katalog des merkwürdigsten in der Musikwelt bildet, zahlreiche Abnehmer gefunden hat. Der zweite Jahrgang wird auf dieselbe Art versendet werden. Zur Pränumeration auf den dritten lade ich hiermit ein. Es erscheint an jedem Freitage eine Nummer, und der ganze Jahrgang ist für 1½ Rthlr. durch jede Buch- oder Musikhandlung zu beziehen.

Berlin im Dezember 1831.

T. Trautwein.

[14] Der Freischütz

für 1832 kann bei jedem Postamte und jeder Buchhandlung, in Hamburg bei dem Herausgeber P. L. Gottfriedt, (neust. Fuhlentwiete Nr. 6) bestellt werden, und kostet, wie bisher, 1 Mark das Vierteljahr.

Hamburg, im Dezember 1831.

[10] In unserm Verlage erscheint auf Unterzeichnung bis Ostern 1832:

Hydrographisches Lexikon für die deutschen Staaten. Inhalt: Die Beschreibung aller großen und kleinen Flüsse, so wie der größern Bäche mit genauer Angabe ihres Bassins, ihres Laufs, ihrer Mündung, ihres Nutzens durch Bewässerung, Schiffbarkeit, Fischerei, Mühlen-, Hammer- und Hüttentrieb, ihre Wichtigkeit als militär. Punkte, ihrer Länge, Breite und Uebergänge auf Brücken und Fähren. Von dem Freiherrn L. v. Zedlitz. Mit einer Flußkarte. Subscriptions-Preis 2 Rthlr. 8 gGr. oder 4 fl. 12 kr. rheinl.

Für eine freundliche und zweckmäßige Ausstattung durch Druck und Papier in gr. 8. und für eine prompte Versendung der Exemplare an die verehrten Subscribenten, deren Namen dem Werke vorgedruckt werden, werden wir vorzügliche Sorge tragen.

Alle Buchhandlungen, wo auch die ausführlichere Anzeige und Unterzeichnungslisten bereit liegen, nehmen Bestellungen an.

Buchhandlung des Waisenhauses in Halle

[5] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Ablösung der Glieder in den Gelenken.

Von

Dr. F. Th. Zanders,

praktischem Arzte und Wundarzte in Düsseldorf.

134 Seiten in gr. 8.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub. 18 gGr. oder 1 fl. 20 kr.

Der Rec. in Hecker's sagt: „Der Verfasser hat sich durch die Herausgabe dieses Buchs ein Verdienst um den angehenden Praktiker und Studirenden erworben."

[9] In der Hennings'schen Buchhandlung in Gotha ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Desberger, Dr., Schwangerschafts-Kalender zum Gebrauch für eine leichte und sichere Be-

rechnung der Entbindung, nebst einem kurzen Unterrichte in Beziehung auf Schwangerschaft und Entbindung. Geh. gr. 8. à 5 Gr.

Fischer, Dr. A. F., Es wird Tag! — Deutschland darf die herrschende Brechruhr (Cholera) nicht als Pest und Contagion betrachten. Ein Wort an die hohen Staatsbeamten Deutschlands und zur Beruhigung des Publikums. Geh. gr. 8. à 4 Gr.

---

[12] Von dem Ende dieses Jahres in London herauskommenden Romane:

Eugene Aram

bythe author of Pelham etc.

wird in meinem Verlage eine deutsche Uebersetzung von Herrn Major C. Richard nächstens erscheinen.

Aachen, den 20. Dezember 1831.

J. A. Mayer.

---

[16] So eben ist erschienen:

Gegen L. Börne

den

Wahrheit-, Recht- und Ehrvergeßnen Briefsteller aus Paris. Von Dr. E. Meyer. Altona, Hammerich. gr. 8. geh. 3 Gr.

Ist in allen Buchhandlungen zu haben.

---

[15] So eben ist erschienen:

Der Freiheitskampf

der

Polen gegen die Russen.

Dritte und letzte Abtheilung.

Vom Tode des Feldmarschalls Diebitsch bis zu Polens Untergang.

8. Velinpapier, elegant broschirt 12 Gr.

Diese treue und freisinnige Darstellung des Heldenkampfes einer hochherzigen Nation, die in der Geschichte ewig fortleben wird, ist nun vollendet, und kostet komplet in 3 Abtheilungen 1 Thlr. 12 Gr.

Die Cholera.

Ein episch lyrisches Gedicht

von

Ernst Ortlepp.

Motto:

„Die Völker starben in Massen dahin; die Pfeile des tödtenden Gottes Wütheten rings.“

(Homer.)

2¼ Bogen Royal 8. Velinpapier, elegant broschirt 6 Gr.

[11] Anzeige für Journal-Freunde, Leihbibliotheken, Lese-Gesellschaften, Mode-Freunde, Theaterdirektoren und Schriftsteller, welche im Gebiete der Novelle und Erzählung etwas Vorzügliches zu leisten vermögen.

Die herrschende Vorliebe des lesenden Publikums für Novellen, Erzählungen, interessante Reise-Beschreibungen und Schilderungen der Sitten und Gewohnheiten der Bewohner großer Städte, vorzüglich des Treibens in Paris, London, Wien, Berlin, München, Dresden, Leipzig, Hamburg, Frankfurt, Karlsruhe und anderer Residenz- und Hauptstädte haben die Redaktion der Wiener allgemeinen Theaterzeitung und des Original-Blattes für Kunst, Literatur, geselliges Leben und Mode veranlaßt, auf obige Artikel im Jahre 1832 eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu wenden, daher nur

Original-Mittheilungen von den geschätztesten deutschen Dichtern zum Drucke bereit liegen und aufgenommen werden.

(Der Herausgeber bezahlt nämlich für den Druckbogen 16 Reichsthaler oder 24 fl. CM., welche gleich nach dem Abdruck eines Beitrages berichtigt werden, doch darf ein solcher Beitrag, namentlich eine Novelle nie unter 1 und nie über 4 bis 5 Druck-Bogen betragen.)

Um diesen beliebten Novellen und Erzählungen mit aller Rücksicht Raum zu geben, erscheint die Theaterzeitung von nun an

wöchentlich fünf Mal in Groß Quart und wird monatlich mit einem Umschlag und einem Inhalts-Verzeichnisse versehen, so daß man hierauf auch in monatlichen Heften Bestellungen machen kann. — Da die übrigen mit Beifall aufgenommenen Zweige dieses Blattes (das bis jetzt schon über 2000 Abonnenten zählt, indem die Löbliche Wiener Zeitungs-Expedition allein über 500 Exemplare versendet) mit vorzüglicher Auswahl besorgt werden, da die Correspondenz-Nachrichten aus allen bedeutenden Städten Europas; die Rubriken: Buntes aus der Zeit, aus der Musik- und vorzüglich aus der Theater-Welt; der litterarisch-kritische Anzeiger, das Kunstblatt und die Zeitung für Lustige (eine Aehrenlese ungedruckter Witz- und Scherz-Spiele) mit der größten Umsicht gewählt werden; da die Einschaltung eines stehenden Telegraphen von allen Hauptstädten, die Tagesinteressen berührend, aus welchem die Bilder vom Rhein, aus der Schweiz, aus Mailand u. s. w. ungemein günstige Aufnahme finden: so wird mit diesen Artikeln fortgefahren, und die Leser können auf äußerst interessante Mittheilungen rechnen.

Die Theaterzeitung wird hierdurch sich von jenen Journalen auszeichnen, welche nur ephemere Erscheinungen berühren und nach wenig Wochen keinen Werth mehr haben; auch wird sie nach Jahren noch als interessantes Buch von Original-Erzählungen zu gelten wissen, welches

Leihbibliotheken, Journal-Cirkeln und Lese-Gesellschaften nur willkommen seyn kann.

Außer diesem liefert aber auch die Theaterzeitung meisterhaft gezeichnete, in Kupfer gestochene und

herrlich collorirte Modenbilder,

über welche sich die Münchner Flora, die Breslauer Zeitung von Schall, der Freimüthige, der Planet, die Feierstunden, der Aufmerksame, die gemeinnützige Blätter, die Mitternachts-Zeitung, der Berliner Courier, die Luna, die Prager-Zeitung 2c. 2c. einstimmig dahin ausgesprochen haben, daß bis jetzt noch, in Deutschland und Frankreich keine schönern Mode-Kupfer erschienen seyen, ja daß sie selbst die Pariser des Petit Courier weit übertreffen.

(Alle Wochen werden verläßlich zwei, am Ende jeden Monats 4 Moden geliefert, so daß alle Jahr 128 Damen- und Herren-Moden, größtentheils von zwei Seiten aufgenommen, ausgegeben werden.)

Der Preis dieser Zeitung, welche im Gebiete der Novelle und Erzählung die frappantesten Gaben spendet, ist trotz dem,

daß jährlich 260 Blätter Text und 128 colorirte Moden ausgegeben werden,

nur 20 fl. CM. oder 13 Thaler 8 Groschen für den Jahrgang, für diesen Betrag liefert sie jede Buchhandlung Deutschlands, durch die Herren Gerold und Tendler in Wien, oder Herrn Weygand in Leipzig; doch kann man auch Exemplare ohne Kupfer im Wege des Buchhandels beziehen, von welchen der Jahrgang 16 fl. CM. oder 10 Thaler 16 Groschen Sächsisch kosten.

Bei den Löblichen Post-Aemtern in ganz Deutschland und außer Deutschland können jedoch nur Exemplare mit den Mode-Bildern bestellt werden, und ist sich hinsichtlich der unbedeutenden Aufzahlung wegen portofreier Zusendung nur mit den zunächst liegenden Post-Aemtern zu verständigen. Das Löbliche Obersthofpost-Amt zu Wien liefert sodann diese Zeitung franko bis an die österreichische Gränze gegen einen Betrag von 23 fl. 36 kr. CM. ganz und 11 fl. 48 kr. CM. halbjährig.

Beiträge, welche der Theaterzeitung zugedacht werden, sind an den Unterzeichneten durch Buchhändler-Gelegenheit oder durch den Postwagen einzusenden. Er erwartet jedoch, da Gedichte höchst ungern gelesen werden, vor allen Novellen und Erzählungen, welche die Theilnahme des Lesers in allen Theilen spannen und befriedigen.

Laut Wiener Zeitung vom 21. Dezember und allgemeiner Zeitung vom 24. Dezember d. J. sprechen sich die bedeutensten Journale des In- und Auslandes äußerst günstig über diese Theaterzeitung und das Original-Blatt aus. Sie nennen sie ein höchst interessantes Zeitblatt und rühmen ihren Reichthum an originellen Mittheilungen; ihre treffliche Novellen und Erzählungen und die wahrhafte Erheiterung, welche sie gewährt. Ihren Modenbildern wird aber allgemein der Rang vor allen ähnlichen Erscheinungen zugestanden, und Deutschland, ja selbst Frankreich besitzt kein Mode-Journal in welchem solche Pracht-Kupfer gefunden würden. Sie sind in der That die schönsten, welche man je gesehen.

Adolf Bäuerle,

Redakteur und Herausgeber der allgemeinen Theaterzeitung und des Original-Blattes in Wien, Wollzeile Nr. 780 nächst der k. k. Post.

[22] Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefe eines Lebenden.
Herausgegeben
von
F. F.
2 Bände. 8. geh. 3⅓ Thlr.

Frohsinn und Humor, überhaupt die Poesie des Lebens, walten in diesen Briefen um so freier vor, als sie nicht aus dem Nebellande des Spleens, sondern aus dem Lande des ewigen Frühlings, der Dichtung und Kunst geschrieben worden sind.

---

[7] Im Laufe des Jahrs 1831 erschien im Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar:

Bertuch's Bilderbuch für Kinder,
auch unter dem Titel:
Portefeuille des enfans
par F. J. Bertuch.
Nr. 224, 225, 226, 227. gr. 4. geheftet,

enthaltend auf 20 Tafeln 4 Affen des neuen Continents; 4 Marder; 5 Fasanen; 4 Sumpfvögel; 11 Fische; 3 Medusen; 6 Darstellungen vom Berg Sinai; 6 Darstellungen des Pariser Diorama; die Quellen des Uruguay; 2 Darstellungen Südamerikanischer Seilbrücken; 13 Darstellungen der Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool; 2 Darstellungen des alten und neuen Delhi; 3 Darstellungen der Edelsteingruben in Brasilien; 20 Darstell. der Diamanten; 4 Darstellungen des Birs Nimrod oder Thurms zu Babel.

Preis eines Heftes mit illuminirten Kupfern 16 Gr. S. — 20 Sgr. — 1 fl. 12 kr. — mit schwarzen Kupfern 8 Gr. S., — 10 Sgr. — 36 kr. — des ausführlich deutschen Textes dazu in gr. 8. 4 Gr. S. — 5 Sgr. — 18 kr.

Diese Encyclopädie in Abbildungen erfreut sich schon seit 38 Jahren des ungetheilten Beifalls des Publikums. Alle Gegenstände sind nach den besten Originalen in Kupfer gestochen, illuminirt und mit einer kurzen wissenschaftlichen Erklärung in deutscher und französischer Sprache begleitet. Man kann zu jeder Zeit, sowohl vollständige Exemplare, als auch einzelne Hefte bekommen.

---

[24] Empfehlungswerthe Werke in der Buchhandlung Joseph Max und Komp. in Breslau erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Oehlenschlägers Schriften. Zum erstenmale gesammelt als Ausgabe letzter Hand. Voran des Verfassers Selbstbiographie. 18 Bändchen. gr. 16. Velindruckpapier. 9 Rthlr. 10 Sgr.

Tausend und Eine Nacht. Arabische Erzählungen. Zum erstenmale aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt von Max. Habicht, Fr. H. von der Hagen und Karl Schall. 2te verb. und vermehrte Auflage. 15 Bändchen, mit 15

höchst geistreich gezeichneten Titelvignetten. gr. 16. Velindruckpapier. 6 Rthlr. 7½ Sgr.

Die Insel Felsenburg, oder wunderliche Fata einiger Seefahrer. Eine Geschichte aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts. Eingeleitet von Ludwig Tieck. 6 Bändchen. gr. 16. Velindruckpapier. 3 Rthlr. 25 Sgr.

Steffens, H., die Familien Walseth und Leith. Ein Cyklus von Novellen. 2te verb. Auflage. 5 Bändchen. gr. 16. Velindruckpapier. Geheftet. 3 Rthlr. 15 Sgr.

— — die vier Norweger. Ein Cyklus von Novellen. 6 Bändchen. 8. Velindruckpapier. 5 Rthlr. 25 Sgr.

— — Malkolm. Eine norwegische Novelle. 2 Bände. 8. Velindruckpapier. 4 Rthlr.

Wahrheit aus Jean Paul's Leben. Mit Jean Paul's Portrait und 2 Fac-Simila 6 Bändchen. 8. Velindruckpapier. 10 Rthlr. 2½ Sgr.

Harnisch, W., der Himmelsgarten. Eine Weihnachtsgabe für Kinder und kindliche Gemüther. Mit 4 Bildern. gr. 16. Geheftet. 1 Rthlr.

---

[6] **POETES FRANÇAIS CONTEMPORAINS**

Par Mmes * *

Par des chemins fleuris, par des sentiers d'épine,
Dans la sombre forêt voyageurs rassemblés,
Mais les uns clairvoyans, les autres aveuglés,
Tous chantent, en passant, quelque chanson divine.

Francfort s. M.

Sigismond Schmerber, éditeur.

Le prospectus très-étendu de cette intéressante publication se trouve chez les principaux Libraires et nous dispense d'entrer dans de plus amples détails sur sa forme intérieure.

Les POETES FRANÇAIS CONTEMPORAINS paraîtront au plus tard en Mai 1832 en un volume d'environ 500 pages in-octavo, cartonné à l'anglaise. La souscription, à raison de

1 Rthlr. 20 Gr. ou 3 fl. 12 kr.

restera ouverte jusqu'au 1er Mars, passé cette époque le prix sera augmenté.

Les personnes qui prennent intérêt à la littérature française ne manqueront pas d'accueillir avec empressement une collection, qui embrasse à-peu-près toutes les sommités littéraires de l'époque, et réunit leurs principales productions en un volume élégant et peu dispendieux.

---

[21] **Ankündigung.**

Deutsche National-Zeitung

aus Braunschweig und Hannover.

Unter diesem Titel erscheint seit dem September d. J. unter der Redaktion des Dr. Hermes, im Verlage der Unterzeichneten, eine neue politische Zeitung, welche sich bereits der ehrendsten Anerkennung und Theilnahme erfreut.

Immer allgemeiner politische Bildung unter allen Klassen deutscher Staatsbürger zu verbreiten, deutsche Nationalität immer mehr zu beleben, festes, aber streng gesetzliches und nie übereiltes Fortschreiten zum Bessern zu fördern, ist das deutlich ausgesprochene Streben der Redaktion. Dieses Ziel stets im Auge behaltend, wird die deutsche Nationalzeitung, ihrer reindeutschen Tendenz treu, gleichweit entfernt von knechtischer Unterwürfigkeit und von aufwieglerischer Zügellosigkeit, mit Freimuth, aber auch mit Mäßigung ihre Ueberzeugung aussprechen, und unbefangen das Gute anerkennen und das Schlechte rügen, wo sie es findet.

Den eigentlich politischen Nachrichten, welche durch Benutzung aller besseren deutschen und ausländischen Journale, in Verbindung mit einer ausgebreiteten Privat-Correspondenz sehr schnell gegeben werden können, geht an der Spitze jeder Nummer eine raisonnirende Uebersicht und Zusammenstellung des Neuesten und Wichtigsten was der Tag gebracht hat, in der Art der leading articles der besseren englischen Journale, voran. Kein Vorfall von allgemeinem, von europäischem Interesse, soll vorübergehen, der hier nicht seinen Ursachen, seiner Bedeutung und seinen Folgen nach, gewürdigt würde. Durch diese raisonnirenden Aufsätze, durch streng gehaltene Farbe und Einheit des Planes, hat die Deutsche National-Zeitung eine selbstständige Stellung unter den deutschen Zeitungen eingenommen, und wir dürfen als Beleg, daß ihr dieses gelungen ist, und wohl auf das Urtheil eines so kompetenten Richters, wie der hochgeachtete Pölitz, beziehen, der in seinen Jahrbüchern für Staatskunst, Januarheft 1832, unter andern die Ueberzeugung ausspricht, „daß die deutsche Nationalzeitung für den deutschen Norden das werden wird, was die Augsburger Allgemeine Zeitung für den deutschen Süden ist."

In Bezug auf das Nähere des Planes erlauben wir uns, auf die umfassendere Ankündigung und Probe-Nummer zu verweisen, welche durch alle löbl. Postämter und Buchhandlungen gratis zu beziehen ist. Das Blatt erscheint täglich, mit Ausnahme der Sonntage, in groß Folio-Format, in deutlichem Drucke, auf feinem Velinpapier, und kostet hier quartaliter nur 1 Rthlr. 10 gGr.

Wir glauben alle Freunde einer freisinnigen und selbstständig-deutschen Politik auf dieses Unternehmen aufmerksam zu machen, und es ihrer Beachtung und Theilnahme empfehlen zu dürfen.

Braunschweig, im Dezember 1831.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Berichtigung.

In Nr. 34 dieses Blattes ist im Verzeichniß der im Jahr 1831 in der Unterzeichneten erschienenen Verlags-Artikel aufzunehmen vergessen worden:

Thiersch, Fr. von, über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Baiern. III. Band. 3s Heft. gr. 8. 1 fl. 45 kr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In Nr. 31. dieses Blattes hat sich bei der auf der 4ten Spalte befindlichen Anzeige folgender Druckfehler eingeschlichen:

Osnabrück, bei Fr. Ruckhart soll heißen: Osnabrück bei Fr. Rackhorst ist erschienen:

№ 3.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 2.

[505] Höchst wichtiges Werk für Aerzte.

So eben ist in der Unterzeichneten erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die
Wirkung
der
Arzneimittel und Gifte
im
gesunden thierischen Körper.
Nach fremden und eigenen Beobachtungen
bearbeitet
von
Dr. Carl Wibmer,
praktischem Arzte und Privatdocenten in München.
1s Heft, gr. 8.
Preis 1 fl. 30 kr. oder 20 gr.

Wir erlauben uns, auf dieses wichtige, einzig in seiner Art dastehende Werk, welches 10 bis 12 Hefte umfassen wird, aufmerksam zu machen. Die Hefte, 12 bis 15 Bogen stark, erscheinen in Zwischenräumen von 3 bis 4 Monaten. Der Preis eines jeden Heftes ist auf 1 fl. 30 kr. oder 20 gr. festgesezt. Das Ganze wird in alphabetischer Ordnung abgefaßt und seine Brauchbarkeit dadurch sehr erhöht. Wer sich näher über den Plan so wie die Einrichtung des Werkes belehren will, den verweisen wir auf das Werk selbst, so wie auf die Ankündigung, die demselben beigelegt ist. —

München, im Dezember 1831.

Literarisch-artistische Anstalt.

---

[526] Stuttgart und Tübingen. So eben ist in unserem Verlage erschienen:

Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der würtembergischen Gesetze, herausgegeben von Dr. Reyscher. IV. Band, enthaltend der Gerichts-Gesetze ersten Theil von Chr. H. Miecke, Rechtskonsulent. XVIII und 464 Seiten. gr. 8.

Die übrigen Gerichtsgesetze, so wie ein Theil Kirchengesetze, werden im Laufe des nächsten Jahrs erscheinen, worauf sofort die Kirchen- und Schul-Gesetze, Regierungs-, Finanz- und Militär-Gesetze in schneller Folge erscheinen werden.

Statt jeder Empfehlung des Werkes wiederholen wir die schon früher gemachte Anzeige, daß von Seiten der königlichen Ministerien je vor dem Drucke eine Revision desselben angeordnet ist, und wir sind so glücklich, jezt noch die weitere Nachricht beifügen zu können, daß Seine Königliche Majestät die Anschaffung dieser Gesetz-Sammlung für sämmtliche Central-, Kreis- und Bezirks-Behörden des Königreichs gnädigst genehmigt haben. Hieraus dürfte die Wichtigkeit und für Manchen wohl die Unentbehrlichkeit der Sammlung am sichersten zu entnehmen seyn.

Das Unternehmen selbst ist auf 15 Bände berechnet. Subscribenten auf die ganze Sammlung erhalten das Alphabet (23 Bogen) zu 1 fl. 54 kr. und bezahlen den ungefähren Betrag des lezten Bandes von 2 fl. 30 kr. jezt schon voraus, worauf dann seiner Zeit abgerechnet wird. Wer nur auf einzelne Abtheilungen des Werkes unterzeichnet, zahlt das Alphabet mit 2 fl. 24 kr., wovon der Ladenpreis 3 fl. ist.

Hiernach kostet nun der neu erschienene vierte Band die Subscribenten auf das ganze Werk 2 fl. 36 kr.; diejenigen, welche auf die Sammlung der Gerichts-Gesetze allein unterzeichnen, 3 fl. 6 kr., und die Abnehmer im Ladenpreis 3 fl. 54 kr.

Bis jezt stehen beide Subscriptionsarten noch Jedem offen, und wer also von der ersteren Gebrauch macht, hat die 3 ersten Bände (Sammlung der Staatsgrund-Gesetze) mit 10 fl. 25 kr., den vierten mit 2 fl. 36 kr. und (pränumerationsweise) den lezten mit 2 fl. 30 kr. auf einmal zu bezahlen.

Endlich wird auch die Abtheilung der Staatsgrund-Gesetze, die nachher auf 15 fl. 39 kr. zu stehen kommt, noch einzeln im zweiten Subscriptionspreise von 12 fl. 30 kr. abgegeben. Die Abgabe von einzelnen Bänden kann zwar jezt auch, aber nur im Ladenpreis berechnet, Statt finden.

Im December 1831.

J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

---

[18] Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege. Herausgegeben von dem Criminaldirektor Hitzig in Berlin. Erster Band, 1828, 458 Seiten; Zweiter Band, 1828, 446 S.; Dritter Band, 1829, 378 S.; Vierter Band, 1829, 424 S.; Fünfter Band, 1829, 446 S.; Sechster Band, 1830, 426 S.; Siebenter Band, 1830, 462 S.; Achter Band, 1830, 458 S.; Neunter Band, 1831, 452 S.; Zehnter Band, 1831, 436 S.; Eilfter Band, 1831, 512 S.; Zwölfter Band, 1831, 425 S. gr. 8. (Jeder Band zerfällt in zwei Hefte, die von I—XXIV. bezeichnet sind, und wird auch im nächsten Jahre

1832 ganz auf die nämliche Weise fortgesetzt.)
Preis der ersten zwölf Bände 24 Rthlr.,
auf ein Jahr herabgesetzter Preis 16 Rthlr.

In den Göttinger Anzeigen Stück 65 von 1831 heißt es von diesen Annalen: „So sehr man es auch erwarten konnte, daß der als ausgezeichneter Geschäftsmann und vielseitiger Gelehrter rühmlichst bekannte Hr. Herausgeber auch bei der Redaktion dieser Annalen den Hoffnungen entsprechen würde, welche das juristische Publikum in ihrer Hinsicht hegte, eben so dreist darf man behaupten, daß jene Erwartungen in voller Maße erfüllt sind, und daß das Urtheil in Betreff der so trefflich und umsichtig erreichten Ausführung des bei der Herausgabe beabsichtigten Zwecks nur unbedingt zu Gunsten des Hrn. Herausgebers ausfallen kann. Wer es, sey es als Theoretiker, sey es als Praktiker, nur irgend gefühlt hat, auf welchem unsichern Boden die Berufung auf eine, bei der Anwendung der veralteten und dem jetzigen Rechtszustande so wenig angemessenen gemeinrechtlichen Quellen des Criminalrechts so wesentlich nothwendig gewordene, Ansicht der dieselben modificirenden, abändernden und erläuternden, allgemeinen Praxis oder eines allgemeinen Gerichtsgebrauchs, beruht, dem muß nothwendig ein Werk äußerst willkommen seyn, welches, wie das vorliegende, zur Nachweisung und zur Erkenntniß dieser Praxis die reichhaltigsten Materialien enthält; auf der andern Seite aber wird auch dem Geschäftsmanne durch die Fülle der, wenn gleich gedrängt, aber dennoch in ihren wesentlichen Thatumständen mitgetheilten Rechtsfälle aus dem Auslande (England, Spanien, Portugal, Frankreich, den außereuropäischen Welttheilen) eine Gelegenheit zur Uebung seines praktischen Blicks bei dem Inquiriren und bei Beurtheilung der verbrecherischen Zustände dargeboten, die ihm bisher durchaus ermangelte, so daß auch in dieser Richtung das vorliegende Werk als einzig in seiner Art dasteht. Einer besondern Empfehlung dieses, so ganz und gar auf das Bedürfniß berechneten Werks bedarf es daher gewiß nicht, und dieses um so weniger, als der wachsende Beifall, welcher eine Erweiterung desselben, in Bezug auf die Vermehrung der in jedem Jahre erscheinenden Bändezahl, nothwendig gemacht hat, zu erkennen gibt, wie sehr der Werth desselben von dem juristischen Publikum bereits anerkannt worden ist."

Daß ein Werk, welches ähnliche Beurtheilungen in allen deutschen kritischen Instituten erfahren hat (ich verweise z. B. auf die Jenaische Allg. Lit. Zeitung, auf Schunks Jahrbücher der jurist. Literatur u. s. w.*), durch Mangel an beifälliger Aufnahme den Verleger nicht bestimmen kann, es im Preise herabzusetzen, liegt wohl zu klar am Tage, als daß es hierüber einer besonderen Bemerkung bedürfte. Und dennoch sehe ich mich zu dieser Maaßregel durch die Rücksicht auf die traurigen Zeitumstände veranlaßt, welche eine Summe von 24 Rthlr. schon als eine bedeutende Ausgabe erscheinen lassen. Um daher den Gerichtsbibliotheken und einzelnen Geschäftsmännern den Ankauf der ihnen unentbehrlichen Sammlung zu erleichtern, will ich für diejenigen, welche den Jahrgang 1832 der Annalen bei der ihnen zunächst gelegenen Buchhandlung bestellen, den Preis der Jahrgänge 1828 — 1831 oder der ersten zwölf Bände auf ein Jahr von 24 Rthlr. auf 16 Rthlr. herabsetzen. Mit dem 1. Januar 1833 tritt, insofern dann noch complette Exemplare vorhanden seyn sollten, unwiderruflich der alte Ladenpreis wieder ein.

Berlin, den 31. Dez. 1831.

Ferd. Dümmler.

*) In der eben erschienenen 11ten Ausgabe von Feuerbach's Lehrbuch des gemeinen peinlichen Rechts sagt der berühmte Hr. Verfasser von diesen Annalen und der Zeitschrift für die Preuß. Criminalrechtspflege des Hrn. Herausgebers: „Beide Zeitschriften sind für den Praktiker und Theoretiker gleich wichtig."

---

[23] So eben ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes sogleich zu beziehen:

Bildnisse
der
berühmtesten Menschen
aller Völker und Zeiten.
Fünf und dreisigste und letzte Suite
Subscriptionspreis 1 Rthlr. 8 Gr.

Zwickau, im Dezember 1831.

Gebrüder Schumann.

---

[25] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das
Reich der Finsterniß.
Zeitklänge
dem Dichter der
„Spaziergänge eines Wiener Poeten"
geweiht
von
Hans Normann.
8. elegant gedruckt und broschirt. 10 Gr.

Leipzig, im Dezember 1831.

Brüggemann'sche Verlags-Expedition.

---

[20] Bei Friedrich Wagner in Freiburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karls X.
und seiner Familie Verbannung; aus dem Französischen des Vic. v. Chateaubriand. (Dessen sämmtlicher Werke 53stes Bändchen.) Preis 6 Gr. oder 24 kr.

---

[26] **Erhebungsrolle**
der Abgaben, welche von Gegenständen zu entrichten sind, die entweder aus dem Auslande eingeführt, oder durchgeführt, oder aus dem Lande aus-

geführt werden; für die Jahre 1832, 1833 und 1834. Magdeburg bei Rubach.
Preis 5 Sgr.

---

[27] **Paris**
ou le livre des Cent-et-Un.
Tome deuxième.
Druckpapier 12 Gr. Velinpapier 1 Rthlr. 4 Gr.

Anerbieten
an diejenigen Personen, welche, bereits im Besitze dieses Werkes, der gegenwärtigen Ausgabe den Vorzug geben.

Wir nehmen, mit Ausnahme der Pariser, jede andere Ausgabe des ersten Bandes an Zahlung gegen die unserige an, und bringen bei Ablieferung des letzten Bandes den vollen Betrag dafür in Abzug. Bei den Ausgaben, die einen höhern Preis haben als die unserige, findet dieser Tausch gleichfalls, jedoch ohne Vergütung des Mehrbetrags, statt; auch bezieht sich dieses Anerbieten nur auf den ersten Theil und erlischt mit dem Erscheinen der folgenden Theile.

Alle mit uns in Verbindung stehenden Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, den Abnehmern dieses Buches denselben Vortheil zu gewähren.

Der 3te Band erscheint im Februar.

Unter der Presse befinden sich:

Demosthenis Philippica II. secundum codd. mscr. recognita. Prolegomenis et annotatione perpetua illustravit Joannes Teod. Voemel, Gymn. Francof. Rector et Prof. 8. 1832.

Ludwig der Fromme. Oder Geschichte der Auflösung des großen Frankenreiches. Von F. Funck. gr. 8. 1832.

Palaeologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe. Von Herm. v. Meyer. gr. 8. 1832.

Beurtheilung Napoleon's und seiner neuesten Tadler und Lobredner. Von F. C. Schlosser, gr. 8.
(Abdruck aus dem Archiv für Geschichte und Literatur.)

POETES FRANÇAIS CONTEMPORAINS. Par Mmes ** Un Volume 8. 1832. Subscriptionspreis 1 Rthlr. 20 Gr.

Frankfurt a. M. im Januar 1832.
Siegmund Schmerber.

---

[30] **Subscriptions-Anzeige.**

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig wird erscheinen:

Dr. A. G. Lange's
(Rektor zu Schulpforta)
literarischer Nachlaß.

Bestehend in Schriften zur Alterthumswissenschaft, über literarische Gegenstände und Schulreden.

Der verewigte Verfasser ist der literarischen Welt als Schriftsteller und Direktor einer der bedeutensten, gelehrten Bildungsanstalten Deutschlands wohl bekannt.

Das Werk wird also keiner vorläufigen Empfehlung bedürfen, sondern seinen Freunden und Schülern willkommen seyn.

Es wird im Sommer dieses Jahrs in einem Bande, schön gedruckt, erscheinen und bis dahin den Subscribenten für ⅔ des künftigen Ladenpreises geliefert.

Ausführliche Anzeigen darüber sind an alle Buchhandlungen versandt.

---

[28] In der unterzeichneten Buchhandlung ist so eben erschienen:

Fastenalmanach auf das Jahr 1832. 1r Jahrgang. 12. cartonirt mit Goldschnitt 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Merseburg, die Buch- und Kunsthandlung von
Fr. Weidemann.

---

[29] So eben ist versandt:

Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst. Eine Monatsschrift herausgegeben vom Hofrath rc. Pölitz. 1832. Februar (der 5te Jahrgang 6 Rthlr.)

Inhalt: Die Reformation und die Revolution, geschichtliche Parallele von Dr. Bretschneider. — Ueber das Verhältniß zwischen Verwaltung und Justiz in Hessen. — Dr. von Rühl. — Das königliche Veto, vom Dr. F. Murhard. — Recensionen über Rehbergs, Pfisters, Böttigers, v. Kampen's, Pölitz, Ulmensteins neueste Schriften und Erinnerungen an Minister vom Stein.

Leipzig, den 3. Januar 1832.
Hinrichs'sche Buchhandlung.

---

[17] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Keepsake américain. 1832. Mit 12 Stahlstichen von Ellis, Neaglo, Kelly, Durand und andern. 12. New-York. (Leipzig, in Commission bei Joh. Ambr. Barth.) geh. 2 Thlr. — In Seide gebunden 2 Thlr. 12 Gr. In gepresstem Lederband 3 Thlr. — In Maroquinband 4 Thlr.

---

[40] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Keine Schnürbrüste mehr!

Oder Darstellung der großen Nachtheile und der für Gesundheit und Leben höchst traurigen Folgen, welche das Tragen der Schnürbrüste, insbesondere aber das feste Schnüren bewirken. Eine beherzigenswerthe Schrift für Deutschlands Frauen und Jungfrauen, Erzieher und Erzieherinnen. Von Dr. Riedel. Mit Abbildungen. 8. Geh. Preis 12 Gr.

[11] Anzeige für Journal-Freunde, Leihbibliotheken, Lese-Gesellschaften, Mode-Freunde, Theaterdirektoren und Schriftsteller, welche im Gebiete der Novelle und Erzählung etwas Vorzügliches zu leisten vermögen.

Die herrschende Vorliebe des lesenden Publikums für Novellen, Erzählungen, interessante Reise-Beschreibungen und Schilderungen der Sitten und Gewohnheiten der Bewohner großer Städte, vorzüglich des Treibens in Paris, London, Wien, Berlin, München, Dresden, Leipzig, Hamburg, Frankfurt, Karlsruhe und anderer Residenz- und Hauptstädte haben die Redaktion der Wiener allgemeinen Theaterzeitung und des Original-Blattes für Kunst, Literatur, geselliges Leben und Mode veranlaßt, auf obige Artikel im Jahre 1832 eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu wenden, daher nur

Original-Mittheilungen von den geschätztesten deutschen Dichtern zum Drucke bereit liegen und aufgenommen werden.

(Der Herausgeber bezahlt nämlich für den Druckbogen 16 Reichsthaler oder 24 fl. CM., welche gleich nach dem Abdruck eines Beitrages berichtigt werden, doch darf ein solcher Beitrag, namentlich eine Novelle nie unter 1 und nie über 4 bis 5 Druck-Bogen betragen.)

Um diesen beliebten Novellen und Erzählungen mit aller Rücksicht Raum zu geben, erscheint die Theaterzeitung von nun an

wöchentlich fünf Mal in Groß Quart und wird monatlich mit einem Umschlag und einem Inhalts-Verzeichnisse versehen, so daß man hierauf auch in monatlichen Heften Bestellungen machen kann.— Da die übrigen mit Beifall aufgenommenen Zweige dieses Blattes (das bis jetzt schon über 2000 Abonnenten zählt, indem die Löbliche Wiener Zeitungs-Expedition allein über 500 Exemplare versendet) mit vorzüglicher Auswahl besorgt werden, da die Correspondenz-Nachrichten aus allen bedeutenden Städten Europas; die Rubriken: Buntes aus der Zeit, aus der Musik- und vorzüglich aus der Theater-Welt; der literarisch-kritische Anzeiger, das Kunstblatt und die Zeitung für Lustige (eine Aehrenlese ungedruckter Witz- und Scherz-Spiele) mit der größten Umsicht gewählt werden; da die Einschaltung eines stehenden Telegraphen von allen Hauptstädten, die Tagesinteressen berührend, aus welchem die Bilder vom Rhein, aus der Schweiz, aus Mailand u. s. w. ungemein günstige Aufnahme finden: so wird mit diesen Artikeln fortgefahren, und die Leser können auf äußerst interessante Mittheilungen rechnen.

Die Theaterzeitung wird hierdurch sich von jenen Journalen auszeichnen, welche nur ephemere Erscheinungen berühren und nach wenig Wochen keinen Werth mehr haben; auch wird sie nach Jahren noch als interessantes Buch von Original-Erzählungen zu gelten wissen, welches

Leihbibliotheken, Journal-Cirkeln und Lese-Gesellschaften nur willkommen seyn kann.

Außer diesem liefert aber auch die Theaterzeitung meisterhaft gezeichnete, in Kupfer gestochene und

herrlich collorirte Modenbilder,

über welche sich die Münchner Flora, die Breslauer Zeitung von Schall, der Freimüthige, der Planet, die Feierstunden, der Aufmerksame, die gemeinnützige Blätter, die Mitternachts-Zeitung, der Berliner Courier, die Luna, die Prager-Zeitung &c. &c. einstimmig dahin ausgesprochen haben, daß bis jetzt noch, in Deutschland und Frankreich keine schönern Mode-Kupfer erschienen seyen, ja daß sie selbst die Pariser des Petit Courier weit übertreffen.

(Alle Wochen werden verläßlich zwei, am Ende jeden Monats 4 Moden geliefert, so daß alle Jahr 128 Damen- und Herren-Moden, größtentheils von zwei Seiten aufgenommen, ausgegeben werden.)

Der Preis dieser Zeitung, welche im Gebiete der Novelle und Erzählung die frappantesten Gaben spendet, ist trotz dem,

daß jährlich 260 Blätter Text und 128 collorirte Moden ausgegeben werden,

nur 20 fl. CM. oder 13 Thaler 8 Groschen für den Jahrgang, für diesen Betrag liefert sie jede Buchhandlung Deutschlands, durch die Herren Gerold und Tendler in Wien, oder Herrn Weygand in Leipzig; doch kann man auch Exemplare ohne Kupfer im Wege des Buchhandels beziehen, von welchen der Jahrgang 16 fl. CM. oder 10 Thaler 16 Groschen Sächsisch kosten.

Bei den Löblichen Post-Aemtern in ganz Deutschland und außer Deutschland können jedoch nur Exemplare mit den Mode-Bildern bestellt werden, und ist sich hinsichtlich der unbedeutenden Aufzahlung wegen portofreier Zusendung nur mit den zunächst liegenden Post-Aemtern zu verständigen. Das Löbliche Oberstpostpost-Amt zu Wien liefert sodann diese Zeitung franko bis an die österreichische Gränze gegen einen Betrag von 23 fl. 36 kr. CM. ganz und 11 fl. 48 kr. CM. halbjährig.

Beiträge, welche der Theaterzeitung zugedacht werden, sind an den Unterzeichneten durch Buchhändler-Gelegenheit oder durch den Postwagen einzusenden. Er erwartet jedoch, da Gedichte höchst ungern gelesen werden, vor allen Novellen und Erzählungen, welche die Theilnahme des Lesers in allen Theilen spannen und befriedigen.

Laut Wiener Zeitung vom 21. Dezember und allgemeiner Zeitung vom 24. Dezember d. J. sprechen sich die bedeutensten Journale des In- und Auslandes äußerst günstig über diese Theaterzeitung und das Original-Blatt aus. Sie nennen sie ein höchst interessantes Zeitblatt und rühmen ihren Reichthum an originellen Mittheilungen; ihre treffliche Novellen und Erzählungen und die wahrhafte Erheiterung, welche sie gewährt. Ihren Modenbildern wird aber allgemein der Rang vor allen ähnlichen Erscheinungen zugestanden, und Deutschland, ja selbst Frankreich besitzt kein Mode-Journal in welchem solche Pracht-Kupfer gefunden würden. Sie sind in der That die schönsten, welche man je gesehen.

Adolf Bäuerle,

Redakteur und Herausgeber der allgemeinen Theaterzeitung und des Original-Blattes in Wien, Wollzeile Nr. 780 nächst der k. k. Post.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sechs und zwanzigster Jahrgang.

1832.

Februar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1832.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neusten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Kunst-Blatt.

Literatur-Blatt.

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Februar 1832.

Pastillos Rufillus olet, Gorgonius hircum.

Horat.

Die Musiker.

Wer ist jener Fashionable mit zierlich frisirtem Lockenkopfe, dessen Eleganz männiglich bewundert? Sein, aus den Händen des ersten aller Pariser Kleiderkünstler hervorgegangener Frack wird in Schnitt und Farbe zum Muster dienen; ein solcher Frack par excellence verdient die Ehre, lithographirt, in Kupfer gestochen zu werden; er muß im Modejournal paradiren. Das weit ausgeschnittene Gilet läßt einen blendend weißen, mit höchster Sorgfalt gefältelten und gesteiften Battist sehen. Auf diesem, von goldgefaßten Rubin- und Saphiragraffen glänzenden, Linnenpanzer kreuzt sich die goldene Uhrkette mit dem Lorgnonbande. Die Cravatte ist ein wahres Meisterwerk der Kunst; zehn, funfzehn, vielleicht zwanzig Mousselintücher wurden zusammengelegt, zerknittert, der Wäscherin zurückgeschickt, bis endlich diese Schleife, deren hohen Werth und Kunstvollendung nur Kenner zu würdigen wissen, gelang. Ein Kastor von der allerfeinsten Sorte, durchbrochene Seidenstrümpfe, knapp anliegende, gleich englischem Stahle leuchtende Schuhe, den Schnee an Weiße überbietende Handschuhe, ein goldbeschlagenes Stöckchen machen die Toilette unsers Dandy vollständig. Sein Kinn ist zwar nur halb rasirt, mit wie vieler Kunst sind aber die stehengebliebenen Haare berechnet, wie glatt, gleichsam polirt sind die rasirten Stellen! Welch malerischen Kontrast bilden dieser, von einem Ohr zum andern in Form eines Hufeisens hinziehende Bart, und das Schnurrbärtchen, dessen Conturen duftende Wichse festhält! Welch meisterlich berechnete Harmonie der Farben in den verschiedenen Elementen dieser Toilette! Diese blendendweißen Pantalons, diese Schuhe, deren äußerster Rand sogar seinen Glanz behalten, bezeugen, daß unser Dandy nicht zu Fuße geht und ein rasches Fuhrwerk ihn vom Café de Paris nach dem Foyer des Italiens gebracht hat, obgleich beide Versammlungsorte der eleganten Welt kaum hundert Schritte auseinander liegen. Wer ist dieser Raffiné, dieser Petitmaitre, dieser Muskadin, dieser Incroyable, dieser Merveilleur, dieser Fashionable, dieser Dandy? Ein Künstler, ein Musiker.

So kleinliche Sorgfalt, solche Recherche in der Toilette würde bei einem vernünftigen Manne, einem Manne von Geist, lächerlich scheinen; einem Artisten verzeiht man, wie einer reizenden Dame, diese Marotte, diese Schwäche. Daß Leute, deren Geschäft im Singen und Singenlassen, in Malen, Verse- oder Prosaschreiben besteht, einer solchen faden Koquetterie fröhnen, findet man natürlich.

Wer ist jener sonderbare Mensch mit so vernachläßigtem Aeußern? Seine Wäsche ist ziemlich rein, seine Gilet aber schmutzig, und seit wenigstens vier Tagen hat kein Scheermesser sein Kinn berührt. Sein Hemd zieren keine Goldknöpfe; wozu? er läßt es ja nie sehen. Sein schwarzes Halstuch ist ganz einfach geschlungen und wie ein Strick um den Hals zusammengedreht. Bis zum Rücken hinauf mit Koth bespritzt, sollte er in einen Winkel

des Parterres sich verstecken; aber nein, er ergeht sich mitten unter einem eleganten, Wohlgerüche duftenden Schwarme; seine plumpen Hufeisenstiefeln ruiniren die rothen Teppiche auf den Treppen und in den Corridors des Favarttheaters; man könnte seine Tritte darauf zählen. Der Regen hat ihn durchnäßt, sein Hut hängt schlapp herab, noch glänzen die Tropfen auf seinem Sammtkragen. Man deutet mit Fingern auf ihn, was kümmert's ihn? Der Schnitt seines Fracks schreibt sich von zwei Jahren her, er ist abgetragen, aber sein Inhaber zieht ihn dem elegantesten Kleide vor. Dieß Stück seiner Garderobe dereinstens wechseln zu müssen, ist ein schrecklicher Gedanke für ihn. Er ist nicht geizig, und seine Umstände würden eine solche Ausgabe sehr wohl erlauben, er möchte aber immer nur alte Kleider tragen. Seine Haltung ist aber anständig; er hat in der galanten Welt geglänzt und ihr noch keineswegs entsagt. Seine Handschuhe, das beste Mittel, sie nicht zu zerreißen, trägt er in der Tasche. Er könnte einen Stock sich zulegen, dieß unnütze Möbel aber hindert bei jedem Schritte. Obgleich unsers Mannes Toilette immer schlecht im Stande, oder schlecht gewählt ist, sieht man ihn doch nie im Ueberrocke; dieß Kostüme scheint ihm zu sehr Negligé und hindert im Gehen. Wer ist dieser Rüstre, dieser ungeleckte Bär? Ein Künstler, ein Musiker.

Solche Vernachläßigung, solche gänzliche Nichtbeachtung des Anstandes könnte an einem, durch sein Geschäft in die glänzendsten musikalischen Cirkel der Hauptstadt berufenen Manne in der That lächerlich erscheinen; aber nein, es ist ein Künstler, dieß Wort entwaffnet die Kritik. Die wenige Sorgfalt in seinem Anzuge erscheint als nothwendige Folge der Wichtigkeit und Menge seiner Beschäftigungen. Er ist zerstreut, sorglos — ganz natürlich; ist nicht rasirt — je nun, er arbeitete gerade an einem Finale, einer Cavatine. Er ist beschmuzt — wahrscheinlich geht er zu Fuße, um seiner vollen Freiheit zu genießen, seinen Ideen nachhängen zu können. Im Gehen spinnt sich gar Manches aus, blizt mancher glückliche Gedanke auf. Es ist ein Künstler, dieß Wort entschuldigt Alles, selbst das kaum zu Entschuldigende.

Der Künstler beantwortet keinen Brief, erwiedert keinen Besuch, erscheint bei großen Diners erst eine halbe Stunde, nachdem servirt ist. Ein anderes Mal nimmt er eine Soirée an, bleibt aber aus. Solche Unhöflichkeiten würden bei jedem Andern auffallen und gerügt werden, Künstlern verzeiht man sie. Er ist thätig, voll Ehrgeiz, somit ist Müßiggang seine Sache nicht; wandelt ihn aber die Laune an, acht Tage einmal zu faullenzen, wenn man ihm eine Landparthie vorschlägt, sogleich darauf einzugehen, einen Monat auszubleiben, so wird gegen eine solche Escapade Niemand etwas einwenden. Er kann ja auf dem Lande seine Muße nützen; beschäftigte er sich aber auch nur mit Vogelfang, seine Zeit wäre darum doch nicht verloren. Er rastet aus, schöpft Luft und läßt seine Geistesersparnisse später wuchern. An den glänzendsten, angenehmsten, genußreichsten Cirkeln nimmt er Theil, ohne den damit verknüpften Verpflichtungen sich unterworfen zu sehen; in allen Schauspielen, Konzerten erwartet ihn sein Platz; er bezahlt ihn lediglich mit der Gunst seiner Gegenwart. Er ist allenthalben gesucht, gefeiert, nimmt eine Einladung an, wie man eine Gnade bewilligt, genießt alle Vorzüge eines großen Vermögens, ohne mit seinem Verwalter rechnen zu müssen; er wird auf zwanzig Schlösser gebeten, gleich den Troubadours der Vorzeit von den reizendsten Damen mit dem zartesten Wohlwollen behandelt, und so läßt der Künstler sich gehen, überläßt sich dem Strome, und ist an das Annehmen dermaßen gewöhnt, daß er Alles annimmt — selbst das Ehrenkreuz.

Was gleicht dem Glücke, Künstler zu seyn, ohne dabei zu verhungern; als Künstler ein anständiges Vermögen zu besitzen, seine Töchter anständig ausstatten zu können! Ein glänzendes Vermögen, das der Geigenbogen oder die Feder uns erworben — eine solche Wonne muß zu Großem, Erhabenem begeistern. Indessen ist sie nur der kleinsten Zahl beschieden; doch dieß ist in der Ordnung: jene Auserwählten sind der Gipfel der Pyramide. Haben die Librettoschmiede, die Partiturenfabrikanten auch nur Scribe und Rossini im Auge, diese einzigen Beispiele allein reichten hin, beide Banden bei gutem Muthe zu erhalten. Sie sehen einen Glücklichen auf der Spitze des Klettermastes, wie er oben auf dem Ringe behaglich rastet, die Kränze sich zueignet, sich damit schmückt, die gewürzten Würste mit Behagen verzehrt, der Flasche nach Belieben zuspricht. Er schwebt dort oben, ist aber auch nicht aus den Wolken gefallen; dorthin zu gelangen, ist doch möglich. Also frisch an den Mast! hinan! ohne Kräfte und Geistesgaben zu prüfen. Nach einigen Anstrengungen macht die Mehrzahl Halt, andere behaupten sich in den Mittelregionen; einige, bei denen Gaben und Ehrgeiz in Mißverhältniß stehen, streben zu hoch hinan, stürzen aber dermaßen derb herab, daß sie den Hals brechen; der Gipfel bleibt immer wie bisher besezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Fortsetzung.)

Das Innere des denkwürdigen Eilandes Java, von dessen östlichem Ende gegen Westen, so weit geognostische Untersuchungen reichen, ist vorherrschend basaltisch. Ein Streifen von Fluthland, Java der Breite nach durchzie-

hend, scheidet die vulkanischen Gebilde oberflächlich in zwei ungleiche Hälften. Von sogenannten Primitivgesteinen keine Spur, obwohl dieselben vielleicht nicht sehr tief unterhalb der basaltischen Decke vorhanden seyn mögen. Nur Jurakalk zeigt sich, niedere Berge und Hügel auf der Süd- und Nordseite der Insel ausmachend, und diese kalkigen Züge, hier, wie in andern Welttheilen, durch das Flache, Tafelförmige der Gipfel, durch das Steile vieler Wände bezeichnet, begrenzen, als lang gezogene, mehr und weniger breite Streifen die basaltischen Gebilde im Norden und Süden. Daß die Juraformation von den Basalten bei ihrem Aufsteigen durchbrochen worden, daß die Basalte aus mächtigen Spalten zwischen Jurakalkschichten hervorgetreten, ist um so weniger zu bezweifeln, als man in Doleriten eckige und rundliche Kalksteinbruchstücke bemerkt, den umgewandelten Jurakalkbrocken in den basaltischen Konglomeraten der schwäbischen Alp täuschend ähnlich.

Was nun die vulkanischen Felsarten der Insel angeht, so besitzen wir basaltartige und doleritische Gesteine und basaltische Laven vom Gunung-Guntur, Kramat, Talaga-Bodas, Salak, Tjianrassa und Malawar. Ganz entschiedener Basalt scheint nicht vorzukommen. Trachyte und diesen zunächst stehende Felsarten liefern der Tombak Roepong, der Tilou u. s. w.

Der Gunung-Guntur — dessen östliches Gehänge, frei von jedem Pflanzenwachsthum, sehr deutlich die Spuren der Oeffnungen erkennen läßt, welchen die Laven früherer Eruptionen entflossen — hatte am 21. Okt. 1818 einen heftigen Ausbruch. Bebungen des Bodens gingen dem Phänomen voran. Aus dem Krater und aus Spalten am Abhange stiegen Rauch und Dampf empor. Glühende Steine, selbst ganze Felsmassen, und Sand und Asche wurden in großer Menge ausgeworfen. Endlich stürzte ein Theil des kegelartig gestalteten Gipfels zusammen. Lavenergüsse hatten nicht statt. Reinwardt bestieg den Berg, nachdem die Katastrophe vorüber war, und fand den Boden noch heiß. Den Krater umgaben, Mauern gleich, Aufhäufungen loser Auswürflinge, aus schwarzen, schlackigen und verglasten Massen bestehend. Die Dampf-Ausströmungen hielten bis zum Jahre 1821 an. — Die ganze Masse des Gunung-Guntur ist ein basaltartiges Gestein von schwarzer poröser Substanz. Kleine Krystalle und krystallinische Theilchen glasigen Feldspathes sind in Menge vorhanden und unterscheiden sich leicht durch Weiße und Glanz vom schwärzlichen Teige, der sie umschließt. Dazu gesellen sich schöne Olivinkörnchen und einzelne deutliche Augitausscheidungen, so wie zahlreiche Punkte von Magneteisen. Säulenähnliche Absonderungen läßt das Gestein, nach Reinwardt, nicht wahrnehmen, wohl aber zeigt sich dasselbe regellos zerklüftet.

Mit dieser Beschaffenheit stimmen auch die von uns untersuchten Fragmente der ausgeschleuderten Blöcke und Trümmer im Allgemeinen überein. Eine Bombe, von der erwähnten Eruption des Jahres 1818 herrührend, welche beim Zerschlagen in zahllose schalenförmige Stücke sich theilte, schließt in der angegebenen Grundmasse, neben häufigen Olivinkörnern, Feldspathkrystalle von mehr als einem halben Zoll Länge ein.

Der Kramat — nach einer, auf seiner Höhe befindlichen Begräbnißstelle javanischer Großen früherer Zeiten den Namen tragend und vom Vulkan Salak nur durch ein Thal geschieden — hat deutliche Dolerite aufzuweisen. Dasselbe gilt vom Talaga-Bodas. Am Salak, dessen lezte Eruption in's Jahr 1761 fällt, finden sich Dolerite, welche den Basalten näher stehen. Vom Malawar kennen wir einen grobkörnig abgesonderten Basalt mit kleinen Olivin-Einschlüssen und vom Tjianrassa ein basaltisches Gestein, das kleine Augittheile und Feldspathleisten enthält.

Die Trachytberge haben, nach Reinwardt, auf Java, im Vergleich zu den basaltischen und doleritischen, in neuerer Zeit weniger Spuren dauernden Thätigseyns gezeigt. Die frühern Bewohner der Insel pflegten ihre Tempel meist in schönen, fruchtbaren Gegenden zu erbauen, wie solche zumal das östliche Java aufzuweisen hat. Zur Aufführung derselben dienten häufig Trachyte. Bruchstücke der Verzierungen eines Tempels auf dem Berge Unarang (Ungarang) bestehen aus ausgezeichnetem Trachyte. Zu den Trachyten gesellen sich endlich an manchen Orten bimssteinartige Laven und Bimssteine und Obsidiane.

Nicht minder wichtig als Java, besonders um der vulkanischen Hebungen willen, welche in neuerer Zeit stattgehabt, sind die Eilande Banda und Ternate.

Im westlichen Theile von Banda, welches der, in Kegelgestalt aus dem Meere aufsteigende Feuerberg Gunung Api bildet, war vordem eine geräumige Bucht. Felsige Massen, schwarze Gesteine basaltischer Natur, emporgetrieben aus der Tiefe, nahmen die früher mit Wasser erfüllte Weitung ein; sie sezten ein hohes Vorgebirg zusammen, das mit dem Fuße des Gunung Api verbunden ist. Die Bewohner der nachbarlichen Insel Neira gewahrten das Ereigniß erst, als das Vorgebirge bereits entstanden war; denn die Erhebung soll ohne besonderes Geräusch vor sich gegangen seyn; nur das Meereswasser zeigte bedeutende Erhitzung. Reinwardt, dem man diese wichtige Kunde verdankt, besuchte die Insel im Jahre 1821. Er fand die aufgetriebene Oberfläche noch warm, und siedende Dämpfe entstiegen den Spalten derselben. Lapilli und Asche waren nicht bemerkbar. Da, wo das Gehobene sich dem Fuße des Gunung Api anschließt, war dasselbe meist aus mächtigen Lagen zusammengesezt, die gebogen und gegen die Mitte aufgerichtet erschienen; Beweis,

daß die Masse weich gewesen, als sie emporgetrieben wurde.

Auf Ternate hatte eine ähnliche Thatsache statt. Allein auch hier vermißt man genaue Angabe der Zeit. Der Vulkan dieses Eilandes war ehedem sehr thätig; namentlich im siebzehnten Jahrhundert hatte derselbe vier Eruptionen. Die gehobene basaltische Masse, am Abhange eines Berges, der die Küste begrenzt, hervorgestiegen, war im Umfange größer, als die von Banda.

Die Azoren, dem Geologen besonders merkwürdig, da sie viele Beweise einer verhältnißmäßig neuen Bildung gewähren und der gewaltsamen und furchtbaren Wirkung vulkanischer Kräfte, sind zugleich sehr bekannt durch Hebungen, welche zu wiederholten Malen im siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert eintraten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Januar.

Das gesellige Leben seit der französischen Revolution.

Die Zeitereignisse haben voriges Jahr das gesellschaftliche Leben gewaltig gestört, und wenn wir es unternehmen, von diesen Störungen etwas näher zu sprechen, so geschieht es eigentlich nur, um damit den Versuch zu machen, die Verhältnisse darzustellen, wie sie sich, abgesehen von ihrem politischen Ursprunge, gestalteten. Schon im Spätherbst 1830 war die Rückwirkung der großen französischen Volksbewegungen auch in der Schweiz merkbar. Während sonst gewöhnlich noch im August alle Bade- und Kurorte überfüllt sind von Fremden und Einheimischen, hatten die Ereignisse schon damals bedeutende Lücken veranlaßt. Die schweizerische Musikgesellschaft ward nur noch aus der Nähe ihres freundlichen Versammlungsortes (Winterthur im Kanton Zürich) zahlreich besucht, und die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, welche, wenn sie schon in der Reihenfolge die lezte der jährlichen Vereinigungen ist, dennoch gewöhnlich sehr zahlreich besucht wird, weil sie das Nüzliche mit dem Angenehmen eines solchen Vereins verbindet, diese zählte, troz ihres reizenden Versammlungsortes (Lausanne), kein Duzend Mitglieder aus der östlichen Schweiz, und nur die Mitglieder von Lausanne und Genf selbst füllten die Zimmer, wo man sich vereinigte. Nach dem September folgen sonst, besonders wenn eine ergiebige, oder wenigstens in Hinsicht auf Qualität gute Weinlese vorauszusehen ist, gewöhnlich noch viele fröhliche Tage und Volksbelustigungen mancher Art in mehreren Kantonen. Allein das Jahr 1830 störte auch diesen Genuß, und der Landmann entschädigte sich an manchem Orte für die schlechte Weinlese durch ein emsiges Nachforschen nach den politischen Rechten und Freiheiten, die ihm, gleich den Städtern, die sie sorgsam und oft eifersüchtig für sich bewahrten, gebührten, und so wurden die Trauben nicht nur für diejenigen, welche der Himmel durch trübes Wetter getäuscht hatte, sondern auch für Manche, welche sie nicht im eigenen Weinberge suchen, ziemlich sauer. Anstatt Volksfesten und Volksspielen sah man überall Volksberathungen und Volksversammlungen, oft ernst und drohend, oft lärmend und unheimlich, doch meistens gut geleitet von wackern Männern, die das große Gebot der Mäßigung und Gerechtigkeit als die Richtschnur des Handelns festzuhalten verstanden. Diese Tage, die mit gerechtem Stolz von dem schweizerischen Landmann als die Tage der Wiedergeburt seiner wahren Freiheit bezeichnet werden, gingen glücklich vorüber, ohne einen Kampf zu veranlassen; aber dennoch schlugen sie tiefe Wunden, die nur langsam sich heilen lassen, und der Versuch, sie schnell zu heilen, oder gar sie durch gewaltsame Mittel zu vernarben, dürfte überall nur unglückliche Folgen haben. Lassen wir der Zeit auch ihre Rechte; sie wird uns schneller gewähren, als wir befürchten. — So traten wir mit trüben Aussichten in das Jahr 1831, und wahrlich, wenn diesem Jahre auch die Krone der Weisheit gebührt für alle Verbesserungen in politischer und bürgerlicher Beziehung, so ist doch sein Lob, was die gemeinen Freuden des Lebens betrifft, etwas klein. Wir sind weit entfernt davon, in das Geschrei der entarteten Römer: panem et circenses! einzustimmen, und unser Volk freut sich allgemein dessen, was ihm geworden ist: nämlich des Genusses der Freiheit, die ihm, unbegreiflich genug, so lange vorenthalten werden konnte; allein etwas von jenen egyptischen Fleischtöpfen wünscht sich doch gewöhnlich selbst der feste Republikaner im Stillen, und brachte sie das Jahr 1831 nicht, so hoffen wir auf das Jahr 1832.

Im Jahr 1831 folgten zuerst die politischen Berathungen, dann die Wahlen neuer Regierungen, und mit diesen leztern die Hauptstörung aller gewöhnlichen Verhältnisse. Die ersten Folgen davon bemerkte man bald in der heftigen, leidenschaftlichen Sprache der Tageblätter, dann aber in dem allmähligen Zurückziehen Einzelner von öffentlichen Gesellschaften und Vereinen. Im Winter waren Anfangs noch wenigstens die Konzerte ziemlich stark besucht. Besonders in dem der Tonkunst so holden Zürich waren diese nicht minder ausgezeichnet als in andern Jahren. Ball und Schauspiel waren weniger bedeutend. Lezteres verdient auch, mit Ausnahme vorübergehender Besuche berühmter Pariser Schauspieler in Genf und Lausanne, kaum je eine Erwähnung. Bald aber nahmen die Winterbelustigungen ein Ende, und der Frühling brachte für die ganze Schweiz durch den höchst unerwarteten Todesfall eines Mannes, der nicht nur als Staatsmann, sondern auch als Gelehrter eine der bedeutendsten Stellen eingenommen hatte, ein schmerzliches Trauerfest. Der Tod Usteri's war aber auch für das gesellschaftliche Leben ein großer Verlust, denn mit Recht konnte man ihn als die Seele der bedeutendsten Vereine (vornämlich der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher und der schweizerischen gemeinnüzigen Gesellschaft) ansehen. *)

Auf den stürmischen Frühling folgte ein unfreundlicher Sommer. Von den schweizerischen Vereinen versammelte sich einzig die sogenannte helvetische Gesellschaft in Schinznacht, die, von Iselin, Baltasar, Hirzel und andern Schweizern gestiftet, stets noch fortlebt, obgleich der Geist des Vereins sehr gewechselt hat. Ihr diesjähriger Präsident, Dokter Casimir Pfyffer von Luzern, sprach erhebende Worte über die Fortschritte der Zeit und die mögliche und nothwendige Ausbildung des Schweizerbundes. Wir sezen nichts hinzu als den herzlichen Wunsch, daß die schönen Hoffnungen des edeln Eidgenossen in Erfüllung gehen möchten. Alle übrigen Gesellschaften kündigten eine nach der andern öffentlich an, daß sie sich in diesem Jahr nicht versammeln können. Wir wollen hoffen, die Vertagung dieser Zusammenkünfte sey wirklich nur für ein Jahr ausgesprochen worden.

(Der Beschluß folgt.)

*) So viel mir bekannt ist, war der Selige auch ein fleißiger, kaum zu ersezender Korrespondent des Morgenblatts.

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. Februar 1832.

Nach dem Vließe deiner Locken
Fährt mein Lied als Argonaute.

Platen.

An Mathilde.

Wo wirbelnd sich im Tanze
Die schlanken Kinder drehn,
Und hinter Demantglanze
Geschwellte Haare wehn;

Such' ich Dich dort, Mathilde,
Wiegt dort Dein Köpfchen sich,
Dem Sommers im Gefilde
Der Aehren Schimmer wich?

Nein, Du bist nicht zu schauen,
Du weilst im Kämmerlein,
Fern von den schönen Frauen
Und von der Kerze Schein.

Du kämmtest alle Locken
Dir von der Stirne klar,
Und pflücktest weiche Flocken
Aus deinem Seidenhaar.

Du liesst, die gelben Schlingen,
So licht wie Flachsgespinnst,
Zur Trödelbank zu bringen;
Nahmst klingenden Gewinnst.

Der Flucht im Ehrenrocke
Gedenk, der Polenflucht,
Trugst Du zum Opferstocke
Der Demuth Silberfrucht.

Nun stützest in der Kammer
Dein unbelocktes Haupt: —
Wird Alles denn zu Jammer,
Was Jugend hofft und glaubt?

Doch freut sich Deiner Milde
Gewiß ein düstrer Held;
Dein Scherflein, o Mathilde,
Wirkt nicht, wie kühles Geld.

Sein warmer Glanz blickt heiter
In der Verzweiflung Nacht,
Daß vor dem ernsten Streiter
Die Hoffnung plötzlich lacht.

Sie steht in goldnen Locken
Dann wohl vor seinem Geist,
Und er hört, froh erschrocken,
Was ihm ihr Mund verheißt.

Gustav Schwab.

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Beschluß.)

Das Eiland San Miguel, in dessen Nähe solche Ereignisse vorzüglich stattgehabt, mit seinen vielen Kegelbergen, mit den unläugbaren Kratern erloschener Vulkane, deren Größe zum Theil überraschend gefunden wird, verdient besonders unsere Beachtung. Prachtvolle, mauernähnliche Abstürze erleichtern, wie wir durch Webster wissen, nach allen Seiten die Erforschung der geognostischen Zusammensetzung. L. v. Buchs Vermuthung zu Folge, ist die ganze Insel eine Spalte, durch welche hindurch und über welcher trachytische Felsarten zu Obsidian und Bimsstein umgewandelt worden, und von der Basaltgebilde, noch unter dem Meere, die Ränder ausmachen.

Unfern Punta de Gada (Ponta Delgada), der Hauptstadt des Eilandes, sieht man eine blauliche Lava, aus Feldspath und Augit in ungefähr gleichen Verhältnissen bestehend. Zahllose kleine Olivinkörner erscheinen durch das Ganze der Masse eingesprengt; alle sehr frisch und ungemein glänzend. Gegen die Tiefe wird die Lava porös, und nach und nach nehmen die Blasenräume an Menge zu, so daß das Gestein, welches nach der Oberfläche hin mehr dicht und basaltisch ist, allmählich sich eine andere Beschaffenheit aneignet.

Wahrscheinlich gehört diese Lava einem besondern Strome an; denn die nachbarlichen Gesteine weichen sehr in ihren Merkmalen ab; allein die Begrenzung ist nicht deutlich und durch Trümmerhaufwerke meist verhüllt. In andern Theilen von San Miguel findet man Laven, der beschriebenen sehr ähnlich, die unzweifelhafte Ströme bilden. — Die Kette von Bergen, welche das Eiland durchzieht, endigt gegen N.W. in einem Krater von ungeheurer Größe. Der Berg, den Krater umschließend, zeigt sich begrenzt von Hügeln, die vielen Bimsstein aufzuweisen haben. Das herrschende Gestein ist Trachyt; übrigens kommen auch basaltische Laven vor. Den Fuß des Pico de Fogo, eines der interessantesten Kegelberge, umgibt ein Haufwerk schwammiger Schlacken von dunkelrother Farbe, untermengt mit Trümmern dichter basaltischer Lava, die ausgezeichnete Krystalle von Olivin und Augit enthält. An der östlichen Bergseite werden sichtbare Spuren von Ausbrüchen getroffen und mehrere Lavenströme, die, frei von allem Pflanzenwachsthum und durch ihre Schwärze sehr kenntlich, sich auf weite Erstreckung verfolgen lassen, ohne daß die Krater auszumitteln wären, welche sie ergossen. Der Vulkan hatte zwischen 1718 und 1720 einige Eruptionen.

Was nun die Hebungen betrifft, von denen bereits die Rede war und die unser Eiland, oder vielmehr seine nächste Umgebung besonders wichtig machen, so hatte 1638 ein Ausbruch im Meere statt, der eine Insel von nicht unbeträchtlicher Längenerstreckung und angeblich 360 Fuß hoch austrieb, die jedoch später wieder verschwand. Im Jahre 1720 trat zwischen San Miguel und Terceira ein neues Eiland aus dem Meere, das aber allmählich wieder versank, so daß sich dasselbe schon 1723 dem Auge gänzlich entzogen hatte. Eine andere submarine Eruption ereignete sich 1811. Heftige Erschütterungen der Erde gingen der Katastrophe voran. Der Meeresboden wurde an zwei verschiedenen Stellen erhoben, deren eine die nämliche war, wo im Jahre 1638 der Ausbruch gewesen. Am westlichen Ende von San Miguel brach der Boden auf; gewaltige Rauchmassen entstiegen dem Meere; Steine, Asche und Wasser wurden emporgeschleudert; später erschien ein Fels über dem Meeresspiegel, der nach und nach zur Insel anwuchs, welche in ihrer Mitte einen Krater hatte. Allein auch dieses Eiland, dem man den Namen Sabrina beigelegt, verschlangen in der Folge die Wasser wieder. Die Erhebungen hinterließen sonach keine bleibenden Spuren, aus denen sich der Beweis ergäbe, daß die Masse basaltischer Natur gewesen; nach den ähnlichen Vorgängen bei Banda und Ternate ist solches jedoch keineswegs unwahrscheinlich.

Die denkwürdigen Katastrophen auf Lancerote (Lanzarotta) aus den Jahren 1730 und 1824 gehören ebenfalls hierher. Die Eruption von 1730 war sehr zerstörend für einen großen Theil des Eilandes. L. v. Buch verdanken wir die Schilderung des höchst bedeutenden Phänomens. Der gewaltige Ausbruch begann — wie handschriftliche Berichte eines Augenzeugen aussagen, die man zu St. Cruz auf Teneriffa bewahrt — am 1ten Sept. 1730. Die damit verbundenen Erscheinungen, und jene, welche sich der Eruption anreihten, erreichten erst am 16ten April 1737 ihr Ende. Die Erde brach auf; Berge, mitunter von beträchtlicher Höhe, sah man emportreiben; viele derselben stehen noch, andere stürzten, unter heftigem Krachen, in ihren eigenen Kratern zusammen. Ausströmungen dicker Rauchwolken, Dämpfe, die zuweilen weiß gefärbt waren, so wie scheinbare Flammenausbrüche, begleitet von glänzenden Blitzen, hatten statt. Es öffneten sich Schlünde, die mächtige Lavenströme ergossen. Lapilli, Sand und Asche wurden in unglaublicher Menge, unter donnerähnlichen Schlägen, umhergestreut. Fische schwammen, in nicht zu beschreibender Häufigkeit, auf der Oberfläche des nahen Meeres, oder wurden sterbend ans Ufer geworfen. Aus der Mitte des Oceans brachen Flammen hervor, von furchtbaren Detonationen begleitet u. s. w. Ein Raum von mehr als drei Quadratmeilen wurde gleichförmig bis zum Meere mit schwarzer Lava bedeckt. — Hohe Kegelberge, von unten bis oben aus lockern Lapillstücken zusammengesetzt, reihen sich an einander. Sie folgen ziemlich regelrecht der Richtung aus O. gegen W. Unweit Porto di Naos verliert sich ein gewaltiger Laven-

strom ins Meer. Ein anderer ist zwischen Teguize (Teguise), der Hauptstadt der Insel, und Tinguaton geflossen. Die Lava zeigt sich rauh, ohne Spur von Anbau. Ihre Masse ist schwarz und der vielen Blasen wegen nicht leicht erkennbar; von Mandelsteinen, oder von tuffartigen Konglomeraten wird dieselbe nicht begleitet. Allein näher gegen die Montanna de Fuego — dem Berge verblieb dieser Name, in Beziehung auf die heißen Dünste, welche seinen Spalten, auch in der mehr ruhigen Zwischenfrist von 1730 bis 1824 entstiegen — die Oeffnung, aus welcher ein großer Theil der Feuergebilde hervorgedrängt worden, zeigt sich das Basaltische ihrer Natur. Es sind körnige Gesteine mit wenigen Blasenräumen, und in den Höhlungen sieht man deutliche Krystalle, meist Augite, ferner finden sich große und schöne Olivinmassen sehr häufig.

Der Ausbruch im Augustmonate 1824 war mit Erschütterungen des Bodens verbunden und mit unterirdischem Tosen. Ein Vulkan that sich auf, dessen Schlunde Flammen entstiegen, und glühende Steine wurden in solcher Menge ausgeworfen, daß aus ihrer Zusammenhäufung sich bald ein beträchtlicher Berg bildete. Säulen dicken Rauches drangen aus den Spalten des neuen Vulkanes hervor u. s. w. Allein von Lavenergüßen war keine Rede. Die Auswürflinge zeigen, nach Exemplaren zu urtheilen, welche wir erhielten, entschieden eine basaltische Natur, selbst einzelne Olivinpunkte fehlen nicht; es sind blasigschlackige Bruchstücke, die mit jenen am nächsten übereinkommen, welche man in der Eifel so häufig findet, nur zeichnen sich die von Lancerote, wie die Untersuchungen von Brandes dargethan, durch dünne Anflüge von Schwefel, von Salmiack u. s. w. aus.

Die Musiker.

(Fortsetzung.)

Wie im Soldatenstande, ist auf der Kunstbahn grosser Ruhm zu erwerben; aber der Glücksfälle sind nur wenige. „Ich möchte," äußerte einst ein munterer Freund gegen Marschall Moncey, „Marschall von Frankreich mit Rückzugsgehalt seyn; welch herrliches Leben! Sie besitzen 700 — 800,000 Francs Renten, Hotels, Schlösser; die Glücksgöttin hat Sie mit Ehren, mit ihren glänzendsten Gaben überhäuft; alle diese Glücksgüter sind Ihnen, so zu sagen, im Schlafe zugefallen." — „Glauben Sie dies?" erwiederte der Marschall; „wohl! ich trete Ihnen das Alles ab um den hunderttausendsten Theil dessen, was es mir gekostet." — „In der That?" — „Ich scherze nicht. Stellen Sie sich an's Ende dieser Allee, auf fünfundsiebzig, ja, um Ihnen zu beweisen, wie weit meine Großmuth geht, auf hundert Schritte. Ich lasse — Sie sehen, ich behandle Sie als Freund — nur dreißig Grenadiere, übrigens gute Schützen, antreten; auf Ihr Kommando feuern sie nur ein einzigesmal auf Sie; werden Sie nicht getroffen, so gehört Alles, was ich besitze, Ihnen." Obgleich der Marschall dreißig Jahre lang von vielen tausend Soldaten auf sich feuern lassen, fand sein munterer Freund das Wagstück doch etwas zu groß, und wollte sich nicht dazu verstehen.

Die Seligkeiten der zum Glücksgipfel gelangten Künstler werden von Vielen beneidet. Diese Neider sehen aber nur die süßen Früchte, die das Talent sich errungen. Hunger und Elend tödten der Künstler so viele, als das Schlachtfeld Rekruten verschlingt. Zwar sterben nicht gerade alle Künstler an jenem Jammer des leiblichen Todes; der Kunst aber stirbt der Künstler ab, wenn ihn der Drang der Umstände zwingt, den Geigenbogen, den Pinsel mit dem Hobel und der Nadel, das Conservatoire mit der Schusterwerkstätte wieder zu vertauschen. Was gleicht jenem Fieber, jener Seelenpein, der Folter des Ehrgeizes, dem Stachel jener rastlosen Begier, sich emporzuschwingen? Man muß dies Alles selbst empfunden haben; dann nur vermag man solche Qual zu würdigen. Eine fixe Idee verfolgt den unglücklichen Jüngling auf allen seinen Wegen und Stegen, verläßt ihn selbst im Schlummer nicht, und nur zu häufig treten Unzulänglichkeit der Mittel zur Reise in die Hauptstadt und zum Lebensunterhalt in derselben dem Kunstjünger in den Weg. Die fruchtbare, köstliche Oase, das Ziel der Wünsche des Künstlers, winkt aus der Ferne; welch schauerliche Wüste aber liegt dazwischen! Doch er durchschreitet sie mit unerschrockenem Muthe, mit einer allen Entsagungen, den härtesten Prüfungen Trotz bietenden Ausdauer und Beharrlichkeit.

Derselbe glühende Eifer beseelt die zahlreichen Zöglinge des Conservatoriums. Manche sind jämmerlich bekleidet, ihre Schuhe zerrissen; Hunger, eigentlicher Hunger quält sie. Sie schauern vor Kälte; gleichviel, in ihrer Brust glüht es darum nicht minder feurig; sie wandeln halb barfuß im Kothe: führt der Weg zu des Parnasses Doppelgipfel nicht erst durch die ihn umgebenden Sümpfe? — Murrt der Magen, so schlüpfen sie nach dem Unterrichte in irgend eine Kneipe, lassen die für den Wasserträger gekochte Suppe sich auftragen und beleben ihre Künstleradern mit einem Glase jenes violetten Trankes, den man in Paris als Wein verkauft. Die meisten dieser jungen Leute konnten, blieben sie in ihrer Provinz, vom väterlichen Gewerbe bequem leben; dann aber mußten sie dem Ruhme, der Musik, der Göttin ihres Herzens entsagen.

Die Noth macht erfinderisch. Kaum haben die musikalischen Zöglinge einige Fertigkeit erlangt, kaum genügt ihre praktische Ausbildung, daß sie sich in Tivoli, à la

Gaité, im Vaudeville produziren können, so erleichtern kleine Einkünfte ihre peinliche Lage. Sie ertheilen zu zehn, zu zwanzig Sous die Stunde, Unterricht, spielen bei Soirées dansantes, copiren Noten, und bald richten diese kleinen Einnahmen, mit seltener Sparsamkeit eingetheilt, die vertrocknende Pflanze wieder auf und entlocken ihr anmuthige Blüthen. Schwarzer Frack und gleiche Pantalons, glänzender Hut, nette Fußbekleidung — unser Vogel ist in seinen Federn. Der reingewaschene Schornsteinfeger bleibt ein Mensch wie alle andern; die ausdrucksvollen Züge des jungen Künstlers aber gewinnen sofort eine höchst anmuthige Lebendigkeit, einen Ausdruck der behaglichsten Zufriedenheit. Fünfzehn, zwanzig reichliche Diners verleihen seinen Wangen die alte Blüthe. Unsers jungen Virtuosen Bahn ist gebrochen; allmählig sehen wir ihn zum ersten Range sich emporschwingen. Von den Nouveautés gelangt er zur Opera comique, von Favart zur Akademie royale, und wird dem musikalischen Generalstabe zugetheilt. Endlich trägt er in großen Zirkeln Konzerte vor; ist er gar Sänger oder Pianist, so verfolgt er eine noch glänzendere Bahn, und bald wird er von seinen Gütern und Holzschlägen, seinen Diamanten und Equipagen, seinen Pferden und Hundekoppeln zu erzählen haben.

Die Morgenröthe einer **Primadonna** ist noch weit anziehender, die Phasen ihrer Schicksalsbahn sind noch vielgestaltiger. Die Tochter einer Logenschließerin, eines Garkochs, eines Bänkelsängers wird in eine Solfeggioklasse aufgenommen, und hat, als kleines Mädchen, noch weit mehr als ihre kleinen männlichen Unglücksgefährten zu dulden, deren Jammer wir eben geschildert. Sie ist arm, wie jene, es beseelt sie aber auch der gleiche Muth. So entringen sich Pflanzen dem kahlen Felsen oder dem Eise des Pols; vom Sturme vergebens umbraust, trotzen sie jeglicher Unbill der Witterung, dem rauhesten Himmelsstriche. Wie wenig der gegen das Elend mit Seelenkraft Kämpfende zum Leben bedürfe, vermag sich der Reiche gar nicht zu denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Januar.

(Beschluß.)

Das gesellige Leben seit der französischen Revolution.

An den Kurorten und in den verschiedenen Bädern sammelten sich allmählig die Kranken, zuerst wenig zahlreich, dann plötzlich in großer Menge, freilich an den meisten Orten nur für sehr kurze Zeit. Die Gesellschaft war beinahe nirgends froh gestimmt, oder blieb es wenigstens nicht lange. Im Bade **Schinznach**, Kanton Aargau, war große Gesellschaft, ziemlich steife Absonderung, wie gewöhnlich, nach Stand und außergewöhnlich nach Meinung. Eben so trübselig und eben so zahlreich waren die Gäste im Bade **Pfeffers**, Kanton St. Gallen. Im **Gurnigel**, Kanton Bern, war die Absonderung des Patriciats, besonders einem berühmten Schweizer gegenüber, ebenso auffallend. Madame Etiquette führte hier das Regiment. An den Kurorten von **Gais** und im **Heinrichsbad**, Kanton Appenzell, so wie auf dem **Rigi** standen sich in der Gesellschaft oft auch feindliche Partheien gegenüber. Doch hatten offenbar freisinnige Geister hier ungehinderten Zutritt, ja es schien sogar auf dem Rigi ein Verdacht geworfen werden zu wollen, als sey dort eine Karbonariverschwörung eingeleitet worden. Allein am Ende klärte es sich auf, daß hier auf dem hohen Berge nur ein gefährlicher Heerdstier gewesen war, und sonst nur sehr ungefährliche Wesen ein ziemlich vergnügtes Leben geführt hatten. Uebrigens geben hier neben den Kurgästen eine solche Menge von einheimischen und fremden Reisenden vorüber, daß dieser Aufenthalt das lustige Schauspiel einer fortwährenden, sehr abwechselnden Laterna magica darbietet. Der fremden Reisenden gab es freilich dieses Jahr wenig; desto regsamer war der Schweizer, obgleich auch er seinen Spleen überall mitbrachte, und nicht selten hörte man in allen Bädern und an allen Kurorten den reichen Stadtbasler über die Basler Landleute klagen, daß sich solche nicht fügen wollen, weil auch sie sich den Städtern gleich edelgeboren glauben. Andere Kurorte, deren es noch eine große Menge in der Schweiz gibt, waren wenig besucht oder schnell wieder verlassen; so der herrliche **Weissenstein**, Kanton Solothurn, wo schon Mitte Augusts alle Zimmer leer standen, das freundliche **Rapperschweil**, Kanton St. Gallen; auch im schönen **Berner Oberlande** war es sehr leer in Vergleichung mit andern Jahren. In den Bergen war übrigens das Reisen dieses Jahr nicht ohne Gefahr, denn oft plötzlich verheerten Gewitter Weg und Steg, und besonders im Kanton Unterwalden, im Thal von Engelberg und im Kanton Uri war der Schade so bedeutend, daß in der ganzen Schweiz, wo nicht eigene Noth drückte, Kollekten für die Verunglückten veranstaltet wurden. So nahte der Herbst, und mit ihm schien abermals eine trübe Zeit eintreten zu wollen, als plötzlich die Sonne wieder ihre Rechte vindicirte und von Ende Septembers bis Anfang Novembers und den ganzen Monat Oktober hindurch die Erde wieder freundlich anlächelte. Doch war es schon zu spät, um noch die Weinlese zu einer erfreulichen zu machen; hingegen begrüßten sich noch, besonders in den Gegenden, wo die Sängervereine blühen, wie dies vorzüglich in Nägeli's Heimath der Fall ist, kleine Vereine hier und da. Eine ehrenvolle Auszeichnung unter solchen Zusammenkünften verdient das Erinnerungsfest auf dem Schlachtfelde von Cappel, den 11. Oktober 1831. Vor dreihundert Jahren fiel hier der edelste der Eidgenossen im Kampfe für die Reformation, und in wildem Schlachtgewühl zerfleischten sich Brüder; an diesem Jahrestage und bei diesem Feste traten dagegen in sinnigem Vereine die Zürcher zusammen, ermuthigten sich zu edler That durch schöne Reden und Eintracht athmende Gesänge, und es erfolgten reiche Beisteuern für die verunglückten Unterwaldner und Urner, und eine Beisteuer zu Stiftung eines Schulhauses an Zwingli's Heimathsort (Wildhaus im Toggenburg, Kanton St. Gallen). So ging der Herbst noch freundlicher vorüber, als Mancher trübsinnig schon im Voraus befürchtete, und der Winter, in den wir nun eingetreten sind, brachte neben düstern Aussichten wieder eben so erhebende für die Zukunft; nur müssen wir nicht allzu oft uns umkehren, wie so Viele oft Lust bezeugen, denen es an Charakter gebricht und die sich vor allem Neuen fürchten, sonst könnte es uns ergehen wie Loths Weibe.

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 3. Februar 1832.

Il semble que le lieu inspire la tendresse; en effet, on dit que les princesses, qui y regnent, ne sont point cruelles.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Die Musiker.

(Fortsetzung.)

Die arme, kleine künftige Virtuosin wandert jeden Morgen, ihren kläglichen Regenschirm in der Hand, dem Konservatorium zu. Ihr ganzer Anzug besteht in einem ärmlichen Kleidchen, einem defekten Halstuch und einem Hute, dessen Farbe sich nicht mehr unterscheiden läßt. Sie geht eine Stunde weit durch Dick und Dünn, läuft jeden Augenblick Gefahr, auszugleiten, von einem Kabriolet, einem Fiakre, Omnibus oder Stadtwagen gerädert zu werden; man stößt, drängt sie, sie friert, der Regen durchnäßt sie, denn ihr Schirm ist durchlöchert. — Jeden Kuchenhändler beäugelt die Kleine mit heimlicher Begierde, allzueinladend duften die gebratenen Aepfel der Obstfrau, die knisternden Kastanien. Mit leerem Magen, todtmüde, läßt endlich die Kleine auf einen Eckstein sich nieder und weint bitterlich. Eine mit vier schnaubenden Engländern bespannte, glänzende Equipage fliegt vorüber, die dichtgedrängte Menge weicht, um nicht überfahren zu werden, entsezt zu beiden Seiten aus. Die Kleine ist zwar vor den Pferdehufen und Rädern geschützt, aber eine ganze Kothsündfluth bespritzt sie. Entrüstet springt sie auf, da sieht sie in dem brillanten Fuhrwerke Signora Catalani mit Signora Grassini im vertraulichen Gespräche. Blitzschnell ist der Gekränkten Zorn entwaffnet, und sie ruft im glühenden Kunstenthusiasmus: „Dorthin also führt eine geläufig ausgeführte Scala, eine wundervolle Roulade, ein zauberischer Triller! Geduld! meine Stimme ist ausgezeichnet, nur Muth und Fleiß! Auch meiner Karosse weicht einst die Menge ehrerbietig aus; auch um meine Schultern wird der Cachemir sich malerisch drapiren; auf der Bühne, wie im eleganten Landau ist mir mein Platz beschieden!“

„Die Weiber ziehen sich immer aus dem Handel,“ ist ein Theatersprichwort. Allerdings wissen die Opernsängerinnen, in der Provinz wie in Paris, sich noch einen zweiten Erwerbszweig zu schaffen, der ihnen den dreifachen Vortheil gewährt, daß sie dadurch ihr Avancement in der dramatischen Karriere beschleunigen, sich den Erfolg auf der Bühne sichern, und die Summen erschwingen, um den für die Aktrice wirklich unerläßlichen Luxus bestreiten zu können. Wollte die Ehhälfte des schlichten Bürgers Diamanten und Cachemirs kaufen, in Sammtkleider und Atlasmäntel sich kleiden, es wäre Unsinn; die Virtuosin aber legt in solchen Artikeln ihre Gelder ganz weislich an; die Zinsen allein schon werden das Kapital ihr gar bald ersezt haben. Aber, wird man einwenden, die Sitten haben sich geändert; das alte Regime hatte alle Sittlichkeit untergraben, jezt dagegen genießt Frankreich der wohlthätigen Früchte seiner Revolution, und die Eingezogenheit der Aktricen allein reicht hin, diese heilsame Reform zu bezeugen. Sollte aber die im Allgemeinen eingezogenere Lebensweise unserer Aktricen nicht eigentlich der größern Sittlichkeit unseres Geschlechtes beizumessen seyn? Obgleich die Glücklichen unserer Zeit jenen des alten

Regime an Reichthum nicht nachstehen, sehen wir doch die Cassette einer Primadonna kein unermeßliches Vermögen mehr verschlingen, keinen Goldregen in die Schürze einer Soubrette der komischen Oper mehr herabthauen. Die heutigen Galane beherrscht nicht mehr jene unsinnige Leidenschaft, die einem holden Augenpaare Alles opfert; werden diese Spiegel einer zarten Seele zu zweitausend Thaler das Stück ausgeboten, so findet sich selten ein Liebhaber, der mehr bietet. „Es macht nicht reich," meinte eine Sängerin, „hilft aber." Vergleicht man diese eventuelle Rente von monatlichen tausend Franks mit den Schätzen, die vor Zeiten die Generalpächter, Prinzen und sonstige Monseigneurs einer Antier, Laguerre, Arnould, Saint Huberty mit unbegreiflicher Beharrlichkeit zufließen ließen, mit den glänzenden Equipagen, Livreen, Hotels jener Damen, was Wunders, daß ihre Nachfolgerinnen zuweilen den Refrain des alten Liedes anstimmen: „Ce pauvre temps! ce pauvre temps!" oder aber sich heldenmüthig entschließen, auf dem Pfade der Tugend fortzuwandeln; denn um solcher Armseligkeit willen ihr zu entsagen, wäre in der That nicht der Mühe werth. Früher ruinirte ein Crösus sich einer Sängerin zu Gefallen, und Rivalen beneideten ihn um seine unsinnige Verschwendung; ein ungeheures Vermögen auf solche Weise zu vergeuden, galt für einen Triumph. In unsern Tagen würde man den Thoren, den ein solcher Wahnwitz der Satire Preis gäbe, nur auslachen.

Man glaube übrigens nicht, daß Tugend und eine Opernsängerin ganz widersprechende Begriffe sind. Direktoren, die das Interesse ihrer Entreprise den Boudoirintriguen vorziehen, nehmen ein ausgezeichnetes Talent, ohne nach etwas Anderem zu fragen, mit offenen Armen auf, und ist das Aeußere der Sängerin nicht ganz geeignet, auf Auge und Herz der Dilettanti sehr lebhaft zu wirken, so wird man sie, in sofern dieß ihr zusagt, auf dem Pfade der Tugend ganz ruhig fortwandeln lassen. Eine solche Eingezogenheit aber, die dem Koulissenbrauche durchaus zuwider ist, wird zur Zielscheibe beständiger Spöttereien, und vermag die Lästersucht jenes Phänomen nicht zu bezweifeln, so legt sie ihm herabwürdigende Motive unter. „Sie ist häßlich," heißt es dann, „darum spielt sie die Spröde!" — „Sie nimmt sich nur darum so, weil sie allzuhoch hinaus will. Ihr zu Gefallen soll ein Lord den Kanal passiren!" Indeß gibt es sehr reizende Sängerinnen, deren Ruf giftige Ausfälle der Art seit Jahren nicht zu erschüttern vermochten; am Ende ergab sich die Theaterwelt darein, ihnen den Preis der großen Künstlerin und des tadellosen Weibes zuzugestehen. Solche Virtuosinen erprobten aber wahrlich keinen geringeren Muth, als Ritter Bayard.

(Der Beschluß folgt.)

Vorläufige Nachricht über Douvilles Reisen im südlichen Afrika.

Die Portugiesen sind bekanntlich, was ihre Kolonien betrifft, noch eifersüchtiger als mit ihren Weibern. So war Brasilien den Fremden völlig unzugänglich, bis das Haus Braganza, aus Europa vertrieben, sich jenseits des Oceans niederließ. Ebenso sind die Reiche Angola und Benguela an der Westküste von Afrika, südlich vom Aequator, den Reisenden verschlossen und werden es wohl noch lange bleiben, bis ein unerwartetes Ereigniß die Riegel sprengt. Nur einem Zufall verdankte es der Franzose Douville, daß er von Brasilien aus das portugiesische Congo besuchen konnte. Mit Empfehlungsbriefen und Waaren zum Tauschhandel, besonders mit Tafia versehen, stieg er im December 1827 in St. Philipp di Benguela ans Land. Er bereiste das portugiesische Gebiet und verschiedene unabhängige Länder bis über den Aequator hinauf und ging aus dem Hafen Ambriz wieder nach Südamerika unter Segel.

Er legte auf dem Kontinent von Afrika über 2000 französische Meilen zurück, und zwar unter den größten Gefahren für Gesundheit und Leben; den bösartigen Fiebern entging er glücklich; aber ohne einen zahlreichen Trupp Schwarzer, die in seinen Diensten waren, hätte er Europa nimmer wieder gesehen, und auch so hatte er oft Mühe genug, sich der Angriffe der Eingebornen zu erwehren, deren Lüsternheit namentlich durch seinen Branntwein gereizt wurde. Ueberdieß sind manche der Völkerschaften, unter welche er sich wagte, Menschenfresser; zwar haben sie nicht förmliche Fleischbänke für Menschenfleisch, wie Battel und andere Reisende erzählen, aber bei ihren Festen wenigstens wird Menschenfleisch verzehrt, und das Fleisch von Weißen sollen sie besonders lieben. Wenige Jahre, ehe Douville hinkam, hatte ein Negerstamm einen portugiesischen Mulatten aufgegessen, der von einer Karavane sich verirrt hatte. Einmal fehlte nicht viel, so wäre Douville erschlagen, zerlegt und gebraten worden; bereits hatte man die heiligen Bratspieße aus dem Tempel herbeigeschafft.

Die Sitten dieser Völker haben viel Eigenthümliches. Sie sind Polygamen, sperren aber ihre Weiber keineswegs ein, sondern lassen ihnen die größte Freiheit. Es gibt Gegenden, wo der Mann sich freut, wenn seine Frau recht viele Eroberungen macht; er ist stolz darauf und weiß sich die Geschenke, welche sie erhält, oder die Bußen, zu welchen die Anbeter verurtheilt werden, zu Nutzen zu machen. — Sie bereiten aus gegohrnem Getreide ein berauschendes Getränke, von dem sie sehr viel trinken; indessen ziehen sie die geistigen Getränke aus Europa und Amerika doch vor. Douville konnte sich mit seinem Tafia verschaffen, was er wollte; dagegen machten

ihm auch die Häuptlinge mit ihren Zudringlichkeiten und Kunstgriffen, um sich das köstliche Getränk zu verschaffen, viel Unlust.

Der gräßlichste Aberglauben herrscht unter diesen Völkern, und sie sind ihren Zauberern und Gauklern, welche ihnen den Willen ihrer Fetische kund thun, blindlings ergeben. Der Arzt wagt kein Mittel zu verordnen, bevor nicht der Gaukler die Ursache des Uebels angegeben hat. Der Wahrsager mittelt auf eigene Weise aus, welche von zwei streitenden Partheien Recht hat. Er läßt beide Gegner einen Becher mit Pflanzensaft austrinken; der eine Becher ist vergiftet und die Streitenden loosen darum. Die Verwandten der Duellanten bestechen den Gaukler, damit er durch ein zeitig gereichtes Gegengift dem Aeußersten zuvorkommt. Ja, der Aberglaube siegt sogar über den unwiderstehlichen Hang zum Branntwein. So versprach zum Beispiel Douville Handwerksleuten vergeblich eine tüchtige Portion Tasia, wenn sie eine Arbeit, mit welcher es Eile hatte, zur Zeit lieferten; sie mußten immer, ehe sie an das Geschäft gingen, Ceremonien vornehmen, die so lange dauerten, daß sie unmöglich fertig werden konnten. Wie bei allen barbarischen Völkern, sind die Weiber sehr gedrückt; alle schwere Arbeit liegt auf ihnen, und die Weiber der Häuptlinge und Fürsten haben es um nichts besser. Die Männer liegen im Schatten und thun nichts oder flechten Matten.

Die physische Geographie von Congo ist durch Douvilles Reise mit mancher interessanten Beobachtung bereichert worden. Von der Küste an steigt der Boden ziemlich stark; die Spitze des Berges Zambi, etwa zehn Meilen südlich vom Aequator, ist gegen 14,000 Fuß über dem Niveau des Meers; die ihn umgebenden Ebenen liegen 7000 Fuß hoch. In den alten Reiseberichten kommen verworrene Nachrichten von Feuerbergen vor; Douville hat nun wirklich entdeckt, daß sich auf den Grenzen der Königreiche Angola und Benguela ein noch thätiger Vulkan befindet; dem Ansehen nach aber scheint in der neuesten Zeit kein Ausbruch vorgekommen zu seyn.

Der berühmte Geograph Danville hatte zuerst auf den Karten von Afrika etwa hundert Meilen von der Ostküste den Maravisee angegeben, der unermeßlich lang, aber nicht sehr breit seyn sollte. In neuerer Zeit gab man ihn nur noch als ungewiß oder doch viel kleiner an, und jezt scheint allerdings die Existenz dieser Wassermasse zweifelhaft zu werden. Als sich Douville bei dem König der Maluas befand, dessen Residenz beinahe gleich weit von beiden Meeren entfernt liegt, sah er Kasembes = und Klambesneger von der Ostküste, die dem Könige Tribut an Salz entrichten. Da man sie nach dem See Maravi fragte, antworteten sie, sie seyen auf ihrem Wege auf keine bedeutende Wassermasse gestoßen. Alle weitern Erkundigungen ergaben dasselbe Resultat. Dagegen entdeckte er unter 3 — 5° südlicher Breite und 25 — 26° östlicher Länge von Paris einen See, den die Eingebornen Kalunga-Kussua oder todten See nennen; er ist mit vulkanischen Bergen umgeben, welche Bitumen liefern und gänzlich kahl sind. Kein lebendes Wesen wohnt in diesem mit Naphte geschwängerten Wasser. Was aber sonderbar ist, aus diesem Asphaltsee, dessen stinkende Ausdünstungen die ganze Umgegend verpesten, entspringen mehrere Flüsse; einige strömen einem Flusse zu, der in den atlantischen Ocean fällt, ein anderer nimmt den Lauf gegen das indische Meer. Wohl hatte der Alte Recht, der sagte, Afrika bringe in Allem etwas Außerordentliches hervor.

In den Handbüchern der Statistik werden die Besitzungen der Portugiesen in Afrika gar vortheilhaft geschildert; man sollte demnach glauben, das Land könne mittelst seiner Festungen Angriffen von der See- und Landseite widerstehen. Dem ist aber keineswegs so; ebenso fand Douville, daß die Missionäre, obgleich sie bereits dreihundert Jahre an der Arbeit sind, Christenthum und Kultur unter den Negerstämmen eben nicht sehr gefördert haben.

Douvilles Reisebeschreibung, welche sehr interessant zu werden verspricht, soll noch im Lauf des Frühjahrs erscheinen.

Aphorismen

von Karl Baldamus.

Das Herz aller Frauen, die nach dem gewöhnlichen Stilo curiae der Convenienz ihre Hand vergeben, ist mehr oder weniger ein Aequimälium. Der Platz beim Capitolium in Rom, auf dem das zur Strafe niedergerissene und der Erde gleich gemachte Haus des überkühnen Sp. Mälius gestanden, führte bekanntlich diesen Namen. Die Pflicht, ein Capitol, das, gleich Roms alter Hochburg, oft nur durch Gänse gerettet wird, blickt zwar scheinbar gebietend auf die leere Stelle, wo eine vertriebene Neigung einst ihre Veste hatte; indessen wird ihr Blick durch Besorgnisse getrübt, die auch das Recht, ein Jupiter Capitolinus mit eisgrauem Barte, nicht zu verscheuchen vermag. Nach Ciceros Zeugnisse wurde das Aequimälium als Viehmarkt benuzt. Das Herz der Frauen erhält oft eine eben so unwürdige Bestimmung, denn die gemeine Rücksicht schlägt darin ihre Bude auf.

*

Die zweite Liebe gleicht einem Missionär, der vom heiligen Grabe kommt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

Dritter Brief.

Ich habe schon früher einmal in diesen Blättern von der furchtbaren Unordnung und Verschwendung bei unserer städtischen Verwaltung gesprochen. Diese Uebel haben sich seitdem in allen Zweigen noch vermehrt. Daß diese Verhältnisse bei der Frage nach den Ursachen der lezten traurigen Ereignisse in Lyon sehr in Betracht kommen, wird begreiflich werden, wenn ich sage, daß unser schönes Stadtvermögen größtentheils verthan ist, mehrere Millionen Schulden gemacht sind und ein bedeutendes Defizit vorliegt, ein Finanzzustand, bei dem uns bis auf diese Stunde die Haare zu Berge stehen, da durchaus nicht abzusehen ist, wie ihm abzuhelfen ist. Lacroix schlug freilich in der Deputirtenkammer ein Privilegium der Bäcker vor, das große Summen eintragen würde. Wer erkennt aber nicht, daß Handwerksprivilegien in die dunkle Zeit gehören, wo man noch nicht wußte, was man jezt weiß. Sie werden lediglich von den Konsumenten bezahlt, und träfen hier, zu Gunsten der schon reichen Bäcker, nur den armen Mann, besonders die Handwerker, denen es ohnedies nicht an Entbehrung und Elend fehlt. Herrn de Lacroix Vorschlag wurde daher auch in der Deputirtenkammer mit Unwillen verworfen. Nun kam eine städtische Abgabe auf Luxus-Gaumenartikel, auf Seefische, Austern, Forellen, Lachse, todtes und lebendiges Wildpret und Geflügel, getrocknete Früchte, Orangen und schwarze Trüffeln, aber auch auf Talglichter in Vorschlag. Die Pariser Julustage und ihr Wiederhall in Lyon, desgleichen de Lacroix und Verna's Absetzung brachten aber die Gastronomensteuer in Vergessenheit. Es lebt auch unter uns mehr als einer, der es vandalisch und barbarisch gefunden hätte, so edle Naturerzeugnisse wie schwarze Trüffeln zu besteuern.

In genauester Beziehung zu unserm städtischen Finanzwesen steht die Administration unserer berühmten Hospitäler; ein Gegenstand, der vielseitig, auch sittlich interessant ist, über den ich also in einiges Detail eingehen muß. Auch hier übersteigen die Ausgaben die Einnahmen weit. Der bisherigen Hospitaladministration im Allgemeinen sind mehrere gegründete Vorwürfe zu machen. Unsern Hospitälern haben die außerordentlichen Fortschritte nichts genüzt, wodurch sich ihre Schwesteranstalten in mehreren Hauptstädten Europas gehoben und vervollkommnet haben. Was in dieser Beziehung in Paris, London, Wien, Berlin und München geschehen, ist hier unbekannt, oder wenn Einzelne davon wissen, so wurde doch für unsere öffentlichen Heil- und Versorgungsanstalten kein Gebrauch davon gemacht. Es ist sehr nöthig, daß ein sachkundiger und vorurtheilsfreier Mann der neuen Administration jene Städte besucht und ihre Hospitalanstalten genau studirt, wenigstens Paris, obgleich auch dort viel zu wünschen übrig ist. Das Hotel-Dieu, unser vorzüglichstes Hospital, hat eine ungünstige Lage und als Hospital eine unverständige Bauart. Krankensäle erfüllen um so besser ihre Bestimmung, je weniger Betten sie enthalten und je unabhängiger sie von einander sind. Ein Saal, in dem vierhundert Betten stehen, ist als Bauwerk eine sehenswürdige Curiosität, als Ort aber, wo Kranke aufgenommen und gepflegt werden sollen, erfüllt er seine Bestimmung schlecht und verdient den bittersten Tadel. Von großer materieller Wichtigkeit und sittenstatistischer Bedeutung ist die immer zunehmende, unser Hospitalwesen erdrückende Aufnahme und Verpflegung der Findelkinder. Hier erhebt sich zuerst die Frage: was ist in Lyon die Ursache von der jährlichen Zunahme dieser unglücklichen Geschöpfe? Der ehemalige Minister des Innern, Corbières, sagte in dieser Beziehung vor einigen Jahren in der Deputirtenkammer: „Die Ursachen dieser immer furchtbarer werdenden Geißel sind leicht (!) anzugeben. Die vornehmste ist die Herzlosigkeit, womit Eltern ihre legitimen Kinder nicht selbst ernähren und erziehen, sondern lieber aussetzen; und diese Aussetzung wird ihnen leicht und hat nichts Peinliches für sie, weil die Lyoner Hospitaladministration immer sorgfältiger und väterlicher über das Leben und Gedeihen dieser kleinen Verlassenen wacht. Um sie leicht aufzunehmen, sind Drehladen angebracht, wo ihre Eltern sie dem öffentlichen Mitleid übergeben.“ Daran ist etwas Wahres; es genügt aber nicht, um die erschreckliche Vermehrung der Findelkinder bei uns zu erklären. Während Corbières so in der Deputirtenkammer sprach, ließ sich die etwas kongreganistische Gazette de Lyon folgendermaßen vernehmen: „Blicken Sie um sich,“ sagte sie zum Minister des Innern, „blicken Sie auf die Frechheit der Presse, auf die Journale, die alle Leidenschaften mächtig aufregen, und auf die Bücher zu fünf Sous, die allen bessern, religiösen Sinn des Landmanns untergraben, auf die Lotterie, auf die vom Staat nicht blos geduldeten, sondern gar autorisirten Spielhäuser, auf die Volkserziehung, die im Innern des Landes lediglich den großentheils armen Gemeinden überlassen ist, die keinen Schullehrer halten können; sehen Sie auf die Civilehen, bei denen es keiner religiösen Weihe bedarf, und endlich auf die Landgeistlichen, die durch ihre geringe Zahl und ihre Armuth allen Einfluß auf ihre Gemeinden verlieren.“ Daran ist — die liberale Opposition möge es mir nicht übel nehmen — viel Wahres, was der Unbefangene und Partheilose jezt — im Januar 1832 — noch mehr fühlt und einsieht, als in dem Augenblick, wo es geschrieben wurde (1826). Aber es erklärt jene Erscheinung auch noch nicht hinreichend. Ein vorzüglicher Grund davon mag in der steigenden Bevölkerung liegen. Um dies klar zu machen, vergleichen wir seit 1784 nach gewissen Zeitabschnitten die Zahl der Findelkinder. In den acht Jahren von 1784 bis 1791 waren es im Ganzen 14.125 (davon 6062 ausgesezte, 7150 illegitime, deren Mütter im Hospital niederkommen, und 913 legitime). In den acht Jahren von 1792 bis 1799 waren es nur 10.680 Kinder (davon 3555 ausgesezte, 3070 illegitime und 1634 legitime). Dieser große Unterschied von 3545 ist sehr gut aus der unglücklichen Lage zu erklären, in der sich Lyon nach den schrecklichen Revolutionsereignissen befand, die wesentlichen Einfluß auf die Bevölkerung haben mußten. In den fünf Jahren von 1800 bis 1804 wurden blos in Einem Hospital, im Hospital der Charité, 5228 Kinder aufgenommen (davon 1909 ausgesezte, 3070 illegitime und 249 legitime). In dem gleichen Zeitraum von 1805 bis 1809 waren es 6512 Kinder (2184 ausgesezte, 4154 illegitime und 174 legitime). Von 1810 bis 1814 wurden aufgenommen 7255 Kinder (nämlich 2608 ausgesezte, 4173 illegitime und 174 legitime). Von 1815 bis 1819, 7849 Kinder (3581 ausgesezte, 4171 illegitime und 97 legitime). Von 1820 bis 1824, 8687 Kinder (4273 ausgesezte, 4352 illegitime und 62 legitime). Von 1825 bis 1829, 9713 Kinder (5270 ausgesezte, 4361 illegitime und 82 legitime). Es läßt sich schwerlich verkennen, daß diese von fünf Jahren zu fünf Jahren von 1800 bis 1829 fortgehende Vermehrung großentheils von der Vermehrung der Bevölkerung Lyons herkommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Februar 1832.

Ungleich erscheint im Leben viel, doch bald
Und unerwartet ist es ausgeglichen. —
Und ach! den größten Abstand weiß die Liebe,
Die Erde mit dem Himmel, auszugleichen.

Goethe.

Die Brücke.

Ach, man schlägt in dieser Zeit
Kaum von Holz noch leichte Brücken,
Und man liebt es, viel zu flicken,
Weil man festes Bauen scheut.

Unsre Väter bauten ehrlich,
Thürmten, wölbten jahrelang,
Bis die Fügung unzerstörlich
Ruhig stand im Wogendrang.

Liebchen, sieh die böse Zeit,
Sieh den Wind am Baume grollen,
Sieh am Fels die Wellen rollen —
Und der dunkle Strom so breit!

Das Gestade blickt herüber
Lächelnd, aber halb versteckt,
Denn die Felsen ragen drüber,
Und vom Wald sind wir bedeckt.

Liebchen, wag's und tritt hervor,
Unverzagt an meiner Seite
Ueberschau der Fluthen Breite
Hier von diesem Felsenthor.

Blick' hinüber in die Lichte,
Auf die Fluren friedlichstill,
Wo der Birkenwald, der dichte,
Liebende empfangen will.

Liebchen, laß hinab mich hier,
Schwere Steine will ich rollen,
Werfen in des Stromes Grollen,
Andre drüber für und für.

Halte du nur am Gesteine
Oben fest und ruhig dich,
Harr' im Wind' am Fels alleine,
Bange nicht für dich und mich.

Nezt von unten auch die Fluth
Mir die Brust mit Zornes Brausen,
Drohet dir der Wipfel Sausen,
Laß uns dauern doch mit Muth.

Blöcke senk' ich, wälze Stämme,
Unermüdlich sey mein Arm,
Und derweil ich Wellen dämme,
Liebchen, wehre du den Harm.

Endlich wächst das Werk heran,
Länger wird der feste Rücken,
Und die lezten Steine drücken
Sich an's Ufer drüben an:

O dann hol' ich, Kind, dich fröhlich,
Sachte geht's am Fels herum,
Und auf festem Grunde selig
Ueber nach Elysium!

Adolf Schöll.

Die Musiker.

(Beschluß.)

Theatersängerinnen und Soldaten sind eine Art von Mönchsgeschlecht; ihr Stand ist mit der Ehe unverträglich. Den größten Theil seiner Macht verdankte der so furchtbar gewordene Orden der Templer dem Cölibate. Die Schwangerschaft einer Lieblingssängerin kann in allem Ernste ein Theater zu Grunde richten. Sie wird entbunden: ihr si und la bleiben im Wochenbette zurück; fährt die Primadonna fort, ihre Familie zu vermehren, so geht im nächsten Jahre vollends auch das sol über Bord. Sie heirathet einen Finanzier, Spezereihändler, Edelmann, und die erste Clausel des Ehekontraktes ist, daß Madame den Brettern entsage. Ihr Talent ist dann verloren, ihr Name verschwindet aus dem Theateralmanache. Ganz Europa beschäftigte sich mit der Sängerin, die Journale sprachen von ihrer Reise nach Neapel, Paris, Wien, ihrem glänzenden Auftreten zu St. Petersburg, zu London; die Gräfin *), Herzogin, Spezereihändlerin ist vornehm, reich geworden, ist aber — vergessen.

Eine liebreizende, junge Dame hat sich bereichert, besitzt alle Güter, alle Annehmlichkeiten des Lebens, man bewundert ihre Equipage, sie glänzt bei allen fashionablen Theatervorstellungen in den vordersten Logen. Indeß möchte diese schöne Dame in gewissen Cirkeln, die ihr — sie weiß wohl warum — den Zutritt versagen, aufgenommen seyn. Was thut Elodie? Sie lernt Musik, nimmt Zimmermann für das Piano an, vertraut die Kultur ihrer Stimme Bordogni, Banderali; Elodie bildet sich zu einer Künstlerin zweiten Ranges, singt in Konzerten, betritt endlich die Bühne, und siehe da! die Bretter entsündigen sie von Allem. In dem Augenblicke, wo man, von Elodien sprechend, sagen kann: sie ist Künstlerin, ist alles Frühere vergessen, verziehen. In der Gesellschaft walten Gesetze, die sich nicht wohl beeinträchtigen lassen; sie jedoch aufs Günstigste zu interpretiren, ist sehr leicht. Mit dem geringsten Vorwande begnügt sich die Gesellschaft und wünscht nichts mehr, als nachsichtig seyn zu dürfen. Von dem Momente an, wo man Elodien als Künstlerin betrachten darf, gilt sie einzig nur als solche. In ihren früheren Schwächen erblickt man jezt nur Verirrungen eines, durch die verführerischste aller Künste exaltirten Gemüths.

Der Musiker fühlt sich glücklich in der Ausübung seiner Kunst. Er hat allerdings phantastische Liebhabereien, aber sonderbar, fast immer im Reiche der Wissenschaften oder Künste. Der eine meublirt sein Zimmer mit gothischen Stühlen, hängt über sein Kopfkissen Schild und Schwert; Harnische, Hellebarten, Helme, Arm- und Beinschienen füllen ein düsteres Gemach, das nur durch die gothischen Fenster aus irgend einer alten Kirche sein Licht empfängt. Ein anderer studirt seinem Hunde die Scala ein und lehrt ihn den Ton richtiger angeben, als mancher zweibeinige Sänger. — Der stopft Vögel aus; ihn entzückt der Schweif eines Tarnagas mehr als eine Strette von Beethoven. — Jener malt so gut Landschaften, als Ciceri Tenor singt. — Wieder ein anderer sammelt Schmetterlinge und Muscheln, oder füllt mit dem Studium der Botanik die zu langen Mußestunden. — Abermals ein anderer befaßt sich mit allem, raisonnirt mit Geist und Sachkenntniß über den Mechanismus seiner Uhr und das Räderwerk der Menschenmaschine, über Diplomatik und die Bereitung köstlicher Makaroni, und weiß uns von diesem oder jenem Knochen an unserem Schädel so genau Rechenschaft zu geben, als von der Harmonielicenz, die er sich im Mosé erlaubt. — Noch ein anderer ist düster; ist ihm etwa die Geliebte untreu geworden? Keineswegs, eine Generalprobe hat ihn gehindert, im Hotel Bullion sich einzufinden, wo man die wundervollste chinesische Pagode verkaufte. Wer Morgens ihn besucht, findet ihn in einem Mandarinschlafrocke, mit mexikanischer Schürze und einem Nabobkamisole angethan, Sultanspantoffeln an den Füßen, einen Tatarhelm auf dem Schädel; dabei säbelt er auf seiner Violine Akkorde, arpeggirt, trillert auf der Doppelsaite mit dem leidenschaftlichsten Enthusiasmus, mit stürmischer Künstlerfurie.

Die leidenschaftliche Künstlergluth, dieses verzehrende Feuer mildert sich mit den Jahren; dann mitunter denkt der Musiker an seine Glücksumstände und theilt seine Liebe zwischen Kunst und — Geld. Noch einmal, es ist ein Künstler, halte man auch dieß ihm zu gut. Dieser Künstler, in seinen jüngern Jahren ein lustiger Gesell, ist Vater geworden, hat Töchter zu verheirathen — seit Quinault eine höchst schwierige Opernaufgabe! Mögen die Mädchen auch wunderschön, mögen halbe Engel seyn, mögen vorzügliches Talent besitzen, so muß der Papa doch zugleich mit ihrer Hand den Ertrag von zehn gekrönten Opern anbieten können.

*) Rossi u. a. m.

Aphorismen

von Karl Balbamus.

Da die Liebe oft zur Krankheit wird, so fragt es sich: ob man sie allopathisch oder homöopathisch zu behandeln habe? Ich würde für das Hahnemannsche: Similia similibus stimmen. Wer den Muth hat, nach einer neuen Liebe zu greifen, der genest schnell. Decocte von Grundsätzen und Rücksichten, Absude von Resignation und Erhebung, wie sie die Allopathie verordnen würde, verfehlen in der Regel ihren Zweck, lassen

wenigstens sehr häufig zehrende Fieber zurück, denen auch der geharnischte Vorsatz zu erliegen pflegt.

*

Kam ich mit Menschen in Berührung, die überreich an originellen Ideen, hochbegabt mit Phantasie, ausgestattet mit den zartesten Empfindungen, aber abstoßend und unzugänglich durch Vorurtheile waren, so gedachte ich des portugiesischen Königreiches Angola, eines der reichsten und reizendsten Punkte der Erde, wo die Erze und Edelsteine ihre Lager haben, wo Kaffee, Zuckerrohr und indischer Pfeffer wild wachsen, und die kostbarsten Holzarten undurchdringliche Wälder bilden, wo aber auch bei allen diesen Herrlichkeiten eine so ungesunde Luft weht, daß selbst die anmuthigen Ufer des Bengo der Niederlassungen nur wenige zählen.

*

Wie mehrere Berge, als da sind der Pik von Teneriffa, der Canigu in den Pyrenäen, der Montblanc und der Chimborazo, längere Zeit für die höchsten Punkte der Erde galten, weil man die Messungen anderer Berge scheute, so erfreuen sich gewisse Menschen nur darum des Rufes der Größe, weil wir zu faul sind, sie mit andern bedeutenden Charakteren zu vergleichen. Wie jezt, nachdem man sich besser auf die Höhenmessung versteht, mehrere Schweizergebirge den Pik von Teneriffa über die Achsel ansehen, wie der Canigu durch den Montperdu und den Cylinder beschämt ist, wie der Montblanc in dem Monte Rosa einen gefährlichen Nebenbuhler erhalten und der Chimborazo an dem Illimani und dem Sorata, diesen überkühnen Cordillerasöhnen, die sogar dem Himalaya ins Antlitz zu schauen wagen, seine Meister gefunden hat, so sind auch in unserer Zeit, die sich sehr ernstlich mit trigonometrischen Charaktermessungen beschäftigt, viele historische Namen um eine jahrhundertlange Berühmtheit gekommen und haben die geschichtlichen Fürstensitze mit dem ehrbaren Mittelstande verkauscht.

*

Die edelsten Entschlüsse der Frauen sind gewöhnlich neptunischen, die großartigsten Vorsätze der Männer in der Regel vulkanischen Ursprungs. Wer mit der Geognosie und Geologie des menschlichen Herzens vertraut ist, der wird diesen Satz bestätigt gefunden haben. Der Neptunismus männlicher Gefühle erzeugt Sümpfe, in denen Frösche wohnen, für die ein Klotz als König noch zu gut ist. Der Vulkanismus weiblicher Empfindungen gebiert ein unterirdisches Feuer, dessen pyrotypischen Umwandlungen Zucht und Sitte erliegen müssen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

(Fortsezung.)

Zustand der Wohlthätigkeitsanstalten.

Vergleicht man den Zustand unserer Stadt in den lezten dreißig Jahren, d. h. von 1800 bis 1830, mit ihrem Zustand unter der Konstitution von 1791, unter dem Nationalkonvent und dem Direktorium, so ergibt sich offenbar, daß jene Tage einer festern und solidern Regierung die glücklichern waren. Gerade vom Beginn der bessern Zeit an, d. h. seit 1800, zeigt sich die bedeutende Zunahme der Findelkinder in der Charité. Stellt man nun eine Vergleichung an zwischen den acht Jahren von 1784 bis 1791 und den acht Jahren von 1822 bis 1829, so ergeben sich für erstere nur 14.125 Kinder, für leztere aber 15.003, also im Ganzen 878 mehr. Dabei muß bemerkt werden, daß nach offizieller Berechnung Lyons Einwohnerzahl von 1822 bis 1829, 50,000 Köpfe mehr betrug, als von 1784 bis 1791. Es wäre aber wohl irrig, wenn man behaupten wollte, die Zunahme der Bevölkerung sey die alleinige Ursache der Vermehrung der Findelkinder; dabei wirkt wahrscheinlich das öffentliche Elend und die zunehmende Sittenausartung mit. Das Verhältniß ihrer Mitwirkung ist aber unmöglich zu bestimmen. Vergleicht man die Zahl der legitimen oder ehelichen Kinder, die in den acht Jahren von 1784 bis 1791 in der Charité aufgenommen wurden, mit denen von 1792 bis 1799, so ergibt sich, daß in dem leztern Zeitraum 721 mehr waren, als im erstern. Nun waren aber die acht Jahre von 1792 bis 1799 große Unglücksjahre für Lyon, und dieser Umstand hat unstreitig dazu beigetragen, daß so viele eheliche Kinder von ihren Eltern verlassen und ausgesezt wurden, was in den bessern Jahren weniger geschieht. Dies zeigt sich auch aus folgendem Umstand. Von 1800 bis 1829 vermindert sich alle fünf Jahre die Zahl der in der Charité aufgenommenen ehelichen Kinder; in dieser Zeit aber ist Lyon immer im Wohlstand gestiegen. Viele Beobachter behaupten, daß der zunehmende Wohlstand die Sitten verderbe und lockerer mache; dies ließe sich auch vielleicht in unserer Stadt nachweisen, wo der Wohlstand seit 1800 unendlich zugenommen hat; die wachsende Industrie, Bevölkerung, Bequemlichkeit, die zunehmenden Gaumen- und andere Genüsse, der vermehrte Luxus kommen hier in Betracht, was Alles wenigstens nicht günstig auf die Sitten wirkt. Indessen kommen hier mehrere Gründe zusammen. Viele Findelkinder werden aus dem benachbarten blutarmen Savoyen hierhergebracht und in der Charité ausgesezt. Vor 1791 war es nicht so leicht, aus jenem Land hierherzukommen, und erst später wurden Straßen, Wege und sonstige Kommunikationen praktikabler; die Eltern können nun leichter, in weniger Zeit und mit weniger Kosten hierherkommen. Gegen den Grundsaz, daß mit dem wachsenden Wohlstand auch die Sittenverderbniß wachse, ließe sich auch der Umstand anführen, daß bekanntlich im Kirchenstaat und in Spanien die größte Menge Findelkinder vorkommt, ohne daß man doch dort sagen könnte, der Wohlstand verderbe die Sitten. Am nächsten kommen wir der Wahrheit, wenn wir alle obigen Gründe zusammenfassen. Eins möchte ich noch ausmitteln, woran noch kein Statistiker gedacht hat, nämlich das Verhältniß der Findelkinder in einem gegebenen Jahr mit der Zahl der Seidenwebstühle, welche da im Gang waren, zusammenzuhalten. So viel ist übrigens gewiß, daß unsere herrlichen Hospitalanstalten in Verfall gerathen, wenn ihnen die immer wachsende Last der Findelkinder nicht erleichtert wird; ohne diese Maß-

regel ist keine Rettung möglich, denn dieser moralische und finanzielle Krebs spottet aller Einschränkungen und Ersparnisse, er wächst weit und drohend über sie hinaus. Wie aber diesem Uebelstand abhelfen? Dazu kenne ich nur zwei Mittel, die vielleicht mit einander verbunden werden könnten. In allen großen Städten, wo Findelhäuser sind, hört man dieselbe Klage über das Zunehmen der Findelkinder, und je besser die Anstalten zu ihrer Aufnahme eingerichtet sind, desto häufiger werden sie benuzt. Seit in unserer Charité die Krippe, wo die Kinder hineingelegt werden, so bequem, einladend, ja sogar mit Luxus eingerichtet ist, sind die Aussezungen bedeutend häufiger. Man sollte die Kinderaussezung schwerer machen, es wenigstens die Leute glauben lassen. Ein russischer Staatsrath, der voriges Jahr unser Findelhaus besuchte, behauptete keck, man solle es nur schließen, um dem Uebelstand der immer zunehmenden Kinderaussezung abzuhelfen. Dies scheint auf den ersten Augenblick barbarisch, hat aber seinen ganz richtigen, tiefen Grund und wird durch die Beobachtung bestätigt. In den Städten, wo keine Findelhäuser sind, werden nur wenig oder gar keine Kinder ausgesezt; keine Findelhäuser zu halten, ist übrigens höchst human, denn im besten Findelhaus sterben mehr Kinder, als ohne das Findelhaus ausgesezt oder getödtet würden; will man aber diese schädliche Anstalt durchaus nicht abschaffen, so bedenke man, daß die hier ausgesezten Kinder, als verlassene, auf französischem Boden verlassene Geschöpfe, weniger der Stadt Lyon, als ganz Frankreich angehören. Die Kosten sämmtlicher Findelhäuser sollten nicht von den Städten getragen werden, wo sie zufällig errichtet sind, wo aber die Kinder aus allen Departements aufgenommen werden, sondern von ganz Frankreich. Wie hoch glauben Sie, daß sich ein Jahr in's andere nur der Lohn für die Ammen beläuft? auf 435,000 Fr. Man ist gewaltig im Irrthum, wenn man glaubt, unsere Spitäler seyen reich und sie besizen ein ordentliches, mit ihrer Ausgabe in Verhältniß stehendes Einkommen; das Gleichgewicht zwischen ihrer Einnahme und Ausgabe wird nur durch außerordentliche Beiträge und Sammlungen in der Stadt und im Departement hergestellt. Alle Ersparniß und alle Reduktionen werden nichts helfen, wenn man den Hospitälern die Findelkinder nicht abnimmt; da liegt die ganze Frage über den künftigen Zustand unserer Wohlthätigkeitsanstalten. Die Zahl dieser armen Kleinen beläuft sich über zwölftausend.

Die beiden Lyoner Hospitäler verpflegten im Jahr 1831 nahe an 30,000 Menschen. Die Mittelzahl der im Hotel-Dieu aufgenommenen Kranken ist 1058, die jährlich 520,000 Franken kosten. Die tägliche Ausgabe für jeden Kranken beläuft sich auf 1 Fr. 37 C., und im Lauf des ganzen Jahrs auf 29 Fr. 94 C. Es wäre leicht möglich, die tägliche Ausgabe auf 1 Fr. 25 C. zu verringern. Bei der Charité ergeben sich ganz andere Resultate. Die da im Jahr 1827 aufgenommenen und von der Anstalt verpflegten 10,207 Kinder kosteten jährlich 699,556 Fr. (Im Jahr 1824 betrugen die Kosten 30,719 Fr. weniger, und seit 1827 haben sie sich beiläufig um dieselbe Summe vermehrt.) Die täglichen Kosten der im Hospiz selbst verpflegten Kinder, Schwangern und Ammen beliefen sich auf 1 Fr. 16 C.; jedes auf dem Land verpflegte Kind kostete dagegen täglich nur 18 C. Die Sterblichkeit der Greise ist 1 von $3\frac{96}{100}$, die der Incurabeln 1 von $7\frac{50}{100}$, die der Soldaten 1 von 31. Die Sterblichkeit der Findelkinder wird sorgfältig geheimgehalten. Gutunterrichtete und Sachkundige behaupten, sie betrage in der Regel 1 von $1\frac{90}{100}$, also mehr als die Hälfte. Wenn nun hier die Hälfte dieser armen Kleinen stirbt, so fragt sich's, ob nicht Vielen ein kurzes, armseliges Daseyn erspart, oder das Leben erhalten würde, wenn gar kein Findelhaus existirte und dadurch die Mädchen zu besserer Sitte und die Mütter zu eigener Ernährung ihrer Kinder gezwungen würden? Doch nun genug von unsern Hospitalanstalten, und vielleicht schon zu viel für Ihre Leserinnen, aber wohl nicht für diejenigen, die Lyons Zustand gründlich kennen wollen, um den ganzen Zusammenhang seiner Lage und seiner neuesten Ereignisse zu fassen.

Eng und beschränkt ist unser geistiges Leben, nach seinen drei Haupteinrichtungen: Wissenschaft, Literatur und Kunst, wenn man es mit dem in Paris zusammenhält, das in dieser Beziehung eine Welt gegen Lyon genannt werden kann, so wenig ihm auch in höherer menschlicher und philosophischer Rücksicht diese Benennung gebührt. Vor den Julius- und Augustereignissen hielt unsere Censur auch das Wenige nieder, was sich geistig hier aufrichten wollte, es war nicht einmal erlaubt, historische Säze zu wiederholen, wenn sie der herrschenden Parthei nicht gefielen. Morin, der ehemalige Redakteur des Précurseur, hatte kaum in einer kleinen Schrift an das despotische Wort des Despoten Ludwig XIV.: „der Staat, das bin ich,“ erinnert, so wurde er zu einer Geldstrafe und der Herausgeber der Schrift zum Gefängniß verurtheilt. Kaum aber war die Regierung Karls X. vorüber, so begann ein anderes Uebel, die Einseitigkeit, Eitelkeit, Ungerechtigkeit und Lügenhaftigkeit der liberalen Presse. Der Précurseur versprach feierlich: „ich will unabhängig seyn von aller Regierung, von allen Behörden und von aller Coterie; meine Opposition soll gemäßigt und mein Beifall gewissenhaft seyn; ich will Fortschreiten ohne Unordnung und stürmische Uebereilung, ich werde Korrespondenzen im verschiedensten Sinn, von der abweichendsten Farbe mittheilen und dadurch jeder Meinung das Wort gönnen.“

(Die Fortsezung folgt.)

Charade.

1. 2.

Wir sind dem Menschen freundlich zugegeben,
Wir lehren erst ihn, was es heiße: leben.
Doch wehe, wenn Natur das ihm verbeut,
Weh! wenn er uns gewählt, und dann bereut!

3.

Ich werf' ihn aus der selbsterkohrnen Sphäre,
Und wenn er auch noch dreimal klüger wäre;
Ich unterschlage selbst des Stärksten Bein,
Ja, durch mich hört er auf ein Mensch zu seyn.

1. 2. 3.

Wer aber mich noch nie in seinem Leben
Gefühlt, ihn kann das Glück noch höher heben;
Denn ich entrück' ihn jeder Spur von Schmerz
Und fülle ganz mit Seligkeit sein Herz.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. Februar 1832.

Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seelen schlägt und trifft und zündet;
Da ist kein Widerstand und keine Wahl.

Schiller.

Das weibliche Herz.

„Die Liebe ist die Lebensgeschichte des Weibes," ist ein alter, aber wahrer Spruch. In diese große Lotterie sezt sie ihr ganzes Lebensglück ein, und ziehe sie einen Treffer oder eine Niete, der Wurf für das Leben ist gethan. Wenn ich ein junges Mädchen vor mir sehe, von dessen Geschichte noch das erste Kapitel zu schreiben ist, bilde ich mir oft in Gedanken den wahrscheinlichen Gang dieser Geschichte aus, und fühle reges Interesse für die Heldin, oder inniges Mitleid mit ihr, je nachdem der Roman in meiner Phantasie einen Ausgang nimmt. Es gibt in der That wenig anziehendere Gegenstände der Betrachtung, als ein junges Mädchen auf der Lebensstufe, wo das leise Flüstern ihres Herzens ihrem Benehmen bereits einen gewissen Grad von Bewußtseyn gibt, wo jene Liebesempfänglichkeit, jene Sehnsucht, die ihr ganzes Wesen durchdringt, sich noch nicht auf einen Gegenstand konzentrirt hat. Die flüchtige Phantasie eines Tags, einer Woche gleitet vielleicht über die Oberfläche ihres Geistes hin, ohne mehr Eindruck zu hinterlassen, als die Wolken, welche ihre Schatten auf den See werfen und vom Winde vorübergetrieben werden. Aber wenn ihre Stunde kommt, wenn alle Gefühle des jungen, feurigen Gemüths in den Wirbelwind der großen Leidenschaft gerathen, mit einem Wort, wenn sie liebt, dann liegt hohe Verantwortlichkeit auf dem Manne, der diese Gefühle geweckt hat; denn das Glück oder das Unglück eines Geschöpfs ist in seine Hand gegeben, vielleicht das Wohl oder Weh einer unsterblichen Seele. Gewiß hängt von dem Wesen dieser ersten Neigung nicht blos das äußere Schicksal, sondern der persönliche Charakter und die ganze Richtung für das Leben ab. Wenn das Weib in ihrer Jugend ihr Herz dem Geliebten übergibt, gibt sie die Leitung und Lenkung ihres ganzen Wesens an ihn ab; sie wird, was ihm aus ihr zu machen beliebt; sie ist nicht mehr frei, sie mag sich sträuben, wie sie will, sie ist in des Fuchses Kralle. Ja, diese Metapher paßt nur zu gut auf jene jungen Geschöpfe, welche, geblendet durch die Schönheit ihres Gefieders, zu sehr vertrauend auf die Stärke ihrer Schwingen, der mütterlichen Obhut entfliegen und in die Gewalt derjenigen fallen, die nur zu oft so listig und mitleidslos sind, wie Reineke selbst.

Und doch scheint es seltsam, daß Dinge der Art sich so oft ereignen können; denn alle Sophisterei, die der vollendetste Liebhaber jemals geflüstert, zerfällt in Staub beim ersten Hauch gesunden Menschenverstands. Ja, es geschah schon oft, daß ein einziges wahres, kräftiges Wort, ganz zufällig gesprochen oder gehört, das feinste Gebäude solcher Sentiments und falscher Vorspiegelungen, zu dessen Errichtung Kunst, Zeit und Mühe verschwendet ward, über den Haufen warf.

Ich lebte vor einigen Jahren in einem abgelegenen Theile Englands, wo unter meinen Nachbarn auch eine Lady mit ihrer Tochter wohnte. Die alte Lady war die Wittwe eines Offiziers in der Armee und lebte sorgen-

frei, obgleich etwas beschränkt. Die Tochter — ja diese Tochter — gar oft gab sie mir zu Betrachtungen der obigen Art Anlaß. Als ich sie zum ersten Male sah, war sie etwa sechzehn Jahre alt und eines der bezauberndsten Geschöpfe, die man sich denken kann. Sie war in völliger Abgeschiedenheit und Freiheit aufgewachsen, wie der Baum im Walde. Der Ausdruck ihrer schwarzbraunen Augen verrieth dem Kenner, daß in ihr eine Feuerseele wohnte, die, wenn sie zur Zeit noch schlief, nur eines Gegenstandes und einer Gelegenheit bedurfte, um zu vollem, leidenschaftlichem Leben zu erwachen. Ihre Haut war von der blendendsten Weiße, aber ein leichtes Fleckchen hin und wieder hob die Einförmigkeit aufs Reizendste; die üppige Fülle ihres Haars schimmerte wie das Gefieder auf dem Rücken des Fasans, und wenn ein sanftes Lächeln ihren Mund umschwebte und leichte Grübchen bildete, glänzten Zähne wie Elfenbein durch Rosenlippen. Viele werden sagen, ich habe einen rothhaarigen, sommersproßigen Wildfang geschildert; aber der Kenner der Nuanzen weiblicher Schönheit wird mich verstehen.

Oft und viel dachte ich, die Tage der Liebe müßten für mich auf ewig dahin seyn, weil ich mich nicht in Fanny Capel verliebte. Ich that es nicht, wir waren aber deßhalb doch die besten Freunde von der Welt. Ihrer Mutter Haus lag nur eine Straßenlänge von dem meinigen entfernt, und noch sehe ich, wie Fanny, den Strohhut lose auf den Hinterkopf gedrückt, ja oft ohne denselben, wo dann ihr Haar nach allen Richtungen im Winde flatterte, wie eine zweite Atalanta die Straße herabtrippelte; dann sprang sie wohl auch mit einem Antlitz, das wie die Morgensonne leuchtete, zu mir auf mein Arbeitszimmer, um einen Band von Racine zu borgen, oder mich um die Erklärung einer Stelle im Tasso zu bitten. Es war ein Gemüth, für die zartesten Töne gestimmt; Alles kam darauf an, wie sie angespielt wurden. Deutlich sah man, daß es für sie keinen Mittelweg gab: ihre Geschichte konnte nimmermehr eine alltägliche, sie mußte entweder im höchsten Grade glücklich oder unglücklich werden; und oft, wenn ich in das reine, liebliche Antlitz blickte, befiel mich fast peinliche Besorgniß für ihr künftiges Schicksal.

Die Zeit nahte, wo sich dieses für immer entscheiden sollte, und ich war, unwissend, gewissermaßen das Mittel dazu. Ich befand mich einige Tage bei einem Edelmann, der etwa vier Meilen von mir wohnte, da traf ich einen alten Universitätsfreund, den ich seit sechs oder sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ich lud ihn ein, mit mir nach Hause zu kommen, und er kam.

Sir Edward Vernon — dieß war sein Name — stand damals in der Blüthe der Männlichkeit, und seine großen persönlichen Vorzüge wurden durch das Gepräge von Bildung und hoher Intelligenz, den ächten Gürtel männlicher Schönheit, bedeutend gehoben. Sein Vater war noch nicht lange todt; Vernon hatte als Attaché bei einer Gesandtschaft einige Jahre im Auslande zugebracht; dieß gab seinen Manieren den Stempel der vollendetsten Bildung, ohne jene konventionelle Abgeschliffenheit, welche der junge Mann nur zu oft erhält, der sich ausschließlich in den Londoner Cirkeln umgetrieben hat. Uebrigens hatte er auch nichts von der diplomatischen Eiskälte an sich; seine Gefühle waren lebendig, und er sprach sie mit Wärme und Gewandtheit aus. Seine Erziehung hatte das Feuer seines Temperaments gedämpft, aber nicht erstickt. Dieß war der Mann, den das Schicksal dazu bestimmt hatte, Fanny Capels Herz zu gewinnen. Sie sahen sich zum ersten Male in meinem Hause in großer Gesellschaft. Die Unterhaltung drehte sich um die Angelegenheiten des Kontinents, und Vernon ward um seine Meinung befragt. Er interessirte sich in hohem Grade für die Sache und sprach sich sehr lebhaft und kräftig aus. Zufällig fiel, während er redete, mein Auge auf Fanny. Je weniger sie an gesellschaftlichen Zwang gewöhnt war, desto deutlicher war die Bewunderung, mit der sie dem Sprecher zuhörte, auf ihrem ausdrucksvollen Gesichte zu lesen. Ihr Kopf neigte sich unmerklich zurück, ihre Augen waren scharf auf Sir Edwards Gesicht geheftet, und ihre Lippen nahmen jenen Ausdruck an, der die gespannteste Aufmerksamkeit verräth. Als Vernon ein schönes, gefühlvolles Wort sprach, flammte ihr Auge, und ein Lächeln des Beifalls flog gleich einem Wetterleuchten über ihr Gesicht. Als er aufhörte zu sprechen, ruhte ihr Blick noch eine Zeitlang auf ihm, als wollte sie sich einen Charakter auszeichnen, dessen erster Eindruck auf sie ein so günstiger gewesen war, und als sie sich abwandte, konnte ich bemerken — sie selbst wußte wohl nichts davon — wie sich ein leiser Seufzer aus ihrer Brust stahl. Es war der erste, den er ihr entlockte; wollte Gott, es wäre der lezte gewesen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Astronomische Miszellen.

Zu wissen, ob das Jahr, in das wir eingetreten sind, für die Menschheit ein segensreiches oder unheilvolles seyn wird, ist Niemand gegeben; das aber wissen wir gewiß, daß es ein Glücksjahr ist für den Astronomen und jeden, der aus Liebhaberei das Treiben am Himmel mittelst eines Fernrohrs beobachtet. Das Jahr 1832 wird folgende Erscheinungen bringen: Sieben Bedeckungen von Planeten durch den Mond, nämlich vier des Saturns, eine der Venus, eine Merkurs und eine des Uranus; drei Bedeckungen von Sternen erster Größe, nämlich zwei des Aldebarans und eine des Regulus, einen Durchgang des Merkurs durch die Sonnenscheibe,

das Verschwinden des Saturnsringes und die Rückkehr zweier Kometen.

Der erste Komet, der dieses Jahr zum fünften Mal seit seiner Entdeckung erscheint, ist der unter dem Namen des Enkeschen bekannte; er kehrt jedesmal in ungefähr 1212 Tagen wieder. Er wird am 3ten Mai durch das Perihelium gehen und dann der Sonne am nächsten stehen, nämlich 5,934,000 geogr. Meilen von ihr entfernt seyn. Am 24ten Juni steht er an dem der Erde am nächsten gelegenen Punkte seiner Bahn; er ist dann nur 4,674,700 Meilen von uns entfernt. — Der zweite Komet, der dieses Jahr wieder erwartet wird, ist der sogenannte Bielasche Komet, der eine Periode von 2445 Tagen hat. Es ist dieß der Schwanzstern, der der Welt so unnöthigerweise Angst gemacht hat, indem man den Umstand, daß er die Erdbahn schneidet, falsch verstand und meinte, er werde mit der Erde zusammenstoßen. Daß ein Komet mit der Erde zusammentrifft, ist allerdings nichts Unmögliches; nimmt man aber an, es schneide jährlich ein Komet von der Größe des Erdballs die Erdbahn, so kann man zweitausend dreihundert einundzwanzig Millionen gegen eins wetten, daß er und die Erde nicht zusammenstoßen werden, womit freilich so viel wie nichts gesagt ist. — Dieser Komet wird am 27ten September durch das Perihelium gehen; er befindet sich dann am nächsten bei der Sonne und ist 15,150,000 Meilen von ihr entfernt; am 7ten Oktober kommt er der Erde am nächsten und ist dann 9,526,450 Meilen von uns entfernt. Unter allen bekannten Kometen, deren Entfernung gemessen worden, kamen die von 1680, von 1684 und 1826 der Erde am nächsten; der erstere, der sich am meisten von allen näherte, war einmal nur 90,000 Meilen entfernt, was nicht ganz noch einmal so weit ist, als der mittlere Abstand des Monds von der Erde, und dennoch gab sich hienieden nicht die geringste Veränderung kund.

Der Enkesche und der Bielasche Komet, welche zu den telescopischen gehören, werden ohne Fernrohr nicht sichtbar seyn. Indessen wird das Jahr 1835 die Neugierigen, welchen keine astronomischen Werkzeuge zu Gebot stehen, schadlos halten. In diesem Jahre kommt nämlich der große Halleysche Komet wieder, dessen gegenwärtige Periode 27,997 Tage beträgt. Dieser Stern, der der Erde in den Jahren 1456, 1531, 1607, 1682 und 1759 in herrlichem Glanze erschien, wird im Jahr 1835 nicht minder prachtvoll auftreten. Er ist in ganz Europa sichtbar; er geht um den 7ten November durch das Perihelium, und etwas vor dieser Zeit und einen ganzen Monat nachher ist sein Glanz am stärksten und sein Schweif am größten. Dieser Komet, der schon mehr als einmal die Völker mit Entsetzen erfüllte, ist noch schöner und merkwürdiger, als der von 1811, dessen sich Viele noch mit lebhafter Freude erinnern.

Die Chinesen sind das einzige Volk, in dessen Geschichtsbüchern sehr alte astronomische Beobachtungen aufbewahrt sind, die uns von einem wissenschaftlichen Nutzen seyn können. In ihrer Chronologie werden die ersten bekannten Finsternisse angeführt. Es ergibt sich daraus deutlich, daß bereits zu Yaous Zeit, über zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, die Astronomie in China getrieben wurde, und zwar als Grundlage religiöser Ceremonien. Die Abfassung des Kalenders und die Bestimmung der Finsternisse waren hochwichtige Gegenstände, die eigends einer Gesellschaft von Gelehrten anvertraut waren. Die Chinesen beobachteten, zu Bestimmung des Sonnenstandes, die Meridianschatten zur Zeit der Solstitien; die Zeit maßen sie mit der Wasseruhr; den Stand des Mondes bestimmten sie nach den Sternen bei den Finsternissen. Ja die Chinesen kannten Instrumente zu Messung der Winkeldistanzen der Gestirne. Sie entdeckten damit, daß das Sonnenjahr etwa einen Viertelstag länger ist als 365 Tage. Ihr Jahr begann mit dem Wintersolstitium. Um das Mondsjahr mit dem Sonnenjahr in Uebereinstimmung zu bringen, nahmen sie die Periode von achtzehn Sonnenjahren an, welche just 235 Mondsmonaten entspricht; es ist dies dieselbe Methode, welche Calyppus bei den Griechen einführte. Da die Mondsmonate in China abwechselnd neunundzwanzig und dreißig Tage lang waren, so zählte ihr Mondsjahr dreihundert vierundfünfzig Tage, und war also um eilf ein viertel Tag kürzer als das Sonnenjahr; wenn dieser Unterschied die Länge einer Mondsperiode erreichte, so schoben sie in das Jahr einen Monat ein. — Den Aequator hatten sie in zwölf unbewegliche Zeichen getheilt, und in achtundzwanzig Constellationen, nach denen sie die Solstitien sehr genau bestimmten. Statt des Jahrhunderts hatten sie einen Cyclus von sechszig Jahren, und statt der Woche einen Cyclus von sechszig Tagen; die im ganzen Orient übliche Woche, oder der kleine Cyclus von sieben Tagen, war ihnen indessen auch seit den ältesten Zeiten bekannt. Den Umkreis der Erde hatten sie so eingetheilt, daß die Sonne täglich genau einen Grad beschrieb; aber die weitere Eintheilung des Grads, des Tags, des Gewichts und alles gemeinen Maßes geschah nach dem Dezimalsystem, und dieses System hat sich in China in einer viertausendjährigen Praxis erprobt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Zeitgemäße Lustbarkeiten.

Nach den Festen zu urtheilen, die seit Anfang des Jahres gegeben werden, will man dieses Jahr fröhlicher zubringen, als das vorige; nicht als ob es im Jahr 1831 den Parisern an Lustbarkeiten gefehlt hätte; es müßte eine ge-

waltige Umwälzung in den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten der Bewohner dieser Hauptstadt vorgehen, wenn sie nicht hundert Gelegenheiten auffänden, um sich zu belustigen, und bei der großen Freiheit, deren man jezt genießt, fehlt es daran noch weniger als sonst. Wer nicht tanzen will und die Musik nicht liebt, braucht ja nur ins Theater zu gehen, um ein Stück aufführen zu sehen, das man anderswo bei Strafe der Verbannung, der Einkerkerung und vielleicht gar der Güterkonfiskation nicht spielen ließe, oder er kann sich an der Menge der Tageblätter ergözen, die Alles frei vom Herzen wegsagen, oder er kann ein Stündchen zur Kurzweil in einer St. Simonistischen Versammlung zubringen, oder neue Memoiren lesen, woran es nie zu fehlen pflegt, u. dgl. mehr. Plagt ihn die Menge des Geldes und wünscht er, dasselbe auf eine schnelle Art loszuwerden, so steht der Salon des étrangers mit vortrefflicher, das heißt dem Anschein nach glänzender Gesellschaft für ihn offen, und er kann hier in einem Abende seinen Beutel durch rouge et noir bis zum Grunde ausleeren. Und gehört er zu der sogenannten schönen Welt, worin es jedoch manchmal häßlich aussieht, oder hat diese schöne Welt Ursache, sich ihm gefällig zu zeigen, so kann er mit den Ministern, Gesandten, ihren Frauen und Töchtern, mit besternten, bekreuzten und betitelten Leuten aller Gattung tanzen und Whist spielen; denn, wie gesagt, es wird gegenwärtig viel getanzt in den höhern Cirkeln. Heute ein Ball beim englischen, morgen beim österreichischen Gesandten, dann ein großer Ball bei Hofe und im Hintergrunde ein großer Ball beim Präsidenten des Ministeraths, Casimir Perier. Es gibt aber Leute, die sich durch dergleichen Lustbarkeiten nicht stören lassen und das Betragen der tanzenden großen Herrn beständig mit vieler Freimüthigkeit beleuchten, ohne sich an die vielen Bälle zu kehren, womit sie einander die Sinne berauschen; während man bald in diesem, bald in jenem Hotel zu einer großen Festlichkeit Anstalten trifft, fragen diese Verwegenen: wer zahlt die Kosten dieser Lustbarkeit? etwa das Volk wieder? Ach, ihr Großen und Mächtigen, habt Mitleiden mit dem Volke und saugt es nicht so unbarmherzig aus; Handel und Gewerbe liegen nieder; Alles schwebt in banger Ungewißheit wegen der Zukunft; tanzt, so viel ihr wollt, aber bürdet dem Volke keine neuen Lasten auf. Es erscheint ein Journal, la Carricature, das wegen der beigelegten lithographirten Zerrbilder merkwürdig ist, denn diese sind zuweilen mit Wiz ausgedacht und geistreich dargestellt. Ich sage zuweilen; denn in diesem Fache ist man nicht immer gleich erfinderisch, und zuweilen verfällt man ins Läppische. Auf einem der lezten Blätter dieses Journals hat man einen Mann dargestellt, an dessen Gesichtsbildung man sogleich den Minister Perier erkennt. Er bürdet einem Lastträger, der hier der Repräsentant des Volkes ist, ungeheure Lasten auf, unter denen der arme Kerl fast niedersinkt; auf den Lasten stehen die Namen verschiedener starken Auflagen geschrieben; zu gleicher Zeit reicht derselbe Mann mit einer Art von Eleganz einem Herrn, den man nur von hinten sieht, aber an seinem Backenbart sogleich für den König erkennt, einen ungeheuren Sack, worauf Civilliste geschrieben steht, und den jener Herr hastig annimmt.

(Die Fortsezung folgt.)

Lyon, Januar.

(Fortsezung.)

Die Zeitungsliteratur. Der Volksunterricht.

Bei diesen schönen Versprechungen des Précurseur ist es geblieben; denn die Redaktion hat bald eingesehen, daß Frankreich noch nicht reif ist für eine gute politische Zeitschrift, und es auch so lange nicht seyn wird, als dort Parteisinn und politischer Coteriengeist über Wahrheit und Recht herrschen, und daher eine Zeitung nothwendig Einer Parthei dienen und schmeicheln muß, um bei ihr Abnahme zu finden, denn die andern Partheien lesen sie nicht, wenn sie auch noch so trefflich wäre. So mußte auch der Précurseur dem Pariser Constitutionnel und Seinesgleichen nachstreben; darum fand man bald in ihm die Menge schöner, stolzer, eitler und aufgeblasener Phrasen, die Unkenntniß und Verachtung anderer Völker und Regierungen, die Gemeinpläze und die unverständige Opposition gegen seine Regierung, welche den Pariser Mustern einen so großen Ruf bei der zahlreichen, unwissenden oder wenig unterrichteten Menge verschafft, der schöne Worte mehr als richtige Ideen, Phrasen mehr als Wahrheit gelten, welche die Journalbehauptungen lieber gleich annimmt und in ihrem Cirkel als Glaubenssäze wiederholt, als genau darüber nachdenkt, die Angaben ruhig und besonnen prüft und auch die Meinung anderer Journale anhört. Wer möchte dies aber den so gern auf der Oberfläche bleibenden, nach Schall und Farbe urtheilenden Franzosen zumuthen, die hier mit kleiner Verschiedenheit sind, wie in Paris? Sehr lobenswerth war die Idee eines neuen Journals, genannt le pauvre Jacques Lyonnais, das größtentheils für unsere vielen Arbeiter und unbemittelten Leute bestimmt war und besonders dazu dienen sollte, dem hier so furchtbar eingerissenen Wucher zu steuern und bessere Gefühle unter diese rohen und ununterrichteten Menschen zu bringen, auch sie wo möglich zu bessern Sitten heranzuerziehen. Zu alle dem ist aber ein Wochenblatt zu schwach, wenn es auch noch so gut geschrieben und redigirt ist. Darum ging der pauvre Jacques bald nach seinem Erscheinen zu Grabe und wurde überdies noch von den rohen Leuten ausgelacht. Hätte er ihnen von Lapalien gesprochen und brav Zoten und schlechte Wize gemacht, so würde er in Aufnahme gekommen seyn und Abnehmer in Menge gefunden haben. Eine Zeitschrift, die in unserm Land nicht den Leidenschaften huldigt und predigt, kann sich nicht halten und wird als abgeschmackt und altväterisch verspottet.

Dies führt mich auf die Erziehung der untern Klasse auf dem Land, ehe sie zu weiterm Verderben in die Stadt kommt. Davon haben Sie in Deutschland Gottlob keinen Begriff. Es wäre lächerlich und komisch, wenn es nicht so traurig wäre, die Volkserziehung nicht allein in unserm Rhonedepartement, sondern im ganzen Innern Frankreichs manipuliren zu sehen. Betrachten wir erstlich die Schullehrer. Bei uns — nahe bei der zweiten Stadt des Königreichs — kommen sie im Herbst aus dem Hochland, von den Alpen herunter, zu gleicher Zeit mit dem lieben Vieh; diese Präceptoren heißen beim Volke Briançonnais. Sie haben einige mechanische Kenntniß vom Lesen und Schreiben, im leztern sehr dürftig und beschränkt, deßgleichen von den vier Rechnungsspecies, womit man es jedoch nicht genau nehmen muß. Alles dies lehren sie in einem furchtbar rauhen Dialekt, der dadurch auf die Kinder übergeht. Es muß einer recht geschickt seyn, wenn er ihre häßliche Schrift lesen will. Von der Anwendung der Rechenkunst auf das tägliche Leben und auf das Bedürfniß der Haus- und Landwirthschaft ist nicht die Rede. Wenn nun die Kinder sechs bis sieben Winter bei ihnen in die Schule gegangen sind, wo sie im Spätfrühling, Sommer und Frühherbst immer wieder vergessen, was sie im Winterkursus lernten, so haben sie es zu einer fast unverständlichen Sprache, zu einer rohen, unleserlichen Schrift und zu einigen Rechnungsregeln gebracht, die sie gar nicht benüzen können.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. Februar 1832.

Basco. Sieh, wir wissen Rath zu schaffen,
Haben Muth und haben Glück.
Lucinde. Ohne Freund und ohne Waffen,
Armes Mädchen, welch Geschick!

Goethe.
Claudine von Villa Bella.

Entführung einer Griechin zu Smyrna.

Ein Beitrag zur Kenntniß des griechischen Charakters.

Es war eines meiner Lieblingsstudien im Orient, bei jeder Gelegenheit zu erforschen, ob sich bei den jetzigen Griechen etwas vom Charakter, den Sitten, den schönen Formen der alten Hellenen erhalten habe, und das Resultat war in den meisten Fällen: ja, es sind noch dieselben, im Guten wie im Schlimmen, in den Gesinnungen und Leidenschaften, welche die Schande der Menschheit, wie in denjenigen, welche ihr Stolz und ihr Triumph sind. Die folgende Geschichte, welche sich im Mai 1831 zu Smyrna zutrug, erinnert im Kleinen an ein berühmtes Ereigniß, das vor mehr als 2000 Jahren ganz Griechenland auf die Beine brachte, und bei den Unruhen wegen eines Kammermädchens denkt man an die Geschichte von Menelaus berüchtigter Gemahlin.

Die Frau eines zu Smyrna etablirten englischen Kaufmanns, katholischer Religion, hatte ein griechisches Mädchen von der Insel Cerigo in ihren Dienst genommen. Das Mädchen war jung und hübsch und besaß die den griechischen Landleuten, selbst denen der untersten Klasse, eigenthümliche Grazie. Sie war überdieß sehr dienstwillig, verständig, folgsam und hatte schon nach wenigen Monaten sich in der Gunst ihrer Gebieterin festgesetzt. Indessen beschloß der Kaufmann, wieder nach Konstantinopel zu ziehen, und traf bereits Anstalten zu einer Abreise; da warf sich eines Tags die schöne Cerigotin, welche bereits im Hause geklagt hatte, wie sie von ihrer Familie verfolgt werde, und man sie zwingen wolle, einen Menschen zu heirathen, den sie verabscheue, ihrer Gebieterin zu Füßen und bat sie mit einem Thränenstrome und unter kläglichen Seufzern, sie mit nach Konstantinopel zu nehmen und sie einer Verbindung zu entziehen, welche sie für ihr ganzes Leben unglücklich machen müßte. Da Frau S. sich zu bedenken schien, überließ sich das Mädchen plötzlich der höchsten Verzweiflung, schlug sich ins Gesicht, wälzte sich auf dem Boden und schwur, wenn ihre Gebieterin sie nicht behalte, so stürze sie sich in die See, weil sie sonst kein Mittel wisse, der Verfolgung der Ihrigen zu entgehen. Frau S. that, was jede an ihrer Stelle gethan hätte: sie erlaubte, mit Bewilligung ihres Gemahls, Katinka, so hieß die junge Griechen, sie nach Konstantinopel zu begleiten. Das Mädchen äußerte nun ihre Freude und Dankbarkeit so leidenschaftlich als vorhin ihren Schmerz; sie küßte ihrer Gebieterin Hände und Füße und schwur, sie wolle fortan ihre Sklavin seyn und ihr dienen ihr Lebenlang.

Die schöne Cerigotin hielt ihren Entschluß vor ihrer Familie geheim, und diese ahnete nichts; nicht lange aber, so kam es durch andere Bediente aus, Madame S. gehe nach Konstantinopel und Katinka begleite sie. Auf diese Nachricht kam ihre Mutter in das Haus und forderte unter Schimpfen und Drohen ihre Tochter. Gerührt vom Schmerze, den die Frau äußerte, wollte Madame S. ihr Verlangen erfüllen, wenn sie feierlich verspräche, daß

von der Heirath keine Rede mehr seyn solle; aber die alte Frau verlangte nicht nur die Auslieferung ihrer Tochter, sondern schwur auch, Katinka solle und müsse den Mann heirathen, den die Familie ihr zudenke. Der Eigensinn der Frau bestärkte Madame S. nur noch mehr in ihrem Entschluß; sie sprach dem Mädchen Trost ein, das zitternd und weinend der Entscheidung ihres Looses entgegensah, und man befahl der Mutter, sogleich das Haus zu verlassen. Sie gehorchte, aber im Hausgang wandte sie sich gegen Madame S. und ihre Tochter um; sie war todtbleich, ihre Augen rollten, sie hob die Arme gen Himmel und stieß die gräßlichsten Verwünschungen gegen das Haus und ihre Tochter aus.

Von nun an wagte Katinka nicht mehr auszugehen; sie glaubte sich sicher im Hause, denn in der ganzen Levante sind die Wohnungen wohlhabender Franken fast wie heilige Orte angesehen. Indessen kam der Tag der Abreise herbei; alles Gepäcke war eingeschifft, die Zimmer standen völlig leer; Madame S. war mit ihren Kindern bereits im Hafen; ihr Mann und drei Bekannte von ihm unterhielten sich lebhaft, und Katinka harrte mit der übrigen Dienerschaft des Befehls, sich an Bord des Schiffes zu begeben; da machte plötzlich ein langes, gräßliches Geschrei dem Gespräche ein Ende, und die Engländer sahen Katinka mit wilden Blicken in den Corridor stürzen. „Mein Bruder!“ schrie sie, „meine Verwandte! sie belagern das Haus!“ stürzte die Treppe hinab, schloß die Thüre, kam rasch wieder herauf, warf sich mit einem Thränenstrom und gerungenen Händen den Engländern zu Füßen und flehte um ihren Schutz.

Die Häuser der Franken in Smyrna sind alle nach demselben Plane gebaut. Die Thüre gegen die Straße, welche gewöhnlich bei Tage offen steht, führt in einen geräumigen Hof, und an einer Seite dieses Hofs liegt das Hauptgebäude. Die innere Thüre, welche gleichfalls bei Tag offen steht — denn von Furcht vor Dieben weiß man nichts — führt zu einer Treppe, und diese zu einem Corridor, auf welchen sämmtliche Zimmer ihren Ausgang haben, wie die Zellen in einem Kloster. Von hier aus sah der Engländer den Hof seines Hauses voll bewaffneter Griechen, welche mit gräßlichem Geschrei Einlaß oder Katinkas Auslieferung verlangten. Ohne Antwort abzuwarten, machten sich die Rasenden daran, die Thüre aufzubrechen; weil sie aber mit Eisen beschlagen und fester war, als die Thüren in Smyrna gewöhnlich sind, so machte ihnen dieß viel zu schaffen. Da betrat eine junge Griechin, die Tochter der Amme der Frau S., die gar nicht wußte, was vorging, den Hof, ein Kind ihrer Schwester auf dem Arm. Plötzlich stürzte einer der Cerigoten auf sie zu, wie ein Tieger auf seine Beute, riß ihr das Kind weg, hob es mit einem Arm über den Kopf, schwang in der andern Hand einen breiten Dolch, und drohte, das arme Geschöpf auf der Stelle umzubringen, wenn man die Thüre nicht öffnete. Man denke sich die Mutter, die dieß mit ansah; sie flog ihrem Kinde zu Hülfe und öffnete die Thüre.

Im Augenblick erschienen dreißig Cerigoten, sämmtlich mit Dolchen oder Yagatans bewaffnet, mit bloßen Armen, aufgebundenen Haaren, schäumend vor Wuth, im Corridor, und wie es den vier Engländern, welche nicht einmal Stöcke zu ihrer Vertheidigung hatten, zu Muthe war, läßt sich leicht denken. Ehe sie sich besinnen konnten, sahen sie sich von den Insulanern umringt, die ihnen die Dolche auf die Brust sezten und ihnen mit dem Tod drohten, wenn sie Katinka nicht auf der Stelle auslieferten. Was wollten sie machen? Die Cerigoten waren völlig Meister des Hauses; S. sagte ihnen daher, sie können suchen und das Mädchen fortnehmen, sollen aber wohl bedenken, was für Folgen der seinem Hause angethane Schimpf für sie haben könne. Ohne auf diese Warnung zu achten, zerstreuten sie sich alsbald im Hause, um Katinka zu suchen, schwangen ihre Schwerter und stießen die gräßlichsten Verwünschungen aus. Während das Haus von ihrem Wuthgebrülle wiederhallte, eilten zwei der Engländer, welche sich durch das Malerische dieses Auftritts für die Gefahr, welche sie dabei liefen, nicht hinreichend entschädigt glaubten, die Treppe hinab, um Hülfe zu holen. Als sie aber an die Thüre gegen die Straße kamen, blizten ihnen Dolche entgegen; ein Theil der Cerigoten hielt den Ausgang besezt; sie mußten also unter gräßlichen Drohungen und Flüchen der Erbitterten den Rückzug antreten.

(Die Fortsezung folgt.)

Das weibliche Herz.

(Fortsezung.)

An jenem Abend wurde Vernon ihr nicht vorgestellt; allein er war ein zu guter Kenner und ein zu großer Bewunderer der Schönheit, als daß sie ihm nicht hätte auffallen sollen. Er fragte mich nach ihr. Ich muß gestehen, es war mir nicht ganz wohl bei der Sache, nach der Bemerkung, die ich gemacht hatte; denn so geeignet Vernon war, die Neigung eines liebenswürdigen Weibes zu gewinnen, so wenig Wahrscheinlichkeit hatte es, daß er sie erwiedern würde. In den Ansichten der großen Welt über diesen Punkt auferzogen, war er sein Lebtag gewesen, was der Franzose ein enfant gâté des dames nennt, und weniger als irgend ein Mann dazu gemacht, zu einer wilden ländlichen Schönheit, wie Fanny, eine ernstliche Neigung zu fassen. Indessen hatte er ein gutes Herz, wenn er es frei gewähren ließ, und ich fürchtete nicht, daß er seinen Vortheil über dieses arglose, unbe-

bachtsame Geschöpf benützen würde. Und ich bin überzeugt, ich lasse ihm nicht mehr als Gerechtigkeit widerfahren; ich glaube fest, er ging nicht darauf aus, ihre Zuneigung zu gewinnen; aber seine Neugierde war rege geworden durch die Eigenthümlichkeit ihrer Erscheinung, die ihm, der an die Maskencharaktere des Hofes gewöhnt war, doppelt auffallen mußte; er wollte blos ein interessantes weibliches Wesen zu seiner Unterhaltung und Belehrung analysiren. Wie gefährlich ein solcher Versuch war, leuchtet ein, und so nahm denn das Interesse, welches Sir Edward an der ländlichen Schönheit zeigte, bald einen sehr verdächtigen Charakter an. Immer führte dieser oder jener Anlaß ihn zu Mrß. Capels Hütte. Er war ein vortrefflicher Musiker, hatte die neuesten und ausgesuchtesten Musikstücke Deutschlands und Italiens bei sich; er lieh sie Fanny. Sie zeichnete gut, und er hatte alte Kunstarbeiten und moderne Zeichnungen, welche er ihr zu kopiren gab. Sie ritt häufig aus, und durch den seltsamsten Zufall von der Welt war sie nicht drei Mal zu Pferde, ohne daß ihr Sir Edward zwei Mal begegnet wäre. Arme Fanny! Es waren die glücklichsten Tage ihres Lebens! Mit allem Feuer ihrer glühenden Seele gab sie sich dieser neuen, überwältigenden Leidenschaft hin. Da war ein Mann, dazu geschaffen, Bewunderung und Liebe einzuflößen, schön von Person, hoch begabt an Geist, von vollendeter äußerer Bildung, und was wohl alle drei Tugenden zusammen aufwog, ein Mann, der Erfahrung und Glück bei den Weibern hatte. Ihre Neigung zu ihm wuchs mit jedem Tage, aber immer noch blieb sie von ihm unbeachtet, so daß ich glaube, es überraschte ihn wirklich, als er endlich gewahr wurde, daß er der Gegenstand der glühendsten Leidenschaft war, während er blos als Fremder, als neuer Bekannter Interesse erregt zu haben glaubte. Ich wiederhole es, ich glaube, er hatte ursprünglich keine andere Absicht; allein er wurde durch die Stärke ihrer Gefühle verwirrt und fortgerissen. Wer konnte auch die Entdeckung machen, daß er von einem solchen Wesen, wie Fanny, geliebt werde, von einem so reinen, schuldlosen Herzen, von einem Mädchen, für dessen Arglosigkeit und Reinheit gerade diese schnell auflodernde Flamme zeugte; wer konnte, sage ich, diese Entdeckung machen, ohne daß schon bei dem bloßen Bewußtseyn, daß es so war, seine ganze Seele Feuer fing? Gewiß, Sir Edward Vernon war nicht der Mann dazu. Daß ihre Neigung solche Fortschritte gemacht hatte, wußte ich zur Zeit nicht. Sie war, fürchte ich, schon zur vollen Reife gediehen, als ich sie kaum im Keime vermuthete.

Indessen beunruhigten mich Sir Edwards häufige Besuche in der Hütte; ich beschloß, der Sache mit einem Mal ein Ende zu machen, und benutzte dazu ein Geschäft, das mich nach London rief. Wir reisten zusammen nach der Stadt, und ich ward hier bedeutend länger aufgehalten, als ich erwartete; hernach reiste ich in einen entfernten Theil des Landes, ehe ich wieder nach Hause zurückkehrte.

Mehr als zwei Monate waren seit meiner Abreise verflossen. Der Juni hatte begonnen und der Sommer war früh und üppig. Ich langte um drei Uhr zu Hause an und beschloß, noch vor dem Essen nach der Hütte zu gehen, um meine Freunde zu besuchen. Mrß. Capels Wohnung verdiente diesen Namen: sie war von mäßigem Umfang und mit Stroh bedeckt; aber zu dieser Jahrszeit konnte man nichts Lieblicheres sehen. Die Wände waren mit Jasmin und Kriechpflanzen aller Art überwachsen, und der herrliche grüne Rasen davor prangte mit einer üppigen Fülle von Rosen. In das Gemach, wo sie sich gewöhnlich aufhielten, voll von Büchern, Musikalien und jenem unzähligen Allerlei, das eine Wohnung von Frauen verkündigt, führte eine Thür unmittelbar vom Garten aus. Mich des Vorrechts eines alten Freundes bedienend, hatte ich die Klinke der Gartenthür gehoben und ging, unangemeldet, gerade auf das Vorzimmer zu. Wie überrascht war ich, als ich eintrat! Fanny saß an einem Ende des Sopha's, mit ihrer Harfe vor sich, als ob sie so eben gespielt hätte. An ihrer Seite saß Sir Edward Vernon. Eine ihrer Hände lag in der seinigen; sie sprach lebhaft und schnell, ihr Kopf war auf ihre Brust herabgesunken und ihr Haar hing über Stirn und Augen, so daß ich den Ausdruck ihres Gesichts nicht sehen konnte. Auf ihrer Wange glaubte ich jedoch die Spur einer halbgetrockneten Thräne zu entdecken. Dieß war die Gruppe, auf welche beim Eintritt in Mrß. Capels Hütte mein erstauntes Auge fiel. Ich glaube, ich drückte mein Erstaunen hörbar aus, denn beide fuhren auf, und mit ihrer Ueberraschung mischte sich ein guter Theil Verwirrung. Sir Edward hatte sich zuerst wieder gesammelt, und ohne der Situation, in der ich ihn gefunden, zu gedenken, antwortete er, als ich ihm meine Ueberraschung äußerte, ihn hier zu sehen, er halte sich seit einiger Zeit bei Herrn — (dem Gentleman, in dessen Hause wir uns getroffen hatten) auf. Er sey von diesem zu einem Bogenschießen, das in Kurzem gehalten werden solle, dringend eingeladen worden. „Hm!“ sagte ich, „ich wußte nicht, daß Sie ein Freund vom Bogenschießen sind.“ — „Das bin ich auch nicht,“ antwortete er; „aber — er wollte einmal, ich solle mit ihm hingehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Regierung und der Volkshumor.

Das Heft des Journals la Carricature, in welchem das angeführte Blatt nebst einem andern, das auf eine sati-

rische Art das Wappen des Königs vorstellt, enthalten war, ist mit Beschlag belegt worden. Die hiesigen Minister haben sich an die Preßfreiheit so ziemlich gewöhnt, aber an die Bilderfreiheit noch nicht; hier macht jede Anspielung sie scheu. Sie sollten doch einmal nach England gehen und sehen, mit welcher Freimüthigkeit dort die politischen Zeichner Minister und Könige behandeln. Ein Volk, das so viele Millionen zahlt, darf sich wohl das Vergnügen machen, diejenigen, die ihm den Beutel leeren, auf eine lustige Art zu karrikiren. Das ist eine Licenz, die eben so gut zugestanden werden muß, wie die poetische des Horaz. Den Vortheil, das Geld millionenweise einpumpen zu können, kann man nicht ohne einige Unannehmlichkeit genießen, und diejenige, auf einigen Zerrbildern possierlich dargestellt zu werden, ist wahrlich eine Kleinigkeit. Nun stand zwar unten auf jenem Karrikaturbilde: „Sieh', Volk, so erleichtert man deine Lasten!" was freilich eine beißende Ironie war; allein das konnte jeder, der das Blatt ansah, selbst sich denken, und es trug nichts zur Verstärkung der Satire bei. Haben denn die Herren vergessen, daß schon im Mittelalter Satiren und Zerrbilder über die drückenden Volkslasten erfunden wurden und von Hand zu Hand gingen? Der bekannte Spruch des schlauen Kardinals Mazarin: „Die Pariser zahlen; nun gut, so lasse man sie singen, was sie wollen!" war die politische Maxime eines großen Menschenkenners; es wäre auch ein bischen zu arg, wenn man die Leute wie Citronen auspressen und ihnen nicht einmal die laute Bemerkung vergönnen wollte, daß es doch hart sey, so ausgepreßt zu werden. Was zu Mazarins Zeiten eine Begünstigung war, ist in unserer Zeit ein Recht geworden, und dieses Recht benüzen die Pariser auch mit vieler Freiheit. Jeden Abend können sie das Vergnügen haben, über den Graben im Tuileriengarten, den der jezige König ziehen läßt, sich mit dem Verfasser dieser Schnurre lustig zu machen, und über die Londoner Conferenz noch obendrein. Bei den ersten Vorstellungen wurde auch über die berüchtigten Gewehre gespaßt, welche der jezige Polizeipräfekt Gisquet aus England geholt hatte, um die Nationalgarde damit zu bewaffnen, die aber nicht viel taugten und folglich wenig oder gar keinen Schaden zufügen konnten, weßhalb man auch viel über die U n s c h u l d dieser englischen Flinten wizelte. Allein der Polizeipräfekt, der sich getroffen fühlte, hatte nicht eher Ruhe, als bis der Auftritt mit den u n s c h u l d i g e n Feuergewehren weggelassen wurde, wofür sie aber desto mehr in den kleinen Tagesblättern durchgehechelt werden. Was nun jenen Graben im Garten des Tuilerienschlosses betrifft, so hat dieser an sich unbedeutende Gegenstand die Pariser beschäftigt und beunruhigt, als ob es die wichtigste Sache von der Welt wäre, und mehrere Wochen wiederholten die Tagesblätter unaufhörlich dieselben Klagen, die man auch noch in Gesellschaft auseinandersezen hören mußte. Man hätte glauben sollen, der König wolle ihnen alle ihre Lustbarkeiten rauben und den Tuileriengarten, der seit langer Zeit ein öffentlicher Spaziergang ist, den Bewohnern seiner Hauptstadt verschließen. Das Ganze beschränkt sich jedoch darauf, daß der König, der sich gern Bewegung macht und viele Kinder hat, ein Privatgärtchen hinter dem Schlosse haben wollte, um darin ohne Hinderniß spazieren gehen zu können. Dieß konnte freilich nur mit Schmälerung des öffentlichen Spaziergangs geschehen, und daher entstand das Murren des Volkes. Es hieß, erstlich entziehe man den Franzosen einen Spaziergang, welcher Gemeingut geworden sey, und zweitens verderbe man durch die kleinlichen Anlagen jenen Garten, der bisher als ein Meisterstück des durch seine Gartenanlagen aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. so berühmten Lenôtre gegolten hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, Januar.

(Fortsetzung.)

Zustand des Unterrichts.

Diese Briançonnais unterrichten ohne Ordnung und Methode. In ihren Classen herrscht ein ewiger Lärm und ein Getös, wie auf der Straße; daher lernen auch die Kinder durchaus nichts von Anstand und Sittlichkeit bei ihnen, ja sie verlernen selbst das Wenige, was sie bei Vater und Mutter Erträgliches sehen. Hat aber ein Knabe endlich so viel gelernt, daß er leidlich lesen, schreiben und rechnen kann, so ist's ein Wunder, von dem weit und breit die Rede ist. Solchen Lehrern sind im Allgemeinen neun Zehntheile von Frankreichs Bewohnern anvertraut, und eine Gemeinde, die solche Lehrer hat, kann von Glück sagen, denn viele Tausende genossen gar keinen Unterricht und ihre Kinder wachsen ohne alle Kenntniß auf, fast wie Thiere. Diese Lehrer erhalten für ihren Unterricht 1 Fr. bis 2 Fr. 50 C. monatlich von jedem Kind; deren sind höchstens sechzig, von denen die Hälfte schon nach den ersten drei Monaten ausbleibt; im glücklichsten Fall bringt es der Schulmeister jährlich auf 600 Franken. Davon kann er unmöglich mit Frau und Kind leben, er muß sich daher noch nach Nebenverdienst umsehen; hier wird er der Spion des Pfarrers, dort Kirchner oder Sakristan, anderwärts hält er einen Kramladen oder barbirt die ehrsame Gemeinde. Nach der Ordonnanz vom 14. Februar 1830 sollte er von Rechtswegen Sekretär des Maire werden; diese Herren kehrten sich aber nicht an diese Ordonnanz, und wiewohl sie größtentheils wohlhabende oder reiche Grundeigenthümer sind, so steckten sie den Gehalt des Sekretärs in die Tasche und versehen selbst seine Geschäfte. Der gemeine Taglöhner, der von seiner Handarbeit lebt, verdient eben so viel und oft mehr, als der bloße Schullehrer. Dies möchte aber Alles noch seyn, und es ist auch in andern Ländern so; fast überall werden diese nützlichen und unentbehrlichen Männer nicht genug bezahlt und nicht unabhängig genug gemacht; in Frankreich aber haben sie es schlimmer als irgendwo. Durch die Abhängigkeit alles Unterrichts im Lande von der Universität, durch diesen wahren Despotismus, durch diese unerhörte Geistessklaverei, durch eine Unzahl unbestimmter und sich oft widersprechender Ordonnanzen, Reglements und Befehle wird der arme Schullehrer entsezlich tyrannisirt und geplagt. Der Maire, der Pfarrer, das Comité des Unterrichts, die Delegirten dieses Comités, der Akademierektor und die Universität haben alle das Recht der Inspektion über ihn, und sie bedienen sich dessen in der Regel nur, um die armen Schullehrer zu ängstigen und zu plagen. Durch jene Ordonnanz sollte freilich ihre Lage wenigstens in pekuniärer Hinsicht verbessert werden; in unserm Departement ist aber bis heute nichts davon in Ausführung gekommen. Die Kommunalbudgets enthalten freilich eigene Rubriken für die Wohnung und den Gehalt des Schullehrers; diese Rubriken werden jedoch nicht ausgefüllt und die Schullehrer haben nach wie vor weder Gehalt, noch Wohnung. Ist die Rede davon, eine Gemeinde außerordentlich für den Bau einer Kirche, eines Pfarrhauses oder einer Mairie zu besteuern, so ist nichts schwer und es zeigt sich keine Schwierigkeit; ein paar tausend Franken werden leicht aufgebracht; neben den armseligen Bauernhäusern erhebt sich die prächtige Pfarrwohnung oder die ausnehmend schöne und mit allem Ueberflüssigen geschmückte Kirche, da reinliche, geschmackvolle Einfalt genügte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Februar 1832.

O Gott, wie kam sie fort? — O Blutsverrath!
Ihr Väter, traut nicht fürder euern Töchtern
Nach äußerm Thun. — Gibt es nicht Zaubersprüche,
Wodurch der jungfräuliche Mädchensinn
Vergiftet werden kann?

Shakespeare.
Othello.

Das weibliche Herz.

(Fortsetzung.)

Ich warf Edward einen tadelnden Blick zu, sprach aber nicht weiter von der Sache. Indessen hatte auch Fanny sich wieder gefaßt und hieß mich mit ihrer gewohnten Wärme und Herzlichkeit willkommen. Allein ihre Ruhe, ihre Freiheit war verschwunden, und sie schämte sich.

Ich sezte mich und ließ Sir Edward fühlen, daß ich die Absicht habe, ihn nicht mehr allein hier zu lassen. Da er sah, daß er mich nicht auswarten konnte, klingelte er nach seinem Pferde und schien entschlossen, mit mir zu Hause kein Tête à Tête haben zu wollen, da er nicht hoffen durfte, daß ich seinen Sekundanten bei Fanny machen werde. Er bestieg sein Pferd, sagte mir, er werde mich in ein Paar Tagen wieder sehen, und sprengte davon. Ich fragte nach Mrß. Capel und erfuhr, sie sey nach der benachbarten Stadt gegangen und den ganzen Morgen nicht zu Hause gewesen. Dieß wollte mir am wenigsten gefallen, denn ich mußte nothwendig auf den Verdacht gerathen, das Rendezvous, das ich unterbrochen, sey verabredet gewesen. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Auf so vertrautem Fuße ich auch mit Fanny und ihrer Mutter stand, so war dieß doch ein zu delikater Punkt, als daß ich mit ersterer darüber hätte sprechen können. Die Verschiedenheit unsers Alters war nicht groß genug, um einen solchen Schritt schicklich oder auch nur zuläßig erscheinen zu lassen. Winke und Andeutungen konnten nur erbittern und auf keine Weise zu etwas nützen. Nachdem ich so eine Weile gesessen, verabschiedete ich mich, entschlossen, mit Vernon bei der nächsten Gelegenheit ein ernstes Wort zu sprechen. Diese Gelegenheit zeigte sich nicht. Am nächsten Morgen ward ich zu Mrß. Capel gebeten, und hörte bei meinem Eintritt zu meinem höchsten Erstaunen und Verdruß, Fanny sey mit Sir Edward Vernon entflohen.

Diesen Schritt wußte ich mir nicht zu erklären. Sir Edward war in jeder Hinsicht sein eigener Herr, und wenn Fannys Zuneigung so stark war, wie dieser Schritt zu beweisen schien, so war kein Grund vorhanden, warum er sie nicht zu seinem Weibe machen sollte. Sie war von guter Familie, und wenn ihre Glücksumstände nicht glänzend waren, so waren es dagegen die seinigen, und kein Mensch in der Welt sah weniger auf Geld, als Vernon. Er war in jeder Hinsicht ein willkommener Schwiegersohn für die Mutter. Wenn er nun die Absicht hatte, sie zu heirathen, warum sie entführen? Wenn ich nun auch voraussezte, was ich nicht wohl konnte, Fanny habe sich dazu verstanden, ihn nicht als sein Weib zu begleiten, so hielt ich wieder Vernon einer so schwarzen That nimmermehr für fähig; und wenn ich auch bei ihm von allen Grundsätzen der Ehre absehen wollte, so mußte ich ihn doch für zu verständig halten, als daß er, der die Welt und die gesellschaftlichen Verhältnisse nur

zu gut kannte, es hätte wagen sollen, eine junge Lady von Stand zu verführen.

Mrß. Capel hatte mich rufen lassen, als Freund Sir Edward Vernons und ihres Hauses. Als Freund des erstern konnte ich wohl seine Handlungsweise richtiger beurtheilen, als der ihrige würde ich, dessen war sie gewiß, ihr auf keine Weise Hülfe und Unterstützung versagen. Von Mrß. Capel habe ich bisher noch nicht gesprochen; nicht als ob sie eine gewöhnliche Frau gewesen wäre; dieß war sie durchaus nicht. Sie war schon sehr bei Jahren, aber ihr Gesicht trug nicht nur das Gepräge großer Intelligenz, sondern zeigte auch noch Spuren ungewöhnlicher Schönheit. Diese machte sie jedoch nicht im mindesten geltend; Milde und Herzensgüte waren die Hauptzüge ihres Charakters. Sie hatte viel in der Welt gelebt, da Obrist Capel ein sehr verdienstvoller Offizier gewesen, und war eine Dame von höchst gebildetem Geschmack. Mit einem Wort, sie konnte für eines der liebenswürdigsten Muster englischer Matronen gelten.

Mrß. Capels Idol war ihre Tochter; die Lebendigkeit ihres Wesens sprach sie wegen des Kontrastes, den es mit ihrem Ernste bildete, doppelt an. Das Mädchen war seit zehn Jahren ihre einzige Lebensgefährtin, sie hatte jede Eigenschaft ihres Geistes, ihres Herzens, ihrer Persönlichkeit sich aus der schönen Knospe entwickeln und einer hoffnungsvollen Blüthe entgegenreifen sehen. Fanny dagegen betrachtete ihre Mutter fast als ein überirdisches Wesen, und allgewaltig mußte die Leidenschaft seyn, die sie bewegen konnte, eine solche Mutter zu verlassen. Aber ach! vor der Gluth und dem Glanze einer solchen Leidenschaft erbleichen alle sanftern Neigungen.

Mrß. Capel sagte mir, Sir Edward Vernon sey vor etwa einem Monate zurückgekehrt und habe seine Besuche in der Hütte erneuert. Die Aufmerksamkeit, die er ihrer Tochter geschenkt, sey in der lezten Zeit sehr auffallend geworden, auch sey ihr nicht entgangen, daß sein Einfluß auf Fanny täglich größer werde. Sie habe mit ihrer Tochter nicht gesprochen, weil sie Tag für Tag einer offenen Erklärung von Seiten Sir Edwards, den sie für einen Mann von Ehre gehalten, entgegengesehen. Verflossene Nacht habe sie mit Befremden entdeckt, daß Fanny in einem geheimen Briefwechsel mit ihm stehe. Nachdem sie einander gute Nacht gesagt, erinnerte sich Mrß. Capel, daß sie ihrer Tochter noch etwas zu sagen habe, warf den Shawl über und begab sich in ihr Zimmer. Fanny saß auf dem Bett und las einen Brief mit solcher Aufmerksamkeit, daß sie die Mutter nicht eintreten hörte. Als sie auf Fanny zutrat, schlug diese das Papier hastig zusammen und suchte es hinter sich zu verbergen. „Es war dieß,“ fuhr Mrß. Capel fort, „das allererste Mal, daß ich meine Tochter auf einem unlautern Schritte antraf, und ich war sehr betreten. Ich sprach mit ihr, ohne unnöthige Strenge oder Härte, jedoch in strafendem Tone. Auch war ich wirklich mehr bekümmert als ärgerlich, und Fanny schien im Innersten ergriffen. Ich beschwor sie, von aller Heimlichkeit abzustehen, sie sey in jeder Hinsicht ihrer unwürdig und ein Schritt zur Falschheit. Sie warf sich in meine Arme, sie schluchzte an meiner Brust und versprach mir, jeder heimliche Verkehr solle von nun an aufhören. Nun erst fühle ich die wahre Bedeutung ihres Tons, ihrer Blicke, in denen ich gestern nur den Ausdruck der aufgeregten Stimmung und der Reue sah. Ich bin überzeugt, ihr Entschluß war bereits gefaßt, ich hatte zu spät gesprochen. Sie rief nur: „o Mutter!“ während sie sich aus meinen Armen losriß, dann mir wieder um den Hals fiel und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte.“ Die Thränen rollten bei diesen Worten auch der alten Lady über die Wangen. „Ich bin überzeugt, sie sagte mir in ihrem Herzen Lebewohl; sie wußte, daß es ihre lezte Umarmung war. O Gott!“ fuhr sie im Tone des bittersten Selbstvorwurfes fort, „hätte ich doch früher mit ihr gesprochen! vielleicht wäre mein Kind gerettet worden! Es war mißverstandene Nachsicht von meiner Seite; ich wollte ihr und mir einen augenblicklichen Schmerz ersparen, und habe sie auf ewig zu Grunde gerichtet!“ Die Gemüthsbewegung ließ die arme Mutter nicht weiter sprechen, sie verfiel in krampfhaftes Schluchzen. Ich suchte sie zu trösten, aber sie schüttelte traurig das Haupt. Ich fragte sie, ob sie den Brief gelesen habe, bei welchem sie ihre Tochter überrascht. Sie erwiederte, sie habe es absichtlich nicht gethan, sondern Fanny ersucht, ihn in ihrer Gegenwart zu verbrennen, was sie denn auch gethan. Ich fragte sie hierauf, ob sie bei ihrem Entweichen einen Brief hinterlassen; sie reichte mir ein Stückchen Papier, das blos die Worte enthielt: „Ich kann nicht schreiben — Ich verlasse Sie für immer! — Erbarmen und Verzeihung Ihrem armen, verlornen Kinde!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Entführung einer Griechin zu Smyrna.

(Fortsetzung.)

Indessen war die unglückliche Katinka in ihrem Schlupfwinkel aufgefunden worden. Kaum wurde der barbarische Bruder ihrer ansichtig, so stürzte er auf sie zu und wollte sie ermorden; man hielt ihn gewaltsam zurück. Ein Paar Griechen nahmen nun das Mädchen in ihre Arme und schleppten sie die Treppe hinab, als eben die beiden Engländer, von ihrer verunglückten Expedition zurückkehrend, heraufkamen. Der Auftritt, dessen Zeugen sie nun wurden, war wirklich gräßlich. Die Rasenden packten mit ihren rauhen Händen die zarten Glieder der Unglücklichen, als wären sie von Holz; sie zuckten ihre Schwerter vor

den strömenden Augen derselben und überschütteten sie mit den niedrigsten Schimpfworten. Während sie sich in Todesangst sträubte und sich mit aller Kraft, deren sie fähig war, den zwängenden Armen zu entreißen strebte, fiel ihr langes schwarzes Haar in reichen Wellen über ihr Gesicht und die Arme der Barbaren herab; sie stieß das kläglichste Jammergeschrei aus und durch ihre Thränen funkelten ihre Augen, wie Blitze durch Regenwolken. Als sie die beiden Engländer erblickte, bat sie sie im rührendsten Tone, sie aus den Händen der Rasenden zu befreien, und auf einmal riß sie sich mit einer Kraftanstrengung, der sie Niemand fähig geglaubt hätte, aus den sie festhaltenden Armen los, stürzte sich zwischen die beiden Franken, klammerte sich krampfhaft an sie und beschwor sie im Tone wahnsinniger Verzweiflung, bei dem Heil ihrer Seele und bei allen Heiligen, sie dem verhaßten Liebhaber zu entreißen. Mochten diese Herrn auch noch so ritterlich gesinnt seyn, es brauchte nicht weniger als eine stählerne Rüstung und die Zauberkraft der fahrenden Ritter, um dreißig wohlbewaffneten Menschen die Spitze zu bieten und ihnen das bedrängte Fräulein zu entreißen. Sie mußten sie also fortschleppen lassen; die arme Katinka hatte aber ihre Arme so fest um sie geschlungen, daß es großer Anstrengung bedurfte, um sie loszumachen, und lange noch hatten die Engländer blaue Flecke an den Armen.

Als die verwegenen Cerigoten wieder Meister der schönen Griechin waren, führten sie dieselbe geradewegs zu dem griechischen Erzbischof in Smyrna; diesem gegenüber wußten sie sich auf geschickte Weise des Fanatismus zu bedienen: sie gaben an, Madame S. habe Katinka nicht allein ihren Verwandten und Glaubensgenossen entziehen, sondern sie auch an einen Menschen von einer verhaßten Religionsparthie, an einen Römischkatholischen verheirathen wollen. Es gibt wohl wenige Städte, wo unter dissentirenden Gemeinden ein so bitterer Haß herrscht, wie zu Smyrna zwischen den Griechen und den Katholiken. Blos der Glaube an jene Absicht der Madame S. hatte viele Cerigoten bewaffnet, und mit jedem Augenblick wuchs die Zahl der Griechen, die sich Katinkas Verwandten anschlossen.

Man wundert sich vielleicht, daß wir die Cerigoten, deren Heldenthaten darin bestanden, daß sie ein furchtsames Mädchen entführten, eine Amme erschreckten und vier unbewaffnete Engländer im Respekt hielten, verwegen genannt haben. Man darf aber nicht übersehen, daß Alles dieß um Mittag vorfiel, in der Straße, wo die Franken wohnen; Herrn S. Haus lag ganz in der Nähe des Bazars und des türkischen Quartiers, und wie leicht konnten sich hier zwei, dreihundert Muselmänner, vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet, auf die Beine machen; ergreifen sie doch immer begierig jede Gelegenheit, die Griechen die Spitzen ihrer Yagatans fühlen zu lassen; überdieß hatten die Cerigoten wohl Dolche, aber weder Pistolen noch Flinten, woran es den Türken keineswegs fehlt.

Gleich nach Katinkas Entführung begaben sich die Engländer zum Konsul ihrer Nation und forderten Genugthuung für einen Schimpf, der seit Menschengedenken beispiellos war. Der Konsul wollte zuerst gelinde Mittel versuchen, besonders auch die griechische Geistlichkeit der Rache der Türken nicht aussetzen, und ließ daher den Erzbischof ersuchen, er möchte das Mädchen freigeben; dieser wollte aber nichts davon hören, ja, der mit der Unterhandlung beauftragte Mann wurde sogar vom Prälaten sehr geringschätzig behandelt. Nun zog der Konsul seine Uniform an, ließ seinen Dragoman rufen und begab sich zu Tair-bey, dem Moozelim oder Gouverneur von Smyrna.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

(Fortsetzung.)

Zustand des Unterrichts.

Trifft es sich durch einen seltsamen Zufall, daß ein recht unterrichteter, ausgezeichneter junger Mann sich bei uns zum Schullehrer hergibt, so geht es ihm in der Regel schlecht. Anstatt seine Resignation und sein Verdienst zu schätzen, fürchten ihn die Herrn der Gemeinde; der Pfarrer stellt ihn als Belzebubs ersten Sohn dar und stichelt öffentlich auf ihn, nennt ihn den Dorfadvokaten, der überall Uneinigkeit und Zwietracht aussäe und die Gottlosigkeit befördere. Diese Verläumdungen werden so oft wiederholt, die Ortsbehörde wird so häufig vor dem Manne gewarnt, daß dem armen Schulmeister Alles widerstrebt und die Kinder selbst mit Fingern auf ihn zeigen. Er zieht also ab. Das gerade wollte der Herr Pfarrer und oft auch der Herr Maire, die es beide nicht gern haben, daß ihnen Jemand in die Karte sieht, wie sie weltlich und geistlich die Gemeinde führen. All diesem Uebel wird nicht eher abgeholfen werden, als bis die Regierung die Schullehrer durch einen geringen fixen Gehalt, etwa 400 Fr., besser und unabhängiger stellt. Vor den Julustagen hieß es: wenn nur einmal den Geistlichen und Ortspfarrern die Leitung und Aufsicht des Volksunterrichts genommen und allein den dazu ernannten Comités anvertraut ist, dann ist allem Uebel abgeholfen und Alles wird trefflich gehen; man irrte sich aber darin, wie man sich seit jener Katastrophe in so Vielem geirrt hat. Durch eine Ordonnanz vom Oktober 1830 wurden die Geistlichen von der Leitung des Volksunterrichts entfernt, indem man ihnen das Präsidium in jenen Comités nahm; damit ist aber durchaus nichts gebessert, ja da entschieden geschadet worden, wo der Ortspfarrer ein tüchtiger, verständiger und redlicher Mann war; der Pfarrer aber, welcher dies nicht ist, hat doch durch seine Besuche in der Schule, durch Predigt, Lehre und Beichtstuhl noch Einfluß genug auf den Unterricht, um ihm schaden zu können. In Lyon selbst haben diese neugestalteten Comités gar nichts genützt und gefördert; unsere Schule gegenseitigen Unterrichts, die der Großmuth eines unserer ausgezeichnetsten Kaufleute

ihre Entstehung verdankt, hat das hiesige Comité nicht erhalten; es hat nichts zur Vervollkommnung neuer, oder zur Besserung alter Lehrmethoden gethan; es hat keinen Einfluß auf unsere Schulen der christlichen Lehre geübt; der alte Schlendrian und die wohlhergebrachte Weise im Unterricht sind überall an ihrer Stelle geblieben. Was wir überhaupt Gutes in dieser Beziehung haben, alle Verbesserung unsers Schulwesens ist von unserer Societät des Elementarunterrichts ausgegangen; diese begann ihr Wirken ohne Mithülfe des Comités, erstreckte ihre heilbringende Thätigkeit auf alle Theile der Stadt, regte die Nacheiferung der Lehrer an und bethätigte überall großmüthige Unterstützung des Guten und Rechten. Dieser Umstand mag von Neuem darthun, daß Privatvereine oft viel kräftiger und sicherer wirken, als Comités, welche die Regierung ernennt.

Die Martinière, oder die vom General Martin vor einigen Jahren gegründete praktische Industrieschule, diese ganz eigenthümliche und für Lyons Gewerbszustand höchst wichtige Anstalt schreitet kräftig in ihrem Bemühen fort, mechanische und chemische Kenntnisse nicht blos durch Lehre und Vortrag, sondern auch durch eigene Versuche der Zöglinge in Umlauf zu bringen. Es ist eine Lust, die jungen Leute an ihren Tischchen dem Vortrag des Lehrers mit ihren mechanischen und chemischen Operationen folgen zu sehen. So ist bei uns also nicht Alles zu tadeln, Manches sogar sehr lobenswerth.

Bei der Preisvertheilung im Collège-royal und der öffentlichen Anrede des Rektors an die Schüler, ward mir der große Unterschied zwischen deutscher und französischer Schulerziehung und Bildung recht klar. Was würden deutsche Konsistorien und Ministerien zu folgenden Worten sagen: Gardez religieusement cette impression (der Pariser Juliusereignisse), Messieurs; attachez vous à ce souvenir; qu'il soit pour vous un encouragement et une leçon. Voyez-y la preuve que déjà votre éducation vous lie à tous les intérêts, à tous les mouvemens, à toutes les palpitations de la société. Trouvez-y surtout cette conviction utile, que vos devoirs doivent s'animer et se proportionner au but plus large que vous assigne le nouvel ordre de choses, ouvert à notre patrie. La conquête de la liberté ne saurait affranchir d'aucun devoir; loin de-là, elle impose à tous de plus grandes obligations, et chacun de vous à sa part dans cet honorable surcroit de zèle public, dans cette émulation de bien que la France réclame aujourd'hui de tous les Français. Hommes, elle nous veut plus réfléchis, plus sages pour marcher d'un pas plus sur à tous les développemens de la raison. Enfans, elle vous veut plus avides des lumières de cette même raison, dont la science, la vertu, la religion sont les formes les plus pures, comme la liberté en est le resultat le plus parfait. Acceptez, accomplissez par de fortes études cet engagement sacré etc. Wenn es auch in Deutschland erlaubt wäre, in einem Schulaktus so zur lieben Jugend zu sprechen, so möchte es doch schwer seyn, einen Herrn Rektor oder Conrektor zu finden, bei dem solche Gedanken und Worte aus dem Herzen auf die Zunge kämen. Der französische Sprecher war ehemals Professor am Collège Henri IV. in Paris, wo des jetzigen Königs Söhne mit den Andern auf Einer Schulbank saßen.

(Schluß des dritten Briefs.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Veränderungen im Tuilleriengarten.

Der ursprüngliche Plan des Tuilleriengartens hat seit seiner Anlage schon manche andere Veränderungen erlitten, und die großen, halbzirkelrunden, marmornen Sitze, die vom Maler David, nach dem Muster antiker Sitze aus Herculanum, wenn ich nicht irre, angelegt werden sind, lagen gewiß nicht im Plane Lenôtres. Ehemals befanden sich in diesem Garten Lauben, wie sie zu Anfang des 18ten Jahrhunderts Mode waren; auch diese sind längst weggefallen, so wie manches Andere. Mit Unrecht also beklagen sich die Pariser, daß man Lenôtres Plan verderbe; er ist schon lange nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden. Die Anlagen des jetzigen Königs verschönern den Garten eben nicht; allein man kann doch auch nicht sagen, daß sie ihn verunstalten. Auf beiden Seiten des großen Eingangs in der Mitte hat er nämlich ungefähr 100 Quadratschuhe genommen, dieselben mit einem schmalen, kaum bemerkbaren Graben und Eisengitter umgeben, doch so, daß die eingeschlossenen Gartenbeete den umhergehenden Spaziergängern völlig sichtbar sind; zwischen den Gartenbeeten sind einige Bildsäulen aufgerichtet. Allerdings wird der öffentliche Spaziergang dadurch ein wenig beschränkt, aber doch nicht der angenehme Theil des Gartens, der nicht in dem leeren Raume vor dem Schlosse, sondern in den mit alten Bäumen dicht bepflanzten Spaziergängen nach den Champs Elysées hin besteht, und an denen nicht das Mindeste verändert worden ist. Die Anlage erforderte eine ungeheure Arbeit. Es mußte ein terrassenartig angelegtes Erdreich ganz umgewühlt, Mauerwerk hundert Schritte weiter angelegt, ein Graben ausgemauert, Bildsäulen mit ihren Postaments ebenfalls weiter weggeschoben werden u. s. w. Der König konnte sich nicht verhehlen, daß, so lange diese Arbeit dauerte, die müßigen Spaziergänger beständig murren würden; er ließ daher eine Menge Arbeiter anstellen, und diese mußten sogar Abends bei Licht arbeiten, um das Werk so schnell als möglich zu Ende zu bringen. In der That sind ungeachtet der ungünstigen Jahrszeit die Anlagen mit einer bewunderungswürdigen Schnelle vollendet worden. Jezt, da sie so ziemlich fertig sind, hört auch das Murren auf und mit diesem das Witzeln in den Tageblättern. Ich weiß recht wohl, daß man den Großen nicht leicht erlauben darf, dem Volke etwas von dem Seinigen zu nehmen, sey es auch nur ein Ort zur Erholung; Viele haben eine Neigung, sich auf Kosten der Staatsgüter zu bereichern. Das Volk muß also mit großer Eifersucht über das Staatseigenthum wachen, und als ein solches darf man einen öffentlichen Lustgarten betrachten. Wer dem Volke heute 100 Quadratschuhe raubt, kann ihm morgen 200 und zulezt den ganzen Garten rauben. Nun zahlen aber die Pariser so viel Steuern, daß sie mit Recht verlangen können, im Besitze des Tuilleriengartens zu bleiben. Andernseits jedoch kann man dem Könige nicht verargen, daß er ein Gärtchen zu haben wünscht, womit sich kaum ein reicher Privatmann begnügen würde. Daß hinter dem Schlosse kein Plätzchen für die königliche Familie vorbehalten war, mußte als ein großer Fehler im Lenôtreschen Plane angesehen werden. Freilich wohnten ehemals die Könige meistens in Versailles und kamen nur zu Zeiten in ihre Hauptstadt. Soll nun der König mitten unter den Parisern wohnen, so muß man ihm doch auch ein Gärtchen unter seinen Fenstern vergönnen. Es ist immer besser, daß er sich zwischen seinen Gartenbeeten vergnügt, als wenn er nach dem Beispiele Karls X. täglich in den Gehölzen fünfzig Fasanen und hundert zusammengetriebene Hasen schösse, und mit dieser Beschäftigung den Haupttheil des Tages zubrächte. Macht Ludwig Philipp keine andern Eingriffe ins Staatseigenthum, so hat das Volk sich eben nicht über den von ihm gewählten König zu beklagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Februar 1832.

Ach, wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann.

Goethe.

Lieder von Adolph Stöber.

1.

Lieder, ihr entschlüpft wie Diebe
Meiner Brust, geht ohne Zaudern,
Das Geheimniß meiner Liebe
Lachend aller Welt zu plaudern.

Nun versenk' ich euch zur Strafe
In den Sarg von schwarzen Lettern;
Reckt euch nur zum langen Schlafe,
Starr wie Todte zwischen Brettern.

Mancher bückt sich zu euch nieder,
Keiner wird den Zauber lösen;
Aber Eine weckt euch wieder,
Eine tilgt den Fluch des Bösen.

Mit dem Hauch der jungen Liebe,
Wie ein Auferstehungsbote,
Weckt sie frische Lebenstriebe,
Küßt euch wach vom starren Tode.

Dann, ihr Lieder, ohne Zaudern
Strebt sie freudig zu umranken:
Euerm Engel mögt ihr plaudern
Meine zärtlichen Gedanken.

2.

Nach ihrem Angesichte
Blick' ich mit Lächeln hin,
Und lese die Geschichte
Vom Paradies darin.

In ihrem Auge blinket
Ein rundes Aepfelein,
Das grüßet mich und winket
Mit seinem süßen Schein.

Und aus des Mundes Mitten
Ein Schlängchen züngelt schon,
Ist leis herfürgeglitten
Und lockt mit hellem Ton.

Und leid' ich auch Beschwerden,
Und büß' ich es mit Pein:
Du sollt mein eigen werden,
Du lieb Augäpfelein!

3.

Durch die Nacht, in weite Ferne
Schreit' ich längs dem Felsenhang;
Doch die lieben goldnen Sterne
Leuchten mir den Pfad entlang.

Ach! sie trat in ihrem Stübchen
Wohl an's runde Fensterlein?
Eben guckte wohl mein Liebchen
Tief ins Mondenlicht hinein?

Bleibe, treuer Mond, o bleibe
Fest am himmelblauen Grund!
Volle, blanke Silberscheibe,
Wärst ein Spiegel du zur Stund!

An die Liebste ließ' ich gerne
Gruß und Kuß durch dich ergehn,
Möchte sie aus weiter Ferne
Mir herzinnig lächeln sehn!

4.

Willst dein Herz, o Liebchen,
Willst zurück dein Pfand?
Meinst, ich sey ein Diebchen,
Hab' es dir entwandt?

Nein! ich schloß es eilig
In mein Kistchen ein;
Legt' es treu und heilig
In die Brust hinein.

Sieh, da wuchs in meines
Tief dein Herz herein —
Weiß nicht mehr, wo deines,
Weiß nicht, welches mein.

5.

Von einem Tempel ist mir kund:
Wann offen seine Pforte stund,
War Krieg entflammt, und Friede sproß,
Wann sich die Pforte wieder schloß.

Mein Auge solch ein Tempel ist.
Die lange bange Lebensfrist,
Solang es offen, brennt ein Streit
In meinem Herzen allezeit.

Drück', Liebchen, an mein Herz die Hand;
Spürst du des Kampfes heißen Brand?
Und wohnt hier innen Todesruh,
So schließe du die Pforte zu.

Das weibliche Herz.

(Fortsetzung.)

Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte. Sir Edward und sein Opfer, oder seine Braut — welches von beiden war sie? — aufsuchen? Wozu? Sie war mit ihm entflohen, das Unglück war geschehen; er konnte es wieder gutmachen, und er allein. In der peinlichsten Unruhe erwarteten wir Briefe; zitternd durchsuchten wir Tag für Tag die Zeitungen, ob nicht ihre Verbindung angekündigt werde. Wochen vergingen, immer die gleiche Spannung; aber Mrs. Capels Körper begann, ihrem Kummer zu unterliegen. Endlich ward das Räthsel gelöst; ich erhielt von Vernon einen Brief aus Lausanne, folgenden Inhalts:

„Sie müssen mich für einen Schurken halten — und ich bin es auch, aber kein leichtfertiger, wie ich Ihnen zu beweisen mir getraue, wenn Sie geduldig diese Zeilen durchlesen wollen. Ich will Ihnen erklären, wie alles kam, will mich nicht schonen. Ich habe schändlich gehandelt; allein wer konnte der Versuchung widerstehen? Doch ich will der Erzählung nicht vorgreifen. Sie mußten bemerkt haben, in der That, ich bin überzeugt, daß Sie bemerkt haben, welchen Eindruck ihre Schönheit auf mich machte, da ich sie zum ersten Mal sah: die Frische ihres ganzen Wesens erregte in mir ein sehr zusammengeseztes Gefühl, in dem ich selbst nur die Neugierde deutlich unterscheiden konnte. Ich kam mit ihr zusammen, und eben die leztgenannte Empfindung trieb mich an, ihr Wesen näher zu erforschen. Es war mir ein völlig neues, unbekanntes. Ich glaubte, meine Gefühle völlig in meiner Gewalt zu haben, während ich meine Neugierde befriedigte, und suchte auf keine Weise, bei ihr Zuneigung für mich zu erwecken. Doch ich täuschte mich selbst in jeder Hinsicht. Ein solches Verhältniß konnte nicht lange ungestraft fortgesezt werden. Durch den fortwährenden Umgang mit einem Geschöpfe, wie sie, da ich jeden Tag neue Vorzüge des Geistes und Herzens entdeckte, mußte wohl das Interesse, das mich bewogen, mich ihr zu nähern, ehe ich mich besinnen konnte, einem andern Gefühle Platz machen. Mit einem Wort, ehe mir ein Gedanke an die Thorheit und Verwerflichkeit meines Betragens kam, liebten wir beide leidenschaftlich und hatten uns gegenseitig unsere Liebe gestanden."

„Um diese Zeit nahmen Sie mich mit in die Stadt; ich sah, Sie bewachten argwöhnisch meine Schritte, und dieß öffnete mir die Augen über meine Abscheulichkeit. Ich verließ die Gegend, ohne Abschied in der Hütte zu nehmen, und beschloß, sie nicht mehr zu sehen. Ich schrieb ihr endlich — und damals war es mir Ernst damit — mein leztes Lebewohl. Sie beantwortete meinen Brief mit der ihr eigenthümlichen Freimüthigkeit; ihr ganzes Herz lag aufgeschlossen vor mir; ich konnte meinem Entschlusse nicht treu bleiben — ich schrieb wieder; ein Brief folgte dem andern, und endlich kam ich zum zweiten Mal in die Gegend. Da wurde denn bei mir die Leidenschaft vollkommen Meister über Vernunft und Grundsätze, und ich schwor, sie solle die Meinige werde, es möge kosten, was es wolle. Und nun muß ich Ihnen anvertrauen,

was bis zur Stunde der ganzen Welt ein Geheimniß war — ich bin bereits verheirathet. Es wird Sie überraschen, wenn ich Ihnen sage, daß ich es schon war, als Sie mich in Oxford kennen lernten. Ich verheirathete mich in der ersten Zeit meines dortigen Aufenthalts, und ehe ich zwanzig Jahre alt war. Ich will mich in diesen gehässigen Gegenstand nicht näher einlassen; genug, die Heirath war so, wie man sie von meinen Jahren erwarten konnte. Mein Vater wurde von der andern Parthei davon in Kenntniß gesezt; und da er bald fand, daß von Auflösung der Ehe keine Rede seyn konnte, blieb die ganze Geschichte gegen eine gewisse jährliche Summe verschwiegen. Dieses Arrangement besteht noch jezt, und bis diesen Augenblick gibt es nur drei Personen in der Welt, die um die Sache wissen."

„Ich vertraute Fanny diesen Umstand und sagte ihr, wie es auch wirklich der Fall ist, ich hätte sie täuschen können, ja, ich könnte sie heirathen; denn ich sey gewiß, daß mein Geheimniß aus Gründen des Eigennutzes verschwiegen bleibe. Aber ich wollte, ich konnte nicht so handeln. Es ist nicht rathsam, dem Schlechten zu sehr zu trauen; und wie leicht konnte nach Jahren einer glücklichen Ehe Alles ans Licht kommen! Dann war sie entehrt, und ihre Kinder galten für Bastarde. Ueberdieß fällt, wie Sie wissen, mein Gut auf den männlichen Erben. Wie könnte ich, als ehrlicher Mann, zugeben, daß ein illegitim von mir erzeugter Sohn mich beerbe? Alles dieß sezte ich Fanny auseinander. Von dem folgenden Monat will ich nicht ausführlich sprechen. Ich sage nur, daß sie zwei Tage, bevor sie mit mir entfloh, ihre Einwilligung dazu gab und den Tag darauf sie beinahe wieder zurückgenommen hätte. Ihre unerwartete Erscheinung nach Ihrer Rückkehr aus der Stadt beschleunigte ihren Entschluß. Wir beide sahen ein, daß unser Verkehr nicht wie bisher fortdauern konnte, und was weiter geschah, wissen Sie."

(Der Beschluß folgt.)

Entführung einer Griechin zu Smyrna.

(Beschluß.)

Der Türke empfing die Herrn äußerst höflich und ließ sogleich Kaffee bringen; als ihm aber der Dolmetscher den Handel vorgetragen hatte, sprach er im Tone des Vorwurfs: „Bismillah! was geht das mich an? Sind die Cerigoten nicht Unterthanen Sr. großbritannischen Majestät und meiner Gerichtsbarkeit lediglich nicht unterworfen? Ihr wißt wohl, ich kann sie nicht zwingen, daß sie sich anders gegen die Engländer benehmen." Der Konsul wußte darauf nichts zu erwiedern; denn es hält sich eine Menge Malteser und Griechen von den jonischen Inseln, zu welchen Cerigo gehört, in den türkischen Staaten auf, besonders zu Smyrna, und hier genießen sie der Rechte und Privilegien großbritannischer Unterthanen und stehen nicht unter dem türkischen Druck, sondern ausschließlich unter der Gerichtsbarkeit des englischen Konsuls. Die Antwort des Bey sezte daher diesen in keine geringe Verlegenheit; wohl oder übel mußte er den Türken, welche auf den Schutz und die Privilegien, deren die Griechen genießen und welche diese nicht selten mißbrauchen, höchst eifersüchtig sind, gestehen, er sey außer Stands, die von seinen Schützlingen begangenen Ausschweifungen zu bestrafen. Er machte Tair-Bey begreiflich, wie er in Ermangelung englischer Kriegsschiffe sich nicht selbst Recht verschaffen könne. Auf dieses ließ der Gouverneur Hadjy-Bey rufen und trug ihm auf, um jeden Preis die schöne Cerigotin, welche, eine neue Helena, leicht einen zweiten trojanischen Brand veranlassen konnte, in die Hände des englischen Konsuls zu liefern.

Hadjy-Bey nahm zweihundert Türken und einen Trupp Albaneser und zog geradewegs vor die Wohnung des Erzbischofs. Dieses Haus liegt in der Straße der Franken, ist sehr geräumig, hat einen großen Hof, der zum Theil als Gottesacker dient, und ist mit hohen Mauern umgeben. Als Hadji anrückte, fand er das Thor verrammelt, und durch ein kleines Gitter konnte er sehen, daß der Hof von Griechen wimmelte, welche fest entschlossen schienen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. „Da müssen wir klug seyn," sprach Hadjy zu sich selbst, „müssen den Leuten ein bischen schön thun; könnten sonst leicht ein Paar Püffe bekommen, ehe wir des Mädchens habhaft würden." Damit trat er freundlich vor und gab zu erkennen, daß er zu unterhandeln wünsche. Wir bedauern, daß wir keine Probe von der Beredtsamkeit des Beys liefern können. Er sagte den Griechen weislich, die Franken haben Unrecht; es sey eine verfluchte Raçe, die nichts als Zank und Unfriede stifte; die Griechen haben vollkommen Recht gethan, daß sie eine Glaubensgenossin zu sich genommen; wenn sie aber klug seyen, so vertrauen sie die schöne Cerigotin, die an all dem Unheil Schuld sey, seinen Händen an; er habe Befehl, sie zum Mootzelim zu bringen; dieser werde sofort Recht sprechen und den ganzen Handel schlichten.

Die Griechen, statt einem Manne zu mißtrauen, der sie schon mehr als einmal überlistet hatte, glaubten ihm aufs Wort, und Katinka wurde an ihn ausgeliefert. Sogleich kehrte er mit ihr nach dem Hause des Gouverneurs um, und die Griechen schlossen sich dem Zuge an. Unterwegs hieß er die junge Griechin ihre Schritte beschleunigen, und kaum war er mit ihr innerhalb der starken Pallisaden, welche des Gouverneurs Wohnung umgeben, kehrte er sich zu den Griechen um, die ihm auf dem Fuße folgten, stieß heftige Drohungen gegen sie aus, hieß sie sich augenblicklich fortmachen, schlug ihnen die Thüre vor der Nase zu, schimpfte auf ihre Mütter und Wei-

der, stieg vom Pferde und begab sich mit Katinka zum Gouverneur.

Wir verweilen nicht bei der Angst des armen Geschöpfs, als es sich in der Gewalt des gräßlichen Türken sah; sie wußte lediglich nicht, was ihrer wartete. Wie groß war aber ihre Freude, als sie bei dem Mootzelim die Freunde ihrer Herrschaft traf und jener ihr sagte, sie solle wieder zu ihrer guten Frau gebracht werden, die übrigens bereits nach Konstantinopel abgereist war; denn S. hatte die Anker lichten lassen, sobald er sah, daß die Sache eine gute Wendung nahm. Der englische Konsul bot der schönen Cerigotin sein Haus an, bis ein anderes Fahrzeug nach Konstantinopel unter Segel gehe; es wurde aber beschlossen, die Auslieferung mit großem Pomp vorzunehmen, um den den Franken angethanen Schimpf zu rächen und die Griechen, die schon gedemüthigt genug waren, noch mehr zu demüthigen. Am Abend desselben Tages also, zur Stunde, wo Smyrnas bunte Bevölkerung den gewohnten Spaziergang antrat, wo aus den Häusern der Christen, wie gewöhnlich, die schönen schwarzaugigen Mädchen strömten, und man sich überall vom Lärm am Morgen unterhielt, erschien Hadjy, in einem karmosinrothen Mantel, seinen schönsten Turban um den Kopf, auf einem prächtig aufgeschirrten Rosse, hinter sich auf der Croupe die schöne Cerigotin. Ein starker Trupp von Türken und Albanesern zog hinterher. Der Zug ging vom türkischen Quartier in das fränkische; Hadjy blickte so stolz wie ein Triumphator um sich, und an der Thüre des Konsuls angelangt, sezte er das zitternde Mädchen ab.

Wenige Tage nachher schiffte die schöne Katinka nach Konstantinopel, die Griechen aber wurden für die begangenen Ausschweifungen gezüchtigt. Katinkas Bruder erhielt die Bastonade, viele Cerigoten und andere Griechen wurden eingesperrt und der Erzbischof mußte eine Buße von fünfzigtausend türkischen Piastern erlegen. Der Handel stockte damals in der Levante, die Einnahme von den Zöllen war nichts weniger als befriedigend; höchlich erfreut, die Griechen wieder einmal in das Garn bekommen zu haben, strich der Gouverneur die Buße schmunzelnd ein, und vergaß nicht zu rufen: Gott ist groß!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Statistik der Theaterstücke im Jahr 1831.

Schon lange nicht mehr, oder vielleicht niemals hat die dramatische Kunst in Paris so viel hervorgebracht, als im jüngst verflossenen Jahre. Wenn die Stücke sich der Zahl zweihundert näherten, so war dies erstaunlich viel, und manchmal belief sich die Zahl der neuen Produkte nur auf ungefähr 150. Im vorigen Jahre ist sie bekanntlich auf 272 gestiegen. Gewiß ist keine Stadt in der Welt, die in einem Jahre solch eine ungeheure Menge von Theaterstücken hervorbringt, und vielleicht, wenn man alle im vorigen Jahre erschienenen Theaterstücke zusammenrechnete, würde es sich finden, daß Paris wo nicht mehr, doch eben so viel hervorgebracht hat, als die ganze übrige Welt. Offenbar ist dies eine Folge der Theaterfreiheit und der dadurch vermehrten Lust, das Theater zu besuchen. In Ländern, wo selbst ein Schiller nicht auf die Bühne gebracht werden kann, ohne verstümmelt und verunstaltet zu werden, kann unmöglich ein Dichter mit Lust und Muth für's Theater arbeiten. Der Gedanke an die Scheere des Censors schwebt wie ein Damoklesschwerdt vor seinen Augen und hemmt den freien Schwung seines Geistes, und gesezt auch, er bringt es dahin, daß in einem kleinen Ländchen seine Stücke aufgeführt werden, so fehlt ihm doch immer noch das große Publikum, dessen Beifall ihn aufmuntern und belohnen kann. Man weiß ja, wie läppisch die Polizei in mehreren großen Städten mit den Theaterstücken verfährt, und wie sogar Opern, die doch wahrlich keinen Aufruhr verursachen werden, keine Gnade vor einer mißtrauischen Obrigkeit finden. In solchen Ländern mag es gute Dichter geben; aber die Regierung darf von ihnen nicht erwarten, daß sie die Nationalbühne in Flor bringen. Anderswo, z. B. in England, fehlt es eben nicht an Theaterfreiheit, obschon der Lord Chamberlain von Zeit zu Zeit auch plump dreinschlägt; allein es fehlt dort an dem allgemeinen Geschmacke des Publikums für's Theater; nicht als ob es in London nicht viele Theater gäbe und als ob dieselben nicht sehr besucht würden; allein die Schenken und Alehäuser werden noch weit häufiger besucht, und die Mehrzahl der Zuschauer in den meisten Schauspielhäusern besteht aus rohen Menschen, die keine Vorkenntnisse, kein ästhetisches Gefühl mitbringen, und denen eine derbe Posse die größte Ergözlichkeit ist und das Höchste in der Kunst scheint. Daher kommt es denn auch, daß Frankreich jezt die ganze Welt mit Theaterstücken versieht. Man gehe in welches Land man wolle, überall wird man Uebersezungen und Nachahmungen neuerer französischer Theaterstücke im Besiz der Bühnen finden, und zwar nicht blos Lust- oder Trauerspiele, sondern Stücke aus allen möglichen Fächern der Dramatik, Opern, Melodramen und besonders Vaudevilles, die fruchtbarste Gattung der französischen Theaterkunst. Selbst in Amerika und in Asien bleiben die neuern Produkte der französischen Bühne nicht unbekannt. Scribe kann sich rühmen, daß er der ganzen dramatischen Welt Beschäftigung gibt. Kozebues Gewandtheit, Fruchtbarkeit und Rufen war nichts gegen die seinigen; man ahmte Kozebue einige Stücke nach, da die andern selbst nur Nachahmungen waren. Scribes Stücke gehen fast alle auf fremde Bühnen über und seine Opern und Operetten sind gleichsam ein Gemeingut aller Bühnen geworden; einige derselben haben sogar schon die Ehre gehabt, als gefährliche demagogische Umtriebe geächtet zu werden, obschon Scribe wahrlich nicht der Mann dazu ist, sich um Demagogie, noch um Despotismus zu kümmern; auch ist es ihm völlig gleichgültig, ob man anderswo seine „Stumme von Portici" für bedenklich hält oder nicht. In Frankreich hält man sie nicht für bedenklich, sondern nur für etwas abgenuzt, weil sie allzu häufig dargestellt worden ist, und so wird es dem Robert le diable, der jezt die Pariser herbeizieht, in der Folge auch gehen. Fragt man nun aber, was von den 171 Vaudevilles, die im Jahre 1831 auf den Pariser Bühnen zum erstenmal aufgeführt worden sind, übrig geblieben ist, so muß man freilich antworten: wenig, höchstens 20 Stücke. Es gingen also von jener Summe etwa 150 Stücke verloren? leider, ja; es wäre möglich, daß etwa 30 oder 40 Stücke noch von Zeit zu Zeit in Begleitung anderer und besserer wieder erschienen; aber auf jeden Fall wird ihr Leben nicht lang seyn, denn sie sind jezt schon halb todt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. Februar 1832.

— So trägst du dein Verbrechen,
Das du aufgeladen hast;
Aber schwerer jeden Schritt,
Immer schwerer wird die Last,
Bis des Trägers Knie brechen.

Müllner.

Das weibliche Herz.

(Beschluß.)

„Dieß ist so kurz als möglich unsere Geschichte. Daß ich Fanny schreckliches Unrecht gethan, rückt mir mein Gewissen jeden Augenblick auf's Strengste vor; aber durch mein künftiges Benehmen hoffe ich sie so glücklich zu machen, als es in unserer Lage immer möglich ist. Was vornehmlich diesem Glück im Wege steht, ist ihr Kummer wegen ihrer Mutter. Ohne die Verzeihung einer solchen Mutter muß sie ewig unglücklich seyn. Durch Sie, theurer Freund, soll, hoffen wir, diese Aussöhnung zu Stande kommen. In dieser Absicht schreibe ich diese Zeilen an Sie. Ich konnte mich nicht an dieselbe wenden, und Fanny wagt es nicht. Machen Sie von diesem Brief nach Ihrem Gutbefinden Gebrauch, wir vertrauen Ihrer Freundschaft für uns beide. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mit welcher Bangigkeit wir einer Antwort von Ihnen entgegensehen."

Dieß war Vernons Brief. Ich vermag nicht, zu schildern, in welchem Sturme von Gefühlen ich ihn las. Arme, arme Fanny! ja, ich konnte jedes Schrittchen nachweisen, das sie ihrem Falle entgegenführte. Ihr lebhaftes, feuriges Gemüth, arglos, reizbar, empfänglich für Alles, was ihr edel und liebenswürdig erschien, riß sie hin, und ehe sie nur wußte, daß ihr Herz einen Gegenstand gefunden, war es unauflöslich gefesselt; und am Ende stürzte sie die Dankbarkeit für das Vertrauen, das der Geliebte ihr geschenkt, ein Vertrauen, das ihn noch vor wenigen Wochen ihr völlig entfremdet hätte, vollends ins Verderben. Die Leidenschaft hatte sie in den Zustand versezt, in dem man nicht mehr folgerecht denken, nur lebhaft fühlen kann. Und Vernon — so groß das Elend war, das er über Mutter und Tochter gebracht, ich konnte ihn doch nur bemitleiden. Sein Fehler ward nicht bei kaltem Blute begangen; allerdings handelte er in der lezten Zeit mit Vorbedacht, aber schon haftete der Widerhacken in seinem, wie in ihrem Herzen; seine Grundsätze hätten mögen noch so stark seyn — Leidenschaft, die Allmacht der Leidenschaft hätte sie endlich doch überwältigt.

Ich fand Mrs. Capel mit ihrem Strickzeug in den Händen, ohne daß sie jedoch arbeitete; ihre Augen schwammen in Thränen und waren starr auf ein Gemälde geheftet, das ihr gegenüber hing; es stellte ihre Tochter vor, wie sie als Kind von fünf Jahren mit einer Pomeranze spielt. Sobald ich eintrat, bemerkte sie, daß ich ihr etwas mitzutheilen hatte, und zwar etwas Trauriges. „Gott!" rief sie, „sprechen Sie! — Alles ist besser, als Ungewißheit, und wenn es auch das Schlimmste wäre!" Ich sagte ihr, ich habe von Sir Edward einen Brief bekommen, und machte sie nach und nach mit dem ganzen Inhalt desselben bekannt. Sie schien im Innersten ergriffen, da sie ihre düstersten Ahnungen bestätigt sah. „Ihr verzeihen! ja, armes, verlornes, theures, allzu-

theures Kind! ich verzeihe dir von ganzem Herzen! Aber ich kann sie nicht sehen," rief sie plötzlich, „ich kann sie nicht sehen, so lange sie in Schande lebt; ich kann es nicht. Sagen Sie ihr, mein Herr, ich verzeihe ihr von Herzen, oder bringen Sie mir Ihren Brief, ich will just diese Worte nur an den Rand setzen; und nun, mein Herr, lassen Sie mich: ich muß Trost suchen, wo er allein zu finden ist!"

Ich besuchte Mrß. Capel absichtlich erst am dritten Tage wieder; aber wie erschrack ich da über die schreckliche Veränderung, die in diesen acht-und-vierzig Stunden mit ihr vorgegangen war. Verzweiflung sprach aus ihren eingefallenen Augen und der Tod, der Tod eines gebrochenen Herzens hatte seinen Finger auf ihre Wange gelegt. Sie fragte mich, ob ich geschrieben habe. Ich bejahte es. „Geben Sie mir Ihren Brief!" sprach sie. Ich legte die Zeilen mit einer Feder vor sie hin. Sie schrieb mit zitternder Hand die Worte: „Ich verzeihe Dir, Fanny! Gott der Allmächtige segne Dich, mein einziges, mein theures Kind, und möge Er Dich auf den Pfad der Tugend zurückführen!" Sie legte die Feder nieder und sank erschöpft in ihren Sitz zurück.

Am Schluß meines Briefs an Edward verschwieg ich ihm den Zustand von Mrß. Capels Gesundheit nicht. „Wenn noch etwas sie retten kann," setzte ich hinzu, „so ist es die Rückkehr ihrer Tochter. Vernon, Ihr Herz war sonst gut; wenn es nicht zum Steine geworden ist, so können Sie dieser Aufforderung nicht widerstehen. Die unglückliche Frau steht am Rande des Grabes, und, guter Gott! was ist Schuld daran! Eilen Sie, ich beschwöre Sie! wenn Sie wieder Seelenruhe finden wollen, leisten Sie den dürftigen Ersatz, den Sie noch leisten können: bringen Sie Fanny zu Ihrer Mutter zurück!"

Ich konnte der Mutter, ohne eine Zusicherung von Sir Edward, wenig Hoffnung machen, daß ihre Tochter zurückkehren werde. Ein Tag nach dem andern verging, und immer war die Zeit noch fern, da ich von Vernon Antwort erhalten konnte; ich sah voraus, sie kam zu spät. Die Kranke schwand schnell dahin; jeden Tag ward sie schwächer und schwächer; sie sprach wenig, klagte nie, aber der Tod hatte mit frostiger Hand an ihr Leben gegriffen. Drei Wochen, nachdem ich Sir Edwards Brief erhalten, war sie todt. Ihr Ende war ruhig und ihr lezter Athemzug ein Gebet für ihre Tochter.

Ich geleitete ihre Leiche zum Grab. Das Trauergeleite bestand blos aus ihrer Krankenwärterin, ihrer alten Dienerin — sie war Fannys Amme gewesen — und mir. Der Kirchhof liegt am Ende der Straße, in welcher Mrß. Capels Hütte steht. Der kleine Leichenzug beugte eben zum Thore ein, als wir hinter uns das Rasseln eines Wagens vernahmen, und wir sahen einen vierspännigen Wagen rasch die Straße herauffahren. Wie ein Blitzstrahl durchzuckte mich der Gedanke an sie, ich zitterte an allen Gliedern, aber schwieg; ich konnte mich irren.

Ich irrte mich nicht. Als der Zug bei dem Grabe ankam, erreichte der Wagen das Kirchhofsthor; es flog auf, und eine weibliche Gestalt, die wir im Augenblick alle erkannten, stürzte den Weg daher und warf sich mit einem Schrei der Verzweiflung auf den Sarg. Wir eilten, sie aufzurichten; sie war besinnungslos. — Ach, arme Fanny! Nie hat sie den Gebrauch ihrer Sinne wieder erlangt.

Ueber das Alter der Cholera.

Viele Beobachter sind bekanntlich der Meinung, die Cholera sey im Jahr 1816 zu Lessore in Indien am Flusse Boirub, einem der zahlreichen Gangesarme, zuerst ausgebrochen. Die Traditionen über die frühere Existenz der Seuche in jenen Ländern waren bisher zu schwankend, als daß man etwas darauf hätte bauen können; die folgenden Aufschlüsse, welche der englische Standard gibt, und welche beweisen, daß die Cholera keineswegs neuern Ursprungs, sondern schon im achtzehnten Jahrhundert in Asien und Europa aufgetreten ist, sind daher der Mittheilung werth.

In einem Anhang zu einer Predigt des Dr. Croly liest man die Beschreibung einer Krankheit, welche in Carnatica in Indien im Jahr 1774 wüthete. Die Symptome derselben haben so große Aehnlichkeit mit denen der sogenannten asiatischen Cholera, daß man an ihrer Identität kaum zweifeln kann. Dr. Croly erzählt, in einem von der Mission zu Madras i. J. 1774 geschriebenen Brief sey von einer Seuche die Rede, welche zu Trupadi, im gebirgigen Lande im nordwestlichen Theil der Halbinsel, ausgebrochen seyn solle. Nach dieser Stadt wallfahrten jährlich im Monat September die Indier in unzähliger Menge, um daselbst ihre religiösen Gebräuche zu verrichten und ihren Götzen Opfer zu bringen. Die Krankheit brach gerade zur Zeit dieser Wallfahrt aus, und von der zahllosen Menge der Pilger kam kaum die Hälfte nach Hause, und zwar nicht froh, unter Freudengesängen, wie sonst, sondern in der größten Bestürzung; denn als eben die Ceremonie zu Ende und die Opfer dargebracht waren, kam auf einmal eine so schreckliche Sterblichkeit unter sie, daß man unmöglich alle Leichen verbrennen konnte, und viele Tausende den Raubthieren überlassen werden mußten. Dieselbe Seuche erschien darauf zu Madras und in vielen andern Städten. Kolik und Erbrechen waren die Hauptsymptome des schrecklichen Uebels. Der Kranke unterlag gewöhnlich am zweiten oder dritten Tag. Man könnte, meint der Missionär in seinem Brief, die Seuche die indische Pest nennen, denn in Europa weiß man nichts von derselben. Am natürlichsten lasse sich wohl

die Entstehung dieser schrecklichen Geißel aus der großen Hitze, dem Mangel an Lebensmitteln, den Ausschweifungen aller Art und den bösen Miasmen erklären, welche sich bei der großen Hitze an den Orten gebildet, wo so viele Tausende zusammengedrängt waren.

Der folgende aus St. Petersburg i. J. 1772 geschriebene Brief scheint den Beweis zu liefern, daß auch Rußland in diesem Jahrhundert keineswegs zum erstenmal von der Cholera verheert worden ist. Obgleich die Angabe, von wem und an wen der Brief geschrieben ist, die Glaubwürdigkeit desselben an sich nicht erhöhen würde, so ist es doch auffallend, daß das englische Journal diese Angabe unterlassen hat.

St. Petersburg, den 7ten Febr. 1772.

„Der vorzügliche englische Arzt Dr. Halliday, der des vollen Vertrauens der russischen Regierung genießt, ist hier aus Moskau angekommen, wohin er vom Ministerium gesandt worden war, um das Wesen der Krankheit zu erforschen, welche in verschiedenen Theilen des Reichs so große Verheerungen angerichtet hat. Ich hatte Gelegenheit, mit Dr. Halliday zu speisen, und er erzählte uns manches sehr Merkwürdige von der Moskauer Pest, welche jezt, Gott sey Dank, allgemach nachläßt.“

„Er kam zu Anfang des verflossenen Oktobers nach Moskau; damals starben täglich 4—500 Personen, ja mehrere Tage lang belief sich die Zahl der Todten auf 800 und 1200. Man mag der Krankheit einen Namen geben, welchen man will, die Pest ist es sicherlich nicht, von der man ja so gut weiß, wie sie die Menschen befällt, und deren Anzeichen überhaupt bekannt sind; der Anfall bei jener Seuche war ein ganz anderer, als bei der Pest. Es kam vor, daß der Kranke niederfiel und in weniger als einer Stunde den Geist aufgab, und nur wenige der Befallenen lebten länger als zwei Tage. Man bemerkte keine Pusteln am Körper, keine harten Schwären an den Gliedern, keine Röthe an der Zunge; der Kranke hatte blos grausame Leibschmerzen und starkes Erbrechen, mit Schmerzen in Armen, Händen, Schenkeln und Beinen; das Gesicht wurde blaß, eingefallen.“

„So lange diese schreckliche Seuche herrschte, konnte man lediglich kein Heilmittel ausfindig machen, obgleich die von der Regierung nach Moskau gesandte ärztliche Kommission alle nur denkbaren Arzneimittel versucht hatte. Die Kommission leistete indessen doch den Einwohnern einen wesentlichen Dienst; sie erfand ein Pulver, das man zu Räucherungen brauchte. Dieses Pulver hatte die Wirkung, daß die Seuche dahin nicht kam, wo man es verbrannte. Es gab drei Sorten von solchem Räucherpulver; sie bestanden alle aus einer Mischung von sechs oder siebenerlei starken Ingredienzien, und man wandte, je nach den örtlichen Verhältnissen, das eine oder das andere an. Lag das Haus in einer engen Straße, so nahm man das stärkste Pulver; hielt man die Luft für nicht so sehr verdorben, so wandte man das zweite an; im Innern der Häuser bediente man sich der dritten Sorte. Nach den Räucherungen ließ man die Luft frei circuliren.“

„Um die Wirksamkeit dieser Pulver zu erproben, wurden zehn zum Tode verurtheilte Verbrecher in das Lazareth eingesperrt; man ließ sie Kleider von Menschen anziehen, welche an der Krankheit gestorben waren, und bei Nacht schliefen sie neben einem eben Verstorbenen. Vierzehn Tage lang sezte man die Räucherungen im Lazareth fort, und auch nicht Einer der armen Sünder wurde auch nur leicht angesteckt. Die meisten Aerzte sind der Ansicht, diese Krankheit rühre von schädlichen Miasmen, oder aber von einer unzähligen Menge kleiner Thierchen her, welche sich an die Haut hängen. Dr. Halliday ist der Meinung, die Pest und andere ansteckenden Krankheiten rühren von denselben Ursachen her. Die ärztliche Kommission hatte noch eine andere Vorsichtsmaßregel ergriffen, welche Erwähnung verdient; sie ließ nämlich die Abzugskanäle und die Behälter von stehendem Wasser reinigen und viel Lauge hineinwerfen. Leider schränkte sich die Seuche nicht auf Moskau ein, sondern zeigte sich, troz des strengen Winters, in sehr vielen Dörfern von Nowgorod bis Orenburg in der Provinz Kasan; sie brach auch in den Fremdenkolonien, welche der Kaiser an der Wolga angelegt hat, mit großer Heftigkeit aus.“

Es scheint allerdings nach mehrfachen Zeugnissen — und das Morgenblatt hat schon eine Notiz der Art in Nro. 296. 1831 mitgetheilt — keinem Zweifel zu unterliegen, daß zur Zeit der ersten Theilung Polens, wie im verflossenen Jahre bei seiner zweiten Vernichtung, im Herzen von Rußland die Brechruhr geherrscht, und daß sie im vorigen Jahrhundert ungleich größere Verheerungen angerichtet hat, als im jeztigen. Man dürfte sich wundern, wie nach sechzig, siebzig Jahren das Andenken an eine so große Seuche so ganz verschwunden seyn solle, daß man jezt die Identität der gegenwärtigen Krankheit mit der frühern in Zweifel ziehen kann. Aber der damalige Mangel an Kommunikation zwischen dem innern Rußland und dem Theile von Europa, der seit längerer Zeit sich für dergleichen Erscheinungen wissenschaftlich interessirt, vor allem aber die sich forterbende Begriffsverwirrung in der Medizin, welche bisher die Leistungen einer Periode zu Hieroglyphen für die spätere machte, erklären wohl diese Erscheinung hinreichend.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Wirkungen der Theaterfreiheit.

Da sieht man, rufen einige Feinde der Julirevolution aus, was es mit der so lange gewünschten und verlangten und endlich erstürmten Theaterfreiheit auf sich hat! man hat nur desto mehr schlechte Stücke geschrieben; weiter hat das Publikum keinen Vortheil davon genossen. Verzeihen Sie, meine Herrn, das Publikum hat das Vergnügen gehabt, die Stücke so aufführen zu sehen, wie sie die Phantasie der Dichter geschaffen, und nicht, wie sie die Scheere der Censoren, oder das scharfe Messer der Polizei zugestuzt oder verstümmelt hat. Das Publikum hat manche unreife Frucht, manches Monstrose auf den Brettern vorbeigehen sehen; was ihm mißfallen, hat es selbst als kompetenter Richter verworfen und das Bessere beibehalten. Nehmen wir als Beispiel das Trauerspiel „Peter III., Kaiser von Rußland,“ von dem ganz jungen Schriftsteller Victor Escousse, über dessen erste Aufführung ich neulich Bericht erstattet habe. Solch ein Stück wäre ohne die eroberte Theaterfreiheit gar nicht aufgeführt worden. Die Regierung hätte gesagt: junger Mann, wir wollen uns mit dem russischen Kabinette nicht entzweien; der russische Gesandte könnte uns fragen: warum verstattet ihr die Aufführung eines solchen Stückes, indeß wir in Petersburg und Moskau so ängstlich sind, daß wir auch nicht die entfernteste Anspielung auf Politik und neuere Geschichte erlauben, damit unsere Unterthanen keine andern Gedanken bekommen, als diejenigen, die wir ihnen eingeben wollen. Eine Hand wäscht die andere. Wir streichen in Rußland den dramatischen Dichtern gewaltig viel; also seyn Sie so gut, und vergelten Gleiches mit Gleichem. Sehen Sie, würde die Regierung ferner zu dem jungen Dichter gesagt haben, es wäre uns unangenehm, solch eine Lektion von einem fremden Gesandten zu bekommen. Besser ist es also, wir beugen dieser Unannehmlichkeit vor und bitten Sie, Ihr Trauerspiel in Ihr Pult tief zu verstecken. Der junge Dichter würde sich dies zu Gemüthe geführt und gedacht haben: wähle ich einen andern Stoff aus der neuern Geschichte, so finde ich wieder einen Stein des Anstoßes; bezieht sich der Inhalt auf Frankreich, so findet sich die französische Regierung getroffen; nehme ich einen Stoff aus der Geschichte eines andern Landes, so wird der Regierung bange, es möchte der Regierung dieses Landes mißfallen; in beiden Fällen würde man für gut finden, mein Trauerspiel zurückzuweisen, oder es so unbarmherzig verstümmeln, daß es mir eben so lieb wäre, es gar nicht aufführen zu lassen. Besser thue ich also, wenn ich mich in die abgedroschene griechische und römische Geschichte hineinwerfe; da diese in der Diplomatik nichts mehr gilt, so werde ich wohl ungehindelt durchkommen; das Publikum wird zwar keinen großen Antheil an meinem Produkte nehmen, allein man wird mein Stück doch wenigstens aufführen. Und nun würde der junge Dichter einen alten Stoff zur Hand nehmen und denselben auf seine Weise zuschneiden. Das Publikum würde gähnen, und nach einigen Darstellungen, wenn das Stück nicht schlecht angelegt wäre, würde dasselbe mit so vielen andern ins Grab der Vergessenheit sinken. Statt dessen hat der junge Dichter volle Freiheit genossen, seinen Stoff zu wählen und zu bearbeiten. Er hat geglaubt, eine historische Begebenheit aus der neuern Geschichte Rußlands müsse, wenn sie kräftig dramatisirt werde, einen tiefen Eindruck machen, und somit hat er das tragische Ende Peters III. als dramatischen Stoff behandelt. Freilich hat das Publikum demselben keinen großen Beifall geschenkt, und nach einigen Darstellungen hat der Verfasser oder die Direktion es für gut gefunden, es nicht mehr aufführen zu lassen. Jezt weiß aber der junge Dichter, daß er den Stoff entweder schlecht gewählt, oder nicht so behandelt hat, daß er allgemeinen Beifall erhalten konnte. Er denkt darüber nach, bemerkt die Fehler, die er begangen, begreift, warum die unreife Frucht verworfen worden ist, und hat er nun Verstand, so sucht er etwas Reiferes und Würdigeres hervorzubringen. Das Dichten ist ihm nicht verkümmert worden, wohl aber das unüberlegte. Sein Geist behält seinen Schwung und wird durch keine Furcht vor tyrannischen Machtstreichen gelähmt. Das wäre meines Erachtens die ächte Wirkung der Theaterfreiheit. Man muß sich wundern, daß unter den 272 neuen Stücken, die im Laufe des vorigen Jahres gegeben worden sind, nur zwei Trauerspiele angeführt werden. Gesezt, man habe sich auch um die Hälfte verrechnet, so gäbe dies doch immer nur vier Stücke jener Gattung unter 272 neuen Produkten. Vielleicht sind niemals so wenig neue Tragödien aufgeführt worden. Freilich gibt es unter den 27 Dramen und 30 Melodramen mehrere Stücke, die eben so gut Trauerspiele genannt werden könnten, wenn sie in Versen geschrieben wären; aber der eigentlichen Trauerspiele, ich meine der versifizirten, hat das vorige Jahr äusserst wenige abgeworfen. Sollte dies etwa eine Folge der Julirevolution seyn? dies wäre eine sonderbare Erscheinung. Uebrigens beweist schon die Menge der in Paris vorhandenen Bühnen für Vaudevilles, daß diese Gattung jezt die beliebteste ist. Die Aufmerksamkeit des Publikums ist mit großen Weltbegebenheiten beschäftigt, und es sucht meistens im Theater nur eine leichte Zerstreuung. Kleine Vaudevilles heitern Inhalts eignen sich vortrefflich dazu; daher wohl die jezige Vorliebe des Publikums zu dieser Gattung und die Menge von Theatern, welche sie darstellen. Das Théâtre français, die eigentliche Nationalbühne, welche nebst dem Odeon allein Trauerspiele aufführt, hatte im vorigen Jahre wenig Zuspruch, und mehrere Dichter, welche sonst für dasselbe arbeiteten, haben es verlassen, um für kleinere Theater zu schreiben, von denen die Stücke schnell aufgeführt und auch wohl belohnt werden, wenn sie Beifall erhalten. Vielleicht kommt bei ruhigern Zeiten dem Publikum der Geschmack an der erhabenen Tragödie wieder, vielleicht erscheint einmal wieder ein Talma am Théâtre français, und dann wird es auch den Dichtern nicht mehr an Lust mangeln, sich in diesem schwierigen Fache zu versuchen. Uebrigens läßt sich nicht läugnen, daß die Schwierigkeiten, originelle Stücke zu liefern, für die Dichter stets größer werden. So viele erdenkliche Kombinationen und Situationen sind auf der Bühne von den Pariser Dichtern verbraucht worden, daß das Auffinden ganz neuer eine harte Arbeit wird, und Genies, denen das Erfinden ein Spiel ist, werden nicht alle Tage geboren.

(Die Fortsezung folgt.)

Berichtigung.

In der lezten Charade ist statt: Doch wehe, wenn Natur das ihm verbeut, — zu lesen: Doch wehe, wenn Natur uns ihm verbeut.

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 36.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Februar 1832.

Pistol: — Falstaff, der ist todt,
Und uns muß weh drum seyn.

Shakespeare.
Heinrich V.

Mayeur.

Wer kennt nicht Monsieur Mayeur, den neckischen Kobold, den buckligten, spöttischen, liederlichen, geistreichen Ueberall und Nirgends des modernen Paris? Diese wirklich interessante Figur, welche sich die Pariser zum Träger ihres Witzes geschaffen haben, ist ihnen einerseits, nur in noch weiterem Sinne, was Pasquino den Römern ist oder vielmehr war. Seine burleske Figur dient dazu, die Tagesgeschichte in tausend Zerrbildern zu personifiziren, in seinen Mund werden alle lustigen, beißenden Einfälle, alle Stadtklatschereien gelegt. Hat irgend eine bedeutende Person sich in den Augen der Pariser lächerlich gemacht, so ist sogleich Mayeur bei der Hand, und drei, vier Worte aus seinem Munde unter einem lustigen Zerrbilde, auf dem die possierliche Person immer die Hauptfigur ist, reichen hin, die Sache in das hellste Licht zu setzen. So machte Ludwig Philipp nach seiner Thronbesteigung die Franzosen wiederholt darauf aufmerksam, daß er als Soldat der Republik bei Jemappes und Valmy gefochten habe. Da trat Monsieur Mayeur auf einem Karrikaturblatte auf und gab mit wenigen Worten, aber höchst deutlich zu verstehen, man wisse die Sache jezt so genau, daß es vorerst keiner weitern Erinnerung mehr bedürfe. — Verrichtet nun aber Mayeur wirklich die Funktion des Pasquino, so erinnert er andernteils wieder an Falstaff. Mayeur ist Grenadier der Nationalgarde, und der Pariser persifflirt sich gleichsam selbst in diesem vier Fuß hohen Burschen mit der ungeheuren Bärenmütze. Aus diesem Gesichtspunkt ist der Nekrolog Mayeur's von Bazin, einem der beliebtesten Pariser Belletristen, aufgefaßt. Er schreibt den Nekrolog des lustigen Gesellen, weil sein Bild allerdings in den wetterwendischen Köpfen der Pariser zu erbleichen beginnt, und zu befürchten steht, er werde in Kurzem nicht viel mehr seyn, als sein so tief herabgekommener Bruder Pasquino zu Rom.

Wir theilen diese Skizze mit, weil die Schöpfung und die ganze Konstitution dieses Pariser Falstaff-Pasquino für den ganzen gesellschaftlichen Zustand des neuen Frankreichs sehr charakteristisch ist.

* * *

Frankreich hat einen seiner besten Bürger, die Freiheit einen ihrer glühendsten Vertheidiger, die öffentliche Ordnung eine ihrer größten Stützen verloren. Der Mann, der durch seine seltsamen Fahrten, seine Abentheuer der mannichfaltigsten Art, ganz Paris mit sich beschäftigte, jenes seltsame, spöttische Wesen, das für jede Albernheit ein Epigramm, für jeden Mißgriff einen Witz, für jeden Kummer einen Spaß bei der Hand hatte, das die Begebenheiten unserer Zeit am richtigsten zu beurtheilen wußte, in dem unser Groll, unser Enthusiasmus, unsere Leichtgläubigkeit personificirt erschienen: dieser Mann war der Typus der Jahre 1830 und 1831, war die Maske, in der wir sammt und sonders

all' unsere Thorheiten, Mißgriffe, Albernheiten erkannten, indem wir sie ihm aufbürdeten. Diese populärste aller Popularitäten, Mayeur ist nicht mehr; er verschied am 23. December 1831 am Tage Sainte Viktoire, und zwar an Langeweile und Verstimmung, an einer bisher unbekannten Art Schwindsucht. Die Aerzte haben, nach ihrer Manier, alle Uebel, die sie nicht heilen können, zu benennen, besagte Krankheit zurückgetretene Revolution getauft.

Niemand erfuhr von Mayeur's Krankenlager nur das Mindeste; ja es erschien nicht einmal ein Bulletin von seinen lezten Leidenstagen. Wir alle haben einen Freund an ihm verloren, alle, Klein und Groß, Reich und Arm, Legitimisten und Republikaner, besonders ihr sinnreichen Künstler, die sein ergötzliches Konterfey so oft benüzt, ihr Schriftsteller, die seine Bonmots als eigene Geistesfrüchte zu Markt gebracht; und dennoch schrieb kein Mensch seinen Namen in das Krankenbesuchregister dieses allgemeinen Freundes. Er erschien nicht mehr hinter den Fenstern der Kupferstichläden, man traf ihn nicht mehr in den Straßen; und so ist denn Mayeur, gleich einem, in den Tagen unserer jüngsten Revolution im Triumphe einhergetragenen großen Bürger, gleich dem in einem Journale des verwichenen Jahrs als Mirabeaus und Foys Nachfolger gefeierten Redner, gleich dem Urheber einer Charte oder dem Stifter einer neuen Religion, total vergessen! Lange, ehe er den Geist aufgegeben, war er für uns gestorben, und wohl gerade diese Vernachlässigung, dieser Undank, dieser Unbestand der Volksgunst haben sein Leben verkürzt. Er schmachtete allein, verlassen, zum Ladenhüter herabgewürdigt, vom Skandal wie von seinem Arzte aufgegeben. Er starb, wie viele Staatsmänner sterben, mit dem drückenden Gefühle der Verlassenheit. — Als er fühlte, daß sein leztes Stündlein herannahte, sandte er nach einem Priester, nicht etwa nach einem von Chatels französischer Kirche, denn die Lust zu lachen war ihm vergangen; nein, nach einem guten alten Pfarrer, der in seinem Priesterrocke die Rue Montesquieu herauskam, ohne eben mehr aufzufallen, als ein Ritter der Ehrenlegion. Mayeur beichtete: er hatte ein starkes Sündenregister, er klagte sich der Hoffahrt, des Neides, besonders aber jämmerlicher Eitelkeit an. Der Pfarrer versprach ihm, so er wieder aufkomme, ihn am Weihkessel seiner Kirche anzustellen, damit Niemand künftig mehr Notiz von ihm nehme.

Mayeur ist todt; was bleibt von ihm, von diesem so allbekannten, kleinen, possierlichen, naiven Spötter, diesem oft so hart mitgenommenen Wesen? Was kommt vom Seligen auf die Nachwelt? Kaum ein Name, ein obskurer Name, den man vielleicht nach wenigen Jahren schon mit dem eines Deputirten oder tragischen Dichters verwechselt; ein Räthsel für einen Oedipus, ein ohne Kommentar nicht zu erklärender Text. Der Unglückliche kannte dieß traurige Loos des ephemeren Rufs und versicherte mich, er stürbe ganz ruhig, wüßte er nur, daß wenigstens in einem zierlich gedruckten Buche, auf feinem Papiere, in Oktav, seiner gedacht würde. Der Treffliche glaubte an die Unsterblichkeit der Oktavbände. Ach! hätte der Tod ihn nicht überrascht! Er wollte selbst seine Biographie schreiben; so aber beauftragte er mich, diese seine Schuld abzutragen. Er soll sich in der Hoffnung auf seine Verherrlichung nicht getäuscht haben; gegenwärtiger Artikel ist ausschließlich dem Verewigten gewidmet.

Messidor Napoleon Ludwig Karl Philipp Mayeur — obgleich sein Taufschein ihm, nach dem Heiligen seines Geburtstages, nur den Namen Bonaventure beilegt, führte er dennoch nach einander alle jene Vornamen — erblickte, während sein Vater, ein ehrlicher Handwerker in der Rue Beaubourg, bei Einnahme der Bastille zu thun hatte, am 14ten Juli 1789 das Licht der Welt. Jener Tag des Ruhms war für ihn ein Tag des Unglücks; seine Mutter entsezte sich ob dem Kanonendonner und Musketenfeuer, und ward von einem gebrechlichen, mißgestalteten Knaben vor der Zeit entbunden. Seine störrische, händelsüchtige Laune, von der selbst die Jahre ihn nicht ganz zu heilen vermochten, zeugte noch sprechender als seine Gebrechlichkeit von jenem Tage seiner Geburt. Nachdem sein Vater in Paris selbst seinen Muth erprobt, schlug er den Feind von der Grenze zurück, folgte unsern Armeen auf all' ihren Eroberungszügen, ward für zwei-und-dreißig Wunden mit dem Sergeantengrade belohnt und starb bei Austerlitz für die Fahne, die ihm lange das Zeichen der Freiheit gewesen und nun das Symbol des Vaterlands war. Oft zeigte uns Napoleon Mayeur — so nannte er sich nun — seinen Vater, der ganz deutlich zu erkennen seyn sollte, in der siebenten Abtheilung des bronzenen Spiralbandes, das sich, mit Helden und Siegen prangend, bis zum Gipfel der Vendomesäule hinanzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Giftthal auf Java.

In der königlichen geographischen Gesellschaft zu London ist ein Brief vorgelesen worden, worin ein Reisender ein Thal auf der Insel Java beschreibt, das durch seine für alle lebenden Wesen tödtliche Luft merkwürdig ist. Dieser sonderbare Ort, in der Landessprache Guepo-Upas oder Giftthal genannt, liegt drei Meilen von Bathur. Am 4ten Julius machte sich Alexander London dahin auf den Weg. Man besteigt den Berg, an dessen Fuß das Thal liegt, und kann sich ohne Gefahr etwa auf eine halbe Viertelmeile nähern. Hier konnten die Reisenden

mit brennenden Cigarren im Munde den Grund des Thals beobachten, der etwa eine halbe Meile im Umfang hat, eiförmig und 35—40 Fuß tief ist. Der Boden ist eben, mit Steinen besäet und durchaus kahl. Man sieht hie und da menschliche Skelette; ohne Zweifel rühren sie von Rebellen her, die in den lezten Kriegen von den Truppen verfolgt, sich hieher geflüchtet hatten, ohne zu wissen, welches Loos ihrer wartete. Gerippe von Tigern, Hirschen, Bären und Thieren aller Art bedecken den Boden. Die Reisenden hatten, um Versuche anzustellen, zwei Hunde mitgenommen. Zuerst warfen sie einen der Hunde hinein, der an einer langen Bambusstange angebunden war. Nach vierzehn Sekunden konnte sich das Thier nicht mehr auf den Beinen halten und fiel um; es lebte noch achtzehn Minuten. Der zweite Hund lief dem ersten nach; er blieb bei der Leiche stehen, stürzte nach zwei Sekunden nieder und starb nach sieben Minuten ohne Zuckungen, ja ohne sich nur zu rühren. — Es ist dieß eine ähnliche Erscheinung, wie die bekannte in der Hundsgrotte bei Neapel; nur ist der bedeutende Unterschied, daß im Thal Guepo-Upas die ganze Luft vergiftet ist, während man in der Hundsgrotte ohne Gefahr aufrecht stehen kann, da die mephytische Luft vermöge ihrer Schwere sich nur wenige Zolle über den Boden erhebt.

Zur Bevölkerungsstatistik.

Moreau de Jonnès hat in einer der lezten Sitzungen der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über die Zunahme der Bevölkerung in Europa vorgelesen, aus der wir die Hauptsätze zum weitern Nachdenken mittheilen.

Wenn die Bevölkerung frei von natürlichen Hindernissen sich entwickeln könnte, so würde ihr Zuwachs überall sehr stark seyn. Es läßt sich berechnen, daß, wenn jene hemmenden Einflüsse nicht vorhanden wären, auf jede Ehe sechs Kinder kämen, wovon vier die Eltern überleben würden. Vorausgesezt, die Bevölkerung vermehre sich ungehindert nach diesem Verhältniß, so könnte eine einzige Familie, die zu Philipp Augusts Zeit gelebt hätte, die ganze gegenwärtige Bevölkerung Frankreichs zur Nachkommenschaft haben. Die gesammte Bevölkerung von Europa könnte von Einem Paare zur Zeit Hugo Capets abstammen, und die Bevölkerung des ganzen Erdballs von einer Familie zur Zeit Karls des Großen. So verhält es sich aber bekanntlich in der Wirklichkeit keineswegs, und die Bevölkerung des gegenwärtigen französischen Gebiets hat sich in einem Zeitraum von mehr als achtzehn Jahrhunderten, seit der römischen Invasion, kaum vervierfacht.

Nimmt man den gegenwärtigen Gang der Bevölkerung zum Maßstab und fragt, in welcher Zeit die Bevölkerung doppelt so stark seyn werde, als jezt, so sieht man gleich, daß sich darin das Verhältniß bei verschiedenen Ländern sehr verschieden stellt.

In den österreichischen Staaten wäre die Bevölkerung doppelt so stark als jezt in 44 Jahren, im russischen Europa in 48 Jahren, in Polen und Dänemark in 50 Jahren, in Großbritannien in 52 Jahren, in Schweden, Norwegen, der Schweiz und in Portugal in 56 Jahren, in Spanien in 62 Jahren, in Italien in 68 Jahren, in Griechenland und der europäischen Türkei in 70 Jahren, in den Niederlanden in 84 Jahren, in Deutschland in 120 Jahren, in Frankreich in 125 Jahren.

Stellt man die nördlichen Länder zusammen, so ergibt sich, daß ihre Bevölkerung kein halbes Jahrhundert brauchte, um sich zu verdoppeln, während die südlichen Länder 80 Jahre brauchten, um dasselbe Ziel zu erreichen. Die Durchschnittszahl für Europa wäre 57 Jahre.

Man sieht leicht ein, daß der Zeitraum, innerhalb dessen, der Voraussetzung nach, sich die Bevölkerung in einem Lande verdoppelt haben müßte, blos nach der Fruchtbarkeit des Menschen in jedem Lande berechnet ist, und daß man damit durchaus nicht behaupten will, nach so und so viel Jahren müsse ein Land so viel Einwohner zählen. Denn in manchen Ländern Europas kann sich die Bevölkerung recht wohl verdoppeln, während es in andern Ländern durchaus unmöglich ist. Wenn man die folgende Tabelle betrachtet, wird man leicht ausfindig machen können, wo der eine, und wo der andere Fall eintritt.

Nach dem Durchschnitt der Bevölkerungszunahme in den lezten Jahren hätte sich die Bevölkerung verdoppelt,

	im Jahr	die Popul. beträgt	Menschen auf der Quadr.M.
in den Niederlanden .	1912.	12,200,000.	8000.
in Italien	1873.	40,000,000.	5200.
auf d. brittischen Inseln	1872.	41,000,000.	5100.
in Frankreich	1951.	63,000,000.	4800.
Deutschland	1947.	24,000,000.	4000.
Portugal	1874.	7,360,000.	4000.
Preußen	1862.	23,400,000.	3400.
Schweiz	1883.	4,000,000.	3400.
Dänemark	1869.	3,000,000.	3000.
Spanien	1875.	25,500,000.	2700.
Oesterreich	1872.	74,500,000.	2500.
in d. europäischen Türkei	1898.	20,000,000.	2000.
Griechenland	1898.	2,000,000.	1600.
Rußland u. Polen . . .	1874.	93,000,000.	820.
Schweden u. Norwegen	1879.	7,354,000.	400.
im nördlichen Europa .	1947.	260,000,000.	1600.
im südlichen Europa . .	1951.	161,000,000.	3600.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Die italienische Oper.

Eine Darstellung in der italienischen Oper hat immer etwas Glänzendes. Dieses Theater ist hauptsächlich für die Reichen, und nur im Parterre sieht man unbegüterte Dilettanti, die einen Laubthaler daran wagen, um eine Rossini'sche, Mozartsche oder Cimarosasche Oper vollkommen aufführen zu sehen, oder um eine Prima Donna zu hören, um deren Besiz sich die Hauptopern aller Länder streiten. In Paris ist die italienische Oper, schon ehe die Thore aufgeschlossen werden, einer Einnahme von 5000 Franken wegen der beständigen Logenabonnements gewiß; was an der Kasse für Billette gezahlt wird, ist der schwankende Theil der Einnahme und macht vorzüglich den Gewinnst des Unternehmers aus. Glücklicherweise hat die Regierung den klugen Einfall gehabt, die italienische Oper nicht mehr leiten zu wollen und sie einem Unternehmer zu überlassen, dem sie jährlich eine bedeutende Summe als Unterstüzung zahlt, damit diese, den einheimischen und fremden Reichen so willkommene Anstalt sich auf dem glänzenden Standpunkte erhalte, worauf sie sich geschwungen hat. Der Unternehmer hat nun für weiter nichts zu sorgen, als wie er für seinen Winter und sein Frühjahr sich eine der drei oder vier ersten Sängerinnen verschafft, welche zwischen Neapel, Mailand, Paris und London auf und abgehen. Diese Damen machen ungeheure Forderungen; allein da die reichen Zuhörer wiederum gut bezahlen, so läßt sich ihr 30 oder 40.000 Franken starker Gehalt doch wieder einbringen, und ohne den Zauber eines Namens, wie Pasta, Malibran, sind die Logen auch nicht leicht zu vermiethen. Ein solches Zauberwesen ist freilich schwer zu bekommen; hat er es aber einmal und kann er demselben noch ein paar andere wohlklingende Namen zugesellen, so ist er auf ein Jahr geborgen. Nach Ablauf desselben aber geht Alles auseinander, und die Arbeit und Mühe beginnt von Neuem. Das Ganze ist jedoch nicht schwerer als eine große Handelsspekulation einzuleiten. Schon am Eingange der italienischen Oper kündigt die Menge der auf dem Opernplatze gereihten Kutschen an, daß die Zuhörer meistens Leute mit Equipagen sind, und fast möchte man den Direktor um Verzeihung bitten, daß man zu Fuße kommt. In London sind Schuhe und seidene Strümpfe erforderlich, um die Ehre zu genießen, in dem Opernsaale zu sitzen. Diese Etikette der sonst so freien Engländer, die im Ueberrocke und mit schmutzigen Stiefeln ins Parlament gehen, ist in Paris noch nicht eingeführt und wird auch schwerlich jemals eingeführt werden. In allen Pariser Theatern ist das Publikum von jeher für sein Geld Herr und Meister gewesen und läßt sich nichts vorschreiben. So lange die Pariser Gassen schmutzig sind, wäre es auch unbarmherzig, von den Dilettanti zu fordern, daß sie in der Oper wie in einem Tanzsaale erscheinen sollen. Das Einzige, was ein Pariser Direktor von ihnen verlangen kann, ist, daß sie ihr Geld, ihre Ohren und etwa auch noch Hände zum Beifallklatschen mitbringen. Die Inhaber der Logen erscheinen aber freilich alle in ihren Equipagen; für sie ist die schöne steinerne Treppe, die zum Foyer hinaufführt, mit Fußteppichen belegt, so wie auch die Gänge, die hinter den Logen herführen. Der Saal ist trefflich beleuchtet und das ganze Haus geheizt. Schon der Saal gewährt einen sehr reizenden Anblick wegen des reichen Schmucks der Damen aus der großen Welt, die hier, wenn sie auch eben keinen Enthusiasmus für italienische Musik mitbringen, doch gern dreimal in der Woche einige Stunden zubringen. Zur Bequemlichkeit der reichen Welt, die nach 6 Uhr zu Mittag speist, beginnt die italienische Oper ihre Vorstellungen erst um 8 Uhr und endigt sie gewöhnlich nach 11 Uhr, obschon die meisten Opern des italienischen Repertoires nur zwei Aufzüge haben. In diesem Winter hatte der Direktor seine vorzüglichste Hoffnung auf Mad. Malibran gesezt, ein reizendes, lebhaftes Weibchen, das wie eine Syrene singt und mit Rossinischer Musik auferzogen ist. Diese vortreffliche Sängerin, so jung sie noch ist, hat schon manche Schicksale erlebt. Sie ist die Tochter des spanischen Sängers Garcia, den man lange als einen der besten Sänger an der italienischen Oper in Paris bewundert und der selbst einige gefällige Opern in Musik gesezt hat. Sie reiste mit diesem nach Nordamerika, und hier machte sie die Bekanntschaft eines reichen Mannes, Namens Malibran, und heirathete denselben. Allein das von ihr geträumte Glück erfolgte nicht; der Mann war, wie es scheint, ein Verschwender, oder hatte unglückliche Spekulationen im Handel gemacht; genug, er wurde eingesperrt und seine kaum 20jährige Frau ging wieder nach Europa, um aus dem von ihrem Vater vortrefflich ausgebildeten Talente Vortheil zu ziehen. Hier ward sie bald auf den Bühnen von Paris und London als eine der ausgezeichnetsten italienischen Sängerinnen berühmt, und nun war ihr Glück gemacht oder wäre gemacht gewesen, wenn sie nicht mit dem Violinspieler Berriot in Verbindung getreten wäre. Man sagt sogar, sie habe denselben geheirathet, nachdem sie sich von ihrem ersten Manne habe scheiden lassen; andere behaupten, es könne keine Scheidung statthaben, weil kein hinreichender Grund dazu vorhanden sey; noch andere lassen den ersten Ehemann todt seyn; doch alle diese Dinge sollten das Publikum wenig kümmern.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 30:

Freudenrausch.

Charade.

1.

Wohl weinst du, Kind, ist deine Mutter dir,
Was ich bin; traure, liebevolle Maid,
Ist dir's der einzig treu geliebte Mann.
Von Herzen aber wünsch' ich dir und mir
Mit diesem Wörtchen alles Herzeleid,
Und was dich irgend rauh berühren kann.

2. (homonymisch.)

Das zweite Wörtchen kommt mir spanisch vor,
Bald speit es Tod, bald schenkt es Wasser aus,
Bald hat's mit Lüften, sie mit ihm ihr Spiel,
Bald preßt aus ihm die beste Kraft ein Mohr,
Bald holt sich Most ein Straßenjunge draus;
Ein Knochen ist's, oft auch ein Blumenstiel.

1. 2.

Des Ersten Strahlen faßt mein Ganzes auf,
Und in verschloss'ne Räume hell und klar
Trägt es ihr Bild durch meines zweiten Raum;
Es zeigt dir mehr als Einen Weltenlauf,
Es führt dich weiter, als den kühnsten Aar
Sein Flügel trägt; doch ist sein Bild kein Traum.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. Februar 1832.

Von Mauern, die sich durch einander schlingen,
Ist drinnen ein verworrnes Labyrinth;
Allein ich will des Baues Riß euch bringen,
Mit dem ihr leicht den Ausgang dort gewinnt.

Torquato Tasso.

Ein Blick auf die Stadt Algier und ihre Geschichte *).

Hat einer Aleppo, Alexandrien, Cadix gesehen, ehe er die Hauptstadt eines Barbareskenstaates sieht, desto schlimmer für ihn; die Uebergänge verwischen die Kontraste, und aus dem Kontraste entspringt für uns der Begriff und das Gefühl des Originellen. Aber für den ehrlichen Europäer, der nie bis zum drei-und-vierzigsten Grad der Breite hinabgekommen ist, bevor er sich in Toulon eingeschifft hat, der an die Schieferdächer von Paris, an die deutschen Giebel, an die prismatischen Glockenthürme, an das konfuse Wesen der Schornsteine und Kaminröhren, kurz an die ganze schwarze, rothe und metallische Bildung der kalten, feuchten Länder gewöhnt ist, für diesen ist die weiße, regelmäßige Krystallisation der Häuser Algiers äußerst pikant und neu.

Ja, Krystallisation ist das rechte Wort: Algier ist eine gigantische Salzscheibe, die am Abhang eines von den Meereswogen gepeitschten Felsens lehnt; jedes Haus bildet einen regelmäßigen Würfel, wie die Krystalle des Kochsalzes, und meint ihr etwa, damit das Gleichniß ganz passe, fehle der Glanz, so versucht es einmal, die Terrassen von Algier in hellem Sonnenlicht ohne grüne Brille anzusehen; jede Terrasse scheucht euer Auge zurück wie ein Spiegel, in welchen das Sonnenlicht fällt. Wie bei der Salzscheibe, so hängen auch hier sämmtliche Krystalle an einander: die Straßen Algiers sind so eng und die obern Stockwerke springen so weit vor dem Erdgeschoß vor, daß das Auge die Furchen, welche sie in der Masse bilden, von oben herab gar nicht bemerkt. Die Hälfte der Fläche der Straßen ist eigentlich nichts als ein Gang unter einem Gewölbe, über welchem die Häuser fortlaufen. Ein Galan könnte, mit einem ein Paar Ellen langen Strick versehen, von jedem beliebigen Punkte der Stadt, von Terrasse zu Terrasse, an jeden andern Punkt gelangen. Jede Nacht gehen ihm darin die Katzen mit gutem Beispiel voran, die freilich bei ihren Krallen und ihrer Gewandtheit keinen Strick brauchen. Auf manchem Hause, das eine Schöne dieses Geschlechts beherbergt, versammeln sich die Anbeter zu Hunderten; die Franzosen, welche von dem Respekt, den die Söhne Mahomets hergebrachtermaßen vor diesen Thieren und ihrem Treiben haben, nichts wußten, sahen sich oft genöthigt, ihnen förmliche Schlachten zu liefern, weil sie vor der gräßlichen Katzenmusik unmöglich schlafen konnten.

Sinkt aber die Sonne hinter Boudjerah hinab, so macht der weiße Kalk, womit alle Häuser getüncht sind, einen sehr angenehmen Eindruck. Mit Lust schweift das Auge über die weißen Stafeln hinab bis zum Azurblau der Bai, und wer sich beim grünlichen Schimmer, in den dieses Blau dem Lande zu übergeht, in Gedanken an den Ganges versezt, kann sich versucht fühlen, sich

*) Aus dem nächstens erscheinenden Werke von Eusebe de Salle: Aly le Renard, ou la conquête d'Alger.

umzukehren und sich nach der großen Pagode von Benares umzusehen, so ganz gleichen die weißen Stufen hier der ungeheuren Treppe, welche vom heiligen Flusse zu jenem Meisterwerke der indischen Baukunst hinanführt.

Sieht man genauer hin, so bemerkt man, daß die geraden Linien da und dort ausgebogen sind; es sind dieß die Kuppeln von ein Paar Dutzend Moscheen. Die krumme Linie, welche ihr Profil beschreibt, ist ganz originell. Es ist keine auf einem Halse sitzende Kugel, wie bei den Kuppeln des Kremls zu Moskau, es ist keine Halbkugel, die nach unten in einen Cylinder übergeht, wie an allen antiken Domen und den nach ihrem Muster angelegten neuern Gebäuden. Die algierische Kuppel beschreibt keine gleichmäßige Courve, sondern läuft nach oben in eine stumpfe Spitze aus. Diese Kuppel steht auf dem Ende der Moschee, welches dem Chor einer christlichen Kirche entspricht. Die Vergleichung trifft desto mehr zu, als der innere Raum in der Moschee gerade so wie in der christlichen Kirche eingetheilt ist: ein großes Mittelschiff wird von zwei kleinern Seitenschiffen durch eine Reihe von Säulen getrennt, welche durch vielfach ausgezackte Bogen verbunden sind. Ueberall herrscht der Spitzbogen; sehr spitz erscheint er an den Kolonaden, gestreckter am Gewölbe des Schiffs, sehr gedrückt in der Kuppel. Das Thürmchen oder der Minaret, der immer neben der Moschee steht, wie ein junges Bäumchen neben einem alten Stamm, ist selten so hoch als die Kuppel. Zuweilen findet sich ein wenig Grün zwischen beiden, ein Feigen- oder Palmbaum im Garten des Imans oder des zur Moschee gehörigen Kollegiums. Es ist dieß aber hier ein seltener Luxus; nicht als ob Grund und Boden theuer wäre in Algier, aber ein Garten in der Stadt gilt einmal hier für etwas eigentlich Königliches. Die Privathäuser der Deys haben keine, nur dem Regierunqspallast, der Kasaba, steht es zu, mit dem schwarzen Laube einiger zerzausten Cypressen oder der hellgrünen Krone der Platanen oder Sycomoren zu prangen. Zudem hat die Eifersucht, welche nebst der Furcht der größte Baumeister in mahometanischen Städten ist, wohl bedacht, daß man in einem Garten von den Nachbarn belauscht werden kann. Sie hätte auch bedenken sollen, daß man gleichfalls auf den Terrassen gesehen werden kann, welche Morgens und Abends die eigentlichen öffentlichen Spaziergänge und die wahren Salons für Männer und Weiber sind; ja, wenn es bei Nacht sehr heiß ist, dienen sie sogar zu Schlafgemächern. Aber der Algierer wird sagen, bei Nacht sehe man einen nicht, und wer bei Tag über die Brüstung seiner Terrasse hereinsehe, lasse sich einen Vorwitz zu Schulden kommen, welcher ihm leicht einen Flintenschuß eintragen könnte.

Der Privatmann, der weder Iman noch Pascha ist, und sich doch gerne an ein wenig Schatten vergnügte, muß etwas Erde auf seine Terrasse bringen lassen und hier ein Paar Rebstöcke pflanzen, die er sofort in eine Laube zieht, oder längs der Brustwehr sich schlängeln läßt, wie wir an den Fenstern die Kapuzinerblume ziehen. Ein Paar Nachbarn von Babedjedid haben neben ihren Rebgeländen das graue Laub eines uralten Olivenbaums. Dieser Baum, den man mitten in einer kleinen Gasse, welche von Babedjedid herabläuft, hat stehen lassen, mußte schon damals alt seyn, als dieses Quartier noch nicht in die Mauern von Algier eingeschlossen war, und dieß ist schon sehr lange her. Algier hatte schon vor zweihundert Jahren aufgehört, an Umfang zuzunehmen, und seit hundert Jahren schon ist es fortwährend in Abnahme. Wir wollen hier Einiges von den verschiedenen Schicksalen anführen, welche die Stadt erlebt hat.

Im römischen Alterthum finden wir in Mauritania caesariensis eine kleine Stadt Namens Icosium, die nach den Angaben von Ptolemäus, Pomponius Mela und Plinius zweifelsohne da lag, wo jetzt Algier gebaut ist. Als das Christenthum Afrika erobert hatte, gehörte der Ort zum Bisthum Rusgunia, dessen Trümmer heutzutage Tamedfous oder Matifou heißen, einem der vierhundert Bisthümer, welche durch ihre Hirten auf dem Koncilium zu Karthago repräsentirt wurden. Im fünften Jahrhundert wird Mauritanien von den Vandalen verheert, darauf von Belisar wieder erobert. Erschöpft durch diese langwierigen Kriege, wird es zweihundert Jahre später eine leichte Beute der Feldherrn der Ommiadischen Kalifen; noch später erklären sich die Araber, die sich hier niedergelassen, für unabhängig, und mehrere Herrschergeschlechter, aus dem Bürgerkrieg hervorgegangen, im Bürgerkrieg wieder gestürzt, regieren und theilen endlich das Land. Algier wird die Hauptstadt eines dieser kleinen Königreiche.

(Die Fortsetzung folgt.)

M a y e u x.

(Fortsetzung.)

Das Kaiserreich fand das Kind der Revolution (wie unsere politischen Kandidaten sagen), unsern Mayeux, als verwaisten Jüngling. Da seine Gebrechlichkeit, welche in acht Jahren durch dreizehn Revisionskonseils gehörig konstatirt war, ihn von der Konscription befreite, so störte ihn keine Besorgniß für seine eigene werthe Person in seiner Begeisterung für Kriegsthaten. Er sprach nur von Schlacht und Sturm, forcirten Märschen, eingenommenen Städten, eroberten Königreichen. Die Todten der feindlichen Armeen zählte er nur nach Tausenden, die Gefangenen nach Divisionen, die Kanonen und Fahnen nach Hunderten, und übertrieb die Bulletins

bis ins Unsägliche. Mit jedem Tage sah er in seiner Stadt Monumente dem Boden entsteigen, Straßen sich erweitern, Brücken sich über die Seine wölben. Man veranstaltete ihm Feste, Feuerwerke, Freitheater, Revüen, wobei er zuweilen fast todtgedrückt worden wäre. Man erhob über alle Nationen der Welt sein Volk, in dem er sich verlor; dann reckte er sich auf den Fußspitzen empor und rief mit seiner Kehlstimme: „Auch ich gehöre zur großen Nation!“ Er war stolz, freudestrahlend, überselig. Zudem war in seinem Stadtviertel Mangel an jungen Leuten; die Mädchen waren daher gar nicht übel auf ihn zu sprechen, und wir kennen ja seine schwache Seite.

Doch vom Ruhme lebt man nicht; Mayeur wußte dieß, heirathete und gründete mit der Aussteuer ein einträgliches Etablissement. Er war der Erste, der die Idee hatte, für die Fußbekleidungstoilette der Vorübergehenden ein bequemes, zierliches Lokal einzurichten; da wurden mit Sammt bezogene Bänke oder gar Sophas, und zur Unterhaltung der Kunden, während ihre Füße in der Arbeit waren, Journale angeschafft. Die Herrn der Kaisergarde waren treffliche Kunden. Sie fluchten, wollten nicht warten, wurden ungeduldig, donnerten in ihrer Kraftsprache auf den vor ihren ungeheuren Stiefeln knieenden Pekin herab, zahlten aber trefflich; und wer wollte der großen Armee etwas übelnehmen?

Mit den Siegen aber ging es, wie mit allem unter dem Monde — sie nahmen ein Ende. Das Unglück kam, und in seinem Gefolge Verdruß und Besorgniß. Keine Jubelfeiern, keine Feste, keine Ceremonien, keine gleichsam aus der Erde wachsenden Bauten mehr. Das Hotel am Quai Dorsay blieb in dem Zustande, wie wir es noch jezt sehen, der Triumphbogen hatte keine Arbeiter mehr. Paris trauerte; wenn aber Paris trauert, ist nichts mit ihm anzufangen. Anstatt der Triumpheinzüge unter Trompeten und Paukenschall, erschienen — Feldspitäler. Das Kaiserreich ging vor Mayeur Augen zu Grabe; da kreuzte er — er war ja gebrechlich — die Hände auf dem Rücken, und sah die Preußen, Russen, Oesterreicher, und wie sie alle heißen, auf den Boulevards spazieren gehen; zwar gewiß nicht mit Freude, aber doch ohne allen Grimm, wie wir heute etwa einen Trupp Municipalgarden ansehen. Des andern Tages begab Mayeur sich wieder an seine Arbeit, wichste die Stiefeln der Kosacken, und dann die der Mousquetaires. Mit einem Male kehrten seine alten schnurbärtigen Kunden zurück, er wünschte ihnen bonne chance; aber da kamen plötzlich die Engländer; diese nahm er als Leute auf, die er gestern schon gesehen. Die Bergschotten aber amüsirten ihn köstlich, und im Spotte über die fremden Gäste tröstete er sich ob der Olluration.

Diesmal hielt Mayeur die Restauration für fest begründet, und ließ sich Ludwig nennen. Zwei Invasionen, die neuen Uniformen, in denen man gerne paradirt (was, ohne die Stiefeln zu beschmutzen, nicht füglich geschehen kann), hatten ihm Geld eingebracht. Er stieg eine Stufe höher; der Artist ward Kaufmann: ein ganz folgerechter Prozeß. Er eröffnete ein Waarenlager, zu zwanzig Sous das Stück, und erhielt sein Patent; zum Wähler fehlten ihm nur noch zweihundert fünfundsiebenzig Francs jährlicher Abgaben; ich glaube, jezt wäre er es.

Nun fing unser Mayeur an, Zeitungen zu lesen und mit Politik sich zu befassen. Er war ein geborner Krittler und bemerkte gar bald, daß Alles schlimm gehe; da er zugleich sah, daß sein Profit darunter nicht litt, legte er es kecklich auf Opposition an. All seine alten Liebhabereien wachten jezt wieder auf und bildeten ein ganz wunderliches Gemisch. In seinem Gehirne nahm die Freiheit, von der seine Zeitung ihm beständig vorsprach, Napoleons Gestalt an. — Karls X. Thronbesteigung beschwichtigte einige Zeit Mayeur's üble Laune; denn er, Mayeur selbst, war es gewesen, den ein Lanzenträger recht ungeschliffen zurückstieß, worauf der neue König ausrief: „Keine Hellebarden mehr!“ Die Sinnesänderung, welche solche Fürstenhuld in ihm hervorgebracht, war übrigens von kurzer Dauer. Die Auflösung der Nationalgarde erbitterte Mayeur um so mehr, da er nicht dazu gehört hatte.

Bis jezt hatte er eigentlich wenig Aufsehen erregt. Seinen Namen kannten im Grunde nur einige Maler. Sie hatten seine groteske Körperbildung, sein seltsam lebendiges Gesicht, seine rauhe, rasche Sprache, seine ergötzlichen Hyperbeln, vorzüglich seinen zügellosen Hang zum schönen Geschlechte studirt, und benuzten dies Alles zu unterhaltenden Erzählungen, zu Skizzen und Karrikaturen. Einmal war er auf die Bühne gebracht worden, und er hatte die Sache als Mann von Geist genommen, nicht wie jene Comptoirherrn, die albern genug in solchem Falle gegen Brünet conspiriren. Der Revolution von 1830 war es vorbehalten, Mayeur in seinem vollen Glanze erscheinen zu lassen. Kurz vorher hatte er eine große Kränkung erfahren und die gräßlichste Rache geschworen. Ich kann hier nur so viel über die Sache sagen, daß ein Grenadier à Cheval der königlichen Garde, der mit seinen ungeheuren Kanonenstiefeln hoch zu Rosse paradirte, ihn hinter einem Ecksteine nicht wahrnahm. Die Lithographie hat den betrübten Vorgang aufbehalten. Im Andenken an jenen Affront war, als die Ordonnanzen das Volk zum Aufstande riefen, Mayeur einer der ersten in der Straße. Hinter einem Steinhaufen, der ihn bis zum Kopfe bedeckte, sah er die Lanciers mit langem Spieße, die Kürassiere im Eisenpanzer, das Fußvolk mit den Bärenmützen und jene Fremdlinge im rothen Rock, die in unsern Revolutionen zweimal sich den Tod geholt haben, in der Schußweite

seines Gewehrs nach einander defiliren. Er folgte den Wogen der siegreichen Masse; in den Tuilerien erst rastete er aus; von sieben gebliebenen Gensdarmen hatte er allein vierzig niedergestreckt.

Jezt begann Mayeur's Glanzperiode. Alles streute ihm Weihrauch, Alles fetirte ihn. Ganz natürlich, gleichsam instinktmäßig, legte er seinen Siegeslorbeer am Fuße jener Säule nieder, als auf dem Altare der Gottheit, der sein Herz fünfzehn Jahre lang gehuldigt. Man zog ihn im Triumph nach dem Palais royal; unterwegs suchte ihn ein Republikaner zu verführen, denn Alles wollte Mayeur, Mayeur haben. Er war es, der gesiegt, ihm drückte man mit Innigkeit die Hand. Als er das Stadthaus verließ, meinte er, das **Programm** in seiner Tasche mit sich fortzunehmen. Auf die erlangte Wichtigkeit stolz, schloß er sofort seinen Laden, verkaufte seine sämmtlichen Waaren zu einem Spottpreise an einen Valet de la Venerie, Andere sagen, an einen Musiker der Kapelle, der seine Stelle verloren, und verlegte sich nur auf's Wohlleben. In jene Epoche gehören alle die galanten Abentheuer, welche von den Künstlern indiskreterweise der Oeffentlichkeit preisgegeben worden sind. Es war dieß seine beste Zeit; er selbst nannte sie — er war in der Geschichte einigermaßen bewandert — scherzweise seine **Regentschaft**.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Anna Belena von Donizetti.

Mad. Malibran scheint jezt Mad. Berriot zu seyn und auch für die Nachkommenschaft zu sorgen, was sie für die Bühne nicht sehr tauglich macht. Auch will sie ehestens von derselben einstweilen abtreten, und gibt daher nur noch von Zeit zu Zeit eine Vorstellung, um sich nicht zu schaden. Der unvorhergesehene Fall hat den Direktor der italienischen Oper gezwungen, sich nach einer andern Malibran umzusehen; allein vergebens schaute er nach allen Seiten umher, er fand keine. Sogar England sollte die Wirkung der Liebschaft der Mad. Malibran empfinden; denn auch die italienische Oper in London hatte auf sie für dieses Jahr gerechnet und sieht sich nun ebenfalls in ihrer Erwartung getäuscht, weshalb auch der Direktor im ganzen Süden umherläuft, um eine Prima Donna aufzuspüren. Der Pariser Direktor ist nun freilich nicht von aller Hülfe entblößt gewesen. Zuerst fand sich eine Mad. Raimbaux, die Tochter des französischen Sängers Gavaudan, die sich schon ziemlich oft zu Paris und London in Konzerten hat hören lassen, und einen sehr guten Kontralto singen soll; ich habe sie nicht gehört; dagegen wohnte ich neulich einer Vorstellung der Anna Bolena, das heißt der Anna Bowlen bei, welche von der deutschen Mad. Schröder-Devrient gegeben wurde, die nun auch die Mad. Malibran ersetzen soll. Die Oper Anna Bolena ist, wie ich glaube, der erste bekannte Versuch des jungen italienischen Tonsetzers Donizetti aus der neuen italienischen Schule, die wenigstens das Gute hat, daß sie nicht langweilig ist; ihre Musik ist manchmal flach und hat nichts Hervorstechendes; allein sie ist gefällig, hebt den Gesang hervor, lebt und webt in Rossinischer Art, und am Ende geht man, wo nicht befriedigt, doch auch nicht unzufrieden davon. Von allen Gattungen ist die langweilige die schlimmste, und in dieser Gattung arbeitete man sonst gewaltig viel. Rossini hat das Verdienst, daß er uns von derselben befreit hat. Jezt ist die Opernmusik wenigstens heiter und voll Bewegung, wenn es ihr auch zuweilen an Originalität fehlt. Dies ist der Fall mit Donizettis Anna Bolena. Der Gesang hat darin eine große Rolle und ein geschickter Sänger kann sich großen Beifall erwerben. Die Musik ist voll Anmuth, und nach dem heutigen Gebrauche haben die Blasinstrumente darin viel zu schaffen; doch ist die Musik nicht damit überladen und auch nicht zu geräuschvoll. Nur im Finale des ersten Aufzugs, da der König und der ganze Hof auf der Bühne sind, hat der Künstler der Versuchung nicht widerstehen können, mit der großen Trommel und den Becken drein schlagen zu lassen; man muß es ihm Dank wissen, daß er nicht öfter in diese Versuchung gerathen ist. Uebrigens hat jedes Instrument sein Solo, so daß auch die Künstler im Orchester Gelegenheit haben, sich hervorzuthun. Romani, Verfasser des Libretto oder Textbuchs, hat die traurige Geschichte der unglücklichen Anna Bowlen so zierlich behandelt, wie es die zum Tragischen und Finstern nicht sehr aufgelegten Italiener zu thun pflegen. Im ersten Aufzuge zeigt der König Mißtrauen, wird böse und beschließt, gegen die schuldig geglaubte Gemahlin hart zu verfahren. Im zweiten Aufzuge ist sie schon unter starker Bedeckung, nimmt von den Ihrigen Abschied, beklagt ihr jämmerliches Schicksal, geht endlich zum Sterben ab, und hiemit fällt der Vorhang. Der König sah so wenig böse aus, daß die Zuschauer mit der Ueberzeugung nach Hause gehen konnten, er werde Anna Bowlen doch nicht hinrichten lassen, sondern müsse wohl nur zum Scherze sich entrüstet und ihr mit dem Schaffotte gedroht haben. Auf dem Theater sind die Italiener recht gute Leute und nehmen es mit dem Tragischen selten ernst; freilich werden die tragischen Rollen oft von Schauspielern gegeben, deren Hauptstärke in der Opera buffa besteht, wie dies in Paris der Fall ist. Wie Mad. Pasta sich in der Rolle der Anna Bowlen ausgenommen, weiß ich nur von Hörensagen, da ich sie in derselben nicht gesehen habe. Die Schröder-Devrient schien Anfangs kalt und unentschlossen. Dazu spricht sie das Italienische so undeutlich aus, daß man wenig von ihrer Rolle versteht. Glücklicherweise läßt sich die Geschichte leicht errathen. Im zweiten Aufzuge, als es ans Sterben ging, lebte sie auf, wurde sehr pathetisch und zeigte einen edeln, tragischen Anstand, wogegen die Pasta sich ungebührlich gebehrdet haben soll. Anfangs wurde ihr wenig Beifall gezollt; aber am Ende riß sie doch die Zuschauer oder Zuhörer mit sich fort und erregte allgemeinen Applaus. Wer aber am meisten gefiel, war Rubini, ein vollendeter Tenorsänger, dem diejenigen, welche einen ganz natürlichen Gesang lieben, vielleicht nicht geneigt seyn möchten, den ersten Rang zuzuerkennen. Allein einen schlichten und natürlichen Gesang muß man auch in der italienischen Oper nicht erwarten. Hier wird die Kunst dargestellt, und zwar in hoher Vollendung. Rubini behandelt seine Stimme wie ein Instrument, und dieses weiß er vortrefflich zu handhaben. Er ist ein Sänger, der mit Gefühl singt; man sieht es ihm an, daß sein ganzes Wesen mitsingt; bis auf seine Fingerspitzen erstreckt sich die Anstrengung, womit er die Töne ausstoßt. Für einen solchen Primo Tenore setzen die italienischen Tonkünstler nur zwei oder drei Sologesänge in einer Oper, um ihnen allzu große Anstrengung zu ersparen, und wirklich würde es Rubini nicht aushalten können, wenn er viel zu singen hätte. Im Ganzen war es eine gute Darstellung, da auch die Chöre der Hofleute und des Volks ihren Part sehr gut sangen. Die Kostüme waren sehr glänzend und auch die Dekorationen sehr lobenswerth. Es war ein den reichen Zuschauern ganz angemessenes Schauspiel.

D. G.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 14. Februar 1832.

Wohl ist die Liebe gut,
Wenn zu zweien sie ruht:
Edeler ist ein Band,
Welches viele umschlinget,
Wenn ein geistiger Brand
Tausend Herzen durchdringet;
Wenn in einen Leib,
Gleich wie Mann und Weib,
Unter der Eintracht Schatten
Ganze Völker sich gatten.

Rückert.

Für die Polen.

In einem Konzert gesprochen.

Musik verschafft dem Geiste Rast
Und läßt ihn im Gefühle schmelzen,
Nur sie kann der Gedanken Last
Von einer müden Seele wälzen.

Sie bahnt die Straße dem Gedicht,
Daß es zu weichen, offnen Herzen
Der Wehmuth sanfte Bitte spricht
Und also fleht für edle Schmerzen:

Räumt aus dem Wege Stein und Dorn
Dem Helden-Wanderer aus Polen;
Er schüttle nie mit finstrem Zorn
Den deutschen Staub von seinen Sohlen.

Der Winter hält den Frost zurück,
Vollendet Ihr des Himmels Güte;
Wenn es im Unglück gibt ein Glück,
Ist's in mitfühlendem Gemüthe.

Helft nur getrost: so tiefes Leid
Wird keinem Argwohn Waffen leihen,
Es macht sein staubig, blutig Kleid
Nicht zum Deckmantel der Partheien.

Ach, dieser dumpfgedehnte Schrei,
Wie Wiederhall vom Donnerschlage,
Das ist kein Brüllen der Parthei,
Das ist des Mitleids heil'ge Klage.

Uebt Völkermitleid!, laßt ihn wehn,
Den Athem Gottes! laßt sie rinnen,
Die Völkerthräne, denn es stehn
Als Tropfen Edelsteine drinnen.

Ein scharfgeschliffner Diamant
Ist jede Nationenzähre,
Durchschneidet manche Scheidewand,
Und wenn sie mehr als steinern wäre.

Vom Oderstrom zum Rhein bewegt
Der Gäste Zug viel tausend Seelen;
Daß Ein Herz noch in Deutschland schlägt,
Davon kann diese Flucht erzählen.

Dieß Herz erhebt zum Himmel sich,
Zum höchsten Ordner der Geschicke,
Und lenket innig, mildiglich
Auf die Zersprengten dann die Blicke.

Dieß Herz, dem Jammer zugewandt,
Ihr Alle tragt's in eurem Busen,
Es predigt eurer rechten Hand
Viel lauter als Gesang und Musen.

Gustav Schwab.

M a y e u x.

(Beschluß.)

Alle jene lockern Streiche, deren Zahl man übrigens gewaltig übertrieben, führte Mayeux indeß eigentlich nur zu seiner Erholung aus; es war eben nur eine ergötzliche Verwendung der Mußestunden. Seine eigentliche Beschäftigung war Politik, dienstfertige Leitung der Ereignisse, freiwillige, unentgeldliche Entrepreise der öffentlichen Meinung. Er war es immer, den man mitten in den Volksgruppen sah, oder vielmehr nicht sah, er, der im dichtgedrängten Kreise die Tagesneuigkeit verbreitete, der die Leidenschaften, wie sie eben an der Tagesordnung waren, schürte, der in die zusammengerotteten Haufen irgend eine seltsame, unwahrscheinliche, abgeschmackte Geschichte, wie sie nur in so stürmischen Zeiten Glauben finden, hineinwarf. Ihm verdankte man die Erfindung von jenen als Weiber verkleideten Gendsarmen, welche in den ersten Aufständen von der Polizei aufgegriffen worden; beinahe hätte Mayeux mit einem ihm befreundeten, auf jene Erfindung eifersüchtigen Journalisten sich deßhalb entzweit.

Ein ganzes Jahr lang hatte ganz Paris nur für Mayeux Augen und Ohren, dachte nur Mayeux, sprach nur von Mayeux, sang, pfiff, schwadronirte, fluchte nur wie Mayeux. — Mayeux wollte dieß, wollte jenes, oder wollte es nicht; dieß, jenes hatte Mayeux gesagt; Mayeux prüfte, urtheilte, billigte, tadelte; vor Allem mußte Mayeux Recht haben. Die Vielseitigkeit, die Universalität dieses Individuums war so beispiellos, daß man zulezt gar an seiner Individualität zweifelte; daß ein einziges Menschenkind all überall seyn, daß ein und dasselbe Gehirn von so unzähligen, bunten, widersprechenden Launen wimmeln könne, schien ganz unglaublich. Mitten in der Emeute, gegen die Emeute hatte man Mayeux gesehen, hier mit grauem Hute, dort in der Bärenmütze. Auf dem Vendomeplatze erwartete er die Republik festen Fußes und mit drohender Gebärde; in den Straßen tobte er mit der Republik, zerschmetterte die Laternen und bivouaquirte bei Nacht im Palais Royal, schrie: „vive la Pologne!“ und half Polen in Arrest führen. Und dennoch war's immer ein und derselbe, immer nur unser einziger Mayeux, leichtgläubig und wetterwendisch, beweglich, wie Quecksilber; bald Republikaner, bald Bonapartist, bald Juste Milieu; im Volksgewühle stürmisch, lärmend, händelsüchtig, derb, spaßhaft; in Reih und Glied männlich, fest, unerschrocken, und vor den Assisen trat er gegen Aufrührer, denen er gestern gern das Herz aus dem Leibe gerissen hätte, als Reinigungszeuge auf.

Gleich Anfangs hatte Mayeux sich als Nationalgardist auf der Mairie seines Viertels einschreiben lassen. Die Uniform war sein liebster Schmuck. Er war es auch, der in kleiner Uniform den Hut à la Bonaparte zuerst trug. Wollte man ihn damit aufziehen, so erwiederte er mit einiger Bitterkeit: „Ich habe wohl ganz andere Leute, die nicht so viel sind als ich, den großen Mann nachäffen sehen!“ In den ersten Tagen der Wiedergeburt der Nationalgarde kümmerte man sich um den Wuchs so wenig, als um bürgerliche Verhältnisse. Buckligte und Pöbel, Jedermann war gut genug zur Patrouille, gut genug, die Nacht zu durchwachen, sich vom Regen durchnässen zu lassen, Banditen und Vagabunden aufzugreifen. Mayeux ward sogar einstimmig zum Korporal ernannt. Bald jedoch sprach man von Sichtung, von Auswahl. Mayeux bemerkte, daß man ihn seit einiger Zeit nicht mehr zu den Ehrenposten, ja nicht einmal an die Ställe in der Rue Saint Thomas du Louvre kommandire. Man schob ihn beständig mit den Bisets *) nach der Mairie. Sein Kapitän, der das Ehrenkreuz nur deßhalb erhalten hatte, weil Mayeux bei seiner Kompagnie stand (wenigstens wußte man von keinem andern Verdienst des Mannes), sein Kapitän, der ihm vielleicht die Epauletten, mit denen er so mächtig prunkt, verdankte, gab ihm am Ende mit aller Höflichkeit zu verstehen, seine Gegenwart im Gliede reize manchen zum Lachen, seine Witze vertragen sich nicht mit dem Ernste der Wachstube; lezthin habe eine erlauchte siebenjährige Person bei seinem Anblicke des Lachens sich nicht erwehren können; zwei-und-achtzig Soldaten seyen im Arrest, weil sie, als er vorbeimarschirt, unter dem Gewehr gelacht, und in Erwägung der Lyoner Ereignisse, sey dieß ein gar wohl zu berücksichtigender Uebelstand. Demnach ersuchte man unsern Mayeux im Namen des Landes und der öffentlichen Ruhe, im Namen eben jener Revolution, der er so wesentliche Dienste geleistet, auszutreten, ja sogar, so wenig als nur immer möglich sich öffentlich zu zeigen und ruhig zu Hause zu bleiben. Mayeux opponirte, verlangte Gerechtigkeit. Er ward vor die Revisionsjury berufen, bei welcher ein Friedensrichter, der sich auf den Militärdienst natürlich vollkommen versteht, präsidirte, und durch einstimmigen Beschluß aus den Listen gestrichen. Der Sergeantmajor ließ ihm sein Gewehr, die von der Regierung gelieferte herrliche Waffe, die mit Allem und Allem Mayeux sieben-und-zwanzig Franks **) gekostet hatte, abfordern. Dieß gab dem armen Mayeux den lezten — den Todesstoß, und was ihm vollends das Herz brach, war, daß keine Seele sich um seinen Unstern kümmerte, daß keiner, der durch die Gallerie Vero Dodat ***)

*) Nicht uniformirte Nationalgardisten.

**) Anspielung auf den berüchtigten Gisquetschen Gewehrprozeß.

***) Karrikaturenmagazin bei Aubert.

ging, sein bereits durch andere Lappalien verdrängtes Bildniß vermißte. Nach kaum drei Wochen war er nicht mehr. Gott schenke ihm die ewige Ruhe, „sit tibi terra levis!“ Trug er ja doch im Leben schwer genug!

Mayeur hinterläßt einen achtzehnjährigen Sohn. Er hatte sich um seine Versorgung nicht bekümmert, denn er rechnete für ihn auf eine Stelle, welche der erste, nach der lezten Revolution ernannte Polizeipräfekt ihm zugesichert. Im Maaße, als seine Sollicitationen dringender wurden, schwand, von Präfekt zu Präfekt, seine Hoffnung, bis endlich der sechste ihm gar die Thüre weisen ließ. — Der junge Mensch hatte geglaubt, der Sieg des Volkes und die von seinem Vater geleisteten Dienste überheben ihn der Erlernung eines Gewerbs. Hätte er nicht Mittel und Wege gefunden, unter die Saint Simonisten zu gehen, er säße jezt im Armenhause; so aber wichst er, nach gehöriger Prüfung seiner Capacität, dem Pabste die Stiefeln.

Ein Blick auf die Stadt Algier und ihre Geschichte.

(Fortsetzung.)

Ein arabischer Reisender, von dem man eine geographische Beschreibung Afrikas hat, Edrisy, besuchte die Stadt im 12ten Jahrhundert, und er beschreibt sie unter dem Namen Djezair Beni-Mezguna, (die Inseln der Kinder Mezguna). Diese Kinder Mezguna sind ein mächtiger Volksstamm, der die Trümmer von Icosium erobert und die Stadt wieder aufgebaut hatte. Leo Afrikanus, der sie im sechszehnten Jahrhundert besuchte, leitet die Benennung: die Inseln, von den benachbarten balearischen Inseln her; Herbelot erblickt in dem arabischen Wort Aljezair das verstümmelte Julia cäsarea, das er mit Unrecht an die Stelle des alten Icosium sezt, da doch Julia cäsarea, eine Stadt ersten Rangs mit einem guten Hafen und einem herrlichen künstlichen Becken, in welches ein Erdbeben die Stadt warf und es so ausfüllte, zwanzig Stunden weiter, da lag, wo jezt Cherschel steht. Die Bezeichnung Aljezair, die Inseln, rührt von zwei kleinen Eilanden her, welche der Stadt Beni-Mezguna gegenüberlagen. Es sind dieß die Inseln, deren sich der Kardinal Ximenes nach der Eroberung von Oran i. J. 1509 bemächtigte und auf denen er Befestigungen anlegte. Dem Sultan von Algier und der Ebene von Metidja lag viel daran, die Spanier wieder zu vertreiben, und da er keine Marine hatte, wandte er sich an zwei Brüder, welche eine Escadre von Galeeren besaßen und deren Räubereien sie den Christen sehr furchtbar machten: es war dieß Orudjy und Kheir-Eddin, mit dem Zunamen Barbarossa.

Die Seeräuber waren höchlich erfreut über das Anerbieten des Sultans. Sie schifften dreitausend Mann aus, welche in Algier mit Jubel aufgenommen wurden. Kaum sah Orudjy die Stadt und die Person seines Bundesgenossen in seine Hand gegeben, so bemächtigte er sich des Throns, nachdem er den Sultan eigenhändig erdrosselt. Wie er später mit einem Heere, das eine lange Belagerung in der Kasaba von Tlemsen aushielt, zu Grunde ging, ist bekannt. Sein Bruder, Kheir-Eddin, der Erbe seines Throns, erkaufte sich den Schuz des Sultans Selim, indem er seinen Königstitel gegen den Titel eines der Pforte tributpflichtigen Paschas vertauschte. Die Mannschaft, das Geld und das Geschüz, das er aus Konstantinopel erhielt, befestigten ihn nicht allein im Besiz des Reichs seines Bruders, sondern erlaubten ihm auch, es bis nach Tunis und Tripolis zu erweitern. Die Spanier, von seinen Galeeren hizig angegriffen, mußten kapituliren und die obgenannte Insel und das Schloß, das sie darauf erbaut, verlassen. Kheir-Eddin beeilte sich, die Insel mittelst eines Damms mit der Stadt zu vereinigen. Von diesem Zeitpunkt an beginnt Algiers Blüthe: die Hauptstadt einer Seemacht hatte einen befestigten Hafen.

Die Macht der Piraten steigt fortwährend unter einer Reihe von Paschas, die fast alle italienische Renegaten waren. Im Jahr 1600 gab die türkische Miliz der oberherrlichen Gewalt des Sultans zu Konstantinopel ein Gegengewicht und legte dem Despotismus der Paschas einen Zaum an, und zwar dadurch, daß sie einen Dey wählte. Die Macht der Paschas sinkt sofort immer mehr, bis zum Jahr 1700; der Dey Baba-Aly verjagt den lezten, und die Freibeuter kümmern sich nun in ihrem Uebermuth um keine europäische Macht mehr. Sie landen zu verschiedenen Malen feindlich auf des Großherrn eigenem Gebiete. Im Jahrhundert zuvor, im sechzehnten, hatten sie Karl V. mit Erfolg Widerstand geleistet, die fünfzehntausend Spanier unter dem Grafen von Alcaudete niedergemacht, in der Schlacht von Lepanto die große Fahne des h. Johanns von Jerusalem erobert und in Einem Jahr zehntausend Christensklaven auf dem Markte zu Algier verkauft; jezt schmeichelt ihnen Richelieu und die Engländer schicken ihnen einen Konsul. Wiederholte Räubereien fordern endlich zu ernstlichen Repressalien auf; aber der Todeskampf des afrikanischen Ungeheuers dauert bei seiner kräftigen Konstitution zwei volle Jahrhunderte. Betäubt von den Angriffen des Venetianers Capello, des Engländers Eduard Spragg und den Bombardements Duquesnes und des Marschalls d'Estrées,

rafft es sich auf, um sich gegen Oreillys und Castejons schlecht geführte Streiche und die übel berechneten Angriffe von 1783 und 84 zu vertheidigen, verfällt über Lord Exmouths Bomben in Zuckungen und stirbt endlich unter den französischen Bajonetten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

Reformen im Erziehungswesen.

Eine der interessantesten Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit ist die rege Theilnahme an der Verbesserung des Schulwesens, welche besonders in denjenigen Theilen der Schweiz am lebhaftesten geworden ist, die sich auch durchgreifend mit politischer Umgestaltung ihrer kleinen Staatsverhältnisse beschäftigt haben. Schon seit vielen Jahren ist durch die gemeinnützige Bestrebung vieler edler Schweizer und selbst deutscher Gelehrten (wie z. B. vornämlich des ehrwürdigen Hrn. v. Wessenberg) manches gethan worden, was Licht bringen mußte, und was besonders theils den Mangel an mancher nützlichen Einrichtung aufdeckte, theils aber die unbegreiflichen Mißbräuche, die in verschiedenen Anstalten seit Jahrhunderten fortgewuchert hatten, jedem klar machte, der zu sehen vermochte. Leicht war es in manchem Kanton, ganz neue Anstalten zu begründen, und es fanden z. B., um nur von Einem zu sprechen, sehr zweckmäßig eingerichtete Kleinkinderschulen in Lausanne, Basel und auch in Zürich guten Eingang. Noch zahlreicher waren die Schulen für Arme, und zwar nicht nur für den ersten Unterricht, nein, auch Secundärschulen wurden in manchen Kantonen für Arme und Reiche errichtet. Am zahlreichsten entstanden Privatlehranstalten, die an trefflichen Einrichtungen mit einander wetteiferten, und bei dem Fortschreiten der Industrie brachte auch hier die Konkurrenz noch manche Verbesserung, die durch Gewinnsucht so lange als möglich zurückgehalten worden war. Neben diesen vielen Erziehungsversuchen im Kleinen entstand nun aber noch im Volke selbst ein Ausbildungstrieb, der gute und große Früchte bringen mußte. Besonders trugen die Sängervereine, die zuerst im Kanton Appenzell Ausserrhoden (in Innerrhoden, dem katholischen Theile von Appenzell, ist es zur Zeit noch ziemlich trübe geblieben) entstanden, unendlich viel hiezu bei. Der Gesang ist der Schlüssel zum Herzen; wo dieser bei einem Volke Eingang findet, da läßt sich Vieles unternehmen, denn die Empfänglichkeit für das Gute und Schöne ist vorhanden. Aus dem Kanton Appenzell verbreiteten sich jene Vereine schnell in den Kanton Zürich, und auch in den Kantonen St. Gallen, Thurgau und besonders im Aargau bildeten sich dergleichen unter trefflicher Leitung. Alle diese Erscheinungen kann man als vorbereitend für die bedeutendern Schritte zu Verbesserung des Erziehungswesens selbst ansehen. Je leichter nun aber diese Reformen von statten gingen, desto schwerer hielt es mit der Abschaffung alter Mißbräuche. Mehrmals ward die Hochschule von Basel, welche ein paar Jahrhunderte hinter ihren deutschen Schwestern zurückgeblieben ist, mit einem Kampf bedroht, von dem leicht vorauszusehen ist, daß er den Freunden des Veralteten gefährlich werden muß. Aehnliche Veränderungsversuche wurden, jedoch ohne großen Erfolg, bei Kantonsschulen und Gymnasien hie und da gemacht, und schon schien es, als ob nun gar durch die Zeitereignisse eher ein Rückschritt, als ein Fortschritt zum Bessern gemacht worden sey, als gerade aus diesen Wirren das Vorzüglichste durchdrang, das man sich versprechen konnte.

In den Kantonen Zürich, Bern und Thurgau wurden die neuen Erziehungsbehörden aus den wackersten Männern gebildet, die für dieses Fach zu finden waren, und diese legten nun muthig und kräftig Hand an das Werk. Vornämlich in Zürich ward ein neues Schullehrerseminar schnell ins Leben gerufen und die ersten Vorarbeiten zu einer noch viel bedeutendern Unternehmung, der Gründung einer Hochschule, eingeleitet. Hier mußte nun aber wesentlich auf die Mittel zum Zwecke Bedacht genommen werden, und da begann ein Kampf über die Veränderung des Bestehenden, dessen Ausgang über das Gelingen der Verbesserungen im Erziehungswesen entscheiden wird. Aus einer bis jezt bestandenen Klosterschule zu Unterstützung und Erziehung reformirter Geistlicher ward ein Stipendium gebildet, und ein sogenanntes Chorherrnstift, das bisher mit dem Gymnasium und der Besorgung einer Hauptkirche in Zürich in Verbindung stand, wurde angefochten, und dieses Korporationsvermögen soll zur Begründung jener Hochschule mitverwendet werden. Hier entstand nun der Kampf, von dem wir oben sprachen. Mehrere kleine Flugschriften beleuchteten das alte Gebäude, konnten ihm jedoch keinen wissenschaftlichen Werth zu Gunsten des Fortbestandes zuerkennen. Ja selbst Männer, die in politischer Beziehung dem Stabilitätssystem huldigen, fanden hier die Umwandlung nothwendig. Diese und ähnliche Kämpfe in den Erziehungsräthen hatten aber auch gewichtige Folgen in Beziehung auf Literatur. Einer der geistreichsten Pädagogen der Schweiz, der als Komponist rühmlich bekannte Nägeli (ebenfalls Mitglied des Zürcherischen Erziehungsrathes), sprach nämlich seine Ansichten öffentlich in einer Schrift aus, welche den Titel führt: „Umriß der Erziehungsaufgabe für das gesammte Volksschul-, Industrieschul- und Gymnasialwesen.“ In Aphorismen theilt der Denker seine Ansichten nicht nur über die Erziehung, sondern über das Volk mit, und man kann diese Darstellung, als in verschiedenen Beziehungen neues Licht verbreitend, eine wahrhaft belehrende nennen. Sie ist für die deutsche und besonders die industrielle Schweiz eine volksthümliche Darstellung der vorhandenen Bildung. Eine ähnliche Schrift hat zu derselben Zeit der Pastor Naville von Genf mehr im Hinblick auf die französische Nation erscheinen lassen, unter dem Titel de l'éducation publique considérée dans ses rapports avec le développement des facultés. Paris bei Audin, 1832. Hier ist alles französisch-, wie dort alles deutsch-schweizerisch. Wir sind weit entfernt, uns in kritische Details über diese Schriften einzulassen; in beiden findet sich indessen Stoff genug dazu, und auffallend bei einem deutschen Gelehrten fanden wir besonders bei der ersten den Mißgriff, daß die Sanskritsprache mit den in solcher Sprache geschriebenen Werken verwechselt werden konnte. Das möchte eher dem Franzosen hingehen. Hingegen können wir uns nicht enthalten, zum Schlusse, als Beleg unserer Ansicht, eine Stelle aus der ersten Schrift auszuheben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Februar 1832.

— Ein Sinn, der Weisheit liebet,
Sieht, was man heute nimmt und morgen wieder giebet,
Mit sichern Augen an, und ist gar wohl vergnügt,
Wenn er den Tod und Neid durch Wissenschaft besiegt.

Martin Opiz.

Darstellung einiger interessanten Entdeckungen und Ansichten der neuesten Naturforschung.

Von

Dr. Nürnberger.

Indeß die Wehen einer aufgeregten Zeit und die Anstalten gegen eine neue, geheimnißvolle Krankheitsform, die ihren Weg über die Welt, trotz dieser Anstalten, sucht und findet, und in ihrer Erscheinung fast noch mehr einen moralischen als physischen Charakter entwickelt, den gesellschaftlichen Zustand Europas zu erschüttern drohen, geht, im erfreulichen Gegensatze, die Wissenschaft ihren wohlthätigen, stillen Gang ungestört fort, um ihrerseits mit dem Segen der Aufklärung und den Vervollkommnungen des gesellschaftlichen Lebens dasselbe Geschlecht zu beglücken, welches von jener Seite durch so schwere Versuchungen angefochten wird. Die Naturlehre namentlich bereichert ihr weites Gebiet täglich mit neuen Entdeckungen und Ansichten; und wenn es zumal in Perioden der Aufregung tröstlich ist, den Blick zuweilen auf heiterere Parthieen zu richten, so wird unser Bestreben, den Lesern die wichtigsten und interessantesten jener Entdeckungen und Ansichten gerade gegenwärtig vorzulegen, doppelt zeitgemäß erscheinen.

Zu den wunderbarsten und geheimnißvollsten Theilen der Naturwissenschaft gehört unstreitig der *Magnetismus*. Es ist bekannt, daß es in der Natur ein Eisenerz, meistens von einer schwärzlichen oder schwarzbraunen Farbe, gibt, welchem von selbst die Kraft inwohnt, Eisen und eisenhaltige Körper anzuziehen und oft mit ganz außerordentlicher Gewalt festzuhalten; es ist eben so bekannt, daß man künstliche Mittel besitzt, um auch dem von Natur unmagnetischen Eisen jene magnetische Eigenschaft sofort mitzutheilen. Diese Mittel hat, wie sich unsere Leser gleichfalls erinnern, der dänische Professor Oersted durch die glänzende Entdeckung vermehrt, daß die Einwirkung eines Stromes elektrischer Materie auf das Eisen hinreiche, um die magnetische Kraft in demselben zu erzeugen, und es ist der neuesten Physik kürzlich gelungen, lezterer Entdeckung eine Erstaunen erregende Ausdehnung zu geben.

Um das zu diesem Zwecke einzuschlagende Verfahren recht zu verstehen, muß man sich zuvörderst in das Gedächtniß zurückrufen, was hiebei unter einem „elektrischen Strome“ verstanden wird. Legt man, um bei der allereinfachsten Anordnung stehen zu bleiben, auf eine Platte von Kupfer eine, z. B. mit Salzsäure benezte Scheibe von Tuch, und auf diese wieder eine Platte von Zink, welche Verbindung nach ihrem Erfinder ein *Voltasches Element* heißt, und verbindet hierauf die beiden Metallplatten durch einen leitenden Drath, so erfolgt eine elektrische Aufregung der Metalle, in deren Folge die elektrische Materie vom Kupfer durch den leitenden Drath zum Zink, von diesem durch die feuchte, leitende Tuchscheibe zum Kupfer zurück, und hierauf

wieder durch den Drath strömt, so daß also ein dauernder Kreislauf elektrischer Materie unterhalten wird. Dieß ist der hier in Betracht kommende, den Leitungsdrath fortwährend durchkreisende elektrische Strom.

Um nun vermittelst dieses elektrischen Stromes die jezt darzustellende magnetisirende Wirkung hervorzubringen, wählt man den leitenden Drath von Kupfer und läßt denselben nicht unmittelbar von der einen der beschriebenen Metallplatten zur andern gehen, sondern windet ihn vorher um ein gewöhnliches weiches, in Form eines Hufeisens gebogenes Stück Eisen. Wie wunderbar es klingt, so erhält, wenn hiebei Alles mit der gehörigen Vorsicht angeordnet ist, das Eisen, welches vor dem Versuche keine Spur von Magnetismus zeigte, durch diese Einwirkung des elektrischen Stromes augenblicklich die Gewalt, angelegte Eisenstücke von sechs, acht, ja zehn Pfund zu tragen.

In Göttingen, Wien u. s. f. werden jezt Apparate verfertiget, mittelst deren Anwendung das Gelingen dieses überraschenden Experiments gesichert ist; und man steht, wenn man dasselbe also vor seinen Augen ausführen sieht, staunend beim Anblicke einer neuen Wirkung, deren Ursache sich schlechterdings nicht begreifen läßt.

Allein die Wirkung des elektrischen Stromes zur Erregung des Magnetismus läßt sich noch unendlich verstärken, wenn man bei dem Versuche nach der folgenden Vorschrift verfährt, welche jedoch noch keinesweges die Grenze der auf diesem Wege zu erlangenden Resultate bezeichnen soll. Der Elektricitätserreger (Elektromotor) dabei ist ein einziges Element eines sogenannten Trogapparates, nämlich ein kupfernes Gefäß mit einer dazu passenden Zinkplatte, welche leztere aber wenigstens zehn Quadratfuß halten muß. Das kupferne Gefäß wird mit Wasser gefüllt, in welches man, dem Gewichte nach, $\frac{1}{20}$ Schwefelsäure und eben so viel Salpetersäure getröpfelt hat. Nun nimmt man ein Stück englisches weiches Eisen, einen Zoll dick, wieder in Hufeisenform, etwa fünf Pfund schwer, und verbindet die beiden Füße desselben durch eine anzulegende Platte von weichem Eisen, woran Gewichte gehängt werden können, wie diese Einrichtung bei magnetischen Versuchen unter dem Namen der Armatur hinreichend bekannt ist. Dieses Hufeisen umwindet man mit dem kupfernen Leitungsdrathe, der $\frac{1}{8}$ Zoll dick seyn kann, achtzig bis hundert Mal spiralförmig. Wird die Kette darauf geschlossen, d. h. der Leitungsdrath mit den beiden Metallen des Elektricitätserregers in Verbindung gebracht, so erhält das Hufeisen augenblicklich eine solche magnetische Gewalt, mit welcher es die beschriebene eiserne Armatur festhält, daß man an leztere allmählig bis fünfzig, ja bis gegen achtzig Pfund Gewicht hängen kann, ohne die Armatur vom neugebildeten Magnete zu trennen. Um aber auf unwiderlegliche Art zu zeigen, daß der elektrische Strom die erste, alleinige Ursache dieser eintretenden magnetischen Wirkung ist, so darf man denselben durch Oeffnung der Kette, d. h. durch Lösung des Leitungsdrathes von dem einen oder dem andern der beiden Metalle, nur unterbrechen, und man wird augenblicklich eine Abnahme in der Kraft der magnetischen Anziehung bemerken.

Bei einem zweiten Versuche dieser Art, bei welchem deutsches Schmiedeeisen, wieder in Hufeisenform, angewendet wurde, gelang es gar, die Tragungsfähigkeit bis auf anderthalb Centner zu verstärken, und es läßt sich, wie gesagt, noch die Grenze gar nicht angeben, wie weit mittelst dieser Einwirkung des elektrischen Stroms auf größere Eisenmassen die magnetische Wirksamkeit gesteigert werden kann, da es sich hier noch immer nur um erste Versuche handelt.

Diese so schnell erlangten Resultate erscheinen aber doppelt interessant, wenn man sie mit demjenigen vergleicht, was die ältern, schon seit Jahrhunderten üblichen Verfahrungsarten zur Darstellung mächtiger künstlicher Magnete geleistet haben. Der berühmte Magnet im Harlemer Museum trug auch nicht mehr, als etwa anderthalb Centner; der größte, von Lenoble, einem französischen Künstler, verfertigte Magnet trug wenig über hundert Pfund, und nur ein, dem Könige Johann V. von Portugal vom Kaiser von China geschenkter Magnet soll zweihundert Pfund getragen haben. Die neueste Physik hat also, in Bezug auf Erweckung des Magnetismus, in wenigen Jahren fast mehr geleistet, als die ältere Physik in Jahrhunderten; und wenn man den Glanz dieser Leistung vielleicht durch die Frage verdunkeln wollte: „Wozu nüzt's?" so würde ich mich des Ausdrucks des trefflichen Franklin bedienen, der, als ihm bald nach Erfindung des Luftballons eine ähnliche Frage vorgelegt wurde, mit der Gegenfrage: „Wozu nüzt ein neugebornes Kind?" antwortete.

Einen unmittelbarern Einfluß auf das bürgerliche Leben hat die Verbreitung der Anlage von artesischen Brunnen durch mehrere Länder Europas geübt, eine Anlage, auf welche die neueste Physik ihre ganze Aufmerksamkeit vielleicht mit noch größerem Rechte richtet. Der Name der „Artesischen" Brunnen rührt von der ehemaligen Grafschaft Artois in Frankreich her, welche jezt theils zum Departement Nord, theils zum Departement Somme gehört. In diesem Ländchen nämlich eignet sich das Terrain ganz besonders zur Anlegung solcher Brunnen, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß man bloße Bohrlöcher bis auf Wasseransammlungen in der Tiefe der Erde treibt, aus welchen sich, wofern die Lage günstig dazu ist, das Wasser sodann von selbst, fontainenartig, erhebt. Da es als ein wahrer Gewinn erscheint, ein so einfaches Verfahren der Brunnenanlegung

möglichst verbreitet zu sehen, so wählen wir diese Blätter, um wenigstens im Allgemeinen eine vervollkommnete Methode zu beschreiben, welche man dabei unter gewissen Umständen befolgen kann. *)

Wenn der Ort zur Anlegung eines artesischen Brunnens bestimmt ist, wobei man sich freilich, wo irgend möglich, durch den Rath Sachverständiger, durch Indicien von Wassersammlungen in der Tiefe, durch die Lage an Berg= oder Hügelabhängen, durch das Vorhandenseyn von Mergelformationen, welche das Gelingen überall wahrscheinlich machen u. s. f., leiten lassen muß, so gräbt man daselbst eine Grube von etwa fünf Fuß Durchmesser, bis man auf ein Lager von festem Thon kommt, welcher sich meistens in der Tiefe von drei bis vier Klaftern finden wird. Ueber der so erhaltenen Grube errichtet man ein Gerüst aus drei Balken, deren Köpfe man zusammenstößt und mit eisernen Klammern verbindet, daß sie eine dreikantige Pyramide bilden, in deren Spitze eine Kette mit Klammern befestigt wird, woran die zum Aufzuge dienende Rolle hängt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In der Gegend von Wien namentlich wird nach dieser Anleitung verfahren, und wir haben den Bericht eines dortigen Landwirthes darüber vor uns.

Ein Blick auf die Stadt Algier und ihre Geschichte.

(Beschluß.)

Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert vergrößerte sich die Stadt mit der Macht ihrer Beherrscher. Oben schließt sie sich an die Kasaba an, die früher ein von der Stadt entlegenes Schloß war; unten breitet sie sich in Vorstädten aus und bedeckt die Küsten mit Forts. Ein Engländer, Shaw, der Algier zu Anfang des vorigen Jahrhunderts besuchte, hörte aber aus dem eigenen Munde der Einwohner, daß der Flor der Stadt im Abnehmen sey, daß der Schiffe weniger werden, daß sie nicht genug Seeoffiziere haben. Freilich, als die Franzosen einzogen, war die Marine noch ungleich weiter herabgekommen. Ein Paar elende Schebeken, die man betakeln ließ und der Merkwürdigkeit halber nach Toulon schickte, zwei wurmstichige Korvetten, die auf der Rhede unter Babazoun am Lande lagen und auseinandergenommen wurden, auf dem Werft das Gerippe einer Fregatte, die aus dem alten Holze von kleinern Fahrzeugen erbaut werden sollte, denn die Algierer Ingenieurs waren wahre Schuhflicker, machten nie etwas Neues: darin bestand die ganze Kriegsflotte, wie man sie von den Terrassen herab übersah.

Die Matrosen, welche die Schebeken betakelten, schafften, statt des Ballastes, mehrere alte, historisch merkwürdige Kanonen hinein. Man bemerkte darunter verschiedene prismatische Stücke mit Lilien, welche zuerst von Karl V. Franzens I. Heere waren abgenommen und dann vom Kaiser bei seiner eiligen Flucht nach Matifou zurückgelassen worden. Auch das sogenannte Konsularstück war dabei; es hieß so, weil mittelst desselben der unglückliche Pater Levacher nach Duquesnes Flotte geschossen wurde. Dieser Levacher, der französischer Konsul und Missionär war, unterhandelte mit den Janitscharen, denen man mit einem zweiten Bombardement gedroht hatte, wegen der Kapitulation. Da besannen sie sich mit einemmale eines andern, ermordeten ihren Dey, sezten den wilden Mezzomorto an seine Stelle und eröffneten die Feindseligkeiten von Neuem mit der ebenangeführten greulichen Verletzung des Völkerrechts. Durch Verbrennung der Flotte, Einäscherung und Verheerung von halb Algier, Niedermachung des vierten Theils der Einwohner nahm man Genugthuung für die Ermordung des Konsuls.

Die Umfangsmauer von Algier, wie sie gegenwärtig steht, scheint erst nach Duquesnes und d'Estrées Expeditionen gebaut zu seyn. Die beiden Hauptstraßen, welche von der Kasaba aus gegen Babeloued und Babazoun herablaufen, ziehen sich an den Wällen hin, etwa wie die Hauptrippen eines Helleborusblatts, und just wie bei diesen Blättern, legen sich die kleinern Rippen, je weiter vom Blattstiel, d. h. der Kasaba, weg, in immer spizzern Winkeln daran an. Diese kleinern Gassen fallen am Hügel, auf dem Algier steht, just da hinab, wo er am steilsten ist und sehen aus wie ebensoviele von einem Gewitterregen gebildete, zerrissene Rinnen. Der große Strom, der diese kleinen Bäche alle aufnimmt, ist die Straße Asuaka, welche Babeloued und Babazoun, d. h. das westliche und das östliche Thor, verbindet; sie ist zwar horizontal, liegt aber doch über zwanzig Fuß über dem Meer. Am Eingang des innern Hafens haben die Franzosen durch Abreißen mehrerer Häuser einen Platz und einen neuen Landungsort angelegt. Schon Husseins beide Vorgänger hatten hier das Fort Bescaris gebaut, das fortan Lord Exmouths Wagestück unmöglich macht. Dieser kanonirte Algier so in der Nähe, daß sein Schiff mit dem Bugspriet an die Häuser im innern Hafen stieß. Wäre damals jene Batterie vorhanden gewesen, so hätte ihn eine einzige Salve in den Grund gebohrt.

Aphorismen

von Karl Balbamus.

Gewisse Todte ehrt man am besten dadurch, daß man von ihnen schweigt und selbst den Ort, wo sie ruhen, zu verbergen sucht. Leichensteine sind nicht immer

Zeichen der ächten Trauer. Frauen, die ihren Männern Mausoleen errichteten, führen oft schon während des Baues derselben den Riß zu einem Triumphbogen für eine neue Leidenschaft in der Tasche. Der tiefe Schmerz thut, wie Ellack, Attilas Sohn, that, der seines Vaters Leiche, dreifach umsargt, mit den königlichen Insignien bei nächtlicher Weile in die Erde versenkte und darauf alle Arbeiter, die bei diesem traurigen Geschäft geholfen, mit eigener Hand tödtete, auf daß Niemand erführe, wo die Geißel Gottes begraben. So wird der Lieblingswunsch, gleichviel, ob er als ein Märtyrer, oder als ein gefallener Engel starb, in dunkler Nacht klanglos bestattet. Die Ruhestätte wird geebnet, der Hügel könnte ja leicht zum Verräther werden. Da der Schmerz keines Gehülfen bei dieser Grablegung bedarf, so braucht er seine Hände auch nicht, wie Ellak, mit Blut zu beflecken. Bei hochsinnigen Frauen erhält der Schmerz den Charakter einer Mysterie. Der weibliche Schmerz, dem es nicht an Thränen fehlt, folgt oft dem Beispiele der Gothen, die den Busento über Alarichs Grab leiteten, auf daß der Strom die Gebeine ihres Heldenfürsten vor Entweihung sichere.

*

Die edelsten Frauen kamen oft durch beleidigte Eitelkeit, die sich in Haß umwandelt, zum Falle. Sie erinnerten mich an den in Roms Geschichte wohlbekannten Clodius, der sich, um zum Volkstribunate zu gelangen und so seinem Grolle gegen Cicero Luft machen zu können, in eine plebejische Familie aufnehmen ließ.

*

Wie der lezte vier bis fünf Fuß hohe Stengel, den das Zuckerrohr treibt, mit einem Büschel endigt, dessen Blüthen, ohnerachtet sie zusammen 18 bis 20 Zoll lang sind, unfruchtbar bleiben, so hat man auch von den lezten Auswüchsen der ergrauten Dichterphantasie, die oft ellenlang über das kritische Maß emporschießen, und sich durch ihre amazonenhaften Tulpenblüthen zu einem botanisch-poetischen Wunder emporarbeiten, keine Erndte zu erwarten.

*

Für gemüthliche, zartfühlende Seelen wird die Erinnerung zur ernst-heitern Minerva; den rohen, entarteten Naturen erscheint sie als Nemesis.

*

Die Erklärung der Frauengefühle macht oft mehr Mühe, als die Entzifferung des palmyrischen Alphabets, an der sich Barthelemy jahrelang versucht hat. Die Empfindungen der Männer lassen sich im Allgemeinen viel leichter lösen. Die Männer schreiben in der Regel alles ganz aus; hier kommen weniger Abkürzungen vor. Die Frauen haben dagegen eine Stärke in der Abbreviatur; sie lieben die Et cetera, die bei ihnen die Stelle einer spanischen Wand vertreten, hinter die sie so Manches verstecken, was sie sich zu zeigen schämen. Die Abkürzung ist sonach hier kein Kind des Lakonismus, und nichts weniger als eine spartanische Jungfrau.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

(Beschluß.)

Nägeli über Volksbildung.

„Jede Beschäftigung mit mathematischen Gegenständen (heißt es in der zuerst angeführten Schrift), oder nach mathematischen Gesetzen und Aufgaben erhält den Geist in Thätigkeit und belebt ihn. Mit belebtem Geiste schafft der Mensch nicht nur leichter, sondern auch geschwinder; er steigert sein Schaffen in der Zeit; er will auch den kürzesten Zeitmoment mit einer That ausfüllen. Diese Geschwindigkeit ist hinwieder belebend, und so hat die erste Belebung eine zweite, die mathematische eine gymnastische zur Folge. Eine mathematisch-gymnastische Thätigkeit kann für den Menschen nicht anders als wohlthätig seyn. Sie bewahrt seinen Geist vor Trägheit und Abspannung. Er bekommt Abscheu vor dem Müßiggang, weil er innerlich nie müßig ist. Sinnliche Einflüsse und Störungen unzähliger Art werden abgehalten. Er ist gestimmt, geneigt, geübt, alles, was ihm im Leben erscheint, vermöge des ihm entwickelt inwohnenden mathematischen Sinnes, genau geordnet und gesetzmäßig, nach den Gesetzen des Geistes aufzufassen und zu beurtheilen. Mit lebendigem Sinn für alles gesetzmäßig Wohlgeordnete ist er auch empfänglich für die Eindrücke und Aufgaben der sittlichen Weltordnung. Dieses alles hat sich in und an unserm Volke, so weit es seit längerer Zeit ein Industrievolk ist, zum Erstaunen des Menschenbeobachters und zur Wonne des Menschenfreundes in vollem Maße bestätigt. Seit drei Generationen behauptete man fast bis auf die neueste Zeit, das fabrizirende Volk werde allmählig schwächlich, siech und versinke auch sittlich. Die armen Leute, zu sitzender Arbeit verdammt, meistens in engen Raum eingesperrt, müssen — so meinte man — unvermeidlich in ein Siechengeschlecht ausarten, und glücklich sey dagegen der Bauer zu preisen, der seine natürliche, stärkende Arbeit unter Gottes freiem Himmel verrichten könne. Und was ist jezt, bis in die vierte Generation hinein, aus diesen Leuten geworden? Sie sind das belebteste, geistreichste, auch gefühlvollste, dabei arbeitsamste und genügsamste Volk, das weit und breit zu finden ist, dem blos Landwirthschaft Treibenden in allen Beziehungen überlegen und auch im Gesundheitszustand diesem nicht nachstehend. Bei äußerst einfacher Nahrung, fast nur in Milch und Erdäpfeln bestehend, arbeiten sie in der Regel täglich dreizehn Stunden, manche über die Regel hinaus eine vierzehnte und fünfzehnte. Sie sind dabei zufrieden und vergnügt; sie sind in dieser Zufriedenheit und Vergnüglichkeit ein singendes Volk geworden, und es ist Thatsache, daß der Volksgesang in seiner jetzigen veredelten Gestalt in unserm Kanton, gleichwie in andern Schweizerkantonen, gerade in den Fabrikgegenden in den allgemeinen und schönen Flor gekommen ist, der nunmehr den Beleg enthält, wie die Industriebildung der Kunstbildung im Volke weit und breit Bahn gemacht hat."

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Februar 1832.

Fremdling, komm in das große Neapel, und sieh's, und stirb!
Schlürfe Liebe, genuß des beweglichen Augenblicks
Reichsten Traum.

Platen.

Die Toledostraße in Neapel.

Die Straße Toledo ist die Pulsader der ganzen Königsstadt, ihre Seele, die Nebenbuhlerin von Venedigs Prachtkanal, das Panorama von Neapels Zauberleben. Sie zieht sich vom königlichen Pallast, der auf die grandiose Feuerleuchte des Vesuvs hinschaut, in herrlicher Breite beinahe in gerader Richtung durch die große Stadt. Die von den Anhöhen herabsteigenden Gassen nimmt sie gleich einem Strom auf und sendet andere aus nach dem Meeresufer hinab, zu dem bewimpelten Mastenwald des Hafens, dem buntscheckigten, lärmenden Fischmarkt, wo eine Saat aller möglichen Seefrüchte ausgebreitet liegt, und zu der majestätischen Villa reale, dem Elysium Neapels. Somit erkennt der Fremde leicht an der Höhe oder Tiefe der Quartiere der Stadt seinen Standpunkt, und in kurzer Zeit vertraut er sich ihren labyrinthischen Gewinden an, die sich zu beiden Seiten nach der breiten Toledo hinziehen. Durcheilen wir nun diese Königsstraße, mit welcher wohl keine in Europa wetteifern mag.

Hohe Häuser von fünf bis sechs Stockwerken, mit flachen oder terrassenartigen Dächern, deren luftige Galerien jedem Besitzer das herrlichste Panorama Neapels und seiner Umgebungen gewähren, sind die stolzen Ränder der weiten, endlosen Zeile. In allen Stockwerken, fast an jedem einzelnen Fenster sieht man leichte Balkone von Eisenstäben, die, durch Massen von Blumen geschmückt, nicht nur ihr etwas düsteres Aussehen verlieren, sondern, besonders an einem freundlichen Tage, eben so vielen schwebenden Blumenkörben gleichen. Die einfachen, regelmäßigen Gebäude unterbrechen die dazwischen aufsteigenden Palläste, voll Säulen und Statuen, und der mittelalterliche Prunk der Kirchen. Aber nicht lange haften die Blicke des Fremdlings an den stolzen Zinnen, denn das unten tosende Gewirre des bunten neapolitanischen Lebens zieht sie immer zur Straße. Da zeigen sich ununterbrochene Reihen eleganter Boutiken, wo bald hinter Flügelthüren von geschliffenen Spiegelgläsern, bald hinter den schönsten Draperien von Seiden- und andern Stoffen, der bunte, vielgestaltige Markt der Natur und der Kunst gehalten wird. Die bizarresten Schilder und Inschriften mit goldenen Buchstaben oder aus Krystallen, welche in der Sonne gleich Diamanten blitzen, locken die Neugierde der Käufer, und die zierlichsten Camerieri beiderlei Geschlechts laden mit den süßesten Worten zum Beschauen dieser Herrlichkeiten ein, die in keinem andern Welttheile sonst zu haben seyen und deren sich kein König und Kaiser zu Geschenken schämen dürfe. Neben ihnen sind die niedlich ausgemalten Kafés, Sorbettobuden und Restaurationen, nach dem neuesten Geschmack meublirt. Ihre Sessel und Tische reichen bis in die Straße hinaus, wo die Gäste unter ausgespannten Zelttüchern sitzen. Neuigkeitskrämer, Lebemänner und Fremde verplaudern hier den Tag, oder ergötzen sich an dem nieversiegenden Menschenstrome, der sich vom Morgen bis tief in die Nacht fortwälzt. Muster aller Nationen in ihren

verschiedenen Trachten tauchen in den Wellen des Volkes auf; in zwei bis drei Zeilen, vor und rückwärts bewegen sich alle Gattungen von Fuhrwerken, vom Staatswagen bis zum vergoldeten Curriculo, oder dem eselbespannten Karren des Lazzarone, der in einer Eremitenkapuze mit gellender Stimme die Vortrefflichkeit seines Obstes ausschreit, das selbst im Paradiese nicht besser wächst. Karavanen von Eseln und Maulthieren, immer eines an den Fuß oder Schweif des andern gebunden, werden durchgetrieben. Langhalsige Engländer, die auf lebendigen Gerippen von italienischen Miethgäulen reiten und immer mit der Nase in den Lüften sind, gerathen darunter und fluchen ihr God dam. Die ausgehungerten Thiere schreien ohrzerreißend durcheinander; aber die wandelnden Boutiken- und Guckkastenträger, die Waarenausschreier, die Herolde der fahrenden Schauspieler- und Gauklergesellschaften übertäuben sie noch; denn hier wird Alles mit krächzender und schmetternder Stimme ausgeschrieen. Man weicht einem Wagen oder einem Trupp Esel aus und geräth an der Seite in Labyrinthe, wo auf offener Straße alle Gewerbe getrieben werden. Die Häuser sind bei Tage nur leere Gehäuse; ihr lebendiger Inhalt sammt den Geräthschaften befindet sich auf der Gasse, und in voller Beschäftigung. Alle Scenen des innern Familienlebens, Zank, Geschrei und Rauferei, werden öffentlich vor aller Welt aufgeführt; aber Niemand kehrt sich daran.

Trotz der grenzenlosen Verwirrung, erscheint all das Treiben als ein einstudirter Tanz: Jedermann findet sich glücklich durch, und fast nie kommt ein Unglück, selten sogar harte Reibungen vor, obgleich die Kutscher wie Besessene fahren und das Volk mit wahrhaft italienischer Hast sich überall durchdrängt und nach den verschiedensten Richtungen strebt. Der Fremde wird gedrängt, gestoßen, aber über den mannigfaltigen Lockungen der Sinne fühlt er es nicht. Hier sind ganze Traubenpyramiden, mit den saftigen, durchscheinenden Beeren, wie sie nur der italienische Himmel hervorbringt. Dort glühen ihm aus Blätterwerk von mannigfaltigem Grün in der lieblichsten Schattirung, das gar künstlich in die Körbe eingeflochten wird, die köstlichsten Melonen, Zitronen, Orangen entgegen. Die Lippe brennt von der Hitze des Sonnenstrahles, dem Staub des Gewühles und dem Feuerhauch des Sirocco; sie seufzt nach Erfrischung. Tausend Stimmen bieten lobpreisend ihre Waare an. „Signore! nehmt von mir! Excellenza! kein König hat bessere Früchte auf seiner Tafel!“ So schreit es von allen Seiten, und der Fremde sieht sich, wenn er kaum Miene macht, etwas zu kaufen, von Verkäufern umlagert. Zu ihnen gesellen sich ganze Schwärme von Bettlern unter allen Gestalten, welche schlimmer als Mosquitos über den Ausländer herfallen. — Vergoldete, buntgemalte Obstboutiken glänzen überall an den Ecken. Der Fremde hält sie auf den ersten Anblick für eben so viele Kapellen oder Votivorte der neapolitanischen Frömmigkeit. Sie gleichen in der Form den Tragaltären bei Kirchenprozessionen, mit einer Art Tabernackel auf kleinen Säulen voll Schnitzwerk von Engeln und Heiligen. Nicht selten schaut Gott Vater selbst einladend, mit seinem dreieckigten Hütchen von der schnörklichten Spitze herab. Je überladener, je bunter, desto willkommener dem phantastischen Sohne des Südens, und das Ganze hat auch für den Fremden einen mystischen Reiz. Inwendig stehen die Früchte in appetitlicher Ordnung, unter den kühlenden Fächern frischer Baumzweige hochaufgeschichtet. Der Heilige darin ist freilich oft ein nußbrauner Obsthändler oder eine runzligte Alte mit Zigeunerphysionomie; denn das gemeine Volk in Neapel ist im Ganzen nicht schön; aber oft kredenzt auch eine junge, schmucke Neapolitanerin den Becher mit erquickendem Zitronensaft, und ihre feurigen Augen wecken immer neuen Durst.

So verfliegt Stunde auf Stunde, ohne daß man aus der Toledostraße herauskömmt, wo die Menge nie ab, sondern immer zunimmt; denn jezt kommen erst die Hauptschauspiele des Tages für den Neapolitaner und die herumschweifende Welt des Auslandes. Ein furchtbares Gemurmel erhebt sich in der Ferne und wird zu einem Geheul, daß der Fremde sich die Ohren zuhält; es ist die Prozession einer Brüderschaft. In langen, rings geschlossenen Dominos mit Kapuzen, wo aus zwei Gläsern nur die Augen hervorschauen, schreiten die weißen oder schwarzen Zeilen der Betbrüder mit ungeheuren Rosenkränzen, ihre bunten Fahnen und Standarten voran, durch die Gassen; oft schleppen sie auch die Bilder ihrer Patrone, mit Blumen und Laubwerk bekränzt, mit sich. In Schaaren schließen sich Müßiggänger und Bettler an. Das Volk fällt auf die Knie und zerschlägt sich die Brust. Aber die Andacht ist nichts weniger als allgemein; ganze Gruppen bleiben mit kaum gerücktem Hut gaffend stehen, oder spotten wohl gar, besonders wenn ein Zufall die heilige Ceremonie unterbricht. Augenblicklich ist jedoch alle Aufmerksamkeit darauf hin, sobald dreimaliger Trompetenruf und Trommelwirbel die tägliche Morgenspazierfahrt J. J. Majestäten und der königlichen Familie aus dem Königspallast nach Capo di Monte oder einem andern Lustort verkündet. Jezt geht Alles wirr durcheinander; die Balkone werden lebendig, und mancher funkelnde Augenstern glänzt aus dem halbzurückgeschlagenen Schleier in das Gedränge herab. Es zeigen sich über den luftigen Eisenstäben der Fenstergitter die schönen Gefangenen der grausamen Etikette, von umsichtigen Matronen und Duennen bewacht. Liebliche lebendige Rosenknospen tauchen aus den schwebenden Blumenkörben auf und beschämen Floras ganzen Zauber.

(Der Beschluß folgt.)

Darstellung einiger interessanten Entdeckungen und Ansichten der neuesten Naturforschung.

Von

Dr. Nürnberger.

Nun bringt man eine gute, unten zugespizte Brunnenröhre, deren Oeffnung etwa vier Zoll Durchmesser hält und die oben mit einem tüchtigen eisernen Ringe versehen ist, vertikal über den zum Bohrloche gewählten Punkt, und treibt sie daselbst mittelst eines, über die Rolle laufenden, durchbohrten Metallklotzes in den Boden. Durch das Loch dieses Klotzes geht eine eiserne Brunnenstange, welche in die Oeffnung der Brunnenröhre hinabreicht, und an deren unterm Ende man das, unter dem Namen des Erdbohrers bekannte Instrument befestigt. Die Höhlung der Brunnenröhre dient zum Spielraume für die Bewegung dieses Erdbohrers. Um denselben aber in Bewegung zu setzen, steckt man durch ein Loch der Brunnenstange in horizontaler Richtung eine zweite Stange und dreht den Erdbohrer mittelst derselben, bis er sich gefüllt hat, worauf er aufgezogen und geleert wird. Auf diese einfache Weise fährt man fort zu arbeiten und gelangt, im glücklichen Falle, bald auf eine Wasserader, aus der sich das Wasser dann, wie gesagt, springbrunnenartig in einem Strahle durch die Brunenröhre erhebt. Man sieht freilich, daß sich hierbei noch manche Schwierigkeit ereignen kann: daß z. B. die erste Brunnenröhre noch nicht zum Feststehen gebracht wird, und man also eine zweite aufzusetzen genöthigt ist, u. s. w.; allein ich vermeide hier absichtlich ein zu weitläuftiges Detail, indem die Hauptrichtung des Verfahrens hinreichend angedeutet ist.

Da die Wissenschaft nie ehrwürdiger erscheint, als wenn sie sich, möglichst unmittelbar, um die Bedürfnisse des Lebens, die Erhöhung seiner Genüsse oder die Abwendung seiner Gefahren bemüht, so verdienen die Untersuchungen besondere Beachtung, welche das französische Artilleriekorps in der neuesten Zeit über die **Selbstentzündung des Kohlenpulvers** angestellt hat. Der Fall solcher Selbstentzündungen großer Vorräthe von Kohlenpulver hat sich nämlich kürzlich in den französischen Pulverfabriken wiederholt zugetragen, und je mehrerer Menschen Wohlfahrt und Leben dabei auf dem Spiele steht, um so mehr verdient das Resultat der hieher gehörenden Untersuchungen eine schnelle Weiterverbreitung. Glücklicherweise haben sich dabei mehrfache Mittel zur Abwendung des zu befürchtenden Unglücks ergeben, und es ist namentlich zuerst außer allen Zweifel gesezt worden, daß die Art der Verkohlung und die nachherige Aufhäufung des Kohlenpulvers einen entscheidenden Einfluß auf jene so gefährlichen Selbstentzündungen haben. Sehr schwarze, durch einen heftigen Hitzegrad gewonnene und schnell verkleinerte Kohlen geben, zumal bei Aufhäufung in großen und dichten Massen, ein viel leichter entzündliches Kohlenpulver, als solche, die durch schwache Verkohlung gewonnen worden sind, und Kohlen, welche man durch Destillation in einem Kessel erzeugt, entzünden sich sehr schwer, ja vielleicht gar nicht. Die Regeln zur Abwendung einer der größten und furchtbarsten Gefahren ergeben sich daraus von selbst.

In dieselbe Kategorie unmittelbarer Anwendung auf das bürgerliche Leben gehören die Untersuchungen, welche ein englischer Physiker vor kurzer Zeit über die zweckmäßigste Einrichtung der **Kerzendochte** angestellt hat, und welche Nutzen und Interesse vereinigen. Beim Verbrennen einer Kerze von Wachs, Talg, Walrath u. s. w. erfolgt eine Zersetzung dieser Substanzen in Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, welche leztern Bestandtheile unter dem Miteinflusse der atmosphärischen Luft zu neuen Verbindungen zusammentreten und wobei sich Licht und Wärme entbinden. Auf die größere oder geringere Lichterzeugung aber hat hierbei die Beschaffenheit des Kerzendochtes einen sehr großen Einfluß. Daß es z. B. eine bestimmte und sehr genaue Grenze der über das Brennmaterial frei hervorstehenden Dochtlänge gebe, wobei das Produkt der Verbrennung ohne allen sichtbaren Rauch zu Wärme und Licht verbraucht werde, davon kann man sich am besten an den jezt gebräuchlichen Lampen mit cylinderförmigen Dochten überzeugen, bei welchen der Docht durch einen feinen Schraubengang gerade bis zum Maximum der reinen Lichtentwicklung erhoben werden kann, wogegen beim mindesten Ueberschreiten dieser Grenze augenblicklich Rauchbildung erfolgt. In Absicht auf die Kerzendochte haben die hier in Rede stehenden Untersuchungen das Resultat gegeben, daß die Talgkerzen mit **zwei** Dochten ein besonders helles Licht geben. Diese Dochte müssen aber, damit sich beide Flammen vereinigen, nur etwa ¼ Zoll von einander abstehen. Die Fäden zu diesen Dochten müssen ferner erst einzeln gedreht und dann verbunden werden, weil nur auf diese Weise der geforderte gleiche Abstand erhalten wird. Sind diese Bedingungen sämmtlich mit der gehörigen Genauigkeit erfüllt, so soll man aber auch zwischen einer Beleuchtung mittelst Wachskerzen und nach jener Vorschrift eingerichteten Talgkerzen wenig oder gar keinen Unterschied finden.

Auch das **Gummi elasticum**, dessen gewöhnliche Anwendungen den Lesern dieser Blätter hinreichend bekannt sind, wird von der jetzigen Physik zu einem neuen und sehr gemeinnützigen Zwecke angewendet. Es muß zuvörderst bemerkt werden, daß dieses Gummi, auch Federharz und Cautschouk genannt, von einem, besonders in den Wäldern von Cayenne wachsenden Baume herrührt. Die Einwohner nennen denselben Heve; sie ritzen

ihn unten am Stamme auf, lassen den herausdringenden Milchsaft in untergesezte Gefäße fließen, überziehen damit thönerne Formen und setzen dieselben dem Rauche aus. Wenn der Ueberzug getrocknet ist, so wird der Thon mit Wasser herausgespült, und wir bekommen das so entstehende „Federharz“ daher gewöhnlich in Gestalt von kleinen Flaschen. Die ganz außerordentliche Biegsamkeit, Festigkeit und Elasticität dieses Harzes sind besonders bekannt, und diese Eigenschaften machen dasselbe eben zu dem nun anzuführenden neuen Gebrauche besonders geschickt. In der Chemie und Physik werden nämlich, besonders zum Auffangen der Gase, oft Blasen gebraucht, und man nahm dazu bisher gewöhnlich Schweins- oder Rindsblasen. Allein der üble Geruch derselben und anderer Inkonvenienzen erregten schon lange den Wunsch nach einem bessern Surrogate, und man würde ein solches im Gummi elasticum besessen haben, wenn ein Mittel bekannt gewesen wäre, dasselbe zu dünnen Häuten auszudehnen. Dieses Mittel ist jezt entdeckt: man legt die kleinen Beutel des Gummi etwa vier-und-zwanzig Stunden lang, bei der gewöhnlichen Temperatur, in mäßig starken Schwefeläther, worauf sich diese kleinen Beutelchen zu einer solchen Weite und einer solchen Dünne der Haut ausblasen lassen, daß die entstehenden Blasen, mit Wasserstoffgas gefüllt, in die Luft empor steigen. Soll die so gebildete Blase ihre Elasticität behalten, so braucht man nur die hineingeblasene Luft nach einiger Zeit wieder herauszulassen; will man dieses nicht, so läßt man die Blase vorher trocken werden. Man kann das so zubereitete Gummi elasticum auch zum Ueberbinden der Flaschen benutzen, und es ist also durch diese einfache Entdeckung einem Uebelstande im Gewerbe mehr abgeholfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Der Bibliothekdiebstahl.

Welchen bedeutenden Verlust das königliche Antikenkabinet vor etwa zwei Monaten durch das Entwenden der vorzüglichsten Goldmünzen erlitten hat, ist durch die Zeitungen längst bekannt geworden. Seitdem hat sich keine Aussicht gezeigt, daß dieser Verlust wieder ersezt werden wird. Die Goldmünzen sind und bleiben weg, und vermuthlich sind sie längst schon in einen Metallklumpen verwandelt; vielleicht glänzt das von Griechen und Römern ausgemünzte Gold jezt als Halsgeschmeide auf dem Busen einer schönen Pariserin, oder als Uhrgehäuse in der Tasche eines Aufsehers der Bibliothek oder eines Polizeibeamten, der weit entfernt ist, zu ahnen, daß er selbst das Gold an sich trägt, dem er unter einer andern Gestalt so emsig nachspürt. Eben so wenig hatten die Aufseher des Antikenkabinets geahnt, daß ein Unbekannter, der sich einige Monate lang die alten Münzen oft zeigen ließ, dieselben scheinbar mit wissenschaftlichem Geiste untersuchte, sie verglich und gelehrte Resultate aus diesem emsigen Studium zu ziehen schien, nichts weiter war als ein schlauer Dieb, der alle Umstände und Oertlichkeiten genau absehen wollte, um dann mit seinen Helfern den vorbereiteten Streich desto sicherer auszuführen. Das Antikenkabinet befindet sich in einem Nebensaale des großen Bibliothekgebäudes, und hat von der einen Seite Fenster nach der Richelieustraße und auf der andern Seite nach einer etwas engen und einsamen Gasse hin. Von dieser lezten Seite her wurde vor zwanzig Jahren ein Diebstahl gewagt und auch glücklich ausgeführt. Die Diebe entwendeten mehrere kostbare Antiken, besonders geschnittene und mit Gold eingefaßte Steine, und verhandelten sie nach Holland. Die Schacherei wurde aber noch bei Zeiten entdeckt, die Diebe eingefangen und zu den Galeeren verurtheilt. Ein einziges kostbares Stück konnte aber nicht wieder erhalten werden. Man behauptet, es befinde sich jezt in dem Privatkunstkabinette des Königs von England, oder in einer dortigen öffentlichen Sammlung. In Frankreich begangene Diebstähle werden in England nicht verfolgt, und manches in Frankreich Gestohlene wird ohne Skrupel von englischen Reichen angekauft und ihren Sammlungen einverleibt. Die Polizei glaubte nun recht klug zu handeln, indem sie in der engen und wenig gangbaren Gasse, von wo aus der Einbruch ins Antikenkabinet geschehen war, eine Wache anlegte. In der That ist seitdem von dieser Seite her nichts mehr gestohlen worden. Allein jene Wache hat doch den neulich begangenen Diebstahl keineswegs verhindern können, obschon sie kaum vierzig Schritte von dem Bibliothekgebäude entfernt liegt. An einem weit davon entlegenen, auf die Viviennestraße hinausgehenden Ende der Bibliothek wurde gebaut, da man dieselbe bedeutend vergrößern will; denn die Büchersammlung wächst jährlich um einige tausend Bände an, und schon lange fehlt es an Plaz, um die ungeheure Sammlung ganz aufzustellen. Eben so verhält es sich mit der Handschriften-, Kupferstich- und Landchartensammlung; diese lezte Sammlung ist vor wenig Jahren angelegt worden und noch nicht so bedeutend, als sie werden muß, weshalb die kleinern Journale darüber spaßen, daß der Gehalt des Hrn. Jomard, dem diese Sammlung anvertraut ist, den Werth der Schätze übersteigt, die er aufzubewahren hat. Dennoch erfordert die Sammlung Plaz, und da sich nun jedes Fach in der Bibliothek ausdehnt und die Bibliothekare sich ebenfalls gern ausdehnen, so hat man das an die Bibliothek stoßende Hotel des Staatsschatzes, der jezt im Finanzministerium befindlich ist, zur Bibliothek geschlagen. Man richtet es ein, um einen Theil der reichhaltigen Sammlungen darin aufnehmen zu können. Diesen Umstand haben sich die Diebe zu Nutze gemacht und sich durch die Bauten in das große Gebäude hineingeschlichen. Einige Personen glauben, einer der Diebe habe sich am Tage, während die Bibliothek offen stand, in irgend einen Winkel versteckt und in der Nacht den andern geöffnet. Es fand sich aber für sie noch eine große Schwierigkeit. In die Bibliothek waren die Schelme wohl hineingekommen, nicht aber ins Antikenkabinet, das Ziel ihrer Wünsche; dieses war inwendig verschlossen, und zwar vermittelst einer eisernen Stange, da man, wenn dieses Kabinet zugemacht wird, durch eine kleine Treppe hinten hinausgeht. Diese Treppe wird aber ebenfalls unten zugeschlossen. Dies wußten die Diebe auch und hatten sich mit dem Nöthigen vorgesehen, um das Hinderniß zu überwinden. Sie verfuhren, wie die Diebe in Paris zu verfahren pflegen, wenn sie einen zugeschlossenen Kaufladen bestehlen wollen: sie bohrten nämlich einige Löcher in die Thüre des Antikenkabinets und schnitten dann vermittelst feiner Sägen ein ganzes Brett heraus. Diese Arbeit, die sachte verrichtet werden mußte, mag einige Stunden gedauert haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. - Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. Februar 1832.

Ich sehe wohl, Frau Mab hat Euch besucht.

Shakespeare.

Traumbild.

Den schwarzen Mantel breitet aus
Die Geisterfreundin, Mitternacht,
Der Weidmann Tod mit Mord und Graus
Stürmt nieder auf die Menschenjagd.
Verzweiflung, seine Lieblingsschwester,
Begleitet ihn auf seinem Flug,
Sie stöbern auf die Geisternester,
Sie jagen fort im wilden Flug. —

Erstarrt hält an im Lauf die Erde,
Ein Leichenantlitz blickt der Mond
Durch die entseelte Sternenheerde,
Vom Tode bleibt nichts unverschont.
Zerbrochen ist der Himmelswagen,
Orion fällt in sein Geschoß,
Das Zwillingspaar hat sich erschlagen
Und der Centaure stürzt vom Roß.

Die Hyder schlingt sich um den Drachen
Und saugt aus ihm das gift'ge Blut,
Es packt der Leu mit grimmem Rachen
Den Bären an in wilder Wuth.
Ein grauser Thierkampf hat begonnen,
Die Milchbahn färbt sich blutig roth,
Zusammenbricht das Reich der Sonnen,
Denn seine Beute sucht der Tod.

Und vor die stille Lagerstelle,
Wo mich umfing ein süßer Traum
Und manche schöne Bilderwelle
Zerrinnen ließ des Lebens Schaum,
Da bricht er ein mit den Genossen
Auf lustig tollen Feuerrossen,
Wild fährt er an den Bruder Schlaf:
Entferne dich, du feiger Sklav!

Jäh wach' ich auf, da prallt mein Blick
Vor dem des Todes scheu zurück.
Mit Grausen seh' ich in der Linken
Die blutbefleckte Sichel blinken,
Es hält die rechte Leichenhand
Die abgelaufne Uhr mit Sand.
Aus Zähnen ohne Lippe schallt
Das Wort der gräßlichen Gestalt:

„Von allem, was da ist gewesen,
„Lebst du allein in dieser Nacht,
„Vernichtet hab ich alle Wesen,
„Nichts widerstand noch meiner Macht.
„Du Wilder, der so fest vertraut
„Auf seine eigne Manneskraft,
„Hat vor dem Tod dir nie gegraut,
„So komm' und mache Brüderschaft!“

Und näher, näher bringt mein Gast,
Schon hat der Grause mich erfaßt.
Der Herzschlag stockt, des Pulses Wallen;
Nun ließ ich ein Gebet erschallen:
Da schimmert durch den blut'gen Himmel
Und durch das bunte Mordgewimmel
Verklärt das Antlitz meiner Braut
Und blickt auf mich so mild und traut.

Sie faltet zum Gebet die Hände.
Es ruft für mich ihr frommer Mund,
Daß ich den Weg zum Himmel finde,
Zu Gott, in meiner Sterbestund'.
Da stürz' ich an die Knochenbrust
Des Todes, froh mit Himmelslust;
Ich sah den Engel ob mir weinen,
Komm Bruder, komm, du wirst uns einen!

Sandor v. S.

Die Toledostraße in Neapel.

(Beschluß.)

Bald rauschen und rollen die königlichen vier Sechsgespanne mit Vorreitern, Dragonern und Stallmeistern daher und sprengen die Volksmassen auseinander. Die vergoldeten Geschirre und Wagen, die kostbaren Livreen und Uniformen sind es allein, was der Menge daran gefällt. Sie sind wirklich prachtvoll und erinnern die Neapolitaner täglich, daß sie einen sehr theuren König haben. Doch die Staats- wie die Kirchen- und Militärparade gehört zu ihrem Volkstheater, zu dem römischen Erbstück der Circenses, ohne welche der Neapolitaner nicht leben kann, um so weniger, als ihm nur im engsten Verstande des Wortes das Panis dazu gereicht wird. Die Majestätspromenade gibt zugleich das Signal zur Belebung des ganzen Hofolymps, der bis dahin im Bade oder unter den Händen der Camerieri, Friseurs, Barbiers, Kleiderkünstler und Marchands de modes war. Sie alle erscheinen jezt in den elegantesten Equipagen oder Kabriolets, in einem Mittelkostüm, das im Verhältniß des déjeuné à la fourchette zum diner steht. In unabsehbaren Reihen fahren sie blitzschnell die Toledostraße auf und ab, um zu sehen, und noch mehr, um gesehen zu werden. Wehe dem Elegant, der dieses seiner Schönen versagt! er ist ruinirt, und morgen fährt sie sicher mit einem andern durch die Toledostraße. Der Unglückliche aber, der die vier oder acht Pferdefüße nicht aufbringen kann, muß die Geliebte seiner Geldbörse, welche hier die Stelle des Herzens vertritt, wenigstens in einem Putzstück nach der allerneusten Mode, mit seidenen Strümpfen, damit sich der italienische Fuß gut ausnimmt, durch das Gewühl spazieren führen. Die Schönen machen sich oft wenig daraus, ob des Galans Kostüm mit dem ihrigen übereinstimmt, und der Arm, über den sich der feinste Shawl drapirt, hängt sich unbedenklich an eine Veturinjacke.

So wogt und rollt es ärger als je in der Toledostraße hin und her, und ein ewiges Gesumme und Geschrei erfüllt die Luft; aber auf ein Mal drängt der Menschenstrom gewaltsam dem großen Platz vor dem Pallaste zu. Pfeifenklang und Trommelschlag und der ohrzerreißende Neapolitanermarsch verkündigen, daß die Regimenter von den Exerzitien auf dem Marsfelde zurückkehren. Ihre Mädchen warten alle schon längs der Toledostraße, um ihnen die verdienten Kronen zu bringen. Welches schöne junge, stämmige Volk! welch edle Züge in den olivenfarbigen Gesichtern, ganz für den Pulverdampf geschaffen, wenn er ihnen nicht so zuwider wäre! — Die Waffen glänzen, wie eine goldene Aehrensaat im Sonnenschein; die Uniformen, besonders die der Offiziere, sind prächtig und stehen wie angegossen. Dem Neapolitaner flößen sie Respekt genug ein. Ihre Fronte nimmt die ganze Breite der Straße ein, und sie schwemmt die Volksmasse wie eine Sündfluth vor sich her. Herrliche Janitscharenmusik, mit lieblichen Kompositionen für Hörner und andere blasende Instrumente abwechselnd, ertönt nun vor dem Königspallast, dem gegenüber die majestätische Kuppel der neuen Franziskuskirche (die unter Murat ein Pantheon hätte werden sollen) mit ihren zwei halbzirkelförmigen Kolonaden und den gigantischen zwei Reiterstatuen aus Bronze im Fackelschein auftaucht; denn bereits ist die Nacht eingebrochen. Eine Wagenburg, mit der schönen Welt besezt, ist aufgefahren und umschließt die gedrängte horchende Volksmasse. Aber auch diese Töne der Lust verklingen, wie die mannigfaltigen Erscheinungen mit dem Sinken des Tages im Halbdunkel untergegangen sind. Die Nacht führt jezt ihr prächtiges Regiment. Die Riesenstraße flammt auf von zahllosen Lichtern, Laternen und Lampen, womit alle Buden wie auf einen Zauberschlag erleuchtet werden. Hinter den geschlossenen Spiegelfenstern brennen die Stoffe und alle Schätze der Mode in den buntesten Farben. Die mit der Nacht erloschenen Inschriften der Aushängeschilde funkeln in chinesischem und Brillantfeuer. Der Troß des Pöbels ist verschwunden, und die feinere, galante Welt lustwandelt auf den breiten Steinplatten der Straße, die jezt einer endlosen Gallerie gleicht. Endlich werden die Guitarren wach, hie und da tönt eine Serenade durch die Nacht; ein Blick auf die nächtliche Feuersäule des Vesuvs rüttelt den Fremdling noch einmal aus seiner Abspannung empor, und er sucht die Ruhe mit einem erhebendern Gefühle, als all die bunten Bilder des Tages in ihm zu erwecken vermochten.

Oefele.

Darstellung einiger interessanten Entdeckungen und Ansichten der neuesten Naturforschung.

Von

Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung.)

Von diesen, unmittelbar auf die Erde eingeschränkten Nutzanwendungen der neuesten Physik gehen wir zu einem Verdienste über, welches sich diese Wissenschaft um den Himmel zu erwerben strebt, indem sie uns eine neue Art von Fernröhren verspricht, die, bei größerer Wohlfeilheit und leichterer Darstellung, dennoch mehr als die trefflichsten Refraktoren des großen deutschen Optikers Fraunhofer leisten sollen. Wir rufen, auf diese Veranlassung, zuvörderst in das Gedächtniß unserer Leser zurück, daß man die Fernglåser überhaupt in zwei große Klassen: in Reflektoren und Refraktoren theilt, und unter den erstern, welche auch Spiegelteleskope heißen, Instrumente, bei denen, statt des Objektivglases, Spiegel gebraucht werden, unter den leztern dagegen Fernröhre mit Linsengläsern versteht. Sind diese Linsengläser so eingerichtet, daß sie die Farben nicht zerstreuen, so heißt ein damit versehenes Fernrohr bekanntlich achromatisch (farblos); mit dem Namen aplanatischer Ferngläser aber, als dem eigentlichen Gegenstande, der uns hier beschäftigen soll, bezeichnet die neueste Naturforschung solche Instrumente, deren Gläser ohne alle Abweichung seyn sollen, zu welchem Zwecke man sich, statt der Glaslinsen, eines zwischen Gläsern eingeschlossenen flüssigen Körpers bedient. Die ersten Vorschläge zu einer Einrichtung dieser Art waren in England gemacht worden, und man hatte daselbst auch wirklich Refraktoren mit dergleichen flüssigen Linsen ausgeführt. Da sich aber kaum erwarten ließ, daß die Flüssigkeit in diesen Linsen den Einwirkungen der Zeit vollkommen widerstehen könne, so wurde die Sache nicht weiter verfolgt, bis in der neuesten Zeit ein solches vor mehr als dreißig Jahren verfertigtes und vollkommen wohl erhaltenes Instrument die Aufmerksamkeit der Naturforscher neuerdings auf diesen interessanten Gegenstand lenkte. Seitdem sind vor Kurzem Refraktoren von dieser Einrichtung in England ausgeführt worden, bei welchen die flüssige Linse aus Schwefelkohlenstoff (liquor sulphuris carbonati) *) besteht, welcher zwischen zwei richtig geschliffenen Spiegelgläsern eingeschlossen ist. In der Sizung der königlichen Gesellschaft zu London vom 9ten December 1830 wurde ein solcher Refraktor vorgezeigt, bei welchem sich seit drei Jahren weder die Quantität, noch die Qualität der in der Linse eingeschlossenen Schwefelkohlenstoff-Flüssigkeit im mindesten geändert hatte, noch auch die einschließenden Gläser getrübt worden waren. Ein großer Vorzug dieser „aplanatischen Ferngläser“ besteht darin, daß sie, wegen der optischen Natur der angewendeten Flüssigkeit, viel kürzer gemacht werden können, als die gewöhnlichen Glasinstrumente, und gleichwohl eben das, ja in manchen Fällen viel mehr leisten, als diese. Ganz vorzüglich taugen sie, um Doppelsterne *) zu trennen, Nebenflecke aufzulösen und die Oberfläche der Planeten schärfer zu erkennen. Man geht jezt in England damit um, ein neues Instrument mit dergleichen flüssigen Linsen zu bauen, welches alle Refraktoren unserer Zeit so weit übertreffen soll, als diese ihrerseits die Refraktoren der frühern Zeiten übertroffen haben. Dadurch würde der Astronomie ein ganz neues Feld eröffnet, und namentlich unsere topographische Kenntniß des Himmels sehr bereichert werden, indem sich, angeführtermaßen, diese Instrumente ganz besonders zur Beobachtung der Oberflächen der Planeten eignen. Was wird uns namentlich unser eifriger Mondbeobachter Gruithuisen nicht noch Alles von den Mondbergen und Mondthälern erzählen können, wenn er, bei seinen Beobachtungen, erst von der durchdringenden Gewalt dieses neuen optischen Hülfsmittels unterstüzt seyn wird?

Unsere Leser erinnern sich, um aus den fernen Fir-

---

*) Diese Flüssigkeit wurde 1796 von dem deutschen Chemiker Lampadius entdeckt, und man erhält sie, unter andern Verfahrungsarten, wenn man in einer Porcellanröhre über glühende Kohlen Schwefeldämpfe leitet. Sie ist vollkommen wasserhell und scheint, da weder Luft noch Feuchtigkeit auf sie wirken, in der That zu dem hier bezeichneten Gebrauche vollkommen geeignet. N.

*) Ich erinnere hier daran, daß man unter „Doppelsternen“ überhaupt solche Fixsterne versteht, die so nahe neben sich einen oder auch mehrere andere Sterne haben, daß die Verbindung auf den ersten Blick als Ein Stern erscheint und nur erst durch sehr starke Vergrößerung in mehrfache Sterne aufgelöst wird. Die Aufsuchung und Beobachtung solcher Doppelsterne hat die neuesten Astronomen, besonders Herschel, den Sohn, und Struve in Dorpat sehr beschäftigt, und wir besizen von dem leztern ein eigenes Werk darüber: Ueber Doppelsterne. Dorpat. 1827. 4. Diese höchst merkwürdigen Fixsternsysteme haben eine gemeinschaftliche eigene Bewegung im Weltenraume und zugleich eine zweite Bewegung um einander; bei mehreren wenigstens ist diese Doppelbewegung durch unmittelbare Beobachtung außer allen Zweifel gesezt, und bei den übrigen wird sie durch Analogie höchst wahrscheinlich. So kennt man z. B. Nr. 61 im Schwan schon seit Bradleys († 1762) Zeiten als Doppelstern, und seitdem sind die beiden, diesen Doppelstern bildenden, Sterne gemeinschaftlich um 7 Minuten gegen die benachbarten Sterne fortgerückt, und gleichzeitig beschreibt der eine um den andern eine Bahn, welche in 300 bis 400 Jahren durchlaufen zu werden scheint. Die Doppelsterne erscheinen hiernach als Verbindungen mehrerer Sonnen, in dem Sinne, wie in den Planetensystemen Planeten um eine Sonne kreisen, kurz als Systeme höherer Ordnung, und die Wunder des Fixsternhimmels sind durch diese Entdeckung der neuern Astronomie um eines vermehrt worden. N.

sternregionen sogleich wieder auf die heimathlichen irdischen Fluren zurückzukehren, daß öfters von gefärbtem Schnee die Rede gewesen ist, und daß die Naturforscher über die Ursachen dieser Färbung des Schnees durchaus nicht einerlei Meinung sind. Diese Zweifel scheinen jezt vollständig gelöst zu seyn. Der kühne Nordpolschiffer Parry *) hat auf einer seiner Nordpolexpeditionen rothgefärbten Schnee gefunden und die färbende Substanz dieses Schnees mit zurück nach England gebracht, wo sie untersucht und für eine kleine kryptogamische Pflanze erkannt worden ist, welche die Botaniker Protococcus nivalis nennen. Dieselbe Substanz ist an den Felsen des nördlichen Schwedens gefunden worden, und was noch merkwürdiger ist, so hat rothgefärbter, auf den Alpen vorgefundener, Schnee ebenfalls und unverkennbar die nämliche Beimischung enthalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) William Edward Parry, brittischer Seekapitän, hatte durch Kühnheit und ausgebreitete nautische Kenntnisse die Aufmerksamkeit seiner Regierung auf sich gezogen, und wurde daher von derselben mit einer sehr gefährlichen Unternehmung, einer wiederholten Seefahrt nach dem Nordpole (darnach so genannten „Nordpolexpeditien“), beauftragt. Es hatte sich nämlich seit längerer Zeit in England die Meinung ausgebildet, daß es nicht unmöglich seyn dürfte, aus dem atlantischen Meere durch die Baffinsbay in das Eismeer, und aus leztern durch die Beringsstraße in das stille Meer zu gelangen und bei dieser Gelegenheit dem Nordpol der Erdkugel vielleicht sehr nahe zu kommen. Um über diese Möglichkeit zu entscheiden, unternahm Parry fünf Fahrten in das arktische Meer (die lezte im Jahr 1827), welche, wenn auch der angegebene Hauptzweck: Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer, nicht erreicht wurde, doch für Geographie der berührten Gegenden und Naturkunde unendlichen Nutzen gehabt haben. Auf der lezten dieser Expeditionen fand Parry auch den oben erwähnten roth gefärbten Schnee. M.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Der Bibliotheksdiebstahl.

Durch das entstandene Loch schlüpften die Diebe nun in den Antikensaal hinein. Hier wußten sie Bescheid, weil sie sich vorher alles genau gemerkt hatten, besonders der Kerl, welcher den Aufsehern als ein recht eifriger Freund alter Münzen vorgekommen war. Sie zündeten einige Wachslichtchen an, suchten in dem Schreibepult des Konservators, welcher, wie es scheint, nicht die Vorsicht hatte, beim Weggehen die Schlüssel mitzunehmen, den Bund Schlüssel zu den Münzenkasten und zogen ganz bequem in diesen Kasten alle Schubladen heraus, von denen sie wußten, daß sie Goldmünzen enthielten. Diese wurden nun vermuthlich alle in einen Sack geworfen; sie scheinen bei dieser Arbeit sehr geeilt zu haben, vermuthlich weil der Tag schon herannahte, da die Arbeit an der Thüre sie ohne Zweifel lange aufgehalten hatte. Manche Schubladen, welche vorne silberne und kupferne Münzen, hinten aber goldene enthielten, waren nicht genau untersucht worden und daher unberührt geblieben. Aber leider hatten sie genau gewußt, wo sich die reichhaltigste Sammlung der Goldmünzen befand, und diese ist sammt und sonders weggenommen worden. Es war nun hohe Zeit für sie, auf den Rückweg zu denken, da in der Morgenzeit die Straßen in Paris bald von allerlei zur Arbeit eilenden Leuten durchgangen werden. Warum sie nicht auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen waren, zurückgingen, weiß ich nicht; vermuthlich hatte dies seine Schwierigkeiten; sie scheinen durch eine Menge großer Speicher heruntergekommen zu seyn, und vielleicht hätten sie Mühe gehabt, den Weg im Dunkeln zu finden, obschon dieser Weg gewiß der sicherste war. Um sich fortzumachen, fanden sie es bequemer oder sicherer, aus dem Fenster des Antikenkabinets in die Richelieustraße hinabzusteigen. Sie befestigten an dieses Fenster ein Seil mit Knoten und ließen sich geradewegs hinunter. Vermuthlich waren sie an diese Art hinunterzusteigen gewohnt; vielleicht paßte auch einer von den Ihrigen unten auf, damit sie nicht überrascht würden. Wahrscheinlich waren ihrer nur zwei oder drei, so daß dies Heruntergleiten bald geschehen war. Sobald sie unten waren, konnten sie sich als geborgen betrachten. Einige Zeit hernach entdeckte einer der Chiffoniers, welche am frühen Morgen die Gassen durchwandeln, um den Kehricht durchzuwühlen, das noch herabhängende Seil und gab in einer sich eben öffnenden Bude Kunde davon. Man weckte den Pförtner der Bibliothek, der natürlich nichts hatte hören noch sehen können, denn er war vom Antikenkabinette weit entfernt; man fand die Spuren des Einbruchs und geschehenen Diebstahls; eines der Werkzeuge hatten die Diebe in der Eile vergessen und liegen lassen. Es gab Lärm, die Polizei verhörte einige an der Bibliothek angestellte Leute; allein es war nicht möglich, Auskunft zu erhalten. Der Verdacht, die Diebe seyen von Jemand in dem Gebäude selbst begünstigt worden, war unhaltbar, und so blieb man stets in derselben Ungewißheit. Seitdem hat sich die Polizei viele Mühe gegeben, die Thäter zu entdecken, da es sich verlohnte, von einem so bedeutenden und unersezlichen Verluste etwas wieder einzubringen; aber alles Bemühen ist vergebens gewesen. Zwar soll ein Polizeiagent, der, wie es oft geschieht, mit Dieben in Verbindung gestanden hat, beim Anblicke des Einbruches voll Bewunderung ausgerufen haben: „Das heiße ich vortrefflich gearbeitet; so etwas kann nur der Rothkopf (ein, wie es scheint, sehr verschmizter Spizbube) gethan haben.“ Allein von diesem Rothkopf hat man weiter nichts vernommen. Der Minister des Innern, d'Argout, begab sich zur Bibliothek und war sehr böse wegen der Nachlässigkeit der Konservatoren. Diese antworteten: „Herr Minister (der Excellenzentitel ist seit der Julirevolution abgeschafft), wir haben Ihnen fünfmal um eine Schildwache geschrieben, aber keine Antwort bekommen.“ Der Minister behauptete in der Deputirtenkammer, es habe ihm an Geld gefehlt, um eiserne Gitter vor den Fenstern anlegen zu lassen. Dies war eine offenbare Lüge. Seitdem belustigen sich die kleinern Journale auf Kosten der Bibliothek. Sie behaupten unter andern, so oft ein Gelehrter die alten Münzen zu studiren wünsche, so ziehen die Konservatoren wie sonst die Schubladen auf und antworten mit einem tiefen Seufzer: Hier — waren sie!

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Februar 1832.

Unser Meister das all' ersicht
Und freut sich dessen wundersam,
Denn es taugt sehr in seinen Kram.
Von wannen er sich eignet sehr
Gut Exempel und gute Lehr,
Erzählt das eben fix und treu,
Als wär' er selbst gsyn dabei.

Goethe.

Das Duell.

„Ans Werk, Asmodi, ans Werk! Sitten, Sitten! heißt es allüberall; Sitten sind jezt Mode, und Mode, weißt du, ist bei uns eine Tyrannin, und zwar eine wahnsinnige; was sie will, muß durchaus geschehen. Malt, schildert uns Sitten! ruft es in allen Salons; Sitten, Sitten sind an der Tagesordnung. Ans Werk denn, Asmodi; du verstehst es, dir gilt der Ruf; du hast ja Lesage so trefflich geholfen! Rasch die Krücke zur Hand! auf die Dächer! decke mir das Hotel da auf: was treibt man dort?“ — „Politik, Meister.“ — „Zugedeckt, schnell wieder zugedeckt! Zwanzig Journale tagtäglich, daran ist es mehr als genug. — Weiter! Das Haus dort hat acht Stockwerke, zehn Boutiken, drei Einfahrten; da haust ganz Paris, wie vor Zeiten in Noahs Arche die Welt: Krämer, Kaufleute, Bankier, Tänzerin, Marquise, Advokat, Arzt, Rentier, Künstler, Grisetten ... Ha! welche Ernte von Sitten, welche Mannigfaltigkeit in Ton, Zügen, Farben; welche Schatzkammer von Kontrasten! Frisch ans Werk, Freund! nur ein kleines Pröbchen von Pariser Sitten!“ — „Ich verstehe, Meister, eine Skizze à la Diable boiteux meint Ihr? Daraus wird nichts. Vergebens würde ich unter diesen unzähligen Dächern, in der ungeheuren Arche da, die Sujets zu einer zweiten grotesken Gallerie von Originalskizzen und Dosenstücken suchen, wie wir sie einstens in ein pikantes Portefeuille gesammelt. Die Welt hat sich ganz gewaltig geändert, es ist gar die nämliche Familie nicht mehr. Zwischen euern Boutiken und Salons, zwischen euern Salons und euern Mansarden gibt es, genau besehen, gar keine so frappanten Kontraste mehr, als euch zu behaupten beliebt. Heutzutage, Meister, seyd ihr alle Bürger, und an diesem Gepräge erkennt man, daß das Jahrhundert euch sammt und sonders in denselben Tiegel zusammengeworfen hat. Beseht euch nur einander: Kleidung, Geschmack, Interessen, Geschäfte, alles bei einem, wie beim andern; Meinungen — darin findet einzig eine Abweichung statt; und sie gibt sich durch den Hut zu erkennen; sonst aber ist Gleichheit der Grundcharakter der Zeit. Bankier, Künstler, Hofmann, Schriftsteller — wer unterscheidet sie? Dieselben Gewebe Londons und Tibets beugen unter das Gesetz der Gleichheit, der Reize und des Anstandes die Herzogin, die Grisette, die Tochter des Notars und die Frau des Handwerkers. Dreißig Revolutionen, die dafür gesegnet seyn mögen, haben euch dermaßen durcheinander gerüttelt, daß ihr endlich erkennt, ihr seyet sammt und sonders aus dem nämlichen Teige geknetet, und der ganze alte Trödel ist in Fetzen auseinander geflogen.“ — „Ich verstehe dich, Asmodi, du hast Recht: unsere Sitten beruhen im Leben, nicht mehr im Kostüme.“ — „Das wollte ich eben sagen, Meister; um sie zu ergründen, darf der Blick nicht blos auf dem Gesichte haften, er muß tiefer eindringen; um der Sitten flüchtige Nüancen zu erhaschen, bedarf es anderer Pinsel als solcher, welche blos über

die Leinwand verfahren, nur Silhouetten entwerfen. Ja, um ein tiefes Geheimniß zu belauschen, genügt es nicht mehr, ein Dach zu lüften; das Herz muß man ergründen, dort ist der eigentliche Lebenssitz der Sitten." — „Nun wohl, lieber Teufel; vermagst du so gut als in einen Speicher, ein Boudoir, ein Kämmerchen, in ein Herz hinabzuschauen, so sieh hinein, und sage mir, was du erblickst. Gar gerne möchte ich wissen, was in einem Herzen vorgeht, und glaube allerdings mit dir, daß dort viel mehr, als in den Ailes de Pigeon eines Bourgeois du Marais oder unter dem indiskreten Cachemir einer Opernbajadere, der Sittenspiegel zu suchen sey."

„Gut, Meister, wenn Ihr das wollt, Achtung! Seht hin! dort, meiner Krücke nach, in jenes Hotel, im dritten Stock, nach den vier hohen, stattlichen, mit Purpur und Azur drapirten Fenstern; laßt Euern Blick durch die Persienne gleiten. Seht Ihr in jenem, vom Schimmer einer flackernden Kerze, deren Wachs an dem vergoldeten Leuchter schon längst hinabläuft, matt erleuchteten zierlichen Salon, einen jungen Menschen? Seine Züge sind regelmäßig, hübsch, aber mit Leichenblässe übergossen; sein vom ersten Pariser Künstler in Locken gelegtes Haar hat seine krampfhaft geschlossene Hand so eben zerrauft; seine Toilette ist ausgezeichnet, jedes Stück im neuesten Geschmack; Farbe und Stoff scheinen von der Modegöttin selbst ausgewählt. Noch nicht lange ist er nach Hause gekommen; er schleuderte sein Atlashalstuch auf die Kissen der Ottomane und rief: „Joseph, zugeschlossen! Geh zu Bette!" Joseph hat abgeschlossen und sich zu Bette gelegt. Der junge Mensch warf sich in den Sessel von Citronenholz, er stürzt den Arm auf den Porphyrtisch, seine Stirne ruht in der Hand; in dieser Stellung ist er seitdem gleich einem Marmorbilde geblieben. Jene Uhr von Gold und Alabaster, welche die von der Liebe entwaffnete Zeit vorstellt, schlug Eins, Halbzwei, Zwei, Halbdrei; er hört keine Uhr, ändert seine Stellung nicht, ja er seufzt nicht einmal, keine Thräne drängt sich aus seinem Auge. Seht dorthin, Meister, nach der schwarzen Marmorplatte der Bronzekonsole, auf welche sein Blick unverwandt starrt. Seht ihr neben dem Achatsockel, der eine Nymphengruppe in brillantirtem Stuck trägt, die Pistolen? Herrliche Waffen! die Läufe in Gold damascirt, am Schaft die reichste Schnitzarbeit. Mit dem Glockenschlag Drei erkracht dieß Hotel von einem furchtbaren Knall; der junge Mensch zerschmettert sich das Gehirn." — „Großer Gott, in weniger als einer halben Stunde? Und warum? Spiel?" — „Keineswegs." — „Schulden?" — „Nicht eine einzige." — „Liebe?" — „Nicht allein." — „Was denn sonst?" — „Point d'Honneur." — „Wie so?" — „Hört, Meister, des jungen Menschen Geschichte; eh' seine lezte Stunde schlägt, kann ich sie euch noch erzählen; ich werde übrigens den Zeiger der Uhr im Auge behalten. Hier handelt sich's von einem seltsamen, unerklärlichen Zuge in eurem Charakter: der junge Mensch stirbt, weil er etwas nicht begriff, das Ihr wahrscheinlich eben so wenig begreifen werdet."

„Es war einmal — es ist noch — doch wir können uns, da binnen einer halben Stunde diese Erzählung bereits eine Geschichte seyn wird, der vergangenen Zeit bedienen, von den Grammatikern Präteritum genannt; es war also einmal ein junges Frauenzimmer von ausgezeichneter Schönheit; Emma war ihr Name; den Namen ihrer Familie verschweige ich, in der Welt nennt man ihn aber mit Achtung, er glänzt in mehr denn einem Salon. Bin ich hinsichtlich ihrer Reize minder diskret, so wird mir dieß wohl Niemand verargen. Achtzehn Sommer hatten Emma's Ausstattung mit der Jugend herrlichsten Gaben vollendet; Rosen erblühten auf ihren Wangen, blendend schwarze Locken bekränzten die Stirne, welche Lilien beschämte; unter dem leicht gewebten Schleier dunkler Augenwimpern strahlte das lieblichste Himmelblau, Liebesgötter umschwebten die Lippen, und wie vermöchte ich die Grazie des Nackens, den ätherischen Wuchs, die zauberisch geformte Hand, das niedlichste aller Füßchen zu schildern? Denke dir die schönste aller Schönen; belebe ihre himmlischen Züge mit dem vollen Reize eines reichen, vielseitig gebildeten Geistes, setze zu dieser Fülle von Reizen ein fühlendes Herz und hunderttausend Thaler Mitgift. So war Emma, als alle Salons ihr bewundernd huldigten, sie anbeteten."

„Eine Unzahl der glänzendsten Parthieen bot sich dar; die durch Vermögen, Glanz des Namens, Würden und Aemter ausgezeichnetsten jungen Männer rangen wetteifernd um die Ehre, die Huldigungen ihres Herzens, ihre Schätze, ihre Titel, den Schwur ewiger Liebe — man durfte ihnen glauben, denn der Gegenstand war einer solchen würdig — zu Emma's Füßen niederzulegen. Kein Erbe eines großen Hauses fehlte in der Schaar ihrer Freier; unter einer Menge junger, schöner, liebenswürdiger, altadeliger Herrn, vom Wechselmäckler bis zum jungen Pair, vom schnurbärtigen Juliusdekorirten bis zum Vicomte im englischen Frack, stand die Wahl ihr frei."

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung einiger interessanten Entdeckungen und Ansichten der neuesten Naturforschung.

Von

Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung.)

Man hat Beobachtungen, welche beweisen, daß Schnee und Eis auch durch andere Dinge gefärbt seyn können. Das Wasser der Polarmeere erscheint z. B. zuweilen

olivengrün, und färbt dann poröses Eis und Schnee röthlichgelb, welche Beobachtung an den Küsten von Grönland und Spitzbergen häufig gemacht wird. Die Ursache ist ein im Wasser in unendlicher Menge enthaltenes Kugelthierchen von so außerordentlicher Kleinheit, daß ein einziger Tropfen Wasser gegen 12,000 solcher Thierchen enthalten kann.

Einer der erhabensten Gesichtspunkte, von denen man bei Verfolgung des Naturgeheimnisses ausgehen kann, ist die Betrachtung der Mittel, welche von der Vorsehung angeordnet worden sind, um zwischen so vielen gewaltsamen Wirkungen und Gegenwirkungen auf der Erde die Erhaltung des Bestehenden zu sichern; und wir wollen mit einer solchen Betrachtung unsere heutige Uebersicht neuester Bereicherungen der Naturwissenschaft schließen. Was uns zunächst darauf führt, sind neuerlich angestellte, höchst interessante Untersuchungen über die Menge von fremdartigen Bestandtheilen, Schlamm, Sand u. s. w., welche Tausende von Flüssen allaugenblicklich mit sich in das Meer hinabreißen, und welche doch eine, der Größe dieser festen Stoffe angemessene Wassermenge verdrängen müssen. Der gelbe Fluß in China (Hoan-ho) z. B., welcher sich in das gelbe Meer (Hoan-hay) stürzt, schwemmt, jenen Untersuchungen zufolge, täglich 48 Millionen Kubikschuh Schlamm hinab. Man mache hievon einen Schluß auf die amerikanischen Riesenströme, den Mississippi, Orenoko und wie sie weiter heißen, und frage sich dann, wie es Vorsehung und Natur angefangen haben, um dieser allgewaltigen Wirkung der Gewässer zur allmähligen Zerstörung der festen Bestandtheile des Erdballs und zu ihrer Hinabreißung in den Schooß der Wellen einen gleich gewaltigen Compensationsproceß entgegenzusetzen, dergestalt, daß seit so vielen Jahrtausenden weder die Meere ausgefüllt sind, noch anderseits auch die Substanz des festen Landes auf eine auffallende Weise verringert worden ist? In dem Weltschöpfungsplane muß nothwendig von Anbeginn auf alle diese gewaltigen elementaren Wirkungen und Gegenwirkungen Rücksicht genommen worden seyn, und je weiter wir unser Nachdenken über die unzähligen Naturprozesse treiben, um so mehr müssen wir die Intelligenz anstaunen, die alle diese Bedingungen a priori unter dem gemeinsamen Gesichtspunkte der Erhaltung des Geschaffenen aufzufassen und zu würdigen verstand. Das große Hauptprinzip, welches dabei befolgt wird, ist Kreislauf; je augenscheinlicher sich uns die Befolgung dieses Prinzips in den übersichtlicheren Prozessen der Natur offenbart, desto mehr sind wir genöthigt, diese Analogie auch bei Erklärung tiefer verborgener Funktionen des Naturlebens aufzurufen. Wir sehen jeden Augenblick ungeheure Wassermassen in den Ocean hinabströmen; die Luft ist in einer ununterbrochenen Thätigkeit begriffen, jedwede Feuchtigkeit aufzusaugen, in Dunstform aufzunehmen, chemisch zu zersetzen; aber eben so unaufhörlich fallen Regen, Schnee, Hagel, Thau u. s. w. auf die Erde herab, und nach einem bloßen Kreislaufe kehrt zur Erde das Wasser zurück, das ihr entnommen worden war, ohne daß das Verhältniß im Allgemeinen bedeutend verändert, und weder allgemeine Nässe, noch allgemeiner Wassermangel vorherrschend wird.

Wir opfern, um noch zu einem andern Beispiele unsere Zuflucht zu nehmen, tagtäglich ungeheure Quantitäten Brennmaterial den Flammen: Holz, Kohlen, Stroh werden in Rauch zersezt und solchergestalt in das große Luftmeer geführt, welches sich mit diesen Bestandtheilen anfüllt. Aber der Vegetationsprozeß dagegen geht seinen großen, wenn gleich stillern Gang eben so ununterbrochen fort und bemeistert sich jener Elemente aus der Atmosphäre, um sie neuerdings zu festen Stoffen, wie sie das Bedürfniß unserer Herde und Oefen verlangt, zu vereinigen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder.

Vater und Kind.

Wenn sich ein Vater über seinem Kinde,
Das er in Armen trägt, herunterneigt,
Da sieht es nichts, als nur ins Vaterauge,
Er aber freuet sich und schweigt.

Die Erde ist das Kind des großen Vaters,
Zu dem er still sich niederbückt;
Der Himmel ist das blaue Auge Gottes,
Aus dem er seine Liebe blickt.

Himmel und Erde.

Wenn einmal die liebe Erde
Ohne ihren Himmel wäre,
Stürmend käme über Alles
Nacht, gewalt'ge, dichte, schwere;

Und der Sonne blankes Feuer
Und der Sterne Flimmer stürbe,
Und das holde Grün der Auen
Und die ganze Welt verdürbe:

Ach, was hülfe durch die öden
Räume dann ein machtlos: „werde?“ —
Liebchen, bist du nicht der Himmel?
Liebchen, bin ich nicht die Erde?

Vergänglichkeit.

Horch, wie geht dort einer frisch
An des Friedhofs Mauer!
Singt ein helles Lied vorbei
Ohne Furcht und Schauer.

Morgen fährt mit Rossen er,
Aber nicht vorüber;
Morgen tönt es wiederum,
Aber trüber, trüber.

Ed. Epth.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool.

Ich habe eine Tabelle über die Einnahmen und Ausgaben der Gesellschaft vor mir liegen, welche die Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester unternommen hat. Die Tabelle bezieht sich auf das erste Halbjahr von 1831, und ich theile Einiges daraus mit.

Die Eisenbahn ist bekanntlich 30 — 31 englische Meilen lang (10¼ Meilen, 25 auf 1°) und besteht aus zwei Straßenlinien; auf der einen laufen die Wagen von Liverpool nach Manchester, auf der andern in umgekehrter Richtung. Die Bahn hat die Aktionärs über 800.000 Pf. Sterl. gekostet. — Vom 1. Januar bis 30. Juni 1831 hat die Gesellschaft eingenommen 65.693 Pf., ausgegeben in derselben Zeit 35.379 Pf. Der Ueberschuß betrug also 30.314 Pf. Damit ergibt sich ein jährliches Interesse von 7 — 8 Procent, und der Werth der Aktien stieg daher auch bald um's Doppelte. — Von jenen eingenommenen 65.693 Pf. kommen auf die Fuhrwerke für Reisende 43.600 Pf., auf die Frachtwagen blos 22.093 Pf.

Die Wagen werden auf der Eisenbahn bekanntlich durch Dampfmaschinen gezogen. Die Wagen für die Reisenden legen den Weg von Liverpool nach Manchester gewöhnlich in anderthalb Stunden zurück, höchstens in zwei Stunden, und man könnte und wird auch in Zukunft noch schneller fahren. Troz dem, daß auf diese Weise 7 Meilen zu 25 auf 1° in der Stunde zurückgelegt werden, fühlen die Reisenden durchaus keine Unbehaglichkeit.

Die Zahl der Passagiere betrug im genannten Zeitraum 188.728. Man kann im Durchschnitt auf jede Fahrt zwischen Liverpool und Manchester 80 Passagiere rechnen; dies gibt auf sechs Monate 3277 Fahrten zu 30 englischen Meilen. In demselben Zeitraum gingen auf der Straße blos 1948 Waarentransporte. Die Waaren wogen zusammen etwa 41.000 Tonnen oder 410.000 Centner. Jede Dampfmaschine zieht etwa ein Gewicht von 21 Tonnen oder 210 Centnern. Man wundert sich auf den ersten Blick über die unverhältnißmäßig große Einnahme von den Passagieren der von der Fracht gegenüber; um so mehr, als Anfangs die Unternehmer die Vortheile, welche die Bahn für den Waarentransport verspreche, ganz besonders herausgehoben hatten. Es läßt sich dies aber sehr leicht aus Folgendem erklären.

Einmal fiel es sehr schwer, sich Dampfmaschinen, welche allen Erfordernissen genügten, in gehöriger Menge zu verschaffen, und man darf nicht vergessen, daß die Bahn erst zu Ende des Jahrs 1830 eröffnet wurde und man blos nach ganz neuer, verbesserter Methode gebaute Maschinen anwendet. — Ferner drückte die Konkurrenz mit der Eisenbahn den Frachtpreis auf den Kanälen bedeutend herab, und dadurch verloren leztern ihre Kundschaft großentheils; man muß dabei noch bedenken, daß es hier, wie fast überall, einige Zeit erfordert, bis man einen alten Brauch gegen eine Neuerung vertauschte. Der Frachtpreis auf den Kanälen ist jezt um ein ganzes Drittheil gesunken. Die Kanäle, welche im Besiz eines Monopols waren und dasselbe nicht selten mißbrauchten, sahen sich nun genöthigt, sich zu wehren, und deshalb erniedrigten sie nicht blos die Fracht, sondern waren auch auf mannigfache Bequemlichkeiten für ihre Kunden bedacht, wovon früher nicht die Rede war. Welch bedeutende Summen durch diese Erniedrigung der Fracht erspart werden, ergibt sich daraus, daß im Durchschnitt täglich 1200 — 1300 Tonnen oder 12.000 — 13.000 Centner zwischen Liverpool und Manchester hin und hergehen, und zwar über drei Viertheile derselben von Liverpool nach Manchester. Da der Frachtpreis jezt auf den Kanälen und den Eisenbahnen ganz gleich ist, so läßt sich leicht voraussehen, daß sich die Zahl der Handelsleute, welche den neuen, bei weitem kürzern Weg benützen, in Zukunft bedeutend vermehren wird.

Ist nun die Eisenbahn eine gefährliche Konkurrentin für die Kanäle, so hat sie den Unternehmern von Landkutschen zwischen Liverpool und Manchester, zwischen denen sonst zahlreiche Diligencen hin und hergingen, noch weit größern Schaden gebracht. Sie sollen jezt alle aufgehört haben, und es kann auch wohl nicht anders seyn; denn ein Plaz in einem Wagen auf der Eisenbahn kostet blos fünf Schillinge, während in der Landkutsche auf der Heerstraße der Plaz 12 und 14 Schillinge kostete.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 36:
Fernrohr.

Räthsel.

Wie heißt die Parze wohl,
Der nicht ein irdisch Leben
Für ihre Scheere scharf
Zu kürzen ist gegeben?
Gedanken schneidet sie
Das Leben rasch entzwei;
Sie weiß es nicht, daß die
Noch mehr als Hydra sey.

Zwei Köpfe wuchsen der
Für den, der abgeschlagen;
Schon wollte Herkules,
Der starke, selbst verzagen;
Doch half ihm noch der Brand,
Womit er jeden Stumpf
Von Blute roth versengt,
Und kopflos blieb der Rumpf.

Doch meine Parze kämpft,
So fruchtlos als Kanonen,
Mit ihrem Messerpaar,
Wo schon Ideen wohnen:
Nur wer zu rechter Zeit
Als Grenzhut sie bestellt,
Schüzt vor Gedankengift
Mit Glücke seine Welt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. Februar 1832.

Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und Alles ist Frucht und Alles ist Saamen.

Schiller.

Darstellung einiger interessanten Entdeckungen und Ansichten der neuesten Naturforschung.

Von

Dr. Nürnberger.

(Beschluß.)

Ließe sich dieß und tausend Aehnliches nicht zum Theil auf eine palpable, unwiderlegliche Weise darthun, so würden schon bloße Schlüsse hinreichen, um a priori die unerläßliche Nothwendigkeit eines solchen Kreislaufes zu beweisen, da sonst die Erde einerseits, ohne allmähligen Wiederersatz des Entzogenen, eine unerschöpfliche Quelle aller Leistungen seyn, und die Atmosphäre andrerseits die unbegrenzte Fähigkeit besitzen müßte, ohne Veränderung ihrer athembaren Bestandtheile, endlos fremdartige Stoffe in sich aufzunehmen, welche beide Annahmen gleich ungereimt erscheinen. Dieser Kreislauf, diese Wechselthätigkeit verschiedener Lebensfunktionen der Natur muß sich auch bei dem obigen, als Veranlassung zu gegenwärtigen Betrachtungen angeführten Falle, den Schlammzuführungen durch so viele Ströme in die Meere, offenbaren. Es liegt eben so wenig in dem Naturplane, jene großen Wasserreservoirs allgemein mit Schlamm und Sand erfüllen zu lassen, als die Atmosphäre z. B. mit den gleich fremdartigen Produkten der Verbrennung; und eben so wie für das Luftmeer ein Reinigungsprozeß vom Heterogenen vorgesehen und angeordnet ist, eben so bestimmt befreien sich die Wassermassen der Erde periodisch von demjenigen, was ihr Elementarleben auf die Länge gefährden könnte. Ich verstehe unter diesem Elementarleben die den großen Naturstoffen, namentlich dem Wasser und der Luft, inwohnende Kraft, sich in einem gewissen Normalzustande zu erhalten, welche Kraft sie im Naturverhältnisse offenbaren. Eingeschlossene Luft verdirbt; in der freien Luft dagegen ereignen sich Aeußerungen eigenthümlicher atmosphärischer Lebensthätigkeit, wodurch die Permanenz normaler Luftbeschaffenheit im Ganzen und Großen gesichert ist. Mit dem Wasser verhält es sich eben so: das Wasser in den großen Wasserreservoirs der Erde erhält sich, ebenfalls im Ganzen und Großen betrachtet, immer in derselben Beschaffenheit. Der wohlthätige, zur Erhaltung des Bestehenden unentbehrliche Kreislauf in der Natur, von dem wir gesprochen haben, stellt sich aber nur als eine Aeußerung des Elementarlebens dar, der zu Folge Luft und Wasser, um bei diesen beiden Naturkörpern, vielleicht den wichtigsten und, in einem höhern Sinne, allein elementaren, stehen zu bleiben, durch eigene Prozesse entweder in ihre Natur verwandeln, oder wieder ausscheiden, was sich ihnen Fremdartiges beimischt.

Aus diesem hohen, aber zugleich einfachen und fast unabweislichen Gesichtspunkte betrachtet, erscheinen alle Befürchtungen wegen wichtigerer Störungen des Gemeinlebens der Erde, wie dergleichen z. B. aus den angeführten Untersuchungen über die Verschlammung des gelben Meeres abgeleitet werden könnten, als unbegründet.

Einzelnen, lokalen Störungen ist der Normalzustand des Erdkörpers allerdings ausgesezt: sie gehen nothwendig aus dem Kampfe von Wirkung und Gegenwirkung selbst hervor, in welchem die Naturkräfte mit einander stehen; aber gleich den Perturbationen, die die Gestirne in ihrem Laufe erfahren, und die das Resultat des großen Gesetzes dieses Laufes modifiziren, aber nicht umstoßen, geht das Eigenleben des Erdkörpers inmitten jener kleinen Affektionen seinen im Großen und Ganzen unveränderlichen Gang, von Jahrtausend zu Jahrtausend.

Mit dieser, wie es uns scheint, nicht uninteressanten Andeutung schließen wir unsere dießmalige Darstellung einiger der neuesten und beachtenswerthesten Entdeckungen und Ansichten in der Naturforschung.

Das Duell.

(Fortsetzung.)

„Wäre die reizende Emma, von Huldigungen und Weihrauch berauscht, etwas kokett gewesen, hätte sie leichtsinnig tausend Herzen in Verzweiflung gestürzt, losem Spiele Tausende zum Opfer gebracht, wer hätte sie darum schelten wollen? Ist dieß nicht der jugendlichen Schönen göttliches Recht, der legitime Despotismus der launischen Schönheit? Gegen solche Gewalt Barrikaden errichten zu wollen, wird Niemand einfallen. Emma konnte also, dünkelvoll und leichtsinnig, tausend Sklaven straflos an ihren Wagen fesseln; aber sie that es nicht. Emma war und blieb verständig, aber keineswegs gefühllos; es wäre dieß ein Fehler gewesen, und Emma hatte keinen. Sie war in der That ein höchst seltenes Geschöpf, fast ein weibliches Wunder.“

„Bist Du sicher, Asmodi, daß dieß Wesen unserm Jahrhundert angehörte?“ — „Dort, Meister, seht Ihr ja ihren Geliebten.“ — „Den Jüngling, der sich das Leben nehmen will?“ — „Der Zeiger rückt vor, Meister, unterbrecht mich nicht. — Ich sagte Euch, Emma's Herz sey so gefühlvoll gewesen, als ihre Reize vollkommen; damit sagte ich Euch, daß sie lieben mußte. Eines Tags also, es war zum ersten Mal, stürmte plötzlich ihr Herz, ihre schwellenden Lippen drängten einen ihrem Busen entsteigenden Seufzer zurück, ihr so fröhliches, leuchtendes Auge senkte sich schüchtern und verwirrt. Mitten in einem Konzerte, im lauten Getümmel, im Lichtmeer der glänzendsten Beleuchtung, trat ein neuer Freund ihres Vaters ein; die Blicke aller Damen, Emma's ausgenommen, flogen ihm entgegen. Emma sang, Alles gebot Stille. Arme Emma! sie verlor den Takt und fast die Stimme, erröthete, erbebte; sie hätte weinen mögen, denn sie ahnete, daß sie an diesem Abend ihr Herz verloren, und nie war sie reizender gewesen; endlich hatte der Liebesgott ihr Herz getroffen, und Eugens Blick war sein Pfeil.“ — „Lieber Asmodi, Dein Pfeil rauscht mir zu laut; das ist in unsern Zeiten eine gar zu klassische Metapher.“ — „Ich bin ein alter Teufel, Meister, laßt mich in meiner Weise erzählen; 's ist eine alte Angewohnheit, noch von der Schule her. — Unter den vielen Rivalen, welche um Emma's Herz warben, war dessen Niemand würdiger, als gerade Eugen, und dießmal hatten zufällig, vielleicht auch absichtlich, jedoch gegen das Herkommen, Liebe und Vernunft sich verbunden. Beide waren von der Natur gleich verschwenderisch ausgestattet; gleiche Bildung, harmonirende Neigungen und Charaktere, gleicher Rang und gleiches Vermögen: die Uebereinstimmung war in jeder Hinsicht vollkommen zu nennen, und selbst lästernde Eifersucht und verläumdender Neid mußten bekennen, daß Emma nur Eugen verdiene, Eugen nur Emma's würdig sey.“

„Bald hatte Amor Hymen den Altar bereitet. Kein Hinderniß stand der Liebenden Glücke im Wege; freudig stimmten beide Familien in ihre Herzenswünsche ein; wonnetrunken sah Eugen seine Liebe erwiedert; seine Schwüre ewiger Treue fanden ein süßes Echo in der Brust der Angebeteten, rein und ätherisch, wie ihre Seele, innig, wie ihr Zauberblick, war ihre Liebe. „Eugen,“ lispelte sie in jener feierlichen Stunde, wo Beider Herzen sich erschlossen, „wären Sie nur liebenswerth, dennoch würde ich Sie allen Ihren Nebenbuhlern vorziehen; aber Sie sind auch edel, hochherzig, stolz und brav; man achtet, man bewundert Sie. Wie stolz werde ich auf Ihren Besitz seyn, wie eitel auf Ihren Namen, mein Eugen! Geliebter, wie werde ich in Ihrem Glanze strahlen!“ Zu Emma's Füßen, unter Freudethränen, flüsterte Eugen im Rausche des höchsten Entzückens: „Also mich nur, Emma, mich wirst Du ewig lieben? Ewig werde ich Deiner würdig bleiben!“ Alle Anstalten zur Vermählung wurden getroffen, der glänzendste Brautschmuck war bereits bestellt. — „Asmodi, der Zeiger rückt schnell und Deine Erzählung nur langsam voran; Du bist erst beim Liebesglücke des holden Paars; der Katastrophe nach zu urtheilen, hast Du noch einen weiten Weg.“ — „Ich zähle die Minuten, Meister; seht, der junge Mann rührt sich noch nicht.“

„Eines Tags, es war im November —“ — „Im lezten?“ — „Vielleicht. Man saß bei Emma's Vater an der Tafel; nach einem köstlichen Diner verweilte man, indeß, um nach der Oper zu fahren, der Wagen angespannt wurde, beim Desert, und die Unterhaltung drehte sich ziemlich lebhaft um die Tagesanekdote, ein Duell. Ganz Paris kannte die im Grunde lächerliche und doch so traurige Geschichte: ein junger Geck, der etwas zu viel getrunken, ein unartiges Wort gegen einen

Mann von Ehre gesprochen — dieß war so ziemlich Alles. Es handelte sich von einem Platz im Schauspielhause, und noch dazu von einem Irrthum; der junge Geck, impertinent, händelsüchtig, sah im Champagnerdunste falsch; die Beleidigung war öffentlich gewesen, die Genugthuung mußte es gleichfalls seyn, und der Ehrenmann fiel, von der Klinge des erbärmlichen Wichtes durchbohrt. Allenthalben besprach man den Vorfall, beklagte, tadelte den Gebliebenen, daß er ein ehrenvolles Leben an das eines obscuren Laffen gesezt habe. Anderseits pries man ihn, daß er dem Point d'Honneur männlich Genüge geleistet, und vom einzelnen Vorfall kam man auf das Prinzip. Das Duell ward lebhaft angegriffen, vertheidigt, bitter getadelt, gerechtfertigt, nach gleich gewichtigen, unerschütterlichen Grundsätzen der Religion, des Vorurtheils, der Philosophie, des Point d'Honneur in die Wette gutgeheißen und verdammt. Eugen vertheidigte mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit den Zweikampf in fast allen Fällen. Emma's Vater dagegen, ernst, streng und in seinen Grundsätzen unerschütterlich, erklärte das Duell durchaus für ein Verbrechen. Emma, sanft, gefühlvoll, und wie jedes liebende Mädchen an des Geliebten Seite, schon bei dem Gedanken an Blut und Mord schaudernd, pflichtete dem Vater bei, lohnte jedoch ihren Jüngling für seine glühende Beredtsamkeit mit den zärtlichsten Blicken. Der Streit ward äußerst lebhaft und pikant, ein getreues Bild unserer Gefühle, Ansichten, Sitten, in Beziehung auf diesen kitzlichen Punkt. „Nein, nein!“ rief Emma, nachdem die gewichtigsten Argumente von beiden Seiten erschöpft waren; „der achtungswerthe Mann, der Familienvater, der Bürger, dessen Leben dem Staate angehört, darf nimmermehr dem ersten besten Thoren, der die ihm gebührende Achtung verlezt, das blutige, schauderhafte Recht zugestehen, Beleidigung durch Mord zu rechtfertigen.“ — „Eben so wenig aber,“ fiel Eugen ein, „erlaubt das Point d'Honneur, daß man sich Troß bieten lasse, einen Schimpf stillschweigend hinnehme, das Brandmal der Beschimpfung geduldig trage.“ — „Point d'Honneur, junger Mann?“ fragte Emma's Vater; „worin setzen Sie es, wenn ich fragen darf? In ein Duell? Dieß werden Sie gewiß nicht behaupten; Sie würden um Ihrer selbst willen darüber erröthen. Dank dem Himmel und den Fortschritten unserer Kultur, hat die spät zwar, aber doch endlich siegende Vernunft den kläglichen Ueberrest eines barbarischen Gebrauches vernichtet, der, als statt Gesetz und Gerechtigkeit nur rohe Gewalt herrschte, in der Unwissenheit und Barbarei des Mittelalters bei unsern Vätern sich festgesezt hatte. Damals war euer Duell ein Gottesurtheil, das göttliche Recht, in dessen Gefolge ja stets die Gewalt auftrat. Jenes herrliche Vorrecht des Räubers, jene Gerechtigkeit Gottes stand der tüchtigsten Klinge zu, der kräftigsten Faust, dem geübtesten Raufer, mochte er sonst ein Verräther, mochte er meineidig, treubrüchig, ein mit Verbrechen und Blut belasteter Schurke seyn. Dem Stärksten, dem Gewandtesten verblieb das, was ihr Ehre nennt. Die Römer, die sich denn doch auf Ruhm und Muth verstanden, kannten diese Art von Kämpfen nicht. In unsern Tagen verachtet der besonnene, logische Engländer meistens das Duell, und zwar keineswegs aus Feigheit; der Russe dagegen, der Sklave unter der Knute, vergöttert es. Auch bei uns, Eugen, auch bei uns verbannen in dem Maaße, wie uns die Vaterlandsliebe über die wahren Begriffe von Ehre aufklärt, unsere geläuterten, verjüngten, kräftiger wieder auflebenden Sitten das Duell, das bereits Vielen ein Gegenstand der Verachtung geworden ist. Auf dem Grèveplatze, vor den Bajonnetten des Despotismus, beim Trommelwirbel, unter der Nationalfahne — dort nur erkämpft man den Ehrennamen eines Braven; auf dem Duellplatze aber, Eugen, läßt man das Leben, ohne Ehre zu finden.“ — „Und stellt man sich dort nicht ein — Verachtung, Schande! Ein Feiger zu heißen — wer, wer vermag solche Schmach zu ertragen? Wen, Emma, hältst Du solcher Niederträchtigkeit fähig?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Uniform des türkischen Heers.

Die Heere der europäischen Potentaten bilden in ihrer äußern Ausstattung nach Graden und Korps eine Flora ganz eigener Art. Es gibt bekanntlich in diesem Fache große Blumisten, und der Großtürke hat sich wirklich um die Systematiker dieser Art ein großes Verdienst erworben, indem von ihm die schon so reichhaltige Flora mit einer gleichfalls phänogamischen, ganz neuen natürlichen Familie bereichert worden ist, mit der Familie der asiatisch-europäischen Miliz, deren in die Augen fallendstes charakteristisches Merkmal der Halbmond an der Stelle der Epaulette ist. Wir theilen zum Nutzen und Frommen der zahlreichen Kenner und Liebhaber die generischen und specifischen Charaktere dieser Familie so weit mit, als nöthig ist, um den ganzen Habitus zu construiren.

Im Allgemeinen ist der Schnitt bei allen Korps derselbe. Die Uniform der Generale und Offiziere überhaupt ist roth, mit Gold gestickt; je nach dem Grade ist die Stickerei reicher oder einfacher. Die Unterscheidungszeichen sind folgende: Der Generallieutenant trägt zwei mit Diamanten besezte Halbmonde, in deren Mitte sich drei Sterne, gleichfalls aus Diamanten befinden; der Brigadegeneral trägt dieselben Halbmonde, aber nur mit zwei Sternen; der Obrist dieselben mit Einem diamante-

nen Stern; der Obristlieutenant einfache goldene Halbmonde; blos der Stern ist von Diamanten; der Schwadronschef zwei Halbmonde mit goldenen Sternen, der Kapitän dieselben mit silbernen Sternen; die Lieutenants und Unterlieutenants blos silberne Monde. Diese Abzeichen werden auf jeder Seite der Brust getragen.

Die Chirurgen tragen ein hellblaues Kleid, einen niedrigen Kragen und karmosinrothe Aufschläge; die Feldapotheker bescheidene aschfarbige Röcke. Die Schüler des Generalstabs tragen die Uniform von Infanterieoffizieren ohne Halbmonde und mit etwas anderer Stickerei. Die Zöglinge der Reitereischule tragen gleichfalls die scharlachrothe Offiziersuniform.

Die Kleidung des Fußvolks ist in Absicht auf Schnitt ganz gleichförmig, die Farbe des Rocks aber ist nach den Regimentern verschieden, und zwar sieht man dunkelblaue, hellblaue, rothe und kastanienbraune. Die Kopfbedeckung besteht aus dem Tarbuche, oder der griechischen Mütze, und dem Tequi, einer fest anliegenden Kappe, die darunter getragen wird und von der ringsherum ein Stück vorsieht. Die Schuhe sind von rothem Marrokin, der Gürtel ist weiß. Die Artillerie und das Geniekorps tragen rothe Uniform mit ledernem Gürtel; das Uebrige ist wie beim Fußvolk.

Das Gardeinfanterieregiment trägt kastanienbraune Uniform mit mehr Seidestickerei, als die Linie hat. Die Musikbande hat bei allen Korps blaue Röcke, scharlachrothen Kragen und Borten von derselben Farbe, mit Stickerei von gelber Seide; bei der Garde ist die Stickerei von Gold. Pfeifer, Trommler und Trompeter sind bis jezt gekleidet wie die übrige Truppe.

Die Reiterei trägt einen Dolman mit bunten Borten, fünf Reihen weißer Knöpfe, rothe Aufschläge, Mameluckenbeinkleider von derselben Farbe, wie der Dolman, rothen Gürtel. Die Kopfbedeckung ist, wie bei dem Fußvolk, der Tarbuche und der Tequi. Die Stiefeln sind von schwarzem Leder, die Sporen von schwarzgefärbtem Eisen nach französischer Ordonnanz. Die vier Reitereibrigaden tragen grüne, kastanienbraune, dunkelblaue und hellblaue Uniform, die Garde Scharlach.

Für sämmtliche Truppengattungen gibt es eine kleine Uniform von weißer Leinwand mit Verzierungen von blauen Borten.

Die Armatur des gesammten Fußvolks besteht aus der Muskete sammt Bajonnet, Säbel, Patrontasche von gefirnißtem Leder, weißem Lederwerk. Die Artillerie trägt auch die Muskete, aber statt des Säbels das Faschinenmesser nach französischem Muster. Die Armatur der Reiterei besteht in Karabiner, Patrontasche, Karabinerriemen, Säbel nach französischer Ordonnanz, weißem Riemenwerk.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Verhältniß der Neuerungen zum Nationalwohlstand.

Früher hatten die Kanalunternehmer — die zwei Kanäle zwischen Liverpool und Manchester sind, der eine 1733, der andere 1760 eröffnet worden — ganz auf dieselbe Weise mit dem Widerstand der Individuen zu kämpfen, deren Interesse die Eröffnung der Kanäle beeinträchtigte. Aber die Unternehmer gewannen damals den Prozeß, und aus demselben Grunde müßten ihre Nachfolger denselben jezt verlieren, wenn sie gegen ein verbessertes Transportmittel, d. h. gegen die Eisenbahn, welche so trefflich gelungen ist, machiniren wollten.

Was die Kommunikationen erleichtert, was dieselben wohlfeiler macht, leistet dem Gewerbsfleiße Vorschub und vermehrt den Nationalreichthum. Eine neue Straße, ein neues Transportmittel läßt sich mit einer neuerfundenen Maschine vergleichen. Beidemal erhält der Konsument, für den man doch am Ende arbeitet, gewisse Industrieprodukte wohlfeiler. Er kann sich also mit weniger Ausgaben dieselben Vortheile verschaffen, und das Geld, das er dabei erspart, kann er zu Anschaffung von Gegenständen verwenden, die er früher entbehren mußte. Der Nachfrage, die auf diese Weise entsteht, kann aber nur wieder durch Arbeit Genüge geleistet werden, und alsbald wenden sich Arbeiter und Kapitalien diesem Geschäftszweige zu. Und so kann man in Wahrheit behaupten, jede Ersparniß an den Produktionskosten müsse früh oder spät zum Vortheil des nüzlichsten und wichtigsten Theils der Gesellschaft ausschlagen, der von seiner Hände Arbeit lebt, und Neuerungen und Verbesserungen in der Industrie laufen seinen Interessen nur scheinbar zuwider. Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß solche Veränderungen in den bisherigen Methoden gelegentlich manchen Arbeitern Schaden bringen, weil sie dadurch genöthigt werden, ihr bisheriges Gewerbe ganz oder theilweise aufzugeben, ja daß dadurch Einzelne wirklich in Noth versezt werden. Man muß auch anerkennen, daß keine Quelle der Noth größere Ansprüche an die öffentliche Theilnahme hat, als eben die, welche daraus entspringt, daß die Industrie unerwartet eine andere Richtung nimmt. Aber wie schon bemerkt, vermindern dergleichen Verbesserungen das jährliche Einkommen im Ganzen nicht nur nicht, sondern steigern es und vermehren damit die Fonds, welche auf Arbeit und somit auf den Unterhalt der Arbeiter verwendet werden. In kultivirten Ländern wird das Interesse der unendlichen Mehrzahl immer die Fesseln zerbrechen, welche Privatvortheil oder falsche Begriffe von Humanität der sich rastlos entwickelnden Industrie anlegen möchten. Schon durch die Einführung des Pflugs war diese Frage auf ewig entschieden. Schon in den ältesten Zeiten, da man Zug- und Lastthiere für den Menschen arbeiten ließ, befand man sich auf der Bahn der Verbesserungen; wir verfolgen dieselbe ganz einfach, indem wir statt der Straßen Kanäle bauen, und an die Stelle der leztern Eisenbahnen und Dampfwagen sezen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 44.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 21. Februar 1832.

— Ob meine Seel' im Zaubertanz
Auf Feenfeldern schwebte, traurete
Durch dunkle, pfadelose Haine hin,
Ob irrend gleich, doch nimmer rastend, spricht
Ihr Flug im Traume, daß sie edel sey,
Aetherisch, wirkend, schwungvoll, unbeschränkt.

Herder.

Die Nachtwandlerin.

Dichtumschlungne, schwarze Schatten
Sich mit grauen Nebeln gatten,
Und das falbe Mondenlicht
Zitternd durch den Eichwald bricht;
Mich ruft Mitternacht,
Fledermaus und Eule wacht,
Ich muß wandeln . . . Stille! stille!

Ach! ihr kennt sie nicht, die Geister!
Kennet nicht den hohen Meister,
Dem wir alle unterthan!
Er bezeichnet meine Bahn:
Wenn euch Schlummer deckt,
Mich ein trübes Leben weckt,
Rastlos treibend . . . Stille! stille!

Ihr kennt Glauben, Lieben, Hoffen,
Doch das Schauen ist mir offen,
Und die Welt sich mir enthüllt,
Reich mit Wundern angefüllt!
In der Berge Schlund,
In der Meere tiefen Grund
Schau ich sinnend . . . Stille! stille!

Meine Nähe ist die Ferne,
Meine Lichter sind die Sterne,
Meine Blindheit ist mein Hort,
Und mich zieht's von Ort zu Ort:
An der Tiefe Rand
Leitet mich der Geister Hand,
Ernst und schaurig . . . Stille! stille!

In der Träume bunt Getriebe
Seh' ich Haß und süße Liebe,
Heitre Wahrheit, düstern Wahn;
Innrer Sinn ist aufgethan:
Mensch, wie groß! wie klein!
Schuldbeladen! kindlich rein! . . .
Schlummert Alle! . . . Stille! stille!

Sey mit euch der Seele Frieden!
Mir ist Ruhe nicht beschieden
Unter'm häuslichtrauten Dach;
Ueber Fels und Flur und Bach,
Muß ich Mägdlein ziehn,
Leicht umhüllet; um mich hin
Brausen Stürme . . . Stille! stille!

Vieles hab' ich schon gefunden,
Nur den Einen, mir entschwunden,
Den Geliebten such' ich auf,
Er beflügelt meinen Lauf;
Fern deckt ihn das Grab;
Rascher, rascher! Wanderstab! . . .
Horch! Es rauschet! . . . Stille! stille!

Die Cypresse weht am Hügel . . .
Hebst dich, meines Geistes Flügel?
Heil'ge Engel! Welch ein Glanz!
Des Geliebten Todtenkranz! —
Ewig! ewig dein! . . .
Senkt auch mich in's Hüttchen ein! . . .
Brichst nun Herz, bist stille! stille!

E. Stöber.

Das Duell.

(Fortsetzung.)

„Die Schande, sagte Emma, trifft nur den Beleidiger. Ein Duell? Entsetzlich, abscheulich! Um eines Wortes, eines Blicks, oft um eines Nichts willen, sich morden! In der Aufwallung eines Augenblicks Liebe und Gegenliebe vergessen! Einem falschen Begriff von Ehre, seiner Eigenliebe — nichts weiter, die ganze Zukunft einer Familie, das Herz einer Mutter, das Leben — ja, Eugen, das Leben einer Gattin opfern! Ja, Eugen, der Vater hat Recht; der Duellant ist ein Egoist, ein herzloser Undankbarer, ein Ungeheuer. Unterliegt er, begleitet nur Schande ihn ins Grab; siegt er, wie wird er dann in der Welt angesehen? Pfui! ein Duellant! allenthalben sieht er sich gemieden; bedenke doch, Eugen, der Duellant ist mit Blut befleckt, Alles flieht ihn, alle Salons sind ihm verschlossen, er ist verloren!" — „Verloren! Hat aber dieser Unglückliche, und wäre er vom nichtswürdigsten aller Menschen beschimpft worden, sich geweigert, sich mit diesem Nichtswürdigen zu schlagen, was sagt dann die öffentliche Meinung von ihm? wie urtheilen die Salons? Liest er nicht höhnisches Lob in jedem Lächeln? drückt ihm noch ein Freund die Hand? wagt er es noch, sich einem Weibe mit Liebe zu nähern? Sprich, Emma, entscheide!"

„Was sollte Emma antworten? Ihr Herz pochte ungestüm, ihre Wangen überzog Purpurgluth, und ihr Blick... Ein Diener meldete, der Wagen sey bereit. Man stand auf." — „Schade, Asmodi, sehr gerne hätte ich gewußt . . ." — „Unterbrecht mich nicht, Meister; eben seufzte der junge Mensch aus tiefster Brust, und der Zeiger ist Dreiviertel schon vorüber."

„Man stand auf. Aus den Zügen des Vaters sprach noch etwas von dem Ernste, mit dem er das unselige Vorurtheil aus dem Felde geschlagen zu haben meinte. In Eugens Wesen lag etwas Zwang und Verdruß; er hatte es nicht über sich gewinnen können, den Ansichten des alten Mannes aus Achtung scheinbar beizupflichten; ja er hätte seine holde, theure Emma schelten mögen. War's möglich, daß zum ersten Male ihre Gefühle, ihre Herzen nicht harmonirten? Etwas verstimmt, halb schmollend, bot er ihr die Hand; Emma dagegen lächelte freudestrahlend; Stolz, Zärtlichkeit, liebenswürdige Schelmerei blickten zugleich aus ihren Augen; ihr Blick war himmlisch, und kaum berührten ihre niedlichen Finger des Geliebten Hand, so drückte sie sie zärtlich. Was wollte sie ihm sagen? Mußte er sie nicht verstehen?"

„Man stieg ein, fuhr ab. Noch umschwebte süßes Lächeln Emma's Lippen, noch lag ihre Hand in der des Geliebten, als der Kutschenschlag geöffnet ward. Die neue Oper besaß das glänzendste aller Verdienste: sie war in der Mode, sie machte Furore, ganz Paris strömte hin, am Eingange sich halbtodt drücken zu lassen, die halbe Nacht dort zuzubringen; das Gedränge war ungeheuer. Unsere Leute hatten zwar ihre Loge und konnten abwarten, bis sich die Menge etwas verlaufen haben würde; aber eben sollte bereits die Ouvertüre beginnen; Emma war ungeduldig, wie man in ihrem Alter ist, auch sieht man ja nicht gerne andere an sich vorüber dem Genusse zueilen. Unser Paar wagte sich daher ins Gedränge, wo eine reizende junge Dame nie an ihrer Stelle ist. Eugen schützte die Geliebte; schon hatte sie die Menschenwoge bis zum Fuße der Treppe mit sich fortgerissen, und noch war der glänzenden Toilette der schönen Braut nicht das mindeste Ungemach begegnet. Plötzlich aber entfuhr Emma, die ihres Führers Arm fest gefaßt hielt, ein Schrei; sie drängte sich erschrocken an Eugen und ließ zwei junge Leute an sich vorüber. Diese lachten laut, brachen sich rechts und links mit Ungestüm Bahn und hatten einander mit Karrikatur am Arme. Ihr ungestümer Ton, ihre lächerliche Modetracht, ihre Schnurbärte und kecken Reden ließen in ihnen ein Paar jener jungen, ungeschliffenen Gecken erkennen, die in gewissen berüchtigten Salons die Fashionables spielen. Tiefes Roth überflog Eugens Stirne. „Was ist Ihnen, Emma?" fragte er, zitternd vor Zorn; bereits hatte übrigens sein Blick das Signalement der beiden Gecken aufgefaßt; sein ganzes Wesen war im Aufruhr. Schwer fiel nun Emma ihre Unbesonnenheit auf das Herz, und sie flüsterte leise: „Nichts, gar nichts, bester Eugen; zufällig trat mir Jemand, den ich nicht sah, auf den Fuß." — „Einer der beiden Menschen dort?" — „Nein, nein, gewiß nicht!" — „Und kein entschuldigendes Wort, und die Unverschämtheit, sich so vorzudrängen!" — „Eugen, ich beschwöre Dich, kein Aufsehen!"

Vielleicht wäre die ganze Sache dabei geblieben. Eugen bemühte sich, seines Zorns Meister zu werden; Emma hielt ihn todtbleich zurück, und ihr Blick suchte den im Gedränge etwas zurückgebliebenen Vater. Jezt aber trieb einer der jungen Leute die Ungezogenheit aufs Höchste: er kehrte sich lachend um und sprach, Emma ansehend, mit einem Blicke, wie er gewisse, solcher Huldigungen würdige Geschöpfe zu mustern pflegte, zu seinem Kameraden: „Wirklich, sie ist sehr niedlich! göttliche Augen, Freund! und doch parire ich, Adele ist noch hübscher!"

„Diese unverschämten Worte wurden so laut gesprochen, daß Alles sie vernahm und wohl dreißig Personen sich umkehrten. Emma's todtbleiche Wangen überzog Flammengluth, Alles schwand vor ihrem Blicke. Als es vor ihrem Auge wieder tagte, fand sie sich am Arme ihres Vaters; Eugen, die beiden jungen Leute waren verschwunden.“

„Asmodi, Du siehst mich auf der Folter; nur noch sieben Minuten, und die Oper dauert über drei Stunden.“ — „Wir müssen ihr ja nicht beiwohnen, Meister.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die menschlichen Gebeine in den Knochenhöhlen des südlichen Frankreichs.

Bekanntlich nehmen die Naturforscher mit Cuvier, dem Vater der fossilen Zoologie, fast einstimmig an, daß das Menschengeschlecht bis jezt noch keine zweite Auflage erlebt hat, wie die meisten Geschlechter der Säugethiere, das heißt, daß es keine Menschen gegeben hat, bevor die Oberfläche der Erde nach mannigfaltigen Revolutionen im Ganzen die Gestalt angenommen, welche sie noch jezt zeigt. Es stüzt sich diese Behauptung auf den Saz, daß man bis jezt noch nirgends auf der Erde einen Menschenknochen in Gebirgsschichten gefunden hat, welche entschieden in einer frühern Periode der Erde gebildet worden sind. Wo früher ein Fund von fossilen Menschenknochen angekündigt wurde, ließ sich die Verwechslung mit Thierknochen bald darthun. Indessen fehlte es nicht an Fällen, wo Menschenknochen in einem Zustand und unter Umständen gefunden wurden, welche allerdings geeignet waren, auch geübte Forscher stuzig zu machen. Hieher gehören namentlich die Menschenskelette und Trümmer von Produkten der Menschenhand, welche man in verschiedenen Höhlen des südlichen Frankreichs neben entschieden fossilen Thierknochen gefunden hat. Bereits ist geologisch erwiesen, daß diese Menschenknochen keineswegs fossile sind; eine am 6ten Februar in der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelesene Abhandlung sezt es sich aber zur Aufgabe, jenes auf jeden Fall merkwürdige Amalgam zwischen Thier- und Menschenknochen historisch zu erklären.

Nach Desnoyers, dem Verfasser, sind die verschiedenen, die fossilen Knochen enthaltenden Kies- und Lehmbänke von den Wasserströmen, welche sich in die Höhlen ergossen hatten, in sehr gebogenen Schichten und keineswegs zu gleicher Zeit abgesezt worden; die Vertiefungen, welche die Oberfläche dieser Schichten bildet, wurden sodann in der jezigen Erdperiode durch Niederschläge ausgefüllt, oder durch Körper, welche zufällig in den Höhlen liegen blieben. Als dann später der Boden der Höhlen von neuen Wasserfluthen aufgerissen wurde, brachten diese nothwendig Körper zu Tage, welche ganz verschiedenen Perioden angehörten, die aber desto leichter verwechselt und einer und derselben Periode zugeschrieben werden konnten, da häufig Stalaktiten Alles zusammen, die Bären- und Hyänenknochen der tiefern Bänke mit den Menschenknochen und Topfscherben der obern Schichten, in Eine kompakte Masse vereinigt haben.

Vorausgesezt nun, die Menschenknochen, von denen es sich handelt, seyen mit den Bärenknochen nicht aus Einer Zeit, muß man denn doch annehmen, jene menschlichen Ueberreste in den Höhlen schreiben sich aus sehr alter, sogar aus vorhistorischer Zeit her? Keineswegs; denn zur Zeit der römischen Eroberung herrschte noch die Sitte bei den Völkern von celtischem Stamme, ihr Getreide in Erdlöchern aufzubewahren, zur Zeit der Gefahr sich dahin zu flüchten, ja sich gewöhnlich darin aufzuhalten, wie Tacitus von den Germanen erzählt. Ein Schriftsteller vom Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, Florus, spricht noch bestimmter davon; er sagt ausdrücklich: als Cäsar in Gallien Krieg geführt, haben sich die Moriner in die Wälder geflüchtet und Cäsar dieselben angezündet; die listigen Aquitanier haben sich in Höhlen verkrochen und der Feldherr habe diese darauf verstopfen lassen. Nun begriff man aber seit Augusts Zeit, also fast anderthalbhundert Jahre vor Florus, unter der Benennung Aquitanien, welche ursprünglich nur von dem Lande zwischen Garonne und Pyrenäen gegolten hatte, einen bei weitem größern Strich von Gallien, und namentlich das Land, wo die meisten Höhlen mit Menschenknochen vorkommen (Perigord, Sarladais, Guyenne). In den übrigen Provinzen und namentlich in Ober- und Niederlanguedoc, wo die Höhlen liegen, von denen am meisten die Rede gewesen ist, wohnten Völker von belgischem Stamme, welche aus ihrem nördlichen Vaterland gleiche Gebräuche mitgebracht hatten, Gebräuche, welche die römische Eroberung wohl nicht so schnell verwischt hat.

Führt man zu Gunsten der Ansicht, welche jenen Knochen ein hohes Alterthum zuschreibt, die Plumpheit der Kunstprodukte an, welche man bei denselben findet, so läßt sich leicht darthun, daß die Scherben von schwarzem, schlecht gebranntem Töpfergeschirr, die Aexte aus Kieselstein, die Nadeln und Gabeln, die Kämme von Thierknochen, die durchbohrten Muscheln, welche als Zierrath oder zu Amuletten gedient haben mögen, daß alle diese Gegenstände, welche neben menschlichen Gebeinen in jenen mit den Ueberresten untergegangener Thiergeschlechter gefüllten Höhlen gefunden werden, vollkommen mit denjenigen übereinstimmen, welche man aus den Tumuli und Oppida, den Grabhügeln und Wohnplätzen der Ureinwohner von Gallien, Großbritannien

und Germanien aufgräbt und welche aus der Zeit der Eroberung herrühren oder doch nicht viel älter sind.

Ja sogar, wenn sich, was nicht selten vorkommt, unter den menschlichen Gebeinen in den Höhlen Muscheln finden, welche noch jezt an benachbarten Küsten vorkommen, und Knochen von jezt noch im Lande lebenden Thierarten, so erklärt sich dies vollkommen aus dem Gebrauche jener Völkerschaften, mit ihren Todten Waffen, Schmuck, ja Nahrungsmittel zu begraben. So findet man ganz gewöhnlich in den gallischen, germanischen und britannischen Grabhügeln Seemuscheln und Knochen von wilden und von Hausthieren, besonders vom Pferd, Hirsch, Schwein, und man hat mehrere Beispiele, daß in den Höhlen, welche zur Wohnung dienten, auch Leichen begraben wurden. Diese Gebräuche haben sich auch nach der römischen Eroberung neben einander erhalten, und in einer dieser Höhlen bei Anduze hat man eine kleine Figur, eine Lampe und Armbänder von Bronze gefunden, welche Gegenstände im ausgearteten römischen Geschmack gearbeitet sind.

Desnoyers glaubt, wenn man unter diesem neuen Gesichtspunkt die zahlreichen Höhlen in Perigord und Languedoc, bei Bèze, Sommières u. s. w., im Lande ciseaux genannt, untersuchte, würde man immer und überall die Bestätigung von Florus Worten finden und sich überzeugen, daß in Frankreich wenigstens die Reste von Menschen und von antediluvianischen Säugethieren, obgleich vom Zufall vermengt, ganz verschiedenen Zeiten angehören.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

Politische Conversionen. Interessante Höhenpunkte im Tockenburgischen.

Verwundert, aber auch erfreut war ich über Ihre Aufforderung, Ihnen aus dem Vaterlande der Telle, wo sich gerade jezt wieder eine große Anzahl von falschen Tellen und Tellen-Masken herumtummelt, einige Nachrichten mitzutheilen. Sind denn Ihre frühern Korrespondenten, die Ihnen so fleißig Bericht erstatteten, alle schon mit Tode abgegangen oder verewigt, wie wir hier zu Lande, zwar nur von höchst ausgezeichneten Personen, am liebsten von solchen, die unsers Glaubens gewesen, zu sagen pflegen? Oder sollte gar der eine und andere derselben convertirt haben, politisch nämlich, und nunmehr Bedenken tragen, in dem Galakleide seiner neuen Grundsäze vor Ihnen zu erscheinen, sey es aus Schaam über seine frühern Irrthümer oder aus Besorgniß, es möchte der Strom der Ereignisse vielleicht auch seine neuen Ueberzeugungen wieder mit sich fortreißen und ihn selbst wieder zu seinem uranfänglichen Glauben zurückschwemmen? Von dergleichen Umwandlungen und Transfigurationen könnte ich Ihnen eine Menge höchst auffallender Beispiele vorlegen, wenn es anders frommte, könnte Ihnen von Männern erzählen, welche, so lange es in unsern kleinen Staaten große Herren gab, diesen den Hof machten, kaum aber, daß sie auf die Seite geschoben waren, sich mit Geschrei unter das Panier des Volkes begaben, des edeln und großmüthigen, wie sie es nannten, um unter diesem ihr politisches Heil zu versuchen, oder auch von solchen, die noch vor wenigen Jahren, von der Höhe unserer Gebirge herab, in gellenden Tönen den servilen Nachbarn von der Freiheit des Nachwuchses der Grütlihelden posaunten, jezt aber auf einmal im Panzerhemde der verwegensten Stockaristokratie hervortreten, das Bein gelüpft und die Keule in der Hand: das Bein, um es ihren vormaligen ultraliberalen Kollegen zu unterschlagen, die Keule zum Auseinanderjagen der gesammten Demokratenbrut. Doch wozu dies? Und aus meiner Rolle mag ich ohnehin nicht fallen. Es erscheint nämlich der Referent vor Ihnen blos als einfacher, historischer Berichterstatter, gleichsam als ein nomenclator literarius, und übrigens als ein Mann, — durchaus keinen politischen Charakter an sich trägt. Mit solcher Charakterlosigkeit kommt man in unsern Tagen am besten zurecht. Man darf damit jedem freien Schweizerbürger, von welcher Farbe er seyn mag, dem Whigh und dem Tory, dem Anarchisten und dem Freunde gesetzlicher Ordnung, dem Volksführer und Verführer, dem Dorfdespoten wie dem Stadtregenten, und dem Beförderer zeitgemäßer Verbesserungen nicht weniger als dem ungestümen Widersacher alles Bestehenden, mit gleicher Freundlichkeit ins Auge blicken und beiden mit derselben Innigkeit die Hand drücken. In dieser Qualität nun möchte ich Ihnen diesmal eine kurze, mit einigen Nuzanwendungen auf die gegenwärtige Zeit begleitete Uebersicht desjenigen mittheilen, womit auf das Neujahr 1832 in mehrern unserer Bundesstaaten ohne Bund die Gelehrten und Schriftsteller, mitunter auch etwa einer, der keines von beiden ist, die Jugend ihrer Kantone nach alter, zum Theil uralter Sitte erfreut und beschenkt haben.

Der wissenschaftliche Verein zu St. Gallen legt in einer umfassenden Wanderung durch die Gebirge und Thäler von Nieder- und Ober-Tockenburg der Jugend, zunächst der St. Gallischen, viel Merkwürdiges, Anziehendes und Erfreuliches aus Höhen und Tiefen, von Natur- und Menschenwerken vor, nicht ohne Andeutungen noch schönerer Dinge für die Zukunft. Von solchen Wegen und Bergen, wie diese sorgfältige Topographie sie schildert, erfährt freilich der Reisende, der sich im Schwerte oder Raben zu Zürich durch den Lohnbedienten oder Oberkellner seine weitere Reiseroute durch die Schweiz angeben läßt, sehr wenig, und in den Wegweisern durch die Schweiz findet sich davon ebenfalls wenig oder gar nichts. Zu diesen Bergen gehören neben vielen andern der 7123′ hohe Käserruck oder Astrakäsern und der Speer oder Speerkamm. Jener, der östlichste unter den Sieben Kurfürsten, ist leicht und gefahrlos zu ersteigen; er bietet einen weichen Alpenteppich bis auf den Gipfel dar, und auf diesem eröffnet sich eine umfassende Fernsicht nach den Felsenkuppen, Schneewänden und Eisfeldern der Tyroler und Bündtner Gebirge, so wie nach den nähern Alpenketten von Sargans und Glarus und andern entferntern im Innern der Schweiz. In schauerlicher Tiefe dehnt sich zu des Wanderers Füßen der obere Theil des Wallensees, das Städtchen Wallenstadt, und weiter hinaus in stiller Pracht, als wären es Beete aus Edens Gärten, ein Theil des Rheingeländes. Dieser, auf dessen Kuppe, in einer Höhe von 6625′, nur wenige Personen Raum, aber einen sichern Stand finden, wird besonders häufig von den Landleuten ringsum in der Vornacht des Jakobstages besucht, um die aufgehende Sonne zu begrüßen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 45.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Februar 1832.

. . . Es wäre denn, es gehen alle Dinge eine Art von Kreislauf durch, daß, wie in den Zeiten, so auch in den Sitten ein Wechsel ist.

Tacitus.
Annalen.

Bemerkungen über den Glauben an das ununterbrochene Vorwärtsschreiten der Weltkultur.

Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts verdankt seine besondere historische Denkwürdigkeit vorzugsweise dem Eintritte der französischen Revolution. Ohne Zweifel zieht zunächst die politische Wichtigkeit dieses Ereignisses das Nachdenken des Beobachters auf sich. Die gänzliche Umwandlung eines so bedeutenden Staates, wie der französische ist, und die noch jezt ihrem ganzen Gehalte nach keineswegs zu berechnenden Einwirkungen des dort neu organisirten Staatslebens auf alle Nachbarländer, betrachtet kein geistig Mündiger, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit durch und durch ergriffen zu werden.

Gleichwohl gibt es für die Beurtheilung der Wichtigkeit jenes Ereignisses noch einen andern, wenn auch nicht so in das Auge fallenden Standpunkt; denjenigen nämlich, von dem aus wir den Einfluß der französischen Revolution auf die Behandlung der Wissenschaften zu überschauen versuchen. Selbst ein einzelner Theil aus dem sich hier entfaltenden Gemälde dürfte der Charakterisirung nicht unwerth seyn.

Daß durch den wilden Sturm des sich entfesselnden Volksgeistes auch Künste und Wissenschaften in Frankreich eine neue Richtung erhielten, war wohl natürlich; überall wird ja ihr umfassender Einfluß auf das wirkliche Leben erst durch die Aneignung an die Sitten und Meinungen des Volkes vermittelt.

Es mußte aber diese neue Richtung der Ideen ihre Erfolge in sofern weit über die Gränzen Frankreichs hinaus geltend machen, als die wissenschaftliche Ausbildung Europas im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts vorzugsweise durch französische Schriftsteller befördert worden war. Das übrige Europa war bereits so sehr daran gewöhnt, den französischen Boden als das Heimathland der mancherlei neuen, ihm zugeflossenen Ideen anzuerkennen, daß mit dem ersten Ausbruche der Revolution auffallende Gedanken und Meinungen von den Nichtfranzosen oft blos deßhalb angestaunt und sogar angenommen wurden, weil sie aus Frankreich kamen.

Unter den politischen Schriftstellern Frankreichs hatte namentlich Mercier durch seine, auch in anderer Beziehung höchst merkwürdige Schrift: l'an deux mille quatre cent quarante (1772.) *) und vorher schon Rousseau durch

*) Während man Voltaires Schriften als den Haupthebel bei der Vorbereitung der Köpfe für die Ereignisse der französischen Revolution bezeichnet, nimmt man von der politischen Wirksamkeit der Mercierschen Produkte gar keine Notiz. Gewiß thut man damit sehr Unrecht. In der That hat gerade Mercier durch die glühenden Farben, womit er das Glück eines gänzlich veränderten Zustandes ausmalte, die Phantasie seiner leicht beweglichen Landsleute vorzugsweise für den gewaltsamen Umsturz ihrer Verhältnisse gewonnen. Daß seine Absicht keine unedle, sondern eine höchst ehrenwerthe war, dafür bürgt sein literarischer sowohl als persönlicher Charakter hinreichend; allein die Wirkungen seiner lebendigen Gemälde konnten in dem damaligen Zeitpunkte nicht anders als sehr gefährlich seyn.

seinen contrat social (1762) eine Menge neuer Ansichten verbreitet, welche fast gleichzeitig mit Quesnays physiokratischen, ebenfalls sehr eigenthümlichen Ideen gerade in dem Augenblicke sich eine Bahn nach Deutschland hinüber brachen, wo hier Kant mit der ganzen Kraft seines Genies an dem Umsturze der bisherigen, mit der Politik sich ganz ruhig ausgleichenden Philosophie zu arbeiten begonnen hatte. Die Folgen dieses Zusammentreffens äußerten sich sehr bald darin, daß man, überzeugt von der Möglichkeit, die Verhältnisse des wirklichen Lebens nach den Grundsätzen der neuen Philosophie gestalten zu können, den Typus der leztern als die unentbehrliche Form für jede Wissenschaft und Kunst darzustellen und in Anwendung zu bringen versuchte.

Auch die Geschichte wurde nun als Wissenschaft nach jenem Maßstabe behandelt, und zwar mit desto größerem Eifer, je interessanter das Studium derselben für denkende Köpfe durch die unterdessen eingetretenen Ereignisse der französischen Revolution geworden war. So kam es, daß die von dem geistreichen, aber excentrischen Condorcet in seinem Werke sur les progrès de l'esprit humain (1793.) festgehaltenen Ideen über das Fortschreiten der Menschheit auch in Deutschland als Grundlage für die philosophische Charakteristik der Geschichte benuzt, und mit mancherlei Abänderung bei der Anordnung der Ereignisse zu Grunde gelegt wurden.

Mochte auch späterhin ein großer Theil der Historiker in der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit einer Konstruktion des geschichtlichen Wissens von vorne herein jene Ansicht von sich weisen: immer sind doch, selbst bis auf die neueste Zeit herab, viele ehrenwerthe Männer dem Satze treu geblieben: die Menschheit sey, vermöge der immer steigenden Zunahme der Weltkultur in einem rastlosen Vorwärtsschreiten begriffen, einem Satze, an welchen vielleicht auch de Pradt dachte, als er sich sein bekanntes Motto wählte: „Le genre humain est en marche, et rien ne le retardera pas.“

In sofern dürfte es auch vielleicht jezt noch zeitgemäß seyn, diesen Satz einer nähern Beleuchtung zu unterwerfen; zumal da der alles ausgleichende Einfluß der Zeit die Klippen für ein unpartheyisches Verfahren dabei schon größtentheils aus dem Wege geräumt hat. Dem Gemüthe und der Phantasie thun jene Versuche, die Geschichte nach den Grundsätzen der Philosophie von vorne herein zu konstruiren, gewiß sehr wohl; allein ihre idealische Natur scheint ganz gegen die Wahrscheinlichkeit ihrer Verwirklichung zu streiten. Ueberdieß werden wir auch dadurch nur zu leicht veranlaßt, die Thaten der Vorwelt als das Resultat der Barbarei zu betrachten. Es findet folglich keine andere Vergleichung der ältern Zeiten mit den neuern statt, als die, welche sich zwischen dem Geringern und dem Größern anstellen läßt. Hieraus entwickelt sich aber ein sehr wesentlicher Nachtheil, sofern alsdann alle die analogischen Schlüsse wegfallen, die man von den frühern Begebenheiten auf das machen kann, was in der Jeztwelt vorgeht. Denn eben durch die analogischen Schlüsse von den frühern Begebenheiten auf neuere wird die Philosophie der Geschichte begründet, die wahre und ächte historische Weisheit, ohne welche das Studium der Geschichte als Spielerei erscheint.

In der That, sobald wir der Geschichte diesen Stützpunkt entziehen, so hört sie auch auf, die wahre Schule der praktischen Lebensweisheit zu seyn, die sie nach dem Urtheile aller Verständigen seyn soll. Das Festhalten an der Idee von dem beständigen Vorwärtsschreiten der Weltkultur zwingt den Geschichtschreiber, die Begebenheiten einer allgemeinen Idee nachzumodeln, deren Natur der verschiedenartigsten Deutung ausgesezt ist. Dadurch muß der ernste, würdevolle Charakter der Geschichtschreibung gar sehr beeinträchtigt werden; und für alle jene heilsamen Wirkungen des historischen Studiums, die mit Rücksicht auf die eigenthümliche Würde der Geschichtschreibung von den edelsten Männern aller Zeiten als unausbleiblich geschildert worden sind, ist nicht die geringste Bürgschaft mehr vorhanden. Gewiß ein unersetzlicher Verlust! Doch wir dürfen die Furcht vor demselben zur Zeit noch verbannen. Die Geschichte selbst, der wahre magische Spiegel, woraus der denkende Kopf weissagen kann für die Zukunft, beweist ganz deutlich den ewigen Zirkel der Dinge: Kultur und Barbarei folgten stets wechselsweise auf einander.

Man hat allerdings eingewendet, durch diesen Glauben an die Kreisbewegung der Weltkultur werde alle freiere Thätigkeit für die Erreichung eines höhern Zieles gehemmt und, zum großen Nachtheile für alle geistige Veredlung, die stumpfe Hingebung des Fatalismus begünstigt; allein es läßt sich mit gutem Grunde an der Wirklichkeit dieser vorgegebenen Erfolge zweifeln.

(Der Beschluß folgt.)

Das Duell.

(Fortsetzung.)

„Als Emma wieder zu sich kam, hatten die Zeugen jenes Auftrittes sich schon großentheils verloren. Jezt ertönte der erste Bogenstrich der Ouvertüre; was noch zurückgeblieben war, vergaß das junge Mädchen und eilte die Treppe hinan. Emma folgte am Arme ihres Vaters; sie wußte nicht, was sie that, gleich Hammerschlägen pochte das Herz ihr in der Brust, die Knie bebten unter ihr, die Zunge klebte am bre enden Gaumen, in Ohr und Gehirn sauste, brauste Alles wie kochende Wellen durcheinander. Sie war keines Gedankens mächtig und stieg, auf ihren Vater gestüzt, maschinenmäßig aufwärts.

Auch ihr Vater war bleich, seine Stirne gefurcht; er eilte, der Corridor war erreicht, die Schließerin öffnete die Loge, aber im Moment, wo sie eintrat, sank Emma lautlos, ohnmächtig zu Boden. In demselben Augenblicke erschien mit ruhiger Haltung und heiterem Antlitze Eugen. Er kam wenigstens zeitig genug, um die Geliebte in den Wagen hinabzutragen. Glücklicherweise waren die Corridors, die Treppen eben frei, der Vorhang schon aufgezogen; die Theaterkontrole allein sah die junge Dame hinwegtragen. „Sie ist's, da ist sie!" murmelten der Austheiler der Kontremarken. Man fuhr in höchster Eile nach dem Hotel zurück. Welch ein Aufsehen um eines jungen Mädchens willen! Doch in Paris gleitet Alles vorüber, erlischt, wird vergessen. Was aber unter dem Peristyle der Oper vorgefallen, das, Meister, werdet Ihr bereits errathen haben."

„Vergebens bot Eugen alle Kunst der Liebe auf, die Geliebte zu beruhigen, die Zweifel ihres Vaters zu beschwichtigen. In Thränen schwimmend, besorgte Liebe, zärtliche Angst im Blicke, spähte Emma in Eugens Auge und mißtraute seinem Lächeln. „Ich wurde beleidigt, er liebt mich, ist brav, er wird mich rächen; Gott, wie unglücklich bin ich!" so sprach sie zu sich. Düster, schweigend bewachte der Vater gleichfalls jede Bewegung, jede Gebärde des jungen Mannes; die Erfahrung ließ dießmal den alten Mann an der Aufrichtigkeit des Geliebten seiner Emma zweifeln. Eugen betheuerte indessen der Geängsteten, man habe wegen jener beleidigenden Worte um Entschuldigung gebeten, und damit sey Alles abgethan. Hundert Mal ließ ihn Emma diese Versicherung wiederholen; sie fand trotz dem so wenig Ruhe, als ihr Vater Ueberzeugung."

„Es schlug Eilf. Eugen wollte gehen; ein Hoffnungsstrahl erglänzte jezt doch endlich auf Emma's Stirne, selbst auf der des Vaters. Da aber trat ein Diener ein und überreichte lezterem ein, von einem Unbekannten so eben überbrachtes Billet. Emma zitterte, Eugen wollte fort; der Greis aber hatte das Billet bereits aufgerissen und las. „Bleiben Sie!" rief er Eugen zu; leichenblaß, an allen Gliedern zitternd, halb bewußtlos, sank Emma auf ihren Sitz zurück. „Er hat uns getäuscht!" rief der Vater schmerzlich. „Er schlägt sich! wußte ich's doch!" seufzte Emma mit brechender Stimme. „Du beschimpft, Emma!" brach nun Eugen mit dem vollen Feuer einer in ihrem Heiligsten verlezten edeln Seele los; „ha! beschimpft, öffentlich, an Deines Vaters Seite, an meinem Arm! Emma, Emma, könntest Du ein Wesen ohne Liebe, ohne Muth, ohne Ehre lieben?" — „Eugen," nahm jezt der Vater feierlich ernst das Wort, „morgen früh um sieben Uhr erwartet man Sie im Bois de Romainville zu einem Gange mit den beiden jungen Wichten, denen Sie diesen Abend viel zu viel Ehre erwiesen, indem Sie ihre Unverschämtheit rügten; Vicomte d'O... und Herr St. M... sind Ihre Sekundanten. Die Waffen wird man an Ort und Stelle wählen. Sie sehen, Eugen, ich bin, dem Himmel sey Dank! wohl unterrichtet. Es ist also wahr?" — „Ja; ich wäre Emma's unwerth..." — „Halt! fangen wir einen unnützen Streit nicht von vorne an. Was Sie im Sinne haben, frage ich nicht; ich kenne ja Ihr Vorurtheil, Ihre Ansicht in Beziehung auf das Point d'Honneur. Sie dagegen kennen auch meine Grundsätze, meine Ueberzeugung in dieser Sache; wir weichen darin durchaus von einander ab. Aber nun hören Sie mich, Eugen: ich habe meine Rechte, wie Sie die Ihrigen; es steht Ihnen frei, das Point d'Honneur nach Ihrer Ansicht zu beurtheilen, und mir, hinsichtlich dieses Gegenstandes meinen Grundsätzen getreu zu bleiben. Sie sind Herr Ihres Lebens; noch bin ich Herr meiner Tochter. Sie sind entschlossen, sich zu schlagen, ich aber will keinen jungen Mann zum Eidam, der gegen den ersten besten Wicht sein Leben wagt, der, wie der Spieler sein Gold auf einen Wurf, seine Ehre auf eine Degenspitze oder an eine Kugel sezt. Solch einen Gatten will ich für meine Tochter nun und nimmermehr." — „Aber um Gotteswillen, ich bin ja auf ewig entehrt, wenn —" — „Keineswegs; kann ich etwa einen Ehrlosen zum Schwiegersohn wollen? Entsagen Sie dem Duell; Emma ist der Preis. Kann ich Sie höher achten? kann ich Ihnen einen entscheidendern Beweis meiner Achtung geben?" — „Sie, Sie! Die Welt aber?" — „Sie haben freie Wahl, Eugen; ich aber bin Vater. Sie haben Ihr Point d'Honneur, ich das meinige. Vermag meiner Emma Anblick Sie nicht zu rühren? Legen Sie die Thränen, die Seelenangst des armen Mädchens gegen Ihre Eigenliebe in die Wagschale; ein Blick auf Emma, und wenn Sie sie wahrhaft lieben, kann Ihnen die Wahl nicht schwer fallen. Emma, oder Duell; wählen Sie."

„Bei diesen lezten Worten hatte der alte Mann der Tochter Hand erfaßt, um sie aus dem Saale zu führen. „Emma," rief Eugen außer sich, „auch Du verdammst mich!" Emma riß sich vom Vater los, kehrte sich um und reichte Eugen die Hand. Durch ihre Bläße, ihre Thränen, ihre Verstörung brach ein Lächeln; welche Beredtsamkeit in diesem Lächeln! „Eugen, Eugen!" rief sie, seine Hand an ihr Herz pressend; ihr Auge strahlte, doch plötzlich fesselte eine geheime Macht ihre Lippen, ein gräßlicher Gedanke verscheuchte das auflebende Roth von ihren Wangen, das Auge umschleierte sich, die Hand wagte die des Jünglings nicht mehr festzuhalten; mit bebenden Lippen lispelte sie: „Eugen, gehorche meinem Vater! Auch ich untersage Dir, Dich zu schlagen." Rasch stürzte sie dem Greise nach und verschwand aus dem Salon.

„Betäubt, seiner Sinne kaum mächtig, als habe der Blitz ihn getroffen, oder als sey sein Fuß in die Erde gewurzelt, starrte Eugen nach der Stelle, wo Emma ihm entschwunden war. „Emma verlieren! Emma entsagen!“ Der furchtbarste innere Kampf zerfleischte seine wunde Brust; Schande, oder Emma aufgeben, schauderhafte Wahl! Die Nacht verfloß dem Gepeinigten nur tropfenweise. — Meister, die Hand auf's Herz, was hättet Ihr an des jungen Menschen Stelle gethan?“ — „Glaubst Du, der Alte habe im Ernste gesprochen, er würde wirklich Wort gehalten haben?“ — „Ganz gewiß; Eugen mußte wählen; er wußte dieß nur zu gut.“ — „Dann, lieber Asmodi, war die Sache äußerst kitzlich; allmählig fange ich an, zu errathen — doch rasch, der entscheidende Augenblick naht mit Flügelschnelle.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

(Fortsetzung.)

Der Speerkamm. Die Schlacht bei Dornach.

Auf dem Speer oder Speerkamm eröffnet sich eine Fernsicht vom ersten Range, die Ebel über die Säntisaussicht gesezt und Escher von der Linth hinsichtlich des Reichthums und der Mannigfaltigkeit der Gegenstände der großartigen, mit dem Erhabenen sich verschmelzenden Einfachheit, der Anmuth und Wärme der Färbung mit dem berühmten Panorama des Rigi verglichen hat. Diese Aussicht erstreckt sich über den größten Theil der nordöstlichen Schweiz und weit in Deutschland hinaus, über den Bodensee, den Zürichersee und einen Abschnitt des Wallensees, den Appenzeller Alpstein mit seinen höchsten Hörnern, den Säntis und Altmann, die Toggenburger und Nordsargansischen Bergreihen; dann über ein Heer von Tyroler Bergspitzen, über Graubündtens Bollwerke von ewigem Eise und Schnee, ferner über die Glarner Giganten, den Wiggis, Glärnisch und Dödi, den Pilatus und Rigi, als leuchtende Punkte aus dem Innern der Schweiz, den Linthkanal, dies große Denkmal eines der edelsten Schweizerpatrioten, eines der Wenigen, nach denen das Vaterland sich mit Schmerzen vergeblich zurücksehnt, den untern Theil des Glarner, des Gaster und Uznacher Landes und über so viel Anderes, was keine Beschreibung mit Klarheit anzudeuten vermag. Geschichtlich merkwürdig vor allen andern Ortschaften des Bezirkes Neutoggenburg ist das Dorf Wildhaus, sonnig und wirthlich gelegen am Fuße des Appenzellischen Alpsteins, und bestehend aus zwölf Wohnhäusern und zwei Pfarrkirchen, deren Einfassung durch eine große Anzahl zerstreuter, kleinerer Hütten gebildet wird. Eine dieser kleinen Behausungen, Listighaus genannt, in der Nähe der Wohnung des jezt in Amerika lebenden Volksdichters Rütlinger und des einst so beliebten Arztes Forrer, eines Toggenburgischen Michael Schüppach, ist die noch ziemlich gut erhaltene Geburtsstätte Ulrich Zwinglis, des fest einherschreitenden Arbeiters am Werke Gottes, den keine Leidenschaftlichkeit hinriß, wie sie das Thun und die Feder so mancher unter den Baumeistern und Restauratoren der modernen schweizerischen Staats- und Erziehungsgebäude verunziert. Seit dem Reformationsjubiläum im Jahre 1819 ist Zwinglis Hütte gleichsam zum Wallfahrtsorte, und ihr zu Liebe diese oberste Höhe des Thurthales von Fremden und Einheimischen häufig erstiegen worden. Für die leselustigen Wildhauser findet sich eine kleine Bibliothek unter dem Dache jener berühmten Behausung aufgestellt; auch haben seit der dritten Säkularfeier von Zwinglis Heldentode am 11. Oktober 1831 auf dem Schlachtfelde zu Cappel zahlreiche Freunde des Reformators und seines Werkes sehr ansehnliche Beiträge zur Errichtung eines Schulhauses zu Wildhaus zusammengelegt.

Das Neujahrsblatt für Basels Jugend, herausgegeben von der dortigen Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, führt das heranwachsende Geschlecht auf das Schlachtfeld von Dornach und erzählt ihm in kräftigen Zügen von dem glänzenden Siege, den am 22. Juli 1499 die Eidgenossen, 6000 an der Zahl, über 30.000 Oesterreicher, wovon 3000 Mann sammt ihrem Anführer Heinrich von Fürstenberg auf dem Platze blieben, erfochten. In den unverschanzten, weit von einander entfernten Lagern vor dem, von den Eidgenossen besezten Schlosse Dornach hatten die fremden Heere sich in sorglose Unordnung aufgelöst. Unter andern feierten sie den Magdalenentag, ihrer Waffen und Rüstungen entledigt, mit unheiliger Lust. Indeß die Elsässer Bauern Wein und Eßwaaren herbeiführten, stellten Basels Domherrn sich bei ihren Vettern und Freunden unter den Kriegern mit feinen Leckerbissen ein, mit köstlichen Kleidern und Gefäßen von Silber. Die Ritter, im Schatten von Laubhütten, pokulirten und scherzten unter Spiel und Gesang, während andere mit Baden in der Birs, mit Spaziergängen, welche, der großen Hitze wegen, zuweilen in bloßen Badehemden stattfanden, sich um die langen Sommertage berückten und zum Ueberflusse ein wenig rathschlagten, wie das Belagerungsgeschütz am zweckmäßigsten zu postiren sey. Den Eidgenossen aber fielen nach geschlagener blutiger Schlacht diese Lustlager alle, sammt ihren Herrlichkeiten in die Hände. Und nachdem sie, was unter den Kriegern des 19ten Jahrhunderts nicht mehr Sitte ist, Gott auf der Wahlstatt selbst knieend für den Sieg gedankt, ihre Todten gemeinschaftlich unter den Leichen hervorgesucht und ihre Verwundeten verbunden hatten, sezten sie sich hin, das zu verzehren, womit die feindseligen, jezt haufenweise von den kalten Armen des Todes umschlungenen Fremdlinge sich selbst hatten gütlich thun wollen, tranken fröhlich aus den silbernen Bechern der Ritter und Herrn, und erlustigten sich an dem Bestande des eroberten Lagers, staunend beim Anblicke des prächtigen Gräflich Fürstenbergischen Gezeltes, der vielen Kleinodien, Silbergeräthe und Staatskleider, des reichen Fundes an klingender Münze, Harnischen, Helmen, Kugeln, Blei und Vorräthen aller Art. Das Panner von Straßburg, ein anderes von Freiburg im Breisgau, die Fahne derer von Ensisheim und sieben kleinere Standarten, insgesammt im Gewirre des Treffens erbeutet, trugen mit dazu bei, den Sieg zu verherrlichen; desgleichen die Menge des eroberten groben Geschützes, worunter eine 55 Centner schwere Hauptbüchse, das Kätterl von Ensisheim genannt, worauf zierlich gegossen zu lesen stand: „Oestricher heiß ich, Schloß und Städt' brech ich; Vor meinem Gwalt hüt dich!“ ferner eine Karthaune von 40 Centnern, eine andere messingene und eine Halbschlange, welche alle dem Kaiser gehört hatten, nebst noch vielen kleinern Halbschlangen und Steinbüchsen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Februar 1832.

Wer lehret mich? was soll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsers Lebens Gang.

Goethe.

Das Duell.

(Beschluß.)

„Schon um sieben Uhr Morgens fanden sich die beiden Sekundanten Eugens bei Emma's Vater ein; sie zeigten ihm, äußerst höflich zwar, aber kalt und gemessen, an, das Rencontre habe nicht stattgefunden. Um Mittag erschien Eugen im Hotel. Mit Innigkeit empfing ihn der Alte und reichte ihm liebevoll die Hand. In Emma's holden Zügen waren die rührenden Thränenspuren einer kummervoll durchwachten Nacht noch sichtbar. Eugen nahte ihr schüchtern, sie erröthete. Am Abend war Gesellschaft in Emma's Hotel. Als Eugen erschien, lächelten die jungen Damen; Emma fühlte sich verlegen, keiner der jungen Leute kam dem künftigen Gemahle der Königin des Salons entgegen, Eugen blieb allein zur Seite stehen. Man wisperte leise unter den Fächern, spöttelte hinter der Lehne der Fauteuils; galt das ihm? Emma blieb den ganzen Abend am Piano sitzen, das Musikpult barg ihr Antlitz, sie schlug die Augen gar nicht mehr auf: der Ruhm, der Stolz ihrer Liebe war dahin!

„Zwei Tage später war Ball. Der durch Eugen verscheuchte Schwarm von Werbern um Emma's Herz und Hand erschien wieder; von Neuem stürzten die jungen Tänzer mit weißen Handschuhen ihr entgegen. Der erste Contretanz war indessen Eugen vorbehalten; aber ach! kaum war er, Emma am Arme, in die Reihen der in Jugendblüthe prangenden, festlich geschmückten, freudestrahlenden Tänzerpaare getreten, so verschwand sein vis à vis und wechselte den Platz; ohne die Aushülfe eines kleinen siebenjährigen Mädchens und eines Schülers hätte sich Niemand gefunden, um mit Emma und ihrem Tänzer zu figuriren. Vielleicht war es Zufall; aber die ausgelassene Fröhlichkeit, das absichtslose Lachen der jungen Welt, einzelne Worte, die, wenn die Paare sich durchkreuzten, gewechselt wurden, klangen dem bereits gereizten, unruhigen, lauschenden, gefolterten Mädchen wie höhnisches Gemurmel, wie Worte giftigen Spotts; nur Eugens Namen hörte ihr Ohr flüstern, nur spöttischem Lächeln begegnete ihr Blick; Eugens gezwungenes Wesen, eine ihm sonst so durchaus fremde Befangenheit — er theilte seiner Braut Besorgnisse — erhoben solche in ihren Augen vollends zur Wahrheit. Eugen war gedemüthigt! wie unglücklich fühlte sich Emma.“

„Für alle übrigen Contretänze war Emma versagt, und Eugen? Er tanzte nicht mehr: alle Damen waren engagirt.“

„Am folgenden Tage war Emma unpäßlich, am zweiten litt sie an Migraine, am dritten war sie zu Besuch, am vierten nicht sichtbar, am fünften — reiste sie auf's Land.“

„Asmodi, der Zeiger!“ — „Ich seh' es wohl, Meister. — Der unglückliche junge Mann wurde endlich inne, daß er, indem er der Liebe die Ehre zum Opfer gebracht, die Geliebte verloren habe. Seine Seele ist stolz, edel,

sein Gefühl tief, er weiß, Liebe und Ehre kehren nicht wieder. Da schlägt's! . . ."

Die Uhr schlug Drei. Ich wollte hinblicken, aber plötzlich schnürte mir das Entsetzen krampfhaft die Brust zusammen, mein Blut erstarrte, unwillkührlich schloß ich die Augen. „Asmodi!" rief ich, „halt ihn zurück!" In demselben Augenblicke aber erbebte das ganze Hotel von einem furchtbaren Knall. Ich verhüllte mit beiden Händen das Gesicht, ich konnte das Gräßliche nicht sehen. Bei Asmodis schallendem Gelächter öffnete ich die Augen; Alles war verschwunden, wir standen weit weg von der Unglücksstätte.

„Nun, Meister," fragte mein Teufel, „was meint Ihr denn nun eigentlich vom Duelle? Hätte der junge Mensch sich schlagen sollen?" — „Allerdings! ohne Zweifel!" — „Einverstanden! Demnach hatte also der Vater des Mädchens Unrecht, daß er ihn davon abhielt?" — „Keineswegs, er handelte weise; das Duell ist eine Pest, eine Schande der Menschheit, ein empörender, blutiger Gräuel!" — „Gleichfalls einverstanden; was ist denn nun aber nach dem Allen in Summa Eure Meinung?" — — „Meine Meinung?" — „Eure Meinung; wie entscheidet Ihr, Meister?" — „Wahrhaftig — in der That, Asmodi, ich weiß es nicht! Und Du, Herr Satan?" — „Meister, mir geht's eben nicht besser: ich weiß es nicht. Dieß ist aber in diesem eurem aufgeklärten, erleuchteten Jahrhundert so ziemlich eure Meinung über Alles, von eurer Seele bis zu meinen Hörnern." — „Meinst Du, Asmodi?" — „Es ist die reine Wahrheit, so wahr ich hinke!" — „Wenn dem so ist, Asmodi, so haben wir es wahrlich weit gebracht!"

Bemerkungen über den Glauben an das ununterbrochene Vorwärtsschreiten der Weltkultur.

(Beschluß.)

Die ausschweifenden Ideen von einer höchsten Stufe der menschlichen Kultur, die sich erreichen lasse, gehören, wenn wir Recht haben, in die Kategorie der schönen Träume und bunten Seifenblasen; aber desto mehr vereinigen sich auch zugleich die besten Kräfte des Menschen in der Thätigkeit für die edelsten Zwecke des praktischen Lebens und gesellschaftlichen Zustandes.

Jeder Edle, der sich überzeugt hält, es werde wieder einmal eine Zeit der Barbarei kommen, arbeitet desto eifriger, diesen, ihm historisch bekannten Zeitpunkt so lange als möglich von der Menschheit noch entfernt zu halten. Durch den ewigen Kampf mit dem Schicksal wird das Menschengeschlecht unmerklich so gestärkt, daß die Wirkungen der Barbarei bei jeder Wiederkehr immer weniger Gewalt über dessen edelste Kräfte haben. Hiedurch allein äußert sich die wahre Perfektibilität des Menschengeschlechts; sie läßt keine von den auffallenden Erscheinungen erwarten, die man bei dem Glauben an das ununterbrochene Vorwärtsschreiten der Weltkultur so gern als ihre sicher vorauszusehenden Erfolge geltend machen will; allein sie hat weit mehr historische Wahrheit, als die angeblichen Wirkungen dieses, aus der Erfahrung niemals erweisbaren ununterbrochenen Vorwärtsschreitens. Früherhin konnte das Menschengeschlecht stets, so oft es sich durch einen Zeitraum von ein Paar tausend Jahren hindurch zu einem gewissen Grade von Kultur emporgearbeitet hatte, und nun durch die Thaten weltstürmender Eroberer wenigstens zum Theil wieder in die Fesseln der Barbarei zurückgeschleudert ward, nur sehr langsam von diesen Fesseln sich frei machen. Nach und nach aber wuchs mit jeder Wiederholung des Kampfes auch die Kraft zu kämpfen. Das Dunkel der wiederkehrenden Barbarei ward immer häufiger durch die Lichtstrahlen der entgegenstrebenden Kultur erhellt; statt der sonstigen Erstarrung trat in solchen, alles umstürzenden Zeiten späterhin nur eine Art von Schlaf ein, der leichter als ehemals einem heftigen Anstoße wich. Und so werden auch in Zukunft die Perioden der wiederkehrenden Barbarei immer kürzere Dauer haben, je mehr sich jedes Zeitalter bestreben wird, das Licht zu erhalten und die Dunkelheit zu vertreiben. Bevor aber ein Zeitpunkt wirklich eintreten wird, wo diese Rückfälle der Barbarei gar nicht mehr stattfinden, wird gewiß eine allgemeine Erdrevolution hereinbrechen.

Doch dem sey, wie ihm wolle; genug, daß das Mittel zur Erreichung der höchsten Zwecke des Menschengeschlechts nach meiner Ansicht nicht in einem idealischen Emporstreben zu suchen ist, sondern in dem beständigen Kampfe um Gewinn an innerer Kraft zum Schutze gegen die wiederkehrenden Einwirkungen der Barbarei. Ich glaube, die Natur, diese einzige, wahre Führerin des Menschengeschlechts, bietet uns auch hier ein Vorbild. Auch sie bleibt im Allgemeinen, im Aeußern, wie sie ist; im Innern dagegen nimmt sie, durch den beständigen Kampf ihrer Elemente, an Zeugungskraft zu. Viele meinen freilich, diese Kraft nehme vielmehr ab; allein dieß scheint nur zum Theil wahr zu seyn, nur in sofern nämlich, als der rohe Stoff in der Natur durch die wiederholte Verarbeitung mehr verfeinert wird. Er verschwindet eben so, wie die Lebenskraft in den Völkern, blos von der Oberfläche, wird aber, gleich dieser, nie zerstört, sondern es ist vielmehr zu erwarten, daß nach Ablauf einer, freilich nicht streng zu berechnenden Zeit der rohe Stoff im Menschen, so gut wie in der Natur, durch eine allgemeine Revolution, dergleichen unser Erdkörper und unser Menschengeschlecht gewiß schon meh-

rere erfahren haben, von Neuem werde zu Tage gefördert werden.

Die hier aufgestellten Behauptungen erhalten Nachdruck durch das unverwerfliche Zeugniß der allgemeinen Völkergeschichte. Sobald wir diese leztere bei der Abwägung unsers Urtheils über den Kulturgang des Menschengeschlechts zu Rathe ziehen, so zeigt es sich uns deutlich, daß derselbe, zufolge der für uns beglaubigten historischen Sagen, von dem Stammsitze der Urvölker, von Asien aus, immer weiter nach Norden zu sich bewegte. Die Aufeinanderfolge der herrschenden Völker spricht für die Wahrheit dieses Satzes. Egypter in Thebais und Möros, Phönizier in Tyrus und Sydon, Griechen in Kleinasien und auf dem Peloponnes, Römer in Italien und Gallien, Franken und Germanen in Deutschland, Scandinavien und England, Slaven in Polen und Rußland waren entweder früherhin die Verbreiter der Kultur, oder sind es noch und werden es künftig seyn. Ohne Zweifel ist ein vorzüglicher Grund dieser Richtung nach Norden hin im Einflusse des Klimas zu suchen. Indem die größere Milde desselben die natürlichen Anlagen der Bewohner südlich gelegener Erdstriche zeitiger entwickeln hilft, bewirkt sie auch, in Folge der erhöhten Kultur, nach und nach ein geistiges Erschlaffen, welches durch die um sich greifende Weichlichkeit genährt wird. Deshalb wendet sich denn die Geistesthätigkeit immer weiter dem Norden zu, d. h. den Ländern, deren rauhe, lebende und leblose Natur den umschmelzenden Einfluß der gesteigerten Ausbildung bisher noch nicht empfunden hatte. Wenn man sich nun aber den Kreislauf vollendet denkt: wenn einmal kein rauher Norden weiter innerhalb der Grenzen unserer Erde für die fortstrebende Thätigkeit des bildenden Weltgeistes freien Spielraum darböte? Wie dann? Hier ist es eben jene oben aufgestellte Ansicht von dem Zurückfallen der früher auf einer hohen Stufe der Ausbildung befindlichen Länder in den Zustand der Unkultur, die uns nach ihrer historischen Begründung erwarten läßt, die Weltkultur werde dann ihren Kreislauf auf einem ihr früher befreundeten, später aber wieder verwilderten Boden von Neuem beginnen. Entfernt ist freilich dieser Zeitpunkt, weit entfernter, als man, einigen historischen Systemen zu Folge, vermuthen sollte. Wenn nun auch einmal Europa, ebenso, wie bisher Asien und Afrika, in allen seinen Nationen den Einfluß der höhern Kultur wirklich erfahren haben wird, welchen unermeßlichen Spielraum eröffnen dann Amerikas Zonen ihrer schaffenden Kraft! Asien und Afrika erscheinen freilich fast veraltet und noch auf lange Zeit hin einer geistigen Wiedererweckung nicht fähig; allein eine nähere Betrachtung von Amerikas Verhältnissen führt den Beobachter bald darauf, höchstens dem Norden desselben die Spuren früher vorhanden gewesener, von Asien herüber gekommener höherer Kultur zuzugestehen, die südlichen Theile aber, welche davon durch unübersteigliche Höhen geschieden werden, blos als neuangebaute Wohnsitze fremder Einwanderer zu betrachten. Schon die Verschiedenheit der Volksstämme in Amerikas beiden Hälften streitet für diese Ansicht. In Australien dagegen scheinen die wenigen Spuren von früherer Volksbildung nur auf einen unsichern Okkupationsplatz handelnder Nationen oder vertriebener Volksstämme hinzudeuten.

Diese Behauptung möchte sich wenigstens hinsichtlich des Theiles von Australien rechtfertigen lassen, der die Kontinente von Neuholland und Neuguinea, so wie die neuen Hebriden und Neukaledonien in sich begreift, und dessen Bewohner durch Körperbildung und Lebensweise ihre Abstammung aus Afrika verrathen. Die übrigen Bestandtheile von Australien, wie die Gesellschafts-, Freundschafts- und Marquesasinseln, deßgleichen Neuseeland, sind freilich wohl weit früher bevölkert worden; ihre Bewohner kamen aus Asien von den Karolineninseln her, und waren gewiß schon zur Zeit ihrer Einwanderung auf einer weit höhern Stufe der Kultur, als die erstgenannten.

C. F. Vogel.

Der Strom.

Es strömet durch ein kleines Reich
Ein Strom, an Wasser und Wellen reich,
Er brauset laut, er raset toll,
Sein Bett ist über und über voll.

Er wallet und stürzet, hinauf, hinab,
Und sucht sich, und sucht sich mit Wuth sein Grab,
Und kann es nicht finden, und siedet und schäumt,
Und hoch sich über sein Ufer bäumt.

Die Welle tobt, die Welle schwillt,
Wird nicht gezähmt und nicht gestillt,
Und leget sich nicht und schweiget nicht,
Bis in Todesangst sie ein Thor sich bricht.

Da springt sie hinaus in ein freies Meer,
Das ist gewaltig groß und hehr;
Es nennt's kein Namen, es faßt's kein Wort,
Kein Ufer hat es und keinen Ort.

Und so sie in's Meer geströmet sind,
Da werden die Wellen, als wie ein Kind,
Und schwimmen im herrlichen Ocean,
Wie auf Silberfluthen ein sel'ger Schwan.

Du kennest den Strom, du kennest das Reich,
Du darfst nicht suchen, du hast es gleich;
Die Wiege, daraus er strömt mit Schmerz,
Das ist ein kleines Menschenherz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

(Fortsetzung.)

Bilder aus der frühern Geschichte der Schweiz.

Es herrschte in damaliger Zeit unter den Eidgenossen ein liebreiches und gutes Vernehmen, und wo ihr Panier wehte, da waltete Eintracht. Und was verkündet eure vielfach zerrissene und durchlöcherte Bundesfahne, ihr Eidgenossen von 1832? Wo würdet ihr stehen, wenn 30,000 Fremdlinge, gleichviel, von wannen her, und ob weiß, oder blau, oder grün gekleidet, über eure Grenzen einbrächen? Bittet den Gott eurer Väter, daß er solche Gefahr von euch ferne halte, auf daß ihr nicht, troz aller Prahlerei mit Worten und Schrift, darin zu Grunde geht!

Eine Reihefolge Thurgauischer Neujahrblätter, welche die Bezirkshauptorte dieses Kantons zum Gegenstande hat, schließt sich mit dem Bezirke Tobel, und erzählt von dem zwischen den Flüssen Thur und Murg in anmuthiger Landschaft unter schönen Wiesengründen gelegenen Hauptorte dieses Namens. Die Umgegend ist reich an Erinnerungen aus ferner Vergangenheit. Hier mahnen die Ruinen, dort noch lezte, kaum mehr erkennbare Spuren der Ritterburgen von Spiegelberg, Lommis, Oberburg, Hattnau, Zezikon, an edle, in der Schweizergeschichte zum Theil nicht unbekannte, den mächtigen Habsburgischen Fürsten befreundete Stämme, die nicht mehr sind. Einer jener Herren von Zezikon (Zazichoven), Ulrich von Z., hat sich durch sein Heldengedicht „Lanzelot vom See“ bei den Freunden deutscher Dichtung in rühmlichem Andenken erhalten. Den hervorstechendsten Punkt im Bezirke Tobel bildete das dortige, seit 1811 durch die Thurgauische Regierung in eine Zucht- und Strafanstalt verwandelte Johanniterhaus. Dasselbe war, nebst dreißig Höfen, eine von dem Grafen Diethelm, der seinen Bruder Friederich schändlich ermordet hatte, an die Ritter des Spitales des heil. Johannes zu Jerusalem gemachte Schenkung, verdankte seinen in das dreizehnte Jahrhundert fallenden Ursprung der Reue über eine Gräuelthat, die er sühnen sollte, und erhob sich dann durch wiederholte Vergabungen der Grafen von Toggenburg zur reichsten Comenthurei im ganzen Schweizerlande. Unter den Comenthuren zu Tobel erscheinen, unter den Namen derer v. Andlau, v. Roll, v. Schönau, v. Metternich, v. Hatzfeld und vielen andern meist erloschenen Geschlechtern edler Abkunft, als ausgezeichnet zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Conrad v. Schwalbach, der das von den Appenzellern zerstörte Johanniterhaus stattlich wiederherstellte, etwas später Georg Schilling v. Canstatt, Gouverneur zu Tripolis, der, nachdem er unter den Vertheidigern der Insel Rhodus gegen die Türken gekämpft hatte, nach erfolgter ehrenvoller Uebergabe der Insel mit den übrigen Rittern, wie er selbst an den Ordensmeister von Deutschland schreibt, „nackt, bloß und krank, und um das Archiv der deutschen Zunge retten zu können, mit Aufopferung der Habe von Rhodus abgezogen war;“ ferner zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts der Comenthur v. Sturmfeder, der unter mancherlei guten und schlechten Verordnungen, die Wirthschaftspolizei betreffend, gar weislich verfügte, was nachsteht: „Weil seit etlichen Jahren eine große und zum Theil unerschwingliche Theurung gewesen, dagegen viele Leute sind, die sich des Weintrinkens und der Wirthshäuser nicht enthalten wollen, sondern Tag und Nacht in denselben liegen, während bisweilen Weib und Kind daheim weder Muß noch Brod haben, denen die Wirthe fünf, zehn, zwanzig, dreißig bis vierzig Gulden, so hoch sich die Summe belaufen mag, als Zeche aufschreiben und hernach deren Haus, Hof, Acker, Wiesen, Feld und Alles, was sie haben, verganten, dadurch dann solche Leute um Alles kommen und am Ende betteln gehen müssen: — so wird verordnet, daß keiner mehr seine Haushabe in der Herrschaft einem Wirthe aufschlage, daß der Wirth aber auch nicht weiter warten solle, als bis ein Gulden aufgelaufen, außer bei Wöchnerinnen und Kranken, und so ein Wirth weiter zuwartete, dem solle weder Recht noch Gant gehalten werden. Auch sollen die Almosensgenössigen nicht in das Wirthshaus gehen, oder das Almosen verlieren, und kein Wirth ihnen borgen, noch warten.“ Sollte wohl eine so überaus zweckmäßige Verordnung in den schweizerischen Bundesstaaten nicht auch jezt noch ihre Anwendung finden? Sind doch noch vor wenigen Tagen in einem einzigen Kanton, lange nicht dem größten unter den zweiundzwanzigen, der noch dazu längst schon mit Tavernen und Estaminets im Ueberflusse versehen ist, in Folge der Grundsätze von Volkssouveränität und Gewerbsfreiheit, an nicht weniger als fünfhundert siebenunddreißig Individuen obrigkeitlich Weinschankpatente ertheilt worden.

Der Verfasser eines der Bernischen Jugend gewidmeten Neujahrblattes hat sich den Krieg zwischen Bern und Wallis von 1418 zum Hauptgegenstande seiner historischen Abhandlung gewählt, eine Fehde, die, ohne eben von folgereichen Ereignissen begleitet zu seyn, blos zwischen Nachbarn stattfand, die sonst in freundschaftlichen Verhältnissen mit einander gestanden hatten, und die den betheiligten Partheien beiderseits eitel Noth und Beschwerden verursachte, ohne eine andere Frucht zu bringen, als die Verwüstung der angrenzenden Gegenden. Aus dieser mit mancherlei kurzweiligen Zwischengeschichten von Zigeunern, Concilien, Päbsten, Pabstwahlen u. s. w. versezten Darstellung will Referent einzig dasjenige ausheben, was von einer damals in Wallis herrschenden, ganz eigenthümlichen Manier, das Volk gegen einen Mächtigen, oder gegen seine eigene Regierung in Harnisch zu bringen und in Bewegung zu setzen, gemeldet wird. Einige Unzufriedene thaten sich zusammen, rissen nächtlicher Weile eine Birke sammt den Wurzeln aus der Erde, steckten in die aufwärts zusammengebundenen Aeste eine zu einem Gesichte zugeschnittene Keule, Matze genannt, gruben dann den Baum an einer frequenten Straße wieder ein und legten sich nahe dabei in Hinterhalt. So wie der Morgen anbrach und die Straße anfing lebendig zu werden, stellten die Vorübergehenden sich erst einzeln hin, um die Matze zu begucken. Sobald dann, was jedesmal schnell genug der Fall war, der Gaffer viele geworden, fingen sie auch an, sich über ihre Bedeutung zu besprechen. Nun machten die Leiter der Volksbewegung sich aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Einer stellte sich unter die Matze hin und ein Anderer fing an zu fragen: „Matze, was ist dir Uebels geschehen? warum bist du hier? Wir wollen dir helfen; aber sprich, von wem leidest du? wer unterdrückt dich? Ist es der, oder der, oder der?“ Dann nannte er eines der mächtigsten Geschlechter nach dem andern mit Namen und bemerkte bei jedem die Gattung von Volksbedrückung, deren es verdächtig seyn oder verdächtig gemacht werden sollte. So lange nun Geschlechter ausgerufen wurden, auf die es nicht abgesehen war, blieb die Matze unbeweglich.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. Februar 1832.

Wenn Islam Gott ergeben heißt,
In Islam leben und sterben wir alle.

Goethe.
Westöstlicher Divan.

Mahometanische Leichengebräuche.

Nach den zwölfjährigen Beobachtungen eines Engländers in einer indischen muselmännischen Familie.

„Ich glaube an Einen Gott, der über Allem ist, dem allein Anbetung gebührt. Ich glaube, daß Mahomet das Geschöpf Gottes des Schöpfers ist; ich glaube, daß Mahomet der Gesandte Gottes ist und der lezte der Propheten; ich glaube, daß Ali der Führer der Gläubigen ist, der erste Erbe des Gesetzes; ihm also sind alle Gläubigen Gehorsam schuldig. Ich glaube, daß Hasan und Hosein Alis Söhne sind; daß Ali der Sohn ist Hoseins, und Mahomet der Sohn Alis, und Jausur der Sohn Mahomets, und Moosa der Sohn Jausurs, und Ali der Sohn Moosas, und Mahomet der Sohn Alis, und Ali der Sohn Mahomets, und Hasan der Sohn Alis, und Mhidhie der Sohn Hasans. Die Gnade Gottes sey mit ihnen! Dieß sind die wahren Führer der Gläubigen und das Wort Gottes ist von ihnen gebracht worden zu den Völkern.“ Dieß ist die symbolische Gebetformel der Muselmänner von der Sekte der Sheahs. Man lehrt sie in den muselmännischen Familien die Kinder beiderlei Geschlechts, sobald sie sprechen können, und da das Gebet unzählige Mal täglich wiederholt wird, so wird ihnen dasselbe von der zartesten Jugend an geläufig. — Ich will hier die Leichengebräuche der Muselmänner beschreiben, denn in ihnen tritt der Charakter ihrer Religion am sprechendsten hervor. Die sterbliche Hülle eines Muselmanns wird, sobald alles Leben erloschen ist, in den Sarg gelegt und mit dem dem Stande des Verblichenen angemessenen Gepränge auf den Begräbnißplatz getragen. Hier schlägt man ein Zelt auf und stellt ein Gefäß mit Wasser neben den Sarg. Dieses Wasser dient dazu, den Körper zu waschen, und noch zu mehrern Ceremonien, welche vor der Beerdigung vorgenommen werden. Nachdem der Körper außerhalb des Sargs sorgfältig gewaschen ist, läßt man ihn abtrocknen und streut sodann Kampfer auf die Hände, Füße, Arme und die Stirne des Leichnams, als auf die Stellen, welche täglich den Boden berührt haben, weil bekanntlich der Muselmann, so oft er sein Gebet verrichtet, sich niederwirft und den Boden mit der Stirne berührt. Sodann wird der Körper in ein Leichentuch von sehr weißem Stoffe gewickelt, worauf Stellen aus dem Coran geschrieben stehen. Ein frommer Muselmann rüstet das Tuch, in dem einst seine sterbliche Hülle ruhen soll, bei Zeiten. Gewöhnlich schreibt man selbst Verse aus dem Coran darauf. Ich hatte einem Bekannten ein Stück sehr feinen Battist zum Geschenk gemacht, und er bestimmte es sogleich zu seinem Sargtuche. Oft traf ich ihn später, wie er sorgfältig heilige Sprüche auf den Battist schrieb.

Ist der Körper in das Tuch gewickelt, so nimmt man ihn sachte auf und legt ihn auf die Seite, das Gesicht nach Mekka gewendet. Der Maulve oder Priester tritt

feierlich an den Rand des Grabs, das tiefer und breiter ist als die unsrigen, und spricht mit lauter Stimme das oben angeführte Gebet. Er sezt am Schlusse bei: „Dieß waren die guten, heiligen Führer, o Sohn Adams! (der Priester nennt dabei den Namen des Verstorbenen). So jezt die beiden Engel zu dir kommen, die da sind die Maccurrus *) (Boten) deines großmächtigen Gottes, so werden sie dich fragen, wie folgt: Wer ist dein Gott? wer ist dein Prophet? was ist dein Glaube? was ist dein Buch? wo ist dein Kiblah? **) wer ist dein Führer? — Und du wirst den Maccurrus antworten: Mein einziger Herr ist Gott, der herrlich thronet über Allem; Mahomet ist mein Prophet, Islam mein Glaube, der Coran mein Buch, die Kaubah (der heilige Tempel zu Mekka) mein Kiblah; Emaum Ali, mit dem Zunamen Zynool Aubezdine, Emaum Mahomet ꝛc. (hier folgen Alle in dem obigen Gebete genannten Heiligen mit ihren Zunamen) sind meine Führer und alle sind meine Mittler; ihnen weihe ich meine Liebe, ihren Feinden meinen Haß, und was ich hier gelobe, gilt in Ewigkeit."

Dann fährt der Maulve fort: „Laß, o Mensch! (hier wird wieder der Name des Verstorbenen genannt) dein Herz durchdringen von der Wahrheit, daß der Gott, den wir anbeten, der einzige Gott ist; daß er allein groß ist und herrlich, der allmächtige Gott, der da ist über Allem; daß Ali und die nach ihm kamen (hier werden wieder alle angeführten Namen wiederholt) die besten Führer sind; daß Alles, was da kommt mit Mahomet, wahr ist: der Tod ist wahr; was Moonkih und Nykee (die beiden obengenannten Engel) lesen, ist wahr; die Auferstehung ist wahr; die Brücke Sirraat ist wahr; die Wage ist wahr; Himmel und Erde sind wahr; die Hölle ist wahr; der Tag des Gerichts ist wahr. Glaube festiglich an das Alles, denn es ist wahr; glaube auch, daß Gott, der Große, Herrliche, alle Todten auferweckt aus ihren Gräbern." — Darauf liest der Maulve den folgenden Segen: — „Gott, dein Herr, der allgütige Gott, nehme deine Antworten gnädig auf, er führe dich auf dem Pfade des Heils und verleihe dir die Gnade, daß du seinem göttlichen Antlitze und dem seiner Propheten nahest. Die Barmherzigkeit des Allmächtigen sey mit dir in Ewigkeit. Amen."

Wenn diese Ceremonie vollzogen ist, entfernt sich der Maulve in ernstem, feierlichem Schritt vierzig Schritte weit vom Grabe; er kehrt sodann um, geht mit derselben Feierlichkeit wieder dem Grabe zu und spricht am Rande desselben folgendes Gebet: „Großer, herrlicher Gott, wir bitten dich in Demuth, du wollest die Erde deinem Knechte leicht seyn lassen; nimm seine Seele auf zu dir, und möge er Gnade und Barmherzigkeit vor dir finden. Amen!" Amen! wiederholt die ganze Versammlung. Damit ist die Leichenfeierlichkeit zu Ende. Die Diener werfen Erde in das Grab; es wird aber vierzig Tage lang — so lang währt die eigentliche Trauer — Tag und Nacht nicht ganz verlassen, der Todte müßte dann ganz dürftig gewesen seyn. Man besoldet Leute, welche am Grab im Coran lesen müssen, und in vornehmen, reichen Familien werden zwei solcher Coranleser, welche einander ablösen, Jahrelang angestellt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Augen dieser Boten der Gottheit sollen einen hellen Glanz von sich geben. Die Muselmänner fürchten sich so sehr vor diesem blendenden Schimmer der Augen der Maccurrus, daß sie, um in jenem peinlichen Verhöre einmal nicht zu stocken, die Säze, welche sie den Engeln zu antworten haben, hersagen, so oft man ein Licht ins Zimmer bringt; denn die Augen der Engel sollen so hell strahlen, als die Lichter der Lampen. Weil die Muselmänner beim Erscheinen eines Lichtes immer etwas vor sich hin murmeln, haben Manche geglaubt, sie beten das Feuer an. Ich selbst glaubte dieß lange, bis mir die Sache erklärt wurde.

**) Kiblah ist der Ort, dem die Muselmänner während des Gebetes das Gesicht zukehren, wie sich die Juden gegen Jerusalem wenden. Kiblah bedeutet wörtlich: Ort der Anbetung.

Neue Beobachtungen an Infusionsthieren.

Die folgenden Beobachtungen des französischen Physikers Dutrochet, welche, weiter verfolgt, über die Grundelemente der thierischen Oekonomie viel Licht verbreiten könnten, sind sehr interessant und werden auch demjenigen, der nicht gerade Lust und Muße hat, sich wissenschaftlich in die dadurch angeregten Fragen einzulassen, zu einer oder der andern Betrachtung, wäre es auch nur über die unendliche Schöpferkraft der Natur im Kleinsten, Anlaß geben.

Es gibt ein Moos, hypneum filicinum von Linné genannt, an dem, wenn man es bei nassem Wetter sammelt und in Wasser legt, bald eine Menge kleiner Thierchen von verschiedenen Formen sichtbar werden, wahre Amphibien, die zuvor an der feuchten Pflanze lebten und nun mitten im Wasser fortleben und sich lebhaft bewegen. Diese Thierchen, die, wie sich unter dem Mikroscop beobachten läßt, eine deutliche Organisation besitzen, sind keine Infusionsthiere im eigentlichen Sinne, denn in heißen Aufgüssen zeigen sie sich nie, und im kalten Aufgusse, wenn man dazu statt feuchten Mooses trockenes, jedoch noch lebendes genommen hat, erscheinen sie längstens in drei Tagen, während wahre Infusionsthiere vor dem vierzehnten Tage nicht zum Vorschein kämen.

In dem Wasser, worin man vom genannten Moose eingeweicht hat, zeigt sich zuerst ein Häutchen an der Oberfläche. Dieses Häutchen besteht durchaus aus Bläschen, und nach Dutrochets Ansicht bilden sich die Thier-

chen eben aus diesen Bläschen. Soviel ist gewiß, daß sich die Infusionsthiere ausschließlich an diesem Häutchen zuerst zeigen und daß sie sich nicht durch Zeugung vermehren, so daß, wenn jene Substanz weggenommen wird, sich keine neuen Thierchen mehr produciren, die vorhandenen nicht mehr an Zahl zunehmen und endlich ohne Nachkommen sterben.

In der ersten Zeit ihrer Bildung halten sich diese Thierchen immer gruppenweise beisammen; Dutrochet schreibt dieß einem eigenen Triebe zur Geselligkeit zu und sieht in diesem Instinkt gerade den unwiderleglichen Beweis für die thierische Natur dieser Wesen. Dem sey aber wie ihm wolle, kaum ein Paar Tage, so nimmt jener Trieb zum Beisammenseyn merklich ab, und nach zehn bis zwölf Tagen bemerkt man keine Spur mehr davon. Ein anderer Instinkt treibt diese Infusionsthiere, das Licht zu fliehen. Stellt man das Wasser, in dem sie sich befinden, in einer Röhre vor das Fenster, so ziehen sie sich sämmtlich der vom Licht abgekehrten Seite zu. Dieser Instinkt verschwindet aber ungefähr um dieselbe Zeit wie der zuerst genannte. Stellte man Wasser mit solchen Moosinfusorien in einer kleinen Glasflasche vor das Fenster, so flüchteten sich die Thierchen zuerst an die am schwächsten beleuchtete Seite, zogen sich sodann gegen die Fläche des Wassers, fingen darauf bald an, herabzusinken, stiegen dann wieder aufwärts, und bildeten so mehrere Kolonnen, die zum Theil aufwärts zogen, während sich die andern in entgegengesezter Richtung bewegten. Der Beobachter überzeugte sich bald, daß diese Bewegung der Thierchen von der Cirkulation, welche gewöhnlich in ungleich erwärmtem Wasser eintritt, nicht herrühren konnte; denn wenn die Temperatur des Wassers unter + 10° R. ist, findet jene Cirkulation nicht mehr statt, und das Wasser, in welchem sich jene Thierchen bewegten, war noch mehrere Grade kälter. Man mußte bald auf den Gedanken kommen, daß das Sinken der Thierchen von augenblicklicher Vermehrung ihres spezifischen Gewichts, und daß diese Gewichtsvermehrung von nichts anderem herrühre, als daher, daß sie an der Fläche des Wassers Sauerstoff einsaugen. Um sich von der Richtigkeit dieser Annahme zu überzeugen, bedeckte der Beobachter das Wasser mit einer Schichte Oel; im Augenblick sank kein Thierchen mehr nieder; die, welche gerade unten waren, stiegen auf und hielten sich schwimmend an der Oberfläche. Als man das Oel wegnahm, begann alsbald die abwechselnde Bewegung nach abwärts und aufwärts von Neuem. Verstopfte man die Flasche, so daß die Luft gar keinen Zutritt hatte, so trat dasselbe Resultat ein, wie bei dem Oel; dasselbe geschah, wenn man die Flasche unter die Luftpumpe brachte. Sobald man wieder die Luft an die Thierchen ließ, begannen ihre Bewegungen in allen diesen Fällen von Neuem. Auf gleiche Weise und nach demselben Grundsatze gelang es dem Beobachter, die Bewegung dadurch zu hemmen, daß er mit der Flasche unter eine Glasglocke ein Stück Phosphor brachte, welcher bei der gewöhnlichen Temperatur so viel Sauerstoff aus der Luft an sich zog, daß dieselbe nach zwei, drei Stunden den Thierchen, welche sich sämmtlich an die Oberfläche gezogen hatten, keinen Sauerstoff mehr abgeben konnte.

Kommt die Gewichtszunahme, in deren Folge die Thierchen in der Flüssigkeit untersinken, daher, daß sie eine gewisse Menge Sauerstoff eingesogen haben, so ist anderntheils die Gewichtsverminderung, in deren Folge die Thierchen wieder von unten nach oben sich bewegen, nach Dutrochet, dem Umstande zuzuschreiben, daß sie allermittelst eine gewisse Menge kohlensaurer Luft von sich gegeben haben. Auf diese Weise besteht das Leben der Moosthierchen in einem beständigen Wechselspiel von Oxydation und Desoxydation; der Sauerstoff, den sie in ihre Organisation aufnehmen, bleibt nicht darin, wenigstens nicht ganz; er geht nur durch ihren Körper und nimmt auf diesem Wege den überflüssig gewordenen Kohlenstoff mit sich. Hat man die Flasche mit den Thierchen drei bis vier Tage lang beobachtet, so bemerkt man, daß die Wolke, welche die Thierchen an der Oberfläche bildeten, sich etwas von dieser entfernt hat und im Wasser schweben bleibt. Die Wolke sinkt mit jedem Tag tiefer; aber die abwechselnd aufsteigende und absteigende Bewegung dauert dessenohngeachtet fort, so lange man die Oberfläche des Wassers mit der atmosphärischen Luft in Berührung läßt, welche die Quelle ist, aus welcher das Wasser den Sauerstoff schöpft, den die Thierchen einsaugen. Ist endlich die Wolke ganz auf den Boden gekommen, so bemerkt man keine Bewegung nach aufwärts mehr; seitwärts bewegen sich die Thierchen indessen noch mehrere Tage lang.

Dieses allmählige Sinken der Wolke erklärt Dutrochet daraus, daß, je mehr Sauerstoff sich nach und nach in der Organisation dieser Wesen festsezt, ihr spezifisches Gewicht zunimmt. Denn schneidet man durch Verstopfen der Flasche den Zutritt der äußern Luft ab, so fangen nun die Infusorien, da sie jezt auf die im Wasser aufgelöste Summe von Sauerstoff beschränkt sind, welche Summe sie durch ihre Consumption fortwährend vermindern, an, im Wasser wieder immer mehr aufzusteigen, bis sie auch auf diesem Wege nicht mehr hinreichend Sauerstoff finden und endlich gar keine Bewegung nach unten mehr machen, so daß die Wolke gegen die Fläche des Wassers hin am Ende unbeweglich stehen bleibt.

Dutrochet sieht nun nach den bisherigen Beobachtungen die Anhäufung des Sauerstoffs in der Organisation dieser Thiere für das Moment an, welches sie im jugendlichen Zustand vom Zustand im höhern Alter unterscheidet. — Die Temperatur äußert entschie-

denen Einfluß auf die Raschheit der Bewegungen der Thierchen und auf den Zeitraum, in welchem sie die Perioden zwischen der Jugend und dem Alter durchlaufen; so bewegen sie sich im Winter langsamer und leben ungleich länger als im Sommer. Auf ähnliche Weise wirkt der Reiz, den das Licht hervorbringt; es beschleunigt die Bewegung und bewirkt, in Folge dieser Aufreizung, was der Beobachter die Ermüdung nennt; das heißt, wird die reizende Ursache, nachdem sie eine Zeitlang eingewirkt hat, sofort entfernt, so verhalten sich die Thierchen längere oder kürzere Zeit darauf ruhig. Diese Ermüdung ist, nach Dutrochet, hier, wie überhaupt in der thierischen Oekonomie, ein vorübergehendes Alter, während das Alter eine dauernde Ermüdung ist.

Ohne die Leser bei Gelegenheit dieser schönen Beobachtungen auf das eigentliche Feld der Physiologie führen zu wollen, erinnern wir nur daran, daß in der ganzen Thierreihe Einsaugung von Sauerstoff und Wiederausstoßung desselben in Verbindung mit Kohlenstoff das Prinzip des Athmens, des Kreislaufs der Säfte und damit des ganzen Spiels des Lebens ist. Hätten nun auch die angeführten Beobachtungen keinen weitern wissenschaftlichen Werth, so ist es doch schon an sich höchst interessant, gleichsam das Urbild jenes Spiels des Lebens an Wesen zu beobachten, welche nicht viel mehr als organisirte Atome sind. Bei allen Thieren, und wohl am auffallendsten beim Menschen, nimmt die Erregbarkeit, welche am Ende auf jenem Prozeß des Einsaugens und Ausstoßens von Sauerstoff beruht, mit dem Alter ab: sie ist stark in der Jugend, wo der Organismus für den Sauerstoff noch sehr empfänglich ist und noch wenig davon in seine Masse aufgenommen hat; mit dem Alter nimmt diese Empfänglichkeit für das Prinzip der Reizbarkeit und damit diese selbst in dem Verhältniß ab, als sich der Sauerstoff in der körperlichen Materie selbst fixirt. Die Thiergeschlechter leben im Verhältniß länger oder kürzer, je nachdem bei ihnen die Oxydation rascher oder langsamer vor sich geht. Alle diese Verhältnisse treten uns in jener mikroscopischen Thierwelt in überraschender Klarheit und Einfachheit entgegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

(Beschluß.)

Bilder aus der frühern Geschichte der Schweiz.

Diesmal (1414) galt es der alten, reichen Familie Raron, dem Landeshauptmann Gitschard und dessen Neffen Wilhelm, Bischof von Sitten. Sind es, fragt nun der Sprecher, etwa die Raron, der Bischof, der Landeshauptmann? Sofort bewegte der verborgene Matzenmeister das Bild, so daß es sich neigte, als wollte es die Fragen bejahen. Ein Gleiches geschah, als der Wortführer weiter die einzelnen Frevel, deren die Raron beschuldigt wurden, der Reihe nach herzählte, die Matze fragend, ob das sie betrübe, ob sie darunter leide. Als dann die Menge erhizt und aufgebracht genug schien, endete der Wortführer mit dem Zurufe: Die Matze hat euch geklagt, biedere Männer; wer sie retten will, hebe die Hand auf! Da hob alles Volk die Hand auf; der Tag der Rache wurde verabredet; zum Abschiede schlug jeder Theilnehmer, als Zeichen seines festen Entschlusses, einen Nagel in die Matzenkeule, worauf es denn alsobald von Dorf zu Dorf erscholl: die Matze wolle zu denen von Raron. Wirklich wurde das frevelhafte Beginnen zur bestimmten Zeit unter Vortragung des Matzenkolbens und eines Panners, auf welchem das Bild einer säugenden Hündin mit vielen Jungen auf die Frequenz der Theilnehmer an dem Raubzuge hindeuten sollte, unter rohen Gewaltthätigkeiten ausgeführt. Solches geschah zu Briegg im Kanton Wallis. — Sollten ähnliche Ueberlistungen und Kunstgriffe, freilich mit den für den Geist des neunzehnten Jahrhunderts und ein mündigeres Volk passenden Modifikationen, nicht auch anderwärts, ja sollten dieselben nicht anwendbar seyn, so oft auch in unsern Tagen wieder nöthig erachtet werden sollte, das Volk, diesen größten aller Zwecke, als Mittel zu mißbrauchen und es gegen eine bestehende Regierung aufzuwiegeln? Jedenfalls würde diese Matzenmanier weit weniger kostspielig seyn, als das Betreiben solcher Aufregungen durch Reiten und Fahren, durch Herumjagen von Eilboten, durch bezahlte Wirthshaus- und Wegelagerer.

In dem Neujahrsgeschenke für die Jugend des Kantons Schaffhausen, einer Fortsetzung früherer Blätter, wird mit großer Belesenheit ein Theil der Schicksale der im vierzehnten Jahrhundert vom Reiche an Oesterreich verpfändeten Stadt Schaffhausen erzählt, welche bei sichtbarem Streben, ihre Freiheit zu erhalten oder zu erweitern, dem immer größern Einflusse des österreichischen Hauses, und obwohl durch dessen Macht geschüzt, der Verwickelung in die Streitigkeiten desselben und den durch diese herbeigeführten mancherlei Unfällen nicht entgehen konnte. Schön zu schauen im Bilde und kurzweilig zu lesen in der Beschreibung ist das 1392 auf Sonntag nach Allerheiligen, troz der Trauer um die Erschlagenen bei Sempach und Näfels, nach Schaffhausen ausgeschriebene Turnier, bei welchem sich der Herzog Friedrich von Oesterreich, vermuthlich die Triebfeder des ritterlichen Lust- und Schaugepränges, nebst sieben andern Fürsten einfand. Mit ihnen erschienen 22 Grafen, 27 Ritter und 177 Adelige, die Vornehmsten größtentheils in Begleitung ihrer Gemahlinnen oder Töchter. Auf das Rennen und Stechen folgte als Abendunterhaltung ein fröhlicher Reigen. Aus den Händen der Damen erhielten die Sieger ihre Belohnungen und Preise, und zogen dann jeder wieder seiner Burg zu. Als einer der aus dem heißen Kampfe bei Sempach entkommenen Ritter erschien bei diesem Ritterspiele auch ein junger von Reinach. Vier Brüder waren ausgezogen in die blutige Schlacht. Drei hatten in derselben ihren Tod gefunden, dem vierten leuchtete die Lust des Lebens nun wieder im glänzenden Lanzenspiele.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Februar 1832.

Merkur verleihe dir die Gabe des Aufschneidens, weil du so gut von den Narren sprichst!

Shakespeare.
Was ihr wollt.

Die Pariser Böotier.

Alle Menschen sammt und sonders lassen sich in zwei Klassen theilen: Leute, die denken, Leute, die nicht denken; Attica und Böotien. Diese zweifache Natur findet sich zwar aller Orten; indeß läßt sich nicht läugnen, daß der Hottentotengeist im Allgemeinen von unserm europäischen Geiste sich wesentlich unterscheidet, und daß der Alpenkretin unter allen Imbecillitäten des Erdballs sein ganz eigenthümliches Gepräge hat.

Aber sogar auf der nämlichen Stufe sind die Verschiedenheiten darin unzählig. Die Provinz hat ohne Zweifel ihre Schöngeister und Philosophen so gut als ihre Pinsel; dagegen hat Paris an Leztern auch so wenig Mangel, als an Erstern, ja es kann eine ganze Sammlung eingeborner und naturalisirter Pinsel aufweisen. Betrachten wir einmal diese Pariser Nichtdenker etwas näher.

Man behauptet, Herzensgüte sey eine gute Eigenschaft der Menschen, die sonst gar keine besitzen; es ist dieß hart, aber nur zu häufig wahr, und daher rührt das eine gewisse Gattung Vernagelter bezeichnende französische Wort: „Bon enfant.“ Ich kenne wirklich eine Menge recht braver Leute, denen der Erste Beste zum Freund, zum Vertrauten, Gott weiß, zu was Allem wird. Diese Leute sind eine Art Roulettekugel: sie setzen sich, wenn man sie anstößt, in Bewegung und rollen, wohin und wie man will. Besitzen sie einiges Vermögen, wie zerschmilzt das unter ihren Händen! Am Morgen leihen sie dem Unbekannten, den sie gestern Abend ganz zufällig kennen gelernt haben, hundert Louisdor, und bezahlen am Abend das Diner, zu dem man sie am selben Morgen eingeladen hat. Noch mehr, sie sind aller Welt Diener, Neger und Jockeys; es kostet nur ein Wort, so bestellen sie unsere Briefe, blasen unser Feuer an und bürsten unsere Kleider aus. Begegnet es uns zufällig beim Gestikuliren auf der Straße, daß wir ihnen einen Faustschlag versetzen, bohren wir ihnen im Gedränge den Ellbogen in die Seite, treten in einem Salon ihnen derb auf den Fuß, in welche Verlegenheit gerathen dann die guten Leute und bitten tausendmal um Vergebung! Aber auf diesem Wege knüpfen sie in der Regel ihre Bekanntschaften an, und ein tüchtiger Rippenstoß leitet häufig die zärtlichste Freundschaft ein.

Diese köstlichen Leutchen, die in ihrer Gefälligkeit vielleicht am Ende so weit gingen, daß sie uns die Stiefeln wichsten, sind sammt und sonders entsetzlich abgeschmackt. Wissenschaften, schöne Künste, Literatur, Industrie, Politik, das Alles hat für sie kein Interesse, bleibt ihnen fast durchaus unbekannt; man könnte sie für Mondbewohner halten, die eine vulkanische Eruption uns erst gestern herabgeschickt hat. Wissen diese Leute nur erst unsern Namen, dann hacken sie sich, wo sie unser ansichtig werden, an uns an. Das einzige Mittel, ihnen auszuweichen, ist ein Umweg und rasche Beine; dann kommen wir mit einem Gruße weg. Lassen wir uns aber einmal anreden, dann wehe! Zuthätig zum Verzweifeln,

klebt diese Menschenspecies wie Vogelleim, und weicht einem den lieben langen Tag nicht mehr vom Nacken.

Dieß ist die Quintessenz der allerübertriebensten Gutmüthigkeit, der eigentlich vollsaftigen Dummheit, einer unnützen, geruchlosen Pflanze, die zwar im ganzen Gebiete unserer Kultur vorkommt, aber nirgends wohl in solchem Ueberflusse und in so schönen Exemplaren sich findet, als in Paris. Daher ist aber auch der Glücksritter, dieser feinste Erzieher der Menschheit, nirgends glücklicher, nirgends mehr in seinem Elemente, als in der großen Babel, Paris.

Indessen reihen sich zur Totalsumme der Pariser Albernheit noch gar manche andere Nullen aneinander. Vom Spezereikrämer spreche ich nicht. Seine Dummheit ist bereits sprichwörtlich geworden. Uebrigens rächt er sich für die Sarkasmen der Klugen sehr grausam. Dieser große Todtengräber aller Schöngeister kann unzähligen seiner Spötter, wenn er seinen Zimmt, seinen Zucker, Muskatnüsse, Ingwer und Kaffee, in ihre Geistesprodukte gewickelt, in die Wagschale legt, zurufen: „Sit tibi levis!“ Ebenso wenig spreche ich von der angeblichen Beschränktheit der Finanzleute. Die Bankiers sehen heutzutage aus wie Jedermann, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie mehr Geld haben als Jedermann.

Wer hat aber unter dem müßigen Schwarme auf den Boulevards, in der großen Allee des Tuileriengartens, auf dem Pflaster der Champs elysées, in den Staubwolken des Bois de Boulogne, auf den ersten Theaterplätzen, kurz allenthalben, wo es Gelegenheit gibt, sich sehen zu lassen, noch nicht eine gewisse höchst elegante, nette, duftende, sich zierende Klasse junger Leute beobachtet? Dieß sind die Cretins von Paris; sie haben keine häßlichen Kröpfe, gehen nicht in grober Tracht; nein, sie sind gut gewachsen, haben angenehme Züge, vortrefflichen Teint, sind in das feinste Tuch gekleidet und prangen mit der auserlesensten Wäsche. Ihr Gang, das Ausgezeichnete ihrer Kleidung, ihr Haarputz, Alles an ihnen fällt auf. Man bleibt stehen, sieht ihnen nach; ihre Moden, das ist bekannt, sind nicht die von heute, noch weniger die von gestern, nein, es sind bereits die von morgen. Sie lassen sich mit zum Kaufe ausgebotenen zierlichen Börsen vergleichen; was enthalten sie? nichts, rein nichts, nicht eine einzige Idee, keinen Verstandespfennig.

Hier aber müssen wir definiren, was wir unter einer Idee, folglich unter Denkenden und Nichtdenkenden verstehen. Ideen nenne ich nicht jene schon im Voraus ganz fertigen Unterhaltungen, jenes nur zur Abfertigung eines Geistesarmen, oder zu Tödtung der lästigen Stunden eines müßigen Tages dienende Geschwätz. Unter Idee verstehe ich keine fragmentarische, unbestimmte, verstümmelte, flüchtige, sondern eine lebendige, bestimmte, vollständige, dauernde Wahrnehmung der Seele; einen Muttergedanken, einen Gedanken, der ihrer tausend andere in sich faßt; die Axe, um die eine ganze Welt sekundärer Begriffe sich dreht, die Centralsonne eines ganzen intellektuellen Systems.

Wie viele solcher Sonnen wohl im duftenden Schädel jener Herrn leuchten mögen? Nicht eine einzige. Nur eine verlange ich, dann wäre doch ein Funke Feuer in diesem Glasauge, das dem Auge eines ausgestopften Affen gleicht, dann wäre doch ihr Gesicht nicht ganz und gar eine Wachslarve, ihr ganzes Wesen nicht gar so weichlich und fade, ja ihr Halstuch wäre etwas vernünftiger geschlungen. Auf dem Balle, im Konzert, im Schauspiele, kurz, wo irgend auf Verstand und Gemüth gewirkt wird, käme dann in diese Zierpuppen doch auch ein Bischen Leben. Wir sähen sie nicht mehr auf den vordersten Sitzen im Theater, wenn das ganze Parterre vor Lachen bersten will, ihre Operngläser abwischen oder an ihrem Stöckchen käuen, wenn das Parterre schluchzt, die Handschuhe ab- und wieder anziehen, den Backenbart streichen, kurz, kalt bleiben, gefühllos, ewig dieselben; unter dem Gelächter, unter den Thränen sitzen sie auf dem elektrischen Stuhle ihrer Albernheit, der sie von den Gemüthsbewegungen der Menge isolirt. Diese jungen Herrn, ich will es gegen Männiglich behaupten, sind Cretins. Wer die unwiederbringlich dahin eilenden Stunden nicht aus zufälliger Laune, was sogar einem Voltaire begegnen konnte, sondern aus Geckenhaftigkeit und Trägheit, nur mit seiner Toilette vergeudet, wer sein ganzes Leben lang den Narciß spielt und gleich einem Paradepferde sich ziert, ein solcher Mensch ist so wenig als der Pfau, der Truthahn, zum Denken geboren; auch er weiß nichts zu thun, als sich aufzublasen und sein Rad zu schlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mahometanische Leichengebräuche.

(Beschluß.)

Die Mahometaner glauben, wenn sich der Maulve vom Grabe entferne, so kommen die Engel und hören des Verstorbenen Beichte an; darum tritt der Priester vierzig Schritte weit weg, damit die Engel Gelegenheit und Zeit haben, ihr Geschäft vorzunehmen. Alle glauben, Mhidbie komme einmal wieder auf die Welt; sie wollen Prophezeihungen haben, nach denen dieß Ereigniß im zwölfhundert und sechzigsten Jahre der Hegyra einträte. Einige sind sogar der Meinung, er sey beständig auf Erden, wohne aber in Wäldern und Einöden; ja es gibt Sekten, welche fest behaupten, Mhidbie besuche alljährlich inkognito den großen Tempel zu Mecca am Tage des großen Opfers; ich konnte aber trotz aller Mühe nicht

ausfindig machen, worauf sich diese Tradition stützt. Noch eine andere Prophezeihung lebt unter den Muselmännern, an die sie fest glauben: wenn es einmal in allen vier Welttheilen nichts als Christen gebe und die Christen an die Grenzen der Kaubah gelangen, so werden sie innewerden, wer der Emaum ist, der in die Welt kommen soll. Allgemein verbreitet ist ferner der Glaube, der sich auf die Autorität ihrer berühmtesten, geachtetsten Schriftsteller stützt, daß der Emaum Midhie mit Christus kommt, wenn er die Erde zum zweiten Male besucht; beide wirken dann zusammen, um die Welt von allen Sünden und Lastern zu reinigen. Und solches geschieht, sagen sie, wenn einmal alle Menschen nur Eines Geistes, Eines Glaubens sind.

Wenn ich zuweilen gegen den einen oder den andern Muselmann meine Zweifel über die Sendung Mahomets als Prophet äußerte, so brachte man mich bald mit folgenden Schlüssen zum Stillschweigen: Wie viele Propheten standen unter den Israeliten auf? Gar viele; kaum wirst du sie wohl zählen können. Somit ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß Gott in seiner Güte auch der Kinder Ismaels gedacht hat; sind doch auch sie aus dem Stamme Abrahams. Die Israeliten hatten viele Propheten; wir glauben an alle; die Ismaeliten haben nur Einen Propheten, und er ward gesandt, die Menschen aus der Finsterniß ans Licht zu führen und ihnen den wahren Gott zu verkündigen.

Alle Menschen werden einst darnach gerichtet, ob sie treu und aufrichtig ihrem Glauben zugethan waren. Ein äußeres Zeichen, welches es sey, macht nicht den Muselmann, so wenig als es etwas nützt, am Tage des Gerichts sich zu Christi Lehre zu bekennen. Der Glaube, die Religion muß im Herzen seyn.

Es gibt viele mahometanische Sekten, welche glauben, alle der Gottheit dargebrachten Opfer, zu welcher Lebenszeit sie dargebracht seyn und aus welchen Thieren sie bestehen mögen, erscheinen am Tage, wo er über die Brücke Sirraat muß, vor dem Verstorbenen und helfen ihm hinüber. Auf diesen Glauben gründet sich der unter den indischen Fürsten und Vornehmen herrschende Gebrauch, am Tage Bakrah-Eade der Gottheit Kameele zu opfern. Diese Ceremonie hängt indessen auch mit der Erzählung der heil. Schrift von Abrahams Opfer zusammen; die Muselmänner glauben aber seltsamerweise, nicht Isaak habe Abraham Gott zum Opfer dargebracht, sondern Ismael. Ueber diesen Punkt hatte ich mehr als einen Wortwechsel mit mahometanischen Schriftgelehrten, und nicht selten brachte ich es dahin, daß sie gegen sich selbst mißtrauisch wurden, besonders wenn ich sie vermochte, ihre Quellen mit einander zu vergleichen. Am Ende wußten sie wirklich nicht mehr, ob Isaak oder Ismael geopfert worden war; soviel ist aber gewiß, daß die Mehrzahl ihrer Schriftsteller Ismael von Abraham zum Opfer bringen läßt.

Der Ausdruck in dem obigen Gebete: „die Wage ist wahr,“ bezieht sich auf den Glauben, daß am Tage des lezten Gerichts die guten und die bösen Thaten jedes Menschen auf der Wage gewogen werden, welche zu diesem Zwecke im Himmel hängt. Der Satz: „was aus dem Buche gelesen wird, ist wahr,“ hängt mit Folgendem zusammen: wenn ein Mensch geboren wird, so empfangen ihn zwei Engel, welche von Stunde an beständig über ihn wachen; der eine ist immer zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken. Ihr Amt ist, jede Handlung des ihnen Anvertrauten in ein Buch einzutragen. Begeht er eine gute Handlung, so beten sie zum Allmächtigen, ihr Schutzbefohlener möge ausharren auf dem Pfade des Heils; müssen sie eine böse Handlung eintragen, so bitten sie den Herrn, den Sünder nach seiner Barmherzigkeit anzusehen, ihn zur Buße zu führen und ihm zu vergeben. Am Tage des jüngsten Gerichts nun wird Alles, was im Buche der beiden Engel steht, gelesen, alle Handlungen, die darin verzeichnet sind, sorgfältig abgewogen und darnach der Urtheilsspruch gefällt.

Sie glauben fest an die Wirksamkeit des Gebetes für Abwesende. Ferner glauben sie, die Seele des Verstorbenen schwebe, nachdem der Körper der Erde übergeben worden, noch eine Zeitlang über dem Grabe; dem Verblichenen wohne noch so viel Leben inne, daß er von der Leichenfeierlichkeit alles verstehe, den Priester beten und aus dem Koran lesen, und die Engel zu sich sprechen höre.

Von den übrigen zahlreichen Gebräuchen der Mahomedaner spreche ich jezt nicht; nur das will ich noch erwähnen, daß die Weiber den religiösen Pflichten mit höchster Sorgfalt und Inbrunst obliegen. Zu bedauern ist allerdings, daß ihre Erziehung im Allgemeinen so schrecklich vernachlässigt ist; es ist dies ein großes Unglück, sie sind aber nicht Schuld daran. Indessen schließt der Glaube Mahomets die Weiber keineswegs von der ewigen Seligkeit aus, wie dies Reisende, welche von den Sitten und Gebräuchen der Länder, die sie beschrieben, höchst mangelhafte Kenntnisse hatten, behauptet haben. Ein guter Muselmann unterrichtet die seinem Schutze befohlenen Weiber sorgfältig in den Lehren seiner heiligen Religion; denn er weiß, daß es seine Schuldigkeit ist, die Weiber auf dem Pfade zum Himmel zu leiten, gleichwie er ihnen Schutz und Beistand bei den zahlreichen Gefahren angedeihen lassen muß, die sie hienieden bedrohen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Raumers Protestation gegen die Censur.

Ihre Korrespondenten haben mit dem Berliner Neujahrsgruß gezögert, nicht weil es ihnen an Stoff fehlte, sondern weil er verdrießlicher Art war; er ist zwar durch den Aufschub nicht weniger verdrießlich geworden; die erste Gährung ist aber vorüber und es hat sich etwas geklärt, wenn auch nicht der Stoff, doch die Ansicht darüber. Erquickliches, eine recht heitere Aussicht wird Ihnen wohl von keiner Seite gemeldet worden seyn. Solcher, die sich zur Lust zwingen, gibt es freilich auch hier. Es ist recht schade, daß Hegels Schüler, durch den Tod des Meisters betroffen, oder mit der Verarbeitung seiner nachgelassenen Gedanken beschäftigt, so stumm geworden sind und uns nichts hören lassen, wie sie die Zeit erklären und die Vernunft hineinbringen, nach der wir andern Laien vergebens suchen. Indessen haben sie sich, wie man vernimmt, getheilt, und die Einen verfechten durchaus die Radikalumarbeitung der alten europäischen Dreifelderwirthschaft, während die Andern höhern Winken folgen und die Vernunft im Schweigen suchen. An die Radikalumarbeitung dachte Hegel selbst wohl nicht, wenigstens an keine durchgreifend europäische, und ob er die jüngste Vernunft im Schweigen gefunden hätte, ist sehr problematisch. Hegel mag so zur Zeit vom Schauplatz abgetreten seyn, wie Benjamin Constant. Sie hatten das Ihrige erfüllt. Kann man mehr von einem Menschen fordern?

Der Vorfall mit Raumer ist an dieser Jahresscheide das wichtigste, ich will nicht sagen Berliner, sondern allgemein preußische Ereigniß. Daß ein Schriftsteller gegen die verschärfte Censurstrenge protestirt, daß er die Nutzlosigkeit, das Lächerliche der Maßregel, das Unwürdige darin, wie das Gehässige und Verderbliche, nachweist, ist nichts Absonderliches. Das thut nicht ein Schriftsteller, es ist die Ansicht aller Schriftsteller, und ich glaube, selbst ein Professor Jarcke wagt nicht öffentlich und mit seiner Namensunterschrift die Principien zu vertheidigen, welche de facto in unsern neuesten Maßregeln sich geltend machen. Selbst die, von denen sie ausgehen, wagen nicht, sie vor sich selbst zu rechtfertigen. Es ist aber nur ein momentaner Zweck, daß dies und jenes da und dort nicht vor Augen komme; die Andern mögen lesen, so viel sie mögen. Denn was Andere vermuthen: die Principien seyen ausgestellt als Schild, um gehässig zu machen, das involvirt eine Anschuldigung, die man nicht so leichtsinnig aussprechen sollte, ohne Beweise zu haben, die ganz fehlen. Es ist nicht Bosheit, es ist nur Schwäche und Kurzsichtigkeit. Von denen es ausgeht, denen sind die Deklamationen gegen den Preßzwang ganz gleichgültig, im Gegentheil sind ihnen die heftigsten am liebsten. Je ungebärdiger die Sprache der Klage, um so mehr Grund zu einer, wie sie es nennen, „vernünftigen Beschränkung,“ und alle Klagen werden unter das beliebte Rubrum einer liberalen „Faktion“ geschoben. Aber Herr v. Raumer ist kein Liberaler, er hat sich zu verschiedenen Zeiten sehr entschieden gegen die Parthei ausgesprochen, er ist ein anerkannt strenger Royalist, als solcher bald als Pietist, bald als katholisch Gesinnter, Feudalist, Aristokrat, zuletzt sogar als Kammerdienerhistoriker ausgefeindet und von unsern radikalen Publicisten vielfach mit Koth beworfen. Daß ein solcher Mann, der überdies nicht allein als Gelehrter, sondern auch als praktischer Staatsdiener die genaueste Kenntniß vom Wesen des preußischen Staates besizt, so auftreten und mit kräftigen Worten das Censurunwesen charakterisiren konnte, erschreckte denn doch und erregte bei denen, die sich getroffen fühlten, den äußersten Grad der Reizbarkeit. Es gibt sehr ehrliche Männer unter uns (sogar liberal gesinnte), die doch vor dem Gedanken zittern, daß ein Untergebener sich unterfangen könne, eine Maßregel seiner hohen Obrigkeit zu tadeln. Bei diesen vornämlich — Rudera einer bessern Zeit (sie gehören keineswegs zu den Aristokraten von heut, welche bei uns nur ein exotisches, auf Mistbeeten gezeugtes Kunstprodukt sind, unverträglich mit dem märkischen Sandboden) — bei diesen, sage ich, galt Raumers Sprache für nicht viel anders als Hochverrath, oder, gelinde gesprochen, Landesverrath zweiter, wenigstens dritter Klasse. Es kommt noch etwas hinzu, was der Sache bei diesen ehrlichen Altpreußen ein besonders schlimmes Ansehen gab, nämlich Raumers Werk über Polens Untergang. Der reinlichen, nüchternen Natur dieser altpreußischen Patrioten ist einmal die polnische mit ihrem Schmutz, ihren laxen Sittengesetzen, der aristokratischen Despotie, mit ihrem Bauerndruck, ihrer schwachen Justiz und noch schlaffern Verwaltung durchaus entgegen. Aengstlich gerecht gegen sich und alle Welt halten sie von Alters her dafür, daß den Polen nie Unrecht geschehen sey, eben weil sie so unreinlich und so unsittlich sind. In ihren Augen hat man den Polen, als man sie theilte, nur eine Wohlthat erwiesen, indem man ihnen etwas brachte, was freilich gut ist, und bei ihnen nur nicht zu den gesuchten Artikeln gehörte. Das ist der einzige Fehler bei der Theilung Polens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

1.

Der Wunsch des Kindes, wo die Mutter geht,
Der Wunsch des Jünglings, wo sein Liebchen wandelt,
Der Wunsch des Kriegers, wo das Schwert verhandelt,
Des Leidensmüden Wunsch, wo Todesathem weht.

2. 3.

So lang es Körper nur in Anspruch nimmt,
Thut's wohl und weh, wie? kann ein jeder sagen;
Doch schwerer wird es, eine Deutung wagen,
Wenn hie und da es heiß in Menschenseelen glimmt.

1. 2. 3.

Es regt sich fröhlich und beglückt
In freier Luft von Rücksicht unverdorben,
Wird Himmelsleiter, ist ein Freund gestorben,
Am wohlsten fühlt es sich, wenn's Herz an Herzen drückt.

Doch, muß es sich verschließen, wo es wohnt,
So bleiben ihm zwei Fensterchen doch offen
Zu schöner Aussicht; oft hat sich's getroffen,
Daß durch sie Flucht gelang dahin, wo Liebe lohnt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. Februar 1832.

Bin vor der Hoffnung nicht auch ich ins Knie gesunken?
Hat mein bethörter Geist nicht auch mit Lust getrunken
Ihr wonnevolles Gift?
Sie ist's, die unsern Schritt dem Schlund entgegendränget,
Mit Blumen uns bekränt, mit Kränzen uns behänget,
Und dann ihr Opfer trifft!

Lamartine.

In der Nacht.

Die Erde schweigt, die Sterne sprechen
Herab zu jeder stummen Brust,
O Herz! was wolltest du denn brechen
In deines Grams gewohnter Lust?
Will dich die Freude nie umarmen
Mit süßem Kuß, mit sanftem Blick,
Sey reich im Schmerz, und gieb der Armen
Gern deinen stillen Wunsch zurück.

Wer mag die wilde Woge spalten,
Die ihn dem Untergang geweiht?
Vorüber ziehen die Gestalten
In wechselnder Unendlichkeit;
Alt wird das Glück und seine Gaben,
Und bleich selbst die Erinnerung;
Du sollst ein dauernd Kleinod haben:
Der ew'ge Schmerz bleibt ewig jung.

Wohl gibt es manche alte Sagen:
Von einem Kinde schön und rein,
Es soll uns trösten, wenn wir klagen,
Und Hoffnung soll sein Name seyn;
Doch längst entschwand das Reich der Mythen
Im ausgetretnen Strom der Zeit,
Und ihre lebensfrischen Blüthen
Sie schmücken nicht die Wirklichkeit.

Ein frommer Wahn, ein kleiner Nachen,
Fern von dem rothdurchblitzten Strand;
Der Kleinmuth kann beim Ruder wachen,
Der Starke schwimmt an's ferne Land.
Hindurch durch Wogen und durch Wellen!
Du kommst gewiß, trotz Sturm und Graus,
An's Land, denn wenn die Fluthen schwellen,
So werfen sie den Leichnam aus.

Der heiße Wunsch, das rege Sehnen,
Die Träume unsrer Erdennacht,
Des Blickes Gram, des Auges Thränen,
Des armen Herzens schwere Fracht —
O wirf sie ab, verlaß dein Streben,
Es feßle nie dich sein Gewicht,
Will sich dein Glück nicht dir ergeben,
Ergieb dich auch dem Wunsche nicht.

K. Alt.

Die Pariser Badotier.

(Fortsetzung.)

Ergötzlicher sind die recht derben Pinsel, die auf plumpe Naivetät, diese Bastardtochter der Dummheit und des Mutterwitzes, beschränkten Schaafköpfe par excellence. Sie geben nur ganz wahrhaftig wahre Wahrheiten preis: „Heute schreiben wir den 18. December, in vierzehn Tagen haben wir Neujahr.“ — „Die Suppe ist siedend

heiß.“ — „Napoleon war doch in der That ein großer Mann.“ Zuweilen erlauben sich diese geistreichen Leute auch feine moralische Betrachtungen: „Ich bin für alles Gute.“ — „Ohne die vielen Aufstände wäre es ruhiger.“ — „Zwischen Männern und Frauen ist doch in der That ein gewaltiger Unterschied.“ — „Das höchste Gut ist und bleibt doch die Gesundheit.“ Manchmal versteigen sie sich mit ihren Fragen ins Gebiet der Möglichkeiten: „Glauben Sie, daß wir morgen schönes Wetter bekommen?“ — „Wird es wohl heute Nacht frieren?“ Ihre Hauptstärke haben sie in pikanten Neuigkeiten. Sie stürmen, die Nase von Frost brandroth, mit gekrümmtem Rücken, die Hände reibend, mit den Füßen stampfend, in ein wohlgeheiztes Zimmer und plumpen mit einem: „draußen ist Mondschein, aber grimmig kalt!“ in die interessanteste Unterhaltung hinein. Kurz, die Leute dieser Sorte scheinen lediglich geschaffen, um die Lücke zwischen Mensch und Thier auszufüllen. Es ist ein Orang-Outang, der die Taufe empfangen, keinen Pelz auf dem Leibe und seine Schule durchgemacht hat. Ja, die Mehrzahl dieser Unglücklichen hat sogar Studienpreise erhalten!

In unsere große Klasse der Nichtdenkenden gehört ferner auch die Familie der Plagiatoren und Idioten, die nicht selbst, sondern nur durch andere denken, und sich, wie unsers Hutes, so unsers Gehirns, in Ermanglung eines eigenen bedienen:

Erste Species: Jockomenschen. Sie reden, wenn wir sprechen, schweigen, wenn wir schweigen, sie würden sich allenfalls, sezten wir das Messer uns an die Gurgel, den Hals abschneiden. Sie sind unser Echo, unser affenhafter Doppelgänger. Wir sagen: „Der Friede ist recht löblich, nur darf er nicht theurer als der Krieg zu stehen kommen.“ — „Ja, ja,“ wiederholt das Echo, „nicht theurer als der Krieg zu stehen kommen.“ — „Die Regie verkauft uns Tabak, der keinen Fidibus werth ist!“ — Echo: „Der keinen Fidibus werth ist!“

Zweite Species: Der Papagaimensch. Dieser hascht jeden Morgen da oder dort, in irgend einem neuen Buche, oder sogar aus dem Munde eines Mannes von Geist, ein Paar Gedanken auf und bringt sie den ganzen lieben langen Tag in zwanzig Salons zu Markte, wiederholt sie, wie die Drehorgel Aubers Barcarolen, fast an jeder Straßenecke.

Dritte Species: Der Geiermensch; ein schwachköpfiges Raubthier, das sich von uns mästet. Er bedarf nicht gerade eines neuen Buches oder eines berühmten Mundes. Aeußert Jemand, er sey wer er wolle, in Gegenwart dieser Heißhungrigen irgend etwas Geistreiches, Witziges von einigem, wenn auch noch so mittelmäßigem Werthe, so ist er drum; es ist gerade, als ziehe man vor einem Beutelschneider die Uhr. Die Idee ist uns richtig gestohlen, und ehe noch der nächste Morgen tagt, weiß ganz Paris sie schon auswendig. Begegnet es uns, daß wir aus Eigenliebe oder zufällig mit unserm Geisteskind zum zweiten Male herausrücken, so lächelt man, und wir selbst gelten für den Dieb. Wie angenehm! Noch mehr, unser Wildschütze stiehlt uns unser Gut und paradirt damit vor unserm Angesicht. Wir sind bei einer Abendgesellschaft sein Nachbar. Es wird von der Oper gesprochen; jeder äußert eine Meinung, eine Ansicht; wir selbst werfen mit einiger Eigenliebe die Bemerkung hin: „Der Taglioni Bein, der Noblet Arm beisammen, wo gäbe es eine vollendetere Tänzerin!“ Leider sind wir gerade etwas heiser, da ist der Flibustier sogleich bei der Hand; alle Stimmen überbietend, wiederholt er: „Der Taglioni Bein, der Noblet Arm beisammen, wo gäbe es etwas Vollendeteres!“ Mit beifälligem Gemurmel wird diese Aeußerung aufgenommen, und da wir allein in den Beifall nicht einstimmen, gelten wir für einen beschränkten Menschen, der die Feinheit eines Einfalles nicht zu würdigen versteht. Vielleicht ist unser Mann sogar so gefällig, unsere eigene Idee uns zu wiederholen, um sie uns faßlich zu machen.

Wieder eine andere Menschenspecies hat sich aus den stehenden Phrasen der Zeitungen ein kleines Wörterbuch zusammengeflickt, das sie bei all den wechselnden Phasen der Politik nur aufzuschlagen brauchen. Bei ihnen heißt es immer: „Der Horizont verdunkelt sich, der Himmel umzieht sich, die Zukunft geht mit Ereignissen schwanger, wir tanzen auf einem Vulkane u. s. w.“ Diese armen Leute bilden sich ein, der Gedanke liege in den Worten, im Ausdrucke, er sey im Diktionär fertig zu finden. Allerdings liegt er darin, etwa wie ein Pantheon in den Steinbrüchen von Montrouge.

Jeder Künstler, jeder Literator, jeder Gelehrte von nur einigem Rufe hat sein Gefolge geistiger Tellerlecker. Seltsames Volk, abentheuerliche Schaar, die alle Tempel des Rufes mit geschwungenem Räucherfasse belagert. Freunde, Feinde, Bewunderer, Verkleinerer, Schwärme Neugieriger, Wolken von Schnüfflern finden sich ein. Es ist dieß das sogenannte vertraute Publikum, es sind die Planeten des Genies. In diesem Haufen läßt sich wieder eine Sorte von Nichtdenkenden auszeichnen, eine unglückliche Species, die gerade Verstand genug hat, um einzusehen, daß sie keinen hat. Dieß ist der Straußmensch, den ein Instinkt seine Leerheit fühlen läßt, der sich derselben schämt und sich im Kreise der Schöngeister versteckt, in der Hoffnung, man werde ihn nicht wahrnehmen. Diese Proletarier des Verstandes möchten herzlich gerne Ideen haben, und sie bieten Allem auf, um welche zu bekommen. Um wie Almosen dergleichen zu erhaschen, drängen sie sich besonders an die Aristokraten des Gedankens, an die Großeigenthümer des Rufs, und schmeicheln sich mit der Hoffnung, ihrer kleinen Seele durch Anein-

anderschlagen mit jener großen Funken entsprühen zu sehen. Flammt irgend ein neuer Name auf, so umschwärmen sie ihn, wie der Nachtschmetterling das Licht. Auf diese Weise haben sie unsere berühmten Männer sammt und sonders in Pantoffeln, unsere glänzenden Geister auf dem Kopfkissen gesehen. Aber sie gleichen im betäubenden Strudel der Ideen dem Serailhüter im Kreise der schönsten Odalisken; sie lauschen, horchen, schütteln den Kopf, trauern, bedauern sich selbst.

Wir kommen nun zum Spaßhaften, zum Voltaire der Modistinnen. Nennen wir ihn den Igelmenschen; denn dieß Thier wimmelt dermaßen von Stacheln, daß man es nicht anrühren kann, ohne sich zu stechen. Diese Menschen besizzen nicht einmal Verstand genug, die Dummheit aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Ihre Fundgrube sind die kleinen Theater, und hier bilden sie sich unter den großen Professoren der Kunst aus. Als dankbare Schüler citiren sie fortwährend ihre Meister: „Gerade wie Odry im Bär und Pascha. Haben Sie Odry im Bär und Pascha gesehen?“ Sie erzählen uns die ganze Posse haarklein, parodiren den Akteur, übertreiben, was er übertrieben hat, und wiederholen manches Quodlibet, um sich in seine originelle Feinheit einzustudiren, wohl zehnmal. Ein anderesmal überfallen sie uns im Bette: Eh bien, eh bien! encore dans les bras de l'orfèvre? — Unpäßlich? Uebler Laune? doch nicht gegen mich, hoff' ich? Denken Sie an Odrys Bären, dann vergeht die böse Laune.“ — „Ich bin weder krank, noch übel gelaunt.“ — „Charmant! so machen wir einen kleinen Spaziergang; der Himmel ist so köstlich blau, als die Erde je einen getragen.“ Beim Ankleiden frägt unser Igel: „Was treiben Sie jezt eigentlich? Was haben Sie unter der Feder?“ — „Einen Artikel für Ladvokat.“ — „Und worüber, wenn ich fragen darf?“ — „Ueber Dummheit.“ — „Aha! Da sind Sie wohl ganz erfüllt von Ihrem Stoffe?“ Beim Essen ruft er: „Bah! mit Ihrer Politik! Lassen Sie doch Ihre Politik! Wissen Sie, welcher König die größte Krone trägt? der, der den größten Kopf hat,“ und wenn es an das Bezahlen geht: so heißt es: „Garçon, la carte, et ne la perdez point!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Die amerikanischen Zeitungen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika bezahlen die Zeitungen lediglich keine Taxe. Man berechnet die Zahl der Anzeigen, welche in acht New-Yorker Zeitungen jährlich eingerückt werden, auf 536,416, wogegen in England, wo auf der periodischen Presse Stempeltaxe, Postabgabe u. s. w. lasten, 400 englische und irländische Blätter in derselben Zeit nicht mehr als 1,105,000 Anzeigen enthalten. Man schäzt die Zahl der Zeitungsexemplare, welche in den vereinigten Staaten cirkuliren, auf zehn Millionen; in England beläuft sich die Zahl derselben kaum auf den zehnten Theil. Anzeigen, wofür man in England siebzehn Dollars Einrückgebühr bezahlt, kosten in den Vereinigten Staaten Einen Dollar, und ein Artikel, welcher in lezterem Lande für das ganze Jahr blos 28 Dollars kostet, käme in einer englischen Zeitung auf 900 Dollars zu stehen.

*

Die große Ulme in Massachusets. Die Leser erinnern sich des Aufsatzes von Decandolle über das Alter der Bäume in diesen Blättern. Jene Galerie von Veteranen der Vegetation hat allgemein angesprochen und wir tragen nach, was in diesem Fache zu unserer Kenntniß kommt. — Der American Farmer erzählt, zu Hatfield in Massachusets stehe eine uralte Ulme, welche die Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich ziehe; sie gelte für den dicksten Baum in ganz Neuengland. Zwei Fuß über dem Boden mißt der Baum vierunddreißig englische Fuß im Durchmesser, fünf Fuß über dem Boden, von wo der Stamm nicht mehr dicker wird, beträgt der Durchmesser noch vierundzwanzig Fuß. In der Höhe von vier Fuß bemerkt man einen starken Einschnitt im Stamm, der aber schon lange wieder mit einem Wulst von Rinde überwachsen ist. Dieser Einschnitt soll, der Sage nach, schon vor sehr langer Zeit von den Indiern gemacht worden seyn, als Zeichen, wie hoch einmal das Wasser des Connecticut gestiegen sey.

*

Die größte Blume. Robert Brown hat der Linnéschen Gesellschaft zu London eine Abhandlung über ein neue, auf der Insel Sumatra entdeckte Pflanze vorgelegt. Der Reisende Arnold, der erste Entdecker derselben, hat ihr den Namen Raflesia gegeben, nach Sir Stramfort Rafles, in dessen Auftrag er reiste. Die Blüthe entwickelt sich unmittelbar aus der horizontal laufenden Wurzel; die Knospe hat wegen der runden, einander deckenden Blätter viele Aehnlichkeit mit einem Kohlkopf; die entwickelte Blüthe mißt drei Fuß im Durchmesser. Sie wiegt fünfzehn Pfund und ihre Röhre faßt zwölf Pinten. — Die größte bisher bekannte Blume war die purpurrothe Blüthe der aristolochia cordiflora, die nach Humboldt zuweilen sechszehn Zoll im Durchmesser groß wird; die Raflesia hat sie somit um die Ehre gebracht, die Königin der Blumen zu seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Raumers Protestation gegen die Censur.

Daß ein preußischer Staatsdiener, einer, der unter Hardenberg sehr thätig gewesen bei der Wiedergeburt des

Staates, einer, der, wenn er es nicht vorgezogen hätte, Professor zu werden, jezt wirklicher Geheime-Rath, Präsident oder gar Minister seyn könnte, ein loyaler Mann aus der angesehensten Familie, des Königs Brod essend, daß ein solcher nicht in sich selbst geschaudert, nur zu denken, daß den Polen Unrecht geschehen sey, ja, daß er es sogar ausgesprochen, geschrieben und gedruckt, erregte schon bei unsern ehrlichen Männern ein Schaudern aus Mitleid für den Mann, der nicht Lust hatte, zu schaudern. Als er nun aber, statt in sich zu gehen und von den Fürbitten der Andern zu profitiren, starr bei seiner Ansicht verblieb, aus dem Censurkollegium austrat und es duldete, daß sein Entlassungsgesuch gedruckt wurde, waren es gerade diese Liberalen des preußischen Ancien-Regime (denen sonst jede aristokratische Bevorzugung ein Dorn im Auge ist), welche nicht anders erwarteten, als daß Bann und Acht auf das Haupt des Lästerers werde geschleudert werden. Man sprach von Absetzung, Verbannung, Versetzung. Namentlich fühlte sich der Körper des Obercensurkollegiums durch Raumers Anschuldigungen nervös gereizt, was in einer Cholerazeit allerdings kein Spaß ist. Indessen ist er noch nicht gestorben, sondern ist in so weit zu sich gekommen, daß er den Beschluß gefaßt, sein abtrünniges Mitglied zu verklagen und von ihm Rechenschaft deswegen zu fordern, daß er die Maßregeln des respectiven Körpers der Dummheit bezüchtigt. Dies wird Herrn von Raumer nicht schwer fallen, denn außer dem, was offen zu Tage liegt, sind berghohe Aktenstöße als Belege für die Insipidität unserer Censur gesammelt. Es kann nur gewünscht werden, daß die Sache ernst zur Sprache käme, wo denn allen Vertheidigern unserer Censur, **die es redlich meinen**, die Augen aufgehen würden. Schon jezt ist von diesen Mißbräuchen bei der Gelegenheit so Manches höhern Orts zur Kenntniß gekommen, was man nicht für möglich geachtet, und die Ansicht der Behörden hat sich bereits modificirt. Unsern Aristokraten war die Sache äusserst unangenehm. Sie betrachten von Alters her Raumern (wenn gleich auf ihrer äussersten Linken) als gewissermaßen zu ihnen gehörig; er vertheidigt den großartigen Sinn in allen Instituten des Mittelalters, obschon er sie um deshalb nicht mehr für heute passend hält. Wenn sie ihm auch nicht ganz Unrecht geben konnten und wollten, so war ihnen doch das Aufsehen, welches die Sache machte, zuwider; es kamen so viele Fragen dabei zur Sprache, die man jezt gern ruhen lassen wollte. Mit Eifer griffen sie daher Raumers Anzeige in der Staatszeitung, die nichts weiter besagte, als daß nicht **er** es gewesen, der den famösen Brief zum Druck befördert habe, auf, und suchten die Sache damit zu beseitigen, daß ja der treffliche Herr v. Raumer den Brief selbst desavouire. So war es natürlich nicht gemeint, indem jene Erklärung nur aus Familienrücksichten abgegeben war.*)

Der jezt ermittelte Absender des Briefes an eine süddeutsche Zeitung hatte die Unvorsichtigkeit begangen, einen angehängten Privatbrief Friedrichs v. Raumer an seinen Oheim, den Präsidenten des Obercensurkollegiums, mit abzuschreiben. Der Mitabdruck desselben machte die Erklärung nöthig. Es war weiter nichts als eine Desavouirung dieser Unschicklichkeit. Indessen läßt sich annehmen, daß diese aristokratische Parthei mit dahin gewirkt, daß man die Sache auf sich beruhen lassen. Ob das Obercensurkollegium noch mit seiner Beschwerde officiell heraustreten wird, steht sehr dahin. Unsere eifrigen Liberalen wünschen es. Bei diesen, insoweit es eine Parthei ist, ist Raumers Ansehen wie ein Pilz über Nacht hochaufgeschossen. So spielt der Zufall. Raumer ist sich nie inkonsequent gewesen; es sind die Verhältnisse, die ihn neulich auf jene, heute auf diese Parthei zu stellen **scheinen**. Von Anbeginn seiner schriftstellerischen Laufbahn war er ein eifriger Vertheidiger der unterdrückten Polen und hat gegen jenen falschen Satz mit aller Kraft des Talentes gefochten, daß in dem auf die Schlachtbank gelegten Polen keine Lebenskräfte mehr gelegen, sich selbst zu erholen, und aus denselben Principien, wie 1819 gegen die Turnerliberalen, kämpft er heute gegen die Absolutisten. Sein immer frischer Geist und sein scharfer Blick ist allezeit in Opposition gegen jede „allein seligmachende Idee.“ Leicht möglich, daß die Wagschale in einigen Jahren wieder umschlägt und der von den Liberalen jezt mit Weihrauch Geräucherte wieder mit Koth beworfen wird, als einer, der „zurückbleibt,“ oder gar als „kleine Seele,“ „Finsterling,“ oder wie die Ausdrücke der Völkerfrühlingssüchtigen heißen: das allgemeine Loos derer, die, mit dem Strome nach vorwärts ziehend, nicht den festen Boden des Rechtes und des schon Errungenen verlieren wollen. Aber Deutschland ist darin glücklicher, als Frankreich und England. Die Partheistimme muß bald verhallen gegen das Wort derer, die eine Gesinnung haben. Nirgends kann eine Einzelstimme mehr wirken, als in Deutschland, und nirgends verliert sie sobald an Einfluß, wenn sich eine Parthei daran hängt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bei der Gelegenheit darf darauf aufmerksam gemacht werden, daß manche Verwechselungen zwischen Raumer und den Verwandten seines Namens in den Zeitschriften vorzukommen pflegen. Unsers Wissens sind neuerdings vier Herrn v. Raumer genannt, aber oft verwechselt: 1) Der wirkliche **Geheimerath, Excellenz v. Raumer**, Präsident der General-Ordenskommission und des Obercensurkollegiums zu Berlin, ist der Oheim des Historikers. Ihn scheint Börne in seinen Briefen mit diesem verwechselt zu haben; er ist ein loyaler Altpreuße und treuester Diener seines Königs. 2) Der berühmte Geschichtschreiber, Professor und Regierungsrath **Friedrich v. Raumer**, Sohn des ehemaligen Anhalt-Dessauischen Geheimen Raths und Ministers v. Raumer. Unter den glänzendsten Aspecten, in großer Gunst beim Staatskanzler Fürst Hardenberg, in dessen Bureau er als vortragender Rath arbeitete, verließ er, um ganz der Wissenschaft zu leben, den Staatsdienst und wurde, erst in Breslau, dann an der Berliner Universität Professor der Geschichte, Mitglied der Akademie u. s. w. 3) Der Professor **Carl v. Raumer**, jezt in Erlangen, wohlbekannt in Deutschland als Mineralog. So viel uns bekannt, neigt er sich (1819 eifriger Liberaler in Breslau) jezt zu denen, welche das Heil der Welt in ganz andern Sphären eines beschaulichen Lebens suchen. Daher wird Friedrich v. Raumer häufig als Pietist (!) angegriffen. 4) Ein Sohn des alten Geheimeraths v. Raumer, Kammergerichtsassessor in Berlin, der, so weit verlautet, unter den Fahnen von Jarcke als feudalistischer Kämpfer seine jungen Waffen versuchen will, und, mit Eifer sich vertiefend in der Brandenburgischen Vorwelt, das Heil des preußischen Staats in jener Zeit sucht, als die brandenburgischen Bauern und Krämer vor jedem Walde beteten, daß der liebe Herrgott sie vor den Kürerip, Lüderip und Ihenplip beschütze. Man sieht, daß, wenn Friedrich v. Raumer für die Ansichten seiner gesammten Familie einstehen soll, er eine schwere Bürde auf sich hat, und zugleich die Vorwürfe als besternter Obercensor, als Pietist und als Feudalist ertragen muß.

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. Februar 1832.

Immer ist die Albernheit des Narren der Schleifstein des Witzigen.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Die Pariser Bbotier.

(Fortsetzung.)

Der Spaßmacher ist eigentlich nur eine Varietät des Igelgeschlechts, er weicht nur in der Form etwas ab. Der Spaßmacher besizt eine Menge geselliger Talente. Er führt sehr gewandt und mit Anstand Taschenspielerkünste aus, räth die gedachte Karte, und ist ein angehender Bauchredner. Seinen Mayeur weiß er ganz auswendig; er trägt mit den Zähnen einen Stuhl, ein Gewehr mit ausgestrecktem Arm beim Bajonette, geht, die Beine in der Luft, auf den Händen, und im Grimassenschneiden ist er Virtuose. Ein Dutzend Accente ist ihm ein Spaß; er miaut, brüllt, bellt, sägt und schlägt mit dem Munde Feuer, bläst den Cigarrendampf aus beiden Ohren, spielt mit den Naslöchern Flageolet; es fehlt nur noch, daß er Kiesel speist, Messer und Schlangen verschluckt. Niemand befestigt auch schneller und geschickter einen Holzschuh an einen Hundeschwanz.

Dieß Alles sind indessen nur Kleinigkeiten. Bekanntlich wird manches Thier von einem andern in instinktmäßigem Hasse verfolgt, angegriffen, getödtet. Der Todfeind, der ewige Verfolger des friedlichen, ruheliebenden Menschen ist — der Spaßmacher; er bringt seine Lebenszeit damit hin, uns alles gedenkbare Herzeleid anzuthun. Drückt er uns die Hand, so zerquetscht er uns die Finger; er tritt uns, sieht er uns schnell vorübergehen, plötzlich in den Weg; was wir gerade bedürfen, hat er uns versteckt; er zieht uns den Stuhl, auf den wir uns eben niederlassen wollen, zur Hälfte weg, streut uns Pferdestaub in die Betttücher, prakticirt uns Maikäfer unter unser Kopfkissen und schließt uns, wenn wir gerade große Eile haben, die Thüre ab. Der Spaßmacher stellt uns mit Ochsenhörnern, mit Hirschgeweih, mit Elephantenrüssel als Karrikatur zur Schau, beklebt uns die Brillengläser mit Goldschlägerhaut, leert uns die Dose aus, ziert uns mit papiernem Haarbeutel und prakticirt uns Nadeln in den Sessel. Im Schauspiele hustet oder nießt er bei der allerrührendsten Stelle. Im Getümmel drängt er gerade am Aergsten und schreit dabei: „So drängen Sie doch nicht!“ Hat er in der Straße einen am Arm, so läßt er ihn in die Höhe sehen und führt ihn allermittelst in einen Schutthaufen, unter eine Dachtraufe oder mitten in eine Gosse. Geht ein nur einigermaßen hübsches Frauenzimmer vor unserem Bürschen her, so folgt er ihr, so lange nur immer möglich, dicht auf dem Fuße und flüstert halblaut: „Gott! welch niedlicher, allerliebster Wuchs! Himmlisch, göttlich! Und ein Füßchen, ein Füßchen!“ Zuweilen wagt er sogar noch mehr; dieß Alles aber ohne irgend eine galante Absicht, nur Spaßes wegen. Den Männern spielt er nicht glimpflicher mit: „Aha!“ ruft er uns entgegen, „was machen Sie denn hier? Bei Tortoni erwartet Sie ein Freund.“ Wir eilen zu Tortoni; da ist weit und breit kein Freund, keine Seele hat nach uns gefragt.

Sogar das Schweigen des Spaßmachers ist unausstehlich. Weiß er irgend ein Geheimniß, an dem vielleicht unser Vermögen, unser Glück, unsere Ehre hängt, er verschweigt es uns. Umsonst bittet man ihn aufs Flehentlichste. „Bah! Bah! Freut mich, daß ich Sie ein Bischen ärgern kann; morgen, übermorgen, die nächste Woche.“ Diese Menschen sind, so wahr ich lebe, die schlimmsten unter allen albernen Geschöpfen, denn sie stiften zuweilen wirklich unberechenbares Unheil.

Nach allen diesen Menschen, die nicht denken, kommen in ganz natürlicher Folge jene, die nicht mehr denken; in ihrem Gehirne sind die Ideen zum Nebel geworden; es sind Verstandesinvaliden. Bei den Einen war das heilige Feuer nur ein Irlicht, im Schädel der andern ein Brand, der Alles verzehrte.

Die Erstern haben eigentlich nur einmal, zweimal, dreimal gedacht. Man sagt uns: „Besuchen Sie Herrn . . .; ein Mann von unendlich vielem Geiste.“ Als Beleg für dieses Urtheil führt man uns eine sehr merkwürdige Aeußerung des Mannes an. Wir besuchen ihn. So oft er den Mund öffnet, denken wir: Aufgepaßt! jezt kommt's! Allein es geht uns mit ihm gerade wie dem Kaffeehausgast, der zwei elende Spieler an einer Parthie Billard trifft und sich im ersten Augenblicke von ihrem Spiele alles Mögliche versprochen hatte, oder noch besser, wie den Juden, wenn's donnert: „Der Messias kommt! der Messias kommt!“ Keineswegs, der Messias kommt nicht, der Meisterstoß kommt nicht, das geistreiche Wort bleibt aus. Wir wollen es durchaus herauslocken und klopfen auf tausenderlei Art an die Schädelpforte; Alles vergebens, Niemand zu Hause, der Geist ist ausgewandert; keine einzige Idee, die nur Wer da? antwortet. Wie ist dieß möglich? Wer kennt nicht jene sonderbare Pflanze, die Aloe? Nach dem gemeinen Glauben blüht sie nur alle hundert Jahre, aber majestätisch hoch, und ihre Blüthe entfaltet sich mit einem Knall, gleich einem Kanonenschuß oder Donnerschlag. So blühte, so dachte auch unser Mann nur Einmal; an jenem Tage, sey es nun Zufall oder Inspiration, entschlüpfte ihm ein höchst geistreicher, weithin, lange nachhallender Gedanke; es war der einzige leuchtende Silberblick in einem ganzen albernen Leben.

Die Invaliden der zweiten Gattung haben mehr, sie haben zu viel gedacht. Ihr Stumpfsinn ist nicht Werk der Natur, sondern der Gesellschaft. Besonders im abentheuerlichen Paris erkalten nicht selten die feurigsten Naturen, gleich der Lava eines erloschenen Vulkans. Dieß Erstarren ist Folge der Erschöpfung. Zu vieles Denken nüzt ab, wie zu vieles Laufen. Schritt ist in Allem die naturgemäße Bewegung für den Menschen. Gedanken sind ein leichtes, unendlich flüchtiges Fluidum, das seinem Behältnisse entströmt, so oft man es öffnet. Sie sind ein Gas, das in uns haust, wie der Champagner in seinem Glaskerker. Der Champagner schlummert; rütteln wir ihn, so sprüht er, braust, perlt, zersprengt zuweilen seine gebrechliche Behausung. Jedenfalls bleibt, je mehr wir ausgießen, desto weniger übrig. Unsere Geistesinvaliden haben ihrem Champagner zu arg zugesezt, und ihr Gehirn ist auf der Hefe.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den bisherigen Zustand der Presse im türkischen Reiche.

Es besteht zu Konstantinopel eine arabische, persische und türkische Druckerei, welche vor etwas mehr als hundert Jahren angelegt wurde und aus der, troz langer Unterbrechungen, bis jezt gegen hundert Werke hervorgegangen sind. Diese Werke haben sich in größerer oder geringerer Zahl über das ganze Gebiet des ottomanischen Reichs verbreitet, und haben nach und nach nothwendig auf die Literatur und auf den sittlichen Zustand des Landes Einfluß geäußert. Aber von den Schriftstellern über das türkische Reich ist der Einfluß der Presse entweder zu gering oder zu hoch angeschlagen worden. Mit der Erscheinung einer politischen Zeitung im Reiche hat indessen für die Ottomanen eine neue Aera begonnen; ehe zehn Jahre vergehen, muß sich das Land dadurch politisch und literarisch sehr bedeutend verändert haben; wir wollen also kurz betrachten, wie es mit den Produkten der Presse bisher beschaffen war.

Schon im sechszehnten Jahrhundert bestand zu Konstantinopel eine hebräische Druckerei für die Juden, und aus ihr gingen einige Stücke der Bibel und des Talmuds hervor. Im folgenden Jahrhundert legten auch die Griechen und Armenier Druckereien an, um ihre religiösen Schriften zu vervielfältigen. Ja zu Aleppo und auf den Höhen des Libanon wurden syrische und arabische Druckereien für die melchitischen und maronitischen Christen angelegt. Die Regierung sah diese neue Industrie und ihre Produkte gleichgültig an, und getreu ihrer Politik, wachte sie nur darüber, daß Juden und Christen keine Schrift bekannt machten, welche gegen die Staatsreligion gerichtet war. Endlich im Jahr 1725 kamen einige vornehme, einflußreiche Türken auf den Gedanken, etwas, was im christlichen Europa so außerordentliche Folgen gehabt, auch in der Türkei heimisch zu machen. Der Sohn Mehemet Effendis, der seinen Vater auf seiner Gesandtschaft an den französischen Hof begleitet und hier die Wunder der Kultur kennen gelernt hatte, vereinigte sich mit einem ungarischen Renegaten, Namens Ibrahim, einem sehr unterrichteten und rastlos thätigen Manne, zu Anlegung einer Druckerei. Man schnitt Patrizen, man goß Lettern, Setzer wurden

rasch eingeübt, und im Jahr 1728 war ein Werk in zwei Foliobänden fertig.

Unter den, wie angeführt, etwa hundert Werken, welche seit diesem Zeitpunkt die türkische Presse verlassen haben, befinden sich über zwanzig Sprachlehren und Wörterbücher, vorzüglich der arabischen Sprache; einige andere behandeln die persische, die übrigen die türkische Sprache. Das Arabische ist die Sprache, welche Mahomet redete, in ihr sind der Koran und alle Sprüche des Propheten geschrieben; und da der Koran und die Sprüche noch jezt die allgemeine Grundlage des kanonischen, bürgerlichen und Staatsrechts sind, da überließ die vornehmsten dogmatischen, moralischen und juridischen Abhandlungen arabisch geschrieben sind, so ist vollständige Kenntniß dieser Sprache den Schriftgelehrten wie den Gesetzkundigen unerläßlich. Jeder muß daher, bevor er eine Anstellung erhält, in dieser reichen, verwickelten Sprache, welche immerhin ein mehrjähriges Studium erfordert, eine Prüfung erstehen. Das Persische ist zwar bei weitem nicht so nothwendig, wird aber von allen Türken höhern Stands, besonders wenn sie Freunde der Poesie sind, erlernt. Mit wenigen Veränderungen wird bekanntlich Arabisch, Persisch und Türkisch mit denselben Buchstaben geschrieben. Verschiedene Grammatiken dieser drei Sprachen sind in Versen abgefaßt. Die Schüler lernen sie auswendig, und mittelst des Versmaaßes und des Reims bleiben ihnen die Regeln besser gegenwärtig. Auch bei uns hat es ja früher an solchen wunderlichen Kunstwerken nicht gefehlt.

Mehrere der Werke, welche die konstantinopolitanische Presse geliefert, sind rhetorische, logische und metaphysische Abhandlungen, fast alle in arabischer Sprache. Diese aus dem Mittelalter stammenden Werke sind natürlich durchaus scholastisch. Die arabischen Philosophen bekannten sich frühzeitig zu der peripatetischen Philosophie, und Aristoteles steht gegenwärtig im Morgenlande noch so sehr in Ansehen, wie bei uns vor dreihundert Jahren. Diese Werke dienen den Professoren als Compendien bei ihren Vorträgen.

Gleich Anfangs hatte man beschlossen, den Koran und die theologischen, kanonischen, überhaupt juridischen Schriften nicht mittelst der Presse zu vervielfältigen. Der Koran gilt den Muselmännern für das offenbarte Wort Gottes, und es wäre Sünde gewesen, etwas, was kaum die Hand des nach Gottes Ebenbild geschaffenen Menschen hervorzubringen würdig ist, auf mechanischem Wege darstellen zu wollen. Ueberdies hätte man dadurch, da diese Literatur natürlich bei weitem die verbreitetste ist, Tausende von Abschreibern brodlos gemacht. Was den Koran anlangt, so besteht das Verbot noch (nur die Mahometaner in Kasan und andern moskowitischen Provinzen haben das heilige Buch unter die unheilige Maschine gebracht); was aber die theologischen und juridischen Bücher anbetrifft, so ist man in neuerer Zeit vom alten Brauche abgegangen, und zwar erst im Jahre 1803. Nur ein Mann von Sultan Selims III. verwegenem Muth — er bezahlte aber bekanntlich seine Neuerungen mit dem Leben — konnte etwas der Art durchsetzen. Seitdem sind etwa fünfzehn Werke aus jenen Fächern erschienen, theils in arabischer, theils in türkischer Sprache, und fast sämmtlich mit Comentaren versehen. Unter den juridischen Schriften verdienen besondere Erwähnung die Sammlungen von Fatfas oder Rechtserkenntnissen des Mufti, des Oberhaupts der Religion bei den Ottomanen. Bekanntlich steht es jedem Muselmann frei, in einer Gewissenssache oder wegen einer Rechtsfrage sich unmittelbar an den Mufti zu wenden. Die Fragen sind in den Sammlungen immer türkisch, die Antworten, welche sehr kurz sind, oft einfach aus ja oder nein bestehen, gleichfalls. Es gibt eine Menge Sammlungen der Art, und meistens sind die Erkenntnisse nach den Materien geordnet, Fasten, Gebet, Ehe, Erbschaft u. s. w. Zwei der gedruckten Sammlungen der Art sind aus dem 17ten, eine ist aus dem 18ten Jahrhundert.

Aphorismen

von Karl Baldamus.

Großartige Ideen lassen sich am besten mit Diamanten vergleichen. Der Vergleichungspunkt liegt nicht allein in dem beiden eigenen Lichtglanze, man kann ihn vielmehr auch in der Art ihrer Entstehung suchen. Der Diamant ist ein rein krystallisirter Kohlenstoff. Auch der großartigen Idee liegt Kohlenstoff zum Grunde, denn wir müssen sie mehr oder weniger als das Produkt eines Meinungsbrandes ansehen, das im Zustande der Abkühlung die Natur und Form des Krystalles erhalten hat. Wie nur wenige Diamanten zum Schneiden passen, so sind auch nur wenige großartige Ideen zur Einführung ins praktische Leben geeignet. Wer sie darum mit dem Auswurfe von Alltagsgedanken vermengen wollte, der würde ihren Werth verkennen und sich einer Sünde wider den heiligen Geist schuldig machen. Diamanten, die sich nicht schneiden lassen, werden als Bort zum Schleifen edler Steine verwendet. Großartige Ideen, deren unmittelbare Benutzung für das praktische Leben unthunlich ist, liefern ein herrliches Material zur Glättung und Reinigung volksthümlicher Entwürfe, die als Edelsteine in der Krone eines Königs an ihrem Ehrenplatze sind.

*

Der Unterschied zwischen der altaristokratischen und der neuliberalen Diplomatie liegt hauptsächlich darin, daß die Meinungen der erstern denjenigen Präpositionen gleichen, die über mehrere Kasus gebieten, während die Ansichten der leztern jenen Vorsetzworten ähnlich sehen, deren Herrschaft sich auf einen einzigen Kasus beschränkt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Die berühmte Heirathsgeschichte.

Wenn ein recht ernster Vorfall die Berliner ganz zu beschäftigen droht, pflegt irgend ein Spaß sich zu ereignen, der die Aufmerksamkeit von jenem mit einemmale ablenkt. Es gibt Leute, die behaupten, daß diese Berliner Späße, oder richtiger gesprochen „Witze." immer so apropos eintreffen, daß man auf ein Comité directeur schließen könnte. So meinten Einige allen Ernstes, die „schöne Henriette" berüchtigten Andenkens sey ihrer Zeit ans Licht getreten, um die Aufmerksamkeit von einem politischen Ereignisse abzuziehen. Da es in Berlin nie an Witz fehlt (die Cholera gab eben noch ein fürchterliches Beispiel), so ist jene Annahme wohl zu weit hergeholt; aber daß man etwas dazu thut, den Witz, der sich von selbst macht, gelegentlich zu hegen und zu pflegen, um zu beschäftigen, wäre kein zu kühner Schluß. Raumers Censurgeschichte wurde sehr bald durch eine berühmte Heirathsgeschichte aus allen Salons, Theegesellschaften, Restaurationen und Cafés verdrängt, eine Heirathsgeschichte, die um so interessanter für Berlin ist, weil nichts daraus geworden ist. Der Name der betheiligten Personen lebt hier auf jeder Zunge, er ist geschrieben, gedruckt, ihre Porträts hängen an jedem Bilderladen, so daß es vielleicht keine Indiscretion wäre, wenn auch Ihr Korrespondent das, was schon publici juris ist, mit klaren Worten nennte; er will aber jeden Anschein gehässiger Klatscherei meiden, und überläßt es daher der geehrten Redaktion oder den Lesern, die Namen hinzu zu denken. Ein junger, reicher Graf, der das größte Palais in Berlin sich erbaut hat, sein silbernes Wappen über der Thür, in Ansehen bei den Höchsten und auch sonst auf einen hohen Posten gestellt, der mehr Vergnügen als Ehre bringt, entschließt sich, zu heirathen. Das ist an sich nichts Besonderes, aber wohl für die Berliner Hofcirkel, wo alle Damen seit Jahren Wetten eingehen, auf welche Glückliche die Wahl fallen werde. Seine Wahl fällt auf eine Ausländerin. Das wäre auch nichts Besonderes, wohl aber ein Verbrechen gegen die Berliner Schönen. Sie fällt auf eine — Bürgerliche. Das wäre allerdings etwas Besonderes, wenn diese Bürgerliche nicht, die reichste deutsche Erbin, zwei bis drei disponible Millionen preußisch besäße. Die Aristokratie drückt ein Auge zu, denn: il faut fumer quelquefois ses terres, erlaubte schon das Ancien Regime. König Friedrich Wilhelm der Erste hat darüber ausdrücklich ein Edikt erlassen, und die Absicht, eine wohldotirte Standesherrschaft zu gründen, hatte sogar den Beifall der Feudalisten. Aber die erste Bekanntschaft zwischen der reichen Hamburger Erbin und dem vornehmen Berliner Grafen sey, sagt Fama, durch einen wohlbekannten, freundlichen Kommissionsrath mosaischer Abkunft vermittelt worden. Das wäre allerdings etwas Besonderes, und der Witz waffnete sich schon, ehe die andere Nachricht aus Hamburg kam, daß die Erbin sich entschlossen habe und lieber nicht heirathen wolle. Ueber die Gründe hat sich Fama auch weitläufig verbreitet; die hier gegebenen Nachrichten gehören aber mehr in das Reich der Novelle und enthalten wenigstens für den Brautwerber nichts Nachtheiliges. Daß sich Jemand um eine reiche Dame bewirbt, die Dame sich bedenkt und dann Nein sagt, ist nichts weniger als etwas Besonderes (es ist auch in Hamburg Niemand eingefallen, darauf eine Karrikatur zu machen), für Berlin aber war es etwas Besonderes. Wen ging das an? Nicht weniger als die halbe Residenz. Der liberale Berliner Egoismus, den das hohe Haus mit den Zinnen und das silberne Wappen verdrießt, fühlte sein Müthchen gekühlt, daß der vornehme Graf, der sich so hoch über die andern Häuser hinaus gebaut, von einer Bürgerlichen einen Korb bekommen, und die Aristokraten, die es ihm vergaben, wenn er die drittehalb Millionen mit einer Bürgerlichen geheirathet, konnten ihm nie vergeben, daß er sich darum beworben, ohne sie zu bekommen; die Schönen hier triumphirten; bei Hofe, im Ballet, in der Oper, im Schauspiel, in Pallästen und Häusern, bei Aristokraten und Liberalen war im ersten Augenblick Alles eins, und der böse Dämon, der diesen bösen Bund geschlossen, war die Schadenfreude. Eine Karrikatur erscheint, den Grafen auf einem Korb vorstellend, wie er, von Krebsen gezogen, nach Hamburg fährt; ein mosaischer Amor in den Lüften zeigt ihm den Weg. Das verschlungene Bild, mit Porträtähnlichkeit, hat einen, zwei, zehn Nachfolger; drei Namen, des Brautwerbers, der Erbin, des Kommissionärs schweben auf jeder Zunge, würzen jede Unterhaltung; zu den Karrikaturen Bonmots, zu den Bonmots witzige Annoncen in den Intelligenzblättern und Zeitungen „von verlornen — Pelzen" u. s. w.; kurz, ich glaube Ihnen den Sturm der Laune, der durch unsere breiten Straßen ein Paar Wochen sauste, nicht besser charakterisiren zu können, als wenn ich sage, es ging ganz Berlinisch her. — Neben dem Scherzhaften hat die Sache aber sehr viel Ernsthaftes. Zuvörderst ist gar nicht ausgemacht, ob die Sache sich so verhält; es ist möglich, daß vier Fünftel davon erlogen sind, es ist möglich, daß die Parthie nie projektirt gewesen, möglich, daß sie noch jezt zu Stande kommt. Dann hätte die Sache etwas sehr Grausames für den Unschuldigen. Lebten wir in London, wo gegen jeden öffentlichen Charakter die Partheiung täglich solche Karrikaturen ausheckt, warum sollte da nicht ein junger Mann das Unwetter mit Leichtigkeit ertragen und abschütteln? Wir leben aber in einer Stadt, wo dies das erste Beispiel der Art ist. Man fragt: warum war das diesmal erlaubt, warum ist gegen diesen Einen ausnahmsweise eine solche allgemeine Hetzjagd des Witzes gestattet? und hört kuriose Antworten. Man will wissen, die Karrikaturen und Insertionen rühren von Individuen her, gegen die auch der hochgestellte Graf es nicht für gerathen halte, Beschwerde zu führen. Mag dies nun der Fall seyn oder nicht, so gereicht es ihm doch immer zur Ehre, auch gegen die spätern, nur vom Spekulationsgeist ausgegangenen Zerrbilder nicht eingeschritten zu seyn. Er hätte vollkommen seine Spötter aus dem Felde geschlagen, wenn er durch einen federfertigen Theaterscribenten die Geschichte brühwarm auf die Bühne hätte bringen lassen, was ihm bei seiner Stellung nicht schwer gefallen wäre. Ob dieser Ausspruch des öffentlichen Witzes von nun an, oder dies eine Mal und dann nicht wieder, vergönnt seyn wird, steht dahin. Sollte lezteres seyn, und es hat den Anschein (denn eine eben erschienene Karrikatur gegen den Contagionisten Rust ist im Augenblick unterdrückt worden), so würde die Unbilligkeit gegen den Einen um so schreiender seyn und sich bitterer rächen, als man vermuthen mag. Sind aber Karrikaturen damit ein für allemal frei gegeben, so könnte bald hier ein neuer Gewerbs-, wo nicht Kunstzweig aufblühen, für den die Berliner Talent hätten. Nicht füglich könnte aber der Ruf von Individuen durch Karrikaturen mehr verunglimpft werden, als es schon durch die Presse — mit Censur — geschehen ist. Die Wunden heilen, wie sie geschlagen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Februar 1832.

Soll dein ganzes Lob geschrieben, vom Beginn zum Ziele, seyn,
Müssen Paradiesesvögel Spender ihrer Kiele seyn.

Platen.

Das Grab im neuen Münster zu Würzburg.

Von Adolph Stöber.

Im Lorenzgarten liegt ein Stein
An einer kühlen Stelle,
Da schwirren die Vögelein aus und ein
Und pfeifen und singen helle.

Es ist ein alter Leichenstein,
Von Trauerweiden beschattet,
Darunter liegt im engen Schrein
Ein Sängerherz bestattet.

Die Vöglein waren seine Lust,
Es hörte gern ihr Singen,
Und hüpfte selber in der Brust,
Wie muntre Vöglein springen.

Der Sänger lauschte, mit Acht und Müh
Der Lerche Ton zu lernen:
Auch schallt sein Lied wie morgenfrüh
Aus himmelblauen Fernen.

Er lernte von der Nachtigall
Das innigliche Kosen:
Drum singt er oft mit süßem Schall
Von Minnelust und Rosen.

Auch liebt' er, wie die Vögelein,
Ein Wanderleben zu führen,
Und Gärten und Felder aus ein
Die Flügel frisch zu rühren.

So streift er über den Wiesengrund
Und über die Bergesgipfel,
Bis er ein warmes Nestchen fund
Auf einem stolzen Wipfel.

An Vögel mahnt des Sängers Nam',
Ein Vöglein saß im Schilde,
Und als er nun zu sterben kam,
Gedacht' er sie gar milde.

„Vier Löcher höhlt in meinen Stein,
Und senkt darein vier Tröglein,
Und schüttet Wasser und Körner ein
Für meine lieben Vöglein!“

Und was er bat im lezten Drang,
Willfahret ward ihm eilig;
Die Klosterbrüder hielten lang
Der Sängers Willen heilig.

Herr Walther von der Vogelweid
Ist unser Meister geheißen;
Noch fliegen Vögel aus Wald und Haid
Und singen ihm frische Weisen.

Die Pariser Bdotier.

(Beschluß.)

Indeß war es ein herrlicher Schlag Menschen, für das Gute, wie für das Böse mit gleicher Gluth entbrannt. Alles Große und Schöne, was die Seele erhebt, berauscht, träumten, wollten, erstrebten sie, die Einen dieß, die Andern jenes; Allen aber zerstob die Seifenblase unter den Fingern. Als sie endlich an nichts mehr glaubten, als die Sinnlichkeit selbst ihre wilde Poesie für sie verloren hatte, da sank ihre Seele in sich selbst zusammen, das Saitenspiel ihres Geistes zerriß, und völlige, trostlose Stumpfheit blieb zurück. Wie einen russischen Rutschberg hinab durchflogen sie kurz und schnell das Leben, als Krieger, Künstler, Dichter, Metaphysiker, Spekulanten, Projektschmiede, grübelnde Träumer; was bleibt ihnen? betrogener Ehrgeiz, Widerwille, Eckel, bitterer Menschenhaß, Wahnsinn, Raserei, Verzweiflung! Einst in der Akademie, an der Börse, im Athenäum, in den Boudoirs, jezt auf den Gassen, in Kneipen, vielleicht in noch schlechterer Gesellschaft! Dieß sind die durch ihren Sturz zerschmetterten, zum Thiere herabgewürdigten gefallenen Engel, wandernde Leichen.

Nun aber kommen Leute, die derlei nicht zu befürchten haben; Maschinen mit hohem Druck, derbe Schwätzer, Schwachköpfe von schwerem Kaliber. Ihr Konterfei beschließe diese Gallerie der Nichtdenker. Auf ihrem Standpunkte sehen wir, ist's gleich noch Nacht, am Horizonte wenigstens einen Schimmer, ein Morgenroth von Gedanken aufdämmern. Diese Leute denken in der That beinahe, es sind wahre Centauren, halb Mensch, halb Thier. Sie treten, hat Weltverkehr ihnen nur einiges Aplomb beigebracht, bei den allerkitzlichsten Gegenständen fest und keck auf. „Herr, Sie sind wahrlich nicht dumm. Ist dieß aber ein Verdienst?“ — „Madame, Sie besitzen einen köstlichen Körper!“ — „Mademoiselle, Ihr Wuchs ist im höchsten Grade reizend!“ Außerdem läuten diese Menschen bei den geringfügigsten Anlässen gleich die große Glocke und paradiren mit einem wahren Tedeumsgesichte. „Adieu, mein Herr, Adieu!“ Dabei schütteln sie uns die Hand, daß wir laut aufschreien möchten. Erblicken sie uns, so winken sie uns schon von ferne, rufen uns hastig zu, lassen uns hundert Schritte weit laufen, und wozu? Sie klopfen uns auf die Schulter oder den Arm und fragen: „Eh bien! comment va cette petite santé? Cette petite santé va-t-elle toujours comme nous voulons?“ Oder aber: „Ach! bitte um Vergebung; ich irrte mich, ich hielt Sie für einen andern.“ Das verlohnte wahrlich der Mühe! Sprechen wir mit ihnen, so blasen sie die Backen auf, schnalzen mit der Zunge, oder schneuzen sich ganz gewaltig. Aber in einem Salon muß man sie sehen, wie sie, die Ellbogen auf die Kaminbrüstung gestüzt, mit der Gravität eines jämmerlichen Tragöden ganze Lawinen Albernheiten mitten in die Gesellschaft hineinschleudern. Ist die Rede vom Verfasser des „Ane mort,“ rufen sie: „O ja! ein Mann, dem es sicher nicht an Moyens mangelt.“ Wird Rossinis erwähnt: „Ah! oui, oui, Rossini, der gran Maestro, der Schwan von Pesaro!“ Gedenkt man Horace Vernets: „Encore un qui n'est point maladroit, et qui fait de bien jolies choses. Je ne suis pas embarrassé de lui.“ Diese Leute sind wahre Unglücksvögel in einer Gesellschaft.

Hier aber stehen wir an einem mächtigen Scheidepfahle mit den Inschriften: Albernheit. — Verstand. Wir befinden uns in der That auf der Grenzscheide zweier großen Reiche: hinter uns die Idioten, vor uns die Denker.

Aber welch verschiedene Himmelsstriche in diesem Lande der Gedanken! Hier eine zu scharfe, reizende Luft, in der man zu früh, dort eine schwere, in der man zu spät denkt; kalte Regionen, in denen die Halbdenker, die Drittels-, Viertels-, Halbviertelsdenker, die Denker mit einer ganzen, vollständigen, aber auch nur einer einzigen Idee, einer Art Monomanie hausen; glühendheiße Zonen, wo zu üppige, stürmische, wuchernde Phantasien, wo die Zuvieldenker sich abarbeiten; fern von allen endlich die seltenen Bewohner eines Eldorado: die Denker, welche Geist mit gesundem Menschenverstand paaren und streng auf der goldenen Mittelstraße wandeln. Sehr klein ist ihre Zahl, ihr Gebiet höchst beschränkt; allein dort ist die Luft stets ätherisch rein, die Sonne weder matt noch glühend, stets nur mild erwärmend, und die Natur rastlos fruchtbar.

Ueber den Farbestoff der Blätter und Blüthen und seine Bedeutung.

Dutrochet, von dessen Beobachtungen an Infusionsthieren wir vor Kurzem berichteten, ist durch Versuche mit Pflanzenblättern und Blumen zu Resultaten gelangt, welche nicht minder interessant sind und bei der Verbreitung, welche in neuerer Zeit Chemie und Physik gefunden haben, auch dem großen Publikum mitgetheilt werden können.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die mannigfaltige Färbung der verschiedenen Pflanzentheile mit den chemisch-organischen Prozessen, die in ihnen vorgehen, in der genausten Beziehung stehen; aber dieser Zusammenhang zwischen dem äußern Farbenschmuck und den chemischen Verhältnissen der Theile entgeht uns auf unserm jetzigen Standpunkte größtentheils noch. — Der grüne Stoff der Blätter besteht aus Kügelchen, welche in Zellen liegen, die meistens nach der Dicke des Blattes aneinander gereiht sind. Zwischen diesen Reihen von Zellen liegen mit Luft gefüllte Räume, welche gegen die untere

Blattseite zu immer zahlreicher werden. Die Luft in diesen Räumen ist gewöhnliche atmosphärische Luft, die aber einen Theil ihres Sauerstoffs verloren hat, indem derselbe mit dem organischen Stoff des Blatts selbst in Verbindung getreten ist. Im gesunden Zustand beobachtet man an den Blättern nicht leicht andere Farben, als grün und roth. Das Grün ist an der obern Fläche meist dunkler als an der untern, und es rührt dieß daher, daß an lezterer weit mehr Luftzellen liegen. Sind die Blätter im natürlichen Zustande roth, so ist diese Farbe an der untern Fläche weit stärker ausgesprochen; das Roth der obern Fläche erscheint dagegen immer mit Grün gemischt. Es kommt auch vor, daß die obere Fläche ganz grün, die untere ganz roth ist. Dieser bei manchen Pflanzen höchst auffallende Kontrast brachte den Beobachter auf den Gedanken, es könnten diese beiden Farbestoffe in ihren chemischen, vielleicht auch in ihren galvanischen Verhältnissen wesentlich von einander abweichen. Er machte nun mit den zerstoßenen Blättern einer Pflanze, welche die besprochene Bildung zeigt, der begonia sanguinea, Versuche, und fand bald, daß sich die grüne Materie am negativen, die rothe dagegen am positiven Pole der galvanischen Säule ansezte, und daß sich jene alkalisch, diese sauer verhielt. Er schloß, nachdem er diesen Versuch vielfältig wiederholt, daß die obere Fläche des Blattes aus einem elektrisch-negativen, die untere aus einem positiven Farbestoff bestehe. Auch am Farbestoffe von ganz grünen Blättern fand er diese seine Beobachtungen, hinsichtlich des verschiedenen Verhaltens des Stoffs von beiden Flächen zum Galvanismus, vollkommen bestätigt. Jedes Blatt enthält somit die Elemente eines wahren elektrisch-galvanischen Apparats, nämlich zwei Substanzen mit verschiedenem elektrischem Verhältniß und verschiedener chemischer Wirkung übereinander. Nimmt man einen Tropfen vom gemischten Farbestoff der obgenannten begonia sanguinea, und bringt Alkali dazu, so verschwindet der rothe Stoff, weil er sich mit dem Alkali verbindet, bringt man Säure dazu, so verschwindet der grüne Stoff. Nimmt man Farbstoff von einem oben und unten grünen Blatt, so wird zwar sowohl durch das Alkali als durch die Säure ein Theil des Grüns zerstört; die Säure entfärbt aber den Stoff von der obern, das Alkali den von der untern Fläche.

Der Beobachter glaubt hieraus die schon längst beobachtete und allgemein bekannte Wirkung der Alkalien und Säuren auf gewisse Farbestoffe der Blumen erklären zu können. So werden z. B. die blauen Pflanzenfarben durch Säuren roth und durch Alkalien grün, und das blaue Lakmuspapier ist jedem, der je ein wenig in die Chemie gepfuscht hat, als Mittel, die Gegenwart von Säure und von Alkali zu entdecken, bekannt. Nach Dutrochet befinden sich in jeder blauen Blume — um hier bei diesen stehen zu bleiben — zwei blaue Farbestoffe von entgegengesezter elektrisch-galvanischer Natur, wie sich, wie wir gesehen haben, im ganz grünen Blatte zwei solche grüne Stoffe finden. Der positive blaue Farbestoff verschwindet, wenn man Alkali an die Blume oder das mit ihrem Safte gefärbte Papier bringt, indem er sich mit dem Alkali verbindet, und nur der negative blaue Farbestoff bleibt zurück, ist aber in Grün verwandelt. Säure dagegen verbindet sich mit dem negativen blauen Stoff; er verschwindet, und nur der positive bleibt zurück, ist aber in Roth verwandelt. Es wird dem Leser nicht entgehen, daß bei dieser Entfärbung des blauen Pflanzenpigments aus den Blüthen die beiden Elementarfarben der Blätter, grün und roth, getrennt wieder auftreten. — Was der Beobachter anfänglich nur nach der Analogie mit den Blättern geschlossen hatte, nämlich die Existenz von zwei galvanisch verschiedenen Stoffen auch in den Blüthen, hat er später durch Versuche an der Voltaschen Säule bestätigt gefunden.

Nach allem diesem sind, nach Dutrochet, die Blumenblätter, wie die eigentlichen Blätter, wahre galvanische Säulen, oder vielmehr ist jedes Blatt, jedes Blumenblatt ein Plattenpaar der Säule, oder was man ein galvanisches Element nennt. Bekanntlich saugen die Gewächse Sauerstoff aus der Luft ein und stoßen wieder welchen, unter Mitwirkung des Sonnenlichtes, aus. Die obere, negative Seite des Blattes ist beständig dem Lichte zugekehrt, und sie stößt Sauerstoff aus, während die untere, vom Lichte abgekehrte, positive Fläche Sauerstoff einsaugt, wozu sie eben die obenbeschriebenen größern Zellen besizt. Auf diese Weise geht, angefacht vom Reize des Lichts, das Wechselspiel der Oxydation und Desoxydation an den beiden Polen dieser lebenden galvanischen Säulen still, aber ewig sicher seinen Gang.

Daraus, daß dieser Athmungsprozeß, wenn man es so nennen will, durch eine galvanische Säule vermittelt, die ihren negativen Pol nach oben hat, zum Leben des Blattes nothwendig ist, erklärt sich, warum sich die Blätter wieder umdrehen, wenn man künstlich ihre untere Fläche nach oben gekehrt hat. Die untere Fläche wird vom Licht widernatürlich gereizt, und die natürlichen Funktionen des Blattes sind gestört, bis das naturgemäße Verhältniß wieder hergestellt ist. Im grünen Stoffe des Blattes und im buntgefärbten der Blüthen ist der unmittelbare Siz dieser Reizbarkeit, dieser Empfindlichkeit gegen das Licht; denn nur gefärbte Pflanzentheile zeigen auf die Einwirkung des Lichts Bewegungen; die ungefärbten Theile, wie die Wurzeln, suchen weder das Licht, noch fliehen sie dasselbe. Nach allem diesem hält sich Dutrochet zu dem Schlusse berechtigt, daß der Farbestoff und besonders die grüne Mate-

rie bei den Gewächsen eine ähnliche Rolle spielt, wie das Nervensystem bei den Thieren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Runde des großen Kurfürsten. Vakante Stellen.

Der große Kurfürst hatte auch in dieser Neujahrsnacht seine alljährige Runde angetreten. Seine kurfürstliche Gnaden scheinen indessen etwas verstimmt gewesen zu seyn und haben höchst wenig von dem observirt, worauf Andere, die nicht Geister sind, mit jedem Schritte stoßen. Pestilenz und Krieg anlangend, gewahrt er zum Exempel nur etwas von ersterer, und wiewohl er sich als barmherziger Samariter erweist und einen Cholerakranken, vor dem gewisse Contagionisten fliehen, eigenhändig mit ins Lazareth trägt, stößt er doch gerade damit bei den Frommen an, die es ihm nicht vergeben, daß er den Zechfrohsinn der Berliner während der bösen Schickung billigt und lobt. Sehr gut wäre es, wenn er deshalb vom Kriege nichts erwähnte, weil er keinen voraussieht; das scheint aber nicht der Fall; er scheint vielmehr die ganze Materie nicht zu lieben und alles, was damit in Verbindung steht, zu vermeiden, und der Berliner Witz wirft ihm vor, er habe sich in seiner seligen Welt zu sehr damit beschäftigt, unsere temporellen Censurmandate zu studiren, was man von einem Geist, und noch dazu eines so erleuchteten Monarchen, unpäßlich findet. Uebrigens verbreitet er sich über manche Dinge, wie früher, mit Anmuth und Laune.

In den Berliner Staats- und gelehrten Angelegenheiten florirt jezt die Rubrik Vakat. Uns fehlte, außer vielem Andern, noch immer:

1) ein Justizminister,
2) ein Polizeipräsident,
3) ein Oberbürgermeister,

ferner

4) ein (spekulativer Haupt- und Staats-) Philosoph,
5) eine erste Sängerin,
6) ein oder einige Liebhaber.

Was den Justizminister anlangt, so hatte die Berliner Conversation jeden Tag einen ganz gewiß, der aber am nächsten Tage wieder ein anderer wurde. Zulezt theilte sich das Gerücht entschieden zwischen Herrn v. Kampz und Herrn v. Grollmann. Für und gegen beide wurde viel gesprochen; dieser galt als Kandidat für die liberale, jener für die antiliberale Ansicht. Man könnte sich in Beiden geirrt haben, wenn überhaupt die allgemeinen Ansichten von liberal auf unsere Verhältnisse passen. Herr v. Grollmann steht als Präsident, als ehemaliger Militär und als Bürger in Ansehen und im Ruf ausgezeichneter und unerschrockener Tüchtigkeit; doch fand man bedenklich, da seine nächsten Familienglieder (lauter tüchtige Männer) die höchsten und einflußreichsten Justizämter schon bekleiden, wenn noch ein Glied aus derselben Familie Chef der ganzen Justiz würde; auch hielt man ihn für mehr berufen zum Präsidenten des ersten, in hohem Ansehen stehenden Gerichts des Königreichs, als zum administrativen Regens der einer eingreifenden Umgestaltung bedürfenden Justiz und Gesezgebung. Was sich gegen Kampz sagen läßt, weiß man in Deutschland besser als hier; Herr von Kampz selbst aber kann sagen: ich bin besser als mein Ruf. Hier kam etwas anderes zur Sprache: die Streitigkeiten des Kammergerichts mit demselben als vikarirendem Minister. Herr v. Kampz, als ein äußerst thätiger, rasch handelnder Mann (eine Eigenschaft, die ihn für viele andern Ministerialbranchen bei uns äußerst wünschenswerth machte), hatte sich manche Eingriffe in das Gerichtsverfahren, z. B. durch Strafmilderungen, Erlasse u. s. w. erlaubt, welche ein preußisches Gericht nicht dulden konnte. Wiederholte Protestationen und Vorstellungen dagegen bei des Königs Majestät waren nicht ohne Wirkung geblieben, obgleich der König in seiner milden, ausgleichenden Art, die ungern einer Person wehe thut, nicht entschieden das Verfahren gerügt hatte. Indessen wäre immer eine traurige Spannung zwischen dem ersten Gerichte und dem Minister geblieben, wenn Herrn von Kampz die lange verzögerte Ernennung getroffen hätte. In diesem Augenblicke aber vernimmt man eine eigene Ausgleichung zwischen den streitenden Principien. Der Präsident Mühler aus Breslau ist zum Justizminister ernannt, mit allen Funktionen eines solchen, außer der Leitung der Gesezrevision und der Beaufsichtigung der rheinischen Gerichtshöfe, welche beide dem ältern Mitbewerber verbleiben. So erhält Preußen, nachdem es zwei Jahr gar keinen gehabt, jezt zur Entschädigung zwei Justizminister. Man ist allgemein mit der Wahl zufrieden, da Präsident Mühler den Ruf eines eben so fähigen, als rechtlichen und liebenswürdigen Beamten genießt, Herr v. Kampz aber neuerdings die Zuneigung und das Vertrauen der Rheinländer sich in vollem Maaße erworben hat. Dürfte man noch eine Förderung der nur allzulange verzögerten Justizrevision von ihm erwarten, so wäre das erste Vacat ziemlich befriedigend gefüllt.

Der Abgang des Polizeipräsidenten wurde mehr empfunden, als der des Justizministers. Unter den Augen des Hofes, der Prinzen, der Stadt handeln zu sollen, Einreden, Anordnungen von dort unterworfen, dazu durch die öffentliche Stimme in Allem, was er thut und läßt, kontrollirt zu seyn — wahrlich, ein mißlicher Posten. Herr v. Arnim schien ihm, was Fähigkeiten und Gesinnung anlangt, sehr gewachsen. Die allgemeine Stimme war für ihn und bedauerte, als es zu Anfang des Jahres hieß, daß er seinen Abschied gefordert. Weshalb, blieb im Dunkel; man sprach von hohen und höchsten Vorwürfen wegen Nachlässigkeiten beim lezten bedeutenden Brande des Cockerillschen Etablissements, und weil Arnim den Studenten erlaubt, dem an der Cholera verstorbenen Hegel ein öffentliches Leichenbegängniß zu veranstalten, Verweise, welche der pflichteifrige, aber leicht reizbare Mann nicht ertrug. Hegels Begräbniß war allerdings eine Unregelmäßigkeit, die bei der argwöhnischen Stimmung der untern Volksklassen zu Anfang der Cholera üble Folgen hätte haben können. Indeß würde, wie man meint, sich noch Alles haben beseitigen lassen, wenn der Charakter des ausgezeichneten Beamten nicht von der Art gewesen wäre, daß er keine Rügen und Verweise erträgt. Lauter Beamte dieser noli me tangere Gattung möchten keinem Staate frommen; einige davon würden an gewissen Posten sehr gut thun. Man nennt den Oberbürgermeister Francke, der in Magdeburg bis jezt, man sagt als kleiner Napoleon zum Frommen der Stadt, geherrscht, als seinen Nachfolger. Soviel für heute von den beiden ersten obgenannten Posten; von den übrigen ein andermal.

Auflösung der Charade in Nr. 48:

Mitgefühl.

Beilage: Monatsregister Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 2. Februar 1832.

Monogrammen-Kunde.
(Beschluß.)

Wir wollen hier einmal zugleich eine Probe geben, wie wir uns ein ausführliches Monogrammen- oder auch Künstler-Lexikon etwa in seinen einzelnen Artikeln ausbilden würden.

Sylvius Antonius (Antonius Sylvius?), niederländischer Formschneider, der nach Malpet (Notices sur les graveurs Th. 2. Besançon, 1808. 8. S. 223) 1525 zu Antwerpen, wo seine Arbeiten meist erscheinen, geboren seyn soll; und dessen Holzschnitte in Werken von 1553 — 1573 etwa vorkommen. Malpet nennt ihn Anton Silvyns oder Silvius; Andre (s. Fiorillo: 4, 153. 156) nennen ihn selbst Sylvius Antonianus. Sein Monogramm, auf die mannigfaltigste Weise flach gelegt und verkleint, zeigt doch immer das S in seinem Bogen vorherrschend und in dem nachher zu nennenden Werke des Sambucus kommt einmal S. 164 bei gleichem Schnitt des Blattes und mit gleichem Schweif ein bloßes S vor, so daß Sylvius vielleicht der Hauptname seyn möchte. Es erscheint

1) 1553 im spanischen Buche des Olivier de la Marcha: der befreite Ritter. Antwerpen bei Joh. Steeltjens 116 S. 4. (Karl'n dem 5ten gewidmet) — auf 20 Bl.

2) 1555 (und in späteren Ausgaben 1557. 1566. 1567. 1573 ꝛc.) in den A. Birkmann'schen Kölner Nachschnitten des Holbeinischen Todtentanzes, welche er alle geschnitten und woselbst er sich fünfmal zeichnet (meist auf Steinchen). Diese hat er auch wohl zu Antwerpen geschnitten, da 1654 die Blätter nochmals zu Antwerpen erscheinen („De Doodt vermasкeret" ꝛc.) so wie deutsch mit den Reimen des Wormser Kaspar Schept (zu Cöln?) 1557. 1558. 1560. 1573. 1575. (S. das vorherige Monogramm).

3) 1564 in den in der Plantinischen Officin zu Antwerpen erschienenen „Emblemata cum aliquot nummis antiqui operis Joannis Sambuci Tirnaviensis Pannonii," gr. 8., das 1569 und 1576 (kl. 8. ohne die Randzieren) wiederholt wurde. In der letzteren Ausgabe 1576 kommt S. 214 auf einem Holzschnitte ohne Zeichen (nicht des A.S. Schnitt) die Zahl 1559 vor. SA aber erscheint hier S. 18. 22. 24. 28. 51. 65. 77. 79. 84. 108. 110. 114. 135. 211. 277. (Ausgabe von 1564 nur S. 18. 22. 26. 28. 32. 82. 114. 116. 122. 216. 228.), am besten in kräftigem Schnitte S. 197 und 201. Vorn ist der Titel und des Sambucus Kopf auch von Sylvius A. geschnitten. Das Monogramm wechselt hier so:



4) 1571 in der genannten Dietenbergerischen Cölner Bibel. Hier erscheint er im A. T. allein nur einmal (Bl. 497ᵃ), vereint mit Virgil Solis VS zweimal (479.ᵇ 493ᵃ), im N. T. allein sechsmal (30.ᵇ 35.ᵃ 59.ᵃ 148.ᵃ 154.ᵃ), mit V. Solis zweimal (144.ᵃ 147ᵃ); wie f.



5) 1573 in den bei Plant. kl. 8. gedruckten Centum Fabvlae ex antiquis auctoribvs delectae, et a Gabriele Faerno Cremonensi carminibvs explicatae. Antverp. (schon 1567?). — Hier erscheint SA in schönen, feingeschnittenen Thierzeichnungen sechs und sechzigmal! ähnlich wechselnd wie unten 3.

Dieser Nachweis könnte gewiß noch vermehrt werden. Die letztgenannten drei Werke geben uns aber noch manche andre reichhaltige Betrachtungen zur Bestätigung des im Eingange Gesagten an die Hand.

Wir sahen so eben in Dietenberger's Bibel auf denselben Blättern vereint den Niederländer Sylvius Antonius und den Nürnberger Virgil So-

lis. Der Letztere erscheint allein im A. T. 44mal, im N. T. 7mal; dagegen vereint wieder mit einem zweiten Zeichen SHF, dem das Schnitzmesser beigegeben ist, im A. T. 7mal (ohne Messer 2mal). So daß schon hieraus klar hervorgeht, daß Virgil Solis, von dem Neudörfer nur sagt: „er ist nicht allein ein Illuminist, sondern auch für einen guten Kupferstecher berühmt“ — wahrscheinlich fast alle Blätter dieser Bibel gezeichnet habe. Zweimal erscheint SHF allein, doch mit dem Messer. Dieser ist auch noch nicht erkannt (Heller S. 328). Gleichmäßig erscheint Virgil Solis mit ℌ im Bunde und zwar im A. T. 10mal; letzteres ℌ allein 3mal und im Anfangsbuchstaben D, wohinter die Arche auf dem Ararat dargestellt wird (Bl. 91.ᵇ 242.ᵇ 502.ᵇ 582ᵇ) und welches in derselben Bibel, wegen Mangels, in Nachschnitten (ohne ℌ) vorkommt (47.ᵃ 67.ᵇ 484ᵃ).

Alle diese Zeichen kommen, wie wir in ihren mehrfachen Nachbildungen sehen, auf die mannigfaltigste Weise vergrößert — verkleinert, verschrägt je nach dem Stein oder Boden oder Gesims, auf dem sie angebracht sind, vor:

SH



Wollte also Heller z. B. von Virgil Solis eine größere Anzahl seiner Bezeichnungsarten geben, so hätte er mehr und besser als die 5 auf S. 351 stehenden mittheilen sollen; wie anbei

aus Dietenberger's Bibel geschieht. Dieselbe Bibel hätte ihm leicht den mehrfachen Irrthum S. 163 gehoben, wo es ganz hinter einander fort heißt:

„ℌ, deutscher Formschneider um 1520, irrig dem Hieronymus Rösch und Hieronymus Hölzel zugeeignet.

ℌ, deutscher Formschneider um 1560, irrig auf Hieronymus Resch gedeutet.“

Sic! Rösch: Resch — 1520: 1560! Man vergleiche die ℌ aus jener Bibel (1564):

Die mitgetheilten Beispiele genügen auch zu der tieferen Betrachtung, daß wenn hier mit geübtem Auge Erfindung, Zeichnung, Schnitt auch auf den gar nicht bezeichneten Blättern (im A. T. 24, im N. T. 16 Bl.) in Bezug gesetzt und verglichen werden, sich z. B. über Vielthätigkeit und Schnellarbeitsamkeit Eines Mannes in einem oft nicht zu langen Menschenleben, das auch für Kunstleistung im Durchschnitt wohl nur auf 30 Jahre angesetzt werden darf, oder in Einem Jahrhunderte überhaupt sich noch manches eigenthümliche Ergebniß herausstellen werde, was der Geschichte einzelner Kunstleistung und der ganzen Kunstgeschichte, so wie der Bestrebungsgeschichte des 15ten und 16ten Jahrhunderts überhaupt noch manche Belebung zuführen möchte. Es ergibt sich ferner für die Zeichen- oder Monogrammen-Kunde selber, daß ihre Inhaber dieselben sehr abwechselnd anwandten. Für Virgil Solis führt Heller S. 311 und 350 noch 2 abweichende Zeichen auf; für SHF (S. 328) stellt er nochmals SHP. und S. 121, HF oder bloß F=, und S. 326, SF und S. F auf. Allein in der Dietenb. Bibel erscheint das Zeichen so vielfach und im N. T. Bl. 2ᵃ selbst bloß S. F. (s. oben) — Von F(ecit) kann in dieser Zeit noch nicht sehr die Rede seyn, heißt aber F „Formschneider“? oder hieß derselbe H. oder F. oder S? Heller wiederholt dreimal (S. 328. 121. 326.) dieselben Nichts aufhellenden Worte: „Kommt auf deutschen Holzschnitten um 1560 (bloß?) vor, welche man dem Buchdrucker Sigmund Feyerabend, und mit vieler (mehr?) Unwahrscheinlichkeit dem Simon Hüter zuschreibt.“

In jener Bibel erscheint SHF ohne Messer (A. T. 1.ᵃ 467ᵇ), mit dem M. rechts daneben (2.ᵃ 17.ᵃ 48ᵃ); S mit d. M. darüber (ohne Punkte r. u l. 24ᵇ), S. HP. mit dem M. r. (4.ᵃ 200ᵃ), S. HF. mit d. M. l. (46ᵃ). Siehe oben.

Außer diesen Monogrammen treten in jener Bibel noch auf: 1) das bei Heller S. 170 aufgeführte HE, wo er nur hinzusetzt „deutscher (?) Kupferstecher und Formschneider um 1578.“ Wir sahen es dort schon 1564, unter dem Titel des A. und N. T. — strenger gezeichnet,

letzteres im N. T. Bl. 108ᵇ; 2) das Monogramm

(N. T. 53ᵃ), was schwerlich Jakob Züberlein bedeuten kann, der sonst eine Wanne führt, und von Heller (S. 364. 370) erst um 1590 angesetzt ist. Jenes Zeichen fehlt bei Heller. 3) Neben Virgil Solis das Monogramm

(N. T. 67ᵃ), was auch schwerlich M. Voeiriot aus Lyon seyn möchte, der über seinem Namen ein Doppelkreuz (H. S. 311. 312. 361) und dieses auch allein (S. 365) führt.

Vergleichen wir eben so die obenangeführten Centum Fabulae Faerni 1573 (Antwerp. Plant. mit Sambuci emblemata 1576, Antwerp. Plant., so erscheint in letzteren (S. 98. 159) ein G, welches, wie S. 16 in Hadriani Junii medici Emblemat. (gleichfalls Antwerp. Plantin.) 1569. 8., Hubert Golzius (geb. 1526 in Venlo), der bekannte Numismatiker und Formschneider (H. 140) seyn möchte,*) der sich G (Hell. S. 140. 149) auch H.G. (S. 173) zeichnete. Dagegen erscheint in Faerni C. Fabulae ein sehr feines G, bald mit kleinerem, bald erkenntlicherem J oder I innerhalb (S. 30. 36. 37. 161):



Wer ist das? Heller (S. 153) nennt nur bei ähnlichem G mit I einen Jakob Guckeisen, der um 1599 (erst?) in Kupfer gestochen. — Sambuci Emblemata führen dagegen ferner auch ein C mit I innen (S. 199. 209. 227. 257.) **),



welches Jean Croissant bezeichnen möchte, der bei Heller fehlt; ferner ein einfaches C (S. 206. 218. 220. 242. 249. 279. 280. 283. 285), was derselbe seyn möchte; endlich ein I. Z. — Geronime Zileti?, der nach Papillon auch in den Fabeln des Aesop (Venedig bei Pietro Brigonci, 1661) vorkommt, bei Heller S. 238 gleichfalls fehlt. —

Diese Einblicke sollten zeigen, wie viel hier noch zu thun, — auszumitteln, abzuwägen, zu vertheilen, zu sichten, zu bestimmen ist! Ja, sind doch so manche Grundfragen noch gar nicht klar gestellt, z. B. das Verhältniß des Zeichnens (Erfindens) zum Formschneiden. Der langgeführte Streit (man denke an Unger's Schrift), ob Dürer selber in Holz geschnitten, ist noch nicht abgemacht. In seinem Tagebuche sagt Dürer selber einmal: „Ich hab dem Staber seine Wappen auf ein Holz gerissen" und Neudörfer sagt von Hieronymus Rösch: „er hat den Albrecht Dürer seine meiste Riß geschnitten." Eben so hat sich durch ein unglaublich = räthselhaftes H. auf einem Blatt des Holbeinischen Todtentanzes über die Frage, ob Holbein diesen oder doch in seiner Jugend überhaupt in Holz geschnitten (wegen HH auf Baslerischen Titel-Holzschnitten) ein langjähriger Streit erhoben, der durch Hegner's Leben Holbein's noch nicht gelegt ist. Bekanntlich behauptete schon Patin von H: Ligno varia incisit. Bis zur Entscheidung aber läßt sich nicht so schnell absprechen, wie S. 179 Heller bei jenem H. gethan hat, wenn er, nach Peter Vischer's ruhiger, gesunder Darstellung (Kunstblatt 1823, S. 235 rc.), 1831 noch behauptet, dieses H. „kommt auf dem von Hans Holbein geschnittenen Todtentanz vor, und wird mit vieler Unwahrscheinlichkeit dem Formschneider Hans Lützelburger zugeschrieben." Es wäre besser gewesen, Letzterem mehr nachzuspüren und z. B. der oben schon angezogenen Waldschlacht ein weiter aufklärendes Wort zu widmen, was nächstens im Kunstblatt geschehen soll.

So wäre nach unendlich vielen Seiten zu Heller's Werk, vieles nicht zu fern Liegende nachzutragen gewesen. Es fehlt S. 117 A-F, das auf dem Titel der Desid. Erasmi R. epistolae palaeonaevi, (Freiburg im Breisgau bei Jakob Emmeus Juliacens. Sept. 1532. Fol.) sich zeigt; es fehlt unter den vielen Holbein zugeschriebenen Zeichen (S. 165. 175. 176. 182), das H, welches auf seinem Bild, in dessen Hintergrunde Tod und Nonne erscheinen, sich befinden soll und S. 175 bei H. nur auf Heinrich Hondius (1573 — 1646), Hans Hoffmann († 1600) und ähnlich S. 131 auf Friedrich Herlen († 1541) gedeutet wird. S. 160 werden wohl mit GS, der schon 1588 in Huldreich Fröhlich's „Zwen Todtentänz" (Basel 4.), später in C. Machels Ausgaben des fälschlich Baseler genannten Todtentanzes erscheinenden schlechten Nachschnitte des Holbeinischen Todtentanzes, zu viel andere gleichbezeichnete Monogramme verbunden. Eins jener Baseler Blätter enthält selbst die Jahrzahl GS, 15 = 76. — Schon in Frölichs Ausgabe von 1588 erscheinen ferner einige Blätter, diese nach dem Baseler T. T. Gemälde, in andrer Art geschnitten mit dem Zeichen DR und bloß R (vergl. Heller, S. 110), endlich auch mit dem Zeichen HW. HIW., den Heller wohl S. 179, Z. 3 meint (vergl. S. 190).

Doch genug! Den Schluß des Buches macht S. 376 das Monogramm des J. C. Zeune, der alle Holzschnitte des Werkes, an sich recht sauber, fertigte. — Das Buch ist im Ganzen gut und korrekt gedruckt. Einige wesentliche Berichtigungen sind angegeben. S. 292 könnte scheinen, als hätten die drei Druckzeilen OPVS | NICO | LETI sich von ihren drei Holzzeilen zu weit entfernt, doch ist auch Dieses falsche Nachschreibung der Vorgänger.

München, am 22. Oktober 1831.

H. F. Maßmann, Dr. Prof.

---

*) Stellwag kennt nur Johann Golzius u. s. Sohn Henricus; Heller führt auf: Conrad G., Helmrich G., Hubert G., Julius G.

**) In der Ausg. 1564 nur S. 218. 226.

Die Kupferstich- und Handzeichnungs-Sammlung des zu Prag verstorbenen Grafen Franz von Sternberg-Manderscheid.

Dem Unterzeichneten war es vergönnt diese schöne Sammlung im vorigen Sommer in Prag zwar nur in gedrängter Zeit in Augenschein zu nehmen, um den respektiven Erben, welche gesonnen sind jene Sammlung ungetrennt zu verkaufen, einen beurtheilenden Ueberblick des innern Werthes derselben zu verschaffen.

In der That erregt die Sammlung das Interesse jedes Kupferstichsammlers und entspricht den Erwartungen, die man sich nach dem Namen ihres Besitzers davon zu machen berechtigt ist, so daß einerseits der Wunsch der Erben, die Sammlung ungetrennt zu verkaufen, einem bemittelten Privatmann Gelegenheit bietet, eine systematisch geordnete Sammlung zu erwerben; andererseits aber auch bei dem Reichthum an seltenen Gegenständen aus neueren Prachtblättern, die zuweilen manche öffentliche oder Privatsammlung nicht gleich bei ihrer Erscheinung anschaffen kann, der Wunsch erregt wird diese Sammlung einzeln versteigert zu sehen, um aus ihr hie und da Ergänzungen erlangen zu können.

Der Verfasser des oben genannten Ueberblickes hatte noch vor einigen Jahren den würdigen Besitzer, an dem die Kunst einen wahren Kenner und Beförderer verlor, kennen gelernt und von ihm selbst vernommen, nach welchem System er seine Kupferstich-Sammlung eingerichtet hatte.

Dieselbe besteht aus 212 Portefeuilles von drei verschiedenen Größen, d. h. Mittel-, groß Royal- und groß Imperial-Format, worinnen 73090 Blätter (die Bildnisse mit eingeschlossen) auf starken Untersatzbögen ausgehängt sich befinden.

Der Zweck des Besitzers gieng durchaus dahin, die Geschichte der zeichnenden Kunst in ihren verschiedenen Epochen und Richtungen dem Beschauer vor Augen zu legen, und dieser Weg ist von ihm genau verfolgt worden.

Wir finden in den erstern Portefeuilles die Abbildungen der Architektur und Sculptur der Aegypter, Griechen oder Römer, nächst diesen die Abbildungen geschnittener Steine, Münzen, Goldarbeiten oder Mosaiken und einige Dinge nach antiken Malreien.

Diesen ältern für den Archäologen merkwürdigen Blättern folgen die Bildhauerarbeiten des Mittelalters seit dem Wiedererblühen der Kunst bis auf Canova, Thorwaldsen und andere der neuesten Zeit, worunter nicht nur manches historisch merkwürdige, ältere Blatt, sondern auch mehrere, moderne Prachtblätter zu finden sind.

Nun folgen die Darstellungen der zeichnenden Künste seit ihrem Wiederaufleben in Italien; begonnen durch Abbildungen Byzantinischer Malereien und der Werke älterer Meister aus der Pisanischen, Florentinischen und Sienesischen Schule und anderer Italiener bis zur Blüthezeit; dann bis zu den späteren und neuesten Perioden, worunter mehrere Fascikel nach berühmten Meistern sehr reich sind, wie z. E. 1300 Blätter nach Raphael sich fanden. Diesen zur Seite (ohne Rücksicht auf Schule) liegen, wie es die Zeitperiode verlangt, die ältern Ober- und Niederdeutschen Meister, später die Niederländischen-Holländischen, Französischen und Englischen Meister, alles bis auf die neuesten Epochen.

Bei jeder Epoche dieser gemischten Schulen finden sich immer Hauptblätter der Italienischen, Deutschen und übrigen Kupferstecher, die sich als Zeichner und Maler zugleich auszeichneten, wie Mantegna — Pallajuolo, Robetta, Marc Anton, Bocholt, Schongauer, v. Meken, Dürer, v. Leyden u. s. w. bis auf die sogenannten Kleinmeister. Bei allen Meistern dieser gemischten Schulen liegen auch Holzschnitte und die geistreichsten Radirungen wie z. E. Parmeggiano, v. Caracci, Guido, Rembrandt, Vliet, Berghem, Ruisdael, Clollar, Dietrich, Bourdon, Claude, Salcath, Nardois, Boissuur u. s. w. Ueberhaupt sind in der Sammlung viele theils nicht im Bartoch beschriebene, theils in andern Sammlungen nicht vorkommende Blätter.

Prachtblätter der neuern Zeit, anschließend an Schmidt Wille, Bartolozzi, sind reichlich vorhanden von Müller, Pichler, Longhi, Andaloni, Desnoyers, Richomme, Lignon, Claessees, Sharp, Carlom, Heath und Anderen, die nach verschiedenen Malern gestochen wurden. Ebenso ist zu erwähnen, daß die Blätter der Prachtwerke, als des Campo santo, die Florentiner Fresken von Lasinio — Metz imitations of drawings — die Gallerie von Boisserée und andere alle vereinzelt in den verschiedenen Perioden vertheilt sind.

Die ältern anonymen Meister der Kupferstecherkunst füllen mehrere Portefeuilles. Ebenso merkwürdig ist die für sich in 36 Portefeuilles geordnete Sammlung der Bildnisse, worinnen mehrere vorzügliche Hauptblätter älterer und neuerer Zeit enthalten sind.

Unter den Zeichnungen (ohngefähr 450), wobei jedoch eine von Raphael als ganz für sich verkäuflich ist, befinden sich einige vorzüglichere von Holbein, Julio Romano und andern, auch mehreren neueren Meistern.

Nähere Auskunft über das Ganze hinsichtlich des Verkaufs erhält man beim Herrn Grafen Brühl in Pförten in der Niederlausitz oder bei dem Unterzeichneten in Dresden. Briefe erbittet man sich portofrei.

J. G. A. Frenzel.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 10.

Kunst-Blatt.

Sonnabend, 4. Februar 1832.

Das von Volkamersche Fenster in der St. Lorenz Kirche zu Nürnberg.

(Mit einem Umriß.)

Unter den Kunstgegenständen dieser Kirche fesseln den Beschauer, beim Eintritt in dieselbe, besonders die gemalten Fenster, die man mit Recht eine Gallerie von ausgestellten Glasmalereien nennen darf; denn sie stellen den Anfang und die Fortschritte dieser Kunst sichtbar vor Augen und bieten über den Geist der alten Künstler und über ihre Ansichten und Grundsätze, zumal über die Art der Verzierungen vom 12—17 Jahrhundert manche wichtige Belehrung dar. Wir wollen ein Fenster aus der Blüthe dieser Kunst näher beschreiben und mit dem Herrlichsten anfangen, was unsere Stadt überhaupt in diesem Fache aufzuweisen hat. Es befindet sich dieses Fenster über der Thüre des hintern Eingangs im Chor der St. Lorenz Kirche dahier und führt, nach dem Stifter, den Namen des Volkamerschen. Weder das Jahr der Verfertigung, noch der Meister, noch die dafür bezahlte Summe ist bekannt, da die Papiere des von Volkamerschen Familien-Archivs darüber gänzlich schweigen und der Meister selbst an seinem Werke kein Zeichen zurückgelassen hat, welches seinen Namen verewigen, oder das Jahr der Verfertigung anzeigen mochte. Ist nicht vielleicht bei einer spätern Reparatur gerade dieses Zeichen verloren gegangen, so findet sich hier wirklich ein Räthsel; denn es ist kaum erklärbar, wie ein Meister bei dem Ausgezeichnetsten, was er geleistet hat — und dies dürfte bei dem vorliegenden Glasgemälde, welches in ganz Deutschland wenige oder keines seines gleichen findet, der Fall seyn — sich selber gänzlich verläugnen konnte. An Augustin Hirschvogel kann nicht gedacht werden, denn das Kunstwerk stammt aus früherer Zeit. Veit Hirschvogel kann eben so wenig für den Verfasser gehalten werden, denn seine übrigen Werke in der Sebalder und andern Kirchen beweisen, daß er so Ausgezeichnetes nicht leistete. Die Erbauung des Chors an der Lorenzer Kirche von 1439—1477, so wie das Todesjahr des Stifters, Peter von Volkamer, 1489 (nach andern Nachrichten 1493) beweisen, daß das Fenster etwa ums Jahr 1480 gefertigt worden ist. Da wir bereits mehrmals von der Vortrefflichkeit dieses Glasgemäldes gesprochen haben, so scheint es Pflicht, diese Behauptung näher zu erhärten, bevor wir an die Beschreibung einzelner Theile gehen.

Composition und Faltenwurf nähern sich sehr dem Style Wohlgemuths, sie sind mit ausgezeichnetem Fleiße und großer Wahrheit gegeben; die Köpfe sind vortrefflich ausgeführt und es herrscht in Beziehung auf Physiognomie die höchste Mannigfaltigkeit darin. Man sieht bei genauer Betrachtung wohl, daß der Glasmaler zugleich Compositeur gewesen, denn er wußte den Gang der Umrisse so zu ordnen, daß nichts durch die Verbleiung unterbrochen wurde, er verstand es besonders, durch die mislungenen Farben seine Hauptfarben außerordentlich zu heben und die große Wirkung noch zu erhöhen. Mit Verstand ist Alles angeordnet, seine weiße und gelbe Architektur ist wie von gediegenem Silber und Gold, und wer gerade bei hellem Sonnenschein das Fenster betrachtet, wird getäuscht und glaubt die wirkliche Ausführung in solchem Metall vor sich zu sehen. Die Farbenpracht übertrifft alles und hat einen ganz eigenen Ton und Glanz; vortrefflich ist das Roth, welches ins Gelbe zu schimmern scheint, das röthliche Violet gleicht einem schönen dunkeln Lack, und meisterhaft wußte der Künstler durch Aufschmelzung des Blau sein röthliches Violet ins Blaue übergehen zu lassen. In der technischen Ausführung ist die höchste Zierlichkeit sichtbar. Er überzog sein Glas mit einem Tone, radirte die Lichter heraus und schraffirte mit Strichen die Schatten hinein, seine Gläser sind meistens überzogen und das Herausgeschliffene ist inwendig angebracht — ein Fingerzeig für unsre neuern Glasmaler, daß es unrichtig ist, das Glas zu adouciren, oder mit weißer Fluß-emaille zu überziehen, um es dem alten gleich zu machen, wie bei großen Gläsern erst neulich angewendet worden. Denn jene hell-matte Durchsichtigkeit gibt nur die Zeit durch die Luft und den feinen Staub. Man

schmelze nur so ein altes Glas und im Herausnehmen aus dem Ofen wird man finden, daß sich eine Kruste von salzartigen Theilen auf der Oberfläche angesetzt hat, welche dem Wetter ausgesetzt war. Es ist dieses gleichsam das natürliche Nachdunkeln eines Oelgemäldes; und wer wird diese Nachdunkeln kopiren? Diese fehlerhafte Aufschmelzung, oder das Adouciren der Gläser wird in der Folge der Schönheit der Farbe schaden und sich schwärzlich oxidiren.

Das ganze Fenster bestehet mit den Verzierungen des Bogens aus 45 Abtheilungen, davon 36 von einerlei Größe; es sind länglichte Quadrate von 5 Schuh und 1½ Zoll Höhe, und 1 Schuh und 10 Zoll Breite. Das ganze Gemälde scheint in Beziehung auf die Familie des Stifters angeordnet, so daß der Meister die Idee andeuten wollte, was aus einem Stammhalter Großes und Herrliches hervorgehen kann. Deßhalb sehen wir unten in No. 1 und 2 den Vater Peter Volkamer, mit seinem Sohne Nicolaus und einem Enkel, von welchem die Familien-Nachrichten gänzlich schweigen; in No. 5 und 6 aber seine Gemahlin Apollonia, geborne Mendel; die Gemahlin seines Sohns, Barbara, geborne Melberin, und zwei Töchter derselben Apollonia und Veronica. In den Feldern neben diesen Familiengliedern No. 3 und 4 und in denen über denselben No. 7, 8, 13, 14 und 11, 12, 17, 18 erblickt man mehrere Heilige in Beziehung auf die Namen dieser Familienglieder, als die heilige Barbara und Apollonia, den heiligen Nicolaus, Sebaldus, Georg und Sebastian. Zwischen diesen Familiengliedern und ihren Namens-Heiligen erhebt sich um die Hauptdarstellung, der Erzvater Abraham (No. 9 und 10), aus dessen Leibe ein Baum mit schönen und einfachen Verzierungen und Blättern aufsteigt, der mehrere Propheten und Stammväter Jesu, Joel, Habakuk, Amos (No. 15, 16), Salomo und Zacharias (No. 20), David und Zephanias (No. 23) und auf seiner Krone die heilige Catharina (No. 21) und endlich die Mutter mit dem Christuskinde (No. 22) trägt. Neben dem Stammbaum No. 19, 24 erblickt man wieder einige Heilige, Johannes und Ursula, Andreas und Dorothea. Die übrigen Felder sind mit architektonischen Verzierungen ausgefüllt; zu oberst in den Abtheilungen des Bogens No. 43, 44, 45 stehet Gott Vater mit dem heiligen Geiste, umgeben von Engeln. Mit der sinnigen Anordnung wetteifert die treffliche Ausführung.

Wir gehen nun an die nähere Beschreibung der einzelnen Nummern, indem wir dabei auf die vorliegende Zeichnung des hiesigen Kupferstechers Walther hinweisen.

No. 1 und 6. Peter Volkamer und seine Gemahlin, beide in knieender Stellung unter gothischen grau in grau mit ungemeiner Zierlichkeit ausgeführten Bögen, an deren mittleren Pfeilern dort Petrus, hier Catharina nicht ohne Absicht angebracht sind. Die hinter ihnen befindlichen Wappen, dort das Volkamerische mit halbem rothen Rad im weißen und weißer Lilie im blauen Felde, hier das Mendelische, gelb, roth und schwarz, schrägrechts getheilt, bezeichnen die Stifter näher. Die Zeichnung ist bei beiden ganz in Wohlgemuths Styl, die Drapperie ist vortrefflich, die Ausführung der Köpfe sehr fleißig, die Malerei meisterhaft. Der Mantel des knieenden Stifters ist ein dunkel lack-rothes Glas, das etwas in Violette schimmert und überzogen d. h. die eine Hälfte des Glases gefärbt, während die andere weiß ist; eine spätere Erfindung, welche aber gerade in diese Zeit fällt und in größter Vollendung dasteht. Der Umschlag des Mantels ist ausgeschliffen und mit einem Fleischton überzogen; das ganze Gewand meisterhaft damasciert. Noch vortrefflicher kann der schwarze und doch durchsichtige Mantel der Stifterin genannt werden, welcher durch den weißen Kopfputz, das violette, ins Blaue fallende Unterkleid und durch das schimmernd hochrothe Paternoster sehr gehoben wird. Kopf und Hände des Stifters sind aus verblaßtem oder eigentlich aus mislungenem rothen Glas, braun schattirt. Im Mantel und im Wappen der Stifterin sind einzelne Stücke Glas, sinnlos mit Oelfarbe bestrichen, eingeflickt.

No. 2 und 5. Der Sohn des Stifters, Nikolaus Volkamer, mit seiner Gemahlin Barbara, eine geborne Melberin; neben jenem ein jüngerer Bruder oder vielleicht Sohn (denn die Familiennachrichten kennen keinen von beiden), neben dieser zwei Töchter, Apollonia und Veronika; die äußern Umgebungen sind dieselben, wie bei No. 1 und 6. Das Roth an den schön drapierten Röcken der beiden männlichen Figuren ist von solchem Feuer und Glanz, daß es kaum in der Natur selbst von höherer Glut gefunden wird. Das Costüm der Mutter in No. 5 ist dem der Stifterin in No. 6 ähnlich; ein weißes Tuch um den Kopf gewunden, ein damascierter Mantel von besonders schönem Gelbgrün mit weißem Pelz ausgeschlagen, und ein tief violettes Unterkleid. Die beiden Töchter, deren Kopfputz aus Zöpfen, die hinter das Ohr gebunden sind, und aus einem Kranz aus weißen Rosen bestehet, sind, die ältere in Blau, die jüngere in Roth gekleidet. In dem ganzen Bilde ist die Draperie mit einem Verstand und einem Geschmack behandelt, wie kaum die besten Oelbilder aus jener Zeit; was zum Belege dienen mag, welch ein ausgezeichneter Künstler dieser Meister war. Der weiße Wappenschild in No. 5 mit blauem Balken und gelber Rose ist bekanntlich das Melberische Wappen.

No. 3 und 4. Die Heiligen, St. Barbara am Thurme, Apollonia an der Zange mit dem Zahn, Nikolaus, an den goldenen auf einem Buch liegenden Nüs-





fen und Sebaldus an der Kirche kenntlich, welche er in der Hand hält. Sie sind sämmtlich geringer, als die vorigen Bilder, wiewohl sie einzelne schöne Stellen namentlich in der Draperie haben. Die Zeichnung ist mager und die Köpfe sind zu groß. Wahrscheinlich sind dies Arbeiten eines Schülers, unter des Meisters Mitwirkung gefertigt. Vorzüglich schön ist das Smaragd-Grün am Unterkleide der heiligen Barbara und das grüne Meßgewand des heiligen Nikolaus mit violettblauem Futter. Hier sind mehrere schlechte Flickereien bemerklich. Das untere Kleid der Apollonia nämlich war roth, mit ausgeschliffener gelber Damascierung. Der Restaurateur hat dafür gelbgefärbtes, mit schwarzer Oelfarbe bestrichenes Glas eingesetzt; das nämliche ist bei dem Pilgerhut des heiligen Sebaldus, am linken Fuß desselben und am schönen hochrothen Mantel mit violettem Unterkleid geschehen. Hier sieht man in der Wirklichkeit, wie eine solche Malerei in kurzer Zeit endigt und welch ein Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge ist. Von der ganzen Restauration sind nur noch abgefallene schwarze Flecken vorhanden und doch sind kaum 20 Jahre darüber hingegangen.

No. 7, 8, 13, 14. Der Ritter St. Georg im Kampfe mit dem Drachen. Der Ritter im eisernen Harnisch stößt dem Drachen das Schwert mit beiden Händen durch den Hals, indem er mit dem linken Fuß auf des Drachen Rücken knieet und mit dem rechten auf dessen Schweif tritt. Der Drache bestehet aus violett überzogenem Glas; im Schatten hat der Künstler das Violett mit Gelb überzogen und wieder Blau daraufgesetzt, so daß sich die Farbe ins Grüne verliert. So vollendet, wie die Farben aufgetragen sind, sind sie auch im Schmelzen gelungen. Wenn die Figur des Ritters mager ist, so ist das Gesicht besonders gut behandelt und der Panzer höchst sorgfältig ausgeführt. Zur Seite hält der gleichfalls auf dem Pferde sitzende Knappe des Ritters Helm und Streitroß, auf dessen schön verziertem Sattelzeug man die schwer zu enträthselnden Buchstaben liest: S. I. H. S. I. U. R. S. Die Zeichnung der Pferde ist hart und steif. Im Hintergrund siehet man eine Stadt und seitwärts auf den grünen Matten blaßviolette Felsen, die Königstochter im purpurrothen Kleid, und neben ihr das Lamm, welches wie zum Opfer für den Drachen bestimmt war.

No. 11, 12, 17, 18. Die Marter des heiligen Sebastian. Der Heilige wird von einem Knechte mit einem Strick an einen Baum gebunden (No. 11, 17), während Kaiser Diocletian, hinter welchem drei Zuschauer stehen, einem Knechte Befehl ertheilt, die Pfeile auf den Märtyrer abzudrücken (No. 12); im Hintergrund (No. 18) ist eine Stadt sichtbar, deren Thürme und Gebäude die größte Aehnlichkeit mit der hiesigen Burg haben, wie solche Wohlgemuth in einem in der Kirche befindlichen Altar-Blatt gemalt hat. Wenn gleich die beiden Figuren in No. 11 eckig und mager sind, so ist doch auch bei ihnen der Faltenwurf, in Wohlgemuths Manier, zierlich geworfen und mit Geschmack ausgeführt und überhaupt das ganze Bild als vorzüglich zu bezeichnen; dieß gilt besonders von Diocletian mit dem Pfeilschützen. Ein langes gelocktes Haar und brauner Bart zieren das schön gezeichnete, blaßrothe Gesicht des Kaisers, der im hochrothen Mantel mit gelber Damascierung die Rechte auf den Scepter stützt und mit der Linken auf den Heiligen deutet. Gesicht, Haare und Kopfbinde des Schützen sind auf einem Stück verblaßten, röthlichen Glases gemalt; die Damascierte Jacke ist hochgrün mit dunkelgelbem Umschlag, der Pfeilköcher ist gelb, die Beinkleider sind blaßviolett ins Blaue schillernd. Wie sehr der Künstler es verstanden hat, mislungene Farben anzuwenden, und seine schöne Färbung hervorzuheben, das sieht man an dem verdorbenen grünen Glas des Bodens, auf welchem der hingeworfene Mantel des Heiligen vom tiefsten Blau und saftig dunkelgelbem, braunschattiertem Futter sich trefflich hebt.

No. 19 und 24. Johannes der Evangelist, neben ihm die heilige Ursula und Andreas, neben ihm die heilige Dorothea; der erste am Kelche, aus welchem sich eine Schlange erhebt, die zweite am Pfeile, der dritte am schräg übereinandergelegten Kreuz, die letzte an dem ihr zur Seite stehenden Kinde kenntlich, das nach ihrem Tode aus dem Paradiese abgesendet war, dem ungläubigen Spötter Rosen und Früchte aus jener Welt zu bringen. Wirklich trägt der Knabe einen blühenden Rosenstock im schön verzierten Topfe, und die Heilige, deren Haupt mit weißen Lilien geschmückt ist, hält sich eine weiße Rose an die Brust. Zeichnung und Draperie ist in No. 19 besser, als in No. 24. Der Kopf des Andreas ist gut behandelt; die Wahl der Farben ist auch hier mit Geschmack ausgesucht und die Ausführung gut gelungen. Der untere Theil des weißen Kleides von dem Kinde No. 24 ist verdorben und mit falschem Glas ersetzt.

Die Nummern: 9, 10, 15, 16, 20 — 23 enthalten, wie oben schon bemerkt worden ist, den Stammbaum Jesu mit mehreren Königen und Propheten, welcher auch in Hinsicht auf Zeichnung, Ausführung und Farbenglanz als der vorzüglichste Theil des ganzen Gemäldes bezeichnet werden darf.

No. 9 und 10. Vater Abraham liegt schlafend an einem Felsen. Die rothe Mütze hat eine gelbe Blätter-Verzierung, welche eine Krone bildet. Der übergeworfene Mantel ist hochroth mit ausgeschliffener, gelb und weißer Damascierung, perlengeschmückter Einfassung und blaß-

violettblauem Futter, im Faltenwurf als Atlas behandelt; das gelbe Unterkleid ist schwarz damasciert und unten mit Hermelin-Pelz verbrämt. Die Gluth der rothen spitzen Schuhe kann nur angesehen, nicht beschrieben werden. Es hat der Meister gezeigt, wie sehr er die Anwendung der Farben verstanden hat, indem er ein an das Ende hinaus verblaßtes Roth nahm, welches der Spitze des Schuhes als Licht dient. Ob gleich die Figur etwas verschoben erscheint, so ist doch die ganze Zeichnung und Anordnung, namentlich die Draperie vortrefflich.

(Beschluß.)

Bemerkungen über Kunst.

Was im Leben selbst schon Kunst ist, dabei findet keine Nachahmung Statt, z. B. bei Musik, Tanzkunst, Baukunst. Die nachahmenden Künste stellen das natürliche, unkünstlerische Leben, im erhöhenden Bilde dar, wie die Gartenkunst, Malerei, Bildhauerei, Mimik.

Die Dichtkunst hat im Grunde von allen Künsten Etwas; sie dienen ihr sämmtlich, denn sie singt, sie bewegt sich rhythmisch, sie baut gegliedert; sie zeichnet, malt, bildet; sie verschönert die Natur und trägt lebhaft bewegt vor.

Darum aber kann man sie weder lehren noch lernen, weil sie alle diese Kunstbehelfe nur braucht, um den Reichthum der innern Welt zur Darstellung zu bringen, einen Fond, der sich nur im Leben selbst sammelt, ordnet, reinigt, vergeistigt.

Daß aber ein gewandtes Handhaben der Kunstmittel dazu dient, der innern Welt den Ausgang zu erleichtern, und bei Andern Eingang zu verschaffen, und daß es gelernt, geübt werden kann, braucht keiner Erwähnung.

*

Es gibt eine Kunst, die im flüssigen Elemente lebt, — die Tonkunst, eine andere, die an Crystallisation erinnert, — die Architektur; eine, die mit der Pflanzenwelt baut, — Gartenkunst, eine, die die Lebenden nachbildet, — die Sculptur; eine, die mit Geselligkeit und Geschlechts-Neigung leibhaft und zierlich, aber stumm, jedoch von Musik getragen spielt, — der Tanz; eine, die Menschensinn und Schicksal leibhaft durch Rede und Geberde vergegenwärtigt, — dramatische Kunst. Malerei ist ein Spiegel der erscheinenden Welt durch Festhalten der Farbe; — Dichtkunst, ein Panorama des Weltalls, insofern und insoweit das Wort die Unendlichkeit des äußern natürlichen und menschlichen Daseyns und die Tiefen der bewegenden, bindenden und lösenden Kräfte derselben aufzuschließen vermag.

Erwiederung.

Den verehrten Gliedern des kunstfreundlichen Kreises in Ulm, die mich in diesem Jahr mit einem freundlichen Beifall über die im Umriß gefertigten Kopieen des Holbeinischen Todtentanzes (welcher mit Dr. Bechsteins schönem Gedicht bei Leo in Leipzig erschien) beehrten; kann ich, da mir es nicht gelang die Namen einzelner Glieder jener Gesellschaft zu erfahren, auf keinem andern Wege als durch das vielgelesene Kunstblatt für die mir bewiesene Aufmerksamkeit ergebenst danken und zugleich bemerken, daß wo möglich bald Hand an's Werk gelegt werden soll, um die Wünsche hinsichtlich einiger noch bekannt zu machenden Seltenheiten von Holbein zu beseitigen.

Dresden 1831.

Frenzel.

München.

In No. 100 des Kunstblatts 1831 ist des großen Freskogemäldes ehrenvoll gedacht worden, das Hr. Wilhelm Lindenschmitt an der Kirche von Sendling zum Gedächtniß einer vaterländischen That, der Schlacht bei Sendling am 24. December 1705 ausgeführt hat. Dieselbe patriotische Gesinnung, welche den Künstler bei diesem großen Werke begeisterte und ihm den Muth gab, viele Aufopferungen dafür zu ertragen, hat ihn nun auch veranlaßt, das Bild durch Lithographie vervielfältigen zu lassen und die Nachbildung auf dem Wege der Subscription zu verbreiten. Der durch seine ausgezeichneten historischen und landschaftlichen Blätter (neuerlich durch die Amazonenschlacht Rubens) allgemein bekannte Lithograph Herr Friedrich Hohe hat die Ausführung des Bildes in Kreidemanier auf Stein übernommen, und es läßt sich von seiner Geschicklichkeit erwarten, daß die Vollendung der Platte sowohl dem Interesse des Gegenstandes als dem Kunstwerthe des Originals entsprechen werde. Das Blatt erhält 22 Zoll Höhe und 18 Zoll Breite, wird auf starkes französisches Papier gedruckt und bei genügender Subscription bald möglichst erscheinen. Der Subscriptionspreis ist 3 fl., der später eintretende Ladenpreis 4 fl. Die H.H. Subscribenten erhalten die Auswahl der besten Abdrücke und Sammler erhalten von 10 Abdrücken das 11te frei. Man subscribirt in der Rösl'schen Kunsthandlung in München und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands.

Beilage: Ein Umriß.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 11.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 7. Februar 1832.

Neue Kunstwerke.

Der Todtentanz. Mit 48 Kupfern in treuen Conturen nach dem Original des Hans Holbein und dem Bildniß desselben, gestochen von dem Königl. Sächs. Kupferstich-Gallerie-Inspektor Frenzel in Dresden.

Auch unter dem andern Titel:

Der Todtentanz. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. Mit 48 Kupfern in treuen Conturen nach Hans Holbein. Leipzig, bei Friedrich August Leo. 1831. 8.

Dieser neueste Nachstich des Holbein'schen Todtentanzes enthält nur die 48, unmittelbar die Darstellung des Todtentanzes selbst betreffenden, Blätter nebst dem Wappen mit den Bildnissen des Künstlers und seiner Frau; wo hingegen die vier Blätter mit den Kindern fehlen, die aber ohnehin in den Cyclus dieser Zeichnungen, wenigstens der Idee nach, nicht hereingehören.

Hrn. Inspektor Frenzel in Dresden hat mit lobenswerther Sorgfalt die Uebertragung der Umrisse auf die Kupferplatte besorgt. Wir sagen mit Nachdruck — der Umrisse, auf welche denn auch allein das im Titel befindliche Prädicat der Treue anwendbar ist. Denn in der übrigen Ausführung ist der Kupferstecher frei verfahren; er hat sich in der Behandlung des Schattens an einen lichteren Vortrag gehalten, und selbst in der Zeichnung der Conturen, wie in der Schraffur, ist Alles leichter, feiner, zarter gegeben, als in den derben Holzschnitten des alten Meisters. Damit soll übrigens kein Tadel über die Leistung von Frenzel ausgesprochen seyn. Derselbe hat bei seiner delicateren Behandlung der Bilder so viel Bestimmtheit im Ganzen, so viel Charakter in den einzelnen Parthieen, namentlich Ausdruck in den Köpfen, Kraft und Natürlichkeit in den Bewegungen und Stellungen der Figuren gezeigt, daß die ganze Sammlung sich als eine geistige Nachbildung, als ein Werk sinniger Auffassung und lebendigen Verständnisses darbietet. In seiner zierlichen und netten Ausführung eignet sich denn auch das Werkchen zu dem, was wohl der Verleger damit beabsichtigt, es wo möglich in allerlei Hände zu bringen und den ernsten Gegenstand mit dem leichten und fröhlichen Kunstgeschmack der Zeit in Einklang zu setzen.

Wir haben erst vor kurzem andrer Nachbildungen der Holbeinischen Holzschnitte durch die Lithographie gedacht, und von selbst drängt sich eine Vergleichung dieser gleichzeitigen Unternehmungen auf. Bei Schlotthauer ist die Treue bis auf das Einzelnste beobachtet, und es setzt den Betrachter vornämlich auch die Kraft der Zeichnung, das ächt Holbeinische in Ton und Form der Behandlung, in gerechte Bewunderung. Für den Kenner der alten Kunst, sowie für alle, die vollständige Treue der Nachbildung fordern, ist deßhalb die Münchener Lithographie unstreitig vorzuziehen; wie denn auch einer so historisch treuen Arbeit das wissenschaftlich erklärende und begründende Werk über die Todtentänze von Maßmann, dem wir verlangend entgegensehen, an die Seite treten soll. Hiernach bestimmt sich auch der Kreis der freieren Frenzel'schen Nachstiche, die, soweit das Auge des gebildeten Publikums auf den Bildern des Knochenmannes gerne verweilt, demselben volle Befriedigung gewähren und nebenbei die aufrichtige Anerkennung ihres eigenthümlichen Kunstwerthes bei den Kennern erndten werden.

Den poetischen Text zu beurtheilen, überläßt das Kunstblatt andern kritischen Instituten und wir erinnern uns namentlich des großen Beifalls, welchen das Gedicht von Ludwig Bechstein im Literaturblatt des Morgenblatts gefunden hat. Aber sofern dieser Text im Zusammenhange mit dem Inhalt und der Idee der Compositionen Holbeins steht und eine beschreibende Erklärung derselben gibt, muß auch hier noch Erwähnung geschehen, wie er das Kunstwerk auffaßt und ob er die Motive des Künstlers errathen und richtig angegeben habe. Der Dichter sucht das Ganze unter die Einheit der Idee zu bringen, daß der Tod als Wandrer umher ziehe und den Einen zu seiner Strafe erfasse, den An-

dern zu seinem Trost hinwegnehme. Aber uns dünkt, daß der Verfasser, wenn er einmal diesen löblichen Vorsatz gefaßt, durch dessen Ausführung das Ganze zu einem didaktischen Epos gleich der göttlichen Komödie sich hätte gestalten, ordnen und mittheilen müssen, alsdann noch tiefer einzugehen und sein Gedicht in einem von vorne herein klarer angelegten und durch die Folge der Bilder in steigendem Fortschritte begriffenen Plane aufzufassen, verbunden war. Abgesehen von dem Einzelnen nun, wo das Motiv des Meisters verfehlt zu seyn scheint, wie z. B. in No. 24 bei der Nonne, so zart und rührend, ja wahrhaft poetisch in jeder Hinsicht, gerade dieser Abschnitt der Dichtung ist; so hat der Dichter offenbar seinen künstlerischen Gegenstand zu sehr tragisch, nicht nur nach seiner inneren Bedeutung, sondern auch in der äußern Einkleidung genommen. Bei Holbein ist der Ernst der Sache unter dem Spotte der Erscheinung versteckt, und durch diesen Humor hat er — den Berner Maler etwa ausgenommen — alle seine Vorgänger in der Darstellung des Todtentanzes weit hinter sich gelassen.

Die Münchener Ausgabe von Schlotthauer hat einen in der Art der gewöhnlichen alten lateinischen oder deutschen Sprüche gefaßten Text; kurze Verse, die dem jedesmaligen Bilde sich erklärend und nutzanwendend anzuschließen pflegen, und die auch wirklich Sinn und Bedeutung der einzelnen Compositionen Holbeins trefflich wiedergeben. Solcherweise ist diese Lithographie zugleich für den weiteren Kreis des Volkes bestimmt, für welchen auch die so populär-gemüthliche als geistreiche Einleitung berechnet scheint, worin nicht die plumpe moralische Ausdeutung solcher Darstellungen, wie man sie anderwärts findet, sondern eine höhere, religiöse Beziehung des Sterblichen auf das Unsterbliche, der Zeit auf die Ewigkeit hervortritt. Es verlautet, daß diese schönen Worte, wie die sinnigen poetischen Sprüche, aus einer berühmten Feder geflossen sind, die im Gebiete der Dichtung wie der Natur gleich heimisch ist. Da Maßmanns Geschichte der Todtentänze in einem selbstständigen Werke erst noch erscheinen wird, so hat dieser Gelehrte einstweilen hier einen kritischen Anfang über die Originalausgaben des Holbeinischen Todtentanzes und demnächst seine Bemerkungen über die Blätterfolge verschiedener Ausgaben geliefert, wobei wir uns zu S. 72, §. 9 nur erlauben, darauf hinzudeuten, daß von einer Entlehnung Holbeins aus dem Baseler Todtentanze bereits im Kunstblatt (Jahrg. 1830 No. 26 S. 102) Erwähnung geschehen ist.

Daß in Einem Jahre zwei Ausgaben des Holbein'schen Todtentanzes erscheinen, möchte man fast für eine Spekulation halten, deren Veranlassung der Cholera zuzuschreiben wäre. Wir glauben gerne, daß sie bei Vielen Beifall finden, und wünschen, daß der Eifer, der darauf verwendet worden, durch Anerkennung und Abnahme belohnt werde. Aber wir zweifeln, ob diese Bilder dem religiösen Bewußtseyn dauernd zusagen. Der geschichtliche Ursprung der Todtentanzgemälde reiht sich allerdings an die verheerende Herrschaft des schwarzen Todes und andrer Seuchen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung an. Aber seitdem hat sich sowohl der Genius der christlichen Kunst als die Idee des christlichen Glaubens und der geoffenbarten Lehre so viel mehr zur Läuterung hindurch- und emporgebildet, daß die Fratze des Knochenmannes nicht nur abschreckend für das Gemüth sondern auch unerträglich für den ästhetischen Sinn werden muß. Es bleibt vielmehr den Künstlern dieser Zeit anheimgegeben, mit ihrem höher gebildeten Geiste die Gegenwart aufzufassen und die Großthaten wie die Schrecknisse derselben erhebend, versöhnend und belehrend darzustellen.

E. Gr.

Das von Volkamersche Fenster in der St. Lorenz-Kirche zu Nürnberg.

(Beschluß).

No. 15, 16, 20 — 25. Der Stammbaum entfaltet sich in mehrere Aeste und Zweige mit vielen verschlungenen Blättern und Blumen, aus welchen als Arabesken die Propheten und Könige hervortreten, deren Gewänder sich zierlich in die Blätter des Baumes verlieren. Diese Nummern gehören zu den besten; man bewundert die reiche Mannichfaltigkeit in der verschiedenen Anordnung der nur im Brustbilde sichtbaren Väter, die, obgleich mehrere derselben einzeln für sich beschäftigt sind, wie denn der eine in Nr. 15 in sinnendes Nachdenken versunken scheint, ein anderer in No. 20 eifrig in einem Buche liest, ein dritter, David in Nr. 23 die Harfe spielt — die dennoch durch ihre Stellung und Bewegung alle miteinander und zu den beiden Hauptdarstellungen in Nr. 21 und 22 in ein gemeinsames Verhältniß treten. Die Zeichnung der Köpfe ist mannichfaltig und gut, die der Gewänder nicht minder, die Ausführung sorgfältig und zierlich, die Wahl der Farben sinnig und die Pracht und Glut derselben unübertrefflich. Laut der Zettel, welche sie in den Händen tragen, sind auf Nr. 15 die Propheten Joel, Habakuk und Amos dargestellt, das bloßgelbe Laubwerk des Baumes verliert sich in blauviolett und den äußern Mantel des unten stehenden Joel, dort in saftiges Grün, um den des Habakuk,

dessen Unterkleid scharlachroth ist, mit blaßgelbem Futter und Schlitzen, dort in blaßgraues Blau, um das äußere Gewand des Amos zu bilden, von dessen Haupt eine weiße Draperie und über dessen hochrothem Unterkleid eine gelbe Stola hängt. Die drei Männer in Nr. 17 sind ohne Inschrift geblieben und es bleibt dem Beschauer überlassen, sie, da sie bekrönt sind, wie die übrigen alle, für Propheten oder Könige zu nehmen. Thun wir das erstere, so mögen sie Hosea, Micha und Maleachi vorstellen, weil deren Prophezeihungen so entschiedene Weissagungen auf den Retter enthalten, dessen Erscheinung in diesem Bilde gefeiert wird. Der untere ist in hochrothem, gelbdamascierten Kleide, blauvioletten Mantel und gelb grünem Kragen dargestellt; das Blaßroth des Gesichtes scheint im Feuer etwas gelitten zu haben. Der obere rechts ist in blaues Gewand mit lackviolettem Mantel, der sich zuletzt in gelb verliert, der andere links in ein gelbdamasciertes Gewand mit rothem Mantel gekleidet. Unten in Nr. 20 erscheint laut Inschrift Salomo in grünem Gewand und rothem Futter und Kragen, unter welchem ein reicher, goldener Schmuck, aus dem nämlichen rothen Stücke ausgeschliffen, herabhängt, der lackroth violette Mantel endigt als Arabeske. Oben links erscheint Zacharias in rothem golddamascierten Aermel, röthlich violettem Ueberkleid und grünem Mantel. Den dritten rechts, im gelbgrünen Kleide mit blauviolettem Mantel, wollen wir Jesaias nennen, da er sonst namenlos vor uns stünde. Seine Haube ist roth und der Künstler hat mit Absicht gegen die Lichtseite ein etwas verblaßtes Stück genommen. In Nr. 23 erblicken wir unten im Hermelin verbrämten purpurrothen Kleid mit blauviolettem Mantel David mit der Harfe, über ihm rechts Zephanias in einer Art von Kapuze mit dunkelgrünem Kleid und dunkelgelbem Mantel; den dritten, mit einer ins Blau violettschimmernden am Halse herabhängenden Draperie und darüber geworfenem rothen Mantel, mögen wir wieder nicht namenlos ausgehen lassen und wollen ihn Jeremias nennen, ob wir gleich dafür den Beweis schuldig bleiben müssen.

Nr. 21 und 22. Maria mit dem Jesuskinde, neben ihr die heilige Katharina am Schwert und zerbrochenen Rade auf welches sie tritt, kenntlich, das Jesuskind reicht ihr einen goldenen Ring. Es muß befremden, daß dieses Bild, welches doch gleichsam den Schlußstein des Ganzen ausmacht, mit wenigerem Fleiß behandelt ist, als die vorhergehenden Nummern; die Zeichnung ist weniger gut, die Draperie zum Theil nachlässig und die Farbenpracht, so sehr sie auch gelobt werden mag, kommt doch der in jenen Nummern nicht gleich. Bemerkenswerth mag es seyn, daß der Künstler von der gewohnten Sitte abging und Maria bei hochscharlachrothem Unterkleid in einem weißen, grau schattirten Mantel stellte. Das Gesicht und die Hände der heiligen Catharina sind fleischroth, blaß kolorirt und aufgeschmolzen, was zum Beweise dient, daß das Eisenoxyd mit Silber und Schwefel versetzt, diesem Künstler schon damals bekannt war.

Die Felder Nr. 25, 27, 28, 30, 31, 36, 37, 42 enthalten gelbe; die Nr. 26, 29, 32, 35, 38, 41 weiße Architektur mit viel Sinn und Geist geordnet und von ganz überraschendem Effekt, in Nr. 33 und 34 erblickt man in Verbindung mit der Architektur und nur auf beiden Seiten zum Theil sichtbar einen Ecce homo und die Mater Dolorosa, beide farbig ausgeführt. Die oberste Spitze des Fensters Nr. 43, 44 und 45 endlich zeigt noch ein vorzüglich gelungenes Bild: Gott Vater, unter ihm der heilige Geist in Gestalt einer Taube, umgeben von einer Glorie von Engeln. Gott Vater als Greis dargestellt, hat eine goldene Krone auf dem Haupte. Gesicht, Haare, Bart und Hände sind von weißem Glas mit schwarzer Schattirung; das Unterkleid ist hellviolett, der Mantel scharlachroth von der schönsten Farbe, die rechte Hand ist segnend erhoben. Unter den Engeln zeichnen sich durch Zeichnung und Ausführung ganz vorzüglich aus die beiden in Nr. 43 und 45 in ganzer Gestalt sichtbaren. Das Unterkleid von jenem ist blaßblau und geht fliegend hinter dem mit goldener Spange zusammengehaltenen röthlich violetten Mantel durch; der innere Theil des Flügels ist blaßgelb, die äußeren Federn sind blaßblauviolett. Bei dem Engel in Nr. 45, welcher in ein weißes Unterkleid und einen grün damaszirten und gelb eingefaßten Mantel gekleidet ist, ist der innere Theil des Flügels ein überzogenes, röthlich violettes Glas, das am höchsten Licht mit Blau aufgeschmolzen ist und am Ende des dunkelsten Schattens durch aufgeschmolzenes Gelb sich ins Gelbbraune verliert. Die äußern Federn aber sind roth.

Möge es uns gelungen seyn, dem Leser durch diese Beschreibung eine ganz deutliche Vorstellung von diesem vortrefflichen Glasgemälde gegeben zu haben. Möge demselben aber auch der Genuß werden, es in der Wirklichkeit zu schauen und dem unbekannten Meister, der schon über dreihundert Jahre in das bessere Land eingegangen ist, den Zoll der Bewunderung und der Verehrung zu weihen.

Nürnberg, den 18. December 1831.

S. et L.

Kunstgeschichtliches.

Die Schiiten, eine muhamedanische Secte, die sich großentheils in Persien aufhält, erlauben, die Menschengestalt abzubilden, welches bei den Sunniten hochverpönt ist, und zwar letzteres aus dem Grunde, weil Gott am jüngsten Tage die Seele eines solchen Bildes von seinem Urheber fordern und, da er sie zu liefern nicht im Stande ist, ihn in die Hölle werfen wird.

*

Der Nationalfetisch der Whidah, eines der bekannten Negervölker im westlichen Mittelafrika, heißt Agope, und ist ein aus schwarzem Ton bereitetes, häßliches Bild, welches eher einer Meerkatze und einem Frosch, als einem Menschen ähnlich sieht. Dieses Bild, etwa 18 Zoll hoch, hockt auf einem Fußhohen Gestell von rothem Ton, an welchem ein Stückchen rothes Tuch hängt, mit Bujis (Cawris, kleinen Muscheln) besetzt. Den Hals ziert ein vier Finger breites Band von Scharlachtuch, an welchem auch vier Bujis hängen. Der Kopf ist mit Eidechsen und Schlangen gekrönt, zwischen welchen rothe Federn stehen. Mitten auf dem Kopfe steht die Spitze einer Hassagai (Wurfspieß), an welcher eine etwas größere Eidechse steckt, und unter dieser befindet sich ein halber Mond von Silber. — Dieses Bild steht in dem Hause des Oberpriesters auf einem Tische, vor ihm drei hölzerne Schalen, in deren jeder fünfzehn bis zwanzig kleine irdene Kugeln liegen, durch welche es, als Schutzgeist des Raths und der guten Rathschläge, Orakel giebt. Die Whidah, und besonders die Frauen, haben zu diesen Orakeln solches Vertrauen, daß sie kleine Agopes an die Eingänge ihrer Hütten, an ihren Feldern und andern Orten aufstellen, um diesen dadurch Sicherheit zu verschaffen.

Bemerkungen über Kunst.

Einen neuen, für die Selbstthätigkeit und das nach außen Wirken des Gesichtssinnes sprechenden Beleg habe ich in folgender Erfahrung gefunden, bei welcher keine Täuschung, kein Wahn mit unterläuft, ich möchte denn bei meinem ganzen Wahrnehmen in solchem Irrthum befangen seyn.

Wenn ich in einem landschaftlichen Gemälde von mittlerer Größe die Luft mit den Wolken längere Zeit fixirte, oder wenn ich gar mit ihrer Reinigung von Firniß und Schmutz mich lange abgab, wobei ich das beste Licht aufzusuchen veranlaßt war, und ich kam einige Zeit darauf an die weißen Blätter vom Geschäftsbuche, so spielten mir Farbentöne vor dem Auge, die dem Papiere gar nicht angehörten. Es waren gelblichte, röthlichte, blaulichte Tinten, die mich bald an jene Luft erinnerten. Ja ich konnte an einigen Stellen sogar die stärker colorirten Wolken sich herausheben sehen.

Das Zusammentreffen dieser Bilder mit zuvor fixirten Lüften, das Ausbleiben an Tagen, wo ich kein Gemälde vor mir gehabt und anhaltend beschaut, machte, daß ich mich strenger beobachtete, und so mußte ich mich nach vielfältiger Erfahrung überzeugen, daß das gereizte Auge diese Spektra hinauswerfe auf das weiße Blatt.

Diese Wahrnehmung konnte ich oft noch 2 — 6 Stunden nach dem Anschauen der Gemälde machen.

Ob das Fixiren der landschaftlichen Natur selbst unter gewissen Umständen eine ähnliche Erfahrung liefern möge, hängt von Versuchen ab, die ich erst noch zu machen habe. Freuen würde es mich, wenn Künstler und Kunstfreunde sich auch zu solchen Experimenten geneigt fänden, oder die schon gehabten Wahrnehmungen dieser Art mittheilen möchten.

Die Sache könnte sowohl in psychologischer als artistischer Art weiter führen. In Beziehung auf letztere will ich nur das Eine anführen. Während die Natur in den Fernen und Lüften die leisesten Uebergänge wahrnehmen und deutlich unterscheiden läßt, während die größten Meister, namentlich der ältern Zeit, diese Abstufungen auch nur wie hingehaucht geben, sieht man so viele neuere Landschaftmaler hier mit einer Handgreiflichkeit zu Werke gehen, die schreiende Unterschiede liefert.

Ich habe viele ältere Bilder gesehen, auf welchen die letzte Reihe der Berge der Ferne, wenn man sie ganz nahe vor das Auge nahm, von der Luft beinahe gar nicht mehr zu unterscheiden war, und dennoch hob sie sich, wenn man in die gehörige Entfernung davon trat, ganz deutlich von jener ab, aber so wenig kraß und schreiend, daß sich die Phantasie gern darin verlor. Sollte nicht ein geflissentlich langes Fixiren schöner Lüfte, ich möchte sagen bis zum pathologischen Eindruck, des Künstlers Auge reizen und organisch ziehen, daß es hinauswirkend, schaffend gern diese Töne angeben würde?

Was muthet uns in einem Gemälde zuerst schon aus der Ferne, und zuletzt, wenn wir es verlassen hauptsächlich an? — Es ist der naturgemäße Ton des Ganzen.

Es ist aber auf kein pedantisches Anwenden des Besagten abgesehen, noch soll sich etwa die Malerschule des Experiments annehmen. Sie hat es mit Weckung und Leitung der Talente zu thun, während solche fast gespenstische Phänomene sich an den Genius wenden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 12.

Kunst=Blatt.

Donnerstag, 9. Februar 1832.

Die Fresken des Andrea del Sarto zu Florenz,

von Alfred Reumont.

1) Das Leben des heiligen Filippus Benizzi.

Die Vorhalle (Chiostro) der Servitenkirche zu Florenz (ss. Annunziata) enthält dreizehn Lunetten, welche gleich denen des großen Hofes zur Ausschmückung durch Freskobilder bestimmt waren. Schon hatte Alessio Baldovinetti (vor 1450) auf der Mauerfläche zunächst einer der Eingangsthüren der Kirche die Geburt Christi dargestellt aber unvollendet gelassen, und hierauf Cosimo Rosselli in seiner letzten, gesunkenen Epoche die erste Lunette der linken Wand mit der Aufnahme des heiligen Filippus Benizzi in den Servitenorden bemalt.[1]) Es war nun der Wunsch der Mönche, die Arbeit in diesem Vorhofe fortgesetzt zu sehen, und da gerade damals der erst drei und zwanzigjährige Andrea del Sarto[2]) sich durch seine frühesten Arbeiten, namentlich seine Taufe Christi für die Compagnia dello Scalzo bereits einen bedeutenden Ruf erworben hatte, so bewog ihn einer der Klosterbrüder, genannt Fra Mariano dal Canto alle Macine, dieses Werk um einen sehr geringen Preis[3]) zu übernehmen. Andrea legte nun sogleich Hand daran, und zwar setzte er, dem Wunsche der Mönche gemäß, die von Cosimo begonnenen Darstellungen aus dem Leben des heiligen Filippus fort, womit er am 16. Juni 1511 begann.[1]) Der Gegenstand des ersten Bildes ist folgendem Zuge der Geschichte entlehnt: Als der Heilige, so sagt seine Lebensbeschreibung, sich auf einer Pilgerfahrt in der Landschaft von Siena befand, um zu dem Papste zu ziehen, der nebst seinem Hofe zu Viterbo verweilte, begegnete er zwischen Buonconvento und san Quirico einem armen, nackten Aussätzigen, der ihn um eine milde Gabe bat. Da erwiederte der Heilige mit den Worten des Apostels: „Gold und Silber besitze ich nicht, was ich aber habe will ich dir geben“ und er ging etwas vom Wege ab, zog sein wollenes Untergewand aus und reichte es dem Armen, seine Blöße damit zu decken.[2]) — In der vorderen Hauptgruppe wendet sich der Heilige, der von zwei Mönchen seines Ordens begleitet wird, zu dem Armen um; in verschiedenen Nebengruppen sind andere Momente der Geschichte dargestellt, wie es damals noch Sitte war, verschiedene Zeitpunkte einer Begebenheit auf einem Bilde zu vereinigen. Man findet hier schon Sicherheit in der Zeichnung und Ausführung, aber dabei noch etwas Hartes, Eckiges und Kaltes, was zum Theil durch den wenig interessanten und zerstückelten Gegenstand des Bildes veranlaßt seyn mag, und durch die unangenehme Landschaft noch erhöht wird.

Der Gegenstand des zweiten Gemäldes ist ein viel belebterer und sein Totaleindruck bei weitem größer. Während der Heilige auf einer Reise gegen die Alpen hin an einem schwülen Sommertage sich in der Gegend zwischen Bologna und Modena befand, traf er unter einem Ulmbaum am Wege einen Haufen von wüsten Soldaten und Gaunern, welche mit dem Kartenspiel be-

[1]) Richa (Not. stor. delle Chiese di Firenze. VIII. 108.) setzt dieses Bild in das Jahr 1476, also etwa 20 Jahre nach dem großen und schönsten Werke Rosselli's „das Wunder des heiligen Sakraments“ in der Kirche s. Ambruogio. (Vergl. auch Rumohr, II. 267. — Bocchi, Bellezze di Firenze, ampliate dal Cinelli, p. 418.) — Filippus Benizzi war im August 1233 zu Florenz geboren, und starb 1285. Seine Canonisation durch Papst Clemens X. geschah 1671. Er war einer der eifrigsten Vorsteher und Beförderer des Ordens der Servi, den im Jahr 1193 sieben fromme Männer zu Florenz vorerst unter dem Namen der Laudantes gestiftet hatten. (s. Acta Sanctorum m. Augusti. T. IV. Anno. 1739. Vita s. Philippi Benictii).

[2]) Nach der gewöhnlichen Annahme des Jahrs 1488 als Geburtsjahr unseres Künstlers.

[3]) Aus einem Ricordo Ms. in dem Libro di Memorie dei PP. della ss. Annunziata dal 1280 al 1534 geht hervor, daß er für jedes Bild 10 Scudi erhielt. S. Biadi, Notizie della vita d'Andrea del Sarto. p. 27.

[1]) Die genaue Zeitbestimmung ergibt sich aus den Notizie delle cose memorabili della Chiesa de' Servi in dem genannten Libro di memorie befindlich. — Ueber das Ganze vergl. Vasari im Leben del Sarto's.

[2]) Acta Sanctorum, l. c. p. 682. „Ventum est in Senensem agrum — inter Buonconventum ac s. Quiricum.“

schäftigt waren und gotteslästerliche Reden führten. Als der Heilige ihnen ihr lasterhaftes Leben vorhielt, spotteten sie seiner Ermahnungen: kaum aber hatte er sich einige Schritte weit entfernt, als ein Blitz vom Himmel herniederfuhr, zwei der Männer erschlug und den übrigen nebst einem unter ihnen befindlichen Weibe das höchste Entsetzen einjagte.[1]) Alles ist in diesem Bilde Bewegung, Verwirrung und Schrecken: der Heilige allein ist ruhig, ernst, voll Adel. Seine feste Haltung bildet einen schönen Contrast mit der Unordnung der ihn umgebenden Scene. Der noch nicht zu Boden gefallene Ast des Baumes, in dem das Feuer zündete, das noch in der Luft flatternde Blatt bezeichnen die plötzliche Ursache und den Moment der Handlung. Den Kopf mit beiden Händen fassend stürzt der Eine betäubt vor, während Andere schreiend die Flucht ergreifen, und, um auch den Eindruck des plötzlichen Getöses auf die Thiere zu zeigen, ein Pferd mit raschen Sprüngen hinwegeilt. Alle diese Nebengruppen nebst anderen kleinen Figuren im Hintergrunde, umgeben in zweckmäßiger Anordnung die vordere Hauptgruppe, welche der Heilige nebst seinen beiden Begleitern bildet. Die Bewegungen sind natürlich, der Ausdruck voll Wahrheit, das Colorit angenehm. Das Fortschreiten von dem letztgenannten zu diesem Bilde ist schon sehr bemerklich.

Das dritte Gemälde stellt die Austreibung des bösen Geistes aus einem Mädchen durch den Heiligen dar. In der Mitte liegt die Besessene halb zurückgebeugt in den Armen der Ihrigen, eines ältlichen und eines jüngern Mannes (Vater und Bruder?) und einer Frau, welche sie mit großer Theilnahme halten und betrachten. Das Gesicht des Heiligen, der zu ihrer Rechten etwas mehr nach vorne steht, trägt den Ausdruck der Zuversicht und Ruhe, welche die ihn begleitenden Mönche und eine edle Gestalt in rothem Gewande im Vordergrund theilen. Hinter denselben rennen zwei erschreckte und staunende Frauen auf die Besessene zu, zu deren Linken sich mehrere Zuschauer befinden, die entweder dem Vorgange ihre ungetheilte Aufmerksamkeit widmen, oder einander ihre Verwunderung darüber mittheilen. In diesem Bilde sind Zeichnung und Colorit gleich schön, namentlich in letzterer Hinsicht hat es vor den beiden früheren in Ton und Harmonie bedeutenden Vorzug. Das Interesse ist gut concentrirt, indem die verschiedenen Gruppen in genaue Berührung durch Beziehung auf den Hauptgegenstand gesetzt sind; nur bringt gerade dieses etwas Gezwungenes und Absichtliches in die Composition hinein, so wie überdies der Umstand, daß alle Figuren sich beinahe in derselben Stellung befinden, einen Mangel an Abwechslung und Mannichfaltigkeit veranlaßt, was der Wirkung in etwas Abbruch thut. Die großartige Architektur des Hintergrundes mit Durchsicht auf die ferne Landschaft ist gut angebracht und wird durch kleine Figuren belebt, ohne daß diese indeß auf den Hauptgegenstand störend wirken.

Da nun Andrea durch diese drei Fresken, die er zugleich aufdeckte, sich, nach der Aeusserung seines Biographen, großen Ruhm und viele Ehre erworben, so ward er dadurch aufgemuntert, als Fortsetzung und Beschluß derselben noch zwei andere Bilder zu malen. In dem vierten Gemälde liegt der Heilige todt auf der Bahre, während einige Klosterbrüder um ihn herumstehen. Auf der dem Zuschauer entgegengesetzten Seite beugt sich einer über ihn und küßt seine Hand mit einer in Ausdruck und Natürlichkeit vortrefflichen Attitüde. Zu den Füßen der Bahre steht eine Gruppe von Männern in rothen Gewändern, unter denen namentlich einer mit aufgehobener Hand und ein schöner, alter Kopf daneben bemerkenswerth sind. Die nächste ebenfalls ausgezeichnete Figur dieser Gruppe ist Girolamo della Robbia, des Malers besonderer Freund, Groß-Neffe des Luca, und aus jener thätigen und begabten Künstlerfamilie stammend, welche Florenz mit so vielen schönen Arbeiten in Marmor und gebrannten Erden (terro della Robbia) bereichert hat. Vor der Bahre geht ein Wunder in der Wiedererweckung eines todten Knaben vor. Man sieht diesen in zweifacher Gestalt: zuerst, wie er entseelt und bereits die nahende Verwesung in dem bleichen Gesicht, an Händen und Füßen angedeutet, am Boden liegt; dann wie er, durch die Einwirkung der Berührung durch die Kleider des Heiligen erweckt, im Aufstehen begriffen ist. Es läßt sich gegen diese etwas sonderbare Idee, beide Momente auf solche Weise vereint darzustellen, zwar manches einwenden: die Ausführung ist aber namentlich in der Stellung und den Mienen des wiederbelebten Kindes so überaus gelungen und anmuthig, daß man jenes gerne übersieht. Man kann den Contrast zwischen Tod und Leben nicht schöner und wahrer darstellen. Noch befinden sich auf diesem Bilde zur Linken des Zuschauers zwei gutgehaltene Männergestalten in Grün und Pupur, und zur Rechten ein Bettler, der hinter einer Säule hervorblickt. In Hinsicht des Colorits wird dieses Bild von dem darauf folgenden vielleicht noch übertroffen — in Composition, Wahrheit und Interesse kommt ihm aber kein anderes in diesem Cyklus gleich.

Auf dem fünften und letzten Bilde dieser Reihe von Darstellungen aus dem Leben des Heiligen sehen wir einen Priester, welcher eine aus dem Gewande des Verstorbenen verfertigte Reliquie einem Knaben auf das Haupt legt, um ihn dadurch zu heilen. Das Kind knieet mit gefaltenen Händen vor dem Geistlichen und

[1]) Acta Sanct. l. c. p. 687.

etwas hinter ihm zur Seite seine Mutter; verschiedene Gruppen von Frauen und Kindern, voll lebhafter und natürlicher Attitüden, füllen den übrigen Raum. Auf diesem Gemälde sehen wir den Bildhauer Andrea della Robbia[1]) († 1529), Vater des obengenannten Girolamo, als Greis in rother Kleidung auf einen Stab gestützt; neben ihm befindet sich sein andrer Sohn Luca. Die beiden Bettler, die sich auf jeder Seite des Bildes befinden, würden vielleicht etwas gesucht erscheinen, wenn die in Weiß gekleidete Figur zur Linken, die für den Krüppel auf der Treppe in einem Korbe Nahrung bringt, nicht Abwechslung hineinbrächte. Die Abwechslung von Licht und Schatten und die Harmonie des Colorits machen in diesem Bilde eine vorzüglich angenehme Wirkung.[2])

Wir finden in diesen Jugendwerken des Andrea, bei denen die Zeit ihrer Aufeinanderfolge als Maßstab ihres fortschreitenden Werthes dienen kann, ein sich ausbildendes Talent, als dessen Hauptmerkmale ungekünstelte Natürlichkeit, treues Streben nach Charakteristik, vernünftige Anordnung und Gruppirung, harmonische Färbung und anmuthige Darstellung, verbunden mit richtiger und gewandter Zeichnung sich ausweisen. In seinen ersten Leistungen zeigt er sich noch etwas befangen: die Figuren sind ein wenig hager, die Gewänder eckig, die Composition dürftig. In keinem von diesen Werken muß man indeß einen großartigen, überströmenden Geist, einen bedeutenden Reichthum an Ideen, eine auffallende Eigenthümlichkeit der Bildung, ein sehr warmes und lebhaftes Colorit erwarten. Dies sind Eigenschaften, welche unserem Künstler nicht so wie jene zu Theil geworden sind. Seine Werke sind, wie sein Charakter, freundlich und ansprechend, auf ihrer Stufe vortrefflich, ohne Ansprüche auf das machen zu wollen, was sie nicht besitzen und was nicht in ihrer Natur liegt. Andrea hat den Umfang seiner künstlerischen Fähigkeiten sehr wohl erkannt: sich nie an Gegenstände gewagt, welche die kühne und erhabene Phantasie eines Buonarotti, die Begeisterung des Urbinaten erfordern, sondern mit ausdauerndem Fleiße in einem beschränkteren aber darum doch gewiß höchst lobenswerthen Kreise sein Talent zu der Höhe ausgebildet, deren es fähig war, und auf diese Weise Werke geliefert, welche für die Bewunderung aller Zeiten geschaffen sind. Er hätte sich vielleicht einen ausgedehnteren Kreis eröffnen können, wenn die natürliche Schüchternheit seines Charakters es ihm erlaubt hätte, wäre aber dadurch wahrscheinlich aus dem herausgetreten, in welchem er sich so rühmlich, so angenehm und liebenswürdig gezeigt hat. Sein Styl hat zwar nachher an Größe, seine Composition an Mannichfaltigkeit zugenommen, — letztere aber hat niemals einen sehr großen Reichthum an Ideen gezeigt, während seine Natürlichkeit, die sich in seinen ersten Werken in ihrer reinsten Eigenthümlichkeit gezeigt hat, dadurch vielleicht etwas verwischt worden ist. Sein Colorit hat später sehr gewonnen, so daß er auch in diesem Bezuge unter den florentinischen Künstlern seiner Zeit einen bedeutenden Rang einnimmt, ohne daß es indessen doch, mit wenigen Ausnahmen, sehr lebhaft und warm geworden wäre, weßhalb es durch die Werke sowohl mehrerer unter den früheren Florentinern, als selbst durch Fra Bartolommeo, Bugiardini, Albertinelli, Ridolfo Ghirlandaio u. A. sehr in Schatten gestellt wird. Es ist sehr zu bedauern, daß uns, um eine bessere Vergleichung des Colorits der verschiedenen Zeiten anstellen zu können, von seinen Oelgemälden nichts übrig geblieben ist, was wir mit Gewißheit dieser ersten Epoche zuschreiben könnten, als das für das Kloster s. Gatto bei Florenz gemalte Bild: Christi Erscheinung als Gärtner (gegenwärtig in der Kirche s. Jacopo tra fossi genannter Stadt): die Fresken haben alle zu bedeutend gelitten, um zu einer Vergleichung dienen zu können, und überdies hat er sich in seiner spätern Zeit weniger als früher dieser Gattung gewidmet und zum Theil in Chiaroscuro gemalt, weßhalb hier die Aneinanderhaltung immer mißlich bleibt.

2) Mariä Geburt. — Die Epifania.

Da die Serviten-Mönche wenig Hoffnung hatten, daß Andrea die Fortsetzung der Arbeit in ihrem Vorhofe unternehmen würde, so wandten sie sich an seinen Freund Franciabigio, der auch alsbald die Ausführung eines Fresko begann, welches die Vermählung Mariä vorstellen sollte.[1]) Kaum wurde dies unserem Künstler, der wegen seiner kurz vorher geschehenen Verheirathung eine Zeit lang wenig an Pinsel und Pallette gedacht zu haben scheint, bekannt, so erbot er sich, zwei Bilder, zu deren Ausführung er sich bereits früher verbindlich gemacht hatte, gleichfalls zu beginnen. Nun

[1]) Von ihm sind mehrere der prachtvollen Terre-cotte im Franciscanerkloster zu Alvernia — nel crudo sasso intra Tevere e Arno — an der Grenze des Casentino.

[2]) Dieses Bild ward kürzlich von Gir. Scotto gezeichnet, und wird von ihm gestochen werden.

[1]) Es ist dieses das Bild, in welchem der Maler selbst mehrere Köpfe mit einem Hammer zerschlug, aus Aerger, weil die Mönche es aufgedeckt hatten, bevor es ganz vollendet war. Es ist immer in diesem Zustande geblieben, indem weder Franciabigio noch irgend ein anderer Maler Hand daran legen wollte um es wieder herzustellen.

zeichnete er gleichsam im Wetteifer mit seinem Freunde die Cartons derselben und begab sich mit erneutem Fleiße ans Werk. Das erste dieser Gemälde ist die Geburt Mariä — ein Bild reich in Colorit und Draperie, voll Gefühl und Ausdruck, natürlicher Handlung und Grazie. Es wird durch zwei Hauptgruppen gebildet, welche gleichsam vereinigt werden durch zwei schöne weibliche Gestalten im Vordergrunde, die in die malerische, florentinische Tracht jener Zeiten gekleidet sind, und nach verschiedenen Seiten, eine auf die im Bette halbaufgerichtet liegende Mutter, die andere auf das Kind schauen. Ihre Haltung ist edel und voll Anmuth; ihre Gewänder gehören zu den schönsten, die aus des Künstlers Pinsel hervorgegangen sind. Die erste derselben, die dem Zuschauer ihr schönes Profil, ihre frische blühende Gesichtsfarbe und ihren majestätischen Wuchs am vortheilhaftesten zeigt, ist Lucrezia del Fede, des Malers Gattin.[1]) Zwei untergeordnetere Frauen bringen der Wöchnerin Erfrischungen: an einer derselben ist vorzüglich die leichte ungezwungene Stellung, in welcher sie den linken Fuß auf den Bettschemel setzt und ihr hübsches Gesicht zu dem Zuschauer umwendet, zu beachten. Links (vom Zuschauer) befindet sich ein Feuerheerd und nahe demselben die zweite Hauptgruppe: einige Frauen, die mit dem neugebornen Kinde beschäftigt sind, welches die eine auf dem Schooße hält und wäscht, während die andere Windeln u. s. w. bereitet. In dem hohen und geräumigen italienischen Kamine steht ein Knabe, der sich mit einer der Natur abgelauschten Gebehrde an dem flackernden Feuer die Hände wärmt, während ein Greis — wahrscheinlich der heilige Joachim — auf einer Art von Ruhebette liegt. In der Luft sind noch einige Engel, welche Blumen herabstreuen, wie man es in Vasari's Beschreibung findet, welche aber jetzt beinahe völlig unsichtbar sind. Ueberhaupt hat dieses Bild durch Staub (der dick darauf liegt) und vielleicht durch Feuchtigkeit mehr gelitten als alle übrigen Andrea's an diesem Orte, und doch ist noch das Uebriggebliebene so schön, daß man gerne dem Vasari Glauben beimißt, wenn er sagt, daß die Gesichter Fleisch und alles Uebrige eher natürlich als gemalt erscheine.[1])

(Der Beschluß folgt.)

[1]) Baldinucci berichtet im Leben des Jacopo da Empoli, der sich bekanntlich sehr viel mit dem Copiren der Werke des Andrea beschäftigte und es darin zu einer großen Aehnlichkeit mit seinen Vorbildern brachte, daß dieser, schon ein alter Mann, zu erzählen pflegte: als er in seiner Jugend mit dem Copiren der Geburt Mariä beschäftigt gewesen, sey die Wittwe del Sarto, damals in hohem Alter, als sie zur Andachtübung in die Kirche gekommen, bei ihm stehen geblieben, und habe mit Vergnügen seiner Arbeit zugesehen, indem sie ihm ihr eigenes Bildniß in dem Gemälde gezeigt, und über Zeit, Art und Umstände gesprochen, da ihr Gatte sie nach der Natur gemalt. — Da Empoli im J. 1554 geboren war, so hatte, wenn man den Zeitpunkt, worin jenes von ihm Erzählte sich zutrug, auf 1570 versetzt, Lucrezia damals ein Alter von wenigstens 80 Jahren erreicht.

[1]) Auf diesem Bilde liest man (zur Linken) auf einer Art von Schild die Worte: Andreas faciebat und oben am Kamin die Jahrszahl MDXIIII. nebst dem Monogramm des Malers. Aehnlichkeit in der Anordnung desselben mit dem schönen Fresko von Benozzo Gozzoli „die Geburt Esau's und Jakobs“ im Campo-santo zu Pisa, läßt vermuthen, daß Andrea jene Composition dabei im Sinne gehabt (s. auch Rosini, Descrizione delle pitture del Camposanto. 1829 p. 163.); viel größer ist die Aehnlichkeit mit einem der Bilder in dem Cyklus aus dem Leben des Täufers, welchen Domenico Ghirlandaio im Chore von S. Maria Novella malte, und woraus Andrea ohne Zweifel die Idee zu seinem Werke entlehnt hat. — Der Künstler erhielt für dieses Bild so wie für die Epifania einen Preis von 10 Scudi. — Es gibt einen alten und, wie es heißt, fehlerhaften Stich nach diesem Fresco; kürzlich zeichnete es G. Tubino zum Stiche für A. Perfetti, aus der Morghenschen Schule.

Bemerkung.

Bei Gelegenheit des von Hrn. Prof. Maßmann geschriebenen sehr belehrenden Aufsatzes über Jobst de Negker, Kunstblatt Nro. 76. 1831, erlaube ich mir zu bemerken, daß, als ich im Kunstblatt 1828 Seite 102 über diesen Meister einiges erwähnte und ihn als von Nördlingen nannte, ich mich in dieser Hinsicht blos auf Bartsch im Peintre Graveur Vol. VII. p. 243. stützte, welcher in der Ueberschrift sagt:

Josse de Neghker de Nördlingue.

Frenzel.

Anzeige.

Weinsberg, bei Heilbronn am Neckar. Verkauf einer Sammlung Kupferstiche und Holzschnitte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 13.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 14. Februar 1832.

Die Fresken des Andrea del Sarto zu Florenz.

(Beschluß.)

Das siebente und letzte Bild, womit Andrea diesen Vorhof schmückte, und welches er gleich nach Beendigung des vorgenannten anfing, ist die Epifania und neben dem früheren befindlich. Die drei Weisen des Morgenlandes sind mit ihrem Gefolge auf dem Wege, den neugebornen Heiland aufzusuchen, welchen der Stern ihnen verkündet hat. Sie sind im Vordergrunde dargestellt, während ihre Begleiter sie theils umgeben, theils mit Wagen, Gepäck, Kameelen und anderen Thieren sich auf dem Wege zeigen, der von einer Anhöhe herabsteigt. Ausgezeichnet ist namentlich die Gestalt des ältern der Könige, der sich in ihrer Mitte befindet. Rechts im Vordergrunde sieht man unter den Zuschauern drei Männer in florentinischer Kleidertracht mit dunkelfarbigen Mänteln. Der eine von ihnen, welcher sich zu dem Beschauer wendet, ist Jacopo Sansovino, der berühmte Bildhauer und Architekt; der andere zu seiner Rechten, welcher mit verkürztem Arme nach vorne zeigt, ist der Künstler selbst, und der dritte, dessen Profil man hinter Sansovino sieht, der Musiker Aiolle.[1]) Links ganz vorne erblickt man eine männliche Gestalt in langem, violettem Mantel, die dem Zuschauer den Rücken wendet aber den Kopf halb umdreht. Voller Neugier laufen aus dem großen Gebäude, welches das Bild zur Linken schließt, Frauen den Ankommenden entgegen, und auf den Stufen zeigt sich eine andere mit einem Kinde an der Hand, während im Hintergrund einige Buben auf eine Mauer steigen, um den Zug besser mit anzusehen. Der Kopf eines blondlockigen, lachenden Knaben unter der Menge ist im natürlichen Ausdrucke der Fröhlichkeit vortrefflich. Er soll ein Porträt des Dauphins von Frankreich[1]) (nachmals König Heinrich II.) und erst später in das Bild hineingesetzt worden seyn, da Andrea nicht vor 1518 nach Frankreich ging, wo eine seiner ersten Arbeiten das Bild des damals noch sehr jungen Königsohnes war. — Das Gemälde ist voll schöner Figuren und lebhafter Färbung, aber es ist (wie bei jedem festlichen Aufzuge, wo weiter keine Handlung vorgeht) wenig darin, was auf das Gefühl wirken könnte. Der Künstler scheint dieß gefühlt und in dem glänzenden Colorit und den Beiwerken dafür Ersatz gesucht zu haben.[2])

3) Madonna del Sacco.

Wenn man die wenigen äusseren Mittel und die Einfachheit in der Zusammenstellung dieses Bildes betrachtet und in Anschlag bringt, so erregt die ausserordentliche durch dasselbe hervorgebrachte Wirkung noch größeres Erstaunen. Die Gruppe besteht aus drei Figuren. Maria sitzt auf einer einfachen Stufe und streckt die rechte Hand nach dem Kinde aus, welches schon ein Bein über das ihrige geschlagen hat um sich auf ihren Schoos zu setzen. Ihr Gesicht ist voll Anmuth und Schönheit und entfernt sich in etwas von dem bekannten Typus der früheren Jahre unseres Künstlers. Die Formen des Leibes sind voll und kräftig. Hals und Brust umgibt ein weißes Tuch, durch welches das rothe Kleid schwach durchschimmert, während ein grüner Mantel um ihre Lenden geschlagen ist. Andrea hat sich meistens auf

[1]) Francesco dell' Aiolle war ein zu seiner Zeit berühmter Musiker, der um 1530 nach Frankreich ging, wo er in sehr guten Umständen lebte (Baldinucci, Vita d'Andrea del Sarto, p. 204). Benvenuto Cellini sagt in dem ursprünglichen Manuscript seines Lebens (Buch I. Cap. 1.), daß Aiolle bei seinem Vater Giovanni Cellini gewohnt habe, vortrefflicher Orgelspieler, Musiker und Tonsetzer gewesen sey und ihm (Benvenuto) Unterricht im Singen und Componiren ertheilt habe. (Vita di B. Cellini, ed. F. Tassi. ad A. 1505. I. 15. 16.).

[1]) So lesen wir bei Bocchi, p. 430. — Der Umstand ist zweifelhaft, könnte aber leicht wahr seyn.

[2]) Auch auf diesem Bilde, von dem es einen mittelmäßigen, älteren Stich gibt, befindet sich das Monogramm des Künstlers. — Viele einzelne Figuren aus diesem wie den übrigen Fresken dieses Vorhofes stach Franc. Zucherelli (s. einen Brief von Mariette an den Ritter Gabbarri, Lettere pittoriche, T. II. p. 217). —

eine meisterhafte Behandlung der Gewänder verstanden: in diesem Bilde aber hat er die Mehrzahl seiner früheren und späteren Arbeiten übertroffen. Der Faltenwurf derselben ist so reich, so schön, so natürlich, sie umgeben den Leib mit so vieler Grazie, sie schmiegen sich mit einer solchen Weichheit an ihn an, ohne dessen Formen zu verhüllen, daß die Verschwisterung der Natur und Kunst nicht inniger seyn kann. Der Leib des Kindes, dessen Geberde die Lebhaftigkeit der Bewegung zugleich mit ausdrückt, zeigt im Colorit wie in der anatomischen Zeichnung jene Natürlichkeit und Angemessenheit, welche die Kindergestalten unseres Künstlers vorzugweise auszeichnen. Die dem rechten Winkel etwas zu sehr sich annähernde Stellung der Beine möchte allein zu tadeln seyn. Andrea scheint dies geliebt zu haben: aber das ausgestreckte Bein erhält dadurch etwas Krampfhaftes, was unmöglich einen angenehmen Eindruck machen kann. [1]) Auf der linken Seite sitzt in einer vortrefflich erdachten Stellung der heilige Joseph, in einem Buche lesend, mit dem Rücken und rechten Arme an einen hinter ihm liegenden weißen Sack gelehnt. [2]) Auch diese Figur kommt dem Werthe der übrigen gleich. Das Gesicht drückt den Ernst der frommen Betrachtung aus; Haar und Bart sind mit einer besondern Sorgfalt gemalt. [1]) — Das Bild hat nicht wenig durch die Unbilden der Zeit gelitten, [2]) aber das Colorit ist noch immer kräftig und lebhaft, und die Figuren haben vieles Relief. Die demselben angehauchte, einfache Grazie, die auch durch keine Spur von Geziertheit und Affektation gestört wird, hat der Künstler in keinem andern Werke übertroffen. Dieses Fresco ist im Ganzen rasch und mit kühnem Pinsel und, wie es scheint, etwas ungleich gemalt, indem einige Theile mit großer Liebe, andere hingegen beinahe flüchtig ausgeführt sind. Unter den Wandgemälden Andrea's behauptet es unbestritten den ersten Rang, wie unter seinen Oelbildern die Madonna di s. Francesco (jetzt in der Tribune der hiesigen Gallerie), und wie dieser, ist auch der Madonna del Sacco die Bewunderung aller Zeiten gezollt worden. Unter andern soll der große Tizian bei seiner Anwesenheit in Florenz dieses Werk des höchsten Lobes werth erklärt haben.

---

[1]) Es ist sonderbar, daß diese fast unnatürliche, sicherlich ungraziöse Position sich in mehreren Bildern eines Künstlers findet, dessen richtige Zeichnung und Grazie ihn sonst berühmt gemacht haben. Wir finden sie außer in der Madonna del Sacco noch in einer kleinen Madonna im Pallaste Pitti und in einer andern dem Kunsthändler Nocchi zu Florenz gehörigen. Auch das Kind in seinem berühmtesten Werke, der Madonna di s. Francesco, kann sich nur durch ein Wunder in seiner Stellung erhalten.

[2]) Von diesem Sacke erhielt das Gemälde den Namen unter dem es allgemein bekannt ist. Einige Schriftsteller (Argenville, Scannelli u. A.) haben geglaubt, Andrea habe als Bezahlung dafür einen Sack mit Getreide erhalten und diesen deshalb darauf abbilden wollen; aber die Unrichtigkeit dieser Angabe ergibt sich schon aus der Erzählung des Vasari: Ein Servitenbruder Namens Giacomo habe einer Frau zur Erfüllung eines Gelübdes verordnet, oberhalb einer Thüre des Klosterganges ein Bild U. L. F. malen zu lassen; hierauf habe er den Andrea aufgesucht und ihm gesagt: er habe dies Geld zu verwenden, und obschon es nicht viel sey, so scheine es ihm doch wohlgethan, daß er und kein anderer das Bild male, da seine früheren Arbeiten an diesem Orte ihm so vielen Ruhm erworben. Andrea, ein sehr gutmüthiger Mensch, sey in den Vorschlag eingegangen, und habe das Werk unternommen. — Auch ist dieser Sack nicht mit Getreide sondern mit Kleidungstücken angefüllt, deren die heilige Familie auf ihrer Wanderung bedurfte. Dies bemerkte schon Bocchi, S. 459. — Ich würde zur Unterstützung dieser Meinung gerne auch die Notiz bei Biadi (S. 43) anführen, der in dem schon genannten Rechnungsbuche der Serviten folgende Angabe fand: Giugno, 1514. ad Andrea del Sarto per resto della Madonna del Sacco lire 56. Aber ich kann mich hier des Zweifels nicht entschlagen, ob diese Angabe richtig, ob sie nicht etwa später geschrieben und bei Aufzählung der andern von Andrea in diesem Jahre gelieferten Arbeiten irrthümlich hier eingeschoben sey. Vasari, der das Gemälde, der von ihm beobachteten Ordnung in Aufzählung der einzelnen Bilder nach, in eine weit spätere Zeit setzt, gibt zwar wie gewöhnlich kein Jahr an, und ich bin eben nicht geneigt, in streitigen Fällen hinsichtlich der Chronologie großes Gewicht auf ihn zu legen: hier aber scheint das Zusammentreffen der Umstände dennoch für die Richtigkeit seiner Angabe zu sprechen. In der rechten Ecke der Lünette liest man (jetzt undeutlich): Anno Domini MDXXV und an der linken Seite die Worte: Quem genuit adoravit. Ich kann mich nun nicht wohl überzeugen, daß diese Inschrift aus späterer Zeit sey. — Ist man nur in etwas mit dem Charakter der verschiedenen Epochen unseres Künstlers bekannt, so wird man kaum einen Zweifel hegen, daß die Madonna del Sacco in seine dritte und letzte zu setzen sey.

[1]) In einer in Frankreich vorhandenen Farbenskizze sollen sich in der Luft einige Engel mit Blumen in den Händen befinden. Dieselben sieht man auf einer alten Farbenskizze, die sich im Besitz des bekannten Gelehrten, Prof. Ciampi zu Florenz befindet, worin überdies manche andere kleine Abänderungen vorkommen. Vielleicht wurde Andrea, wenn jene Engel wirklich zu seinem ersten Entwurfe gehörten, durch die geringe Höhe der Lünette verhindert sie darin anzubringen.

[2]) Durch Staub so wie durch Unvorsichtigkeit beim Ueberweißen des Klosterhofs, worüber schon Baldinucci (Dialoghi sopra le arti del disegno. p. 228) klagt, ist das Gemälde leider vielfach beschädigt worden. — Es wurde verschiedene Male, meist mittelmäßig, gestochen: die besseren Stiche sind ein alter von 1573 und der von Zucherelli. In neuerer Zeit hat Raffael Morghen seine Kunst und del Sarto'n zugleich durch die schöne Platte geehrt, welche im September 1795 erschien und den Charakter des Originals mit einer diesem Kupferstecher sonst nicht immer eigenen Treue wiedergibt. (Vergl. auch Palmerini, Opere d'intaglio del cav. R. Morghen. Ed. III. Fir. 1824. p. 25. und 144.)

4) Die Parabel des Weinbergs.

In dem Garten des Servitenklosters malte Andrea wahrscheinlich kurz nach seiner Rückkehr aus Frankreich (1519) und da er sich halb verborgen halten mußte, weil er den gerechten Zorn seines ehemaligen Wohlthäters König Franz I. fürchtete, zwei Fresken, welche die Parabel vom Weinberge darstellten. Das Bild zur Rechten zeigte den Familienvater, welcher einige Taglöhner zu sich ruft; da dasselbe völlig verschwunden ist, so muß ich, der Vollständigkeit wegen, in der Schilderung desselben den Worten Bochi's [1]) folgen. Das Haupt des Familienvaters ist mit einem breiten ländlichen Hute bedeckt, seine Züge drücken sprechend seine an die Arbeiter gerichtete Rede aus. Seine Gewandung ist sehr gelungen und schmiegt sich mit vieler Grazie an die Glieder an. Vortrefflich ist auch einer der Beistehenden, welcher auf die Einladung zur Arbeit sich erst niedersetzt und bedenkt und sich die Hände reibt, ungewiß ob er gehen solle oder nicht. Ein Gegenstück zu dieser Trägheit bildet ein anderer mit bäurischer Miene, der sich nachläßig auf einen Stock stützt. Zwei andere sind zur Zeit an die Arbeit gegangen: der eine von ihnen beschneidet die Weinstöcke, während der zweite mit vieler Behendigkeit und natürlicher Bewegung mit dem linken Fuße ein Grabscheit in den Boden stößt.

Auf dem andern Bilde, das zwar sehr durch Zeit, noch mehr durch Menschenhände gelitten hat, aber doch noch einen vollständigen Begriff von dem gibt, was es ehemals war, sehen wir zur Rechten denselben Hausvater, welcher den Beutel in der Hand hält und die Arbeiter bezahlt. Einer derselben, der bei ihm steht, scheint mit dem ihm gereichten Lohne unzufrieden und beklagt sich gegen ihn, daß er nicht mehr erhalten. Ein zweiter mehr im Vordergrunde zählt das empfangene Geld nach, und berechnet im Geiste, ob es hinlänglich für seine Bemühung sey. Ein dritter stützt sich auf seinen Stock und scheint, müde vom Werke, zu warten, bis die Reihe des Zahlens an ihn kommen werde. — Die ganze Grazie, Einfachheit und Gewandtheit Andrea's zeigt sich in dieser sowohl in der Zeichnung der Gestalten als der Gewänder höchst gelungenen Gruppe, welche lebhaft an seine besten Arbeiten in dem Cyklus aus dem Leben des Täufers in der Compagnie dello Scalzo (wovon weiter unten) erinnert, denen sie auch in Hinsicht des Reliefs der Figuren gleich kommt. Um so mehr ist es zu bedauern, daß sie nicht besser erhalten ist. [2])

[1]) Bellezze di Firenze. p. 466.

[2]) Eine gute Copie dieses Fresco (in Oel) sieht man zu Florenz im Hause des March. Winc. Capponi, der auch u. A. ein sehr interessantes Porträt del Sarto's, von des Künstlers eigener Hand, besitzt. — Die obengenannten Bilder wurden mittelmäßig gestochen von Cäsar Roberlius. (S. Mariette in den Lettere pittoriche. II. 226.) —

5) Der todte Christus.

Dieses kleine Fresco, welches Andrea in einer Nische im Noviziat des Servitenklosters malte, stammt aus derselben Zeit, wie die obengenannten Bilder. In dieser in einer sehr natürlichen und passenden Lage dargestellten, halb mit einem rothen übergeworfenen Tuche bedeckten Figur zeigt sich vorzüglich die tadellose anatomische Zeichnung, namentlich in der Brust und den Beinen. Das Ganze scheint eine in kurzer Zeit hervorgebrachte Arbeit. [1])

6) Des Herrn Abendmahl.

Zwanzig Minuten von dem Thore Sta Croce entfernt liegt in einer freundlichen, einerseits vom Arno, andererseits von Hügeln begränzten Ebene die ehemalige Vallombrosaner Abtei S. Salvi, 1018 von Rolando di Tenzo erbaut, [2]) in welcher der bekannte Parteigänger Corso Donati, Dante's Verwandter, unter den Streichen seiner Feinde am 15. Sept. 1307 den Tod fand. [3]) In dem Refektorium dieses Klosters hatte Andrea bereits vor seiner Reise nach Frankreich in dem Bogen einer Wölbung vier Heilige, St. Benedict, St. Johann Qualbert, St. Salvi (Bischof) und St. Bernard aus der Florentinischen Familie der Uberti, und in der Mitte einen Kreis mit einer Darstellung der Dreieinigkeit (in drei vereinten Köpfen) gemalt. In diesen vier Heiligen (Brustbilder) verläugnet sich das Talent unseres Künstlers nicht, der eine charaktervolle Würde in diese Darstellungen hineinzubringen wußte. Zugleich hatte er die Verpflichtung übernommen, auf der daran stoßenden Wand ein Abendmahl zu bilden. Es zog sich aber sehr in die Länge, ehe Andrea daran dachte, an diese Arbeit Hand anzulegen, bis endlich ein Abt des Klosters, der die Ausschmückung des Refektoriums beendigt wünschte, sie dem Künstler von neuem auftrug. Nachdem dieser nun die Zeichnung gemacht, begann er das Bild, arbeitete aber daran unterbrochen und nach seinem Gefallen Stück nach Stück, bis er es nach Verlauf einiger Monate zu Ende brachte. Die Anordnung desselben ist im Ganzen der von da Vinci's Gemälde in Mailand ähnlich, obwohl der Moment der Handlung und so auch der Ausdruck des Heilandes ein verschiedener ist. Es besteht aus fünf aneinandergereihten Gruppen. Die im Mittelpunkte bildet Christus, zu dessen einer Seite Johannes, zur andern Judas sitzt. Die zweite Gruppe wird durch zwei Apostel zu seiner Rechten gebildet, welche, die Frage auf den Lippen, plötzlich aufgestanden sind und sich mit einem andern sitzenden

[1]) Andrea wurde dafür mit einem Gebund kleiner Kerzen belohnt. Das Fresco befindet sich jetzt in der Akademie der schönen Künste zu Florenz und wurde von Zuccherelli gestochen.

[2]) S. Dom. Moreni, Contorni di Firenze. VI. 159.

[3]) S. Gio. Villani Cronica, l. VIII. 96. — Dino Compagni l. III.

in Blick und Bewegung vereinigen. Die dritte ist die gegenüberstehende Gruppe auf der andern Seite, aus zwei Gestalten bestehend, die sich verwundert gegen einander wenden, verbunden mit einem dritten, der seine rechte Hand auf die Schulter des Einen legt, ihn gleichsam über die eben ausgesprochenen Worte des Heilands ausforschend. Die Linke dieser Figur ruht auf der Schulter einer vierten Person, die sich vorwärts lehnt um auf die Erläuterung des an dem Ende dieser Seite des Tisches sitzenden Apostels zu horchen, und so mit ihm die vierte Gruppe bildet. Die fünfte und letzte besteht aus den beiden noch übrigen Aposteln an dem entgegengesetzten Ende der Tafel, welche in eifriger Unterhaltung begriffen sind.[1])

In diesen dreizehn Figuren finden wir die größte Abwechslung, sowohl in den Charakteren und Physiognomien als in den Geberden und Stellungen, so wie in der Wahl der Farben und verschiedenartigen Anordnung und Drapirung der ganz in Andrea's Geist gemalten Gewänder. Keine Spur von Monotonie hat sich in diese schwierige — vielleicht eben darum bei großen Malern beliebte aber nicht immer gelungene — Darstellung eingeschlichen. Der Ausdruck der Köpfe ist angenehm und voll Wahrheit und in mehreren überrascht uns jene Würde und Majestät, deren Vasari rühmend erwähnt. Das Bild des Heilandes möchte wohl nicht ganz der Idee von dem Welterlöser gleichkommen, und Andrea selbst hat ihn anderswo (z. B. in jenem herrlichen Christuskopf für den Altar der Kapelle der Nunziata) weit grösser und edler aufgefaßt. Ich möchte diesen Kopf zum Theil für übermalt und dadurch seines ursprünglichen Charakters verlustig gegangen halten. Hier und da scheint das Bild etwas rasch und flüchtig hingemalt, wie man es in anderen Werken dieser späteren Epoche bemerkt. Das Colorit ist noch jetzt sehr lebhaft und der Ton kräftig; und kein anderes Fresco unseres Künstlers kommt ihm darin gleich. Um wie viel schöner muß es also früher gewesen seyn, bevor die Ueberschwemmung des Arno im J. 1557, wo gleichfalls die schöne Disputa über die Dreieinigkeit (jetzt im Pal. Pitti) sehr litt, das Gemälde nebst den Klostergebäuden durch Feuchtigkeit beschädigte. Sonst ist es im Ganzen wohl erhalten, obgleich einzelne Restaurationen, namentlich in den Köpfen, damit vorgenommen worden sind.[1])

Bei der Belagerung von Florenz durch die kaiserlichen und päpstlichen Truppen im J. 1529 wurde dies Gemälde nur durch eine Art von Wunder gerettet. Die meisten der die Stadt umgebenden Gebäude (u. A. das von Lorenzo dem Erlauchten mit so vieler Pracht gebaute Kloster san Gallo, von dem die Giambreti ihren Namen erhielten) wurden zu jener Zeit zerstört und niedergerissen, damit der erwartete Feind sie nicht zum Nachtheile der Stadt benutzen könne. So kam man auch am 24. September zum Kloster san Salvi. „Haufen von Bürgern und Kriegsknechten" erzählt der gleichzeitige, florentinische Geschichtschreiber Ben. Varchi,[2]) „hatten schon einen großen Theil der Kirche und des Klosters niedergerissen, als sie an einen Ort gelangten, wo sie in das Refektorium hineinschauten, in welchem von Andrea del Sarto's Hand ein Abendmahl dargestellt ist: als plözlich Alle, als wären ihnen Arme und Zungen erlahmt, stehen blieben und stillschwiegen, und voll ungewöhnlichen Staunens mit dem Werke der Zerstörung nicht weiter gehen wollten. Dies ist der Grund, daß noch heutzutage der, welcher sich mehr darauf versteht, mit größerem Erstaunen eines der schönsten Gemälde der Welt betrachten kann."[3])

---

[1]) In dem toskanischen Städchen Anghiari (in der Valle tiberina) findet sich in der Hauptkirche ein Abendmahl von Gio. Antonio Sogliani (Schüler des Lorenzo di Credi und Zeitgenosse Andrea's), das eine auffallende Aehnlichkeit mit del Sarto's Bilde hat und diesem von Einigen sogar vorgezogen wird. Vasari erwähnt desselben nur vorübergehend. Blos in vier Figuren, sagt ein neuerer Schriftsteller (A. Benci, Lettere sul Casentino e sulla Valle tiberina) ist eine Verschiedenheit, nämlich im Christus, in den beiden ihm zur Seite sitzenden Aposteln und im Judas. Letzterer ist überdies allein an der Vorderseite der Tafel angebracht und wendet dem Zuschauer den Rücken, während bei del Sarto Alle an einer Seite sitzen. — Ich kann darum indeß in keinem Falle mit dem genannten Schriftsteller die Vermuthung annehmen, daß Andrea den Sogliani nachgeahmt habe. Der wohlbekannte Charakter des Ersteren ist seinem Werke unverkennbar aufgedrückt; überdies war Sogliani jünger, und wenn auch Andrea in einigen wenigen Fällen eine fremde Idee benutzt hat, so kann man doch kaum glauben, daß er die Erfindung eines Andern in einem Bilde von solchem Umfange gestohlen haben sollte. — Der jüngere Bronzino, Alessandro Allori, malte ein Abendmahl für die Abtei s. Astino zu Bergamo, das zum Theil eine Nachahmung des unsrigen ist. (S. Il Riposo di Raff. Borghini. Firenze 1730. p. 515).

[1]) Die Vollendung des Gemäldes fällt wahrscheinlich in die Jahre 1525 — 27. Mehrere Studien zu demselben befinden sich unter del Sarto's Handzeichnungen in der florent. Gallerie (Fol. 8. 17. 18). — Gestochen wurde dasselbe von Theodor Cruger aus Nürnberg; gegenwärtig ist G. Cantini in Florenz mit einem neuen Stiche (in der Größe von Morghens Abendmahl des da Vinci) nach einer Zeichnung von P. Ermini beschäftigt.

[2]) Storie fiorentine. Vol. III. l. X. p. 186 (Ed. Milan).

[3]) Da die Abtei Vallombrosa das öde und halbzerstörte Kloster im J. 1531 den Nonnen von s. Giovanni Battista in Florenz überließ (deren Kirche und Wohngebäude bei dem Baue des Forts dieser Stadt abgetragen wurden), so kam das Gemälde unter Clausur (wie noch jetzt leider! Perugino's schönstes Wandgemälde im Kloster s. Maria Magdalena de' Pazzi zu Florenz), und war es noch, als Lanzi seine Geschichte der Malerei schrieb, wie man aus dem Bedauern ersieht, das er darüber äussert. Jetzt ist es wieder Jedermann zugänglich und sichtbar.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 14.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 16. Februar 1832.

Ueber die deutschen Kunstvereine, nach Princip, Zweck und Nutzen aufgefaßt.

Erster Brief.

Woldemar an Ludwig.

Man hat neulich unser eifriges Gespräch abgebrochen, ehe der Eine oder Andere seine Ansichten zu einem Zugeständnisse des Gegners hatte entwickeln können. Lassen Sie mich schriftlich die mündliche Unterredung über einen, für mich wenigstens, sehr interessanten Gegenstand wieder aufnehmen, und zwar gerade schriftlich, weil in dem raschen Wechsel der mündlichen Zwiesprache gewöhnlich zu viel und zu wenig gesagt, Wichtiges leicht umgangen, bei Unwesentlichem oft zu sehr verweilt, und zudem die einzelne Meinung nicht immer in dem klaren, gedrängten übersichtlichen Zusammenhange vorgetragen wird, ohne welchen man bei sich selbst zu keiner festen Entscheidung, noch weniger aber bei Anderen zu einem deutlichen und beifälligen Verständniß gelangt.

Wenn ich mich recht entsinne, so waren die Bedenken, welche Sie jüngst bei unserm Zusammentreffen in den Sälen des hiesigen Kunstvereins über die ursprüngliche Bedeutung und Tendenz, so wie über die gehofften Wirkungen nicht nur unserer Gesellschaft, sondern überhaupt aller derjenigen Verbindungen äußerten, die sich im deutschen Vaterlande nach dem Vorgange von München und Berlin in beinahe allen namhaften Städten unter dem Titel von Kunstvereinen gebildet haben; — Ihre Bedenken in dieser Hinsicht waren hauptsächlich gegen das Verhältniß gerichtet, in welchem die Kunstvereine und mittelst derselben das Publikum zu dem Künstler, zu der geistigen und technischen Bildung desselben sowohl, als zu seinem oeconomischen Gewinn und physischen Fortkommen stehen. Sie konnten zwar bei der offenen Empfänglichkeit, die Sie für alles Schöne besitzen, an der zahlreichen Reihe braver Kunstwerke, an welchen Sie der Besuch unserer Ausstellung im Local des Vereins vorüberführte, ein lebhaftes Wohlgefallen nicht unterdrücken, und Sie mußten namentlich auch den löblichen Eifer und das glückliche Talent einzelner anstrebenden Kunstjünger Ihrer Anerkennung werth finden. Allein schnell ging diese Anerkennung in Klage über, und das Lob der einzelnen Bilder ward vom Tadel des ganzen Unternehmens verdrängt. Sie ließen die Meinung laut werden, daß eine Gesellschaft, welche die Beförderung der Kunst allein oder doch vorzugsweise im Aufkauf von Werken lebender Künstler suche, im Ganzen auf nichts Anderes ausgehe, als auf ununterbrochene Beschäftigung und gehörigen Unterhalt derselben, und daß, wenn auch die zum Grunde liegende wohlthätige Gesinnung Beifall verdiene, gleichwohl der Erfolg nur verderblich für die Arbeit und demüthigend für das Ehrgefühl der Künstler, und somit auch in Beziehung auf die Kunst selbst nur nachtheilig seyn könne. Denn es locke die leichte Gelegenheit, sich Geld zu erwerben, den tüchtigen Meister zu übereilter Fertigung seiner Werke und zu einem künstlerischen Verfahren, wobei die Gunst der Menge durch die dem herrschenden Geschmacke darin gebrachten Huldigungen geschmeichelt werde; der Haufen der Halbtüchtigen und der Pfuscher werde sich in's Unendliche vermehren, sich herzudrängen und nicht selten dem Edleren Verdienst und Glück streitig machen. Noch betrübender als dieß sey die Erniedrigung, die der Kunst und ihrem wahren Priester durch dergleichen Versorgungsanstalten erwachse, die sich für Jeden, der die Erscheinungen der Zeit beobachte und unter einander vergleiche, in der langen Reihe von Armenhäusern, Kleinkinderschulen, Gefängniß-Vereinen, Lebens-Versicherungen u. s. w. darstellen. Der Künstler von ächtem Sinn und Triebe werde sich nicht von den Brosamen nähren wollen, die von aller Leute Tische fallen, und der Jünger, der unter solchen Auspicien in seine Laufbahn eintrete, müsse an Geist und Gemüth frühe genug verkümmern. Daher sey, schon von dieser Seite, der vielgepriesenen Sache kein rechter Segen anzusehen noch abzugewinnen, und sie zeuge wiederum von dem krankhaften Wohlthätigkeitsdrange unserer Zeit, die auch der Kunst aufhelfen wolle, indem sie den Künstlern Brot schaffe, unbekümmert um den moralischen Einfluß, den sie dadurch auf diese zu ihrem und

der Kunst unübersehbarem Schaden ausübe. Uebrigens sey auch hier die Wohlthätigkeit ebensowenig unneigennützig, wie in andern Dingen; Jeder hoffe sich für seine Einlage durch einen größeren Loosgewinnst bezahlt zu machen, und so komme es auch mit der allgemeinen Hebung und öffentlichen Verbreitung der Kunst und des Kunstsinnes nicht sehr weit, denn anstatt zu einer großen Sammlung gediegener Werke die Summe der gesammelten Beiträge zu verwenden, verstecke man nach einer kurzen Aufstellung im öffentlichen Lokal die vielen Bilder in den Stuben und Kammern der Contribuenten.

Ich glaube von demjenigen, womit Sie sich gegen mich ausgesprochen hatten, nichts übergangen zu haben, obwohl ich auch noch andere Einwendungen und Vorwürfe von andern Seiten her vernommen habe. Lassen Sie mich indessen, da Sie vielleicht anderen Bedenklichlichkeiten weniger Gehör leihen und da die genannten ernstlich genug sind, um geprüft, und meines Erachtens einseitig und falsch genug, um nicht durch einfache Entwickelung des wahren Standes und der ursprünglichen Idee der Sache widerlegt zu werden, eine solche Entwickelung vertheidigend übernehmen. Und zwar will ich sogleich mit Ihrem Letzten beginnen.

Daß der wohlthätige und gemeinnützige Sinn unserer Zeitgenossen in sehr vielen Fällen verkehrte Maaßregeln ergreife und sich mit ungeeigneten und unausführbaren Tendenzen trage, ist nimmermehr zu läugnen. Aber wer wollte zugleich das ächt Menschliche, das Sittlichreine und Hohe, woraus er fließt, verkennen? Wenn auch die Kunstvereine nichts Anderes wären, als Künstler-Versorgungs-Anstalten, so wäre darin keine größere Demüthigung für den wahren Künstler, als welche er durch sein oft so peinliches Verhältniß zu den Großen und Mächtigen der Erde erfährt. Denn ob die Brosamen von dem goldenen Tische des reichen aber unwissenden Stolzes, oder von dem hölzernen der bemittelten Gutmüthigkeit fallen, darunter ist eben kein Unterschied, es sey denn anders dieser, daß man im letztern Falle sich noch besser befindet und lieber dankt, als in dem erstern.

Aber gewiß, der Gesichtspunkt wird ganz verrückt, wenn man die Sache so nimmt, wie Sie sagen. Der Ankauf von Bildern aus der Hand der Meister oder ihrer Familien, somit eine zweckmäßige Beschäftigung der lebenden Künstler, zumal der sich entwickelnden jüngeren Talente ist allerdings Grundsatz und Wirkung dieser Vereine. Aber Beides dient nur als Mittel der höhern Absicht, die sich in allen Satzungen der verschiedensten solcher Gesellschaften kund giebt, — die Kunst zu fördern, das Kunststreben zu wecken, den Kunstsinn zu läutern und zu bilden. Für die Kunst soll gesorgt, ihrem Geiste ein freierer Spielraum gewonnen, ihrem Einfluß auf die Welt, auf Gesinnung und Leben der Menschheit mehr Umfang und Nachdruck verliehen werden. Wenn dazu der Staat Academien und Schulen errichtet, wenn er verdienten Meistern Pensionen aussetzt, talentvolle Jünglinge reisen läßt und in öffentlichen Gallerien die Geschichte der alten und neuen Kunst dem schaulustigen Auge und dem tieferforschenden Sinne vorhält; so ist für jenen Zweck allerdings schon Viel gethan. Um aber die Kunst wirklich und wirksam unter die Leute zu bringen, muß auch von Seiten der Gesellschaft unmittelbar, nicht bloß durch ihren Stellvertreter, den Staat, eine Thätigkeit ausgehen.

Das Geld ist in unsern Tagen mehr als früher gleichmäßig vertheilt, aber dafür auch im Durchschnitte weniger großes Vermögen und bei so viel andern Bedürfnissen des Lebens weniger Lust, durch vereinzelte Leistungen im Gebiete der Kunst Großes zu erwerben und Erfolgreiches zu wirken. Daher ist Aneinanderschließen Vieler jetzt gerade auch in dieser Hinsicht Bedürfniß und Gebot der Zeit. Doch, wie möchte auch dieses Bedürfniß befriedigt werden, ein gemeinsames Wirken für die Entwickelung der Kunst, insbesondere durch solches, was dem Staate nicht unmittelbar obliegen kann und wozu es an Menge einzelner Abnehmer oder an der Laune der Wenigen, die vorhanden sind, fehlt, durch Ankauf neuer Kunstwerke in einer reifen Auswahl zu Stande zu bringen; wie könnte dieser Wunsch in Erfüllung gehen, wenn nicht eine schöne Empfänglichkeit dafür schon zum Voraus in den Gemüthern läge, wenn nicht das Gebot der Zeit ein Bedürfniß Vieler bereits geworden wäre? —

Und dieß, mein verehrter Freund, ist es wohl vorzüglich, worauf es hier ankommt, und was der Idee der Kunstvereine ihre Bedeutung giebt und ihren Erfolg zusichert. Der göttliche Geist der Kunst dringt in die Masse des Volkes, und das Volk nimmt Theil an ihrem Wachsthum, an ihrer Richtung und Gestalt. Wir leben in einem Jahrhundert, wo die Gesammtheit alle Erscheinungen der Natur, alle Formen des Lebens, alle Gedanken des Geistes sich näher rückt. Nicht nur, daß die Wissenschaften, auch die abstraktesten, in einer faßlicheren Gestalt sich empfehlen und ihren Werth durch ihre Anwendbarkeit auf die Verhältnisse des Lebens darlegen und bewähren müssen; nicht nur, daß in der Kirche das hierarchische Gebäude hier schon zertrümmert ist, dort mehr und mehr zu fallen droht, und dem Volke Einsicht in den Grund und Zusammenhang der Dogmen, Umgang mit den Quellen der christlichen Wahrheit, Rechenschaft über die Brauchbarkeit kirchlicher Einrichtungen nicht mehr vorenthalten werden kann; nicht nur, daß die allgemeine Stimme der Völker von Freiheit redet, und das Recht der Zustimmung zu dem Gesetz, der Mitbera-

thung des öffentlichen Haushaltes begehrt. Wie sich für die Befreiung des Handels und für die Veredlung der Gewerbe Vereinigungen gebildet, wie die Verbreitung der Bibel und die Predigt des Evangeliums unter den Heidenvölkern eine heilige und von dem Himmel reich gesegnete Unternehmung im Schooße christlicher Gemeinden ist; wie die moralische Aufrichtung Erwachsener, die Aufsicht und Erziehung verwahrloster Kinder von ähnlichen Gesellschaften ausgeht, wie so die Zeit in einer freien gemeinsamen Thätigkeit für das Wahre, Gute, Nützliche begriffen ist, also liebt und sucht und fördert sie, mehr oder minder bewußt und eigennützig, in den theilnehmenden Individuen, auch das Schöne, die Kunst. Es ist somit ein schönes Zeichen der Zeit, was Sie ihr zur Schande rechnen, es ist ein nothwendiges Glied in ihrer vollständigen Entwickelung und Verherrlichung.

Von hier aus lassen sich denn auch die anderen Seitenblicke, die Sie geworfen haben, ohne mühsamen Umschweif zurechtweisen. Ist die Idee der Kunstbegünstigung, nicht des Künstlerunterhaltes das leitende Princip, nun so verbietet sich von selbst die Hoffnung, falsche Waare um guten Preis anzubringen. Und wenn auch bisweilen Täuschung und temporäres oder lokales Vorurtheil mit unterläuft, so ist dieß ein kleiner Schaden im Vergleich mit dem Werth und Nutzen des Ganzen. Auch ergiebt sich von selbst, daß eine zweckmäßige Repräsentation der Gesellschaft in ihren Ausschüssen, wenn auch noch nicht gleich anfänglich stattfinden, doch nach und nach sich bilden werde, daß ihr Schiedsrichteramt von geübten und gebildeten Augen werde gehandhabt, und so der rechte Weg zum rechten Ziele gefunden werden. Ist es denn alsdann in der That etwas Anderes, als was wir noch jetzt mit Andacht und Begeisterung in den Geschichten der alten hellenischen Freistaaten, in der Schilderung der Spiele und Wettkämpfe zwischen Dichtern und Künstlern zu Elis und am Isthmus lesen? Ja, so gut auch der Dichter heut zu Tage den irdischen Lohn seiner Werke von dem Volke hinnimmt, da jeder, der das Buch kauft, zu dem Ehrensolde ein Scherflein beilegt, eben so mag ohne Beschämung der Priester der bildenden Kunst die Erzeugnisse seines Meisels oder Pinsels um einen Preis hingeben, den ihm der kunstsinnige Theil seiner Mitbürger willig darbringt und noch dazu den unsichtbaren Ehrenkranz der Bewunderung und Liebe. Ob dann auch das Verlosen der Bilder und ihr Verstecken in die Stuben und Kammern ein Schaden für die Kunst und für den Künstler sey, möchte gleichfalls mit Recht bezweifelt werden, weil auch da, wo noch kein Sinn und Verständniß ist, beides mit der Liebe kommt und wächst. Am wenigsten aber möchte ich so geradehin Gewinnsucht und Eigennutz schelten, was auf der einen Seite mit der so natürlichen Freude an wohlgefälliger häuslicher Umgebung zusammenhängt, auf der andern Seite wiederum den Zwecken der Gesellschaft dient. Auch bin ich am wenigsten demjenigen Eigennutze gram, der seinen Saamen in den Boden des Spieles wirft, und vom Glücksfall die Ernte erwartet.

Sie sehen nun, daß ich mit ihren Vorstellungen von dem Verhältniß der Kunstvereine zu dem Künstler und von der eigentlichen Tendenz dieser Vereine nur gar nicht einverstanden bin, und ich kann nur hoffen, daß meine Darstellung Ihnen so einleuchtend sey, wie ich sie klar entworfen zu haben glaube. Sollten Sie übrigens mit dem Gesagten nicht zufrieden seyn, sollten Sie wohl auch noch von anderer Seite her einem Unternehmen mißtrauen, das ich eben so förderlich für die Kunst, wie ehrenvoll für den Künstler und das Publikum finde, so bin ich bereit, mich belehren zu lassen, aber auch unhaltbaren Gründen eine gewonnene Ueberzeugung ruhig entgegenzustellen.

Lithographie.

Randzeichnungen zu den Dichtungen der deutschen Klassiker, von Eugen Neureuther 1r. Theil, 1s Heft.

(Eigenthum des Verfassers.)*)

Eugen Neureuther, durch seine Randzeichnungen zu Goethes lyrischen Gedichten rühmlich bekannt, hat ein Werk von größerer Ausdehnung begonnen; er wird eine Sammlung deutscher Dichtwerke herausgeben und sie mit seinen phantasiereichen Randzeichnungen begleiten. Das erste Heft ist bereits erschienen und enthält 1) ein Gedicht des Königs Ludwig an die Künstler; 2) den Zauberlehrling von Goethe; 3) den Taucher von Schiller, und 4) Vogelgesang von Wieland.

„Aus der Erde engem dumpfen Thale,
Schwingt es euch zum hohen Ideale
Zu dem Blüthenreich der Phantasie.“

Diese drei Zeilen des ersten Gedichtes, gewissermaßen das Thema des ganzen, gaben dem Künstler für sein erstes Blatt den Stoff. Oben sitzt der Künstler an den Stufen des Minerventempels im grünen Hain; von Amoretten umgaukelt reicht Venus Urania ihm die goldne Schale; Pegasus Hufschlag eröffnet ihm die kastalische Quelle. Leicht auf Blumenverschlingungen ruht diese höhere Welt, wie sie von Genien über der niedern

*) Preis für 1 Heft 1 fl. 12 kr. Man subscribirt für 4 Hefte bei dem Verfasser in München.

schwebend gehalten werden, in der sich der Menschen Getreibe mühselig nach Gewinn und Schätzen bewegt, ackerbauend, Schiffahrt und Handel übend, Schlachten schlagend.

Der Zauberlehrling von Goethe ist recht in des Künstlers Weise phantastisch ausgeschmückt; Blum' und Blatt und tausend tolle Geschöpfe speien Wasser auf den ungeschickten Negromanten, während der alte Meister ruhig die Geister bespricht, und ein Aff' ohn' alle Gefahr Zaubermütze, Besen und Kräuterich führt.

Der Taucher von Schiller. Oben die Scene des zweiten Sprunges; die Prinzessin in Ohnmacht sinkend, Amor den Taucher ermuthigend. Unten die Wasserwelt, die gräuliche, die die Götter gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen; von Korallen, Polypen, Drachen und scheußlichem Gewürm wimmelts im ungeheuren Höllenrachen, und ihrer Gewalt erlegen, sehen wir auch am Schlusse des Gedichts den Jüngling mit dem Becher in der Hand auf des Meeres Grunde.

Die Wahl des Wielandischen Liedes ist nicht ganz glücklich zu nennen, da es zu groß ist, als daß es ganz beigedruckt werden könnte und doch sind Motive in die Zeichnung aufgenommen, die nur durch die Kenntniß des Liedes verständlich werden. Das zweite Blatt enthält das Lied, „was der Vogel sang" und passend begleitet es in leichter Randzeichnung ein Minnesänger nebst Ritterfräulein. Das erste ausgeführtere Blatt dagegen zeigt den eigentlichen Helden des Liedes in zwei Situationen, wie er, morgens zur Quelle gehend, des Vogels, der oben in den Zweigen singt, sich gewiß weiß, und dann, wie dieser ihm entwischt ist. Die drei Lehren aber, die der Vogel gibt, und die diesem Blatte beigeschrieben sind, lassen Einen immer vermuthen, sie seyen der Text zu den Arabesken.

Nach dem, was dieses erste Heft verspricht, wird das Ganze eine äußerst erfreuliche Sammlung, und wem irgend der Sinn für die heitern Spiele der Phantasie erschlossen ist, der wird darin eine nicht leicht zu erschöpfende Quelle froher Stunden finden.

ef.

Neue Kupferstiche.

Gustav Wasa, von Henriquet Dupont nach Louis Hersent.

Eines der schönsten Produkte der französischen Chalcographie ist das so eben in Paris erschienene Blatt Gustav Wasa nach Hersents vortrefflichem Gemälde aus der Sammlung des Königs von Frankreich. Der Kupferstecher liefert in diesem großen Blatt, dessen innerer Raum 20 Zoll breit und 16 Zoll hoch ist, einen trefflichen Beweis seiner Kenntniß der Zeichnung und seiner Gewandtheit in Behandlung des Grabstichels und der Schneidenadel. Sowohl die Figuren im Vorgrund als die nach dem Mittelgrund im Licht stehenden Hauptgruppen sind kraftvoll ausgeführt; zart und weich sind die lichten Töne auf der rechten Seite des Blattes, wo der würdige Gustav Wasa von den Würdenträgern des Reichs und den Seinen umgeben, auf den Stufen des Thron's erscheint. Eben so schön behandelt sind die zur Linken im Helldunkel befindlichen Figuren, die Frauen und ihre Umgebungen. Das vom Maler mit vielen Kenntnissen äußerst reich und malerisch ausgeführte Costüm bot dem Kupferstecher wegen der verschiedenartigsten Stoffe die beste Gelegenheit, sein Talent zu zeigen, und er hat ohne in seinem technischen Vortrage manierirt zu erscheinen, oder das Auge blos durch bestechende Effekte festzuhalten, die Aufgabe vollkommen gelöst, durch richtig angewendete Kraft der Lagen oder durch zarte Ausführung derselben die schönste Harmonie hervorzubringen.

Frenzel.

Bemerkungen über Kunst.

Das Gemälde liegt flach, offen da, alle seine Vorzüge sind nebeneinander zu Tage gelegt; aber der Weg des betrachtenden Auges ist unendlich weit von der oberflächlichen Anschauung bis hinein in das Einzelne dieser köstlichen, fleißigen Naturauffassung. Siehe diesen Schiffbruch! Wie lange hast du auf dem Kunstwege zu gehen, bis du von dem Wogensturze der Brandung hingelangst zur bewußten Anschauung der tausend kleinen Anprallungen des Wassers an das Feldgestade, der stäubenden, kleinen Wellen, der blaulicht niederfließenden Wasserfaden in den bemoosten Rinnsalen — und so zu dem unendlichen Getheil des ganzen Meisterbildes, in welchem jeder kleinste Pinselstrich beseelt ist?

*

Die Wahrnehmung eines künstlerisch aufgefaßten und mit Meisterschaft dargestellten Lebens ist für Jeden, der nicht dieselbe Naturseite ebenso beobachtet, studirt und wiederzugeben versucht hat, ein Geheimniß, ein offenbares Wunder, und dies selbst dem Künstler oft in demselben Grade, als dem Kunstfreunde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 15.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 21. Februar 1832.

Ueber die deutschen Kunstvereine, nach Princip, Zweck und Nutzen aufgefaßt.

Zweiter Brief.

Ludwig an Woldemar.

Für die briefliche Wiederanknüpfung eines Gesprächs, dessen Unterbrechung auch ich von Herzen bedauern mußte, sage ich Ihnen den aufrichtigsten Dank. Ich habe mich gefreut, in dem Anfange Ihres Schreibens dasjenige, was mir im wechselnden Strom freier Rede ohne Plan und Ordnung über den Gegenstand unseres Streites hervorgeflossen war, eben so vollständig als gedrängt beisammenzufinden. Besonders aber bin ich der Widerlegung meinen Beifall schuldig, die Sie mit so fühlbarer Liebe zur Sache unternommen und glücklich durchgeführt haben.

Ich gebe gerne zu, daß ich die Absicht, welche den neuentstandenen Kunstvereinen zum Grunde liegt, zu beschränkt aufgefaßt und somit auch den Begriff der Sache zu eng, die Bedeutung zu klein genommen habe. Ich selbst habe aus den Statuten mehrerer Vereine, nach denen ich mich umsah, seitdem unser neulicher Dialog mich noch mehr für den Gegenstand interessirt und zu seiner näheren Prüfung angeregt hatte, mich überzeugen gelernt, daß Förderung der Kunst, Belebung des allgemeinen Interesses für dieselbe, Bildung des Geschmacks, Verbreitung des Kunstsinnes über alle Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft, die erste und wesentliche Tendenz dieser Verbindungen sey; wiewohl ich wenigstens den historischen Ursprung derselben für mich hatte, wenn ich Idee und Zweck vorzugsweise nur auf Beschleunigung des mercantilischen Verkehrs und Vortheils der ausübenden Künstler beschränken zu müssen glaubte. Denn von dieser Seite stellte sich in öffentlichen Mittheilungen der Münchener Künstlerverein dar, aus dessen Anfängen und Elementen sich späterhin durch Hinzutreten mehrerer Kunstfreunde der dortige Kunstverein gestaltet hat. Der Plan des Unternehmens erweitert sich jedoch, wenn eine perennirende Ausstellung von Kunstwerken damit verbunden wird, wenn dazu nicht nur solche Werke, die erst zum Verkauf ausgeboten werden, sondern das bereits erworbene Kunsteigenthum von Kunstliebhabern zur öffentlichen Beschauung gebracht, wenn Kunstschriften angeschafft und merkwürdige neue Kunsterscheinungen jeder Art in den Lokalen der Kunstvereine aufgelegt werden, wenn somit diese Vereine ihren Zweck, die Aufnahme und Beförderung der bildenden Künste, durch Annäherung der Künstler und Kunstfreunde unter einander, durch mündliche und schriftliche Mittheilungen und durch den Umlauf der Kunstwerke der Künstler und Kunstfreunde zu erreichen suchen.

Allein, auch diese Erweiterung des Begriffs und der Tendenz zugegeben, was soll aus der Sache werden? Sie haben sich ehrlich ausgesprochen, wenn Sie den Keim des Unternehmens und die Wurzeln der so allgemeinen Theilnahme an demselben in dem Geiste und in der herrschenden Richtung der Zeit nachweisen. Das Wort haben Sie nicht genannt, aber es thut Noth, daß man es höre, nicht sowohl, als wenn ich hoffte, damit die ängstlichen Leute einzuschüchtern und die behutsamen zu warnen, sondern weil durch die rechte Bezeichnung das Bezeichnete selbst, durch den Namen das Kind, dem man damit ruft, am deutlichsten erkannt wird. Sie wollen das democratische Princip, das in Staat und Kirche sich so gewaltig regt und auch in der Wissenschaft sich gegen Autoritäten und Systeme auflehnt, gleichfalls in das Gebiet des Schönen und der Kunst eingeführt wissen, und es däucht Ihnen, daß ohne den Impuls dieses Princips die Kunstvereine in unsern von so vielen anderen Bedürfnissen und näheren Sorgen in Anspruch genommenen Tagen nicht wohl wären zu Stande gekommen. Und meinen Sie nun, in diesem democratischen Princip wäre das Heil der Kunst und die Blüthe der Schönheit gefunden? Ich kann mich aus den kurzen Andeutungen, die Sie darüber geben und die oft mehr declamatorischen Schein als intensiven Gehalt haben dürften, nicht davon überzeugen.

Sie erinnern an das griechische Alterthum, wo die Kunst öffentlicher Auszeichnung und Pflege genoß und im Schooße des Volkes gedeihte. Sie durften nicht einmal so weit in der Geschichte zurückgehen. Das Mittelalter und zumal das deutsche sah die Kunst auf's Innigste mit dem Volksleben verschwistert. Wie hätten sich ohne den

allgemein verbreiteten Sinn für das Schöne damals so viele Freunde und Gönner der Kunst nicht bloß auf den Thronen und an den Höfen, sondern auch in Städten und unter dem Bürgerstande gefunden? Wie hätten sich ohne eine ästhetische Richtung der Frömmigkeit Kirchen und Kapellen mit Heiligenbildern, wie ohne ähnliche Elemente der politischen Gesinnung öffentliche Plätze, Rathhäuser u. dergl. mit Nationalmonumenten gefüllt? Wie konnten ohne eine alles durchwaltende Begeisterung die noch jetzt bewunderten Dome sich erheben, zu deren Bau fromme Beisteuern und Legate, persönliche Handanlegung der Vornehmen und Geringen zusammenwirkten? Vorüber ist jene Zeit des religiösen Schwunges, und wie damals bei dem vorwaltenden christlichen Bewußtseyn auch das Reich der Kunst eine sichere und selige Stätte fand, so hat sich Beides unter dem politischen Geräusch und Taumel der Gegenwart in die stille Beschauung und liebende Wartung der Eingeweihten zurückgezogen. Wo die fromme Scheu vor den Gegenständen und Zwecken der Kunst durch rohe Begriffe oder auch nur überhaupt durch einseitige Auffassung des religiösen Lebens ausgetrieben wird, da tritt der Vandalismus ein, und wie er namentlich seit dem Zeitalter der Reformation von außen her die Kunst beschränkt, ihre Werke zerstört, ihre Diener des Fortkommens und der Ehre beraubt hat, so wird er künftig im Innern der Kunstwelt wirken und schaden, sobald das beliebte democratische Princip sich durch die Kunstvereine darin festgesetzt und den Kunstsinn des Volkes, den Geschmack des Haufens zur Basis fernerer Entwickelungen des deutschen Kunststrebens gemacht hat. Ist ja doch schon in der holländischen Schule unter den Fesseln des calvinischen Götzenhasses und durch den Einfluß einer Krämerlaune, die nicht über die nächsten Bedürfnisse und Gegenstände des täglichen Lebens und der umgebenden Natur hinwegsieht, ein Beispiel gegeben, wie weit es mit dem volksthümlichen Kunstsinn noch kommen werde, wenn er das beseelende Princip der künstlerischen Bestrebungen seyn soll. Die Ueberschwemmung des gegenwärtigen Kunstmarktes und namentlich auch der Ausstellungen der deutschen Kunstvereine mit ideenleeren Compositionen, Genrebilderchen, von phantastisch-illusorischem Colorit und nachläßiger Zeichnung oder mit kleinlich-haushälterischem Sinne ausgeführt, geht ohne Zweifel von dem allgemeinen Kunstgeschmack der jetzt lebenden Generation aus und spricht ihm zugleich das Urtheil. — Ob dann auch Schiedsrichter aus der Mitte der Theilnehmenden gewählt werden, so werden sie ja doch am Ende nur die Stellvertreter ihrer Committenten seyn und, um von dem Unternehmen gefährliche Stöße und tödtliche Verluste abzuwenden, sich in ihrer Wahl von Kunstwerken nach der herrschenden Mode bequemen, sorgend, daß sie nur ja nicht die Grenzlinie ordinärer Vorstellungen und eines ungeschlachten Geschmackes überschreiten.

Hier eben paßt es ferner am wenigsten, eine Parallele unseres Volkslebens mit dem griechischen zu ziehen. Im Süden ist die Natur an reinen und herrlichen Gebilden reich; die sinnliche Anschauung wird frühe in ihren Forderungen und in ihrem Urtheil an eine edle Gesetzmäßigkeit gewöhnt. Formen und Verhältnisse, die man im Norden nur dem idealen Genius der Kunst zu verdanken glaubt, sind dort in der Wirklichkeit einheimisch. Das griechische Volk war, wie auch seine Religion und sein Cult beweisen, zum Kunstgenusse und zur schöpferischen Entwicklung des Kunsttalentes geschaffen. Andere Richtungen menschlicher Thätigkeit z. B. die intellektuelle, die mystische, mögen anderen Völkern, zumal den nordischen, zur vollkommenern Ausbildung angewiesen seyn. Aber in Hinsicht der Kunst sind wir zurückgesetzt, in Hinsicht einer wohlgefälligen Umgebung verwahrlost; an reine Formen, edle Gestalten, freie Bewegungen, lebendig-schöne Gruppen wird unser Auge nicht unwillkührlich gefesselt, sondern der Freund des Schönen muß sie aufsuchen und ihnen nachgehen, und muß auch hier den merkwürdigen Abstand zwischen der ungezwungenen und lebenskräftigen Naturbildung des reichen Süden und unserer Armuth und Magerkeit eingestehen.

Ich will nicht bestreiten, daß die Gesetze der Natur und die Grundformen der Erscheinung auch in Beziehung auf Schönheit und Harmonie dem menschlichen Geiste überall ursprünglich mitgegeben sind, und es zeigt sich auch unter dem kälteren Himmelstrich, auf dem rauheren Boden ein gesunder, natürlicher Mutterwitz an solchen, die auf ästhetische Bildung keinen Anspruch machen, gar oft bei Betrachtung von Kunstwerken, gibt sich durch Auffassung der wahren Motive, durch Beurtheilung des Eigenthümlichen in der Behandlung kund. Aber im Durchschnitte wird die natürliche Anlage durch die Unschönheiten und Mißverhältnisse der täglichen Erscheinung zurückgedrängt und verbildet. Es entstehen bei den Einen jene unhaltbaren Begriffe von Natur und Ideal, deren gefährliche Trennung Rumohr in den italienischen Forschungen so treffend wahr aus der mangelhaften Naturanschauung des Nordens hergeleitet hat; die Mehrzahl der Anderen aber fällt, ohne den religiösen Trieb, wie ihn die Griechen des Alterthums und die Christen des Mittelalters besaßen, und ohne die äußeren Anregungen und Hilfsmittel, die dem Südländer zu Gebote stehen, in jene dumpfe Begierlichkeit des Sinnenlebens zurück, die auf alle Verhältnisse der Gesellschaft und sonach, wenn sie mit der Kunstwelt in Berührung tritt, auch auf die Hervorbringungen in dieser mit entsittlichender Schwere drückt. Und so kann ich denn auch von dieser Seite nicht in die sanguinischen Hoffnungen einstimmen,

wozu Sie von Ihrem demokratischen Princip der Kunst verlockt worden sind. Dieß um so weniger, als Erfahrung und Geschichte beweisen, daß hier kein fester Grund gelegt werden könne.

Zu politischen Diskussionen ist nicht nöthig seine Zuflucht zu nehmen. Es liegt freilich in dem Schooße der Zukunft Manches verhüllt, was in ihrem nur halbwachen Zustande die sorglosen Kinder der Gegenwart nicht ahnen, und was noch mehr als jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit und freundliche Förderung von den Gegenständen und Zwecken der Kunst abzuziehen droht. Sie finden jedoch in der kurzen Geschichte der deutschen Kunstvereine, was für meinen Satz als einfacher Beleg genügen mag. Sie haben gewiß auch schon klagen gehört und wohl selbst den Unwillen getheilt, daß unberufene Schreier — ist aber nicht in der Republik Jeder berufen? — der Gemeinheit das Wort reden und für einzelne Kunstzweige, für gewisse Künstler dieses und jenes Faches ausschließende Parthei machen? Man hat es bedauert, daß eine gute Sache sobald in ihren Keimen, die doch der zärtesten Wartung bedürften, angetastet und daß wohlgesinnte Theilnehmer an ihrer unbefangenen und freudigen Mitwirkung gehindert werden. Wie wenig also war man der freien und siegreichen Kraft des demokratischen Princips bewußt, wenn ein paar Kunstdemagogen solche Verwirrung anzurichten im Stande waren.

Im Gegentheile scheint mir nun aber der bisherige Fortgang des Unternehmens zu beweisen, daß die Mehrzahl der Mitglieder entweder nie von einem mit den Grundsätzen der politischen Opposition verwandten Princip der Kunstbelebung ausgegangen, oder doch frühzeitig durch Nachdenken oder Erfahrung belehrt davon zurückgekehrt sey. Man hat die Leitung des Ganzen, die Besorgung der Käufe u. s. w. in die Hände solcher gelegt, die sich eine höhere Anschauung der Kunst und eine allseitige Pflege ihrer Entwickelung angelegen seyn lassen. Es ist sogar dem gesammten Institute hier und dort ein aristokratischer Stempel gewissermaßen aufgedrückt worden, wenn man es als Verein „gebildeter" Männer bezeichnet. Ohne die Aristokratie ästhetischer Bildung und eines geläuterten Kunstsinnes ist denn auch kein Heil dabei abzusehen. Ob es derselben jedoch gelingen werde, sich oben zu erhalten und mit beharrlicher Gewalt das Steuer des Schiffes zu führen, steht dahin, solange Jeder, der seine Einlage bezahlt, sich unter die Zahl der Gebildeten rechnen und nach den bestehenden Satzungen auf die Gestalt und Richtung des Vereines einen Einfluß gewinnen kann. Mir wenigstens will es mit dieser Hoffnung nicht recht wohl zu Muthe werden, da auch die bezeichnete Aristokratie noch ziemlich gemischt und von den Ansichten und Neigungen der Zeit und einzelner halbgebildeten Liebhaber, in welchen sich die Masse repräsentirt, nicht eben ganz unabhängig ist; und so kündigt sich neben vielem Ehrenwerthen doch schon von mehreren Seiten her, namentlich durch den Grundsatz der Bilderverloosung für den Privatbesitz begünstigt, eine Hinneigung zur Oberflächlichkeit an, welche den Künstler bereichern mag, aber die ächte Kunst unstreitig in's Stocken und an den Bettelstab bringt.

Ich kann mich daher auch jetzt immer noch nicht von der Ansicht trennen, daß die Pflege der Kunst zu ihrem wahren Gedeihen nur einzelnen Kennern und Freunden vorbehalten sey, wenn anders nicht die Zeit selbst eine durchgängige Läuterung erfahren sollte. Und wozu sollen wir in unreine Hände der Menge dasjenige legen, was unter den reinen auch jetzt noch seinen Schutz findet? An edlen Mäcenaten ist wahrlich die Gegenwart nicht arm, zumal an deutschen Fürsten, deren Wohnsitze man gern mit Athen und Florenz vergleicht. Ein König aber, der die Kunst wahrhaft liebt, wird auch den Dichter und Künstler ehrend zu sich emporziehen; diese wandeln ja mit ihm auf der Menschheit Höhen und verherrlichen ihn in dem Maaße als er sie beschützt und pflegt.

Durch die Kunstvereine hingegen werden oft auch die besseren Kunstwerke zum Schmerze des Künstlers und des warmen Kunstfreundes durch den Zufall des Looses unter Leute verschleppt, die aus bloßem Gewohnheits- und Nachahmungstrieb, aus Eitelkeit und Stolz an dem Vereine theilnehmen und bei denen oft die herrlichsten Gewinnste keinen Sinn für die Schönheit der Kunst und des Lebens wecken. Soll ich Ihnen, wovon ich schon neulich sprach, noch einmal die wunderbaren Schicksale der trefflichsten Bilder unserer jüngsten Verloosung in's Gedächtniß rufen? Das fromme Fräulein von Y. bekam den kleinen Amor mit der Psyche, woran sich ihre Conventikelschwestern so sehr entsetzten, daß das niedliche Götterpaar sogleich den Flammentod auf dem Küchenheerde sterben mußte. Das große, historische Bild von Achill bei Hektors Leiche kam in die Hände des brutalen Roßhändlers F. und die herrliche Landschaft des speienden Aetna zu zwei guten alten Leutchen, die in ihrem Leben nie aus den vier Wänden ihres Horizontes weder persönlich noch durch Lektüre herausgetreten sind und die, weil sie an der Naturwahrheit des Bildes zweifeln, auch an seiner Naturschönheit kein Wohlgefallen finden. Wie soll es nun der Kunst dabei wohl seyn, wie soll sie wirken? Ich kenne wohl die gewöhnliche Auskunft, daß, wer ein Bild nicht schätzen könne, es an den Liebhaber verhandeln möge. Aber mit dieser Auskunft ist auch schon das Geständniß von der Erfolg- und Zwecklosigkeit des ganzen Unternehmens verbunden. Es zeigt sich, daß verhärtete Sinne stets verhärtet bleiben und daß eine allgemeine Bildung des Geschmacks für die

verschiedensten Richtungen und Darstellungen des Kunststrebens ein vergeblicher Wunsch sey.

Neue Kupferstiche.

Der Wasserfall nach Ruisdael, gestochen von H. Haldenwang. gr. Fol. 2te Platte.

Nicht ohne schmerzliches Gefühl zeigen wir die letzte Arbeit eines Künstlers an, der sich unter den Landschaftstechern eine der ersten Stellen erworben hat und dabei ein sehr edler Mensch war. Der Tod überraschte ihn vor Vollendung der Platte, doch ist die Hauptpartie, der Wasserfall mit den Felsen im Vorgrunde, ganz ausgeführt und von meisterhafter Beendigung. Nur in einigen Stellen des Mittelgrundes so wie in der Luft fehlt noch die letzte Hand. Die meisten von Haldenwangs zahlreichen Freunden hatten gewünscht, das Blatt zu erhalten, wie es der Künstler hinterlassen, und diesem Wunsche zu entsprechen ließ die Wittwe ohngefähr 200 Abdrücke davon machen. Gegenwärtig wird die Platte, um auch andern Forderungen zu genügen, von Schnell vollendet, der sich die Art und Weise seines trefflichen Lehrers zu sehr angeeignet hat, und selbst zu viel Sinn und Gefühl besitzt, um störende Wirkungen befürchten zu dürfen.

In jeder Hinsicht gehören diese beiden Wasserfälle zu dem Besten, was in neuerer Zeit, nicht blos nach Ruisdael, sondern in der Landschaft überhaupt von der Stecherkunst zu Tage gefördert worden. Ruisdael suchte die Natur auf in ihrer Einfalt, in der Stille und Abgeschiedenheit der Wälder, wo sie das empfängliche Gemüth so mächtig ergreift. Ihm war es nicht blos um optische Effekte zu thun, er verstand die Sprache der Natur, und sie spricht auch zu dem Beschauer aus seinen Werken. Der Stecher hat jedoch, bei Uebertragung derselben, mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, besonders bei den Wasserfällen, welche dieser Künstler so sehr liebte. Die stark bewegten Wellen zeigen hier einen Wechsel von Lichtern und Schatten, die sich mit den Reflexen der Gegenstände mischen, und Formen und Farben ändern. Dem Maler gewährt sein Pinsel bei solchen Gegenständen Vortheile, die der Stecher entbehrt. Aber es ist der Vorzug des großen Talents, Schwierigkeiten zu besiegen, welche ihm die Beschränktheit seiner Hülfsmittel in den Weg legt. Das Wasser ist bei Haldenwang wirkliches Wasser, es rauscht, stürzt, schäumt, und Licht und Schatten sind mit großer Einsicht behandelt. Es muß als ein besonderer Vorzug dieses wackern Künstlers angerühmt werden, daß er sein Original mit anhaltendem Eifer studirte, bevor er sich an die Nachbildung gab, und daß er, bei aller Besonnenheit und Ueberlegung, doch immer mit einer gewissen Begeisterung arbeitete, die in seinen Blättern nach Claude und Ruisdael besonders sichtbar ist. Wir werden den Lesern des Kunstblatts nächstens eine Biographie des vielverdienten Künstlers mittheilen, wozu wir die Data von seiner eigenen Hand besitzen.

Die Nacht des Correggio, gestochen von C. Rahl. gr. Fol.

Vielleicht zeigt sich in keinem von Allegri's Bildern so viel Poesie, als in dieser berühmten Nacht, deren Gegenstand bekanntlich die Anbetung der Hirten bei der Krippe des Erlösers ist. Hier traf glücklicherweise die Neigung des Künstlers mit der Bedeutung des Gegenstandes zusammen; das Licht erscheint nicht als bloßes Spiel zur optischen Täuschung; es geht von dem göttlichen Kinde aus, um anzuzeigen, daß es gekommen sey, die Finsterniß zu verscheuchen. Selbst der oben schwebende Chor von Engeln erhält seine Beleuchtung von dem Knaben, der so ruhig in den Armen seiner anmuthsvollen Mutter liegt. Die symbolische Bedeutung ist durch das ganze Bild mit tiefem Sinne fortgesetzt, auch der Morgen kann nur schwach heraufdämmern: seine Strahlen verdunkeln sich in der Nähe ihres Urquells. Es wäre überflüssig, eine Beschreibung der Composition zu geben, da das Gemälde so oft schon besprochen und auch früher schon einige Stiche davon gemacht worden. Sie sind allerdings nur mittelmäßig zu nennen. Correggio ist überhaupt nicht der Maler für Kupferstecher. Die Umrisse seiner Formen sind oft nur hingehaucht; ihm ist es überall mehr um Wirkung als um Ausdruck zu thun, sein Streben geht überall auf große Massen mit wenig Lichtern und Reflexen, dazu kommt die bewundernswerthe Abstufung seiner Töne, die ganze Magie seines Helldunkels.

Wenige unter den lebenden Stechern möchten die Eigenschaften, welche zu einer Nachbildung gerade dieses Werkes von Correggio erfordert werden, in so hohem Grade vereinigen, als Rahl. Er ist ein geübter Zeichner, führt sein Instrument mit Sicherheit und Festigkeit, weiß die Arbeiten des Grabstichels mit der Radirnadel trefflich zu verbinden, und besitzt dabei das malerische Gefühl, die optischen Kenntnisse, ohne welche die Art und Kunst des italienischen Meisters unmöglich zur Anschauung gebracht werden können. Dieses Blatt gibt nicht blos einen allgemeinen Begriff von der berühmten Nacht, sondern auch die einzelnen Schönheiten und Wirkungen desselben, in so fern sie der Stecherkunst erreichbar sind. Meisterhaft weiß Rahl die Mitteltöne zu behandeln, und die Degradationen der Lichter und Schatten zu beobachten, die dem Ganzen diese zauberische Harmonie geben. Er liefert in diesem herrlichen Bilde den schlagenden Beweiß, daß der Stecher nicht streng auf das Reich der Formen angewiesen und ihm das Reich der Töne und ihrer Harmonien nicht ganz verschlossen sey.

— ber.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 16.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 23. Februar 1832.

Ueber die deutschen Kunstvereine, nach Princip, Zweck und Nutzen aufgefaßt.

Dritter Brief.

Woldemar an Ludwig.

Sie haben, verehrtester Freund, in der Erwiederung meines Schreibens mich weder überwiesen noch überhaupt getroffen. Ich hoffe im Gegentheil Ihnen darzulegen, daß Ihre neuen Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit der Kunstvereine, sowohl, was die geschichtlichen Belege betrifft, aus einer Beobachtung fließen, welche weder der alten hellenischen noch der mittelalterlichen Kunstgeschichte auf den Grund sieht, als auch in Hinsicht der praktischen Folgerungen, wie des theoretischen Systemnamens immer noch, gleich Ihren früher gemachten Einwendungen, auf einem einseitigen Standpunkte beruhen. Weit entfernt, Sie einen Kunstaristokraten schelten und damit den Vorwurf des demokratischen Princips, den ich von Ihnen erhalten habe, rechtfertigen zu wollen, lasse ich die auf dem Kunstgebiete fremdartige Terminologie nur in so weit gelten, als sie wirklich zur Erläuterung eines ehrenhaften Unternehmens dient, welches, wie die Kunstvereine, weder in der alten noch in der mittleren Zeit eine ihm parallele Erscheinung und seiner würdige Vergleichung findet.

Die Kunstentwickelung unter den Hellenen war allerdings in den religiösen Vorstellungen dieses Volkes begründet und durch die Einrichtungen und Bedürfnisse seines Cultus fortwährend bedingt. Auch die Nationalspiele in Griechenland und was von Seiten der Kunst zu deren Schmuck und zur Verherrlichung der Sieger beigetragen wurde, hatten eine religiöse Bedeutung und dienten zur gottesdienstlichen Feier im Kreise des sinnlich heiteren Polytheismus. Ebenso konnte die Kunst nach den Tagen ihrer Auferweckung, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert n. Chr., nur auf den Händen einer religiösen Begeisterung, bei der eigenthümlichen Richtung des damaligen Christenglaubens, im Dienste der Kirche, durch die Pflege der Bischöfe, Klöster und anderer frommen Corporationen, zu der Höhe gelangen, auf welcher wir sie am Ende der mittelalterlichen Periode, unter dem fördernden Schutze des mediceischen Pabstes erblicken. Sie selbst wollen auch nicht in Abrede ziehen, daß die allgemeine Theilnahme des Volkes an den grossen Kunstwerken und das Interesse für allerlei Erzeugnisse des Kunstfleißes damals vorzugsweise nur von religiösen Begriffen und Empfindungen ausging, wie denn der Grieche das Uebersinnliche nicht anders als sinnlich dachte und bildlich einkleidete, der Christ des Mittelalters gleichfalls seine Frömmigkeit hauptsächlich mit äußeren Eindrücken nährte und einen Theil seines Gottesdienstes den Bildern zuzuwenden angewiesen wurde. Bei Beiden aber war offenbar die Kunst eine Magd der Hierarchie oder des herrschenden religiösen und kirchlichen Systems, die Kunstliebe somit durch Momente bedingt, die nicht unmittelbar aus der Idee und den Zwecken der Kunst selbst, sondern aus anderen Verhältnissen geschöpft waren. Eine freie Angelegenheit war, besonders im Mittelalter, die Liebe und Pflege der Kunst nur bei der Minorität, die nach ihrem äußeren kirchlichen und politischen Rang oder nach der Stufe von intellektueller Bildung, die sie einnahm, immerhin die Aristokratie bildete; waren diese nun Fürsten von mehr oder minder reinem Kunstsinne, Prälaten, die mit dem Verfalle der religiösen Zucht durch einen ungebundenen Sinn oder durch die ersten Klänge der neuerwachten, klassischen Literatur und ächter Wissenschaftlichkeit mehr außer der Kirche als in ihr lebten; oder waren es die Vorstände und Patrizier der italienischen Republiken und deutschen Reichsstädte. Nur selten oder vielleicht nirgends ist ein von kirchlichen oder politischen Rücksichten unabhängiger Sinn für das Schöne bei Errichtung von öffentlichen Monumenten unter dem Volk des Mittelalters wahrzunehmen. Dieser Beschränktheit des freien Kunstinteresses auf eine gewisse Minderzahl von Vornehmen und Gebildeten, dieser Befangenheit der allgemeinen Kunstpflege in auswärtigen Anregungen und Begriffen, steht nun eben als eine ganz eigenthümliche Erscheinung das

Unternehmen gegenüber, welches jene Freiheit der Kunst im Kreise menschlicher Thätigkeiten, jene offene und allseitige Theilnahme an den Zwecken, die die Kunst in sich selber trägt, an den Werken, die sie frei und selbstständig aus sich erzeugt, an dem reinen und lebendigen Genusse, den sie unmittelbar durch sich selbst gewährt, sich zur Aufgabe macht, und wie es sich immer mehr in alle Kreise des Lebens zu erweitern und mit jeder menschlichen Individualität sich zu verbinden beabsichtigt, so in dieser Absicht schon ein ganz neues Princip anerkannt und eine durchaus volksthümliche Erscheinung hervorgerufen hat. Als ein solches Unternehmen fasse ich unsern Kunstverein auf, und ich kann in den Erklärungen seiner ersten Ankündigung und seiner Satzungen, sowie in der mehrjährigen Dauer und Fortbildung der Sache, ferner in der allgemeinen und man darf wohl sagen unerwartet schnellen und großen Theilnahme des Publikums aller Stände in einer von so Vielem bewegten und erschütterten Zeit, nichts anders als die Bestätigung der hier entwickelten Ansicht finden. Und gerade von der Seite, wo die griechische Kunstförderung mehr reinnationales Interesse ist, mochte sich wohl eine gewisse Vergleichung der Bewerbungen und Preise des Alterthums mit unsern Kunstvereinen darbieten, wie ich denn überhaupt in dieser Hinsicht die universellere Ansicht der Griechen dem beschränkteren Wesen und Wirken der mittelalterlichen Kirchenkunst vorziehe, auch schon deßhalb, weil die Kunst der Griechen bei all ihrer Abhängigkeit von den Religionsbegriffen und Tempelgebräuchen doch selbst an der Entstehung, Ausbildung und künstlerischen Brauchbarkeit der religiösen Mythe den wichtigsten Antheil hatte und sich hier überall in einem freieren Spielraum bewegen konnte.

Wollen Sie aber nun gerade aus dem religiösen Gesichtspunkte, worin Sie allein die Ursache einer kräftigen Kunstgestaltung der mittelalterlichen wie der alten Völker finden, den Kunstvereinen einen baldigen Untergang oder der Kunst eine innere Verwüstung durch jene prophezeien, weil nämlich das religiöse Moment dabei fehle; so bin ich auch hierin ganz anderer Meinung. Ich sehe eben darin die höchste Entwickelung der Religion, daß sie eine freie und naturgemäße Richtung aller menschlichen Kräfte und Neigungen gibt. Die unmittelbare Lust an allem Wahren und Schönen ist Religion, weil sie das Menschenleben in seiner freien Bildung und jedes einzelne Glied unserer geistigen Thätigkeit in seiner selbstständigen Würde pflegt. Soweit, zu diesem Grade der Humanität, konnte die Menschheit nur durch das reine Christenthum gelangen, welches durch die verschiedenen kirchlichen Systeme und Ordnungen sich hindurchzieht und über denselben steht und bleiben wird. Unstreitig also haben Sie Religion und Kirche verwechselt und von Hellenismus und Katholicismus der alten und mittleren Zeit die einfachen, geistigen Elemente des evangelischen Christenthums nicht unterschieden. Die Zukunft wird entscheiden, auf die ich trotz mancher Reaktionen, die auch in der Kunstwelt eintreten mögen, getrost vertraue, ob ich mich oder Sie sich getäuscht haben.

Zweifelnd an dem erwarteten Nutzen der Vereine, werfen Sie sodann einen tadelnden Blick auf die Empfänglichkeit der Mehrzahl für das Schöne. Und was berechtigt Sie dazu? Wenn die Pflege der Kunst und die Beschäftigung der Künstler, so sagen Sie ja, hauptsächlich von dem Volke ausgeht, so wird der Künstler ein Knecht des schlechten Geschmacks, die Kunst wird erniedrigt und gelähmt. Sie erinnern an die intellektuelle und moralische Bildung der Masse; Sie weisen auf den tieferen Standpunkt der holländischen Schule; Sie sprechen von den klimatischen Einflüssen auf die Mehrzahl im Norden, so daß nur einzelnen Geweihten und etwa den Glücklichen, welche die Luft Italiens athmen durften, der Sinn für das Kunstschöne aufgegangen sey. Aber ehrlich gefragt, wo herrscht mehr klare Weltansicht und mehr sittliches Bewußtseyn — es handelt sich dabei nicht um Weltklugheit und um den geselligen Takt, — unter dem Volke und besonders in den mittleren Ständen, oder unter den Reichen, Vornehmen, Mächtigen und Großen? Wo bleibt das Leben der Natur näher, vor Verbildung gleichsehr bewahrt wie vor sinnlicher Genußliebe und rohem Wesen? Wer sind eben diejenigen, die auch jezt den frivolen Geschmack und das Oberflächliche, das Seichte, das Sinnlichreizende in der Kunst begünstigen? Diejenigen, welche leider solchen Einfluß auch schon auf die Wirksamkeit der Kunstvereine geltend zu machen versucht haben?

Sie selbst geben einen Mutterwitz zu, der allen Menschen verliehen sey und der nicht selten an solchen, die auf keine höhere Bildung Anspruch machen zum Erstaunen hervortrete. Sie fürchten nur, daß der Mangel an schönen Umgebungen und gehöriger Pflege diesen natürlichen Kunstsinn frühe verderben lasse. Ist aber nun, wenn einmal, trotz aller Einseitigkeit und Verkehrtheit in den Ansichten der Einzelnen, eine Gesammtheit zusammentritt und ihren Kunstsinn wenigstens dadurch an den Tag legt, daß sie sich die Beförderung der Kunst und den Umlauf ihrer Werke will angelegen seyn lassen; ist da wohl mehr Laune zu fürchten, als bei einzelnen Kunstliebhabern, welche so oft, zumal durch lockende Glücksumstände nicht eben zu vielseitiger Bildung, zu fester Lebensansicht und guten Grundsätzen erzogen sind; ist dort wohl mehr Gesunkenheit des moralischen Gefühles, Abspannung des Schwungs der Gefühle und Verunreinigung der Phantasie zu besorgen, als bei den Einzelnen der hohen und höchsten Stände, welche die Kunst

so gerne als Kupplerin dingen und nichts zur Anschauung schön finden, was nicht zugleich moralisch wüst oder doch schlüpfrich wäre? Gewiß ist hier in der Mittelstraße allein das Heil; nicht bei den Heloten, aber auch nicht auf dem andern Extrem, sondern unter dem Volke, unter den Einsichtsvollen, Gemüthlichen, Menschlichgebildeten, zu welchen die Stolzen der Erde herab- und die Niedrigen heraufsteigen müssen, wenn sie das Menschliche menschlich fühlen wollen, hier ist die Pflegestätte alles Guten. Hier gedeihen allein auch die Künste des Lebens und werden sich in ihrer Vielseitigkeit entfalten unter dem Zusammenfluß der mannichfaltigsten Kunstansichten und Interessen, während die Liebhaberei des Einzelnen oft auch nur die einzelne beschränkte und einseitige Neigung befriedigt. Da nun eben hier, in dem Kerne des deutschen Volkes, ein reger Kunstsinn durch die Entstehung und Einrichtung der Kunstvereine sich aufgeschlossen hat, so liegt in dieser das Ganze beseelenden Idee auch die Weissagung einer guten Rückwirkung des Werkes auf seine Stifter und Theilnehmer ausgesprochen, und ich gebe mich der frohen Hoffnung hin, daß die gesunde Natur des Unternehmens unreine Elemente, die hier mehr oder weniger als dort schon verflachend einzuwirken vermocht haben, mit der Zeit glücklich ausstoßen werde.

Es bedarf nur des Interesses für eine dem Menschen durch seine Natur schon empfohlene Sache, um darin etwas Tüchtiges zu leisten. Unsere Verhältnisse sind freilich im Norden für die Auffassung der sinnlichen Schönheit in der Mannichfaltigkeit ihrer Formen und in dem Glanze ihrer Farben weniger günstig, als es die Umgebung und Lage des Südländers ist. Aber was wollen Sie dem Zeugniß der Geschichte entgegenhalten, die vom achten bis in das zwölfte christliche Jahrhundert die bedeutenden Vorzüge deutscher Kunstleistungen vor denen des Südens nachweißt und mit gleichem Stolze im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert von den Erzeugnissen der niederrheinischen und oberdeutschen Schule reden kann, wie von den gleichzeitigen Meistern zu Florenz und Siena, Perugia und Venedig? Die Einseitigkeit der Holländer des siebenzehnten Jahrhunderts und neuerer Zeiten haben Sie selbst durch kirchliche Schranken und lokale Verhältnisse erklärt. Aber wer in aller Welt kann mit Wahrheit sagen, daß es eine niedrige Kunst sey, das Leben sowie es ist, den Menschen und die Natur in ihrem harmlosstillen Treiben oder in ihrer stürmischen Bewegung darzustellen? Ist nur die Kunst von innen heraus selbstständig und wird die Theilnahme des Publikums an ihren Werken weder durch hierarchische noch politische Fesseln beengt, so ist eben in dieser selbstständigen Entwickelung von innen und in der anerkennenden äußern Pflege der Segen des Himmels verliehen.

Und nun lassen Sie mich noch auf das letzte kommen, worüber Sie Sich — soll ich sagen mehr im Scherze oder mehr im Aerger äußern? Es herrscht allerdings eine unendliche Verschiedenheit der Ansichten, Neigungen, Geschmacksarten, und wird in der Welt herrschen, so lange die Welt freie Geister umfaßt und selbst ein Werk und Bild des Unendlichen ist. Es wird der Eine sich mehr oder weniger gegen die Kunst überhaupt, der Andere gegen diesen oder jenen Zweig ihrer Darstellung verschließen. Daß unter denen, welche am Kunstverein Theil haben, keiner gegen alle Kunsterscheinung gleichgültig sey, läßt sich wohl denken, es müßte denn wirklich hier oder dort die bloße Vorstellung von einem Künstlerhospital mitleidige Herzen und Hände aufgethan haben. Von den Uebrigen mag immerhin dieser das historische Bild, jener die Landschaft, ein dritter das Genre vorziehen; es mag dem Einen ein verkehrter Begriff, dem Anderen eine verderbte Sinnlichkeit Maaßstab seiner Beurtheilungen und Wünsche seyn; es mag daher auch bei der vorhandenen Ordnung des Unternehmens durch die Verloosung manches Bild in ungeschickte Hände und vor profane Augen kommen. Aber kann dieser Zufall einen Tadel der wohlüberlegten Einrichtung begründen? Kann überhaupt auch nur von einem Zufall und von einem Schaden hier die Rede seyn, wenn man nicht schon mit der Aussaat erndten und von dem zarten Bäumchen Körbe voll Obstes schütteln will? Was die Alten gleichgültig ansehen und zum bloßen Prunk in der Stube aufhängen, werden es die Kinder ebenso nehmen, wenn ein schönes Bild die ersten Eindrücke auf ihr Gemüth hervorbringt und ihre Phantasie belebt? Wird nicht nach und nach die Verbreitung der Kunstwerke an Orte und in Gegenden, wo man sonst nur vom Hörensagen dergleichen ahnte, den Kreis der liebenden Verehrer des Schönen immer mehr erweitern und die Ansichten, die Bedürfnisse und Forderungen des Kunstsinnes berichtigen? Darauf wirkt aber die Verloosung hin, und daneben die lobenswerthe Anordnung, gediegene Kunstwerke durch Kupferstich oder Steindruck zu vervielfältigen und an sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft zu vertheilen. Besonders aber muß ich Sie hier auf das Statut des Kunstvereins für die Rheinlande und Westphalen aufmerksam machen, welcher es als seinen Zweck ausspricht, nicht nur überhaupt allgemeine Theilnahme für das Schöne anzuregen, sondern „dahin zu wirken, daß die Kunst vorzugsweise dem Schmucke des öffentlichen Lebens sich widme und so Gelegenheit erhalte, die würdigsten Denkmale ihres Strebens der Nachwelt zu überliefern.“ Dieser Verein unterscheidet daher auch bei seinen Ankäufen solche Werke,

welche für den Privatbesitz als eine willkommene anmuthige Zierde sich eignen, und die deßhalb auch unter seine Mitglieder verloost werden, und solche, welche, weniger oder gar nicht für den Privatbesitz geeignet, im öffentlichen Leben eine bedeutungsvollere Stelle finden möchten, die daher eine öffentliche Bestimmung erhalten; wie er denn auch die Herstellung und Erhaltung älterer öffentlicher Kunstdenkmale befördern und unterstützen will.

Daran sollten sich alle anderen Kunstvereine ein Beispiel nehmen. Denn so tritt die selbstständig geliebte und gepflegte Kunst in einen freien Bund mit der religiösen und bürgerlichen Seite des Lebens. So wirkt sie in diesem freien Bunde durch Oeffentlichkeit auch am gewissesten für ihre eigenen Zwecke und wirft den Saamen der verwandten Gesinnung auf manches unfruchtbare Land.

Nennen Sie dieß immer ein Ideal. Es ist erreichbar, und es wird von edlen Kräften angestrebt. Ja, wenn Sie auch nicht alles einsehen und zugestehen wollen, was ich als meine frohe Ueberzeugung von dem guten Geist und gewissen Gelingen der Sache ausgesprochen habe; so ziehen Sie doch nicht die ganze Hand von dem Werke und nicht das ganze Herz von der Idee ab, und Sie werden unfehlbar Sich der schönen Frucht erfreuen. Sie werden Sich freuen, wenn Sie finden, daß die Kunst und ihr Genuß kein Privilegium einzelner Klassen und Individuen, sondern das ewige Vorrecht und ein seliges der ganzen Menschheit sey.

Kunstgeschichtliches.

In Senegambien nehmen die Neger gleich den Manichäern zwei Grundwesen, ein gutes und ein böses, an. Da sie von jenem nichts zu fürchten haben, so erzeigen sie ihm auch keine Verehrung und nur das Böse genießt Opfer und Anbetung, hat Tempel und Priester. Ein solcher Tempel besteht oft nur aus einigen Baumstämmen, die in einem Kreise herumgestellt sind, mit einem Dache aus Zweigen und Blättern, und einem viereckigen Altar in der Mitte, ohne alles Bildwerk, weil, wie sie sagen, der böse Geist nicht sichtbar sey.

*

Es ist nicht uninteressant, mit der gewohnten Darstellung des Abraxas auf den ägyptischen und gnostischen Gemmen das Bild des mexikanischen Gottes Huitzilopochtli zu vergleichen, wie solches die Spanier vorfanden:

Huitzilopochtli saß in kolossaler Gestalt auf einer blauen Bank, aus deren vier Ecken vier furchtbare Schlangen hervorkamen. Seine Stirne war blau, der übrige Theil des Gesichts aber, sowie der Hinterkopf, mit einer goldenen Maske bedeckt. Auf dem Kopfe sah man einen schönen Federbusch; am Halse einen Kragen von zehn menschlichen Herzen, in der rechten Hand eine große gewundene Keule von blauer Farbe (mit einem Spieße in der Rechten läßt ihn der Mythus zur Welt kommen) und in der Linken einen Schild, an welchem fünf Federbälle in Form eines Kreuzes befestigt waren. Oben am Schilde kam ein goldenes Fähnchen mit vier Pfeilen heraus, welches vom Himmel herabgesendet war. Der Leib war mit einer großen goldenen Schlange umgürtet und mit allerlei kleinen Thierfiguren aus Gold und kostbaren Steinen geziert, die alle ihre besondere Bedeutung hatten.

Bekanntmachung.

Der Vorstand des Kunstvereins für das Großherzogthum Baden, macht hierdurch bekannt, daß auf Anordnung

Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs

die nächste öffentliche Ausstellung von Werken der Kunst und Erzeugnissen der Industrie am bevorstehenden 1sten Mai dieses Jahrs dahier in der Residenz Statt haben wird.

In Hinsicht der Kunstwerke und Industrie-Erzeugnisse, welche zur Ausstellung sich eignen, bestehen immer fort noch die bisherigen Normen.

Im Einzelnen wird bemerkt:

a) Die Gegenstände, welche der öffentlichen Ausstellung gewidmet werden, sollen 14 Tage vor Eröffnung derselben eingesendet seyn, denn nach Verlauf des 15ten Aprils kann nichts mehr zugelassen werden.

b) Diese Gegenstände müssen durch gute Verpackung vor Schaden und Verderben gesichert seyn, indem weder Gefahr noch Vergütung übernommen wird.

c) Die Transportkosten hierher und zurück werden aus Staatsmitteln bestritten; jedoch bei Gegenständen, welche über 100 Pfund, und deren Entfernung über 100 Wegestunden beträgt, muß vorher bei dem Vorstand des Kunstvereins schriftliche Anzeige gemacht werden.

d) Die Herrn Künstler, Fabrikanten und Gewerbsleute haben über ihre Arbeiten die erforderlichen Notizen, zu gleicher Zeit aber auch über die verkäuflichen Sachen die Preise mitzutheilen.

e) Die Kunsthandlung von Herrn W. Creuzbauer dahier, wird die Gegenstände, welche zur Ausstellung einkommen, in Empfang nehmen, wohin solche zu addressiren sind.

Karlsruhe, den 25. Januar 1832.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 17.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 28. Februar 1832.

Ueber die deutschen Kunstvereine, nach Princip, Zweck und Nutzen aufgefaßt.

Vierter Brief.

Ludwig an Woldemar.

Zur Verwirklichung Ihres Ideales einer ästhetischen Republik wünsche ich von Herzen Glück, und will denn auch getrost den von Ihnen bezeichneten Entwicklungsgang von der Zeit erwarten. Bis dahin aber erlauben Sie mir, meinen zuvor schon geäußerten Bedenklichkeiten um so mehr treu zu bleiben, als die Verfassung und Ordnung der Kunstvereine Manches und darunter wahrlich nicht das Unwichtigste enthält, was die von Ihnen in Schutz genommene Tendenz und Idee des Unternehmens wo nicht aufheben, doch beschränken muß. Wenige Andeutungen darüber werden hinreichen, aus Statut und Praxis dieser Anstalten nachzuweisen, daß denn doch vorzugsweise auf den partikulären Kunstgenuß einer gebildeten Aristokratie und nicht so sehr auf allgemeine Kunstbildung sowohl auf Seiten der ausübenden Talente als unter der Gesammtheit des Volkes abgesehen sey. Wobei ich übrigens weit entfernt bin, den guten Willen zur Förderung einer volksthümlichen Liebe zu den bildenden Künsten in den Zwecken und Einrichtungen einzelner Gesellschaften zu verkennen, dagegen aber nur immer noch bezweifeln muß, ob bei der sonderbaren Vermischung der hier vorwaltenden Elemente ein gewisser und glücklicher Erfolg werde können erzielt werden. Wenn jedoch die lobenswerthe Absicht, öffentliche Kunstdenkmale aufzurichten und solchen, die einer früheren Zeit ihren Ursprung verdanken, Herstellung, Ausbesserung und Schutz zu gewähren, zur Ausführung kommen sollte, wie z. B. in jüngster Zeit der Kunstverein in Mainz mit einem Monumente zu Ehren Guttenbergs sich beschäftigt, wie vielleicht auch die längst bekannten Projekte zu öffentlich aufzustellenden Bildsäulen Goethe's und Schiller's am zweckmäßigsten von den deutschen Kunstvereinen in Frankfurt, in Stuttgart oder anderwärts aufgenommen werden dürften; so wird dadurch doch im Ganzen mehr das Interesse des Nationalgefühls als ein, wie Sie zu sagen belieben, reines und freies Bedürfniß des Kunstsinnes befriedigt.

Schon darin, daß, wie ich auch früher gerügt habe, die Kunstwerke des Vereines überall verloost werden und nicht das Angekaufte zu einer Sammlung von Trefflichem vereinigt bleibt, gibt sich der Partikularismus zu erkennen. Ich will zugeben, daß manches Bild in mancher Familie Anerkennung und Pflege findet, dem Besitzer wohlthuend nahe ist und den Sinn für das Schöne, Empfänglichkeit für reine Formen und edle Verhältnisse, frühe in den Gemüthern der Jugend erweckt. Aber zur Bildung des allgemeinen Interesses für die Kunst sollte man doch wenigstens einzelne bedeutendere und größere Werke dem allgemeinen Besuche vorbehalten und so ein Monument errichten, das einstweilen den Mangel anderer ersetzen könnte. Denn unzählige Theilnehmer gehen bei jeder Verloosung leer aus und haben wohl das Recht, den bleibenden Genuß des Ausgezeichneten anzusprechen. Und so könnte denn auch dem noch weniger empfänglichen Sinn des übrigen Publikums eine Halle offenstehen, diesen Sinn zu entwickeln und zu bilden; zumal an Orten, wo es an öffentlichen Gallerien und an Privatsammlungen fehlt, die der Beschauung gerne aufgeschlossen werden.

Ein weiterer Widerspruch scheint mir in dem Umstande zu liegen, daß mehrere Kunstvereine, namentlich jene zu Berlin und Dresden, zur Befriedigung derjenigen Theilnehmer, deren Loose nichts gewonnen haben, nur leicht radirte, umrißartige Nachbildungen sämmtlicher von dem Verein angekauften Kunstwerke besorgen, nicht aber vollständig ausgeführte Lithographien oder Kupferstiche, wie solches in München und anderwärts geschieht. Bei jener Einrichtung werden nur Skizzen keine Bilder, nur Andeutungen und gleichsam gestochene Ankaufsregister, nicht wirkliche und für sich selbst schon im größeren Kreise des Publikums anerkennungswürdige Kunstleistungen vertheilt. Ich bin, was meinen Privatgeschmack anbetrifft, gar nicht gegen diese Sitte einge-

nommen; denn ich genieße das eigentlich Freie und Produktive eines Bildes unmittelbarer bei der Anschauung der leichthingeworfenen Grundformen, und finde ein besonderes Vergnügen darin, mit Hilfe der Phantasie die mir bekannte Darstellungsweise eines Malers in die unausgefüllten Flächen hineinzutragen. Auch glaube ich gerne, daß den Kunstfreunden jener beiden Städte die Hefte mit den Umrissen aller Vereinsbilder eine sehr angenehme Vergegenwärtigung der gesammten Thätigkeit ihrer Gesellschaft sind. Aber was denjenigen, die eines längeren Umganges mit der Kunst pflegen, angenehm und verständlich ist, ist es nicht auch zugleich für Andere, in denen der Sinn für das Schöne erst geweckt werden soll. Auf einer tieferen Stufe der ästhetischen Empfänglichkeit ist noch das Bedürfniß der möglichsten Sinnentäuschung durch genaue Ausführung, wenn auch nicht vermittelst der Farbe, doch in gehörig starker und nüanecirter Abwechslung von Licht und Schatten und in charakteristischem Ausdruck der einzelnen Züge, vorhanden. Offenbar hat also die Stifter und Gesetzgeber jener Vereine mehr eine aristokratische Rücksicht auf das schon geübtere und gebildetere Auffassungsvermögen der eigentlichen Kunstkenner geleitet, als die demokratische Tendenz, durch solche Vertheilungen den allgemeinen Kunstsinn zu beleben und zu bilden. Sie haben daher auch in Ihrem Kreise, mein Lieber, um des vorgeblichen allgemeinen Interesses willen die eigene Liebhaberei zu unterdrücken und gegen jene Sitte anzukämpfen.

Noch deutlicher tritt jedoch das Gegentheil von demjenigen, was Sie als Idee und Zweck der Kunstvereine aufstellen, in anderen Grundsätzen hervor. Ich will nur leicht daran erinnern, daß es an mehreren Orten sogleich als Bedürfniß empfunden wurde, die neugestiftete Vereinigung unter hohen Schutz zu stellen und mächtigen Beistand nachzusuchen. Ohne Theilnahme solcher Patrone wäre vielleicht hier und dort das neue Unternehmen gar nicht zu Stande gekommen. Alles Schöne gedeiht frei und fröhlich nur unter den Flügeln der Majestät und Gnade. Das Beispiel des Hauptes ist den Gliedern Befehl. Die materiellen Hilfsmittel, welche dadurch herbeigeschafft werden, fördern erst das Wirken und Streben edler Geister zu dem vorgesteckten Ziele. Wer kennt die jüngsten Erscheinungen der Kunstpflege in Deutschland, namentlich in Bayern, und könnte daran zweifeln, daß auf den Kunstsinn des Volkes und auf den Eifer der Künstler nichts so gewaltig und gleichsam zauberisch wirkt, als wenn reiner Sinn für die Kunst und ehrenvolle Behandlung ihrer Meister vom Throne herab sich verbreitet. Ich finde es daher auch ganz natürlich, daß man das Protektorat deutscher Kunstvereine deutschen Fürsten angetragen hat. Für Sie dagegen muß dieses Verhältniß unpassend und verderblich erscheinen.

Damit hängt ja auch dieß zusammen, daß dem Wunsch und Geschmacke solcher Schutzherren ein gehöriger Einfluß auf die Gestalt der Gesellschaft und auf die Verwaltung ihrer Angelegenheiten eingeräumt werde. Es gehört dazu, daß überall jedes Mitglied nach Maaßgabe seines Antheils an den Lasten des Vereines auch seinen Antheil an dem Regiment und an den Früchten empfange. Man hat zwar in der jüngsten Generalversammlung des Vereins in X., wie Sie mir neulich sagten, einen Antrag auf Stimmengleichheit aller Theilnehmer, ob sie viele oder nur eine einzige Aktie besitzen, gemacht, und ich kann mir denken, daß einige junge Sprecher sich mit großem Eifer dieses Vorschlags werden angenommen haben. Es ist aber damit nicht einmal zur Abstimmung gekommen, weil die allgemeine Stimme sich sowohl aus Ehrfurcht gegen die hohen Beschützer der Anstalt als aus einem natürlichen Pflichtgefühl gegen die reichen Contribuenten dawider erklärt hatte. Man ist bei der alten Einrichtung geblieben, die meines Wissens auch in allen übrigen Vereinen zum Gesetz erhoben ist, daß jede Aktie nicht blos ein Loos bei der Vertheilung der angekauften Kunstwerke erwerbe, sondern auch zu einem besondern Votum bei gesetzlichen Bestimmungen und namentlich bei der Wahl des Ausschusses berechtige. Aber wie reimt sich dieß mit den freien und volksthümlichen Elementen Ihrer Kunstvereins-Theorie? Wie wollen Sie damit den Charakter einer neuen Kunstwelt, den Sieg des demokratischen Princips zurechtbringen? Wie soll sich die Wirksamkeit der Gesellschaft unabhängig von der Ihnen so furchtbaren Verbildung und Laune der vornehmen Welt erhalten? Ich sehe wahrlich kein Heil für Ihre Wünsche.

Ferner ist es in den Statuten, soviel mir bekannt, sämmtlicher Kunstvereine ausgesprochen, daß das Vereinslokal nur den wirklichen Mitgliedern und eingeführten Fremden offenstehen dürfe. Die Ausstellung ist somit nicht eine allgemeine, sondern ganz besondere und gleichsam geheime. Man will den Kunstsinn derjenigen, bei denen man schon um ihrer Theilnahme an dem Verein willen ihn voraussetzen muß, bilden, nicht aber Lust und Geschmack am Schönen in Anderen, die solcher Anschauung noch mehr bedürftig wären, hervorrufen. Mir dünkt dieß in so ferne ganz in der Ordnung zu seyn, als die Gesellschaft gegen diejenigen, welche sich außer ihrem Bereich befinden, keine andere Verpflichtung haben kann, als welche sie selbst sich gegen dieselben auferlegt. Es ist auch leicht anzunehmen, daß bei der Erlaubniß, Jedermann hereinzulassen, wenn nicht strenge polizeiliche Aufsicht gehandhabt werden kann, wie solches bei großen Kunstausstellungen unter Anordnung des Staates geschieht, den Kunstwerken selbst mehr Schaden, als ihren Beschauern Nutzen werde gebracht werden. Ich nehme

daher auch in Rücksicht auf diesen Paragraph der Satzungen eine Restriktion des den Zweck der allgemeinen Beförderung der Kunst und des Kunstsinnes enthaltenden Artikels an und bin überzeugt, daß bei Abfassung des Statuts keine so weit blickende Tendenz vorgeschwebt habe, als mit welcher Sie Sich gefallen. Denn Ihren Ansichten und Forderungen steht unstreitig das Verbot, die Bildersäle für Crethi und Plethi aufzuschließen, im Wege, und solange es nicht aufgehoben ist, solange der ähnliche Grundsatz besteht, die lithographirten und gestochenen Blätter oder Hefte einzig und allein nur Mitgliedern des Vereins zukommen zu lassen, auch nicht einmal durch den Kunsthandel sie um billige Preise weiter zu verbreiten; solange dürfen Sie nicht nur nicht an Erreichung, sondern nicht einmal an das klare und gewisse Vorhandenseyn Ihres Zweckes der Anstalt denken.

Endlich mache ich Sie auf die Territorial-Begrenzung der wichtigsten Vereine aufmerksam. Man hat den Umfang ihrer Wirksamkeit auf den des Landes beschränkt. Der Sächsische Kunstverein kauft nur „sächsischen oder in Sachsen wohnenden Künstlern“ ihre Bilder ab, der Würtembergische hält sich gleichfalls nur an „vaterländische Künstler,“ der zu München bezeichnet das „Königreich,“ in dessen Hauptstadt er wirkt, als den Schauplatz seiner Thätigkeit in Aufnahme und Beförderung der bildenden Künste. So zweckmäßig diese Beschränkung ist, weil wir sonst den Tropfen ins Meer werfen würden, wenn wir keine Grenze setzten, und weil durch das Ineinandergreifen der verschiedenen benachbarten Vereine nur ein Wirrwarr und, wenn's gut geht, am Ende nur eine Geldgrube einzelner hervorragender Künstler entstehen könnte; so werden Sie doch darin keine Bestätigung Ihrer Tendenz, keine Rechtfertigung Ihres Princip's finden wollen.

Dieß sind die wesentlichsten Punkte, die mir noch einer kurzen Erörterung zu bedürfen schienen. Wenn Sie auch damit noch zurechtkommen und Ihre Sache vertheidigen können; so soll es mich wundern. Jedenfalls aber seyen Sie versichert, daß ich meinen Jahres-Beitrag nicht vorenthalte, weil Ihnen wenigstens soviel gelungen ist, mich von dem Verdachte zurückzuführen, daß die Unternehmung nothwendig der Kunst Schaden und dem Künstler Schande bringe; es ist Ihnen dieß gelungen, wie wohl nur so ferne Sie mir Veranlassung gegeben haben, von einer andern Seite den Gegenstand ins Auge zu fassen und ihm, ohne Abhängigkeit von der Masse, als einem schönen Privatunternehmen ein günstiges Horoscop zu stellen.

Neue Methode des Zeichnenlehrens.

Durch den in Nro. 91 dieses Blattes enthaltenen Aufsatz mit gleicher Ueberschrift, worin unter andern auch meiner früheren Abhandlung (Kunstblatt 1822 Nro. 28), über die Zeichnungs-Unterrichts-Methode des Hrn. Peter Schmid, Erwähnung geschieht, bin ich veranlaßt, über diese, für die Jugendbildung sowohl als für die bürgerliche Industrie so wichtige Materie noch einige Worte zu reden.

Seit länger als zehn Jahren habe ich nun nach der damals besprochenen Methode Unterricht gegeben, und habe sie immer und in jedem Falle bewährt gefunden, wo von Seiten der Schüler ein ernster und vorurtheilsfreier Wille vorhanden war. Auch habe ich die Erfahrung dieser Jahre benutzend mein in jener Abhandlung bereits versprochenes Werk über diese Lehrmethode vollendet. Schon im verflossenen Jahre erschien davon vorläufig, in Commission in der Hofbuchhandlung von J. W. Heyer in Darmstadt, eine ganz kleine Abtheilung „Erster Unterricht im Zeichnen, besonders wichtig für Eltern, Erzieher und Lehrer an Volks- und Realschulen; auch Erwachsenen zu empfehlen, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen“ worüber sich auch im Kunstblatte (1830 Nro. 25) ein im Fache der Kunst sowohl als des Erziehungswesens anerkannt erfahrener Mann vortheilhaft aussprach. Durch dieses Werkchen beabsichtige ich vorzüglich den Zeichnungs-Unterricht in seinem ersten Entstehen zu verbessern, indem ich die Eltern und Erzieher vor den, in der Folge nie mehr zu beseitigenden Nachtheilen eines zum ersten Anfange oberflächlichen und spielenden Unterrichtes warne, und denselben die Mittel an Hand gebe, die ersten Versuche ihrer Kinder im Zeichnen selbst zu leiten oder zu überwachen. Damit aber dieses Werkchen möglichst verbreitet werde, ist der Preis dafür, drei Bogen Vorlegeblätter mit einbegriffen, zu 54 kr. festgestellt. In dem darin enthaltenen „nicht zu übergehenden Vorworte“ kündige ich auch die Folge von noch zwei anderen Abtheilungen an, welche ebensowohl wie die erste einzeln verkauft werden sollen, aber auch mit dieser vereinigt ein Ganzes bilden werden unter dem Titel „Die Zeichnungskunst in ihrem ganzen Umfange u. s. f.“ Die zweite zunächstfolgende Abtheilung wird den Unterricht im Zeichnen nach Naturkörpern, natürlichen Gegenständen, sowohl nach ihren Linearbegränzungen, als ihrer Schattirung, aus freier Hand enthalten, womit bei jedem jungen Menschen, der einigermaßen zusammenhängend zu denken fähig ist, ohne weitere Vorbereitung sogleich der Anfang gemacht werden kann. Diese Abtheilung, welche ich so eben dem Druck zu übergeben im Begriff bin, so daß sie zu Ostern erscheinen wird, ist so eigentlich das

Fundament der ganzen Zeichnungskunst. Die darin enthaltenen Principien sind höchst einfach und möglichst generell, überall den Schüler auf Selbstthätigkeit und eigene scharfe Beobachtung hinweisend, wodurch er zu keiner andern Leistung veranlaßt wird, als zu der, welche aus seiner inneren Ueberzeugung, nach vorhergegangener Erkenntniß entspringt. Zum Behuf des Lehrers finden sich darin überall wo es nöthig ist, in Noten Beziehungen auf die Regeln der geometrischen Zeichnung, Perspektiv und Optik, worüber denjenigen Lehrern, welche damit noch nicht gehörig bekannt seyn sollten, die dritte Abtheilung die erforderlichen Aufschlüsse geben wird. Auch diese Abtheilung soll in Kurzem abgedruckt werden. Sie wird die geometrische Zeichnungslehre, die Perspektiv- und die Schattenlehre umfassen. Die geometrische Zeichnungslehre ist darin auf eine Weise behandelt die zwar auf mathematische Wahrheit gestützt, dennoch bei dem Schüler keine mathematische Vorkenntnisse in Anspruch nimmt und jedem, welche Ausbildung er auch übrigens genossen haben möge, zugänglich ist, sobald er nur den Willen hat nachzudenken. Ueberall sind Hauptregeln gegeben, aus denen die Behandlung der einzelnen Fälle leicht abzuleiten ist, und wodurch das Ganze in höchstens 24 Beispielen mit ebensoviel gezeichneten Figuren kurz und deutlich abgefaßt ist. Da aber die Regeln der Perspektive und der Schattenlehre (Optik überhaupt) unmittelbar hierauf gegründet, ja gewissermaßen nur als eine fortgesetzte geometrische Construktion zu betrachten sind, so sind sie ebenfalls auf höchst einfache generelle Regeln zurückgeführt und leicht zu begreifen, wodurch auch diese Abtheilung, welche eigentlich das rein Wissenschaftliche darstellt, durch seine mäßige Ausdehnung und die daraus entspringende Wohlfeilheit zur allgemeinen Verbreitung geeignet seyn wird. So wäre dann der Hauptforderung, die man an eine zweckmäßige Lehrmethode zu machen berechtigt ist, einer vollkommen wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes, Genüge geleistet. Ohne dieselbe wird die Zeichnungskunst immer nur gleichsam ein Monopol derjenigen seyn, denen die Natur ein schnelles und leichtes Erkennen oder vielmehr Genügeleisten dieser wissenschaftlichen Principien verliehen hat, sie mögen sich nun derselben bewußt seyn oder nicht, sie würde also demnach blos in den Händen derjenigen bleiben müssen, von denen man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt „sie haben Talent zum Zeichnen." Eine gute Lehrmethode aber muß die ganze Zeichnungskunst in möglichst einfache Principien zerlegen, die jeder, der einen gewöhnlichen Verstand hat, einzusehn im Stande ist, und deren genaue Befolgung ihn in den Stand setzt, nach und nach auch die schwierigsten Aufgaben zu lösen. Eine solche Methode muß also die Zeichnungskunst zu einer durchaus lehrbaren und lernbaren Kunst machen. Selbst ein Genie wird eine solche Methode nicht verwerfen dürfen, die ihn so eigentlich erst zu einem klaren Bewußtseyn dessen bringt, was er nur dunkel fühlte, ja sie wird ihm auch dann noch hülfreich zur Seite stehen, wenn ihn in schwierigen Fällen sein blos dunkeles Gefühl zu keiner bestimmten Ausführung kommen läßt.

Daß nicht jeder, noch so ausgezeichnete Maler eben deßhalb schon ein guter Zeichnungslehrer seyn müsse, aber es seyn könne, sobald er in das System einer umfassenden Lehrmethode eingeht, ist demnach begreiflich, umgekehrt aber auch die Wahrheit leicht zu erkennen, daß ein tüchtiger Zeichnungslehrer nicht gerade in den Leistungen der Malerei ausgezeichnet zu seyn brauche.

Ist nun einmal die Zeichnungskunst dadurch zu ihrer verdienten Würde erhoben, daß sie als eine wissenschaftliche, durchaus lehrbare Kunst anerkannt ist, so wird den obersten Behörden, welche das Schulwesen leiten, die Nothwendigkeit klar vor Augen treten, den bisherigen oberflächlichen und meist unnützen Zeichnungsunterricht zu beseitigen und diesen wichtigen Theil der Jugendbildung und der bürgerlichen Industrie, wodurch einst die Griechen eine so hohe Stufe der Cultur erreichten, und dessen Nothwendigkeit und Nützlichkeit man ja dadurch schon eingeräumt hat, daß man den Zeichnungsunterricht, wie er auch immer ertheilt werden mochte, einführte, nicht mehr dem Zufall zu überlassen. Sie werden ernstlich darauf bedacht seyn, Männer an die Spitze des Zeichnungsunterrichtes stellen, deren wissenschaftliche Fähigkeit in diesem Fache anerkannt ist*) und die im Stande sind, diesen Unterricht zweckmäßig zu überwachen und zu leiten; sie werden die künftigen Zeichnungslehrer nicht mehr nach Willkühr, sondern nur nach vorhergegangener Prüfung, nach dem Lehrsysteme, welches jedes oberflächliche unwissenschaftliche Tasten streng ausschließt, anstellen, und dadurch einen Lorbeerzweig mehr in die Krone der nützlichen Erfindungen unseres Vaterlandes einflechten.

Darmstadt, im December 1831.

F. H. Müller.

*) Der verdienstvolle Herr Peter Schmid hat bereits eine solche Anstellung bei einer Centralanstalt zur Bildung der Zeichnungslehrer für das Königreich Preußen, in Berlin erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 12. — 1. Februar 1832.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

19) Wanderungen durch die rhätischen Alpen. Ein Beitrag zur Charakteristik dieses Theils des Schweizerischen Hochlandes. Zweiter Theil, mit einem Straßenplan. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1831.

Ein reichhaltiges und mit Geist und Seele geschriebenes Buch. Man lernt daraus Graubündten und Teßin, die Alpennatur und das Volk sehr genau kennen und erfreut sich zugleich an so mancher, auch über die Berge hinausreichender Lebensansicht. Wie vorurtheilsfrei der Verfasser über den politischen Zustand seines Vaterlandes urtheilt, mag aus folgenden Worten erhellen, die zugleich zeigen, in welcher humoristischen Art er sich auszudrücken pflegt: „Die Demokratie, einst Geliebte jugendlicher Völker, ist heutzutage, bei den bereits alternden, übel genug anzusehn, weil sie leicht mit zwei fremden Dirnen, der Revolution und der Anarchie verwechselt wird, die ihr von ferne etwas gleich sehen sollen, und unlängst von Land zu Lande umher zogen, um Unheil zu stiften. Dennoch hat man ihr in der großen europäischen Wirthschaft ein Paar kalte, luftige Kammern, viele Treppen hoch, als ihr uraltes Besitzthum übrig gelassen, wo sie, als sittsame Jungfrau, in der Stille haushalten mag, ohne daß man ihr etwas in den Weg legt, als etwa Mauthschranken, die ihr den Zugang zum Brodkorb verrammeln. Hier kann sie, bei Milch und Käse, ja mitunter bei Gemsebraten und Veltlinerwein, im Ganzen recht glücklich leben, so lange sie sich mit zwei alten, wackern Tanten, der guten Ordnung und der Gerechtigkeit (Schwestern ihrer Mutter, der Freiheit) ein bischen leidlich vertragen will. Das ist nun freilich nicht immer nach ihrem Köpfchen, so sehr ihr auch ihre wahren Freunde und Liebhaber darüber aus allen Kräften zureden; denn da kommen sogleich die gefälligen Schmeichler und Anbeter, die ihr soviel von ihren Reizen und Rechten vorplaudern, bis sie ganz rappelköpfisch wird, und das ehrwürdige Matronenpaar, mir nichts dir nichts, zur Thüre hinausjagt.

Auch in unserer rhätischen Rumpelkammer gibt es viel solcher süßer Herren, welche der leichtgläubigen Schönen so lange und so zudringlich aufwarten, liebkosen und den Hof machen, bis sie sich aus einer edlen Freundin des Volkes oft zur gemeinsten Metze des Pöbels herabwürdigen läßt, und diese Kunst der Verführung blüht daselbst mit vielem Glück und Beifall unter dem angenommenen Namen der — Popularität.“

Neben diesen politischen Schilderungen hat uns vorzüglich die ausführliche Darstellung des Handelsverkehrs

und der Alpenstraßen interessirt, die sich in Rhätien durchkreuzen und wofür in neuster Zeit so viel geschehn ist. „Für allen, dermalen durch Bündten gehenden regelmäßigen Transithandel, dient die Stadt Chur als Stapelplatz. Dieser empfängt und versendet (nord- oder ab-) wärts über die Lindauer-, die St. Galler- und die Zürcher-, — süd- (oder ein-) wärts über die Belleuzer- (Bernhardiner-), die untere Klesner- (Splügner-), und die obere Klesner- (Septimer- oder mit dessen Umgehung Julier-) Straßen. Ueberdies können in gewissen Verhältnissen noch in Anschlag kommen: die Straße durchs Engadin nach dem Veltlin (Berninaberg) und der, von Chur ganz unabhängige Straßenzug, von Klesen durch beide Engadine nach dem deutschen Tyrol.

Die Hindernisse, welche sich auf der so unverkennbar höchst günstigen Straßenrichtung zwischen Genua und dem Costanzer- und Zürchersee dem Handelsverkehr entgegenstellen, sind folgende:

1) Obgleich die k. sardinische Regierung seit kurzem den Transit durch ihre Staaten erleichtert hat, so bestehen hingegen die vielfachen Platzgebühren in Genua selbst noch fort, wie vordem. 2) Der Mangel an Bewegung, auf den kürzern Straßen von Genua und Turin über Arona macht, daß die Fuhrunternehmer zu wohlfeilern Preisen nach dem, an Gelegenheit zu Rückladung reichern Mailand, als nach dem nähern Arona verladen. 3) Eine gleiche nachtheilige Wechselwirkung lähmt das Speditionswesen in Arona und über den Langensee. 4) Die Zölle auf der, nicht drei Meilen lange Strecke durch den Kanton Tessin, sind über die Maßen hoch und wirken um so entscheidender zum Nachtheil der Bernhardinerstraße, seit die aus Piemont über Klesen gehenden Waaren auch von den lombardischen Zöllen befreit sind. 5) Auch in Bünden verursachen Zölle, Weggelder und andere Gebühren eine bedeutende Last. 6) Die in diesem Kanton bestehenden Ortsvorrechte belästigen den Transithandel in doppelter Beziehung; erstlich durch das Verbot der Rückladung für die Fuhrleute der Nachbarkantone, zweitens durch die aus allerlei Ladungsbeschränkungen entstehende sehr bedeutende Vertheurung der Fuhrpreise. 7) Aehnliche Beschränkungen in den Cantonen St. Gallen und Zürich vertheuern die Frachten von Chur abwärts.

Der Handelsverkehr mit Genua über die Splügnerstraße wird nur von den Nachtheilen 1 und 7 ganz gleich, von denen 5 und 6, wegen kürzerer Linie in geringerem Verhältniß, von denen 2, 3 und 4 gar nicht betroffen, und erhält dadurch entschieden den Vorzug.

Bei einer Vergleichung der bündnerschen Alpenpässe, mit ihren nahen und fernen Mitbewerbern im Transithandel nach Italien, zeigen sich folgende Ergebnisse:

Der Mont-Cenis, zwar von gleicher Höhe, aber mittäglicher gelegen, ist viel kürzere Zeit mit Schnee bedeckt, und auch während dieser noch fahrbar.

Die Straße über den Simplon kann dem Handel niemals wichtig werden. Denn so wie es gleich undenkbar ist, daß die Produkte der Indie'n über Genf nach Oberitalien, wie daß sie über Mailand nach der westlichen Schweiz gehen, — so gestatten die heutigen Mauthgrundsätze auch keinen Verkehr in Fabrikwaaren zwischen den an dieser Straße betheiligten Staaten. Demnach kommt diese, für den Reisenden höchst merkwürdige und zu Sommerszeit wohl gelegene Straße in merkantilischer Hinsicht in keinen Betracht, und es ist ihr deßwegen auch keine sehr lange Dauer zu versprechen.

Die Gotthardsstraße liegt in besonders vortheilhafter Richtung für den Handel zwischen Basel, weniger entschieden für den zwischen Zürich und Ober-Italien. Dieser Vortheil dürfte jedoch durch die Lasten geschmälert werden, welche aus Berührung sechs verschiedener Kantonsgebiete und aus der Nothwendigkeit bedeutenden Kostenabtrages für den Transit hervorgehen müssen. In noch entschiedenerm Nachtheil steht dieser Paß gegen seine Nachbarn durch die häufige Lawinengefahr und überhaupt die größere Rauheit des Winters.

Ganz ähnlich wie im Westen, stehen die Bündnerstraßen auch im Osten drei Mitbewerber zur Seite, von denen auch hier der eine bisher für den Handel nicht in Anschlag kam, nämlich die Straße über Worms (Bormio) und das Stilviserjoch (Stelvio oder Broglio). Der Riesenbau über diesen, mehr als achttausend Fuß hohen Alpenpaß, bildet ein würdiges Gegenstück zu dem über den Simplon. Er mag sehr richtig berechnet seyn für militärische Operationen zwischen den deutschen und italienischen Besitzungen des Kaiserhauses; aber schwerlich möchte es je gelingen, die örtlichen Schwierigkeiten so weit zu besiegen, um dem Handel eine in jeder Jahrszeit brauchbare Verbindungsstraße darzubieten.

Die Straße über die Malserheide bildet den niedersten Bergübergang. Ihre Konkurrenz mit den Bündnerstraßen wird aber hauptsächlich durch den Uebergang über den Adlerberg oder den Paß über Reute und Füßen begründet, da sie dann, in Folge besserer Fuhreinrichtung und geringerer Unkosten, dem Handel von St. Gallen, Zürich, sogar auch Basel, mit Verona, Venedig, Mantua u. s. w., — demjenigen von Kempten, Augsburg, München, auch mit Mailand und dem südwestlichen Italien, auf großem Umwege noch bedeutende Vortheile darbietet.

Die Straße über den Brenner steht mit den Bündnerstraßen nur für entfernte Punkte in Konkurrenz, wie z. B. für die Verbindung von Augsburg und München mit Mailand.

Es kommen auch die nähern und entferntern Verbindungsstraßen in Betracht. In dieser Hinsicht bieten die Bündnerstraßen von Chur aus, am Rheinufer alle Bequemlichkeiten dar; hingegen wird der Mangel einer Landstraße längs dem, zwar gefahrlosen, aber doch unbequemen Wallensee, und der schlechte Zustand derjenigen längs dem Zürchersee, längst schon gefühlt. Deß ungeachtet scheint die St. Gallische Regierung beinahe mehr geneigt, die Anlage einer Landstraße zu hindern, als zu unterstützen. Auf der Südseite findet die Bernhardinerstraße, zugleich mit der über den Gotthard, in dem, auf der ganzen Länge durch Dampfboote befahrenen Langensee, und in den schönen Landstraßen nach Lugano und von da über Como oder über Varese, sehr bequeme und wohl gelegene Verbindungen. Weniger bequem wird die Verbindung der Splügnerstraße mit Como und Lecco durch die seichte Durchfahrt aus dem Klesner- in den Comersee (il passo), die schwere Schiffsladungen unmöglich macht. Ein ähnlicher Mangel tritt bei der Gotthardsstraße ein, so lange die Verbindung zwischen Brunnen und Flüelen auf die dort sehr unsichere Seefahrt beschränkt bleibt.

Aber mögen auch an einem Ort kleinlicher Ortsgeist, am andern politische oder militärische Rücksichten, am dritten Mangel an Geldmitteln sich für den Augenblick der Ausführung neuer Straßenanlagen entgegen setzen; früh oder spät werden alle jene Bedenklichkeiten der Macht der Umstände weichen; denn was von der Natur vorgezeichnet ist, das wird vollbracht werden, wie sehr auch Vortheil und Eigensucht sich dagegen sperren."

Unter andern gelegentlichen Erinnerungen, welche die Oertlichkeit veranlaßt, findet sich hier auch eine, für manchen Leser vielleicht noch neue Darstellung von dem Aufenthalt des jetzigen Königs der Franzosen, ehemaligen Herzog von Orleans, in Graubündten während seiner Verbannung.

20) Tagebuch eines Neuvermählten auf seiner Hochzeitreise an den Bodensee und in einem Theil der Schweiz, in Briefen an einen Freund. Stuttgart, Hallberger, 1832.

Eine Vergnügungsreise unter Umständen, die es begreiflich machen, daß der Reisende mehr mit seiner Gesellschaft als mit der Reise selbst beschäftigt war, die ihm aber auch vergönnten, die eigenthümlichsten und zartesten Saiten der Seele zu berühren, die ihn gleichsam ex officio zum sentimentalen Reisenden stempelten und die er mit der liebenswürdigsten Laune zu benutzen gewußt hat, um uns ein Buch zu geben, welches wir gern in unsrer Bibliothek neben Hippel, Ulrich Hegner, Bührlen, unsre bescheidensten und wahrsten Seelenmaler, stellen. Der Gedanke, dieses Buch zu schreiben, war originell, wie es die Hochzeitreisen überhaupt sind. Die Sitte, sich unmittelbar vom Traualtar weg in den Wagen zu werfen und mit der jungen Frau einige Wochen oder wenigstens Tage in der Welt herumzukutschiren, herrscht hauptsächlich in der Schweiz und im südlichen Schwaben. Der ironische Verf. lobt diesen Gebrauch aus folgenden Gründen: „Für uns Männer finde ich die immer mehr in Schwung kommende Sitte der Hochzeitreisen gar ersprießlich. Die Weiber fühlen sich nie verlassener und unbeholfener, als wenn sie allein reisen. Ich gestehe aber auch, daß ihnen das Befehlgeben an Kellner, Hausknechte und Kutscher gar übel zu Gesicht steht, gewöhnlich auch keinen großen Erfolg gewährt. Sie lernen also die Ueberlegenheit des Mannes in dem oft rauhen Verkehr mit fremden Menschen, besonders der ungebildeteren Volksklasse, am besten schätzen und schmiegen sich schon aus Dankbarkeit gegen diese Obhut um so leichter in eine untergebene Rolle, als sie dagegen auf ihrer Seite gerade auf Reisen weniger Gelegenheit haben, gegenüber dem des Mannes in ihrem Fache ihr Licht leuchten und ihre Ueberlegenheit in gewissen Fächern anerkennen zu lassen, inmaßen ihnen im Gasthofe das Geschäft des Kochens, Backens, Reinigens, Flickens und Waschens nebst der Rechnungsführung abgenommen wird."

Er ist indeß Manns genug, um dies nur scherzweise zu verstehn, denn welcher Mann erst solcher Mittelchen bedürfte, um die junge Frau in Respekt zu setzen, dem würden sie wahrscheinlich nicht einmal helfen. Ein besserer Gewinn der Hochzeitreisen ist der, daß die junge Eheleute der nicht selten unfeinen Zudringlichkeit der Verwandten entzogen werden, und daß ihre Lebensweise mit der doppelten Romantik der Flitterwochen und einer wirklichen Vergnügungsreise beginnt. Diesen Vortheilen stehn aber auch Nachtheile gegenüber. Die Häuslichkeit verliert viel von ihrer Poesie, wenn ihr die Weihe der ersten Woche fehlt, und ich möchte am Morgen nach meiner Hochzeit meine junge Frau an keinem andern Ort in der Welt gewußt haben, als im Hause, in ihrem neuen Beruf.

Die Schilderungen von Oberschwaben, dem Bodensee, Bregenz, St. Gallen, dem Appenzellerland und dem berühmten Bade Gais bilden einen freundlichen Hintergrund zu dem Vordergrunde, auf welchem das junge Ehepaar den Roman erst nach der Hochzeit beginnt und fein, sehr fein durchspielt. Ganz im Gegensatz gegen das alltägliche Vorkommen, geht der junge Gatte nicht darauf aus, sich im Genuß poetischer Gefühle zu berauschen, um am Ende nüchtern in die bürgerliche Prosa zurückzufallen. Im Gegentheil, er hält an sich, erscheint sogar trocken, und ist so eifersüchtig auf das wahre, in der Verständigung und Uebereinstimmung der Seelen begründete Glück der Liebe, daß er es durch keine

Taumellust anticipiren will, eine Eifersucht, die gewiß jedes ächt männliche Gemüth mit ihm theilt. Durch diese Selbstbeherrschung, durch dieses Vermeiden des Scheins, der Uebertreibung und des Selbstbetrugs, durch diese Unterordnung der Phantasie unter die Wahrheit zeigt er erst jene männliche Ueberlegenheit, die um so sicherer die Weiblichkeit gewinnt, und indem er den Erguß der Gefühle weise spart, erhöht er deren innere Reinheit und Stärke. Die Art und Weise, wie er das Unweibliche, das wohl jedes Mädchen mit in den Ehestand bringt, ruhig, leicht, zart und selber kaum fühlbar von ihr abstreift, und sie weit mehr durch Takt und Benehmen, als durch Ueberredung dahin bringt, wo die Liebe und Vernunft sich begegnen müssen, wenn die Ehe glücklich werden soll — dieser ganze psychologische Prozeß ist hier so artig durchgeführt, daß am Ende jeder Leser mit der jungen Frau, und was noch mehr sagen will, auch jede Leserin mit dem jungen Manne zufrieden seyn wird. Ach, würden doch unsre Romane mit so viel Geist und Gefühl, und hauptsächlich mit so viel Wahrheit geschrieben!

Als Episoden, die aber die Wirkung des Ganzen erhöhen und in den Plan dieses kleinen Romans nach dem Leben eingreifen, sind eine Anzahl Brautbewerbungs-Geschichten eingeflochten, welche die mit dem jungen Ehepaar in Gais zufällig zusammengesellten Badegäste erzählen, und denen es an psychologischem Interesse so wenig fehlt, als an ächter Komik. Man darf wohl sagen, daß es schwer ist, als Bräutigam nicht auf irgend eine Weise lächerlich zu seyn oder zu werden. Anstatt einige dieser Geschichten hier wiederzuerzählen, wollen wir uns lieber als Gäste in jene fröhliche Badegesellschaft mischen, und einige noch ungedruckte Geschichten zum Besten geben.

Ein altes Ehepaar, das lange Zeit einer großen und berühmten Weinhandlung vorgestanden hatte, wollte sich endlich zur Ruhe setzen, und ließ unter der Hand bekannt machen, daß es die Handlung zugleich mit seiner noch ledigen, nicht mehr ganz jungen Tochter irgend einem unbescholtenen Manne zu übergeben gesonnen sey. Es meldeten sich sofort von allen Seiten arme Buchhalter und Kommis, und einer derselben, der Aermste, der sich am wenigsten Hoffnung machte und der Hülfe am meisten bedurfte, schlich lange um das Haus herum, ohne den Sturm zu wagen. Endlich nahm er sich ein Herz und trat ein. Aber unglücklicherweise war die Tochter des Hauses die erste, die ihm aufstieß, und die ihn sogleich höflich frug: was ist Ihnen gefällig? Durch ihren Anblick und durch diese plötzliche Frage ganz außer Fassung gebracht, konnte er keine Antwort finden, besann sich und besann sich und frug endlich in der Angst: „Haben Sie keine Rosinen zu verkaufen?“ Wahrscheinlich schwebte ihm die Weinhandlung vor, und er behielt davon nur den Wein in seinem betäubten Gedächtniß, und der Anblick einer alten Jungfer führte ihn vermöge einer unwillkührlichen Ideenassociation von der Vorstellung einer Traube zu der einer welken Rosine. Inzwischen wurde seine Verlegenheit als ein Zeichen der Liebe angesehn und aufgenommen, und er wurde der auserwählte Bräutigam.

Ein anderer schüchterner junger Mensch liebte Jahrelang ein Mädchen, ohne je aus unüberwindlicher Angst den Heirathsantrag zu wagen. So nahe es ihm die Eltern des Mädchens und das Mädchen selbst legten, er war und blieb zu blöde. Endlich, nach unzähligen vergeblichen Versuchen, schwor er sich selbst einen heiligen und theuren Eid, an einem gewissen Tage das Wagestück zu bestehen. Im besten Putz begab er sich schon sehr früh am Morgen in das Haus der Geliebten, aber so wie er die Schwelle betrat, überfiel ihn die alte Beklemmung. Nun, überredete er sich selbst, der Tag ist ja noch lang, es würde sogar nicht schicklich seyn, wenn du gleich mit der Thüre ins Haus fielest, du mußt noch ein wenig warten. So wartete er denn, aber da das Gespräch unterdeß auf gleichgültige, sogar komische Dinge fiel, so glaubte er, ohne lächerlich zu werden, den feierlichen Ton eines Heirathsantrags nicht annehmen zu können, und der Mittag kam heran, ohne daß er Gelegenheit gefunden hatte, die schwere Herzensbürde abzulegen. Zum Glück lud man ihn zum Essen ein. Er blieb, aber je länger er blieb, je mehr entsank ihm der Muth, je mehr fürchtete er, sich lächerlich zu machen. Er blieb auch zum Kaffe, er blieb auch zum Nachtessen, in immer tödtlicherer Angst, die endlich auch die geduldigen Hausbewohner in Verlegenheit sezte. Jezt mit dem Antrag herausplatzen, schien ihm nach so langer Zögerung doch gar zu sonderbar, und dennoch wollte er seinen Eid nicht brechen. In dieser peinigenden Unentschlossenheit brachte er den ganzen Abend zu, bis die Glocke zehne schlug und er endlich einen Entschluß fassen mußte. Die mißmuthigen Alten machten Anstalt zum Schlafengehen, da ergriff er den Huth und nahm Abschied mit centnerschwerem Herzen. Aber die Geliebte leuchtete ihm ja die Treppe hinunter. Noch war es Zeit. Auf jeder Stufe blieb er stehn. Es half aber alles nichts, er konnte es nicht über das Herz bringen. Endlich stand er an der Hausthüre, sagte bebend gute Nacht, und ging — aber als er die kalte Nachtluft fühlte, als er an den gebrochnen Eid dachte, da riß es ihn mit Riesenkraft zurück, und er sprengte die Hausthüre, die seine Geliebte eben zusperren wollte, noch einmal auf, steckte den Kopf dazwischen, schrie hinein: „Mademoiselle, ich wünsche Sie zu heirathen„ und rannte blitzesschnell davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 13. — 3. Februar 1832.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

21) Skizzen einer Reise von Wien über Prag, Dresden, Berlin, Leipzig, Frankfurt, Karlsruhe, Stuttgart, München ꝛc. von Deinhardstein. Wien, Gerold, 1831.

Eine gelehrte Reise. Der Verfasser suchte weniger die Natur auf, als die Menschen und unter diesen vorzüglich die berühmten Gelehrten, Dichter und Künstler, bei denen er, nach dem Vorgang Andrer, eine Rundreise machte. Solche Rundreisen sind eine erfreuliche Erscheinung in unsrer Zeit. Sie müssen uns den Mangel einer großen Centralstadt wie London und Paris ersetzen. Wollen wir die Vortheile der persönlichen Bekanntschaft genießen, müssen wir zu einander reisen, und es sind wirklich Vortheile damit verbunden. Der Einseitige wird dadurch zur Vielseitigkeit, der Rauhe zur Abreibung mancher, bei unsrer Isolirung nur zu verzeihlichen scharfen Kanten gezwungen, und wer auch dessen nicht bedarf, gewinnt in jedem Fall durch Reisen und Bekanntschaften an Belehrung und Lebensfreude. Dies ist auch die schöne Seite der Naturforscher-Versammlungen.

Professor Deinhardstein, der Herausgeber der Wiener Jahrbücher und Verfasser des Hans Sachs und mehrerer andrer dramatischen Werke, verfehlte nicht, auf seiner Tour alle literarische Celebritäten, so wie die Kunstateliers und Theater zu besuchen, und sagt uns darüber viel Schönes. Wir möchten freilich wünschen, daß er hier oder dort nicht so freigebig Lob spenden sollte, allein die Rücksicht auf genossene Gastfreundschaft läßt sich mit strenger Wahrheitsliebe schwer vereinigen, und Professor Deinhardstein gehört überhaupt zu der Klasse der Friedliebenden, die gern leben und leben lassen.

22) Ausflucht eines Russen nach Deutschland. Roman in Briefen von Nikolai Gretsch. Aus dem Russischen von C. Eurot. Leipzig, Brockhaus, 1831.

Als Roman unbedeutend. Ein junger Russe reist der Armee im Jahr 1814 nach, hält sich eine Zeitlang in Deutschland auf, verliebt sich und schildert bei Gelegenheit die ihm besonders auffallenden kleinstädtischen Sitten der Deutschen. Besäße der Verfasser ein größeres humoristisches Talent, so hätte er die beste Gelegenheit gehabt, es hier geltend zu machen; allein er läßt es daran mangeln und seine Sprache ist, obgleich immer leicht, doch meist flach und von einer vielleicht absichtlichen vornehmen Nachläßigkeit. Daher findet sich auch, außer einigen gelungenen Satyren auf die Krähwinke-

leien einer freien deutschen Stadt nichts in den Briefen, was uns angezogen hätte. Indeß nehmen wir sie doch neben den Werken von Bulgarin und Sagoskin als einen Beweis auf, daß die Russen in neuester Zeit anfangen, die Früchte ihrer französischen Bildung zu zeitigen. Früher ahmten sie nur nach, jezt bilden sie nach. Früher empfingen sie nur, jezt geben sie selbst. Schreiben sie in dieser Weise fort, so ist es nicht unmöglich, daß sie von dem Standpunkt eines Weltreichs aus und unter großen Verhältnissen aufgewachsen, unsern deutschen Kleinigkeitsgeist so leicht überflügeln werden, als Franzosen und Engländer.

23) Bilder aus dem Schwarzwald von Fr. L. Bührlen. Stuttgart, Löfflund, 1828.

24) Wanderungen in den Schwarzwald von demselben. Daselbst, 1831.

Fußreisen durch den Schwarzwald, welche der Verfasser mit seinem jungen Sohne in einer Reihe von Jahren regelmäßig nur mit veränderter Route wiederholt hat. Der Schwarzwald gehört, mit Ausnahme der zunächst an Baden-Baden gelegnen Thäler, zu den am wenigsten gekannten und besuchten Gebirgen Deutschlands, und Bührlen hat sich ein wahres Verdienst erworben, indem er auf seine großen Schönheiten aufmerksamer macht. Es ist indeß nicht der Gegenstand des Buchs allein, der uns für dasselbe interessirt, sondern vorzüglich die Art und Weise, wie ihn der Verfasser auffaßt. Wir haben schon früher bei Gelegenheit der Erzählungen und der Ansichten von höhern Dingen (Literaturblatt von 1831. Nr. 59 und 93.) Bührlens feine Beobachtungsgabe und herzgewinnende Gemüthlichkeit nach Verdienst gerühmt, und können dies Lob hier nur wiederholen. Durch diese Gabe sezt er uns durchgängig das Stillleben der Natur und des Menschen, die ländliche Häuslichkeit, das anscheinend prosaische Gewerb auf eine Weise poetisch ins Licht, die ein gewiß sehr seltnes Talent verräth, ein Talent, das in vorzüglichem Grade nur unserm Goethe eigen ist. Doch wenn Goethe in seinen klassischen Beschreibungen des Alltäglichen am Ende doch nur herablassend kokettirt, wie ein Fürst, der einmal eine Fabrik besucht; so steht Bührlen seinem Gegenstande immer näher und faßt ihn wärmer auf, es ist nicht nur das Auge, sondern auch das Gemüth dabei thätig. Er sieht in dem mannichfaltigen Treiben der Menschen nicht blos abwechselnde Dekorationen, die er als Wandtapeten in seinen Salon versezt, sondern er versezt sich selbst in die verschiedenen Zustände der Menschen, in ihre Illusionen, in ihr Interesse, und erfreut sich und den Leser durch manche feine Bemerkung über die unerwarteten Kontraste, die sich ergeben, je nachdem man dieselbe Sache mit dem Auge des reisenden Städters oder des eingebornen Gebirgsbewohners ansieht. Der vorzüglichste Reiz dieser Auffassungsweise ist eine warme, aber, wenn ich so sagen darf, trockene Gemüthlichkeit, wie sie bei den ächten Schwaben häufig gefunden wird und die ihnen überaus wohl ansteht, und überhaupt weit männlicher und schöner ist, als die thränenreiche Sentimentalität oder der schwülstige Enthusiasmus und wortreiche Bewunderungsbombast, der früher einmal Mode war, und es zum Theil noch ist. Bührlen ist männlich karg mit den Ergüssen seiner Empfindung, er malt mehr die Landschaften und Gruppen, damit die Leser sie mit genießen können, und wenn er Raisonnement daran knüpft, so ist es ein verständiges, nicht selten ein tiefsinniges, das Einzelnste und Kleinste geistreich beziehend auf das Größte und das All, wobei vielseitige Kenntniß und ein im Selbstdenken geübter Geist anspruchslos zur Sprache kommen.

Er durchschnitt den Schwarzwald in allen Richtungen, besuchte dessen vorzüglichste Thäler, Bäder und Städte, verweilte aber mit besonderer Vorliebe in seinen höchsten, wildesten und einsamsten Gegenden, deren Reize er uns mit eben so warmem als treuem Pinsel malt. Während er einerseits den Gebirgsstock mit seinen Absenkungen und dem unzählbaren Gezweig der zum Rhein, zur Donau und zum Neckar niederrauschenden Gewässer immer in große Ueberblicke zusammenfaßt, und zugleich an die urältesten Erdrevolutionen erinnert, deren Folgen und Zeugen die Bergtrümmer sind, geht er andrerseits bis ins zarteste Detail des Landschafts- und Sittenmalers ein. Die kecken Felsgebilde, die muldenförmigen Thäler, die grünen Bergwässer, der Duft der Fernen, die wechselnden Beleuchtungen, die mannichfach sich abstufenden Tinten der Vegetation, die Nebelformationen, die Pracht der Hochwälder, die Gebirgsdörfer, die Ruinen, die einsamen Mühlen, Kapellen, Köhlerhütten, die lieblichen Staffagen des alemannischen Volks in romantischem Sonntagsputz, die kühnen Gestalten der Wilderer rc., das alles wechselt hier in immer neuen Landschaftsgemälden aufs anmuthigste ab und gewinnt unser Herz für das Land und Volk, durch dessen gemüthliche Sprache schon Hebel ihm so viele Freunde erworben hat. Zwischen diesen Landschaftsgemälden sind dann eingestreut ausführliche Schilderungen der in merkantilischer Hinsicht wichtigen Holzkultur im Schwarzwald, des ausgedehnten Handels mit Schiffbauholz, der Glashütten, Pechhütten, Köhlereien rc., der vielbesuchten Bäder, des Ländlich-Sittlichen, der Volksnatur, Volkssagen, und was des Orts Gelegenheit mitbringt. Rührend ist der stete warme Antheil, welchen der Verfasser an dem Stillleben des Volkes nimmt, wo andre Reisende gern vornehm darüber hinwegsehn. So sagt er, indem er von den Strapazen seines kleinen mit-

pilgernden Sohnes spricht: „Deine Kraft hielt wacker aus, fern aber sey es von dir, dich mit dem jungen Helden deines Alters vergleichen zu wollen. Ich denke hier an den armen Dorfjungen, der vor Nebel und Tag einen Büschel Besen auf den Rücken nimmt, und hungrig, erfroren im naßkalten, wehenden, stöbernden December fünf Stunden weit damit zu Markte geht, oder an den heimathlosen jungen Barfüßler, der den langen Tag über die Stadt durchwandelt und durchschreit, und des Nachts auf dem Dorfanger unter dem Wagen, dem fahrenden Waaren-Magazin seiner Eltern, auf Stroh liegt. — Dir mangelt die Kraft des Einen und die Geduld des Andern; aber auch im Geschick überbietet dich die Dirne, welche beim Glatteis die Milchtöpfe über den gähen Berg balanzirt. Zu solchen ungerühmten und unbelohnten Thaten bringst du es wohl nie. Ja wer weiß, wie sehr dich heute die Aussicht aufs Erzählen der Reisefahrt und ihrer Wagnisse gestachelt, statt daß Jene sich ihrer größeren Leistungen vor Niemand zu berühmen wagen. Die Alten sehen sie, auf ihren Erwerb bedacht, nur für Lastthiere an, die nie genug thun können, und sich Glück wünschen müssen, wenn sie nur keine Schläge erhalten."

Eigenthümlich ist dem Verf. ferner der feine Sinn, nicht nur der moralische, sondern auch der physische. Er bemerkt Dinge, auf die Andre kaum achten: z. B. „Ein eigenthümlicher aromatischer Geruch war uns schon auf frühern Ausflügen aufgefallen und jezt, als wir uns einer engern Schlucht näherten, durch welche die Straße ins Städtchen Oberndorf hinabführt, kam er uns wieder entgegen. Einer Vermuthung, durch mehrmaliges Zusammentreffen entstanden, mußten wir Raum geben; wir befanden uns jedesmal, so oft wir ihn empfanden, in der Nähe von Kartoffeläckern, auf denen das Kraut verwelkt, und in einige Gährung übergegangen war. Sollte von einem so häßlichen Ding so ein angenehmer Duft ausgehen können? Warum nicht? Ich bemerke hiebei, daß die besten blauen Kartoffeln aus der Schüssel dampfend einen unverkennbaren Vanillegeruch haben. Wer nicht, wie viele Menschen, mit den Augen riecht — die Verwechslung der Sinne ist im Leben sehr mannichfaltig — wird die Wahrnehmung bestätigt finden."

So gleichgültig ein solches sinnliches Aufmerken und Unterscheiden manchem scheinen mag und in vielen Fällen auch wirklich ist, so läßt sich doch nicht gegen den bekannten Pestalozzischen Grundsatz streiten, daß die sinnliche Anschauungs- und Unterscheidungslehre eins der wichtigsten Erziehungserfordernisse ist, woran wir es nur zu sehr fehlen lassen. Die Alten sahen viel klarer, als wir. Es ist mir der Fall bekannt, daß eine schöne und allgemein geliebte Landesmutter starb, und daß nach ihrem Tode kein Mensch angeben konnte, von welcher Farbe ihre Augen gewesen seyen, so daß die Maler noch jezt darüber streiten. Die Sinnenschärfung wird in der neuern Erziehung gänzlich vernachläßigt, und später ist es schwer, sich dieselbe noch anzueignen.

Damit hängt noch ein andrer Umstand zusammen. Nach und nach gehn mit jener Sinnenschärfung auch die alten sogenannten Bauernregeln, Witterungszeichen, Hausmittel ꝛc. verloren, woran die frühere Zeit so reich war. Wie wenige wissen z. B. was unser Verfasser anmerkt, daß ein auffallendes Trockenwerden der Hände Regen anzeigt? Weiß man in Polen, im Jura und in andern wölfereichen Gegenden, daß sich in Norwegen, wie ich jüngst in einer Reisebeschreibung las, die reisenden Bauern dadurch vor den Wölfen schützen, daß sie ein langes Seil am Schlitten nachschleppen, was alle Wölfe in Schrecken sezt und von einem Angriff abhält? So gibt es tausend des Wissens nicht unwürdige Erfahrungsbegriffe, denen Erhaltung, Sammlung und Verbreitung wir vernachläßigen. Es wäre daher gewiß ein zeitgemäßes Unternehmen, einmal alle solche zerstreuten Bauernregeln und für das Leben nützliche Beobachtungen in ein großes Werk zu vereinigen. Dasselbe könnte in folgende Rubriken zerfallen: Allgemeine Witterungsregeln — besondere Reiseregeln — Hausmittel gegen leichte Krankheiten und Wunden — Regeln in Bezug auf die Wohnung, Heizung ꝛc. — Regeln in Bezug auf die Kleidung — Regeln in Bezug auf Thiere und der von ihnen zu besorgenden Gefahr — Mittel gegen Feld- und Hausinsekten — eigenthümliche und neue Art, sonst für unbrauchbar gehaltene Dinge zu benutzen. — Es ist sonderbar, daß wir uns in dem, was uns zunächst liegt, uns täglich Sorge und Belästigung macht, alle die möglichen kleinen Vortheile nicht aneignen, die wir von Andern lernen könnten. Während wir z. B. eine Menge Geschichten der Baukunst besitzen, worin wir über die Konstruktion eines ägyptischen oder griechischen oder gothischen Tempels die detaillirteste Auskunft erhalten, ist es noch Niemanden eingefallen, eine Geschichte der innern Hauseinrichtungen und aller dabei angewandten ökonomischen Vortheile zu schreiben. Wer viel selbst gereist ist und außerdem viele Reisebeschreibungen gelesen hat, wird unter allen Zonen verschiedne Einrichtungen gefunden haben, von denen die besten und bequemsten, wenn sie nur mit dem Klima nicht im Widerspruch stehn, sich allemal mit Vortheil auch anderswohin verpflanzen lassen. Trotz dem aber, daß uns eine unbequeme Bauart in Bezug auf Licht, Raum, Lüftung, Heizung, Reinigung täglich inkommodirt, kleben wir träge an der alten Gewöhnung fest. Die Schaafzucht hat man ins Unglaubliche verbessert, mit der Veredlung des Weinbaus einen glücklichen Anfang gemacht, aber noch ist man weit entfernt, in Bezug auf die Gesundheit und Bequemlichkeit des Menschen selbst in Wohnung und Kleidung und Diät

sich wechselseitig Vortheile abzugewinnen, die praktischen Gebräuche eines Landes oder einer Gegend auf die andre überzutragen. Unsre Reisenden preisen wohl zuweilen, was sie in dieser Hinsicht in Holland, England, Nordamerika gesehn, aber sie führen es nicht bei uns ein. Nur in Bezug auf Gewerbe, wo es sich um baaren Gewinn handelt, wird jede neue Entdeckung, jeder neue Vortheil schnell verbreitet, wenn die Inhaber des Geheimnisses es nicht verbergen; in Bezug auf häusliches Komfortable aber bleiben wir gleichgültig und neidlos gegen Fremde, so leicht wir ihnen auch nachkommen könnten. Diese Gleichgültigkeit, die bei rohen Nationen eine Folge der alten Barbarei und Sklaverei ist, wie im slavischen Norden das Behagen im Schmutz und in der thierischen Branntweinvöllerei, erscheint bei gebildeten Nationen gewiß tadelnswerth, und ist ein Beweis, daß die menschliche Gesellschaft, wie weit sie auch in einigen Punkten gekommen ist, doch immer noch auf einer ziemlich tiefen Stufe unter ihrem natürlichen Ziele steht. Wie jezt über der Pflege des Geistes die des Körpers vernachläßigt wird, eben so herrschen auch im großen Staatsleben ideale Principe vor, welche die Sorge für das materielle Wohl der Völker immer wieder in den Hintergrund schieben.

25) Wilhelms von Freygang, königl. russ. Staatsraths Briefe über Alexisbad und die Umgegend. Aus dem Französischen von Eugen, Frhr. von Gutschmid. Leipzig, Wienbrack, 1830.

Das Alexisbad liegt zwei Meilen von Ballenstädt im Harz, seine Heilkräfte sind ausgezeichnet und eben so sind es seine romantischen Umgebungen, welche der Verfasser (oder nach der Bemerkung des Uebersetzers vielleicht auch seine Gemahlin) in diesen Briefen sehr ausführlich schildert. Wir stoßen übrigens darin meist auf alte Bekannte, den Blocksberg, die Baumannshöhle, die Roßtrappe rc. und die dahin gehörigen Sagen. Besonders ausführlich und in novellenartiger Ausdehnung ist die Geschichte der Pfarrerstochter von Taubenhain, aus Bürgers Ballade bekannt, und die in Walter Scotts Alterthümler erzählte Geschichte von Martin Waldeck hier eingeflochten. Eine heitre und reichlich abwechselnde Lektüre.

26) Wanderungen der Familie Walter durch die schönsten und merkwürdigsten Gegenden Schlesiens. Ein Lesebuch und Wegweiser von Ernst Jäckel. Mit 8 Kupfern. Berlin, Hasselberg.

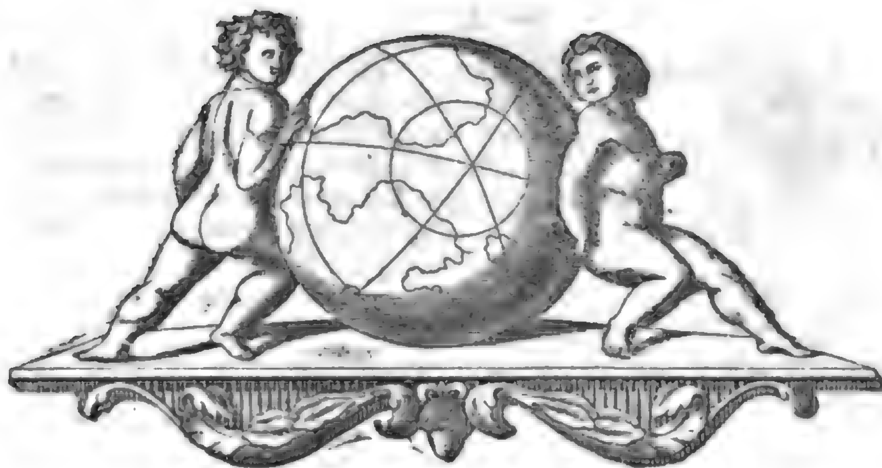
Dieses Buch scheint zunächst durch den bekannten Aufenthalt der preußischen Königsfamilie im Riesengebirge veranlaßt worden zu seyn, obwohl auch früher schon die Schönheiten dieses Gebirges viel und oft gepriesen worden sind, wie sie es verdienen. Es ist schade, daß die sonst mit Fleiß gearbeiteten Kupfer einem Kupferstecher übergeben worden sind, der nicht wie der Zeichner die Landschaften im Original vor Augen gehabt hat, denn wenn er sie vor Augen gehabt hätte, würde er die Entfernungen besser beachtet und uns weder die Schneekoppe, noch den Zackenfall, noch den Aupengrund, noch die Schneegruben in so falscher Perspektive gezeigt haben. Ueberall sind die Entfernungen und Verhältnisse in der Natur größer, als sie hier im Kupferstich erscheinen. Die Beschreibung ist dagegen treu und mit Liebe von einem Landsmann verfaßt, und dabei nicht nur auf Natur und gegenwärtige Kultur des an pittoresken und reellen Schätzen reichen Gebirges Rücksicht genommen, sondern auch auf die historischen Erinnerungen. Wer je im Riesengebirge war, wird auch ohne, wie Referent, darin geboren zu seyn, doch gern einstimmen, daß es an zauberischen Reizen seines gleichen sucht, insonderheit wegen des wunderbaren Kontrastes des Hochgebirgs mit der spiegelglatten und ungeheuer ausgedehnten schlesischen Ebne.

27) Topo-geographisch-statistisches Lexikon vom Königreiche Bayern, oder alphabetische Beschreibung aller im K. Bayern enthaltenen Kreise, Städte, Dörfer, Schlösser, Gebirge, Gewässer rc. Von Dr. J. A. Eisenmann und Dr. C. F. Hohn. Erster Band. A—L. Erlangen, Palm und Enke, 1831.

Ein ungeheures Opus. Die vorliegende erste Hälfte umfaßt 1132 enggedruckte Seiten im größten Oktav, und über 30,000 Artikel. Dabei ist nur auf die physische Beschaffenheit und auf die gegenwärtige politische und kirchliche Eintheilung Rücksicht genommen, nicht auch auf die historischen, gelehrten und artistischen Merkwürdigkeiten, aber jenes statistische Verzeichniß verräth in seinem ungeheuern Umfange eine Vollständigkeit, die schwerlich etwas zu wünschen übrig läßt. So reiht sich dieses Unternehmen würdig dem großen bayrischen Sprachwerk von Schmeller an, und es wäre zu wünschen, daß für diese alphabetische Statistik auch in andern deutschen Ländern mehr geschähe, da sie nicht blos für die lokale Orientirung in der Gegenwart, sondern auch wegen der Namen für den Alterthumsforscher und Linguisten Werth hat. Wozu hat man Bibliothekare und Archivare, als für solche große, das Material zusammenfassende Arbeiten, riesenhafte Register und Encyklopädien, welche den Staatsmännern, den Fachgelehrten und der studirenden Jugend die Uebersicht, die kein Einzelner für sich erlangen kann und ohne die doch alles mangelhaft bleibt, erleichtern!

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 14. — 6. Februar 1832.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

28) Rußland wie es ist, oder Sitten, Gebräuche, Religion und Regierung in Rußland. Nach Mehreren geschildert von A. Kaiser. Dritter Band. Leipzig, Hartmann, 1831.

Ein reichhaltiges Werk, wie wir früher schon bei der Anzeige der ersten Theile rühmten. Dieser dritte beschäftigt sich hauptsächlich mit den Staatseinrichtungen, mit Regierung, Adel, Geistlichkeit, und da der Gegenstand so interessant und vielleicht nicht allen Lesern schon bekannt genug ist, wollen wir einige Hauptpunkte hervorheben. „Der Mittelpunkt der vollziehenden Gewalt ist jedesmal der Monarch; seiner Entscheidung und Sanktion müssen alle nur einigermaßen wichtige Angelegenheiten unterworfen werden. Von ihm geht Alles aus, in seine Hände fließt Alles. Eine natürliche Folge davon ist, daß der Herrscher eine außerordentliche Selbstthätigkeit entwickeln muß, die sein Volk am jezt regierenden Kaiser besonders bewundert.

Hierauf konzentrirt sich die höchste Gewalt zunächst in drei unter sich völlig gleichen Tribunalen, welche der Reichsrath, der dirigirende Senat und die heilige Synode sind. — Der Reichsrath trat 1810 an die Stelle des bis dahin sehr einflußreichen Kabinetsrathes, und besteht aus einem Präsidenten, einer unbestimmten Anzahl von Mitgliedern, unter denen sich stets die Minister befinden, und aus einem Sekretär. Die Reichskanzlei und Kommission der Bittschriften sind davon abhängig. Vor dieses Tribunal gehören ferner alle wichtigen Angelegenheiten, sobald sie nicht auswärtige Verhältnisse betreffen; alle Verordnungen, die auf Verwaltung, Gesetzgebung, Finanzwesen u. s. w. Bezug haben, werden hier berathen, ehe man sie dem Kaiser überreicht, der dieser Behörde auch selbst Sachen zuschickt, über die er sich nicht aussprechen will. Ihre Berathungen haben jedoch keinen bindenden Einfluß auf den kaiserlichen Willen. Der Reichsrath zerfällt in vier Unterabtheilungen, von denen jede ihren besondern Präsidenten hat; sie sind die Departements der Gesetzgebung, des Kriegs, der bürgerlichen und religiösen Angelegenheiten und der Verwaltung der Finanzen. Die Sitzungen finden alle Wochen einmal, und zuweilen an besonderen Tagen statt. Der Sekretär führt dabei das Protokoll. — Der dirigirende Senat, welcher gewöhnlich als das höchste Tribunal des Reichs betrachtet wird. Die Zahl seiner Glieder ist unbestimmt und übersteigt gewöhnlich hundert, welche wieder in acht Departements, und diese in Sektionen getheilt werden. Die fünf ersten Departements haben ihren Siz in Petersburg, die andern drei in

Moskau. Präsident des Senats ist immer der Monarch. Er wird bei jedem Departement durch einen Oberprokurator, und bei allgemeinen Sitzungen vom Justizminister, als Generalprokurator, vertreten. Ohne die Unterschrift des Lezteren kann kein Urtheil des Senates vollzogen werden, und ihm liegt es ob, darüber zu wachen, daß dem Interesse des Monarchen nicht zuwider gehandelt werde. Die Ernennung der Senatoren ist dem Kaiser vorbehalten. Als Bewahrer der Geseze, wacht der Senat auch über ihre Vollziehung und zieht alle Großbeamten des Reichs zur Rechenschaft. Er führt ferner die Aufsicht über Verwendung und Erhebung der Staatseinkünfte und muß Alles thun, was die öffentliche Wohlfahrt erheischt; die Edikte und Ukasen des Kaisers werden durch ihn bekannt gemacht; die Ernennung der meisten Beamten ist von ihm abhängig und er gesteht den Staatsdienern die verdienten Beförderungen zu. Als höchstes, allen andern Behörden des Reichs vorgesetztes Tribunal, entscheidet er als lezte Instanz in allen Sachen, die bis zu ihm gelangen, und nur in einer sehr kleinen Zahl von Streitigkeiten ist die Appellation an den Kaiser selbst erlaubt. Die Ukasen des Senats haben, gleich den kaiserlichen, Gesetzeskraft und nur der Kaiser kann sie entkräften. „Seine Thätigkeit würde noch weit heilsamer seyn,“ sagte Malte-Brün, „wenn man die Form vereinfachte und statt des angeblich kostenlosen Verfahrens, den Bestechungen der unteren Gerichtspersonen ein Ende machte.“ Das Reichsarchiv ist dem Senat ebenfalls anvertraut. Zuweilen und in wichtigen Angelegenheiten, bedient sich der Kaiser einzelner Glieder des Senats, denen er dann Untersuchung und Urtheil überträgt; zu Vertretern seiner Person. So wurden neuerdings vier Senatoren nach Warschau beordert, um die Verschworenen im konstitutionellen Polen zu richten. — Die heilige dirigirende Synode wurde von Peter dem Großen (1721) gegründet. Nach dem zwanzig Jahre früher erfolgten Tode des lezten Patriarchen Adrian, beschloß der Monarch, diese Würde einzuziehen, wagte aber nicht, mit seiner Absicht gleich offen hervorzutreten. Er bestellte daher zur Verwaltung dieses Amtes einstweilen einen Exarchen, bis er es an der Zeit glaubte, durch Begründung der heiligen Synode die Würde eines Patriarchen gänzlich zu unterdrücken. Dieses Tribunal hatte anfänglich seinen Siz ebenfalls in Moskau, wurde aber bald nach Petersburg versezt, allein behielt fortwährend eine Kanzlei in Moskau bei. Es besteht aus Erzbischöfen, Bischöfen, Priestern, Archimandriten, einem Generalprokurator und Generalsekretär nebst einigen Subalternen. Die heilige Synode ist das höchste Tribunal in allen kirchlichen Angelegenheiten, allein ihre Beschlüsse müssen sämmtlich der kaiserlichen Genehmigung unterworfen werden.

Die eigentliche vollziehende Gewalt, welche gewissermaaßen in der Person des Kaisers vereinigt ist, ist dennoch vorzüglich den Minister-Staatssekretären anvertraut, deren Vereinigung ein viertes Kollegium, unter dem Namen Minister-Comité, bildet, welches aber den vorgenannten drei Tribunalen untergeordnet ist. Das Ansehen der Minister ist jedoch mehr persönlich und nur wenige Gegenstände werden von ihnen der vorherigen Berathung in der Comité unterworfen, welche zuweilen einen Präsidenten in der Person des Großkanzlers hat, einer Würde, die jedoch selten vergeben wird. Manchmal hat auch ein Minister sein besonderes Kollegium, welches den Namen Towarischtsche führt, und ihn unterstüzt, so wie bei Krankheiten und Abwesenheiten vertritt, allein nur für die von ihm unterzeichneten Urtheile und Anordnungen haftet. Die Minister machen ihre Berichte an den Kaiser selbst, der sie nebst den Jahresberichten an den Senat schickt, dem es obliegt, die Minister zu kontrolliren.

Die Lokalverwaltung ist den General- und Civilgouverneuren anvertraut. Es gibt im Ganzen vierzehn Generalgouverneure, von denen jeder zwei, drei und vier Gouvernements unter sich hat, je nachdem es ihre Größe oder die Oertlichkeit verlangt. Finnland hat seinen Generalgouverneur allein. Diese Würde wird von Militärpersonen bekleidet, welche wenigstens Generallieutenantsrang haben müssen, und die dann zugleich die in ihrem Bezirke stehenden Truppen kommandiren. Der Generalgouverneur ist weder Richter noch Gesetzgeber, allein er sanktionirt die Aussprüche der Obertribunale und führt sie aus. Alle Civilbeamten stehen unter ihm und machen ihm ihre Berichte; dasselbe müssen die Festungskommandanten und selbst der kommandirende General der Truppen thun. Außer seiner großen Machtvollkommenheit besizt er noch andere außerordentliche Vorrechte; so kann ihn z. B. der Senat zwar zur Rechenschaft ziehen, allein nur der Kaiser darf ihm einen Verweis oder eine Strafe zuerkennen. Die Generalgouverneure versammeln sich auf ausdrücklichen Befehl und in der Regel einmal jährlich, in Petersburg, um dem Monarchen mündlich Bericht zu erstatten, und fernere Verhaltungsbefehle zu empfangen. Die hohe Stellung dieser Würdenträger mußte natürlich die Ministerien eifersüchtig machen, und die Gouverneure der einzelnen Provinzen, welchen die Ministerien sonst ihre Befehle geradezu ertheilten, sehen auch nur lästige Aufseher in diesen neuen, vom Kaiser Alexander (1823) eingeführten Vorgesezten. Diese wechselseitige Eifersucht und Unzufriedenheit muß um so nachtheiligere Folgen für den innern Verkehr haben, als die Schranken dieser verschiedenen Behörden keineswegs ganz festgesezt sind.“

Die übrigen untergeordneten, von jenen Oberbehör-

den abhängigen Behörden übergehn wir hier, eben so die Verhältnisse des Adels und der Geistlichkeit, die das Buch ausführlich erörtert. Von besondrer Wichtigkeit ist die Spaltung zwischen dem Rangadel der Staatsdiener und dem Erbadel der altrussischen Grundbesitzer, welche leztere gegen jenen ersten vielfach zurückgesezt sind. Dies hängt denn auch mit der aristokratischen Eifersucht gegen die Autokratie, und mit der nationellen Eifersucht gegen die Fremden zusammen, die in großer Zahl, vom Hofe begünstigt, in die Reihen des Rangadels eingetreten sind.

In Bezug auf das russische Heerwesen dürften folgende Bemerkungen von allgemeinerem Interesse seyn: „Die Stimmung der Armee hängt zum Theil von der Persönlichkeit der verschiedenen Anführer ab. Bei der unter dem Befehl des Grafen Sacken stehenden ersten oder Westarmee herrschte vorzüglich in den lezten Jahren vor Alexanders Tode, die auffallend strengste Mannszucht. Ehrenwerthe, verdiente Offiziere wurden um Kleinigkeiten, oft um Nichts, verabschiedet, und die mehrmals wöchentlich erscheinenden Armeebefehle enthielten stets die Namen einer Menge Offiziere, die wegen Insubordinationen oder Untauglichkeit zu Offizierstellen, zu Gemeinen degradirt wurden. Wer sich über Ungerechtigkeit beschwerte, kam auf die Festung oder nach Sibirien. Unter den Offizieren selbst herrschte nicht die mindeste Vertraulichkeit, denn eine geheime Polizei, deren Glieder selbst Offiziere waren, verscheuchte jeden Keim derselben. Die durch den Feldmarschall Barklay de Tolly und seine Gattin, zu fast allen ausgezeichneten Chargen dieses Heeres beförderten Deutschen, machten besonders die Eifersucht der Russen rege, die sich auch oft auf die unzweideutigste Weise aussprach. So wird vom General Yermolow erzählt, daß derselbe, als er einst ins Vorzimmer des Feldmarschalls trat, und daselbst eine Menge Adjutanten und Ordonnanzoffiziere antraf, ganz höflich sich verbeugend, gefragt habe: „Ist Jemand unter Ihnen, meine Herren, der russisch spricht und so gut seyn will, mich dem Feldmarschall zu melden?“

Bei der zweiten oder Südarmee unter Graf Wittgenstein, herrschte weit gemäßigtere Mannszucht und mehr Lebendigkeit und Einigkeit. Man betrachtete sie aber eben deshalb mit argwöhnischen Blicken und sie war revolutionärer Umtriebe verdächtig; im Jahre 1825 wurde dieses Mißtrauen gewissermaßen gerechtfertigt. — Auch bei den unter dem Befehl des Cäsarewitsch Konstantin stehenden Littauischen Korps, brachen Ende des Jahres 1825 Unruhen aus, die aber zum Theil von den Anführern unterdrückt wurden; Verrath brachte aber doch einigen ihrer Theilnehmer den Tod. In die unglücklichen Angelegenheiten, welche die Kommission in Bialystock zu untersuchen hatte, wurde auch ein edelmüthiges Mädchen verwickelt, bei dessen Bruder sich mehrere Offiziere versammelten, die im Verdacht einer geheimen Verschwörung standen. In dem Augenblick, wo die lezteren verhaftet wurden, ergriff jene die vorhandenen Papiere und warf sie in den Ofen, wo sie sofort verbrannten. Man verhaftete sie nun ebenfalls, und das über sie gefällte Urtheil lautete auf Abhauen der einen Hand.

Das abgesonderte kaukasische Korps reibt jährlich die meisten Menschen auf, und verursacht dem Staate ungeheuren Aufwand. Ungesundes Klima, ungewohnte Lebensweise, der unaufhörliche Guerillaskrieg mit den unruhigen Bergvölkern, verzehren im tiefsten Frieden alljährlich den dritten Theil der Mannschaft. Offiziere und Beamte, welche sich freiwillig zum Dienst in jenen Gegenden melden, erhalten daher auch große Begünstigungen von der Regierung. Sie werden doppelt besoldet, schneller befördert, und Civilbeamte, die dahin gehen, erhalten sogleich einen höheren Rang. Nur wenige werden aber vom Glück so begünstigt, daß sie aus jenen gefährlichen Ländern zurückkehren.“

29) Ausflug nach Ehstland, im Junius 1807. Mit Musikbeilagen. Meiningen, Keyßler, 1830.

Obgleich diese Reise nicht mehr neu ist, so thut dies doch ihrem Interesse keinen Eintrag, da sie hauptsächlich sich mit den Volkssitten, Volksaberglauben und der Volkspoesie beschäftigt. Das unglückliche Volk wird also geschildert: „Nach dem polnischen Bauer in Weißrußland ist der esthnische das trägste menschliche Geschöpf, das ich kenne. Aber die Ursachen dieser Trägheit sind bei beiden die nämlichen. Polen und Esthen haben Jahrhunderte lang gearbeitet und ihre Lage ist um nichts gebessert.“ Merkwürdig ist, daß troz dieser Verwahrlosung der Männer, das weibliche Geschlecht, nach der Versicherung des Verfassers außerordentlich schön und nicht ohne Geist seyn soll. Daher kommt es denn auch, daß die ehstnische Poesie fast durchgängig nur ein Geschäft der Mädchen und Frauen ist. Statt aller weitläuftigen Beschreibungen der in Ehstland wie überall in Rußland noch herrschenden Leibeigenschaft geben wir nur einige Volkslieder, darin das Schicksal und die Stimmung des Volks klar ausgesprochen sind.

Der Sommer bringt uns um;
Der Winter mordet uns;
Die Heuzeit schneidet uns den Odem ab,
Die Erndte machts mit uns vollends aus.

Leben herrscht auf unsern Fluren,
So lange der Herr auf Oesel ist,
So lange der Herr im Pernauer Lande ist.
Kommt er von Oesel
Aus dem Pernauer Lande zurück,

So flieht das Leben von unsern Fluren,
Das Leben schwindet von unsern Männern,
Die Freude von den Sammlern des Heu's,
Und das Glück von den Pflügern des Feldes.
Das Weinen tönt bis nach Knuda,
Das Geklage bis nach Allotag.
Beim Dudelsack pfeift die Peitsche.

Einige Stimmen.

Laßt uns drei die Hände geben,
Zusammen vors Gericht gehen,
Anzuflehen die Richter.

Vor dem Richter.

„Guter Herr,
„Beste Frau,
„Seht auf das arme Gebiete herab,
„Wie grausam man uns martert
„Wie grausam man die Geringen peinigt,
„Die Starken entkräftet,
„Der Jüngern Blut vergießt.“

Der Richter.

Seyd ruhig Kinder!
Wir wollen rathschlagen,
Wie man euch helfen könne! —

„Die lezten zwei Zeilen sind äußerst sarkastisch. Sarkasme ist dem Ehsten ganz eigen. Seine Ausdrücke sind oft der feinste Biß. — „Wir wollen rathschlagen — wie man euch helfen könne!“ Aber man hilft ihnen nicht — ohne Zweifel, weil man nach der Lage der Dinge in diesem Punkte keine Abänderung machen kann.“

Trauriger noch ist folgendes Volkslied:

Wohl wird man unser Gebiet erkennen
Unter der Menge anderer Gebiete
Und in der Mitte des Kirchspiels!
Viel Drangsal wird uns durch den Kubjas.
Die Gewalt ist in den Händen eines alten Herrn,
Die Ochsen fressen vor Eile am Joch,
Die armen Wallachen im Geschirre,
Die Grauen zwischen den Finnern,
Die Schimmel kauen an Steinen.
Die Arbeitsmänner mit den Zaunstangen getrieben,
Die armen Arbeiterinnen mit dem Flegel bedroht.
In der Riege drischt man mit Peitschen,
Mit Prügeln trägt man die Garben zusammen,
Mit Weinen drischt man das Korn aus,
Das Wimmern hört man bis Nurma,
Das Geklage bis nach Allotag.
O wir armen Hofarbeiterinnen!
Täglich Sklaven des Amtmanns,
Und des Frohndienstes Sklaven wir Unglücklichen!
Wir armen Kinder, den Arbeiterinnen zur Hülfe gegeben!
Wie viel Trübsal erdulden wir!
Wie viel Hunger leiden wir!
Wie viel bitt're Kälte ertragen wir!
Fiel der Schnee auch eiskalt herab;
Würde wie aus Matten der Hagel geschüttet:
Gösse der Regen wie in Strömen;
Immer muß der Sklave arbeiten:
Immer muß er rasch sich drehen:
Immer sich dem Gebote unterwerfen.
O wir armen Hofarbeiterinnen!
Nicht wissens die Uebrigen daheim,
Noch begreifens die Leute vom Hofe,
Wie es hier bei der Arbeit hergeht.
Bei der Arbeit bewegt sich die lange Ruthe,
Geschwungen wird die Faulbaumruthe,
Sausend bewegt sich die Apfelbaumruthe,
Und schaukelnd die Ruthe von Lehnholz:
Dies, dies geschieht bei der Arbeit.
Den Arbeiterinnen gibt man uns zur Beihülfe:
Zum Hofe werden sie reihenweis genommen.
Wenn wir größere Arbeit zu thun nicht vermögen,
Wir wie ein Gänschen uns noch nicht weit entfernen,
Oder, wie ein Hähnchen noch nicht laut gackeln können;
Dann stellt man uns den größern zur Seite.
O Gott, gütiger Gott!
Erhebe dich von deinem Sitze!
Blick auf das arme Gebiet herab!
Wie man uns Arme quält!
Wie man die Kleinern peinigt,
Der Geringern Blut vergießt!
Wenn nichts weiter, doch den Koth zu schleppen,
Und Steine zusammen zu lesen.
O Gott! gütiger Gott!

Ein charakteristischer Grundzug in diesen Liedern ist die weibliche Furchtsamkeit, denn es ist nie von Rache darin die Rede, sondern immer nur von Flucht und Zurückziehen, sowohl vor der Theilnahme an der Freude als an der Gefahr des Herrn. So verschmäht ein ehstnisches Mädchen die Liebe der Junker um des Knechts willen. Ein andres Mädchen mahnt den jungen Krieger zur Feigheit, da es thöricht wäre, sich für einen grausamen Herrn todtschlagen zu lassen ꝛc. Eben so charakteristisch wie die Lieder sind die Sprüchwörter, Volkssagen und die außerordentlich zahlreichen abergläubigen Gebräuche und sympathetischen Hausmittel, die bei diesem unter das Joch der härtesten Sklaverei gebeugten Naturvolk von alten Zeiten her üblich sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 15. — 8. Februar 1832.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

30) Bemerkungen auf einer Reise im Jahr 1827 durch die Beskiden über Krakau und Wieliczka nach den Central-Karpathen, von Albrecht von Sydow. Mit einer Charte. Berlin, Dümmler, 1830.

Ein werthvolles Reisewerk, da das karpathische Hochgebirg bisher noch sehr wenig bekannt war, so wenig, daß der Verfasser selbst bedeutende Irrthümer in den Charten zu rügen fand. Der langgestreckte Höhenzug der Karpathen, der Ungarn und Polen scheidet, besteht aus mehrern von einander getrennten Gebirgsstöcken, unter denen die Beskiden mit dem Jablunkapaß an der Südgränze Schlesiens und weiter nach Westen die Central-Karpathen (deren westlicher Theil die Liptauer Alp, und deren östlicher das Tatragebirge heißt) die vornehmsten sind. Das Tatragebirge ist höher als 8000 Fuß, Urgebirg, von Granit, trägt aber keinen ewigen Schnee, wegen seiner abschüssigen Formen und wegen der Gewalt der Winde. Eine Specialcharte und ein Prospekt seiner Umrisse machen uns dies Gebirge sehr anschaulich. Der Verf. hat es an ausführlichen geognostischen und meteorologischen Untersuchungen nicht fehlen lassen, die den Mann vom Fach sehr interessiren werden. Anziehender für das größere Publikum sind die Schilderungen der Stadt Krakau und des berühmten Salzwerkes Wieliczka, die am Fuß des Gebirges liegen, und die Notizen über die Bevölkerung des Gebirgs. Wieliczka wird jedem Leser schon bekannt seyn. In der Beschreibung Krakaus, der alten polnischen Königsstadt, nehmen die Alterthümer und nationellen Heiligthümer den ersten Rang ein. Folgender rührende Zug wird um so mehr Theilnahme erregen, als der Verfasser ihn vor dem Ausbruch der polnischen Revolution niederschrieb. Er besuchte die Kirche, wo die Gebeine Sobieskys, Poniatowskys und Kosziuszkos ruhen, die des leztern in einem schlichten Sarge mit der einfachen Inschrift: Kosciusko. „Es war Wochenmarkt in Krakau, daher befanden sich viele Landleute im Dom, als ich die Gruft öffnen ließ. Männer und Weiber benuzten diese Gelegenheit, und stiegen mit hinunter. Alle seufzten beim Anblick der Särge laut auf, und ihre bebenden Lippen schienen zu verrathen, daß sie für diese verstorbenen Freunde des Vaterlandes beteten. Keinem waren ihre Thaten unbekannt. Eine feierliche Stille herrschte in der von einigen Wachskerzen erleuchteten Gruft; nur zuweilen wurde sie von leisem Geflüster dieser großen Namen und den tiefen Seufzern unterbrochen; vor allen aber hörte man den Namen Naczelnick Kosciuszko. So mancher der ältern Männer mochte noch unter ihm gefochten haben. Einige traten näher an die Särge heran, und legten leise ihre

Rechte darauf, gleichsam als ob sie dadurch mit dem Abgeschiedenen in nähere Verbindung treten wollten. Auf allen Gesichtern lag der Ausdruck des tiefsten Schmerzes, in den Augen vieler standen Thränen, und kein Kind kann an dem Sarge der Eltern bewegter seyn, als diese einfachen Landleute in der Gruft dieser großen Männer. Als ich gieng, und das Gewölbe wieder geschlossen werden sollte, war es nicht zu verkennen, daß es ihnen Anstrengung kostete, sich von den theuren Ueberresten loszureissen."

Von den Polen, die im Norden des Gebirges wohnen, sagt der Verfasser: „Sie sind klein, haben einen schwächlichen Körperbau, eine eingebogene Brust, gewöhnlich hohle, zuweilen aufgedunsene Wangen und eine bleiche erdfarbene Gesichtsfarbe. Alles eine Folge ihrer dürftigen Lebensweise, ihrer Ausschweifungen und der verwahrlosten Erziehung ihrer Jugend. Fast möchte ich sie ein degenerirtes Geschlecht nennen. — Ohne Körper= und Charakterkraft, sind sie gegen Reiche oder Vornehme kriechend, gegen Arme und diejenigen, über die sie ein Uebergewicht zu haben glauben, grob und trotzig, und gegen Fremde im höchsten Grade ungefällig. Wenn der Reisende nicht jeden Dienst von ihnen mit Geld aufwiegt, rühren sie weder Hand noch Fuß, ja beantworten kaum die Frage: wohin der Weg führe, wie das Dorf oder das Wasser heiße, welches man passirt. Zeigt man ihnen aber Geld, so traben sie mit abgezogenem Hute wohl eine halbe Meile neben dem Wagen her, und wünschen einem die Fürbitte aller Heiligen, wenn sie für ihren Dienst belohnt werden. — Ohne je Schulunterricht genossen oder irgend eine geistige Ausbildung empfangen zu haben, reift das Kind zum Manne oder zur Jungfrau heran, aber größtentheils vergeudet die Jugend schon vor völlig erlangter Mannbarkeit in einem unzüchtigen Leben ihre Kräfte. Erstorben für jedes innere Seelenleben, gleichgültig gegen die schöne Natur, die sie umgibt, empfinden sie nur die Mühseligkeit des Lebens und staunen, wie man die schöne Schöpfung bewundert, wie man Reiz zum Ersteigen der Berge haben und nur eine Meile weit darum reisen könne. Im Allgemeinen dumm und mißtrauisch, sind sie stärrisch und prozeßsüchtig; dagegen, wenn es auf ihren Vortheil ankommt, listig und verschlagen. — Nächst der Dieberei fröhnen sie ohne Ausnahme dem Trunke, und nirgends findet man wohl so viel Raufereien und Schlägereien, wie in dem von ihnen bewohnten Landstriche. Dessenungeachtet haben sie einen ungemeinen Nationalstolz, und wenn sie sich rühmen wollen, oder sich von einem Fremden verlezt fühlen, schlagen sie sich vor die Brust, indem sie mit Selbstgefühl sagen: „ia jestem Polak" (ich bin ein Pole)."

Neben den eigentlichen Polen leben im Norden des Gebirgs noch die Goranen, ein altslavischer Gebirgsstamm, kräftig und gutmüthig. Im Süden des Gebirgs wohnen Ungarn, Slowacken und Ruthenen; an beiden Seiten des Gebirgs mit allen diesen Nationen vermischt noch Deutsche, Juden und Zigeuner, als spätere Einwanderer. Alle diese verschiedenen Völker bleiben in Tracht, Sprachen und Sitten von einander verschieden. Als der kräftigste, heldenmüthigste und schönste Menschenschlag werden die Slowacken geschildert, als der reinlichste und fleißigste der deutsche, daher auch sehr häufig die schönen Slowacken sich unter den deutschen Mädchen gute Hausfrauen suchen und diese ihnen vor ihren eignen Landsleuten den Vorzug geben. Uebrigens fehlt es allen insgesammt an Bildung. Kirche und Schulen erscheinen hier in ihrer tiefsten Erniedrigung und Aberglauben und Dummheit stehn hier noch im Flor wie vor einem halben Jahrtausend.

31) Die Ungarn wie sie sind. Charakter-Schilderung dieses Volkes in seinen Verhältnissen und Gesinnungen. Von August Ellrich. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1831.

Kürzlich hat uns Graf Mailath durch seine Schilderung des Reichstags von 1830 mit der Glanzseite Ungarns bekannt gemacht; hier erblicken wir die etwas finstre Hinterseite. Der Glanz der Magnaten hindert nämlich nicht, sondern ist vielmehr eine Ursache mehr, daß das Volk in einem noch mittelalterlich barbarischen Zustande zurückgeblieben ist. Auf der einen Seite sehn wir folgendes entzückende Bild: „Man denke sich eine weibliche Gestalt, so ungefähr wie Tasso im vierten Gesange seine Armida, oder im Oberon seine Traumprinzessin beschreibt, im ungarischen Kostüme; eine Gattung Schnürbrust, bis zu den Hüften reichend, mit Diamanten bedeckt, umschließt den schlanken Leib; das reich gestickte Kleid, welches dem Geschmacke der Besitzerin ein weites Feld öffnet, endet in eine Schleppe; die Ermel von einem sonderbaren Schnitte, reichen kaum bis an die Hälfte des Armes, und lassen eine der vorzüglichsten, weiblichen Schönheiten unverhüllt; eine sonderbar gestaltete, doch äußerst geschmackvolle Mütze von schwarzem Sammt, welcher aber nur hie und da zwischen strahlenden Diamanten hervorsieht, von welcher ein langer, doppelter Schleier bis zur Erde niederfließt, bildet den Kopfputz; ich kenne keinen, der dem Auge sich gefälliger darstellte, kein Kostüm, welches mehr geeignet wäre, weibliche Schönheit zu erheben: eine Pariser Dame, welche eben aus den Tuillerien kommt, alle Künste der Tollette erschöpft hat, kann an der Seite einer schönen Magyarin doch nur für eine Soubrette gelten."

Dieses schöne Bild kontrastirt aber gewaltig mit dem folgenden. Die ungarischen Magnaten verzehren ihre

Reichthümer größtentheils in Wien, und entziehen sie dadurch dem Umlauf in ihrem Vaterlande. „Man hat seine Palläste in Wien, man lebt den größten Theil des Jahres in Wien, man zeigt seine Pracht, seine Herrlichkeit in Wien, hält Pferderennen in Wien, stürzt sich in Schulden ebendaselbst, und geht ungefähr ein Mal im Jahre auf seine Güter, um einigen hundert Hirschen und mehreren tausenden Hasen das Lebenslicht auszublasen, und zugleich, zur Freude der glücklichen Unterthanen, die nöthigen Anstalten zu treffen, die in Wien gemachten Schulden — welche bezahlt werden müssen, die in Ungarn gemachten werden nicht bezahlt — zu bezahlen.“

Und gerade auf diese Magnaten, die außerhalb Ungarns leben, hat aller Reichthum sich gehäuft, während der niedere Adel eine trotz seines Stolzes sehr demüthige Rolle spielt. „Sieht ein solcher Edelmann einen Fürsten oder Grafen mit sechs auserlesenen Pferden an sich vorüberrollen, indeß er hinter seinem, mit zwei kleinen, aber nicht niedlichen, Pferdchen bespannten Pfluge nach dem Acker zieht, so streicht er den Schnurbart, spuckt durch die Zähne — die Ungarn haben eine ganz eigene Art auszuspucken, welche ich noch bei keiner andern, tabackrauchenden Nation bemerkt habe — und spricht: „Nemes ember van, nemes ember én is vagyok“ — er ist ein Edelmann, ein Edelmann bin ich auch — welches allerdings ein herzerhebender Trost ist.“

Einen Mittelstand gibt es noch nicht, und die Jurati, welche hier die Talente und den Patriotismus desselben repräsentiren, sind junge Adelige. Diese Juraten werden nach vollendeten Studien bei den Landesdikastereien angestellt, und es soll bei ihnen auf originelle Weise der Uebermuth der Jugend und des Adels mit großer Vaterlandsliebe und thätigem Geschäftsgeist gepaart seyn.

Diesen verschiedenen Abstufungen des Adels gegenüber befindet sich der Bauernstand noch auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung. Dies glaubt man gern, wenn man liest, daß nur der Adelige in Ungarn Grund und Boden besitzen darf, daß der Adelige dem Bauer, dem er ein Gütchen überlassen, nach Willkühr wieder davon vertreiben kann, daß der Bauer dem adeligen Gutsherrn in der Woche fünf Tage lang frohnen muß und nur zwei Tage für sich behält, daß der Bauer zum Straßenbau frohnen und doch allein Weggeld bezahlen muß, während der Adelige davon frei ist, daß endlich der langwierige Prozeßgang dem Bauer keinen Schutz vor Mißhandlungen gewährt. Der Verf. sucht diese Mißhandlungen auf eine tragikomische Art aus dem Unverstande des ungrischen Bauers herzuleiten, hätte aber auch umgekehrt diesen aus jenen herleiten können, denn der Verstand pflegt den Menschen weit eher aus = als eingeprügelt zu werden. Er sagt: „Wäre das Fassungsvermögen aller Menschen wirklich gleich, wie Helvetius meinte, so müßte auch dieselbe Quantität und Qualität Prügel hinreichen, alle Menschenkinder, sie mögen am Süd = oder Nordpole wohnen, über irgend einen Gegenstand vollkommen aufzuklären, ihnen irgend eine unklare Sache klar zu machen, was aber keineswegs der Fall ist, denn während in einigen Ländern zehn oder zwanzig Hiebe, gewöhnlicher Qualität, hinreichen, irgend einem Individuum irgend eine Sache als z. B. „du sollst fünf Tage in der Woche für deinen Gutsherrn arbeiten, damit er Fasanen und Tokayer genießen könne, indeß du dich mit schwarzem Brode und Wasser nährst,“ deutlich und klar zu machen, werden in Ungarn funfzig, achtzig, hundert ertheilt und von einer Qualität, von welcher man sich in andern Ländern keinen Begriff machen kann.“

Auf diese Weise wird uns freilich die unmenschliche Roheit erklärlich, mit welcher, wie uns die Zeitungen berichtet haben, im vorigen Jahre die empörten ungarischen Bauern gegen ihre Herrn Repressalien gebrauchten.

Trotz alledem bleibt im ungarischen Volk ein unerschöpflicher Fond von Treuherzigkeit, wovon uns der Verf. manchen komischen und rührenden Zug mittheilt, und diese Treuherzigkeit so wie die anerkannte Tapferkeit der Ungarn machen, das wir das in vieler Hinsicht verwahrloste Volk doch lieb gewinnen und hochachten müssen.

32) Briefe über einen Theil von Kroatien und Italien an Caroline Pichler von Therese von Artner. Pesth, Wigand, 1830.

Interessante Schilderungen wenig besuchter Gegenden. In jene Grenzbezirke, wo der Slave mit den Türken seit Jahrhunderten sich rauft und wohin selten ein fremder Mann sich wagt, wagte sich diesmal eine zarte Dame, geschützt durch ihre Bekanntschaft mit dem k. k. Grenzgouvernement. Theils die Einfälle der Türken selbst, theils die Räubereien von Heiduken und dergleichen Gesindel, das sich bald auf das österreichische bald auf das türkische Gebiet warf, theils endlich die beständige Pestgefahr machte eine strenge Bewahrung der Grenzen zwischen Ungarn und der Türkei nothwendig. „Die Menge der hiezu erforderlichen, so beträchtlichen Militärmacht konnte auf keine einfachere und weisere Art in Bereitschaft gestellt werden, als, indem man die Bewohner der ganzen Grenzstrecke in Soldaten umschuf. Glücklicherweise sagte der Nationalcharakter diesem Plane vollkommen zu, ohne welches Entgegenkommen der ganze Entwurf erfolglos geblieben wäre. — Eigentlich entwickeln sich unter den frühern Regierungen das Grenzsystem aus der Nothwendigkeit selbst. Bürgerliche Stände und Beschäftigungen

konnten in Bezirken nicht gedeihen, die unaufhörlichen kriegerischen Beunruhigungen ausgesezt waren; man mußte zufrieden seyn, sie mit einem kräftigen, seinem unbezähmbaren Nachbar an Streitlust und Streitkraft so ähnlichen Menschenschlag bevölkern zu können, daß er diesem, wenn es immer Noth that, die Spitze bieten konnte. So wurden Uskoken, Morlaken, Albaner, Wallachen und Serben in der Grenze angesiedelt. — Als zu Anfang des 18ten Jahrhunderts die Zeiten etwas ruhiger wurden, gedachte man diese rauhen Krieger in friedliche Ackersleute umzuwandeln. Aber sie erklärten, daß sie lieber mit Weib und Kind ins türkische Gebiet auswandern, als steuerpflichtige Bauern werden wollten, und in der Licca wurden sogar die Kommissäre, die dies bewirken sollten, Graf Coronini und Baron Ramschüssel, in der Kirche getödtet. — Die große Theresia, der Stolz des weiblichen Geschlechts, die, so klug als gut, jedes ihrer Völker nach seiner Eigenthümlichkeit zu behandeln verstand, bildete das Grenzsystem in seiner jetzigen Gestalt aus, und Joseph und Franz machten es sich zum Augenmerk, dasselbe immer mehr zu befestigen, auszudehnen und zu verbessern. Hierdurch ward und blieb der Grenzer Soldat; aber unter militärische Disciplin gestellt, die strengste von allen, konnte er dadurch zugleich am gewissesten zur Ordnung und Ruhe, und selbst zur Kultur und bürgerlichen Beschäftigungen gebracht werden. Allenthalben wurde der dem Boden angemessene Landbau eingeführt und Schulen angelegt, und seine Offiziere gebieten ihm eben so seine Kinder zum Unterricht zu senden, und wenn er säumig ist, das Feld zu bestellen, als zum Exerciren auszurücken; sie vereinigen die Kräfte zu gemeinnützigen Anstalten. In ganz Ungarn gibt es nicht so vortreffliche Straßen, als ich im Gebiete des ersten Banatregiments sah, selbst alle Nebenwege sind chausseenartig unterhalten und durchaus mit Obstbäumen bedeckt."

Besonders schildert die Verfasserin die neue Kunststraße zwischen Karlstadt und Fiume, als ein bewundernswürdiges Werk, da sie aber über 2 Millionen gekostet hat, und man die Kosten durch hohe Zölle zu decken suchte, so hat dies die nachtheilige Folge gehabt, daß die Straße einsam geblieben ist, und daß der Verkehr Ungarns mit Odessa über den mit Italien die Oberhand gewonnen hat. (Seite 101). — Als eine Sonderbarkeit bemerken wir, daß in den Regimentsbibliotheken der Kroaten die Werke Wielands und Goethes nicht fehlen dürfen. Man denke sich einmal einen Kroaten, der die Wahlverwandtschaften und Ottiliens Tagebuch liest oder den leidenden Werther!

Auch auf das benachbarte Serbien wirft die Verfasserin ihren Blick, und schildert unter anderm den Fürsten Milosch als gewaltthätig und grausam. „Er bemächtigte sich kürzlich eines schönen Mädchens, das Braut war, und behielt es bei sich. Einst saß sie am Fenster und stieß einen lauten Schrei aus, als Milosch eben im Zimmer war; er zwang sie zum Geständniß, warum sie dies gethan? Ihr Bräutigam war eben vorüber gegangen. In einer Stunde darauf sah sie den Jüngling im Hofe hängen. Dies erbitterte die Serben so, daß sie sagten, sie wollten noch lieber von den Türken als ihres Gleichen so mißhandelt werden, und es fast zu einem Aufstand kam." Dies widerspricht sehr der Schilderung, die wir in dem nächstfolgenden Reisewerk werden kennen lernen.

Die fernere Reise der Verfasserin durch das östliche Italien ist nicht uninteressant, doch bespricht sie bekanntere Dinge. Bemerkenswerth dürfte folgende Rechtfertigung der k. k. Regierung in Betreff Venedigs seyn. „Nichts ist ungerechter, als wenn man, wie von so vielen Reisebeschreibern geschieht (besonders auch von der unweiblichen Morgan), eine Parallele zwischen dem glänzendsten Zustand der Republik und ihrem gegenwärtigen zieht, und den ungeheuren Unterschied, der sich daraus ergibt, den gegenwärtigen Regierungsverhältnissen zur Last legt. — Seit Jahrhunderten ist die Republik Venedig im Abnehmen; die Entdeckung des Wegs um das Kap gab ihrer merkantilischen Thätigkeit den Stoß, und die Ligue von Cambrai, 1508, sezte ihren Eroberungen Schranken. Sie erhielt sich wohl noch durch List und die Eifersucht der übrigen Mächte, um ihre kriegerische Stärke und politische Bedeutenheit aber war es gethan, und ihre Geschichte kann seit dieser Zeit keine Siege mehr aufweisen, als die Franz Morosini's im Peloponnes, zu Ende des 17ten Jahrhunderts. Seit dem Passarowitzer Frieden blieb sie ganz unthätig; ihre Armada war eben so gesunken, wie ihre Landmacht, das Staatsgebäude war morsch, daher es auch auf den ersten Schwerdtschlag des neuen Alexanders unwiderherstellbar zusammenbrach. In welchem Zustand fand er das, von den Verehrern der Republik so furchtbar geschilderte Arsenal? Zwanzig Schiffe lagen auf den Werften, wovon aber zwei seit 1732 im Bau waren, zwei seit 1743 und zwei seit 1752, und wahrscheinlich nie fertig geworden wären. — Nun suchte der Eroberer sich auch ihrer Geldkraft zu bemächtigen, und seine erste Frage an sie war: „Quanti Millioni avete? Als er die möglichsten Vortheile daraus gezogen, überließ er Venedig an Oesterreich. Und jezt will man seinen gegenwärtigen Besitzern die ganze Schuld seines Verfalls aufbürden!"

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 16. — 10. Februar 1832.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

33) Reise in Serbien im Spätherbst 1829. Von Otto von Pirch. Zwei Theile. Berlin, Dümmler, 1830.

Was Ranke für die Geschichte, Talvj und Wilhelm Gerhard für die Poesie der Serben gethan, das thut in diesem Werk Herr von Pirch für die Topographie und für die Kenntniß des gegenwärtigen Kulturzustands ihres in neuerer Zeit so interessant gewordenen Landes.

Die europäische Türkei bietet ein seltsames Völkergemenge dar. Der ganze Norden ist slavisch, aber diese Slaven unterscheiden sich je nach der Zeit ihrer Einwanderung und Unterwerfung. Die Bulgaren sind wie die Serben griechische Christen und sprechen ihren alten Dialekt, aber die erstern sind den Türken sklavisch unterworfen und friedliche Ackerbauer, während die leztern als tapfre Krieger sich emancipirt haben. Die Bosnier sprechen ebenfalls noch slavisch, ihre Primaten nahmen aber bei der Eroberung den Islam an. Die Albanesen haben eine romanische Sprache, sind aber Muhamedaner, und die Neugriechen endlich sind Christen und sprechen griechisch, während sie nach Fallmeraiers gründlichen Untersuchungen ebenfalls ursprünglich nur Slaven sind.

Die Serben haben gleich den Griechen und sogar ohne fremde Hülfe sich emancipirt. Ihre Revolution ging von Kara Georg aus und wurde durch Milosch Obrenowitsch vollendet, der jezt aus einem einfachen Bauer zum Fürsten des Landes erhoben ist. Die unsterblichen Freiheitskriege dieses heldenmüthigen Bergvolks muß man in Rankes Darstellung nachlesen.

Herr von Pirch besuchte das Land nach dem Frieden von Adrianopel, welcher bekanntlich Serbiens gegenwärtige Verfassung definitiv feststellte. In diesem Moment der Wiedergeburt fand er das ganze Land fröhlich und im behaglichen Gefühl der Sicherheit, und er selbst wurde um so ehrenvoller aufgenommen, als die Serbier je mehr und mehr zur europäischen Kultur hinneigen und sich durch den Besuch von Fremden geschmeichelt fühlen. Er schildert das Volk als sehr aufgeweckt und geistreich, obgleich es durchaus nur aus Bauern besteht. Die geistigen Anlagen desselben sind uns schon durch seine Volkslieder bekannt, und wahrscheinlich wird es sich, nach dem Maaß seines Bedürfnisses, sehr schnell die Vortheile der europäischen Civilisation zu eigen machen. Der Fürst Milosch trägt sehr viel dazu bei. Obgleich er, als Bauer aufgewachsen, weder lesen noch schreiben kann, besizt er doch einen durchdringenden Verstand, kennt die Lage und die Erfordernisse des Volks genau und bedient sich zu den Geschäften talentvoller Männer. Der Verf. gibt uns folgendes Bild von

ihm. „Ich hatte das Bild gesehen, welches der Lebensbeschreibung des Fürsten (von Wuk Stephanowitch), vorangedruckt ist; dies gibt aber eben so wenig eine richtige Vorstellung von dem Aeußern dieses ausgezeichneten Mannes, als es zu dem interessanten Charaktergemälde paßt, welches Ranke in dem Abschnitt: „der Aufstand des Milosch," aufstellt. — Fürst Milosch ist 48 Jahr alt, von kolossaler Größe, und sehr stark gebaut. Er ist blond, seine Züge sind fest, offen und heiter, seine Haltung und seine Bewegungen voll Anstand und Würde. Er sieht ganz aus, wie der Held seines Volkes, es ist nichts, was man hinzugewünscht hätte. Er war in reicher türkischer Tracht, mit einer Pistole im Gürtel. — Der Fürst ist fast den ganzen Tag im Freien, selbst im Winter. Sein kräftiger Körper läßt ihn gleichgültig gegen das Wetter, und seine Lebhaftigkeit dauert im Zimmer nicht aus. Alle Wohngebäude sind so eingerichtet, daß man auch in der heißesten Zeit im Freien und im Schatten seyn kann, ohne das Haus zu verlassen. — Der Fürst gilt für einen excellenten Reiter und Schützen. In dem lezten Kriege sezte er einem der feindlichen Anführer nach, und schoß ihn vom Pferde. Im Diritspiel übertraf er lange Zeit alle Andere. Nie habe ich eine kräftigere Stimme gehört. Man hört ihn reden, wenn er sich am entgegengesezten Ende des Konaks befindet, und seine Umgebungen versichern, man hätte seinen Schlachtruf selbst im heftigsten Feuer auf große Entfernung unterscheiden können."

Eben so interessant ist das Bild seiner Gemahlin, in welcher die einfache Bäurin auf eine höchst originelle Weise mit der Fürstin gepaart ist. „Die Fürstin, Gospa Ljubiza, ist vielleicht 40 Jahr alt, und noch jezt eine schöne Frau. Ihre Züge haben den Ausdruck großer Bestimmtheit, doch ohne alle Härte; ihre Haltung ist edel und natürlich, ihr Anzug vielleicht noch einfacher, als der anderer städtischer Frauen, und nur durch das schöne Pelzwerk und einen Brillant im Haar, unterschieden. Ihr ganzes Aeußere läßt auf eine würdige thätige Hausfrau schließen, und doch ist ihr hoher Standpunkt nicht zu verkennen, und etwas, das auf einen ungewöhnlichen Charakter deutet. Sie leitet die wirthschaftlichen Angelegenheiten selbst, läßt weben, spinnen, ordnet die Küche an, nimmt aber auch großen Antheil an der Erziehung und dem Unterricht ihrer Knaben, wobei sie keine Gelegenheit versäumt, sich selbst zu bilden. Sie war öfters in Semlin, wo ihre älteste Tochter an einen Kaufmann verheirathet ist, und in dem ungarischen Bade Mehadia. Hier hat sie die Art und Weise des „europäischen Lebens" gesehen, ohne dadurch etwas von der Einfachheit ihrer äußern Lebensweise aufzugeben. — Der Fürst schloß die Verbindung mit ihr in jener Zeit, als er für seinen ältern Bruder Milan die Kriege führte. Sie war ihm eine treue Gefährtin jener Schreckenszeit, wo den Männern der Martertod, den Frauen die Schmach drohte. Der täglich wechselnde Aufenthalt und die weibliche Ehre lehrte sie den Zügel und die Pistolen führen. Wie groß sie von der Ehre des Fürsten und des Vaterlandes denkt, wird folgender Zug darthun. — An einem jener Tage, im Anfang des lezten Aufstandes, war sie mit den Kindern in einer Schlucht des Rudnicker Waldgebirges verborgen. Sie hatte ein Lamm gebraten, und erwartete ihren Herrn. Dieser kommt schnell geritten, nur von dem Geistlichen Milentin Pawlowitch, dem Gefährten seiner Züge, begleitet. Es war nicht seine Art, so zu kommen; man war versprengt. — So wenig die Sitte es sonst den serbischen Frauen gestattet, zuerst das Wort zu nehmen, so überschritt sie dieselbe doch in einem solchen Moment. Nachdem sie einen Augenblick geharrt, tritt sie vor und sagt: Nun, o Herr! was ist denn heute? Sind denn die Türken hinter Euch? Und sollen sie hierher kommen, um uns die Kinder zu schlachten? — Habt Ihr die Sache verlassen, wer soll sie halten? Nein Herr, — hier findet ihr keinen Aufenthalt — dort sind die Türken! — Der Fürst saß bereits wieder im Sattel, und winkte dem Geistlichen. — Die Frau aber war selbst erschrocken über ihre Rede, und suchte einzulenken. Mit der Hand auf der Brust und einer tiefen Verbeugung reichte sie dem Geistlichen ein Glas Rakija, dann wagte sie es, auch dem Herrn zu trinken anzubieten. — Die beiden Reiter eilen aus dem Gebirge, um die flüchtigen zu sammeln. Der Geistliche findet am Wege eine Trommel, und fängt an, sie zu schlagen. Von allen Seiten sammeln sich die Anhänger, bald wächst die Zahl, und man zieht nach Tschatschak, wo an dem Berge, der durch einen schönen Zufall Ljubiza heißt, (das ist: die Geliebte), der erste Hauptschlag gelingt. — Man nennt die Fürstin Gospa, Herrin. Die Landleute, wenn sie von ihr reden, fügen wohl, zum Unterschied von andern angesehenen Frauen, hinzu: Gospa welika, die große Herrin, wie auch der Fürst häufig von ihnen Gospodar weliko genannt wird. — Als mich Dawidowitch ihr vorgestellt hatte, sagte sie mir auf serbisch: „glückliche Ankunft, (dobro dosle, wörtlich: gut bis hierher); es freut uns, daß sie gekommen sind, Serbien zu sehen. Haben sie auch noch eine Mutter, und einen Vater, die sich freuen, wenn sie einst zurückkehren?" — Dann wurde ich der zweiten Tochter, Jelisaweta, vorgestellt. Sie ist 18 Jahr alt, gut erzogen und hat einige europäische Bildung; sie spricht italienisch, und spielt Klavier. Man rühmt ihre Sanftmuth, ihren richtigen Verstand, und die Leichtigkeit, mit der sie den Unterricht ihrer Lehrer auffaßt. — Auch die beiden Söhne des Fürsten, Milan und Mijajlo waren gegenwärtig, Knaben von zwölf und sieben Jahren. Der Aeltere, durch Kränklichkeit zurückgehalten, fängt erst jezt an, sich zu entwickeln. Der

Jüngere ist ein liebenswürdiges, lebendiges und schönes Kind. Sie haben einen Hofmeister, der sie im Lateinischen und Serbischen, und in den Elementarwissenschaften unterrichtet. Ihre Spiele sind die aller Knaben; an der Spitze der Knaben von Poscharewaz, von einem Tambour geführt, ahmen sie die Uebungen nach, die vor Kurzem noch hier statt fanden. — Der Fürst hat noch zwei Brüder, Gospodar Jowan, Oborknes von Brusniza, und Gospodar Jewrem, Oborknes von Schabaz."

Der Verf. wohnte einem patriarchalischen Mahle der fürstlichen Familie bei: „Der Fürst trat an das obere Ende der Tafel; ein Jeder entblößte das Haupt, der kleine Mijajlo sprach das Tischgebet. Dann überreichte die Fürstin ihrem Gemahl ein Glas Rakija. Der Fürst hielt eine kurze Rede, deren Inhalt Glückwünsche für die Anwesenden und für das Volk war. Dann wurde Platz genommen. Der Fürst nahm einen hohen thronartigen Sessel am obern Ende der Tafel ein; zu beiden Seiten seine Söhne; an der Seite des ältern ich, dann Dawidowitch, an der Seite des jüngern der Archimandrit, dann Gospodar Waso; dann folgten die andern Herren. Die Fürstin und das Fräulein standen zu beiden Seiten des Fürsten; ich war so überrascht, sie nicht an der Tafel Platz nehmen zu sehen, daß ich mich mit Verlegenheit niedersetzte. Sie bedienten während der Tafel den Fürsten und seine Söhne, — so will es die altserbische Sitte; noch hat die Fürstin, seit sie verheirathet ist, nie mit ihrem Gemahl an Einem Tische gegessen. — In der Ecke des Zimmers war ein zweiter Tisch aufgestellt. Hier wurde die Suppe aufgetragen; die Fürstin legte dieselbe vor, brachte dem Fürsten, und sandte dann den andern Herren; Fräulein Jelisaweta brachte den Brüdern, dem Archimandriten, auch wohl einem der andern Herrn, wenn eben etwas fehlte."

Diesen patriarchalischen Bildern entspricht die im obigen Werk von Frau Therese von Artner mitgetheilte Anekdote von der Zügellosigkeit und Grausamkeit des Fürsten durchaus nicht, und Herr von Pirch sagt uns nur Gutes von ihm, auch wo er von seiner Strenge spricht, z. B.: „Ein Landmann sezte uns beim Abendessen einen besonders guten Wein vor, während in dieser Gegend noch kein Weinbau getrieben wird. Wo habt ihr denn eure Weinberge? fragten wir ihn. In der Gegend von Thatschak, antwortete er, vier Stunden von hier; dort habe ich Berge, und den Keller voll Wein und Rakija. Und wer bewacht es dort? — Niemand, es ist zugeschlossen. — Und nimmt man euch nie etwas? — So lange der Fürst lebt, sagte er, indem er die Mütze abzog, — ist jeder Tropfen im Lande sicher."

Der Verfasser reiste in verschiedenen Richtungen durch das ganze Land und gibt uns eine sehr anschauliche Beschreibung davon, auch am Schluß des Werks einen allgemein geographischen und statistischen Ueberblik. Außerdem sind besonders seine Notizen über die Sprache und Literatur der Serben bemerkenswerth. Am thätigsten für dieselbe ist der noch lebende Wuk Stephanowitch, dessen serbische Grammatik und Wörterbuch gleichsam das Fundament dieser Literatur sind. Aber auch außerdem macht der Verfasser noch gegen 200 serbischer Werke namhaft, welche die raschen Fortschritte der serbischen Bildung beurkunden.

34) Reise von Mainz nach Egypten, Jerusalem und Konstantinopel in den Jahren 1826—27, von A. M. Jahn. Fünf Hefte. Mainz, Strenz, 1829—30.

Ein hypochondrischer Reisender, jedoch von der kräftigen Art, wie Seume war. Unzufrieden mit Europa gefiel er sich in der Türkei, und macht es sich daher zum Geschäft, die Türken gegen die Anklagen der frühern verzärtelten, vornehmen oder interessirten Reisenden zu vertheidigen. Seine Berichtigungen sind da, wo sie Thatsachen betreffen, gewiß beherzigenswerth. Er hat sich die Mühe genommen, hin und wieder die einander ganz widersprechenden Berichte verschiedner Reisender zusammenzustellen, um zu zeigen, wie unsicher sie seyen. Insbesondre aber hat er es auf Herrn von Chateaubriand abgesehn, den er der gröbsten Irrthümer zeiht.

Die Reise ist unterhaltend geschrieben, und zeichnet sich durch den naiven provinzionellen, so wie durch manchen eigenthümlichen Charakterzug des Verfassers aus. Er bedient sich statt des historischen Imperfekts sehr häufig des Perfekts, wie die Schweizer, die gar kein Imperfektum haben. Die üble Laune, mit der er von den Zuständen und Sitten in Europa spricht, ist für den Leser eben so unterhaltend als die Vorliebe, die er für das Orientalische kund thut. Bevor er den Orient erreicht, gibt er noch absichtlich einige occidentalische Sittengemälde zum besten, um den Kontrast zu erheben. Das artigste ist folgendes. Er fährt auf dem Postwagen mit einem geistlichen Herrn und einer jungen Wittwe, die eben ihren Gatten verloren hat. Der erstere spendet der leztern seinen geistlichen Trost, erinnert sie an die Geringfügigkeit aller Güter dieser Erde, an die Geduld in Christo, an den gottseligen Gleichmuth ꝛc. Kaum aber sind sie abgestiegen, so vermißt der geistliche Herr seinen Regenschirm und ist über diesen Verlust so zornig und untröstlich, daß die weinende Wittwe selber lachen und ihn an seinen vorigen Zuspruch erinnern muß.

Der Reisende fuhr von Triest über das Meer nach Egypten. Das auffallendste in der Beschreibung dieses Landes ist die Rechtfertigung der Regierung in Bezug

auf ihr Finanzsystem. Dies widerspricht aber den ausdrücklichen Nachweisungen Burckhardts und Rüppels. — Jahn fand in Egypten viele italienische und französische Flüchtlinge, größtentheils im Dienst des Pascha, bemerkt aber bei dieser Gelegenheit wie auch in der Folge bei seiner Reise durch Syrien und Kleinasien, daß die Deutschen (Nemmße) in ganz vorzüglicher Gunst bei den Türken stehn, und weit allen andern europäischen Nationen vorgezogen werden. — Eine ganz neue Meinung hegt der Verfasser von den Pyramiden. Er sagt, sie seyen bestimmt gewesen, die Bevölkerung von Memphis und der Umgegend aufzunehmen, wenn der Nil zu hoch aus seinen Ufern träte, daher seyen sie auch nur auf der Seite des Nils erbaut, auf welcher die Ueberschwemmungen am gefährlichsten sind, und endlich passe auch ihre teerassenförmige Gestalt zu diesem Zweck. Jeder mag sich bei dieser Erklärung denken, was er will. Eine Mondnacht und ein Sonnenaufgang, von den Pyramiden aus gesehn, war der Glanzpunkt dieses ersten Abschnittes der Reise.

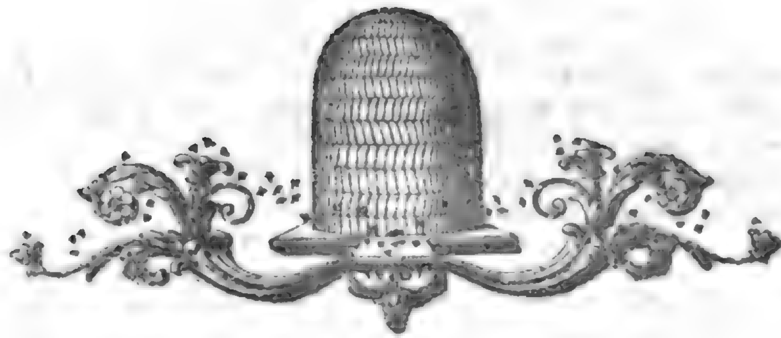
Die fernere Reise durch die Wüste, der Tod eines Mitreisenden, die Gefahr vor räuberischen Araberhorden und das Eigenthümliche eines Karawanenzuges überhaupt machen diesen Theil der Reise wieder recht interessant. In Jaffa hörte der Verfasser, daß die berüchtigte Vergiftungsgeschichte nur ein Mährchen sey, von Napoleons Feinden erfunden, welches insofern bemerkenswerth ist, als es die Meinung der Eingebornen an Ort und Stelle ist.

Bevor Jahn nach Jerusalem selber kam, dachte er ziemlich indifferent über das heilige Land. Es war blos Neugierde, was ihn antrieb, wie er sich selber ausdrückt, „doch auch den Ort zu sehn, wo der König der Könige das Mysteriöse seiner Leiden vollendet hatte.“ Allein „der Eindruck, den nun auf einmal der Anblik dieser düster und traurig daliegenden Stadt auf uns drei Fremde machte, war in der That so erschütternd, daß keiner ein Wort sprach, sondern nur den andern ansah, und wieder auf die Stadt blickte, wodurch gleichsam alle bisherigen Strapazen, Gefahren und Leiden verschwanden, und neu belebende unbeschreibliche Gefühle an deren Stelle traten. Wir waren alle drei Katholiken, aber keine religiöse Schwärmer, und hatten in diesem Moment eine und dieselbe Empfindung. Vor zehn Minuten scherzten wir noch unter einander über Jugendstreiche, und nun wagte fast keiner laut zu sprechen.“ Diese fromme Stimmung wurde noch erhöht beim Wandeln in der Stadt selbst und unter ihren Heiligthümern. Ohne es gewollt zu haben, empfing Jahn gleich andern Pilgern des heiligen Grabes alle Weihen desselben, und verhehlt es nicht, wie tief er davon ergriffen worden. Zugleich beschreibt er mit der größten Ausführlichkeit alle Lokalitäten und korrigirt aufs fleißigste die nachläßigen oder falschen Angaben früherer Reisenden. Hierbei hat er es namentlich mit Chateaubriand zu thun. Schon in Egypten spottete er über die Behauptung desselben, von Kairo aus auf vier Stunden Entfernung die Stufen der Pyramiden und die Nase der Sphynx unterschieden zu haben, welche leztere seit geraumer Zeit keine Nase mehr hat. Hier in Jerusalem deckt er aber hundert Irrthümer Chateaubriands auf, wovon wir nur einige Proben geben. Chateaubriand fand in Jerusalem 30,000 Einwohner, während Jahn nur 9300 fand, für welche leztere Annahme auch unverkennbar der geringe Umfang der Stadt spricht. Ch. sagt, die Mißhandlung der christlichen Geistlichen durch die Türken gehe über alle menschliche Begriffe; J. rühmt im Gegentheil ihre Friedlichkeit und Toleranz. Ch. sagt, der türkische Piaster mache 1 fl. 8 kr.; J. sagt, er betrage nur 10 kr. rc. rc. Es würde zu weit führen alle diese Irrthümer, die zum Theil von der gemeinsten Art sind, anzuführen. Die für uns wichtigste Folgerung daraus ist die, daß man mit Leichtigkeit nach Jerusalem reisen kann, ohne von den Türken im mindesten genirt zu werden und ohne große Kosten, während Herr von Chateaubriand glauben macht, es koste, wenn nicht das Leben, doch ungeheure Summen. Er will zu seiner Reise 35,000 Fr. gebraucht haben, indeß Jahn mit 2000 Gulden sehr gut ausgekommen ist und alle Bequemlichkeiten genossen hat, die man überhaupt im Orient haben kann. Der Vorwurf, daß Chateaubriand absichtlich die Türken verläumdet und die Gefahren der Reise übertrieben habe, um sich als christlichen Ritter in ein glänzenderes Licht zu stellen, scheint nicht ungegründet zu seyn.

Nachdem Jahn außer Jerusalem noch Bethlehem und die andern heiligen Orte, auch den schauervollen todten See gesehn, nahm er seinen Weg nordwärts. Je öder und verlassener er die Jordangegenden schildert, ein um so erfreulicheres Bild gibt er vom Berge Karmel und seiner reizenden Lage am Meer. Von hier reiste er über die griechischen Inseln nach Smyrna und mit einem Tartaren mitten durch das türkische Heer, das damals gegen die Griechen gerüstet wurde, durch Kleinasien zu Lande nach Konstantinopel. Die wilden türkischen Soldaten bezeigten sich gegen ihn als einen Deutschen sehr freundlich. Ehe er Stambul auf seinem schnellen Roß erreicht, sah er diese große Stadt in weiter Ferne brennen, denn es wüthete gerade damals eine Feuersbrunst in derselben. Der Schluß des Reiseberichts macht eine sehr ausführliche Beschreibung dieser Stadt, von welcher Jahn zu Lande über den Hämus und Ungarn nach Deutschland zurückkehrte.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 17. — 13. Februar 1832.

Länder- und Völkerkunde.

(Beschluß.)

35) Alfred Campbell oder Reise eines jungen Pilgers nach Egypten und dem gelobten Lande. Frei nach dem Englischen für die Jugend bearbeitet von Caroline Stille. Hamburg, A. Campe, 1830.

Es ist zwar recht passend, das jugendliche Gedächtniß mit den Bildern fremder Länder und Völker zu bereichern, doch muß es mit der gehörigen Auswahl geschehen. In dem vorliegenden, sonst schätzbaren Buche, fällt uns doch eine Stelle auf, die nicht für Kinder taugt. Der Vater des kleinen Pilgers erklärt demselben das Verhältniß der Frauen im Orient und fügt hinzu: „Dem Christenthum war es vorbehalten, den Frauen den Platz im Leben anzuweisen, an dem sie sich glücklich fühlen und zu unserm Glück beitragen können ꝛc." Dergleichen Erörterungen könnten wohl den Erwachsenen vorbehalten werden.

36) Schilderung Griechenlands und seiner jetzigen Bewohner, nebst einer geographisch-statistischen Uebersicht des türkischen Reichs von Möller. Gotha, Flinzer, 1830.

Ein Resumé, aus den bekannten Quellen kompilirt, und Anhang zu der bekannten Gothaischen Geschichtsbibliothek, passend für den Handgebrauch des größern Publikums, dem die Quellen nicht zugänglich sind. Wir haben uns schon so oft zum Vortheil solcher, die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse fördernder Resumés, trotz kleiner, ihnen noch anklebender Nachläßigkeiten, ausgesprochen, daß wir uns nicht wiederholen wollen.

37) Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten See- und Landreisen, herausgeg. von J. H. Jäck. 51—78 Bändchen. Nürnberg, Haubenstricker, 1831.

38) Taschenbibliothek der neuesten Reisen und Länder-Entdeckungen. Nach ausländischen Quellen und mit Originalbeiträgen, herausg. von Ph. A. G. von Meyer. Der Taschenbibliothek von Chr. A. Fischer. 4ter Jahrgang. 3tes Bändchen. Frankfurt a. M., Wilmans, 1830.

Die Anfänge beider schätzbaren Sammlungen sind früher schon von uns empfohlen worden. Der erstern

ist es mehr um Mannichfaltigkeit und Vollständigkeit, der zweiten mehr um Auswahl zu thun, und so mögen beide verschiedenen Bedürfnissen entsprechen. Theils durch die Neuheit der Gegenstände, theils durch zweckmäßige Kürze, theils endlich durch ihre Wohlfeilheit übertreffen diese neuen Reisesammlungen bei weitem die ältern, und stehn ihnen nur in Bezug auf Charten und Kupfer nach.

Die Fortsetzungen der Jäck'schen Sammlung enthalten Reisen in Afrika, China, Persien, Griechenland, Palästina, Egypten, die Türkei und Reisen um die Welt; die Meyer'sche Hebers Reise nach dem Himalajagebirg, Reisen im Archipel, Syrien und am kaspischen Meerbusen, endlich eine anziehende Beschreibung der alten deutschen Stadt Nürnberg.

39) Gea. Versuch, die Erdrinde sowohl in Land- als Seeboden mit Bezug auf Natur- und Völkerleben zu schildern. Von A. Zeune. Dritte Auflage mit vier Charten. Berlin, Nauck, 1830.

Dieses mit sehr viel Fleiß und Liebe ausgearbeitete Werk zeichnet sich vor andern Erdbeschreibungen durch klare Uebersichtlichkeit und trotz seines reichen Details durch Vermeidung des statistischen Zahlen- und Namenschwulstes aus. Die tiefe Verehrung, welche der Verfasser für A. von Humboldt hegt, ist dadurch belohnt worden, daß wirklich etwas von dem Geist dieses großen Mannes auf die Redaktion der Gea eingeflossen ist, wie denn Berlin in neuester Zeit ein Centralpunkt für geographische Studien und großartige Ansichten geworden ist. Wir schicken dieses Lob voraus, damit sich der Leser, dem die Gea zufällig in die Hände fallen sollte, nicht an der ersten der ihr beigelegten Abbildungen stoße, die allerdings den Schein einer Charlatanerie hat und manchen Freund des Gründlichen von dem Buche abschrecken könnte. Herr Zeune hat nämlich den wunderlichen Einfall gehabt, die Erde zu zeichnen, wie sie seiner Meinung nach den Mondbewohnern erscheinen müßte. Auf diesem Bilde ist denn alles Meer schwarz und alles Land weiß, und man unterscheidet nicht nur die Gebirge, sondern auch die Flüsse. Wird die Erde aber wirklich so vom Mond aus gesehn? Wir zweifeln sehr. Denken wir uns auch alle Wolken als abwesend und die Atmosphäre durchsichtig klar, so frägt sich, ob der große Ozean, von der Sonne beleuchtet, nicht vielmehr glänzend, anstatt schwarz, erscheinen müsse? Was ist die Erde, wenn wir sie am Himmel hängend denken, anders als ein großer Wassertropfen, auf welchen die Sonne eben so wirken muß, wie auf einen gewöhnlichen? oder dürfen wir sie uns nicht als einen Wassertropfen denken, weil dieser durchsichtig ist, so doch wie eine dunkle Glaskugel oder wie eine Weintraube, und dann müssen die Mondbewohner immer die Reflere der Sonne darauf beobachten. Das Wasser kann so wenig im Großen als im Kleinen die Eigenschaft der Spiegelung verlieren, und es kann also auch unser Meer vom Mond aus gesehn nicht wie eine indifferente schwarze Masse aussehn, sondern nur wie ein dunkler Tropfen mit Lichtreflexen. Was den Kontinent betrifft, so treten allerdings die beleuchteten Punkte ohne Zweifel weiß hervor, und die beschatteten schwarz, ob aber die Mondbewohner jeden Fluß pechschwarz sich durch die beleuchteten Thäler schlängeln sehn, wie es hier die Charte zeigt, ist sehr zu bezweifeln. Ueberhaupt muß ein Fluß wenigstens mehrere hundert Fuß breit seyn, um nur als das dünnste Fädchen vom Mond aus gesehn zu werden. Daß dieses Fädchen aber schwarz seyn müsse, dafür spricht nichts.

Abgesehn von dieser kleinen Spielerei, wozu wir auch noch die zuweilen etwas affektirte Orthographie des Verfassers (z. B. zusam statt zusammen) rechnen, ist das Buch selbst eine klare, überschauliche Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus der Erdkunde, und es ist dabei nicht nur auf die besten neueren Forschungen in Bezug auf allgemeine physische Geographie, sondern auch auf die ausgezeichnetsten neuen Reisewerke zweckmäßige Rücksicht genommen, und die ganze Arbeit trägt den Stempel des con amore. — In der allgemeinen Einleitung spricht der Verfasser von der Entstehung der Erdkugel, von der Eintheilung ihrer Oberfläche, dem Erdmagnetismus, der Licht- und Wärmevertheilung auf der Erde, der Erdrinde und der Vegetation und Animalisation auf der Erde. Dann geht er über zu der besonderen Beschreibung der einzelnen Erdtheile, wobei er nicht die politischen und historischen, sondern die natürlichen Grenzen zu Grunde legt, Hochländer, Binnenländer, Flußgebiete, Küstenländer, Wüsten, Halbinseln, Inselgruppen. Bei der Schilderung jedes einzelnen Welttheils und wieder jedes einzelnen Landes nimmt der Verfasser, wie es recht ist, mehr Rücksicht auf die Zeichnung seiner Physiognomie im Großen, als auf die statistischen Einzelheiten. Er faßt die charakteristischen Bilder der Gebirge, der auffallenden Naturphänomene, der Pflanzen- und Thierwelt, der Bevölkerung, Sitten, Kultur und Alterthümer auf, führt uns aber von den einzelnen Städten nur das wirklich Wissenswerthe an, nicht jede Kleinigkeit, wenigstens nicht mit der Minutiosität, wie so viele andere Geographen.

40) Geographie für Lyceen, Gymnasien oder Mittelschulen und zum Privatunterricht, nach natürlichen Grenzen und historisch-statistisch bear-

beitet von Th. F. Dittenberger. Dritte sehr vermehrte Auflage. Heidelberg, Winter, 1831.

41) Handbuch der Geographie zum Gebrauch für höhere Schulanstalten und für gebildete Leser von Dr. W. F. Volger. Zweite stark vermehrte Auflage. Hannover, Hahn, 1830.

42) Schulgeographie für die mittlern Klassen. Von demselben. Daselbst, 1831.

43) Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde von Karl von Raumer. Leipzig, Brockhaus, 1832.

44) Erster Kursus des Unterrichts in der Geographie, von L. W. Jüngst. Lemgo, Meyer, 1831.

Das treffliche Dittenbergersche Werk, dessen erste Auflage wir früher schon rühmten, eignet sich außer seinem Schulzweck vorzüglich zum Nachschlagen für Zeitungsleser, da es vorzugsweise das Statistische berücksichtigt, und der Beschreibung jedes Landes nach seinen gegenwärtigen politischen Grenzen einen kurzen historischen Abriß voranschickt. — Das in seinem Umfang noch ausgedehntere Volger'sche Werk verbindet mit dem statistischen Detail zugleich mehr Rücksicht auf Sitten und Kultur der Bevölkerungen. — An Volgers kleiner Schulgeographie müssen wir tadeln, was wir schon oft und immer wieder an solchen Schulbüchern zu rügen pflegten. Es enthält nämlich für Kinder zu viel Detail. Dem Zeitungsleser mag es interessant seyn zu wissen, ob eine Stadt in Südamerika oder Ostindien Fabriken und 10,000 Einwohner mehr oder weniger hat; für ein erwachsenes und für Politik interessirtes Publikum kann also das statistische Detail nicht genau genug seyn; was aber sollen kleine Kinder, wohl gar Mädchen in den sogenannten Töchterschulen mit solchen Zahlen und Notizen anfangen? — Etwas weniger detaillirt ist das kleine Buch von Jüngst, allein es steht doch auch darin, daß Gondar 80,000 und Sennaar 100,000 Einwohner habe, und billig müssen wir fragen, wozu kleine Kinder das zu wissen brauchen? — Die Schrift von Karl von Raumer enthält einen Umriß der ganzen Erdoberfläche nach ihren natürlichen Grenzen, ohne Rücksicht auf die politischen, mit genauer Angabe der Breiten und Längen, des Flächenraums und der Richtungen, gleichsam eine physisch-geographische Erdcharte in Worte kurz und gedrängt übersezt. Nicht die Königreiche mit ihren Appertinentien, sondern die Gebirge mit ihren Absenkungen, die Flüsse mit ihren Nebenflüssen und die Meere mit Buchten und Inseln bilden darin die Anhaltspunkte.

Was die einzelnen statistischen Zahlen betrifft, so bewahre uns der Himmel vor der Verpflichtung, dieselbe vergleichen und rektificiren zu sollen. Doch ist es unsre kritische Pflicht, wenigstens auf die Widersprüche und Irrthümer aufmerksam zu machen, denen die Geographen noch immer unterworfen bleiben, wo sie von den Angaben verschiedener Reisender abhängen, welche nicht eben genau untersuchten. Jahns Reise nach Jerusalem veranlaßt uns, in den vorliegenden geographischen Handbüchern nachzuschlagen, wie viel Einwohner diese Stadt habe. Da finden wir denn bei Zeune 30,000, bei Dittenberger nur 16,000, in Volgers größerem Werk 50,000 (16,000), in dem kleineren willkührlich die mittlere Zahl 20,000, bei Jüngst ebenfalls 20,000. Jahn dagegen behauptet, Jerusalem habe nur 9300 Einwohner. Wir finden aber auch bedeutende Widersprüche in näher liegenden Fällen. So hat Moskau nach Zeune und Volger 300,000, nach Dittenberger nur 260,000 und nach Jüngst nur 250,000 Einwohner. Warum Volger, der im größern Werk 300,000 hatte, im kleinern nur 270,000 ansezt, ist auch nicht leicht einzusehn. Wir ziehn übrigens aus solchen Bemerkungen nur das Resultat, daß man in Schulbüchern die Kinder nicht mit Zahlen plagen solle, die ihnen noch nicht zu wissen noth thun, und am wenigsten mit an und für sich ungewissen Zahlen, und daß man in Handbüchern für das größere Publikum in Fällen, wo die Zahlen zweifelhaft sind, allemal die Quelle kurz angeben sollte.

45) Précis de la géographie universelle, par Malte-Brun. Nouvelle édition, revue, corrigée et augmentée par M. J. J. N. Huot. T. I. Histoire de la géographie. Paris 1831.

Es ist sonderbar, daß in Frankreich die geographischen Studien bis zur Revolution fast ganz vernachlässigt waren und doch hatte damals das Land schon d'Anville, der die analytische Geographie gründete und unstreitig der berühmteste moderne Geograph in seinem Land ist. Es gab nicht einmal ein Handbuch der beschreibenden Erdkunde. Der treffliche Büsching war freilich schon aus dem Deutschen übersezt, den Franzosen aber war Büsching zu trocken und zu breit. So blieb es bis zum Ende der Revolution, die überhaupt den Wissenschaften und Künsten nicht günstig war. Erst gegen den 18. Brumaire hin kam der Mann nach Frankreich, der dem Studium der Geographie wieder aufhelfen und ihre philosophische Behandlung zuerst begründen sollte. Dies war Maltebrun, der sein Vaterland, Dänemark, verlassen mußte, um politischer Verfolgung zu entgehen. Durch seine vielseitigen Kenntnisse und seine geschmackvolle Sprache wurde er schnell einer der beliebtesten Schriftsteller Frankreichs, das freilich damals an ausgezeichneten Autoren ziemlich arm war, eine Armuth,

die durch den Napoleonischen Geistesdruck noch vermehrt wurde.

Maltebrun gab in Gemeinschaft mit Meutelle eine mathematische, physische und politische Geographie in sechzehn Bänden heraus, die allgemeinen Beifall erhielt. Zum ersten Mal waren in einem solchen Buch in Frankreich kräftiger und schöner Ausdruck, poetische Auffassung in den Beschreibungen und mannichfache Kenntnisse vereinigt. Indessen hatte sich Maltebrun doch durch seinen Mitarbeiter bei diesem Buch sehr gehindert gesehen, denn Meutelle war zwar ein guter achtungswürdiger Greis, hieng aber zu sehr an alten Gewohnheiten, Meinungen und Ansichten. Darum entschloß sich Maltebrun künftig allein zu arbeiten. Von nun an begann sein obiger Précis de la géographie universelle, durch den der Geschmack an geographischen Wissenschaften in Frankreich erst recht aufkam. Ungeachtet seiner zahlreichen Fehler ist dies Buch doch für die Zeit, wo es erschien, (1810), sehr merkwürdig. Der Verfasser verstand die mehrsten lebendigen Sprachen Europas, hatte mit Nutzen die Literatur des Auslands studirt, besonders die deutsche, deren Schätze damals in Frankreich noch fast unbekannt waren. Der Theil des Précis, welcher die Geschichte der Geographie enthält, ist größtentheils aus Sprengel, Forster, Beckmann und Gatterer gezogen. Er benuzte aber nicht blos diese in Frankreich unbekannten Männer, er schrieb auch ihre Irrthümer nach, wiewohl es leicht gewesen wäre, die neuen Entdeckungen hinzuzufügen, die indessen gemacht worden. In Beziehung auf die Engländer machte er es eben so. In der Regel begnügte er sich damit, die Auszüge aus ihren Reisen zu lesen, die in den englichen Rewiew's stehen, die aber gewöhnlich leichtsinnig gemacht und nur auf den Zeitvertreib wenig unterrichteter Leser berechnet sind. Maltebrun's Précis war jedoch 1810 ein verdienstvolles Werk. Es fragt sich nun: ist es dies noch jezt? Wir glauben nicht. Daher war es ganz recht, bei einer neuen Ausgabe eine neue Bearbeitung des Buchs vorzunehmen; nur hätte diese gründlich vorgenommen werden sollen. Huot sagt, sie sey genau durchgesehen, verbessert, hier und da anders gestellt und mit allen neuen Entdeckungen vermehrt. Dies ist allerdings geschehen, aber sehr unvollständig. Huot gesteht in der Vorrede seiner Bearbeitung selbst, daß sich Maltebrun zu sehr an Gosselins Ideen gehalten habe, demungeachtet läßt er in dem Buche selbst alle die großen Irrthümer stehn, die aus diesem System hervorgegangen sind.

Am meisten gewonnen hat in dieser Ausgabe das sechszehnte Buch, welches die Geschichte der geographischen Wissenschaften bei den Arabern enthält. Die Bemerkungen Reinaud's waren ihm hier vom größten Vortheil; indessen hat er sie nicht überall recht zu benutzen verstanden. So sagt er z. B. S. 450: daß zwei arabische Reisende China im neunten Jahrhundert besuchten, und daß damals die Hauptstadt des Landes Chanbalek oder Cambalu geheißen habe. Nun schlage man den Reisebericht dieser zwei Araber nach, den Renaudot herausgegeben hat, da steht kein Wort von dieser Behauptung. Die Hauptstadt des nördlichen Chinas wurde auch dann erst Khanbalik oder Khans und Stadt geheißen, als sie wirklich die Residenz der mongolischen Khans geworden war, nämlich im dreizehnten Jahrhundert.

Huot bemerkt, Maltebrun habe aus Mangel an Quellen und Nachweisungen nichts über die Geographie bei den Chinesen und Japanern sagen können, er selbst sey aber nun im Stande, diese Lücke durch die indessen herausgekommenen Schriften Klaproths und Abel Rémusats auszufüllen. Demungeachtet kennt Huot viel Vorzügliches dieser beiden Gelehrten nicht, z. B. Abel Rémusats Untersuchungen über die tatarischen Sprachen und mehrere andere Abhandlungen, desgleichen Klaproths historisches Gemälde von Asien, seine Reise nach dem Kaukasus und viele Aufsätze in seinem asiatischen Magazin.

Maltebrun unternahm die Kommentirung des berühmten venetianischen Reisenden Marco-Paolo, der unter allen Reisenden im Mittelalter der genaueste ist. Ein Versuch dieser Kommentirung steht in obigem ersten Theil des Précis, ist aber gar schwach und schülerhaft, wiewohl Maltebrun dabei an Sprengel und Forster gute Führer hatte. Was er aber aus eigenen Mitteln und Untersuchungen hinzugefügt hat, ist seiner und seines Buchs unwürdig. Er sucht in Thibet und fünfhundert Meilen von Peking Städte, die Marco-Paolo einige Tagreisen von Peking sezt. Mit der Bestimmung der Städte die der alte Reisende andeutet, glückt es ihm überhaupt nicht. Es läßt sich übrigens darthun, daß Maltebrun nie Remusio's Werk über Marco-Paolo in den Händen gehabt und daher den darin befindlichen besten Text des Reisenden gar nicht gekannt hat. Ohne auf weitere Untersuchungen einzugehen nahm er die schlechte lateinische Uebersetzung von A. Müller (1671) zur Grundlage, wiewohl es ihm bekannt seyn mußte, daß sie von Fehlern aller Art wimmelt. Huot hätte über Marco-Paolo die Marsden'sche Bearbeitung und das neue asiatische Journal benutzen können, um wenigstens die Irrthümer Maltebrun's zu berücksichtigen, er hat aber weder das Eine noch das Andere zu Rath gezogen.

Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 18. — 15. Februar 1832.

Roman.

Notre-Dame de Paris, par Victor Hugo. Paris 1831. 2 Vol.

Victor Hugo ist unstreitig einer der eigenthümlichsten Geister des heutigen Frankreichs. Wenn er auch nicht immer gut und richtig zeichnet, wenn auch bisweilen seine Charaktere, besonders seine dramatischen, irrig sind und in der Irre gehen, so ist seine Färbung desto kühner, schlagender und effektvoller. Seine Hauptrichtung ist lyrisch und episch, denn im Lied und im Roman zeichnet er sich am mehrsten aus. Viel schwächer und schwankender bewegt er sich im Drama, was sein Cromwel, sein Hernani und seine Marion-Delorme sichtlich dargethan haben. Ref. ist persönlich genau mit dem jungen Dichter befreundet und glaubt in seinen Werken wieder zu finden, was er im Umgang und Briefwechsel an ihm bemerkt hat. Hiernach steht Victor Hugo am Anfang seiner zweiten Periode. In der ersten war es ihm um Nichts zu thun, als durch kühne Dichterimagination die alten Götzen des klassischen Parnasses in Frankreich umzustürzen. Dies war die schöne Zeit seiner Odes und nouvelles Odes. Später sah er ein, was in seinem Land Jeder einsehen muß, daß die herrlichste Dichtung ohne wesentliche Berücksichtigung des Styls und der Sprache sich nicht halten könne und von nun an behauptete er mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit — was schon sein alter Antagonist Boileau und Consf. gesagt — der Styl, die Form, das Materielle eines Kunstwerks sey, immer die Hauptsache, dem Styl sey alles untergeordnet, die kühnsten eigenthümlichsten und schönsten Ideen würden schwach, wenn sie der Dichter nicht durch ausgezeichnete Diktion und Sprache aufrecht erhielte. So glaubt er, daß Guizot, der gewiß einer der stärksten Denker des heutigen Frankreichs ist, der aber durchaus keinen Styl hat, deshalb in einigen Jahren in Vergessenheit gerathen werde. Er führte mir zur Unterstützung seiner Ansicht ein Beispiel an. Ein Grundsatz Platos ist bisher im Französischen immer folgendermaßen ausgedrückt worden: Le beau est la lumière de la Verité, in dieser Gestalt machte er aber gar keinen Effekt und nur wenige wußten davon. Nun hat ihn aber Lammonais anders gegeben: Le beau est le flambeau du vrai und in diesem Kleid entzückt der Gedanke alle Franzosen. Victor Hugo ist in seiner zweiten Epoche dem generischen Charakter fast aller französischen Dichter viel näher gekommen, als früher. Sie leiden an Erfindungskraft und am Mangel neuer Gedanken, denn in der Form ist er ein bewunderungswürdiger Neuerer. Außerdem zeichnet er sich noch besonders durch seine Darstellungen aus dem Volksleben und aus

der physischen Welt aus, z. B. durch seine Liebesscenen. Merkwürdige Belege dazu finden sich auch in vorliegendem Roman Notre-Dame, der am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts spielt. Auch hier zeigt sich im Grund weniger Imagination in Fabel, Handlung und Glanz des Romans, denn in seinem Styl. In lezterer Beziehung steht Victor Hugo wieder als der kühnste Neuerer da, der sich mit Genie und Glück aus den engen akademischen Banden der französischen Sprache losmacht und einen Reichthum neuer Worte und Wendungen vor seinen erstaunten Landsleuten ausschüttet, die so viel geistreiche Abentheuerlichkeit gar nicht begreifen können. Der junge Dichter ist voll Widerhall und Echo, denn dieselbe Idee weiß er auf vielerlei Weise zu wiederholen. Dabei fehlt es freilich nicht an Ueberladung, an Farben und Arabesken. Auf jeden Fall gewönne er, wenn er sparsam damit wäre. Victor Hugo trägt die Niederländer Malerei ganz in die Sprache über, er ist Gerhard Dow und Teniers auf einer hundert Ellen langen Leinewand. Wenn er so in die Tiefe des Lebens und des Gemüths stiege, wie er Lebensscenen ausmalt, so wäre er der erste französische Geschichtschreiber. So aber ist ers nicht.

Zum Belege unseres obigen Urtheils über Victor Hugo wählen wir seinen Roman Notre-Dame de Paris, wiewohl davon in Deutschland bereits eine Uebersetzung kursirt, aus der jedoch keineswegs der Geist des französischen Dichters erkannt werden kann. Es war am 6. Jänner 1482, da zog das Pariser Volk: Weiber, lustige Mädchen, Bürger, Häscher, Obrigkeitspersonen, Studenten und Schüler bunt durcheinander und laut durch die Straßen nach dem großen Saal des Palais. Da sollte ein Mysterium aufgeführt werden. Dessen Verfasser war Gringoire, ein armer Schlucker, dem es zwar nicht an Dünkel, wohl aber an Brod fehlte. Das Stück hieß Jugement de Madame la Vierge Marie, selbst Jupiter mit einem schwarz-sammtnen Mantel angethan und mit einem Blitz von Flittersilber hatte darin eine bedeutende Rolle. Erst schrie das Volk gewaltig, daß angefangen werden sollte und als kaum angefangen war, mußte wieder inne gehalten werden, denn es kamen mehrere Prälaten und die Gesandten von Oesterreich. Mühsam schleppte sich das langweilige Stück durch den Tumult, da stand Jean Coppenole, Schuhmacher und Schöffenschreiber von Gent, auf, denn es war ihm unerträglich, seine waidliche flämische Lustigkeit nicht an den Tag legen und auslassen zu können. Er schlug der versammelten Menge vor, statt der langweiligen Mysterien einen rechten Schwank aufzuführen; Papst der Narren sollte der werden, welcher das häßlichste Gesicht schneiden könnte. Dem stimmte das Volk sogleich bei und überschrie den armen Gringoire. Ein rundes Dachfenster ward ausersehen, um dadurch die Gesichter zu schneiden. Unter unbändigem Lachen und Fußstampfen trat einer nach dem andern vor. Endlich machte es einer so arg, daß sie ihn einstimmig zum Papst wählten, das war aber auch eine Fratze auf einem krüppeligen Körper. Was Häßlicheres und Widerlicheres kann nicht gedacht werden, so daß er sein Gesicht gar nicht zu verziehen brauchte. Das war der buckelige, krummbeinige, taube, schielende, triefäugige Quasimodo mit unzähligen haarigen Warzen im Gesicht, wahren Spinnen zu vergleichen. Dabei war der widerliche Zwerg doch riesenstark und behende. Ihm wurde eine Thiara von Goldpapier aufgesezt, dann führten sie ihn durch die Stadt und hintennach zogen die Mehrsten aus dem Mysterientheater. Zu dessen Unglück kam auch Esmaralda in die Nähe, denn kaum ließ sich das schöne Mädchen sehen, so liefen Alle aus der Mysterie fort. Gringoire kommt darüber außer sich und eilt, für den Abend noch einige Brocken von dem öffentlichen Stadtessen zu erwischen. Hierauf geht er halbgesättigt auf den Grèveplatz, wo viele hundert um Esmaralda herumstehen. Esmaralda ist ein schönes Zigeunermädchen, zwar von andalusischer Gesichtsfarbe, aber Augen voll tiefer, dunkler Gluth und gewachsen wie eine Wespe, sie singt und tanzt in den Straßen zum Tambourin, außerdem hat sie noch eine Ziege mit Namen Djali, die Monats-, Jahrs- und Tagszahl mit der Pfote auf eine baskische Trommel schlägt; dabei macht das Thier noch den Hauptmann der Pistolenschützen bei den Processionen und Jakob Charmolue, den königlichen Kirchenprocurator nach, wenn er seine Rede hält. Das Volk hat die schöne Esmaralda sehr lieb und drängt sich immer in dichten Haufen um sie. So auch diesmal. Hier und da wurden Reißigbündel auf dem Platze angezündet, um sich daran zu wärmen. Alles war lustig und wohlgemuth, alle jauchzten dem reizenden Mädchen Beifall zu, da erscholl die rauhe Stimme des Archidiaconus Claudius Frollo; er sprach Fluch und Kirchenbann über Esmaralda aus. Da verliefen sich die Leute schnell von ihr und aus einer elenden Hütte rief Paquette, ein häßliches, fast wahnsinniges Weib: „Schweig, du höllische Heuschrecke!“ — Das sonst so muthige Mädchen erschrack und zitterte bei dieser Stimme. In diesem Augenblick kam aber die Narrenprocession herbei, an die sich eine Menge Gesindel aus der Stadt angeschlossen hatte, ja sämmtliche Parlamentsschreiber bunt unter einander mit Vagabunden und liederlichen Dirnen. Sie ziehen in Masse auf den Grèveplatz mit einer höllischen Musik, den häßlichen Quasimodo an der Spitze, der ganz ausgelassen ist vor Freude und von vier Erzlumpen wie ein König vorausgetragen wird. Da stürzt ein Priester wuthentbrannt über den Haufen her. Es ist abermals Claudius Frollo. Er reißt dem häßlichen Zwerg seine Papierkrone vom

Kopf und befiehlt ihm, von seinem Thron zu steigen und ihm zu folgen. Die Narrenbruderschaft thut Einspruch und will ihren Pabst behalten. Quasimodo aber ist kleinmüthig und verzagt und gehorcht dem Priester, der mit ihm abzieht; darauf zerstreut sich der Zug. Auch Esmaralda geht und der Mysteriendichter Gringoire folgt ihr in einiger Entfernung. Da fällt sie in einen ihr gestellten Hinterhalt. Zwei starke Männer packen sie, der bucklige Quasimodo und der Archidiaconus. Gringoire, der es sieht, ruft die Schaarwächter um Hülfe. Gleich kommt auch der schöne Phöbus von Châteauperi, ihr Hauptmann herbeigesprengt, befreit das Mädchen und schleppt Quasimodo fort, Frollo aber ergreift die Flucht. Esmaralda dankt seltsam gerührt ihrem Befreier und zieht mit ihrer Ziege weiter. Gringoire, den noch hungert, geht weiter auf gut Glück aus und geräth unversehens in die sogenannte Cour des miracles oder in das Gebiet der Spitzbuben und Zigeuner, wo sie mit einander wohnen und ihre Beute zusammen schleppen. In diesem Wunderhof herbergten alle Diebe, Mörder und lüderlichen Mädchen. Es war ein Pandämonium von Blut und Ausschweifung, wo sich körperlicher Aussatz zu geistigem gesellte, Elend zu Reichthum, alles recht grell, häßlich und fantastisch unter einander. Auf einem Faß saß wie auf seinem Thron Clopin Trouillefou, Bettler und König, auf dem Kopf einen Wulst statt Krone. Wenn Jemand fremdes in sein Reich, in den Wunderhof tritt, so läßt er ihm die Wahl zwischen Hängen oder dem Eintritt in die Freibürgerei der Truands. Gringoire nahm auch keinen Anstand mit lezterem. Ehe er aber aufgenommen wurde, mußte er die gewöhnliche Probe ablegen, daß er wirklich ein rechter Truand oder Spitzbube sey. Bei dieser Probe mußte er einer aufgezogenen und überall mit Schellen behangenen Puppe sämmtliche Taschen ausleeren, ohne daß ein Ton vernommen wurde. Gringoire bestand aber nicht, sondern richtete ein entsetzliches Geklingel an. Den Gesetzen nach sollte er also als Spion gehangen werden, wenn ihn nicht ein Truanden-Mädchen heirathen und dadurch retten wollte. Keine will ihn, weil er kahl ist, da tritt eben Esmaralda sinnend ein. Sie erinnert sich, daß Gringoire vor einer Stunde zu ihrer Rettung beitrug und zum Dank nimmt sie ihn zum Mann, wodurch er dann gerettet wird. Der arme Mann soll sich aber seiner reizenden jungen Frau nicht freuen, denn jedesmal, wenn er sich ihr vertraulich nähert, zeigt sie ihm einen kleinen spitzigen Dolch. Da hatte er bald weg, daß ihm von dem schönen Mädchen nichts zu gut kommen würde, er aß und trank also reichlich und legte sich darauf allein schlafen. Da der ganze Roman in der Nähe und um die Notre-Dame-Kirche spielt — wonach er auch den Namen hat — so gibt Victor Hugo von ihren Thürmen aus einen Ueberblick über das mittelalterliche Paris. Dieses Bild ist interessant und reich an Phantasie, wiewohl die ganze Darstellung auch an Gesuchtheit, Manier und Wiederholung kränkelt, wodurch sie gerade Effekt machen will, was auch in Paris gelingt. Am besten hat mir darin eine Rolle über die Glocken gefallen: „Hört den Gesang der Glocken, die zusammen läuten; eine Gesangsprache von Erz und Eisen mit des Himmels Wettern. Es ist ein Sturm von zehntausend Erzlüften in steinernen Flöten, dreihundert Fuß hoch! Ein herrliches Orchester.“ — Doch zurück zu dem Faden des Romans. Sechszehn Jahr bevor seine Fabel beginnt, also im Jahr 1466, am Sonntag Quasimodo geniti, war vor der großen Statue des heiligen Christophs ein Kind ausgesezt worden. Etwas Häßlicheres und Ungestalteres war nicht zu gedenken, so daß sich die Weiber davor kreuzigten und segneten, denn es war ihnen nicht auszureden, daß das Kind von einem Juden mit einer Sau erzeugt sey. Niemand wollte es anrühren, da ging Claudius Frollo, der Archidiaconus von Notre-Dame vorbei, der kurz vorher durch die Pest seine ganze Familie bis auf einen jüngern Bruder verloren hatte. Durch das Unglück war er weich und mitleidig gestimmt; darum glaubte er, der Himmel habe es so gefügt, und er müsse sich des armen Kindes annehmen. So nahm er es denn auf, gab ihm den Namen Quasimodo, und als er stärker und immer stärker wurde, mußte er die Glocken läuten. Bald wurde dies sein einziges Vergnügen; manchmal kletterte der behende Zwerg auf die Glocke, die eben im Schwung war und klammerte sich mit seinen ungestalteten Händen an der Krone fest. „Dann wars der Schwindel zu Pferd auf dem Ton.“ So kletterte er auch an den gothischen Zierrathen, an den künstlich ausgehauenen Blumen und Blättern, wie ein Käfer herum. So wurde Quasimodo immer älter und seinem Wohlthäter Frollo zu Gehorsam unterthan. So daß ihm der Archidiaconus wirklich gut wurde und sich an ihn gewöhnte, zumal er ein einsames, abgesondertes Leben führte, immer mit der Theologie, dem kanonischen und bürgerlichen Recht, mit der Medizin und den freien Künsten beschäftigt. Er studirte fleißig und unablässig, wie sein Zeitgenosse Faust. Wie diesem, genügte ihm bald auch alles Studiren nicht mehr und er warf sich auf die geheimen Wissenschaften, auf Schwarzkunst, Magie und Astrologie. Oft sah man um Mitternacht einen hellrothen Schein schnell in seinem Erkerstübchen erscheinen und wieder verschwinden. Und doch verfolgte er mit Heftigkeit alle, die sich mit ähnlichen Künsten abgaben, besonders die Zigeuner. Sein jüngerer Bruder Jean Frollo, ein lockerer Gesell, glich ihm nicht, denn er kam nicht hinter dem Bierkrug, von den Spielern und liederlichen Mädchen in der Straße Glatigny weg.

Zulezt fassen wir den Faden des Romans wieder auf. Als Esmaralda tückisch von Quasimodo und noch einem Mann ergriffen, von dem schönen Phöbus, Hauptmann der Häscher, aber wieder befreit worden war, wurde Quasimodo von den Häschern ergriffen und im Chatelet gefangen gesezt. Am folgenden Morgen verhörte den stummen Zwerg ein schwerhöriger Richter und da er nichts aus dem Inhafteten herausbrachte, so war nichts gerechter, als daß Quasimodo zu zwanzig Peitschenhieben und zur Ausstellung am Halseisen auf dem Grèveplatz verurtheilt wurde. Eine Menge Weiber liefen dazu, wie noch heutigen Tags und sie mußten an einem schmutzigen Winkel vorbei, wo ein Weibsbild — wie in einem Hundestall lag. Es war Paquette. Mit ihr hieng es folgendermaaßen zusammen. Paquette Chautefleurie von Reims war einst jung und wunderschön. Kaum hatte sie das vierzehnte Jahr erreicht, so sagten es ihr vornehme Herren und sie hörte es gern. Darauf bekam sie goldene Ketten und Kreuze. Ihre ersten Liebhaber waren Grafen und Vicomtes, dann kamen die Diener des Königs, hernach wandernde Sänger und Spielleute, später war sie Bettgenossin des Roi des ribauds und endlich völliges Gemeingut. Sie hatte nichts vor sich, als die Verzweiflung. Glücklicherweise gebar sie ein Kind und dies tröstete sie. Ihre kleine Agnes war so schön und lieblich, wie sie einst in ihren jungen Tagen, und Zigeuner wahrsagten ihr, das Kind werde einst mit Königen leben. In einer Nacht stahlen sie sie aber der Mutter, als diese nach Brod gieng, und legten ihr dafür einen häßlichen Wechselbalg von Kind hin. Am Morgen lief Paquette in Verzweiflung nach dem Zigeunerlager, sie waren aber auf und davon. Seit dieser Zeit liegt sie troz Frost und Winter in dem elenden Loch, wo sie weint und klagt und fastet und betet, daß ihr Gott ihre liebe Agnes wieder schenken möge. Die Weiber riefen ihr zu, da richtete sie sich auf und sah nach dem Platz hin. Eben stand Quasimodo oben am Halseisen, eine häßliche, abschreckende Fratze. Er hatte schon lange heulend um ein bischen Wasser gebeten, um damit seinen furchtbaren Durst zu löschen. Alle lachten, Niemand wollte ihm helfen. Da kam Esmaralda, gut und mitleidig wie das Mädchen war, vergaß sie leicht, daß Quasimodo sie angegriffen hatte und fortschleppen wollte. Sie schöpfte Wasser und trat damit zu dem widerlichen Zwerg am Halseisen hinan, um ihn zu laben. Kaum sah Paquette das Zigeunermädchen, so ward ihr alter Haß wieder rege, sie heulte wie eine Hyäne und stieß schreckliche Flüche gegen sie aus, denn sie gehörte dem Volk an, das ihr Agnes geraubt hatte. Man ließ sie allein rasen, denn es war Neues zu sehen. Der Henker gab dem armen Quasimodo von neuem Hiebe und das jubelnde Volk warf ihn mit Steinen und Schmutz. Der ehemalige Poet Gringoire, der noch immer auf gespanntem Fuße mit seiner reizenden Esmaralda lebte, zog doch mit ihr herum und machte Taschenspielerkünste. Sie aber sang und tanzte wie zuvor und ließ ihre Ziege Djati Kunststücke machen. So waren sie im folgenden Herbst einmal auf dem Platz vor Notre-Dame, da wurde das Zigeunermädchen von einem Fenster gerufen. Es war der schöne Häscherhauptmann Phöbus mit mehreren schönen Fräulein, unter andern Fräulein Fleur-de-Lis, seiner Braut, die wohl merken konnte, daß Esmaralda ihrem Bräutigam gar wohl gefallen, und daß auch sie ihm zugethan und vertraut war. Fleur-de-Lis argwohnte es halb und halb, es wurde ihr aber zur Gewißheit, als Djati mit der Pfote Phöbus Namen auf den Fußboden schrieb.

(Der Beschluß folgt.)

A n z e i g e.

Vierter Jahrgang des Musenalmanachs.

Wir beehren uns zur Kenntniß aller Freunde deutscher Dichtkunst zu bringen, daß der Musenalmanach, dessen drei erste Jahrgänge eine so günstige Aufnahme gefunden, in unserem Verlage zu erscheinen nicht aufhören wird.

Die Redaktion des vierten Jahrganges haben gefälligst übernommen: Herr Dr. Adelbert v. Chamisso in Berlin und Herr Prof. Gustav Schwab in Stuttgart, und wir ersuchen im Namen der Herren Herausgeber die bisherigen Herrn Mitarbeiter, so wie alle, die sich dem freien Vereine deutscher Dichter anzuschließen wünschen, ihre Beiträge bis Ende März d. J. an uns einsenden zu wollen.

Wir werden zu bemerken veranlaßt, daß die neue Redaktion sich zum Gesetze gemacht hat, alle Polemik aus dem Büchlein zu entfernen, und in dessen friedlichem Hag keine literarische Fehde aufkommen oder fortsetzen zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit halten wir es aber für Pflicht unaufgefordert zu erklären, daß Herrn Hofrath Wendt mancherlei Anfeindungen wegen des dritten Jahrgangs, den er noch die Güte hatte zu redigiren, nicht treffen können. Er hatte die Beiträge des Herrn Prof. A. W. v. Schlegel zwar dringend erbeten, aber da sie nur gerade zum Drucke eingiengen und er sie erst in den Aushängebogen sah, konnte er die Aufnahme weder beschließen noch verweigern.

Leipzig, im Januar 1832.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 19. — 17. Februar 1832.

Roman.

Notre-Dame de Paris, par Victor Hugo. Paris 1831. 2 Vol.

(Beschluß.)

Indessen nahm der Archidiaconus Frollo den armen Gringoire auf die Seite und fragte ihn über Esmaralda aus. Der ehemalige Poet gesteht alles und erzählt dabei seine lächerliche und peinliche Heirath, die jeden Abend mit dem Anblick eines nadelspitzigen Dolches endigt, so daß ihm alle Lüsternheit vergeht; er gesteht auch, daß der Name Phöbus ihr sehr theuer ist. Darauf wird ihm alle Gemeinschaft mit dem Mädchen bei ewiger Verdammung untersagt. Der häßliche Quasimodo hängt oft am Glockenfenster und betrachtet da oft seine Wohlthäter in unten mit großer Lust in ihren lüsternen Bewegungen und Tönen. Darüber vergißt er manchmal das Angelus zu läuten. Indessen kömmt der Procurator Charmolue zum Archidiaconus und beklagt sich bitterlich, daß die bisherigen mit Feuer, Schwert und Tortur verfolgten Processe gegen die Zauberer und Hexen geführt würden, ohne daß man etwas Bedeutendes von ihren kabalistischen Mysterien von ihnen erfahren könne. Beide kommen darin überein, daß Esmaralda eingezogen und torquirt werden müsse, und um ihrer habhaft zu werden, steckt sich der Archidiaconus hinter den Hauptmann Phöbus und gibt ihm Geld um zwei aneinanderstoßende Zimmer zu einer verliebten Zusammenkunft mit dem Mädchen zu miethen. Dies geschieht. In dem einen Zimmer sind die jungen Leute, in dem andern der horchende Priester, dem bald seine Kutte vor Lüsternheit zu eng wird. Er stürzt sich aus seinem Zimmer auf den entwaffneten Phöbus und tödtet ihn mit einem Dolchstoß, gerade im Augenblick, wo dieser am wenigsten zur Vertheidigung bereit ist. Hierauf entspringt er durch ein Fenster und läßt das Mädchen mit dem blutigen Leichnam allein. Die herbeigerufene Wache findet Esmaralda bewußtlos über den geliebten entseelten Mann gebeugt. So wird sie auch ins Gefängniß geschleppt. Am folgenden Tag bringt man sie auf das Armensünderbänkchen und klagt sie des Mordes, der Zauberei und des herumziehenden Lebens an. Erst läugnet sie, als aber ihre zarten Glieder die Schmerzen der Tortur nicht aushalten können, erklärt sie sich schuldig. Hierauf wird sie von dem Prokurator Charmolue zum Galgen auf dem Grèveplatz verdammt und wieder ins Gefängniß geführt. Hier schleicht sich des Nachts beim Schein eines Diebslaternchens der Archidiaconus Frollo zu ihr, denn Liebespein und Lüsternheit verzehren ihn, und er glaubt zu seiner Entschuldigung, alles sey ihm durch Zauberei

angethan. Der Alte windet und krümmt sich seufzend, stöhnend und bittend vor dem schönen Mädchen, bietet ihr sogar Rettung von der Todesstrafe an. Umsonst! Sie sagt nichts weiter, als: „Phöbus ist todt,“ und damit entzieht sie sich allen Zudringlichkeiten des Priesters, der Rache schnaubend abzieht. Auf dem Gråveplatz weidet er sich an den Zubereitungen zu ihrer Hinrichtung. Paquette, die dort ihr elendes Lager hat, fragt ihn voller Freude, obs wahr sey, daß heute die junge Zigeunerin gehängt werde? Er bestätigt es ihr, und ihr Jubel hat nun keine Gränzen. Indessen gehen Henker und Priester ans Werk, denn sie haben Eile. Der Platz vor Notre-Dame ist schon voll Menschen; alle Fenster sind voll. An einem steht Phöbus, der nicht an seiner Wunde gestorben ist, neben seiner Braut Fleur-de-Lis, die sich herzlich auf Esmaraldas Hinrichtung freut. Im Dom ertönen geistliche Gesänge, auf dem Platz wildes Lachen und Schreien. Endlich kommt der Armensünderskarren und darauf Esmaralda nackend, in aufgelöstem Haar, bleich, mit Stricken zusammengeschnürt, aber doch wunderschön. Nun öffnet sich auch das Portal des Doms und heraus tritt der Archidiaconus Frollo, umgeben von Kerzen und Kirchenfahnen, die nun halt machen vor dem armen Mädchen. „Noch kann ich Dich retten,“ sagte heimlich, wie im Gebet, der lüsterne Priester zu ihr, sie aber erwiederte ihm: „Schweig Teufel, oder ich verrathe Dich.“ So blieb denn dem Geistlichen nichts übrig, als die lezte und furchtbare Formel über sie auszusprechen, wodurch sie von der Kirche dem Henker übergeben wird. Darauf kehrt die Prozession wieder in die Kirche zurück. Esmaralda sinkt bewußtlos vor ihm nieder, denn sie hat Phöbus, den sie todt glaubte, auf einem Balkon scherzend mit Fleur-de-Lis erblickt. Diesen Augenblick benuzt der kleine Quasimodo, der alles bei seinen Glocken mit angesehen hat. Von den obern Spitzbogen des Portals rollt er mit einer Strickleiter herab bis vor die Thür des Doms, schlägt mit seiner Riesenstärke die zwei Henker nieder, faßt die ohnmächtige Esmaralda und klettert mit ihr wieder die Strickleiter hinauf in die Kirche, rufend: Asil! Asil! Das Volk ist entzückt über den kühnen Streich und schreit auch: Asil! Asil! Denn außer einer Hinrichtung ist ihm nichts willkommner, als wenn die Obrigkeit geprellt wird. Unendlicher Beifall folgt Quasimodo, der mit seiner Beute, über die Galérie des rois de France über das Portal auf die obere Plateforme und von da auf den Thurm der großen Glocke klettert und da ins Innere der Kirche verschwindet. Der Archidiaconus Frollo weiß aber von alle dem nichts. Bewegt und zitternd vor widerstreitenden Gefühlen, erstarrt er vor Schrecken, als er das nackende Mädchen in der Kirche zwischen Altären, brennenden Kerzen und Heiligenstatuen herumgehen sieht. Quasimodo, dem sie ihre Rettung verdankt, ist ihr doch sehr zuwider, der häßliche Zwerg aber glüht für das engelschöne Mädchen. Wenns seyn müßte, so bezahlte er mit seinem Leben den Trunk Wasser, den sie ihm am Halseisen reichte. Darum gibt er ihr auch eine metallene Pfeife, die er in allen Ecken des Kirchengebäudes hören, und dem Mädchen zu Hülfe springen kann. Doch all dies Bemühen ist umsonst. Der schöne Phöbus sizt Esmaralden im Herzen. Am folgenden Tag sieht sie ihn wieder mit Fleur-de-Lis am Fenster, und sie läßt Quasimodo keine Ruh, bis er auf den Hauptmann zu passen und ihn herzuführen verspricht. Der Soldat nimmt aber den Zwerg übel auf, schnauzt ihn an und spottet über Esmaralden, was dieser aber jedoch dem Mädchen nicht wieder sagt, um sie nicht zu kränken. Der Archidiaconus Frollo hat indessen erfahren, wie sie den Henkern entkommen und in die Kirche gerettet worden. Brennend vor Lust und Begierde verwendet er kein Auge von der kleinen Schlafstelle des Mädchens. Er fängt an auf Quasimodo eifersüchtig zu werden und hält ihn für begünstigt. Dies bringt sein Priesterblut noch mehr in Wallung. Darum schleicht er sich des Nachts zu ihr und ist im Begriff das schwache Mädchen zu übermannen, als sie die Metallpfeife ertönen läßt. Im Augenblick ist der helfende Zwerg da und stürzt mit einem Messer auf Frollo, seinen Herrn und Wohlthäter. Indessen hält er doch inne, und denkt: „Kein Blut auf ihr!“ Indessen hat sich Esmaralda des Messers bemächtigt und spottet damit des Priesters. Frollo aber stürzt wüthend fort und „Niemand soll sie haben“ ist sein leztes Wort. Den folgenden Morgen sucht er Gringoire auf, der sein Brod mit elenden Künsten auf der Straße verdient, und spricht folgendermaaßen zu ihm: das Parlament will Eure Frau aus dem Asil der Kirche reißen. Ihr dankt ihr Euer Leben, nun ists billig, daß ihr es an ihre Rettung sezt. Das Mittel dazu ist leicht gefunden. Aehnliches sagt er Quasimodo. Lezterer merkt Unrath und verwendet daher kein Auge von Esmaralden und nur manchmal steigt er auf den Thurm, um jede etwa von Außen drohende Gefahr von fern zu erkunden. Sie bleibt auch nicht aus. Denn bald sieht er bei einbrechender Dunkelheit große Haufen Menschen über den Koy der Vieille-Pelleterie herziehen, und hält sie, da er nichts genau mehr unterscheiden kann, für die vom Parlament geschickte Waffenmacht, um Esmaralden zu fahen und aus ihrem Asil zu reißen. Bald füllt sich auch der Platz vor Notre-Dame, Fackeln bewegen sich hin und her. Männer und Frauen tragen Picken, Hellebarden und Sicheln. Bald ist die Kirche umringt. Clopin Trouillefou, König der Truands und Grand-Coësre pflanzt das Banner der Truands Innung auf und man versuchts die große Thür einzubrechen. Qua-

simodo, der aber in der Höhe nichts unterscheiden kann, läßt sich nicht träumen, daß es die Truands sind, die ihre Esmaralda in Sicherheit bringen wollen, sondern denkt nur an feindlichen Angriff. Er beschließt also die Veste so gut wie möglich zu vertheidigen. In Kurzem hat er alles Nöthige dazu herbeigeschleppt. Balken und ungeheure Steine saußen auf die Stürmenden nieder, die dagegen aufs Geradewohl mit Arkebusen durch die gothischen Zierrathen hinaufschießen. Die Stürmenden, die nicht zurückweichen, werden jämmerlich von den herunterstürzenden Massen erschlagen. Aber das ist noch nicht das Aergste. Es erhebt sich eine dichte Flamme zwischen den beiden Thürmen, und bald darauf strömt aus den weit als Löwenrachen hervorstehenden Dachrinnen, glühendes Blei, das sich im Fallen von der Höhe zu einer Garbe ausbreitet, unaufhörlich in brennendem Regen niederfällt und auf die Schädel der Truands wie spitzige Bohrer wirkt. Ein kühner Truand legt endlich zwischen den beiden Bleiströmen eine hohe Leiter an und darauf klettern sie zum Sturm hinauf, die ganze Leiter ist voll, denn sie wollen die erste Galerie mit Sturm nehmen. Aber Quasimodo erwartet sie. Als der erste Stürmende ankömmt, packt er die Leiter und wirft sie mit allen, die darauf stehen, zurück. Keiner kömmt mit dem Leben davon. Die Truands lassen sich jedoch nicht abschrecken, sondern beginnen mit erneuter Wuth einen dritten Sturm.

Indessen saß König Ludwig XI. in seinem Schloß, der Bastille, sah Rechnungen durch und fluchte über Olivier le Daim's Verschwendung. Da benachrichtigte man ihn von dem Vorgang. Da aber der König glaubt, es sey einer der gewöhnlichen Volksemeuten gegen den Bailli von Paris, so ist es ihm schon recht, daß die Pariser sich gegen die angemaßten Privilegien und die Jurisdiktion der vornehmen Herren auflehnen. Später aber erfährt er, die Truands stürmten Notre-Dame. Da läßt er gleich seine Hunde, Häscher, Lanzenknechte und Wächter los und befiehlt ihnen: das Volk, welches einer Zigeunerin zu Leib will, zu zerstreuen oder niederzumetzeln, die Zigeunerin aber aufzuhängen, damit keine Eifersucht entstehe. Die Häscher unter Tristans und Phöbus Befehl kommen auch dieser Ordre nach. Es entsteht ein schreckliches Gemetzel, bei dem die Bürger den Lanzenknechten und Häschern aus den Fenstern gegen die Truands beistehen. Leztere schlagen sich mit großer Tapferkeit gegen die Uebermacht, aber endlich müssen sie ihr doch weichen, nachdem mehr denn tausend ihrer Todten den Platz decken. Quasimodo ist auf seinem Dach außer sich vor Freude und eilt hinunter in Esmaraldens Zelle, um es ihr zu berichten, findet sie aber nicht mehr da. Denn im Getümmel des Sturms war Gringoire mit einem verkappten Mann in die Kirche gedrungen, und durch ein Hinterpförtchen hatten sie das erschrockene Mädchen weggebracht und wollte sie in einem Kahn übers Wasser setzen. In diesem Augenblick aber erscheinen eine Menge Fackeln auf den Kirchthürmen und auf der Plateforme und das wilde Geschrei: nieder mit der Zigeunerin, wird überall gehört. Dies sezt Gringoire so in Angst, daß er davon läuft und Esmaralden mit dem verkappten Mann allein läßt. Es ist der Archidiaconus Frollo. Von Neuem dringt er in das Mädchen und fleht sie um Gegenliebe. Umsonst, sie stößt ihn mit Widerwillen zurück. Da wird der Priester wüthend und schleppt sie an den Käfig der närrischen Paquette, der die Zigeuner ihr Töchterchen geraubt haben. „Da Schwester, hast du die Zigeunerin“ rief er ihr zu. Da reckte sie ihre knöchernen Hände wie zwei Zangen heraus und packte damit Esmaralden. Frollo läuft fort um die Häscher zu holen. Das Mädchen zittert und bittet um Erbarmen. Aber Umsonst, Paquette ist unerbittlich. „Ha! du möchtest dein Leben fristen? Gib mir zuvor mein geraubtes Kind zurück.“ — Ach, ich selbst suche ja meine Mutter bis zu dieser Stunde umsonst. — „Sieh! nichts ist mir von meiner kleinen Agnes übrig geblieben, als dieses Schühelchen.“ — Auch ich trage ein solches bei mir verborgen. — Die Schuhe sind sich ganz gleich! Esmaralda ist Agnes. Mit furchtbarer Gewalt bricht nun Paquette das eiserne Gitter an ihrem Käfig entzwei und zieht das Mädchen zu sich herein, herzt sie und drückt sie, und weint und lacht und liebt und lobt die Zigeuner. Indessen sieht sie Frollo mit Häschern und Henkern zurückkommen und sagt: „Verbirg dich schnell Agnes.“ Man kömmt heran und verlangt das Mädchen. Die Mutter verbirgt sie und antwortet auf alle Fragen mit Keckheit und Unerschrockenheit, sie habe sie nicht gesehen. Dies Läugnen hilft ihr aber nichts, denn Esmaralda hat unter den forschenden Häschern, Phöbus Stimme gehört und stürzt hervor. Nun packten sie sie und es beginnt ein wüthender Kampf zwischen ihnen und der Mutter, die heulend und um sich beißend ihr Kind vertheidigte und es nicht lassen will. Endlich wird sie aber doch übermannt und das Mädchen zum Galgen geschleppt. Von der Plateforme von Notre-Dame schauen emsig zwei Männer hernieder. Der eine ist Frollo, der ganz auf den äußersten Stein tritt, um recht genau zu sehen, der andere ist Quasimodo. Er weiß nicht was vorgeht und folgt nicht ohne Argwohn den hämisch lächelnden Blicken des Priesters. Als es Tag wird, sieht man Esmaralda am Galgen hängen und Frollo lacht wie ein Rasender. Da packt ihn Quasimodo und stößt ihn von der Höhe hinunter. Im Fallen blieb er für einen Augenblick an einer weit hinausgehenden Dachrinne hängen, die sich unter der Last bog. Er klammerte sich lange daran, konnte sich aber doch nicht halten, fiel von Neuem von einer hervorstehenden gothi-

schen Verzierung, von einem Dach auf das andere und endlich scheußlich verstümmelt auf die Erde. Einige Jahre darauf grub man zwei wunderlich in einander verschränkte Skelette in den Gewölben von Montfaucon aus, wo die Leichname der Hingerichteten vergraben werden. Es war Quasimodo und Esmaralda.

Wir sind der Fabel dieses Romans in ihrer ganzen Länge gefolgt, um unser Urtheil zu begründen, wenn wir sagen, daß er neben manchem Schönen eine Anhäufung von gesuchten, manirirten, gezwungenen, unwahrscheinlichen und widersprechenden Dingen enthält, die im Allgemeinen der neuen französischen Romanschule vorgeworfen werden muß. An konsequente Zeichnung, Aus- und Durchführung von Charakteren ist nicht zu denken; die Zeit aber, das Pariser Mittelalter, seine Farben und Töne sind gut aufgefaßt, und wiedergegeben. Eins müssen wir jedoch von Herzen bedauren. Der Archidiaconus Frollo, dieser verworfene und lasterhafte Priester ist ein Charakter, wodurch der Verfasser dem unseligen, alles Religiöse verwerfenden Geist seiner Zeit, womit er den kirchen- und kreuzstürmenden Franzosen schmeicheln will.

Mr.

Philosophie.

Eris. Philosophisches Conversationsblatt. Redakteur Dr. G. Schumacher. Göttingen, Dieterich, 1832.

Wir beeilen uns, diese neue Zeitschrift einem größern Leserkreise zu empfehlen, nicht etwa, weil wir uns durch die ersten 5 Nummern, die vor uns liegen, schon befriedigt fänden, sondern im Gegentheil, um die erst angefangene Conversation durch Vermehrung der Theilnehmer bald noch lebhafter zu machen. Der Plan der Eris ist sehr zu loben. Sie bezweckt: 1) Verständigung unter den Philosophen selbst, wechselseitigen Austausch der Meinungen über besonders wichtige Punkte, Debatten, Wetteifer in Beantwortung schwieriger Fragen ꝛc., und 2) Verbreitung philosophischer Begriffe und des philosophischen Geistes überhaupt im größern Publikum durch möglichste Popularität. Beides waren, wie wir seit zehn Jahren zu behaupten nicht müde geworden sind, die großen Mängel unsrer bisherigen Philosophie. Die einzelnen Philosophen schlossen sich unter einander und gegen das Publikum ab, unter einander durch schroffe Einseitigkeit der Schulen und gegen das Publikum durch die absichtliche Verdunkelung ihrer Sprache. Wir sehn also in der Eris, welche diesen Uebeln abhelfen will, eine sehr zeitgemäße Erscheinung.

Dabei verkennen wir die Hindernisse nicht, die sich dem Gedeihen dieser Zeitschrift entgegenstellen. Die deutschen Philosophen leben dem Geist wie dem Raum nach in zu großer Entfernung von einander und befinden sich in der Regel in ihrer Isolirung zu behaglich, als daß es unter ihnen zu raschen und entscheidenden Debatten kommen könnte. Wer sich schon einbildet, die Meisterschaft errungen zu haben, stellt sein System nicht gern wieder erst in Frage. Von den Alten, die sich bereits im Besitz der akademischen Autorität befinden, ist demnach für die Eris wenig zu erwarten. — Auf der andern Seite interessirt sich das Publikum jezt eigentlich nur für Politik und nebenbei für Unterhaltung, zur Philosophie aber treibt es weder Langeweile noch Wißbegierde. Um ihm diese Wißbegierde wieder einzuflößen, um die Philosophie wieder einmal zur Modesache zu machen, müßten wir ruhigere Zeiten haben; und auch dann würde sich das Publikum nicht durch die einfache und bescheidene Wahrheitsliebe, sondern nur durch den Glanz neuer Systeme oder eines kühnen Unglaubens bestechen lassen. Die Eris geht zu wenig darauf aus, durch Neuheit und Kühnheit zu blenden, sie will nicht Andre durch einen Schein täuschen, sondern sie selber sucht die Wahrheit, und so sehr ihr dies zum Ruhme gereicht, wird es ihr doch äußerlich vielleicht nicht zum Vortheil gereichen.

Indeß möchten wir die Hoffnung nicht aufgeben. Gar mancher philosophische Hochmuth ist schon gedemüthigt, und vielleicht bald werden die Philosophen sich aus Interesse näher an einander schließen, um durch Zusammenwirken ein Ansehn wieder zu gewinnen, was sie einzeln festzuhalten zu schwach sind. Dem entspricht auch die ganze Richtung unsrer Philosophie. Das Systemmachen hat aufgehört und der vergleichenden und sichtenden Kritik Platz gemacht. Eine eklektische Periode ist gefolgt, wie dies regelmäßig auch jederzeit in der Medizin der Fall war, nachdem die entgegengesezten Systeme sich an einander selbst zerstört und der Enthusiasmus ihrer Anhänger ausgetobt hatte. Der Wahlspruch der Philosophie nach ihrer lezten Krise ist wieder: prüfet alles und das Beste behaltet! und dem entspricht der Plan der Eris vollkommen.

Auch das größere Publikum kann die Eris für sich gewinnen, ohne ihren Plan einem zweideutigen Haschen nach äußerm Erfolge zu opfern. Sie bedarf dazu nicht mehr, als geistreiche Sprache. Was gut geschrieben ist, empfiehlt sich Jedem.

Mit Vergnügen haben wir nun schon in den ersten Blättern der Eris neben einer großen Mannichfaltigkeit des Inhalts auch das Bestreben nach klarem, kräftigem und schönem Ausdruck, wenn nicht durchgängig, doch häufig bemerkt, und wir können der Redaktion nicht dringend genug bei der Wahl ihrer Korrespondenten dieses Kriterium empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 20. — 20. Februar 1832

Biographien

von

K. Gutzkow.

1) Aus Jens Baggesens Briefwechsel mit K. L. Reinhold und Fr. H. Jacobi. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1831.

Die Herausgeber dieser Briefe, die sich den schon vorhandenen brieflichen Beiträgen zur Literärgeschichte des endenden vorigen Jahrhunderts, als eine neue reichhaltige Quelle zur Seite stellen, Baggesens Söhne, schicken zwar einige nähere biographische Notizen über die Lebensumstände ihres Vaters, die diesem Theile seines mannichfaltigen Briefwechsels parallel laufen, voraus, würden sich aber ein weit größeres Verdienst erworben haben, wenn sie ihre Bemerkungen weniger fragmentarisch, vollständiger und namentlich die beiden lezten Decennien im Leben ihres Vaters, seinen Aufenthalt in Paris und Kiel, in mehrern Details gegeben hätten. Baggesen hat sich in der herabsteigenden Linie seines Lebenslaufes mit so vieler Entfremdung gegen die seit dem Beginn dieses Jahrhunderts auftauchenden Tendenzen unsrer Literatur gekehrt, daß theils seine in ältere Perioden fallenden eignen Produkte die geschwächte Theilnahme der Zeitgenossen empfinden mußten — sie sind wenig bekannt — theils nur auf diesem hier eingeschlagenen Wege, an seine im Persönlichen allerdings liebenswürdige Erscheinung zu erinnern, einigermaaßen ersezt werden kann. Für die Literatur Dänemarks, seines Geburtslandes, kann sein Einfluß nicht bedeutend gewesen seyn, er übersezte gleichsam nur aus deutschem Geist in den dänischen Buchstaben, sah seine schriftstellerische Thätigkeit meist als Zwangsarbeit an und spricht von ihr nicht anders, als mit einem peccavi. Es ist anziehend, einen schöpferischen, regen Geist — G. Forster macht denselben Eindruck — auch außerhalb seiner Werkstätte zu sehen. Schiller und Goethe haben sich sechs Bände ihrer Briefe hindurch nur Eisenfeilstaub zugeschickt.

Die Elemente der Baggesen'schen Bildung sind die Alten und die Kant'sche Philosophie, daher seine Verehrung des Wieland'schen Geistes, seine Bewunderung der Vossischen Technik, sein bis zur Andacht gesteigerter Enthusiasmus für Kant. In der Hinneigung zu Reinholds milder, jedem stärkern Eindruck offnen Seele fand er für alles dies die reinsten Anklänge. Reinhold, damals noch in Jena, hatte durch seine Briefe über die Kantische Philosophie den Weg zum Verständniß derselben erleichtert. Obschon in Manchem von seinem Meister abweichend, war er doch anerkannt als einziges Mittel zu jenem neuen Heil, das auch örtlich in seinem fernen

Königsberg den schmachtenden Gemüthern wie gelobtes Land und heiliges Grab erschien. Zugleich war Reinhold Wielands Schwiegersohn, welche Verwandtschaft Baggesen, den man gern den dänischen Wieland nannte, noch mehr an ihn fesseln mußte. Von der Schweiz mit seiner jungen Frau, einer Enkelin Hallers, über Weimar nach Kopenhagen zurückkehrend, schloß er mit ihm in Jena einen Freundschaftsbund, dessen nächste Folge die Anfänge unsres vorliegenden Briefwechsels sind. Die Kantische Philosophie, Reinholds Verdienste um sie, die französische Revolution, die Träume von schöneren Tagen, den Rechten der Menschheit, dem ächt philosophischen Jahrhundert, wie solche damals alle Geister ergriffen, und durch die ersten Hoffnungen für den Zustand der Dinge in Frankreich genährt wurden, das sind die Gegenstände dieser ersten Briefe, von Reinhold mehr in ihren Principien, mit abstrakter Beziehung auf die Wissenschaft gefaßt, von Baggesen oft mit recht lebendiger Einsicht in die Geschichte seiner Zeit. Er haßt die Revolution als That, verehrt sie aber als Begebenheit. Er möchte ihren Helden das Haupt abschlagen, um es verehren und küssen zu können. Kurz nach des Königs Hinrichtung vermochte er noch zu schreiben: „Frankreich blutet; aber die andern Staaten schwinden dahin. Ich mag lieber die chirurgischen Fälle der Republiken, als die medizinischen der Monarchien. In jenen wird man freilich bisweilen entleibt, in diesen werden alle mehr oder weniger entseelt. Ja blickte ich nicht so oft nach jenseits, wäre mir das künftige Leben weniger gewiß, o dann würd' ich auch jede Monarchie der Republik vorziehen. Aber das kleinste aller Uebel in der Welt ist der Tod, weil der Tod nicht da ist. Das größte aller Uebel in der Welt ist der Schlaf, und dieser ist schlechterdings da. In der Republik stirbt man wohl; aber in den Monarchien schläft man, und ich will lieber sterben, als schlafen.“ Von Polens Theilung schreibt er: „Sie hat mich herzlich gefreut. So etwas in unsern Zeiten ist wahrer Anfang der Besserung. So, hoffe ich, werden die Fürsten sich selber den entscheidenden Hieb versetzen. In dergleichen Manifesten lese ich die Schrift der Hand an der Wand: mene, mene, tekel, upharsin.“

Im Frühjahre 1793 reiste Baggesen mit seiner Frau und einem Kinde über Weimar nach der Schweiz, nahm eine Tochter Wielands dorthin mit, ließ diese Begleitung in Bern zurück, von wo aus er mit Fernow eine Reise über München nach Wien, und von da über Venedig und Mailand in die Schweiz zurück machte. Aus dieser Zeit lesen wir Briefe aus Nürnberg, Bern, Wien, Klagenfurth, vom Genfersee an Reinhold, der inzwischen Professor in Kiel geworden war. Der interessanteste Gegenstand sind hier die Verhandlungen über Fichte'sche Philosophie. Das Verhältniß der Opposition kehrte sich so um, daß B. bei aller bleibenden Ehrfurcht vor Fichte's in Zürich ihm persönlich bekannt gewordenem Charakter die Billigung seiner Lehre an Reinhold abtrat, der nun schon seine merkwürdige Alloprosallie anfieng, die ihn von seinem Freunde, dem es um seine Anhänglichkeit an Kant Ernst war, merklich entfernte. Baggesen kehrte im Anfang des Jahres 1795 nach Deutschland zurück, ließ seine Frau in Weimar und reiste auf kurze Zeit nach Paris. Eine Anekdote, die auffallend an eine neulich von Börne erzählte erinnert, erlauben wir uns aus einem Briefe an seine Frau anzuführen: „In St. Marie aux Moulins bekam ich noch Streit mit dem Posthalter, wegen des Preises der Pferde. Man hatte uns bis dahin mit 5 Pferden gefahren, und 4 gerechnet. Das war nach der Ordonnanz. Dieser aber allegirte den Berg, worüber wir auf dieser Station mußten, und sagte, wir müßten für 5 Pferde bezahlen. Ich ließ dies gut seyn, als er aber für unser kleines Mittagessen 10 Livres verlangte, wurd' ich böse. „Montrez moi votre ordonnance.“ Er produzirte wirklich eine solche, aber — de la part du Roi. Jetzt wurd' ich erst recht böse. Etes vous foi d'oser me présenter des ordres de la part du Roi? aujourd'hui? Diable! nous nous parlerons! Allons! où est la municipalité? j'y vais, suivez moi, j'obtiendrai justice, si la justice est à l'ordre de jour en Lorraine.“ „Très volontiers, citoyen!“ Die Pferde waren schon angespannt. Ich gieng mit ihm zur Municipalität. Ich klopfte. Es war Niemand da. „Je chercherai le griffier“ sagte er ganz ruhig und höflich. „Allons.“ Wir kommen hin. Auch dieser war nicht zu Hause. Seine Tochter rief uns aus dem Fenster: „Citoyens, mon papa est dans le jardin!“ Wir suchten den Garten vergebens durch. Er war nicht da. „Peste! diable! et je resterai ici — dételez les chevaux, au diable avec votre ordonnance royale! savez vous bien, que ces ordres ne subsistent plus?“ — „Il est vrai, citoyen, vous avez raison, ces ordres ne subsistent plus, je le sais bien, mais, hélas! la montagne subsiste encore!“ Ich lachte und fuhr fort.“ In Paris mußte sich B. über den außerordentlichen Sinn für Gesetzmäßigkeit wundern, den er selbst in den niedrigsten Klassen, bei der unglaublichsten Hungersnoth und Armuth antraf. Er wohnte der Hinrichtung von 16 Tribunalisten, unter ihnen Fouquier-Tinville, Villate, le Roy, auf dem Grèveplatze bei, sah am 1sten Prairial den Repräsentanten Ferraud mitten im Convent ermorden, und entkam nur wie durch ein Wunder, vom rasenden Pöbel mehrere Mal angehalten durch die Thore der Vorstadt St. Martin. Von Weimar kehrt er nach Dänemark zurück, wohnte nacheinander in Augustenburg, Eutin, wo er mit Jacobi genauer bekannt wurde, in Kiel, bis er in Kopenhagen an der Universitätskommunität als Probst

angestellt wurde. Die schwankende Gesundheit seiner Frau führte ihn aber wieder nach Italien und der Schweiz zurück, doch starb sie schon im Mai 1797 in Kiel auf dem Wege dorthin. Der Verzweiflung nahe sezte er seine Reise mit den beiden hinterlassenen Söhnen fort, lebte theils an den Ufern des Genfersees, theils machte er wiederholte Alpenwanderungen, und blieb nicht ohne Theilnahme an der damaligen schweizerischen Revolution. Im Frühjahr 1798 kehrte er über Paris, wo er sich mit seiner zweiten Frau verlobte, nach Eutin und Kopenhagen zurück, holte sie bald darauf selbst ab, kehrte aber aus Mangel an zureichendem Unterhalt und weil seine neue Gattin den nordischen Himmel und die dortige Lebensweise nicht ertragen konnte, im Oktober 1800 wieder nach Paris zurück. In diese unruhvolle Zeit — bis hieher ist auch der Briefwechsel nur fortgeführt — fallen die Briefe an Jacobi, die namentlich aus Paris sehr interessant sind, und den Zustand der Stadt während der Consularherrschaft ziemlich anschaulich schildern. Die Herrschaft der Mode war wieder im Stande an einer Republik vergessen zu lassen, daß sie keine war. Die Art der französischen Welt- und Lebensanschauung schildern die Proben eines witzigen Wörterbuchs, das Baggesen zu schreiben vorgab: wir theilen sie mit: „Arts (beaux) = Fabriken und Handwerke. Amitié = Liebe; connoissance = Freundschaft; célèbre = in Paris bekannt; citoyen français = Weltbürger; Dame = Weibsbild; divin = artig; Dieu = Natur; Dieux = die berühmtesten Franzosen; Demi-dieux = fast alle Franzosen; Français = Mensch; homme = Geschöpf; histoire naturelle = Physik; histoire universelle = Geschichte der französischen Revolution; hazard = Schicksal; immortel = bekannt, sogar im Auslande; Kant = Jakob Böhme; mari = Hahnrei; mille = drei, vier auch fünf; nature = Kunst; peuple français = die kultivirte Menschheit; république = uneingeschränkte Alleinherrschaft; révolution = Welterschaffung."

Diese Mittheilungen lassen auf einen feinen, muthigen Kopf schließen, und es muß fast Wunder nehmen, wenn man Baggesen einen scharfsichtigen Beobachter, glänzenden Redner, gründlichen Denker, zärtlichen Gatten, liebevollen Vater, theilnehmenden Freund, aber keinen Mann nennen darf. Er steht den Eindrücken der edelsten Art offen, weiß Liebe und Achtung eben so wohl zu empfinden, als selbst zu empfangen, — das leztere wird immer schwerer seyn, weil mehr Kunst dazu gehört — er gibt sich den erhabensten Zwecken mit glühendem Feuereifer hin, doch fehlte ihm jener männliche Ernst, der des Augenblickes mächtig ist, um die Zukunft Eigenthum zu nennen, jenes nil admirari, das in den Wonnen des Entzückens mehr findet, als den Kitzel der Einbildungskraft. Vielleicht gehört zu dem, was Fichte den Enthusiasmus des Lebens genannt hat, immerhin auch die endlose Reihe von Empfindungen, die nur irgend in einer Gefühlstheorie schematisirt werden können, unbedingt aber auch die Forderung, daß eine mit solchen Eindrücken geprägte Charaktermünze handlich, faßlich, in mancher Herren Ländern brauchbar sei. Baggesen besaß sehr viele Eigenschaften nicht, die man an ihm zu finden glaubte, die wenigen, die er wirklich sein nennen mochte, sahe man entweder nicht, oder glaubte ihrer nicht zu bedürfen. Seine Begeisterung für die Idee der Menschheit, für Kant's unsterbliche Entdeckungen, für die erhabene Sache der Revolution galt in den hohen Kreisen, in denen er sich bewegte, dem dänischen Hofe, und zulezt durch Gewohnheit ihm selbst, mehr für unterhaltendes Curiosum, als für tiefste, dynamische Lebensenergie. Ohne es zu wissen, spielte er die lustige Rolle eines Hofdemagogen. Die Prinzen, Minister und Grafen vergaben ihm seinen Demokratismus, weil er ein witziger, angenehmer Gesellschafter war, ihren Frauen artig vorlas und sie dafür in die Korrespondenz seiner glänzenden literarischen Connaissancen einsehen ließ.

Dieselbe planlose Schwelgerei in den Wonnen des Augenblicks gab sich vor Allem in seinem Familien- und Privatleben kund. Wo er gieng und stand war er ein Ausrufungszeichen. Jede neue Bekanntschaft, jede Freude entzückte ihn bis in einen dreifachen Himmel. Wenn er einen Brief empfängt, schreibt er: „O, ich bin in dem Moment des Empfangens Ihrer Briefe nichts als Empfänglichkeit; mein ganzes Wesen wird nicht blos durchströmt, sondern im Strom des seligen Genusses aufgelöst, und Alles, was ich in diesen wonnevollen Augenblicken äußern kann, ist konvulsivischer Dank in beinahe tödtender Freude!" Wenn man nicht ausrufen muß, welche Verstellung! so doch gewiß, welche Tollheit! Ref. hat die Vaterfreuden noch nicht empfunden, aber einen solch excentrischen Pathenbrief, wie ihn B. nach der Geburt seines ersten Sohnes an Reinhold schrieb, würde er im höchsten Taumel des Entzückens, selbst wenn ihm seine Frau eigenhändig den neuen Weltbürger aus der Kammer brächte, nicht absenden können. Man höre! „Mein Bruder, o daß ich Dirs ganz mittheilen könnte: diese selige Freude, dies unnennbare Entzücken, diese nie empfundene, neue Wollust — o, dies non plus ultra der irdischen Glückseligkeit, das mich in diesem Augenblick zum beneidenswerthesten aller Sterblichen macht! Gestern Abend, diese Nacht noch, um Mitternacht, würd' ich keinem Teufel meine Qualen übertragen haben, weil ich sie unausstehlicher als die Hölle selbst glaubte: ich bereute meine unaussprechlich theure Sophie je geliebt zu haben, je von ihr geliebt worden zu seyn, bat, flehte zulezt um dreifache Zerschmetterung den Himmel, nur alle drei auf einmal, durch einen Blitz getrof-

sen: nun aber, o Gott, fühl' ich tausendfach, daß du bist, daß du ewig seyn wirst; fühle, daß ich bin, daß ich ewig seyn werde. O, mein Bruder, dies erste Geschrei! O was ist alle genossene und phantasirte Freude der Dichter dagegen!" u. s. f. Man sollte glauben, beim zweiten Kinde würde ihm das Ding gewohnt werden, aber noch die Ankunft des dritten meldet er so an: „Geliebtester Bruder! O daß ich in deine Arme fliegen könnte, und in den Strahlen dieser überschwenglich herrlichen Morgensonne deiner Stirn einküssen, deinen Augen einblicken, deinen Händen eindrücken, daß ich in diesem Augenblicke das dritte der seligsten Momente meines Lebens genieße, indem ich zum dritten Male der glücklichste Vater geworden bin. Da liegt er in den Armen der unbeschädigten Mutter; u. s. w." Unerschöpflich sind seine Klagen, die wie Geistesverrückung klingen, beim Tode seiner ersten Frau. Fast ist man versucht, zu glauben, daß er den Trost nicht so sehr nicht fand, als ihn nicht finden wollte: es gibt Leute, die jährlich wenigstens einmal ein enormes Unglück brauchen, wie Plato den Schmerz eine gesteigerte Wollust nennt.

Die Herausgeber versprechen eine Sammlung der schon vorhandenen Leistungen ihres Vaters und Vermehrung derselben durch den reichhaltigen handschriftlichen Nachlaß. Wir muntern durch diese Erwähnung dazu auf, nur mag bei der Auswahl nicht vergessen werden, daß kein andres Interesse ihr günstig seyn kann, als ein historisches. Baggesens Trinklied: „Seit Vater Noah im Becher goß" wird der polemischen Grundlage wegen länger dauern, als seine Parthenais, die sich kaum durch die Erinnerung an Vossens Louise mehr erhält, und was für ein hohles Ding ist ein „Schatten im Traume!" Allen Nachahmern muß die Kritik später oder früher die Grabschrift setzen:

In einer Mauer war ein Loch,
Und in dem Loch war noch ein Loch,
Und dieses Loch war größer noch
Als obbesagtes Schießloch.

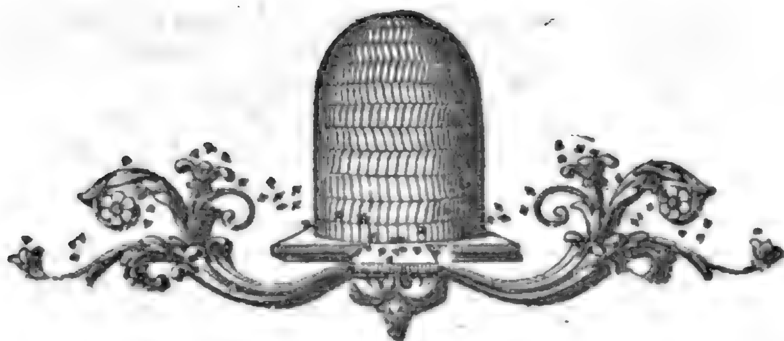
2) Christian Garve's Briefe an seine Mutter. Herausgegeben von K. A. Menzel. Breslau, Korn, 1830.

Jeden Sonnabends Abend schrieb der selige Garve, da er sich als akademischer Docent in Leipzig aufhielt, an seine Mutter nach Breslau. Sie war zwar keine denkende, aber doch eine unterrichtete Frau; man findet daher in dieser Briefsammlung außer den Nachrichten über den schwachen Gesundheitszustand des Sohnes und die nächsten Bedürfnisse seines Herzens wohl auch einige Beiträge zur Literargeschichte, die jedoch über die stille Häuslichkeit Garves nicht hinausgehen. Wir lesen weniger von Weiße, Plattner, Zollikofer, als von Weißens, Plattners, Zollikofers. Nur die öffentliche Wirksamkeit Mendelssohns, eines der Garve'schen Richtung so verwandten Geistes, findet eine Würdigung, die sich nur auf das reine Interesse der Wissenschaft bezieht. Wir müssen uns also an der Persönlichkeit des Briefstellers begnügen, obgleich sie weniger unterhält, als rührt. Die sich immer steigernden Anfälle der Krankheit, deren heftigstem Ausbruch er am Ende seiner Tage unterlag, paaren sich mit dem Gefühle seiner Einsamkeit, er hätte die sorgende, pflegende Hand der Mutter immer noch eher vermißt, als ein treues, offnes Herz eines Freundes. Darum ist auch der Ton der Briefe an die Mutter meist so zärtlich, daß man sie an eine Geliebte geschrieben denken sollte. „Ich denke oft des Abends an sie — schreibt er — was wird meine Mutter machen! Da stelle ich Sie mir unter tausend verschiedenen Bildern, bald am Tische, bald auf dem Spazierwege, an Ihrem Pulte, vor. Ich sehe, wenn Mondenlicht ist, oft den Mond an, und denke, der scheint dort auch. Das kömmt mir sehr erfreulich vor." Als Beispiel, wie ein Hypochonder die Schönheit der Natur empfindet: „Das Feld ist so schön, so schön; — ich kann es niemals im Frühling ohne eine gewisse Bewegung ansehen!"

Kant hat Garven einen Philosophen im wahren Sinne des Wortes genannt, und gewiß aus keinem andern Grunde, als weil er den Nerv seiner Lehre, die Moral, in sein ganzes Leben aufnahm. Die vorliegenden Briefe athmen dies sittliche Gefühl, das er in spätern Jahren mehr auf Doktrin, jezt noch meist auf ungetrübte christliche Empfindung gründete; sehr passend ist auch deshalb ein Brief des Vaters Garve an seinen noch unmündigen Sohn, gleichsam ein Testament, vorangestellt, ein schönes Zeugniß christlicher Gesinnung im damaligen Bürgerstande, das uns vielfach, schon der Namensanspielung auf Christian wegen, an das bekannte Sonett des Gryphius auf seinen in der Wiege schlummernden Sohn Christian erinnert hat. Ob man aber dem Herausgeber für den Abdruck solcher Stellen danken wird, wie der folgenden? „Aber so hat die **** niemals zugegeben, daß ihr Mann einen Abend bei *** zubrächte. *** hätte sehr gern eine kleine Cotterie von solchen Freunden errichtet. **** ist in Verlegenheit gewesen, hat Entschuldigungen gemacht. Endlich haben sich beide auf bloße Besuche eingeschränkt. *** ist also fast ganz unter seiner Familie, und **** in der Colonie, wo sie Beide Langeweile haben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 21. — 24. Februar 1832.

Biographien
von
K. Gutzkow.

(Fortsetzung.)

3) Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Wenn die Menschen lieber geachtet und verehrt seyn möchten, als geliebt, so würden wir weniger Philosophen und mehr Weise haben. Weil man lieber mit den Herzen als mit den Köpfen der Leute im Verkehre steht, so hütet sich der Philosoph, seine Lehren auch in den innern Organismus seines Lebens aufzunehmen. Der Satz vom kategorischen Imperativ wird Niemanden finden, den er nicht zur Verehrung seines Entdeckers gezwungen hätte, aber ein verkörperter Imperativ, eine Persönlichkeit, die Nichts als Gesetz und praktische Vernunft ist, erscheint nur den Wenigsten liebenswürdig. Liegt das Unbehagliche hier nur in dem Eindruck des Ungewohnten, ist es die Schwäche, die sich neben Menschen von felsenfester Willenskraft recht in ihrer Unzulänglichkeit fühlt, oder ist es wohl gar eine Art Vergeltung für die Unnatur, mit der man aus den Fugen der bestehenden Verhältnisse heraustritt? Ich weiß es nicht, nur die Thatsache ist richtig. Die in diesen Denkwürdigkeiten vorgeführte Persönlichkeit ist ein Beweis jenes praktischen Stoicismus eben so, wie der eigenthümlichen Berührung, in die ein solcher mit seiner Umgebung kommen muß. Erhard hätte der Reinheit seines Willens wohl zugetraut, eine Welt zu schaffen, wenn er nur gewußt hätte, ob sie besser als die vorhandene ausfallen würde. Dies starre, schroffe Verharren in der einfachen Mißachtung alles Vorhandenen müßte das Leben dieses Mannes interesselos für den Beobachter gelassen haben, wenn das Anziehende nicht eben in den oft komischen Berührungen mit der Außenwelt läge. Erhard hat in der Zeit seiner Blüthe, die bis zu seinem Ende nur Knospenzeit geblieben ist, in mannichfachen Verhältnissen mit den vorzüglichsten Geistern der Nation zu Ende des vorigen Jahrhunderts gestanden. In seiner ganzen Häuslichkeit ist er unter sie getreten, eine willkommene Erscheinung für die ihm geistig Verwandten. Die Richtung seiner philosophischen Studien machte ihn schon zum Kantianer, ehe er nur vom Weisen in Königsberg mochte gehört haben. Er unternimmt nach Sitte damaliger Zeit, wo man auf die Liebe zur Philosophie schon zu reisen pflegte, eine Pilgerfahrt zum zweiten Messias; dies

reichte aus, ihm im deutschen Lande aller philosophirenden Männer und Frauen Arme zu öffnen. Die Verhältnisse dieser Bekanntschaften, freundschaftliche Korrespondenzen als nächste Folge, sind das, was uns in den vorliegenden Denkwürdigkeiten am meisten an den Schriftsteller Erhard erinnert.

Den Anfang des Buchs macht eine Selbstbiographie Erhards, die leider nicht vollendet ist, der Herausgeber hat die noch übrigen Lebensmomente hinzugefügt. Sodann folgen Mittheilungen aus Erhards Briefwechsel. Wir finden die Namen Reinhold, Kant, Baggesen, Reimarus, Mereau, Wieland, Schiller, Herbert, Niethammer und Andre; die für die persönliche Entwicklung Erhards wichtigsten Briefe sind aus seiner Jugendzeit, an eine Freundin und zwei Freunde gerichtet.

Erhard war nach dem Willen seines in Nürnberg angesessenen Vaters nicht für die Wissenschaft bestimmt, er betrieb das väterliche Gewerbe und widmete die Stunden der Muse der Beschäftigung mit mathematischen und philosophischen und in deren Verständniß einschlagenden Disciplinen. Seine Begeisterung für Philosophie ist so groß als der moralische Stolz, da er seinen Gegenstand bezwungen glaubte. Thränen der höchsten Wonne stürzten ihm auf Kants Kritik der praktischen Vernunft, die er nach seinen Studien über Wolf und den mathematisirenden Lambert zu Gesichte bekam. Hier lernte er, daß er Belohnung und Strafe für seine Handlungen nur von sich selbst zu erwarten habe, er erkennt keinen Richter außer sich selbst, und Gott sey kein Stümper, der an ihm noch Etwas nachzuflicken fände. Sein ganzes Leben ist eine Hymne auf die Autonomie der Vernunft. Er erkannte den Werth des Menschen nicht eher an, bis er zu dieser Selbstbestimmung das Bewußtseyn seiner Würde gesteigert hätte. So schwärmt er, ein ächtes Kind seiner Zeit, die in die nüchternste, schaalste Wirklichkeit sich ausgeflacht hatte, für das Ideal der Menschheit, lebt wie Marquis Posa bei Schiller nicht ein Bürger dieses Jahrhunderts, sondern derer, die noch kommen werden. Sein Sinnen und Denken geht auf Errichtung allgemeiner Menschenbündnisse zur Erreichung dieses hohen Ziels. Bei Männern mochte es ihm nicht gelingen, darum zog er die Weiber in sein Interesse. Bald scheint ihm Jungfer H. jene Anlagen zu besitzen, die zur vernunftgemäßen Leitung aller Wünsche und Begierden brauchbar sind, bald, wenn sich diese über die philosophische Erziehung in ihren Geistesbildner unvermerkt verliebt hat, Jungfer K., bald eine andre, so in Nürnberg das ganze Alphabet durch. Ja noch mehr! Noch in seinem zwei und zwanzigsten Jahre errichtet er, in der Voraussetzung, das Pfaffheit und Verfolgungsgeist auf der einen, Aberwitz und Charlatanerie auf der andern Seite sich in das Regiment der Welt getheilt haben, und zumal durch Weiber, bei denen freilich der Aberglaube immer ihre beste Pflanzschule gefunden hat, ihre Herrschaft zu gründen suchen, errichtet er in Gedanken nicht ohne Aussicht auf endliche Ausführung einen Bund unter Frauenzimmern auf Leben und Tod. Für die eigentlich esoterisch Eingeweihten verlangt er aus folgenden Stücken bestehende Aufklärung: 1) Freiheitssinn und Weltkenntniß; 2) für Nichts Achtung als für Vernunft, und 3) Kenntniß der Medicin, wie man es an unserm Geschlecht erwartet, besonders aber Kenntniß der kosmetischen Mittel. Eine zweite Klasse brauchte nur bis zur natürlichen Religion aufgeklärt zu seyn, auch würde man ihnen Kosmetika entdecken. Für die folgenden bis auf fünf herabgeführten Klassen verlange man immer nur Vorbereitung für die nächst vorangehende; in die lezte Klasse brächte man leichtsinnige und abergläubische Personen. Mit der Liebe gieng es dem jungen Erhard nicht immer so, wie den meisten jungen Leuten, daß sie nicht die Geliebte, sondern die Liebe lieben. Die Verhältnisse, die er mit Frauenzimmern bald anknüpfte, bald abbrach, waren eigentlich Experimentalerotik, wie man sie nennen könnte. Erst gab ihm die Liebe Gelegenheit, sich in schriftlichen Aufsätzen zu üben, dann einen praktischen Kursus der Philosophie zu eröffnen, die Tugend der Nürnbergerinnen wollte er nicht auf Unschuld, sondern auf die Vernunft gründen. Er will die Liebe seiner Wilhelmine prüfen, und nimmt sich vor, sie auf drei Wochen weder zu sehen noch an sie zu schreiben, er will beobachten, welche Leidenschaften dies in ihr erregen wird, sind es Eifersucht und Unwillen, so wollte er sie verlassen, hält sie aber mit Sanftmuth aus, nun so wird er sie wieder lieben können. „Wehe mir, schreibt er an dieselbe Wilhelmine, wenn mein Herz nicht der Menschheit, sondern einem Mädchen angehörte; es war nur Dein, weil ich in Dir die Würde der Menschheit ehrte!“

Erhard studirte als Autodidakt in Würzburg Medizin, und promovirte noch vor dem Ablauf der gewöhnlichen Studienjahre in Altdorf. Seine Neigung entschied sich aber in seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen noch lange immer für das Feld der abstrakten Philosophie und theoretischen Gesetzgebung. Erst nach den erneuten Aufforderungen seiner Freunde, eine seinen Fähigkeiten so sehr zusagende Wissenschaft nicht zu vernachläßigen, nachdem er überdies eine medizinische Anstellung in Berlin erhalten hatte, verfolgte er die Arzneikunde mit lebhafterem Eifer, wurde mit Röschlaub ein unermüdlicher Vertheidiger des Brownianismus, in welchem Streben er selbst von seinem Meister Kant theilweise Billigung erhielt. Inzwischen gieng die weitre Vollendung der Philosophie an ihm wie unverständliche Barbarei vorüber. Gegen Jacobi war er schon früh versucht zu schreiben, Fichte mit den Satzkapriolen des setzenden

Ichs mußte ihm, der schon das Denken nicht anders dachte, als eine Erfahrung, sonderbar vorkommen, und als eine totale Verirrung, wenn dieser aller Erfahrung die Realität streitig machte. Die Naturphilosophie war ihm, einem empirischen Arzte, eine Träumerei, ihre Terminologie Tollhaussprache. Das lezte Urtheil über Fragen der Zeit, das in diesen Briefen gefällt wird, ist über die griechische Sache. Er wolle die Mode mitmachen, da man von kultivirten Leuten verlange, Griechenfreund zu seyn, doch so viel wisse er, die Griechen seyen an ihrem Schicksale selbst Schuld gewesen; hätten sie im zwölften Jahrhundert statt der Klöster Schulen angelegt, und die Aufklärung statt des Aberglaubens befördert, so würden sie nie unter die Herrschaft der Türken gerathen seyn.

Aeußerst wohl thun in diesen Briefen die Bekenntnisse einiger Freunde und Freundinnen, welch einen milden, segensreichen Einfluß die Schriften Jean Pauls auf sie gemacht hätten. In diesen matten Tagen, wo so wenig frische Lebensquellen sprudelten, und die meisten aus ihren ringenden Kämpfen um die Verwirklichung eines höhern Ideals nur desto tiefer in die trostlose Leere des Daseyns zurücksanken, erscheinen ihnen jene Bilder wie Erquickung, und sie fühlen sich menschlich berührt durch die milden Gestalten der Jean Paulschen Phantasie. Männern, wie Herbert, dem die Sehnsucht nach dem Ende dieses Lebens so zur Leidenschaft wurde, daß er es durch freiwilligen Tod beschleunigte, auf dem der Jammer der unbefriedigten Wissenslust seiner Zeit wie starrer, kalter Winter lastete, laben sich an jenes Mannes stiller, glückseliger Welt, und fühlen sich stark genug gegen Erhards kalte Verketzerung ihren Tröster zu vertheidigen. Erhard war in den lezten Tagen seines Lebens in ganz Berlin als ein Sonderling bekannt, mit dem sich nur höchst bedenklich umgehen lasse.

Dem Herausgeber dieser Denkwürdigkeiten sind wir für diesen Beitrag zur Geschichte der Schlußzeiten des vorigen Jahrhunderts sehr zu Dank verpflichtet. Er hat das Buch dem nun auch verewigten Hegel gewidmet, in der Hoffnung, es werde „die so tiefsinnige als lichtvolle Würdigung, welche von dem Hochpunkte geistiger Forschung in unsern Tagen sowohl den überstiegenen Stufen des allgemeinen Ganges, wie den abweichenden Windungen einzelner Nebenwege, mit freiester Umsicht und wahrer Billigkeit so wohlmeinend zugewendet wird," auch unserm Erhard zukommen, wie sich schon Solger und Hamann von Hegels Hand so vortrefflicher, so scharfer zugleich als milder Charakteristiken zu erfreuen hätten. Darin liegt die Anerkennung der Hegelschen Lehre als einer Regulativs, nach dem die Geister an ihren gehörigen Ort von nun an bis in Ewigkeit placirt würden. Dies als ein Curiosum.

4) August von Kotzebues Leben von Dr. H. Döring. Weimar, Hoffmann, 1830.

Der Schluß dieser Biographie weckt Erinnerungen, die von unsern gegenwärtigen Tagen aus wie in sonnenhellen Fernen liegen. Es sind zwei Gräber, über deren grüne Decke schon mancher mühevoller Sommer und Winter gezogen ist. Die Flegeljahre unseres politischen Lebens sind vorüber. Wie Unrecht, wenn man um die stille Friedensruhe ihrer beiden todten Opfer jezt wieder einen Tag des Gerichts ansetzen wollte!

Der Verfasser dieser Biographie unternimmt es vielfach, die Beschuldigungen, die Kotzebuen als Menschen gemacht worden, durch Hindeutungen auf dessen persönliche Liebenswürdigkeit, auf die Kreise der Häuslichkeit und seine freundschaftlichen Verhältnisse zu widerlegen; doch sind die meisten Beweise für eine solche individuelle Humanität selten aus andern Quellen gezogen, als aus seinen eignen Schriften. Kotzebue war nicht so sehr auf seine schriftstellerischen Leistungen eitel, als vielmehr auf den Ruf, den sie seiner Person als solcher erwarben. Von jenen konnt er mit leichtem Herzen ein Drittel unterdrücken, diesen je zu verlieren hätte weniger sein Ehrgefühl als sein Bedürfniß sich in einer glänzenden, achtunggebietenden Lage zu sehen verlezt. Darum gab er sich in seinen Schriften — die dramatischen nehmen wir hier aus — mit allen seinen Schicksalen, seinen Gedanken und Empfindungen darüber, beschrieb sich so wohlgefällig in jeder Lage, in die ihn der Zufall oder sein Wille führte, daß sie auch nur höchst vorsichtig zu benutzen sind, da diese Konfessions doch nie aufhören, Bücher zu seyn. So soll ein großer Beweis für seine zärtliche, natürliche Empfindung in den Klagen um seine verlorne Gattin liegen, die man in der *Flucht nach Paris* mit so vielem Widerwillen lesen muß. Kotzebue hat es bewiesen, daß er die Nerven seiner Zeitgenossen kannte, zugleich wollte man seit seinem Bahrdt mit der eisernen Stirn an Allem verzweifeln, was nur Menschliches, Moralisches in ihm seyn konnte, wie Noth that es, sich die fühlenden Herzen wieder zu gewinnen! Wie sehr mußte er sich als hingebenden Gatten, zärtlichen Vater zeigen! Also diese Quellen taugen nicht. Oder sollen seine Dramen für ihn zeugen, wo freilich oft der Triumph des Edelmuths, der Tugend in Lumpen und unter Strohdach, die beleidigte Unschuld und ähnliche Moralitäten gefeiert wurden? aber für die Geschichte unsrer Literatur sollte schon längst ausgemacht seyn, daß wenn nicht zweierlei Herzen, doch zweierlei Empfindungen statuirt werden müssen. Es ist die Moral in Beispielen unsrer Autoren ein schlüpfriges Thema. Wozu auch diese Mittel und Wege, um Kotzebue von dem Vorwurf eines Pasquillanten und

schamlosen Ehrenräubers zu befreien? Wir begnügen uns mit seinen immer dankenswerthen Leistungen, lachen in der Woche ein- oder zweimal über ihn, es wird uns sonst noch wenig mehr an ihn erinnern. Der richtigste Standpunkt seiner Beurtheilung ist der vom Parterre aus. In den Zwischenakten am Büffet will ich ihn gegen alle Athenäen und „Ehrenpforten" vertheidigen, und sollt' ich gegen Herrn von Schlegel selbst nur die Fruchtbarkeit geltend machen. Kotzebue findet die Ursache, des ihm so allgemein ertheilten Beifalls in der regen Spannung, in die er sich bemühe, die Einbildungskraft des Publikums zu versetzen, und in der That kann Theilnahme an einer Sache wohl nie Statt finden, ohne selbst an ihr Theil zu nehmen. Je mehr ein Leser oder Hörer aufgefordert wird, an irgend einem Werke nachzukonstruiren, desto befriedigter wird er seyn. Im Roman so gut wie im Drama sey immer noch ein Charakter oder eine Rolle übrig, die der Leser übernehmen und darstellen kann. Auf diesem Geheimniß beruht alles, was man Theaterkenntniß nennt, eine Kenntniß, die Kotzebue in unerreichtem Grade besaß. Das Studium der natürlichen Theatercoups, der Maschinengötter, der ganzen innern dramatischen Perspektive wird die Bühne nur fördern, nicht in Verfall bringen. Daß Kotzebue in die von ihm so wohl gekannte Bühnenwelt keine edleren Gestalten zu setzen wußte, daß es ihm an dem Vielen mangelte, was aus der komischen oder tragischen Maske eine wahrere Natur, tiefere Menschenkenntniß hätte blicken lassen können, daß er im Gegentheil so vieles in reicher Fülle spenden konnte, woran man jenen Mangel so sehr bemerken muß, das Alles darf bei der Nennung seines Namens nie verschwiegen werden. Nur ist es Unrecht, den Verfall der Bühne von ihm zu datiren. Im Dramatischen blieb er zwar weit hinter der Richtung zurück, die das deutsche Theater nach Lessings begründendem Vorgang hätte nehmen sollen, aber im Theatralischen dürfen ihm seine Verdienste schon zugestanden werden.

An Herrn Dörings Biographie ist die Unpartheilichkeit zu loben, mit der er sich seinem Gegenstande zugewandt hat. Er scheint sich auf seine eigne Hand ein Walhalla deutscher Autoren bauen zu wollen.

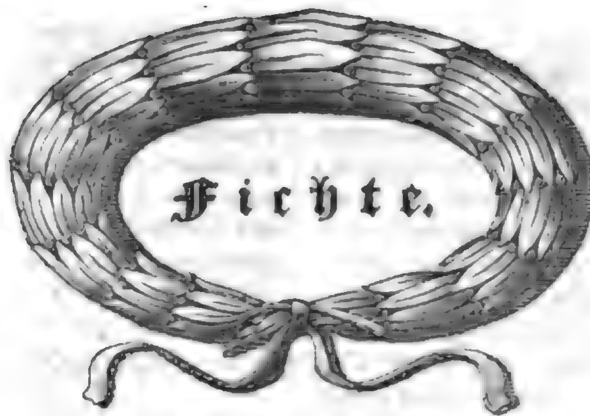
5) Clemens XIV. und Carlo Bertinazzi. Ein bis jezt ungedruckter Briefwechsel. Aus dem Französischen übersezt von F. A. Rüder. Leipzig, Kummer, 1830.

Der Uebersetzer ist die Angabe seines französischen Originals schuldig geblieben, wodurch auch die Kenntniß der ersten Quelle dieses Briefwechsels erschwert worden. Der Pabst in einer Korrespondenz mit dem Arlequin des Pariser Theaters ist ein so glückliches Thema, daß man an die Aechtheit fast glauben muß, weil das Komische daran nicht benuzt worden ist, und sich überhaupt keine rechte Absicht in diesen Briefen nachweisen läßt. Clemens befand sich mit Bertinazzi im Jahre 1720 in einem Seminar zu Rimini, jener, der Sohn eines Bauers aus der Gemeinde Sante Angelo in Vado, dieser, der einzige Sohn eines sardinischen Offiziers. Nach einem der ersten Briefe soll Bertinazzi seinem Freunde das Leben gerettet und dies die Veranlassung zu ihrem ewigen Freundschaftsbündnisse gegeben haben. Sie verpflichteten sich bei ihrer Trennung, daß sie niemals länger als zwei Jahre vergehen lassen wollten, ohne sich brieflich von ihrem Schicksal zu benachrichtigen. Clemens, oder mit seinem frühern Namen, Lorenz Ganganelli, wurde Professor der Philosophie in Pesaro, Franciskaner, nach und nach Kardinal und zulezt unter dem Namen Clemens XIV. Pabst, in welcher Würde er sich durch persönliche Tugenden eben so auszeichnete, wie durch seine Verdienste um den Kirchenstaat. Er hob auf Wunsch der Bourbonischen Throne den Jesuitenorden auf, welcher kühne Schritt ihm den Tod brachte. Er starb 1774 nach unsäglichen Leiden an den Folgen einer Vergiftung. Carlo kam per varios casus nach Paris, wo er unter dem Namen Carlin in der Rolle eines Lustigmachers vielen Beifall fand. Die Briefe berichten theils diese allmähligen Ascendenzen auf den päbstlichen Stuhl und die Bretter der Bühne, theils geben sie manche interessante Notiz über den Zustand der damaligen Kirche, über die Sitte des Pariser gesellschaftlichen Lebens, über die literarischen Erscheinungen jener Zeit. Wenig bekannt dürfte z. B. die Bitte Voltaire's an Benedikt XIV. seyn, er möchte ihm die Dedikation seines Mahomet erlauben. „Gestatten Ew. Heiligkeit — schreibt der Schalk — daß sich der Verfasser und das Buch zu Ihren Füssen niederlegt. Für lezteres bitt' ich um Schutz und für mich um Ihren Segen. Mit solchen Gesinnungen tiefster Verehrung werf' ich mich nieder und küsse Ihrer Heiligkeit Füsse." Und der schwache, achtzigjährige Pabst, dessen Blick und Ohr schon lange nicht mehr über Rom hinausreichte, vermied die Falle nicht.

Zweifel an der Authencität dieser Briefe flößen besonders zwei Umstände ein. Ein Brief ist aus dem Conklave datirt, so viel aber bekannt ist, soll jede Verbindung der wählenden Kardinäle nach Außen aufgehoben seyn, eine Maaßregel, die im Verlauf desselben Briefes noch erwähnt wird. Außerdem kann man kaum glauben, daß der Pabst noch die lezten Stunden vor seinem Tode zu Briefen verwendet hat. Die Absicht, das Schreckliche seiner Vergiftung recht grell anzudeuten, tritt in den Schilderungen seines Zustandes zu offen hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 22. — 27. Februar 1832.

Biographien

von

K. Gutzkow.

(Fortsetzung.)

6) Johann Gottlieb Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne J. H. Fichte. Erster Theil. Sulzbach, Seidel, 1830.

Die meisten Moralphilosophen — Fichte war nur ein solcher — haben die Principien des Handelns eher aus sämmtlichen Disciplinen ihrer Wissenschaft deducirt, als aus dem entweder an sich selbst oder an Andern erkannten Bedürfniß nicht nur zu handeln, sondern auch recht zu handeln. Von Aristoteles moralischem juste milieu an bis auf Kants kategorischen Imperativ läßt sich vergebens ein Moralprincip auf die Quelle eigner Erfahrung — die Glückseligkeitstheorien zeigen uns den Philosophen nur leidend und empfangend, also nicht einmal als Mann — zurückführen, Fichte empfand diese erst, und suchte sich dann in jenem darüber Rechenschaft zu geben. Fichte huldigte auf beidem Wege der höchsten Autorität der Philosophie, nicht nur daß er seinem Drange und Triebe nach offner Bewährung seiner Kraft die Weihe rationeller Wahrheit verlieh, sondern daß er auch später im vollen Besitz seiner Lehre jede Regung der Leidenschaft, jeden Wunsch des Herzens an sie verwies, und Nichts thun wollte, was ihm sein Gesetz zu thun nicht gebot. Und diese Beruhigung und innere Rechtfertigung wird ewig das Wahre im Bedürfniß zur Philosophie bleiben, gleichviel ob sie in dieser bestimmten Form gerade Diesem oder Jenem oder Allen genügt, wenn es sich nur um ein Gesetz handelt, in dem man sich selbst, die eigensten Bedürfnisse seines Herzens als Initiative und konstituirende Gewalt wieder erkennt. Fichte kam erst nach mannichfaltigen Erfahrungen, die ihm sowohl ein vielbewegtes Leben, als die großartige Geschichte jener Zeit darbot, zu den Elementen der Lehre, die er später zu derselben bewunderungswürdigen Consequenz erhob, die seinen geraden, biedern Sinn während seiner ganzen Lebenszeit auszeichnete. Sein Ich, das in der Geschichte der Philosophie einen nothwendigen Uebergangspunkt ihrer neuern Entwicklung bezeichnet, hat sich längst an der Antithesis des Nichtich gebrochen. Doch, was aus den welken, morschen Trümmern dieser gesunkenen Himmelseiche als gerettetes Samenkorn sich erhalten hat, ist das bescheidene Ich des Individuums, das seine Gegner zwar schon längst in jener Totalperson versteckt glaubten, es aber als das Fichtesche nicht zu ehren wußten. So werden die Formen und

lezten Gründe unsrer Handlungen wie welke Hüllen und Schaalen immer zurückgelassen, die Geschichte kann nur über Thaten und ihre Folgen Gericht halten.

Fichte fand in seinem Leben vielfache Gelegenheit, die eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer seines Muthes zu bewähren. Nicht nur seine persönlichen Schicksale, die gänzliche Verlassenheit seiner Jugend, getäuschte Hoffnungen, nicht anerkannte Verdienste, vereitelte Lebenspläne, die Unbillen während seiner Jenaer Professur, seine Entlassung und ungewisse Lebensaussicht, sondern auch das öffentliche Unglück der Zeit ertrug er mit einer Fassung und Männlichkeit, die den Beweis führen konnte, daß eine jede Lehre in dem Gemüthe dessen, der sie zu dem innersten Nerv seiner Lebenskraft zu machen versteht, das Siegel und Gepräge ihrer Wahrheit findet. Fichte gehört zu den wenigen Erscheinungen im Gebiete der deutschen Literatur, die die bewegten Räume der äußern Welt als die rechten Meditations- und Studienörter anerkennen. Man weiß nicht, ob man mehr diese erhabene Sehnsucht, durch Wort und That für seine Zeit zu wirken schon in seinen ersten Aeußerungen bewundern, oder einen Schauplatz anklagen soll, der so wenig geeignet war und noch ist, die Energie des Einzelnen durch großartige Verhältnisse zu entzünden und seinem Feuereifer Stoff und Nahrung zu geben. Von jeher haben sich solche zurückgeschlagenen Kräfte an den Theil des Volkes zu wenden gesucht, der jedem Eindrucke offen steht, und weder schon Anerzogenes entgegenstellen, noch mit einem freien Willen der Annahme fremder Einflüsse sich weigern kann. Plato konnte die Ideen seiner Republik nur durch eine plangemäße Erziehung der Stände in ihr verwirklicht sehen, das Christenthum wandte sich am erfolgreichsten an Weiber und Unmündige, Rousseau annullirte sämmtliche dem Menschen seiner Zeit anerzogenen und angelernten Prädikate, Kenntnisse und Fähigkeiten, und zog sich in die Anfänge aller Menschenbildung, in die nackte Unschuld zurück. Für Deutschland war Fichte nach Pestalozzis Vorgang von derselben Nothwendigkeit ergriffen, und die tiefe Schmach des Vaterlandes, das gänzliche Dahinschwinden jeder Hoffnung auf eine Verbesserung der allgemeinen Lage aus eigner Kraft, mußte ihn zur Ausführung seines Ziels ein spornender Antrieb seyn. Man wird von Bewunderung für den edlen Mann und tiefster Rührung hingerissen, wenn man in seinen Reden an die deutsche Nation die Aufforderung an Deutschlands Fürsten liest, sich persönlich diesem Plan einer totalen Bildungsreform zu stellen. Würden sie ausbleiben, so solle man zu den Kindern des Bürgers gehen, und verweigere auch der die seinen, so blieben ja noch die Waisen und Findelkinder übrig, sie würden das Vaterland befreien. Man wird diese Ueberzeugung und Fichtes Einfluß auf die Begeisterung der deutschen Jugend in jener Zeit und namentlich auf die Stellung des preußischen Staates zu ihr, ewig zu schätzen wissen, wenn man auch wiederum in Fichte den Anfangspunkt eines Systemes finden muß, das in seiner gegenwärtigen Gestalt den Bedürfnissen unserer Tage nicht nur fremd, sondern selbst feindselig ist. Fichte und Pestalozzi konnten zu ihrer Zeit mitten in den Ausbrüchen einer allgemeinen Niederträchtigkeit unmöglich ahnen, daß im Volke selbst eine, wenn wohl getrübte, aber doch nicht versiegte Quelle reinerer und edlerer Naturempfindung floß.

Von der vorliegenden Biographie wird der zweite vielleicht schon erschienene Theil Belege und Aktenstücke enthalten. Sie selbst ist mit der einem Sohne wohl anstehenden Wärme und Theilnahme geschrieben, nur hätten wir gewünscht, derselbe hätte als Philosoph sich gegen die andern Professionen, die in Fichtes Leben Anklänge an das, was ihres Amtes und ihrer Verehrung ist, finden, richtiger ausgeglichen. Die oben hervorgehobene Richtung auf Erziehung ist nur schwach, die Beziehung auf Geschichte unserer Zeit im Ganzen und Allgemeinen fast gar nicht berührt worden. Die Diskretion des Verfassers, mit der er von lebenden Personen spricht, und ihnen ausweicht, läßt sich vielleicht entschuldigen. Die Polemik seines Vaters aber hätte er schärfer bezeichnen sollen, und besonders die allmählige Art, wie er in die Kenntniß des größern, und nicht gerade des philosophischen Publikums aufgenommen wurde. So mußten die Vorlesungen in Zürich, und namentlich der Schluß derselben, der in Deutschland großes Aufsehen erregte, mehr hervorgehoben werden. Sehr zu loben ist, daß der Verfasser sich im Verfolg seines Gegenstandes von dem naiven Bibelton, mit dem er anfängt, entfernt hat. Man glaubt im Beginne keine Biographie, sondern ein Mährchen zu lesen.

7) Müllner in poetischer, kritischer und religiöser Beziehung. Nebst einer von ihm selbst verfaßten Charakteristik der handelnden Personen in König Yngurd. Mit kritischen Anmerkungen begleitet von Dr. Friedrich Wagener. Meissen, Gödsche, 1831.

Nach einer Widmung und einem Vorworte beginnt der als Schauspieler bekannte Verfasser in einer Einleitung, um auf Müllner zu kommen, mit Shakespeare, der ihm das Rohe, Gewaltige in den abstraktesten Ideen und Bildern zu Tage gefördert und alles Lyrische fast durchgängig vermieden zu haben scheint. Derselbe Shakespeare sey offenbar nur dann glücklich gewesen, wenn er ohne bestimmte Absicht aus Werk gieng, dage-

gen breit und unverständlich, wenn er sich den Plan seiner Schöpfungen vorher ausarbeitete. Uebrigens veranlasse ihn zu solchem Urtheil nur der Umstand, daß Shakespeare nur dem Biographen nicht der Geschichte zugefallen ist, diese schildere richtig, jener meist unzuverlässig. „Ich weiß — fügt der Verfasser hinzu — daß sämmtliche Shakespeareaner mich gerade zu pro mente captu (?) erklären werden, so lange ich aber noch so viel Sinn in mir verspüre, um mich selbst begreifen zu können, laß ich mich durch derlei Exkommunicirung nicht irre machen." Goethe habe im Götz „die Menschenbilder" gezeichnet, und während man sich noch besinnen muß, ob diese Menschenbilder nach der Analogie von Weibsbild gebildet sind, heißt es schon, daß eben so auch Shakespeare's Erzeugnisse „lediglich aus einer Zeit herausgerissene Charaktere, nicht aber Schilderungen einer ganzen Zeit sind." „Aber troß seiner großen Gebrechen ragt Shakespeare dennoch als eine gigantische Erscheinung zu uns herüber, der ein fast nicht zu durchdringender philosophischer Nimbus anhängt, während Kotzebue — der nämlich durchweg mit Sh. parallelisirt wird — in seiner Gnomenweisheit sich nicht über die grasirende Alltäglichkeit erhebt. Schiller und Goethe liegen mitten innen wie leuchtende Hemisphären an einem ausgelöschten Firsternhimmel."

Endlich kömmt der Verfasser zu Müllner, dessen Schuld ein Triumphzug des guten Geschmacks gewesen sey, der in einer Manier auftrat, „die uns fast spanisch vorkam." Die Neider „griffen bei dem ersten Aufführen jenes Dramas in ihren Busen" und schrien wie die Juden vor dem „herodischen Landpfleger" Kreuzige ihn! „Er aber gieng wie Cäsars zehnte Legion siegend aus dem Kampfe mit den Philistern, die er, dem Simson gleich, mit Eselskinnbacken zu Paaren trieb, hervor, und je mehr Brandfackeln gegen ihn geschleudert wurden, desto mehr Sterne glänzten ob seinem Haupte." „Er ließ sein: Platz, Platz dem Generallieutenant! gar laut und vernämlich ertönen."

Da geschah es nun, daß unser Verfasser von „dem Verfasser jenes poetischen Phänomens" den König Yngurd in Weimar in die Scene setzen wollte. Müllner schickte die auf dem Titel bezeichnete Charakteristik, die Herr Wagener in seiner verworrenen, unlogischen, theatralischen Weise weiter zu erläutern sucht. Dann wagt er die Behauptung, Müllners Schuld möchte wohl wirklich aus dem Spanischen herrühren, und will nachweisen, daß die Personen derselben, wenn wohl über und über in Poesie getaucht, doch der scharfen Charakterzeichnung ermangeln. Wir lernen hier in einem Abschnitt, „Reflexe" genannt, „daß die dramatische Kunst der Deutschen durch den Jubelruf der Schillerschen Hochgesänge, und durch die Salven, welche Goethe aus seinem klassisch-dramatischen Geschütze that, in blühendere Gefilde geleitet wurde." Uebrigens habe Schiller aus Horaz geschöpft, einem Dichter, „der nicht nur sein Jahrhundert, sondern auch alle kommenden durchdacht hat." „So Schiller." Dann Theodor Körner, Zacharias Werner, bis wir denn wieder bei Müllner angelangt sind, den der Verfasser als eine so objektivirte Erscheinung vor sich sieht, daß er sogar aus seinen Werken abnehmen und beweisen will, „welches innern Glaubens" er gewesen sey. Man habe ihm zwar in Weissenfels gesagt, M. hätte an Nichts als nur an die Unsterblichkeit seines Namens geglaubt, doch scheine ihm eine gewisse Hinneigung zum Katholicismus allerdings erweisbar. „Und wenn er auch der Hierarchie, und in dieser dem Pabste einen poetischen Kreuzhieb beizubringen suchte, so geschah dies weniger in Bezug auf Religion und Kirche, als weil der Pabst fern, und Hierarchie in Deutschland nicht heimisch war."

8) Gallerie deutscher Dichter und Prosaisten seit der Mitte des 12ten Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. Erster Band. A — H. Gotha, Hennings, 1831.

Dem Mangel einer vollständigen, nach fester Grundansicht schematisirten Geschichte unsrer Literatur helfen ähnliche Vorarbeiten nicht ab. Ein räsonnirender, mit bestimmter Konsequenz durchgeführter Katalog deutscher Autoren müßte zu einem solchen noch fehlenden Systeme das Fundament abgeben, und man würde sich in Wahrheit täuschen, wenn man den gegenwärtigen Zeitpunkt als einen für die Vorbereitung und selbst Ausführung dieses Planes ungünstigen bezeichnen wollte. Die Interessen der Gegenwart sprechen zu laut, als daß nicht alles das, was für oder gegen sie wäre, damit zugleich einen Maaßstab seiner größern oder geringern Würdigkeit an sich trüge. Unsere schon geschiedenen oder noch lebenden großen Geister hängen meist so wenig mit ihnen zusammen, daß sie auf Bewunderung und Achtung nur da werden Anspruch machen können, wo sie ein untrügliches Regulativ unterbringen und hinrubriciren muß. Die Arbeiten eines Wachler, Bouterweck, Koberstein in diesem Fache können sich über das bio- und bibliographische Interesse nur selten erheben, auch in der vorliegenden Gallerie ist dies das Hauptziel geblieben. Die Notizen über den moralischen Werth der angeführten Schriftsteller — die lebenden und nicht belletristischen sind ausgeschlossen — daß sie freundlich, liebreich gewesen sind, bleiben meist nur unschuldige Vermuthungen, wie im Kalender die Witterungsangaben. Ein jeder hinterlassene Briefwechsel straft solche Urtheile Lügen. Den

ästhetischen Werth verbürgt Hr. Döring nicht, er folgt meist dem Urtheil fremder Gewährsmänner, selbst da, wo ihm die Einsicht in vorliegende Schriften nicht schwer hätte seyn können. So lobt er z. B. Gedikes poetisches Talent, der zu einer solchen Eigenschaft nur durch den in der Note citirten Franz Horn, Gedikes dankbaren Schwiegersohn, gekommen ist.

Der auf diese Notizensammlung gewandte Fleiß ist unverkennbar. Der Verfasser hat in den entlegensten Oertern, in Journalen und dergleichen literarischen Magazinen sorgfältig nachgeschlagen, und sich um bestimmte Angaben über Leben und Tod bemüht. Die Erläuterungsschriften sind meist genau angegeben, ob schon hie und da manches Wichtigere z. B. bei J. V. Andreä die Lebensgeschichte dieses Trefflichen von Hosbach vergessen ist. Lobenswerth ist des Verfassers Bekanntschaft mit dem kritischeren Theile der Literatoren fürs Altdeutsche. Die Buchstaben dieses ersten Bandes führen nur auf wenige, in jenes Gebiet gehörende Namen, doch hätten Hoffmanns Fundgruben schon hier benuzt werden können. Viel Nachträge wird die hoffentlich bald erscheinende Ausgabe der Minnesänger von von der Hagen zulassen, die namentlich durch die reichhaltige Angabe biographischer Notizen sich auszeichnet.

9) Das Leben und die Werke Albrecht Dürers von Joseph Heller. Zweiter Band. Leipzig, Brockhaus, 1831.

Der erste und dritte Band sollen später erscheinen, und zwar der erste Dürers Leben und eine Charakteristik desselben als Künstler und Menschen enthalten, der dritte einen Abdruck von Dürers Briefen, Tagebüchern und andern Papieren, desgleichen Testimonia und Gedichte auf ihn. Die beiden ersten Abtheilungen des vorliegenden Bandes erschienen schon vor einigen Jahren im Aufenthaltsorte ihres verdienten Verfassers. Sie enthalten einen nach den ihm damals zu Gebote stehenden Hülfsmitteln möglichst genauen Catalog der Dürer'schen Gemälde und Kupferstiche. Mit der dritten Abtheilung dieses Bandes, die Dürers Schriften aufzählt, ist das ganze Unternehmen in Brockhaus Verlag übergegangen. Eine genauere Anzeige desselben ist schon im Kunstblatt 1831. Nr. 104 geliefert worden.

10) Dr. A. L. Hoppenstedts Leben und Wirken. Dargestellt von A. W. Knauer. Hannover, Hahn, 1831.

Ein Denkmal der Pietät. Hr. Knauer beschreibt die vorzüglichsten Lebensumstände seines Schwiegervaters, eines verdienten Seelsorgers im Hannöverschen, der vor einiger Zeit als evangelischer Abt zu Loccum gestorben ist. Das größere Publikum wird sich für einige Mittheilungen aus des Verewigten Tagebüchern interessiren, theils aus einer frühern Periode, da Hoppenstedt auf Veranlassung der hannöverschen Regierung eine Reise zur Kenntniß des deutschen Elementarschulwesens unternahm, auf welcher er mit Campe, Basedow, Resewitz, Rochow, Spalding und andern Koryphäen damaliger Erziehungsweisheit in Berührung kam, theils aus den lezten Befreiungskriegen, wo Hoppenstedt sich in seinem Aufenthaltsorte, Harburg, als einen umsichtigen, thätigen Freund des Vaterlandes auf mannichfache Weise bewährte. Die näheren Verhältnisse, in die ihn die Okkupation Harburgs mit dem Prinzen Eckmühl, mit Vandamme und andrerseits mit dem russischen General Tettenborn brachte, sind willkommne Beiträge zur Charakteristik dieser bekannten Personen.

11) Hermann Cruse als Schulmann und Dichter, nebst vielen zur Geschichte der Rheinlande gehörenden historisch-literarischen Andeutungen. Ein pädagogisch-literarischer Versuch von Dr. J. K. L. Hantschke. Elberfeld, Becker, 1831.

Diese fleißige Monographie soll zugleich ein Programm einer Auswahl aus Cruses lateinischen Epigrammen seyn. Hermann Cruse (geb. zu Meurs 1640, starb ebendaselbst 1693) ließ seine Muse in wohlgefügten Distichen und ächtklassischem Dichterlatein jede Gelegenheit ergreifen, der er eine poetische Seite abzugewinnen hoffte. Ein großer Theil seiner Epigramme hat zwar nur lokales Interesse, er preist die Patronen seiner Schule, gelehrte und durch Freundschaft verbundene Collegen, verdiente Beförderer der Künste und Wissenschaften, doch behandeln sie auch mannichfach andre Gegenstände, und selbst ihr historischer Theil ist für die Geschichte seiner Zeit im Großen nicht ohne Werth. Für die Art der damaligen Bildung ist die sonderbare Mischung von ächt heidnischer Anschauung und Sprachweise mit christlichen Begriffen äußerst bezeichnend. Manches seiner Distichen fängt mit Martial an, und hört mit dem Neuen Testamente auf.

Welche Leser mag sich wohl Herr Hantschke für seine Abhandlung gedacht haben? Wer sich durch eine so detaillirte Darstellung der rheinischen Schulverhältnisse durcharbeitet, sollte dem eine Erklärung der Gottheit, die die Alten unter Juppiter verstanden, noch nöthig seyn? Und wie vom Zaun gebrochen, wenn der Verfasser bei einer Stelle seines Dichters, ungefähr des Sinnes: jezt sind wir glücklich, Gelegenheit nimmt, denselben Anspruch auf die Regierung seines gegenwärtigen Monarchen zu beziehen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

№ 4.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 2.

[49] Verlängerter Subscriptions-Termin auf

Johannes von Müller's sämmtlichen historischen Werken,

Taschen-Ausgabe in 40 Bändchen oder 8 Lieferungen.

In der unterzeichneten Buchhandlung, ist vor Kurzem die erste Lieferung von J. von Müllers sämmtlichen historischen Werken in Taschen-Format erschienen und an alle resp. Pränumeranten und Subscribenten versandt worden.

Da sich bisher so große Theilnahme zu dieser Ausgabe zeigte, so wollen wir für diejenigen Verehrer Müller's, die sich bei Ansicht der ersten Lieferung noch zum Ankauf entschließen, den bereits erloschenen Subscriptionspreis noch bis zur nächsten Ostermesse fortbestehen lassen.

Die Preise sind nämlich für das ganze Werk auf Velinpapier 30 fl. 24 kr. und Druckpapier 18 fl. oder jede Lieferung auf Velinpapier 3 fl. 48 kr. und Druckpapier 2 fl. 15 kr.

Bei Uebersendung der ersten Lieferung wird die Pränumeration auf die lezte Lieferung mit berechnet.

Der nachherige Ladenpreis ist für alle 40 Bändchen auf Velinpapier 36 fl. und auf Druckpapier 24 fl. — Der Ladenpreis der Oktav-Ausgabe war 86 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen, den 1. Febr. 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[45] In unterzeichneter Buchhandlung ist erschienen:

Die Seherin von Prevorst.

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt von Justinus Kerner.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Theile. gr. 8. mit 8 Steintafeln. Preis 5 fl. 24 kr.

Der erste Theil dieser neuen Auflage der Seherin von Prevorst wurde unter Anderen hauptsächlich auch durch die Ansichten Schuberts von der Berührung mannichfaltiger Körper durch die Seherin und durch die Ansichten Görres von den Kreisen, die die Seherin aus innerer Beschauung entwarf, vermehrt.

Die Vermehrung des zweiten Theiles besteht in vielfachen Erläuterungen und Begegnungen der schiefen Urtheile, die er erleiden mußte. „Wenn, (schreibt ein tüchtiger Mann) diesem merkwürdigen Buche, eine seiner ganzen Tendenz mehr oder weniger entgegenstehende frühere Erziehung und Geistesbildung nicht vollkommenen Eingang in alle Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blieben, oder doch kaum eines leichtfertigen, oder wohl gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden." Wir machen damit auf diese vermehrte und verbesserte Auflage dieses vielbesprochenen Buches aufmerksam.

---

[50] Für Lesebibliotheken und Lesegesellschaften.

Von dem eben so unterhaltenden als geistreichen Werke:

Paris oder das Buch der 101,

aus dem Französischen übersetzt, ist kürzlich der 1ste Band erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden.

8. Preis 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[488] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch der neuesten Geschichte

herausgegeben von Dr. Wolfgang Menzel.

Zweiter Jahrgang. Geschichte des Jahres 1830.

Erster Theil.

Preis 3 fl.

Mit den wohlgetroffenen Porträts von Karl X. Bourmont. Dey von Algier. Duperré. Marmont. Lafitte.

Herzog und Herzogin von Angouleme. Ludwig Philipp, König der Franzosen. Peyronnet. Lafayette. de Potter. Wilhelm, Prinz von Oranien. Wilhelm, König der Niederlande. Friedrich, Prinz der Niederlande. Talleyrand.

Inhalt.

Geschichte des Jahres 1830, erster Theil.

I. Frankreich. 1) Zustand vor Eröffnung der Kammern. 2) Kurze Sitzung der französischen Kammern im März. 3) Die Expedition gegen Algier. 4) Die Eroberung von Algier. 5) Die lezten Anstrengungen der Ultras. 6) Die Ordonnanzen. 7) Die drei Tage. 8) Der Herzog von Orleans, General-Lieutenant des Königreichs. 9) Die Vertreibung der Bourbons. 10) Reform der Charte. 11) Louis Philipp, König der Franzosen. 12) Reformen. 13) Die Partei des Widerstandes. 14) Unruhen im Oktober. 15) Proceß der Exminister und Unruhen im Dezember.

II. Die Niederlande. 1) Die Lage der Niederlande vor dem Ausbruche der Revolution. 2) Der Aufstand in Brüssel. 3) Täuschende Unterhandlungen. 4) Dreitägige Schlacht in Brüssel. 5) Die Trennung Belgiens von Holland. 6) Der Brand von Antwerpen. 7) Der National-Congreß und die Protocolle.

Der zweite Theil dieses Jahrgangs kann in kurzer Zeit gleichfalls ausgegeben werden.

---

[48] Bei Tobias Dannheimer in Kempten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt:

Athene.

Eine Zeitschrift für die philosophischen und historischen Wissenschaften, herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten. Redigirt von Dr. Ch. Kapp. gr. 8. 1r Band. 1s Heft (als Probeheft.) Alle 2 Monate erscheint ein Heft zu 8 Bogen. 6 Hefte oder 3 Bände zu 48 Bogen kosten 8 fl. oder 4 Thlr. 12 gGr.

Unsere Zeit hat mitten in ihrer literarischen Sündfluth einen großen Durst nach dem Wahren und Schönen, und dieses hat die sichere Kraft sich Platz zu machen. Diese Ansicht motivirte die Herausgabe einer neuen Zeitschrift, deren Tendenz wir hier kurz bezeichnen wollen. Aus dem Gebiete der philosophischen und historischen Wissenschaften im weiteren Sinne wird die Athene größere und kleinere selbstständige Aufsätze mittheilen, zugleich aber die wichtigsten neuesten literarischen Erscheinungen auf diesen Gebieten fortgehend kritisch beleuchten, wobei aller Geist der Partheiung und Sekte aufs strengste entfernt gehalten werden soll. Deswegen wird die Redaktion jeder gegentheiligen Ansicht, die sich ernst und gründlich ausspricht, ihre Blätter gerne öffnen. Für das große Publikum berechnet, wird die Zeitschrift stets nur Aufsätze von allgemeinem Interesse liefern, ohne dabei die Würde der Wissenschaft populärer Seichtigkeit zu opfern. Demzufolge bleiben Aufsätze über reine Mathematik, kurz über specielle Schulfragen ꝛc. ausgeschlossen. Die Naturwissenschaften dagegen, die philosophischen Wissenschaften im engeren Sinne (Metaphysik, Aesthetik, Ethik ꝛc.), die Geschichte derselben, die Geschichte der Völker und Staaten, vorragender Charaktere und Talente in jedem Felde, die Geschichte der Kunst, der Kunstdenkmale ꝛc., alle diese Fächer des Wissens werden stets das interessanteste Material für die Zeitschrift gewähren. Was man von der Athene zu erwarten habe, kann man aus dem Probehefte entnehmen, das jede solide Buchhandlung gerne zur Ansicht mittheilt. Angemessene Beiträge beliebe man auf dem Wege des Buchhandels an den Redakteur Dr. Kapp in Erlangen einzusenden.

---

[35] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Raucourt de Charleville's Kunst,

gute Mörtel zu bereiten

und vortheilhaft anzuwenden. Oder allgemein praktische, in jedem Lande anwendbare Methode zur Fabrikation der besten und wohlfeilsten Kalke, Cemente und Mörtel. Für Fabrikanten, Speculanten, Entrepreneurs, Verwaltungsbeamte, Baudirektoren, Kriegsbaumeister, Brücken- und Chausseebaumeister, Bauconductoren und Baueleven, Wasser- und Landbaumeister, Maurermeister und alle Hauseigenthümer, die bauen oder repariren lassen, mit Berücksichtigung jedes Einzelnen. Nach der zweiten französischen Originalausgabe übersetzt von F. J. Hartmann. Mit Abbildungen. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Ein wahrhaft klassisches Werk, das insbesondere dem praktischen Baumeister nicht genug empfohlen werden kann.

---

[31] Mit Anfang des Jahres 1832 erschien im Verlage der Unterzeichneten:

Berliner Moden-Spiegel.

Eine Zeitschrift für die elegante Welt.

Redigirt
von
W. von Kesteloott.

Bei allem Ueberfluß von Zeitschriften und Tagesblättern hierselbst, fehlt noch gänzlich eine solche, welche hauptsächlich mit der Mode, Industrie, dem Luxus und der Eleganz sich beschäftigt.

London, Paris, Wien, selbst Hamburg, Leipzig und manche viel kleinere Städte haben eine, oder gar mehrere Modezeitungen. Berlin, wenn auch minder Gesetzgeberin der Modewelt als Paris, oder minder reich an neuen Erfindungen, als London, ist doch bekannt dafür, daß es nicht nur die fremden Produkte alle führt, sondern auch nachahmt, auf eine Weise, daß seine Nachahmungen an Güte, Dauer und Billigkeit die ursprünglichen Produkte bei Weitem übertreffen.

Der Berliner Modenspiegel wird alles, was zur Annehmlichkeit, Zierde und Bequemlichkeit des Lebens dient, mittheilen. Er wird dem Wunsche des schönen Geschlechts, sich neu und modisch zu schmücken, entgegenkommen, zugleich auch seine Leser und Leserinnen auf die Vortheile jeder neuen Erscheinung dieser Art (an Güte, Billigkeit, Dauer u. s. w.) aufmerksam machen.

Ferner wird er nicht blos der hiesigen Modewelt auswärtige Produkte bekannt machen, sondern auch einheimische Produkte, sowohl hier als auch im Auslande empfehlen. Letzteres ist um so nothwendiger und zeitgemäßer, weil die Luxus- und Modeartikel in Berlin während der letzten Jahre zu einer bei weitem höheren Vollkommenheit gelangt sind, ihr Absatz sich beträchtlich vermehrt hat, und Läden und Boutiken sogar ganz den Charakter französischer Eleganz angenommen haben.

So gemeinnützig der Zweck dieser Zeitschrift ist, so vortheilhaft für jeden Künstler, Handwerker, Kaufmann, so unentbehrlich jedem Individuum der bürgerlichen Gesellschaft, wo man auf das Aeußere so großen Werth legt, soll dennoch auch eine angenehme und geistreiche Unterhaltung mit dieser Zeitschrift verbunden werden; und zwar in gehöriger Abwechslung und Mannichfaltigkeit, wie auch mit besonderer Rücksicht auf die Leserinnen.

Der Modenspiegel enthält:

- Novellen, meistens Schilderungen der großen Welt und des bürgerlichen Lebens.
- Recensionen, eine Uebersicht der wichtigsten Erscheinungen in Kunst und Literatur, mit besonderem Zweck, dem schönen Geschlecht eine Lektüre anzuempfehlen.
- Humoristische Aufsätze über Zeitereignisse.
- Die Kunst-, Industrie- und Modeberichte, welche einen großen Theil des Raumes einnehmen werden.
- Gasbeleuchtungen. Eine scherzhafte und gedrängte Uebersicht dessen, was wöchentlich in Berlin sich ereignet, mit besonderer Rücksicht auf das Theater.

Das Nähere berichten die Probeblätter, welche gratis ausgegeben werden, und zugleich für die Sauberkeit der Ausstattung bürgen sollen.

Alle Sonnabend erscheint Abends ein ganzer Bogen in Quart, nebst einem sauber illuminirten Kupfer, die neuesten Pariser, Wiener, Berliner und Englischen Moden enthaltend.

Der große Kostenaufwand eines solchen Unternehmens nöthigt Unterzeichnete, Subscribenten zu sammeln.

Der Preis des Jahrganges beträgt 5 Thlr.; — halbjährig 3 Thlr.

Auswärtige Pränumeranten per Post zahlen jährlich 6 Thlr.

Cosmar und Krause,
in Berlin.

---

[33] Bei Fried. Regensberg in Münster ist eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Seiner Exzellenz des ehemaligen Königl. Preuß. Staats-Ministers Carl Freiherrn vom und zum Stein (gestorben zu Cappenberg am 26. Juni 1831) Lebensabend; zugleich als ein Beitrag zu Dessen etwaiger künftigen Biographie. Von dem Arzte des Verewigten Dr. J. H. J. Wiesmann. Gr. 8. geh. Ord. Papier 6 gGr., fein Papier 8 gGr.

---

[41] Anzeige für gebildete Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen.

Folgendes beachtenswerthe, zeitgemäße Werk ist im Verlage des Unterzeichneten so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch
der
populären Astronomie
für
die gebildeten Stände, insbesondere für denkende, wenn auch der Mathematik nur wenig oder gar nicht kundige Leser.
Von
J. A. L. Richter,
Rektor an der Herzogl. Hauptschule zu Dessau.
Erster Theil.
Mit 4 Tafeln Abbildungen und 3 Tabellen. 8. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Die Astronomie ist die Krone der Naturwissenschaften; sie enthält das geistige Element in einem solchen Grade, daß sie darin fast alle andere Wissenschaften übertrifft und unmittelbar dahin wirkt, die höchsten Ideen des Wahren, Schönen und Guten in der Seele hervorzurufen. Darum spricht sie denn auch Jeden an, dessen inneres Selbst noch nicht ganz verkrüppelt ist; ja, das bloße Anschauen des gestirnten Himmels erweckt schon in der Seele, auch des Ununterrichtetsten, eine Menge von Vorstellungen und Empfindungen, die ihn erheben und läutern und mit Ahnungen des Unsichtbaren erfüllen. Ist es doch, als ob eine geheime Zaubermacht den Menschen zu jenen glänzenden Gestirnen hinzöge, wenn er sie in ruhigem Schweigen ihre Bahnen dahin wandeln sieht, als ob nicht hier, sondern dort die wahre Heimath seines Geistes wäre, als ob er Flügel bekommen müßte, um sich aufzuschwingen, wo Orion sich gürtet und der Schwan seine Silberfittige entfaltet. Daher wird denn Kenntniß der Sternwissenschaft auch im großen Publikum als ein allgemeines Bedürfniß gefühlt. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, auch den Laien in der Mathematik dahin zu bringen, daß er die Hauptlehren der Astronomie nicht nur historisch erfasse, sondern sie auch nach ihren Gründen verstehe, und ihn in den Stand zu setzen, daß er mit Ueberzeugung einsehe, wie es dem Denker möglich sey, in die Tiefen des Himmels einzudringen. Zu dem Ende hat der Verf. bei seinem Vortrage zuvörderst bloß auf Elementarmathematik Rücksicht genommen, ohne den höhern Kalkul zu Hülfe zu nehmen.

Wir dürfen dieses Werk, das den Namen eines als Gelehrten und Schriftsteller allgemein geachteten Mannes an der Stirn trägt, nicht noch besonders lobend empfehlen wollen, sondern bemerken nur noch: daß der zweite und lezte Theil mit den dazu gehörigen Zeichnungen, Stern-, Mond- rc. Karten, Kometenbahnen rc., schon binnen 6 Wochen erscheinen wird.

Quedlinburg und Leipzig, im Januar 1832.

Gottfried Basse.

[11] Anzeige für Journal-Freunde, Leihbibliotheken, Lese-Gesellschaften, Mode-Freunde, Theaterdirektoren und Schriftsteller, welche im Gebiete der Novelle und Erzählung etwas Vorzügliches zu leisten vermögen.

Die herrschende Vorliebe des lesenden Publikums für Novellen, Erzählungen, interessante Reise-Beschreibungen und Schilderungen der Sitten und Gewohnheiten der Bewohner großer Städte, vorzüglich des Treibens in Paris, London, Wien, Berlin, München, Dresden, Leipzig, Hamburg, Frankfurt, Karlsruhe und anderer Residenz- und Hauptstädte haben die Redaktion der Wiener allgemeinen Theaterzeitung und des Original-Blattes für Kunst, Literatur, geselliges Leben und Mode veranlaßt, auf obige Artikel im Jahre 1832 eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu wenden, daher nur

Original-Mittheilungen von den geschätztesten deutschen Dichtern zum Drucke bereit liegen und aufgenommen werden.

(Der Herausgeber bezahlt nämlich für den Druckbogen 16 Reichsthaler oder 24 fl. CM., welche gleich nach dem Abdruck eines Beitrages berichtigt werden, doch darf ein solcher Beitrag, namentlich eine Novelle nie unter 1 und nie über 4 bis 5 Druck-Bogen betragen.)

Um diesen beliebten Novellen und Erzählungen mit aller Rücksicht Raum zu geben, erscheint die Theaterzeitung von nun an

wöchentlich fünf Mal in Groß Quart und wird monatlich mit einem Umschlag und einem Inhalts-Verzeichnisse versehen, so daß man hierauf auch in monatlichen Heften Bestellungen machen kann. — Da die übrigen mit Beifall aufgenommenen Zweige dieses Blattes (das bis jetzt schon über 2000 Abonnenten zählt, indem die Löbliche Wiener Zeitungs-Expedition allein über 500 Exemplare versendet) mit vorzüglicher Auswahl besorgt werden, da die Correspondenz-Nachrichten aus allen bedeutenden Städten Europas; die Rubriken: Buntes aus der Zeit, aus der Musik- und vorzüglich aus der Theater-Welt; der literarisch-kritische Anzeiger, das Kunstblatt und die Zeitung für Lustige (eine Aehrenlese ungedruckter Witz- und Scherz-Spiele) mit der größten Umsicht gewählt werden; da die Einschaltung eines stehenden Telegraphen von allen Hauptstädten, die Tagesinteressen berührend, aus welchem die Bilder vom Rhein, aus der Schweiz, aus Mailand u. s. w. ungemein günstige Aufnahme finden: so wird mit diesen Artikeln fortgefahren, und die Leser können auf äußerst interessante Mittheilungen rechnen.

Die Theaterzeitung wird hierdurch sich von jenen Journalen auszeichnen, welche nur ephemere Erscheinungen berühren und nach wenig Wochen keinen Werth mehr haben; auch wird sie nach Jahren noch als interessantes Buch von Original-Erzählungen zu gelten wissen, welches

Leihbibliotheken, Journal-Cirkeln und Lese-Gesellschaften nur willkommen seyn kann.

Außer diesem liefert aber auch die Theaterzeitung meisterhaft gezeichnete, in Kupfer gestochene und

herrlich collorirte Modenbilder,

über welche sich die Münchner Flora, die Breslauer Zeitung von Schall, der Freimüthige, der Planet, die Feierstunden, der Aufmerksame, die gemeinnützige Blätter, die Mitternachts-Zeitung, der Berliner Courier, die Luna, die Prager-Zeitung rc. rc. einstimmig dahin ausgesprochen haben, daß bis jetzt noch, in Deutschland und Frankreich keine schönern Mode-Kupfer erschienen seyen, ja daß sie selbst die Pariser des Petit Courier weit übertreffen.

(Alle Wochen werden verläßlich zwei, am Ende jeden Monats 4 Moden geliefert, so daß alle Jahr 128 Damen- und Herren-Moden, größtentheils von zwei Seiten aufgenommen, ausgegeben werden.)

Der Preis dieser Zeitung, welche im Gebiete der Novelle und Erzählung die frappantesten Gaben spendet, ist trotz dem,

daß jährlich 260 Blätter Text und 128 colorirte Moden ausgegeben werden,

nur 20 fl. CM. oder 13 Thaler 8 Groschen für den Jahrgang, für diesen Betrag liefert sie jede Buchhandlung Deutschlands, durch die Herren Gerold und Tendler in Wien, oder Herrn Weygand in Leipzig; doch kann man auch Exemplare ohne Kupfer im Wege des Buchhandels beziehen, von welchen der Jahrgang 16 fl. CM. oder 10 Thaler 16 Groschen Sächsisch kosten.

Bei den Löblichen Post-Aemtern in ganz Deutschland und außer Deutschland können jedoch nur Exemplare mit den Mode-Bildern bestellt werden, und ist sich hinsichtlich der unbedeutenden Aufzahlung wegen portofreier Zusendung nur mit den zunächst liegenden Post-Aemtern zu verständigen. Das Löbliche Oberst-Hofpost-Amt zu Wien liefert sodann diese Zeitung franko bis an die österreichische Gränze gegen einen Betrag von 23 fl. 36 kr. CM. ganz und 11 fl. 48 kr. CM. halbjährig.

Beiträge, welche der Theaterzeitung zugedacht werden, sind an den Unterzeichneten durch Buchhändler-Gelegenheit oder durch den Postwagen einzusenden. Er erwartet jedoch, da Gedichte höchst ungern gelesen werden, vor allen Novellen und Erzählungen, welche die Theilnahme des Lesers in allen Theilen spannen und befriedigen.

Laut Wiener Zeitung vom 21. Dezember und allgemeiner Zeitung vom 24. Dezember d. J. sprechen sich die bedeutensten Journale des In- und Auslandes äußerst günstig über diese Theaterzeitung und das Original-Blatt aus. Sie nennen sie ein höchst interessantes Zeitblatt und rühmen ihren Reichthum an originellen Mittheilungen; ihre treffliche Novellen und Erzählungen und die wahrhafte Erheiterung, welche sie gewährt. Ihren Modenbildern wird aber allgemein der Rang vor allen ähnlichen Erscheinungen zugestanden, und Deutschland, ja selbst Frankreich besitzt kein Mode-Journal in welchem solche Pracht-Kupfer gefunden würden. Sie sind in der That die schönsten, welche man je gesehen.

Adolf Bäuerle,

Redakteur und Herausgeber der allgemeinen Theaterzeitung und des Original-Blattes in Wien, Wollzeile Nr. 780 nächst der k. k. Post.

№ 5.
Intelligenz-Blatt.
1 8 3 2.

[60] Verlängerter Subscriptions-Termin auf Prechtels technologische Encyclopädie.

Technologische Encyklopädie
oder
alphabetisches Handbuch
der
Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum
Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.
Herausgegeben
von
Joh. Jos. Prechtl,
k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Direktor des k. k. polytechnischen Institutes in Wien, 2c.

Die großen und mannichfaltigen Fortschritte, welche seit 25 Jahren in den technischen Künsten gemacht worden sind, machen dem Technologen, dem Kameralisten, dem Fabrikanten, dem Handwerker, dem Kapitalisten, dem Oekonomen, und für verschiedene Fälle jedem Manne von Bildung ein Werk zum Bedürfniß, das als ein technisches Repertorium als eine technologische Hand-Encyklopädie in alphabetischer Ordnung der Artikel eine vollständige und gründliche Uebersicht aller derjenigen Einrichtungen und Verfahrungsarten gewährt, welche der Gegenstand aller Zweige der Manufaktur-Industrie und Gewerbe sind. In Folge der Anträge der J. G. Cotta'schen Buchhandlung hat der Verfasser die Herausgabe eines solchen Werkes unternommen. Bei der Ausführungsweise dieser Unternehmung hat man sich zwei Bedingungen aufgelegt: 1) so viel wie möglich im Raum zu sparen, damit das Ganze nicht zu ausgedehnt werde, 2) dessen ungeachtet die sämmtlichen Artikel mit derjenigen Gründlichkeit und Vollständigkeit zu bearbeiten, damit nicht etwa nur eine historische Uebersicht des Gegenstandes, sondern die praktische hinreichende Kenntniß desselben möglich werde, und jeder Artikel eine zwar gedrängte, jedoch vollständige Darstellung des Gegenstandes nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit und Vervollkommnung enthalte. Die Haupttendenz des Werkes ist daher praktisch, und man wird alles rein Wissenschaftliche, das nicht unmittelbar und wesentlich begründend mit der technischen Ausführung in Verbindung steht, soviel die gründliche und deutliche Darstellung des Ganzen erlaubt, ausschließen und sich auf dasjenige beschränken, was zunächst und eigentlich in die Anwendung der physisch-chemischen, mathematischen und naturhistorischen Wissenschaften auf die Geschäfte der Gewerbs-Industrie gehört. Diese Gegenstände umfassen in den einzelnen Artikeln die gesammten Zweige der chemischen, empirischen und mechanischen Technologie, folglich außer den chemisch-technischen und empirisch-technischen Gewerben und Verfahrungsarten, das gesammte praktische Maschinenwesen in seinen verschiedenen Anwendungen auf Künste und Gewerbe. Sowohl aus dem Grunde der Raumersparniß als zur leichteren und vollständigeren Uebersicht wird man die häufigeren Nachweisungen von einem Artikel auf den andern, das mannichfache Zerspalten zusammen gehöriger Gegenstände in viele einzelne Artikel nach Art eines Wörterbuchs, und daher möglichst alle Wiederholungen vermeiden. Um jedoch bei dieser Einrichtung das Aufsuchen einzelner Notizen zu erleichtern und für die Erklärung der Kunstwörter einen anderweiten Raum zu gewinnen, wird man dem Werk in Form eines Registers ein Wörterbuch der technischen Kunstausdrücke anhängen, in welchem sich auf die bereits in dem Werke selbst gegebenen und dort mit der verwandten Sache im Zusammenhange vorkommenden Erklärungen bezogen wird.

Dieses Werk, in welchem nicht nur der Herausgeber die Resultate seiner vieljährigen technologischen Studien und Beobachtungen niederlegt, sondern das auch durch die Beiträge vieler in diesen Fächern ausgezeichneter Mitarbeiter unterstützt wird, soll mit Einschluß des Registerbandes den Umfang von 10 Bänden in gr. 8., jeder von etwa 40 Bogen mit 10 bis 12 Kupfertafeln, nicht überschreiten. Der Subscriptions-Preis für jeden der bis jetzt erschienenen 3 Bände, welche zusammen 57 Kupfertafeln enthalten, ist 4 fl. 48 kr. rhein. oder 2 Rthlr. 16 Gr. sächs. Der Preis der folgenden Bände wird in gleichem Verhältniß zu den bereits erschienenen mit der Kupfer- und Bogenzahl berechnet.

Innerhalb 2 Jahren erscheinen regelmäßig 3 Bände, so daß das ganze Werk nach Verlauf von circa 4 Jahren vollständig zu haben seyn wird.

Um die Anschaffung desselben auch den minder Bemittelten zu erleichten und zu größt möglicher Verbreitung desselben beizutragen, wird von jezt an bis zur Ostermesse noch Subscription angenommen.

Wer sich nicht verbindlich macht das ganze Werk zu nehmen, hat für jeden der 3 ersten Bände den Ladenpreis von 6 fl. zu bezahlen.

Stuttgart und Tübingen, den 30. Jannar 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[2] Für
Journal-Lese-Cirkel und Lese-Cabinette.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Unter obigem Titel haben wir vor vier Jahren ein neues Blatt in die deutsche Lesewelt eingeführt,

dessen Fortsetzung wir nun für den fünften Jahrgang ankündigen, und deßhalb die Vorsteher und Unternehmer von Lesegesellschaften, so wie alle Freunde einer unterhaltenden und belehrenden Lektüre auf dasselbe aufmerksam machen zu müssen glauben, damit, wenn sie es für dieses Jahr halten wollen, ihre Bestellungen schleunig einlaufen. Das „Ausland" hat sich in so kurzem Zeitraum einen ansehnlichen Kreis von Lesern gewonnen und dadurch das Zeitgemäße seiner Erscheinung, so wie das Recht seiner Existenz nachgewiesen. Jenen allgemeinen geistigen Verkehr, — der sich zwischen den verschiedenen Völkern der Erde — die schönste Frucht der jetzigen Civilisation — gebildet hat, nach Kräften zu fördern, war die Aufgabe unsers Blatts, ist die Pflicht, welche die Redaktion gegen das Publikum übernommen hat, und die gewissenhaft zu erfüllen sie in dem bisherigen Erfolge die stärkste Aufmunterung finden muß. Von allem Bedeutenden in Kunst und Wissenschaft, Staat und Verfassung, Religion und Sitte, was das Leben außerhalb unserem Vaterlande darbietet, sey es in alter, ehrwürdiger Form, oder in der jugendlichen Kraft der umschaffenden Zeit, unsern Lesern Rechenschaft zu geben, und das zu thun mit bescheidener Freimüthigkeit, anständiger Sprache und in gedrängter und gewählter Darstellung — war unser Bestreben; so gedachten wir einen fortlaufenden Kommentar zur Gegenwart zu liefern, aber nicht eine trockene Aktensammlung, sondern Scenen aus dem vielgestalteten Weltdrama selbst mit all seinen Abstufungen von Individualität der Charaktere in Personen, Gesellschaften-Parteien und Nationen. Dadurch, daß wir treu die Quellen angaben, aus denen wir schöpften, suchten wir unserem Blatte historische Beglaubigung zu sichern; dadurch, daß wir uns, wo immer die Thatsachen sprechen, alles Räsonnement's enthielten, suchten wir unsern Lesern ein unverfälschtes, unbefangenes Urtheil zu bewahren. In dieser anerkennenden Achtung alles Bestehenden, alles Werdenden sollte man den Geist unseres Bestrebens erkennen, und in dieser Richtung wird auch für das kommende Jahr fortgefahren werden.

Die Redaktion.

* * *

Die unterzeichnete Verlagshandlung wird ihrerseits, so wie bisher, auch künftig Alles anwenden, was das Interesse dieses Blattes erhöhen kann. Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl.

Anzeigen von Reisewerken und anderen, das Ausland betreffenden Schriften jeder Art, welche durch dieses Blatt am geignetsten verbreitet werden dürften, werden für eine Gebühr von 4½ kr. pr. Linie durch die Unterzeichnete eingerückt und verechnet.

Stuttgart und Tübingen,
im Januar 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[47] Bei P. G. Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des deutschen Reiches von dessen Ursprunge bis zu dessen Untergange von A. von Kotzebue. Fortgesetzt von F. A. Rüder bis zum Jahr 1832. Dritter Band. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gGr.

Der durch Sand's Hand gefallene Verfasser der beiden ersten Bände, durchdrungen von der Idee des Rechts und der Sittlichkeit, welche die früheren, deutschen Monarchen zum Glücke ihrer Völker hätte leiten müssen, und voll Hoffnung, daß sein dem Kaiser Alexander gewidmetes Werk jungen Fürsten zum Spiegel dienen werde, gelangte nur bis zum Ende des Zwischenreichs vor Rudolph von Habsburg. Wegen der häufigen Anforderungen der Besitzer der ersten Bände sowohl aus Deutschland, als aus dem Norden, das angefangene Werk bis zur neuesten Zeit, fortsetzen zu lassen, erscheint nun der 3te Band, worin der nämliche Plan und Faden der Einheit von dem als Geschichtschreiber und Statistiker bekannten Verfasser bis zum 30jährigen Kriege entwickelt ist. In der Michaelismesse 1832 erfolgt der schon im Druck angefangene 4te und letzte Band, und wird mit gleicher Unpartheilichkeit die Geschichte des Unterganges des deutschen Reichs, so wie des Rhein- und des deutschen Bundes bis ins Jahr 1832 liefern.

---

[39] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Handbuch
der
Preußischen Wegepolizei.

Nach den desfallsigen Gesetzen, Edikten, Verordnungen und Ministerial-Rescripten. Für Baubeamte und administrative Behörden. Herausgegeben von Ph. Zeller. Mit 1 Abbildung. gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

In „v. Kamptz's Annalen" (Band 12. Heft 4.) ist dieses Werk bestens empfohlen.

---

[34] Neue Musikalien,
welche im Verlage
von
H. A. Probst und F. Kistner in Leipzig
erschienen und durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen zu beziehen sind:

Bertini, jeune, (H. J.,) Op. 68. Variations brillantes sur un Thème original pour le Piano.

Haake, (W.,) Op. 7. Zehn Leipziger Balltänze für das Pianoforte. 12 Gr.

Huldigung der Freude. Eine Sammlung ausgewählter Modetänze für das Pianoforte.

— — 8tes Heft enthaltend Nr. 71 — 80. 1 Thlr.

— — Nr. 81. trois Danses allegoriques par G. A. Muth. 3 Gr.

— — Nr. 82. Geschwindmarsch von G. Kölbe. — Alpensängerwalzer von Rath. 3 Gr.

— — Nr. 83. Vier Rutscher von F. Schoch, wovon einer nach dem Volksliede: Der Pabst lebt herrlich auf der Welt. 3 Gr.

Hummel, (J. A.,) Op. 120. La Galante, Rondeau agréable et brillant pour le Piano. 16 Gr.

Kreutzer, (C.,) Op. 79. Sechs Lieder für vier Männerstimmen mit willkührlicher Pianoforte-Begleitung. 20 Gr.

— — Op. 80. Sechs ländliche Lieder von Wilhelm Müller, für eine Singstimme mit Pianoforte-Begleitung. 1stes Heft. 16 Gr.

Marschner, (H.,) Op. 68. Sechs Gesänge von Wilhelm Müller für eine Bariton-Stimme mit Pianoforte-Begleitung. 4te Sammlung der Basslieder.

Mayer, (Ch.,) grandes Variations sur in Thème favori de l'Opéra Cenerentola de Rossini pour le Piano avec Orchestre. 1 Thlr. 16 Gr.

— — les mêmes pour le Piano seul. 20 Gr.

— — Variations sur la Walse favorite de F. Schubert, nommée Beethovens Sehnsuchtswalzer, pour le Piano. 8 Gr.

Modetänze (ausgewählte) verschiedener Componisten, für eine Flöte eingerichtet. 6tes Heft. 8 Gr.

Moscheles, (J.,) Op. 81. Erste Sinfonie für grosses Orchester. 4 Thlr. 3 Gr.

— — Op. 81. Dieselbe fürs Pianoforte zu vier Händen eingerichtet vom Verfasser. 2 Thlr.

— — Op. 83. Souvenirs de Danemarc. Fantaisie pour le Piano avec Orchestre. 2 Thlr. 8 Gr.

— — Op. 83. La même pour le Piano seul. 1 Thlr.

— — Op. 84. Grand Trio pour le Piano, Violon et Violoncelle. 2 Thlr. 8 Gr.

— — Fantaisie à la Paganini pour le Piano. Nr. 1. (10 Gr.) Nr. 2. 3. (à 12 Gr.)

— — Rondeau sentimental pour le Piano. 8 Gr.

Mozart, (W. A.,) Grand Concerto posthume, arrangé par F. Kalkbrenner pour le Piano seul. 1 Thlr. 18 Gr.

Onslow, (G.,) Op. 39. Quintetto Nr. 16. arrangé pour le Piano à quatre mains par F. Mockwitz. 1 Thlr. 8 Gr.

Panseron, (A.,) Quatre Romances françaises avec Piano. 10 Gr.

Reissiger, (C. G.,) Zwei Gesänge (Schlummerlied — Das Mädel im Thale) für eine Singstimme mit Pianoforte-Begleitung. 8 Gr.

Schuster, (A.,) Op. 3. Sechs Lieder heitern Inhalts für vier Männerstimmen mit willkührlicher Pianoforte-Begleitung. 16 Gr.

Sutorius, (A.,) Willkommen, humoristisches Potpourri für vier Männerstimmen. 12 Gr.

Zimmermann, (J.,) Les Delices de Paris. Contredanses variées pour le Piano. 16 Gr.

---

[38] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

G. Mayer's Beschreibung und Abbildung
der neuesten Verbesserungen an den

Saug- und Druckpumpen

für Brunnen, Feuerspritzen und andere Wasserhebmaschinen, sowie auch für Maschinen, die bestimmt sind, dicke Flüssigkeiten in die Höhe zu heben. Für Brunnenmacher, Feuerspritzen-Fabrikanten, Gürtler, Messingarbeiter ꝛc. Mit 64 Abbildungen. 8. Preis 16 Gr.

---

[51] Subscriptions-Anzeige.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin wird erscheinen, und nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes Subscription an:

G. W. F. Hegel's Werke.

Vollständige Ausgabe,
herausgegeben
durch einen Verein von Freunden des Verewigten (Dr. Marheineke, Dr. J. Schulze, Dr. Gans, Dr. Michelet, Dr. Hotho, Dr. v. Henning, Dr. Fr. Förster.) 14 bis 16 Bände. gr. 8.

In zwei Ausgaben:
1) auf gutem weißen Druckpapier.
2) auf feinem Velin-Schreibpapier.

Das Ganze ist in drei Hauptabtheilungen getheilt: I. Hegel's bereits gedruckte Werke (mit neuen ausführlichen Anmerkungen); II. Hegel's Vorlesungen; III. Hegel's vermischte Schriften; und wird in Lieferungen (jährlich etwa zwei) von 2 bis 3 Bänden, zu ungefähr 30 Bogen, ausgegeben werden. — Man kann auf das Ganze oder dessen einzelne Abtheilungen subscribiren. Im erstern Falle wird das Alphabet (oder 24 Bogen) der geringeren Ausgabe nur mit 1½ Thlr. Preuß. Cour. (2 fl. 42 kr. rhein.) berechnet, im letztern Falle aber mit 2 Thlr. Preuß. Cour. (3 fl. 36 kr. rhein.) Von der feinen Ausgabe werden nur wenige Exemplare (zu einem höhern Preise) gedruckt. Alle Unterzeichnungen erbittet man bis Ende März; in der Ostermesse wird die erste Lieferung erscheinen. — Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben.

---

[55] In Wien ist jetzo erschienen, bei C. Cnobloch in Leipzig und in allen Buchhandlungen zu haben:

Homographie,

oder die Kunst, in einer Stunde schreiben und lesen zu lernen, von Lady Sophy Scott. Preis 1 Thlr.

Diese Erfindung, einzig in ihrer Art, steht als ein vollendetes Meisterstück da, jeder hochgepriesenen Stenographie spottend — unerreichbar und Alles übertreffend an Kunstlosigkeit, Einfachheit, Leichtigkeit, Deutlichkeit, Regelmässigkeit, Schönheit und Eleganz, dabei Reichthum und Mannichfaltigkeit, jede Abwechselung und Modifikation gestattend — kurz Alles in sich fassend, leistet sie jeder nur möglichen und gedenkbaren Anforderung Genüge und läßt nichts mehr zu wünschen übrig.

Wer bereits schreiben kann, erlernt diese neue Schreibart augenblicklich; wer aber noch nie eine Feder in der Hand gehabt, braucht höchstens eine Stunde, um schreiben und lesen zu können, und wer sich nur einen Tag hindurch übt, ist Meister dieser Kunst.

Da dieses Werk für jeden Menschen ohne Ausnahme, besonders aber für jede Familie die Kinder hat, unentbehrlich ist, so wurde der Ladenpreis auf das allerbilligste festgesetzt.

Die Anzahl der Pränumeranten belief sich in Wien auf mehr als 6000, hinreichender Beweis für den Werth dieses Buches.

[43] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die neuesten Erfindungen und Verbesserungen der Kühlapparate

für Branntwein-Meische, Bierwürze, Schwefelsäure und verschiedene andere heiße Flüssigkeiten. Nebst einigen Belehrungen, betreffend die Entfuselung und Reinigung des Branntweins rc. Eine nützliche Schrift für Branntweinbrenner, Destillateurs, Bierbrauer, Chemiker rc. Von W. Walton. Aus dem Englischen. Mit 12 Abbildungen. 8. geh. Preis 12 Gr.

[57] Für Aerzte und Apotheker.

Von der Zeitschrift:

Summarium des Neuesten aus der in- und ausländischen Medicin.

Herausgegeben von Dr. Friedr. Ludwig Meissner und Dr. Albr. Friedr. Haenel,

ist so eben das erste Heft erschienen.

Der Jahrgang von 24, am Beginn und in der Mitte eines jeden Monats erscheinenden Heften zu ungefähr 4 Bogen, kostet 6 Thlr. 16 Gr. und ist durch alle Postamts-Zeitungsexpeditionen und Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1832.

Leopold Voß.

[28] Subscriptionsanzeige.

Deutsche Volksbibliothek.

Sie erscheint in unserem Verlage mit Anfang nächsten Jahres in wöchentlichen Lieferungen (deren 6 einen starken Oktavband ausmachen), zu zwei und zwei drittel Groschen sächs., oder zwölf Kreuzer rheinl. oder drei und einen halben Silbergroschen Preuß. Courant, — ein Preis, der die allgemeinste Theilnahme zuläßt. —

Der erste und der zweite Band enthalten:

Geschichte des Badischen Landtags von 1831 als Lese- und Lehrbuch für's deutsche Volk, von C. v. Rotteck.

Mit schönen Stahlstichen, den Portraits von Rotteck, Welker, von Fürstenberg, von Itzstein, von Wessenberg und vom gefeierten Volksfreunde Leopold, Großherzog von Baden.

Alle soliden Buchhandlungen Deutschlands (in Berlin: Mittler, Logier, Hold, Trautwein, Kecht, Nicolai, Lüderitz, Cosmar und Krause, Krafft und Klage, Oehmigke) empfangen und besorgen auf dieß wichtige Unternehmen Subscription. — Wem nach Empfang der ersten zwölf Lieferungen Tendenz und Darstellung nicht zusagen, dem steht es frei, seine Subscription wieder aufzukündigen.

Sammler bekommen von jeder Buchhandlung das siebente Exemplar unentgeldlich.

Wir ergreifen diese passende Gelegenheit, das angekündigte Werk, welches, jedem gesetzwidrigen Zweck fremd, tüchtige deutsche Volksbildung verbreiten will, und von den edelsten Patrioten des Vaterlandes geleitet wird, dem deutschen Publikum zur kraftvollsten Unterstützung zu empfehlen.

Die erste Lieferung, mit Rotteck's ganz ähnlichem, von Barth in Stahl gestochenen Bild geschmückt, wird am 15. Februar in 20,000 Exemplaren versendet.

Das Bibliographische Institut.
Hildburghausen und New-York,
im Dezember 1831.

№ 6.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 2.

[49] Verlängerter Subscriptions-Termin
auf

Johannes von Müller's sämmtliche historische Werken,

Taschen-Ausgabe in 40 Bändchen oder 8 Lieferungen.

In der unterzeichneten Buchhandlung, ist vor Kurzem die erste Lieferung von J. von Müllers sämmtlichen historischen Werken in Taschen-Format erschienen und an alle resp. Pränumeranten und Subscribenten versandt worden.

Da sich bisher so große Theilnahme zu dieser Ausgabe zeigte, so wollen wir für diejenigen Verehrer Müller's, die sich bei Ansicht der ersten Lieferung noch zum Ankauf entschließen, den bereits erloschenen Subscriptionspreis noch bis zur nächsten Ostermesse fortbestehen lassen.

Die Preise sind nämlich für das ganze Werk auf Velinpapier 30 fl. 24 kr. und Druckpapier 18 fl. oder jede Lieferung auf Velinpapier 3 fl. 48 kr. und Druckpapier 2 fl. 15 kr.

Bei Uebersendung der ersten Lieferung wird die Pränumeration auf die lezte Lieferung mit berechnet.

Der nachherige Ladenpreis ist für alle 40 Bändchen auf Velinpapier 36 fl. und auf Druckpapier 24 fl. — Der Ladenpreis der Oktav-Ausgabe war 86 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen, den 1. Febr. 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[45] In unterzeichneter Buchhandlung ist erschienen:

Die Seherin von Prevorst.

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt
von
Justinus Kerner.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Theile. gr. 8. mit 8 Steintafeln. Preis 5 fl. 24 kr.

Der erste Theil dieser neuen Auflage der Seherin von Prevorst wurde unter Anderen hauptsächlich auch durch die Ansichten Schuberts von der Berührung mannichfaltiger Körper durch die Seherin und durch die Ansichten Görres von den Kreisen, die die Seherin aus innerer Beschauung entwarf, vermehrt.

Die Vermehrung des zweiten Theiles besteht in vielfachen Erläuterungen und Begegnungen der schiefen Urtheile, die er erleiden mußte. „Wenn, (schreibt ein tüchtiger Mann) diesem merkwürdigen Buche, eine seiner ganzen Tendenz mehr oder weniger entgegenstehende frühere Erziehung und Geistesbildung nicht vollkommenen Eingang in alle Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blieben, oder doch kaum eines leichtfertigen, oder wohl gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden." Wir machen damit auf diese vermehrte und verbesserte Auflage dieses vielbesprochenen Buches aufmerksam.

---

[508] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen auch in diesem Jahre als sechster Jahrgang die

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik

herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
in Berlin.

Preis 12 Rthlr. preussisch oder 21 fl. Conventions-Münze.

Die zu Herausgabe dieser Zeitschrift bestehende Societät hat beim Beginn ihrer Wirksamkeit nicht unterlassen, über das von ihr in's Auge gefaßte Ziel, über die bei Verfolgung desselben in Anwendung zu bringenden Grundsätze und über die Formen ihrer Geschäftseinrichtung ausführliche Rechenschaft zu geben, und ist demnächst mehrfältig die Gelegenheit wahrgenommen worden, hin und wieder laut gewordene Mißverständnisse über den einen oder den andern der genannten Punkte zu berichtigen. Es wird deshalb, bei der anhaltend beifälligen Aufnahme, welche den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik im In- und Auslande zu Theil geworden ist, gegenwärtig, unter Verweisung auf den Inhalt der bisher erschienenen Jahrgänge, die einfache Anzeige genügen, daß die Herausgeber, fortwährend bemüht, einzelne Mängel ihres Instituts nach Möglichkeit zu beseitigen, unverdrossen fortfahren werden, die betretene Bahn nach den als bewährt befundenen allgemeinen Grundsätzen zu verfolgen.

*
* *

Die Bestellung auf die Jahrbücher kann bei allen Postämtern und Buchhandlungen gemacht werden.

Die Königlich-Preussischen Postanstalten sind angewiesen, die Jahrbücher in wöchentlichen Sendungen portofrei zum Ladenpreis zu liefern. — Die Postämter machen ihre Bestellungen bei dem Königlichen Zeitungs-Debits-Comptoir zu Berlin. Einzelne Nummern sind, so weit der Vorrath reicht, zu 2½ Sgr. die Nummer zu beziehen. — In das den Jahrbüchern beigefügte Anzeigeblatt werden Anzeigen gegen billige Insertionsgebühren aufgenommen.

---

neue Jean Paul's Urtheil über denselben bestätigt finden.

[59] Gegen die Cholera morbus.

So eben erschien:

Pharmacopoea
anticholerica
extempranea.

Exhibens compositiones medicamentorum a medicis experientissimis ad curam Cholerae Asiaticae tam internam quam externam accommodatorum.

Scripsit
Fried. Aug. ab Ammon.

Lipsiae, 1832, apud Leopoldum Voss. 24. cartonnirt. 15 Gr.

Die Lücke, welche bis jetzt in der riesenhaft angewachsenen Cholera-Literatur, in Bezug auf die Materia anticholerica, geblieben war, wird durch diese Schrift des rühmlichst bekannten Verfassers ausgefüllt, welche zur Verhütung jeden Mißbrauchs lateinisch geschrieben ist. — Vollständigkeit geht mit derselben mit Kritik Hand in Hand; und auch ein sehr empfehlendes Aeußere wird ihr den verdienten Beifall sichern.

[53] So eben ist bei Otto Wigand in Pesth erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 8 Gr. zu haben:

Summa observationum
quas de
Cholera orientali
a die XXIV. Julii usque diem XX. Septembris anni MDCCCXXXI. in liberae regiaeque civitatis Pest nosocomiis collectas
sistunt
Josephus Polya
et
J. Carol. Grünhut

medicinae doctores, nosocomiorum pro aegris Cholera orientali adfectis erectorum medici ordinarii. Cum iconibus morbi, ac relationibus numericis tabellaribus. Opusculi pretium sublevandis orphanis pestensibus dicatum est.

[32] Für homöopathische Aerzte.

Bei Friedr. Regensberg in Münster ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bönninghausen, Dr. C. v., Beiträge zur Kenntniss der Eigenthümlichkeiten aller bisher vollständiger geprüften homöopathischen Arzneien, in Betreff Erhöhung oder Linderung ihrer Beschwerden nach Tageszeit und Umständen und der von ihnen erregten Gemüthsbeschaffenheiten. (Tabellarisch.) gr. 8. geh. Druckpapier 10 gGr. Schreibpapier 12 gGr.

[37] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schul-Anekdoten,

nebst witzigen und lächerlichen Einfällen, überraschenden Wortspielen und erheiternden Scherzen aus der Schule, dem Lehrerleben und der Jugendwelt. Zur Erholung, Erheiterung und Ermunterung für Lehrer, Schul- und Kinderfreunde, sowie auch zur Kurzweil für alle gebildeten Freunde des Scherzes und fröhlicher Laune. Gesammelt und herausgegeben von K. Holbeck. geh. 12. Preis 6 Gr.

[61] Gemälde Versteigerung in Bremen.

Am 19. März d. J. und f. T., wird in Bremen die von dem daselbst verstorbenen Herrn G. C. Garlichs nachgelassene, reichhaltige Gemälde-Sammlung öffentlich dem Meistbietenden verkauft werden.

Diese bedeutende Sammlung enthält 322 Bilder, unter welchen sich vorzüglich auszeichnen: Eine Landschaft von Kirings, mit Figuren von Poelenburg, das Paradies von Sammt-Breughel, ein Portrait von C. Netscher, ein Federviehstück von M. Hondekoeter, das Portrait des Teophrastus Paracelsus von Raph. Sanrio, ein weibliches Portrait von Ferd. Bol; ferner; Gemälde von Seb. Frank, Hugtenburg, E. de Witt, Backhuizen, J. Lys, Rubens, R. Ruysch und viele andere.

Der Katalog über diese Sammlung ist zu haben: in Hamburg bei Herrn Kunstmaler Harzen, in Frankfurt a. M. in der Friedrich Wilmansschen Kunst- und Sortimentsbuchhandlung, in Leipzig bei Herrn Proklamator Weigel und bei Herrn Buchhändler Liebeskind, in München bei den Buchhändlern Herren Hermann und Barth, in Dresden bei Herrn Ernst Rittner (Firma: Arnoldische Kunsthandlung), in Bremen in der J. G. Heyseschen Buchhandlung. Zur Ertheilung genauerer Auskunft über einzelne Bilder der Sammlung, als auch zur Besorgung sicherer Aufträge, erbietet sich auf frankirte Briefe

der Maler F. A. Dreyer
in Bremen.

[68] So eben sind bei uns erschienen und durch alle deutschen Buchhandlungen zu beziehen folgende zwei wichtige Schriften von

Karl Christ. v. Langsdorf,

erstem ordentlichen Professor der Mathematik zu Heidelberg; der Russ. Kaiserl. Universität zu Wilna Professor Honorarius 2c. 2c.

Einfache und durchaus wohlgeprüfte Darstellung des Lebens Jesu zur Verhinderung des Unglaubens, Beseitigung des Aberglaubens und Beförderung des rechten Glaubens und eines gotteswürdigen Wandels — für protestantische, katholische und Sektenchristen, auch Israeliten.

3 Theile, geheftet. Preis: 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr.

Diese Schrift ist in Bezug auf christliche Theologie als einzig in ihrer Art anzusehen und wird durch die Kraft ihres Urtheils große Epoche machen.

Gott und die Natur. Offenbarungs- und Vernunftkenntniß, Religion Christi und Religion der Christenheit, in einer freimüthigen Zusammenstellung der Schriften der Herren Bockshammer, Neander, Schott, Twesten u. a. Zweite unveränderte Ausgabe. (44 Bogen gr. 8.) Preis: 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 10 Gr.

Der Besitz oder die Anschaffung der gedachten Schriften ist zum Verständniß dieses originellen Werkes ganz unnöthig.

Mannheim.

Schwan- und Götzische Buchhandlung.

---

[58] Für Aerzte und Apotheker.

Von der Zeitschrift:

Pharmaceutisches Centralblatt,

ein Repertorium des Neuesten und Wichtigsten aus der Pharmacie, sowohl in Auszügen aus der in- und ausländischen Literatur als in Originalmittheilungen. Jährlich 56 bis 60 Bogen, mit Kupfern, Holzschnitten und ausführlichen Registern, hat der 3te Jahrgang für 1832 so eben begonnen, und ist derselbe durch alle Postamts-Zeitungsexpeditionen und Buchhandlungen für 3 Thlr. 12 Gr. zu erhalten.

Ein kleiner Vorrath der ersten beiden Jahrgänge ist noch zu gleichen Preisen zu bekommen.

Leipzig, im Januar 1832.

Leopold Voß.

---

[65] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Fromme Blicke

auf die Leidensgeschichte Jesu Christi.

Ein Andachtsbuch für denkgläubige Christen

von

Friedrich Ludwig Rheinhold,

Prediger zu Woldegk und Pasenow.

gr. 8. auf schönem Velinpapier. Sauber geheftet 1¼ Thlr. Berlin, 1832. Verlag der Buchhandlug von C. F. Amelang.)

Der rühmlichst bekannte Herr Verfasser des „Erbauungsbuchs für Christen, welche den Herrn suchen,“ übergiebt hier allen wahren Verehrern Jesu, und denen, welchen Religion kein leerer Name ist, ein neues Andachtsbuch, von dem Referent aus innigster Ueberzeugung sagen kann, daß er noch wenig Schriften ähnlichen Inhalts gelesen, die ihn in einem so hohen Grade erbaut hätten. Ein eben so gebildeter als ungekünstelter und verständlicher Vortrag, der salbungsvoll zum Herzen spricht, giebt in 36 Betrachtungen eine treue und rührende Darstellung von den letzten Leiden des Erlösers und von den göttlichen Lehren, die aus seinem Munde hervorgingen. Junge Personen, wie Jeder reifern und höhern Alters, werden in diesem gehaltvollen und echt-religiösen Buche reiche Nahrung für Geist und Herz finden, und der hoch wie der minder Gebildete dadurch wahrhaft erbaut werden. Da sich nun dasselbe auch durch ein seinem Inhalte entsprechendes Aeußere gleich vortheilhaft auszeichnet, so ist es als eins der passendsten Festtagsgeschenke, und besonders auch zur Feier der Communion, mit vollem Recht zu empfehlen. Dr. F—r.

---

[69] So eben ist bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Entwurf einer Agende für die evangel. protest. Kirche des Großherzogthums Baden, beleuchtet aus dem historischen, dogmatischen und liturgischen Gesichtspunkt von Joh. Hormuth, evangel. protestantischen Pfarrer. (248 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 48 kr. — 1 Rthlr.

Eine tief eingreifende, zeitgemäße und äußerst freimüthige Schrift!

Mannheim.

Schwan- und Götzische Buchhandlung.

---

[63] Bibliographische Anzeige.

Bei Bossange Père in Leipzig erscheint:

Bulletin
BIBLIOGRAPHIQUE
DE
LA FRANCE

oder

Monatliches Verzeichniß

der in

Frankreich

herauskommenden neuen

Bücher, Landcharten, Kupferstiche und Musikalien,

nebst Angabe der Bogenzahl und der Preise, und einem alphabetischen Register der Werke und der Autoren.

2ter Jahrgang, 1832.

Preis des Jahrganges (24—30 Bogen) 16 Gr.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sechs und zwanzigster Jahrgang.

1 8 3 2.

März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 2.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Reisen.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 18.

Nro. 19.

Kunstverein im Königreich Sachsen. — Das Baptisterium in Padua. — Steinmetzzeichen vom Odenwald und von Cadolzburg. — Bekanntmachung.

Nro. 20.

Ueber die von der französischen Kommission zu Olympia gefundenen Bildwerke. — Berlin. — Stuttgart. — Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen. — Anzeige.

Nro. 21.

Nachricht von einer zu Treis an der Mosel neu erbauten Kirche. — Zusäze zu der Nachricht über Bl. Höfels Leistungen in der Holzschneidekunst. — Berlin. — Kunstgeschichtliches. — Neue artistische Werke.

Nr. 22.

Bietty's Forschungen in Griechenland. — Ein Wort über Plafondmalerei. — Bekanntmachungen.

Nro. 23.

Zwei Originalzeichnungen von Raphael Sanzio.

Nro. 24.

Zwei Originalzeichnungen von Raphael Sanzio. (Beschluß.) — Madonna nach Raphaels Zeichnung, von Giulio Romano. — Bemerkungen über Kunst. — Stuttgart.

Nro. 25.

Arbeiten der königlichen Porzellanmanufaktur in München.

Nro. 26.

Arbeiten der königlichen Porzellanmanufaktur in München. (Beschluß.) — Frankreich.

Literatur-Blatt.

Nro. 23.

Biographien von K. Guzkow. 12) Wahrheit aus Jean Pauls Leben. — 13) Schwedischer Plutarch von J. F. Lundblad, übers. von Fr. v. Schubert. — 14) Mittheilungen über Kaspar Hauser, von G. F. Daumer. — 15) Paganini in seinem Reisewagen und Zimmer 2c. Aus dem Reisejournal von Harrys. — Persische Literatur. Μαρκου Αντωνινου αυτοκρατορος των εις ἑαυτον βιβλια ιβ, περσιστι μεθερμηνευσαντος Ιωσηφ Ἁμμερ.

Nro. 24.

Biographien. 16) Briefe von Johann Heinrich Voß, nebst erläuternden Beilagen, herausgegeben von Abraham Voß. — 17) Souvenirs de Ch. Victor de Bonstetten, écrites en 1831. — Bitte.

Nro. 25.

Cholera-Literatur. Schuzmittel für die Cholera, nebst einem Anhang, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Siz 2c. dieser Krankheit, von Dr. Mises.

Nro. 26.

Schau- und Trauerspiele. 1) Theater der Hindus, aus der englischen Uebertragung des Sanscrit-Originals, von H. H. Wilson. — Cholera-Literatur. Schuzmittel für die Cholera 2c., von Dr. Mises. (Beschluß.)

Nro. 27.

Schau- und Trauerspiele. 2) Morgenländische Dichtungen von A. Oehlenschläger. — 3) A. Oehlenschlägers Schriften. Zum erstenmale gesammelt als Ausgabe lezter Hand. — 4) Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in fünf Abenteuern von P. A. Atterbom. Aus dem Schwedischen übersezt von H. Neus.

Nro. 28.

Schau- und Trauerspiele. 4) Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in fünf Abenteuern von P. A. Atterbom. Aus dem Schwedischen übersezt von H. Neus. (Beschluß.)

Nro. 29.

Schau- und Trauerspiele. 5) Ueber Goethes Faust. Vorlesungen von Dr. K. E. Schubarth. — 6) Geistlich Nachspiel zur Tragödie Faust, von Dr. Karl Rosenkranz. — 7) Ueber Calderons Tragödie vom wunderthätigen Magus. Ein Beitrag zum Verständniß der Faustischen Fabel von Dr. K. Rosenkranz.

Nro. 30.

Schau- und Trauerspiele. 8) Der ewige Jude. Didaktische Tragödie von Wilhelm Jemand. — 9) Der Morgen auf Capri. Dramatisches Gedicht von L. Halirsch.

Nro. 31.

Schau- und Trauerspiele. 10) Francesca di Rimini. Tragedia di Silvio Pellico. Treu metrisch übersezt von E. Schäfer. — 11) Philoktet. Schauspiel von Sophokles. In drei Akten für das Theater übersezt von Wünsch. — 12) Achilleus auf Skyros. Ein Trauerspiel von Klausen. — 13) Melpomene; von A. Klingemann.

Nro. 32.

Schau- und Trauerspiele. 14) Ernst Raupachs Schauspiele und Trauerspiele. — 15) Die Bildweihe oder der Frevel an dem Heiligen. Ein Trauerspiel von E. Werlich. — 16) Der Stern von Sevilla. Trauerspiel. Nach dem gleichnamigen Schauspiel des Lope de Vega von J. Ch. Baron von Zedliz. — 17) Klassisches Theater des Auslands. — 18) Shakespeare von Meyer. — 19) The plays of W. Shakspeare.

Nro. 33.

Lyrische Dichtkunst. 1) Max von Schenkendorfs poetischer Nachlaß. — 2) Spaziergänge eines Wiener Poeten. — 3) Das Reich der Finsterniß. Zeitklänge, dem Dichter der Spaziergänge eines Wiener Poeten geweiht von Hans Normann. — 4) Polonia, Gedichte von G. A. Freiherrn von Maltiz.

№ 52.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. März 1832.

Noch hab' ich das Ende nicht gesehn,
Und mich schrecken ahnungsvolle Träume.
Nicht Wahrsagung reden soll mein Mund;
Aber sehr mißfällt mir dieß Geheime.

Schiller.

Die Doppelgängerin.
Eine Novelle.

Colmar, ein Offizier in französischen Diensten, vermählte sich mit Verenizen, einer Tochter des Marschalls Bienville, von mütterlicher Seite mit dem uralten Geschlechte der Grafen von Sargines verwandt. Die Hochzeit wurde auf einem Gute des Marschalls bei Rouen gefeiert, und die Zahl und Auswahl der Gäste sowohl als die Anordnungen beim Feste waren durchaus dem Rang und Reichthum jener angesehenen Familie angemessen. Man war acht Tage schon beisammengeblieben, und jezt rückte der Zeitpunkt heran, wo Rücksichten und Sitte es forderten, das junge Ehepaar sich selbst und seinem Glücke zu überlassen. Die Equipagen der vornehmen Gäste bedeckten die einsamen Landwege; nach Nord, Süd, Ost und West zerstreute sich eine große Anzahl von Leuten, die nicht hoffen durften, so zierlich und geschmückt und in so trefflicher Laune bald wieder zusammenzukommen. Die Säulengänge des zierlich gebauten Landhauses, eben noch vom Gedränge angefüllt, war sen, von der Abendsonne beschienen, ihre Schatten auf die gegenüberstehenden weißen Wände; selten daß hie und da noch ein Zöfchen oder ein zierlich gekleideter Jokey sichtbar ward, die ihrer vor dem Thore wartenden Herrschaft noch irgend ein vergessenes Toilettenstück nachtrugen. Der Staub wirbelte auf, die fliegenden Karrossen lärmten dahin, Abschiedsgrüße, Gelächter, Flüche und Peitschenhiebe füllten die Luft — dann war alles vorbei und der Abendwind flüsterte in den Gipfeln der Pinien und Pappeln und drang in die finstern Lauben des Gartens, um den geheim blühenden Violen ihre zartesten Düfte zu entlocken.

Die breiten Massen des Landhauses wurden jezt in das falbe Licht des aufsteigenden Monds gehüllt; die Gesellschaft hatte sich in den Salon zurückgezogen; der Marschall ließ die Lampen fortbringen, und so saß der kleine Kreis, in schöne Gruppen vertheilt, vom Monde beleuchtet, Anfangs in sinnendem Schweigen da. Frühlingsdüfte zogen durch die offenen Fenster, Gesang und Lautenspiel tönten aus einem nahen Pavillon herüber. Zwischendurch sah man Colmar mit übergeworfenem Mantel, an der Seite seiner reizenden Braut, aus den Schatten eines Bogenganges treten und wieder verschwinden; sie waren in herzlichem Gespräch begriffen.

„So hoffe ich denn den Sohn meines alten, theuren Freundes jezt wahrhaft glücklich zu sehen," nahm der Marschall das Wort, indem er seinen Blick mit Freude auf die Wandelnden richtete; „wohl werden sich die Wangen, die ein mehr als seltsames Schicksal gebleicht hat, wieder röthen."

Marie Belleville, die Schwester des Barons, erwiederte: „Ich will Niemanden tadeln; aber es gibt Leute, die nichts emsiger suchen, als den Schein des Unglücks. Was ist der Grund jener bleichen Wangen? warum ist Colmar unglücklich gewesen? worin bestand sein Mißgeschick? Ein großes Vermögen, eine bedeutende Familie, eine

Frau, die er nicht geliebt und deren Verlust ihm nicht schmerzhaft seyn konnte, jezt wieder Ehmann, liebend und geliebt: in allen diesen Dingen sehe ich kein Unglück; aber freilich, ein schönes schwarzes Haar, ein finster brennendes Auge und eine bleiche Gesichtsfarbe, dazu der Ruf eines vom Schicksal Verfolgten — damit ist man eben so gewiß, günstigen Eindruck zu machen, als mit Geist und Talent. Diese Ansichten werden uns ja schon frühe in Romanen gepredigt." — „Du gehst zu weit," nahm der Baron das Wort; „unser junger Freund bildet sein Inneres nicht nach jenen Mustern, die Mode und Thorheit uns vorhalten. Ein Mann, der seine Jugend unter den Stürmen eines finstern Krieges, in Verhältnissen zugebracht hat, die den innern und äußern Menschen kräftigen, ihn eher rauh als zärtlich bilden, ein Mann, der die Achtung edler Menschen sich erworben, der Wärme mit Ueberlegung, Geistesstärke mit Gefühl paart, ein solcher ist keiner Modethorheit fähig. Wenn auf eine solche Brust ein kalter, schwerer Jammer sich so drückend legt, daß er sie fast zerbricht, so müssen wir Mitgefühl, nicht spöttelnden Zweifel haben."

Die Baronesse richtete ihren Blick auf die Züge ihres Bruders, die sie im zweifelhaften Licht nur schwach sehen konnte. „Du scheinst etwas von seinen frühern Schicksalen zu wissen," sagte sie nach einer Pause; „so theile sie uns doch mit; es sind ja lauter Familienglieder zugegen, und die dürfen fordern, in dieser Angelegenheit hell zu sehen. Schon lange hat mir eine Frage der Art auf der Zunge geschwebt." — „Ich möchte nicht antworten," sagte der Marschall, „wenn ich auch könnte. Fast müßte ich glauben, nicht verstanden zu werden. — Ich halte unsern Freund für gemüthskrank." — „In dem alten Schlosse, das er in den Pyrenäen bewohnt hat," sagte ein junges Mädchen, „soll es spucken; Antoinette, die Schwester des Kammermädchens, welche die verstorbene Dame bedient hat, soll es versichert haben." — „Da hättest Du ihn wohl nicht geheirathet, Sophie?" sagte Franz, ein blonder Jüngling in Uniform, der Bruder Berenizens. „O gewiß nicht!" rief die lebhafte Kleine; „ich bewundere die Kousine, daß sie mit einem Mann so vertraut thut, dessen verstorbene Frau —" Sie stockte und konnte ihre Befangenheit nicht verbergen. „Nun was? Antoinette wird auch wohl darüber Bericht erstattet haben?" fragte der Bruder. „Laß das, Sophie," nahm der Baron wieder das Wort; „wie kommen wir überhaupt zu derlei Gesprächen? Colmar verdient unsere ganze Liebe, er ist mein Sohn, Dein Bruder, uns allen ein Freund und Verwandter; so haben wir ihn unter uns empfangen, so wollen wir ihn auch immerdar in unserer Mitte behandeln."

Mit diesen Worten erhob sich der würdige Greis, und man sah ihn dem Ehepaar entgegenschreiten, welches sich jezt eben dem Hause näherte. Colmar nahm Platz unter seinen neuen Verwandten, seine junge, zärtliche Gemahlin schmiegte sich an seine Seite, und einer ihrer reizenden Arme ruhte auf seinem Schooße. So beleuchtete der volle Strahl des Mondlichts die zarte Gruppe, indeß die Gestalten der Uebrigen mehr in den Schatten zurücktraten; nur Franzens blühende Figur lehnte erhellt am weißen Marmor der Fensterbrüstung.

„Meine Seele ist ganz Freude und Dank," hob der liebenswürdige Mann an, indem er dem Marschall die Rechte darbot; „empfangen Sie, Verehrter, im Namen dieser theuren Anwesenden, meinen wärmsten Gruß; es ist eben so beglückend für mein Herz, als erhebend für meinen Stolz, mich in dieser Mitte aufgenommen zu wissen, und mein stetes Bestreben wird seyn, jene Achtung und Theilnahme mir zu erwerben, die mir jezt im Voraus so gütig geschenkt wird." Der Baron schüttelte gerührt die Hand seines jungen Freundes. „Seyn Sie uns willkommen," rief er herzlich, „das ist unser aller Antwort." Colmar ließ bei diesen Worten sein großes, schwarzes Auge im Kreise herumgehen, wie forschend, ob er jene freundliche Zusage auch auf jeder Physiognomie ausgedrückt finde; dann heftete er seine Blicke auf den Boden und schien in ein augenblickliches Nachsinnen verloren. Die Töne der Blasinstrumente quollen durch die hellen, weißen Nebel der warmen Mondnacht, wie ferne Stimmen herüber, kein Baumblatt rührte sich, und die farbigen Blumen standen, im weißen Scheine erbleicht, unbeweglich und still unter dem Fenster. „Oft sucht der Mensch," sagte Colmar, „im Augenblicke der errungenen Seligkeit das alte vergessene Antlitz der Vergangenheit auf und schaut in dessen trübe Mienen und denkt an ein Leid, das nicht mehr ist: wohl nur, um die gegenwärtige Freude noch wärmer im Busen aufzunehmen. So entsinne ich mich, wie ich am heutigen Tage vor einem Jahr, dem Verderben hingegeben, auf jedes Lebensglück, auf den nächsten Athemzug schon verzichtete."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die französischen Schauspieler sonst und jezt.

Zu Scarrons lebendiger Schilderung der Abentheuer einer herumziehenden Schauspielertruppe und zu Hogarths nicht minder geistreichem Bilde: die Toilette der Schauspieler in der Scheune, fanden sich zwar vor der Revolution von 1789 immer noch Originale in der Wirklichkeit, jedoch bereits in weit geringerem Grade. Zu jener Zeit, wie früher und seitdem, lebten die Schauspieler selten in Wohlstand, und es war dieß übrigens vielleicht noch ihr geringstes Ungemach. Sie hatten mit Exkommunikation, Vorurtheil, falscher Stellung in der Gesellschaft grausam

zu kämpfen, und nicht immer entschädigte sie der ihnen gezollte Beifall. Wie soll man sich nun aber erklären, daß es dessen unerachtet diesem Berufe nie an Konkurrenten fehlte, ja daß Thaliens Priesterschaft sich häufig sogar durch reiche Jünglinge, Edelleute, selbst Männer in Amt und Würden ergänzt sah? Die Bühne ist eine sehr lockende, bewegte, poëtische, berauschende Laufbahn, und in keiner fühlt man die Lebenskraft in üppigerer Fülle sprudeln. Ja, der Schauspieler läßt sich füglich mit dem Seemann vergleichen, der gerade im bewegten Leben seines Berufs für die tausendfachen Entbehrungen desselben Entschädigung findet. Ohne seinen gemalten Horizont zu verlassen, durchwandelt der Bühnenkünstler alle Jahrhunderte, alle Länder. Er kleidet sich in alle Kostüme, wirft sich in alle Stände, ist Krieger, Richter, Landmann, König, ist Tugendmuster und Mörder; kann man sich wundern, daß ein solcher Beruf unwiderstehliche Reize hat?

Ueberdies waren die Schauspieler eigentlich nur in der Provinz übel daran, und das Elend ward in den feurigen, phantasiereichen Gemüthern durch Hoffnung gemildert. Denn Alle hatten beständig die Hauptstadt im Auge, Alle schmeichelten sich mit der süßen Hoffnung, einstens dahin zu gelangen, Alle lebten und starben in diesem wonnigen Gedanken. Das höchste Ziel des Koulissenehrgeizes war die Comedie française. Diese war ihr Eldorado, ihr Elysium, ihr gelobtes Land. Allerdings befand sich auch dort das Künstlerpersonal in einer höchst günstigen Stellung; damals konnte der Comedien français — und diese Behauptung ist keineswegs gewagt — seine Existenz der eines Grand Seigneur, ja der eines Königs vorziehen. Damals gab es keine Politik, keine Rednerbühne, keine Sitzungen, auf die ganz Europa mit gespannter Erwartung blickt. Zu jener Zeit war nur die Bühne der Ort, auf den sich die allgemeine Aufmerksamkeit richtete; das Theater war der Sammelplatz der höhern Gesellschaft, der fast ausschließliche Gegenstand aller Unterhaltungen. Daher war auch der beliebte Künstler dem Publikum Alles: Mirabeau, Foy, Benjamin Constant, Manuel in Einer Person.

Die tragische Schauspielerin jener Zeit spielte nicht allein Prinzessinnen, Königinnen, sie war es wirklich im Leben. Kam sie aus dem Theater nach Hause, so warteten ihrer die raffinirtesten Genüsse. Die Großen machten ihr den Hof, die Dichter besangen sie, sie sah die ausgezeichnetsten Männer zu ihren Füßen; sprach man ihr von ihrem Throne und ihrer königlichen Hand vor, so glaubte sie an ihre königliche Hand und ihren Thron, und durfte daran glauben. Sind dies Illusionen, Träume, so wünschen wir dergleichen allen Bewohnern und Bewohnerinnen von Pallästen.

Die Lage der Schauspieler war zwar nicht so glänzend, als die der Schauspielerinnen, indeß immer noch sehr vortheilhaft. Mit Glücksgütern und Ehren überhäuft, standen sie auf dem vertrautesten Fuße mit den höhern Gesellschaftsklassen und verbrachten ihre Tage mit den ausgezeichnetsten Männern der Zeit. Vom Marquis liehen sie ihre artigen Manieren und gaben sie ihm vervollkommnet, mit reichen Zinsen zurück. Die ersten Männer suchten eifrig den Umgang der Schauspieler, und die Damen bewarben sich um ihre Zuneigung. Der berühmte Baron war mit seiner Aeußerung: „Schauspieler sollten im Schooße von Königinnen und Kaiserinnen erzogen werden,“ nur bis zu einem gewissen Grade lächerlich.

Der innere Foyer des französischen Theaters, den man mit dem für das Publikum nicht verwechseln darf, war vormals der glänzendste, gesuchteste Salon von ganz Paris. Nur großen Namen oder großen Talenten stand hier der Zutritt offen. Damals mußte man den Sieger von Mahon, Marschall Richelieu, in großer Uniform beim Repertoire den Vorsitz führen sehen: um ihn, im glänzenden Kreise, lauter Männer mit historischen Namen, in goldgestickter, von Steinen blitzender Kleidung, in jenen ungeheuern Sesseln, welche noch jezt unter den Bildnissen Molieres, Corneilles und Racines prangen. Damals mußte man die Schauspieler im französischen Kleide, mit horizontalem Galanteriedegen und hochgetragenem Haupte sehen, wie sie in den Kreis jener großen Herrn wie unter Ihresgleichen traten, die Schauspielerinnen, wie sie mit gepudertem Haare, Vertügadins und Spitzenkleidern, ceremoniös und pretentiös in dieser glänzenden Versammlung umherwandelten und mit majestätischer Würde aller Welt Huldigungen empfingen. Von der Fülle solchen Weihrauchs berauscht, legten Schauspieler und Schauspielerinnen jene großen Manieren auch im Privatleben nicht ab. Mademoiselle Clairon sprach zu ihrer Kammerfrau als Königin, mit feierlichem, würdevollem Anstande, und fragte Dufresne seinen Friseur: „Quelle heure est-il?“ so erwiederte der Haarkünstler mit tiefer Reverenz: „Je.. l'ignore, Seigneur!“

Von dem Allen besteht jezt nichts mehr, und zwar, dies läßt sich nicht läugnen, zum Nachtheile der dramatischen Kunst. Was feurige Gemüther an der Bühne besonders anzog, was sie vor Allem zu diesem Beruf bestimmte, war die Tragödie. In unsern Tagen besitzen wir leider keine Tragödie mehr; sie ist auf lange Zeit, auf immer vielleicht, zu Grabe gegangen; die Revolution hat dieser ganzen Phantasmagorie ein Ende gemacht: seit Könige ihre wirklichen Throne verloren, hat auch der tragische Künstler seinen eingebildeten eingebüßt.

Unter Napoleon indeß wiederholte sich einigermaaßen das eben beschriebene Verhältniß, freilich in ganz schwachem Nachbilde. Auch damals hatten die Schauspielerin-

nen wieder Anbeter hohen Ranges und glänzende Equipagen, auch damals war der Foyer der „Comedie française“ wieder der Schauplatz vieler ausgezeichneten, berühmten, großen Namen. Die Laraguais, Choiseul-Stanville, Segur, Ximenes versammelten sich dort, nebst Gelehrten und Literatoren, zu Unterhaltungen nach ihrer Art. Aber diese glückliche Zeit dauerte nur wenige Jahre; im Unglück der Zeit verschwanden Equipagen, Anbeter, Schwätzer, Alles. Bei der Invasion im Jahre 1814 besuchten Langeron und eine Menge anderer russischer Generale, die, ohne jemals in Paris gewesen zu seyn, die hiesigen Sitten genau kannten, gleich am Abend ihrer Ankunft das théâtre français; sie glaubten dort die höhere Gesellschaft zu finden, sahen sich aber in ihrer Erwartung getäuscht. Seit Frankreich eine Konstitution hat, ist jener Foyer verödet, und die Theaterdamen gehen zu Fuße; wenigstens ist so viel gewiß, daß seit der Restauration keine derselben sich eine Equipage angeschafft hat; was man der Art unter den Bourbonen sah, schrieb sich noch aus Napoleons Zeiten her.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Februar.

Die Polyglotte des Homers.

Homer kommt gegenwärtig hier bei Passigli, Borghi u. Comp. in einer prachtvollen Ausgabe heraus, die mit den Leistungen der Franzosen und Engländer dreist in die Schranken treten darf. Ein Unternehmen dieser Art verdient die Aufmerksamkeit des Publikums, zumal da dies Werk eine eigene Idee realisirt hat, die bei der Wichtigkeit des Vaters der griechischen Poesie so nahe lag und doch unsers Wissens in dieser Ausdehnung noch nicht ausgeführt worden ist. Man beabsichtigt nämlich dabei eine Polyglotte der modernen Sprachen, in der Art, wie die Bibel dergleichen in den orientalischen schon sehr frühe gefunden hat. Da wir von dem Werke noch nichts gesehen haben, so wissen wir nicht, was für die Kritik des Textes geschehen soll. Da aber gar nicht erwähnt wird, welcher bei dem Drucke zum Grunde gelegt sey, oder ob man überhaupt neue Hülfsmittel oder besondern Fleiß darauf verwandt habe, sondern nur das Buchdruckerverdienst dabei hervorgehoben wird, so scheint sich die Vortrefflichkeit des Werkes auf die äußere prachtvolle Ausstattung zu beschränken. Die beigefügten lateinischen, englischen, italienischen, deutschen, spanischen und französischen Uebersetzungen sind, nebst den Kupfern, wegen des interessanten Ueberblickes, den man dadurch erlangt, immerhin interessant, aber für die Wissenschaft nicht von so großem Vortheil, wie die zu kritischen Zwecken zusammengestellten Bibelpolyglotten; denn was kann zur Erläuterung des griechischen Textes aus diesen Uebersetzungen gelernt werden? — Da die Anzeige auch in deutscher Sprache verfaßt ist, so scheinen die Unternehmer dieses Werkes auch vorzüglich auf Deutschland gerechnet zu haben. Aber andere Länder, namentlich England, dürften sich für ein so kostspieliges Unternehmen aus einfachen Gründen mehr interessiren, zumal da dort auf typographische Vorzüglichkeit so sehr gesehen wird. „Welch ein Buch,“ ruft die Anzeige emphatisch aus, „in dem einem auf jeder Seite neben Homer Heyne, Cunich, Monti, Voß, Pope und Garcia Malo entgegentreten! (die dann auch dem Franzosen St. Aignan zwischen sich einen Platz gönnen, wie es scheint, mehr seines Wollens, als seiner That wegen). Welch ein Buch, das uns auf jedem Blatte Bewunderung abnöthigt und zugleich Stoff zu den lehrreichsten Betrachtungen und Vergleichungen gibt, indem es die gebildetsten Sprachen Europas vorführt, wie sie in der Person ruhmgekrönter Wortführer um ein gemeinschaftliches Ziel mit einander ringen u. s. w.“ — Immer bleibt das Unternehmen interessant und in typographischer Hinsicht wichtig. Allerdings hat es auch viel Anziehendes, die neben einander stehenden neuern Sprachen unter einander und mit dem Urtext zu vergleichen, um die Eigenthümlichkeit einer jeden in poetischer Form und grammatischem Bau aufzufassen.

Aus der deutschen Schweiz, Februar.

Die helvetische Gesellschaft.

Die helvetische Gesellschaft ist bereits für das Jahr 1832 wieder in voller Arbeit, und die Spuren ihrer Thätigkeit sprechen in allen Kantonen zu den Freunden ein leises Wort, nämlich: helft eine der schönsten Aufgaben der Gesellschaft erfüllen, berichtet die löblichsten Thaten, welche in irgend einem Kanton durch schweizerische Tugendkraft und Vaterlandsliebe vollbracht worden sind. — In jedem Kanton wurde eine Anzahl Mitglieder und selbst auch Nichtmitglieder aufgefordert zu solchen Berichten, mit der besondern Anleitung, daß alles mitgetheilt werde, was während des ganzen vergangenen Jahres in dem heimathlichen Kanton irgend Preiswürdiges geschehen sey, und zwar, sey es durch die Weisheit des Gesetzgebers, oder durch Anordnung und Stiftung von Regierungen für öffentliches Wohl (Bildung von Schullehrerseminarien, Verbesserung solcher und ähnlicher Anstalten), oder durch ausgezeichnete Gemeinnützigkeit von Seiten einzelner Gemeinden und Körperschaften, oder durch Talent und Edelmuth von Privatpersonen. Besonders aber wurde dabei gewünscht, daß die schönern Züge, welche sich in den allgemeinen Volksbewegungen offenbarten, von Augen- und Ohrenzeugen hervorgehoben werden.

Der Wetteifer in den einzelnen Kantonen, vaterländische Unternehmungen zu machen und dergleichen befördern zu helfen, wird auf solche Weise in das rechte Geleise gebracht, und wenn einmal diese Berichterstattungen Wurzel gefaßt haben, so müssen sie bald treffliche Früchte bringen, denn kein Kanton wird zurückbleiben wollen, und hier zeigt sich besonders auch die Nothwendigkeit der Erhaltung der Individualität jedes einzelnen Kantons und die Unmöglichkeit der Verwirklichung einer sogenannten helvetischen Republik. Ein Schimpf müßte es für jeden Kanton werden, dessen Name nicht in solchem Berichte erscheinen würde, so wie für jeden Kanton ein wahrer Triumph aus den Ehrenmeldungen entsteht, die ihm in demselben zu Theil werden. In diesem Jahr ist der rühmlichst bekannte Volksschriftsteller, Heinrich Zschokke in Aarau, Berichterstatter, und jeglicher Schweizerfreund freut sich schon im Voraus auf den Duft des Blumenkranzes, welchen der kräftige Volksfreund seinem selbstgewählten und sich seiner rühmenden Vaterlande flechten wird. An Stoff gebricht es dem wackern, biedern Schweizerboten nimmer, denn er kennt Berge und Thäler, Dörfer, Städte und Flecken, und bei allen Gelegenheiten wußte er, als eine fleißige, unermüdliche Biene, den Honig auch aus den Blumenkelchen zu sammeln, die Manchem oft bitterer schmeckten, als giftige Dornen; denn er sah die ernste Richterin aller Thaten, die Zeitgeschichte, immer in reinem Glanze zur Seite und warnte zur rechten Zeit, wenn auch gewöhnlich vergeblich. — In diesem Jahre wird Ende Aprils oder spätestens zu Anfang des Monats Mai der Verein sich in Richterschweil am Zürchersee versammeln, und die Leitung des Vereins ist dem als Griechenfreund und als Staatsmann ausgezeichneten Melchior Hirzel von Zürich, Regierungsrathe, übertragen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. März 1832.

Doktor. Sauer ist's, so sein Brod erwerben!
Marktschreier. Man sagt, es könne den Charakter verderben.

Goethe.

Die französischen Schauspieler sonst und jezt.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich das frühere Schlaraffenleben unserer „Nosseigneurs Comediens" geschildert, muß ich auch die Rückseite der Medaille aufdecken. Jenes Publikum, das ihnen so eifrig huldigte, überließ sich zuweilen sehr kränkenden Launen, und die ihnen so freundlich entgegenkommenden Großen waren bei ihrer Vertraulichkeit zuweilen ziemlich derb. Marschall Richelieu sandte die Clairon nach Fort l'Eveque; als Baron sich beim Herzog von Lafeuillade darüber beschwerte, daß dessen Leute die seinigen geprügelt, erwiederte ihm der Herzog: „Aber, mein guter Baron, warum hast Du auch Leute?" Damals war die Antwort natürlich, jezt, wo eine Livree dem Roturier, der sie bezahlt, eher zugestanden wird als dem Pair, der sie nicht bezahlt, wäre jene Aeußerung eine Impertinenz.

Seltsam genug nannte man die Schauspielerinnen, verehlicht oder nicht, früher sammt und sonders Mademoiselle, heutzutage dagegen heißen sie Alle Madame; stellt man sie auf diese Weise nicht immer in eine besondere Kategorie? Ich erinnere mich dabei einer jungen, reizenden Schauspielerin, die im verflossenen Jahre als Zeugin vor dem Assisengericht erschien. Auf die Frage: „ob sie verheirathet sey?" antwortete sie: „Herr Präsident, ich bin Schauspielerin." Ich bin weit entfernt, aus dieser Anekdote etwas den Künstlerinnen unserer Zeit Nachtheiliges zu folgern; sie sind eben, wie man gegenwärtig zu sagen pflegt, eine Individualität. Jedermann weiß, daß manche Schauspieler in musterhaften häuslichen Verhältnissen leben und viele Schauspielerinnen wirklich tugendhaft sind. Doch, fassen wir den Faden unserer Betrachtungen wieder auf.

Je mehr mit der Zeit die Vortheile und Annehmlichkeiten des Schauspielerberufes sich minderten, mußte natürlich auch die Konkurrenz geringer werden. Daher drängt man sich schon lange bei weitem nicht mehr so zu Thaliens Priesterschaft, und die Talente sind demzufolge in dieser Körperschaft seltener. Seltenheit der Talente, hatte Seltenheit der Zuschauer, Seltenheit der Zuschauer, Seltenheit der Talente zur Folge, und aus dieser Wechselwirkung erklärt sich der Verfall der Bühne hinreichend. Die Theilnahmlosigkeit des heutigen Publikums an der dramatischen Kunst, besonders aber an allem, was sich auf das Innere der Koulissen und die Person der Schauspieler bezieht, hat indessen einen wirklich auffallenden Grad erreicht. Als Molé, vor fünfzig Jahren etwa, krank darniederlag, war ganz Paris in Bewegung; die Equipagen lösten sich vor seiner Wohnung den ganzen Tag ab. Kaum erfuhr man, daß es besser mit ihm gehe und der Doktor ihm erlaubt habe, einige Tropfen Bordeaux zu genießen, so wurden ihm in nicht ganz zwei Tagen von allen Seiten her über viertausend Flaschen zugesandt. Bei Talmas Verluste sahen wir allerdings wieder ein Beispiel von so regem Interesse; jene Zeit aber

liegt, obgleich es noch gar nicht lange her ist, bereits weit hinter uns; denn was haben wir vor Kurzem erlebt? Die Mars, die große Künstlerin, hat sich von der Bühne zurückgezogen, und Paris weiß es kaum.

Man wundere sich daher nicht mehr über den Verfall der Theater: der Schauspieler bedarf der regen Theilnahme und Aufmerksamkeit des Publikums, und nur in sofern man ihn achtet, ist er achtungswerth. Es lassen sich indessen noch mehrere Ursachen dieses Verfalles angeben. Vor 1789 bot sich einem Jüngling mit lebendiger, glühender Phantasie keine geeignetere Laufbahn dar, als das Theater, und dieses mußte somit eine Menge von Feuerköpfen anziehen, die gegenwärtig ganz andere Wege einschlagen. Gar Mancher — und wir scheuen uns nicht, dieß zu äußern — mancher, der in unsern Tagen in einem Aufstande oder auf der Rednerbühne sich hervorthut, würde unter dem alten Regime vielleicht als bewunderter Schauspieler auf der Bühne geglänzt haben.

Eine weitere charakteristische Verschiedenheit zwischen der alten und neuen Ordnung der Dinge auf der Bühne ist die Erfindung der Claque, ein Gegenstand, der ganz hieher gehört. Die Claque ist der Gesammtname für die handwerksmäßigen Beifallklatscher, die für klingende Münze dem Dienste der Akteurs ihre geübten, schallenden Hände widmen, und die auf der Tonleiter des Beifalls je nach der Bezahlung hoch oder tief greifen. Dieser Gebrauch, diese sonderbare Mißgeburt der modernen Industrie bestand wahrscheinlich bei den Alten nicht. Bei dem allzugroßen Umfang ihrer Amphitheater, welche ein ganzes Volk in ihren Ring versammelten, war dieß auch nicht wohl möglich. Die Handvoll Menschen, welche in unsern beschränkten Schauspielhäusern die Palmen des Ruhms vertheilen, hätte sich in jener Unermeßlichkeit verloren. Um auf eine so ungeheure Masse zu wirken, hätte es ganzer Heere von Klatschern bedurft, und bei allem guten Willen, da sie gewiß nicht weniger Eigenliebe als die unsrigen besaßen, möchten die griechischen Schauspieler doch zu einer solchen Ausgabe schwerlich die Mittel besessen haben. Bei den Römern mußte dieselbe Ursache dieselbe Wirkung hervorbringen; daher blieb auch bei ihnen die Claque lange unbekannt. Indeß sind, wie man behaupten will, bei diesem Volke die ersten Spuren derselben zu suchen, und ist dem so, so ist sie hochfürstlichen Ursprungs. Bekanntlich ließ Kaiser Nero es sich einfallen, mit den Mimen und Sängern seiner Zeit in Talent und Anstand zu wetteifern. Eines Tags ärgerte den Kaiser die Kälte der Römer, als er auftrat; der kaiserliche Histrio sandte daher seine Leibwache, die Prätorianer, in das Amphitheater, damit sie applaudirten und das Volk zum Applaus hinrießen. Nero also war der glückliche Erfinder einer, seitdem in so hohem Grad vervollkommneten, Kunst; ein solches Institut verdiente aber auch einen solchen Stifter.

Seit jener Zeit zeigt sich in der Geschichte der Claque eine unermeßliche Lücke. Neros Nachfolger und die Fürsten während des Verfalls des römischen Reichs traten nur in blutigen Trauerspielen auf, wobei jene Art von Beifallsbezeigung nicht am Orte war. Später ging die dramatische Kunst gänzlich unter, ja, die gesammte Kultur drohte zu erlöschen. — Während des ganzen Mittelalters, in den ersten Zeiten nach der Wiedergeburt der Kunst, sogar unter Ludwig XIV., finden wir keine Spur von besoldeten Klatschern. Ohne Zweifel übernahmen die Höflinge Ludwigs, wenn er auf der Bühne erschien, diese Funktion von selbst, waren indeß dafür denn doch eigentlich nicht besoldet. Erst in unsern Tagen sah man den von einem gekrönten Haupte der Vorzeit zuerst eingeführten Skandal sich erneuern. Ohne Zweifel besaßen Baron, Dufresne, Lekain anhängliche Freunde, welche sich bestrebten, dem Publikum das hohe Verdienst jener Künstler anschaulicher zu machen; eine förmlich organisirte Claque bestand aber damals noch nicht; es waren dieß, wenn man will, nur Milizen. Das eigentlich stehende Klatscherheer schreibt sich vom Erscheinen zweier Bühnenköniginnen des théâtre français her, der Georges und der Duchesnois, deren Rivalität Jahrelang ganz Paris beschäftigte und in zwei feindliche Partheien spaltete. Mit dem wahren, uneigennützigen Beifalle, den ihr Talent erndtete, nicht zufrieden, sandte jede der beiden Prinzessinnen ihre eigenen Leute ins Schauspiel, damit sie ihr applaudirten. Da dieser Wettkampf längere Zeit währte, fanden die Claqueurs nachgerade so großes Behagen an ihrem Geschäft, daß sie natürlich darauf bedacht waren, es zu einem stehenden Gewerbe zu machen. Zu diesem Ende erlaubten sie sich insgeheim auch gegen andere Schauspieler ähnliche Vorschläge, auf die man eben so geheim einging. Bald griff diese Sucht pestartig um sich, und nicht lange, so waren die eigentlichen Künstler, im strengen Sinne des Worts, die einzigen, die sich jener Schwäche nicht hingaben. Indessen ward die Stellung dieser nur sehr kleinen Zahl bald sehr mißlich. Um nicht mit den bezahlten Zuschauern in eine Klasse geworfen zu werden, hatten die bezahlenden sich das Applaudiren allmählig fast ganz abgewöhnt. Die rechtlichen, in der Regel auch bei weitem talentvollsten Schauspieler hatten sich daher von Seiten des Parterres gar keiner Beweise von Zufriedenheit mehr zu erfreuen und sahen dagegen neben sich die minder edle Mittelmäßigkeit mit erkauftem Beifalle überhäuft. Dabei blieb es indessen nicht: der Söldnerhaufe verunglimpfte sie sogar, hustete, nießte, schneuzte sich, wenn sie auftraten; sie mußten also entweder nachgeben, oder ihrem Stande entsagen. Selbst die Hartnäckigsten fügten sich endlich, und sogar Talma

entschloß sich zu jenem Tribute. Jezt sahen die Claqueurs sich förmlich anerkannt, sie waren Herrn des Schlachtfelds und wurden förmliche Pensionärs des théâtre français.

Das von der ersten Bühne der Hauptstadt gegebene Beispiel ward bald von allen übrigen nachgeahmt. Jedes Theater bekam bald seine Claquekompagnie; der Wetteifer kam dazu, und was Konkurrenz wirkt, ist ja bekannt. Zuweilen bestehen für dasselbe Theater gar zwei verschiedene Kompagnien. In diesem Falle muß der unglückselige Schauspieler beide zufrieden zu stellen suchen; außerdem würden beide Meuten vereint, bellend über ihn herfallen. In einem der ersten Theater bezeichnet man diese Herrn mit dem Namen alte und junge Claque, etwa wie es sonst die alte und junge Garde hieß. Die alten sind im Gleise der hergebrachten Gewohnheit geblieben, ihre Nebenbuhler aber erlauben sich Neuerungen und sind die Romantiker der Claque.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

Franz und Sophie wechselten Blicke mit einander und Marie Belleville rückte näher mit ihrem Stuhle. „Wo waren Sie denn?“ fragte der Baron. „An der Küste von Sizilien,“ fuhr der Erzähler fort; „mitten in einem furchtbaren Sturme auf der See. Der Leichtsinn einiger Freunde hatte mich verführt, in eine Fahrt zu willigen, die schon unter den bösesten Anzeichen und Vorbedeutungen unternommen wurde. Drei Stunden nach unserer Abfahrt überflog den hellen Himmel ein düsterer Wolkennebel, der bei dem dumpfen Brausen des erwachenden Sturmwindes sich immer dichter und finsterer über uns zusammenzog; bald schlugen ungeheure Wellen empor, und bei dem Leuchten der Blitze erkannten wir mit Entsetzen die schroffen, tückisch drohenden Felswände des Monte Pellegrino bei Palermo; unvermeidlich schien es, daß unser schankelndes Boot nicht an das Klippenufer geschleudert, berstend zersplitterte in der nächsten Minute; in meinen Armen lag zitternd und erbleicht der unglückliche Jüngling, der sich uns zum Führer angeboten hatte, und dessen unkundigen Händen das Steuer längst schon entsunken war. Er stammelte Gebete her an die heilige Rosalie, er flehte sie an, ihn allein zum Opfer zu nehmen; seine heißen Thränen befeuchteten meine Hände. Ich drückte meine Wangen an seine schwarzen Locken, in meinen Mantel hüllte ich die bebende Gestalt, und so lag ich da, betäubt und fast ohne Besinnung, bald von den niederfahrenden Blitzen erhellt, bald von einer tosenden Welle übergossen.“

Colmar hielt inne; seine zärtliche Gattin hatte sich zu ihm übergebogen und er lächelte ihrem besorgten Blicke mit freudiger Zärtlichkeit entgegen; eben wollte er seine Erzählung beendigen, als Berenize sich beruhigter aufrichtete und der Strahl des Mondes ihr Antlitz glänzend beleuchtete. In dem Augenblicke geschah das Entsetzliche. Colmar blickt seine schöne Geliebte an, man sieht ihn plötzlich zusammenfahren, sein ganzes Wesen erhält eine furchtbare Gestalt. Weit zurückgebogen von dem Gegenstand, der sich ihm zärtlich nähern will, stößt er einen Schrei aus, der das Blut in den Adern aller Anwesenden erstarren macht; in fürchterlicher Beleuchtung zeigt sich sein Antlitz von Wuth und Entsetzen entstellt, das Auge rollt, die Lippen beben, und ehe auch nur einer der Anwesenden es ahnen kann, hat seine erhobene Rechte einen fürchterlichen Schlag nach der Geliebten geführt.

Wem es im Leben schon einmal begegnet ist, daß ihm aus der gewohnten Heiterkeit der Umgebung plötzlich das Entsetzen entgegentrat, der begreift den Zustand, in welchem die Familie des Marschalls sich im Moment dieser Scene befand. Es traf sich gerade, daß eben jezt ein vorbeieilendes Gewölk den Mond verfinsterte und so die Gruppe der auf das Furchtbarste aufgeregten Menschen in tiefe Finsterniß hüllte. War es da nicht natürlich, daß nach der ersten Pause des Schreckens die jungen Mädchen mit einem hellen, kreischenden Jammerlaut der Thüre zuflogen, daß jede, von einer andern im Finstern ergriffen, sich in den Händen des gespenstischen Wahnsinnigen glaubte, der in ihrer Mitte sich befand? Zwischendurch hörte man Jemanden auf das heftigste und in den tiefsten Schmerzeslauten weinen; eine unheimliche, rauhe Stimme schien plötzlich, von Niemanden gekannt, mitten unter den bekannten zu ertönen; immer lauter kreischten die Damen, immer heller und stärker ward das Geschrei nach Licht und Hülfe. Nur der Marschall hatte den klaren Blick des erfahrenen Greises nicht verloren; sicher schritt er zur Thüre und bald darauf kam er mit den Dienern zurück, welche eine Menge Lampen und Lichter brachten. Die niedergesenkten Häupter richteten sich langsam spähend auf, die aneinandergedrückten Mädchengruppen lösten sich und jedes Auge sah sich ängstlich um nach dem fürchterlichen Manne; er war nicht zu finden, er war fort. In die Ecke des Divans gedrückt, in ihren Schleier gehüllt, das Antlitz krampfhaft in die Polster gepreßt, lag die arme Berenize; Marie Belleville ließ sich tröstend und weinend zu der Unglückseligen nieder. Der Marschall stand schweigend, den starren Blick vor sich hin gerichtet, und nur

die jungen Mädchen, durch die glänzende Helle, die mit einemmal die trübe Mondnacht und den gespenstischen Spuck in ihr verscheucht hatte, ermuthigt, wagten es, im leisen, oft unterbrochenen Gespräch sich ihre Bemerkungen mitzutheilen. Franz war in den Garten geeilt; sein Blut kochte, er wollte den Unwürdigen sogleich zur Rede stellen und die Schmach seiner armen Schwester auf das Empfindlichste rächen. Sein jugendlicher, rascher Sinn glaubte dieses finstere Räthsel auf solche Weise am schnellsten und sichersten gelöst; allein Colmar war nirgends zu finden; er mußte Mittel gefunden haben, das Landhaus, so wie den Garten zu verlassen. Alle Bemühungen des erbitterten Jünglings waren vergeblich, und er kehrte nach geraumer Zeit zu der Familie zurück, welche er noch immer um die leidende, tieferschütterte Berenize versammelt fand. So hatte ein einziger, fürchterlicher Schlag die Bande gesprengt, die Liebe, Freundschaft und Edelsinn für ein ganzes, glückliches Leben geknüpft wähnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Der Oberbürgermeister, der Staatsphilosoph und die erste Sängerin.

Ich habe in meinem vorigen Schreiben von der großen Rubrik Vacat, welche gegenwärtig bei uns auszufüllen ist, die beiden ersten Posten, den oder vielmehr die Justizminister und den Polizeipräsidenten, besprochen; ich komme jezt zum dritten. Unser bisheriger Oberbürgermeister Büsching hatte nach einer verdienstvollen Amtsführung sein Amt mit Ehren niedergelegt. Unserer Städteordnung zufolge müssen von der Stadt drei Kandidaten gewählt werden, unter denen der König einen zum Oberbürgermeister ernennt. Man wählte, wie es heißt, um die Ernennung auf den gewünschten Dritten zu lenken, außer demselben eine unfähige Person und den bisherigen zweiten Bürgermeister von Bärensprung, von dem man allgemein glaubte, daß er, an der Spitze einer städtischen Opposition, sich nichts weniger als der höchsten Gnade erfreue. Die versöhnliche Gesinnung unsers Königs hatte sich aber schon bei einer andern Gelegenheit gegen diesen Beamten höchst erfreulich ausgesprochen, und mit königlicher Weisheit ernannte er gerade diesen, der überdies die relative Stimmenmehrheit für sich hatte. — Auch den einflußreichen Posten eines vortragenden Geheimen Kabinetsrathes bei der Person des Königs bezeichnete das Gerücht durch die Resignation des Herrn Albrecht als erledigt, und drei Ansichten bestimmten schon drei Kandidaten. Zum Glück erlaubt jedoch die Gesundheit dem Geheimen Rath Albrecht, dessen Rechtlichkeit und partheilose Verwaltung von allen Partheien gleich anerkannt wird, seinem Amte noch vorzustehen, und es möchte schwer werden, wenn er abtritt, ein Individuum zu finden, welches auf gleiche Weise so negativ (jede positive Präponderanz könnte, ausnahmsweise, auf diesem Posten gefährlich werden) den allgemeinen Anforderungen entspräche.

Hegel ist todt und keiner seiner hiesigen Schüler kann ihn ersetzen. Darüber sind Alle einig, nicht aber darüber, ob sein System ihm auf dem hiesigen preußischen Hauptlehrstuhl folgen soll, oder ein anderes. Wäre ein neues in Deutschland gerade fertig und ein Repräsentant von Einfluß da, so würde es, troz der ministeriellen Schwärmerei für den Verblichenen, berufen werden. Da es aber fehlt, so schwankt die Wahl noch immer; Herbart in Königsberg wird genannt, die Hegelschen Gönner wünschen den Hegelschen Gabler aus Franken, Steffens Freunde setzen Himmel und Erde in Bewegung, diesen genialen Mann zu poussiren, gegen den aber ebensoviele Hebel gleich thätig sind. Vielleicht wird auch hier lavirt und die Philosophie wie die Justiz getheilt. Gern würde man einen russischen Philosophen berufen, es findet sich aber keiner. — Die königliche Akademie spricht auch nach Hegels Tode ihre Abneigung gegen denselben aus. Um sich für die Folge ganz sicher zu stellen gegen spekulativ ideelle Einbrüche, will sie, wie verlautet, durch eine große Wahl ihre empirisch ehrenwerthe Phalanx stärken. Auch hat Schleiermacher bei der jüngsten öffentlichen Sitzung zu Gunsten der Ergänzung des gelehrten Körpers durch freie Wahl aus sich heraus das Wort geführt, etwas, das wohl nicht bestritten wird, wiewohl bescheidene Zweifel obwalten, ob, auch wenn alle Spekulation ausgeschlossen wird, je eine geistige Einheit der Akademie auch nur fingirt werden könne.

Noch mehr als dem Staate ein erster Philosoph, fehlt der großen Oper eine erste Sängerin. Nachdem man sie vor ein Dutzend Jahren zu alt gefunden, meinen nun Einige, man habe die Milder zu früh gehen lassen, und könne, wie die Sachen jezt stehen, noch jezt auf sie stolz seyn. (Viele wollen aus diesem naturwidrigen Umstande schließen, wie es mit uns rückwärts gehe.) Die Schechner-Wagen hat man fortgelassen, die Schröder-Devrient nicht gewollt, eine in ihrem Fache eminente Sängerin, die Hähnel, jezt eine Königin des Gesanges hier, dem Secondairtheater überlassen; auch die Fischer von Karlsruhe wäre, wie es nun einmal ist, eine werthvolle Aquisition gewesen. Nun verläßt auch der Liebling des Publikums, eine zweite erste Sängerin, Fräulein v. Schätzel, die Bühne ganz (sie heirathet den geheimen Oberhofbuchdrucker Decker), und eine völlige Verwaisung der Oper tritt ein. Aber sie kann nicht mehr verwaist seyn, als das Schauspiel. Wir sagten früher, es fehle ein Liebhaber; aber das ist nur ein Beispiel, denn wo Leben und Lust fehlen, fehlt Alles. Auch Raupach, der nun zurückgekehrt ist, fehlt. Seine Schreibelaune scheint aus, oder zu pausiren. Er hat uns eine grauenhafte russische Maskenfarçe gegeben, „Moskowitische Intriguen,“ die zu sehr nach russischem Branntwein schmecken, nämlich der Humor darin, um zu gefallen. Doch wird eine Fortsetzung seiner Hohenstaufentragödien einstudirt, die wenigstens die Erwartung der Schauspieler für sich hat. Sonst wird nichts erwartet. Das dramaturgische Comité besteht noch, wozu, weiß man eigentlich nicht mehr, da das Schlechte dadurch nicht abgehalten werden kann, wie man täglich sieht. Uebrigens verliert sich auch in dem Augenblick das Schauspiel so gänzlich unter dem Ballet, daß die einfachste Verwaltung immer noch die beste wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 54.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. März 1832.

— Verliebte und Verrückte
Sind beide von so brausendem Gehirn,
So bildungsreicher Phantasie, die wahrnimmt,
Was nie die kühlere Vernunft begreift.

Shakespeare.

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

In der Nacht jenes unglücklichen Tages war Colmar bleich und entstellt in seiner Wohnung in der Stadt angelangt; er hatte den Weg augenscheinlich zu Fuß zurückgelegt, denn seine Kleidung war in Unordnung und mit Staub bedeckt, die Hände blutig gerizt von den Dornenhecken, die sein eilender Fuß durchbrochen hatte; seine Diener waren erstaunt, ihn zu dieser Zeit und in diesem Aufzuge wiederzusehen, ein Arzt erschien und der Kranke mußte sich seiner Pflege anvertrauen. So verging ein Monat, während dessen ein bösartiges Fieber den Unglücklichen peinigte und es Niemanden vergönnt ward, sein Zimmer zu betreten. Nach Verlauf dieser Frist erschien Franz; Colmar selbst hatte lebhaft gewünscht, ihn zu sehen, und als der schöne zornige Jüngling jezt eintrat, erschrack er nicht wenig über die blasse, zusammengesunkene Gestalt, welche aus dem Krankenstuhl ihm die Rechte zum Willkommen darbot. „Mögen unsere Gespräche,“ rief der Erschöpfte, „später einen Charakter annehmen, welchen sie immer wollen, entziehen Sie, junger Freund, einem Unglücklichen den ersten freundlichen Gruß nicht, der sein Herz stärkt und zum Vertrauen ermuntert.“ Franz schwieg und eine Pause entstand, während welcher die widersprechendsten Gefühle in seinem Busen kämpften; endlich erhob er seinen Blick und dieser fiel in Colmars Auge, welches fest, mit freundlicher Güte auf ihm ruhte. „So soll denn das Wunderbarste geschehen?“ sprach Franz bei sich. „Ich trete mit dem Mordgewehr in der Tasche zu dem Manne, dessen Auge mich stillschweigend mahnt an die Worte der Zärtlichkeit, der edelsten Gesinnung, mit denen er vor wenigen Wochen noch sich meinen Freund nannte — und was ist zwischen uns getreten? — ein Gespenst — eine tückische, unerklärliche Macht!“

Colmar schien diesen Gedanken zu errathen; er sprach mit fester Stimme: „Mein Bruder, ich weiß, was Sie zu mir führt; machen Sie es kurz. Ich habe Ihre liebenswürdige Schwester beleidigt, tödtlich beleidigt. — Sie kommen, um mich zu fordern; wohl, ich bin bereit! Sie sollen sich mit keinem Gichtbrüchigen, Fiebergeschwächten schlagen; Ihre Nachsicht hat mir vollkommen Zeit gegeben, mich zu erholen; bestimmen Sie die Waffen, die Stunde.“ Er erhob sich hier, und den Arm kräftig auf den Kamin gestüzt, stand der schöne, hohe Mann aufrecht da im vollen Bewußtseyn seiner alten, wiedergewonnenen Ruhe und Kraft; jede Spur von Krankheit schien in diesem Moment verwischt; die weißen Gewänder seiner Umhüllung floßen in reichen Falten an den Boden herab. Franz fühlte sich so klein und unbedeutend gegen die finstere, prächtige Gestalt vor ihm, und er sprach halbundeutlich die Worte hin: „Den Grund meiner Erscheinung, Herr von Colmar, wird Ihnen ganz Rouen erklären können, welches eben so entsezt als befremdet über einen Vorfall ist, der —“ — „Kein Wort davon!“ entgegnete

der Offizier; „die Beleidigung Ihrer Schwester, Bienville, war die That eines Niederträchtigen. Ich bin keiner, allein Sie haben volles Recht, mich für einen solchen anzusehen, darum keine Entschuldigung weiter. Welche Waffen?“ Franz deutete mit einem stummen Blick auf die Pistolen. „Und die Stunde?“ — „Morgen um sieben Uhr in der Frühe.“ — „Der Ort?“ — „Im Wäldchen vor dem Landhause meines Vaters.“

Beide Männer erschienen am andern Morgen da, wo sie sich treffen wollten; Franz hatte den ersten Schuß, er schoß und fehlte. Als jezt die Reihe an Colmar kam, feuerte er die Pistole in die Luft ab und bot seine Brust noch einmal der Waffe seines Schwagers dar; als Franz sich weigerte, kam er einige Schritte ihm näher, und die Hand dem Jüngling darreichend, fragte er mit weichem Tone: „So willst Du, mein Bruder, Vergebung einem Unglücklichen schenken, der Dein Mitleid, aber nicht Deinen Haß verdient?“ Als Franz eine bejahende Bewegung machte, fühlte er in demselben Moment die Brust seines Freundes mit ungestümem Klopfen an der seinigen. Colmar zog ihn nach sich in ein Gebüsch, wo ihre Pferde angebunden standen. Hier ließen sich beide auf einen einsamen Sitz nieder. Lange dauerte es, ehe die stürmische Bewegung, in welcher sich Colmar befand, es erlaubte, daß er die ersten zusammenhängenden Reden vorbrachte. „Ich bin kein Elender, kein Nichtswürdiger!“ rief er. „Du, mein Bruder, der mich in bessern Tagen gekannt, Du schaust in mein Herz, Du siehst, wie es von tausend und abertausend Martern zerrissen wird. Gräßlich höhnendes, doppelgestaltetes Wesen in mir! Deiner Wuth bin ich machtlos dahin gegeben! Sahst Du denn nicht, mein Bruder, daß die That, die ich mit so entsetzlicher Frechheit vor euern Augen ausübte, nicht mir gehörte? ein Wesen der Hölle hatte sich meiner bemächtigt, es hob meinen Arm zu dem wahnsinnigen Schlage, der das glühend geliebte Leben traf. O Fluch! o Entsetzen!“

Er verhüllte sein Angesicht und ruhte, auf den Jüngling gestüzt, einige Momente, dann fuhr er fort sich in der finstersten Selbstanklage zu erschöpfen. „So jagen die fliegenden Geister der Finsterniß dem ewig nach, der sich einmal in ihrer Macht befunden. Ach, ich glaubte so selig erwacht zu seyn aus einem dunkeln Traume; von Neuem lachte mir das Leben, es bot mir lächelnd seine süßesten Kränze; der ewigen Nacht, der Vernichtung, dem tiefen Grabe glaubte ich meine Qual dahingegeben; mein trüber Sinn dürstete, das Entsetzliche zu vergessen, schon glaubte ich, überwunden zu haben — da tritt von Neuem, scheußlicher als je, das Gespenst in mein Daseyn. — Auch sie — auch sie! nein, nein, es ist nicht möglich! Wahnsinn ist jeder Verdacht hier; dieser reine Engel weiß von diesem Witz der Hölle nichts — und doch — die entsetzlichen Zeichen! das Auge! — wie sie im Mondenlicht — o ich unterliege dem Grausen, mein Herz droht zu verzweifeln!“ Von Neuem hüllte er sich tief in seinen Mantel und Franz richtete einen Blick des tiefsten Mitleids auf den Mann, den er von seiner angebornen Stärke und Hoheit so tief niedergebeugt sah. Noch wurde ihm nicht das Mindeste von dem finstern Räthsel klar, doch fürchtete er sich, darnach zu forschen. Colmar richtete sich auf und sagte leise mit scheuem Blick: „Vernahmst Du nie, mein Bruder, von jener gräßlichen Erscheinung, hörtest Du nie von Doppelgängern?“ Er schauderte, als er dieses sprach, und Franz erschrack vor dem irren Blick, der Blässe seines Antlitzes. Befangen und verwirrt stammelte er: „Nein, noch nie! — aber doch — wohl Mährchen nur, wie ich glaube.“ — „Ich habe ihre gräßliche Wahrheit geschaut,“ fuhr Colmar in dumpfem Tone fort; „mein Auge hat gesehen! — O, wie sehr irrt der, welcher meint, es sey der Kreis des Geschaffenen mit den Wesen geschlossen, die sich heiter und vom Tage beschienen ihm zeigen; abwärts gekehrt, liegt der Ring in Nacht, und seinen dunkeln Halbkreis hat noch kein Auge ganz erschaut. Es gibt Wesen, die noch lange im Grabe fortleben, ein gräßliches, zuckendes Leben, so wie andere zur Welt kommen, noch mit dem Nachtraum des Todes behaftet, mit einem verschlafenen Leichenantlitz und einem noch starren Herzen. In einigen Begünstigten fließt eine solche Masse von starkem Seelenlicht zusammen, daß sie mit ihrer Liebe tausend andere unvollkommene Seelen ergänzen; andere spalten ihre Wesenheit kalt und witzig, und ergötzen sich an dem Streit, den sie nun selbst mit sich selbst führen; doch fürchterliche Meister sind die, welche es durch die Kraft eines eisernen Willens so weit gebracht, auch den Leib in doppelter Gestalt erscheinen zu lassen. Jene alte Zeit, die wir thöricht schelten, sezte für dieß gräßliche Spiel mit der Lebenskraft Scheiterhaufen und Rad fest; wir, die wir uns gebildet und aufgeklärt nennen — und muß die Wissenschaft, selber dunkel und geheimnißvoll, Namen geben für jene Erscheinungen, die immerdar unerklärt bleiben. Gräßlich, fürchterlich, wenn wir an die Wirklichkeit der Gestalt, die vor uns steht, nicht mehr glauben! wenn wir die Geliebte zu umarmen wähnen und schließen eine Larve, eine hohle Larve an unsere Brust, die die Mienen, die Gebehrden, welche uns entzücken, tückisch nachäfft, die ohne Seele an unserer Brust liegt! Entsetzen der Hölle! wo gibts eine fürchterlichere Marter! — Du selbst, mein Bruder, wie Du hier vor mir stehst — kann ich wissen, ob Du es selbst bist, ob nicht in diesem Moment, wo ich mit Dir rede, wo ich Deine Hand in der meinigen halte — o Himmel! — Deine Gestalt aus jenem Busche mir entgegentritt?“

In diesem Augenblick rauschte das nahe Gebüsch; Franz fühlte einen kalten Schauder seine Gebeine durch-

rieseln, er wandte alle Kraft seiner Seele an, sich zu fassen. Colmar lehnte zusammengesunken am Baumstamm; dann erhob er sich und warf sich mit Ungestüm seinem jungen Freunde um den Hals. „Wahnsinniger, der ich bin!“ rief er unter gewaltsam hervorbrechenden Thränen; „so will ich mit meinen Träumen auch Deine süße Jugend vergiften! Vergieb mir Franz, vergieb — lache, spotte über mich. Ich bin ein Irregehender bei Nacht; rufe mit Deiner weichen, süßen Stimme — ach, sie ist auch die meiner Berenize — mich am Namen, und ich werde erwachen. Konnte der finstere Spuck so viel Macht über mich haben? war er nicht längst schon gebannt? Franz, Geliebter, kann sie mir verzeihen? Nein, nein, sie kann es nicht; ewig wird sie mich fliehen, wie ein Gespenst mich fliehen. Hätte doch Deine Kugel ihren Lauf gerade auf dieses Herz genommen, welches sich nach Vernichtung sehnt, weil es sich unwürdig fühlt, länger in ihrem Dienste zu schlagen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die französischen Schauspieler sonst und jezt.

(Fortsetzung.)

Die Direktoren solcher Administrationen, so nennen sie sich selbst, haben meist ihr sehr gutes Auskommen; mehrere derselben besitzen ihr eigenes Haus und halten, wo nicht Equipage, doch ein Kabriolet. Man behauptet, der Chef der an einem der kleinern Theater angestellten Claque habe sein Geschäft urkundlich zu zwanzigtausend Franks verkauft.

Sehr merkwürdig sollen die Verhandlungen jener Herrn Direktoren mit den Schauspielern, besonders aber mit den Schauspielerinnen seyn, wenn jene vorfahren, um die Dienstbillets in Empfang zu nehmen. An besonders feierlichen Tagen schließen sich die Parthieen wohl stundenlang zusammen ein. Man berathschlagt, macht die Stellen aus, wo gelacht, wo geweint werden muß. Hier wird gestampft und aus Leibeskräften Bravo! gerufen, dort jauchzt und jubelt man vor unbändigem Entzücken. „Hier will ich nicht applaudirt seyn,“ bemerkt Mademoiselle; „die folgende Stelle ist von weit mehr Effekt. Auch möchte ich nicht, daß meine große Tirade unterbrochen würde.“ — „Sie werden aber darin Alles hinreißen, Madame, Alles entzücken.“ — „Kann seyn; ich spare mir aber den Beifall bis ans Ende auf; dann ist es ein Waldstrom, der alle Dämme einreißt; dann mögen Sie es so weit treiben, als Sie wollen.“ — „A propos, mein Lieber,“ heißt es ein andermal, „diesen Abend spiele ich eine Rolle von Bedeutung; Sie sorgen für meine grandes entrées.“ — „Madame, vielleicht dürfte das Publikum . . .“ — „Ich bestehe auf den grandes entrées; Hortensie hatte gestern welche.“

Grandes entrées nennt man in der Theatersprache dieser Gattung den stürmischen Beifall, der den Schauspieler oder die Schauspielerin schon beim ersten Auftreten begrüßt; dann spielen alle Batterien zugleich, zuweilen mehrmals hintereinander. Diese Gunstbezeugung ist ein Vorrecht der vom eigentlichen Publikum hochgestellten Künstler; legen es die übrigen darauf an, alors ils sont chutés (dann ruft das Publikum: „Chut!“ Stille!). — Petites entrées heißt leises Beifallklatschen mit den Fingerspitzen, und von schmeichelhaftem Gemurmel begleitet. Diese Art von Beifall begrüßt Künstler, die noch nicht des höchsten Rufs genießen, jedoch nahe dabei sind.

In der Wiegenzeit der Claque wohnten die Unternehmer den Proben bei, um dem Stücke gleichsam das Maaß zu nehmen. Ich erinnere mich in dieser Beziehung folgenden Vorgangs. Bei der lezten Generalprobe meines ersten Stückes sah ich im Schatten der Coulissen einen zierlich gekleideten jungen Mann mit honigsüßer Rede und angenehmen Manieren auf mich zukommen. „Ich bin,“ sprach er, „mit Ihrem Lustspiele sehr zufrieden; es gibt Stoff zum Applaudiren.“ Ich erkundigte mich nach dem Namen des jungen Herrn und erfuhr, es sey der Herr Direktor (der Claque nämlich). Diese Sitte, die Stücke im Voraus kennen zu lernen, ist heutzutage ganz außer Mode gekommen; denn man hat sich in dieser Hinsicht allzuoft verrechnet. Diese oder jene Stelle versprach in der Probe Effekt, machte aber bei der Vorstellung selbst gar keinen; andere, unbemerkt gebliebene dagegen erregten lautes Lachen, oder rührten bis zu Thränen. Es ward daher entschieden, die Herrn unter dem Kronleuchter — hier nämlich sitzen gewöhnlich die Claqueurs — sollen künftig die ersten Vorstellungen besuchen, ohne das Stück zu kennen, und ihre Thätigkeit nach dem Eindrucke auf das Publikum abmessen. Dies ist wenigstens die Regel.

Gewöhnlich ist man der Meinung, mit Hülfe solcher besoldeten Menschen könne selbst der mittelmäßige Schauspieler sich applaudiren lassen, wann und so viel ihm beliebe; dieß ist jedoch keineswegs der Fall, und nur bei ganz verödetem Hause möglich. Bilden die bezahlenden Zuschauer die Majorität, so wissen sie den bezahlten Beifallssturm gar wohl zu zügeln, und lassen ihm nur, wenn sie selbst zufrieden sind, den Lauf. Kurz, genau besehen, erndtet der Schauspieler eigentlich doch nur den Beifall, der ihm von Rechtswegen gebührt. Die Claqueurs sind, so zu sagen, nur die Arme des Publikums; ist es befriedigt, so läßt es seine Arme gewähren, hemmt aber ihren Ungestüm, sobald es unzufrieden ist. Seit daher die Schauspieler es sich Geld kosten lassen, um zu gefallen, erreichen sie dieses Ziel um nichts leichter. Ich möchte sogar behaupten, sie erreichen es schwerer; denn da die rechtlichen Leute es für gut finden, gar nicht mehr

zu klatschen, so ist der Beifall jezt nie mehr allgemein. Die Claqueurs wirken im Theater ungefähr wie ein Isolirstuhl; sie ziehen alle Elektricität an sich, und der ganze übrige Saal wird eiskalt. Daß somit denkende Schauspieler einen Tribut, der ihnen mehr Nachtheil als Nutzen bringt, nur mit Widerwillen entrichten, ist natürlich; daß sie dessen ungeachtet sich dazu entschließen, ist ebenso begreiflich. Um jener Lockung zu widerstehen, bedürfte es fast übermenschlicher Tugend, gänzlicher Verläugnung aller Eigenliebe, die von Künstlern, deren ganze Existenz eben auf dieser Eigenliebe beruht, nicht zu erwarten, ja nicht einmal zu wünschen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Die Tänzer-Schwestern. Das Kolossäum und der Tunnel.

Ich darf nicht schließen, ohne eines Ereignisses zu erwähnen, welches Epoche gemacht hat und doch auch beweist, daß wir mit der Zeit fortleben. Seit den Brüsseler Septembertagen war die Lieblingsoper der Berliner, „die Stumme von Portici,“ aus Berlin verschwunden oder verbannt. Keine Seufzer unserer Dilettantis riefen sie zurück. Und mit Recht; denn wer Berlin kennt, durfte erwarten, daß bei der ersten revolutionären Arie der neapolitanischen Fischer Parterre und Parquet sich erheben, einstimmen, dreifarbige Fahnen schwenken würden, und die Revolution wäre dagewesen, man wußte nicht wie. Eine hohe Polizei soll dabei, sehr psychologisch argumentirend, auf die Verwandtschaft des neapolitanischen mit dem berlinischen Charakter sich berufen haben, die beide so leicht in Feuer gerathen um etwas, was nichts ist. Deshalb war sie über Jahr und Tag unter Schloß und Riegel, bis zwei loyale Tänzerinnen aus Wien mit ihren entzückenden Sprüngen den Enthusiasmus dergestalt erregten, daß unsere Polizei wohl einsah, wenn unsere Berliner sie sehen, werden sie kein Auge mehr für Politik haben, und daher die gefangene Stumme frei gab. Den Abend zu beschreiben, vermag meine Feder nicht. Es gibt Dinge, die sich eben nur fühlen lassen. Nun war die glückliche Zeit zurückgekehrt, die drei Farben mit ihren bösen Omina und ihren guten waren vergessen, vergessen Polen, Russen, die Papiere (die Börse wurde früher geschlossen); Berlin hatte seine Stumme von Portici wieder, was wollte es mehr? Der Mas-Aniello hatte in der Zwischenzeit seine Stimme etwas verloren; was that das, daß der Rebell stumm geworden? lächelte doch dafür die Stumme immer so süß und sprang um so höher vor Freude, je länger es ihr verboten war. Das Parterre hatte man aus Vorsicht in gesperrte Sitze verwandelt, und wo ein Plätzchen frei geblieben, war es loyal und martialisch besezt. Unnöthige Vorsicht, wo ein Zauber wirkte, wie der der Demoiselles Elsler. Diese regieren im Augenblicke über halb Berlin, und ihr Scepter ist sanft. Ich könnte Ihnen viel davon schreiben, aber ich weiß nicht, wie man mit Gedankenstrichen und gedruckten Linien den Strichen und Linien nachkommt, welche die Beine dieser Tänzerinnen zum unbeschreiblichen Erstaunen und Entzücken des Publikums in den Lüften beschreiben. Unser beliebter Dualismus findet sich nunmehr auch im Ballet repräsentirt; es sind zwei Tänzer-Schwestern, wie zwei Justizminister, die den Enthusiasmus theilen. Die Entzückungssüchtigen räuchern, nachdem die Tempel so lange geschlossen waren, mit neuem Fanatismus an den neuen Altären und mit einer Art Weihrauch, der selbst zur Sontagszeit noch nicht verbraucht war.

Auch ist ein neues Haus der Freude aufgerichtet. Die Lust soll mit Gewalt nach Berlin. Nahe dem Köpnicker Felde in der alten Jakobsstraße ist ein großes Haus erbaut mit einem schönen Saal, und das heißt Kolossäum, und darunter ist ein großer Keller, der heißt Tunnel. In jenem wird getanzt, musicirt, in diesem geraucht und getrunken. Tunnel und Kolossäum sollen der Vereinigungspunkt werden für alle Stände von Berlin. Wenn sich dies Problem durch einen Saal und einen Keller lösen ließe, dann wäre der Entrepreneur mehr als er ist und war. Das ungemein kostspielige Unternehmen scheint sich zu halten, wenn auch nicht auf die erst angegebene und gewünschte Art. Berlin ist noch nicht groß genug und zählt namentlich nicht genug Fremde für solche stets glänzende Hallen der Freude, wie Hamburg, Wien, Amsterdam u. s. w. sie aufweisen. Und wäre es überhaupt zu wünschen, daß der Einwohner seine Freude fortan dort suchte? Noch ist das Festhalten an häuslichen Freuden, das Suchen von Genuß und Unterhaltung im Familienkreise einer der bessern Charakterzüge des Berliners.

Wolfgang Menzels artige Xenien, die doch zum großen Theil für Berlin berechnet sind, hätten auch recht amüsirt, wären sie nicht unglücklicherweise mit den Geschwistern Elsler zusammen eingetroffen. Wie konnten sie da die Aufmerksamkeit fordern, auf die es in dergleichen Dingen ankommt? Der Berliner liebt den Skandal (natürlich im englischen Sinn); wer ihn lobt, der kommt ihm verdächtig vor. Nur ist es schade, daß Herr Menzel Berlin so sehr wenig kennt. Er sollte, wenn er wünscht, sich als Epigrammatist auszubilden, und nach dem Rufe eines Johannes Falk strebt, zu uns kommen; hier ist die hohe Schule dafür. Da er nur nach Hörensagen urtheilt, treffen die meisten seiner Pfeile das Ziel nicht, oder kommen stumpf an. Wer das Terrain kennt, wird, wenn er dazu Lust hat, immerhin ein guter Schütze seyn.

Räthsel.

Gegenstück zu dem in Nr. 24 d. J.

„Ich kenn' eine Blume wunderschön.“

Du, der auf Gleichnißreden sich versteht.
O sprich, auf wen mein buntes Gleichniß geht?

Ein Cactus, blüthenlos, der nichts als sticht;
Wem bangt vor Stacheln, der berühr' ihn nicht!

Ein Regenguß, vor dem kein Schirm euch schützt,
Den ins Gesicht ein eisiger Wind euch sprützt.

Ein Sonnenstich, der auf's Gehirn euch brennt,
Für den der Klügste keinen Schatten kennt.

Ein Klapperwerk, durch Galle stets erfrischt,
Das härter als ein Flegel drischt.

Ein Herr, der wohl verdiente, Magd zu seyn,
Zum Knecht unbrauchbar, und der Magd zur Pein.

Ein Bär, der Kette los, der furchtbar brummt,
Vor dessen Lärm der Donner selbst verstummt.

Ein Aetna, welcher Flammen speit und Gift,
Wohl dem, der flieht, eh' ihn die Lava trifft.

Es kam als Meisterstück aus Gottes Hand,
Der Teufel zwar ist's nicht, doch ihm verwandt.

Leicht ist's erkenntlich an den scharfen Krallen,
Muß solch' ein Stück nicht aller Welt gefallen?

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 55.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. März 1832.

— Man strebt
Viel stärker, zu gefallen, wenn man einmal
Mißfallen hat, als wenn man stets gefällt
Und endlich denkt, man müsse stets gefallen.

Goethe.

Die französischen Schauspieler sonst und jezt.

(Beschluß.)

Die Schauspieler bleiben meist nicht dabei stehen, daß sie die ihnen zukommenden Freibillets an ihre Chevaliers vertheilen; mehrere abonniren sogar bei Klatschern und zahlen Jahrgehalte. Es gibt Theaterverwaltungen, die den Herrn Generaldirektor förmlich besolden.

Wir haben so eben bemerkt, daß die bezahlenden Zuschauer die Herrn unter dem Kronleuchter scharf kontroliren, und könnten hinzufügen, daß unzeitiger Beifall oft durch zahlreiches Pfeifen erstickt wird. Wenn dem so ist, fragt man mich, ist es denn ein so großer Mißstand um jenen bezahlten Beifall? Ich antworte: er hat die verderbliche Folge gehabt, daß gegenwärtig gar kein eigentliches Theaterpublikum mehr besteht. Vormals besuchte eine Menge alter Theaterfreunde das Parterre, denen es das größte Vergnügen machte, den jungen Schauspieler zu bilden. Sie folgten ihm gewissermaßen Schritt vor Schritt, ermunterten ihn, wenn er die richtige Bahn einhielt, warnten, wenn er davon abwich. Ihr Beifall, ihre Bravos, ihr Murren, ihr Schweigen sogar belehrte, feuerte den Schauspieler an. Es war dieß ein lebendiger, praktischer Unterricht. Damals waltete im Schauspiele eine Art von elektrischem Fluidum, das von den Schauspielern dem Publikum, von diesem jenen zuströmte. Jene Theaterfreunde waren meist Männer von mäßigem Einkommen; das Parterre besuchten sie wegen der Billigkeit des Preises; aber das Ueberhandnehmen der Claqueurs verscheuchte sie daraus, und da die Preise auf der ersten Gallerie und im Orchester ihnen zu hoch waren, zerstreute sich der der Kunst so förderliche kleine Areopag. In den heutigen Theatern gibt es daher keine eigentlichen Theaterfreunde, es gibt nur Zuschauer, aber keine Richter mehr. Mögen die Herrn vom Kronleuchter die Ansichten und Gefühle des Publikums noch so fleißig studiren, dem Schauspieler können sie nimmermehr von wahrem Nutzen für seine Kunst seyn. Die materiellsten Effekte fassen sie zwar allerdings auf; aber jene Mitteltinten, jene zarten, fast unmerklichen Nüancen, in denen sich gerade das Talent ausspricht, entgehen ihnen, und was das Schlimmste ist — sie rügen keine Fehler. Was ist aber auch die Folge davon? Daß die heutigen Schauspieler an ihre eigenen Erfolge nicht mehr glauben.

Eines Tags wünschte ich einem der ausgezeichnetsten Mitglieder des théâtre français zu seinem glänzenden Abend Glück. „Sie finden also, daß ich gut gespielt habe?“ — „Ganz vortrefflich; dafür bürgt Ihnen übrigens der laute Beifall.“ — „Leider,“ erwiederte der ächte Künstler, „weiß ich nur allzuwohl, wie man ihn erlangt!“

Man vergleiche diesen an sich selbst zweifelnden Schauspieler mit einem frühern. Man erzählt mir von Préville folgende Anekdote: „Eines Abends trat dieser große Künstler, nach dem rauschendsten Applause, ganz bekümmert in die Koulissen. „Was ist Dir?“ fragte einer seiner

Kunstgenossen. „Der kleine Winkel hat nicht applaudirt.“ Er meinte damit eine Stelle des Parterres, wo einige einsichtsvolle Theaterfreunde zusammenzukommen pflegten. Einen Augenblick nachher trat er wieder auf, übertraf sich selbst und kam freudestrahlend in die Koulissen; der kleine Winkel hatte stürmisch applaudirt.“ Leider gibt es in unsern Tagen keinen kleinen Winkel mehr.

Schließlich noch eine, vielleicht parador oder seltsam scheinende Bemerkung. Meiner Meinung nach ist ein Umstand wenigstens eben so sehr, als das Aufkommen der bezahlten Klatscher, am Verfall des Theaters Schuld, und dieser Umstand ist das beinahe gänzliche Erlöschen des Vorurtheils gegen den Schauspielerstand. Gerade dieses Vorurtheil war eine Schranke, welche die Mittelmäßigkeit von der dramatischen Laufbahn zurückhielt. Um jenes Vorurtheil nicht zu scheuen, bedurfte es eines unwiderstehlichen Dranges, eines tief gefühlten Berufs. Aber seit der Revolution ist alles anders geworden. Das Theater ist gegenwärtig eine Laufbahn, ungefähr wie jede andere. Ohne Hang, aus Konvenienz, gelegentlich, sogar zufällig, schlägt man sie ein, ja oft widmen die Eltern ihre Kinder geradezu diesem Stande. Was ist die Folge davon? Die heutigen Akteurs sind in der Mehrzahl gute Ehmänner, gute Bürger, überhaupt wackere Leute, aber — elende Schauspieler. Es ist eine nur allzutraurige Wahrheit: von Ausnahmen, wie natürlich, abgesehen, nahm, als in Thaliens Hallen die Sitten einzogen, das Talent Abschied.

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

Franz war erschüttert. Seine noch fast kindische Seele ahnete das Daseyn einer Schattenseite des Lebens, und sein weiches Herz entschuldigte jezt vollkommen den Unglücklichen. Er gab sein heiliges Versprechen, den wiedergewonnenen Freund bei der tiefgekränkten Schwester zu vertreten; ja seine jugendliche Lebendigkeit that den Schwur, nicht eher zu ruhen, bis beide edle, durch ein finsteres Mißverständniß getrennten Herzen sich wieder vereinigt hätten. Colmar dankte ihm mit einem heißen Bruderkuß; seine Seele erschloß sich von Neuem dem Lichte, und unter heitern Gesprächen ritten beide nun in die Stadt zurück. Später, wenige Tage darauf, theilte Colmar ihm den Grund seines Betragens an jenem unglücklichen Abende, so wie seine frühere Geschichte mit, die wir hier für den Leser einschalten.

„Meine Familie stammt aus dem Norden; sie ist zahlreich und zählte in früher Zeit Männer von bedeutendem Range und Ansehen in ihrer Mitte. Mich bestimmte mein Vater in früher Jugend schon zum Militärdienste; doch er sollte nicht die Freude haben, seine Absichten ausgeführt zu sehen: der Tod rief ihn ab, und ein Oheim mütterlicher Seite nahm sich mit Ernst und Sorgfalt meines Schicksals an. Er bekleidete als Gesandter an einem kleinen italienischen Hofe eine ziemlich wichtige Stelle, und seinem Wunsche folgend, mußte ich die früher eingeschlagene Richtung verlassen und unter seiner Leitung eine neue Laufbahn im Staatsdienst antreten. Meinen angestrengten Bemühungen gelang es, seine Zufriedenheit zu erwerben; mein Fleiß war unermüdlich, in der Treue und Pünktlichkeit, so wie im Betragen bei öffentlicher Gelegenheit, nahm ich mir ihn zum Muster, und er erkannte mein Bemühen mit Lob. Durch seine Fürsprache erlangte ich die besondere Huld unsers Souveräns, mein Glück schien gemacht zu seyn — da — seltsame Fügung! — sollte ein Moment das Gebäude dieser stolzen Hoffnungen und Wünsche zertrümmern. Ich sah Ophelien, Gräfin von Vergino; ihre Gestalt, ihr Wesen that meiner Eigenthümlichkeit Anfangs wehe; doch wer ergründet die Tiefen des menschlichen Herzens? Gerade dieses verneinende Gefühl verwandelte sich bald in die stärkste, gegenseitige Anziehungskraft. Ich liebte das schöne Mädchen, liebte mit einer trunkenen Schwärmerei, die mich über mich selbst und das Leben völlig hinwegsezte. Opheliens Seele neigte sich zu der meinigen, wir verstanden uns schnell und gingen von nun an Einen Weg. Mein Oheim entdeckte an meinem veränderten Wesen, an der gänzlichen Theilnahmlosigkeit für alles, was nicht meine Liebe berührte, bald die erwachte Leidenschaft; doch er war zu klug, um unnütze oder kränkende Worte zu verlieren. In dieser Zeit erschien an unserm Hofe ein Mann, der sogleich meiner Freunde lebhaftes Interesse erregte; auch ich sah ihn gerne: sein Gesicht, obgleich nicht schön, konnte Theilnahme einflößen, sein Betragen war ungezwungen, seine Haltung die eines weit herumgekommenen Weltmannes. Ich erfuhr aus dem Munde meiner Geliebten, es sey ihr Oheim, doch sehe sie ihn kaum als einen solchen an, da der Graf schon lange in Zwistigkeiten und in höchst gespannten Verhältnissen mit ihrer Familie lebe; ja sie wisse sogar von ihrem seligen Vater, daß er diesen seinen ältesten Bruder nur ein Paar Mal in seiner Jugend gesehen und ihn daher fast gar nicht gekannt habe; der Grund dieses Verhältnisses sey ihr immer ein Räthsel geblieben. Ich suchte dieses Räthsel zu lösen und sprach lebhaft den Wunsch aus, Ophelien mit ihrem Oheim wieder zu vereinen, oder eigentlich diesen, ihr fernstehenden, verkannten Mann ihrem Herzen entgegenzuführen; doch bei den geringsten Versuchen der Art widersezte sich meine Geliebte auf das Heftigste, und als ich dennoch nicht nachließ, erklärte sie mir, daß sie einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Grafen fühle, ja daß sogar in seiner Nähe sie plötzlich

ein Bangen, ein unerklärliches Grausen befalle, welches sie in die Länge zu ertragen nicht im Stande wäre. „Haben Sie nicht bemerkt?“ sprach sie eines Tags zu mir; „er sieht einen oft aus zwei ganz verschiedenen Augen an; blaß, kaum gefärbt erscheinen sie manchmal, dann plötzlich verwandeln sie sich und erscheinen dunkel und seltsam.“ Ich lächelte über den Ernst, mit dem sie sprach, ich hielt ihr vor, daß der alte Haß ihrer Familie ihn ihr verzerrt erscheinen lasse, doch sie hörte nicht auf meine Gründe. Es vergingen einige Wochen, da sollte ich noch seltsamere Dinge erfahren. Schon hatte ich hie und da, wo der Graf erschien, über ihn auf eine geheimnißvolle, wunderliche Weise reden hören; endlich erklärte sich die Stimmung öffentlich gegen ihn; wo er sich zeigte, zog man sich zurück, Jederman suchte ihn zu vermeiden. Es ging das Gerücht, der Graf habe schon mehrere Höfe, an denen er sich aufgehalten, aus einem besondern Grunde verlassen müssen. Ich hörte diese Reden an, ohne viel auf sie zu geben. Einst geschah es, daß ich an einer Wirthstafel in lustiger Gesellschaft mich neben einem ungarischen Offizier befand, der mich interessirte; der Graf hatte uns gegenüber Platz genommen und saß in seiner stillen Weise, ohne viel Theilnahme zu äußern, da; lange vor dem Ende der Mahlzeit erhob er sich und verließ den Saal. Jezt lebte erst mein Ungar auf und schien die unbefangene Heiterkeit selbst. Als ich meine Verwunderung hierüber äußerte, sagte er: „Konnte ich denn ganz fröhlich seyn, so lange die Gestalt uns da gegenüber saß?“ — „Welche Gestalt?“ fragte ich, „meinen Sie den Grafen Bergino?“ — „Denselben,“ erwiederte mein Nachbar; „kennen Sie ihn?“ — „Freilich,“ war meine Antwort; „er ist ein achtungswerther Mensch.“ — „Mensch! Mensch!“ sagte der Offizier; „es ist noch nicht ausgemacht, zu welcher Gattung von Wesen solche Scheusale gehören.“ — „Mein Herr,“ rief ich zürnend, „wie meinen Sie diese Worte?“ — „Nun ja,“ fuhr er fort, „so wie Sie ihn hier eben sitzen sahen, so sizt er in demselben Moment hundert Meilen von hier, in Prag in seiner Studierstube.“ Ich blickte meinen Freund verwundert an. „Er ist ein Doppelgänger,“ sagte der Ungar; „bei uns darf er sich seiner Stückchen wegen nicht mehr sehen lassen, die Stadt und das Land sind dem Wichte verboten worden, und das auch von Rechtswegen. Fluch der Hölle über dergleichen Unholde!“

Troz der lärmenden Tafel, an der wir saßen, fühlte ich bei diesen Worten einen leisen Anflug von Grauen. Jezt wurde es mir deutlich, wie ich schon früher ein Aehnliches empfunden bei des Grafen Anblick, doch stets unbewußt und dunkel. Ich dachte an Ophelien, an ihre Worte, und nahm mir vor, in die seltsamste Angelegenheit, die mir bis dahin im Leben vorgekommen, Licht und Verständniß zu bringen. Der Graf, der sich stets gütig gegen mich gezeigt, hatte schon einigemal die Aufforderung an mich gerichtet, ihn zu besuchen; jezt beschloß ich, hinzugehen, um, wenn es möglich wäre, den Oheim meiner Geliebten zu einer Erklärung jener finstern Räthsel zu bewegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen

von Karl Baldamus.

Friederich Schlegel, der Lucindendichter, als Vorredner einer geistlichen Liedersammlung, erinnerte mich an die Sänger vom Balletheater, die am Peter- und Paulstage in der St. Peterskirche zu Rom ein Solo absingen.

*

Die meisten Gefühle, vor allen die Liebe, haben etwas Olivenartiges, und erscheinen am reizendsten im Zustande der Halbreife. Bekanntlich schmecken die Oliven reif bitter, aber unreif in Essig oder Branntwein eingemacht, geben sie einen herrlichen Salat. Da die unreifen Gefühle sehr häufig durch die Umstände einen sauern Ueberguß erhalten, da die Sehnsucht, die dem Weingeist gleich kommt, ihre Pöckelkunst daran übt, so darf es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn sie uns halb entwickelt am tiefsten ergreifen. Sind nicht auch die Vließe der ungebornen Lämmer ein begehrter Artikel?

*

Der Tod Adolph Müllners, über den mehrere unserer Tagesliteratoren herzlos herfielen, erinnerte mich an den C. Pompejus Strabo, der als ein rüstiger und muthiger Degen von den Römern zwar geschäzt, seines Geizes halber aber so allgemein gehaßt, dabei jedoch so gefürchtet wurde, daß sich nicht einmal der Freimuth der Volkstribunen an ihm zu vergreifen wagte. Pompejus starb, vom Blitze getroffen. Was man dem Lebenden erspart hatte, das mußte dessen Leiche büßen, die man von der Bahre riß und wüthend auf dem Forum herumschleppte. Müllner, der ehrgeizigste Schriftsteller unserer Zeit, hatte sich durch seine klassische Klinge so in Respekt gesezt, daß das unklassische Recensentenvölkchen den grämlichen Sabreur gewähren ließ. Kaum war der alte, kritische Marschall verschieden, so mußten dessen geistige Ueberreste das Bad bezahlen. Schütz wurde an ihm zum Rutilius. Leider hat Müllner, um den Cyklus dieses Gleichnisses zu schließen, keinen Pompejus Magnus hinterlassen, der nach einem glücklich beendigten Sklaven- und Seeräuberkriege, gleich dem Sieger

des Mithridates, die Deutschland drohende Literaturnoth abwehren könnte.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Zustand der Theater. Percevals Motion.

Von was soll ich Ihnen schreiben? Von Kunst? Niemand denkt daran. Von der Bühne? Die ist schlechter bestellt, als je. Lord Leweson Gower hat zwar ein Trauerspiel geschrieben, Anna von Cleve betitelt, und es ist auch aufgeführt worden; wer aber die sogenannte Uebersetzung des Faust von Sr. Herrlichkeit kennt, wird wohl voraussetzen, daß ein eigenes poetisches Machwerk aus derselben Feder sich nicht über das Gewöhnlichste erhebt. Das Merkwürdigste an unserer Bühne ist jezt die Menge der neuen Theater, welche in der Hauptstadt und ringsherum beinahe täglich, wie Pilze, emporschießen und mitunter auch eben so schnell verschwinden. Diese Theater sind alle klein, und das Publikum, d. h. derjenige Theil desselben, der noch so weit hinter der Fashion zurück ist, daß er ein anderes Theater als die italienische Oper besucht, der sich in diesen Häuschen behaglicher fühlt, als in den großen Patenttheatern, hält dieselben aufrecht, einem Gesetze zum Troz, welches allen Schauspielhäusern außer den patentirten, welche das Jahr unter sich theilen, ohne daß ihnen am Ende das liebe Brod übrig bleibt, verbietet, etwas anders aufzuführen, als Harlekinaden. Die Patentirten wehren sich nun mit Händen und Füßen gegen die gesetzwidrigen Nebenbuhler und verfolgen diese Winkelbühnen eine nach der andern vor Gericht; diese aber spielen inzwischen fort, und jene verlieren durch das Prozessiren das bischen Kapital und Popularität, die ihnen noch übrig geblieben. Hätten Coventgarden und Drurylane, sich dem einreißenden schlechten Geschmacke widersezend, immer das ächte Drama aufrecht zu halten gesucht, so würden sie jezt Unterstüzung verdienen und finden. So aber waren sie es, welche am eifrigsten am Verderbniß des Geschmacks arbeiteten und die Bretter, über welche König Hamlets Geist zu schreiten pflegt, von Affen und Meerkazen besudeln und durch Lappalien aller Art, Luftspringer, Bänkelsänger, Bierfiedler, entweihen ließen. Mögen sie jezt den Lohn dafür erndten. Die zwei kleinern Patenttheater, die englische Oper und Haymarket, haben sich immer, das eine durch gut aufgeführte Opern und das andere durch gute Schau- und Lustspiele ausgezeichnet, und ihre Bänke sind darum selten leer.

Einen Hauptspaß in dieser unlustigen Zeit hat uns vor Kurzem Herr Perceval zum besten gegeben. Dieser Mann, ein Sohn des ermordeten Ministers dieses Namens, bezieht nicht nur selbst vom Staate eine gute Einnahme, ohne etwas dafür zu arbeiten, sondern mehrere seiner Verwandten sind von den Toryministerien aufs beste versorgt worden. Nun sieht er, daß viele Tausende, ja man darf sagen Millionen im Lande in bitterer Armuth und Unwissenheit schmachten, in solcher Armuth und solcher Unwissenheit, daß Viele zu schweren Verbrechen gegen Personen und Eigenthum sich haben hinreißen lassen, und die Uebrigen in dumpfem Unmuth dahinbrüten, jeden Augenblick bereit, gegen diejenigen loszubrechen, die des Guten zu viel haben; er sieht, daß das Land und vor allem diese elenden Klassen von einer fürchterlichen Seuche heimgesucht werden, welche denen am gefährlichsten ist, welche, von Hunger und Frost erschöpft, nicht Lebenskraft genug besizen, ihr zu widerstehen. Nun sagt Perceval: das Land hat großmüthig mich und die Meinigen versorgt, und aus Dankbarkeit will ich — was denkt wohl der Leser, was der fromme, dankbare Mann für die durch Mangel, Pest und Aufruhr leidende oder davon bedrohte Nation thun will? — ihr etwa seinen unverdienten Gehalt zurückgeben? will er etwa die Gutsbesizer bestimmen, die freie Getreideeinfuhr zu gestatten, damit die Arbeiter wohlfeileres Brod bekämen, oder ihren Pachtzins herabzusezen, damit die Pächter ihre Tagelöhner besser belohnen könnten, oder in Zukunft mit ihren Thiergärten neuen Straßen und Kanälen keine Hindernisse in den Weg zu legen, damit die Industrie des Landes sich ungehemmt entwickeln könnte, oder überhaupt etwas zu thun, wodurch die Ursachen der Armuth und der Unzufriedenheit der Menge und die Opfer der Krankheit vermindert werden möchten? — ach nein, das wäre zu viel für ihn und andere: er will, das Unterhaus solle den König angehen, daß Se. Majestät einen *allgemeinen Buß- und Fasttag* anordne! Schon in der vorigen Session machte er denselben Antrag, und das Land nahm ihn mit allgemeinem Gelächter auf. Er ließ sich indessen dadurch nicht abschrecken; bei verschlossenen Thüren, als schäme er sich, in Gegenwart einer mißhandelten Nation zu reden, wiederholte er den Antrag, und die Regierung mußte sich, um einer ärgerlichen Diskussion vorzubeugen, bequemen, das Fest wirklich anzuordnen. Indessen ist schon das Verschließen der Thüren des Unterhauses für den Ausländer eine Merkwürdigkeit. Nach einer alten Fiction nämlich geschehen alle Verhandlungen des Parlaments im Geheimen, obgleich Jeder weiß, daß die Gallerie voll von Zuhörern ist und daß besonders die Zeitungen ihre Schnellschreiber da haben, mittelst welcher das Reden und Thun eines jeden Mitgliedes nach wenigen Stunden dem Lande mitgetheilt wird, und obgleich nicht selten Mitglieder sich im Unterhause beschweren, die Zeitungen haben ihre Reden nicht ausführlich genug mitgetheilt. Indessen besteht einmal die Verordnung, und sobald ein Mitglied dem Sprecher anzeigt, es seyen Fremde zugegen, so muß derselbe sie augenblicklich entfernen lassen. Dies ließ nun auch Perceval thun, aber es half ihm nichts; denn es erschien am Morgen in fast allen Zeitungen nicht nur eine Geschichte der ganzen Verhandlung, sondern auch ein vollständiger Auszug aus seiner zwei Stunden langen, höchst anmaßenden und lächerlichen Rede. Natürlich war der fromme Mann sehr erboßt darüber und wollte den Drucker der *Times* deswegen zur Rechenschaft ziehen; aber die Herrn Hume und Warburton erklärten beide, sie haben den Zeitungen jene Notizen mitgetheilt. Er wagte es also nicht, die Sache weiter zu treiben; da man aber auch von andern Seiten her jenen Herrn Unrecht gab, so versprachen diese, dergleichen Berichterstattungen in Zukunft zu unterlassen; jedoch zweifle ich, daß deshalb irgend etwas, was in dem Hause bei verschlossenen Thüren verhandelt werden mag, dem Lande verschwiegen bleiben kann, indem es jedem Mitgliede frei steht, seinen Freunden zu *erzählen*, was im Hause vorgefallen ist, und ein Zeitungsschreiber die Sache nur *hypothetisch* nachzuerzählen brauchte, um jeder Strafe zu entgehen. Aber das Parlament weiß zu gut, was sein Vortheil ist, um die Zeitungen oft zu solchen Umschweifen zu nöthigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 56.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. März 1832.

Hin von dem Belt zu Sinas Meere,
Vom kalten Oby zum Euxin,
O schau die weiten Länderheere:
Sie dämmern auf und blühn.

J. H. Voß.

Ein Besuch in einer russischen Militärkolonie.

Fragmente aus Renouard's: Voyage en Russie.

Von Novogorod an bestand unser Weg auf einer Strecke von vierzig Wersten aus einem abscheulichen Knüppeldamm. Einige Stundenlang waren wir schon auf ihm hin und her gerüttelt worden, als plötzlich die Langwiede unsers Reisewagens brach. So befanden wir uns gegen Tagesanbruch allein mitten in einem Walde, dessen traurige Oede kein lebendes Wesen belebte, drei Meilen weit entfernt vom nächstgelegenen Dorfe. Schlammiges Wasser bedeckte den Boden des Waldes und überschwemmte an mehreren Stellen die Straße, die sich in einen endlosen See zu verlieren schien; ein dichter Nebel wurde vom eisigen Nordwinde durch den Wald getrieben und senkte sich bis auf die Erde. Unsere Lage — ärgerlich und komisch zugleich — setzte uns Anfangs in nicht geringe Verlegenheit, doch bald kam uns die russische Gewandtheit zu statten. Neboss! (sorgt nicht) rief unser Postillion, sprang zu Boden, und indem er jenen charakteristischen Ausruf, welchen die Muschiks (Bauern) stets im Munde führen, noch einige Mal wiederholte, zog er ein Beil aus seinem Gürtel, riß einen Balken aus dem Knüppeldamm der Straße, hieb ihn zurecht und befestigte ihn mit einer unglaublichen Geschwindigkeit an den Wagen. Diese einstweilige Reparatur setzte uns in den Stand, die nächste Station, eine Militärkolonie, zu erreichen, wo wir den Rest des Tages zubrachten.

Gleich nach unserer Ankunft daselbst verkündeten uns Trauergesänge, von Schluchzen und Wehklagen begleitet, die Annäherung eines Leichenzugs; wir folgten ihm zur Kirche. Der Sarg wurde von den Soldaten, welche ihn getragen hatten, vor dem Altare niedergestellt; er war offen und enthielt eine weibliche Leiche. Ein Mädchen, der Verstorbenen Schwester, fuhr fort, das Klagelied zu singen, welches unsere Aufmerksamkeit erregt hatte. Dieser Gesang, welcher selbst während des Todtenamtes kaum unterbrochen wurde, hatte etwas Herzzerreißendes und machte überhaupt einen ganz eigenen Eindruck. Die Meisten unter den Anwesenden warfen einige Kopeken auf die Leiche, um dafür einige Dutzend Kerzen anzuschaffen, welche auch sogleich angezündet und rings am Rande des Sargs dicht an einander aufgesteckt wurden. Sobald der Pope seine Gebete beendigt hatte, wurden die Kerzen wieder ausgelöscht, und zugleich brachen alle gegenwärtigen Weiber auf einmal in Klagelieder und Jammern aus. Im Tone wilden Schmerzens warfen sie dem entseelten Leichnam um den sie sich drängten, seinen Tod vor, sie fragten ihn, warum er schon von der Erde scheiden wolle, dann stürzten sie sich auf den Sarg, bedeckten mit Küssen Mund, Augen und Hände der Leiche und erfüllten die Kirche mit ihren abgemessenen Jammertönen.

Der Priester trat wieder an den Altar, auf dessen Stufen man einen, ungefähr drei Fuß langen Klotz von Tannenholz gestellt hatte. Dieser Klotz war an beiden

Enden ziemlich plump abgesägt und mit der Art der Länge nach in zwei Hälften gespalten, die ein straff geknüpftes Leichentuch zusammen hielt. Der Priester ließ den Knoten lösen, und nun erblickten wir in diesem rohen Sarge den Leichnam eines todtgebornen Kindes, welcher sogleich von kleinen Mädchen und Knaben umringt und von ihnen mit Küssen und Liebkosungen überhäuft wurde.

Hierauf wandte sich der Pope wieder zum Sarge des jungen Weibes; er warf in denselben ein Bildniß des heil. Nikolaus, mehrere aus weißem Holz geschnizte Kreuze, so wie ein Papier, welches ein an den heil. Petrus gerichteter Freipaß seyn soll, um dem Verstorbenen den Einlaß in den Himmel zu erwirken. Dann deckte er das Leichentuch auf, zog darunter eine Flasche hervor, öffnete sie und goß daraus eine dicke Flüßigkeit auf die Leiche; sogleich drängten sich alle Anwesenden, Männer, Weiber und Kinder hinzu, tauchten ihre Finger in die Flüssigkeit und brachten sie zum Munde. Uns trieb der Eckel hinaus.

Die Militärkolonie, in der wir uns befanden, dient einem Infanterieregimente zum Aufenthalte. Der ihm angewiesene Distrikt, welcher mehrere Meilen im Durchmesser hat, trägt Spuren sorgfältigen Anbaus. Die Straßen, welche die einzelnen zur Kolonie gehörigen Dörfer verbinden, sind gut erhalten und zu beiden Seiten mit regelmäßigen Reihen von Birkbäumen versehen, welche einen angenehmen Anblick gewähren. Im Mittelpunkte der Kolonie befinden sich die Gebäude des Regimentsstabs. Außer den Wohnungen für die Staabsoffiziere, enthalten sie noch die Schulen, die Gefängnisse, das Spital und einen großen Exerziersaal für den Winter. Jedes Dorf wird von einer ganzen oder halben Kompagnie bewohnt; dasjenige, in welchem wir verweilten, mochte aus 180 Häusern bestehen, welche eine einzige, sehr breite Straße bildeten. Diese Straße war mit feinem Sande beschüttet, mit einer schönen Baumpflanzung geschmückt und so zu einem anmuthigen Spaziergange geworden.

Die Häuser der Kolonisten sind sämmtlich von Holz, nach demselben Muster gebaut; ihre ländliche Bauart ist nicht ohne Eleganz und ihr Hausgeräthe weniger plump, als das der gemeinen Muschiks. Zwischen den Häusern liegen kleine Baumgärten. Nichts erinnert in diesen Kolonien an die Oede und die schmutzige Einförmigkeit der gewöhnlichen russischen Dörfer, und ihr freundliches Aussehen könnte in Versuchung führen, ein zu günstiges Urtheil über die Lage ihrer Bewohner zu fällen, in deren Höflichkeit aber keine Spur von der Herzlichkeit und dem Frohsinn der Muschiks liegt.

Die Militärkolonien sind eine Schöpfung Kaiser Alexanders und gaben bei ihrer Gründung dem Auslande zu übertriebenen Besorgnissen Anlaß. Durch diese Verschmelzung des russischen Heeres mit dem Landvolke glaubte man die Selbstständigkeit des südlichen Europas gefährdet. Man sprach von der Macht, die das unermeßliche Kaiserthum durch seine Umbildung zu einem furchtbaren Feldlager erhalten werde, von den Millionen lenksamer Sklaven, aufgewachsen unter den Waffen, und ängstlich fragte man sich, ob solch eine Anstalt nicht ein gewisses Zeichen von Angriffs- und Eroberungsplanen sey. Solche Absichten waren aber vermuthlich dem Kaiser Alexander fremd. Die Schöpfung der Kolonien war bei Weitem nicht so kolossal, als man sie geschildert hatte; sie kam nur bei einem kleinen Theile der russischen Armee zur Ausführung und stand weit weniger mit ehrgeizigen Absichten, als mit Planen zu Ersparnissen und Reformen im Innern in Verbindung. Auch bedurfte in Rußland die Organisation des Heeres wirklicher Verbesserungen. Die bedeutende Größe der bewaffneten Macht, unvermeidlich bei der Ausdehnung des Reichs, ist für den Staat, bei seinen geringen Hülfsquellen, eine drükkende Last. Die Truppenaushebung kann auf einem Raume, der um vieles größer ist, als das ganze übrige Europa, nur langsam und nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gehen, und die Erfahrung hat schon oft gelehrt, wie nachtheilig dieser Umstand auf die militärischen Operationen einwirkt. Ueberdieß brachte oft die Nothwendigkeit, den Gutsherrn die Auswahl der zu stellenden Rekruten zu überlassen, den Auswurf des Landvolks in das Heer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

Als ich im Hause des Grafen, das ziemlich abgelegen in der Vorstadt lag, erschien, übernahm es ein alter, grauer Diener, mich zu melden. Meine Phantasie spiegelte mir ein Zimmer voll magischer Instrumente vor, in der Mitte, in weite fließende Gewänder gehüllt, der wunderbare Mann, den ich suchte. Doch statt dessen fand ich den Grafen im einfachen, zierlicheingerichteten Schreibkabinet gerade am Pianoforte sitzend. Er wandte sich um nach mir, grüßte ernst, doch höflich, und gab mir einen Stuhl neben seinem Platze. Das Gespräch kam nach einem gleichgültigen Eingang auf die Musik; er hörte meine Meinung an und sagte dann: „Die Musik ist Sprache der Geister; wem wieder Antwort wird, der hat diese Sprache ganz verstanden.“ — „Wo suchen Sie diese Geister?“ fragte ich. „In uns selbst,“ erwiederte er; „der Wille, das ist der feste Glaube an unsere Geistigkeit, ruft sie hervor und vernichtet sie wieder. Wir vermögen Alles durch den Willen; ein tyrannischer Wille, durch unermüdliche Anstrengung, durch Beharrlichkeit und

Kraft bis zum Aeußersten erhoben, vermag die Bande der Schöpfung zu lösen und gegen den Thron des Himmels anzustürmen; wie sollte er nicht gebieten über die losen, verweslichen Verknüpfungen der Muskeln und Nerven?" Als ich diese Worte vernahm, ging ich weiter und eröffnete ihm das Gerücht, welches über ihn im Umlauf sich befand. „Und soll ich es läugnen?" erwiederte er; „ich gesteh' es, man redet wahr!" — „Entsetzlich!" rief ich unwillkührlich; „Sie können also —" Er sah mich lange und fast lächelnd an — „über mich selbst gebieten?" sezte er meine Rede fort; „ist Ihnen das so sonderbar?" Er schwieg wieder, und während der Pause, die jezt herrschte, löste sich von ungefähr der schwere seidene Vorhang am Fenster und rollte nieder; eine dämmernde, bläuliche Nacht umgab uns plötzlich. Der Graf sah mich unverwandt an; ich glaubte zu bemerken, daß die Thüre im Hintergrund sich öffnete und wieder schloß, ich hörte Tritte den Teppich berühren, ohne daß mein Auge Jemanden wahrnahm. In demselben Augenblick vernahm ich ein Geräusch auf der Gasse, und dieses Zeichen des bekannten alltäglichen Lebens drang jezt freundlich auf mich ein, den Busen befreiend von einer dumpfen Last. Der Graf hatte ein Buch aufgeschlagen und hielt es mir hin: es war des jüngern Theophrastus Paracelsus Werk über den Dualismus. — „Sie lieben, junger Freund," hob er nach einer Weile an, „Sie lieben ein junges, reizendes Geschöpf; Ihre Geschäfte, Ihre Stellung erlauben es nicht, so oft in ihrer Nähe zu seyn, als Ihr Herz es wünschte; wie nun aber, wenn dieses Herz, oder, deutlicher gesagt, Ihr Wille sich so mächtig rüstet, daß es ihm möglich wird, mit einem Bilde Ihres Körpers umkleidet, sich in das Gemach zu versetzen, wo die Geliebte weilt? wenn Sie in der duftenden Kühle eines Sommerabends vor sie treten dürfen —" — „Halten Sie ein!" rief ich; „gräßlich — fürchterlich! Ein wesenloser Halbschatten, ein Geschöpf, für das ich keinen Namen habe, soll sich der Theuersten nahen, ein gespenstischer Unhold mit dem frischen Leben spielen dürfen? Wahrlich! das erste beste Messer würde in meiner Hand ein Dolch werden, mit dem ich in rasender Wuth erproben wollte, ob die Brust, die sich mir zeigt, Leben lügt oder wirklich ein Herz birgt." — Der Graf sah lächelnd vor sich hin. „Wie doch der Eifer und die Jugend alles mißversteht! Glaubt man auch manchmal ihren romantischen Grillen zu schmeicheln, so stößt man auf der andern Seite wieder gegen enge Schranken des Geistes und der Erfahrung. Nun meinethalben; das Große, Seltsame und Geheimnißvolle ist überall nicht für die Menge, welche keiner Erhebung und Vergeistigung fähig ist. Der Körper ist immerdar ihr Höchstes; der Körper gibt ihr Gesetze. Junger Freund, Sie hätten da ein so schönes Spielwerk haben können; doch Ihr Sinn zeigt sich verblendet dagegen, und so mag es bleiben." — „Ich verstehe Sie nicht," rief ich; „ein solches Spiel finde ich, wenn es überhaupt möglich ist, weder vereinbar mit unsern höhern Pflichten, noch mit den Gesetzen, die uns der höchste und reinste Geist, unsere geistige Natur berücksichtigend, vorgeschrieben hat." — „Wie Sie es nehmen," erwiederte er, „so scheinen Sie an der Möglichkeit der Erscheinung zu zweifeln. Besinnen Sie sich, daß in dem Buche, welches sich eines göttlichen Ursprungs rühmt, noch eine viel größere Macht dem Glauben zugesprochen wird, wenn er sich zu seinem vollsten Bewußtseyn kräftigt. Glauben und Wille sind in ihrem Wesen gleichartige geistige Potenzen, nur durch ihre Richtungen verschieden. Ist uns nun nicht die Herrschaft über diese Kräfte gegeben? sind wir nicht berufen, sie nach allen ihren Richtungen hin auszubilden? und können die alten Schranken, welche Vorurtheil, beschränkter Sinn und Unwissenheit um schwächliche Naturen ziehen, den Geist hemmen, der, sich seiner geistigen Volljährigkeit bewußt, in alle Rechte seines Standes tritt? Die alte Welt, von finstern Irrthümern befangen, bewegte sich immer enge in scharfen Gegensätzen; es gab ein Gutes und ein Böses, ein Schwarz und ein Weiß, Höhe und Tiefe; die Wissenschaft heutzutage strebt, diese Gegensätze aufzuheben und auszugleichen; vor ihrem Lichte verschwinden jene trüben Schatten, die die Welt füllten und sie mit ängstlichen Träumen schreckten. Der Mensch erkennt die Allmacht seines Willens, und vor dem erschlossenen Geheimniß seines Busens beugt sich die willenlose knechtische Natur." Ich hatte mit höchstem Widerwillen diese Worte angehört, die nur eine kalte, freche Läugnung dessen zu enthalten schienen, was meinem Busen das Höchste und Theuerste war; mein Entschluß war, das Gespräch sogleich abzubrechen, um mich aus der Nähe des Furchtbaren zu entfernen. Als er meine Absicht errieth, sagte er mit einem Lächeln, dessen Ausdruck ich nie vergessen werde: „Warten Sie, ich will Ihnen doch mein wohlgetroffenes Bild zeigen." Ich stand stille, und der Graf sank in seinen Stuhl zurück. Ich sah ihn die Hände über sein Gesicht schlagen, seine Arme zitterten heftig, eine tiefe Stille herrschte im Gemach, ich hörte die Schläge der Uhr, die im dritten Zimmer von uns stand. Nach wenigen Minuten fielen die Arme des Grafen herab und ich erschrack über sein Antlitz, denn es war völlig blutleer, die blassen Augen starr und glanzlos auf mich gerichtet. Er machte eine Miene, um auf die Thüre zu zeigen; in dem Moment öffnete sich diese leise und — o es war fürchterlich! herein schlich und tappte ein Bild — es war der Graf selbst — leise, mit schwankenden Gliedern. Das Entsetzen der Hölle packte mich, ich sah die wandelnde Leiche auf mich zuwanken, sah im erdfahlen Gesicht sich die Muskeln zu einem Lachen verziehen; mit

einem Schrei floh ich zurück — Gott! da stand dieselbe Gestalt, eben so lächelnd, und die Spiegel im Gemache vervielfältigten die wandelnden Gespenster; überall, aus allen Ecken traten sie auf mich zu; meine Besinnung drohte, mich zu verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

M a h n u n g.

Es regt ein junges Leben sich
Im Mutterschooß der Zeit,
Und zuckt und ringt sehnsüchtiglich
Und wäre gern befreit.

Ihr Dränger, hemmt es nicht noch lang
Im engen Mutterschooß,
Sonst bricht es durch mit wildem Drang —
Ein Knabe keck und groß.

Robert dem Teufel gleicht es dann,
Unbändig, riesenstark,
Schon an der Wiege wie ein Mann
Mit festem Eisenmark.

Dann weh der Amme, die da Lust
Verspürt, sich ihm zu nahn!
Er beißt sie wohl in ihre Brust
Mit seinem scharfen Zahn.

Und weh dem Pfaffen, der da kommt,
Die Taufe zu vollziehn!
Er meint wohl, daß kein Taufen frommt,
Und schlägt mit Fäusten ihn.

Ihr Dränger, hemmt ihn länger nicht
Im dunkeln Schooß der Zeit:
Daß er nicht selbst die Bande bricht
Und zürnend sich befreit.

—r.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Das Parlament. Neue Volksblätter.

Der Examiner, ein ultraliberales Sonntagsblatt, enthält folgende beißende Bemerkungen über den angeführten Gegenstand: „Man hat da über die Verletzung der Verordnungen des Unterhauses gegen die Bekanntmachung seiner Debatten etwas herschwadronirt. Es läßt sich nichts Thörichteres denken, als der mächtig hohe Ton, in dem man sich bei dieser Gelegenheit hat vernehmen lassen. Bestände das Haus auf diesem vielbesprochenen Recht, so würde es mit Einem Streich seine Bedeutung verlieren; denn den Rest von öffentlicher Achtung, den das Parlament noch genießt, hat es einzig der Bekanntmachung seiner Debatten zu danken. Als debattirender Versammlung fehlt es ihm nicht an Talenten und an Interesse, aber als gesetzgebender Körper ist es verächtlich. Wie die Sachen jezt betrieben werden, dient das Hin- und Hergerede dazu, die Kritik von seinem Thun und Lassen abzuziehen; aber was würde man vom Hause halten, wenn man nur seine Leistungen kennen lernte? Kaum geht je ein Gesez durch, in das sich nicht ein ungeheures Versehen eingeschlichen hätte, wodurch die Absicht der Gesezgeber vereitelt und ihre Unfähigkeit offenkundig wird. In einem Gesez über den Bau eines neuen Gefängnisses wurde verordnet, die Materialien des alten Hauses sollen so weit benuzt werden, als sie ausreichten, ferner aber, die Gefangenen sollen im alten Gefängniß bleiben, bis das neue vollendet sey. Niemand hat noch das Gesez über die Heirathen vergessen, worin verordnet wurde, die Häuser der Ehekandidaten sollen an die Kirchenthüre angeschlagen werden, und welches so voller Widersprüche war, daß unter demselben Niemand in den Ehestand treten konnte. Kurz, lernte man das Unterhaus rein blos durch seine Verordnungen kennen, man würde es für ein Narrenhaus halten. Ja, hörten die Zeitungen auf, seine Verhandlungen zu berichten, sie würden es dem Haß und der Verachtung preisgeben, da man durch sie allein noch erfährt, daß die Mitglieder, troz ihrer tollen Streiche, keine Tollhäusler sind. Und dann bedenke man, wie es die Nation aufnehmen würde, wenn drückende, tyrannische Geseze in der Stille entworfen und unerwartet ausgeführt würden. Stille ist ein Element der Strenge, und unsere Geseze sind schon an sich selbst streng genug. Man seze den Fall, daß die berüchtigten sechs Akten, die Aufhebung der Habeas Corpusakte, oder die Verwerfung der Reformbill ohne alle Vorbereitung auf einmal vor's Publikum gekommen wären, ohne daß dasselbe vorher Gelegenheit gehabt hätte, über die angeblichen Gründe und Entschuldigungen seinem Unmuth Luft zu machen, wie schrecklich wäre der Schlag, wie furchtbar die Reaction gewesen!" Der Verfasser macht noch ferner die Bemerkung, ohne die Zeitungen wäre das Volk nicht einmal mit denjenigen Gesezen bekannt, von denen sein Leben und Tod abhängt, da es weder ein regelmäßiges Gesezbuch, noch irgend ein gesezlich anerkanntes Mittel gibt, neue Verordnungen des Parlaments, oder gerichtliche Interpretationen vor das Publikum zu bringen, oder ältere ins Andenken zu rufen. ... So wäre ich denn wieder ganz unvermerkt in die Politik hineingekommen; aber kann man anders? leben wir doch heutzutage ganz in der Oeffentlichkeit, so daß selbst Kunst- und Literaturblätter in diesen Ton einstimmen müssen, wenn sie auf die Mitwelt wirken wollen. Viele Ihrer Leser werden sich zu erinnern wissen, welche Anstrengungen in den Jahren 1818 und 19 unsere Aristokratie machte, um die eigentlichen Volksblätter, die man mit dem Namen Zweipfennig-Geschmier zu brandmarken pflegte, zu vernichten; die sechs Akten, worauf oben angespielt ist, waren fast allein dahin gerichtet; und obgleich diese außerordentlichen Zwangsgeseze nicht mehr in Ausübung sind, so besteht doch noch die Verordnung, welche, eben zu jenem Zweck, eine Stempelgebühr von ½ Schilling auf jedes Blatt legt, welches zur Verbreitung politischer Nachrichten bestimmt ist. Diesem nun auszuweichen, ist gegenwärtig das Bestreben der Demagogen, und es erscheinen jezt Blätter zu Duzenden, die zwar keine unmittelbaren politischen Neuigkeiten enthalten, welche aber die Menge über die Begebenheiten des Tages, nach ihrer Weise, aufzuklären suchen. Wir haben zwei oder drei Figaros, zwar alle weniger wizig als ihr Pariser Namensverwandter, aber um so derber, dann einen Punch, einen Punchinello u. s. w., welche alle nicht, wie vormals, für zwei Pfennige, sondern für einen Pfennig verkauft werden, wobei manche sich noch durch vortreffliche Holzschnitte auszeichnen, welche zum Kaufe einladen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 57.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 7. März 1832.

— Komm als ein rauher russischer Bär,
Ein kriegrisch Nashorn, ein Hyrkanertiger,
Werd' alles, nur nicht das! — Furchtbarer Schatten,
Lebloses Blendwerk, fort!

Shakespeare.

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

In ohnmächtiger Wuth stürzte ich auf den Grafen zu, um ihn zu fassen, da schrie es aus der Ecke: „ich, ich bin der Rechte, nur hierher!“ dann dort: „nein, ich — hierher! —“ Dabei tönte ein hohles Gelächter und ein beständiges leises Scharren der Pantoffeln auf dem Teppich. Wie ich mich endlich hinausgefunden, wie ich die Treppe erreicht, ich weiß es nicht mehr; auf meinem Zimmer angelangt, fiel ich sogleich in ein heftiges Fieber, welches mich eine geraume Zeit im Zimmer hielt. Als ich wieder ausging, hatte der entsetzliche Graf die Stadt und den Hof verlassen müssen, weil er es gewagt, öffentlich in einem Wirthshause sich in doppelter Gestalt zu zeigen und dadurch mehrere Gäste bis auf den Tod erschreckt hatte.

Jahre vergingen nach diesem Vorfall, ich war mit meiner geliebten Ophelie vermählt, und nur jene finstere Erinnerung an den Schatten, der mein Leben berührt, trübte zuweilen den reinen Himmel unseres Glücks; bald gelang es mir auch, diesen zu bannen, und so gab sich meine Seele der schönen Ueberzeugung ganz hin, daß fürder nichts mehr mich an die unglückselige Bekanntschaft mahnen werde. Ich Betrogener! dem leeren Schatten war ich entflohen, um das Entsetzen selbst in meine Arme zu schließen! Bald mußte ich gewahren, daß meine Ophelie mir etwas verberge, daß sie Zusammenkünfte im Geheim mit einem fremden Manne habe. Die Eifersucht verblendete mich; ich drang eines Abends in ihr Gemach, und wen mußte ich an ihrer Seite treffen? jenen fürchterlichen Grafen. Schon früher hatte ich auf Opheliens Arbeitstisch eine Abhandlung gefunden, die aus jenem Buche des Theophrast gezogen war und die sie vor mir verborgen hatte; jezt wurde mir ihre Gemeinschaft mit dem Entsetzlichen klar, mit welchem sie auch durch die Bande des Bluts verbunden war. Mein Schreck, meine Verzweiflung waren grenzenlos; sogleich bestand ich darauf, daß sie mit mir die Stadt verließ; wir zogen auf ein entferntes Schloß in den Pyrenäen. Dort angelangt, suchte die Falsche den Sturm in meiner Brust zu beschwichtigen, theure Eide schwuren ihre Lippen, daß sie vom Verbrechen ihres Oheims nichts wisse, am wenigsten es theile. Ich Thor glaubte der Lügnerin. Doch kein Monat verging, da gestanden mir eines Tags meine Diener mit Furcht und Zittern, sie haben ihre Gebieterin doppelt gesehen: sie habe zugleich im Bogengang des Gartens gewandelt und in ihrem Kabinette gesessen an ihrem Nähtisch. Ich stürzte zu ihr hin; die Raserei meiner Leidenschaft brach die starrsten Fesseln, in Thränen aufgelöst, ganz Reue und Zerknirschung, gestand die Arme, zu meinen Füßen liegend, die schwarze Schuld; mit Grausen vernahm ich, wie sie mein argloses Herz getäuscht, wie sie, von früher Jugend an mit dem Oheim vereint, von ihm jene Künste der Hölle gelernt und öfters, doch immer im Stillen, ausgeübt. Mein Blut stockte, mit

einer Bewegung meines Fußes suchte ich die Niedergesunkene von mir zu entfernen. Sie aber kettete sich an meinen Hals und beschwor mich unter Thränen, sie wieder von der finstern Macht zu erlösen. „Wenn ich sähe,“ sprach sie, „daß ihr Gesicht den Ausdruck trüben Nachsinnens annehme, daß ihr Auge plötzlich matt und glanzlos werde, dann sey es ein sicheres Zeichen, daß ihr Geist auf der Wanderung an irgend einem fernen Ort körperlich erscheine; dann möchte ich mit der ganzen Kraft meines Armes ihren Leib oder ihr Antlitz berühren, damit das Blut wieder strömte und der irrende Geist wieder in seine wahre Hülle zurückkehrte. Am sichersten aber werde ich ihren jammervollen, schrecklichen Zustand erkennen, wenn ich das Auge glanzlos, die Wange bleich sähe.“ — Ich that nun, wie sie es gewünscht; doch welch ein Daseyn begann jezt für mich! Einsam auf einem finstern, verlassenen Schloß, an der Seite eines Wesens, dessen Anblick mich stündlich an die Schauer des Grabes erinnerte, welkte ich dahin und zählte keine frohe Stunde mehr. Eine tiefe Nacht, kalte Resignation bemächtigte sich meiner Seele und drohte, mich in ein frühes Grab zu stürzen. Ja, ich war dem Tode nahe, als endlich der ihrige erfolgte. — Laß mich, geliebter Franz, schnell über die Begebnisse jener Zeit wegeilen; genug, ich war erlöst, ich war wieder frei; eilig entfloh ich jenen Mauern, die meine täglichen Martern geschaut, alles gab ich hin, keine Nachlassenschaft, kein Zeichen aus jener Periode sollte mich mahnen an die Fürchterliche, die ich einst mein genannt. Gott sey gedankt, der Allerbarmer hat sich auch meiner erbarmt; er sandte mir einen reinen Engel des Lichts, der mich tröstete, rettete. Meine Berenize, kannst Du jezt, da Du mein Elend weißt, mir noch zürnen? Entschuldige dem Wahnsinnigen, den plötzlich die Geister seiner nächtlichen Vergangenheit überfielen und unter Krämpfen des augenblicklichen Entsetzens zu der unnatürlichen That zwangen! Der Strahl des Mondenlichts, der plötzlich auf Dein Antlitz fiel, der zufällig schwächere Glanz des Auges rief mir plötzlich jene Ophelie und ihre Worte ins Gedächtniß, die finstere Macht faßte mich, und willenlos mußte ich ihr zum Spielzeug dienen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in einer russischen Militärkolonie.

(Fortsetzung.)

Die Unglücklichen, welche von ihren Herrn zum Kriegsdienste bestimmt werden, kommen ohne alle militärische Gewohnheiten und in der tiefsten Unwissenheit bei ihren Regimentern an. Fern von ihrer Heimath, bleiben sie zwei-und-zwanzig Jahre lang unter den Waffen, ohne Anspruch auf regelmäßigen Urlaub, und nach Ablauf ihrer Dienstzeit sehen sie sich gewöhnlich ohne Hülfe und Zufluchtsstätte. Andererseits nöthigen der Mangel an Städten, der hohe Preis der Transporte, vielleicht auch Gründe der Politik, die Regierung, das Heer zum größern Theile in Kantonirungen zu legen und nach allen Richtungen zu vertheilen, so daß ein schnelles Zusammenziehen einer bedeutenden Truppenmasse dadurch sehr erschwert wird. Der Kaiser Alexander sah in der Einrichtung von Militärkolonien das zweckmäßigste Mittel, allen diesen Uebeln abzuhelfen. Diese Anstalten bewirkten eine enge Verbindung zwischen den kolonisirten Truppen und dem zu ihrer Ergänzung bestimmten Landvolke. Die Soldaten wurden aus den Kindern der Kolonie genommen und genossen das Vorrecht, in Friedenszeiten im Schooße ihrer Familie zu bleiben; sie erndteten selbst die zu ihrem Unterhalte nöthigen Früchte, welcher sonach dem Lande weniger zur Last fiel. Von Kindheit auf an den Soldatenstand gewöhnt, hatten sie keinen Widerwillen dagegen, und schon im Voraus konnte man die Fähigsten unter ihnen ausersehen, um sie zu guten Unteroffizieren zu bilden. Im Alter fanden sie ein sicheres Obdach; in jeder Hinsicht verbesserte sich ihr Loos. Zu gleicher Zeit trugen jene Anstalten auch zur Verbreitung und Vervollkommnung des Ackerbaus bei, denn sie sollten in bisher noch unbebauten Gegenden angelegt werden. Alexanders erhabener Charakter ist Bürge dafür, daß er bei diesem großartigen Plane auch beabsichtigte, die Lage der Bauern glücklicher zu machen, sie aufzuklären und nach und nach auf die Bahn einer fortschreitenden Freiheit zu bringen. Vielleicht ist sogar in der Furcht des Adels vor diesem Ziele der Grund des wirklich energischen Widerstandes zu suchen, den des Kaisers Plan von Seiten der höchsten Stände fand. Endlich hoffte man noch durch Gründung dieser zugleich militärischen und ackerbauenden Kolonien einen Vortheil zu erlangen, dessen Wichtigkeit der Krieg von 1812 doppelt hatte fühlen lassen, nämlich eine bleibende Schutzwehr der westlichen Provinzen zu erhalten und die Reichsgränzen gegen Preußen, Polen und Oestreich auf ähnliche Weise zu sichern, wie jene gegen China, die Tatarey und den Kaukasus. Die Ausländer hätten in diesen Anstalten eher ein Mittel zur Vertheidigung als zum Angriffe sehen sollen, da gewiß ein Heer, welches alle Gewohnheiten der Ansäßigkeit und die Hoffnung des Besitzes an den heimischen Boden fesseln, weniger als jedes andere sich zu einem Eroberungskriege eignet. Auf jeden Fall schien die Ausführung von Alexanders Planen dem Reiche eine große Macht zu verbürgen: die neue Einrichtung sollte sich über den größern Theil des russischen Heeres erstrecken, fast alle Krongüter sollten dazu

verwandt werden, und man hoffte auf diese Weise nöthigenfalls 1,500,000 geübte und wohldisciplinirte Krieger unter die Fahnen rufen zu können. Der Erfolg entsprach aber diesen Erwartungen nicht. Die Infanterie- und Kavalariekolonien enthalten nur 16,000 Mann aktive Truppen und eine zur Hälfte dieser Anzahl angeschlagene Reserve, und alles berechtigt jezt zur Vermuthung, daß die Regierung dieser Anstalt die von Alexander beabsichtigte Ausdehnung nicht geben werde. Die Kolonisirung der Infanterieregimenter lieferte keine erfreulichen Resultate. Die Niederlassungen dieser Truppen liegen größtentheils im Gouvernement Novogorod, in sumpfigen Gegenden, wo sie gegen die verderblichen Einflüsse eines höchst ungesunden Klimas zu kämpfen hatten. Große Kapitalien mußten auf die erste Ansiedlung verwandt werden, so daß der Zweck, Ersparungen zu bewirken, dabei verfehlt würde. Endlich war die ackerbauende Bevölkerung, welche man dahin verpflanzt hatte, zu gering, um zugleich das Land bestellen und den Nachwuchs als Rekruten stellen zu können.

Ein anderes ist es mit den Kavaleriekolonien. Diese befinden sich in einem blühenden Zustande, und ihre geographische Lage, im Südwesten des Reichs, würde ihnen bei einem Kriege mit Oestreich oder der Türkei eine hohe Wichtigkeit geben. Seit 1818 bestehen sie in den Gouvernements der slobodischen Ukraine und von Twer, und enthalten zwölf Uhlanen- und acht Kürassierregimenter. Ihr unermeßliches Gebiet, ehmals eine unfruchtbare Steppe, ist mit reichen Erndtefeldern bedeckt, und die Pferdezucht wird dort immer allgemeiner und vollkommener. Die junge Reservemannschaft ist zahlreicher als nöthig zur Ergänzung der aktiven Abtheilungen; 27,000 Kinder besuchen die Schulen, und man berechnet auf 2,400,000 Rubel die bewirkte jährliche Ersparniß.

Die Standquartiere dieser Regimenter sind größtentheils unter unruhigen Völkerschaften moldauischer, kosakischer und bulgarischer Abkunft. Die Liebe dieser Stämme zur Unabhängigkeit und Räuberei könnte gefährlich werden, wenn sie nicht durch eine strenge Kriegszucht im Zaume gehalten würde. Die Kolonialeinrichtung gewöhnt sie an Arbeit, mildert ihre Sitten und nöthigt sie zum Gehorsam. Freilich war das Unternehmen schwierig, und mehrmals mußte ihrer Empörungslust durch Beispiele von Strenge Einhalt gethan werden; doch jezt haben sie schon zum Theile sich an Ordnung und Unterwerfung gewöhnt, und auch dieß gehört nicht zu den kleinsten Vortheilen des Kolonisirungssystems.

Ehe die Wiederherstellung unsers Wagens und die Fortsetzung unserer Reise möglich machte, erfuhr ich noch folgende nähere Umstände über die Organisation der Kolonien, besonders in Bezug auf diejenigen der Infanterieregimenter. Die Kolonisation eines Regiments besteht darin, daß man dasselbe für beständig an einen Ort kantonirt, welchen es nicht mehr verläßt, außer um in das Feld zu rücken, und dessen übrige Einwohner die liegenden Gründe der Kolonie in Pacht bekommen, unter der Bedingung, den Soldaten Wohnung und Nahrung zu geben und nach und nach die Rekruten zu stellen. In einer solchen Kolonie hat Alles einen militärischen Zuschnitt; die Pachter oder Hofbesitzer sind uniformirt, stehen unter dem Kommando gedienter Offiziere und bilden das sogenannte Kolonistenbataillon. Während ihres ganzen Lebens bleiben sie einer strengen Disciplin untergeben, welche sich sogar auf den Betrieb der Feldarbeiten erstreckt. Ihre Kinder sind geborne Soldaten; im Alter von zwölf Jahren erhalten sie Flinte und Patrontasche. Später treten sie in die Reserve und dann in die aktiven Bataillons. Nach fünfzehn Dienstjahren treten sie wieder auf fünf Jahre in die Reserve zurück, und beschließen ihre Laufbahn als Invaliden der Kolonie, wenn nicht anders ihr väterliches Erbe, oder irgend eine neue Gütervertheilung sie in den Fall sezt, selbst Kolonisten oder Pachter zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Die schweren Gebrechen des gesellschaftlichen Zustands.

Zwar fühlen die Pariser ein dringendes Verlangen nach Schauspielen; aber gleichwie die Römer setzen sie doch das Brod voran: Panem et Circenses. Auch läßt es sich die Polizei dringend angelegen seyn, daß es den Nothdürftigen nicht an Brod fehlt, und dennoch gibt es Leute genug, die Hungers sterben, ob durch ihre Schuld, oder durch die Schuld Anderer, oder durch die Schuld unserer veralteten europäischen Einrichtungen und unsers mangelhaften gesellschaftlichen Zustandes, gilt, hier wenigstens, gleichviel; genug, die Armuth, das Elend ist da, ihm muß abgeholfen werden. Die Polizei mag die St. Simonisten verfolgen, wie sie will, Zeitungen, besoldete und unabhängige, mögen sich über ihr sonderbares Treiben lustig machen, wie es ihnen beliebt: man kann dieser Sekte oder Gesellschaft das Verdienst nicht absprechen, daß sie mit Nachdruck, Eifer und Würde die scheußliche Seite des jezigen gesellschaftlichen Zustandes in Europa aufgedeckt hat, wo das größte Elend neben Prasserei, die erbärmlichste Ohnmacht und Hülflosigkeit neben dem Mißbrauche der Gewalt täglich zu erblicken ist. Ich hörte einmal eine Rede in der St. Simonistengesellschaft, bei welcher allen weichen Seelen die Thränen in die Augen traten. Der Redner schilderte mit ergreifender Beredtsamkeit den grellen Kontrast zwischen einer reichen Dame, welche sich bei der jezigen Jahrszeit in einem reichverzierten, mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten und Erfindungen eines geschmackvollen Luxus versehenen Gemache zu einem glänzenden Balle puzt, und einer armen Frau im Dachstübchen viel-

leicht desselben Hauses, die sich und ihre Kinder von einem kleinen Gewerbe ernährte, aber, seitdem der Gewerbfleiß in Stocken gerathen, in tiefes Elend versunken ist und den Hunger ihrer Kleinen nicht zu stillen vermag. Der Bauer, der einen kleinen Acker besizt, kann auch in Elend gerathen; allein die Erndte hilft ihm wieder auf, er kann Geld aufnehmen und seinen Besiz, seine künftige Erndte im Nothfall verpfänden; wo aber sollen die vielen tausend Arbeiter und Arbeiterinnen hinaus in unserm Europa, wo das Landeigenthum so ungleich vertheilt ist, wenn die Arbeit in Stocken geräth, wie dies so oft der Fall ist? Freilich fehlt es nicht an Armenhäusern, wohlthätigen Vereinen, Hospitälern; allein nicht allen wird geholfen, und wenn die Noth lange anhält, vermindert sich auch die Hülfe. Die vielen tausend Familien, die nichts haben, befinden sich fortwährend in demselben Zustande, ohne daß sich eine günstigere Aussicht zeigt. Daß es in Frankreich nicht allein so geht, sieht man aus dem ungeheuren Ertrage der sogenannten Armentaxe, welche das begüterte England zum Unterhalte seiner Nothdürftigen zahlt und die im vorigen Jahre über neuntehalb Millionen Pfund Sterling eingebracht hat. Wo eine so ungeheure Summe zum Unterhalte derjenigen herbeigeschafft werden muß, die auf Kosten des Staates leben, da muß großes, unendliches Elend herrschen. Die St. Simonisten werden populär bleiben, so lange sie sich gegen den mangelhaften bürgerlichen Zustand Europas, der solche Erscheinungen hervorbringt, ereifern; je treffender, je energischer sie diesen Zustand schildern, desto mehr wird man ihnen Gehör geben und zulezt genöthigt werden, überall die Vorrechte gewisser Klassen der Gesellschaft aufzuheben und die Menschen wieder auf gleichen Fuß zu sezzen, Niemand seiner Geburt oder seines Standes halber zu begünstigen und dem Verdienste, dem Fleiße sein gebührendes Recht widerfahren lassen. Bis dahin muß man zu einigen, vor der Hand das Elend mildernden Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen, als z. B. Begünstigung der Auswanderung nach Amerika, wo noch jeder Bewohner sein Stück Land bekommen kann, und Erleichterung der Nahrungskosten. Dahin gehören denn vorzüglich die in einer großen Stadt, wie Paris, so leicht zu verschaffenden Gallertesuppen und die wohlfeilere Zubereitung des Brodes. Um das Volk in Ruhe zu halten, wenn das Brod theuer ist, macht die Polizei große Aufopferungen, mit dem Gelde der Nation versteht sich, und bezahlt den Bäckern ein Bestimmtes, damit sie das Brod nicht zu vertheuern brauchen, oder erlaubt ihnen, was im Grunde eine Spizbüberei ist, das Brod leichter zu backen, damit sie nicht genöthigt seyen, die Preise zu erhöhen. Dies sind aber schlechte Hülfsmittel und können in einem freien Staate, wenn die Polizei streng in ihre Grenzen gewiesen ist, nicht dauern.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Fabruar.

(Beschluß.)

Angriffe auf die Staatskirche.

Eines der freiesten Blätter der Art heißt a Slap at the Church (der Kirche eine Schlappe), und es ist keine sanfte Hand, welche die Ohrfeigen austheilt. Nr. 3, welches eben vor mir liegt, hat folgende graphische Verzierung: Ein unbehülflich fettes Weib, mit Pausbacken, Schweinsaugen und geiferndem Munde, sizt halb schlummernd in einem höchst gemächlichen Armsessel; das Haupt ist mit Kissen gestüzt, und der Thurm und die Wetterfahne, nebst der Nationalflagge, welche sich auf der Nachtmüze als Verzierungen erheben, bezeichnen die Dame als Mutter Kirche. Dieses wird noch deutlicher, da man auf ihren Armen mehrere gemästete Prälätchen umherkriechen sieht, und ihr zur Rechten ein Schwein mit Ferkeln, zur Linken ein Paar Waizengarben und zu ihren Füßen einen Korb voll Gemüße und Früchten erblickt, vor welchem ein gegen ihren Schooß lehnendes Bischöfchen steht, das, ein mit Kirchen behangenes Kreuzchen in der Hand, die vor ihm aufgehäuften Gaben mit Entzücken zu überschauen scheint. Dieses Bild ist mit Citaten aus mehreren berühmten Werken gegen die Staatskirche begleitet; dann folgt eine fingirte Zusammenkunft der Bischöfe, die man einander die bittersten Dinge sagen und zulezt vom Teufel auseinander sprengen läßt; den Schluß macht eine Reihe schmählicher Angaben, Anekdoten und Spöttereien gegen diese Anstalt, die leider die Zeit verkannt und durch ihre allzugroße Anhänglichkeit an das Zeitliche ihren Einfluß auf das Volk nur zu sehr eingebüßt hat. Man mißgönnt ihr ihr Einkommen und vergißt über dem Reichthum einiger Prälaten und einiger wenigen Pfarrer, daß die Masse der Geistlichkeit, welche doch großentheils aus dem Volke hervorgeht, bei weitem nicht zu hoch bezahlt ist, wenn man anders religiösen Unterricht nicht für etwas ganz Ueberflüssiges ansieht. Das Uebel aber ist, daß die Menge und diejenigen, welche für dieselbe schreiben, entweder gleichgültig, ungläubig oder fanatisch sind, d. h., sich entweder gar nicht um Religion bekümmern, oder jede Religion verwerfen, oder sich zu den Sekten bekennen, deren Prediger sich häufiger und direkter an die Einbildungskraft der Menge wenden, als die Geistlichen der englischen Kirche. Hierzu kommt denn noch, daß leztere meistentheils auf der Seite der Tories oder der Feinde der Neuerungen stehen, was sie denn auch als politische Gegner verhaßt macht, und man somit durch ihre Demüthigung und durch Vernichtung der Staatskirche die Aristokratie zu schwächen hofft. Während man aber in England diesen Zweck durch Bearbeitung der Gemüther mittelst der Presse, und so zulezt auf gesezlichem Wege zu erreichen sucht, haben ihn die Irländer auf ihre eigenthümliche, gewaltsame Weise bereits erreicht. Es bildete sich nämlich, allen Gesezen zum Troze, kühn, im Angesicht des Tages, in mehreren der dortigen Grafschaften ein Verein, der offen den Entschluß aussprach, keinen Zehnten mehr zu entrichten. Sie haben ein solches Schreckenssystem eingeführt, daß kein mit Mühe und Kosten ausgewirktes Dekret ohne eine bedeutende Polizei- oder Militärmacht vollzogen werden könnte. Natürlich aber müßte eine Geistlichkeit, die ihr Einkommen dem Volke mit dem Bajonnet abzwingt, bald moralisch zu Grunde gerichtet seyn. Die Legislatur hat sich also bereits dahin entschieden, daß, während sie den gegenwärtigen Inhabern der Pfründen ihr Einkommen sichert und die Regierung das Eintreiben desselben übernimmt, der Zehnte durch eine Gutssteuer ersezt und nach dem Absterben der jezigen Inhaber eine andere Vertheilung des Ertrags vorgenommen werden soll. Etwas Aehnliches muß nun auch in England geschehen, und somit wäre wahrscheinlich der erste Schritt zur Trennung der Kirche vom Staate geschehen, ein Schritt, den manche der Frömmsten und Besten im Lande für die eine so nüzlich halten als für den andern. Freilich würde alsdann mehr Unglaube ans Licht treten, als man bisher in England bemerkt, wo man für jezt übereingekommen ist, es sey gegen den guten Geschmack, religiöse Zweifel blicken zu lassen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 58.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. März 1832.

Ich danke euch für geleistete Gesellschaft; aber, meiner Treu, ich wäre eben so gern allein gewesen.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Waldgang.

Drei sind hinausgegangen
Zur süßen Maienzeit;
Hat jeder sein Verlangen,
Hat jeder seine Freud'.

Ein Wald hat aufgeschlossen
Für sie das grüne Thor,
Draus kömmt ein Bach geflossen,
Draus lacht ein Blumenflor.

Inmitten, aus den Büschen,
Streckt, weit in's Thal hinaus,
Ein Wiesenplan den frischen,
Den duft'gen Teppich aus.

Der Erste hat ergriffen
Den Bündel groß und schwer;
Durch Gläser, scharf geschliffen,
Lauscht er und späht umher.

Er legt umher im Kreise
Meßketten, Winkelmaaß,
Und Stangen, seltner Weise,
Stellt er umher in's Gras.

Der Zweit' ist schnell gesprungen
Zum Bache hell und rein,
Draus Fischlein sich geschwungen
Im goldnen Sonnenschein.

Er thät viel Angeln stellen,
Legt Netz und Hamen aus,
Lockt aus den fernsten Wellen
Die Fisch in's falsche Haus.

Der Dritte hat verloren
Schon lange sich im Hain,
Ein Plätzchen still erkoren,
Verborgen und allein.

Die Vöglein rings begrüßen
Ihn mit gar süßem Laut;
Die Blümlein duft'ger sprießen,
So weit sein Auge schaut. —

Indeß die Schatten neigen
Sich länger in den Hain;
Die frohen Stimmen schweigen,
Die Blumen schlafen ein.

Da kommen sie gegangen,
Die Drei, zum Wald hervor;
Sie wollen noch erlangen
Die Stadt mit Wall und Thor.

Der Erste zieht gewichtig
Ein großes Blatt herfür:
„Gemessen, recht und richtig,
Hab' ich das Waldrevier!“

Die Fischlein langt der Zweite
Aus seinem Netz heraus:
„Ha! reiche Küchenbeute!
Ha! fetter Abendschmaus!“

Der Dritte kommt gegangen,
Hat Händ' und Taschen leer;
Hat nur ein neu Verlangen,
Hat nur ein Herz, so schwer.

„O süße Lust! o Schmerzen!
O Wald, du Wunderhaus!
O Ton, in meinem Herzen!
Wie sprech' ich Alles aus!“

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

Sophie Bernard, die Tochter eines Pächters aus der Picardie, war das Opfer der Leidenschaft des Marschalls Bienville geworden, als dieser noch im Range eines Unterbefehlshaber der kaiserlichen Truppen in Rouen stand. Den Bitten und Vorstellungen der Familie nachgebend, hatte er sich mit dem Mädchen später heimlich verbunden, und die Frucht dieser Ehe war Marie, ein bildschönes Kind, im gleichen Alter mit Verenizen. Bei den armen bürgerlichen Verwandten erzogen, erhielt sie später in einem kleinen Grenzstädtchen eine Bildung, welche sie geschickt machte, die Stelle einer Gesellschafterin oder des ersten Kammermädchens bei einer Dame von Stande zu übernehmen. Ein glücklicher Zufall bringt sie nach Paris, und zwar ins Haus einer der vorzüglichsten Familien, zu der Herzogin von Auxerres, einer entfernten Verwandten Colmars. Hier sah das fünfzehnjährige Mädchen zuerst den jungen Mann, und seine Erscheinung, so wie das Gerücht seiner unglücklichen Ehe machten tiefen Eindruck auf ihr Herz. Colmar mochte sie wohl kaum bemerkt haben, und als er bald darauf Paris verließ, zogen Zeit und Entfernung in Mariens Herzen einen Flor über sein Bild, doch es ganz zu vernichten, waren sie nicht im Stande. Das liebende Mädchen erfuhr theils durch ihre gütige Gebieterin, theils auf anderm Wege den Tod der Gattin Colmars; ihre Phantasie, neu belebt, beschäftigte sich jezt wieder ausschließend mit dem theuren Gegenstande; sie dachte sich die Möglichkeit, dem geliebten Manne einst nahe treten zu dürfen, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen; ja sie überredete ihr Herz, daß sie nicht ohne Hoffnung liebe, daß Colmar ihr Zeichen seiner Achtung, seiner Theilnahme gegeben habe. Wer beschreibt daher ihr Entzücken, als der Geliebte nach Verlauf von zwei Jahren plötzlich wieder in Paris erschien. Sie stand hinter den Vorhängen einer Glasthür, als er ins Gemach der Tante eintrat. Was mochte er in Paris zu thun haben, welche Beweggründe riefen ihn hierher? Marie glaubte, ein Blick Colmars habe sie beim Eintritt gesucht und hinter den Falten des Vorhangs entdeckt. Oeftere geheime Gespräche des Neffen mit der Tante, das Wort Vermählung, Braut machten sie freudig erschrecken. Ihre Eitelkeit flüsterte ihr zu, daß Colmar sie überraschen wolle, sie beschwichtigte immer wieder die Stimme der Vernunft, die ihr zurief, daß ein Mädchen ihres Standes, wenn gleich durch die Güte ihrer Gönnerin der Niedrigkeit entrückt, dennoch nicht Anspruch machen dürfe auf die Hand eines so angesehenen Mannes. Colmar verließ nach wenigen Tagen die Stadt, und so sehr die Verlassene darüber trauerte, daß ihr wiederum nicht Gelegenheit geworden, sich ihm zu nähern, so ward sie doch auf das Freudigste überrascht, als ihr Auge im Prunkgemach der Herzogin ein Bild entdeckte, welches Colmar nachgelassen und das Niemand anders vorstellen konnte, als seine Braut. Leise hob ihr Finger den grünen Flor des Rahmens, und mit einem Schrei des Entzückens erkannte sie ihre Züge. Ihre Gestalt, ihr Antlitz glänzte der Freudetrunkenen im vollen Brautstaat entgegen. Jezt war jeder Zweifel gelöst! sie war geliebt, sie war glücklich! Die Herzogin, welche eben ins Gemach trat, fand das schöne Mädchen vor dem Bilde niedergesunken, in Thränen schwimmend. Als Marie die Eintretende gewahrte, floh sie ihr entgegen, und die erstaunte Dame ließ die leidenschaftliche Heftigkeit des armen getäuschten Wesens erst völlig sich erschöpfen, ehe sie mit besonnenen, doch freundlichen Worten den Irrthum erklärte. Sie selbst hatte gestaunt über die wunderbare Aehnlichkeit, die die Braut ihres Neffen mit Marien hatte, sie entschuldigte in ihrem Herzen den Traum der Unglücklichen, welche aufzurichten und auf den wahren Standpunkt ihrer Verhältnisse schonend zurückzuführen, sie sich mit mütterlichem Ernste angelegen seyn ließ. Doch auf Mariens Daseyn hatte dieser Vorfall einen dunkeln, unvertilgbaren Schatten geworfen; sie hatte zu selig geträumt, zu tief empfunden, um jezt bei so harter Enttäuschung nicht eine schneidende Kälte im Busen zu fühlen. Die Aehnlichkeit der Erwählten mit ihr erschien ihr als ein Hohn des Schicksals, je weniger sie Mittel hatte, das Räthsel ihrer Geburt zu lösen. Als bald darauf die Nachricht von Colmars Vermählung einlief, beschloß sie in ihren Gedanken, sich gänzlich abzuwenden von jenem Undankbaren, der, ohne es zu wissen oder zu wollen, die Blüthe ihrer Jugend vergiftet hatte. Die Herzogin war Zeugin des Ausbruchs ihres heftigsten Schmerzes gewesen, und war es jezt jener Veränderung, die das lebensfrohe, heitere Mädchen allmählig in eigentlichen Tiefsinn zu versenken drohte. Ihre angelegentlichen Bemühungen suchten sie immer wieder aufzurichten; es fanden sich zahlreiche Bewerber, welche Mariens Hand durch herzliche Neigung und eine günstige

Stellung im Leben zu erkaufen sich geneigt zeigten; doch alle wurden von ihr zurückgewiesen. Fanatische religiöse Ideen, zu denen im Charakter des schwärmerischen Mädchens schon längst der Keim gelegen, fanden jezt in der trüben, verzweifelnden Stimmung ihres Gemüths volle Nahrung.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Besuch in einer russischen Militärkolonie.

(Beschluß.)

Die männliche Bevölkerung einer Kolonie zerfällt in folgende Bestandtheile:

1) Die Pachter oder Kolonisten im engern Sinne. 2) Die Kantonisten; so nennt man die Knaben in einer Militärkolonie. Sie werden in Schulen, von der Regierung gestiftet, unentgeldlich unterrichtet; zugleich erlernen sie ein oder mehrere Handwerke und werden in den Waffen geübt. Mit achtzehn Jahren treten die Kräftigsten unter ihnen, nach Ueberstehung einer Prüfung, in die Reserve ein. 3) Die Reservesoldaten. Jedes kolonisirte Regiment hat sein Reservebataillon, von welchem in Kriegszeiten die Hälfte mit den aktiven Bataillons ausrückt. In der Reserve vollenden die Kantonisten ihre militärische Erziehung. Sie bleiben zwei Jahre darin, und wenn sie im Alter von zwanzig Jahren in die aktiven Bataillons eintreten, so sind sie vollkommen geeignet, gegen den Feind geführt zu werden. 4) Die Soldaten der aktiven Bataillons. Diese rücken auf das erste Zeichen ins Feld. Ihre lange Dienstzeit und mehr noch ihre Erziehungsweise als Kantonisten machen aus ihnen treffliche Soldaten. Ihr Sold übersteigt nicht eilf Rubel jährlich, aber der Staat bestreitet ihre Kleidung, während die Kolonisten für Wohnung und Nahrung zu sorgen haben. Wenn sie selbst älteste Söhne eines Pachters sind und dieser stirbt, oder ihnen auf einem andern rechtmäßigen Wege die Erbschaft eines Pachters zufällt, so sind sie dadurch von selbst ihrer Dienstpflicht ledig und treten unmittelbar in den Besitz des ihnen zugefallenen Hofes. Während ihrer Dienstzeit, wenn sie nicht durch den Krieg oder besondere Umstände von der Kolonie entfernt sind, dienen sie bei den Pächtern als Knechte, und ihre Arbeit hält jene für die Kosten ihres Unterhalts schadlos. 5) Die Invaliden. So heißen alle gedienten Soldaten nach Verlauf ihrer zwanzigjährigen Dienstzeit. Sie haben vor allen andern Einwohnern der Kolonie das Recht, ihren Bart wachsen zu lassen. Sie wohnen bei den Ihrigen oder bei andern Pachtern, nehmen an deren Arbeiten Theil und werden, wenn Alter oder Krankheit sie daran verhindern, von der Regierung unterhalten. 6) Eine lezte Klasse ohne besondere Benennung bilden endlich diejenigen Kantonisten, welche entweder wegen Körperschwäche, oder weil man ihrer nicht bedurfte, keine Militärdienste gethan haben. Diese haben für ihren Unterhalt selbst zu sorgen, und verdienen ihn entweder als Knechte, oder indem sie die Handwerke treiben, welche die Regierung sie hat lernen lassen.

Das Loos der kolonisirten Truppen scheint mir bei weitem glücklicher, als das der übrigen russischen Soldaten. Diese, sobald sie bei ihrem Regimente eingereiht werden, sind gewissermaßen für die Ihrigen verloren, ihre frühern Verhältnisse sind gewaltsam zerrissen; die Kolonialsoldaten hingegen werden ihren Familienverhältnissen nicht entzogen, sie bleiben Söhne, Hausväter, ja sogar bis zu einem gewissen Grade Bürger.

Was die ehemaligen Leibeigenen der Krone (Kronbauern) betrifft, aus welchen man Militärkolonisten und Pachter gemacht hat, so wissen sie sich bis jezt noch nicht in ihr neues Verhältniß zu finden. Unwissend und einfach, fühlten sie sich in ihrer frühern Lage glücklich, und das Andenken an diese relative, auf Gewohnheit gegründete Glückseligkeit verläßt sie nie. Zudem wurden ihnen während der ersten Jahre die härtesten Arbeiten auferlegt, sie mußten den undankbaren Boden, welchen man ihnen angewiesen hatte, urbar machen, Dörfer, Brücken, Straßen und Kanäle bauen. Bei der nächsten Generation werden indeß diese Ursachen, sich unglücklich zu fühlen, nicht mehr bestehen, und ihr Loos wird weniger hart seyn, als das der Kronbauern.

Die Kolonisten werden als freie Menschen betrachtet, und wenn auch diese Benennung sich nicht ganz für Landleute eignet, auf welchen die Last des Militärdienstes ruht, so zeugt es doch von der Absicht der Regierung, diese Klasse zu heben. Der Staat überläßt dem Kolonisten ein meublirtes Haus, sechs bis acht Hektaren (dreißig bis vierzig Morgen) Feld, das nöthige Vieh und Ackergeräthe: er fordert von ihm weder Grund- noch Kopfsteuer, noch Pachtzins; was die Kolonisten erwerben, fällt nach ihrem Tode an ihre natürlichen Erben, selbst ihr Pachtgut kann in gewisser Hinsicht für ihr Eigenthum gelten. Wenn sie sich zu seiner Verwaltung zu alt, oder dem Tode nahe fühlen, können sie ihren Nachfolger selbst bestimmen. Auf diese Weise kann der Besitz eines Pachthofes sich in einer Familie wie ein wahres Eigenthum vererben, und nur in den äußersten Fällen, in Folge richterlichen Erkenntnisses, kann derselbe seinem Besitzer entzogen werden. Ueberhaupt stehen die Kolonisten durchaus nicht unter der Herrschaft der Willkühr, wie so ziemlich die ganze übrige ackerbauende Bevölkerung. So kann kein Kolonist eine Körperstrafe erleiden, ohne daß darüber ein Protokoll aufgenommen würde, und in jeder ihrer Ortschaften wird die niedere Gerichtsbarkeit durch eine von den Bewohnern gewählte Behörde ausgeübt, welche zugleich noch einige polizeiliche und ad-

ministrative Befugnisse hat. Man sucht durch wohlthätige Anstalten dem Mangel und den Unglücksfällen vorzubeugen. Ein von der Gemeinde unterhaltenes Getreidemagazin schüzt dieselbe vor Hungersnoth. Die Kranken finden unentgeldliche Pflege in einem Centralspital, die Kolonie nimmt sich der Waisen an, und auch für Wittwen und Greise wird gesorgt. Eine Spar- und Leihanstalt sichert den Pachtern ihre Ersparnisse und leistet ihnen sogar in unglücklichen Zeiten unverzinsliche Vorschüsse, welche sich bis auf fünfhundert Rubel belaufen können. Auch die unentgeldliche Erziehung der Kinder verdient alles Lob. Man unterläßt nichts, um sie zugleich zu einsichtsvollen Landwirthen, guten Soldaten und geschickten Handwerkern zu bilden. In ihren Schulen lernen sie nach der Lancasterschen und Pestalozzischen Methode Lesen und Schreiben, und empfangen Unterricht im Singen, in der Musik, in der Religionslehre und in den Anfangsgründen der Arithmetik, der Geometrie und des Zeichnens.

Diejenigen Schüler, welche am meisten Fleiß und Fähigkeiten an den Tag legen, kommen in eine Unteroffiziersschule, und es wird ihnen, deren Eltern leibeigne Bauern waren, die Aussicht auf Offiziersstellen und den Adelstand, welche ihnen nach zwölf Jahren tadellosen Dienstes dem Gesetze nach zukommen. Ueberhaupt sichert die Einrichtung der Kolonieen ihrem Bewohner nicht nur gewisse Garantieen, sondern selbst positive Rechte zu. Freilich würde man dort vergebens neufranzösische Freiheit suchen; doch findet man dagegen Ordnung, Gerechtigkeit und eine geregelte, fürsorgende Verwaltung.

Die Lage der Offiziere in diesen Anstalten hingegen ist ihrer Bildung nicht so angemessen und wegen ihrer Abgeschiedenheit sehr unangenehm; auch soll unter ihnen ein fast allgemeines Mißvergnügen herrschen. Diese ungünstige Stimmung der Vorgesezten, welche theilweise ihre Untergebenen theilen, könnte für die Staatsregierung bedenkliche Folgen haben. Vielleicht liegt in diesen Besorgnissen der Grund, warum die Regierung diese Anstalten in den Schleier des Geheimnisses hüllt. Selten erlangt ein Ausländer die Erlaubniß, sie zu besuchen, und selbst Russen werden nicht gerne zugelassen: eine Ursache mehr, warum die Schöpfung Alexanders so heftig getadelt wurde; man könnte sogar behaupten, daß sie höchst unpopulär geworden ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsezung.)

Versuche mit Kartoffelbrod.

Um das Gleichgewicht in den Preisen des Brodes zu erhalten, hat man schon unter Napoleons Regierung Kornspeicher angelegt, und dadurch einen beständigen Vorrath von Getreide der Stadt zuführen wollen. Allein diese Kornspeicher haben nur einen sehr zweifelhaften Nutzen; denn erstlich würde ihr Vorrath die Stadt nicht lange mit Getreide versehen, wenn keine andere Zufuhr statt hätte, und zweitens ist die Erhaltung des Korns in gutem Zustande eine schwierige Sache in den südlichen Ländern, und bisher hat man noch kein wirksames Mittel gefunden, es vor den Würmern und dem Verderben zu bewahren. Daher hat man schon lange gesucht, ein Surrogat des Korns aufzufinden, oder wenigstens ein Mittel zu entdecken, die gewöhnlichen Nahrungsmittel des Volkes zu vermehren, damit man bei Mißwachs und andern Widerwärtigkeiten der Natur nicht einem gänzlichen Mangel ausgesezt sey. Natürlich mußte der erste Gedanke auf die Erdäpfel fallen, die schon in ihrem natürlichen Zustande so wesentlichen Nutzen bringen und noch weit wichtiger werden müßten, wenn man es dahin brächte, sie in der Gestalt des gewöhnlichen Brodes zu verarbeiten und darzustellen. Dies war keine leichte Arbeit. Zwar hat man es schon lange, und zwar nicht ohne guten Erfolg, dahin gebracht, Erdäpfelbrod zu backen; aber darin bestand die Aufgabe nicht allein. Der Transport der Erdäpfel ist schwierig, da sie nur ungefähr 20 oder 30 Prozent ihres Gewichtes guten Nahrungsstoffes enthalten, das Uebrige also als unnützer Ballast den Transport vertheuert, was mit dem Korn nicht der Fall ist. Ferner lassen sich Erdäpfel kein Jahr lang gut aufbewahren und sind noch viel mehr als das Korn dem Verderben ausgesezt. Zu allererst kam es also darauf an, ein Mittel zu erfinden, um die Erdäpfel oder das Mehl daraus des Aufbewahrens fähig zu machen. Dieses Mittel hat man hier endlich aufgefunden. So viel ich von einem Vortrage, welchen der geschickte Chemiker Payen neulich darüber in einer gelehrten Gesellschaft hielt, begriffen habe, wird das Erdäpfelmehl einer Art von Gährung unterworfen. Nach einem doppelten Prozesse soll es sich so gut und besser noch als gewöhnliches Mehl zum Aufbewahren eignen. Nun hat man einen wichtigen Schritt vorwärts thun und sich mit der Zubereitung des Brodes aus diesem Mehle ernstlich abgeben können, und damit ist man eben jezt sehr emsig in Paris beschäftigt. Schon in der lezten Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften wurde ein grobes Bauernbrod, das gänzlich aus Erdäpfelmehl zubereitet war, herumgereicht. Ich habe es genau untersucht und es wenig von anderm Brode unterscheiden können, wenigstens dem Aeußern nach; wenn man es jedoch kostet, so findet man einen leichten Kartoffelgeschmack. Der Landmann, der dieses Brod zubereitet hat, versichert, es koste nur zwei Sous das Pfund; hier hätten also die Landleute schon ein leicht anzuschaffendes Surrogat. Aber dieser Versuch des Herrn Quest, so heißt der Zubereiter, ist unabhängig von den ins Große getriebenen Versuchen, die man jezt in Paris, wie auch in Straßburg anstellt und die, wie man versichert, ein weißes Brod liefern sollen, das sich von dem in Paris allgemein üblichen Waizenbrode nicht soll unterscheiden lassen, und kaum halb so viel kostet als dieses. Es wäre möglich, daß es auch nicht so nahrhaft wäre, als das Waizenbrod, und folglich eine größere Menge Brodes erforderlich wäre; dennoch soll, wie man behauptet, der Vortheil beim Gebrauche des Erdäpfelbrodes noch immer sehr bedeutend seyn. Auch hätte man dabei den Vortheil, daß man manches, zum Getreidebau untaugliches Erdreich zum Kartoffelbau anwenden und folglich noch auf einen besondern Gewinnst rechnen könnte, abgesehen davon, daß die Erdäpfelerndte nicht so oft oder so allgemein fehl schlägt, wie die Getreideerndte. Der Globe meint, dies werde eine Revolution im Landeigenthum hervorbringen und manche Eigenthümer werden dadurch die Hälfte ihres Einkommens verlieren. (Der Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. März 1832.

— Verwahrt
Ist mir das Ohr vor deiner Rede Schlingen.

Schiller.

Paez und Arismendi.

Das neueste Heft des Londoner Foreign Quarterly Review enthält eine Scene aus der Revolutionsgeschichte von Columbien, die wir der Mittheilung werth halten, da sie, wie der Verfasser, ein Offizier, der mehrere Jahre in Columbien gedient hat, versichert, nach dem Leben gezeichnet und auf jeden Fall sehr lebendig ist.

*

Am 3ten Januar 1828 wurde in Venezuela eine große royalistische Verschwörung entdeckt, in welche über dreihundert vornehme Personen und Angestellte verwickelt waren. Seit 1824 hatte die Republik in keiner solchen Gefahr geschwebt. Der spanische General Barradas war mit 11,000 Mann von Coruna zu Puertorico angelangt, wo Admiral Laborde mit seiner Flotte zu ihm stoßen sollte, worauf sie vereint an der Küste von Venezuela landen wollten. Auf diese Hülfe hatten die Verschwornen gerechnet; aber die Generale Paez und Arismendi retteten durch Muth und schnelle Besonnenheit die Republik vom Verderben. In den drei folgenden Tagen wurden über dreihundert Personen, worunter wenigstens die Hälfte Geistliche waren, verhaftet und erschossen. Das Hauptquartier der Verschwörung war zu Carracas, wo Paez befehligte. Zu der Zeit, in welche uns die folgende Scene versezt, ist Paez nach dem sechs Stunden davon gelegenen La Guayara geritten, um zweien seiner Milchbrüder, welche an der Verschwörung Theil genommen, das Leben zu retten, und ist deßhalb in einen heftigen Streit mit dem dort befehligenden Arismendi gerathen, welcher unerbittlich auf ihrem Tode bestanden hat.

Es ist acht Uhr Abends. Ein langer niedriger Saal im Hause Arismendis, dessen Fenster stark mit Eisenstäben verwahrt sind, und in welchem sich außer einem mit Papieren bedeckten Tisch und einigen Armstühlen kein Geräthe befindet. Oben am Tisch sizt Arismendi rauchend, unten zwei Offiziere mit Schreiben beschäftigt. Zwei gelbe Kerzen brennen auf einem zweiarmigen, alten eisernen Leuchter und verbreiten ein schwaches Licht. Ein Unteroffizier geht mit gezogenem Säbel an der Thüre auf und ab. Ein Offizier tritt ein: General, ein Mönch wünscht Euch zu sprechen.

Arismendi. Wie heißt er?

Offizier. Er will sich nicht nennen, behauptet aber, er habe Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen.

Arismendi. Er komme. (Gleich darauf tritt ein Mönch vom hohem Wuchs, mit der Kapuze über dem Gesichte, herein und bleibt an der Thüre stehen.)

Arismendi. Was steht zu Diensten, Pater? ich habe nicht viel Zeit; was habt Ihr mir zu sagen?

Mönch. Ich habe wichtige Geheimnisse.

Arismendi. Sprich!

Mönch. Nicht eher, als bis wir allein sind.

Arismendi. Es sind dieß treue Offiziere der Republik; sprecht ohne Scheu.

Mönch. Was ich zu sagen habe, darf nur der General hören.

Arismendi (winkt, nachdem er den Mönch einen Augenblick angesehen, den Offizieren, sich zu entfernen.) Nun, Pater?

Mönch. Und die Schildwache?

Arismendi. Der gehört zur irländischen Legion und versteht nicht ein Wort Spanisch. Sprich ohne Scheu; aber vor allem Dein Name.

Mönch. Mein Name? Ha, es ist wohl lange her, seit er innerhalb der Ringmauern von La Guyara zum leztenmale ausgesprochen worden. (Er tritt plözlich an den Tisch und wirft die Kapuze zurück.) Juanito, kennst Du mich noch?

Arismendi. Um Gotteswillen! Pater Ramon de Suza! mein alter Lehrer! (Er tritt rasch auf ihn zu und bietet ihm die Hand, der Mönch tritt zurück.)

Mönch. Höre mich erst an. (Er läßt sich langsam nieder und winkt Arismendi, ein Gleiches zu thun.) Ja wohl bin ich es — einst der allverehrte Abt von Santa Martha, jezt der vogelfreie Pater José.

Arismendi. Du Pater José? José, das Haupt der Verschwörung der Servilen? Unglücklicher! und was bringt Dich hierher?

Mönch. Das sollst Du hören. Durch das gottlose Dekret, welches die Klöster aufhob und ihre heiligen Bewohner in die Welt stieß, aus diesem Lande verwiesen, beschloß ich, den Ueberrest meiner Tage der Befreiung meines Vaterlandes von dem Joche der bösen, ehrsüchtigen, gewissenlosen Verräther zu weihen, die es unter dem Vorwand der Freiheit in Sklavenbande schlugen. (Der General will ihn unterbrechen, aber der Mönch fährt schnell fort.) Ich segelte nach Spanien, und nach unsäglichen Mühen und Gefahren hatte ich das Glück, unsern Herrn Don Fernando den Siebenten, den Gott erhalten wolle, von Angesicht zu sehen und zu sprechen. Ihm stellte ich den Jammer des Landes vor, von ihm erhielt ich die Erlaubniß, jedes Mittel zu seiner Befreiung zu ergreifen. Gelingt es mir, so gebührt die Ehre Gott allein; falle ich, so werde ich, wie die drei Männer im Feuerofen, Hosianna singen. (Er steht plözlich auf.) Juan Arismendi, in Deiner Hand ruht das Schicksal Deines Vaterlandes. Blutend streckt es die Arme nach Dir aus — willst Du es von Dir weisen? Wirf den schmählichen Sklavenrock seiner demagogischen Herrscher von Dir, tritt diese schändliche Kokarde mit Füßen, erwirb Dir den Namen eines andern Kortes, eines zweiten Eroberers von Amerika!

Arismendi. Halt ein, fanatischer Mönch! was wagst Du mir vorzuschlagen? Weißt Du nicht, daß Davilla, Gutierrez mit den meisten ihrer Mitschuldigen in Verhaft, verurtheilt, und auf dem Punkte sind, die verdiente Todesstrafe zu erleiden? Weißt Du nicht, daß die heilige Sache der Freiheit in ganz Venezuela über die Umtriebe einer Handvoll Verräther gesiegt hat? — Zittere für Dein eigenes Heil!

Mönch. Für mich soll ich zittern? Die Hand, welche Daniel aus der Löwengrube gerettet, wird auch mich beschützen. Noch einmal, Juanito, das Heil Deines Vaterlandes ist in Deiner Hand; um Deiner selbst, um Deines Volkes willen, überlege wohl, was Du thust. Es hängt von Dir ab, Deinen Namen unsterblich zu machen in dieser und jener Welt! Die Besatzung dieser Festung ist Dir mit Leib und Seele ergeben; Paez hat nur ein Paar Llaneros bei sich, laß die Thore verschließen, verhafte ihn, pflanze die heilige Fahne auf, unter der Spanien so oft seinen Feinden obgesiegt, laß sie nur eine Stunde auf den Wällen von Venezuela wehen, und ganz Venezuela wird Deinem Beispiele folgen. Das Land ist seiner Dränger müde und harrt nur des Zeichens, sich ihrer zu entledigen; vielleicht in diesem Augenblick, wo ich rede, hat Laborde das spanische Heer ans Land gesezt, ist Barradas im Marsche gegen Carracas begriffen. Sieh hier die Unterschrift unseres erhabenen Königs; sieh hier das königliche Siegel von Castilien; hiedurch bin ich berechtigt, Dich zum Generalkapitän von Venezuela zu ernennen, später wirst Du — kein Zweifel — Vicekönig von Granada!

Arismendi. Genug, Versucher!

Mönch. Herzog von Terranova und Grande von Spanien.

Arismendi. Hebe Dich weg, Satan, oder Du sollst mir diesen Schimpf theuer bezahlen!

Mönch. Juan, ich weiß, an was Dein Herz hängt — Gold; es ist der Götze Deiner Anbetung; nun denn: die Bergwerke von Kauka auf fünfzig, auf hundert Jahre.

(Der Beschluß folgt.)

Die Doppelgängerin.

(Beschluß.)

Die Herzogin, welche diese Richtung des Sinnes ihrer Pflegbefohlenen gewahrte, bekämpfte sie nicht, um so weniger, da sie selbst einer devoten Parthei angehörte, welche damals in Paris sich immer mehr Geltung zu verschaffen wußte. So geschah es denn, daß nach drei Jahren Mariens Entschluß fest stand, ein Kloster aufzusuchen, um in dessen Mauern sich der Einsamkeit und den strengen Pflichten, die ihre Ansichten ihr auferlegten, zu widmen. Frau von Auxerres bot sich an, sie zu begleiten; es wurde beschlossen, in die Picardie zu reisen, wo eine Verwandte Mariens sich als Vorsteherin eines religiösen Instituts befand.

Auf dem Wege, den die Reisenden machen mußten, berührten sie die Besitzungen, auf welche Colmar mit sei-

ner jungen Gemahlin sich zurückgezogen hatte; Marie wußte dieß, und ihr heißes Verlangen war, den Geliebten noch einmal zu sehen, ehe sie sich auf ewig in die finstern Mauern ihres Klosters begrub. Ein Plan, den Hang zur Schwärmerei und zum Wunderbaren eingegeben, beschäftigte sie jezt Tag und Nacht; Colmar sollte nichts von allem wissen, sie wollte um ihn seyn, ihn sehen, vielleicht auch mit ihm sprechen, ohne daß er das Mindeste von ihrer Gegenwart ahnete. Dieß zu bewerkstelligen, sollte ihr die wunderbare Aehnlichkeit, die sie mit der Gemahlin Colmars hatte, dienen. Die Herzogin, obgleich nicht im Bunde mit den phantastischen Plänen der Schwärmerin, fand doch für gut, ihren krankhaften, leidenden Zustand nicht durch Widerspruch noch zu verschlimmern; sie gab nach und traf im Geheim Anstalten, daß das Wagstück, im Fall es mißlänge, nicht von bösen Folgen für das Mädchen seyn konnte. Im Gasthofe des Städtchens wurden Zimmer auf einige Tage gemiethet, in die sich beide Damen in aller Stille einschlossen.

Wir kehren jezt zu Colmar zurück, den wir, versöhnt mit seiner liebenswürdigen Gattin, verlassen haben. Berenize, erschüttert durch den Jammer, der das Herz des Geliebten getroffen, war bemüht, durch zärtliche Sorgfalt und unbefangene Heiterkeit jene schwarzen Erinnerungen nach und nach gänzlich zu tilgen. Die Gewalt eines schönen Herzens ist mächtig, Colmar genas; der Umgang mit der Trefflichen, die paradiesischen Genüsse der Natur kräftigten seine Brust und füllten sie neu mit der Frische der Jugend. Zwei Jahre vergingen in ungetrübtem Frieden, da — armer Colmar! rüsteten sich die finstern Mächte von Neuem und gewaltiger, ihr armes Opfer in Empfang zu nehmen. Es nahte der Jahrstag vom Tode Opheliens; ein Tag, der stets die alten Wunden aufreißend, den Unglücklichen seinen bösen Geistern überlieferte. Eine Schwermuth, so finster wie sie sich nie früher geäußert, erschreckte jezt die arme Gattin und spottete ihrer angestrengten Bemühungen. Der Arzt, mit den frühern Schicksalen des Kranken bekannt, schrieb zum Theil die Ursache seines verschlimmerten Zustands den bösen Einwirkungen des trüben Herbsthimmels, so wie den kalten Stürmen zu, die um diese Zeit zu wehen pflegten. Seine Sorgfalt vereinigte sich mit den Bemühungen der Gattin; beide wachten, da das Uebel zunahm, am Bette Colmars und lauschten mit Entsetzen jenen Ausbrüchen des Zorns und Schreckens, die er ausstieß, da der Fiebertraum ihn wiederum an die Seite jener furchtbaren Ophelie und des gespenstischen Grafen brachte. Endlich schien die finstere Periode überstanden, und langsam erhob sich der Kranke wieder, doch nicht, um die Geselligkeit zu suchen; er zog sich vielmehr zurück von allem Umgang, um sich in seine Gemächer einzuschließen, wo nur Berenize zu einer bestimmten Stunde des Abends Zutritt hatte. So waren die Umstände, als die Herzogin mit Marien im Städtchen anlangte.

Der Todestag Opheliens war erschienen. Ein dunkler Herbsthimmel hüllte das leuchtende Gestirn des Tages in seine grauen Schatten; die Natur, im Winterschlafe schon begraben, zeigte ein farbloses, melancholisches Antlitz. Es scheint, als sey eine so kalte, trübe Zeit dazu bestimmt, den Menschen zu erschüttern, als träte ihm überall unter dem zerrissenen Teppich des Frühlings das nackte Entsetzen, die starren Formen eines Gerippes entgegen, welches ihn, über die Tiefen des Grabes hinweg, an die Verbindung mit einer fremden, drohenden Welt mahnt. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß Colmar an diesem Tage die Nachricht vom Tode des Grafen erhielt, der in Palermo verstorben. Berenize erfuhr nichts hievon; sie hatte auf den Rath des Arztes eine Gesellschaft versammelt, die aus Freunden der Familie in der Nachbarschaft bestand. Man vereinigte sich in einem schönen, mit glänzender Pracht ausgestatteten Salon; es wurde musicirt, gescherzt, der junge Theil der Gesellschaft war mit dem Tanz beschäftigt. Colmar hatte Anfangs an dem Gespräche Theil genommen; doch eine seltsame Aufregung, die in seinem Wesen bemerkbar wurde, zeigte, daß diese Theilnahme nur erzwungen war. Bald zog er sich auch in seine Zimmer zurück. Drei Stunden mochten nach seinem Verschwinden verflossen seyn, als plötzlich eine große Bewegung in der Menge sich äußerte. Man hatte aus den innern Gemächern einen gräßlichen Angstruf erschallen hören; jezt sah man, daß auch Berenize fehlte. Das Gerücht einer entsetzlichen That, die so eben geschehen, ging von Mund zu Mund; Niemand wagte, von finstern Ahnungen ergriffen, den Gang zu betreten, der in die Zimmer Colmars führte. Eine tiefe Stille lagerte sich auf wenige Minuten über den Salon, der noch so eben von den Tönen des Frohsinns und der Musik widerhallt hatte. Endlich drangen mehrere Männer, an ihrer Spitze der Arzt, ins Kabinet, dessen Thüre nur angelehnt war. Himmel, welch ein entsetzlicher Anblick zeigte sich da! Berenize, die unglückliche Berenize, lag am Boden mit durchbohrter Brust; neben ihr kniete, die Haare wild aufgelöst, eine Gestalt, deren Anblick die eintretenden Männer auf einen Moment erstarren machte — auch sie war Berenize, dieselbe Kleidung, dieselbe Figur, dasselbe Gesicht! — In einer Ecke des Gemachs lehnte Colmar, das Antlitz in beide Hände gedrückt. Das Licht einer düster brennenden Studierlampe beleuchtete mit ungewissem Schimmer die Gestalten im fürchterlichen Gemach. Während der Arzt sogleich Vorkehrungen traf, der Verwundeten Hülfe zu schaffen, sah man die hohe Gestalt einer vornehmen Dame, welche sich Platz durch die Menge machte; ein Schrei entriß sich ihrer Brust, als sie das

Geschehene bemerkte; zu gleicher Zeit erhob sich jene zweite Berenize und sank ohnmächtig in die Arme der Hinzugetretenen. Es war die Herzogin von Auxerres, die jezt zu der traurigen Pflicht sich berufen fühlte, das finstere Räthsel der entsetzlichen That zu lösen. — Wir lassen den Schleier vor das trübe Gemälde fallen und wagen es weder, den Schmerz der Familie des Marschalls, noch die Vorwürfe zu schildern, die die Herzogin sich machte, in jenen Plan Mariens gewilligt zu haben. Das Entsetzliche war geschehen, die finstern Mächte hatten ihr Opfer dahingenommen. Berenize starb bald an den Folgen der Verwundung und Colmar verfiel in einen Wahnsinn, der unheilbar blieb.

A. Freih. v. Sternberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Neue Erfindungen. Delavignes Ludwig XI.

Herr Payen sprach noch von einer andern Erfindung, die zwar nicht so wichtig für die Volksmenge ist, aber doch auch ihren Nutzen hat. Beim Raffiniren des Zuckers brauchte man bisher verkohlte Knochen, und um die Schwärze wieder loszuwerden, nahm man Eier oder Ochsenblut. Es wurde sonst in den Zuckerraffinerien in Paris beinahe eine Million Eier verbraucht; da sich diese aber nur mit Mühe erhalten ließen, so hatte man schon seit mehreren Jahren Ochsenblut dazu genommen. Der Verkauf des Ochsenblutes in den vier grossen Schlachthäusern von Paris ist ein bedeutender Erwerbszweig geworden; da aber das Blut noch schneller sich zersezt als die Eier, so hatte man auf ein Mittel denken müssen, das Blut zu erhalten. Dies war vermittelst der Anlegung von Dörren geschehen, welche das Blut zu einem Pulver reduziren; dies läßt sich weit versenden, wenn es vor der Feuchtigkeit bewahrt wird; deshalb beziehen die französischen Kolonieen schon seit einigen Jahren eine Menge gedörrten Ochsenblutes aus Frankreich; denn in den Kolonieen ist man noch in Allem, sogar in der Zubereitung der Landesprodukte, so weit zurück, daß man sie erst von Europa her lernt. Nun hat so eben Jemand ein Mittel gefunden, das Ochsenblut ganz entbehrlich zu machen, welches denn wiederum eine Art von Umwälzung in diesem Erwerbszweige hervorbringen muß. Er bereitet nämlich seine Beinschwärze dergestalt zu, daß sie den Zucker von seiner Farbe befreit und ihn reinigt, ohne ihm die Kohlenschwärze zu lassen, oder mit andern Worten, daß sie den Zucker weiß und nicht schwarz macht. So verdrängt bei der thätigen Regung des Gewerbfleißes eine Erfindung die andere; so ersezt ein besseres Verfahren ein unvollkommenes, das zu seiner Zeit als eine wichtige Entdeckung galt, aber einer neuern weichen muß. Viele Versuche sind auch in den lezten Jahren gemacht worden, um das gewöhnliche Material zur Bereitung des Papiers, nämlich die Linnenlumpen, durch ein anderes, leichter und wohlfeiler zu verschaffendes zu ersetzen. Die Engländer und Nordamerikaner haben schon lange Papier aus Baumwollenlumpen; dies hat aber wenig Bestand und zerreißt beim Anfassen. In Frankreich hat man mehrere Materialien versucht; erst kürzlich sprach man in den Zeitungen von Papier aus Holzspänen; aber entweder gaben sie kein schönes Papier, oder die Zubereitung war zu schwierig und kostspielig, und somit hat man sich an das Linnenpapier halten müssen, obschon man in Frankreich ebenfalls Baumwollenpapier zubereitet. Vor vierzehn Tagen hat die Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste Jemanden einen Preis ertheilt wegen der Erfindung feinen chinesischen Papiers aus Schilfrohr. Dieses Papier ist jedoch nur zu Kupferstichen tauglich, i— man hier, wie in England, nun bei allen wichtigen Kupferwerken auf solchem feinen Papiere abdruckt. Zu Verfertigung des gewöhnlichen Papiers wird man sich also einstweilen noch der Linnenlumpen bedienen müssen, bis auch hier ein Wundermann einen glücklichen Einfall hat; denn im Gewerbfleiße schreitet man von einem Wunder zum andern, und nur die Menge der neuen Erfindungen macht, daß wir uns so wenig wundern, obgleich gerade deshalb unsere Bewunderung steigen sollte.

Am 18. Februar hatte die sechste Vorstellung von Casimir Delavignes „König Ludwig XI." statt. Der Schauspielsaal des Théâtre français war gedrängt voll, sogar die Musikanten im Orchester hatten ihre Plätze den Zuschauern abtreten müssen; dies ist immer in Paris ein Zeichen des großen Beifalls eines neuen Stückes. Die Zeitungen hatten von diesem neuen Stücke Gutes und Böses gesagt; ich war begierig, selbst über den Werth dieses neuen Geistesproduktes eines Dichters urtheilen zu können, der vor mehreren Jahren als der erste Dichter der Nation gepriesen wurde, dessen dramatische sowohl, als lyrische Versuche mit rauschendem Beifall aufgenommen und mehrmals aufgelegt worden sind. Seit drei oder vier Jahren hatte der Dichter ausgeruht, oder wenigstens nichts erscheinen lassen, als einige leichte Dichtungen. Unterdessen hatte sein Ruf manchen Angriff von Seiten der Kritiker in den Journalen auszuhalten, und auch seine dramatischen Leistungen wurden nicht mehr so beachtet, wie zuvor. Seine „Schule der Alten" ist fast das einzige Stück, das noch fortwährend Beifall erhält; die andern werden nur noch selten gespielt. Freilich haben sie so viele Darstellungen erlebt, daß das Publikum satt geworden ist. Seine „Prinzessin Aurelie" hat aber nie die Gunst des Publikums gehabt, und dieses Stück ist mausetodt. Sein leztes Stück war „Marino Falieri;" in diesem näherte sich der Dichter schon dem neuern Geschmacke; denn indessen die Parthei der alten Literatur Cas. Delavigne bis in den Himmel erhob wegen seines geläuterten, ächt klassischen Geschmackes, veränderte sich unvermerkt der Geschmack des Publikums durch die vielen Uebersetzungen und Nachahmungen fremder Theaterstücke, und Cas. Delavigne, der ein Mann von vielem Verstande ist, hat eingesehen, daß es zwar recht angenehm ist, von den Klassikern als ein Muster klassischen Geschmackes gepriesen zu werden, daß es aber noch viel mehr Annehmlichkeit hat, vor einem zahlreichen Publikum aufzutreten und von demselben beklatscht zu werden. Er hat gesehen, daß die klassischen Stücke, so schön sie auch bearbeitet sind, liegen bleiben, indeß die romantischen rauschenden Beifall erhalten, sogar wenn sie abgeschmackt angelegt sind. Da mag er also gedacht haben: besser ist es, daß ich meinem dramatischen Talente eine romantische Richtung gebe; zum wenigsten belohnt mich das Publikum mit seinem Beifalle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 60.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. März 1832.



Aengstlich spann die Raupe sich die Hülle,
Schlief, und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, wähnte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sey.
Freund! ein Traumreich ist das Reich der Erden.
Was wir waren? was wir einst noch werden?
Niemand weiß es! —

Herder.

Die Welt der Insekten.

Die Welt der Insekten ist eine Schöpfung ganz eigener Art, lieblicher, vollkommener, poetischer als die übrige, an der es an Lücken und an Prosa keineswegs fehlt. Es gibt wohl kein Gebilde der Phantasie, das nicht seinen Typus in jener Wunderwelt hätte, in der die schöpferische Kraft der Natur sich gleichsam mit Liebe ihrer poetischen Laune überlassen hat. Wollt ihr eine wunderliche Arabeske von Raphael sehen, voll Schnörkeln und Fratzen, lüstet euch nach einer phantastischen Menagerie in Callots Manier, wollt ihr einen Talisman, wunderbarer und wirksamer, als je eine Fee einem Prinzen zum Angebinde gegeben: so nehmt diese Loupe, dieses Mikroscop zur Hand, und ihr sollt all dieß und weit mehr in der Welt der Insekten und Infusorien schauen.

Ja, es ließe sich mit leichter Mühe ein kleiner naturhistorischer Roman entwerfen, der euch in eine noch weit wunderbarere Welt führen sollte, als die Geschichten der tausend und einen Nacht, und, was das Schönste ist, in eine wirkliche, keine erdichtete. Man müßte nur im Helden des Romans die Eigenschaften seiner Brüder und Vettern vereinigen; Gott hätte ihn wohl so geschaffen, wäre ihm nicht daran gelegen gewesen, ein Paar Jahrtausende lang das Gleichgewicht der Geschlechter zu erhalten, und vielleicht macht er ihn dereinst so, wenn er nicht indessen seines Werkes überdrüßig wird. Und was häte man mit jener Vereinigung der Merkmale und Eigenschaften auf dem Haupte des Helden anders, als was die Verfasser des Telemach und des Grandison in vollem Maaße gethan und dabei doch das Recht des Erfinders nicht mißbraucht haben?

So lasse ich denn meinen Grandison aus dem Ey schlüpfen, wie Kastor und Pollur. Die gute Mutter Natur weiß für ihn, daß der Tage der Liebe und des Glanzes gar wenige sind, und daß es einer langen, mühseligen Lehrzeit bedarf, um auf ihren Genuß vorzubereiten. Er bleibt am Platze, wo er das Licht der Welt erblickt, oder entfernt sich auf geringe Weiten, um Himmel und Erde, sein Erbe, sich zu betrachten. Was hätte er weiterhin zu suchen? Ist er doch weder schön, noch zur Liebe ausgerüstet. Bevor das Bedürfniß in ihm erwacht, den dunkeln Raupenrock abzulegen, waltet nur der Trieb zum Leben in ihm. Aber die Zeit kommt herbei, wo Grandison zum ersten Male arbeitet: er webt sich einen derben Sack von Wolle oder einen feinen von Seide, oder baut sich aus einem Stoff, der zarter, weicher und fester ist als Velinpapier, einen prächtigen Mumiensarg mit seltsamer Maske, verziert auf dem Deckel mit goldenen Schnörkeln und Streifen in herrlicher Symmetrie, und hängt ihn an zähem Faden an den schwanken Zweig eines Busches; oder aber baut er sich seine Schlafkammer in den kaum sichtbaren Zwischenraum zweier Steine, oder er verkriecht sich in ein enges, ringsgeschlossenes Fahrzeug aus Sand, Thon und Schilfstücken, und vertraut den Wellen das Loos seiner nahen Wiederauferstehung an.

Ja, er ersteht wieder, und die Fabel vom Phönix verwirklicht sich hunderttausendmal an jedem Frühlingsmorgen zu den Füßen des wandelnden Naturfreundes.

Da ist er wiedererstanden! Er ist es nicht und doch ist er es: es ist das alte Wesen in völlig anderer Gestalt; aber wie unendlich hat er bei der Metamorphose gewonnen! Seht ihn einmal an: hier taucht er ins Wasser mit versteckten Flügeln, dort wiegt er sich in der Luft und schleppt ein unnützes Ruder hinter sich. Die ganze Erde gehört sein; aber sie ist ihm nur ein Ruhepunkt zwischen den Himmelshöhen und den Tiefen der Wasser, denn die gehören ihm an, so gut wie die Erde. Die Flügel, welche er entfaltet, sind keine Flügel wie andere: über starke bewegliche Rippen ist die zarteste Haut gespannt, auf welcher Millionen Atome ausgestreut liegen, welche Gold und Diamanten an Glanz übertreffen, deren kleinstes unter der Linse des Beobachters sich als ein Stückchen einer glänzenden Vogelfeder darstellt. Häufig versteckt er diese seine Flügel unter leuchtenden Panzern, vor denen alle Pracht Asiens zu Nichte wird.

Ja, er ist wiederauferstanden; schön, stark, mit dem Trieb der Liebe, zu lauter Tagen des Ruhms und der Wonne. Armes Insekt, verachtetes Thier! und doch umfaßt dein Leben Alles, was der Mensch von der Ewigkeit hoffen und wünschen kann! — Nach verschiedenen Umwandlungen hat endlich das Insekt die lezte Gestalt angenommen, welche uns sinnlich erkennbar, vielleicht aber selbst wieder nur ein schwacher Versuch zu den Metamorphosen ist, welche seiner in den ewigen Umwandlungen der Materie warten.

Die Vorsehung hat das Insekt auf der Stufe seiner vollen Entwicklung nicht nackt und wehrlos in die Welt gesezt, wie den Menschen. Es besizt neben seinem reichen Schmucke alle Werkzeuge des Fleißes, alle Waffen des Kriegs, und seine Instikte leiten es gleich der ausgebildetsten Vernunft. Hier führt es starke Bohrer, dort Spaten zum Graben, Sägen zum Schneiden, Zangen zum Ziehen und Zerreißen. Hier trägt es an der Brust ein spitzes, bewegliches Schwert, dort schleppt es einen scharfen Säbel nach sich; hier birgt es in beweglicher Scheide einen unsichtbaren, vergifteten Dolch; ein andermal läßt es Stempel spielen, um scharfes, fressendes Naß dem Feinde entgegenzuspritzen, und lange, bevor das Pulver erfunden wurde, war es im Besitz von Donnerbüchsen, welche wie die unsrigen Rauch und Flammen speien.

Besinnt euch, zu was Allem ihr es auf der Dornenbahn der Kultur mit Mühe und Noth gebracht habt: die Liste eurer Erfindungen und Schöpfungen mag noch so groß seyn, Alles hatte und schaffte das Insekt längst vor euch. Es baut Kasernen, es legt Städte an, es gräbt Tunnels, im Verhältniß fünfhundert Stunden lang, unter Städten, Flüssen, Bergen weg; es errichtet auf Höhepunkten schimmernde Telegraphen, pflanzt lebendige Leuchten längs des Saums der Wälder, lichtet die Nacht, wenn es in lustigen, leuchtenden Schwärmen, als ob es Sterne schneite, auf die Wipfel der Bäume sich niederläßt. Nennt mir einen eurer Sinnengenüsse, den es nicht kennt. Es nährt sich von der köstlichsten Ambrosia, und wie froh seyd ihr, wenn ihr sie ihm hie und da entwenden könnt; es umgibt sich mit so süßen, berauschenden Wohlgerüchen, daß ihr sie verläumdet, wenn ihr sie mit Moschus, Ambra und Rosen vergleicht. Von der Pracht seiner Kleidung hat einer gar keinen Begriff, der nicht die Königshöfe des Morgenlandes in ihrem höchsten Glanze gesehen. Purpur und Seide, Smaragden und Rubine, das ist Alles nur Zier und Putz für den Menschen. Ich wollte euch zehntausend Insekten zeigen, die, wenn sie ihren Schmuck gegen den einer Cleopatra vertauschten, beim Tausche verlören. Man sollte oft glauben, nachdem die Natur die Edelsteine geschaffen, sey es ihr, da sie diese ihre herrlichen Werke betrachtet, leid gewesen, daß sie ihnen keinen Hauch des Lebens eingeflößt, und um dieses Versehen gut zu machen, habe sie die Insekten erfunden.

Ich gestehe offen, daß ich an die Wunder, von denen uns Ovid und unsere Mährchen erzählen, nicht so ganz glaube. So war mir der Zauber im Ringe des Gyges, in Fortunatus Hütchen und in Prinz Lutins Talisman von jeher ein wenig unbegreiflich, so Unrecht es auch ist, an der Existenz dieser hohen Personen und dem Wunder ihrer Unsichtbarkeit zu zweifeln. Das aber ist ungleich sicherer, daß der, der die Insekten geschaffen, bei ihnen Ring, Hut und Talisman durch sinnreiche Künste entbehrlich gemacht hat, die gar nichts zu wünschen übrig lassen. Die meisten Nachtfalter, welche auf Baumstämmen leben, entgehen dem Auge des Beobachters, weil sie vom Moose und den Flechten der Rinde durchaus nicht zu unterscheiden sind. Es gibt einen solchen Schmetterling, der mit seinen falben, ausgezackten Flügeln auf dem Zweige mit abgestorbenen Blättern, zwischen denen er sizt, von jedem mit einem Blatte verwechselt wird, und wenn nun ein Windstoß Blätter und Schmetterlinge davonweht, so weiß man nicht, ist dem Schmetterling der Stiel abgebrochen, oder hat das Blatt Flügel bekommen.

(Der Beschluß folgt.)

P a e z und A r i s m e n d i.

(Beschluß.)

A r i s m e n d i. Elender Verläumder! Ich verachte Dich und Deine Anerbietungen.

M ö n c h. Juanito! (näher tretend, mit leiser Stimme.) Rache ist süß, ist himmlisch! Gott verstattet sie, wenn ihr

Zweck gerecht ist; nennt er sich ja doch selbst einen Gott der Rache! — Paez, der elende Mulatte, Paez hat Dich diesen Morgen beschimpft — Dich, einen Weißen, einen Edelmann; ich weiß es. Räche Deine Ehre!

Arismendi (aufstehend, heftig). Bei der heiligen Mutter Gottes, das lügst Du, Mönch! Arismendis Ehre ist unbefleckt und blank wie sein Schwert, und hätte mich Jemand beschimpft, gleichviel, Weißer oder Mulatte, er hätte nicht eine Stunde länger gelebt, oder dieser Arm müßte keinen Säbel mehr schwingen können.

Mönch. Verhärteter Sünder! so fahre denn hin in Deiner Verstockung! Gott selbst hat mit Dir durch mich gesprochen. Du widersetzest Dich seinem Willen, und seine Strafe wird Dich ereilen. Bis dahin leb' wohl!

Arismendi. Halt, Mönch, Du bleibst!

Mönch. Freiwillig bin ich gekommen, ich habe das Recht, frei abzuziehen.

Arismendi. Ich verhafte Dich als einen Vogelfreien, der den Bann gebrochen, als einen Verschworenen, einen Verräther!

Mönch. Wie, Juan, Du könntest dieses graue Haupt in die Hand des Henkers geben?

Arismendi. Ich thue meine Pflicht.

Mönch. Ist es möglich? Das ist nicht Dein Ernst. Juanito, ich will stehenden Fußes nach Spanien, nach Europa segeln, wohin Du willst; sprich nur ein Wort.

Arismendi. Du hättest in Spanien bleiben sollen; nun ist es zu spät.

Mönch. Nein, du hast nicht den Muth, den zu morden, den zu einem schmählichen Tod zu verdammen, der Dich als Kind auf den Armen getragen, der Deine ersten strauchelnden Schritte geleitet, der Dir die Thore der Erkenntniß geöffnet, vor dem Du im Beichtstuhl Dein jugendlich unschuldiges Herz ausgeschüttet.

Arismendi. Pater, ich bin General der Republik.

Mönch. Nicht als ob ich den Tod fürchtete; Gott weiß, ich bin ihm mehr als einmal freiwillig entgegengetreten; aber der Henker — der Strick — der gräßliche Strick! ha! — und wie viel Gutes könnte ich noch in der Welt stiften! — Ich höre kommen! Tritte vieler Menschen! Das ist Paez mit seinen Schergen. Juanito, Juanito, rette mich! Bei der Mutter, die Dich unter dem Herzen getragen, deren Augen ich im Tode geschlossen, rette mich! rette mich! — ein Augenblick noch, und es ist zu spät.

Arismendi. Pater, am Altare der Freiheit habe ich Alles geopfert: ein Weib, das ich anbetete, zwei Knaben, die Freude meines Lebens, Ruhe, Vermögen, Glück — alles, alles; was mich allein noch an das Leben fesselt, das ist die Hoffnung, Columbiens Freiheit fest zu gründen. Ich kann nichts für Dich thun.

Mönch. Deus in adjutorium meum intende!

Paez (mit Depeschen in der Hand, tritt ein; mehrere Offiziere folgen ihm). General, gute Neuigkeit, alles geht gut. Admiral Foster schreibt, die ganze Küste sey frei; er habe Laborde hundert Meilen von hier nach der Havannah segeln sehen.

Mönch. Allmächtiger Gott! deine Schickungen sind unbegreiflich!

Paez. Wer ist der Mönch? Ein spanischer Gusano (Wurm, ein Schimpfnamen in Venezuela für die Mönche)? Was will der hier?

Arismendi (mit hohler Stimme). Seinen Tod!

Mönch. Jezt bin ich verloren! O Gott! Fiat voluntas tua! (Sich entschlossen dem Lichte nähernd.) Wer ich bin? Einst der berühmte Ramon de Suza, jezt der Mönch José, gekommen, den Tod eines Märtyrers zu sterben.

Paez. Wie, Du bist der José, dessen Namen hier oben an dieser Liste steht? (Er zeigt ihm ein Verzeichniß der Mitglieder der geheimen Gesellschaft des Rosario.)

Mönch. Wir sind verrathen und verkauft! Ein Verräther unter uns! wer hätte das gedacht!

Paez (zu Arismendi). Und dies ist der alte Freund Eures Vaters, der Abt von Santa Martha?

Arismendi. Wie Ew. Excellenz sehen.

Paez (ihn auf die Seite ziehend). Arismendi, gib mir die Hand und laß uns unsern Streit vergessen. Ich begreife wohl, was Du für den Mönch fühlen mußt. Laß uns denn einen Pakt schließen: sein Leben gegen das meiner beiden Milchbrüder. Was sagst Du dazu?

Ein Offizier (tritt ein). Excellenz, die Stunde der Hinrichtung ist da; alles ist bereit; was befehlt Ihr?

Paez. Was sagt Ihr, General?

Arismendi. Das Urtheil werde vollzogen.

Paez. Und der Mönch?

Arismendi. Er sterbe.

Paez. Es sey, und seine Seele fahre zur Hölle! (zum Offizier.) Ihr habt es gehört, nehmt ihn mit, und er soll zuerst dran; es ist das Alles, was wir für den heiligen Mann thun können.

Mönch. Blutdürstiges Ungeheuer! nur eine halbe Stunde, bis ich gebeichtet!

Paez. Ein heiliger Mann, wie Du, kann keine Sünden auf sich haben. Vorwärts!

Mönch. Gottlose, grausame Tyrannen, mein Blut komme über Euch!

Paez. Das Blut von Verräthern ist der Thau der Freiheit! (Arismendi sizt, die Hände vor das Gesicht geschlagen, am Tisch. Man hört Trommelwirbel, dann Schüsse fallen.)

Arismendi (Sich vor den Kopf schlagend). Ha! hätte ich doch nicht geglaubt, daß mir dieser Schall noch wehe thun könnte! Doch gleichviel! (schnell aufstehend.) Viva la Patria! Alle: Viva la Patria! Muerte a los Tiranos!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Cas. Delavignes Ludwig XI.

Nach Marino Falieris Darstellung ist Delavigne Walter Scotts Quentin Durward in die Hände gefallen, und sogleich ist der Gedanke in ihm aufgestiegen: wie, wenn du die große und sonderbare Figur Ludwigs XI. zum Gegenstande eines romantischen Trauerspiels wähltest! Ich weiß, daß er seit länger als drei Jahren an diesem Stücke gearbeitet hat. Er und sein Bruder Germain Delavigne, der bekannte Vaudeville- und Operettendichter, haben sich vor einigen Jahren an einem und demselben Tage verheirathet; die beiden Familien leben mit einem dritten Bruder und seiner Familie in der größten Eintracht beisammen, und zwar im Sommer auf einem schönen Gute in der Umgegend des normännischen Städtchens Vernon. Hier brachte Cas. Delavigne die lezten Sommer mit dem Dichten seines Stückes zu. Er hat eine Gewohnheit, zu arbeiten, die ein außerordentliches Gedächtniß voraussezt. Er verfertigt nämlich alle seine Verse im Kopfe, verbessert, streicht aus, schiebt ein u. s. w., und dichtet so das ganze Stück, ehe auch nur ein einziger Vers aufgeschrieben wird. Erst wenn alles völlig nach seinem Wunsche gestaltet und verbessert ist, schreibt er das Stück oder diktirt es; dann ist es auch fix und fertig und kann den Komödianten sogleich überliefert werden. Jemand von meiner Bekanntschaft, welcher zuweilen bei den Gebrüdern Delavigne einige Zeit auf dem Lande zubringt, versicherte mich, schon am frühen Morgen habe er oft den Dichter unter seinem Fenster vorübergehen und laut eine Tirade aus dem Stegreife hersagen, mehrmals wiederholen, auch wohl korrigiren hören. Ein andermal murmelte er seine tragischen Dichtungen her, indem er um eine Kohlenpfanne umherging, worin Theer brannte. Da nämlich der Dichter eine schwache Brust hat, so ist ihm vom Arzt gerathen worden, den Dunst von schwelendem Theere einzuathmen. Dies sah dann ganz phantastisch aus, ganz wie eine Geisterbeschwörung, und Jemand, der von dem Dinge nichts gewußt hätte und unvermuthet hereingetreten wäre, würde aus diesen Incantationen eines liberalen Dichters nicht haben klug werden können. — Nach langem Verbessern und Ausfeilen ist denn endlich Ludwig XI. fertig geworden, und die Schauspieler des Théâtre français, die wohl wußten, daß ihnen Delavigne etwas Köstliches zubereitet hatte, säumten nicht, das neue Stück sogleich einzustudiren. So wurde es denn in den ersten Tagen dieses Monats bei vollem Hause gegeben, und seitdem gibt man es dreimal in der Woche. Am 18. Februar hatte, wie gesagt, die sechste Vorstellung statt, und erst dieser konnte ich beiwohnen. Der Vorhang wurde ohne musikalische Einleitung aufgezogen und es entstand eine außerordentliche Stille. Die Bühne stellt das alte Schloß Plessis-les-Tours vor, in welchem sich bekanntlich der argwöhnische, tyrannische König eingeschlossen hatte. Sein Arzt Coctier und Philippe de Commines, Geschichtschreiber und Hofmann, unterhalten sich von dem Könige, von dem unglücklichen Nemours, dessen Vater Ludwig XI. hatte zu Paris hinrichten lassen, und der sich zu dem Feinde des Königs, zu Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, geflüchtet hat, und dem Coctier sowohl, als Commines zugethan bleiben, obwohl sie wissen, daß sie sich dadurch bei ihrem Herrn verdächtig machen. Der Arzt kümmert sich aber wenig darum; er hat die Ueberzeugung, daß er dem beständig für seine Gesundheit ängstlich besorgten und durch das Alter geschwächten Könige wegen seiner ärztlichen Wissenschaft unentbehrlich ist, und behandelt ihn daher mit einer derben Freimüthigkeit, die zuweilen in wahre Grobheit ausartet. Er sagt ihm einmal ins Gesicht: Du bezahlst mich, ich gebe Dir dafür meinen Rath; Du kannst mich nicht entbehren; nur deßwegen und nicht, weil Du mir gewogen bist, behälst Du mich bei Dir; sonst hättest Du mich schon lange behandelt, wie die andern Schlachtopfer Deiner Tyrannei; also habe ich gar keine Verbindlichkeit gegen Dich. Der Dichter hat aus diesem Mann einen Sonderling machen wollen, der großen Effekt hervorbringen könnte, wenn er recht gehalten wäre. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß ein tyrannischer Fürst, so bange ihm auch vor dem Tode seyn mag, lange und geduldig einem Arzte zuhört, der ihn beständig so barsch behandelt. Der Dichter hätte auch zeigen sollen, **warum** Ludwig XI. diese harte Behandlung von seinem Leibarzte erträgt. Nun erscheint Marie, ein lieblicher Charakter; sie ist die Tochter des Philippe von Commines und wird im Schlosse von allen, sogar vom finstern Despoten sehr gern gesehen. Es ist die Rede von der baldigen Ankunft eines heiligen Mannes, Franz v. Paula, welcher durch seine Heiligkeit den König von seinen Uebeln befreien soll. Der fromme Geistliche erscheint in einer Art von feierlicher Prozession, wobei ein Kirchengesang angestimmt wird. Solch eine Prozession würde vor einigen Jahren nicht gestattet worden seyn, und der klassische Dichter würde sie auch als eine unnütze Zier verschmäht haben; aber die Romantiker haben Kapellen und Prozessionen mit Kirchengesang in Aufnahme gebracht und die Theaterfreiheit gestattet sie. Die Prozession des heil. Franz v. Paula macht in diesem Stücke eine recht gute Wirkung.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 54:
Das böse Weib.

Räthsel.

Von einem Edelsteine will ich singen,
Von einem Onyx wunderbarer Art,
Wie ihn die reichste Sammlung nicht verwahrt,
Und Juweliere nicht aus Indien bringen.

Ein Onyx ist ein Kleinod, welches Lagen,
Verschiedenfarbig, hell von Glanze, zählt,
Davon die Kunst zum Grund sich eine wählt,
Die andern braucht, um Bilder aufzutragen;

Und Göttinnen und Götter gräbt der feine
Grabstichel ein, in menschlich schönem Bild,
Und Frauen sanft, Wettkämpfer auch, so wild,
Und andres Kunstgebilde diesem Steine.

Mein Onyx hat so blendend weißen Boden,
In lichtem Schwarz auf Lagen braun und blau
So helle Bilder, als ein Tropfen Thau,
Gehört auch nicht dem Steinreich an, dem todten.

Er ist lebendig, frisch und leicht beweglich,
Doch schön gefaßt, und trägt sich immer gut;
Die Fassung ist für ihn auf ihrer Hut,
Von seiner Arbeit ruht er drinnen täglich.

Hat er Geschäft? Ja wohl, die reichsten Bilder
Trägt er auf seine Lagen immer neu
(Er ist ein Künstler), und zum Sprechen treu;
Bald strahlen sie, bald ist ihr Schimmer milder.

Sein Feuer blendet, daß ich nichts verhehle,
Nicht wie die Sonne, doch beglückt sein Schein;
Die Liebe legt ihr tief Gefühl hinein,
Und sichtbar weilt in ihm allein — die Seele.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. März 1832.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt.

Goethe.

Bilder vom Mont-Parnasse in Paris.

Der Mont-Parnasse, im Süden der Stadt gelegen, ist einer der neusten, aber merkwürdigsten Theile von Paris. In keinem Stadtviertel sah man seit fünfzehn Jahren so viele Häuser emporsteigen. Von den Akazien, die sonst von der Barriere bis zum Seitenwege der Chaussee du Maine eine Allee bildeten, sind kaum noch einige übrig. Alles ist bebaut, und um nach dieser Seite hin ins Feld zu gelangen, muß man Paris eine geraume Strecke hinter sich lassen. Unter all diesen Bauten aber befindet sich kein einziges Privathaus; Alles ist dem Publikum gewidmet, lauter Wirthshäuser, Cafés, Schenken, in welchen an jedem Abend ein nie verstummendes Orchester das sich drängende, fröhliche Völkchen in Bewegung sezt. Aber welch erstickende, mephitische Dünste! der besten Lunge selbst versetzen sie den Athem. Die Hauptzierden dieser Säle sind die Grisetten aus der Rue de Sevres und der Rue des Vieilles Tuileries. Das vornehmste unter allen jenen Häusern ist der Ballsaal Elysée des Dames; dort prügelt man sich am seltensten, und die Municipalwache hat daselbst am wenigsten zu thun; kurz, es herrscht in diesem Elysium ein besserer Ton als sonstwo. Eines Tags besuchte ich das Elysée des Dames in Gesellschaft mehrerer Freunde. Wir saßen um einen Tisch, in dessen Mitte eine mächtige Bierflasche in Gestalt eines gothischen Glockenthurms emporstieg, und ich faßte eine, aus Vater, Mutter, einem jungen Mädchen und einem Knaben bestehende Familie von bons Bourgeois ins Auge. Ich beschloß, mit dem Mädchen zu tanzen, und machte mich, den Gesetzen des heiligen römischen Reiches zum Troz, ohne weiteres zum deutschen Reichsfürsten. Freund L. ward sofort zum Oberstallmeister und Vertrauten des Fürsten ernannt, und er engagirte in dieser Eigenschaft das Mädchen mit feierlich diplomatischem Ernst. „Mademoiselle," sprach er, „der Fürst, mein Gebieter, reißt Inkognito; er befindet sich hier, in der Absicht, dieses Etablissement in Augenschein zu nehmen, und bittet sich die Ehre aus, mit Ihnen zu tanzen." Ich schielte hin und sah mit Erstaunen, daß meine Aufforderung mit jener eiteln Freude, welche sich im Gesichte der Grisette gerade ebenso wie in dem der großen Dame spiegelt, aufgenommen wurde. Ich war, kraft meiner fürstlichen Würde, natürlich auf meinem Platze geblieben, der Stallmeister führte mir meine Tänzerin zu, und der Kontretanz begann. Die erste Figur machte sich, wie überall in der Welt, höchst anständig; das Orchester ging zur zweiten über, aber kaum hatte ich den Fuß gehoben, da war meine Tänzerin verschwunden. Eine Nachbarin erbot sich höchst artig, ihre Stelle einzunehmen, und um meinem improvisirten Range nichts zu vergeben, blieb ich ernsthaft. Nach einigen Augenblicken kam meine Dame ganz verstört zurück und entschuldigte sich bestens. Ich fragte sie, was sie vermocht habe, so eilig in ein Ende des Saals zu fliegen? „Mon dieu!" erwiederte sie; „ich

sah einen Herrn mit der Flasche nach meinem Kousin schlagen!“ Nach Beendigung des Kontretanzes zogen wir Erkundigungen ein und vernahmen, die Gensdarmerie habe des Angreifers und des Angegriffenen sich bemächtigt. Dieß ist die ganze Geschichte meiner Fürstenschaft; ich erzählte sie eigentlich nur, um darzuthun, daß ich nicht zu viel gesagt, wenn ich behauptete, im Elysée des Dames sey der Ton ziemlich gut. Im Salon d'Apollon, bei Richefeu, bei Pere Prevot wird ebenfalls getanzt, die Gesellschaft ist aber dort minder säuberlich. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber wenn man dort sogar im Freien tanzt, so herrscht jener Dunst, den man höflicherweise odeur de renfermé nennt.

Sind wir durch die Barriere du Mont-Parnasse gegangen, so erblicken wir auf der andern Seite des Boulevards, zu unserer Linken und uns fast gegenüber, in sehr großen Buchstaben den Namen Guerin. Es ist dieß ein Wirthshaus für Gäste ganz besonderer Art. Daß wir es nicht betreten, darauf können wir wohl schwören, an der Thüre können wir aber immerhin ein Paar Augenblicke verweilen. Guerin ist der gewöhnliche Sammelplatz der Todtengräber und des übrigen Leichenpersonals vom benachbarten Kirchhofe, und zuweilen hält sogar der Leichenwagen hier einen Augenblick an. Bei Guerin labt sich auch mancher untröstliche Ehmann, der jenen Kirchhof besucht, um auf das Grab seiner seligen Hausehre Blumen zu streuen. Da dieser Punkt des Mont-Parnasse reichen Stoff zu Beobachtungen bietet, so faßte ich eines Tags daselbst Posto, um Zeuge einer jener naiven Scenen zu seyn, von denen auf den Pariser Theatern, troz des Talents der Schriftsteller und Schauspieler, nur höchst unvollkommene Nachbildungen erscheinen. Vor dem Hause an einem Tische saßen zwei fröhliche, zechende Gesellen. Während sie unter heiterem Gespräche ihrer Flasche Vin de Proprietaire zu acht Sous Zug auf Zug zusprachen, erschien ein Kamerad, seinen sechsjährigen Knaben an der Hand. Natürlich lud man ihn ein, mitzutrinken. „Nein,“ entgegnete er, „heute nicht; 's ist meiner Frau Todestag, und ich habe Polite da versprochen, ihn an Mamas Grab zu führen, um dort zu weinen.“ Der Kleine hatte wirklich einen Immortellenkranz in der Hand. Bald jedoch brachte der lockende Anblick der sich stets wieder füllenden Gläser unsern Wittwer auf andere Gedanken. „Etwas später, etwas früher,“ dachte er, „was thut's? Zum Kirchhof bleibt's noch immer Zeit!“ Kurz, er ward der Dritte im Kleeblatt. Polite trieb beständig am Vater: „ich will um Mama weinen.“ — „Nichts!“ schnaubte der Wittwer, als ihm der Wein einmal warm gemacht hatte, „Du sollst nicht!“ — „Ich will aber um Mama weinen!“ — „Du sollst nicht, sag' ich; Du hast Dich ohnedieß die ganze Woche schlecht genug aufgeführt!“ Am Ende kam der Kleine, der immer dringender auf seinem Verlangen bestand, doch noch zum Weinen; denn der Vater, dem es zu viel wurde, griff zum Stocke. So feierte der zärtliche Wittwer den Todestag seiner Seligen im Weinhause.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Welt der Insekten.

(Beschluß.)

Freut euch nicht zu früh, wenn euch ein recht seltener Springkäfer in die Hände gefallen ist; ihr habt seine wunderbare Feder vergessen; er schnellt los und ist zehn Fuß weit weg auf dem Rasen verschwunden. Die sogenannten Fallkäfer merken im Augenblicke, wenn sich etwas naht; beim leisesten Geräusch fallen sie vom Zweige, auf dem sie sitzen, zur Erde; hier rühren sie kein Glied, und ihr findet sie unter den Gegenständen, die auf dem Boden liegen, nimmermehr heraus. Die Familie der Anobien hat diesen Namen von der wunderbaren Kunst, womit sich diese Thiere todt stellen; sie thun dieß mit solcher Hartnäckigkeit, solcher Ausdauer, daß selbst die grausamste Verstümmlung ihnen kein Zeichen des Schmerzens entreißt, sie zu keiner Bewegung bringt, welche Leben und Empfindlichkeit verriethe. Die guten Anobien, die sonst soviel wissen, glauben wohl, Achtung vor dem Tode sey ein gemeinsames Gefühl aller lebenden Wesen. Gott hat ohne Zweifel vergessen, ihnen in seiner Offenbarung von der Hyäne, dem Geier und dem Menschen zu sagen.

Da Gott die Insekten mit der Eigenschaft begabt hat, sich zu verwandeln, und mit der noch weit wunderbareren, sich ohne Zusammenwirkung der Geschlechter in unendlichen Generationen fortzupflanzen, so brauchte er auch ihnen, den Lieblingskindern seiner Schöpfung, die nur ihm allein zustehende Gabe der Unsterblichkeit nicht zu verleihen; aber er braucht sie nur, wenn es an der Zeit ist, von dem kaum sichtbaren Thierchen zu entlehnen, das er dort, war es Laune oder Spott, in den Staub einer Traufe gesäet hat. Vor hundert fünfzig Jahren fand ein Philosoph die längst vertrocknete Hülle eines Räderthierchens (Tardigradus rotiferus) in einem Bischen Staub unter alten Ziegeln auf dem Boden seines Hauses, und seit jener Zeit ist der lebende Atom von einem halben Jahrhundert zum andern durch einen Tropfen Regenwasser zu neuem Leben erweckt worden.

Dieß sind, sollte ich meinen, ganz artige phantastische Geschichten, und was sich noch für Betrachtungen der höchsten Art daran anknüpfen ließen, springt in die Augen. Indessen will ich euch, statt euch zu predigen, eine Geschichte erzählen.

Mein Vater hatte einen Freund, der am selben Tage

mit ihm geboren war. Er war das Ideal eines eingefleischten Philosophen des vorigen Jahrhunderts, fanatisch intolerant, dabei aber der beste Gesellschafter. Er kokettirte mit seinem Atheismus und ging sein Lebenlang auf die Proselytenjagd aus, und war außer sich vor Freude, wenn er dem Nichts eine Seele gewinnen konnte. Ihm war ganz recht, daß das vielköpfige Ungeheuer des Polytheismus Einem Gotte Platz gemacht hatte; war doch, meinte er, Ein Haupt leichter abzuschlagen. Er galt übrigens für einen gelehrten, in Griechisch und Latein trefflich gewanderten Mann; von der Geschichte der Natur wußte er aber gerade genug, um Velinpapier von Papyrus und türkischen Saffian von Lissaboner zu unterscheiden; denn er war auch ein leidenschaftlicher Bücherfreund. — Eines Tags führte uns auf einem Spaziergange der Zufall an eine Stelle, wo ein Leichnam von Obrigkeits wegen ausgegraben wurde. Bei diesem ergreifenden Anblick faßte mich der Philosoph mit freudiger Hast am Arme und rief im Tone bittern Spotts: „Suche hier die Elemente eines verklärten Leibes!" Ich gab keine Antwort; einmal wußte ich nicht recht, was ich im Augenblick erwiedern sollte, und dann war ich etwas zerstreut: die Neugierde trieb mich gewaltig nach Hause, denn eine Schachtel mit Puppen aus dem südlichen Europa mußte diesen Morgen angekommen seyn. Eine Stunde darauf saßen wir in meinem Zimmer, und mein Freund sah begreiflicherweise höchst gleichgültig zu, wie ich meine neu erworbenen Schätze betrachtete. Da kam mir ein Gedanke: ich brach eine der Puppen mitten durch, zeigte ihm die trübe, formlose Jauche, worin nichts lebte, nichts gährte, und sprach: „Suchen Sie doch hier die Elemente eines verklärten Leibs!" Er sah mich an und sagte nichts; ich fuhr fort: „Und doch habe ich das herrlichste Geschöpf Gottes, den Oleandervogel, ums Leben gebracht. Noch drei Monate, und er hätte, ein Meisterstück der Natur, Ihre Augen ergözt." Er besann sich einen Augenblick. „Ja, ja," sagte er endlich und lächelte dazu, „den Einwurf kenne ich; aber das Wunder dieser Verwandlung geht vor unsern Sinnen vor." — „Ja," erwiederte ich zuversichtlicher, „und das Wunder der unsrigen geht nicht vor denselben vor; allerdings! Der ewige Geist, der in der Schöpfung waltet, mochte wohl denken, es verlohne sich schon der Mühe, den göttlichen Plato so, und eine Raupe anders wieder auferstehen zu lassen."

Ja, ich bleibe dabei: das Insekt ist der König der Welt, und der Gang der Schöpfung wirkt auf Vervollkommnung dieses lieblichen Geschlechts, wenn anders Plan und Verstand in ihr ist. Zuerst machte sie rohe Versuche und verschwendete den Stoff ohne Kunst und Geschmack an ihre Elephanten und Wallfische, wie der Mensch an seine Thürme und Pyramiden; Kunst und Geschmack hat sie für das Feinere aufgespart, und es ging ihr darin wie Benvenuto Cellini, dessen Gehirn mit tausend Wundern, erhabener als die im Tempel zu Delphi, schwanger ging und der sein Leben damit zubrachte, Schüsseln zu ciseliren; aber Benvenuto Cellini ist todt und die Schöpfung lebt ewig. Sie hat mit den gigantischen Eidechsen und Schlangen begonnen, des Menschen wird sie nachgerade überdrüssig — und dies finde ich ganz vernünftig von ihr — und wenn ich mich nicht gewaltig irre, so kommt einmal die Reihe an die Insekten. Wenn nicht anders die Perfektibilität eine unverschämte Lüge ist in der Geschichte des Fortgangs der Geschlechter, so nehme ich sie feierlich für Bienen und Käfer in Anspruch. Und kommt es einmal so weit, so ist die Sache gar bald abgethan. Gott schuf die jetzige Welt in einer Woche, er wird kaum mehr brauchen, ihr ein Ende zu machen. Liegt dies einmal in seinem Rathschlusse, so darf er nur einem Paar der flinken, goldenen Mücken, welche wir jezt verächtlich mit Füßen treten, die Körperverhältnisse der großen Säugethiere geben, und oft und viel habe ich meinen großen Lehrer Johann Christian Fabricius sagen hören, es brauche nicht mehr als fünfzig Sandkäfer, so habe die Erde in sechs Tagen keinen lebenden Bewohner mehr, nicht mehr als fünfzig Todtengräberkäfer, so seyen sie unter den Boden gebracht, und nicht mehr als fünfzig Riesentermiten, so sey die Erde beackert. Am siebten Tage kann der Tod Rasttag halten.

Gar sonderbar muß es den guten Optimisten vorkommen, daß dabei die große Harmonie der Natur lediglich nicht gestört würde. Die Insekten haben Oreaden für alle Berge, Sylphen für alle Wälder, Nymphen für alle Quellen, Najaden für alle Bäche. Keine Pflanze verlöre darum ihre Gäste und ihre Zierden, ihren lieblichen, lebendigen Schmuck. Hier hängt eine scharlachrothe Chrysomele wie ein Korallenknopf am Alabasterrand der schönsten Lilie; dort glänzt ein grüner Käfer im Kelche der Maaßliebe, gleich einem in Gold gefaßten Chrysopras; einer im gelben Sammtrock mit schwarzen Troddeln schlummert in einer Rose, gemächlich wie ein Hofmann. Ja, Disteln und Nesseln, Bilsenkraut und Belladonna haben ihre eifrigen Clienten, die sich unter den Schutz der Stacheln und Gifte begeben. Es ist wahrhaftig ganz wie in der Welt; aber das Schönste und Beste am Studium der Insekten ist, daß man die Welt darüber vergißt, und ebendarum habe ich mir einmal in den Kopf gesezt, die Insekten seyen nicht um unsertwillen da; sie könnten leicht nur ein Versuch zu einer größern, umfassendern, zierlichern Schöpfung seyn, in der sich nichts mehr aus der alten Welt fände als die Geister der Luft, der Erde und der Wasser, Bäume, Blumen, Weiber, und vielleicht Poeten.

An eine Thräne.

Wohin, du Thräne, die du brennend
Aus meinem trüben Auge quillst,
Und jezt noch keine Wege kennend,
Nicht weißt, wohin du fließen willst?

Was weilest du auf dieser Wange,
Die bleich und eingesunken ist?
O fort! die Spuren haften lange,
Wo du einmal gewesen bist.

Willst du auf diesen Busen fallen?
Er hat des Schmerzes ja genug,
Der höhnisch seine bösen Krallen
Tief in das weiche Herz mir schlug.

In dieses Veilchen magst du sinken,
Auf seinem deutungsvollen Blau
Als eine klare Perle blinken,
Gleichwie ein Tröpflein Morgenthau.

Dann will ich ihr das Veilchen bringen,
Ihr, die so treu ich stets geliebt,
Die aber für mein heißes Ringen
Mir keine Gegenliebe gibt.

Versuch es, aus dem Kelch zu schleichen,
Und roll auf ihre Brust hinab,
Ob dir's gelingt, sie zu erweichen.
Dort findest du das schönste Grab!

August Schnetzler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Cas. Delavignes Ludwig XI.

Der fromme Einsiedler, den auch Mercier in seinem „Ludwig XI.“ eingeführt hat, ist ein idealer Charakter eines christlichen Priesters, der nichts als Duldung und Sanftmuth predigt. Die Verse, die ihm der Dichter in den Mund legt, sind wegen ihrer bündigen und gehaltreichen Kürze meisterhaft; sie klingen wie Orakelsprüche; allein in dem Munde eines alten Eremiten, den ein König zu Rathe zieht, ist dies an seiner Stelle. Ein solcher aufgeklärter, von allen Vorurtheilen seines Standes freier Geistliche wurde wohl im Zeitalter Ludwigs XI. nirgends gefunden; man kann aber dem Dichter diesen Anachronismus und diesen idealisirten Priestercharakter leicht zugeben, da er, dem leidenschaftlichen König gegenüber, eine schöne Wirkung hervorbringt. Die ganze Rolle des Franz von Paula beweist übrigens, welcher energischen Kürze die französische Verskunst fähig ist, wenn sie von einem geschickten Dichter gehandhabt wird. Erst im zweiten Aufzuge haben wir es mit dem Könige zu thun; aber zuvor tritt die liebliche Marie auf, die von Mad. Dupont mit ganz besonderm Reize gegeben wird; wäre sie zehn Jahre jünger, so würde der Reiz noch größer seyn; vielleicht verheirathete man sich damals spät, und in dem einsamen Schlosse Plessis les Tours, das mit Fallen und mit Galgen umgeben war, konnten die Freier nicht leicht Zutritt bekommen. Mit ihr tritt der Dauphin auf, ein junger, gefühlvoller Herr, welcher von Mad. Menjaud auch vortrefflich dargestellt wird. Da seine Rolle ganz sentimental ist, so hat man sie mit Recht einer weiblichen Person anvertraut. Dieser Dauphin wird von seinem Vater mit rauher Strenge behandelt und zittert und bebt vor ihm. Der junge Herr wird sich selbst überlassen, sucht aber seinen Unterricht, wo er kann, und Marie lehrt ihn ein wenig lesen. Der Auftritt mit dem Leseunterricht ist reizend; man hat aber dem Dichter ein Vorbild desselben in der Oper „Sargines“ nachgewiesen. Dies ist nicht die einzige Nachbildung, die man ihm vorwirft, und seine Freunde sind entrüstet darüber, daß man einen Dichter, wie Casimir Delavigne, für fähig halten könne, Andern nachzuschreiben. Freilich, Andern nachschreiben, ist wohl seine Sache nicht, und sicher ist Delavigne nicht der Mann, der sich gemächlich hinsezt und sagt: laßt sehen, welchen Schmuck wir Andern stehlen können, um unsere eigene Blöße damit zu bedecken. Aber Casimir Delavigne ist mit dem französischen Theater und mit den neuen Romanen vertraut. Einem Dichter bleibt Manches im Gedächtniß, und unvermerkt schiebt das Erinnerungsvermögen der Phantasie im Augenblicke des Schaffens Bilder unter, die schon einmal dagewesen sind. Auf diese Art kann denn auch Delavigne Manches entlehnt haben, ohne es sich recht bewußt zu seyn. Dergleichen Nachbildungen finden sich übrigens bei allen neuern Dichtern ohne Ausnahme. Keiner hat ein so fruchtbares Genie, daß er nicht zuweilen etwas schon Dargestelltes reproduzirte. Der Dauphin tritt ab und Mariens Vater warnt sie, sich nicht zu sehr mit dem Dauphin abzugeben, weil dies dem Könige mißfallen würde. „Soll ich ihn ganz abweisen?“ fragt das Mädchen ganz naiv. — „Ei, bei Leibe nicht!“ erwiedert der vorsichtige Hofmann; „der Dauphin kann bald König werden; man muß seine Zuneigung beizubehalten suchen.“ Es war schon früher von der Ankunft eines Gesandten des Herzogs von Burgund die Rede; dieser erscheint, und siehe da, es ist der junge Nemours, den der König zum Waisen gemacht und der nur deswegen die Rolle eines Gesandten übernommen hat, um sich an dem tyrannischen König zu rächen. Wie unwahrscheinlich ist es, daß Karl von Burgund einem erbitterten Feinde Ludwigs XI., den man noch dazu an dessen argwöhnischem Hofe bald erkennen mußte, die Abschliessung eines Friedensvertrages aufträgt! Allein gerade diese Unwahrscheinlichkeit hatte der Dichter nöthig, um sein Trauerspiel zu Stande zu bringen. Dies schmeckt nach der alten Art und Weise, französische Tragödien zu schreiben, und es ist schlimm, daß Delavigne in seinem Genie nichts Besseres gefunden hat. Racheglühend erscheint dieser junge Gesandte, der offenbar gegen alle Regeln des Corps diplomatique verstößt. Ein ächtes Mitglied dieses Korps muß seine Gesinnungen tief in die Falten seines Herzens vergraben; vielleicht aber waren damals die Konvenienzen noch nicht so ausgebildet, als seitdem geschehen ist. In Gegenwart seines ehemaligen Freundes Commines, dessen Tochter er stets geliebt hat und die auch ihm treu geblieben ist, und noch dazu in einem offenen Saale des Schlosses, bricht er in heftige Verwünschungen gegen den König aus und erzählt in lebhaften Ausdrücken die Geschichte der Hinrichtung seines Vaters. Bekanntlich meldet die Geschichte oder die Sage, man habe die jungen Söhne des Herzogs von Nemours unter das Blutgerüste geführt, und das Blut des Vaters sey auf die Kinder herabgeströmt. Dies erzählt der Dichter in sehr schönen Versen, und der Schauspieler, Beauvalet, wenn ich nicht irre, sagt sie mit einem etwas übertriebenen Feuer her.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. März 1832.

— Er gibt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn.
Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerst es fest,
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend. — Sey die Ehre dein!

Goethe.

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island, oder die Zauberspiegel.

Im hohen Norden liegt eine Insel, die nächste am Pol, von Umfang klein, wunderbar sich erhaltend in der Erstarrung der Natur und im Kampf der unterirdischen Mächte; denn diese haben dort eine lezte Freistätte für ihr wüthendes Treiben sich erkohren. Ein nie erlöschender Feuerherd brennt, und heiße Quellen schleudern ihre Strahlen auf der mit Rauch erfüllten Insel empor, während unter lautem Donner aus dem Hekla die Feuerbäche niederströmen; es ist der Eingang in die Hölle. Verschanzt durch Eis, zurückschreckend durch das Toben und die Unruhe feindseliger Kräfte, scheint sie unwirthbar und den Menschen ein unüberwindlicher Schrecken. Doch, von ihrer ewigen Unruhe getrieben, haben sie den Weg dahin gefunden, auf dem dürren Eiland Wohnungen aufgeschlagen, mit der Natur gerungen und die wenigen Gaben derselben erbeutet. Und wie Wilhelm Tell von dem unwirthbaren Gipfel der Alp seinen Kindern ein Ammonshorn oder einen seltenen Vogel mitbringt, so bringt von dort der kühne Seefahrer in die gesegneten Länder des Südens den Krystall aus Island. Er hat sich, geschüzt von umschließenden Felsen, in reiner Klarheit ausgebildet, weiß, undurchsichtig, fast wie die Luft, und gleichsam als wollte die Natur ihre Erhabenheit über das regellose Treiben zeigen, gab sie, ungestört, wie Archimed im Getümmel der eroberten Stadt, in ihrem ergötzlichen Spiel mit Formen ihm die Gestalt, welche der auf sich selbst ruhenden, vollkommen regelmäßigen die nächste ist: die Gestalt der Raute, welche Fürsten und Herrn ehemals in ihren Schildern führten.

Dieser Krystall, noch jezt nach seinem Vaterland benannt, kam als besondere Merkwürdigkeit, als Spielwerk der Neugierde, als Zierrath nach Europa, und so auch in die Hände eines Mannes, der sonst nur den großen Werken der Natur seine Aufmerksamkeit zu widmen pflegte. Dieß war Huyghens, der den gebildeten Lesern des Morgenblatts wohlbekannte Naturforscher; er machte (1656) zuerst die Himmelskundigen mit der wahren Beschaffenheit des Rings bekannt, welcher den Saturn umschwebt, und stellte so das Ebenmaaß in den Werken der Natur wieder her. Sie hatten den alten Saturn für eine gehenkelte etrurische Vase, für das Haupt Johannis des Täufers, oder den Ringkragen der Jungfrau von Orleans gehalten.

Diesem Naturforscher ging in unserm Krystall eine neue Erscheinung auf, die ihm auch wieder einen neuen zweiten Namen gab: Doppelspat. Durch diesen durchsichtigen, klaren Stein betrachtet, erscheinen nämlich alle Bilder, alle Lichter, doppelt, und dieß ist das erste Wunder. Jeder Strahl trennt sich gleichsam und theilt sich auflösend in zwei. Er ist wie die Augen eines Trunkenen, der doppelt sieht, oder des Geizigen, der seiner Schätze nicht genug haben kann. Ein Körper, so durchsichtig wie die Luft, so regelmäßig wie der Spiegel,

zeigt die Bilder doppelt, jedoch sonst im natürlichen Zustand und Bau. Aber wenn man den Krystall umdreht, dreht sich das eine Bild um das andere mit herum. Im Innern des Krystalls muß also nach gewissen Richtungen thätige Kraft seyn, welche die Bilder ordnet, stellt und bewegt: so sagten und dachten die Naturforscher.

Nun thut sich aber ein neues Wunder auf. Man betrachte durch einen zweiten Islandkrystall die im ersten entstandene Doppel- oder Zwillingsbilder, so erhält man allerdings wieder, wenn der zweite Krystall sich dreht, diesen Tanz der unbegreiflichen Bilder; aber es ist ein Tanz gespenstischer Natur, denn die Bilder werden, indem sie im Kreise umherziehen, stärker und schwächer, verschwinden gar, und kommen wieder zum Vorschein. Will etwa der zweite Krystall die Ordnung der Natur wieder herstellen, indem er das eine Zauberbild wieder zerstört? Die Bilder kommen aber wieder! Ist eins von diesen Lichtern, diesen falschen, nur der Schatten des andern? Hat das Licht auch seinen eigenen Schatten? denn nur der Teufel hat bekanntlich keinen Schatten.

Ist es doch, als wäre in dem Krystall ein innerer Zwiespalt entstanden in der wilden Zerstörung auf seiner Insel. Wunderbar ist die Entstehung dieser Doppelbilder allerdings; sie sind sich in allem ähnlich, sie spielen in Farben, sie rühren das Auge auf gleiche Weise. Man könnte sie Zwillingsstrahlen nennen. Aber dabei ist doch eine gewisse Antipathie zwischen denselben; es sind Zwillingsbrüder wie Castor und Pollux: der eine verschwindet, wenn der andere leuchtet. Ist vielleicht die Gestalt des Krystalls dem Licht verwandt, hat das Licht zur Regelmäßigkeit des Krystalls bei seiner Geburt mitgewirkt? Ist es fortdauernder Verkehr mit den Kräften im Innern des Durchsichtigen? denn, sagt Aristoteles, ohne Durchsichtiges ist kein Licht. Aber zu einsam, zu seltsam stand die Erscheinung da, als daß solche Fragen hätten zur Beantwortung reifen können. Wie die Insel, ward die Erscheinung als ein seltsames Naturspiel betrachtet; die Erscheinung des Zwillingsstrahls blieb unbeachtet, und Jahrhunderte lang herrschte Stillschweigen darüber. Selbst als in Deutschland längst und überall, durch die ganze Natur, die Macht der Zwillingskräfte *), der Sympathie und Antipathie (die gleichsam in zwei Strahlen auseinander gehen), der Zurückstoßung und Abstoßung, der Kontraktion und Expansion, anerkannt und gepriesen wurden, dachte Niemand der Zwillingsstrahlen, die sich freundlich und doch feindlich trennen im Krystall aus Island.

Da rief das französische Nationalinstitut, weitgreifend, ahnend, auf französischen Ruhm bedacht, die Physiker und Mathematiker auf, den Zauber dieser gespenstischen Bilder des Doppelkrystalls zu lösen, dieses seit langer Zeit gleichsam zur Einöde gewordene Feld wieder zu befruchten und nach Paris die Blumen und die Früchte zu bringen. Dieser Ruf ward vernommen von Malus, einem Mann, der bestimmt war, sich an die Spitze einer Reihe von Forschungen zu stellen, die in immer weitern Wellen sich ausbreiten sollten, eine Bewegung zu veranlassen, die an die schönen Zeiten des Galvanismus erinnert, wenn nicht durch den Umfang und das Großartige, doch durch das geistige Streben und die Annäherung an das Licht, als das Geistigste. Dieser französische Mathematiker, einer von der Expedition nach Egypten, bringt, um es kurz zu sagen, die Zwillingsstrahlen künstlich hervor, wie sie auf geheime Weise die Natur in dem Krystall aus Island geboren werden läßt. So bezwang Franklin den Blitz, den er der Natur nachgeahmt. Dieß ist es nun, was ich dem Leser zu berichten habe, wie es sich begab und erweiterte.

Malus, beschäftigt ohne Unterlaß mit den Beobachtungen, zu denen das Nationalinstitut aufgefordert hatte, sinnend bei jedem Anlaß, jede Erscheinung auffassend und nach allen Richtungen die Polypenarme des forschenden Verstandes ausstreckend, immer seinen Krystall aus Island in der Hand, betrachtete einst die untergehende Sonne durch denselben. Sie spiegelte sich von den Fenstern des Pallastes Luxemburg ihm gegenüber ab, noch glänzend, aber in schiefer Stellung. Da ward er mit Erstaunen gewahr, daß das Bild dieses mächtigen Lichtquells, das er mit seinem Bergkrystall wie gewöhnlich doppelt sah, wenn er seinen Krystall drehte, etwas ähnliches zeigte, wie die Doppelbilder, die, aus einem ersten Krystall entwickelt, durch einen zweiten betrachtet werden. Sie verschwanden zwar nicht abwechselnd, wurden aber doch schwächer. Kurz, es erschien etwas Aehnliches, theilweise Aehnliches, wie das, was wir oben als zweites Wunder, das Huyghens gesehen, erzählt haben. Spielt, dachte Malus, dieses von dem Spiegelglasfenster des Pallastes abgespiegelte Licht etwa dieselbe Rolle, wie einer von den Zwillingsstrahlen, welche die Natur in den Krystallen aus Island auf eine uns geheime Weise erzeugt? es könnte wenigstens so seyn! Dieß war einer seiner Haupt- und Grundgedanken, und ihm folgte der andere: wenn, dachte er weiter, des ersten Krystalls Thätigkeit ersetzt wurde durch die Abspiegelung, so läßt sich vielleicht die Wirkung des zweiten gleichfalls durch einen Spiegel hervorbringen. Dieß mußte, weil es ein verwegener Gedanke war, der das Geheimnißvolle der Krystallmacht gänzlich umging, nachgewiesen und bewiesen werden. Ja, auf den ersten Anblick erschien es sogar sonderbar; denn beim Spiegel sieht man nirgends Doppelbilder. Doch der Erfolg am Ziel war zu wichtig, als daß der glückliche Forscher nicht mit aller Macht dahin gestrebt hätte. Und er kam an das Ziel, und das Resultat war ein

*) Die Deutschen nennen sie die Polarität.

Naturgesetz über die Zwillingsstrahlen, dessen Einfachheit entzückt, das, ohne den Zauber des Krystalls ganz zu lösen, das Begreifliche in seine Nähe rückt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder vom Mont-Parnasse in Paris.

(Fortsetzung.)

Als ich diese rührende Familienscene verließ, kamen von Guerin zwei bejahrte Männer, mit blaurothen Nasen und Wangen, köstlich bezecht heraus. Ich sah ihren schwankenden Evolutionen zu, und höchst komisch war es anzusehen, als sie an den Durchgang in einer nach den Seitenwegen führenden Barriere gelangten. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, durchzugehen, denn sie wollten sich nicht loslassen und konnten doch auch nicht neben einander durch, lehnten sie sich an die Mauer, und nun begann folgendes, von häufigem Stocken der Zunge unterbrochene Gespräch: „Kennst Du Gauthier?“ — „Welchen?“ — „Ich frage Dich, ob Du Gauthier kennst?“ — „Ich kenne zwei, den dicken und den kleinen.“ — „Den kleinen mein ich.“ — „Nun, was ist's mit dem kleinen?“ — „Was mit ihm ist? Er sizt, weil, weil — er ist ein Bandit, ein Räuber, sagen sie.“ — „Ist nicht wahr —“ — „Ist wahr, sag' ich Dir, ich war beim Assisengericht; sie haben ihn auf fünf Jahre zum Tod verurtheilt.“

Dieß Gespräch ist, ich kann es betheuern, aus dem Leben gegriffen, und ein Pendant zu der Anekdote, wo einer, als er hörte, der Angeklagte sey zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, rief: „das hält der Mann ja nicht aus!“

Nicht leicht vergeht ein Tag, besonders nicht leicht ein Sonntag, wo der Mont-Parnasse nicht ähnliche Scenen darböte. Es ist eine ewige Wallfahrt dahin; unter all den Männern und Weibern aber ist nichts seltener, man müßte sie denn gerade am Eingange des Kirchhofs selbst beobachten, als ein trauriges Gesicht. Auf diesem Leichenfelde waltet übrigens mehr Einfalt, und es sieht somit hier etwas feierlicher und religiöser aus, als auf dem Kirchhofe Pere Lachaise, wo sich die Ungleichheit im Leben auf eine empörende und lächerliche Weise selbst in das Reich des Staubs erstreckt. Zwar finden sich auf diesem westlichen Kirchhofe ebenfalls einige privilegirte Gräber, einige vornehme Werkstätten der Verwesung, jedoch in geringer Zahl; prunkvolle Marmormonumente sind hier selten.

Es ist sehr interessant, an den mit Rasen und Blumen bedeckten Gräbern dieses Friedhofes die Stufen des Erlöschens der Trauer und die Grade der Aufrichtigkeit und Dauer des Schmerzes zu beobachten. So z. B. werden die Gräber der Frauen von den Wittwern, die der Ehemänner von den Wittwen selten länger als das erste Jahr gepflegt; die Blumen sind verwelkt, der Rasen ist — als befeuchteten ihn einzig allein die Thränen der Hinterbliebenen — in Heu verwandelt. Da sehe man die Kindergräber dagegen! Viele sind zierliche, allerliebste, sorglich gewartete Gärtchen, manche sogar, als wollten sich die Mütter ihre auf immer entschwundenen Freuden noch immer vergegenwärtigen, mit Kinderspielsachen geschmückt.

Aber welch seltsame Nachbarschaft hat dieser Friedhof! Fast dicht an seine Mauer grenzt das Theater du Mont Parnasse. Eines Abends hatte ich ihn gegen sechs Uhr Abends besucht. Zu mir herüber tönten die Refrains eines Vaudevilles und accompagnirten das dumpfe Rollen der Erdschollen, welche auf einen eben eingesenkten Sarg fielen. Wie es oft geht: eine wunderliche Verknüpfung der Ideen bestimmte mich, vom Grabe weg jenes Theater zu besuchen. Aber leider ging es dort noch trauriger zu, als auf meinem Kirchhof: man gab „Camille Desmoulins.“

Tod und Theater sind heutzutage in mehr als einer Beziehung nur allzusehr verwandt. Viele, viele Menschen leben vom Theater; aber wie Viele auch vom Tode! Was ernährt jene Steinhauer, jene Marmorarbeiter, deren zahlreiche Werkstätten mitten unter den Häusern der Freude und den Schenken des Mont Parnasse an die Vergänglichkeit mahnen? Was unterhält jene Gärten und Baumschulen, welche an den Kirchhof grenzen? Wer windet jene Immortellenkränze und Sträußer, welche den Leidtragenden in Fülle dargeboten werden? Am Eingange des Theaters du Mont Parnasse so gut als an der Kirchhofsthüre steht Vater Baziles Herr Sohn und bietet auf die Gefahr, wenn der Handel schlecht geht, vom Papa geprügelt zu werden, die väterlichen Blumen zum Kaufe an. Lebt nicht Alles dies vom Tod? Sagte mir nicht eines Tags ein Blumenmädchen: gestern hätte man vielleicht gar nichts abgesezt; glücklicherweise aber habe sich ein Leichenzug von Nationalgarden, wenigstens fünfzig an der Zahl, eingefunden und nach Beerdigung eines Kameraden vom Morgen bis Abend gefrühstückt. Da Freund Hain so Manchen und Manche ernährt, so wird hier wohl, wenn auch nur im Stillen, dem Tode manch aufrichtiges „Vivat!“ gebracht.

Weit unterhaltender als das Theater des Mont-Parnasse sind die Spiele unter freiem Himmel. Der erste Rang gebührt dem altehrwürdigen Siamspiel; allenthalben, vor den Wirthshäusern oder im Innern der Höfe befindet sich eine spiegelblank geschlagene Tenne, welche Schaaren von Liebhabern zu dieser Belustigung lockt, die, hinsichtlich der Unschuld, zwischen dem Kegelspiele und dem à la boule-Spiele, dem Nationalspiele der Pariser, in der Mitte steht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Cas. Delavignes Ludwig XI.

Commines räth seinem jungen Freunde, sich zu mäßigen; die Worte sind aber in den Wind gesprochen. Nun erscheint endlich der König, dessen Rolle von Ligier vortrefflich dargestellt wird. Er ist erbost über einen seiner Großbeamten, den Grafen von Dreux, welcher sich einige Erpressungen gegen das Volk zu Tours hat zu Schulden kommen lassen. Der König droht ihm in halb ernsthaftem, halb scherzendem Tone, wie es seine Art war, ihm den Kopf abhauen zu lassen, falls er sich noch einmal etwas der Art beikommen lasse. Er spricht sehr nachdrücklich von der Nothwendigkeit, das Volk zu schonen, und von dem argen Mißbrauche, den die Großen von ihrer Gewalt machen; er hofft es aber mit der Zeit dahin zu bringen, daß dieselben demüthig werden wie das Volk, und nur dem Könige das Recht zugestehen, die Nation zu regieren. Dies heißt ganz im Charakter Ludwigs XI. gesprochen. Ueberhaupt hat es sich der Dichter angelegen seyn lassen, eine Menge von Zügen zu vereinigen, welche das sonderbare Gemisch von Tyrannei, Schlauigkeit, Sucht nach Popularität und Bosheit bezeichnen, woraus der Charakter dieses Königs bestand. Man hat in einigen Journalen bemerkt, diese Mühe des Dichters, den Charakter Ludwigs XI. so genau zu schildern, gehe für die gewöhnlichen Zuschauer verloren und sey daher eine unnütze Mühe. Dies möchte ich jedoch nicht annehmen. Hat das Stück das Verdienst, daß es den sonderbarsten Königscharakter schildert, den es vielleicht je gegeben, so ist das Trauerspiel schon deshalb merkwürdig. Während der König gegen den Grafen von Dreux aufgebracht ist, tritt der Arzt ins Mittel und verbietet dem Könige, sich weiter mit der Sache abzugeben, da der Zorn seiner Gesundheit schade. Man hat hierin eine Aehnlichkeit mit Molières Malade imaginaire gefunden; eine Aehnlichkeit, die sich noch an andern Stellen des Trauerspiels ausweist und woran der Dichter gewiß nicht gedacht hat, die aber nichtsdestoweniger auffallend ist. Ludwig gibt nun dem Gesandten Karls von Burgund eine feierliche Audienz. Der junge Nemours kann bei dem Anblicke des Mörders seines Vaters nicht an sich halten; er bricht in heftige Klagen über die Falschheit des Königs aus, fordert ihn im Namen des Herzogs zum Zweikampfe auf und wirft den Fehdehandschuh zur Erde. Dieser wird vom jungen Dauphin aufgehoben. Der Vater umarmt seinen Sohn wegen dieses heldenmüthigen Gefühls; späterhin jedoch äußert er, ein Dauphin dürfe ohne Erlaubniß des Königs nichts der Art thun. Ludwig bleibt bei den Drohungen des jungen Gesandten ganz gelassen; als dieser aber fort ist, läßt er auf eine sehr schlaue Art gegen seinen Helfer und Henker Tristan verlauten, er wünsche, man schaffe ihm diesen Gesandten, wenn er mit dem zu unterzeichnenden Friedensvertrage abreise, im Walde aus dem Wege. Während die beiden Schelme sich auf die feinste Art über den Mord besprechen, läutet die Abendglocke, und der König unterbricht seine abscheulichen Anschläge, um sein Abendgebet zu verrichten. Dies erinnerte mich an Ancelots Katharina II., welche die Theilung Polens beschließt und durchsetzt, während sie einen Brief an Voltaire über ihre Achtung für die Rechte der Menschheit schreibt. Der obenerwähnte Auftritt mit der Herausforderung und dem Hinwerfen des Fehdehandschuhs ist aus Walter Scott entlehnt, aber besser motivirt als dort. Der dritte Aufzug geht außerhalb des Schlosses neben dem Dorfe vor. Die Bauern haben von dem furchtbaren Tristan Befehl, sich zu belustigen, da der König hieher kommen will; sie tanzen und singen, obschon sie aufgelegter zum Klagen und Jammern sind. Tristan ermahnt sie, mit dem Könige frei und ungezwungen zu sprechen. „Gut," sagen die Bauern, „so wollen wir ihm zu wissen thun, wie man uns bedrückt und schindet." — „Das sollt ihr wohl bleiben lassen," ruft Tristan; „sagt ihm im Gegentheil, ihr seyet unter seiner Regierung glücklich; der König sehe recht gut aus und werde noch lange leben; kurz, sprecht frei von der Leber weg."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz, März.

Der katholische und der reformirte Klerus in der gegenwärtigen Zeit.

So wie über den Klerus der christlichen Konfessionen im Allgemeinen überall bei den Volksbewegungen bezeugt wird, daß derselbe sich sehr abgeneigt gegen alle und jede Revolutionsversuche zeige, so darf dieses, mit wenigen Ausnahmen, bei den Reformirten sowohl, als bei den Katholischen, besonders in der Schweiz gesagt werden. Bei den Katholischen ist freilich noch ein sehr großer Unterschied zwischen denjenigen zu machen, die sich zu den bis 1830 im Sommer herrschenden Ultramontanern zählten, und denjenigen, die sich zu dem vernünftigern Systeme der katholischen Kirche bekannten. Die erstern, die mit den Jesuiten zu den damals herrschenden Klerikern gehörten, sind natürlich unzufrieden mit jeder Veränderung und treiben racheschnaubend die Partheien zum offenen Kriege. Die leztern hoffen auf Verbesserungen, die in der katholischen Kirche kaum zu erwarten sind, und dieses einsehend, erklärt sich die Mehrheit für das Stabilitätsprincip. Beide sind aber offenbar Feinde der Volksbewegungen. Die dritte kleinere Klasse dieser geistlichen Herrn hofft auf eine Ausbildung des Episcopalsystems; allein hier fehlen im Durchschnitt noch die Regierungen, die sie unterstützen sollten, und besonders fehlt es an einem bedeutenden Geiste, der an der Spitze stände, um sie zu leiten.

Der reformirte Klerus in der Schweiz ist im Durchschnitt in der theologischen Wissenschaft um ein starkes halbes Jahrhundert hinter Deutschland zurückgeblieben, und hat sich allmählig, gleich dem katholischen, als eine besondere Kaste dem Volke gegenübergestellt. Jede Kaste fürchtet aber bei Volksbewegungen für ihre Vorrechte, und so auch diese eingebildete, die auf jeden Fall als Kaste sich nicht halten kann. Viele Vorschläge zu zeitgemäßen Verbesserungen, die seit Jahren in den Synoden der Schweiz gemacht worden sind, haben daher bis jezt beinahe keine Früchte gebracht, und Hoffnungen, Wünsche und Begehren, die erst noch vor wenigen Jahren in Bezug auf Liturgie, Katechismus und Kirchengesang lebhaft geäußert worden sind, werden jezt von den Geistlichen selbst, die sie geäußert haben, ängstlich zurückgenommen, oder so umgangen, daß es besser ist, wenn man wirklich keine Rücksicht darauf nimmt. Alles wird übrigens von der mystischen Seite aufgefaßt, und statt Hoffnung, Muth und Trost zu verbreiten, sind alle Blicke rückwärts gerichtet. So liest man in dem 1832 in Basel neu erschienenen Lehrbuch des christlichen Religionsunterrichts für die Kirchen im Kanton Basel (zum Gebrauche für die Kinderlehren und für den Konfirmationsunterricht) zu allgemeiner Erbauung, von dem Antistes Hieronymus Falkeisen in der Vorrede die Worte: „In der gegenwärtigen traurigen Zeit, in welcher wegen überhandnehmendem Unglauben und Ungebundenheit die Jugend mehr als jemals eines gründlichen Unterrichts in den Lehren des Christenthums bedarf ꝛc."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. März 1832.

Deines Herzens rege Gluth
Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen —
Ach, ein fliehend, fliehend Gut!

Herder.

Der gefangene Vogel und die Knabenideale.

Durch des düstern
Waldes Schatten,
Wo sich gatten
Tag und Nacht in hohen Rüstern,
Wo die satten
Bienen lüstern
Auf den Matten
Mit geliebten Blumen flüstern,
Ueber Thal
Und Berg, dem hellen
Sonnenstrahl
In Baches Wellen
Lustig nach ein Knabe zieht.
Ob auch nicken
Ihm die Zweige,
Sanft sich neige
Manche Blüth', ihm Gruß zu schicken,
Und die Steige
Seinen Blicken
Freundlich zeige —
'S kümmert nicht ihn, sie zu knicken;
Seine Lust
Und seine Sorgen,
An der Brust
Gar wohl geborgen
Lächelnd sie der Knabe sieht.
Fühlt des kleinen
Vögleins Schwingen,
Wie sie ringen,
Wie es zappelt mit den Beinen:
„Laß dein Dringen,
„Laß dein Weinen!
„Sollst mir singen
„Hell und schön — wirst du's verneinen?
„Alles lacht
„Und blüht im Maie;
„Bald gebracht
„Bist du in's Freie,
„Darfst hinaus ein wenig schau'n."
Blickt nun nieder,
Und entknüpfet,
Sacht gelüpfet,
'S Tuch und streicht sein braun Gefieder.
„Nicht gehüpfet!
„Frisch! die Lieder —"
Ach entschlüpfet
Ist's und kehret nimmer wieder.
Fern im Wald
In leisem Sange
Schon verhallt
Sein Lied — und bange
Steht der Knab', und s' will ihm grau'n.

Ist wohl Manchem so ergangen,
Der aus stillem Kindesleben,
Wie aus Waldes düsterm Prangen
Sich in's Freie wollt' begeben,
Was er tief verborgen trug,
Ziehen wollt' an's Licht der Sonne.
Träumte viel von Lust und Wonne,
Glaubte wahr des Herzens Lug;
Und sein Träumen und sein Dichten
Fliegt ihm fort in ferne Weiten.
Nun, er lernt die Blicke richten
Weg von sich und — sich bescheiden.

Bilder vom Mont-Parnasse in Paris.

(Beschluß.)

Der satanischen Roulette, zu zwei Sous, die auf dem Mont-Parnasse ebenfalls ihr schändliches Wesen treibt, erwähne ich nur im Vorbeigehen, verweile dagegen bei zwei Spielen, welche in ganz anderer Hinsicht unsittlich und darin auch wieder unter sich selbst verschieden sind. Kann es etwas Empörenderes geben, als das sogenannte Rattenspiel? Auf ein an die Mauer gelehntes kleines Brett ist ein solches armes Thier befestigt und dient, gleich einem Sankt Sebastian, einem Troß von Bolzenschützen zum Ziele; nach unzähligen Wunden erhält es vom Geübtesten endlich den Gnadenschuß, und Alles bricht in unbändigen Jubel aus; sogar die Katze verfährt barmherziger mit den Ratten. Das zweite Spiel ist nicht gerade grausam, aber nicht minder unmoralisch; es hat übrigens einen historischen Charakter, und ich machte die wichtige Entdeckung dieser Ergötzlichkeit auf folgende Weise. Eines Tags besah ich mir, indem ich durch das vom Mont-Parnasse nach der Chaussée du Maine führende Gäßchen ging, das lebendige Schauspiel ringsum. Plötzlich wurde ich aus meinen Betrachtungen durch eine gellende Stimme geweckt: „Cassez, cassez, les carreaux! Cassez, cassez!“ Ich bleibe stehen und sehe ein kleines Holzgebäude, an dem sich mehrere Fenster mit runden Scheiben befanden. Ein altes Weib reicht mir vier Kugeln, um die Fenster einzuwerfen; der Wurf galt einen Sou; auf jeder getroffenen Scheibe stand eine Prämie von einem Dutzend Makronen. Ich brachte, auf die Prämie verzichtend, mein Opfer dar, ließ mich aber dafür belehren und erfuhr, dieß Spiel sey zum Andenken der großen Juliustage erfunden. Auf solche Weise können sich also die Knaben bei guter Zeit im Fenstereinwerfen üben. Wer erkennt nicht in diesem Ratten- und Fensterspiel das humanste und civilisirteste Volk der Welt?

Die eigentlichen großen Spiele des Mont-Parnasse, namentlich die ambulanten Theater, befinden sich innerhalb der Barriere, im Winkel der Esplanade, wo die Rekruten die ersten Elemente der trefflichen Kunst, Menschen zu morden, einstudiren. Hier zeigt sich am Auffallendsten, wie sehr dieses Stadtviertel vom eigentlichen Mittelpunkte der Hauptstadt abweicht; gleich in Hanswursts ergötzlichem Zwiesprach mit seinem Herrn und Meister gibt sich dieß kund. Die Scherze sind hier so zügellos, daß derjenige, der Paillasses Witze im Innern der Stadt derb genug findet, keinen Begriff davon hat. Indeß gefällt dergleichen diesem Publikum, und namentlich die Frauenzimmer, welche diesen Schauspielen unter Gottes freiem Himmel beiwohnen, beschweren sich über die etwas mehr als scharf gewürzten Späße ganz und gar nicht.

Auf der andern Seite der Straße, Paillasses Schaubühne gegenüber, zieht eine andere, etwas lärmende Ergötzlichkeit eine große Zahl Liebhaber und selbst Kenner herbei. Wir treten ein, das Entrée beträgt nur vier Sous, und der einzige Akteur dieses Theaters gibt uns in höchst eigener Person seinen Namen, seine Titel und Leistungen zum Besten: „Mesdames und Messieurs, ich bin Basserot und darf mich kecklich den ersten Trommelschläger in ganz Uropa nennen. Ich habe mich vor allen Souveränen von Uropa produzirt; mit allen Tambourmajors der großen Armee habe ich mich gemessen, und imitire die Kanonen auf meiner Trommel dermaßen frappant, daß man den Pulverdampf zu riechen glaubt.“ Den Beschluß dieses Schauspiels machte eine Symphonie von kleinen und großen Trommeln, auf welche Basserot mit unbegreiflicher Gewandtheit seine Trommelschlägel, wie indische Jongleurs ihre Kugeln werfen, niederfallen ließ. Die Symphonie stellte, laut der Ankündigung, die Einnahme des Pariser Stadthauses vor. Die Trommelwirbel und den Kanonendonner begleitete von Seiten der Zuhörer mit derbem Zwergfelle der lärmendste Beifall. Mein Nachbar aber schüttelte den Kopf und schien schlecht zufrieden; ich fragte ihn nach der Ursache. „Pardieu!“ erwiederte er; „Papa Basserot macht es sich etwas leicht! Voriges Jahr spielte er die nämliche Finsonie und sagte, es sey das Bombardement von Algier. So führt man die Leute an, die es nicht verstehen!“

Es ist nichts schwieriger, als, wie man zu sagen pflegt, die Menschen unter einen Hut zu bringen; in unsern Tagen vollends sind Beweise dieses Satzes wohl am überflüssigsten. Indeß weiß ich dennoch einen Fall, in dem man so ziemlich sicher seyn kann, daß kein Widerspruch erhoben wird. Wenn eine zahlreiche Gesellschaft, wie wir, den ganzen Tag auf dem Boulevard du Mont Parnasse herumgelaufen ist, um seine Herrlichkeiten in Augenschein zu nehmen, und es äußert gegen sechs Uhr das allerunberedteste Mitglied der Gesellschaft; „meine Herren, ich glaube, es ist Essenszeit,“ so stimmt gewiß

Alles ohne Ausnahme ein. Gut denn, speisen wir bei Mutter Saguet. — Bei Mutter Saguet? — Nun ja doch; wir finden, wenn wir Mutter Saguet besuchen, gute Gesellschaft. Ich weiß eine Restauration, welche Frankreich sehr zu wünschen wäre: die Wirthshausrestauration. Ganz mit Unrecht verknüpft man nach einem modernen und doch schon alten Vorurtheil mit dem Wirthshause den Begriff der Unanständigkeit, ja der Liederlichkeit, und bringt sich damit um manchen Genuß. Gewisse Leute finden sich an solchen Orten nur ganz verstohlen ein; ich sah welche, die beim Eintritte ihren Orden versteckten; andere nehmen Anstand, sich daselbst in Uniform, ja nur in Toilette zu zeigen. Es ist wahrhaft kläglich, ein Paar Ellen Tuch, ein Endchen Band höher zu achten, als sich selbst. Die Gesellschaft nur adelt den Ort oder entadelt ihn. Es verhält sich mit dem Wirthshause gerade wie mit dem Throne; Napoleon hat gesagt: „der Thron gilt gerade nur so viel, als der, der ihn besteigt;“ eben so erhält der Wirthstisch seinen Werth durch die Gäste. — Speisen wir bei Mutter Saguet!

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island.

(Fortsetzung.)

Weil das besprochene Gesetz so einfach ist, habe ich es getrost gewagt, es dem Leser zu entwickeln. Es spielt dabei noch ein Instrument eine Rolle, ein gemeines, allbekanntes, der Glasspiegel, und zuvörderst muß man folgende zwei Punkte ins Auge fassen. Wer einmal sich gerade, oder, wie die Gelehrten sagen, senkrecht vor einen Spiegel gestellt hat, der hat sich überzeugt, daß sich ihm sein Bildniß gerade zurückspiegelt, oder auf ihn zurück vom Spiegel sich abspiegelt. Stellt er sich seitwärts oder schief, zum Beispiele links, so erhält er kein Bild von sich abgespiegelt, dagegen eines, das an der entgegengesetzten Wand rechts vom Spiegel liegt. Dieß ist die Richtung der Abspiegelung. Noch wichtiger ist der zweite Punkt, jedoch männiglich bekannt. Nicht alles Licht, nicht das ganze Licht spiegelt sich ab; ein Theil dringt in den Spiegel ein. Daher sieht man ein zweites Bild, z. B. einer Münze, die man an den Spiegel hält, von der hintern Fläche des Spiegels abstrahlen. Das eindringende Licht bleibt aber nicht in derselben Richtung, in welcher es auf den Spiegel fiel, es nimmt im Spiegel einen andern Weg; der Weg wird gebrochen, die Richtungen machen (die äußere Lichtlinie und die innere) einen Winkel mit einander. Alle unsere Glasfernröhren oder Brillenteleskope beruhen auf diesem Gesetz. Der Leser wird erlauben, es auch so auszusprechen: der zurückspiegelnde Strahl und der in das Glas eindringende haben eine bestimmte Richtung oder Lage gegen einander. Diese hängt natürlich ab von der Schiefe in der Richtung des abspiegelnden Strahls.

Diese gemeinen Erscheinungen wollen wir etwas näher bringen den Wirkungen unsers Krystalls aus Island; dieser scheidet, trennt, sondert den Strahl und löst ihn auf in zwei. Geschieht etwas Aehnliches nicht auch beim Spiegel? Wird nicht bei jeder Spiegelung eine Scheidung hervorgebracht? Wird nicht der sich abspiegelnde Strahl von dem in den Spiegel eindringenden — oder gar, wenn die hintere Spiegelfläche frei ist, durchdringenden — nach einer gewissen Richtung getrennt? Löst sich nicht der Strahl gleichsam auch in zwei auf, einen innern und äußern, so zu sagen, einen rückwärts nach oben gespiegelten und einen vorwärtsschreitenden? Sollte da nicht Verwandtschaft seyn mit den Erscheinungen des Krystalls? Wie blind sind die Menschen! was ihnen vor den Füßen liegt, sehen sie nicht. Ein einziger Fall ist in der Natur, eine einzige bestimmte Richtung, die sich von allen übrigen unterscheidet, wie das einzige gerade von den mancherlei krummen, wie der rechte Winkel von den vielen schiefen, wie die Weltgegenden von den Zwischenstellungen, und das Wort des Räthsels ist nun folgendes: wenn beim Spiegel des abspiegelnden Strahls Richtung zu der des eindringenden sich verhält, wie die Weltgegenden Ost und Süd sich zu einander verhalten, oder noch einfacher, wenn ihre Richtungen einen rechten Winkel mit einander machen, so sind diese zwei durch Spiegelung geschiedenen Strahlen vollkommen ähnlich den durch geheime Kraft im Islandskrystall gebildeten Zwillingsstrahlen *). Dieß ist also die Entdeckung von Malus. Wäre auch die Sache damit aus, ließen sich weiter keine Folgerungen daraus ziehen, wir müßten schon darüber uns freuen, daß wir in unsere Gewalt bekommen haben, was die Natur bisher in das Innere jenes Krystalls verschlossen hat.

Man beschreibt die Staaten am einfachsten nach den Epochen und der Entwicklung ihrer Gesetzgebung; so könnte man die Geschichte der Wissenschaften nach den Gesetzen abtheilen, die sie in der Natur aufgefunden haben: Kepplers Gesetz der Planetenwelt, Descartes Gesetz der Spiegel, Newtons Regenbogen, Malus Gesetz der Zwillingsstrahlen. Die Franzosen nennen letzteres das Gesetz der Polarisation (nicht zu verwechseln mit der Polarität der Deutschen; denn bei dieser ist Entgegensetzung wie Süd und Nord und sich Auflösen in Nichts, wi[illegible] die Zwillingsstrahlen nach der Richtung von Süd u[illegible]

---

*) In dieser Einfachheit hat das Gesetz allerdings später der Engländer Brewster ausgesprochen.

oder nach dem rechten Winkel auseinander gehen.) Die Deutschen nannten es später das Gesetz der Doppelspiegelung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Cas. Delavignes Ludwig XI.

Dieser ganze Auftritt ist äußerst witzig. Die Bauern tanzen und singen aus Leibeskräften; der bereits kranke König erscheint, mischt sich unter die Bauern, fragt, wie sie es anfangen, um so fröhlich zu seyn und ein so munteres Aussehen zu haben. Ein dummer Tölpel antwortet, das komme daher, weil er ein gutes Gewissen habe, sich kein Verbrechen vorwerfe und Niemand betrüge. Ludwig wird aufgebracht; allein die Frau des Bauern, die eine Hofdame zu werden verdiente, weiß die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu lenken, scheint entzückt über sein blühendes Aussehen und meint, er könne noch hundert Jahre leben. Bei diesen Worten überläßt sich der alte, schwache König seiner Freude, theilt Geld unter die Leute aus und schickt sie mit dem Bedeuten weg, auf seine Gesundheit zu trinken. Der junge Nemours hat nun eine Unterhaltung mit seiner Geliebten, Marie von Commines; sie erinnert ihn an die Tage ihrer Kindheit und freut sich, daß er mehrere Züge aus jener Zeit noch nicht vergessen hat. In dieser Scene ist Mad. Dupont äußerst reizend. Der schlaue König bemerkt von ferne das Einverständniß der beiden jungen Leute; er verhört auf die vertraulichste Weise zuerst den Vater und dann die Tochter, weiß dieser das Geständniß ihrer Liebe und den rechten Namen des Gesandten abzulocken, und sobald er erfährt, daß es Nemours sey, hat er auch schon dessen Tod beschlossen. Da eben die Nachricht von dem Hinscheiden Karls von Burgund überbracht wird, so muß Nemours sogleich festgehalten werden. Vor der Hand wird er jedoch nur der Aufsicht des Arztes Coctier übergeben, welcher einen Thurm neben dem Gemache des Königs bewohnt. Im vierten Aufzuge sehen wir das Schlafzimmer Ludwigs, und gerade hier, was doch gewiß nicht wahrscheinlich ist, unterredet sich der Arzt mit dem jungen Gefangenen, den er zu retten verspricht, obschon auf eigene Lebensgefahr. Er übergibt ihm den Schlüssel zu einer heimlichen Gartenthür und tritt ab. Nemours aber, anstatt zu entfliehen, versteckt sich hinter das Bett des Königs, mit dem festen Vorsatze, sich an dem Mörder seines Vaters mit einem Dolchstoße zu rächen. Ludwig tritt mit dem ehrwürdigen Franz von Paula ein und will, der heilige Mann solle ein Wunder zu seinen Gunsten thun und ihm zehn bis zwanzig Lebensjahre schenken, da er gewiß gegen einen König mit den Himmelsgaben freigebiger seyn werde, als gegen Leute aus dem Volke; als jedoch der alte Priester antwortet, er sey nur ein schwacher Sterblicher, wird Ludwig böse und droht ihm mit seiner Ungnade. Nun erhebt sich Franz von Paula und droht seiner Seits dem alten verstockten Sünder mit der Ungnade Gottes, wenn er ihm nicht ein reniges Gemüth darbringe. Der schlaue König fängt darauf eine Art von Sündenbekenntniß an, das der Dichter mit großer Kunst behandelt hat, indem Ludwig zwar seine Mordthaten bekennt, aber doch sich so auszudrücken weiß, daß er dieselben gewissermaßen entschuldigt. Franz von Paula spricht ihm zu, wie ein an Gottes Statt richtender katholischer Priester, und entfernt sich. Während Ludwig noch in der heftigsten Gemüthsbewegung ist, worin ihn die Worte des alten Eremiten versetzt haben, springt der junge Nemours mit dem Dolche in der Hand hinter dem Bette hervor und fordert Genugthuung wegen des Mordes seines Vaters. Der alte abgefeimte Monarch hält sich nun für verloren und zweifelt keineswegs, daß es um den kurzen Rest seines Lebens gethan sey. Jezt aber wirft Nemours verächtlich seinen Dolch zur Erde und zwingt blos den alten Sünder, den rührenden Brief anzuhören, den der Herzog von Nemours vor seiner Hinrichtung an den König geschrieben hatte und der von diesem zurückgeschickt worden war. Das Anhören dieses Schreibens ist freilich eine Qual für Ludwig; allein nach dem Toben des jungen Nemours ist es dem Zuschauer doch äußerst auffallend, daß dieser, gerade als er am Ziele steht, alle seine Racheplane aufgibt und sich benimmt, wie ein idealer Held in den klassischen Tragödien der französischen Bühne. Dieser Zug ist von den Theaterkritikern auch sehr getadelt worden. Nemours verschwindet, Ludwig schreit um Hülfe; alle seine Trabanten müssen ihm nachsetzen. Man holt ihn auch wieder ein und sperrt ihn in einen Kerker.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz, März.

(Beschluß.)

Stimmung der reformirten Geistlichkeit.

So hört man viele Klagen in andern Kantonen und viele Furcht über ungünstigen Einfluß der neuen Ordnung der Dinge. Höchst wünschenswerth wäre es, wenn in dieser Beziehung der Inhalt der Visitationstabellen der Geistlichkeit im Kanton Zürich vom Jahre 1830 auf 1831 durch den Druck allgemein bekannt gemacht würde. Wie wir aus sicherer Hand vernommen haben, ist von einem einzigen jungen Manne, einem stationirten Geistlichen bei einer Berggemeinde, bezeugt worden: „Die neue Staatsverfassung ist, wie mir scheint, ein mächtiges Erweckungsmittel für alle bessern und edlern Geistlichen, dagegen ein Donnerschlag für alle Faulen und Trägen, die gerne in alle Ewigkeit im Schlendrian geschlummert hätten. Möchte die Zahl der erstern sich fortan mehren! Die Zeit bedarf ihrer!“ Und obgleich von andern Vernünftigen und Einsichtsvollen das redliche Zeugniß abgelegt wurde, daß die Zeitereignisse die Gemüther gehoben und das Band eher befestigt, als erschlafft haben, das in den Gemeinden zwischen dem Kirchenlehrer und dem Gemeindsgenossen besteht, so wird doch dieses ruhige und unbefangene Urtheil durch das große Jammergeschrei überstimmt, welches alle übrigen Geistlichen angehoben haben über Zeitgeist, Publizität und Mißbrauch der Preßfreiheit. Von was zeugt aber diese Mißstimmung, als von der Mißkennung der Zeit, welche ein zeitgemäßes Fortschreiten in der Ausbildung der theologischen Wissenschaft verlangt und die, wenn dieses nicht befördert und gehoben wird, die Mißgriffe erzeugt, welche die Momiers in der französischen Schweiz und die St. Simonisten in Frankreich in ihrem verderblichen Treiben sich zu Nuze zu machen wissen. Noch bedeutender aber wird dadurch, daß der Klerus nicht mit dem Volke und den neuen Regierungen sich kräftig vereint, die Macht des Indifferentismus gegen alle kirchlichen Institutionen, und dieser untergräbt nicht nur veraltete Gebäude, sondern jede heilsame Verbindung zwischen Kirche und Staat. Im Interesse der reformirten Geistlichen selbst wäre es daher sehr wünschenswerth, sie würden sich, statt allzustarr am Alten zu halten, aufrichtig an die neue Ordnung der Dinge anschließen, und das Gute schon darum befördern helfen, um das Böse zu hindern.

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. März 1832.

— Ich vermuthe was
Von argen Ränken. Aber schnöde Thaten,
Birgt sie die Erd' auch, müssen sich verrathen.

Shakespeare.

Ein Ereigniß zu Gibraltar.

Es bedarf keines außergewöhnlichen Ereignisses, um Gibraltar dem Reisenden interessant, ja unvergeßlich zu machen. Wäre auch Spanien ein minder anziehendes Land, der erste Anblick jenes vielgefeierten Erdflecks lohnte allein schon eine Reise durch die Halbinsel. Hätte ich auch Emilie Waring nie gesehen, ihren Geliebten nicht aus großer Gefahr gerettet, wäre ich nicht Zeuge der Verurtheilung des unglücklichen Donovan gewesen, immer würde mir die erhabene Felsenveste unter den vielen Naturbildern, die an mir vorübergegangen, als eines der erhabensten, frischesten vor dem Gedächtniß stehen.

Mit meinen Erinnerungen an Gibraltar sind indessen einige Ereignisse aus dem Menschenleben eng verknüpft, und als ich vor etwa einem Jahre jenen Ort zum zweiten Male besuchte, als mir, wie ich durch die Meerenge segelte, das herrliche Landschaftsbild aufs Neue entgegentrat: zur Rechten die Gebirgskette der Barbarei, die Bucht von Algesiras und die Sierra von Granada zur Linken, die friedlichen, gen Osten strömenden Gewässer des Mittelmeers, und der Riesenfels, der seinen Eingang hütet — da verschwand mir plötzlich Alles im Gedränge schmerzlichsüßer Erinnerungen, die mich um zehn Jahre zurück, wieder an Emiliens Seite versezten, mir sie zeigten, wie — Doch ich will der Erzählung nicht vorgreifen.

Am 15ten Juni 1821 stieg ich, auf einer Reise in die Levante begriffen, am Hafendamme von Gibraltar ans Land, und noch am Abend des nämlichen Tages gab ich meine Empfehlungsbriefe bei dem damaligen Gouverneur, Sir George Down, und bei dem Oberst Waring von den königlichen Ingenieuren ab. Sir George Down lud mich auf den folgenden Abend zu einem Balle ein, der im Gouvernementshause gegeben wurde, und Oberst Waring, ein so wackerer alter Krieger, als je einer dem Könige von Großbritannien diente, versicherte mich, indem er mir herzlich die Hand schüttelte, ich sey recht zur glücklichen Stunde gekommen, denn die nächste Woche solle die Verbindung seiner Tochter Emilie mit Kapitän L— von der Marine gefeiert werden. „Er ist ein prächtiger Junge“ sezte der Oberst hinzu; „sonst hätte er aber auch mein Mädchen nicht bekommen; essen Sie morgen bei uns zu Mittag, da treffen Sie ihn; und zum Abendessen bleiben Sie dann ebenfalls, Sie müssen ja auch meine Emilie sehen; nehmen Sie sich aber in Acht, daß Sie sich nicht in sie verlieben.“ Die Mahnung war gar nicht überflüßig; denn die weiblichen Reize erscheinen uns nie in lockenderer Gestalt, als wenn wir wissen, daß ein anderer ihr glücklicher Besitzer werden soll, und Emilie Waring war das einzige wahrhaft liebenswürdige Mädchen, das ich je gesehen. Wozu versuchen, mit Worten die Züge dieses Antlitzes zu schildern? bindet ja doch, was den Blick am meisten fesselt, am meisten auch die Zunge.

Den folgenden Abend ging ich auf den Ball im Gouvernementshause. Von ungefähr fiel hier, während Emilie mit ihrem Verlobten tanzte, mein Blick auf einen an-

wesenden Herrn, dessen Augen aufmerksam und unverkennbar mit dem größten Antheil an dem Paare hingen, das er, wie der Ausdruck des recht hübschen Gesichts unschwer errathen ließ, mit einem Gemisch des tödtlichsten Hasses und der innigsten Bewunderung betrachtete. „Wer ist der Herr?“ fragte ich meinen Nachbar. „Er heißt Donovan,“ antwortete er flüsternd. „Sie haben wohl schon bemerkt, wie unablässig seine Augen des Obersten Tochter und ihren Bräutigam verfolgen; mit der Geschichte dieses Herrn Donovans stehen allerlei seltsame Umstände in Verbindung, und man sagt ihm manches nach, was eben nicht sehr erfreulich ist. Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, was er für Miß Waring und den Kapitän fühlt; daß er die Eine liebt, den Andern haßt; mit Erstaunen aber werden Sie hören, daß bei dem Allen Donovan und der Kapitän dem Anschein nach die besten Freunde von der Welt sind. Vor drei Jahren etwa rettete Donovan durch eine That ungewöhnlich kühner Wagniß dem Kapitän das Leben; obgleich er nun diesen seit der Zeit schon zweimal unter den verdächtigsten Umständen und, nach Jedermanns Meinung, in der festen Absicht, ihn todtzuschießen, genöthigt hat, sich mit ihm zu schlagen, so gedenkt Kapitän L— dessenungeachtet immer noch der frühern Lebensrettung und beharrt in seinem Glauben an Donovans Freundschaft und gute Gesinnung.“

Donovan näherte sich dem Platze, wo wir standen, und unterbrach dadurch unser Gespräch; als wir es später wieder aufnahmen, erfuhr ich weiter, Donovan sey früher verheirathet gewesen; er sey vor einigen Jahren, als der Vergiftung seines Weibes verdächtig, zur Untersuchung gezogen und zwar freigesprochen worden, viele aber können sich noch jezt nicht von seiner Unschuld überzeugen. „Er ist übrigens ein Mann von Einfluß,“ schloß mein neuer Bekannter; „er bekleidet einen bedeutenden Regierungsposten, und die Schicklichkeit gebietet daher dem Gouverneur, ihn bei der Einladung zu einem Feste nicht zu übergehen.“

Der Ball war am Donnerstag, und am Montag sollte Emiliens und des Kapitäns Trauung stattfinden. Am Freitag und Sonnabend aß ich mit Oberst Waring, seiner Tochter und dem Kapitän zu Mittag. Als nun der Leztere am Sonnabend Abend beim Weggehen äußerte, er habe Donovan versprochen, den nächsten Mittag bei ihm zu speisen, da zog, wie ich wohl sah, eine Wolke, ein Schatten — nicht Verdruß, vielmehr Mißbehagen — über Emiliens liebliches Antlitz, und der Oberst bemerkte: „Emilie sieht aus, als meinte sie, Sie sollten uns morgen nicht untreu werden; und zudem — ich kann es nun einmal nicht über mich gewinnen, an Ihrem Donovan Gefallen zu finden.“ — „Man verkennt ihn,“ entwortete Kapitän L—; „kann ich doch,“ fuhr er, sich zu Emilien wendend, fort, und ergriff ihre Hand, „nie, nie vergessen, daß ohne ihn sie nimmer die meinige geworden wäre; ich durfte es ihm nicht abschlagen.“ — „Schon gut,“ versezte der Oberst; „auf jeden Fall sehen wir Sie noch Morgens,“ und damit verabschiedeten wir uns.

Am Sonntag Morgen gingen wir zusammen auf die Parade. Als sie zu Ende war, ging der Oberst, über Müdigkeit klagend, nach Hause; ich sezte mich an General Elliots Standbild nieder, die beiden Verlobten aber wandelten nach der Alameda, dem reizenden Irrgarten von Geranien, Akazien und Orangebäumen, und verweilten sich dort so lange, daß ich endlich aufstand und nach des Obersten Wohnung zurückkehrte, wo ich zu Mittag aß. Wir hatten gehofft, der Kapitän werde, wenn er von Donovan komme, den Abend mit uns zubringen; allein er blieb aus. Der Oberst war dadurch sichtlich etwas verlezt und Emilie verrieth einige Aengstlichkeit, vielleicht auch ein Bischen Verdruß. Um eilf Uhr verabschiedete ich mich und versprach, den andern Morgen um neun Uhr die Hochzeitgesellschaft nach dem Gouvernementsgebäude zu begleiten, wo die Feierlichkeit vor sich gehen sollte. Ich fand mich pünktlich zur Stunde ein; Emilie sah aus, wie eine holde Braut aussehen soll, sittig verschämt, bezaubernd schön. Der Oberst war voll Ungeduld, denn Kapitän L— fehlte immer noch. Es schlug neun, halb zehn, zehn; der Bräutigam wollte nicht erscheinen. Des Obersten Empfindlichkeit machte nun einer ängstlichen Stimmung Platz, und Emiliens Aengstlichkeit verwandelte sich in die größte Unruhe. Ich erbot mich, zu Kapitän L— zu gehen, erfuhr jedoch in seiner Wohnung, er habe sich seit gestern Nachmittag fünf Uhr nicht mehr sehen lassen. Nun schickte man zu Donovan, dieser ließ aber zurücksagen, er und Kapitän L— seyen zwar nach dem Mittagessen zusammen den Felsen hinauf spazieren gegangen, haben aber dann verschiedene Wege eingeschlagen und deßhalb einander verloren; der Kapitän sey ihm seitdem nicht mehr zu Gesicht gekommen.

Zu schildern, welche Veränderung in den wenigen Stunden mit Emilien vorgegangen war, wäre überflüssig. Ich traf sie in ihrem Brautstaate, blaß, thränenlos; ihr zur Seite stand der greise Oberst, die Hand der Tochter fest in der seinigen haltend, und zerdrückte mit der andern die Thränen, die ihm bisweilen in die Augen traten. In diesem Augenblick wurde Sir George Down angemeldet; der Oberst und ich empfingen ihn. „Kapitän L—s unerklärliches Verschwinden,“ sprach er, „ist mir vor einigen Stunden zur Kenntniß gekommen; ich habe kein Mittel unversucht gelassen, dem Geheimniß auf die Spur zu kommen; allein vergebens. Die Wachen auf den östlichen Außenposten sahen ihn in Donovans Gesellschaft hinaufgehen; unter den Umständen habe ich es denn für meine Pflicht gehalten, Donovans Verhaftung zu verfügen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island.

(Fortsetzung.)

Ich eile, um dem Leser, der sich nach dem Anblick des Regenbogens und des Kreuzes sehnt, zu erzählen, wie das Auslöschen und Verschwinden der Bilder, wovon wir zu Anfang hörten, der zweite Krystall aus Island bewirkt, hier durch einen zweiten Spiegel zu Stande gebracht wird. Die Alten erzählen uns, ihre Hexen oder Zauberer haben den Mond vom Himmel heruntergeholt. Nicht den Mond haben sie heruntergeholt, sondern nur sein Bild, sein Licht durch Spiegel ausgelöscht, und der Franzose hat uns nun wieder in Besitz der wahren Zauber- und Hexenspiegel gesezt. Ja, alle die Sagen, wie sie uns erzählt werden, von den Figuren und Bildern, von Menschen und Blumen und Farben, welche die alten Hexenmeister bei ihren Zaubereien in gemeinen Spiegeln erscheinen lassen, sind in der That gegründet, und wir können diesen Zauber nachahmen. Ich würde zum Thema einer Preisaufgabe machen, zu beweisen, daß das Geheimniß der Doppelspiegelung im Alterthum, und noch mehr im Mittelalter bekannt gewesen. Aber die Philologen streichen aus, was ihnen nicht begreiflich ist.

Der Leser wird sich das Spiel der Zauberspiegel leicht auf folgende Weise verschaffen. Er lasse das Licht einer nicht zu nahen Lampe (damit sie nicht zu helle werde), das Licht des entstehenden Mondes, oder das weiße Licht der Wolken von einem Spiegel, der statt mit Quecksilber auf der hintern Fläche mit Tusch belegt ist, abspiegeln, aber in der Richtung, daß die Zwillingsstrahlen entstehen, d. h. daß der abspiegelnde und der durchgehende wie die Seiten des rechten Winkels auseinander gehen *). Er wird, wie gewöhnlich, das Bild dieser Gegenstände sehen. Wir wollen, um uns zu verständigen, annehmen, Spiegel, Lampe und Zuschauer stehen von Süden nach Norden in gerader Linie in der Ordnung, wie sie eben geschrieben worden sind; nirgends ist etwas Geheimnißvolles, Besonderes, oder sonst etwas, was einer Vorbereitung zur Zauberey gleich sähe. Er nehme nun einen zweiten Spiegel **), (der auch mit Tusch auf der Rückseite bemalt seyn kann; es ist aber nicht gerade nöthig) und stelle sich mit seinem Angesicht gegen Westen, d. h. er mache eine Bewegung rechtsum von seiner ersten Stellung nach Süden; den Spiegel halte er gerade vor sich hin, so daß dieser auch gen Westen seinen Rücken kehrt, aber doch von Norden nach Süden streicht; er neige nun den Spiegel allmälig gegen sich und schaue in ihm das vom ersten abgespiegelte Bild: wenn er die rechte Neigung getroffen hat, so wird das Bild der Lampe, des Mondes oder der Wolken verdunkelt, ja gänzlich ausgelöscht seyn. Es ist wirklich so, es ist vielfach beschrieben worden, ich habe es gelesen, ich habe es gesehen. Wo ist jemand, der dieß nicht für Zauberey hielte, der nicht einen Zauberspiegel in der Hand zu haben glaubte und ihn mit Entsetzen aus der Hand legte, oder mit Erstaunen und mit Rührung über die Herablassung der geheimen Kräfte zum Menschen? Es ist wohl dem Leser ohne ausdrückliche Erwähnung beigegangen, daß in den Zwischenstellungen des zweiten Spiegels das Licht allmälig verdunkelt wird, bis es in der gehörigen Stellung verschwindet. Der zweite Spiegel ist es, der eigentlich als der Zauberer erscheint.

Das Schauspiel wird nicht minder überraschend, wenn man den andern Zwillingsstrahl nimmt, nicht den abgespiegelten, sondern den durchdringenden. Statt eines Spiegels nimmt man hier Schichten von durchsichtigem Spiegelglas. Man lege eine solche Schichte schief, z. B. gegen den Thurm einer Kirche auf dem Felde, oder eine alte Burg, so wird der Thurm ꝛc., dadurch betrachtet, ganz wie gewöhnlich erscheinen. Jezt nehme man eine zweite Schichte, gegen die andere und den Thurm verkehrt geneigt, und sehe durch, so ist das Bild des Thurms oder der Burg verschwunden, ausgelöscht, verwischt. Hier wird der durchgehende Zwillingsstrahl unsichtbar, während es bei den Spiegeln sein Zwillingsbruder, der abgespiegelte, wurde.

Auf welch verschiedene Weise also werden diese Zwillingsstrahlen geboren! Hier auf dem Spiegel, in freier Luft gleichsam, dort aus dem Schooße des isländischen Krystalls. Ja, nicht blos der Spiegel von Glas — diesem Körper, der, im Feuer geboren, als eine höhere Art Krystall erscheinen könnte — sondern gar viele andere, gemeine, bedeutungslose Körper konnten die Rolle des Glases spielen, wenn sie nur für die Abspiegelung eine gewisse Politur hatten und ein Eindringen des andern Zwillingsstrahls erlaubten; sogar der aus Dunst zusammen gehauchte Wolkenhimmel, vielleicht selbst das Feuer. Doch dieß wurde man alles erst im Verlauf der Forschungen gewahr. Der Metallspiegel schien untauglich; er spielte aber dafür eine in anderer Rücksicht bedeutende Rolle, die uns hier seitwärts liegt.

Der Mensch ist sich selbst ein Räthsel und Geheimniß; wie soll er noch die in der Natur lösen? Wenn er sich aufmacht, um aus dem Dunkeln in die Region des Klaren zu gelangen, umgeben ihn immer neue Geheimnisse, und er blickt in immer unbekanntere Tiefen hinab.

*) Dazu dient folgende einfache Regel. Wenn die Lampe 10 Zoll von der Mitte des Spiegels entfernt ist, so muß sie 7 Zoll hoch seyn. Man kann sich aus Kartenpapier ein Dreieck mit einem rechten Winkel ausschneiden, dessen Seiten am Winkel 7 und 10 Zoll lang sind.

**) Am bequemsten ist es, wenn der zweite Spiegel in Stativ und Rahmen gefaßt ist, wie die Frauen im Großen die Spiegel fassen lassen, vor denen sie sich ankleiden.

So war es, als die Natur einen zweiten Entdecker unter den Franzosen einen noch geheimnißvollern Weg führte, um den Zauber der Doppelspiegel durch einen noch größern und lieblichern Zauber zu lösen. Aber nur allmälig kam man auf diese Straße; dann war es aber, wie wenn man auf einen hohen Berg gekommen wäre, von dem man eine weite Aussicht in eine freie, lichte Gegend hat. Zwei Nationen waren vorzüglich in diesem Zauberkreise zu Hause: die Franzosen, als die ersten Erfinder und von welchen der erste Anstoß ausging, und die Engländer, die sich für die obersten Lehnsherrn alles Schaffens halten, das sich im Gebiete des Lichts regt, wegen des Herrn und Meisters Newton. Die Deutschen waren damals in allerlei Finsternissen befangen. Alles Forschen und Experimentiren in der Physik ist mit einem gewissen Vorgefühl von Erfindung begleitet oder durch ein solches veranlaßt; aber man sieht die Fäden nicht, welche das Neue mit dem Alten verknüpfen; das Gesetz der Stetigkeit ist gewissermaßen aufgehoben, und es ist wie eine Reise im Nebel über Klüfte mit unsichtbarem Führer. So war es auch, als nach einer neuen Reihe von Versuchen endlich das Wunder des Regenbogens und Kreuzes erschien.

Wir schicken uns jezt an, den Berg mit der weiten Aussicht, von dem ich eben gesprochen, zu besteigen. Zuerst tritt ein sonderbares Wesen und Naturkind auf, von dem der gebildete Leser bereits Kunde haben wird: es ist nicht Spiegel, nicht Krystall, nicht Eis, nicht Luft; es ist das feinste Ding, das die Berge hervorbringen, keine Kunst hat je ein Papier hervorgebracht, das ihm an Feinheit gleich kommt, es ist das reinste Weiß und durchsichtig, möchte man sagen, wie das Absolute. Die Christen nennen es das Marien- oder Frauenglas, die andern nennen es auch Glimmer. Glücklich der, dem davon ein Blatt, so groß wie ein Blatt des Morgenblatts, zu Theil wird. Es ist reiner als Spiegel, und darum gebrauchen es die Astronomen als schützende Blätter bei manchen Beobachtungen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Cas. Delavignes Ludwig XI.

Der lezte Aufzug beginnt mit einer Sitzung des Parlaments. Man vernimmt, der König sey seinem Ende nahe; man will Anstalten treffen, wie sie die Umstände erheischen. Plözlich heißt es, der König ermanne sich und wolle hieherkommen, mit dem Königsmantel und der Krone auf dem Haupte, um sich noch einmal recht als König zu fühlen. Er fragt nach Nemours und befiehlt, ihn umzubringen. Man zaudert, ihm zu gehorchen; er aber will seinen Feind überleben. Sein Athem wird schwerer und er scheint zu verscheiden. Der junge Dauphin eilt herbei, umarmt seinen Vater, versucht, die neben ihm liegende Krone sich auf's Haupt zu setzen und läßt sich zur Regierung Glück wünschen; aber auf einmal erholt sich der alte König wieder und reißt seinem Sohne die Krone vom Haupte. Man benuzt diesen Augenblick, um ihn um Gnade für Nemours zu bitten; er gewährt sie, und Marie von Commines will ihrem Geliebten im Kerker die frohe Botschaft überbringen. Aber nun tritt der furchtbare Tristan herein und verkündigt, der Befehl seines Herrn sey vollzogen. Diese schrecklichen Worte machen einen starken Eindruck auf die Zuschauer, und ich hörte mehr als einen Schrei des Mitleids aus dem Munde der zarten Zuschauerinnen. Ludwig haucht endlich seinen Geist aus und Franz von Paula schließt mit einer religiösen Bemerkung über die bösen Könige. Nach der Vorstellung wurde Ligier hervorgerufen, um den Dank des Publikums wegen seiner kunstvollen Darstellung der Rolle Ludwigs XI. zu empfangen. Man hätte auch die andern Schauspieler hervorrufen können, denn sie hatten brav gespielt. Nimmt man nun das ganze Trauerspiel zusammen, so erkennt man darin den Versuch eines sehr gewandten Dichters, die alte französische Tragödie mit der neuern, das Klassische mit dem Romantischen zu paaren. Vielleicht wird in der Folge noch weiter gegangen und eine noch bessere Verschmelzung der beiden Manieren vorgenommen. Bei dieser Darstellung hat sich mir die Betrachtung aufgedrängt, daß die alte französische Tragödie im Grunde doch nicht so verwerflich war, und nicht so sehr hätte verschrieen werden sollen, als geschehen ist. Sie suchte mit wenigen Mitteln einen großen Zweck zu erreichen; sie wollte, wie die griechische Tragödie, auf eine einfache Art große Leidenschaften, tiefe Unglücksfälle, energische Charaktere schildern. Sie hatte nur wenige Schauspieler nöthig, aber diese mußten vortrefflich seyn; sie entwickelte den edeln Charakter eines Helden, die sanften Gefühle einer Mutter, einer Geliebten; eine würdevolle Sprache diente dem Ganzen zur Haltung; alles Fremdartige, was den großen Eindruck des einfachen Gegenstandes stören konnte, wurde sorgfältig entfernt. Das Tragische blieb in seiner ganzen Reinheit. Jezt sind wir auf den historischen Grund geführt; die Ideale sind weg, wir haben Charaktere vor uns, die wirklich vorhanden gewesen sind; sie sollen mit allen ihren Umgebungen erscheinen; daher eine Menge von Schauspielern, von Scenen aus der wirklichen Welt, von kleinlichen Mitteln, die alle zum Zweck führen sollen. Die Schauspieler haben keine so große Kunst mehr nöthig: wenn sie nur nicht störend einwirken, so ist man zufrieden. Für das Kunstgefühl ist die neuere Tragödie also bei weitem nicht so befriedigend als die alte; aber für den großen Haufen ist sie offenbar unterhaltender. Das Gemisch des Tragischen und Heitern, des Erhabenen und Niedrigen, der Aufwand an Schauspielern, Dekorationen, Scenen gewährt große Augenweide. Auch ist nicht so bald zu befürchten, daß die Dichter sich erschöpfen werden, da ihnen die ganze Geschichte aller Länder zu Gebote steht, wogegen die alte Tragödie schon lange ihrer großen Einfachheit wegen erschöpft war und nichts Neues mehr darstellen konnte. Soll die neue Tragödie aber beim Pariser Publikum, das heißt, bei demjenigen, welches das Théatre français besucht, in Ansehen bleiben, so muß sie von Dichtern, wie Casimir Delavigne, nicht aber von Victor Hugo und andern allzu excentrischen Köpfen behandelt, muß das Drama Schritt vor Schritt von der alten Gattung zur neuen hinüber geführt werden. Bei der sechsten Vorstellung wurden viele Stellen in dem neuen Trauerspiele von dem zahlreichen Publikum sehr beklatscht, andere aber von Einigen mit Husten aufgenommen, was hier eine Art von Mißbilligung ausdrückt, und zwar sanfterer Art, als die gellenden Pfeifchen, die eine Mißbilligung ohne alle Schonung andeuten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. März 1832.

Spiegel hüben, Spiegel drüben,
Doppelstellung, auserlesen;
Und dazwischen ruht im Trüben
Als Krystall das Erdewesen.
Dieses zeigt, wenn jene blicken,
Allerschönste Farbenspiele;
Dämmerlicht, das beide schicken,
Offenbart sich dem Gefühle.

Goethe.

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island.

(Fortsetzung.)

Das Marienglas ist nun das Wesen, welches den Zauber der Doppelspiegel lödt. Ist der zweite Spiegel in der Stellung, daß er das vom ersten abgespiegelte Bild der Lampe, oder der Wolken, oder des Mondes ausgelöscht zu haben scheint, so erscheint das Bild im Spiegel wiederum, die Dunkelheit verschwindet, und ein Farbenglanz umgibt das wiederauflebende Bild, wenn man zwischen die beiden Spiegel solch ein Blättchen Marienglas hält. So sagt Goethe: wenn das Licht aus der Dunkelheit hervortritt, ist es zuerst noch verhüllt in die Farbe; denn die Farbe ist noch gemischt mit dem Trüben. Dieselbe Wirkung zeigt sich bei dem als Beispiel oben erwähnten Thurm in der Landschaft; bringt man das Glimmerblättchen zwischen die beiden Spiegelglasschichten, so tritt der Thurm aus dem verhüllenden Nebel hervor, wie Aeneas, als er in den Pallast der Dido trat, wie Virgil berichtet.

Man ward bald gewahr, daß noch mehrere andere Krystallblättchen, die sich recht ins Feine und Zarte ziehen und spalten lassen, jenen Zauber zerstören. Man sagte nun prosaisch: sie stellen das Licht theilweise wieder her, rufen es aus seiner Ablenkung zurück, bringen den Zwillingsstrahl in seine alte Unabhängigkeit herum. Aber das ward allgemein erkannt, daß die entstehenden Farben verschiedener Art sind, je nachdem das Blättchen aus diesem oder jenem Stoff, so oder anders gestellt, gröber oder feiner ist.

Dieß führt zu einem Gedanken, der nun ganz nahe liegt. Man könnte jenen Zauber, wobei man die Bilder im Spiegel verschwinden läßt, lösen und eine höhere Zauberei an seine Stelle setzen, und doch wäre alles blos spielende Täuschung. Man könnte nämlich Figuren, Silhouetten, ja Gespenster, Macbeths Könige, wie sie ihm nach und nach erschienen, aus dieser Finsterniß hervorrufen, oder Blumen, Landschaften dem Zuschauer aus dem Dunkel des zweiten Spiegels auftauchen lassen, wenn man dem Blättchen eine Gestalt darnach gäbe, und es, gleichsam wie Mosaik, mit mehreren Stücken aus andern Krystallen, oder dickern und dünnern desselben belegte, um die verschiedenen Farben, Lichter und Schatten hervorzubringen. Es wäre wohl möglich, daß dieses erheiternde Spiel, welches aus der Finsterniß eine Blume, ein bekanntes Bild, oder sonst etwas hervorruft, aus Paris oder London, von welchem uns das Kaleidoskop gesandt wurde, zugekommen wäre, wenn nicht ein weit edlerer und grandioserer Anblick überrascht hätte. Das war die Erscheinung des Regenbogens und des Kreuzes in dem Islandskrystall. Das Marienglas gab, wie wir gesehen haben, wenn man es zwischen die Zauberspiegel brachte, nur eine einzige Farbe, nur verschieden nach der Natur und Beschaffenheit des Blättchens. Der vielbesprochene Krystall aus Island

dagegen bringt ein ganzes System von Farben und regelgelmäßigen Zeichnungen hervor. Dazu muß man aber gleichsam sein Inneres herauskehren, und gleichförmig nach oben und unten das Beiwerk seiner Gestalt entfernen, indem man nach ebenen Flächen eine Art Spiegelgestalt aus ihm darstellt.

Im zweiten Spiegel erscheint jezt ein breites, schwarzes Kreuz, gleichsam nach der Richtung der Weltgegenden sich hinziehend; es durchschneidet einen vollkommenen, fast vom Mittelpunkt sich ausbreitenden Kreis der mannichfachsten Farben, die aus Weiß in das Gelb des Regenbogens, dann in sein Roth und Blau übergehen, und so gemischt sich endlich in abwechselnde rothe und grüne Kreise verlieren; wie wenn viele Regenbogen (oder eigentlich Kreise) sich hinzugedrängt, über einander gelagert und sich vermischt hätten; kurz, es ist ein Kreuz, ringsum von einer Glorie umgeben.

Eine Stimme der Verwunderung und des Erstaunens begrüßte von allen Seiten diese Erscheinung. Welche Reinheit der Farben! wie wenn sie aus der Morgenröthe herausgetreten wären, oder aus einem Thautropfen. Es ist, als wäre Mahadova wieder auf die Erde niedergekommen, und hätte sich herabgelassen, seinen Wohnsitz im Krystall des fernen Eilands aufzuschlagen, daß sie ihn, mit der Glorie umgeben, anbeten, nicht im Feuer, sondern in dem von ihm mit Licht wunderbar aufgebauten Farbentempel.

Wenn in dem zauberreichen Mittelalter solche Erscheinungen von den Gelehrten hervorgerufen worden wären, wenn auf den Willen derselben, auf eine so einfache und wenig auffallende Weise, in einem sonst so wasserklaren und hellen Krystall dieß magischdunkle Kreuz mit seiner prächtigen Farbenumkränzung sich gezeigt hätte, wenn, wo sonst Finsterniß war, auf des Zauberers Geheiß Licht und Bilder und Farben aufgetaucht wären — und er brauchte ja nicht einmal den gemeinen ersten Spiegel: die Wolkendecke des Himmels, von der die Sonne sich in der rechten Weise abspiegelt (wie vom Pallast Luxemburg), ist zu seinem Dienste bereit — was für Wunder hätte man da zu sehen geglaubt! Die Bilder des alten und neuen Testaments wären vereint im gefühllosen Stein, im gemeinen Krystall erschienen! O du Menschenherz, du Edelstein, solltest du so gefühllos bleiben und hart, daß du jene Zeichen dir nicht ewig einprägtest! so hätten manche ausgerufen. Die kalte Ausdünstung des Begriffs aber tödtet jezt manche Blume des Gefühls.

Ich will nicht davon reden, wenn diese Erscheinung im Großen dargestellt worden wäre, was sich vielleicht hätte machen lassen. Doch die Natur gibt uns ein einfaches Beispiel verwandter Erscheinungen, und es ist fast nicht zu zweifeln, daß unwillkührlich, zufällig manches Auge daran vorübergeführt worden ist. An einem schönen Wintertag, wenn überall die Eisblüthen umher gestreut sind, trifft es sich häufig, daß auf die Fenstergläser in Blättern und Blumen Eiskrystalle von feiner, noch halbdurchsichtiger Natur sich gesammelt und mehr oder weniger regelmäßig gelagert haben. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen aus seiner Kindheit dieses Schmucks? Wenn es sich nun fügt, daß die Sonne, welche seitwärts steht, durch die mit den Eisblumen bedeckte Scheibe durchscheint, und man das Bild der Scheibe in einer zweiten (dem wohlbekannten Zauberspiegel) betrachtet, so werden diese vorher erstarrten Eisblumen und Blätter wie belebt, mit Farben geziert erscheinen. — Da die zweite Spiegelung gar mannichfach seyn kann, wie wir oben gesehen, so ist gar kein Zweifel, daß diese Beobachtung schon oft gemacht worden ist. Wie viel ist geschehen, gedacht und gesehen worden, das vergessen ist und spurlos verschwunden!

Einen Wunsch kann ich nicht verschweigen. Möchte doch Kepplern diese Erscheinung im Krystall aus Island zu Theil geworden seyn, ihm, der den bloßen Anblick der regulären Formen des Kubus, der reinen Pyramide, für eine dem Weltgeist gefällige Anschauung hielt, und die Harmonie der Welt damit verwandt glaubte.

(Die Fortsezung folgt.)

Ein Ereigniß zu Gibraltar.

(Fortsezung.)

Durch einen seltsamen und für Donovan unglücklichen Zufall mußte es sich treffen, daß die Gerichtssitzungen zur Erledigung der bürgerlichen und peinlichen Prozesse für Gibraltar gerade am folgenden Tage eröffnet wurden, und auf einige neu hinzugekommene Angaben hielt man es für nothwendig, Donovan unverzüglich vor Gericht zu stellen. Ein direkter Beweis lag zwar nicht vor, um so dringender waren aber die gegen ihn sprechenden Verdachtsgründe. Sein Haß gegen Kapitän L— wurde durch viele Zeugnisse bestätigt, der Grund dieses Hasses — der von Miß Waring dem Kapitän gegebene Vorzug — vom Vater erklärt; als man sich in Betreff der beiden Zweikämpfe genauer nach den Umständen erkundigte, zeugte das Ergebniß der Untersuchung lauter gegen Donovan, als man nur erwartet hatte. Es war außerdem bewiesen, daß Donovan, als er in des Kapitäns Begleitung das Haus verließ, ein verborgenes Stilett bei sich trug; bewiesen, daß man beide zulezt mit einander dem östlichen, über eine Viertelstunde vom äußersten Posten entfernten Ende des Felsens hatte zugehen sehen. Für den Leser dürfte hier vielleicht zu bemerken seyn, daß der höchste Gipfel des Felsens von Gibraltar das östliche

Ende desselben bildet, das hier in eine jähe Tiefe von fünfzehnhundert Fuß abfällt, und daß ungefähr eine Viertelstunde über den äußersten Wachposten hinaus der Weg auf den Gipfel sich in zwei Fußsteige spaltet, von denen der eine in einem bequemen Zickzack zur Höhe führt, der andere aber hart am Rande den Winkeln des Felsens folgt und sich nahe an den Oeffnungen der Kasematten hinzieht.

Es war vielleicht nicht ganz in der Ordnung, daß man bei der jetzigen Untersuchung auf den frühern Prozeß wegen der Vergiftung der Frau zurückkam; doch dem sey, wie ihm wolle: Donovan wurde des Mords für schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt. Am Freitag erfolgte das Urtheil und am Montag sollte es vollstreckt werden.

Am Morgen des zur Hinrichtung bestimmten Tages verlangte Donovan, noch ein Geständniß abzulegen, das denn dahin lautete: er sey zwar an dem Verbrechen, für das er nun mit dem Leben büßen solle, unschuldig, seine Strafe aber dessen ungeachtet wohl verdient, theils wegen des frühern Mordes, von dem er freigesprochen worden sey, den er aber wirklich begangen, theils weil er die Ermordung des Kapitäns wirklich im Sinne gehabt habe. Er bekannte, er habe, um diesen seinen Vorsatz auszuführen, einen Spaziergang nach dem östlichen Gipfel des Felsens in Vorschlag gebracht, und seine Absicht sey einzig durch den Kapitän selbst vereitelt worden, indem dieser einen andern Fußsteig eingeschlagen habe und gar nicht nach dem Gipfel gekommen sey.

In der Nacht des Tages, an welchem der unglückliche Donovan aufgehört hatte zu leben, drängte sich mir, während ich zu Bette lag und die außergewöhnlichen Ereignisse der lezten Tage überdachte, mehr und mehr der Gedanke auf, Donovan müsse an Kapitän L—s Tod unschuldig seyn. Aus welchem Grunde sollte er denn blos die Absicht eingestanden, die That selbst aber gelängnet haben? — Wozu einen Mord eingestehen und nicht auch den andern? Eine dunkle Ahnung, Kapitän L— sey noch am Leben, regte meine Einbildungskraft mächtig auf. In dieser Stimmung schlief ich ein; da träumte mir, Donovan stehe vor meinem Bette und spreche zu drei verschiedenen Malen in einem feierlichen Tone, wie wir uns die Stimme eines aus dem Kreise der Lebendigen Geschiedenen denken, die Worte: „Ich litt gerechte Strafe: doch ihn mordete ich nicht — noch lebt er.“ Ich bin weit entfernt, irgend eine übernatürliche Erscheinung in diesem Traume sehen zu wollen; er war eine Folge, und zwar eine sehr erklärliche, meiner Gedanken im Wachen; nichts destoweniger befestigte er mich in meiner Ueberzeugung, und als ich erwachte und das Morgenlicht erblickte, sprang ich rasch aus dem Bette, entschlossen, nach dem erhaltenen Fingerzeig zu handeln.

Ich ging über die eben niedergelassene Zugbrücke, wandte mich quer über die Alameda und folgte dem Fußwege, der nach der sogenannten Spitze von Europa (Europa Point) führt. Nahe am Meere ziehen sich einige Häuser um die Südseite des Felsens hin; mehrere Boote lagen am Strande angebunden, keine Seele rührte sich: es war noch nicht fünf Uhr, denn noch war die Morgenkanone nicht gelöst worden. Ich stieg in ein Boot, machte die Stricke los und ruderte unter dem gewaltigen Felsen hin, seinem östlichen Ende zu. Bald hatte ich die südöstliche Spitze umfahren und befand mich nun im Angesicht des schon früher erwähnten Absturzes. Jezt ruderte ich von dem Felsen ab, die Augen fest auf die Spalten und Vorsprünge geheftet; da gewahrte ich plözlich auf einem fernen Vorsprunge etwas einer menschlichen Gestalt Aehnliches und fühlte — was mir der Leser vielleicht kaum glauben wird — bei diesem Anblick mehr Freude, als Ueberraschung, so fest stand in mir der Glaube, Kapitän L. müsse noch am Leben seyn. Als ich näher und schärfer hinsah, überzeugte ich mich vollends, daß ich mich nicht getäuscht hatte, und ich brauche wohl nicht zu sagen, wie hurtig mein Schiffchen nach der Europaspitze zurück die Wellen durchschnitt.

Es wäre überflüssig, weitläuftig anzuführen, was nun Alles gethan wurde, um sich von der Richtigkeit meiner Nachricht zu überzeugen, um, als sie sich bestätigte, den Kapitän aus seiner gefahrvollen Lage zu retten und ihn wieder zum Bewußtseyn zu bringen. — Ewig unvergeßlich bleibt mir aber, wie ich am Abend in Oberst Warings Hause kam, nachdem man Emilien allmählig darauf vorbereitet hatte, daß der Kapitän noch lebe. Lieblicher sah ich noch nie Lächeln und Thränen sich verschmelzen; die Freude hatte den Born wieder erschlossen, den der Kummer vertrocknet. Was den greisen Oberst betrifft, so kannte seine Seligkeit keine Grenzen; abwechselnd schüttelte er mir die Hand und küßte dann wieder seiner Tochter die feuchte und doch freudeglühende Wange. „Viele Worte sind meine Sache nicht,“ bemerkte er gegen mich; „aber, bei Gott! ich sage nur soviel, wäre uns der Kapitän verloren geblieben, Sie hätten der Mann seyn müssen, der — “

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, März.

Ueber technische Lehranstalten.

Seit geraumer Zeit wird in der ganzen Schweiz viel darauf verwendet, dem industriellen Theil des Volkes durch technische Lehranstalten zu Hülfe zu kommen, und die bedeutenden Folgen solcher höchst zweckmäßigen Unternehmungen werden um so weniger lange auf sich warten lassen, als in

den benachbarten Staaten die Industrie, entweder durch die bekannten Zeitereignisse (wie in Lyon und andern Theilen Frankreichs), oder durch die ungeheuren Bedrückungen der Mauthsysteme, fortwährend gewaltig leidet. Was in der Schweiz in mehreren Städten den schnellern Aufschwung der Industrie noch ziemlich zurückhält, ist einzig der hier und da noch vorherrschende Zunft- und Innungszwang, kleinstädtische Vorurtheile und Mißbräuche, welche der Gewerbsfreiheit noch im Wege stehen, die alle aber durch den Fleiß und die Thätigkeit, mit welcher die Landleute sich allen Zweigen der Industrie widmen, bald beseitigt seyn werden. Lange glaubte man auch hier noch einen allmähligen Uebergang möglich, allein die Zeit dieses Uebergangs war schon vorbei, als man sich noch mit demselben zu trösten suchte, und ein juste milieu zwischen Wahrheit und Vorurtheil gibt es nicht. Die Zeit war gerecht genug und hat lange die Freiheit nur von ferne her zugelassen. Von den wahren Fortschritten der Zeit können sich aber nur Wenige überzeugen, und diese Wenigen werden verhöhnt und verfolgt, bis es oft zu spät ist, ihrem guten Rathe zu folgen. Mit Recht kann man daher diejenigen glücklich schätzen, für welche ein Weg der Wissenschaft in Zeiten angebahnt wird, so daß, wenn die Noth heranrückt, noch ein Ausweg offen bleibt; und dafür halten wir die Stiftung jener sogenannten technischen Lehranstalten. Sie genügen nicht, um die Industrie in den engen Schranken des Zunftverbandes zu erhalten, noch viel weniger sind sie ein Damm gegen die Nothwendigkeit der Gewerbsfreiheit, aber sie sind gewissermaßen ein Kanal, mittelst welches der angehende Gewerbsmann, wenn er Fleiß und Thätigkeit, Geschick und Betriebsamkeit genug besizt, sich in das Meer der neuen Verhältnisse hinauswagen darf. In solchen Anstalten kann er einen leitenden Kompaß finden, aber nur dann, wenn der Weg des althergebrachten Schlendrians von ihm muthig verlassen wird. Diese Lehranstalten sind der Eingang zum freiern industriellen Leben, und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, begreift man wohl, daß nur in solchen Kantonen der Schweiz, wo Handel und Fabriken blühen, dergleichen recht gedeihen können. So sieht man nun in Zürich eine ziemlich bedeutende technische Lehranstalt seit bald sechs Jahren, ohne Unterstützung der Regierung, nur durch freiwillige Beiträge von Privaten gegründet, herrlich aufblühen, während in Bern, troz aller Nachhülfe, eine solche Anstalt noch nicht recht gedeihen will. In andern Städten bilden sich allmählig Handwerksschulen, die sich einst noch umgestalten müssen, um sich den freiern Lehranstalten an die Seite stellen zu können, oder diese Handwerksschulen bestehen (wie in vielen andern Städten) neben andern Lehranstalten; dahin gehören die bekannten Sonntagsschulen für Handwerker, wo zuerst und gewöhnlich, neben Lesen, Schreiben und Rechnen, das Zeichnen von freier Hand und dann, wann es hoch kommt, etwas Geometrie gelehrt wird. Solche Schulen geben dann nach und nach die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer weitern Bildung, und wir möchten dieses allmählige Vorwärtsschreiten als den größten Gewinn für die technische Bildung der industriellen Klasse ansehen. Diese fortschreitende Belehrung ist tiefer eingreifend, als die, welche, um die Vorurtheile gegen das Maschinenwesen zu bekämpfen, gegenwärtig in England versucht wird, nämlich die durch Volksschriften; denn die Selbstbelehrung durch eigenes Lesen und Denken, abgesondert und einsam, ohne das Beispiel und die Nacheiferung des Mitlernenden, ist unsicher und hat mit mehreren Schwierigkeiten zu kämpfen. Hingegen würden wir allerdings beides neben einander, die Schule und die Einladung zum Selbstdenken durch Verbreitung von Volksschriften, für sehr nüzlich halten.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Der Tod Victor Escousses.

Delavigne kann mit der Aufnahme seines neuen Werkes zufrieden seyn; es wird gewiß 50 Vorstellungen erleben. Schon am Tage nach der ersten Aufführung fanden sich die Buchhändler bei ihm ein und baten um das Verlagsrecht seines Trauerspiels. Es soll, den Zeitungen nach, für 8000 Franken veräußert worden seyn, wiewohl man solchen Ankündigungen nicht immer trauen kann. Ladvocat befand sich wohl nicht unter jenen Buchhändlern; denn dieser ist troz aller seiner Charlatanerie zulezt bankerott geworden. Die königliche Familie wohnte der ersten Aufführung bei, da Delavigne noch immer des Königs Bibliothekar ist, wiewohl er von Bibliographie nichts versteht und einen großen Theil des Jahres auf dem Lande mit Dichten zubringt. Obschon Delavigne sich durch seine Dichtungen kein so beträchtliches Einkommen erwirbt, wie z. B. Scribe mit seinen leichtfertigen Vaudevilles, oder auch wie sein leiblicher Bruder, Germain Delavigne, so kann er doch im Ganzen zufrieden seyn, denn seine Dichtungen sind weltbekannt, jedoch nicht mehr so gelesen, wie vormals, da es ein Verdienst war, liberale Gesinnungen in schönen Versen auszudrücken. Was ist dagegen das Loos des jungen Dichters Victor Escousse gewesen, dessen „Kaiser Peter III.“ ich vor einigen Wochen in demselben Théâtre français zum erstenmale aufführen sah, wie ich im Januar gemeldet habe. Ich äußerte damals die Vermuthung, daß, wenn der 19jährige Dichter besser die Bühne und den reinen Geschmack werde kennen gelernt haben und Herr und Meister über seine jugendlichen Aufwallungen geworden sey, vielleicht ein großer Dichter aus ihm werden könnte. Diese Hoffnung ist jezt leider auf immer dahin. Der junge Dichter hat sich in der vorigen Woche um's Leben gebracht, und zwar mit einem innigen Freunde und Mitarbeiter, Lebras, dessen Leistungen auf der Bühne mir jedoch unbekannt sind und der wenige Jahre älter war. Vielleicht hatten sie, wie so manche junge Dichter hier, ihre Erwartungen von dem Erfolge ihrer dramatischen Arbeiten zu hoch gestellt und geglaubt, wenn ihre Stücke nur einmal dargestellt würden, so sey ihr Glück gemacht. Was ist aber jezt, da zwanzig Theater im Gange sind, der Beifall, den ein Theaterstück erhält, das noch nicht zu den guten gehört? Der Dichter müßte deren viel schreiben, ehe er reich und angesehen werden könnte, und gegen den einzigen Scribe, der wirklich wohlhabend geworden ist, gibt es fünfzig dramatische Dichter, die von der Bühne nur ein geringes Einkommen beziehen. Dazu war des jungen Victor Escousses „Peter III.“ sehr scharf in den Zeitungen mitgenommen worden. Der Dichter war vielleicht muthlos geworden; er befand sich in der Noth, seinem Freunde Lebras ging es nicht besser; so beschlossen denn die beiden Freunde, zusammen zu sterben. Victor Escousse schrieb dem Lebras Abends: „Komm, der Vorhang ist aufgezogen; laß uns unser Spiel endigen.“ Lebras folgte der Aufforderung seines Freundes; sie schlossen sich ein, zündeten eine Kohlenpfanne an und erstickten zusammen. Man fand sie in brüderlicher Umarmung todt. Sonderbar ist es, daß Victor Escousse ein ausgelassen lustiger Jüngling, sein Freund dagegen melancholisch gestimmt war, daß ersterer sich aus Allem einen Scherz machte, sogar aus dem Tode, und daß lezterer bedächtig und sachte zu Werke ging. Dennoch haben beide einen so schrecklichen Entschluß fassen können. Ihr Ende kann zur Warnung für die angehenden dramatischen Dichter dienen, daß sie von ihren dramatischen Leistungen nicht mehr erwarten, als in Erfüllung gehen kann.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. März 1832.

— Aller Segen
Des frohen Vaters fasse rings dich ein!
Steh' auf und sag', wie kamst du her?

Shakespeare.
Der Sturm.

Ein Ereigniß zu Gibraltar.

(Beschluß.)

Es vergingen einige Tage, bis Kapitän L— wieder soweit hergestellt war, daß er seine Braut besuchen konnte. Ich war Zeuge ihres Wiedersehens. Es war einer der Auftritte, die einem ewig unvergeßlich bleiben. Der Abend begann inzwischen zu dunkeln; wir verließen das Haus und sezten uns in des Obersten Garten, von dem aus man die Alameda und die Bucht von Algesiras überschaut, die in tiefer Ru e im Widerscheine der reichen Farbenpracht eines andalusischen Sommerhimmels da lag. Wir hatten bisher den Kapitän noch nicht zur genauern Erzählung seines Abentheuers aufgefordert; er errieth indessen unsern Wunsch und theilte uns, nachdem sich Emilie in eine dunkle Ecke des Gartenhauses gesezt hatte, Folgendes mit:

„Ich verließ meine Wohnung gegen fünf Uhr, um, wie ich versprochen hatte, bei dem armen Donovan zu Mittag zu essen; er empfing mich, wie gewöhnlich, mit anscheinender Freundlichkeit, war aber während des Essens augenscheinlich oft mit seinen Gedanken abwesend, und heftige Aufregung sprach aus seinem ganzen Ton und Wesen; zum ersten Male in meinem Leben wollte mir in seiner Gesellschaft nicht wohl werden. Nach dem Mahl brachte er einen Spaziergang in Vorschlag; ich verließ das Haus zuerst, bemerkte aber bei einem flüchtigen Blick, den ich zufällig beim Herumgehen um die Ecke in das Fenster warf, wie er einen kurzen Dolch vorne in den Rock steckte. Zum ersten Male regte sich da in mir etwas wie Argwohn, und Donovans Benehmen, als wir bergan stiegen, war ganz dazu geeignet, mich in meinem Verdacht zu bestätigen. Sie werden wissen, daß etwa eine Viertelstunde über den obersten Außenposten der Weg zu dem östlichen Gipfel sich in zwei Fußpfade theilt. Ich schlug nun Donovan vor, wir wollten jeder einen andern Weg machen; er wählte denn den im Zickzack laufenden, ich dagegen verfolgte den schmalen, steilen Fußsteig, in der Absicht, dadurch einem fernern Zusammentreffen auszuweichen und an der südlichen Seite hinunter zu klimmen. Wie ich am Eingange der Kasematten vorüberkam, sah ich ihn, wahrscheinlich durch Zufall, offen, und die Kühle der unterirdischen Gänge lockte mich hinein. Während ich dadurch hinging, blieb ich einmal stehen, um zu einer der Schießscharten hinauszusehen; da erblickte ich etwa neun Fuß unter mir einige weiße Narcissen, und bekam Lust, sie mir zu holen. Die Wahrheit zu sagen, ich dachte, ich würde Emilien Freude damit machen; denn oft hatten wir, wenn wir auf dem Felsen spazieren gingen oder unter ihm hinruderten, diese hübschen Blumen an unzugänglichen Orten bemerkt und bedauert, daß man ihrer nicht habhaft werden könne. Zwischen der Schießscharte und der Felsenplatte, auf welcher die Blumen standen, war ein schmaler, viereckiger Vorsprung, um den sich eine starke Geranienwurzel wand, vermittelst der, wie ich sah, mein Vorhaben leicht und gefahrlos auszuführen war. Ich trat also, oder gleitete vielmehr auf den Vorsprung, und stieg, ihn nur leicht

berührend, auf die Platte hinab, holte die Blumen und hielt mich nun, um mir wieder hinaufzuhelfen, an dem Vorsprung; allein zu meinem unsäglichen Schrecken ging die Masse los und kollerte mit der Geranienwurzel von Vorsprung zu Vorsprung in die See. Die Felswand war jezt, nachdem sich dieses Bruchstück losgerissen, völlig kahl, ohne die kleinste hervorragende Steinspitze, Spalte oder Wurzel, und von dem Flecke, wo ich stand, war es wenigstens neun Fuß bis zu dem untern Theil der Schießscharte hinauf; sie, selbst mit der größten Kraftanstrengung zu erreichen, war eine Unmöglichkeit und die Felswand, wie gesagt, so glatt, daß nicht ein Vogel hätte darauf fußen können. Ich sah, ich war verloren, sah, daß alle Anstrengung mir zu nichts helfen, daß kein menschliches Auge mich hier gewahren konnte; jeden Hülferuf aber übertäubte der Donner der Wogen unten. Ich befand mich ungefähr in der Mitte des Absturzes; sieben bis achthundert Fuß über und eben so viel unter mir; oben der vorragende Fels, so daß mich Niemand vom Gipfel aus sehen konnte; zu beiden Seiten die vortretende Steinwand, die machte, daß man mich von der See aus nicht bemerkte, wenn nicht von ungefähr ein Boot gerade unmittelbar unter die Stelle kam.

Der Abend verstrich, es wurde dunkel, und als die Nacht hereinbrach, sezte ich mich, mit dem Rücken an den Felsen gelehnt, auf der Platte nieder. Die Nacht schwand und der Morgen graute — es war der Morgen, an welchem Emilie die Meinige hatte werden sollen, der Morgen, der in meiner Einbildungskraft als das Frühroth seliger Tage gestanden hatte. Ich erneuerte meine Anstrengungen; ich sprang gegen die Schießscharte hinauf und wäre beinahe rücklings in den Ocean gestürzt; ich schrie laut nach Hülfe, allein Niemand antwortete meinem Nothruf, als ein Paar Affen, die auf einer gegenüberliegenden Steinzacke schnatterten. Es kam mir der Gedanke, in die See hinabzuspringen, aber ein sicherer Tod erwartete mich hier; ich betete zu Gott, ich lästerte, fürcht' ich, den Himmel; ich rief — rief in wilder Verzweiflung nach Emilien; ich verfluchte bald, bald beklagte ich mein Geschick, weinte wohl gar wie ein Kind, und dann sank ich erschöpft nieder. Mit welch sehnsüchtigen Blicken schaute ich den großen Vögeln nach, wenn ich sie mit mächtigen Schwingen durch die Lüfte segeln und sich dann hinab zur Tiefe senken sah. Die Geschichte dieses einen Tages ist die Geschichte aller, bis meine Kräfte immer mehr sanken. Der Hunger fiel mich an; ich suchte mein Leben mit den dürftigen Gräsern, die auf der Felsplatte wuchsen, zu fristen; aber ich wurde schwächer und schwächer. Wie indessen die Leiden des Körpers zunahmen, verminderten sich die der Seele. Oft war ich nicht ganz bei mir, ich meinte, ich höre seltsame Musik und Emiliens Stimme unter dem Donner der Wogen. Ich sah Donovan grinsend aus der Schießscharte nach mir herblicken, und dann war mir wieder, als sey ich vermählt, und die Blumen an meinem Herzen seyen meine Braut, und ich sprach ihr zu, sich nicht zu fürchten vor der Meerestiefe und den brüllenden Wogen. — Ich habe die Blumen treu bewahrt, Emilie; ich fand sie noch auf meinem Herzen, als ich gerettet ward; hier sind sie," schloß Kapitän L—, aufstehend, und legte sie in Emiliens Schoß. Die Erzählung hatte indessen ihre Gefühle zu mächtig ergriffen. „Ihr garstigen Blumen!" schluchzte sie, als sie, den Geliebten umschlingend, in einem Strom von Thränen Erleichterung fand. „Mein süßes Mädchen, meine liebe Emilie," tröstete der Oberst, zog sie sanft zu sich empor und drückte sie an's Vaterherz; „das ist jezt vorbei, und nächsten Montag, dächte ich, soll —" Emilie verließ schnell das Gartenhaus; „nächsten Montag," wiederholte der Oberst und wandte sich an den Kapitän, „soll die Hochzeit seyn." — Und so geschah es.

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island.

(Fortsezung.)

Es ist recht schön, ich glaub' es, wenn ich es auch nicht gesehen habe, werden einige Leser sagen; ich sehe, das gelehrte Mitglied der Expedition nach Egypten hat uns die Zwillingsstrahlen unterworfen, er hat uns das Geheimniß des Krystalls aus Island näher gerückt; aber dafür hat er uns ein neues Geheimniß vorgeführt; die Macht des Krystalls, mit den Zwillingsstrahlen die Farben, das Kreuz, die Lichter hervorzurufen. Wie geht das zu? Das schwarze Kreuz mag ich wohl begreifen, das ist eben jenes Süd und Ost, jener rechte Winkel, wovon wir oben gehört haben, vervielfacht; aber das übrige ist verborgen, und man möchte dem Gelehrten mit Hiob zurufen: „Weißt du, durch welchen Weg sich das Licht theilet, und aus wessen Leib' ist das Eis (der Krystall) gegangen?"

Dieß ist wahr, und noch verwickelter und unbegreiflicher wird abermals alles, wenn man mit den Forschern einen Blick wirft auf die ganze Krystallwelt und auf alle die regelmäßigen Formen, welche edler sind als sie, oder höher zu achten als die Krystalle. Denn der Krystall ist das Erwachen der reinen, so zu sagen geometrischen, regelmäßigen Bildungskraft, die sich dann mit ungemessener Freiheit verliert in den höhern organischen Formen; oder vielmehr, die Natur hat im Krystall wieder einen Ruhepunkt gefunden. Dann steigt sie hinab, und mechanische Geseze gewöhnlicher Art scheinen in ihren Bildungen zu herrschen oder wenigstens zu walten. So war auch die Aussicht und was den Physikern nach ihren Durchmusterungen sich ergab. Sie fanden eine Menge Krystalle,

in denen erschien das Kreuz mit Regenbogensystem zu beiden Seiten des Kreuzes, oder mit zwei verschlungenen Kreisen; sie fanden ein Kreuz, ohne den Regenbogen, in Körpern von Glas; nur regenbogenartige Kreise ohne alle Spur von Kreuz in Körpern, die das offenbarste Gegentheil alles regelmäßigen Krystalls sind, in den flüssigen geistigen Wesen; denn ein Krystall ist uns nicht anders denkbar, als wie das Eis, nämlich als aus dem Flüssigen entstanden; ferner Trümmer, zerstreute Spuren von regelmäßiger Farbenzeichnung bei Körpern der verschiedensten Art.

So schien das sinnige Spiel und geistige Wirken des Krystalls aus Island zulezt nur ein täuschender mechanischer Verkehr zu seyn. So steht der Zuschauer voll Bewunderung vor einer Gobelintapete, welche nur ein mechanisches Erzeugniß ist, und ein Mosaikgemälde ist nur eine besonnene Nachahmung eines viel erhabenern Kunstwerks.

Wenn ein großes Evenement bevorsteht, so kommt die weiße Frau wieder; bei den Physikern, wenn große Naturerscheinungen an ihnen vorübergezogen, kommen wieder die alten Gespenster der Verzweiflung und der Trostlosigkeit. Welch ein Reichthum von Erfindung, von Eroberungen wurde hier durch einen Gedanken veranlaßt! Aber der Reichthum sättigte nicht: herrliche Thatsachen, und kein Wissen, ein schönes Farbenschauspiel, das oft mit der Ausstattung des Kolibris wetteifert, heitere Vielseitigkeit der Natur, dagegen die ewige alte Einerleiheit unserer Begriffe, die uns wie eine schwerfällige Rüstung aus vergangenem Jahrhundert niederdrückt; aber auch stolze Gemächlichkeit der Physiker, die wohlgefällig auf ihre Experimente schauen, und wüthende Vorwürfe der Scholastiker, die sich nach einer neuen Idee sehnen. Es ist nicht anders, als seyen wir aufs Neue aus dem Garten Eden verstoßen und sehen den Baum der Erkenntniß nur aus der Ferne.

Das ist aber die Zweifelsnoth des Physikers: er kann nicht begreifen, wie es eine Seele ohne Leib gibt, wie etwas entsteht; kaum begreift er, wie etwas sich verändert, ob er gleich ringsum mit lauter Veränderlichem umgeben ist. Noch größer ist seine Noth, wenn er das Licht, diese sichtbare Seele des Universums, begreifen soll. Er weiß es: eine unendliche Kugel erfüllt das Licht, nicht wie ein Gedanke im Augenblick, sondern mit endlicher Kraft und endlicher Zeit; jeder Punkt der Kugel ist erhellt; es ist, wie wenn jeder wieder der Mittelpunkt neuer, sich nach Ausbreitung sehnender Kraft wäre. Wo ist hier die Seele? wo ist der Leib? Einen Raum durch und durch mit Kraft aus seinem Innern oder aus sich selbst erfüllen, ist über unsere Begriffe, oder es wäre eine fast göttliche Wirkung. Einen Leib hat also das Licht, muß einen Leib haben. Jezt sind die Physiker in der wirklichen Welt und suchen sich Bilder für diesen Leib. Noch ganz ohne Bild wäre es gesprochen, wenn man sagte: das Licht ist eine allgemeine Seele, die in jedem Körper sich ihren eigenen Leib bildet.

Doch hören wir jezt die Physiker. Die ältern sagten: das Licht ist blos einzelner Körper, ohne Seele, ohne Zusammenhang; ein leuchtender Planet sizt wie die Spinne in ihrem Netze, und sendet Lichtfäden ringsherum aus; dies sind aber blos aus einzelnen, nach einander in gerader Linie sich reihenden Lichtperlen bestehende Pfeile. Jede Perle kann aber weiter seitwärts sich auflösen, sonst würde ja der unendliche Raum nicht erfüllt. Jedes solches Körperchen oder Perlchen hat eine Gestalt, es hat einen Schwerpunkt, wie Alles, was der Körperwelt anheim gefallen, es ist in seiner Art ein kleiner Weltkörper, es hat seinen Aequator, seine Achse, es kann sich vielleicht umdrehen, oder umpurzeln, wie es ihm gefällt, oder wie es andern Körpern gefällt, die sich mit ihm auf allerlei Weise einlassen können, je nach ihrer Natur.

Die neuern Physiker sagen: das Licht hat einen allgemeinen Körper. Er erfüllt schon für sich seit der Schöpfung das Universum; er wird belebt von dem Licht, wie von seiner Seele. Er heißt das allgemeine Aethermeer, und seine Belebung durch das Licht ist etwas verwandt mit der Bewegung der Wellen im Meer, die auf- und niedersteigen, oder noch mehr mit den noch feinern, zitternden Bewegungen des Luftmeers, die, statt auf- und niederzusteigen, wie pulsirend sich verdichten und verdünnen und die Träger des Schalls sind, aber unendlich gröbere als die Wellen des Aethers, welche das Geistigste tragen und bis über die Grenzen der Planeten hinaus fortführen: das Licht. Aber diese Pulse, diese durch das unendliche Meer eilenden Pulse streben nach allen Weltgegenden, aber nie rückwärts. Dieser Aetherleib ist überall gegenwärtig, im Durchsichtigen und, auf geheime Weise verschlossen, im Undurchsichtigen, und mit Allem im Verkehr.

So sagen die Neuern, und nach ihnen ist das Ende der Welt folgendes: das Licht zieht sich allmählig in sich selbst zurück, wird gesättigt mit der Anschauung und Berührung der Außenwelt; der allgemeine Leib desselben, der Aether, ermattet, wird ein todter Leichnam, und mit ihm sinken auch die übrigen körperlichen Dinge in Staub.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, März.

(Beschluß.)

Ueber technische Lehranstalten.

Die Erbitterung gegen die Maschinen und die Einführung neuer Fabrikationsarten hat in der Schweiz bedeutend abgenommen, besonders seitdem hier und da der Mangel an Arbeit offenbar nur dem Stillstehen der Fabriken zuzuschreiben

war. Jezt hat sich aber wieder der Mangel an Arbeit vermindert, und man erfreut sich besonders in den Seidenfabrikaten bedeutender Nachfrage.

Ueber die technische Bildung und insbesondere über das technische Institut in Zürich ist in diesen Tagen eine kleine Schrift erschienen, welche Reden von drei verschiedenen Vorstehern des Instituts bei der jährlichen Eröffnung des Lehrkursus enthält. Die erste dieser Reden wurde schon den 3ten Januar 1830 von dem rühmlich bekannten Naturforscher Dr. Heinr. Rud. Schinz gehalten, und enthält eine sehr lebendige Darstellung der Nothwendigkeit einer technischen Lehranstalt für Zürich und eine sehr richtige Schilderung des Zustandes der Industrie kurz vor der französischen Revolution, während dieser bewegten Zeit und nach derselben. Bei dieser Darstellung ist dann noch von dem Naturforscher, wie billig, des Werthes der Naturgeschichte und der Physik gedacht worden, und besonders stimmen wir seiner Ansicht bei, wenn er sagt: „Der Grund der Vernachlässigung der Naturgeschichte mag wohl auch darin liegen, daß sie in manchen Unterrichtsanstalten zu frühe und vielleicht auch unzweckmäßig vorgetragen wird; die Erfahrung lehrt uns, daß sie nur im Jünglingsalter vorgetragen werden sollte; aber dann ist sie auch für jeden Beruf nothwendig und zweckmäßig. Die Fabel ist aus der Naturgeschichte verbannt, und die durch gründliche, unbefangene Forschung bekannte Natur steht in freundlichem Bunde mit den Geschäften des Lebens." Die zweite Rede wurde den 9. Januar 1831 von dem Oberstlieutenant des schweizerischen Geniekorps, Heinrich Pestalozzi, gehalten. Ganz trefflich wird in derselben die Stellung der technischen Lehranstalt also bezeichnet: „Der Zwang der Schule ist hier gehoben, aber die unbedingte Freiheit des akademischen Lebens beschränkt, und beides in richtiger Würdigung des Alters der Zöglinge, beides zu ihrem Vortheil. Der Jüngling soll nur allmählig der sorgsamen Pflege seiner Lehrer und Führer entwöhnt und zu selbstständigem Handeln geleitet werden." — Daß der Ingenieur das Studium der Mathematik empfiehlt, versteht sich wohl von selbst; doch geschieht es hier mit großer Bescheidenheit und Umsicht, indem es nicht als entschiedene Nothwendigkeit, wohl aber als dringendes Bedürfniß auch für den Kaufmann dargestellt wird, daß er richtige Begriffe von Mathematik und der Anwendung derselben auf Mechanik und Physik bekomme. Der Fabrikant und der Mechaniker stehen unter sich in der genauesten Verbindung. Die Stellung des Handwerkers dagegen betrachtete der Redner aus einem der damaligen Zeit, wo die Gewerbsfreiheit als eine große Gefahr angesehen ward, angemessenen Gesichtspunkte, und er verwirft selbst nicht einmal die so hemmenden Formen der Lehr- und Wanderjahre, wie sie die Innungen mit sich bringen. — Noch mehr als die vorige Rede trägt aber die dritte das Gepräge der Zeit. Ein ausgezeichneter Kaufmann, Joh. Conrad Pestalozzi, trat nämlich den 5. Januar 1832 als Vorstand an die Spize des Instituts und sprach mit Einsicht und Erfahrung über technische Bildung überhaupt: „es handle sich hier nicht um ein bloßes Abrichten zu einem mechanischen Gewerbe, um bloße, von den Monopolisten der Wissenschaft oft verächtlich angesehene, sogenannte Realien, sondern um wissenschaftliche Bildung der Gewerbtreibenden überhaupt, welcher die andern und speciellen Zwecke untergeordnet seyen; und diese Bildung müsse heutzutage ebenfalls eine tiefere, auf festem Grund gebaute, durch's ganze Leben begleitende seyn, wenn anders nicht geistiges Zurückbleiben unsers kleinen Staates, Abnahme des Wohlstandes, dumpfes Dahinwelken, Entsittlichung und endlich allgemeine Zerrüttung das Erbtheil seyn solle." Mit Recht freut sich der Redner, daß nun in der neuesten Zeit diese technische Lehranstalt in den Kreis der Kantonalinstitute treten solle, und daß das humanistische Princip nicht mehr für jede höhere, zeitgemäße Ausbildung der Jugend als das allein passende angesehen werde, sondern mit dem mathematischen fortan die Herrschaft theilen müsse.

Zum Schlusse heben wir noch die Worte des Redners hervor, die er freilich etwas ängstlich auf Zürich anwendet, die aber durchaus auf die meisten Schweizerstädte passen: „Zürich ist durch die neue Umgestaltung unserer politischen Verhältnisse hauptsächlich auf seinen Gewerbsfleiß und technische Betriebsamkeit angewiesen, und es muß dieselben entwickeln und zu hoher Blüthe steigern können, wenn es auf's Neue zufrieden und glücklich in seinen geänderten Verhältnissen sich finden, wenn ein neues, geistig reges Leben sich in ihm gestalten soll. Ich hoffe es, und wie im Daseyn der Einzelnen, so auch im Daseyn eines bürgerlichen Gesammtvereins, sind schwere Schicksale die Feuerprobe des innern Gehaltes. Sie erwecken neue Kräfte, muntern zur Thätigkeit auf und zerstören den traurigen Schlendrian, der, im Gefolge langer Ruhe, mit seinem bleiernen Fuß lähmend sich an Alles hängt. Bald wird man gewahr, daß nicht alles verloren sey; man lernt bisher gering geachtete Verhältnisse schäzen, vernachlässigte Hülfsquellen benuzen und ist mit dem neuen Zustand um so schneller versöhnt, je weniger man den Muth verliert, je mehr man vorwärts und nicht rückwärts schaut."

Auflösung des Räthsels in Nr. 60:
Das Auge.

Räthsel.

Der unerschöpfliche Stoff.

Was oft und viel besungen ward,
Ist wohl des Liedes werth,
Und schöne Bilder neuer Art
Sind Sängern wohl beschert.

Spielt nicht ein heller Diamant
Mit Roth, Gold, Grün und Blau?
Und, wenn den Sonnenstrahl er bannt,
Nicht auch ein Tropfen Thau?

Schwimmt, was ich meine, nicht umher
Gleich einer ganzen Welt,
Gewiegt in einem klaren Meer,
Vom Urlicht selbst erhellt?

Hat nicht in seinem kleinen Raum,
Wie in der Truh' ein Schaz,
Wollust und Liebe, Leben, Traum,
Wehmuth und Freude Plaz?

Und wenn der Frühling drin erwacht,
Sieht er nicht Blüthen gern?
Gibt's nicht auch hier so Tag als Nacht
Und Sonne, Mond und Stern?

Von Doppelsternen weiß bis heut
Nicht viel Astronomie,
Doch der mich als der schönste freut,
Der Doppelstern ist hie.

Ein Herz durchleuchten kann sein Schein,
Weckt wohl auch Lieder drin;
Doch nicht umsonst: im Gegenschein
Findet er ja Gewinn!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. März 1832.

— Die Klage des Mannes
Darf nicht das Maaß verletzen, noch größer seyn, denn die Wunde.

Juvenal.

Die französischen Börne.

Auch Frankreich hat seine Heine, seine Börne, die mit den scharfgeschliffenen Waffen des Spotts und des Zorns gegen ihr eigenes Volk zu Felde ziehen und ihm ein Blatt nach dem andern aus dem Lorbeerkranze reißen. Höchst interessant ist es, diese Verkleinerer des deutschen und des französischen Volks mit einander zu vergleichen, sehr belehrend ist ihre Uebereinstimmung, wie ihre Verschiedenheit; besonders aber kann man dabei die verschiedenen Kräfte des Humors und des Esprit in ihrer Eigenschaft als Giftpflanzen und als Arzneikräuter — denn sie sind beides — studiren. Zu diesem Studium empfehlen wir, neben Dumesnils geistreichem Werk über Frankreich und die Franzosen, vorzüglich das eben erschienene Manuscrit vert von Drouineau.

Dumesnil schrieb einige Zeit vor den Juliustagen und behandelte die Franzosen der Restauration; Drouineau hingegen hat sich in seinem Buch die große Nation nach den Juliusereignissen und in ihrem heutigen sittlichen und politischen Treiben zum Gegenstand gewählt. Ihm ist aber nicht vorzuwerfen, daß ihn die in seinem Vaterland beleidigte Eitelkeit zu sarkastischen und humoristischen Raketen, Feuerrädern und Fröschen veranlasse, vielmehr spricht aus ihm edler, tief aus dem reinsten und frommsten Herzen quellender Unwille. Sein Buch ist kein witziges und gleißendes Pasquill, sondern eine mit großem Fleiß und großer Wahrheit sine irâ et studio ausgeführte Zeichnung des neuesten Franzosenthums. Man sieht seinem reinen Gemüth den bittern, peinigenden Schmerz an, seinen Landsleuten nichts von dem lassen zu können, womit sie auf der Rednerbühne und in Journalen zur Bewunderung und Nachahmung der übrigen Welt ausgeschmückt werden. Sein vom ächten Patriotismus bewegtes Herz findet bei ihnen immer nur einen Tausch alter Mißbräuche gegen neue, im treuen Geleit von Egoismus, Charlatanerie, Intriken, Niedrigkeit und Sittenverderb; aber er gehört zu keiner politischen Parthei. Gleich Anfangs spricht sich der Verfasser verächtlich über seine Zeit aus, und erklärt sich besonders stark gegen den Materialismus, der jezt die Gesellschaft leitet und beherrscht. Sehr wahr sagt er: „die Freiheit genügt nicht, um die bürgerliche Gesellschaft neu aufzubauen und zu gründen; im tiefsten Herzen beklage ich die Verdorbenheit und Ausartung unserer politischen Sitten, die alles verachten und mit vornehmem Hohn ansehen, was nicht mit dieser ihrer Freiheit in nächster Verbindung steht; ich traure über die Schamlosigkeit, die mit Kutsche und Pferden fährt, um Stellen, Gunst und dergleichen zu sollicitiren und zu erbetteln; ich traure über diesen gänzlichen Mangel an höherem Glauben, der doch nach Zeit und Umständen alle Glaubensformen annimmt, um gleich nach dem Gebrauch über sie zu spotten; ich traure über diese allgemeine, herzaustrocknende Käuflichkeit, über dieses egoistische Lossagen von allem allgemeinen Interesse, über diesen Ehrgeiz, dem alle Formen recht sind, selbst

die verächtlichsten, über dieses Drängen nach Stellen, auch beim klarsten Bewußtseyn von Unfähigkeit und Unverdienst. Diese Erscheinungen erschrecken mich in unserer bürgerlichen Gesellschaft, wie sie die Revolution ans Tageslicht gebracht hat." Auf der einen Seite wäre noch manches hinzuzusetzen, was den heutigen Franzosen zum Vorwurf gereicht und ihnen das Zutrauen jedes Verständigen raubt, der sich nicht mit Gewalt verblendet; auf der andern, glaube ich, thut ihnen Drouineau zu wehe; denn was er den Charakter und die Schande der Zeit in Frankreich nennt, ist zum Theil nur Folge der Leidenschaften, die natürlich in einer zahlreichen, eng zusammengedrängten, von Ehrgeiz und Prunksucht gequälten Gesellschaft lebhafter seyn müssen, als bei einem einfachen, ruhigen, unbemittelten und wenig zahlreichen Volk. Geht man die Geschichte Griechenlands und Roms, oder die der italienischen Republiken im Mittelalter ohne Vorurtheil durch, so wird man unglücklicherweise fast auf dieselbe Erscheinung stoßen, die nur durch den Grad der Volkskultur und durch den Zeitgeist anders gestaltet wird. Der Zeitgeist ist aber gerade jezt in Frankreich höchst erbärmlich.

Das Manuscrit vert ist ein Roman, aber keiner von den gewöhnlichen, die tausendmal dagewesene Begebenheiten und Lagen aus dem Menschenleben mehr oder weniger grell auf einander häufen. Der Verfasser hat einen höhern Zweck, denn ihm war es darum zu thun, die rein materialistische Sinnesart seiner Landsleute mit dem Einfluß religiösen Gefühls zusammenzustellen. Darum wird in diesem Roman viel von dem Daseyn Gottes, von der Bibel und selbst von der Nachfolge Jesu gesprochen. Dieß ist vielleicht das erste Mal, daß das irrig Thomas a Kempis zugeschriebene, aber eigentlich dem Kanzler Gerson angehörige Buch in einem Roman figurirt. Indessen würde man doch Drouineau Unrecht thun, wenn man behauptete, er habe ein geistliches oder religiöses Buch schreiben wollen. Man braucht nur die Vorrede, voll hoher und edler Ansichten, zu lesen, um sich zu überzeugen, daß es ihm nur darum zu thun war, das materialistische mit dem religiösen Prinzip zusammenzuhalten. An der Wahl der Fabel, der Hauptpersonen und Situationen kann man gar manches aussetzen, ja sogar unpassend und lächerlich finden, z. B. den jungen religiösen Emanuel, der mit einigen verdächtigen Mädchen zu Nacht ißt, ihnen da viel von dem Daseyn Gottes sagt, und zum Dank von ihnen ausgelacht wird. Es bleibt aber bei all' diesen Mißgriffen im Einzelnen ein Schatz schöner Ideen übrig, von denen wir nur einige ausheben wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island.

(Fortsetzung.)

Was sind die Farben? Nur die Seherin von Prevost hätte uns darüber Kunde geben können. Wir wissen nichts, als, sie erscheinen nur an und in den Körpern. Keine erscheint je für sich allein, ohne daß auch die andern in sichtbarer Vermischung oder begraben im Körper da wären. Wie sie sich aber einigen, Niemand versteht es; so wenig als wir begreifen, wie im Flüssigen, wenn es zum Krystall wird, sich die unsichtbaren Theile einigen, oder wie die Körper mit so großer Kraft zusammenhalten, so wenig begreifen wir den Verkehr des Lichts mit dem dunkeln Körper, der allein die Farbe mit dem Licht erzeugt. Wohnt vielleicht in jedem Körper wirklich auch das Gegentheil des Lichts, das Dunkle, oder blos eine entgegengesezte Kraft?

Diejenigen nun, die das Licht, wie wir oben erzählt, blos als einzelne abgesonderte Körper ansehen, halten die Farben gleichfalls für einzelne Körperchen, und es sind nach ihnen, von Beginn an, nur sieben erschaffen, wie sie im Regenbogen erscheinen. Wie nun diese sieben das Eine weiße Licht machen, wer faßt das? so wenig als der Eine Menschengeist sich in dem Verständniß der sieben freien Künste gefällt. Die andern aber, welche den allgemeinen Leib des Lichts im pulsirenden Aethermeer erkennen, wissen die Farben nicht anders zu deuten, als daß sie jeder der sieben Farben eine verschiedene Menge von Pulsen in einer Sekunde geben. Ein kräftiger oder unkräftiger Puls macht den Unterschied der Farben. Kaum wage ich es, dem Leser einige Zahlen mitzutheilen, damit er von einem Lichtpulse einen Begriff bekomme, von dessen Existenz aber nie ein Beweis geführt werden kann, wenn wir nicht Mikroscope erfinden, wogegen unsere jetzigen sich verhalten umgekehrt wie Herschels vierzigfüßiges Spiegelteleskop. Ein Puls ist ein Hin- und Hergang, ein Hin- und Herzittern des Aethers, wie einer Saite, oder eines Pendels. Daß hier unermeßliche Zahlen zum Vorschein kommen, wird nicht zu verwundern seyn; die Schnelligkeit des Lichts ist ja fast unendlich, in einer Sekunde 40,000 Meilen. Darum schlägt in dem Aethermeer der Puls in unendlich kleiner Zeit; aber diese Zeit eines Pulses sey noch so kurz, so schreitet die Erzitterung vom Anfang an weiter, und kommt bis dahin, wo noch kein Erzittern ist; diese Distanz nennen die Physiker eine Welle. Auf die Länge eines Zolls gehen 50,000 Wellen, und in einer Sekunde schlagen 600 Billionen Pulse. — Ist der Mensch nicht ein geistreiches, mikroscopisches Thierchen, daß er so kleine Räume gemessen hat? Und ist es nicht merkwürdig, daß er sogar den Vorschlag gemacht hat, die Länge einer solchen Welle (die für das grüne Licht ist oben angegeben) als das längst ge-

suchte allgemeine Maaß für das Menschengeschlecht aufzustellen? Die Franzosen haben den Umkreis des Erdballs dazu vorgeschlagen. Aber dieß ist zu speziell; die Erde ist blos ein einzelnes Ding im Universum; das allgemeine Maaß muß für alle Bewohner der gesammten Welt seyn, und der Weg des Lichts ist dazu das beste Auskunftsmittel.

Wie kommen aber aus dem Zwillingsstrahl die Farben und die prächtigen farbigen Zeichnungen in das Glimmerblättchen und in den Krystall aus Island? Das ist unsere lezte Frage. Warum nicht auch aus dem ursprünglichen Licht? — Die Antwort, wie ich sie mir vorstelle — eine noch nicht vollendete Theorie, woran die Engländer und Franzosen gemeinschaftlich Theil haben, ohne die Wagschale zwischen ihnen zur Ruhe bringen zu können — würde etwa folgende seyn. So zart und fein der allgemeine Leib des Lichts, genannt Aether, ist, so bleibt er doch dem allgemeinen Loos des Körperlichen unterworfen: der wechselseitigen Wirkung und Gegenwirkung. Alle Farbe entsteht durch Störung der Pulse einer Welle durch eine andere; diese tritt ein unter mancherlei Umständen, namentlich wird sie von Körpern veranlaßt, welche auf die Geschwindigkeit der Welle, oder ihrer Pulse wirken. Das Trübe oder Dunkle ist nicht der Anfang der Farbe, sondern das Ende der Farbe. Wenn der Puls still steht, ist das Dunkle oder die Finsterniß da, ein vorübergehender Tod des Aethers. Geht es, haben die Physiker gefragt, nur in unendlich gröberem Maaßstab, bei den Wellen des Meers, oder bei den Tönen nicht auf ähnliche Weise zu? und haben die Frage mit Ja beantwortet, denn auch jene Wellen können einander stören, und bringen dadurch mannigfache Modifikationen hervor.

Die Deutung des Räthsels von den Farben aus Zwillingsstrahlen wäre also folgende: Die Zwillingsstrahlen, welche der Krystall aus Island erzeugt, oder die auf dem Spiegel sich, als zurückspiegelnder und eindringender, wie nach den Weltgegenden Süd und Ost zertheilen, sind wirkliche Zwillingsfreunde. Keiner stört auf seinem Gang die Pulse, die Wellen des andern, freundschaftlich, ohne sich zu trüben, strömen sie weiter. Daher die Ruhe, welche in dem durchsichtigen Krystall in farbloser Einfachheit besteht; klar und farblos erscheinen das Eis, das Glimmerblättchen und andere Krystalle. Es sind hier keine freundlichen und feindlichen Pole. Der einzige Unterschied ist, daß der eine von den Zwillingsstrahlen schneller als der andere seine Welle forteilen läßt.

Wenn aber einer der beiden Zwillingsstrahlen — z. B. der vom ersten Zauberspiegel abgespiegelte — in den Krystall aus Island aufgenommen wird, so theilt sich die Welle wieder in zwei Wellen, die hinter einander her in verschiedener, von verschiedenen Punkten ausgehender Richtung sich bewegen. Diese sind nicht so befreundet; sie sind Brüder, so zu sagen, in absteigender, weiterer Verwandtschaft und entfernterem Grad. Ihre Pulse stören jezt wieder einander, je nachdem sie auf dem Wege einander ereilen, und so bringen sie die Farben hervor. Das Regelmäßige der Zeichnung ist das Spiel der Symmetrie, die der Krystall nach bestimmter Richtung behauptet. Die Entstehung der Zwillingsstrahlen in ihm selbst aber liegt in einer Region, die dem Auge des Menschen, so wie bis jezt seinem Verständniß verhüllt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Im Garten.

In tiefer Nacht, wenn ringsum Alles schweigt,
Der volle Mond aus dem Gebirge steigt,
Und Geister, von der Sonne nie gesehen,
Aus feuchtem Busche wehen;

Wenn ich dann einsam bin und unbelauscht,
Der Sommerwind durch meine Locken rauscht,
Die Blumen still, gewiegt von seinem Fächeln,
In ihrem Schlummer lächeln:

Dann ist's in meinem Herzen nimmer klar;
Ich bin nicht mehr, der ich am Tage war,
Voll unbestimmter Sehnsucht, voll Verlangen,
Und Thränen auf den Wangen.

Dann bin ich wieder, wie ein Kind, so weich,
Dann öffnet sich das halbvergessne Reich
Der Ammenmährchen meinen nassen Blicken,
Mich zaubrisch zu bestricken.

Ich möchte wieder goldne Schlösser bau'n,
Noch einmal meine todte Liebe schau'n,
Und eine Welt in schwärmendem Entzücken
An meinen Busen drücken.

Weit über jene Fichtenwälder dort,
Reißt es mich mächtig nach dem Süden fort:
„Ich will, der Liebe Ruf hab' ich vernommen,
Zum Pappelwäldchen kommen!“ —

Die Wolken ziehn am blauen Himmel hin,
Laß deine Träume mit den Wolken fliehn;
Und, gute Nacht! vergessen mußt du lernen,
Bis über jenen Sternen!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Die Cholerabill. Persönliche Freiheit.

Die Cholerasenche hat sich seit dem 10. des vorigen Monats auch in unserer Hauptstadt eingestellt; allein ohne bis jezt besondern Grimm gegen unsere Hauptstadt zu äußern, welche so viel Einwohner enthält, als deutsche Königreiche. In diesen ersten drei Wochen ergriff sie nicht mehr als 174 Personen, von welchen 108 als Opfer fielen. Lobenswerth ist die allgemeine Sorgfalt der Einwohner aller Klassen, und vorzüglich die Bemühung der Regierung, das Umsichgreifen der Krankheit zu verhindern, soweit Maßregeln der Klugheit und der Erfahrung dies vermögen. Die Minister haben vom Parlamente zu diesem speciellen Behufe eine außerordentliche Vollmacht auf ein Jahr verlangt, die ihnen einstimmig bewilligt ward. Die Bill wurde in dem kurzen Zeitraum von drei Tagen in beiden Häusern debattirt und angenommen, und erhielt hierauf durch die königliche Sanktion Gesetzeskraft. Die Magistratspersonen im ganzen Lande haben nun die Macht, jede Uebertretung der von dem Könige im Geheimenrathe *) erlassenen Verordnung als ein Misdemeanour mit einer Geldbuße bis zum Belaufe von fünf Pfund Sterling oder Gefängniß zu bestrafen. Die Rede, welche bei dieser Gelegenheit der Kanzler der Schatzkammer hielt, welcher als Leader of the House of Commons die Beweggründe aller Vorschläge der Regierung an die Nation zu entwickeln und zu vertheidigen hat, ist wahrhaft erhebend. Bei solchen außerordentlichen Fällen zeigt sich erst recht deutlich, welch kostbares Gut die bürgerliche Freiheit in diesem Lande ist. Die mächtigste, die einflußreichste Regierung des Erdbodens, welche auf die ganze Nation in Zeiten innerer und äußerer Gefahren wie auf Einen Mann rechnen kann, darf nicht wagen, ohne Genehmigung der Nation, d. h. der Abgeordneten derselben, auch nur die geringste Strafe irgend einer Art zu verhängen. Jene Rede kann allen deutschen Ministern, Richtern, Civilbeamten, so wie den Studenten der Philosophie und der Jurisprudenz mit Recht besonders empfohlen werden. Indem ich nun von der Cholera Abschied nehme und Ihnen verspreche, die Zeit Ihrer Leser höchst selten mit Erzählungen in Anspruch zu nehmen, welche die Thaten dieses neuen Würgengels betreffen, sey es erlaubt, bei Gelegenheit der oben angeführten Rede des Ministers etwas zu erzählen, das sich hier vor Kurzem zugetragen, und was sehr geeignet seyn möchte, deutlich zu machen, was denn eigentlich im Lande der Britten unter bürgerlicher Freiheit verstanden wird.

Jedem aufmerksamen Zeitungsleser in Deutschland ist ohne Zweifel der Name Sir Richard Birnie nicht ganz fremd. Sir Richard steht schon seit zwölf Jahren als erste Magistratsperson an der Spitze der Polizei der Hauptstadt (mit Ausnahme der City, die ihre eigene Jurisdiction hat); er wurde demnach, der Etiquette gemäß, beim Antritte seines Amtes zum Ritter geschlagen, und er steht seiner vielen ausgezeichneten Eigenschaften wegen in allgemeiner Achtung. Sir Richard hat jedoch bei seiner großen Thätigkeit einen Fehler, den des Auffahrens, den man ihm aber in der That nicht gar zu hoch anrechnen darf, wenn man bedenkt, daß er bei einem ohnedin sehr schwierigen Amte täglich acht bis zehn Stunden ex officio in der Gesellschaft von rohen und schlechten Menschen zubringen muß, von welchen die meisten zu unwissend und ungebildet sind, um sich durch Worte der Sanftmuth überzeugen zu lassen. So ein höchst unpartheiischer, wohlthätiger und seinem Fache gewachsener Mann er sonst ist, so bleibt nichtsdestoweniger jener cholerische Zug ein Flecken in seinem Charakter als Richter, der ihm schon manche Unannehmlichkeit zugezogen hat. So traf es sich, daß er vor einigen Wochen Jemanden, der von einer Parthei vorgeladen worden, nachdem der Ungrund jener Klage schon erwiesen war, zwang, noch dreizehn Minuten länger im öffentlichen Gerichtszimmer zu bleiben, weil er der irrigen Meinung war, es sey noch eine andere Klage gegen ihn eingeschrieben. Der Beklagte weigerte sich, noch einen Augenblick länger zu bleiben, zog seine Uhr aus der Tasche, um die Minuten der gesetzwidrigen Haft zu zählen, und sprach: „Sir Richard, at your risk!“ Doch das half nichts: der Gerichtsbote ließ ihn auf Befehl seines Obern nicht hinaus, und der Beklagte erschien vor den Schranken. Da nahm der Kollege Sir Richards, Herr Halls, den Irrthum wahr; die Bench, d. h. der Gerichtshof, bat um Entschuldigung; allein der Beleidigte ließ sich nicht irre machen, zog seine Uhr heraus, zählte genau ab, wie viele Minuten er gesetzwidrig seiner persönlichen Freiheit beraubt worden, und verließ die Gerichtsstube mit den Worten: „We shall see.“ Nun standen dem Abkömmlinge der alten Deutschen zwei Wege offen, sein Recht zu suchen: er konnte auf einen Schadenersatz für sich, oder auf Gefängnißstrafe oder Geldbuße an den König, als den Erhalter des Landfriedens, antragen. Er wählte das leztere, verklagte das ganze Kollegium vor dem hohen Gerichtshof der königlichen Bank, und der Oberpolizeidirektor nebst seinem Kollegen mußten vor Gericht erscheinen. Kaum hatten die Verhandlungen eine halbe Stunde gedauert, als der Oberrichter, Lord Tenderden, den Geschwornen bedeutete, es sey hier klar eine Verletzung der persönlichen Freiheit vorgefallen, und die zwölf freien Männer gaben auch sofort ihren Ausspruch: „guilty.“ Die Magistratspersonen machten den hohen Richtern eine Verbeugung und zogen ab, der Strafe gewärtig, die nunmehr vom Gerichtshofe ausgesprochen werden muß und wahrscheinlich in einer Geldbuße bestehen wird. Hoffentlich werden alle Ihre Leser bei dieser Erzählung das öffentliche Geschwornengericht, das uralte Gut der Deutschen, bei einem Becher deutschen Weines hochleben lassen. Das Wunderbarste dabei ist aber die Gleichgültigkeit, womit man einen solchen Fall hier betrachtet. Kaum wird davon gesprochen; dem geringsten Engländer ist die Kenntniß der ersten Grundzüge seiner politischen Rechte etwas so Natürliches, daß ihm nichts sonderbarer erscheint, als wenn man sich darüber wundert. Wie viel Decennien werden noch vorübergehen, bis das Volk in Deutschland so mündig und so unabhängigen Sinns wird?

R—s.

*) Die sehr eingeschränkten Verbote des Geheimeraths, zu welchen das Parlament die Regierung nach langen Kämpfen ermächtigte, werden nach einer Fiction des Staatsraths „by the King in Council“ erlassen, obgleich der König im Rathe selten präsidirt. Seine formelle Sanktion ist jedoch, wie sich dies in einem konstitutionellen Staate von selbst versteht, immer nothwendig.

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 20. März 1832.

— Nimm sie hin und sey mein Sohn,
Wie ich dein Vater werde!
Vergessen und vergeben schon
Ist jegliche Beschwerde.

Bürger.

Der junge Harald.

Verstoßen von Thron und Reiche,
In einsamer Wälder Schooß
Der König, der alterbleiche,
Ruht auf des Felsen Moos.
Die Wipfel über ihm sausen,
So düster, wie sein Sinn;
Der Bergstroms Wellen brausen
Daneben zürnend hin.

Er wälzt im sinnenden Haupte
Der finstern Rache Gewalt
An dem, der die Kron' ihm raubte,
Dem jungen Helden Harald.
Doch seines Alters Freude,
Die Tochter, lieblich und mild,
Hegt, ach! mit süßem Leide
Im Herzen des Räubers Bild.

Stumm sitzend, schauten sie lange
Hinab in waldige Kluft:
Was kommt mit herrlichem Klange
Auf einmal durch die Luft?
Es naht in schwellenden Tönen
Gesang und goldenes Spiel,
Und überquellten der Schönen
Die Augen von süßem Gefühl.

Der König dünkt sich wieder,
Wie vormals, reich und groß,
Da er den Klängen der Lieder
Gelauscht im Väterschloß.
Ihm wird der Fels zum Throne,
Der Himmel zum festlichen Saal,
Sein Haupt umschimmert als Krone
Des Abends gold'ner Strahl.

Den nahenden Tönen lauschen
Sie mit entzücktem Ohr:
Da tritt aus der Büsche Rauschen
Ein grauer Sänger hervor.
Des Königs Harfe blinken
Sieht er am Felsen in Ruh,
Und spricht: Mich will bedünken,
Ein Sänger bist auch du.

Gehört hast du mein Singen:
Doch, wenn es dir gefällt,
Laß um den Preis uns ringen
Des Liedes, alter Held!
Sieh! künstlich und schön, wie keine,
Geb' ich die Harfe dir;
Du aber gieb die seine,
Die liebliche Tochter mir.

Und wäre sie ganz von Golde,
Gar stolz der König spricht,
Gilt für mein Kind, die Holde,
Doch eine Harfe nicht.
Wohlan! so soll dir reichen,
Spricht jener, meine Hand,
Muß ich im Sang dir weichen,
Ein königlich Purpurgewand.

Der König schweigt mit Sinnen;
Da ruft die Tochter laut:
Mich wirst du nie gewinnen,
Nur Einem folg' ich als Braut.
Mich kann Harald erwerben,
Der kühne Degen, allein:
Viel lieber will ich sterben,
Als eines andern seyn!

Wegreißt den Bart, den grauen,
Die falsche Hülle schnell
Harald, und läßt sich schauen
Im Purpur glänzendhell.
Die Jungfrau, süß erschrocken,
Wird roth und wieder blaß;
Der Vater schüttelt die Locken
Zürnend im alten Haß.

Der Jüngling wirft um die Lenden,
Den Purpurmantel ihm neu;
Zur Jungfrau thät er sich wenden,
Reicht ihr den Ring der Treu.
In mildem Thau zerfließet
Des Zornes Wolke schon:
Versöhnt der König umschließet
Die Tochter und den Sohn.

Julius Krais.

Die französischen Börne.

(Beschluß.)

Da wo Drouineau den Materialismus mit der Frömmigkeit zusammenstellt, sagt er: „Jener trocknet die Gemüther aus, streift all' ihre Blüthen ab und löst sie auf, er zerstört sogar die Liebe, diese praktische Religion der Herzen. Der Tugend nimmt er alle Kraft und alles heilige Leben, und läßt den Menschen nichts, als ihre Theaterkleider, in denen sie ein Stück spielen, über dessen Lüge alle einverstanden sind. Die Frömmigkeit hingegen erhebt mächtig den Geist, gibt ihm Muth, Leben und Kraft, bringt die Herzen einander näher und macht sie sich selbst klar, denn wir kennen uns selbst nur wenig. Der Materialismus behauptet, das Vaterland sey überall, wo es Einem wohl gehe; das Vaterland vertheidigt ein Solcher nur, wenn es in seinem persönlichen Interesse liegt; seine Familie ist ihm nichts als ein Anhang von Fleisch, und er selbst erinnert in Allem an den Schlamm, aus dem er entstanden, und in den er auch, ein Fraß für die Würmer, zurückkehrt. Die Frömmigkeit hingegen kennt keine Liebe ohne Achtung, sie veredelt alles, was von ihr ausgeht, sie lehrt Hingebung, Patriotismus und Liebe, kurz alles, was groß, erhaben, zart und schön ist; sie ist rein, wie der Himmel, aus dem sie stammt und in den sie zurückkehrt."

Ein alter Kamerad aus Napoleons Garde sagt: „Wenn ich bedenke, daß all' diese Summen von Genie, von Riesenkraft, von Ruhm, von unerhörten Opfern, von übermenschlichen Anstrengungen, von Nachdenken, von Thränen und von Blut für nichts hingegeben wurden, als für eine Kaiserkrone, für den Flittertand, den sich ein Soldat aufs Haupt sezte; als ich gleich darauf sah, wie sich die rothen Freiheitsmützen in Federhüte verwandelten; als ich die galonirten, goldbesezten und gestickten Kleider des Kaiserthums sah; als ich all' dieß Gesinde in Theaterkostümen herumstolziren und am Thuilerienhof unterthänige Possen reißen und sich lächelnd des Herrn Launen und Fußtritten unterwerfen sah, ohne daß sie die Nation auspfiff: ja, da ward ich mit Bitterkeit erfüllt gegen Leben und Menschen, ich wünschte, die ganze Nation möchte ein einziger Mann seyn, damit ich ihm ins Gesicht spucken könne." Die Aeußerungen des Verfassers über Napoleon und seine Zeit haben überhaupt viel Wahrheit und Leben. So sagt er unter andern in der Vorrede von ihm: „Der Kaiser-Soldat materialisirte alles: die Kirche erhielt Tagesbefehle, die Geistlichkeit war nur gut dazu, unterthänig Te Deum zu singen. Den Pabst führte man von Brigade zu Brigade, und ein Gensdarme gab über ihn eine Recepisse und schrieb: „Empfangen einen Pabst in ziemlich schlechtem Zustand."

Bei Gelegenheit dieser Bemerkungen über Drouineaus Buch, kann ich einige, mit dem Gegenstand nahe verwandte Betrachtungen nicht unterdrücken. Seit fast zehn Jahren lebe ich unfern von Paris, dem einzigen Lebenspunkt Frankreichs, und in unausgesezter Verbindung mit dieser Hauptstadt. Keine Regung und Richtung Frankreichs ist mir in dieser Zeit entgangen, ich habe Paris seit den Juliusereignissen drei Mal besucht, um da mit eigenen Augen und mit dem vorurtheilsfreien Sinne zu beobachten, der sich immer vor vorgefaßter Meinung gehüthet hat. Lebe ich auch seit geraumer Zeit nicht mehr im deutschen Vaterlande, so schäme ich mich doch nicht, zu gestehen, wiewohl das Gegentheil seit Börne und Heine Mode geworden ist, daß an ihm noch mein ganzes Herz hängt und daß es mich sehr glücklich macht, jezt sein kühnes Aufstreben und Ringen gegen Vorzug, Miß-

bräuche, Hemmung, Druck und Haarbeutelei zu sehen. Ich bedaure aber, daß ich dabei nicht eigenthümliche und unabhängige Bewegung genug erblicke, sondern ein ewiges Hinüberblinzeln, Horchen und Nachahmen dessen, was in Paris geschieht. Viele gegenwärtige Erscheinungen in Deutschland haben viel zu viel französische Farbe, um mir Vertrauen einzuflößen; denn ich bin, nach langer Prüfung und mit aller Anerkennung des Guten in Frankreich, der unabänderlichen Meinung, daß sich mein deutsches Vaterland, um das Bessere dauernd und mit Ehre bei sich zu gründen, nicht fern genug von französischem Einfluß und Nachahmung französischer Art im politischen und sittlichen Leben halten kann. Was wir auch werden, was wir auch erringen, erringen wir es um Gotteswillen aus uns und durch uns selbst! Die Begründung dieser Meinung nehme ich aus Dumesnils und Drouineau's geistreichen Werken. Die französirenden Deutschen können diese beiden über ihr Vaterland, ihre Zeit und ihre Landsleute sprechenden Franzosen, denen noch kein politischer Götzendienst, noch keine Partheigängerei vorgeworfen worden ist, nicht oft genug lesen und erwägen.

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island.

(Beschluß.)

Häufig holen sich die Physiker Rath und Einsicht bei den Sternen, diesen ewigen Lichtern, wie sie die Alten nannten. So wandte sich Frauenhofer vormals zu den Sternen, als er gelernt hatte, im Sonnenlicht das Finstere von dem Dunkeln zu scheiden, und fand dasselbe bei den Sternen, und Herschel der Erste forschte nach der Farbe der Sterne am Himmel umher.

Auf gleiche Weise untersuchte nun ein französischer Naturforscher, ob die Sonne Zwillingsstrahlen zu uns sende? Die Untersuchung ist leicht zu führen mit dem Zauberspiegel oder auch mit dem Krystall aus Island. Die Frage war aber physisch wichtig, und er glaubte durch ihre Beantwortung die alte Lehre des Mittelalters von dem Wesen der Sonne widerlegt zu haben. Nach dieser war die Sonne ein glühender Körper, nach Art derer, die auf unserer Erde durch Feuerskraft erzeugt werden, von fester Natur und derbem Gehalt. Dem ist aber nicht so: denn glühende Körper senden auf der Erde, aus ihrem Innern, Zwillingsstrahlen aus, die Sonne dagegen, wie jener Naturforscher sich überzeugt hat, nicht. Das Licht der Sonne ist also nicht das Licht einer glühenden Masse. Es kann herrühren von leuchtenden, luftähnlichen Stoffen, von Dünsten elektrischer Art, und von was nicht Allem noch, wovon wir gar nichts wissen.

Auch die Doppelsterne, die man auch Zwillingssterne nennen könnte, kommen hier ganz natürlich zur Betrachtung. Der gebildete Leser ist von dieser merkwürdigen Erscheinung am Himmel bereits in Kenntniß gesezt. Es sind Sterne, die sich selbst wechselseitig Sonne und Trabant sind. Durch Bande der Sympathie verbunden — welche wir in unserem Sonnensystem die Schwere nennen — kreisen sie wechselseitig um einander herum. Manche mag der Zufall zusammengeführt haben, als unzählige Sterne ausgesäet wurden und sie in freundschaftliche Nähe kamen. Es ist aber auch möglich, daß sie vereint und zugleich aus der Nacht emporstiegen. Dieser Gedanke bekommt dadurch Unterstützung, daß, nach den unvergleichlichen Berichten Herschels, diese Sternpaare sich sehr häufig durch einen eigenen Kontrast von sich entsprechenden Farben auszeichnen; ein Anblick in starken Fernröhren, der zu den lieblichsten gehört. So sagt Herschel in seiner Beschreibung des Doppelsterns in der Andromeda am linken Fuß: „die beiden Sterne sind an Größe sehr ungleich; der größere ist röthlich weiß, der kleinere zart himmelblau, ins Grüne sich ziehend: ein höchst anmuthiger Gegenstand.“ Ein Stern im Gürtel des Bootes hat fast dieselben Farben unter seine beiden Sterne vertheilt. Der größere ist röthlich, der kleinere blau oder vielmehr zart Lila. Sollten diese Farben aus Zwillingsstrahlen entstanden seyn? dies ist einer Untersuchung werth. — Sind vielleicht diejenigen Sterne, die zu einem Systeme gehören — denn wir wissen, daß es mehrere Sternsysteme gibt — hinsichtlich des Lichts, von gleicher Natur? Doch wer wagt es, sich zu vergegenwärtigen, was die Folgezeit den Menschen noch lehren kann!

Meine Absicht war, den Ursprung und Fortgang eines merkwürdigen Phänomens in allgemeinen Umrissen darzulegen. Es ist die Verklärung der Krystalle durch das Licht; dem Forscher ein Blick in das weite Reich des in allen Wandlungen unwandelbaren Elements; dem Gemüthlichen ein Wunder; dem Scholastiker eine Thorheit; dem Mathematiker das lebendige Unendlich-kleine; der Zeit ein Saamen, in die Unendlichkeit geworfen; dem Geschichtschreiber der Wissenschaften ein vereinigender Punkt höherer Ansichten; dem leichtsinnigen Edelsteinträger ein memento mori; dem Freunde der Krystalle ein Gefühl von der Nähe der urbildenden Kräfte; dem Franzosen ein glänzender, unverwelklicher Lorbeer; dem Leser des Morgenblatts ein leicht vorübergehendes Schattenspiel ergötzlicher Figuren, wie der Verfasser sich schmeicheln zu dürfen wünscht.

W. Pfaff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Statistik der Verbrechen für das Jahr 1830.

Der Rechenschaftsbericht über die Ergebnisse der französischen Kriminaljustiz im Jahr 1830 ist von großem und allgemeinem Interesse, und er bestätigt die Meinung derer, die von der so hoch gepriesenen französischen Civilisation eine ungünstige Vorstellung haben. Dieser besonders aus dem Moniteur abgedruckte Bericht zerfällt in drei Abtheilungen.

Im ersten Theil finden wir alle vor die Assisenhöfe gebrachten peinlichen Sachen. Diese Höfe haben zusammen 5068 contradiktorisch und 654 in Contumaz entschieden. Die Zahl aller Anklagen war 6962 und der Contumazfälle 787. Es waren 438 Anklagen weniger als 1829. Dies wird dadurch begreiflich, daß seit den Juliustagen bis zum Beginne des Ministeriums Perier Polizei und Gerichte sehr lax waren und nur sehr leise aufzutreten wagten, weil sie sich vor den aufgeregten Volkshaufen scheuten. Tausenden, die bei den damaligen häufigen Emeuten zu jeder andern Zeit festgenommen und verurtheilt worden wären, wurde jezt durch die Finger gesehen. Dies ist auch der Hauptgrund, warum die Zahl der Verbrechen gegen Personen geringer ist, als der Verbrechen gegen das Eigenthum. Unter den 5068 contradiktorisch abgeurtheilten Fällen waren 3910 Vergehen gegen das Eigenthum und nur 1158 gegen Personen. Dies Verhältniß war 1829 wie 24 zu 100, 1830 aber nur wie 23 zu 100. Das Verhältniß der, nicht blos in Contumaz Verurtheilten zu der ganzen Bevölkerung des Landes war 1829, 1 zu 4321, im Jahr 1830 aber nur 1 zu 4576. Zur Erklärung dieser Verringerung sind aber noch zwei Umstände zu bemerken: die Mobilmachung und Vermehrung der Armee, wodurch viele Tausende Nahrung bekamen, die außerdem bei der Nahrungslosigkeit in Frankreich keinen Unterhalt gehabt hätten; ferner die Abwesenheit des Armeekorps in Algier. Indessen haben doch dreißig Departements diese Mittelzahl überschritten, besonders das Seinedepartement und Korsika. In jenem, wo Paris hauptsächlich figurirt, kommt 1 Verbrecher auf 1200 Einwohner, in Korsika 1 auf 2152. Das nahe bei Genf und am Juragebirg liegende Departement de l'Ain beweist, daß seine Nachbarschaft wesentlich auf den sittlichen Zustand der Einwohner wirkt: hier kommt 1 Verbrecher auf 17:081 Einwohner; im Dep. de la Creuse 1 auf 12.647; im Dep. de la Loire 1 auf 11.385; im Dep. de la Meurthe 1 auf 10.606. Auch die Zahl der minderjährigen Verbrecher hat abgenommen. Im Jahr 1829 zählte man 1209 Verbrecher zwischen sechszehn und einundzwanzig Jahren, 1830 nur 1161, also achtundvierzig weniger.

Unter den sämmtlichen 6962 Angeklagten waren 5608 Männer und 1354 Frauen; dasselbe Verhältniß wie 1828, nämlich 19 : 100. Im Jahr 1829 war es 20 : 100. Bei den Verbrechen gegen Personen ist es nur 15 : 100, bei den Verbrechen gegen das Eigenthum hingegen 21 : 100.

Unter den Angeklagten waren 3908 Unverheirathete und 3154 Verheirathete oder Wittwer. 2472 hatten Kinder und 216 waren Ausländer. Am wichtigsten ist unstreitig, daß unter sämmtlichen 6962 Angeklagten ⅔, und in genauerem Verhältniß 62 : 100 weder lesen, noch schreiben konnten. Das Verhältniß ist 62 : 100 bei den Verbrechen gegen das Eigenthum, und 59 : 100 bei den Verbrechen gegen Personen. Die des Vatermords Angeklagten, deren unverhältnißmäßig viele vorkamen, waren fast alle ganz unwissend. Dieser Unwissenden waren beim Mord 50 : 100, bei der Vergiftung 51 : 100, beim Kindermord 88 : 100, bei Schlägen und Verwundungen 55 : 100, bei der Rebellion 59 : 100, bei Diebstahl aller Art 67 : 100 und bei der Brandstiftung 69 : 100. Bei den Männern war das Verhältniß überhaupt 58 : 100, bei den Weibern 78 : 100. In den Departements Doubs, Bas-Rhin, Haut-Rhin und Seine trifft man die meisten unterrichteten Verbrecher an, dagegen in den Dep. Allier, Garde und Cote du Nord die wenigsten; denn die meisten konnten weder lesen, noch schreiben.

Landleute wurden unter den Angeklagten 3945, Stadtbewohner aber 2778 gezählt. Auffallend ist die Zahl der Verbrecher aus der Sphäre des Wohlstandes, des Reichthums und der Bildung, nämlich 574. Der Arbeiter, die das Land bauen, waren 2240 und der Arbeiter in Holz, Eisen u. s. w. 1815. Sehr traurig ist die Bemerkung, daß die Verbrechen gegen Leben und Personen am häufigsten in denen Klassen sind, die am meisten Bildung und Vermögen haben. Dies bestätigt den alten Saz, den Alle wiederholen, die Frankreich an Ort und Stelle ruhig beobachtet haben und nicht von einer vorgefaßten Meinung beherrscht werden, den Saz, daß die Bildung und Civilisation in Frankreich und besonders in Paris nur ein Firniß der Oberfläche ist, aber durchaus nicht auf tiefem, sittlichem Grunde ruht. Daher kommt es auch, daß die von der französischen Civilisation am fernsten gelegenen Departements l'Ain, Creuze und Loire am wenigsten Verbrecher haben.

Von den 6962 Angeschuldigten wurden 2832 losgesprochen und 4130 verurtheilt, nämlich: zur Todesstrafe 92, zur ewigen Strafarbeit 268, zu Strafarbeit auf bestimmte Zeit 973, zum Gefängniß 1005, zum Halseisen 8, zur bürgerlichen Degradation 1, zu korrektionellen Strafen 1740, Kinder 43. Sonderbar ist es, daß, an beiden Extremen, der zum Tod Verurtheilten und der Kinder mehr sind, als im Jahr 1829. Guillotinirt wurden 38, einer hat sich im Gefängniß umgebracht, bei 53 wurde die Strafe verwandelt.

Das Verhältniß der Lossprechungen zu den Verurtheilungen ist fast jedes Jahr dasselbe. Die vor einigen Jahren vorgenommene Verbesserung des Geschwornengerichts zeigt in dieser Beziehung noch keinen Unterschied. Immer aber werden mehr Frauen losgesprochen als Männer, denn bei ihnen ist das Verhältniß 46 : 100, bei den Männern aber nur 39 : 100. Auf die Zahl der Losgesprochenen hat auch der Unterricht einen merkwürdigen Einfluß, denn unter denen, die nicht lesen und schreiben konnten, wurden nur 38 von 100 Angeklagten freigesprochen, von denen aber, die jene Fertigkeiten etwas besaßen, 42 : 100, von den besser Unterrichteten 48 : 100, und gar 65 : 100 von denen, die eine höhere Erziehung genossen. Wenn man bedenkt, wie geschickt und erfahren die Pariser Spizbuben bei der Führung ihrer Vertheidigung, wie schlau sie in Benuzung der ihnen wohlbekannten Lücken, Dunkelheiten und Zweideutigkeiten des peinlichen Gesezbuchs sind, so begreift man, wie nüzlich ihnen das Lesen und Erwägen desselben ist. — Die Zahl der kleinen korrektionellen Vergehen ist enorm. Es kamen 139.035 Sachen dieser Art bei 210.691 Beklagten vor; 21.176 Fälle und 34.464 Beklagte mehr als 1829, eine wahrhaft erschreckende Progression, die das traurigste Licht auf den sittlichen Zustand des Volks wirft. Es wurden 177.721 Angeklagte verurtheilt und 32.970 losgesprochen. Unter erstern waren 47.884 Frauen und 5032 Minderjährige. Zu diesen peinlichen und korrektionellen Vergehen kommt noch eine dritte Klasse, nämlich die bloßen Polizeivergehen. Es waren deren 105.902 bei 138.373 Angeklagten; davon wurden 117.047, größtentheils zu Geldstrafen, verurtheilt.

Dies gibt zusammen für Frankreich im Jahr 1830 335.687 Angeklagte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. März 1832.

— So frech sich aufzudringen!
Was Lust ihm macht, wird bittern Lohn ihm bringen.

Shakespeare.

Das Signal.

Mein Regiment stand vom Jahre 1806, wo Tyrol durch den Frieden von Preßburg an Baiern abgetreten wurde, bis zu dem Jahr 1809, dem Anfang des gegenwärtigen Kriegs, in der alten Konzilienstadt Trient. Diese drei Jahre werden mir stets der merkwürdigste Zeitabschnitt meines Lebens bleiben; obschon dessen erstere Hälfte in der geistigen Abspannung verstrich, in welche Garnisonstruppen nur zu leicht verfallen, wenn sie sich plözlich an einen Ort versezt sehen, der nichts von den unbedeutenden Zeitvertreiben bietet, die des Kriegers Leben während des Friedens unter dem Namen von *Unterhaltung* ausfüllen. Man mied uns, mied uns nicht anders als wie Verpestete, und man kann wohl denken, daß wir den Schimpf nicht gerade mit der freundlichsten Miene hinnahmen. Es fielen einige, mit den Geboten des Anstands eben nicht sehr verträgliche Scenen vor. Die Einwohner blieben nicht länger stumm, und anstatt sich, wie bisher, von uns entfernt zu halten, rückten sie uns jezt mit ein wenig zu viel Vertraulichkeit auf den Leib; mit einem Wort, es entstand eine Reihe von gegenseitigen Herausforderungen und Streitigkeiten, welche die Stadt in beständiger Gährung erhielten. Mitten in diesem rohen Treiben machten eines Tages, nach einem fröhlichen Mahle, ein Paar junge Offiziere den Vorschlag, uneingeladen in eine Abendgesellschaft sich zu begeben, welche, wie wir erfahren hatten, in einem in der Nähe der Stadt gelegenen Hause gegeben wurde. In ganz nüchternem Zustande wäre uns wohl der Spaß etwas zu gewagt vorgekommen; so aber stürmten wir fort und schlugen, unserer Vier, unter schallendem Gelächter, beim Gedanken an eine *tyrolische* Soirée, den Weg nach dem Ort der Handlung ein. Wir hatten uns kaum anmelden lassen, so folgten wir schon dem hocherstaunten Diener auf den Fersen, und befanden uns nach wenigen Augenblicken in einem Zimmer, das dem Anschein nach mit guter Gesellschaft beiderlei Geschlechts gefüllt war. Die Unterhaltung stockte wie mit *einem* Schlag; Aller Augen richteten sich auf die ungebetenen Gäste; nach einer augenblicklichen Pause lud uns indessen der Hausherr, mit einer höflichen Verbeugung, zum Sitzen ein. Das war für uns ein ganz unerwarteter Empfang. Wir hatten uns darauf gefaßt gemacht, uns derb zurückgewiesen zu sehen und nach einigem Geplauder mit den *Landsfräulein*, den Degen in der Faust, in unser Quartier heimziehen zu müssen. Wir sahen in der That ein wenig albern aus, und hätte uns nicht der richtige Sinn und die Geistesgegenwart eines Kameraden herausgeholfen, so wären wir vielleicht eben so plözlich wieder verschwunden, als erschienen. Mit großer Offenheit entschuldigte er unsere Zudringlichkeit, indem er sich über das trübselige Einerlei des Garnisonslebens beklagte und die Damen bat, die Vermittlerinnen zwischen uns und den Vorurtheilen ihrer Landsleute zu machen; in ganz kurzer Zeit fühlten wir uns nach diesem Eingang so heimisch, als wären wir auf

ausdrückliche Einladung gekommen. — Unter den anwesenden Frauenzimmern zog mich vorzugsweise Eine an; sie war noch sehr jung, aber von so blendender Schönheit, daß es ganz natürlich war, wenn ich mich mit meinen Huldigungen ausschließlich an sie wandte. Dorothea selbst war, wie es schien, mit ihrer Eroberung gar nicht unzufrieden, sie schenkte mir im Gegentheil so viel Aufmerksamkeit, als sich nur mit weiblichem Zartgefühl und guter Erziehung vereinigen läßt. Aber auch die übrige Gesellschaft wurde immer besser gelaunt, immer herzlicher, mit Ausnahme eines Mannes. Dieser, er hieß Rusen, hatte auch nicht einen deutschen Zug im Gesichte, er war augenscheinlich ein Italiener, obschon er hier, wo die beiden Völkerstämme sich mischen, seinen Wohnort hatte; seine Züge waren hübsch, seine Farbe auffallend dunkel, und seine Augen, stolz und finster blickend, standen in grellem Gegensatze mit Dorotheens freundlichen blauen Sternen. Die leztere war offenbar nicht blos seine Geliebte, sondern seine verlobte Braut. In dem Grade, als meine junge Bekanntschaft mit Dorotheen einen herzlichern Charakter anzunehmen schien, wurde Rusen zuerst mißmuthig, dann kalt und fremd. Dorothea erwiederte zuerst sein mürrisches Wesen fast mit Gleichgültigkeit, wurde aber, als er sich endlich beharrlich von ihr entfernt hielt, auffallend unruhig und sezte tausend kleine Künste in Bewegung, um ihn zu ihrem Stuhl zurückzulocken. Das sah doch gewiß wie Liebe aus? und doch konnte ich in ihren Augen etwas ganz anderes lesen. Aus ihrem ängstlichen Wesen sprach keineswegs Zärtlichkeit; ein oder zweimal gewahrte ich sogar in ihrem verstohlenen Blick den Ausdruck von Furcht. Als die Scheidestunde kam, bat ich Dorothea um die Erlaubniß, sie nach Hause begleiten zu dürfen, da sie, wie ich erfuhr, in einiger Entfernung von der Botzener Straße wohnte. Mein Anerbieten wurde mit der Bemerkung abgelehnt, daß, nach früherer Verabredung, Rusen diesen Dienst übernehmen werde. Aber Rusen, obgleich ihm kein Wort verloren gehen konnte, that, als höre er nicht und rührte sich nicht von der Stelle, so daß, als fast die ganze Gesellschaft das Haus bereits verlassen hatte, Dorothea endlich mit glühender Wange ihren Arm in den meinigen legte und ihren Diener rief. Die Nacht war finster und die Straße menschenleer. Der Diener schritt uns mit einer Leuchte voran; Dorothea gab auf meine Bemerkungen nur unzusammenhängende Antworten, ihre Gedanken schienen irgend wo anders. Auf einmal fiel sie mir mit den Worten in die Rede: „Sie sind in diesem Theile des Landes fremd, und als Baier haben Sie von den Bewohnern nicht viel Gutes zu erwarten. Ich aber bin hier heimisch und den Stadtleuten wie dem Landvolk bekannt, auch durch meines treuen Dieners Begleitung nicht ohne Schutz. Kehren Sie, ich bitte Sie dringend, nach ihrem Quartier zurück; thun Sie es ohne Aufenthalt und ohne Aufsehen, und vergessen Sie meine Schwachheit, die mich eine Höflichkeit annehmen ließ, welche Ihnen leicht nur zu theuer zu stehen kommen könnte.“ Sie war in heftiger Bewegung und drückte meinen Arm krampfhaft, wobei sie die Worte nur leise und gedämpft sprach, als fürchtete sie, es könne uns Jemand behorchen. Das ergriff mich und zog mich nur um so mehr an. Der Weindunst war längst verflogen, dafür fühlte ich der Liebe Gluth in Herz und Kopf. Ich schrieb ihre Besorgnisse dem Mangel an Erfahrung und der angebornen weiblichen Aengstlichkeit zu und zog sie, trotz ihrer dringenden Bitten, mit mir fort. Als wir ihres Vaters Wohnung erreichten, war alles dunkel. Die Familie schien bereits zu Bette gegangen; sie klopfte leise an ein Fenster; es wurde geöffnet und ihr dann, nach einem minutenlangen Geflüster mit Jemand drinnen, ein grober Mantel sammt einem Bauernhut herausgereicht. „Ich bat Sie, heimzukehren,“ sagte sie, „weil da noch keine Verkleidung nöthig gewesen wäre. Jezt müssen Sie mir, und wäre es auch nur um meines eigenen Seelenfriedens willen, den kleinen Gefallen thun, diesen Mantel umzunehmen und Ihre militärische Mütze unter diesem breiten Hut zu verstecken.“ — „Was besorgen Sie denn?“ fragte ich stutzend; „Tyroler und Baiern sind ja jezt ein Volk; wir leben ja nicht im Krieg mit einander; selbst die Bauern werden sich bald mit einer Regierung befreunden, welche nichts will als Ordnung und Unterwerfung unter die gesetzliche Gewalt.“ — „Die gesetzliche Gewalt,“ entgegnete die hübsche Rebellin, „liegt weder im Degen, noch in der Feder; Schlachten geben sie so wenig als Friedensverträge.“ — „Und was gibt sie denn?“ — „Der Wille der Mehrheit des Volks.“ — „Der Wille der Mehrheit des Volks! Der Wille einer unwissenden, halbwilden Bauernschaft, die weder lesen noch schreiben kann, und sogar mit der geographischen Lage Baierns und Oesterreichs unbekannt ist!“ — „Ich will mich mit Ihnen,“ erwiederte Dorothea, „wegen eines Gegenstands, über den wir doch nie eines Sinnes werden dürften, in keinen Wortstreit einlassen. Ich verlange von Ihnen nichts weiter, als meine Nachtruhe, und um die dürfen Sie mich nicht bringen.“ — „Dorothea,“ seufzte ich, „ich würde vergebens dasselbe von Ihnen verlangen! Auf keinen Fall aber will ich jezt eine Gewalt anfechten, die ich für noch weit begründeter halte, als selbst die der Mehrheit des Volks,“ und mit diesen Worten mummte ich mich in die schwerfällige Hülle, die sie mir darbot. „Nun sagen Sie mir aber auch,“ fuhr ich fort, während ich sie bei der Hand faßte, um Abschied zu nehmen; „sagen Sie mir aufrichtig, Dorothea, sind Sie wirklich mit dem finstern Italiener versprochen?“ — „Ja — nein,“ antwortete sie hastig, und rasch schloß sich die

Thüre und machte damit jede weitere Unterhaltung unmöglich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Kostüm der Mahometanerinnen in Indostan.

Wir entlehnen aus demselben Werke, nach welchem wir vor Kurzem die mahometanischen Leichengebräuche geschildert haben, die Beschreibung der Toilette der mahometanischen Weiber in Indostan.

Die Kleider oder Pyjaamahs der Damen bestehen aus Atlas, Goldstoff oder überhaupt aus seidenen, zu Benares fabricirten Stoffen; den englischen Fabrikaten gibt man indessen den Vorzug vor den einheimischen. Das Kleid reicht gewöhnlich über das Knie und bei den elegantesten Damen bis auf die Füße hinab. Oben und unten ist es gewöhnlich mit einem silbernen Bande eingefaßt. Um den Leib wird das Kleid von einer seidenen Schnur zusammengehalten, und an den Enden dieser Schnur sind gewöhnlich silberne und goldene Eicheln, die bis zum Knie herabreichen. Bei feierlichen Gelegenheiten, an Gala- und Besuchtagen, trägt man mit kostbaren Steinen besezte Eicheln.

Das Leibchen ist durchaus immer nach demselben Schnitt, es wird aber aus den verschiedensten Stoffen verfertigt, aus Gaze, aus Mousseline; die elegantesten sind mit Gold und Seide gestickt. Dieses Leibchen schmiegt sich höchst zierlich an den Körper an und ist hinten geschnürt; die Ermel sind kurz und eng und vorne immer reich besezt. Dieses Kleidungsstück wird bei Nacht nicht abgelegt; man behält es eine ganze Woche lang an, es müßte denn schmutzig werden oder die Bänder allzusehr zerknittert seyn.

Der Deputtah ist eine Art von Ueberwurf; er wird ganz allgemein getragen und ist das zierlichste Stück am indischen weiblichen Kostüm. Er hat ungefähr die Gestalt eines weiten, großen Hemds. Die Deputtahs, wie man sie an Werkeltagen trägt, bestehen bei den eleganten Damen gewöhnlich aus englischer Mousseline; bei feierlichen Gelegenheiten und an Festtagen aber erscheinen sie in der prächtigen indischen Mousseline, welche zu Decca verfertigt wird; dieser Stoff, der so zart und durchsichtig ist wie Spinnweben, kostet sogar in Indien ungeheure Summen. Man nennt ihn, seiner Feinheit wegen, Schusnum, was soviel heißen will als Thau. Auch Krepe und goldgestickte Gaze nimmt man zu diesem Kleidungsstücke. Es kleidet ganz ausnehmend gut, und es ist wirklich ein einziger Anblick, wenn ein Paar hundert Mahometanerinnen mit ihren zierlichen Deputtahs bei einander sind. Dieser Ueberwurf fällt in schönen Falten bis auf die Füße herab, und sie wissen ihn höchst geschmackvoll und kokett zu drapiren. Mit dem einen Flügel verschleiern sie das Gesicht völlig, den andern werfen sie zierlich über die Schulter.

Die verheiratheten Frauen malen sich Augenwimpern, Lippen, Zahnfleisch, oft sogar die Zähne schwarz, und es gilt dies für eine große Schönheit; sie bedienen sich dazu eines Stoffs, dessen Hauptbestandtheil Spießglanz ist. Allgemein bekannt ist, daß sie sich die Augbraunen malen; sie nehmen dazu vorzüglich Lampenruß. Die Augbraunen machen den Damen am allermeisten zu schaffen; es kommt nämlich darauf an, eine recht gleiche, schöne Bogenlinie zu beschreiben, denn dies gilt bei einer Frau für die höchste Schönheit. Füße und Hände reiben sie mit der Maindhie und färben sie dadurch glänzend roth, was gleichfalls hier zu Lande eine große Eleganz ist.

Das vornehmste Abzeichen der verheiratheten Frau ist der Nutt oder Nasenring. Er besteht aus Goldfaden und ist mit Perlen und kostbaren Rubinen geziert. Ich sah an mahometanischen Damen so ungeheuer große Ringe, daß, wenn sie die Speisen zum Munde bringen wollten, sie den Ring mit der linken Hand zur Seite schieben mußten. Dieser Nasenring ist seit undenklicher Zeit ein ganz nothwendiges Putzstück für verheirathete Weiber, und sie dürfen ihn, so unbequem er auch zu tragen ist, niemals ablegen, außer wenn sie Wittwen werden. Die Weiber halten an diesem Gebrauche, wie überhaupt an allen von ihrer Religion vorgeschriebenen, mit der ängstlichsten Genauigkeit. — Die Ohren der Weiber sind mehrfach durchbohrt, und sie hängen breite, schwere silberne und goldene Platten hinein; an feierlichen Tagen aber machen diese lästigen, plumpen Zierrathen Smaragden und andern kostbaren Steinen Platz, welche in sehr schöner Fassung auf die Schultern niederfallen.

Strümpfe tragen die Frauenzimmer nie; sie ziehen blos Schuhe an, wenn sie über den Hof im Hause trippeln, d. h. so weit, als sie sehen und als sie gehen dürfen. Die Schuhe werden aus allen möglichen Stoffen verfertigt und der Schnitt wechselt sehr oft. Man sieht welche, die mit Seide, Gold und Silber gestickt sind; häufig läuft die Spitze in einen gekrümmten Schnabel aus, der halb an das Knie heraufreicht. Die wohlfeilsten Schuhe sind aus Sammt. Frauen und Männer tragen übrigens einerlei Schuhe. In der Regenzeit sieht man viele Frauen mit Pantoffeln von Chagrin, und diese haben dann sehr hohe Absätze, während sonst der Schuh ganz platt ist. Obgleich manche elegante Damen Schuhe mit langen, gebogenen Schnäbeln tragen, so scheint sich doch die Mode der Schuhe mit ganz kurzer Spitze nicht verdrängen zu lassen.

Ich sah während meines Aufenthalts in Indostan in die-

sem Theil des Kostüms eine neue Mode aufkommen: mit Silber gestickte, leicht zugespizte Schuhe, von höchst zierlicher Form. An der Spitze und rings herum am Rande waren kleine Glöckchen befestigt, die sich bei jedem Schritte hören ließen, und so oder anders klangen, je nachdem man rasch oder langsam ging. Eine angesehene Dame beschenkte mich einmal mit einem Paar solcher Schellenschuhe. Bei einem Besuche, den ich ihr abstattete, hatte ich, wie es gebräuchlich ist, die schwarzseidenen Schuhe vor der Thüre stehen lassen; als ich mich verabschiedete, waren sie weg; ohne Zweifel hatten sie an einem Sklaven einen Liebhaber gefunden. Ich war im Begriffe, barfuß nach Hause zu gehen, da verehrte mir die gute Dame noch ein Paar solcher musikalischer, oder, wenn man will, Spielschuhe.

Der älteste Invalide.

Eines der merkwürdigsten Beispiele von hohem Alter ist wohl der Invalide Johann Chiostik, der vor einigen Jahren im Invalidenhause zu Murano bei Venedig im Alter von 117 Jahren starb. Er trat im Alter von acht Jahren als Pfeifer in das deutsche Regiment Stahremberg. Er diente unter Kaiser Karl VI. gegen die Türken in Ungarn, unter Maria Theresia gegen die Preußen und Franzosen und in den niederländischen Kriegen. Später trat er in die Dienste der Republik Venedig und machte mehrere Feldzüge gegen die Türken mit. Im Jahr 1797 kam er in das Invalidenhaus, wo er bis zu seinem Tode blieb. Chiostik zählte 87 Dienstjahre, wenn man seinen Aufenthalt zu Murano dazurechnet, und es ist dies wohl ein in der Kriegsgeschichte einziges Beispiel. Die Strapatzen in so vielen Feldzügen zu Wasser und zu Land hatten die kräftige Konstitution des Mannes nicht erschüttert, und er blieb bis zu seiner lezten Stunde rüstig und munter. — Der Veterane hatte keine herrschende Leidenschaft und lebte außerordentlich mäßig und einfach. Sein Vater wurde 105 und seines Vaters Bruder 107 Jahre alt.

Korrespondenz-Nachrichten.

An die Redaktion des Morgenblatts.

Triest, 17. Februar 1832.

Ich wende mich durch das Organ Ihrer Zeitschrift an das deutsche Publikum in einer Sache, welche Deutschlands Ehre angeht: es handelt sich von der endlichen Errichtung eines Grabmonuments für unsern Winckelmann in Triest, wo er ermordet wurde und begraben liegt. Wohl wurden schon früher in verschiedenen Zeitschriften von verdienten Männern, ich nenne nur Böttiger, Berichte über das zu errichtende Denkmal und Aufmunterungen zur Unterstützung bekannt gemacht, aber es ruhte ein ungünstiges Geschick auf dem Vorhaben, so daß es bis jezt noch nicht zur Ausführung kommen konnte.

Schon im Februar 1808 machte der gelehrte und achtungswürdige Dr. Rossetti, Edler v. Skander, seinen Vorschlag zur Errichtung eines Monuments für Winckelmann bekannt und sezte zu gleicher Zeit eine Einladung zur Subscription in Umlauf; aber der Krieg von 1809 machte Allem ein Ende. Im Jahre 1811 forderte er von Neuem zur Unterstützung auf, aber fruchtlos. Doch er ließ sich nicht abschrecken, und erneuerte seinen Vorschlag am 8. Juni 1818, gerade 50 Jahre nach Winckelmanns Tode, und zum viertenmale am 15. Juli 1820. Diesesmal forderte er auch auswärtige Verehrer Winckelmanns auf, weil er vorher glaubte, er könne alles durch die Beiträge hiesiger Einwohner bestreiten. Um aber sein Vorhaben schneller zu Ende zu führen, schrieb Rossetti sein großes Werk: il sepolcro di Winckelmann in Trieste,*) und bestimmte den Ertrag desselben für das Monument. Aber der Verfasser sah seine Mühe nicht belohnt, obgleich er von vielen Seiten Aufmunterung und gerechte Anerkennung fand, besonders von dem hochherzigen Kaiser Franz. Es kommt nur darauf an, daß Männer von Bedeutung, wie unser Goethe, der in seinem Winckelmann und sein Jahrhundert dem großen Manne ein bleibendes Denkmal gesezt hat, darauf aufmerksam machen, und ich bin fest überzeugt, daß bald ein Monument dastehen wird. Gewiß wäre aber die Sache schon eingeschlafen, wenn nicht Rossetti so unermüdet wäre. In der Hoffnung, daß früher oder später der Eifer für die Errichtung des Monuments doch erwachen werde, übertrug er schon im Jahre 1828 die Ausführung des Denkmals dem geschickten Bildhauer Rosa in Venedig, der es, als Rossettis Werk erschien, bereits sinnreich und dem Zwecke angemessen ausgeführt hatte, es aber bis jezt in seinem Atelier aufbewahrt. Zur Aufstellung des Denkmals wurde der alte Kirchhof St. Giusto, nach mancherlei Schwierigkeiten abgetreten und daselbst ein sehr geschmackvolles kleines Gebäude errichtet, in dem künftig das Monument stehen wird. Das alles verdankt man dem rastlosen Eifer Rossettis, der die Sache aus reinem Interesse für den großen Deutschen unternahm und unterdessen mit wahrer Aufopferung betrieb. Doch er, und mit ihm gewiß jeder Verehrer Winckelmanns, muß wünschen, endlich die Ausführung zu sehen. Der verhängnißvolle 8. Juni, an dem einst Winckelmann zu frühe der Kunst und Wissenschaft entrissen wurde, rückt heran, und es könnte gewiß kein geeigneterer Tag, als dieser, gefunden werden, um das Denkmal feierlich aufzustellen und einzuweihen. Aber Sie können sich leicht denken, welche Kosten die Ausführung verursacht, und ich muß bemerken, daß noch viel dazu fehlt. Das ist es denn, was mich veranlaßt, durch Ihre Güte unterstüzt, eine Aufforderung an die vielen Verehrer Winckelmanns ergehen zu lassen, daß sie die Beendigung des Monuments durch Beiträge möglich machen. Damit aber auch unsere Nachkommen erkennen mögen, wie wir unsere großen Männer ehren, so sollen nach dem Vorschlage des Herrn von Rossetti die Namen aller Beförderer in die Wand des Gebäudes eingegraben werden, und künftig soll Keiner, der hieher kommt, wie unser Seume, von dem Orte, wo Winkelmann ruht, mit dem Bedauern scheiden, daß kein Grabmal sein Andenken verherrlicht. Möchte diese meine schwache Stimme nicht ganz verhallen!

E. F. Ledderhosse.

*) Der Ertrag dieses gründlichen Werkes ist immer noch für das Denkmal bestimmt, und kann auf Anweisung des Verfassers in Wien oder hier in Triest bezogen werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. März 1832.

Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist das Buch der Liebe.

Goethe.
Westöstlicher Divan.

Bilder vom kaspischen Meer.

Von Eichwald.

Die Stadt Derbend. Eine tatarische Hochzeit.

Die Stadt Derbend am kaspischen Meere präsentirt sich schön aus der Ferne; zu beiden Seiten faßt sie die lange, alte Mauer ein; sie selbst liegt am Abhange eines Berges und erscheint ziemlich groß. Den höchsten Theil nimmt die Festung ein, die ganz auf dem Berge gelegen, jetzt vom russischen Kommandanten bewohnt wird. Zu beiden Seiten der großen Stadtmauer stellen sich die unzähligen Grabsteine dar, die wegen ihrer Inschriften die Aufmerksamkeit der Archäologen auf sich gezogen haben, nächstdem aber reihen sich schöne, weite Gärten um die Stadt herum und gruppiren sich zu dem nahegelegenen Gebirge vortrefflich.

Derbend ist ziemlich gut gebaut, die Häuser stehen in regelmäßigen, nur sehr schiefen Straßen, die jedoch erträglich gepflastert, aber sehr eng sind. Die Häuser bilden, wie im Orient überall, aus Lehm oder Steinen zusammengeworfene Hütten, die nach der Straße nackte Wände, nach dem Hofe hingegen einzelne Fenster haben; aber auch da sind die Fenster bloße Lucken oder viereckige Löcher, die mit bretternen Fensterläden geschlossen werden, selten nur Fensterscheiben haben; die Dächer sind immer platt und dienen zum Spazierengehen oder Ausruhen in der Abendluft. Die Wohnzimmer sind meist niedrig und klein; kein Ofen findet sich in ihnen, meist nur ein Kamin in der Wand; an den Wänden überhaupt sieht man durchaus keine Meubeln, sondern nur einzelne Nischen zum Hinstellen der Hausgeschirre; Schränke kennt man nirgends, aber wohl große hölzerne Kisten, die den Bewohnern aus Astrachan zugeführt werden; in ihnen verwahren sie ihre Kostbarkeiten. Jedes Haus wird von einer Mauer umgeben, in der ein bald kleinerer, bald größerer Hofraum befindlich ist; durch diese Mauer stehen alle Häuser mit einander in Verbindung, so daß man auf den Dächern durch Hülfe derselben umherspazieren kann.

Die Zahl der Häuser soll sich auf 1800 belaufen, die der Einwohner etwa auf 26,000. Es sind meist schabische Tataren, von den Russen meist Perser genannt, nächstdem Armenier und Juden; jetzt bilden auch russische Beamte und Offiziere eine ziemliche Anzahl der Bewohner. Die hiesigen Tataren sprechen einen türkisch-tatarischen Dialekt, der schon weit mehr von der tatarischen Sprache in Astrachan und Kasan abweicht, als der truchmenische; ihr Glaube unterscheidet sich auch sehr von den dortigen, so daß hierin eine ungeheure Spaltung unter ihnen herrscht.

Die eigentlichen Perser, so wie die Küstenbewohner des kaspischen Meers an der masanderanschen und ghilanschen Küste bis Derbend hin, Sallian, Baku, Schamachie und Kuba mitgerechnet, bilden die schabische Sekte der Mahomedaner, die als wahren Nachfolger Mahomeds Ali und dessen Stamm erkennen, während ihnen Abubeker, Omar und Osman als ungesetzliche Nachfolger desselben gelten. Diese werden dagegen von der sünnischen Sekte, der die Türken und alle übrigen Tataren zugethan sind,

für gesetzliche Nachfolger gehalten, Ali dagegen und sein unglücklicher Sohn Hüssein gelten ihnen nur als spätere Imame, welche auf sie folgten. Die blutigen Religionskriege, die hieraus entstanden, sind bekannt genug, und ihre Spaltung dauert mit derselben gegenseitigen Verachtung noch bis jezt fort.

Das Klima in Derbend soll sehr ungesund seyn, vorzüglich in den Monaten Junius, Julius, August, wo die Sterblichkeit außerordentlich groß ist; oft ist die Hitze unerträglich in der Stadt, etwas höher im Gebirge aber sehr gering, ja oft herrscht dort zu gleicher Zeit eine unangenehme Kälte. Dieser plötzliche Temperaturwechsel mag natürlich von den Winden herrühren, die im Gebirge mit der größten Heftigkeit stürmen, in der Stadt dagegen, die von der hohen Mauer eingeschlossen wird, in den engen Straßen kaum fühlbar sind. Daher herrschen in jenen Monaten meist bösartige Fieber in der Stadt; zu allen Zeiten hat das an dieß Klima noch nicht gewöhnte russische Militär viel zu leiden, unter dem meist faulichte Nervenfieber herrschen. Die große Menge der Früchte, die selbst unreif genossen werden, weil die übrigen Lebensmittel für die unbemittelte Klasse ziemlich theuer sind, tragen auch nicht wenig zu den vielen Krankheiten bei; dahin gehören vorzüglich Arbusen, Melonen, Gurken (von seltener Größe), Pflaumen und ähnliches Steinobst. In jedem Sommer herrscht daher Ruhr unter dem Volke. Der Winter ist gerade nicht heftig, aber durch seine feuchte Kälte sehr nachtheilig; der Schnee bedeckt die Straßen oft sehr hoch, aber schmilzt auch eben so schnell, als er fällt; das Wasser läuft dabei durch die schlechten Dächer und Wände der Häuser und erzeugt viele Krankheiten. Januar und Februar sind die eigentlichen Wintermonate.

Bei den Hochzeiten der Tataren Derbends finden mancherlei sonderbare Gebräuche statt. Wenn der Vater seinen Sohn heranwachsen sieht, so geht die Mutter in mancherlei ihr bekannte Häuser, besieht dort die Töchter des Hauses, und gefällt ihr eine, so läßt sie durch den Vater dem Sohne sagen, er habe für ihn eine Braut ausgesucht. Dafür muß der Sohn natürlich danken, denn er hat weiter keine Wahlfreiheit, die ganz und gar dem Vater zukommt. Sollte aber etwa der Sohn mit dem Vater der Braut in keinem guten Vernehmen stehen, so bittet er den Vater, ihm eine andere zu wählen, was indessen sehr selten geschieht. Ist er mit dem Vater einverstanden, so schickt er einen Freund als Brautwerber zum Vater der Braut, der davon schon früher unterrichtet wird; dieser bleibt vor der Pforte stehen, und im Hofe erscheint die Braut; der Tatar wirbt um sie für seinen Freund. Sie antwortet: „ich bin einverstanden, wenn es meinem Vater beliebt; will er mich ins Feuer werfen, so muß ich ihm gehorchen.“ Sie hat mithin noch weniger dagegen einzuwenden als der Sohn. Sogleich geht der Tatar zum Vater und fragt nach dem Brautpreise; denn der Bräutigam muß seine Braut erst dem Vater abkaufen, mitunter mit 500 Dukaten, oder mehr, meist weniger.

Nachdem man über den Preis übereingekommen, wird das Paar für Braut und Bräutigam erklärt; doch darf dieser die Braut nicht sehen, wenn er auch fünf, ja zehn Jahre Bräutigam bliebe; er ist aber verbunden, seine Braut zu unterhalten, sie mit Geschenken aller Art zu überraschen; nur darf er nicht ins Haus der Braut, nicht einmal bei demselben vorbeigehen. Sollte er sich aber von ihr späterhin lossagen, so ist alles für sie bezahlte Geld, alle Geschenke sind — für ihn verloren. In Persien ist es daher ein wahrer Gewinn, viele Töchter zu haben; sie allein können die Eltern unterhalten, wenn sie, als schön bekannt, einen großen Brautpreis einbringen.

Den Abend vor der Hochzeit wird die Braut, verhüllt und von vielen Frauen begleitet, ins Bad geführt; sie reitet meist auf einem Esel (Steinesel sind in Derbend die gewöhnlichen Lastthiere); im Bade wird sie am ganzen Körper roth gefärbt, roth ist die Lieblingsfarbe der Perser, und dieser Polterabend ist ein großes Fest. Tags darauf ist am Vormittage Trauung, ohne daß jedoch die Braut vom Bräutigam gesehen wird. Sie wird im Hause der Braut vorgenommen, ohne daß er zugegen ist. Abends ist ein großes Fest im Hause des Bräutigams, wie Tags vorher in dem der Braut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Signal.

(Fortsetzung.)

Fröhlich wandte ich nun meine Schritte heimwärts. Sie war das schönste, das anziehendste weibliche Wesen, das mir je vorgekommen, und in einem solchen Lande schien sie mir vollends ein Engel des Himmels, der herabgekommen war, mich mit dem Leben wieder zu versöhnen. Meine Gedanken wurden jedoch durch die Beschwerden des Wegs bald wieder zur Erde niedergezogen. Ich hatte kein Licht, das meine Schritte in der immer finsterer hereinbrechenden Nacht leiten konnte. Ich glaubte jedoch Trient vor mir zu sehen, wenigstens schien mir seine Lage durch einige Lichter in der Ferne angedeutet, und so stolperte ich denn, ohne im Mindesten etwas Schlimmes zu ahnen, vorwärts. Auf einmal erblickte ich etwas, das sich wie eine menschliche Gestalt vom trüben Nachthimmel abhob; allein kein Fußtritt ließ sich dabei hören. Während ich noch zweifelnd und horchend hinblickte, verschwand die Gestalt, was mir denn die Gewißheit gab, daß jenes Etwas sich aus eigener Kraft bewegt

haben müsse, denn kein Lufthauch wehte durch das Nachtdunkel. Ein Paar Minuten später schreckte mich eine hart an meinem Ohr sprechende Stimme auf. „Ist's Zeit?“ fragte mich Jemand, der von hinten her an mir vorbei ging. „Ja doch — Zeit, im Bett zu seyn,“ sagte ich und faßte meinen Degengriff. Der Fragende ging ohne Antwort weiter, was mir, wie ich gestehen muß, gar nicht unlieb war, denn ich glaubte Rusens Stimme erkannt zu haben. Ich war etwas aufgeregt, wie es ja dem besten Soldaten bei dem Gedanken an nächtlichen Ueberfall geht, und schlug, da ich dachte, die Landstraße möchte nicht mehr ganz sicher für mich seyn, so leise als möglich einen Seitenpfad ein und gedachte einen beträchtlichen Umweg zu machen, bevor ich mich wieder auf die Straße herauswagte. War nun meine Unkenntniß der Oertlichkeit oder der Umstand daran schuld, daß mir die italienische Eifersucht und die Geschicklichkeit der Tyroler im Büchsenschießen beständig durch den Kopf ging, genug, ich befand mich in ganz kurzer Zeit wieder auf der Straße. Am Wege lagen einige Trümmer, und ich beschloß, ehe ich mich wieder in das Thal wagte, hier Posto zu fassen und zu rekognosciren. Mit dem bloßen Degen unter dem Mantel schlich ich demnach an den Mauern hin und suchte eine Stelle ausfindig zu machen, von der aus ich die Straße hinab und hinauf sehen konnte. Es war ein Glück für mich, daß ich sehr behutsam ging, denn ein Schritt weiter, so wäre ich mit einem Manne zusammengestoßen, der mit verschränkten Armen an eine Ecke der Trümmer gelehnt stand. Es nahm mich Wunder, daß nicht schon das kleine Geräusch, das ich nicht hatte vermeiden können, ihn aufmerksam gemacht hatte. Dies geschah indessen bald durch den Anruf derselben fatalen Stimme, die ich kurz vorher gehört hatte. „Ist's Zeit?“ fragte im Vorübergehen Rusen, denn seine Stimme war es ganz unzweifelhaft. — „Saluru!“ rief der Mann, wie aus dem Schlafe auffahrend. — „Ist er jezt vorbei?“ — „Nein; wahrhaftig, nicht eine Maus hätte unbemerkt an mir vorbeikommen können, geschweige denn ein Baier.“ — „So laß uns fürbaß gehen; er kann nicht lange mehr ausbleiben, und je weiter wir von der Stadt entfernt sind, desto besser.“ Die Verbündeten entfernten sich, und sobald der Schall ihrer Tritte in der Ferne verhallte, eilte ich aus meinem Hinterhalt auf die Straße vor und bewerkstelligte meinen Rückzug ins Standquartier so rasch, als sich von einem Kriegsmann zu Fuße nur erwarten läßt.

Rusen war, wie ich am nächsten Tage in Erfahrung brachte, ein Veroneser von bedeutendem Vermögen und Ansehen, der sich in diesem Theile von Tyrol wegen einer bedeutenden Fabrikunternehmung niedergelassen hatte. Er galt allgemein für Dorotheens erklärten Liebhaber; indessen vermuthete man, die Dame werde, wenn sie seine Werbung annehme, mehr durch politische Rücksichten, als durch Träume ehelicher Glückseligkeit bestimmt. Sie war wirklich, nach dem, was das Gerücht von ihr sagte, nach Geist und Charakter ein ungewöhnliches weibliches Wesen. Schon als aufblühende Jungfrau hatte sie sich, als ihr Vaterland vor drei Jahren an Baiern fiel, als Mitglied eines patriotischen Vereins ausgezeichnet und fortwährend mit weiblichem Erfindungsgeist der Regierung alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß diese Dorothea und die meinige eine und dieselbe seyn sollte. War sie mir doch als ein Muster weiblicher Anmuth erschienen, und dazu hatte sie ja ihre Bekanntschaft mit einem der Landesbedrücker mit der Lebensrettung desselben angefangen. Es ist gefährlich für einen jungen Mann, wie ich damals war, sein Herz mit dergleichen Dingen zu beschäftigen. Meine Gedanken waren so viel bei der reizenden Rebellin, bis sie ein Theil meines Ichs wurde, und wenn wir später zusammenkamen, bildete ich mir ein, ich Glücklicher sey auch ihr nicht ganz gleichgültig. Anfänglich wandte sie alle die kleinen Künste weiblicher List an, um politische Nachrichten von mir herauszulocken, oder mich von der Unrechtmäßigkeit der Regierung zu überzeugen, der ich diente; allmählich aber vermied sie dergleichen Gegenstände; ein Gefühl von Achtung für meine Ehre fing an — so schien es mir wenigstens — ihrer großherzigen, wenn schon irregeleiteten, Vaterlandsliebe das Gleichgewicht zu halten; sie ward stumm, düster, abwesend, und zulezt wich sie meiner Gesellschaft so geflissentlich aus, daß manchmal eine Woche verging, bis wir uns trafen. Der mürrische Rusen, den ich bisweilen sah, hatte sich mittlerweile, dem Anschein nach, mit dem Nebenbuhler ausgesöhnt; ja er versuchte sogar, obschon vergebens, seine Bekanntschaft mit mir zur Freundschaft hinaufzuzwingen. Ich schrieb dieß natürlich-politischen Beweggründen zu; denn wenn wir auch damals nicht entfernt an einen wirklichen Aufstand dachten, so war uns doch das Bestehen einer dem bairischen Interesse feindseligen Parthei nicht verborgen geblieben.

Ich bekam Befehl, mit einer kleinen Mannschaft einen Geldtransport nach Botzen zu geleiten. Ich hatte schon geraume Zeit Dorothea nicht mehr gesehen, dabei hatten mich mancherlei Gerüchte von ihrer bevorstehenden Heirath, wenn ich sie gleich nicht für wahr halten mochte, sehr verstimmt. Troz meinem Schmollen, entschloß ich mich aber nun, da mich mein Beruf an ihrer Thüre vorüberführte, einzusprechen und ihr — großmüthig genug — Gelegenheit zu geben, ihr Benehmen gegen mich zu erklären. Ich hieß meinen Lieutenant weiter ziehen und mich in einem Dorf erwarten, wendete dann mein Pferd und ritt langsam zurück; eine kleine Strecke Weges vom Hause stieg ich ab und schlug einen Fußpfad ein, der zu dem

Hause führte; da ich die Thüre des Zimmers offen und keinen Diener bei der Hand sah, war ich eben im Begriff, unangemeldet einzutreten, als mich Rusens Stimme stuzig machte. „Morgen Nacht also," sagte er zu Jemand im Zimmer, den ich nicht sehen konnte, „im Salurner Schlosse." — „Wohl! Doch hören Sie...!" — Ich erkannte Dorotheens Stimme. Ich weiß nicht mehr, welcher Gedanke mir damals durch den Kopf fuhr, und nur noch so viel, daß ich in wenigen Sekunden wieder zu Rosse saß und meiner Mannschaft nachsprengte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Einschiffung des Obelisken von Luxor.

Bekanntlich ist einer der beiden Obelisken von Luxor, welche nach Frankreich gebracht werden sollen, von einem französischen Ingenieur abgenommen und zu Ende des verflossenen Jahrs auf einem eigens dazu eingerichteten Fahrzeug eingeschifft worden. Der folgende Brief vom französischen Generalkonsul in Egypten, Mimault, an den bekannten egyptischen Archäologen Champollion ist den 12. März, also mehrere Tage nach dem frühzeitigen Tode des Gelehrten, in Paris angekommen.

Alexandrien, 21. Januar 1832.

Wenn Sie sich in Gedanken unter den Trümmern der Tempel des Ammon und von Rhamses Pallästen ergehen, kommen Sie, so zu sagen, nicht aus dem Hause. Wenn ich Ihnen demnach heute melde, was zu Luxor vorgegangen ist, gebe ich Ihnen Nachricht aus Ihrem Heimwesen, und gewiß nehmen Sie meinen Bericht auf, wie man Familiennachrichten aufnimmt. Sie haben zuerst Frankreich mit den Schätzen des Alterthums bekannt gemacht, in deren Besitz es jezt kommt; es segne Sie dafür für alle Zeit „der König der himmlischen Geister, der Herr des Alls, der mächtige Beherrscher der Diademe, der da wacht über die Ruhe der Welt."

Ein direkter Brief des Ingenieurs vom Luxor, Hrn. Lebas, hat Ihnen zu wissen gethan, daß ich den Auftrag bekommen habe, Ihnen zu melden, wie der erste Theil der Arbeit, nämlich die Abnahme des westlichen Obelisken von Luxor von seiner Basis, der nach Ihrer Angabe zuerst fortgeschafft werden sollte, sehr glücklich von Statten gegangen ist. Sie wissen also jezt, daß dieses Geschäft mittelst mächtiger, aber gleich sinnreicher und einfacher Mittel zu Stande gebracht worden. Ich melde Ihnen heute, daß man auch beim zweiten Theile gleich glücklich gewesen, und daß am 19. December der ungeheure Monolith in einer und einer halben Stunde an Bord des Luxors gebracht worden ist. — Ich ziehe aus dem umständlichen Bericht des Ingenieurs an mich das für Sie Interessanteste aus.

Als der Obelisk in die Lage gebracht war, welche man zur Ueberfahrt am vortheilhaftesten hielt, ließ der Ingenieur an seiner Basis eine Art Gerüste anbringen, um das Rutschen zu vermeiden, und mittelst eines hinter dem Schwerpunkt angebrachten Stücks eines Masts hob man ihn auf die Zugmaschine. Alle Bewegungen gingen ausnehmend leicht, ohne Erschütterung und so sachte vor sich, als man nur wünschen konnte. Das Zuggerüste bestand aus drei Theilen, die man immer abnehmen und wieder aufschlagen mußte, wie der Stein sich vorwärts bewegte. Die Hauptbalken desselben hatten nur 22 Centimetres im Gevierte. Kaum wird man in Frankreich glauben, daß man mit einem so schwachen Holzwerk eine Last von 250 Tonnen von der Stelle schaffen und einschiffen konnte. „Es war aber auch, sagt Lebas, bei jeder Bewegung vorwärts eine neue Aufgabe zu lösen, und man mußte, im eigentlichen Sinne, ein ungeheures Gebäude mit Schwefelhölzern stützen." Als der Obelisk nur noch einen Meter vom Vordersteven des Fahrzeugs entfernt war, nahm man die Zapfen weg, welche ihn mit dem Kiel verbinden, und schnitt mit der Säge ein Stück des Vordertheils aus. Der Ingenieur ließ dieses Stück an zwei kreuzweis gestellten Balken aufziehen, und nach anderthalbstündiger Arbeit war der Obelisk darunter durch und eingeschifft. Das Vordertheil des Schiffs wurde am 22. wieder eingesezt, und Alles paßte so gut zusammen, daß der Schnitt von der Säge weniger sichtbar ist, als ehe das Stück herausgenommen wurde.

Lebas hat Ihnen ohne Zweifel davon gesagt, daß ihm Anfangs die beiden Risse oder Spalten, die er an der westlichen und östlichen Seite des Obelisken beobachtet, viel zu schaffen gemacht haben. Die Löcher, die dabei in den Stein gehauen waren, fand er mit einem gelblichen Staub angefüllt, zwischen welchem und den Rändern des Steins sich eine Schichte Mastix befand. Er meinte Anfangs, diese staubige Masse seyen Ueberbleibsel von Papyrusblättern, welche in die Höhlung gelegt worden, und auf denen etwa die Zeit der Errichtung des Denkmals verzeichnet gewesen. Als er aber die Sache genauer untersuchte, überzeugte er sich, daß es feine Theile verfaulten Holzes seyen, und Form und Stellung der Löcher ließen ihm bald keinem Zweifel, daß sie zur Aufnahme hölzerner Schwalbenschwänze gedient, um das Auseinanderweichen des Steins zu verhüten. Die Axe der Höhlungen entspricht auch genau der Ritze, und daraus erklärt sich vollkommen, warum sie gegen die Ebene der Basis ungleich gestellt sind.

An den großen Gebäuden von Karnac und Luxor kann man sehen, daß diese Verbindungsart bei den Egyptern häufig im Brauche war. An den ungeheuern platten Steinen oben auf den Gebäuden bemerkt man je an dem Rande von zweien ganz ähnliche Zapfenlöcher, wie die am Obelisken, und sie haben gleichfalls die Spalte zwischen beiden Blöcken zur gemeinschaftlichen Axe. Man hat noch mehrere hölzerne Schwalbenschwänze, ziemlich gut erhalten, gefunden, und so kann darüber kein Zweifel obwalten. Aus dem Obigen ergibt sich übrigens, daß die Risse an unserm Obelisken sich schon vor Errichtung desselben befanden, daß die alten Egypter sie bemerkt hatten und dem Auseinanderweichen dadurch vorzubeugen suchten, daß sie mit Mastix überzogene hölzerne Schwalbenschwänze gewaltsam in entsprechende Löcher hineintrieben.

Sie haben die Inschrift des Obelisken an Ort und Stelle gelesen und mit großer Gelehrsamkeit ausgelegt; es wird Ihnen daher große Freude machen, wenn Sie hören, daß an der Basis desselben, die, als Sie hier waren, sich noch unter der Erde befand und also von Ihnen nicht untersucht werden konnte, der Name und Vorname Rhamses des Großen sehr schön eingegraben ist. Da somit der Riß im Stein so außerordentlich alt ist und er sich seither so vollkommen gut erhalten hat, so können wir, glaube ich, vollkommen ruhig seyn. Und dies ist besonders für Sie von Wichtigkeit; denn wem muß mehr daran gelegen seyn, als Ihnen, daß diese herrlichen Muster egyptischer Kunst, diese prächtigen Zeugen vom Ruhme des großen Sesostris, welche allein durch Sie in Frankreichs Besitz gekommen sind, unversehrt, in ihrem vollen Glanze sich vor unserm Louvre erheben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 71.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. März 1832.

— Es übergießt mich ein Grauen,
Da ich erfüllt muß vor Augen schauen,
Was ich in ahnender Furcht nur gesehen.

Schiller.

Das Signal.

(Fortsetzung.)

Auf unserer Rückkehr von Botzen am folgenden Abend ließ ich meine Mannschaft in dem Dorfe Salurn Halt machen und wanderte dann, nachdem ich für sie und ihre Rosse hatte sorgen lassen, allein und unter dem Vorwand, ich wolle mich nach dem Wetter umsehen, zum Orte hinaus. Es dunkelte bereits, und als ich eine wilde Schlucht betrat, umgab mich im Schatten der Felswände bald so finstere Nacht, daß es mir schwer fiel, den Weg zu unterscheiden. Die verfallene Veste von Salurn blieb indessen noch völlig sichtbar; hoch über mir glänzte sie noch im Schimmer der scheidenden Sonne, während unter ihr schon Alles in Dunkel begraben lag. Ich hatte den herrlichen Bau noch nie so nahe oder bei so günstiger Beleuchtung gesehen; so blieb ich denn, in Betrachtung des anziehenden Landschaftsgemäldes verloren, einige Zeit stehen. Die plötzliche Erscheinung eines kleinen Mädchens, das aus einer der zahllosen Felsenspalten herausschlüpfte und quer über den Weg lief, weckte mich aus meinen Träumen. Im Vorübereilen warf sie mir von einem ganzen Bündel, den sie bei sich trug, ein kleines Stück Papier zu und verschwand auf der entgegengesezten Seite. Begierig raffte ich das Blatt auf; es mußte — denn zu was allem überredet nicht die Selbstsucht den Liebenden! — die Lösung des mich quälenden, verwirrenden Räthsels enthalten; ich fand aber darauf nichts, als die Worte: „'S ist Zeit." War dieß etwa die Antwort auf Rusens fragenden Anruf: „Ist's Zeit?" Die offenbare Beziehung, in der diese beiden Phrasen zu einander standen, durchzuckte mich mit einer schrecklichen Ahnung, und hastig, ängstlich suchte ich mir nun in's Gedächtniß zurückzurufen, was mir auf meinem Zuge durch das Land am Volk aufgefallen war. Ich erinnerte mich, daß ich im Laufe des Tages verschiedene Haufen von Bauern begierig auf das Wasser der Eisach hatte hinabblicken sehen und daß einmal plötzlich ein solcher Haufe in lauten Jubel ausbrach, als eine beträchtliche Menge Sägespäne den Waldbach herabgeschwommen kam. Das Volk hatte sich indessen, wie sonst, als der Abend einbrach, nach Hause verlaufen, und auch im Dorfe war, als ich es vor einer Viertelstunde verlassen, durchaus nichts von Zusammenrottung zu bemerken, ja kaum ein Einwohner zu sehen gewesen, außer einem halben Dutzend etwa, die hinter einem Hause mit einander schwazten. Diese leztern blickten aufmerksam nach dem Salurner Schlosse hinüber, und jezt erst, damals nicht, fiel es mir auf, daß ein ihnen so vertrauter Gegenstand ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen. Sie sahen finster aus, und ich hörte einen von ihnen die Worte sprechen, die ich überhaupt schon so oft hatte hören müssen: „'S ist noch nicht Zeit." Ich kämpfte einige Augenblicke mit mir selbst, ob ich nicht unverweilt zu meiner Mannschaft zurückkehren sollte; die Liebe gewann indessen, wohl mit Hülfe der Neugier,

die Oberhand, und ich entschloß mich, da es ohnehin nicht mehr weit dahin war, den Schloßberg vollends zu ersteigen. Der Weg war indessen nicht so kurz, als ich mir eingebildet hatte. Fels um Fels, bald überstiegen, bald umgangen, lag hinter mir, und noch immer wollte das Schloß nicht näher kommen. Mehr und mehr schwand der seither noch von der Sonne beleuchtete Theil seiner Mauern zusammen, bis ich es zulezt, als sich das Tageslicht vollends verlor, nur noch an seinen Umrissen zu erkennen vermochte, die sich undeutlich vom dunkeln Nachthimmel abhoben. Unwillig lief ich weiter und erreichte endlich den Fuß des ungeheuern Felsen, auf dem das Schloß gebaut ist, eben noch bei so viel Helle, um unterscheiden zu können, daß mir mein Unternehmen wenigstens bis hierher gelungen war. Die Hauptschwierigkeit war jezt, den Steig oder die Treppe zu finden, welche nach dem Schloß hinaufführt; darüber kam ich fast rings um den Felsen herum und verlor so viel Zeit, daß es beinahe stockfinster wurde. Wie mir nun zu Muthe war, läßt sich nicht schildern. Aus der phantastischen Welt, in die sich meine, von dem Unheimlichen meiner Lage, der Einsamkeit und Wildheit des Orts aufgeregte Einbildungskraft versenkte, rief mich auf einmal eine Menschenstimme. Es war Rusens Stimme, und zwar so nahe, daß ich unwillkührlich meine Hand krampfhaft schloß, um seinen Angriff zu erwiedern. Im nächsten Augenblick besann ich mich jedoch, daß er ja meine Gegenwart gar nicht ahnen könne, während seine Anwesenheit mir nicht unerwartet war; so suchte ich denn, indem ich behutsam um eine vorspringende Ecke des Felsen schlich, mich dem Orte, woher die Stimme gekommen war, zu nähern. Da fiel, doch nur auf einen Augenblick, ein Lichtschimmer auf die Wand vor mir, woraus ich schloß, er sey mit einer Blendlaterne versehen. Das Streiflicht hatte mir wenigstens so viel von der Oertlichkeit gezeigt, daß ich im Stande war, leise einen Fleck zu erreichen, von dem aus ich den Träger der Laterne sehen konnte. Rusen war nicht allein, zwei weibliche Gestalten standen bei ihm; in der einen derselben erkannte ich, beim schwachen Widerschein der Blendlaterne vom Felsen, Dorotheen. Alle drei verloren eine ganze Weile kein Wort und sahen nicht anders aus, als wie eine Gruppe Steinbilder. „Hören Sie mich!“ rief Rusen endlich in rauhem, fast zornigem Tone; „daß wir einander recht verstehen! Ich bin kein Tyroler, ich habe kein Interesse dabei — weder ein materielles, noch ein moralisches — dieses unglückliche Land in Flammen zu setzen; im Gegentheil, friedliche Plane, wie die meinigen, können nur da gedeihen, wo die öffentliche Ruhe unter dem Schutz der Gesetze aufrecht erhalten wird. Ich merke gar wohl, warum Ihr Bund gerade mich zu diesem Dienste ausersehen hat. Soll das Vorhaben gelingen, so muß ich unwiderruflich durch ein sicheres Pfand mich binden, muß von meiner Seite Geld, Einfluß, kaufmännischen Kredit und kaufmännische Solidität in die Schale geworfen werden. Es sey, ich weigere mich nicht! Doch wenn ich diese Nacht meinen geachteten Namen, mein Vermögen, mein Leben sogar auf's Spiel setze, so geschicht's allein um Deinetwillen, Dorothea, auf Deine und auf keines andern Bitte; von Dir, von Dir allein nur erwart' ich, verlang ich denn auch meinen Lohn! Sprich es aus, das Wort, doch nicht mit Doppelsinn, wie bisher, denn hier will ich damit mich nicht äffen lassen, sondern offen, deutlich; sprich, Du wollest morgen mein Weib werden, und in dem Augenblick erklimme ich den Felsen und thue — was gethan werden soll.“ Es währte einige Augenblicke, ehe Dorothea antwortete; als es aber geschah, klang ihre Stimme so leise und zitternd, daß ich nicht ein einziges Wort erhaschen konnte. „Sie willigt ein!“ rief ihre Begleiterin; „hinauf denn, wenn Ihr ein Mann seyd!“ — „Ich habe es nicht gehört,“ bemerkte Rusen mürrisch und argwöhnisch zögernd. „Und ich sag' Euch, sie hat Ja gesagt, ich kann's bezeugen.“ Ich hörte nun, wie ein lebhafter Verkehr zwischen den Sprechenden entstand, konnte aber, da der Schein der Leuchte plötzlich verschwand, nicht sehen, welcher Art. Meine Gefühle hatten sich inzwischen auf fieberische Höhe gesteigert. Jeder seltsame Zug in Dorotheens bisherigem Benehmen war nun erklärt; ihre Liebe, ihre Hoffnung, ihre irdische Seligkeit — Alles brachte sie mit blinder, und doch so schöner, frommer Schwärmerei auf dem Altare des Vaterlandes dar. Und hier war nun der Opferherd ihres politischen Aberglaubens, und jezt der Augenblick des Opfers da!

(Der Beschluß folgt.)

Bilder vom kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Wir waren selbst bei einem solchen Feste gegenwärtig. Es war etwa zehn Uhr Abends, als ich mit meiner Frau im Hause des Bräutigams ankam; auf dem erhellten, schön gepflasterten Hofplatze waren unter einigen Fruchtbäumen die Diener mit dem Abendmahle beschäftigt. Wir stiegen zur Seite eine steinerne Treppe hinan und kamen bei den Männern, den bejahrten, vorbei, die ebenfalls mit ihrer Abendmahlzeit auf Teppichen beschäftigt waren. Meine Frau ging in das Gemach der Frauen; ich mußte aber eine enge Wendeltreppe hinan, die mich ganz oben in ein kleines Stübchen führte, wo mich der Wirth sehr artig empfing und mich zum Sitzen nöthigte; neben mir saßen zwei russische Offi-

ziere, ein Grusier und ein Tatar, auch ein armenischer Dolmetscher war zugegen. Nächstdem befand sich die Musik in diesem Zimmer, das heißt zwei Musikanten, deren einer die türkische Trommel schlug, der andere dagegen eine Flöte blies. Jener sprang wie ein Bajazzo mit seiner Trommel umher, bekam mitunter einen Stoß mit dem Fuße von dem Perser, der mit uns im Zimmer war, und machte dazu allerlei läppische Gebärden zur Belustigung der anwesenden Hochzeitgäste. Hierauf führte man mich in das Bräutigamszimmer, das sehr galant und schön geschmückt war; hier lagen schöne, reiche Teppiche auf dem Boden, und sammtene Ruhekissen an den Seiten des kleinen, niedrigen Zimmers; die Fenstervorhänge waren alle von türkischen Shawls und stark mit Gold bordirt; ähnliche, reich mit Gold gewirkte Decken verbargen in Nischen an den Wänden schöne Kisten; außerdem zierten das Zimmer eine Menge Spiegel und oben auf einem Brett an den Wänden befanden sich die mannichfaltigsten Gefäße von Fayence. Hier saß der schön geschmückte Bräutigam von etwa neunzehn Jahren; sein Kaftan strozte von Gold und Silber, die andern Gewänder unter ihm waren von den schönsten Seidenzeugen; er saß in Gegenwart des Vaters ganz still und in Gedanken versunken. Nur vom Vater aufgefordert, darf er sprechen, was überhaupt sehr selten geschieht. Mir antwortete er gar nicht, weil er in Gegenwart des Vaters nicht zu sprechen wagte. Kaum war dieser aber hinausgegangen, gleich nahm er ein freundliches Gesicht an, unterhielt sich heiter und lustig mit zwei seiner Freunde, und zündete seine Pfeife an, die er aber gleich wieder weglegte, als der Vater zurückkehrte, in dessen Gegenwart er überhaupt heute nichts genießen durfte. Man brachte uns das Abendessen; meine Frau wurde dazu mit eingeladen, weil die tatarischen Frauen nichts zu essen bekommen. Wir sind bei uns an solchen Tagen immer auf einen reichen Tisch gefaßt; hier bestand aber das ganze hochzeitliche Abendessen aus einem einzigen Gerichte, dem Ploff der Perser, d. h. aus abgekochtem Reiße mit Hammelfleisch, das in Stücke geschnitten auf ihn gelegt wird. Buttersauce stand in einer Schale nebenbei. Die andern Gäste aßen mit den Fingern, nach persischer Art, aber wir erhielten kleine hölzerne Löffel. Nach dem Essen bekam ein jeder aus einer Theetasse donischen Wein zu trinken. Nach dem Essen ging meine Frau wieder zu den tatarischen Frauen und sah ihren Tänzen zu. Zuerst traten zwei Mädchen vor und machten verschiedene Gebärden; doch bewegten sie die Füße wenig, desto mehr aber Arme und Kopf, wobei sie denn oft sehr zierliche, einnehmende Stellungen annahmen; Tanz war es also eigentlich nicht, sondern mehr Pantomimenspiel. Dazu schlug man die einförmig tönende türkische Trommel. Nachher wurde der Tanz allgemeiner, und es traten immer neue Frauen auf, um ihre Kunst im Tanzen zu zeigen.

Jezt waren viele Männer nach der Braut gegangen, denn sie befand sich noch immer im elterlichen Hause; man wählt die dunkelste Stunde der Mitternacht, damit sie von keinem gesehen werde, obgleich sie überdies dicht verschleiert ist. Zwei alte Freundinnen begleiten sie aus ihrem Hause. Sobald sie dem Hause des Bräutigams naht, verschwindet er aus der Gesellschaft und zieht sich in ein einsames Zimmer zurück, wo er späterhin die Braut empfängt. Erst wird sie in das Brautgemach geführt, wo ihr eine Menge Frauen entgegenkommen, und das eben so kostbar geschmückt ist, als das Bräutigamszimmer. Die Frauen umringen sie in diesem kleinen Gemach, aber die höchstens 15jährige, schlank gewachsene Braut, mit einem langen Schleier von oben bis unten dicht verhüllt, bleibt unbeweglich an der Wand stehen. Sie war sehr reich geschmückt, ihr Schleier, so wie alle ihre Gewänder, selbst das Hemde, von dem feinsten Seidenzeuge, mit Gold gewirkt; auf der Stirn hielt eine silberne Schnalle den Schleier zusammen, auf der Brust hatte sie viele Diamanten und Edelsteine. Man nahm ihr darauf alle ihre kostbaren Gewänder ab und hing diese auf; dabei hütete man sich aber sehr, das Gesicht der Braut den andern Frauen zu zeigen. Heute Abend bekommt sie nach dem Auskleiden nur der Bräutigam zu sehen; sie wird alsdann drei Tage lang mit ihm verschlossen, so daß sie immer allein bleiben und man ihnen nur Essen ins Zimmer bringt. Den dritten Tag findet die lezte Feierlichkeit, das Entschleiern der Braut, statt.

Es versammeln sich dazu eine Menge Frauen, so viel die Braut nur Bekannte in der Stadt hat, und kommen vor eilf Uhr ins Haus des jungen Ehepaars. Die junge Braut sizt verschleiert; sobald aber eine Frau ins Zimmer tritt, erhebt sie sich von ihrem Sitze und entschleiert sich; doch gleich nöthigt sie die hineintretende Frau, sich niederzulassen, und verschleiert sich auf's Neue, bis eine zweite kommt. Der Vater des Bräutigams bekommt die junge Frau erst nach längerer Zeit zu sehen, und zwar dann, wenn er sie mit dem Sohne zu sich ladet, um sie zu bewirthen; dabei darf die junge Frau aber nur mit ja und nein antworten, nur gefragt, nie selbst fragen. Alles dies rührt von der Eifersucht her, die hier sehr groß ist; ja selbst Jahre lang dauert das zurückhaltende Benehmen zwischen ihr und dem Schwiegervater; seine Befehle muß sie indessen erfüllen, ohne ein Wort zu sagen. Erst später, wenn ihr Vater beide zu sich ladet, um sie zu bewirthen, bittet die Schwiegermutter den Sohn, die Toch-

ter nicht zu streng zu halten; denn er hat völlige Macht über sie.

Die Derbendschen Tataren sind mit der russischen Regierung sehr zufrieden; sie haben jährlich nur sechs Silberrubel Abgaben für die männliche Seele zu zahlen, und erhalten alsdann einen Paß, mit dem sie überall frei leben können; zu den Zeiten ihres Chans *) lebten sie viel gedrückter; außer ihren bestimmten jährlichen Abgaben waren sie nicht sicher, daß der Chan ihnen nicht ihr ganzes Vermögen nahm, wenn er es bedurfte. Gegen Russen sind die Tataren überhaupt sehr artig und gefällig; selbst diejenigen, welche mir in meinem Convoi dienten, boten mir, wo sie konnten, Früchte oder kaltes Quellwasser zur Erfrischung an. Doch machten sie vor etwa sechs Jahren einen Aufruhr, da sie sahen, daß die Tschetschenzen und Lesghinen einzelne russische Festungen überfallen hatten; allein sie wurden bald wieder zur Ruhe gebracht. Da dies Volk, so wie überhaupt die Bergvölker des ganzen Kaukasus, außerordentlich wankelmüthig ist, so muß man fürchten, daß sich ähnliche Auftritte leicht erneuern könnten; daher erhielt der Kommandant so eben die strengsten Befehle, bei dem gegenwärtigen Aufruhr der Tschetschenzen die größte Ruhe in der Stadt und der Umgegend zu erhalten, und die ausgestellten Wachen bekamen von ihm die schärfste Orde, überall auf ihrer Hut zu seyn.

*) Feth Ali Chans Söhne, Achmet Chan und Hassan Chan, waren die lezten Herrscher von Derbend. Der lezte Chan floh, als Subboff Derbend erobert, nach dem Nordgebirge, wo er sich mit den Lesghinen verband und Straßenraub trieb.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Die Cholera.

Die Cholera tritt hier, physiologisch betrachtet, völlig auf, wie in Rußland, wie in den österreichischen und preußischen Staaten; daß sie aber bis jezt sogar in einem Focus, wie London, der ihr die reichste Beute bietet, bescheiden, fast schüchtern aufgetreten, ist nicht nur an sich für die Geschichte der Krankheit interessant, sondern auch für jeden hier Lebenden vom größten Belang. Indessen steigt die Krankheit seit einigen Tagen beträchtlich, und bedenkt man, daß in den slavischen Ländern, die uns, wenn es sich vom wahrscheinlichen Gange der Seuche in London handelt, doch zunächst vor Augen schweben müssen, die dünngesäete Bevölkerung und die geringe Wirksamkeit oder die Unterdrückung der Presse das Erscheinen der Cholera in der ersten Zeit, und wochenlang, nicht bekannt werden ließ, während hier vom ersten Augenblick an nichts Verdächtiges verborgen bleiben konnte, so ist allerdings immer noch zu fürchten, daß London wenigstens das Loos von Moskau, Petersburg, Berlin, Wien theilen möchte. Von Seiten der Heilkunde sind wir hier sicher schlechter berathen, als in sehr vielen Ländern von Europa, und auch an der Revolution, welche die Cholera in der Medizin hervorbringen wird und muß, möchten wohl unsere Aerzte in Zukunft am wenigsten Theil nehmen, da ihnen das mächtige Hülfsmittel der täglichen Leichenöffnungen fehlt. Aber nicht nur physiologisch ist die hiesige Cholera dieselbe wie anderswo; es treten auch dieselben moralischen Erscheinungen in ihrem Gefolge auf. Die medizinische Gesellschaft von Westminster hielt lezten Samstag eine Versammlung; aber in diesem Chaos von widersprechenden Meinungen und Ansichten tauchte nicht Ein Gedanke auf, der Erwähnung verdiente. Am Freitag begab sich ein spaßhafter Vorfall. Einer Magd wurde in der Straße übel; im Augenblick war sie von nicht mehr denn zehn Söhnen Aeskulaps umringt, welche aus Einem Munde den Ausspruch thaten, es sey ein schwerer Cholerafall. Schnell wurde eine Kutsche herbeigebracht, und zwei ärztliche Gentlemen begleiteten die Kranke in das Hospital. Doch bevor sie hinkamen, hatte sich das Uebel entschieden: die Kranke genaß von einem gesunden Knaben. Am Sonntag fiel ein falscher Lärm anderer Art vor: während der Frühpredigt in der neuen Kirche zu Mary-le-bone ward die Versammlung durch einen Menschen, der plözlich ein fürchterliches Geschrei ausstieß und unter Krämpfen auf den Boden niederstürzte, auf's Gräßlichste erschreckt. Der hochwürdige Rektor, Dr. Spry, der eben die Predigt ablas, brach plözlich ab, als es hieß, der Mann habe die Cholera. Alsbald entstand ein furchtbares Drängen nach den Thüren, wobei zwei bis drei Personen verlezt wurden, ein Weib, mit einem Kinde auf dem Arme, so schwer, daß sie nach Hause gebracht werden mußte. Der Mann war, wie sich auswies, Zufällen der Art schon seit Jahren unterworfen. Sehr häufig kommen in England ähnliche Erscheinungen vor wie in Rußland und Gallizien; das Volk bildet sich gewöhnlich ein, die Kranken seyen als Opfer ärztlicher Experimente gefallen, und gegen die in jenen Ländern ausgeheckten Hirngespinnste ist dieser Glauben allerdings höchst vernünftig zu nennen. So läßt sich z. B. in Glasgow in manchen Stadttheilen kein ärztliches Individuum blicken aus Furcht vor Mißhandlung. Auf den Dörfern in der Umgegend sind die von der Gesundheitskommission zu Beerdigung der Choleraleichen besoldeten Personen auf's Rohste angegriffen worden. Am Montag wurden zu North Woodside diese Leute bei Ausübung ihres Amtes gröblich mißhandelt. Eine Frau war an der Cholera gestorben; auf Aufforderung des Mannes selbst begaben sich die Choleraleichenträger nebst einer Person, welche die Räucherung des Hauses vornehmen sollte, dahin; kaum waren sie da, so wurden sie von einer Masse Volks unter den furchtbarsten Verwünschungen mit Steinwürfen angefallen, und mußten nach mehreren fruchtlosen Versuchen, ihr Amt zu verrichten, wobei Alle mehr oder weniger verlezt wurden, davon abstehen. Noch ein andermal wurde in Glasgow bei Gelegenheit des Fortschaffens von zwei Choleraleichen die Ruhe bedeutend gestört. In Glasgow — hier habe ich noch von nichts der Art gehört — unterzog sich auch ein Arzt einem Versuche, wie deren auf dem Festlande manche angestellt worden sind; er legte sich zwei Stunden lang in das Bette, in dem so eben ein Cholerakranker gestorben war, und blieb gesund.

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. März 1832.

Die Gottheit wollen sie zumeist
Abspiegeln blos im eignen Geist,
Und haben gottbesessen
Die Menschlichkeit vergessen.

Rückert.

Bilder vom kaspischen Meer.

Das ewige Feuer von Baku.

Nordwärts von der Stadt Baku am kaspischen Meer, etwa zwölf Werste von ihr, befindet sich auf der Abscheronschen Halbinsel das berühmte ewige Feuer, 1½ Werst von den weißen Naphthagruben zwischen den Dörfern Ssarachani und Emir Hadshan. An diesem Feuer lebt eine Kolonie indischer Feuerarbeiter. Wir fuhren Abends hin. Schon eine weite Strecke vorher, ehe man zu dem ewigen Feuer gelangt, bemerkt man es aus der Ferne, — ein seltenes Schauspiel der Nacht! Man unterscheidet vier Hauptflammen in der Dunkelheit, und je näher man kommt, desto mehr kleinere Flämmchen sieht man aus der Erde flimmern. Die vier Flammen steigen hoch in die Luft und erhellen die ganze nächtliche Gegend, die öde und verlassen da liegt. Endlich unterscheidet man die hohe weiße Steinmauer und vier über sie emporragende Röhren, aus denen jene großen Flammen hervorbrechen. Man glaubt in der Nähe eines Feenschlosses zu seyn.

Wir näherten uns dem Portal und traten nun — ein blendender Anblick! — in einen stark erhellten, geräumigen Hof, in dessen Mitte sich eine viereckige Halle mit vier Röhrenpfeilern erhebt, aus denen die großen Flammen hervorbrechen. Dadurch entsteht ein Feuer, das den Ankommenden eben so sehr überrascht als blendet. Ringsher bemerkt man an den innern Wänden der Mauer die Zellen der Indier, deren einer uns gleich beim Eintritt empfing. Fast nackt, nur mit einer Schürze und einem weißen Turban versehen, trat er aus seiner Zelle, langsamen Ganges, blieb dann wieder stehen, faltete seine Hände, ehrfurchtsvoll vor seinem Feuergotte sich verneigend, und wiederholte unaufhörlich in indischer Sprache diese Worte: Rahma erhalte den Herrscher Rußlands! — Rahma heißt in ihrer Sprache Gott. Jezt kamen noch andere fast nackte Indier aus ihren Zellen hervor; ihre braune Farbe, ihr verworrenes Haar, das bei mehrern ohne Turban unordentlich und lang herunterhing, und die Magerkeit ihres Körpers, der, lang und abgezehrt, nur Knochen zeigte, erregte in uns sonderbare Gefühle. Jener erste Indier nöthigte uns in seine Zelle; wir fanden in ihr außer einem elenden Teppiche und ein Paar Wasserkrügen keine weitern Geräthe; vor seiner Zelle blühte aber ein schöner Rosenstrauch in üppiger Fülle. Von ihm gingen wir zu den übrigen Indiern, deren etwa zwölf hier seyn mochten (eben so viele leben in Baku); die Zellen der meisten waren klein und, wie jene, ohne alles Hausgeräth; in den meisten brannten mehrere Flammen, theils am Boden selbst, theils an der Spitze einer Kalkröhre, die im Boden stack und gleichsam als Kerze diente.

Bei einem ihrer Oberpriester, der einen engen, braunrothen, streifigseidenen Kaftan und eine rothe spitze Mütze trug, sahen wir mehrere ihrer Götzenbilder, kleine thierische metallene Figürchen, die im Winkel auf einem kleeinn Tische vor einem seidenen Vorhange standen; an-

dere halbmenschliche, fast kleinen Teufelchen gleichende Figuren waren mit greller rother Farbe an die Wand gemalt. Sie hatten zwar Kronen auf dem Kopfe, aber auch lange Schwänze und bließen in große Hörner. Auch hier brannten mehrere Flämmchen.

Eben als wir in ihre Zellen traten, bließen die Indier in Tritonmuscheln und zogen zugleich die Glocke in der Halle, als Zeichen, daß sie ihre Andacht halten wollten. Einige, wie der Oberpriester, brachten einen halben Bogen Papier hervor, auf den ein indisches Gebet geschrieben war, das sie ablasen und dabei unaufhörlich den Kopf bewegten. Nur beim Oberpriester versammeln sich mitunter einige andere Indier, um mit ihm ihre Götzen anzubeten; sonst verrichtet jeder das Gebet in seiner Zelle und kommt nie in die eines andern; man sagt sogar, sie leben unter einander in beständigem Zwiespalte, da einige Karten zu spielen anfingen, was die andern als unheilig verabscheuten, aber nicht hintertreiben konnten, weßhalb der stellvertretende Kommandant von Baku mehrere nach der Stadt genommen hatte, um so den Streit zu endigen. Was daran wahr ist, und welchen Ausgang es genommen hat, weiß ich nicht. Mir kamen die Indier als sehr stille, andächtige Menschen vor, die eher mit Nachsicht als großer Strenge behandelt werden müßten. Die meisten saßen an ihrem Feuer, schürten es und beobachteten dabei ein tiefes Stillschweigen, andere schlugen beide Hände über dem Kopf zusammen und sagten ihre Gebete her, indem sie ihn beständig bewegten. In ihrer Andacht lassen sie sich von Niemand stören; daher konnten wir ungehindert die Zelle eines jeden ansehen, ohne daß er seine Gebete unterbrach.

Die Indier sehen das Feuer als etwas Heiliges oder als die Gottheit selbst an, denn auf meine Frage, ob Feuer und Gott verschieden sey, sagten sie, es sey beides gleich; Feuer nannten sie bald mit dem arabischen Worte Nur, bald auch Agban*), wie es persisch heißt; beides sey Rabma (die Gottheit.) Da mir ein guter Dolmetscher fehlte, so konnte ich nicht bestimmt erfahren, ob sie das Feuer selbst für göttlich halten oder nicht; einer schien mir nur den Ort, wo das Feuer brennt, und den sie Atesch-gah, d. h. Feuer-ort nennen, als heilig zu bezeichnen; in ihren heiligen Büchern sey ihnen gerade dieß Atesch-gah bei Baku angezeigt, als ein Ort, wohin sie wallfahrten müßten, um Gott anzubeten. Doch glauben sie nicht, daß Gott gerade hier vorzüglich wohne, denn er wohne überall; auch wissen sie nicht, welche Gestalt Gott habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Agban hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem russischen Wort agon'; vielleicht stammt es auch aus dem Sanscrit, der allerältesten Sprache, die für alle übrigen einzelne Worte hergegeben hat.

Das Signal.

(Beschluß.)

Aller Vorsicht vergessend, im Drange, zwischen sie und ihr Verhängniß — ich wußte nicht, wie? — zu treten, stürzte ich um die Felsenecke. Eben wollte ihr Name meinen Lippen entschlüpfen, während ich vergebens die Hand nach ihr ausstreckte, da fühlte ich die meinige von Jemand in der Dunkelheit ergriffen. Es war Dorothea selbst. „Vergebt mir!“ sprach sie rasch, aber deutlich, „in solchen Augenblicken ist nur Euer Geschlecht eines ruhigen und festen Entschlusses fähig. Ich darf, ich kann nicht zögern, nicht schwanken! In einer Zeit, wie diese, gilt mir Liebe und Haß gleich. Der erste Mann, der die Zinnen des Salurner Schlosses erreicht, ist Dorotheas Gatte! Hinauf denn!“ Ich blickte unwillkührlich aufwärts und sah die Leuchte, einem Sterne gleich, weit über unsern Häuptern schimmern. „Es gilt!“ flüsterte ich, drückte ihr die Hand und lief die Treppe hinan. Die nur roh in den Felsen gehauenen Stufen waren abschüssig und uneben; allein es war, als finde ich instinktmäßig, dem Nachtwandler gleich, jedesmal die bequemste Stelle zum Setzen des Fußes, und so stieg ich rasch immer aufwärts. Ich kam dem Licht näher und fühlte meine Kräfte wie verdoppelt durch das Tygerähnliche in unserer Natur, das sich im Menschen rührt, wenn er den Todfeind in seinem Bereiche weiß. Der Weg wurde indessen immer schwieriger; jede Spur von Stufen verschwand allmählich, und ich mußte, wie ich vermuthete, in der Hast vom rechten Weg abgekommen seyn. Ich hielt dieß indessen eher für ein Glück; denn wäre auf keinem andern Wege als auf der Treppe hinaufzugelangen gewesen, so hätte der Kampf — und daß es zu einem Kampf kommen mußte, dessen war ich gewiß — auf der freien Treppe ausgekämpft werden müssen. Ich suchte deßhalb meinen Feind zu umgehen und die Höhe vor ihm zu erreichen, und sezte nun meinen Weg langsamer und vorsichtiger fort. Als ich dem Licht nahe genug kam, um die Gestalt des Italieners deutlich sehen und einen Ueberblick der Oertlichkeit um ihn her gewinnen zu können, fand ich, daß er auf einem platten Felsstück stand, das früher einen Treppenabsatz gebildet zu haben schien. Er war eben beschäftigt, eine mit Sand und Moos verstopfte Vertiefung in dem Gestein mit seinem Messer zu säubern. Es war dieß offenbar eine Stelle, die dazu diente, den Fuß einzusetzen, denn eine ganz kurze Strecke weiter oben fing die Treppe wieder regelmäßiger an, als je zuvor, und zog sich dann aufwärts, bis sie sich im Nachtdunkel verlor. Der Fels erschien wirklich als der einzige Punkt, über den man weiter hinauf kommen konnte. Rings umher fiel das Gestein so steil ab, daß hier, ehe die Erfindung des Schießpulvers die Kriegskunst veränderte, ein einziger Mann das Schloß gegen Hunderte vertheidigen konnte. Rufen

war jetzt mit seiner Arbeit fertig und eben im Begriff, den Fuß in die Lücke zu setzen, von wo aus ihn ein leichter Schwung auf die Treppe gebracht hätte, da — ich fühlte mein Blut zurücktreten — sprang ich im selben Augenblick auf den Felsenabsatz und faßte ihn bei der Kehle. „Jesus Maria!“ schrie er, und ich fühlte, wie seine Finger krampfhaft nach mir griffen. „Ist's Zeit?“ — „Ja, es ist Zeit!“ rief ich, und als das Licht der Laterne ihm meine Züge zeigte, konnte ich einen Blitz, in dem sich Freude und Schreck mischten, über sein dunkles Antlitz zucken sehen. „Im Namen des Königs verhafte ich Dich als einen Hochverräther,“ fuhr ich fort; „willst Du Dich ergeben?“ — „Ja! da nimm Deinen Lohn!“ grinste er höhnisch und seine Hand umkrallte mich, wie die des Todes. „Ich verhafte Dich als einen vorsetzlichen Mörder! Ergiebst Du Dich?“ — „Nein!“ — „Hinab denn mit Dir — zuerst zur Erde und dann zur Hölle!“ und mit der äußersten Kraftanstrengung zog ich ihn an den Abgrund, während ich mich mit der einen Hand fest am Felsen hielt, um nicht von meinem Opfer hinabgerissen zu werden. Er wich der Kraft, der er wohl zu keiner Zeit zu widerstehen vermocht hätte, aber im Nu hatte die listige Schlange seine Arme um meine Beine gewunden und mich mit sich an den Rand des Felsen hinabgezerrt. Meine Lage war nun sehr gefährlich. Der Sieg war freilich nicht schwer, allein nur im Verein mit dem Tod; auch schien es, nach den wüthenden Anstrengungen meines Feindes, als wolle er gern sterben, wenn es nur mit mir geschehe. Immer näher kamen wir im Ringen dem Rande des Abgrunds, er war erreicht — wir stürzten, da fühlte ich mich von hinten gehalten, riß mich mit aller Kraft von den umklammernden Händen meines Feindes los, und mit einem entsetzlichen Schrei stürzte er in die Tiefe. Die Vorsehung hatte wunderbar gewaltet: mein starker Uniformsrock hatte sich nämlich an einer Felsenzacke verfangen und ich hing nun eine Zeitlang betäubt über dem Absturz.

Bald raffte ich mich jedoch auf, eilte hinunter und fand die beiden Frauen in tödtlicher Verwirrung über den verstümmelten Leichnam Rufens hingebeugt, an dessen Brust die Laterne, zwar erloschen, aber sonst unversehrt festhing. „Dorothea!“ rief ich. — „Sie hier!“ erwiederte sie. „Barmherziger Gott, ist es ein Traum?“ — „Ja, ein Traum, den wir Alle vergessen müssen. Fort, fort! Sie wenigstens dürfen nichts mit Schuld und Tod zu thun haben.“ Ohne etwas zu erwiedern, kniete sie nieder und machte die Laterne von dem Todten los. „Lassen Sie mich, lassen Sie mich!“ rief sie in der höchsten Aufregung, „mich ruft eine heilige Pflicht. Da Rufen es nicht mehr kann, so will ich selbst das Wagniß unternehmen.“ — „So spricht der Wahnsinn. Sie sind jetzt nicht im Stande, zu handeln, ja nur zu denken, und ich will und muß mich Ihrer annehmen. Kommen Sie, lassen Sie uns diesen verfluchten Ort schnell verlassen, denn auch mich ruft eine Pflicht.“ — „Welche?“ fiel sie rasch ein; „etwa eine Weiberverschwörung anzuzeigen und die Dorothea, die Sie zu lieben vorgaben, auf das Blutgerüst zu bringen?“ — „Nein, beim Himmel, nein! Nicht ein Wort, nicht ein Blick —“ — „Es gibt aber noch mehr Zeugen. Im Schlosse oben ist ein — ein Papier, das ich zu Asche verbrennen muß, ehe ich wieder ruhig schlafen kann.“ — „Das will ich thun. Schaffen Sie Licht.“ — „Sie? nein — nein!“ — „Die Zeit drängt; schaffen Sie Licht, wenn Sie können, Dorothea, ich bitte, bitte dringend!“ Sie rang die Hände und weinte. „Fürchten Sie etwa, ich möchte das Papier lesen und Ihre Mitschuldigen verrathen?“ — „Ja, das fürchte ich!“ versetzte sie schnell. — „Soll ich schwören?“ — „Nein! versprechen Sie es bei Ihrem Wort, bei Ihrer Ehre, bei Ihrer Liebe! Das Papier liegt auf einem kleinen Kästchen auf einer Steinplatte nahe bei dem obern Thurmfenster. Versprechen Sie, daß Sie es, ohne seine Aufschrift zu lesen, ohne es nur mit dem Finger zu berühren, mit der Laterne anzünden und zusehen wollen, bis beides, Kästchen und Papier, zu Asche verbrannt ist? Versprechen Sie mir dies?“ — „Ich verspreche es, so wahr mir Gott helfe!“ — Ich ergriff die Laterne, welche die Begleiterin indessen wieder angezündet hatte, und lief zum zweitenmale die Treppe hinan, erreichte die schwindelnde Höhe der Burg ohne Unfall und stieg die zerfallene Wendelstiege des Thurms hinauf. In dem obersten Gemach sah ich, wie Dorothea mir beschrieben, das verhängnißvolle Päckchen liegen, blickte aber, um die Aufschrift desselben nicht zu lesen, darüber weg nach dem Fenster und heftete meine Blicke auf das dunkle, von seinen noch dunklern Bergen umschlossene Thal unter mir. Ich konnte indessen das Päckchen nicht wohl mit der Flamme der Laterne zusammenbringen, ohne hinzusehen, und richtete deshalb meine Augen ein paar Sekunden lang auf die Steinplatte. Das Päckchen hatte keine Aufschrift. Da durchzuckte mich ein mir selbst unerklärlicher Schauder. Das Papier hatte inzwischen bereits Feuer gefangen; es sprühte wie Schießpulver auf und zugleich stieg, da sich das Feuer pfeilschnell dem Kästchen mitgetheilt hatte, eine stäte Flamme in die Höhe. Von Schrecken ergriffen, warf ich den Stein um; allein es war zu spät. Das Signal war gegeben. Von jedem Fels, von jedem Berggipfel flammten, wie Höllengeister, in dem Nachtdunkel helle Leuchtfeuer, einander antwortend, auf; Trommelwirbel, der Hörner gellender Kriegsruf, der Donner des Geschützes hallten weithin durch die Thäler. In der Nacht ging Südtyrol für Baiern verloren. Ich eilte den Felsen hinab, ich weiß nicht wie, riß mich wild aus Dorotheens haltenden Armen und stürzte wie ein Rasender nach dem Dorfe. Ich

kam eben noch dazu, um meine wackern Bursche von dem wüthenden Bauernvolk in Stücke hauen zu sehen. All überall wiederhallte der tobende Ruf: „'S ist Zeit — 's ist Zeit!" Von da an erinnere ich mich nichts mehr; ich fiel, von einer Kugel getroffen, und als ich aus dem Wundfieber zum Bewußtseyn kam, lag Tyrol wieder in den Armen seines geliebten Oesterreichs. — Dorothea war meine Pflegerin; bald nachher ward sie mein Weib.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Die italienische Oper.

Eine kurze Skizze der vornehmsten Erscheinungen, welche diesen Winter in der italienischen Oper, deren Saison nun bald zu Ende geht, an den hiesigen Dilettanten vorübergegangen sind, wird wohl Ihren Lesern, als Intermezzo des Pariser politischen Dramas, dem Alle, mitunter wohl nachgerade ein wenig gähnend zuschauen, nicht unwillkommen seyn, und ich denke dabei das ganze interessante Institut im Allgemeinen zu charakterisiren.

Man weiß, daß die Italiener, oder „les bouffes," wie sie noch von Ghérardi her heißen, in dem Theater spielen, welches vom Boulevard, der place des italiens und den Straßen Marivaux und Favart eingeschlossen wird. Es kehrt seine Säulenfaçade dem unansehnlichen Platze zu und zeigt nach dem Boulevard hin nur Buden und Kaffeehäuser; denn sonst könnte man das Theater der vornehmen Welt zu den Boulevardstheatern zählen, und gegen solche Herabwürdigung muß man sich ernstlich verwahren, und kostete es selbst mehr als die Aufopferung einer schönen Façade. Vor Zeiten nistete die comédie à ariettes friedlich mit den welschen Strichvögeln unter diesem Dache, und selbst die feinen Konversationsstücke eines Marivaux, die nur das überstolze Théâtre français von seinem klassischen Repertoire verwies, zogen friedlich hierher, und die sogenannten feinen Leute, das Publikum von Geschmack und Welt fand in diesem Raume eine stets abwechselnde Unterhaltung. Doch nachdem durch Favarts Nachfolger aus der comédie à ariettes die komische Oper gebildet worden, die mehr Platz brauchte, und als das Théâtre français sich genöthigt sah, seine feierlichen Hallen auch der modernen Komödie zu öffnen und die graue, ewig feststehende Säulendekoration mit einem bürgerlichen Zimmer zu vertauschen, da verödete das italienische Theater und öffnete sich nun unter dem vornehmen Titel: Théâtre royal italien, wenn Künstler aus der Fremde Angriffe auf den Geschmackssinn und die Beutel der Pariser unternahmen. So widerhallten denn in neuerer Zeit diese Räume von den großartigen Tönen der Catalani, von den lieblichern der Sontag; hier erschütterten Mac-Ready und die Smithson ein Publikum, das sie verstand; hier endlich war es, wo das Talent der Schröder-Devrient und Haizingers den früher schon gemachten Versuch, eine deutsche Oper den Parisern vorzuführen, glänzend gelingen ließ. Diese vorübergehenden Erscheinungen hören aber mit dem Winter auf, und eine italienische Operngesellschaft nimmt dann bis zum Frühlinge das Haus in Besitz.

Wie glücklich ist ein Unternehmer der italienischen Oper in Paris gegen euch, ihr armen, gehudelten Theaterprinzipale Deutschlands! Was wird von euch nicht Alles verlangt! Kunstsinn, Kunstliebe, Kunsteifer und alles Gute, was sich nur mit Kunst zusammensetzen läßt; ferner: Berücksichtigung heimischer Talente, Befriedigung der Anforderungen der Menge und daneben des guten Geschmacks, Ballet, Oper, Tragödie, Komödie, Melodram, Pantomime, Posse, immer Neues für die Abonnenten, sammtne Kleider und bengalische Flammen ohne Rauch und Gestank, allgemein geschätzte Lieblinge und vor Allem sehr große Sängerinnen. Und was besitzt ihr in der Regel, um Alles das zu leisten? Wenig Einsicht, viel Eigensinn, große Achtung vor handwerksmäßigem Herkommen, Regisseurs, die nur hierüber zu wachen verstehen, und eine leere Kasse. Von dem Impressario der italienischen Oper in Paris werden nur zwei Dinge verlangt: Kehlen und ihre Ausbildung. Beides kann er nicht schaffen, sondern nur verschaffen, nämlich durch Geld, und das besitzt er. Es kommt daher nur darauf an, mit etwas Geschick und strotzender Börse den Sängermarkt Italiens zu bereisen oder bereisen zu lassen, und der Erfolg des Unternehmens ist gesichert; denn wenn von den zwanzig engagirten nur eine Kehle einschlägt, so macht diese einzige hier schon den Winter; und wenn von den gegebenen Opern keine anspricht und nur diese eine Kehle in einer Oper eine Nummer entzückend singt, so ist der einfältige Impressario glücklicher, als der geschickteste Dramaturg in Deutschland. Das Ganze kommt hier nur auf eine glückliche Konstellation an, und das Unternehmen muß gelingen. Nicht wie bei andern Theatern, wo die ungünstige Zeit das wieder raubt, was die günstige eintrug, wo Verbindlichkeiten gegen ältere Mitglieder stattfinden und den Einnahmen Schaden bringen, ist das Ganze hier nur auf wenige Monate berechnet, der glückliche Wurf wurzelt fest in der Tasche und kein schöner Sommer droht der Erndte des Winters Verderben; denn im Sommer vermiethet der Impressario und Eigenthümer des Privilegiums sein Theater bald einer deutschen Opern-, bald einer englischen Tragödengesellschaft auf deren eigene Gefahr, und kann ruhig die Leute in der Hitze bei Tortoni sitzen sehen, während in seinen kühlen Hallen nur müßige Controleurs und trübselige Fremde ganz verzweifelte Gesichter schneiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 66:
Das Auge.

Räthsel.

Du hast ein zartes Wesen
Zur Freundin Dir erkohren,
Sie ward in schöner Stunde
Von Wünschen Dir geboren,
Sie würden jezt gern Brieschen
An weit entlegnen Ort,
Sie würden gerne Täubchen
Und trügen ein Herz mit fort.

Stets hält dies zarte Wesen
Ein Bild dem Geiste vor,
Der streckt die Geistesarme
Nach diesem Bild empor;
Doch tritt einmal Dir freundlich
Das Bild ins Leben ein:
So stirbt die zarte Freundin,
Ihr Schwanenlied heißt: Mein!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. März 1832.

— So voll Phantasien
Ist Liebe, daß nur sie phantastisch ist.

Shakespeare.
Was ihr wollt.

Leben und Liebe auf dem Lande.

Von Julius Mosen.

1.

Da drüben.

Da drüben über'm Walde,
Da singt ein Vogel schön,
Da drüben an dem Bache
Seh' ich ein Rehlein geh'n,
Da drüben.

Und wo der Vogel singet,
Und wo das Rehlein geht,
Da drüben bei den Tannen
Der Liebsten Hütte steht,
Da drüben.

Möcht' mit dem Vogel singen,
Möcht' gehen mit dem Reh',
Bis ich nun stumm und lauschend
Durch's kleine Fenster seh' —
Da drüben.

2.

Laubesgeflüster.

Es grünet ein Nußbaum vor dem Haus,
Duftig,
Luftig
Breitet er blättrig die Aeste aus.

Viel liebliche Blüthen stehen dran,
Linde
Winde
Kommen, sie herzlich zu umfah'n.

Es flüstern je Zwei zu Zwei gepaart,
Neigend,
Beugend,
Heimlich und küßend die Häuptchen zart.

Sie flüstern von einem Mägdlein, das
Dächte,
Nächte,
Tagelang, wüßte, ach! selber nicht was?

Sie flüstern, wer mag verstehen so gar
Leise
Weise,
Flüstern von Bräut'gam und nächstem Jahr.

Das Mägdlein lauschet; es rauscht im Baum;
Sehnend,
Wähnend
Sinkt es lächelnd in Schlaf und Traum.

3.

Die Wasserfahrt.

Mit dem grünen kleinen Hute,
Mit der Pfauenfeder drauf,
Saß sie da vor mir im Kahne,
Sah so listig zu mir auf.

In den Händen beide Ruder,
Theilte kräftig sie die Fluth,
Daß ihr seidnes Mieder bebte,
In die Wangen stieg das Blut.

Und sie sang mit voller Stimme
Mir ein altes Wunderlied,
Wie den Knaben zu bethören,
Wär' die Nixe nimmer müd'.

Ruhig lauscht' ich solchen Worten,
Sah' sie an wohl unverwandt,
Bis sie lachend mit dem Kahne
Wieder stieß an's feste Land.

4.

Der Mond und sie.

Wie ist so ruhig, klar und rein
Ihr liebes Angesicht,
So wie im Lenz der Mondenschein
Ein träumerisches Licht!

Ich geh' im Dunkel nie allein,
Ihr liebes Bild geht mit,
Und selbst der Mond in hellem Schein
Hält mit mir Tritt und Schritt.

Doch geh' ich in mein Kämmerlein
Und drück' die Augen zu,
So schwindet zwar der Mondenschein,
Doch Liebchen, niemals du.

Bilder vom kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Offenbar meinen die Indier, die Gottheit habe keine Form, könne aber jede mögliche Form annehmen. Daher sieht man denn eine Menge Gestalten, unter denen sie die Gottheit denken. Ich will hier nur einiger erwähnen, die ich bei den hiesigen Indiern sah. So fand ich bei jenem Oberpriester, den sie sehr zu verehren schienen, und dessen Zelle am besten eingerichtet war, eine terrassenförmige bretterne Erhöhung, die mit rothem baumwollenem Zeuge bedeckt war; auf ihr stand oben in der Mitte ein kleiner messingener menschlicher Kopf, mit einer sehr spitzigen Mütze geschmückt; die feine Spitze ging in eine fast sonnenartige Ausbreitung über, deren Mitte ein großer Türkis einnahm. An der Wand, die mit einer fächerförmigen Ausbreitung von weißem Tafft bedeckt war, befanden sich vier viereckige Platten von Messing, mit menschenähnlichen Figuren, deren Köpfe aber meist cynocephalenähnlich waren, und deren Arme mehrfach getheilt erschienen. Von Thieren verehren sie vorzüglich die Kuh und den Hund; verhaßt sind ihnen dagegen Katzen, Mäuse, Frösche, Eidechsen, Schlangen, als Kinder des bösen Geistes. Vor jenem Kopfe von Messing lagen vorn am Rande vier rund geschliffene Kieselsteine von verschiedener Farbe. Alle diese Körper, selbst die Steine, nennen sie Rahma, also Gott. Vor seinem Ruhebette hatte der alte Oberpriester ein Brett mit allerlei großen und kleinen Gefässen von Messing, worin sie ihr heiliges Wasser bereiten und es dann am Schluß ihres Götzendienstes austrinken. Morgens und Abends, vor dem Anfange ihres Götzendienstes, begießen sich die Indier von Kopf bis zu Fuße mit Wasser, zünden dann mit einem brennenden Baumwollenlappen das Gas an, das aus mehreren Löchern im Winkel ihrer Zelle hervordringt, und nun beginnt jeder mit einem Male sein Gebet laut herzusagen.

Der Oberpriester trug Anfangs einen großen Shawl um den Kopf gebunden, wie ein tatarischer Mullah; nachher nahm er ihn ab, und man sah sein schwarzes Haar rings abgeschoren, aber oben auf dem Scheitel in einen Knaul zusammengewunden. Ueber seinem Leibrock hatte er noch einen breiten Kaftan oder tatarischen Chalat an. Andere gingen dagegen in ihren Zellen fast ganz nackt, einen gelben oder rothen Shawl als Mullahturban auf dem Kopf; andere trugen ihn ganz bloß; ihr schmutziges blondes Haar, das bei einigen nur hell gefärbt schien, war in mehrere weichselzopfähnliche Flechten verworren zusammengewickelt und hing ihnen lang an der Seite herab. Ihre Stirn war mit Safran bald gelb, bald roth angestrichen, und in den Ohren trugen sie ihre Amulete, die sie gleichfalls Rahma nennen. So hatte ein Indier unförmlich große und breite Hornreife oder Ringe in den Ohren; andern hing am Halse eine kleine, drei Viertel Zoll lange Pfeife von Holz an einer Schnur. Einer pfiff drauf und freute sich, laut auflachend, herzlich über den feinen Ton seines Götzen. Andere tragen als Abgott ovalrunde Holzstücke an einer Schnur um den Hals; sie sind in der Mitte durchbohrt und glänzen stark, da sie aus hartem, schwarzem Holze verfertigt sind.

Die Zellen der Indier sind von verschiedener Größe; jeder hat die seinige selbst errichtet; das Gebäude entstand auf diese Art allmählich, und ist also meist sehr unregelmäßig gebaut. Die Mauer, die die Zellen in sich schließt, ist sehr hoch und gut erhalten, da das Gebäude im Ganzen neu ist. Gmelin sah es noch nicht; doch ist wahrscheinlich, daß aus den damals stehenden einzelnen Gebäuden späterhin dieses größere, von einer Mauer umschlossene entstand. Mitten in ihrem Klostergebäude ist eine Grube von der Größe eines Quadratfadens und der Tiefe eines halben Fadens, über welche große Steine als Gewölbe gelegt sind. Diese Grube wird sehr rein gehalten. Wenn ein Indier stirbt, so legen sie den Körper des Abgeschiedenen aufs Gewölbe, begießen ihn mit Butter und halten eine Flamme in die Grube, um das Gas

derselben anzuzünden. Wenn der Körper ganz verbrannt ist, so sammeln sie aus der Grube alle Asche, die durch die Steine in sie hinein fiel, und streuen sie in die Luft, womit sich die Ceremonie endigt.

Manche Indier kommen als Pilger nur auf fünf, andere auf acht Jahre hieher und gehen, wenn sie für sich oder andere ihre Gebete am Feuerorte verrichtet haben, wiederum in ihr Vaterland zurück. Einige sind schon fünfzehn bis dreißig Jahre hier und werden wahrscheinlich ihren Tod daselbst abwarten. Sie leben armselig, genießen nie Fleischnahrung, nur Gemüse, das sie meist selbst bauen; zwei dürfen nie zusammen essen; daher hat jeder in seiner Zelle ein kleines kupfernes Gefäß, das er immer sehr rein hält. Ihr Essen bereiten sie in demselben Winkel ihrer Zelle, wo sie ihr Gebet verrichten, sogar auf demselben Feuer. Es unterstützt sie ein reicher Indier, Otumdschen genannt, der gegenwärtig den Ssallianschen Fischfang gepachtet hat, sonst aber meist in Astrachan lebt. Er schickt ihnen Mehl, Grütze, Reiß oder auch Geld, womit ein großer Theil des Gebäudes erneuert und ausgebaut ist. Sie beten für ihn, und er kommt alle Jahr ein Paarmal selbst an diesen Feuerort, um seine Andacht zu verrichten. Auch in Astrachan sollen sie einiges Geld liegen haben; dort verwahren diese Summen ihre Landsleute, an die aus Indien Sterbende oft Geld für diese armen Feueranbeter schicken, um für sie zu beten; auch Kaufleute zur See verheißen ihnen als Gelübde oft Geld, und kehren sie nach Astrachan zurück, so lösen sie es sogleich durchs Auszahlen der Summe; mitunter soll ihnen einer viele tausend Rubel geloben. Daher unterhalten auch die Indier in ihrem Ateschgah des Nachts eine große Flamme, die aus den Hauptröhren emporsteigt und den auf dem Meere segelnden als Pharus dient.

Es sind lauter Mönche, wie sie sich selbst nennen, oder Derwische, die mithin Zeitlebens unverheirathet bleiben; doch hat einer vor Kurzem eine Indierin geheirathet und lebt mit ihr in einer Zelle, worüber der alte Oberpriester sehr klagte. Der Mann war gegenwärtig auf einer Reise; er scheint auch eher Kaufmann zu seyn, als Mönch; daher meinte er vielleicht, seine Ehe gesetzlich rechtfertigen zu können. Nur dürfte er nicht hier im Mönchskloster mit der Frau wohnen. Ich wollte sie sehen, allein sie verhüllte sich in ihren Shawl so sehr, daß man kaum ihre kleine Gestalt unterscheiden konnte. Sie soll einen großen Ring — auch einen Abgott — in der Nase tragen.

Das ewige Feuer, das in den Zellen, im Hofe des Klostergebäudes und endlich außer demselben brennt, wird, wie man leicht vermuthen kann, durch ein brennbares Gas hervorgebracht und unterhalten. Es ist mithin keine Naphtha, wie fälschlich frühere Reisende annahmen, die hier brennt, sondern ein (vielleicht gekohltes) Wasserstoffgas, das, in der Tiefe ausgeschieden, durch die Spalten und Oeffnungen des kalkigten Bodens emporsteigt und bei Annäherung einer Flamme sich sogleich entzündet und unaufhörlich fortbrennt. Nie entzündet es sich von selbst oder bei Annäherung einer glühenden Kohle, selbst nicht, wenn diese vorher stark angeblasen wird; es muß nothwendig eine Flamme seyn, wodurch es zum Brennen gebracht wird; gewöhnlich nehmen die Indier einen Lappen alter Leinwand, denn außer ihrem Feuer kennen sie kein Licht, zünden ihn beim Feuer an, halten ihn über eine Spalte im Kalkboden, und augenblicklich brennt das Gas.

Dieses Gas ist geruchlos, wenn es aus dem Felsen hervordringt, zeigt keine fühlbare Wärme, erregt keine merklichen Beschwerden beim Einathmen, ist leichter als die atmosphärische Luft, denn es sammelt sich an der Decke des Zimmers an, und mischt sich nicht mit Wasser, wie etwa Schwefelwasserstoffgas, sondern kann unter Wasser aufgefangen werden. In einer Schweinsblase angesammelt, hält es sich nicht über ein paar Tage, weil es durch ihre Poren herausdringt; eben so kann es auch in gläsernen Flaschen nicht lange aufbewahrt werden, da sich ihm leicht atmosphärische Luft beimischt. Die Hitze, welche das Gas beim Anzünden liefert, ist sehr bedeutend, daher wird es von den Einwohnern häufig zum Kalkbrennen benuzt, wogegen es beim Hervordringen aus den Erdritzen durchaus keine höhere Temperatur als die das Gas umgebende atmosphärische Luft zeigt. Seine Flamme ist gelblichweiß, und beim Auslöschen derselben bemerkt man keine Rauchwolke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Entdeckung eines sehr alten Grabes.

Vor Kurzem hat man auf einem Felde bei Villeplaine, im Departement Aveiron, zwei menschliche Skelette entdeckt, ein männliches und ein weibliches. Am leztern waren die Schienbeine der ganzen Länge nach mit Ringen von rothem Kupfer, zwölf an der Zahl, bedeckt, die etwa einen Zoll in der Breite messen und sich in der Weite nach der verschiedenen Dicke des Beins richten. Der Ring, der den Knöchel bedeckte, mißt vier Zoll. Die Ringe sind dünn, unter einem sehr stumpfen Winkel der Länge nach ausgebogen; sie sind an der Seite offen und schließen am Beine blos durch die Elastizität des Metalls. Von Zierrath bemerkt man lediglich nichts daran, als hie und da, gruppenweise beisammen, Querlinien, die übrigens höchst roh gearbeitet sind und aussehen, als ob sie Kunstprodukte einer barbarischen Zeit oder wenigstens einer kaum aufkeimenden Kultur wären. An einem einzigen dieser Ringe sieht man Spuren von erhabener Arbeit; das Stück ist aber so verwittert und

überdies beim Ausgraben so verdorben worden, daß sich rein nichts mehr unterscheiden läßt. — Ein Dutzend kleinerer, ganz ähnlich gestalteter Ringe lag unordentlich bei den Gebeinen, die unter einem großen Steinhaufen auf einer Anhöhe mitten im Felde entdeckt wurden. Die beiden Gerippe lagen nicht eingegraben, ganz frei unter jenem Steinhaufen, in einem von großen Steinen gebildeten und mit Platten giebelförmig geschlossenen, kleinen Raume. Ihre Köpfe berührten sich beinahe, und ihre gegen Abend gerichteten Beine divergirten unter einem Winkel von etwa 45 Graden. Sie waren übrigens vollkommen gut erhalten; auf das Alter der Gebeine läßt sich aber daraus nichts schließen; denn man findet im Kalkboden dieser Gegend häufig völlig unversehrte, oft urkundlich sehr alte Menschenknochen. Die beiden Körper waren erwachsen und von gewöhnlicher Größe. Der Gruft nach, in der sie liegen, sind sie mit einander, und wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes gestorben. Wann lebten sie aber? welchem Volksstamm gehörten sie an? Die Gegenstände, die man bei ihnen gefunden hat, lassen an sehr ferne Zeit denken; denn der vorläufigen Untersuchung nach, scheinen die gefundenen Zierrathen mit dem, was man gewöhnlich in gallischen Grabhügeln findet, wenig gemein zu haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die italienische Oper. Die Pasta.

Der Saal der italienischen Oper ist freundlich dekorirt, bis auf den Vorhang, der, geschmacklos und steif, das Auge beleidigt. Die Beleuchtung ist glänzend. Sogenannter Pöbel, la populace, auch le bon peuple genannt, findet sich hier nie ein, weil der lezte Plaz drei Franken kostet und jene Volksklasse noch immer dem sonntäglichen Huhne Heinrichs des Vierten vergebens entgegensieht, mithin an die italienische Oper noch gar nicht denken kann.

Die Preise der Pläze sind hoch, müssen aber doch noch lange nicht hoch genug seyn, denn um das Haus recht drükkend voll zu machen, werden sie oft um das Dreifache erhöht. Dann kostet eine Loge zu 6 Personen 150 Franken, und dann sind die Leute erst recht zufrieden und schäzen sich glücklich, wenn man nur ihr Geld annimmt. Und was erkaufen sie für Freuden damit? Sie machen zeitiger als gewöhnlich eine lange und beschwerliche Toilette; das kühne Genie eines Friseurs wagt Versuche, die ihre Köpfe an jedem andern Orte der Welt dem Gelächter Preis geben würden. So sezen sie sich, als Sappho, Bacchantin oder Schäferin koiffirt, in ihre Wagen und fahren auf den von der Polizei vorgeschriebenen Pfaden nach dem Kunsttempel. Am untern Ende der Rue St. Anne, eine Tagereise von dem Quell des Vergnügens, wird ihr Kutscher genöthigt, sich der Wagenreihe anzuschließen, die langsam der Rue de Marivaux zurückt, um die Herrschaften an's ersehnte Ziel zu bringen. Diese Annäherung kann bei besondern Veranlassungen zwei bis drei Stunden dauern, und der erste Akt fast beendigt seyn, bis der lezte Wagen vorfährt. Von der andern Seite rückt nun die Queue der bescheidenen Parterregänger zu Fuße an die Kontrolle und gelangt, gestoßen und gequetscht, in das Allerheiligste.

Nun ist der Raum gefüllt; die Gallerien strotzen von schöner Welt. Wer hat aber Sinn dafür? Im Parterre sizen und stehen, dicht aneinander gedrängt, die Dilettanti, die nur gekommen sind, zu hören, zu wägen, zu richten; die Unbestechlichen, die Reinen, die genau wissen, wie die Pasta diese Stelle verzierte, und was die Sontag hier anbrachte, was die Malibran dort veränderte. Sie haben Alles das zu Buch gebracht, sie stehen da und wägen es ab auf der Goldwage einer angemaßten Kennerschaft. Sie freuen sich wie die Kinder, wenn der Künstler ihnen einen neuen Schnörkel vormacht, und werden mürrisch, wenn er ihnen einen alten, herkömmlichen verweigert, ohne ihnen dafür Ersaz zu bieten. Sie begleiten ganze Musikstücke mit taktwidrigem Kopfnicken, nur um ihre fortwährende, sich steigernde Mißbilligung zu zeigen. Es ist die kleinlichste Kunstrichterei, die man sehen kann, und wehe der armen Fremden, die, im höchsten Grade geschmückt, erschienen ist, dieser Rigoristen Blicke von der Bühne zu den Logen zu ziehen; es wird ihr nie gelingen; denn richten sie ihre Köpfe in die Höhe, so geschieht es, um im Gedächtnisse nachzublättern und sich auf irgend ein Läufschen trillernd zu besinnen. In einem deutschen Komödienhause kann ein auffallender Kopfpuz mehr die Aufmerksamkeit stören, als hier ganze Reihen der auffallendsten und glänzendsten. Hier wird nur ein Sinn in Anspruch genommen: das Gehör.

Die Kräfte, welche die Herrn Robert und Severini, zu denen sich noch il dolce cigno di Pesaro gesellt hatte, als Direktoren der Oper vereinigten, schienen allerdings die allgemeine Aufmerksamkeit mit Recht auf dieses Institut hinzulenken. Außer der Pasta und Malibran, Sternen erster Größe, hatte Italien noch die Caradori und Tadolini geliefert, und die Schröder-Devrient hatte die Bahn der sichern Lorbeeren verlassen, um, im Gefühle ihrer Kraft, einen gewagten Wettkampf zu bestehen. Neben diesen Namen nannte man Rubini und Lablache, die bedeutendsten Künstler Italiens, und mehrere andere. Doch gleich im Anfange der Saison verließ uns die Pasta, um nach Italien zurückzukehren. Man mußte sich sputen, wollte man noch ihres Gesanges sich erfreuen. Sie sang noch mehreremale und war dann plözlich verschwunden. Im nächsten Jahre wird sie die Bühne gänzlich verlassen und in ihrem Vaterlande von den ersungenen Millionen leben. Hier erhielt sie für den Abend 1000 Franken.

Die Pasta, die große Judith Pasta, ist eine Frau von mittlerer Größe, hoch in den Vierzigen, mit männlichen Gesichtszügen und einem Gange, den man in Deutschland unbedingt watschelnd nennen würde. Sie wirft die Perlen ihres Gesanges so recht eigentlich vor das Publikum, welches sie dankbar aufliest. Sie tändelt mit ihrer Kehle, mit den Noten, mit dem Auditorium. Mit lächelnder Miene beginnt sie den Gesang, die Schwierigkeiten häufen sich, und sie wird immer freundlicher, sie tritt ganz vor an die Lampen und wirft den Kopf leicht in den Nacken, dann neigt sie ihn bald auf die eine, bald auf die andere Seite, jezt ein Ausstrecken der rechten Hand, mit hinuntergebogenen Fingerspizen, nach dem Parterre hin — eine Art von Huldigung — zugleich ein bedeutendes Hinaufziehen der markirten Augbraunen, und ihre Piece ist geendet. Donnernder Applaus erfolgt, und die Pasta wackelt mit vieler Nonchalance in den Hintergrund, als gälte ihr der Beifall gar nicht, und geht nur lächelnd wieder vor, wenn er zu anhaltend ist, oder sie wieder zu singen anfangen muß.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. März 1832.

— Seltsam,
Daß unser Blut, nach Farbe, Schwere, Wärme
Aus Einem Guß, eins ist allüberall,
Und doch so mächt'ge Sonderungen heischt.

Shakespeare.
Ende gut, Alles gut.

Die vier Stockwerke.

Die französische Dichterin Delphine Gay hat so eben einen Roman, le Lorgnon betitelt, herausgegeben, dessen Held, ein junger Duc, in der Lorgnette einen Talisman besizt, mittelst dessen er die Gedanken anderer lesen kann. Wir untersuchen hier den Werth dieser Erfindung nicht; ja wir erlauben den Lesern, den jungen Herrn, der mit der Lorgnette in den Herzen liest, ziemlich abgeschmackt zu finden, wenn ihnen nur die folgende Scene aus dem Roman, in welcher das Standesvorurtheil nach einer seiner vornehmsten Aeußerungen besprochen wird, im Uebrigen unterhaltend dünkt.

* * *

Längst schon drang der Duc de Lorville in seinen Sohn, sich zu vermählen. Auch Edgar, dem die Welt, die er allzugenau kennen gelernt, keine Täuschung mehr bot, sehnte sich nach einem gleichgestimmten weiblichen Herzen und den süßen Freuden der Häuslichkeit. Mit diesem Plane beschäftigt, war er vor allen Dingen auf den Ankauf einer schicklichen Wohnung in Paris bedacht; die Frau, meinte er, werde sich dann schon finden. So begab er sich denn eines Morgens in die Rue du Bac, ein großes, stattliches Haus, dessen Eigenthümer er kannte, in Augenschein zu nehmen.

Es war eilf Uhr, als Lorville sich mit dem Hausbesitzer bei dem Bewohner des Erdgeschosses melden ließ. Die Familie befand sich beim Frühstück. Alles sprach zugleich und sehr laut, man schien sich zu zanken; plötzlich aber verstummten sämmtliche Stimmen, und der lebhaften Familienscene folgte die tiefste Stille. Edgar trat in den Salon, wo man ihn einen Augenblick zu verweilen bat. „Sie sehen" bemerkte der Hausherr, „diese Wohnung ist sehr bedeutend. Marquis de Chateaulancy, Pair von Frankreich, an den sie vermiethet ist, gab im verflossenen Jahre hier ganz herrliche Feste, zu denen über dreihundert Personen geladen waren; das Lokal faßte eine so zahlreiche Gesellschaft ganz bequem. Gegenwärtig aber schmollt der Marquis und gibt unter dem Vorwande, die glorreichen Tage haben ihn ruinirt, keine Soirées mehr. Seine Knaben hat er aus den Kollegien zurückgenommen und jezt hier untergebracht. Er ist ein Karlist; sehen Sie hier sein Journal." Die Gazette de France lag auf dem Tische. — „Dort auf der Konsole die Büste eines Kindes — so wahr ich lebe, der sogenannte Heinrich V.! Keck, sehr keck!"

Eben trat der Marquis ein, noch zornbleich, aber höflich, geschliffen, ein wahrer Weltmann, der sich zu bemeistern versteht. „Sie entschuldigen, meine Herrn —" — „Ich, im Gegentheile, Herr Marquis, habe um Entschuldigung zu bitten; ich fürchte, zu stören, aber Herr von Lorville wünscht das Haus zu kaufen; ich habe mir daher die Freiheit genommen — wir kommen vielleicht etwas zu früh?" — „Keineswegs!" erwiederte der Marquis, ohne den Hausbesitzer dabei anzusehen, und richtete an Lorville einige Worte im süßen Tone eines

Mannes aus der höhern Gesellschaft, der mit Seinesgleichen sich unterhält.

Man besichtigte nach einander alle Zimmer der sehr geräumigen Wohnung. Als sie durch das Schlafgemach der Marquise gingen, sahen sie diese an ihrem Schreibtisch mit dem Abschreiben eines vor ihr liegenden Briefconcepts beschäftigt. Rasch und unbemerkt lorgnirte Edgar die Dame und las in ihren Gedanken folgende Phrase, welche sie im Begriffe war niederzuschreiben: „Mein Gemahl und ich würden uns sehr geehrt fühlen, einen jungen Mann, wie Sie, Eidam nennen zu dürfen; allein frühere Verbindlichkeiten —" Da die Marquise eben aufstand, konnte Edgar nicht weiter lesen; in der Voraussetzung aber, daß jenes Schreiben mit dem Marquis zuvor berathen worden, lorgnirte er nun auch diesen. „Nein," dachte der Marquis, „nie wird meine Tochter die Gattin eines Parvenu. Zwar habe ich viel in der Revolution verloren; so lange ich aber lebe, soll mein Blut nicht verunreinigt werden!" Einen Augenblick darauf streifte eine junge Dame in Thränen durch den Salon. Lorville kannte nun alle Geheimnisse dieser Familie, zugleich aber auch die Unbequemlichkeiten der Wohnung; denn wäre sie zweckmäßig eingerichtet gewesen, so hätte wohl das arme Fräulein den Rückweg nach ihrem Zimmer nicht durch den Salon nehmen und Fremden ihre nassen Augen zeigen müssen.

Das erste Stockwerk bewohnte ein ehemaliger napoleonischer Präfekt, Graf Chapotier, dessen ältester Sohn, ein geistreicher, auch sonst in jeder Hinsicht ausgezeichneter junger Mann, Fräulein Chateaulancys Herz gefesselt hatte, und dem eben jenes mütterliche Absagebriefchen galt. Graf Chapotier wußte von der Liebe seines Aeltesten nichts; dagegen machte die des Jüngern, der feurig, entschlossen und ziemlich unlenksam war, ihm viel zu schaffen. Als Lorville mit dem Hausbesitzer in das Kabinet des Grafen trat, las der junge Offizier, in einen Armsessel behaglich hingestreckt, den Temps, und schien dem Sermon, den der Vater so eben vor dem Kamine mit väterlicher Gravität und wahrer Präfektenwürde hielt, wenig Gehör zu schenken. Als die Thüre aufging, sprach er gerade: „Du bedenkst nicht, mein Sohn — es ist durchaus unmöglich." Nachdem er dem eintretenden Hausbesitzer einige nichtssagende Worte zugeworfen, wollte er eben in seiner Rede fortfahren; aber Lorvilles Name stimmte ihn augenblicklich zur Artigkeit, und mit der beweglichsten Höflichkeit zeigte er dem Sohne eines Mannes, dessen glänzender Name ihn an seine eigene Glücksperiode erinnerte, alle Zimmer der von ihm bewohnten Wohnung. „Ein treffliches Haus," bemerkte er gegen den jungen Duc; „wir würden," fuhr er fort, um den gegenwärtigen Hausbesitzer ganz unbekümmert, „uns glücklich fühlen, wenn Sie es an sich brächten; die Zimmer sind herrlich, die Salons geräumig, die Antichambre faßt eine Menge Lakaien, Alles ist grandios, aber man muß reich seyn, will man es bewohnen." Wohl eine Viertelstunde ergoß sich des Grafen Suada im Lobe der Wohnung; Edgar aber, dessen Neugier durch die beim Eintreten vernommenen Worte an den Sohn rege geworden war, lorgnirte indeß den jungen Offizier. „Mein Vater," dachte dieser, „ist ein Thor! Angelinen mir versagen, und zwar nur, weil der Vater Advokat ist! mir sagen, ein Advokat sey nichts als ein Schwätzer, der seine Worte verkauft, der für Geld lügt, ein Phrasenhändler, ein Paradoxenfabrikant; alle Advokaten seyen Störefriede, die Frankreich durch ihren politischen Jargon ins Unglück gestürzt, und so fort, immer toller, als hätten nicht unsere höchsten Staatsbeamten, die Mehrzahl unserer großen Männer ihre Laufbahn als Advokaten begonnen, als wären nicht gerade die Advokaten von jeher als die furchtbarsten Gegner der Willkühr und der Mißbräuche aufgetreten, als wäre nicht Beredtsamkeit die mächtigste Triebfeder einer Repräsentativregierung."— Vortrefflich!" dachte Edgar im Stillen; „der Marquis versagt seine Tochter dem Präfekten, der Präfekt seinen Sohn dem Advokaten; laß sehen, wie weit dieß noch geht, und wem der Advokat die Tochter verweigert."

Der Advokat bewohnte das zweite Stockwerk; seltsam genug war der Schauplatz aller der Liebeshändel ein und dasselbe Haus. Er empfing den Hausbesitzer als Freund, aber bei Lorvilles, am frühern Hofe so bekannten, Namen zog ein höhnisches Lächeln um seinen Mund, das Edgar nur zu gut verstand. „Ich warte schon lange auf Sie," sprach der Advokat zum Hausherrn; „leider muß ich Ihre Wohnung verlassen, ich kann nicht länger bleiben!" — „Wie so? wie so?" fragte der Eigenthümer; „was in aller Welt kann Sie veranlassen, sogar vor Ablauf Ihrer Miethzeit auszuziehen?" — „Sie sollen es erfahren; verzeihen Sie, Herr Lorville, wenn ich Sie auf einige Augenblicke verlasse, ich habe nur dem Herrn unter vier Augen einige Worte zu sagen." Er führte den Hausherrn in ein anstoßendes Zimmer und sprach dort ein Paar Minuten leise mit ihm. Edgar durchlief indeß die auf der Kaminbrüstung liegenden Journale, den Stenographe und die Gazette des Tribunaux. Wie kann aber ein Advokat lang leise reden! Bald machte seine immer lauter sich erhebende Stimme Lorville seinen Talisman höchst überflüßig. „Noch einmal, Freund, ich kann durchaus nicht länger bleiben! Mit welcher Sorgfalt erzog ich meine Angeline, wie väterlich pflegte ich diese zarte Pflanze! Neben Jugend und Schönheit besizt sie Geist, Talente, Anstand; in der Wiege schon scheint die Natur, scheint das Geschick ihr ein glänzendes Loos beschieden zu haben; ich hatte ihr einen Gatten ausersehen, der in jeder Hinsicht geeignet war, sie glücklich zu machen. Der

junge Mann war von ihren Tugenden bezaubert, vielleicht mochte ihm auch der Gedanke schmeicheln, einer ehrenwerthen Familie anzugehören, deren Haupt sich zwanzig Jahre lang dem edelsten Berufe gewidmet, der Vertheidigung des Unterdrückten, den höchsten, heiligsten Zwecken des Lebens; es fehlte nur noch die Einwilligung des Vaters, eines trefflichen Beamten, der, wie Sie wissen, unter demselben Dache mit uns wohnt. Es war an dieser Einwilligung gar nicht zu zweifeln; da — denken Sie sich, Freund, meinen Schmerz, meine Entrüstung — läßt sich mein Gänschen einfallen, eine so glänzende Parthie auszuschlagen, ohne mich zu fragen, ohne der Eltern Genehmigung sich zu verlieben, denken Sie sich, sich zu verlieben, und in wen, ich bitte Sie, in wen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder vom kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Das Gas bildet, mit atmosphärischer Luft gemischt, Knallluft; die Indier zeigen selbst den Fremden folgendes Schauspiel.

In der Nähe des Gebäudes ist ein etwa zwanzig Faden tiefer Brunnen, aus dem sie Wasser holen, das zwar rein ist, aber, wie alles Wasser in dieser Gegend, einen Naphthageschmack hat, obgleich es im Kalksteinboden quillt. Deckt man den Brunnen zu, so sammelt sich in einer halben Stunde etwa eine Menge Gas an, das immerfort in die Höhe steigt. Darauf wird der Brunnen schnell aufgedeckt, und ein Indier wirft einen angezündeten Strohbündel hinein; dadurch entzündet sich das mit der atmosphärischen Luft vermischte Gas und knallt fürchterlich. Bei einem andern Brunnen gelingt dieser Versuch nicht; vielleicht sammelt sich dort das Gas weniger an oder verflüchtigt sich zu stark. Ehe sie diese Eigenschaft des Gases kannten, hatten sie das Unglück, einen Theil ihres Klostergebäudes dadurch einstürzen zu sehen. Es kam nämlich einer von ihnen zufällig mit einer Flamme zu nahe an die Decke des Zimmers, die dort angesammelte Knallluft entzündete sich plötzlich und das Zimmer stürzte zusammen, so daß einige Indier beschädigt wurden. Von der Zeit an gehen sie mit der Flamme in ihren Zellen sehr vorsichtig um, und als ich zufällig ein brennendes Licht nur etwas zu hoch hielt, so liefen sie mit dem größten Geschrei zusammen, suchten ihre wenigen Habseligkeiten und rannten zur Thüre hinaus, in der Meinung, ich wolle ihre Zellen anstecken. Kurz, aus Allem, glaube ich, geht ziemlich deutlich hervor, daß es Wasserstoffgas ist. Warum ihm aber der so charakteristische Geruch fehlt und es beim Einathmen nicht die geringste Beschwerde verursacht, lasse ich unentschieden, glaube aber, daß das Gas nicht ganz rein seyn kann, da es beim Hervorbringen aus der Erde sich mit Sauerstoffgas vermischen und so den eigenthümlichen Geruch verlieren muß.

Es könnte Einige geben, welche das Gas für den feinsten, sich leicht verflüchtigenden Bestandtheil der Naphtha selbst halten möchten; denn da das Wasser in der ganzen Gegend einen Naphthageschmack zeigt, so läßt sich wohl annehmen, daß ihre feinsten Bestandtheile sich demselben beimischen, und daß sie eben so gut als ein flüchtiges Gas in die Höhe steigen und sich dann leicht bei Annäherung einer Flamme entzünden könnten. Da hier die Naphtha so allgemein verbreitet ist, so ließe sich wohl denken, daß sie bei Entwickelung dieses Gases eine große Rolle spiele; daß sie aber selbst dieses Gas bilde, ist ganz unwahrscheinlich. Daß ferner das Wasser eine unerläßliche Bedingung zur Erzeugung dieses brennbaren Gases seyn müsse, geht theils schon aus der Natur des Wasserstoffgases, theils aber auch daraus hervor, daß dieses Gas unfern des Meeres sich findet, wo denn eine Zersetzung des Wassers, durch unterirdische Ursachen bedingt, leicht möglich wird. Wir finden zwar oft Naphthaquellen im Kaukasus selbst, mithin im, von Bergen rings begrenzten Lande, desgleichen in andern Ländern; aber ein solches brennbares Gas ist sonst fast nirgends beobachtet worden. Die feueranbetenden Indier selbst halten Baku für den ausgezeichnetsten Ort ihrer Verehrung und kennen nur einen einzigen ähnlichen Ort der Art in Indien, Kangra, wo aber nur eine kleine Röhre das brennbare Gas enthalten soll. Bei Modena in Italien soll dagegen auf dem Berge Zibio ein ähnliches Gas neben den Quellen der weißen und schwarzen Naphtha hervorbringen. Neben der Stadt Pietra-Mala in Etrurien auf dem Berge Fuoco di legno brennt ein Gas, das aus der Erde dringt, ganz wie dieß auf der Halbinsel Abscheron der Fall ist.

Merkwürdig ist die Beobachtung der Indier, daß die Flammen beim Nordwinde verlöschen, beim Südwinde dagegen am besten brennen. Der Nordwind, der vom Lande bläst, treibt das Wasser des Bakuschen Golfes fort; dies kann daher nicht in etwaige unterirdische Kanäle fließen, worin das Wasserstoffgas ausgeschieden wird, und die Flammen müssen mithin kleiner werden oder ganz verlöschen, wenn der Wind anhaltend aus Norden weht. Ein Südwind treibt hingegen das Seewasser in den Golf hinein; es bringt mithin in jene Höhlen und kann dort zur Ausscheidung des Wasserstoffgases beitragen. Gerade dasselbe gilt auch von der Naphtha, von der es in diesen Gegenden so außerordentlich reiche Brunnen gibt. Beim Nordwinde fließt sie weniger, beim Südwinde dagegen, und vorzüglich im heißen Sommer, füllen sich die Brunnen mit vieler Naphtha. Wärme muß mithin die Ausscheidung der Naphtha und

des Wasserstoffgases begünstigen. Vielleicht deutet aber diese Erscheinung beim Nord- und Südwinde nur auf eine mechanische Hervortreibung des schon fertigen Gases und der schon fertigen Naphtha, also nicht auf ihre Bildungsart.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die Pasta. Lablache. Die Devrient. Die Malibran.

Dieses ist Manier, feststehende Manier; wer sich darüber nicht wegzusetzen vermag, ist zu beklagen, denn er wird um den Genuß gebracht. Auch darf man die Pasta nur mehreremale hören, so wird man die Manier gewöhnt und denkt nicht mehr daran. Es ist dies ja derselbe Fall bei unsern Lieblingen in Deutschland, die oft von einer unerträglichen Manier besessen sind. Man sieht dies namentlich auf den bessern Bühnen, wo das lange Beisammenseyn der Mitglieder und ihr Verjähren bei abnehmenden Kräften und mangelnder Erfahrung die veraltete Manier so recht einwurzeln läßt, welche sie dann gar zu gern mit dem stolzen Namen Schule belegen. Aber man frage nur einmal den unbefangenen Fremden, der die Theater aller Nationen besucht hat, was er z. B. zu der alten Hamburger Schule sagt, wenn er dort Wallenstein oder ähnliche Stücke aufführen sieht.

Die Stimme der Pasta ist in den Mitteltönen etwas umschleiert, doch in der Höhe sehr angenehm. Ihre Geläufigkeit, so wie der ihr eigenthümliche, geschmackvolle Vortrag sind hinreißend. Von ihrem Spiele konnte man in der Sonnambula keinen Begriff bekommen. Das Landmädchen zu charakterisiren, fiel ihr nicht ein, sie war ganz und gar die große Sängerin im Bauerröckchen. Im zweiten Akte, wo die Schäferin im Nachtkleide durch's Fenster in das Zimmer des Offiziers steigt, war ihr Aufzug komisch. Die Situation ist die bekannte aus dem Ballet. Die Pasta hatte über ihren Bauernanzug ein weißes Hemde oder eine sogenannte Blouse von auffallender Kürze geworfen, welche sie ganz unförmlich machte, und watschelte nun in ihrer gewöhnlichen Art hin und her mit geschlossenen Augen; dann legte sie sich ziemlich ungeschickt auf's Bett, und der lächerliche Akt war beendet; denn was sie in dem nun folgenden Finale leistete, in dem himmlischen Duette mit Rubini, war unnachahmlich, und die entzückten Hörer übersahen die Blouse und die ganze komische Figur, und zollten der großen Sängerin die reinste Bewunderung.

Lablache! Wer kennt ihn nicht? wer hätte nicht schon etwas von ihm gehört, ohne ihn selbst gehört zu haben? denn seine Art und Weise, den Figaro zu spielen, ist als Tradition von Theater zu Theater gegangen und unsere bessern Sänger haben sich in dieser Parthie Manches von ihm zugeeignet, ohne daß sie vielleicht selbst die Quelle kennen. Beim ersten Erscheinen nimmt diese Gestalt, riesengroß und dick, die Lachorgane allein in Anspruch. Es strömt eine kolossale Lustigkeit aus dem Manne, und die Leichtigkeit, womit er die Kraft seiner Stimme und seine gigantischen Gliedmaßen handhabt, macht ihn gleich zum auserkornen Lieblinge der Menge. Schon wenn er durch ein Trillern in den Koulissen sein nahes Auftreten verkündet, malt sich Freude auf allen Gesichtern und eine vergnügliche Bewegung ist sichtbar, die endlich bei seinem Erscheinen in lauten Jubel ausbricht. Sein Kapellmeister in der prova d'un opera seria ist ein unerschöpflicher Quell der heitersten Laune. Sein Streit mit der Prima Donna, wo er so weit ging, den Gang der Pasta nachzuäffen, die Luftschlösser, die er mit dem Dichter baut, wie er von künftiger Golderndte träumt, seine lezte Arie endlich, die Orchesterprobe — ja, diese Orchesterprobe! wie viele haben sich nicht darin versucht! wie viele Intermezzi, Kapellmeister betitelt, haben wir nicht schon gehört! Aber so muß dieser Spaß gemacht werden, sonst ist er nicht mehr erträglich.

Wie eine schwere Wetterwolke lag Mozarts „Don Juan" am Horizonte der italienischen Oper. Die deutsche Oper hatte sich eines großen Beifalls erfreut. Der Freischütz, Fidelio und Oberon, dann der gut eingeübte Chor, und endlich Haizingers Stimme und Madame Devrients hinreißende Leidenschaftlichkeit und tiefes Gefühl im musikalischen Vortrag hatten gleichen Antheil daran. Troz dieser Anerkennung sagte man unumwunden, die Deutschen können nicht singen, Sprache, Kehle und Mangel an großen Mustern im Gesange werden ihrer Ausbildung stets hinderlich seyn. Und eine Deutsche sollte nun im Verein von Künstlern, denen Sprache, Kehle und große Gesangmuster ganz zu Gebote standen, die in ihrer Kunst die Ersten genannt wurden, einen bedeutenden Plaz ausfüllen? Die Dilettanti schnitten bedenkliche Gesichter.

Unter diesen Aspecten kam der Abend der ersten Aufführung heran. Santini, ein vortrefflicher Leporello, zog sich bei Seite, und Donna Anna kam ringend mit Don Juan auf die Scene. Man bemerkte Befangenheit und dadurch verursachte Undeutlichkeit in der Aussprache bei unserer Landsmännin. Sie kehrte mit Octavio zurück und fand die Leiche ihres Vaters. An dieser Leiche ließ sie jezt die großartige Klage aus tiefer Brust ertönen; sie erhob sich, ihre Augen suchten den Leichnam, und sie fand nur den Geliebten, dessen Hand sie ergriff, um ihn feierlich Rache schwören zu lassen. Das ganze Haus zollte rauschenden Beifall, und es war sicherlich kein Vorwurf mehr für sie, eine Deutsche zu seyn.

Jezt kam die den Parisern wohlbekannte Madame Malibran-Garcia an die Reihe. Eine hübsche Frau, das Gesicht ein liebliches Oval, ein großes, sehr sprechendes Auge, etwas großer Mund, die Gestalt zierlich, doch mager. Sie ist mit einer herrlichen Tiefe begabt und besizt darin eine bedeutende Kraft; die Höhe aber kontrastirt unangenehm damit und erscheint zu dünn. Die Ausbildung ist bei weitem nicht so vollendet wie bei der Pasta, obgleich ihr Vortrag gleichfalls von den geschmackvollsten und lieblichsten Verzierungen wimmelt. Doch auch sie hat eine feststehende Manier, die bei jedem Solo wiederkehrt. Es ist dies eine schiefe Haltung des Kopfes auf dem langen Halse, ein freundliches Blinzeln mit den Augen, ein Auseinanderziehen des Mundes, daß man alle Zähne zu sehen bekommt, und bei den lezten Tönen einer Verzierung oder Kadenz ein Herumwerfen des Kopfes, welches allemal das Ende des Stückes bedeutet und den Beifall herausfordert. Die Erscheinung der Malibran ist stets freundlich, und selbst diese eben gerügte Eigenheit macht, zumal in komischen Parthien, keinen unangenehmen Eindruck; doch eine kleine Linie weiter, und die vollkommenste Karrikatur ist da. Wir sahen dies in den lezten Tagen, wo muthwillige Künstler eine kleine Karrikatur in Gips zum Verkaufe ausstellten, worin ein Jeder das hübsche Vorbild auf den ersten Blick erkannte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 75.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. März 1832.

— Aus dem Koth und Erden,
Die bei der Hitze schwitzt, pflegt ein Alaun zu werden,
Und Schwefel und das Harz, das Schwefel gleiches schier,
Braun, öhlicht, heißer Art; dieß ist der Zunder hier,
Der auch im Wasser brennt und sich von Wasser nähret.

Martin Opitz.

Bilder vom kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Eben so schwierig, als die Erklärung der unversieglichen Quelle des ewigen Feuers, ist auch die Bestimmung seines Alters oder der Zeit, in der man es zuerst beobachtet hat. Die ältern griechischen Schriftsteller, namentlich Herodot, der die Naphtha um Babylon und in Egypten kennt, wissen nichts von den Wundern der Feuergegend bei Baku, die doch heutzutage so allgemein im Munde der Orientalen sind und wohl auch früher gewesen seyn würden, wenn sie in dem Umfange wie heute bestanden hätten, da ehedem hier im Lande der Magier der Feuerkultus weit allgemeiner war, als er es heute ist, und darüber selbst von der fernern Ostküste des kaspischen Meeres Mehreres zu unserer Kunde kommen konnte. Auch was Plinius von der Naphtha sagt, läßt sich nicht auf diese Gegend anwenden; er erwähnt mit keiner Sylbe des ewigen Feuers, und führt als Fundort der Naphtha Babylon und Astacene an *). So erwähnt auch Ptolemäus **), der sonst das Land der Magier, am Ausflusse des Kur, sehr genau kennt, mit keiner Sylbe des ewigen Feuers, obgleich wohl die arae Sabaeae (Σαβαιοι βωμοι) auf dasselbe hindeuten könnten; nur müßte es alsdann damals weit südlicher gedacht werden. Ammianus Marcellinus endlich, der im Lande selbst den Namen Naphtha als einen medischen kennen lernte, weiß ebenfalls nichts von den unversiegbaren Quellen des ewigen Feuers bei Baku; jener aber gedenkt er ziemlich ausführlich. „Unter die Erzeugnisse des Landes (Medien),“ sagt er *), „gehört die Naphtha, welche das Ansehen klebrichten Peches hat, und auch unter die Harze gehört. Setzt sich auf diese Quelle ein Vogel, so fühlt er, wenn er auch noch so klein ist, seine Flügel gefesselt, sinkt und verschwindet, und wenn diese flüssige Masse sich entzündet, so ist alle menschliche Kunst vergeblich, das Feuer zu löschen. In dieser Gegend ist auch eine Erdkluft, aus der ein tödtlicher Dunst aufsteigt, der jedes belebte Wesen, das sich ihm zu sehr nähert, durch seinen Geruch erstickt. Dieser giftige Dunst hat zum Glück seinen Sitz in einem tiefen Brunnen; denn wenn er über die breite Fläche hinaustrâte, so würde er, ehe er sich in höherer Luft verdünnte, die umliegende Gegend durch seine tödtenden Dämpfe längst unbewohnbar gemacht haben. Eine ähnliche Kluft war ehemals bei Hieropolis in Phrygien.“

Unter den arabischen Schriftstellern finden wir die deutlichsten Spuren von der Kenntniß dieser Feuerphänomene bei Massudi, etwa 943 oder 967 n. Chr. Geb.; bei Ibn Haukal wird ihrer nicht gedacht, vielleicht

*) Plinii, histor. nat. lib. II. cap. 105 — 7 sq.

**) Ptolemaeus, de Mediae situ VI., c. 2. Ist Getara etwa das heutige Baku?

*) Amm. Marcellin, deutsch von Wagner, II. p. 188.

weil wir von ihm nur einen Auszug besitzen. Massudi dagegen sagt: „In Baki (doch ist's nicht gewiß, ob er die Stadt Baku, oder die ganze Halbinsel Abscheron meine) sey eine Mine von weißer Naphtha, die einzige, die man kenne; doch wisse dieß Allah allein nur. Aus dieser Mine breche eine Feuersäule hervor, die sich sehr hoch erhebe und von allen Seiten auf hundert Farsangen weit bemerkt werden könne." (Dieß kann nach verschiedener Annahme ein größeres oder kleineres Maaß, 30—60 geogr. Meilen, bedeuten.) „Man höre sehr weit das Getöse, welches dem Donner vergleichbar sey; dann werfe dieser Vulkan Feuerstücke aus, weiter, als man sie mit Augen verfolgen könne." Aus dieser Stelle Massudis können wir also mit Gewißheit schließen, daß schon vor etwa 900 Jahren das ewige Feuer brannte und sich vielleicht an demselben Orte befand, wo jezt das Ateschgah der Indier ist, wenn es nicht auf einer der Inseln am Ausflusse des Kur, unsern Baku, war, die offenbar alle vulkanischen Ursprungs sind. Was den Vulkan jener Gegend betrifft, der unter vielem Geräusche Feuer spie, so muß man seine gegenwärtige Existenz wohl bezweifeln, da es jezt keine ähnlichen Ausbrüche mehr gibt, obgleich man wohl häufig von kleinern Erscheinungen der Art berichtet. So gibt's eine Insel an der Westküste vor dem Golfe, in den sich der Pirssagat ergießt, von der alljährlich Rauch emporsteigt, aus Spalten, die in ihrem Boden sehr zahlreich bemerkt werden. Es ist dieß wohl dieselbe Insel, welche die Russen Schweinsinsel (Swinoi) nennen, und auf der sich ausgezeichnete Schlammvulkane finden.

Staatsrath von Wazenko, russischer Konsul in Persien, der sich während meines Aufenthalts in Baku befand und das einzige Haus machte, wohin man gern ging, wurde auf diese Insel verschlagen, als er im Jahr 1826 zu Wasser nach Astrachan reiste. Von ihm entlehne ich folgende Bemerkungen über diese Insel, die ich selbst zu besuchen meiner eigenen Verhältnisse wegen nicht im Stande seyn sollte.

Sie ist ganz und gar mit Schlammvulkanen bedeckt; dieses sind kleine Lehmkegel, die allmählich von unten nach oben emporsteigen und sich bis auf zwei bis drei Fuß erhöhen, dann aber zusammenfallen oder platzen und nach den Seiten herabfallen; nach innen sehen sie wie gebrannte, trockene Ziegelsteine aus, nach außen sind sie feucht und durchnäßt. Indem sich ein Hügelchen bildet, entsteht ein eigenthümliches Geräusch, vielleicht durch das Verdampfen des Wassers. Da, wo schon einmal ein Hügel sich bildete, zeigt sich nie ein zweiter; aber nahe dabei entsteht der nächste Hügel, und so fort, so daß die Insel auf die Art wie von Schweinen aufgegraben erscheint; daher auch ihr Name. Ehe ein Hügelchen plazt, sieht man nirgends eine Oeffnung; sie entsteht erst nach dem Platzen. Die Naphtha hat sich überall Kanäle oder Rinnen ausgewaschen, durch die sie hervorquillt; sobald ein solches Hügelchen plazt und umfällt, fließt gleich die Naphtha hervor, so daß sie wahrscheinlich eine Hauptrolle dabei spielt, und man diese sogenannten Schlammvulkane eher Naphthavulkane nennen könnte; doch bald verstopft sich wieder der Ausfluß der Naphtha. Der Boden der Insel ist wie ein Schwamm erweicht und zieht das Wasser stark an sich; mithin ist sie, wenn überdieß noch ein Regen hinzukommt, so durchweicht, daß man darauf nicht gehen kann, ohne einzusinken. — Auch auf der Insel Bulla, etwas mehr vorwärts von dieser Insel, hat Herr von Kolotkin ähnliche Naphthavulkane beobachtet; nach seiner mir mitgetheilten Beschreibung bestehen sie auch hier aus ein bis fünf Fuß hohen Lehm- oder Schlammhügeln, die aus ihrer konischen Spitze, die mit einer rundlichen Oeffnung versehen ist, nach und nach Blasen hervorwerfen; sie platzen ohne weitern Geruch, etwa einen Naphthageruch ausgenommen. Auch Spalten im Boden finden sich; doch soll nie ein Rauch aus ihnen emporgestiegen seyn. Aus Allem sieht man, daß es dieselben Naphthavulkane wie auf Swinoi sind, und daß man mit Recht diese beiden und noch andere kleinere, ihnen ähnliche Inseln zusammen die Gruppe der Schweinsinseln nennt.

Schon ältere Reisende erwähnen dieser Schlammvulkane, doch mehr auf dem festen Lande, als auf den Inseln, auf die sie wahrscheinlich nicht kamen. So beschreibt sie E. Kämpfer sehr genau auf der Halbinsel Abscheron; er beobachtete dort in der Nähe der großen Salzseen den Schlammvulkan (argillam eructans) Juchtopa, der acht Faden hoch war. Der Lehm oder Schlamm ward von ihm bald mit Geräusch und hoch emporgeworfen, bald ohne dasselbe. Aehnliche Naphthavulkane mit gewaltsamen Ausbrüchen beschreibt der nach Kämpfer diese Gegenden bereisende Lerche *). „Einen halben Werst von Baku," sagt er, „ist ein ziemlich erhabener Berg, auf dessen Spitze eine große Quelle, fünf Klafter im Durchmesser, ganz voll von dicker aschfarbiger Naphtha ist; in der Mitte sprudelt sie beständig alle ein bis zwei Minuten in die Höhe mit einem Geräusche, läuft aber selten über. Von da sechs Werst liegt auf einer Ebene bei Uchani, N.N.W. von Baku, ein anderer großer wachsender Berg (so nennt er die Schlammvulkane); sein Umfang beträgt an 300 Schritte; er geht sehr steil in die Höhe; alle Minuten sprudelt er über und schüttet einen dicken, salzigen Schlamm mit grauer Erde oder Lehm weit um sich."

---

*) Jezt scheinen diese Naphthavulkane ihre Schlammausbrüche ausgesezt zu haben; wenigstens erfuhr ich über sie nichts Bestimmtes; doch sah ich selbst jene Gegenden, wiewohl in einer ungünstigen Jahreszeit, im März, und fand die Vulkane zwar unthätig, aber überall den aufgeworfenen Lehmboden.

Lerche beschreibt noch mehrere, aber erloschene Schlammvulkane der Art.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die vier Stockwerke.

(Fortsetzung.)

Der Hausherr rieth vergeblich hin und her. „In wen!“ rief der Advokat mit vom Zorn halb erstickter Stimme; „in einen Journalisten, einen Libellisten! Wissen Sie, Freund, was ein Journalist ist? Ein Mensch ist's, der vom Schimpfen, von der Verläumdung lebt, dem nichts heilig ist, der über Ihre Frau, Ihre Nase, Ihre Perrücke, Ihre Reden, Handlungen, Gebrechen spottet, der in allem, was geschieht, es mag seyn, was es will, blos Stoff zum Witze, zu einem Bonmot sieht; der alle Familiengeschichten auskundschaftet, um sie zu bespötteln, ein Mensch, der über jedes Unglück witzelt, für jedes Mißgeschick einen Calembour in Bereitschaft hat und auf Ihren Tod ein Epigramm fabrizirt; kurz, ein Ungeheuer, das man aus der menschlichen Gesellschaft stoßen sollte! Ja, Freund, lieber einem Züchtlinge gäbe ich meine Tochter, als einem Journalisten!“

„Immer besser!“ dachte Edgar; „nun muß ich doch wissen, wen der Journalist verschmäht!“ Obgleich fest entschlossen, das Haus nicht zu kaufen, äußerte er daher gegen den Hausherrn den Wunsch, auch die übrigen Theile noch in Augenschein zu nehmen. Der Hausherr schien etwas verlegen; „es ist,“ bemerkte er, „überall so ziemlich dieselbe Einrichtung.“ Lorville bestand auf seinem Wunsch. „Sie verzeihen,“ entgegnete der Eigenthümer; „mit Ihrer Erlaubniß soll der Portier Sie weiter hinauf begleiten. Im dritten Stock wohnt Jemand — wohnt ein Frauenzimmer — die Sache ist etwas delikat. Im Vertrauen, es ist die Wittwe eines Maurers; sie möchte sich gerne wieder verheirathen. Schön ist sie, hat auch Vermögen; Sie können sich aber leicht denken, ein Notar, ein honetter Geschäftsmann, wie ich, kann doch nicht wohl der Nachfolger — eines Maurers seyn.“ Bei diesem vierten Falle unter demselben Dache wandelte Lorville eine so unwiderstehliche Lachlust an, daß er, um nicht herauszuplatzen, die Treppe des dritten Stocks hinaufeilte, ohne auf den Hausherrn zu hören, der ihm zurief, seinen Begleiter zu erwarten.

Bei der Maurerwittwe verweilte Edgar nur einige Augenblicke. Dieser Besuch bot, ein himmelblaues Sammetbarret und ein Korallenhalsband ausgenommen, womit sich die kokette Wittwe zu seinem Empfange eilends geschmückt hatte, nichts Merkwürdiges.

Im vierten Stock, an der Thüre des Journalisten angelangt, verweilte Edgar einen Augenblick; er besann sich, wie er am besten die Unterhaltung anknüpfen und seinen Besuch verlängern könnte. Da öffnete sich die Thüre und ein etwa zehnjähriger Knabe, einen Pack Journale und Bücher unter dem Arme, stolperte heraus. Lorville faßte ihn beim Arme und fragte, ob der Journalist zu Hause sey. „Yes!“ erwiederte der Knabe keck, und schien auf dies aufgehaschte Wort einer fremden Sprache sich Vieles einzubilden, schwang sich auf das Treppengeländer und rutschte, die Parisienne singend, pfeilschnell hinab. Der Knabe hatte die Thüre offen gelassen; Lorville trat ein und warf auf die Zimmerreihe, deren Einrichtung er aus den untern Etagen nunmehr bereits kannte, einen Blick. Der Speisesaal war mit Kupferstichen und Lithographien geziert, der zur Bibliothek dienende Salon mit Büchern angefüllt, der Tisch mit Zeitungen bedeckt. Eine Büste Napoleons, die Bildnisse Chateaubriands, der Frau v. Staël, Victor Hugo's u. A. hingen an den Wänden. Im Schlafzimmer sah man zwei gekreuzte Schwerdter, Dolche, Pfeile, Bogen verschiedener Länder. An seinem Schreibtische saß, in tiefes Nachsinnen versunken, ein junger Mann. Dictionairs und Folianten lagen um ihn her aufgeschlagen und verkündeten, daß er eben mit einer größern Arbeit beschäftigt war. Ungeduldig rieb er, als sey er in Ausbildung eines Gedankens begriffen, von Zeit zu Zeit sich die Stirne. „Ich fürchte zu stören,“ nahm Edgar endlich das Wort; „ich sehe Sie beschäftigt.“ — „Ganz und gar nicht,“ erwiederte, sich rasch umkehrend, der Journalist; „ich besann mich nur eben —“ — Nach dem etwas barschen Ton meinte Edgar, der junge Mann sey übler Laune; er begann, seinen Besuch zu bereuen und war darauf bedacht, ihn abzukürzen. „Ich wünsche nur zu wissen —“ fragte er. — „Den Verfasser des Artikels gegen das neue Stück? Ich bin's, mein Herr; ich erwartete Ihren Besuch. Er konnte nicht gelegener kommen, denn das Leben ist mir ohnehin zur Last; mit Freuden wage ich's —“ Edgar lächelte. „Ich komme,“ versezte er, „keineswegs, Sie zur Rede zu stellen; ich bin kein Beleidigter, der Genugthuung verlangt; ich wollte nur als Kauflustiger dieses Haus besichtigen; wünschen Sie indeß diesen Morgen durchaus ein Rencontre, so kann ich Ihnen diesen Dienst wohl leisten.“ Nun lächelte der Journalist gleichfalls; Lorville's muntere Laune flößte ihm Zutrauen ein; er bat ihn, einen Augenblick Platz zu nehmen, und die Unterhaltung entspann sich.

„Sie haben,“ begann Edgar, „einen berühmten Advokaten zum Hausgenossen; er hat eine sehr hübsche Tochter.“ Lorville hatte zwar Angelinen nicht gesehen, wußte aber wohl, daß deren Lob ein geneigtes Ohr finden werde. „Nicht wahr?“ versezte der Journalist geschmeichelt, „sie ist sehr, sehr reizend. Der Vater hat aber nicht so viel Geist, als man ihm zutraut.“ —

„Allerdings habe ich gefunden, daß seine Vorurtheile —“ — „Vorurtheile? Das nun wohl eben nicht.“ — „Meinen Sie?“ fragte Lorville lächelnd. „Gegen den frühern Hof, gegen den Adel überhaupt schien er mir mehr als eingenommen.“ — „Darin hat er wahrhaftig nicht Unrecht. Diese Menschen haben so viel Unheil über uns gebracht, daß sie eben keine große Schonung verdienen.“ Lorvilles Stolz regte sich denn doch etwas; er ergriff die Gelegenheit zu einer kleinen Rache. „Auch gegen Ihren Stand,“ bemerkte er, „fand ich ihn sehr streng, höchst ungerecht gegen die Journalisten.“ — „Dies weiß ich nur zu gut,“ rief der junge Schriftsteller und machte ein Gesicht wie ein Blessirter, dem man an die Wunde rührt; „alle die Schönredner, die uns wahrhaftig nicht das Wasser reichen dürfen, blicken mit Geringschätzung auf uns herab. Ich bin der Paria in diesem Hause. So war es aber nicht immer. Wollen Sie wissen, wo all die großen Herrn in diesem Hause während der glorreichen Tage waren? Jener Marquis, stritt er etwa für seinen König? jener Präfekt, war er als Deputirter auf seinem Posten? jener Advokat, kämpfte er mit dem Volk? — Alle hatten hieher in meine Zimmer sich geflüchtet, hatten hier sich versteckt, unter dem Vorwande, eher Nachrichten zu erhalten. Während ich Protestationen unterzeichnete, die Knochen mir zerschießen ließ, in Paris die Ordnung wieder herstellen half, waren jene drei hier unter dem Banner der Furcht ein Herz und eine Seele. Da nannten sie mich einen braven jungen Mann, ihren Befreier, da priesen sie die Journalisten: sie hatten Frankreich gerettet, sie klärten seit fünfzehn Jahren das Land auf, ihrem Eifer, ihrem Muthe verdankte man Alles; und jezt verachten mich diese Herrn!“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Rubini.

Zum sechstenmale wird heute der „Pirat“ von Bellini gegeben, und dasselbe Gedränge, wie das erstemal, wogt unter meinen Fenstern dem Eingange der italienischen Oper zu, und auch ich erwarte den achten Glockenschlag, um mir wieder einmal durch die großen Künstler eine jener holden Täuschungen bereiten zu lassen, die uns der Wirklichkeit zu entrücken vermögen, daß wir das Ministerium, Konspirationen, Journalisten, Emeuten und alle die beunruhigenden Erscheinungen der Zeit darüber auf Augenblicke vergessen. In der Partbie des Seeräubers feiert Rubini seinen schönsten Triumph.

Wenn ich bis jezt von diesem großen Sänger noch nicht gesprochen habe, so geschah es, um Wiederholungen zu vermeiden. Rubinis Stimme vereinigt die ungeheuerste Kraft und den lieblichsten Schmelz, die Gewalt des Donners und das Säuseln der Aeolsharfe. Diese kolossalen Stimmen sind nur jenseits der Alpen anzutreffen, und selbst Nourrits kraftvolles Organ ist nicht entfernt damit zu vergleichen. Die Kunst des Gesanges hat Rubini in einer Vollkommenheit in seiner Gewalt, wie kein lebender Sänger; er kennt keine Schwierigkeiten, was er will, führt er auf seinem Instrumente aus, und oft, wenn man befürchtet, seine ungemessene Leidenschaftlichkeit habe vergessen, die Mittel zu berechnen, und mit der Kadenz werde sein Athem ein Ende erreichen, hat er noch Register genug, um Verzierungen auf Verzierungen zu häufen und in voller Kraft die minutenlange Coloratur zu endigen. Was Paganini als Violinist, ist Rubini als Sänger; mit keinem andern Künstler ihrer Gattung sind Beide zu vergleichen. Wenn man hie und da Rubini den Vorwurf machen hört, seine Art zu singen sey der Künstelei vergleichbar, die aus der mächtigen Feuergarbe des Vesuvs tausend kleine Kunstfeuerchen fabriziren wollte, so kann auf der andern Seite nicht geläugnet werden, daß seine Verzierungen, der oft angebrachte Wechsel des forte und piano und sein mezza voce nie dem Charakter entgegen sind oder die dramatische Wahrheit beeinträchtigen. Verwerflich ist jede Verzierung, die der Sänger auf dem Theater anbringt, wenn man ihm den Anlauf ansieht, den er dazu nehmen muß, wenn er sie mit großer Anstrengung und ungewissem Erfolge zu Tage fördert, und noch überdies an Stellen diese Ausschmückungen anbringt, wo sie nicht hingehören. Wer aber wie Rubini in der einen Coloratur zürnt und in der andern schmachtend um Liebe fleht, wer die Reihe der Töne so rein aus der Kehle steigen läßt, dem sey es vergönnt, allen Kritikern und Krittlern zum Trotze, seinen reichen, unerschöpflichen Genius frei walten zu lassen. Der Ausdruck, der Rubinis Gesangsweise vorzugsweise charakterisirt, ist die Klage. Ihre melodische Kraft macht die Herzen erbeben und die Augen überfließen. Dies ist kein bloßes Gleichniß; man sieht im ersten Finale der Sonnambula oder im Pirata unzählige Schnupftücher vor schöne Augen halten, wie dies in Deutschland im fünften Akte der Jäger u. dgl., in Opern kaum je gesehen wird. Und hier ist es nicht der Gang der Handlung, das Schicksal der Personen, welche Thränen entlocken, es sind Rubinis Töne allein; ja sie würden diese Wirkung hervorbringen, wo man sie auch hörte, im Walde oder am Wasser, in der Einsamkeit, wie in glänzender Gesellschaft. Hat Rubini eine Partbie in irgend einem Werke und wäre es das schwächste, so werden stets viele Leute anwesend seyn, um Rubini zu hören; denn so oft er singt, ist ein Meisterstück da.

Was Madame Devrient im Piraten leistet, ist in hohem Grade ausgezeichnet. Die Nähe Rubinis, die vielleicht bei ihrem frühern Auftreten sie einschüchterte, scheint sie jezt zu erheben, und sie darf mit voller Ueberzeugung an Correggios: anch 'io sono pittore! denken. Es wäre kleinlich, den Triumph einer Sängerin zu einer Nationalangelegenheit machen zu wollen, aber verzeihlich wird es mindestens gefunden werden, daß man sich darüber freut, und Pflicht ist es, den Ruhm der Landsmännin dem Vaterlande zu verkünden. Besonders von Bedeutung scheint uns diese Anerkennung des schönen Talentes der Madame Devrient in Frankreichs Hauptstadt in einem Augenblicke, wo sich von allen Seiten den Franzosen die Ueberzeugung aufdringt, daß jenseits der Vogesen und des Rheins auch Leute wohnen, die sich, troz so manchen Widerspruchs von verschiedenen Seiten, tüchtig geltend zu machen wissen. Daher ist uns der Sieg der Mad. Devrient über das Vorurtheil der Pariser in so bewegter Zeit erfreulicher, als der fanatische Jubel mit der Friedenspuppe Sontag, und um so erfreulicher noch, da sie nach Deutschland zurückkehrt, um allen Kunstfreunden den Genuß ihres schönen Talents zu gönnen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. März 1832.

Immer hält die Verliebten wach
Manches Entzücken und manches Ach. —
Freunde, mir ist die Vernunft zu schwer,
Aber die Liebe, das ist mein Fach!

Platen.

Leben und Liebe auf dem Lande.

Von Julius Mosen.

5.

Johanne im Garten.

In meinem Gärtchen lachet
Manch Blümlein klar und roth,
Vor Allen aber machet
Die brennende Liebe mir Noth.

Wohin ich mich nur wende,
Steht auch die helle Blum';
Es glühet ohne Ende
Die brennende Liebe ringsum.

Mich ärgert nur der Knabe
Mit all dem stummen Schau'n,
Als ob gebannt ihn habe
Die brennende Liebe am Zaun.

Die schlimmen Nachbarinnen,
Die bleiben neidvoll steh'n,
Und flüstern: ach, da drinnen
Wie brennet die Liebe so schön!

Brauch' ihrer nicht zu warten,
Sie sprießet Tag und Nacht;
Wer hat mir doch zum Garten
Die brennende Liebe gebracht?

6.

Der Apfel.

Sie sah mich an zuweilen
Mit schalkhaft klarem Blick;
Einen Apfel thät sie theilen,
Und brach ein feines Stück.

Und zwischen ihre Lippen
Die eine Hälft' sie nahm;
Ich durft' die andre nippen,
Daß Lipp' an Lippe kam.

Die Mutter sah herüber
Und zog ein schlimm Gesicht;
Mein Glück ist nun vorüber,
Vergessen kann ich's nicht.

Jezt, nun es Lenz geworden,
Blüht hell der Apfelbaum,
Ich stehe täglich dorten —
Warum? — das weiß ich kaum.

7.

Der Reuige.

Im Betstuhl knieet die Schöne,
Lieblich, so engelhaft,
Der Orgel heil'ge Töne
Mit ihrer Gotteskraft

Schwellen
Empor,
Quellen
An Herz und Ohr.
Die goldnen Augenlieder
Schlägt das Mägdlein nieder.
Gescheitelt das blonde Haar,
Das Häuptchen geneiget,
Das Antlitz unschuldig und klar,
Vor Andacht ein wenig gebleichet,
Betet es mit Herz und Mund,
Mit ganzer Seele zu solcher Stund'.
Es stehet ein armer Sünder
Am Betstuhle dahinter.

8.

Erinnerung.

Es bricht im Fliederstrauche
Gleich blauen Flämmchen vor;
Der Duft vom Blüthenrauche
Steigt in die Luft empor.

Zu all' den lichten Räumen
Der schönen Lenzeslust
Stieg gern das alte Träumen
Hervor aus meiner Brust.

Aus blauer Himmelsferne
Schaut mich ihr Aeuglein an,
In jedem Blumensterne
Steht sanft es aufgethan.

Aus jedem Röslein scheinet
Ihr Bild so mild und süß;
Doch jedes Blümchen weinet,
Daß ich sie treulos ließ.

Wie schwer hab' ich gerungen
Mit meines Herzens Leid;
Doch bleibt es unbezwungen
Zu solcher Frühlingszeit.

Die vier Stockwerke.

(Beschluß.)

„Freilich haben diese Herrn," fuhr der junge Schriftsteller fort, „bei der Revolution gewonnen, und mich hat sie ruinirt. Der ehmalige Präfekt ist zu einer der ersten Präfekturen ernannt, der Advokat Rath beim Appellationsgerichte geworden. Der Marquis kann einen Gesandtenposten haben, wann er will, und ich kenne seine Umstände, er hat nicht Vermögen genug, um dem alten Regime nur ein Jahr treu bleiben zu können. Ich meinerseits habe nicht das Mindeste erlangt, sie behandeln mich als „kleinen Journalisten," sie können mir nicht verzeihen, daß ich sie geborgen habe, sie fürchten mein Journal und besorgen, eines Morgens ihre Geschichte darin zu lesen." Da der junge Mann sah, daß man ihm mit Interesse zuhörte, wurde er immer hitziger. „Allerdings," fuhr er mit einiger Bitterkeit fort, „ist es ein jämmerlicher Beruf, um sich bekannt zu machen, Papier zu verderben, damit die Regierung uns beachte, unsern Werth endlich kennen lerne, jeden Morgen gegen sie zu Felde zu ziehen. Was aber sonst beginnen? Alle Macht liegt jezt einzig und allein in der Presse; da muß man Journalist werden, man mag wollen oder nicht. Unter Bonaparte wäre ich Soldat, mit fünf- und-zwanzig Jahren bereits mit Wunden bedeckt, vielleicht Obrist; in unsern Tagen aber, wo jede andere Laufbahn versperrt ist, wo man nur durch Skandal Ruf erlangt, muß man ja wohl sich einsperren lassen, die Minister angreifen, Mißbräuche aufdecken, kurz, schreien, um Gehör zu finden. Die Freiheit der Presse ist allmächtig; sie bietet das einzige Mittel, sich emporzuschwingen."

„Hätten wir," fuhr der junge Mann mit steigendem Enthusiasmus fort, „einen zweiten Napoleon, einen Mann mit Adlerblicken, der uns verstände, unsere Fähigkeiten erriethe, sie aufzumuntern, jedem seinen Beruf zuzutheilen, unsere Plane zu fassen und auszuführen wüßte, einen Mann, der aus einem Bauer, der nicht lesen kann, einen Feldherrn machte, im fünf-und-zwanzigjährigen Jünglinge den großen Verwaltungsbeamten ahnete: dann freilich hätten wir Jeune France nicht nöthig, von Neckereien und Skandal zu leben, müßten nicht Tag für Tag Freiheit und Leben wagen, unserer Ansichten wegen uns einsperren lassen, und schlagen zu Vertretung dessen, was wir geschrieben; kurz, wir schleppten uns nicht zwischen dem Bois de Boulogne und Sainte Pelagie erbärmlich dahin."

„Troß dem düstern Bilde, das Sie entwerfen," entgegnete Edgar, „ahnt mir, daß eine glänzende Laufbahn Ihrer wartet; ich lege daher auf Ihr Wohlwollen in jeder Beziehung schon im voraus hohen Werth. Sollten zufällig einige Aktien Ihres Journals zu haben seyn, so bitte ich um gefällige Nachricht; hier meine Adresse." Beim Anblicke von Lorvilles Karte schien der Journalist, verlegen, sein Zutrauen zu bereuen. Der Duc war allgemein für einen der überspanntesten Ultras bekannt. „Verzeihen Sie," nahm der junge Schriftsteller nach einer Pause das Wort; „bei dem Sohne des Herrn Duc de Lorville konnte ich so viele Sympathie für unsere neuen Ideen nicht wohl erwarten." — „Ich weiß recht wohl, daß die Vorurtheile des Bürgerstandes gegen uns ganz eben so überspannt sind, als die unsrigen ihm gegenüber." — „Sie räumen also ein, daß Ihre Vorurtheile überspannt sind, gestehen zu, daß man, ohne fünfhundertjährige Ahnen, ein verdienstvoller Mann seyn kann?" — „Von ganzem Herzen; indeß werden auch Sie mir einräumen, daß man, weil man dergleichen Ahnen

besizt, darum kein geistesarmes, albernes Subjekt seyn muß.“ — „Gewiß, allerdings, ich bekenne Ihnen offen, daß Sie mich von meinem Vorurtheile gegen herzogliche Söhne im Allgemeinen radikal geheilt haben.“ — „Wie Sie mich von meinem Vorurtheile gegen Journalisten.“

Die beiden jungen Männer schieden als die besten Freunde. Sein innerstes Gefühl nöthigte Edgarn, den jungen Schriftsteller sich zum wenigsten gleichzustellen, und vielleicht zum ersten Male in seinem Leben ruhte seine Phantasie mit Wohlgefallen auf dem Bilde der gesellschaftlichen Gleichheit.

Als er aus der Hausthüre trat, machte ihn eine schelkende Stimme auf die an die Gartenmauer gelehnte Bretterbude eines Schuhflickers aufmerksam. Der Mann schien sehr ergrimmt, er eiferte mit einem allerliebsten Mädchen, das, ihren Orangenkram in mächtigem Korbe vor sich, den Vater mit schelmischem Lächeln anhörte. „Das sag' ich Dir,“ schrie der Schuhflicker, „das sag' ich Dir, Vergenie, seine Frau wirst Du nun und nimmermehr! So ein Orgelspieler, ein Vagabund, der kein Domesil hat! so wahr ich Grichard heiße und mein Handwerk verstehe, den Hals brech' ich Dir eher, als daß Du mir den Histrion heirathest!“

Bilder vom kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

So haben wir also in diesen Reisenachrichten die Bestätigung der Feuerausbrüche der Inseln des Meeres und selbst einiger Berge der Küste; nur müssen sie damals, als Massudi seine Beschreibung entwarf, weit stärker gewesen seyn, als sie zu Kämpfers und Lerches Zeiten waren; denn sie hörten nur als von einem vergangenen Faktum von den Feuerausbrüchen erzählen, die seitdem sich vielleicht noch seltener erneuert haben mögen. Daß gegenwärtig feuerspeiende Naphthavulkane in jenen Gegenden ihre Thätigkeit erneuern können, ist für die Küstengegend von Baku und Ssallian sehr wahrscheinlich, weil überall noch immer dieselben Bedingungen zu ihrem Entstehen vorhanden zu seyn scheinen; daher sieht man noch jezt auf den Inseln vor dem Ausfluß des Pirssagat, auf Bulla oder Sswinoi, ihre seltenen, aber sehr verminderten Feuerausbrüche, wie mir denn viele der Eingebornen von einem Rauche erzählten, der auf ihnen von Zeit zu Zeit hervordringen solle. Auch Erdbeben beobachtet man noch jezt in der Bakuschen Gegend. Während Lerche's Anwesenheit entstand i. J. 1747 im September ein Erdbeben, das eine Minute lang währte und wobei man einen Knall hörte, als ob Thüren zugeschlagen würden. Dies deutet offenbar auf unterirdische vulkanische Ursachen hin, die noch gegenwärtig ihre Einwirkung auf die Veränderung der Oberfläche der Erde in diesen Gegenden fortsetzen.

Außerdem zeigt diese an Naphthavulkanen so reiche Gegend noch das Merkwürdige, daß diese Vulkane an dem äußersten Endpunkte des kaukasischen Alpenkammes, an der flachen Meeresküste selbst, vorkommen, da also, wo das ältere Gebirge aufhört und nur neuere Formationen die Niedrigungen einnehmen. Um so auffallender und für die Theorie der Bildungsart dieser kaukasischen Gebirgskette von vieler Bedeutung ist es, daß gerade am entgegengesezten Endpunkte dieses Alpenkammes sich ähnliche Erscheinungen auf der Halbinsel Kertsch und der Insel Taman finden. So wie nämlich am südöstlichen Endpunkte des Alpenkammes auf der Halbinsel Abscheron, und an der ganzen Meeresküste von Baku nach Ssallian und auf den Inseln des Meeres sich Schlammvulkane und Naphthaquellen in unendlicher Menge finden, so wiederholen sich dieselben Erscheinungen dort am nordwestlichen Endpunkte desselben.

Wir sehen, daß bei den Naphthavulkanen überhaupt als sie veranlassende Momente die Naphtha, das Seewasser und endlich die brennbare Luft oder das Wasserstoffgas gedacht werden müssen, und dadurch geleitet, könnten wir uns der Theorie ihrer Entstehungsart allmählig nähern. Es leidet keinen Zweifel, daß ein Erhitzungsprozeß in diesen Gegenden stattfinden müsse; darauf deutet schon das häufige Vorkommen von heißen Quellwassern hin, die gewöhnlich herausfließen, wenn ein solcher Schlammvulkan zusammenstürzt, sich auch sonst überall zu kleinen Salzseen sammeln, wo jene vorkommen. Ferner deutet der Rauch, der aus Spalten dieser Gegenden hervortritt, auf irgend eine innere Wärme der Erdrinde hin. Selbst der Ausfluß der Naphtha muß als Beweis für die Annahme eines Sublimationsprozesses oder eines dort bestehenden Feuers angesehen werden. Endlich sehen wir auch in der Nähe des ewigen Feuers bei Baku, kaum ein Viertelwerst davon entfernt, aus Spalten des dortigen Muschelkalksteins eine Wärme hervordringen, die kaum von der Hand ertragen werden kann; dies reicht hin, um eine Wärmeerzeugung in der Erde anzunehmen.

Die Naphtha an sich ist aber ein vegetabilisches *) Produkt, wahrscheinlich aus brennenden Steinkohlenlagern **) entwickelt; der Geruch der Naphtha ist rein vegetabilisch, also keineswegs ein brenzlich thierischer, gerade so wie der Geruch brennender Steinkohlen, die auch von Naphtha durchzogen oder mit ihr gleichzeitig vorzukommen pflegen.

---

*) Wenigstens findet sie sich meist in oder in der Nähe von Steinkohlenflözen.

**) Einen Beweis dafür sehen wir in Indien, wo an 500 Naphthabrunnen quellen; der Boden besteht Anfangs unter der Oberfläche aus Sand, dann aus Schichtenlehm, von Naphtha durchzogen, und endlich folgen Steinkohlen, aus denen die Naphtha hervorquillt.

Das Harz der verkohlten Stämme scheint durch lang andauernde Erhitzung diese Verwandlung in Naphtha zu erleiden; es wird durch sie theils verflüchtigt, wodurch es in die Höhe gehoben und aufs Neue unter tropfbar flüssiger Form niedergeschlagen wird, oder theils dem Wasser beigemischt, in welchem es als leichterer Körper an die Oberfläche emporsteigt. Auch aus den neuesten Untersuchungen über die Erdharze geht der vegetabilische Ursprung der Naphtha hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Cholera. Reform. Erziehungsplane in Irland. Der Zehnten.

Die Cholera nimmt im Norden von England und Süden Schottlands, wohin sie von dort aus eingewandert ist, eher ab, als zu; wenigstens scheinen in den vielen Städten und Dörfern auf der weiten und höchst volkreichen Strecke von New-Castle bis Paisley, mit Einschluß der großen Städte Glasgow und Edinburg, im Durchschnitt nicht über 50 Personen täglich zu erkranken. Ja in lezterer Stadt, wo es doch so viele Arme gibt, welche eng bei einander leben, trat sie besonders milde auf, so daß nach dem lezten Bericht kein Kranker mehr vorhanden war. Dagegen aber breitet sie sich in London, besonders in den an dem Flusse gelegenen Vorstädten und den in der Hauptstadt mit einbegriffenen Dörfern aus, vor allem in den der Londoner Brücke nahe gelegenen Gäßchen und Winkeln der südlichen Vorstadt Southwark. So viel man weiß, gehören die Gestorbenen fast ausschließlich zu der gemeinsten Volksklasse, wenigstens hat man nicht gehört, daß eine namhafte Person von der Seuche befallen worden wäre. Es soll jedoch unter den wohlhabendern Klassen eine Ruhr herrschen, welche von manchen Aerzten für einen milden Grad der Cholera gehalten wird, obgleich sie ihre Kunden nicht als Cholerakranke angeben. Dennoch fürchtet man sich nicht, und Handel und Wandel in der Stadt, so wie öffentliche und Privatlustbarkeiten und Zusammenkünfte gehen ihren gewöhnlichen Gang fort. Aber der auswärtige Handel und alle damit verbundenen Gewerbe liegen jämmerlich darnieder; ja selbst der Handel mit dem Binnenlande leidet, da viele Käufer vom Lande sich scheuen, in die Stadt zu kommen; auch sieht man an den vielen geschlossenen Häusern im westlichen Theile der Stadt — eine in dieser Jahrszeit ungewöhnliche Erscheinung — daß manche Familien das Land dem Aufenthalte in einer verpesteten Stadt vorziehen; aber wer einmal hier bleiben muß, scheint alle Furcht verbannt zu haben. Selbst der Pöbel macht sich in Spottliedern über einen Feind lustig, dessen Furchtbarkeit man ihm gar sehr übertrieben zu haben scheint; unter andern hörte ich neulich auf der Straße singen, die Reformbill habe die Cholera Morbus. Mit dieser Bill sieht's auch wirklich mißlich aus, obgleich das Unterhaus auf dem Punkte steht, sie anzunehmen; aber man erwartet, daß das Oberhaus sie entweder noch einmal verwerfen, oder doch so ungestalten werde, daß sie ganz unkenntlich an die Gemeinden zurückkäme, es wäre denn, daß der Minister die Macht und den Muth hätte, dreißig bis vierzig neue Pairs zu creiren. Dennoch ist man im Publikum hier, wie im ganzen Lande, ruhig darüber und scheint den Erfolg abwarten zu wollen. Nicht so in Irland; während man in Dublin über die für die irländische Vertretung vorgeschlagenen Reformen deliberirt, und sie auf einer Seite zu demokratisch und auf der andern zu beschränkt findet, wobei man auch von der lezten Seite mitunter die Auflösung der Union in Anregung bringt, schreien die protestantischen Gegner der Regierung, im Verein mit vielen Fanatikern in Irland sowohl als in England, laut über die Regierung und verketzern sie, weil sie, in der löblichen Absicht, die verschiedenen Sekten einander näher zu bringen, was wohl nirgends in der Welt dringenderes Bedürfniß ist, als eben in Irland, in Zukunft die Schulen nicht mehr unterstützen will, in denen man die Bibel als Lesebuch gebraucht und sie zum Proselytenmachen mißbraucht, sondern unter der Leitung einer aus den vorzüglichsten Männern der drei Hauptsekten bestehenden Kommission ein Unterrichtssystem einzuführen sucht, wie es im größten Theil von Deutschland besteht, ein System, wobei das Lehren der eigentlichen Dogmen der Geistlichkeit jeder Sekte überlassen bleibt. Jene Schreier sagen, man wolle damit den Protestanten ihre Bibel rauben. Indessen aber geht das Bauernvolk im südlichen und westlichen Theil des Landes praktischer zu Werke und befreit sich von einer Steuer, die dort vielleicht drückender empfunden wurde als irgendwo, nämlich vom Zehnten. Das Land ist dort meistentheils verpachtet und zwar sehr oft in kleinen Stücken, welche kaum hinreichen, eine kleine Familie kümmerlich als Kartoffelfeld zu ernähren. Dafür verlangen nun die Grundherrn einen so ungeheuern Zins, daß der Pächter ihn fast nie ganz zu entrichten vermag; der Eigenthümer nimmt indessen, so viel er kann, und der arme, ausgesogene Pächter fühlt sich glücklich und dankbar, wenn man ihm etwas von dem Judenzins nachläßt und er in seiner Lehmhütte, ohne Bett oder sonstigen Hausrath, ja fast ohne Kleidung fortschmachten darf. Nun kommt aber der protestantische Geistliche zu dem fast immer katholischen Bauer, der zu seinem Seelenheil auch noch seinen eigenen Priester zu erhalten hat, und erpreßt seinen Zehnten, freilich selten so viel, als er gesezlich verlangen könnte, aber doch genug, um dem Pächter beschwerlich zu fallen, und sollte er auch nicht zu den Jammermenschen gehören, deren Bild ich eben entworfen, denn es gibt auch in Irland wohlhabende Leute. Auch hat sich der Widerstand dagegen sehr oft erneuert, aber ohne sonderlichen Erfolg, bis es endlich im Laufe des vergangenen Jahres den Bauern theils durch passiven, theils aber auch durch nur zu thätlichen Widerstand gelungen ist, fast die ganze Geistlichkeit in sechs Grafschaften durch Vorenthaltung des Zehnten an den Bettelstab zu bringen, so daß die Regierung das Parlament hat bitten müssen, den armen Pastoren Vorschüsse geben, die Widerspenstigen aber zur Entrichtung der Rückstände an den Staatsschaz nöthigen zu dürfen. Dabei wurde vom Parlamente versprochen, daß es sogleich an Mittel denken wolle, den Zehnten abzuschaffen und die Geistlichkeit auf einem andern Wege dafür zu entschädigen. Dieses war zwar schon längst von heller sehenden Politikern angerathen worden; aber bei der Blindheit, womit einmal alle Korporationen geschlagen scheinen, wollte man nichts davon hören; es mußte erst Blut fließen und Jammer und Elend über alle Betheiligten kommen, ehe man an ein Auskunftsmittel denken mochte, was jezt unendlich schwerer zu finden ist als früher, da die Geistlichkeit noch in wirklichem Besiz war. Natürlich waren die Gemüther lange für diese Widersezlichkeit reif; den unmittelbaren Anlaß zum Ausbruch soll aber der Umstand gegeben haben, daß der protestantische Ortspfarrer ein dem katholischen Priester gehöriges Pferd wegen rückständigen Zehntens in Beschlag nahm; ein Schritt, der, wahrscheinlich eben so rechtmäßig als unpolitisch, die Schaale des Zorns zum Ueberströmen brachte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. März 1832.

Wehe, wer nicht feiernd im Schoos der Kirche
Als ihr Kind ruht! Wehe, denn jeden Tag droht
Priestermund ihm, Priestergemüth ihm
Stete Verdammniß.

Platen.

Marcus Tullius Cicero in den Kerkern der römischen Inquisition.

Im Karneval von 1818 bat mich eine junge reizende Dame, mich als Cicero zu maskiren; sie wollte mich als die Tochter des römischen Redners, als Tulliola begleiten. Den Bitten des schönen Geschlechts konnte ich nie widerstehen, ich verschaffte mir demnach eine konsularische Toga und eine nach der Büste Ciceros auf dem Kapitol verfertigte Maske, und erschien so mit meiner Tulliola auf dem Korso. Wir stellten uns Anfangs unter den Peristyl des Pallasts Bolognetti, und nicht lange, so waren wir von einem Schwarm Neugieriger umgeben. Gelehrte richteten tausenderlei Fragen an mich über die Vergangenheit, und zu ihrer Verwunderung antwortete ich immer lateinisch. Die Geläufigkeit, womit ich mich in der Sprache des großen Redners ausdrückte, machte allgemeines Aufsehen, und bald sprach man im Korso von nichts als vom merkwürdigen Cicero am Pallast Bolognetti. Ich blieb hier etwa eine Stunde und begab mich sodann zum Fürsten Ghigi, dessen Haus der Sammelplatz des Adels und der ersten Gelehrten war. Kaum erschien Cicero, so fiel man von allen Seiten über ihn her. Fürst Ghigi warf mir vor, ich sey ein Schmeichler Cäsars gewesen und habe meine Grundsätze mehr als einmal gewechselt; ich vertheidigte mich und bewies mit geschichtlichen Belegen, daß an Ciceros Ehre kein Mackel hafte. Die einen behaupteten, ich sey ein Professor der Sapienza, andere, ich sey einer der Scriptores des Vatikans; aber der Ritter Odescalchi erklärte, er kenne nur Einen Mann, der so Ciceros Rolle spielen könne, und dieß sey ein Ungar, der öfters vor der Academia latina höchst interessante lateinische Verse improvisirt habe. Da ich sah, daß man mir nahe auf der Spur war, zog ich ab, versprach aber vorher, mich Abends im Theater Allberti zu zeigen.

Ich erging mich nun eine Zeitlang im Korso und unterhielt mich, immer lateinisch, mit verschiedenen Personen, namentlich mit Engländern; mit Einbruch der Nacht fand ich mich versprochenermaßen im Theater Aliberti ein. Hier hatten sich die größten Gelehrten eingefunden, um den wiedererstandenen Cicero durch Fragen in die Enge zu treiben. Vier Stunden lang ließ man mich die schwersten Stellen in den Werken des Redners erklären und seine mangelhaft auf uns gekommenen Reden ergänzen. Ich gab, zur allgemeinen Verwunderung, befriedigende Auskunft über Alles. Um Ein Uhr nach Mitternacht befragte mich der Fürst von Canino (Lucian Bonaparte) um meine Ansicht über Roms gegenwärtigen Zustand, über seine bürgerlichen und peinlichen Gesetze. Im Feuer des Gesprächs vergaß ich, wo ich war, und als mich Jemand fragte, wie ich von Dingen wissen könne, die sich fast 2000 Jahre nach meinem Tod ereignet, erwiederte ich, ich habe in der Unterwelt sehr unterrichtete Römer gesprochen, und noch vor Kurzem habe ich mich lange mit dem Kardinal Maury unterhalten. Dieses Wort war für viele der Anwesenden ein Donnerschlag; war es doch die schrecklichste Blasphemie gegen das

ganze Kardinalskollegium, und die Argus der römischen Inquisition gaben mich flugs bei Monsignore Pacca, dem Gouverneur von Rom, an.

Alsbald ward Befehl ertheilt, mich zu verhaften, sobald ich einen Fuß auf die Straße sezte, und um zwei Uhr Morgens wurde ich, da ich in den Wagen steigen wollte, von vier Sbirren ergriffen. Man verband mir die Augen, sezte mich in einen Wagen und fuhr rasch davon. Man hielt am Kloster Santa Maria, wo die Inquisitoren vom heiligen Offizium ihre Sitzungen halten, und wo sich auch die Kerker befinden, in denen die Angeklagten des Urtheilsspruchs harren. Das kleine unterirdische Loch, in das man mich warf, war so niedrig, daß ich nicht aufrecht stehen konnte; das einzige Luftloch war eine enge Oeffnung, die auf einen dunkeln Corridor ging; das ganze Geräthe bestand aus einem hölzernen Stuhl und einem Wasserkrug. Was diese Nacht in mir vorging, läßt sich nicht beschreiben; schon zweimal war ich im Gefängniß gewesen, war wegen politischer Vergehen zum Tod verurtheilt worden, aber in einem so scheußlichen Kerker hatte ich mich noch nie befunden.

Den andern Morgen um zehn Uhr erschienen zwei stämmige Mönche; sie sagten, ich müsse vor dem Inquisitor erscheinen, und wollten mir die Hände binden. Ich erklärte standhaft, ich werde mich solcher Tyrannei nimmermehr unterwerfen. Die Mönche antworteten, diese Vorsicht sey durchaus nothwendig; da sie mich aber fest entschlossen sahen, es nicht zu dulden, gingen sie, kamen nach einer Viertelstunde wieder und winkten mir, ihnen zu folgen. Wir gingen durch mehrere finstere Gänge, stiegen sodann ganz dunkle Treppen hinab und gelangten endlich in die Zelle des ehrwürdigen Paters Olivieri, eines der Inquisitoren des heil. Offiziums *). Der Mann mochte fünfzig Jahre alt seyn; er war hoch gewachsen, und seine schwarzen, wilden Augen, sein breiter Mund mit wulstigen Lippen erfüllten mich mit Abscheu und Eckel. Zu seiner Seite saß ein junger Mönch, der das Protokoll führen sollte. Der ehrwürdige Pater sah mich eine Zeitlang an, als wollte er in meinem Herzen lesen, sezte sich sodann und begann das Verhör: „Wie heißt Ihr, woher, was und welches Glaubens seyd Ihr?“ — „Ich heiße Arduel Tchocha aus Bude in Ungarn; ich bin Soldat und Katholik.“ — „Warum seyd Ihr verhaftet worden?“ — „Das weiß ich nicht.“ — „Habt Ihr nicht im öffentlichen Schauspielhause gegen das heilige Kollegium der Kardinäle gesprochen?“ — „Ich wüßte nicht, daß ich mich dieses Vergehens schuldig gemacht hätte.“ — „Habt Ihr nicht in der verflossenen Nacht, als von den Gesetzen dieses Reichs die Rede war, geäußert, Ihr habet Kardinal Maury in der Hölle getroffen?“ — „Ja, aber das geschah im Feuer des Gesprächs; es konnte mir auch nicht in den Sinn kommen, daß ich das heil. Kollegium der Kardinäle damit beleidige, zumal da ich Cicero sprechen ließ, der doch gewiß kein guter Katholik war.“ — „Wißt Ihr sonst noch etwas zu Eurer Entschuldigung anzuführen, das die heil. Inquisition zur Milde stimmen könnte?“ — „Nicht daß ich wüßte; aber,“ fuhr ich nach einer Pause fort, „Kardinal Maury sprach sich sein Lebenlang öffentlich gegen das römische Dogma der Unfehlbarkeit aus, und er weigerte sich noch auf dem Todtenbette, seinen Irrthum abzuschwören.“ — „Dieß ist richtig; aber, wie Ihr wißt, hat der heil. Vater dem sterbenden Kardinal seine Absolution in articulo mortis zugesandt, und somit ist es so gut als ein Glaubensartikel, daß Kardinal Maury dadurch der Höllenqual entgangen ist.“ — „Ich wußte dieß nicht; ich gestehe aber, ich wäre, hätte ich es auch gewußt, derselben Ansicht gewesen.“ — „Seyd Ihr derselbe, der öfters vor der lateinischen Akademie lateinisch improvisirt hat?“ — „Ja.“ — „Nun denn, wie kann ein Soldat so bewandert in der Literatur und Geschichte seyn, daß er lateinisch improvisirt und Cicero vorstellt, wie Ihr gethan?“ — „Factum infectum fieri nequit; habe ich es gethan, so braucht es weiter keinen Beweis, daß ein Soldat es thun kann.“ — „Da habe ich aber einen Brief von Monsignore Pacca an mich. Es liegt starker Verdacht vor, daß Ihr kein Ungar seyd; man sagt, Ihr führet einen falschen Namen, Ihr seyet ein Italiener von Adel und Eure religiösen und politischen Grundsätze seyen höchst gefährlich. Was habt Ihr hierauf zu antworten?“ — „Nicht viel; Ihr und Monsignore Pacca seyd im Irrthum. Ich führe einen deutschen Paß und habe die Ehre, dem Fürsten Kaunitz, unserm Gesandten bei dem heiligen Stuhle, wohl bekannt zu seyn.“

Diese Worte überraschten Pater Olivieri sichtlich; er schwieg eine Zeitlang, dann hieß er mich in mein Gefängniß zurückkehren; er wolle seinen Bericht machen und weitere Verhaltungsbefehle verlangen. „Wenn man mich denn doch gefangen hält,“ erwiederte ich, „so verlange ich wenigstens ein anständigeres Gefängniß und meine Kleider; denn im Kostüm eines römischen Konsuls kann ich doch nicht im Gefängniß bleiben.“ Ich äußerte ferner, ich sey sehr genau mit den Kardinälen Fontana und Litta *) bekannt, die damals Präsidenten des Inquisitionstribunals

*) Er lebt noch; er ist von Kardinal Bernetti zum obersten Inquisitor der im Kirchenstaat verhafteten Carbonari ernannt worden; von den Sprüchen seines Tribunals findet keine Appellation statt.

*) Diese beiden durch Weisheit und Mäßigung bekannten Kirchenfürsten wurden von Pius VII. zu diesem hohen, furchtbaren Amte befördert, als er nach seiner Rückkehr nach Rom auf das Dringen der Dominikaner, das von den Franzosen abgeschaffte Inquisitionstribunal wiederherstellte. Sämmtlichen intoleranten Mitgliedern des heil. Kollegiums gefielen jene beiden Ernennungen sehr schlecht.

waren; wenn man meine Bitte nicht erfülle, werde ich mich an sie wenden und sey gewiß, daß mir sogleich willfahrt werde. Dieser Wink machte den Inquisitor nachgiebiger, und er hieß die beiden Mönche mich in das Gefängniß führen, wo die gewöhnlichen Angeklagten verwahrt werden; Pater Olivieri versprach auch, mir meine Kleider zu schicken.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder vom kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Die Naphtha und das Bergöl sind als wahre empyreumatische Oele zu betrachten, und die ungeheure Menge, in der sie sich ehemals gebildet haben, spricht zu deutlich dafür, daß sie Produkte des Feuers sind und sich eben so bildeten, wie man sie vermittelst der Destillation organischer Körper künstlich darstellt. Die Bildung der meisten Steinkohlenarten läßt sich nicht befriedigend erklären, wenn man nicht die Wirkung der Hitze dabei zum Grunde legt, und in diesem Falle müssen sich dabei die Produkte erzeugt haben, ohne deren Absonderung keine Verkohlung organischer Körper möglich ist. Diese treffen wir aber auch wirklich in großer Menge an.

Ist einmal ein solcher Erhitzungsprozeß vorhanden, so kann er auf der andern Seite leicht durch die brennbare Eigenschaft der Naphtha selbst unterhalten werden, und daher sind dergleichen unterirdische Erdbrände da, wo Naphthagruben vorkommen, so außerordentlich häufig. Durch die dadurch erzeugte hohe Wärme kann nun das Seewasser, das zu den Höhlen, die unter dem Niveau des Meeres liegen, leichten Zugang hat, in seine Bestandtheile zersezt werden, und so das Wasserstoffgas desselben theils, sobald es an die atmosphärische Luft kommt und sich mit ihr mischt, Knallluft bilden, und damit das donnerähnliche Getöse der Naphthavulkane, theils auch die Feuerauswürfe oder Feuergarben verursachen, die nur durch brennendes Wasserstoffgas bewirkt werden können. Daher finden sich auch in der Entfernung von ½ Werst nordwärts vom ewigen Feuer jene Spalten im Kalkboden, aus denen eine sehr große Wärme emporsteigt. Ihnen zunächst liegen, ein Werst weiter nordwärts, die Quellen der weißen Naphtha, und erst nach zwei Wersten sieht man die schwarze Naphtha fließen.

Wenn nun das häufig auf diese Art entstandene Wasserstoffgas sich in Gruben sammelt und so endlich durch Spalten aus dem Boden hervordringt, so würden wir bei Annäherung einer Flamme an diese Erdspalten das Gas sich entzünden und so das ewige Feuer bei Baku entstehen sehen. Dies wäre mithin nur Folge eines unterirdischen Zersetzungsprozesses des Seewassers durch eine Wärmeentwickelung, die wiederum durch Erhitzung der Naphtha und Steinkohlenlager im Schooße der Erde bedingt wäre. Je mehr nun Wasser in diese Höhlen zuströmt, desto mehr Wasserstoffgas wird sich aus ihm entwickeln können; daher brennt das Gas am Atesch-gah bei Baku lebhafter beim Südwinde, der jenes Wasser in den Golf von Baku hineintreibt, als beim Nordwinde, der das Wasser von da wegtreibt. Dadurch könnten ferner selbst viele Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte eintreten, bald bei größerer Ansammlung des Seewassers und plötzlicher Zersetzung desselben eine augenblickliche Explosion entstehen, bald nach allmähliger Entwickelung des Wasserstoffgases dasselbe sich entzünden und als eine hohe Feuersäule lange fortbrennen und weit vom Meere aus beobachtet werden.

Am Atesch-gah bei Baku ist also die unversiegbare Quelle des ewigen Feuers in der allmähligen, fortdauernden Zersetzung des Wassers begründet, wodurch das Wasserstoffgas Zeit gewinnt, durch die feinern Spalten der Erdrinde allmählig in die Höhe zu steigen und so, mit der atmosphärischen Luft vermischt, überall da sich zu entzünden, wo man ihm eine Flamme nahe bringt. Gerade das allmählige Vordringen des Gases durch enge, tiefe, weithin reichende Spalten verhindert hier die Explosion, die nur dann möglich wäre, wenn das Gas, das äußerlich brennt, mit einer größern Ansammlung desselben in einer bedeutendern Höhle Zusammenhang hätte; *) eine wichtige Rolle bei der Explosion spielen ohne Zweifel auch die Wasserdämpfe selbst.

Eine andere Untersuchung, zu der uns das ewige Feuer Veranlassung gibt, sind die Indier, die in dem Atesch-gah einen heiligen Feuerort verehren, zu dem sie aus so weiter Ferne wallfahrten. Der Feuerdienst gehört bekanntlich zu den ältesten; aus ihm könnten wir vielleicht auf das Alter des brennenden Feuers bei Baku geleitet werden, wenn wir in seiner Geschichte Punkte fänden, aus denen hervorginge, daß er hier schon sehr frühe ausgeübt würde.

Sind die Feueranbeter bei Baku Guebern zu nennen, oder sind es wahre Indier, die dem Sabäismus oder Feuerdienste huldigen, ohne Guebern zu seyn? Der Nation nach sind die Feueranbeter in Baku Indier, sie sprechen und schreiben Indisch, wie dieß ihre Gebete und eine Inschrift über dem Portal ihres Atesch-gah zeigen; daher können es keine wahren Guebern seyn, welche eine Sprache sprechen, die aus Zend, Pehlvi, Arabisch, Tatarisch und Neupersisch gemischt seyn soll. In wie fern dieß gegründet ist, lasse ich unberührt, nur erwähne ich so viel, daß die Sprache der Guebern nie Indisch ge-

*) Einer solchen Explosion, durch Naphthaentzündung bewirkt, mag wohl der Untergang von Sodom und Gomorrha zuzuschreiben seyn; noch jezt schwimmt auf dem todten Meere Naphtha.

nannt wird, also Indier nicht Guebern seyn können. Bisher hat man wohl die Feueranbeter in Baku Guebern genannt, allein mit Unrecht, wenigstens was die jezt dort lebenden betrifft *). Aber auch früher waren es Indier, die dort das Feuer anbeteten; schon Forster **) nennt sie so. Ihre Götzen, die sie verehren, und die ihnen als heilige Wesen unter diesen Gestalten in ihren heiligen Büchern beschrieben sind, bringen sie schon als metallene Figuren aus Indien mit. Da nun in Indien die Guebern einst Schutz vor ihren Verfolgern fanden, so mochte es leicht dahin gekommen seyn, daß der Feuerdienst der Guebern auch von den Indiern, doch nach ihrem Götzendienst modifizirt, angenommen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Indier verbrennen ihre Todten, die Guebern stellen sie im Felde aus, damit die Vögel ihnen die Augen aushacken.

**) Forster, voyage du Bengale l. c.

Korrespondenz-Nachrichten

Wiesbaden, März.

Verlegung des Appellationsgerichts nach Usingen.

Die Baulust in hiesiger Stadt hat durch die mit Ende Juni l. J. eintretende Verlegung des Hof- und Appellationsgerichts nach Usingen einen gewaltigen Stoß erlitten. In Folge derselben verlieren beiläufig neunundzwanzig Wohnungen ihre bisherigen Bewohner. Die Auswanderung einer so bedeutenden Zahl von Familien zu gleicher Zeit muß, in Verbindung mit den in den leztern Jahren aufgeführten vielen Neubauten, die ohnehin schon gesunkenen Hausmiethen so herunterdrücken, daß wohl Niemand seinen Vortheil ferner dabei finden wird, sein Geld in Häuser zu stecken, oder zu deren Bau, wie es seither meistens geschah, Kapitalien aufzunehmen. Diese Verhältnisse werden daher noch lange die Ausbauung der neu angelegten Louisen- und Rheinstraße verzögern, welche außerdem schon in wenigen Jahren zu erwarten gewesen wäre. Es ist dieses um so mehr zu bedauern, als die Rheinstraße in ihrem gegenwärtigen unvollendeten Zustande von der Seite von Mainz und Bieberich nichts weniger als einen ansprechenden Anblick gewährt, was durch die sich als moderne Ruine darstellende katholische Kirche noch ärger wird. Wiesbaden soll sich die Verlegung des Hof- und Appellationsgerichts zunächst durch die Gesinnungen zugezogen haben, die ein Theil seiner Notabeln bei dem Versuche der Mehrzahl der Landesdeputirten in der lezten Ständeversammlung, die Domänen dem Lande, als Staatsdomänen, zu vindiciren, auf eine höchsten Orts mißfällige Weise zu erkennen gegeben hat. Wie es verlautet, so möchte hauptsächlich durch ein gegen den Schluß der ständischen Sitzungen den gedachten Deputirten in dem Gasthause zu den vier Jahrszeiten gegebenes Abendessen und die dabei gehaltenen Reden und ausgebrachten Toaste angestoßen worden seyn, was einigermaßen dadurch bestätigt wird, daß einem der hiesigen Advokaten, einem jungen, sehr fähigen Manne, welcher demselben beiwohnte, als Folge hievon, die seitherige, nicht unbedeutende Prokuratur der Domänenprozesse sofort abgenommen und einem seiner Kollegen übertragen worden ist. Eine vom städtischen Vorstande an den Herzog abgeordnete Deputation, um in einer zu überreichenden Adresse die Anhänglichkeit der Stadt Wiesbaden zu versichern und den durch den bemerkten Vorgang entstandenen nachtheiligen Eindruck möglichst zu entfernen, hat zwar eine sehr gnädige Aufnahme gefunden, ohne jedoch den eigentlichen Zweck ihrer Absendung, Belassung des Hofgerichts in Wiesbaden, erreichen zu können. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß Wiesbaden sowohl dem vorigen, als dem jetzigen Herzoge den größten Theil seines gegenwärtigen Wohlstandes verdankt, deren Bestreben jederzeit vorzugsweise, und selbst mitunter zum Nachtheile anderer Städte des Herzogthums, auf dessen fortschreitenden Flor gerichtet war — und Undank schmerzt, er mag von einer Seite kommen, woher er will. Inzwischen sollte doch eine Strafe nur die Schuldigen treffen. Dieses ist aber hier, wenn nämlich eine solche wirklich beabsichtigt seyn soll, keineswegs der Fall, da ein großer Theil der hiesigen Hausbesitzer es gewiß an loyalen und submissen Gesinnungen nicht hat fehlen lassen, und noch weniger das Verschulden der guten Stadt Wiesbaden dem übrigen Theile des Hofgerichtsbezirks in Zurechnung gebracht werden kann, dessen rechtsuchenden Bewohnern der ohnehin beschwerliche Rechtsweg dadurch mit wenigen Ausnahmen noch beschwerlicher gemacht wird, indem Usingen bekanntlich an einem äußersten Punkte des Herzogthums liegt, ohne diese Lage gleich Wiesbaden durch andere, seiner Zeit von der Staatsregierung geltend gemachten Vortheile auszugleichen. Dabei berührt der Kostenpunkt sämmtliche Steuerpflichtigen ohne Unterschied.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 72:
Sehnsucht.

Räthsel.

Einst sang ich eines Helden Lob,
Und nun erröth' ich fast darob;
Es ist ein ungefüger Held,
Der immer auspfeift alle Welt.

Er hätt' es gar nicht nöthig, er.
Die gute Gesellschaft haßt ihn sehr,
Schließt überall die Thüre fast
Vor solchem ungebetnen Gast.

Doch lau'rt er noch im Corridor,
Und fährt nicht gleich der Wagen vor,
Dort hat er manchen zarten Gast
Zu seinem Unglück angefaßt.

Im Freien übt er frei die Wuth,
Wirft ab dem stolzen Mann den Hut,
Reißt Hüllen von ängstlich Verborgenem weg,
Wirft Wandrer hinein in den Fluß vom Steg.

Er führt ein kleines gefräßiges Heer
Aus halbverdorrten Wüsten her;
Das stürzt sich über das grüne Feld
Und raubt, doch läßt es euch euer Geld.

Als seine Leckerbissen bekannt
Sind starrendes Eis und glühender Sand;
Er legt sich Pest in des Mundes Hauch,
Wen dann er trifft, ihn mordet er auch.

In seiner vollen Erbärmlichkeit
Erscheinet er aber weit und breit,
Und seine Stärke sogar versiecht,
Wenn er vergeistigt in Beutel kriecht.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. März 1832.

— Dieweil das Land nun brennet
Und seine Gegend stets von Wasser wird berennet,
So daß, wann Harz, Alaun und Schwefel sind verthan,
Ihr Samen wiederum sich doch erholen kann
Und fette Nahrung hat, wie soll die Gluth verschwinden?

Martin Opitz.

Bilder vom kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Wir finden in Indien feueranbetende Indier und feueranbetende Guebern; man könnte beide Guebern nennen, wenn man damit nur den Feuerdienst bezeichnen wollte, und so Guebern unter den Indiern wie unter den Persern finden, eben so wie es Mahomedaner unter Persern, Arabern, Tataren und Indiern gibt. Jezt ist aber das Wort Gueber, verstümmelt in Gaur, als ein Schimpfwort bei den Persern gebräuchlich, und die wenigen noch übrigen Guebern leben in Persien in sehr großer Verachtung *) und Dürftigkeit. Man bedient sich ihrer mitunter als Läufer; so standen mehrere in Diensten des englischen Gesandten, der Briefe durch sie nach Schiras, in Ermanglung der Post, sandte. Leicht kann es auch seyn, daß die feueranbetenden Indier sich nicht Guebern nennen wollen, gerade weil dieses Wort einen so zweideutigen Sinn hat; aber immer bleibt es ausgemacht, daß die Feueranbeter Baku's gegenwärtig nur aus Indiern bestehen, die meist gerade von dort hieher kommen, um ihre heilige Wallfahrt zu verrichten. Doch ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß in frühern Epochen des Feuerdienstes wirkliche Guebern aus dem Parsenstamme hier ihren Götzen opferten. Denn früher soll hier eine große Stadt der Guebern gestanden haben, die durch ihren berühmten Tempel Tausende von Andächtigen aus den entferntesten Gegenden herbeizog. Diese Wallfahrten folgten einander bis zur Epoche der zweiten Expedition des Heraclius gegen die Perser. Dieser Krieger verwüstete den Tempel der Magier. Dieß gibt uns einen Beweis, daß die Flamme schon im grauen Alterthume in dieser Gegend brannte, aber ungewiß bleibt es, zu welcher Zeit und wie sie zuerst bemerkt wurde. Die Tempel der Guebern wurden mehrmal zerstört, dann wieder neu aufgebaut, und sie selbst, als Abkömmlinge der Parsen, verließen den Feuerort, während Indier, als ähnliche feueranbetende Götzendiener, nur nicht Zoroasters Lehren folgend, hieher wallfahrteten und sich einen andern Tempel erbauten.

Der Boden um den Ort herum, dem das ewige Feuer entströmt, besteht aus einem Muschelkalkstein der Tertianzeit, dessen Muscheltrümmer so fein sind, daß es unmöglich ist, die Gattung derselben zu bestimmen; man sieht nur, daß es zweischalige Muscheln sind, deren Formen ungemein fein und klein gewesen seyn müssen; unter ihnen erkennt man jedoch deutliche Abdrücke von kleinen Cardien. Je weiter man dagegen nordwärts zu den Naphthaquellen hinauf kommt, desto mehr verschwindet der Kalkstein, und man sieht eine schwärzliche Thonerde herrschen, die ganz von der Naphtha durchzogen ist, und die vorzüglich aus der Nähe der Naphthaquellen oder aus ihnen selbst genommen und zum Häuserdecken verführt wird. Man nennt sie dort Kir. Die Naphthagruben sind hier sehr zahlreich

*) In allen Volksmährchen der Araber werden alle Thaten der Bosheit oder Zauberei im Allgemeinen von Guebern begangen, und dieß Wort bedeutet jezt überall dasselbe, was ein Ketzer.

und von verschiedener Tiefe. Sie bilden den größten Reichthum dieses an sich ganz unfruchtbaren Landes. Die schwarze Naphtha findet sich in weit größerer Menge als die weiße auf der Halbinsel Abscheron und den nahgelegenen Inseln. Meist wird sie tief aus dem Innern der Erde geschöpft; hin und wieder fließt sie aber selbst über und ergießt sich so in kleinen Strömen. Ist sie dünn, so erscheint sie grüner von Farbe als die dickere, die schwärzer ist. Diese kann ohne Beimischung der grünen nicht zur Beleuchtung gebraucht werden, wozu diese hauptsächlich verführt wird. Die schwarze dient daher meist nur zum Verschmieren der Schiffe. Bei den Dörfern Bachtsche und Schubani ist die Erde und der Sand um die Naphthabrunnen mit verdickter schwarzer Naphtha durchdrungen und bildet eine schwarze, dicke, zusammengebackene Masse, die statt Holz zur Feuerung oder zum Dachdecken angewandt wird. Es sind in dieser Gegend 109 Brunnen für schwarze Naphtha gebaut. Die weiße Naphtha findet sich im Verhältniß zur schwarzen in weit geringerer Masse, und zwar nur an einem Orte, etwa 1½ Werst vom Dorfe Ssarachan entfernt, wo 16 Brunnen, um sie zu gewinnen, errichtet sind. Aus allen Brunnen werden in einem Monate an 20,300 Pud Naphtha gewonnen; dieß macht fürs Jahr 243,600 Pud schwarzer Naphtha aus, während von der weißen jährlich nur 800 Pud gewonnen werden. Die Brunnen befinden sich auf einer Fläche von etwa 2¾ Werst in der Länge und etwa einem halben Werst in der Breite, und enthalten ungefähr 684,000 Quadratfaden in sich. Ueberall zeigt der Boden Lehm, hin und wieder freiwillig hervorquellende Naphtha. Stellenweise findet sich dort ½ — 1 Arschine tief eine Erde, von Naphtha durchdrungen, die Massen von gelber und schwarzer Farbe bildet; diese verbreiten sich horizontal als dünne Schichten von 1 — 3 Zoll Dicke mehrere Faden weit. Die Erde zerfällt leicht in Staub und zeigt die Gegenwart der Naphtha dadurch an, daß sie mit einer Flamme brennt; die erdigen Theile bleiben alsdann glühend zurück. Sie wird hier zum Kochen der Speisen und zur Heizung der Zimmer statt der Kohlen gebraucht.

Der größte Theil der jetzt naphthahaltigen Brunnen war in verschiedenen Zeiten bald zum Theil, bald ganz neu gemacht worden; die dortigen Einwohner versichern, man habe vor etwa drei Jahren bei einem Brunnen einen Stein mit der Aufschrift gefunden, daß er vor 200 Jahren von Neuem umgebaut worden sey. Dieß würde einen Beweis geben, daß solche Brunnen eine so lange Reihe Jahre ununterbrochen Naphtha zu geben vermögen, und eine unversiegbare Quelle derselben im Schoße der Erde voraussetzen. Die Brunnen werden übrigens jetzt eben so wie in frühern Zeiten gebaut. Man gräbt erst eine Grube bis zur Hauptquelle selbst; sie wird in Gestalt eines umgewandten Kegels angelegt, und an ihren Wänden werden Stufen gegraben, damit die auf ihnen stehenden Arbeiter einander desto leichter die ausgegrabene Erde übergeben und so zur Grube hinauswerfen können. Darauf legt man die Wände des Brunnens bald mit Holz, bald mit Stein aus. Die Tiefe der Brunnen wechselt von ein bis fünfzehn Faden; die Menge der Naphtha beträgt täglich von 8 Pfund bis auf 140 Pud. Schon oben haben wir bemerkt, daß, je wärmer der Sommer, desto mehr Zufluß der Naphtha stattfindet, daß im Winter und Herbst weit weniger Naphtha gewonnen wird. Eine ähnliche schädliche Einwirkung sieht man auch von heftigen Nordwinden, vorzüglich in der kalten Jahreszeit; Südwinde vermehren den Zufluß der Naphtha. Aus diesen Brunnen wird die Naphtha mit dem Wasser, das ihr anhängt, theils mittelst Handwinden, theils mittelst einer durch ein Pferd bewegten Maschine herausgeschöpft; zu jenen sind drei Menschen, zu dieser ein Mensch und ein Pferd erforderlich.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß selbst das Unterlassen des Ausschöpfens zwei bis drei Tage lang dem Zufluß der Naphtha hinderlich ist; daher muß man selbst an kalten Tagen, während des Frostes, wo die Naphtha weit weniger als an warmen Tagen fließt, das Ausschöpfen wo möglich täglich, oder doch jeden andern Tag erneuern.

Meist enthält die geschöpfte Naphtha noch anhängendes Wasser; daher wird sie erst in Gruben gegossen, die sich neben den Brunnen befinden, wo das Wasser vermöge seiner Schwere niedersinkt; die darauf schwimmende Naphtha wird alsdann in Hammelfelle, theils mit Eimern, theils mit platten hölzernen Gefäßen gegossen und so in eigene kellerartige Behältnisse zum Aufbewahren gefüllt. Diese bestehen aus vier Wänden, die mit Steinen belegt einen viereckigen Keller bilden; die obere Oeffnung ist mit einem steinernen Gewölbe gedeckt; die Wände sind mit Kalk fest verschmiert, damit sie die Naphtha nicht durchlassen.

Von der schwarzen Naphtha werden jährlich nach Persien an 215,000 Pud verkauft, die übrigen 27,000 Pud bleiben für den Verbrauch in Grusien zurück; die weiße Naphtha wird nach Astrachan versandt, wo das Pud zu 2 Rubel 62 Kop. verkauft wird. Alle Arbeiten bei den Naphthabrunnen werden durch die Einwohner des Dorfes Balachani verrichtet. Dieß Dorf hat 121 Feuerstellen, 344 männliche und 448 weibliche Einwohner.

Marcus Tullius Cicero in den Kerkern der römischen Inquisition.

(Beschluß.)

Mein neues Gefängniß war eine sehr geräumige unterirdische Galerie, just unter dem Hofe des Klosters. Sie erhielt Licht durch mehrere vergitterte Oeffnungen; an einer Wand war ein sehr breites Feldbett, auf dem zehn, zwölf Personen Platz gehabt hätten; an der andern Seite hing

ein schwarzes Kruzifix, und verschiedene sehr alte Gebetbücher waren mit kleinen eisernen Ketten an die hölzernen Stühle befestigt, die sich im Kerker befanden. An den Wänden sah ich Tausende von Namen, von der Hand der unglücklichen Opfer der Inquisition, welche vor mir, und wohl meist um keiner so geringfügigen Ursache willen, in diesem Kerker lebendig begraben worden waren, geschrieben, oder vielmehr mit spitzen Werkzeugen eingegraben. Ich las die Namen Guido Reni, Salvator Rosa, Vincenzo Damiani, Cagliostro, den Namen des berühmten Dominikaners Fontana Rosa; unter dem leztern stand: bene est, quia monachos odi; ferner eine Menge Namen von deutschen, englischen, irischen Künstlern und andern Ketzern. Nachdem ich alle Winkel meiner neuen Wohnung durchstöbert hatte, warf ich mich auf das Bette und schlief, da ich sehr müde war, bald ein.

Gegen vier Uhr wurde ich durch einen Mönch geweckt, der etwas zu Essen und meine Kleider brachte. Ich dankte ihm und bat um Licht, denn im Zimmer war es bereits ganz finster. Ich aß etwas und legte das ciceronianische Kostüm ab, das mir diesen schlimmen Handel zugezogen. Gegen zwei Uhr Morgens vernahm ich ein klägliches Geschrei und hörte einen Unglücklichen, der sich ohne Zweifel in den Händen des Henkers der Inquisition befand, winseln: „Habt Mitleid mit mir! ich kann etwas, was ich nicht begangen, nicht gestehen! habt Mitleid, ich sterbe!“ Das war eine schreckliche Mahnung für mich; die gräßlichsten Bilder schwebten mir vor; bald sollte es mir vielleicht ergehen, wie dem Unglücklichen.

Am andern Morgen kamen die beiden Mönche sehr früh und führten mich wieder vor den ehrwürdigen Pater Olivieri. Kaum stand ich vor ihm, so erklärte er mir, nach den Erkundigungen, die er eingezogen, halte er sich für überzeugt, daß ich kein Ungar sey. „Ueberdies,“ sezte er hinzu, „ist dem Gouverneur Monsignore Pacca vom Marquis de Fuscaldo, dem neapolitanischen Gesandten beim h. Stuhle, gemeldet worden, Ihr seyet ein Unterthan Sr. Maj. des Königs beider Sicilien und von Seiten Eurer politischen Ansichten höchst verdächtig. Der Marquis de Fuscaldo reklamirt Euch demzufolge als seinen Gefangenen, und in wenigen Tagen sollet Ihr mit verschiedenen Personen confrontirt werden, damit man sich von der Identität Eurer Person überzeuge.“

Diese Worte schlugen meinen Muth völlig darnieder; mein Gesicht verrieth indeß nichts von dem, was in mir vorging; denn ich durfte bestimmt hoffen, daß meine Freunde in Rom vorher Alles versuchen würden, um meine Befreiung auszuwirken. Und ich sah mich auch wirklich in dieser Hoffnung nicht getäuscht. Meine Tulliola, welche kurz vor meiner Verhaftung das Theater verlassen hatte, wurde unruhig, als ich mich den folgenden Tag nicht zeigte, und ahnete ein Unglück; als sie sich vollends überzeugt hatte, daß ich nicht nach Hause gekommen sey, dachte sie gleich, ich werde in die Klauen der Inquisition gefallen seyn. Ohne Zeitverlust lief sie in das Hotel des österreichischen Gesandten, der, wie sie wußte, mein genauer Bekannter war, und stellte ihm vor, in welcher Gefahr ich schwebe. Sogleich sezte sich Fürst Kaunitz in den Wagen und fuhr zu Monsignore Pacca, um sich zu erkundigen, was aus mir geworden sey. Der Gouverneur antwortete, er wisse lediglich nichts von mir, und ich werde wohl Rom verlassen haben. Der Gesandte gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden; er sagte, als Gesandter Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich sey es seine Pflicht, darüber zu wachen, daß ich nicht mißhandelt werde oder mir überhaupt etwas zustoße. Monsignore Pacca wiederholte, er wisse durchaus nichts von mir.

Fürst Kaunitz ging nun zu dem Kardinal Staatssekretär, und da er hörte, Se. Eminenz befinde sich im Pallast Chigi, um den Abend bei einer Spielpartbie mit der liebenswürdigen Fürstin zuzubringen, welche seine Favoritin war, begab er sich geradewegs dahin. Der Staatssekretär befand sich wirklich hier; Kaunitz richtete dieselbe Frage an ihn, wie an Pacca, und erhielt buchstäblich dieselbe Antwort. Der Gesandte erklärte nun, er gedenke sich an den Pabst unmittelbar zu wenden, wenn er den andern Morgen früh nichts von mir höre und man ihm fortwährend verberge, was aus mir geworden sey. Genzalvi beharrte auf seiner frühern Erklärung, und Kaunitz ging.

Am andern Morgen um eilf Uhr begab sich Kaunitz in feierlichem Aufzuge zu Pius VII., und nach der Ceremonie des Fußkusses machte er den heiligen Vater sogleich mit dem Beweggrunde seiner außerordentlichen Aufwartung bekannt. Der Pabst hörte den Gesandten ruhig an und rief dann: „Was, den ungarischen Edelmann haben sie verhaftet? Povero Chechino! Und warum denn?“ — Der Fürst erwiederte, er wisse es nicht. „Nun,“ sagte der Pabst, „das will ich bald wissen.“ Er klingelte, befahl Monsignore Rivario, dem dienstthuenden Kämmerer, sogleich den Kardinal Gonzalvi holen zu lassen, und forderte sodann, gegen alle Etikette am römischen Hofe, Kaunitz auf, einen Stuhl zu nehmen. Während sie auf den Staatssekretär warteten, sprach Pius VII. von mir in sehr wohlwollenden Ausdrücken; er erzählte, wie er während seiner Haft zu Fontainebleau einen wahren Freund an mir gefunden, ja wie ich mehr als einmal meine persönliche Sicherheit auf's Spiel gesezt, um sein Schicksal zu erleichtern. Der gute Pabst sagte, er kenne mich von Jugend auf, ich sey ein braver Mann, es sey ihm aber nicht entgangen, daß ich mich oft höchst unvorsichtig benehme. Allermittelst meldete man den Kardinal Gonzalvi, und sobald der

Staatssekretär beim Eintritt den Fürsten Kaunitz neben dem Pabst sitzen sah, errieth er auch, weshalb man ihn hatte kommen lassen.

Hatte Pabst Pius VII. einmal einen Entschluß gefaßt, hatte er sich vorgenommen, etwas abzuschaffen, was ihm nicht gefiel, so war er standhaft im höchsten Grade, ja eigensinnig. Diesmal ging er diktatorisch zu Werke; er ließ den Staatssekretär gar nicht zum Worte kommen, sondern fragte ihn geradezu, was aus dem ungarischen Edelmann geworden, der vor zwei Tagen den Cicero vorgestellt habe und seitdem verschwunden sey. Gonzalvi merkte wohl, daß der Pabst von Ciceros Verhaftung Wind hatte, und antwortete: „Ew. Heiligkeit weiß wohl, daß die Religionsverächter, welche Schmähungen gegen unsern heiligen Glauben ausstoßen, den Händen des heiligen Offiziums überantwortet werden, und daß ihre Verhaftung so lange ein Geheimniß bleibt, bis sie verhört und gerichtet sind. Aus diesem Grunde konnte ich auch dem Herrn Ambassadeur von Oesterreich keine befriedigende Antwort ertheilen; weil mir aber Ew. Heiligkeit befiehlt, die Geheimnisse der h. Inquisition aufzudecken, so will ich mit wenigen Worten berichten, wie es dem ungarischen, oder vielmehr sizilianischen Edelmann ergangen ist.“ Der Kardinal erzählte nun, was man bereits weiß, und hob besonders heraus, was der Marquis von Fuscaldo in Hinsicht meiner geäußert. „Kardinal,“ sagte der Pabst, als Gonzalvi zu Ende war, „es ist unser Wille, daß der Gefangene unverzüglich in Freiheit gesezt werde, und weil der Herr Ambassadeur sich gütigst erboten hat, den Unterthan seines Souveräns selbst in Freiheit zu setzen, so werden Sie Sr. Excellenz begleiten und darauf achten, daß meine Befehle so schnell als möglich vollzogen werden.“

Es war etwa drei Uhr Nachmittags, da hörte ich im Gange, der zu meinem Gefängniß führte, Tritte mehrerer Menschen; ein Schauder überlief mich, aber meine Angst sollte nicht lange währen: denn bald ging die Thüre auf und herein trat mein trefflicher Freund Kaunitz, der mit freudestrahlenden Blicken mir meine Befreiung ankündigte. In wenigen Augenblicken war ich aus der Höhle der Tyrannei, der Folter und der Verzweiflung, und im prachtvollen Pallast eines großherzigen Fürsten, aus den Klauen der Inquisition und in den Armen lieber Freunde. Wenige Tage darauf nahm ich Abschied von allen meinen Bekannten und sagte Rom und Italien Lebewohl, wahrscheinlich auf immer.

Monthly Magazine.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wiesbaden, März.

(Beschluß.)

Winterbelustigungen.

Der Winter hat sich vorzugsweise durch häufige, sich rasch folgende Gesellschaften und Tanzbelustigungen in den höhern Cirkeln, insbesondere während der Ständeversammlung ausgezeichnet. Auch der Hof gab jeden Dienstag und Samstag, später jedoch nur noch am ersten Tage eine Soirée, so wie einige Bälle. Zu den Soirées wurden indessen nur die Mitglieder der Herrnbank und jene Staatsdiener und Offiziere nebst Familien gezogen, welche zugleich Hofchargen bekleiden. Die ohnehin nicht allzu große Zahl der hiernach Eingeladenen fand sich häufig noch dadurch verringert, daß für Manche aus Wiesbaden in der Fahrt bei den kalten Winterabenden und Nächten von Wiesbaden nach Bieberich und von da zurück ein Abhaltungsgrund lag, dem man sich um so leichter hingab, als das Ausbleiben nicht besonders entschuldigt zu werden brauchte. Dagegen unterblieben die sonntäglichen Hoftafeln, wozu bisher abwechselnd die Chefs der verschiedenen Behörden und in der Regel jeder Kollegienrath im Laufe des Winters einmal eingeladen worden waren. Auf den Hofbällen, so wie auf einzelnen Privatbällen, denen der Hof beiwohnte, nahmen sowohl die sich durch Güte und Anmuth auszeichnende Herzogin, als die immer reizender aufblühende Prinzessin Therese an den Tänzen Antheil, wobei leztere sich als vollendete Meisterin zeigte. Da auch mehrere öffentliche Bälle und am Fastnachtssonntag ein sehr besuchter Maskenball im Kursaal statthatten, so fehlte es in diesem Winter, so wie in frühern, keineswegs an Gelegenheit zu Vergnügungen. Desto weniger will der gesellschaftliche Ton Fremden zusagen, die namentlich jenes gefällige Entgegenkommen vermissen, das den Fremdling anspricht und ihm den Aufenthalt angenehm macht. Hierin dürfte auch der Grund zu suchen seyn, warum troz den vielen Annehmlichkeiten, die Wiesbaden namentlich im Sommer darbietet, und den im Allgemeinen nicht theuern Lebensbedürfnissen, so wenige fremde Familien sich daselbst fixiren, oder, wenn dieses eine Zeitlang der Fall gewesen ist, dasselbe alsbald wieder mit einem andern Aufenthaltsorte vertauschen. Am Geburtstage der Herzogin, den 25. Februar, hatte der städtische Vorstand einen Festball im Kursaal auf dem Wege der Unterzeichnung veranstaltet und die Herzogin dazu durch eine Deputation einladen lassen. Der Ball war äußerst zahlreich von allen Ständen besucht und sämmtliche Hofchargen, so wie die höhern Staatsdiener und Offiziere waren wegen der Anwesenheit des Hofes in großer Uniform. Je weniger der Herzog es liebt, an dergleichen Festen Theil zu nehmen, und je mehr derselbe es daher vermeidet, sich bei solchen in der Mitte seiner Unterthanen zu zeigen, einen um so freudigern Eindruck machte das Erscheinen der herzoglichen Familie, der sich auch sofort auf eine Weise kund gab, die nicht anders als dem Herzoge gefallen konnte, was sein längeres Verweilen auch zu erkennen gab. Er schien durch den Empfang angenehm überrascht, den er, in Beziehung auf die jüngsten Vorgänge, wohl so nicht erwartet haben mochte.

Das Theater erlitt diesen Winter blos eine Unterbrechung von ein paar Wochen, indem nur auf so lange die Brücke bei Mainz abgetragen war. Da Wiesbaden und Mainz ein gemeinschaftliches Theater haben und die Gesellschaft sich im Winter in der lezten Stadt aufhält, so hören die Wintervorstellungen in Wiesbaden, deren wöchentlich zwei sind, nach dem Kontrakt jedesmal auf, sobald der erwähnte Fall eintritt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 77:

Der Wind.

Beilagen: Intellienzbl. Nr. 11 u. Monatsreg. März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 1. März 1832.

Ueber die deutschen Kunstvereine,

nach Princip, Zweck und Nutzen aufgefaßt.

Fünfter Brief.

Woldemar an Ludwig.

Wenn ich mir wirklich das Verdienst zuschreiben dürfte, Sie von Ihren ersten Bedenklichkeiten befreit und zu einem Freund und Beistand meiner Sache gemacht zu haben; so wird mein Vergnügen über den glücklichen Erfolg meiner Debatte nicht dadurch getrübt, daß Ihre Beweggründe zur Theilnahme andre als die meinigen, ja diesen gerade entgegen gesezt sind und daß wir auch auf gemeinschaftlichem Grund und Boden uns immer noch in Opposition befinden. Es wäre thörichte Anmaßung und wohl jezt auch vergebliches Beginnen, meinen Bekehrungseifer noch weiter ausdehnen und mit Verkennung der naturgemäßen Verschiedenheit unsrer Standpunkte und Ansichten Sie zur Aufgebung der Ihrigen zwingen zu wollen. Allein mir selbst bin ich es doch noch schuldig, Ihnen zu zeigen, daß ich bei meiner Auffassung und Entwickelung des Gegenstandes auch die in Ihrem lezten Schreiben als wesentlich hervorgehobenen Punkte mit in Rechnung gezogen habe und von den darauf gebauten Einwürfen keinen Nachtheil für meine Grundsätze und deren Ausführung fürchte.

Vor allen Dingen aber habe ich das Recht, mich auf die Geschichte zu berufen, an deren Zeugniß auch Sie Sich so gerne anschließen. Alles was entsteht, und zumal das Edle und Treffliche, ist im Werden, in der Entwickelung und allmähligen Ausbildung begriffen. Es läutert oft nur erst langsam seinen ächten Stoff aus dem Zusammenfluß der verschiedenartigsten Bestandtheile. Es wird gewöhnlich um so fester, dauerhafter, gediegener und brauchbarer, je länger und ruhiger der Prozeß seiner Durchläuterung und Hervorbildung vor sich gegangen ist. Die Blumen, die sich unerwartet schnell erschließen, sind auch am frühesten verwelkt. Der Bau, den man übereilt, fällt am ehesten wieder zusammen. Wenn daher auch noch jezt im Anfange unsers Unternehmens Kräfte zusammenwirken, die sich in der Länge nicht vertragen, Meinungen laut werden, die sich theilweise ausschließen, Einrichtungen und Maaßregeln vorkommen, die hier der Beschränkung dort der Erweiterung erst noch bedürfen um dem zuerst ausgesprochenen Grundsatz und der daraus hervorgehenden wahren Tendenz völlig zu genügen; so ist davon kein Schaden zu besorgen, soferne wir nur die Hauptsache im Auge behalten, nicht aber den eigentlichen Standpunkt durch Seitenrücksichten oder persönliche Wünsche verrücken, soferne wir also auch im Fortgange der Zeit alles Beiwerk dem Wesen immer mehr zu assimiliren und unterzuordnen suchen. Daher täuschen Sie Sich sicherlich, mein Freund, wenn Sie den Hauptsatz durch Nebensätze einschränken, wenn Sie den Zweck, die Kunst zu befördern, wie ihn alle Statuten aussprechen, und wie ihn namentlich der Verein für die Rheinlande und Westphalen durch den Zusatz erläutert: „allgemeine Theilnahme für das Schöne anzuregen", bloß auf den Genuß einer Privatgesellschaft beziehen. Schon an und für sich ist der bloße Wille und Vorsatz, die Kunst zu fördern, etwas, das vernünftigerweise keinen Particularismus zuläßt. Wo aber noch besonders dabeisteht, die Förderung der Kunst könne nur mit Anregung allgemeiner Theilnahme für das Schöne Hand in Hand gehen; da gibt sich das Unternehmen selbst noch unzweideutiger als ein volksthümlich Gemeinsames zu erkennen, und was diesem Zwecke etwa noch hindernd im Wege steht, dieß hat entweder in localen und geschichtlichen Verhältnissen der einzelnen Gesellschaft seinen Grund, wo es denn mit diesen Verhältnissen sich entwickeln muß, oder es beruht vorerst noch auf einem gemeinschaftlichen Mißverständnisse, und wird durch Aufklärung schon angegriffen, durch folgerechte Durchführung des Prinzips hinweggeräumt. Schon dadurch aber, daß überall die wirkliche Theilnahme an der Wirksamkeit des Vereins Jedem, der dazu Lust und überhaupt einen moralischen Ruf hat, freisteht, ist die Erweiterung derselben zu einer großen allgemeinen Verbindung für die Kunst angebahnt und es ergibt sich schon

aus diesem Grundsatz der Aufnahme in den Verein, daß ein weiterer Umlauf der Kunstwerke als bloß unter den Mitgliedern statt finden und alles zunächst auf allgemeine Erweckung und Pflege des Geschmacks an dem Schönen berechnet werden sollte.

Ich bin daher ganz Ihrer Meinung, daß kleinere Blätter, in Umrissen oder überhaupt in einer leichten Manier gestochen, diesem Zwecke in seinem ganzen Umfange weit nicht so sehr entsprechen als ausgeführte Kupferstiche und Lithographien. Ich möchte aber auch umgekehrt nicht rathen, bloß die leztere Sitte beizubehalten. Wie ich überhaupt da, wo Viele theilnehmen, Viele genießen, Viele lernen und sich bilden wollen, Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit der Maaßregeln und Hilfsmittel für wesentlich achte, so glaube ich, wird jede Gesellschaft am sichersten gehen und die Absicht, sowohl den mehr als weniger Gebildeten förderlich zu seyn und die Lezteren auf die Stufe der Ersteren emporzuführen, am ehesten erreichen, wenn sie beide Arten des Verfahrens mit einander verbindet. Dazu gehört namentlich auch, daß eine Abwechslung in den Kunstzweigen, durch welche man solche zur allgemeinen Vertheilung bestimmte Werke ausführen läßt, statt finde, damit das Auge sich an die eigenthümlichen Vorzüge des Grabstichels und der Radirnadel sowie des Steindruckes, ferner an die verschiedenen Behandlungsweisen jeder einzelnen Kunstgattung gewöhnen lerne. Ebenso ist eine Mannichfaltigkeit in der Auswahl der Gegenstände und Motive zu treffen; auch über die allgemeine Verständlichkeit und den moralischen Eindruck der Bilder ernstlich Rath zu halten, damit nichts gegen den sittlichen Geschmack und das religiöse Gefühl anstoße, wohl aber aus dem Reichthum der Natur, des Lebens und der Geschichte eine Reihe von Darstellungen herausgegriffen werde, welche den Umfang und die Fülle des Kunstgebietes die Tiefe der Empfindung, den Schwung der Ideen, die sich durch die Kunst verkörpern lassen, zum allgemeinen Bewußtseyn und zur Bewunderung bringe.

Ferner muß ich es allerdings wünschen, daß dergleichen Bilder sich auch noch über die Grenzen der Gesellschaft hinausverbreiten und daß die Ausstellung des Vereins wirklich zur allgemeinen Förderung und Pflege des Kunstsinnes beitrage, indem man das Local Jedem, der sich anständig zu betragen verspricht, zugänglich macht. Allein es walten gerade hier wohl an mehreren Orten ganz besondere Verhältnisse ob, wenn dieses Local bei der von den ersten Anfängen gebotenen Sparsamkeit zu eng und klein für eine größere Zahl von Besuchern ist, oder wenn z. B. Hof oder Staat oder Privaten dem Verein einen passenden Raum zum Gebrauch überlassen, jedoch eine weitere Zuziehung auch andrer Beschauer ungern zugeben. Diese Verhältnisse müssen wenigstens für den Anfang beachtet werden, so lange die materiellen Kräfte beschränkt sind und jede Hilfleistung auf der andern Seite dem Fortgang des Unternehmens sonst einen Vorschub gewährt. Eine Ausstellung ist übrigens für die Vereinsmitglieder immer vorhanden, obwohl die Bilder darin ab- und zugehen und darunter manches Bedeutende, was der bleibenden Aufbewahrung an einem gemeinsamen Gesellschaftslocal würdig wäre. Dahin wird es mit der Zeit wohl auch noch kommen, und ich bin auch hier für das Prinzip der Mannichfaltigkeit. Man soll Einiges hinaustreten lassen in die Welt zum Apostelberufe der Kunst, Andres zurücklegen wie an heiliger Stätte, wo jeder Freund des Schönen allezeit seine ästhetische Andacht feiern kann.

Was Ihre weitere Bemerkung über hohe Protektorate betrifft; so finde ich auch diese nicht eben so unnatürlich wie Ihnen auf meinem Standpunkt scheinen dürfte, ohne zugleich für meine Ansicht von einer volksthümlichen Entstehung und Gestalt der Kunstvereine Abbruch zu fürchten. Es liegt darin eine Art von Ordensdekoration, wie solche der Dank der Kunstfreunde unter dem Volke den mächtigen Beschützern und Beförderern der schönen Künste zuerkennen mag. Es ist eine mit den Begriffen des constitutionellen Lebens wohl verträgliche Ehre, die nicht sowohl der äußeren Stellung für sich allein als dem sie begleitenden und verherrlichenden inneren Verdienste, der geistigen Hoheit und Bildung zukommt. Dieß um so mehr, wenn wir zugeben, daß ohne die hilfreiche Hand der Regenten oder doch der höchsten Staatsbehörden in mehreren Gegenden die Kunstvereine sich kaum noch hätten bilden noch weniger aber so frühe eine kräftige Gestalt und erfreuliche Wirksamkeit gewinnen können. Auf Geist und Verwaltung der Vereine wird aber auch durch jene Auszeichnungen kein hemmender Einfluß, keine die freie Verbrüderung und den freien Antheil und Genuß eines Jeden beschränkende Gewalt verstattet. Eher ist solches von der nach Maaßgabe der Größe des Beitrages bestimmten größeren oder kleineren Stimmenzahl bei Gesellschaftsbeschlüssen und Ausschuß- oder Schiedsgerichtswahlen zu befürchten. Denn daß derjenige, welcher doppelt oder gar dreißigmal so viel zahlt als die einfache Aktie beträgt, eben so viel Genuß als Last haben dürfe, daß er in der Verloosung und Vertheilung von Kunstwerken einen Vorzug erhalte, der sich nach seiner Einlage berechnen läßt, wird wohl Niemand in Abrede stellen. Hingegen eine den Aktien gleiche Anzahl von Stimmen in demjenigen, was die Verfassung, den Zweck, die Ausübung der Satzungen anbetrifft, unterwirft den freien Entwicklungsgang und die volksthümliche Gestalt des Unternehmens allerdings dem vorherrschenden Einflusse der reichen Contribuenten, der sowohl bei Generalversammlungen als durch das Organ des Ausschusses

und Wahlgerichtes auf die Erreichung der Gesellschaftszwecke beschränkend, niederdrückend, auf den Antheil des übrigen Theils der Mitglieder lähmend einwirken könnte.

Was Sie zulezt von der Begrenzung der Kunstvereine auf Vaterland und Vaterstadt sagen, so gilt dieß einmal nicht von allen Kunstvereinen, worunter ich wieder an den auch in seinen übrigen Grundsätzen so ausgezeichneten Düsseldorfer Verein erinnere. Indessen haben sich bereits in beinahe sämmtlichen deutschen Bundesstaaten Kunstvereine gebildet und kleinere Gebiete haben sich den größeren angeschlossen, wie z. B. der sächsische Kunstverein auch Weimar und die Herzogthümer umfaßt. Somit kann bei dem Grundsatz, die Kunst zunächst im speziellen Vaterlande zu pflegen und nur einheimische Künstler zu unterstützen, keiner völlig ausgeschlossen seyn, und der Idee des Ganzen würde nur in soferne Eintrag geschehen, als man eine Absonderung gewisser Kunstrichtungen und Manieren zu besorgen hätte. Diese Besorgniß wird aber beseitigt durch den schönen Bund, in welchen die verschiedenen deutschen Kunstvereine mit einander zu treten angefangen haben. Dresden, die Wiege so vieles Schönen, was die tönenden und bildenden Künste erzeugt haben, ist mit dem Schritte vertraulicher Annäherung vorangegangen, und wechselseitige Mittheilungen setzen jeden Theil von dem Standpunkt und Wirkungskreise der übrigen in genaue Kenntniß. Solcher Austausch ermuthigt den Eifer, berichtigt die Grundsätze und Maaßnahmen auf jeder Seite. Gemeinsame Verständigung führt dem gemeinsamen großen Ziele näher, und die Vielseitigkeit der Kunstvereine wird eher auf die Akademieen und Kunstschulen befreiend und die Schranken der Befangenheit in Manier und Methode hinwegräumend wirken. Die Bildung ausgezeichneter Kunsttalente wird dadurch zugleich befördert, wenn ihre Leistungen nach verschiedenen Richtungen bekannt und von verschiedenen Standpunkten aus, nach verschiedenen Grundsätzen fremder wie einheimischer Kenner beurtheilt werden. Der irgendwo Anerkannte ist bald ein überall Empfohlener. Aber nicht bloß die Künstler und Kunstfreunde als solche werden dadurch in einem großen Verein versammelt, sondern das hohe Gefühl des gemeinsamen Vaterlandes wird daran erwärmt. Nicht bloß die deutsche Kunst genießt alsdann im Schooße des deutschen Volkes einer herrlichen Pflege, sondern auch die deutsche Gesinnung und das Bewußtseyn der Einheit lebt darin und gibt einigen Ersatz dafür, daß unser Vaterland in andern Interessen so vielfach zerrissen und zerrüttet ist. Jedes einzelne Gelingen ist aber auch ein guter Anfang für das Uebrige. Halten wir daran fest, so wird auch an unsrer moralischen Aufrichtung nicht zu zweifeln, und Manches, was im religiösen und politischen Leben noch zu hoffen steht, nicht mehr ferne seyn.

Ich habe freilich auch noch ausser den von Ihnen berührten Seiten Mehreres zu wünschen und zu rathen, was im Einzelnen die Vereinfachung des Geschäftsganges bei einem dem freien Kunstleben gewidmeten Verein, was ferner die Belebung des Eifers unter den Künstlern, die Wahl vorzüglicher Kunstgegenstände zur Bereicherung des öffentlichen Lebens, Preisaufgaben für Künstler und Kunstjünger u. s. w. betrifft. Dieß will ich indessen auf eine andre Gelegenheit verschieben, indem ich hoffe, Sie werden mir bei unserem nächsten Wiedersehen bekennen, ich habe mir über das Wesentliche in der Aufgabe der deutschen Kunstvereine eine zusammenhängende und keinen Einwurf scheuende Ueberzeugung gebildet.

Lithographie.

Wie schon vor mehreren Jahren in Prag die schöne Sitte eingeführt worden, die üblichen Neujahrsgrüße durch künstlerische Hand fertigen zu lassen, wozu noch das Glück wollte, daß die erste Erfindung und Ausführung dem genialen Führig anvertraut ward; so wird uns nun aus einer andern Ecke des deutschen Vaterlands eine ähnliche erfreuliche Kunde zu Theil. Es ist in Hamburg hergebracht, daß die Schüler an Weihnachten einen Wunsch in geschriebenen Liedern darbringen. Zur Einfassung des Blattes hat ein talentvoller junger Künstler, Otto Speckter, Arabesken componirt und auf die Steinplatte gezeichnet. Er ist der jüngere Bruder des gegenwärtig in Rom befindlichen Malers Erwin Speckter, der sich früher in München unter Cornelius gebildet und hierauf nach mehrjährigem Aufenthalt in seiner Vaterstadt Hamburg 1830 Italien aufgesucht hat, um durch Fortsetzung seiner Studien die Erwartung seiner Mitbürger, daß er zu einem ausgezeichneten Künstler in seinem Fache reifen werde, zu rechtfertigen. Als Erfinder der genannten Arabesken hat wohl dessen Bruder, Hr. O. Speckter, Recht, wenn er meint, Zeit und Kunst sey selbst bei solchen Dingen nicht verschwendet, und es lohne sich der Mühe, dem Volk etwas Besseres als das Gewöhnliche, was für den Fall genügen würde, in die Hand zu geben. Ja, er ist mit sinnigem Gemüthe an die Arbeit gegangen und hat die christlichen Weihnachtvorstellungen in freundlichen Gruppen um den Rand des Bogens her dargestellt. Der unterste horizontale Rand, 1′ 4″ lang, 3″ hoch, enthält die Scene der Anbetung der Hirten vor dem neugeborenen Heiland in der Krippe, zur einen Seite die allegorische Figur des Glaubens, zur

andern die der Hoffnung, und dazwischen nebst Kreuz und Taube mit dem Oelblatt die Attribute der vier Evangelisten. Das Bildchen in der Mitte ist recht schön empfunden und lebendig angeordnet. Die zwei perpendikularen Ränder, 1′ 4″ lang und ohne Einfassung, etwa 3″ breit, bilden nun die Arabesken, die von reichbehängten Christbäumen ausgehend, durch Thiergestalten und Blumenornamentik aufsteigend, jede in einem beschlossenen Bildchen, in länglichem Oktagon, sich endigen, hier den Erlöser unter den Kindern, dort ihn am Kreuze unter den Missethätern darstellend. Kinder sind um die Bäume beschäftigt, und nach den obenhängenden Bildern blicken je zwei, ein älteres und ein jüngeres, in lieblichen Gruppen, empor. Das Ganze schließt sich mit dem oberen Rande, auf welchem in einem Strahlenkranze auf offenem Kelche das Kind der Gnade mit dem Lamme sizt, von zwei Engeln angebetet, die links und rechts an den Verschlingungen der Zweige auf Blumenkelchen schweben. — Das Ganze macht einen ungemein gefälligen Eindruck, wenn wir auch Einzelnes, z. B. die Figur der Hoffnung, anders wünschen, und wenn ferner in den aufsteigenden Arabesken die eigenthümlich christlichen Thiersymbole, worüber Münter anstrebenden Künstlern die beste Unterweisung geben kann, durchgängiger hätten dürfen benuzt werden. Die beiden Weihnachtbäume namentlich sind mit einer reichen und anmuthigen Laune verziert, und es verdient neben der wahrhaft schönen Erfindung die gute Zeichnung, besonders der Kinder, alles Lob.

So viel wir hören, widmet der junge Künstler gegenwärtig seinen Fleiß der lithographischen Nachbildung des berühmten Bildes von Overbeck in Lübeck, der Einzug Christi in Jerusalem. Wir wünschen dem Blatte jedes Gedeihen, wollen ihn aber zugleich bitten, in eigener freier Thätigkeit so erfreulich wie er begonnen hat fortzufahren und sich des Steindrucks, dessen er mächtig ist, noch öfter zu bedienen, um auf ähnlichen Wegen die Segnungen der Kunst über das Volk zu bringen und dem religiösen Geist und den patriotischen Gesinnungen das Maaß der Schönheit und die Weihe reiner Anschauung mitzutheilen.

e n.

Denkmal für Heinrich von Zütphen.

Dem Märtyrer des evangelischen Glaubens in der Reformationszeit, Heinrich von Zütphen, ist auf dem Begräbnißplatze des Dorfes Heide in Norderdithmarschen ein Monument errichtet worden. Es besteht in einem einfachen Obelisk von 40 Fuß Höhe auf einem 3 Fuß erhöheten Hügel. Die Hauptseite trägt am Sockel die in eine Marmorplatte eingegrabene Inschrift:

Dem Glaubenshelden
Heinrich von Zütphen,
der dieses Feld durch sein Blut heiligte.
Geb. im Jahre 1488.
Gest. den 11. Dec. 1524.

Darüber befindet sich die aus Wolken hervorbrechende Sonne und ein auf Palmzweigen stehendes Kreuz, von einer Schlange eingeschlossen. Zu oberst ein Eichenkranz und Stern. Solche Arbeit ist sämmtlich aus Marmor. Auf der Rückseite des Sockels ist gleichfalls eine Marmorplatte mit den Worten:

Errichtet
von der Heider Gemeine
den 25. Juni 1830.

Das Monument besteht aus Thon, der durch künstliche Zubereitung und Versetzung mit Cement zu einer Dauerhaftigkeit gelangt, die ihn allerwenigstens zu der Brauchbarkeit des Sandsteins erhebt. Die Bereitung der Masse und Formirung des Denkmals ist in der Dithmerschen Fabrik auf Reneberg bei Gravenstein geschehen.

Das Nähere darüber besagt nebst einer Abbildung folgende Schrift:

Nachricht über das dem Andenken Heinrich's von Zütphen am 25. Juni 1830 auf dem Heider Begräbnißplatze errichtete Monument. Voran eine Lebensbeschreibung des Märtyrers. Als Beitrag zur Geschichte des Confessions-Jubiläums herausgegeben von Georg Conrad Wilhelm Schetelig, Pastor zu Heide in Norderdithmarschen. Altona, bei Aue, 1830.

Anzeige an Freunde geographischer Relief-Bilder.

Ein gesunder, junger Mann, der sich im Fache der geographischen Relief-Bildnerei vorgeübt hat, würde sich mit Lust und Liebe zu einer umfassenderen Arbeit dieser Art entschließen. Da aber die Verhältnisse es ihm nicht gestatten, auf eigene Faust etwas zu unternehmen, das von vorne herein mit bedeutenden Auslagen bestritten werden muß, so muß er sich einstweilen, zu Handen allfälliger begünstigterer Freunde und Liebhaber des Faches, mit dieser Anzeige begnügen. Die nöthigste nähere Auskunft hierüber ertheilt derselbe, wenn man sich in Briefen mit J. S. bezeichnet durch die Expedition dieses Blattes an ihn wendet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 19.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 6. März 1832.

Kunstverein im Königreich Sachsen.

Der Comité des sächsischen Kunstvereins, dessen Pflicht es ist, ein edles Streben zu wecken und das Gelungene zu belohnen, aber nicht, das dürftige Bemühen durch Absatz spärlich hinzuhalten oder Künstler in eitlem Wahne zu bestärken, fand im Laufe des vorigen Jahres keine hinreichende Gelegenheit, die ihm aus freigebigen Händen der Mitglieder des Vereins zu obigen rühmlichen Zwecken anvertrauten Mittel zu verwenden, obwohl bei der Auswahl von Kunstwerken selbst billige Rücksichten auf den Standpunkt der Entwicklung des einzelnen Künstlers, so wie auf das Ziel, nach dem er gestrebt, wenn auch nicht immer völlig erreicht hatte, genommen wurden.

Besonders zeigte sich ein auffallender Mangel an sogenannten historischen Bildern, das heißt solchen, durch welche große Charaktere in gehaltvollen Handlungen, erhöhte Gemüthszustände in bedeutenden Lagen des Lebens, oder auch innere und äußere Schönheit in harmonischer Ruhe in einem Daseyn sich darstellen.

Es ist also dem großmüthigen Sinne der, nicht auf kleinlichen Gewinn ausgehenden, sondern für Förderung der Kunst bedachten Mitglieder des sächsischen Kunstvereins, so wie auch dem Generalversammlungs-Beschlusse vom 21. December 1828 angemessen, wenn der Comité die Künstler auffordert und ermuthigt, bedeutendere Werke als bisher zu unternehmen, bei deren Ausführung ihre Fähigkeiten und Kenntnisse sich entwickeln können.

Es werden daher die im Königreich Sachsen geborenen und die daselbst einheimisch gewordenen ausländischen, ferner die Weimar'schen, Dessauer, Oldenburger und Braunschweiger Künstler eingeladen:

I. Bis Ende dieses Jahres Entwürfe zu solchen Gemälden, welche man im Allgemeinen historische Bilder nennt, an den Comité dieses Vereins einzusenden.

Was wir unter historischen Bildern verstehen, haben wir Eingangs erklärt, wobei die Wahl des Gegenstandes dem Künstler völlig freigestellt bleibt. Auch die Anzahl der Figuren ist seinem eigenen Ermessen ganz überlassen. Nur folgende Bedingungen werden gemacht:

1) Daß zu jedem Bilde ein Carton und eine Farbenskizze eingesendet werde, damit der Comité die Zeichnung und malerische Wirkung beurtheilen könne.

2) Die Hauptfiguren dürfen im Carton nicht unter zwei Drittheilen gewöhnlicher Lebensgröße, die Skizze aber kann kleiner seyn.

3) Darf der Gegenstand der bildlichen Darstellung kein Gespräch vorstellen.

Die zweite Bedingung ist darum gesetzt, damit die Künstler sich in ihrer ganzen Entwicklung, als Zeichner und Maler, darthun können.

Die dritte Bedingung wird darum gemacht, weil oft Künstler durch den Gehalt der Gedanken in einer Rede zu dem Fehlgriffe verleitet werden, Sprechende darzustellen und den Inhalt eines Gesprächs zur sichtlichen Wahrnehmung zu bringen glauben, welcher bildlich undarstellbar ist, denn nur was sichtlich denkbar, kann bildlich darstellbar seyn. Im Bilde aber sieht man sprechen, allein man hört die Worte nicht.

Ist unter den bis Ende dieses Jahres eingesendeten Entwürfen einer, der dem Comité der Ausführung würdig scheint, so wird dem Künstler für das in gleicher Größe des Cartons ausgeführte Oelgemälde ein Honorar von Fünfhundert Thalern zugesichert.

II. Ferner wird zur Lösung folgender Preisaufgabe, welche im Comité vielfältig erwogen, und aus mehreren in Vorschlag gebrachten gewählt worden ist, unter vorerwähnten Künstlern eine Concurrenz eröffnet.

Der Gegenstand ist: Hermes übergiebt den neugeborenen Bacchus den Nymphen auf dem Berge Nysa.

Es sind hierzu Skizzen in Oel bis Ende October dieses Jahres an den Comité einzusenden.

Es ist nicht erforderlich, daß diese Skizzen über drei Fuß breit sind, doch dürfen sie nicht kleiner seyn.

Wenn bis zur gesetzten Frist wenigstens drei Bewerbungen eingesendet worden sind, so wird eine davon gewählt, und der Künstler erhält für das, nach der am preiswürdigsten gefundenen Skizze ausgeführte Oelgemälde ein Honorar von dreihundert Thalern.

Unterzeichneter hat sich nunmehr durch die Erfahrung, daß selbst geistreiche Künstler sich oft darin irren, was darstellbar sey, oder was die Gränzen der bildenden Kunst überschreite, so wie durch die Beobachtung, daß Künstler solche Gegenstände vermeiden, zu deren Ausführung ein ausgebildeter Zeichner gehört, und in der Absicht, den Mangel an diesem wichtigsten Erfordernisse eines Künstlers zu verstecken, nur solche Aufgaben wählen, welche verhüllende Gewänder zulassen, überzeugt, daß Preisaufgaben nützlich seyn können, welche Künstlern als Beispiele darstellbarer Gegenstände und als Aufforderungen zur künstlerischen Ausbildung zu dienen geeignet sind, — vorausgesetzt, daß dem Künstler auch Gelegenheit gegeben wird, selbst und freigewählte Gegenstände darzustellen.

III. Werden die Bildner, welche vorgenannten Ländern durch Geburt oder Aufenthalt angehören, aufgefordert, Modelle zu Statuen einzusenden.

Die Wahl der Gegenstände wird den Künstlern ganz überlassen, nur dürfen es keine Porträtfiguren seyn.

Zur Vermeidung unnöthiger Transportkosten wird zur Bedingung gemacht, daß die Modelle, unter welchen die Auswahl getroffen werden soll, nicht über 2 Fuß hoch sind.

Der Comité wird sodann mit dem Künstler, der das gewählte Modell gefertigt hat, wegen Ausführung desselben, in größerem Maaße, in Unterhandlung treten.

Wie aus §. 8 der Statuten zu ersehen, so war es schon bei Gründung des Vereins die Absicht, diese vollkommenste Kunst unter uns zu fördern, und da uns hiezu nun die Kräfte verliehen sind, der Kunstverein in den preußischen Staaten mit rühmlichem Beispiele vorangeht, in allen Nachbarstaaten ihr hülfreich die Hand geboten wird, und sie gerade in dieser Zeit, mit verjüngten Kräften, in schönen Talenten auflebt und emporstrebt, aber auch eines ermuthigenden Entgegenkommens unter uns am meisten bedarf, so ist es gewiß die Obliegenheit unseres Vereins, den Bildnern zur Ausführung plastischer Werke Gelegenheit zu geben; denn welchen höhern Zweck könnten wohl Vereine haben, als daß durch gemeinsame Kräfte das Rühmliche vollbracht werde, was Einzelne, bei den besten Absichten, nicht zu bewirken vermögen? —

Auf obige Honorare wird zufolge des §. 5 der Statuten der Kassenüberrest des verflossenen Jahres, also dießmal der Kassensaldo von 1831 verwendet, so daß die Einnahme von 1832 uns in Stand setzt, die bereits als ausgeführt sich uns darbietenden, beifallswürdigen Kunstwerke im Laufe dieses Jahres durch Ankauf zu belohnen, wie es uns daher erfreuen wird, wenn auch hiezu die Künstler reichhaltige Gelegenheit geben.

Dresden, den 6. Februar 1832.

Johann Gottlob von Quandt,
Vorstand des sächsischen Kunstvereins.

Das Baptisterium in Padua.

(Aus dem Tagebuche des Malers Ernst Förster.)

Padua, welches von Reisenden meist nur eines flüchtigen Besuchs gewürdigt wird, gehört zu den an alter Kunst reichsten Städten in Oberitalien. Gewöhnlich besucht man die Kirche des heiligen Antonius, mit der benachbarten Scuola di Tiziano, dann höchstens noch Sta. Maria dell' Arena mit den Gemälden von Giotto und das Rathhaus. Von dem etwas versteckt liegenden Baptisterium hatte mir Niemand etwas gesagt, und ich fand es zufällig bei meinen Streifereien durch die Stadt.

Wiewohl die alten Malereien darin fast ganz übermalt sind (überschmiert müßte man sagen), so ist doch die Composition erhalten, und der unvergleichbare Reichthum an Darstellungen, wie die zu Grunde liegende Ideenverbindung reizten mich zu wiederholtem Besuche. Denn es ist mir immer klarer geworden, daß wie die Kunst unserer Tage an dem Ernst der Auffassung in den alten Werken erstarkt ist, so auch ihre Wirksamkeit für's Leben zunächst wieder sich an die in der alten Zeit anschließen muß, und es ist von großer Wichtigkeit, die Kunst als Volkslehrerin zu sehen. Denn wie großen Einfluß auch das Wort übe, immer bleibt eine von ihm unberührte Stelle im Gemüth und das Christenthum hat in geschichtlicher Entwicklung gezeigt, daß der ganze Mensch ihm gehöre.

Das Baptisterium in Padua ist kein so großes Gebäude, wie das von Parma, Florenz oder Pisa, hingegen ganz mit Bildwerk überdeckt, so daß kaum eine Handbreit im Innern zu finden, die nicht des Malers Pinsel überzogen. Es ist im Quadrat gebaut und endet nach oben in eine runde Kuppel; die Gemälde sind von Giusto di Padua, unverkennbar aus der Schule des Giotto, mit dem er, der Namensähnlichkeit halber, im Munde des Volkes häufig verwechselt wird; die Uebermalung ist von einem neuern venetianischen Maler, Luca Brida, dem es selbst daran gelegen ist, diese Sünde auf keines andern Schulter kommen zu lassen; denn groß und deutlich hat er seinen Namen unter seine That an die Wand geschrieben.

In der Mitte der Kuppel ist Christi kolossales Brustbild, segnend mit der Rechten, mit der Linken die Weltkugel haltend. Darunter Maria in einer von Cherubim gehaltenen Glorie. Zu beiden Seiten der Maria und um das Bild Christi sitzen Heilige in fünf Reihen übereinander.

Die vorderen Figuren sieht man ganz, von den hintern nur die Hälfte, endlich nur die Köpfe, alle eng an einander gedrängt, von Heiligenscheinen wie von Sonnen umglänzt, recht ein Bild des offenen Himmels, feierlich und licht. Christus ist streng nach dem alten Typus;

auf den Angesichtern der Heiligen ruht ein großer Ernst, die Frauenköpfe sind nicht ohne Anmuth, aber alle ohne Affekt in himmlischer Ruhe, wie bei Arcagno. Die Malerei, die hier noch am meisten verschont geblieben von späterer Unthat, ist derb praktisch, die Färbung kräftig.

In dem untern Raume der Kuppel ist der Weltanfang und die Geschichte der Patriarchen in mehreren Hauptpunkten zusammengefaßt. Bei der Erschaffung der Welt ist Christus, von Engeln getragen, als Schöpfer genommen; eine Vertauschung, die man häufig bei den Alten findet, zufolge der eigenen Worte Christi: „Durch mich sind alle Dinge gemacht." Neben diesem Bilde ist die Erschaffung Adams und die der Eva. Dann folgt in drei Bildern Sündenfall und Vertreibung aus dem Paradies. Die nackten Figuren verrathen Naturstudium und sind besser gezeichnet, als man es an gleichzeitigen Werken sieht. Auffallend waren mir die leinenen Hemden, womit unsere Urältern bei der Vertreibung aus dem Paradies, statt der üblichen Feigenblätter, bekleidet sind. Nun folgen gedrängt über- und nebeneinander die Geschichten der Genesis, in denen sich, wie bei'm Bau der Arche Noah, des babylonischen Thurmes ꝛc. ꝛc. recht nach dem Vorgang des Giotto viel Beobachtung des Lebens zeigt. Sehr schön sind die Engel, die bei Abraham (im Zimmer) speisen, schöner, wie sie von ihm gehen. Mit besonderer Ausführlichkeit in drei bis vier Bildern nämlich ist die Geschichte Jakob's und Esau's abgehandelt; dann schließt sich der Cyklus mit Joseph, wie er sich seinen Brüdern zu erkennen giebt.

In den vier Zwickeln, welche die Wände mit der Kuppel verbinden, sind die vier Evangelisten, jeder mit zwei Propheten, dargestellt.

Auf der Wand, dem Altar gegenüber, die man als die erste in der Reihenfolge zu betrachten hat, sind neun Bilder enthalten. Unten in der Mitte sieht man das kolossale Abbild des Täufers Johannes, umringt von Andächtigen, die vor ihm knieen. Darüber ist eine Madonna in trono von Heiligen umgeben. Die oberen drei Bilder gehören in die Geschichte der Maria: links ersteigt sie, noch Kind, die Stufen des Tempels; das mittlere Bild ist eine Verkündigung mit einem mir neuen, schönen Motiv. Der Engel kniet; Maria, gar zart und jungfräulich, hat sich gegen ihn gekehrt, und scheint mit beiden Händen halb den Antrag in Demuth abzulehnen, halb den niederschwebenden Geist zu empfangen. Rechts davon ist der Besuch bei Elisabeth. In die Umarmung ist die Frage nach der Schwangerschaft deutlich verwebt; zwei andere Frauen hinter der Maria, sehr edel von Ansehen, flüstern sich verschiedene Muthmaßungen zu, ein junges Mädchen rechts macht Band (oder Nudeln). Darunter zu Seiten der Madonna in trono ist Christus als Knabe im Tempel und auf der andern Seite der bethlehemitische Kindermord. Unter diesem Christi Einzug in Jerusalem, mit deutlichen Spuren von Bildnissen, und auf der andern Seite das Abendmahl. Diese untern Bilder sind am meisten durch Signor Brida mißhandelt worden, was er in seiner Unterschrift „propo in integrum restitutum" bescheiden ausgedrückt.

Auf der nebenstehenden, von zwei Fenstern unterbrochenen Wand befinden sich eilf Bilder. Die oberen drei zeigen die Geschichte von der Geburt des Johannes; Jeremias im Tempel; dann wie er den Namen schreibt und endlich das Wochenbett, vor dem sich viel Besuch eingefunden. — Das Hauptbild an dieser Wand ist die Taufe Christi, und parallelisirt sich mit dem Johannes an der ersten Wand; wie denn überhaupt zu bemerken, daß sämmtliche Bilder dieses Baptisteriums nach verschiedenen Richtungen hin unter einander in Bezug gesetzt werden können, und daß nicht nur die an derselben Wand befindlichen zusammengehören. Links neben der Taufe ist die Predigt des Johannes, deren gewaltiger Eindruck — sey es erwecktes Nachdenken, Insichgehen oder Entrüstung — sehr gut in den verschiedenen Gestalten und vorzüglich Gesichtern ausgesprochen ist. Rechts neben der Taufe sieht man Johannes im Gefängniß, und neben diesem (aller symmetrischen Eintheilung zum Trotz, da auf der andern Seite nur des Johannes Predigt ist), noch ein Bild, das Christum recht als den Heiland der Menschen darstellt, die von allen Seiten mühselig und beladen ihm zuströmen. Man sieht es deutlich, daß es dem Künstler hier daran lag, diese vier Momente neben einander zu stellen, wie sehr sich auch vielleicht sein architektonischer Sinn dagegen gesträubt. In eben so inniger Verbindung stehen die vier Bilder darunter: Enthauptung des Johannes; die Tafel des Herodes, auf welche das abgeschlagene Haupt aufgetragen wird, unter Orgel- und Zitherklang, bei dem die Tochter tanzt, (die Mutter ist nicht zugegen); Begräbniß des Johannes und — Erweckung des Lazarus.

Dieser Wand gegenüber ist eine mit neun großen Bildern, die durch keine Fenster, noch Thüren, noch Gesimse ꝛc. unterbrochen sind. Die drei oberen Felder zeigen die Geburt Christi, die Anbetung der Könige und die Beschneidung. Darunter Christus, wie er seine ersten Apostel wählt, und die Hochzeit zu Kana, bei welcher der Künstler mehr den heitern hochzeitlichen, als den ernsten Kirchengeist vorwalten läßt. Zwischen beiden ist ein Bild, dessen Deutung mir fehlt: Christus mit den Aposteln, links im Vorgrund ein Tempel; rechts steht unter einer Hausthür ein Mann mit einem Heiligenschein; Knaben wälzen sich auf der Erde. Die untersten drei Bilder zeigen Christum am Oelberg, in Gesell-

schaft aller Apostel, die schlafen; ferner des Judas Verrätherei, wobei der Künstler die Soldateska von Jerusalem nicht geschont; denn ganze Regimenter scheinen zum nächtlichen Ueberfall des Einen aufgeboten zu seyn; endlich Christus vor dem Kaiphas.

Auf der Altarwand befinden sich außer der Altarnische sieben Bilder, von denen das größte, die Kreuzigun Christi, über derselben in der Mitte der Wand zu sehen. Daneben links befreit Christus die Erwählten aus der Hölle; rechts ein Bild, dessen Sinn mir dunkel geblieben, da es das, was es schien, eine Madonna mit dem Kinde, schwerlich ist.

Darunter in zwei Bildern Verklärung und Auferstehung, wobei mir an ersterem die bekannten raphaelischen Jünger deutlich auffielen, wie ich sie schon in Florenz bei Giotto gesehen (in der Stanza dell' Accademia) und bei der Auferstehung, daß die Kriegsknechte neben dem offenen Grabe liegen, auf welchem der Engel sitzt und zu den herannahenden Frauen spricht.

Unter der Verklärung nimmt Christus das Kreuz auf sich und Pilatus wäscht seine Hände; auf der andern Seite der Altarnische ist die Himmelfahrt.

In der Altarnische selbst wiederholt sich im Kleinen das ganze Baptisterium. Die Kuppel zeigt wieder den Himmel; die Seiten aber sind mit Bildern aus der Offenbarung Johannis geschmückt. Das Altarbild hat außer einer Madonna mit dem Kind noch achtzehn kleinere Darstellungen aus dem Leben des Täufers und viele einzelne Heilige. Der Baustyl des Altars stimmt ganz zu den architektonischen Verzierungen, die zwischen den einzelnen Wandgemälden durchlaufen, so daß beide denselben Urheber zu haben scheinen.

Zu den in Nro. 55 (1831) und Nro. 77, 78 (1829) des Kunstblattes mitgetheilten

„Steinmetzzeichen“

vom Odenwald und von Cadolzburg.

In dem „Bericht der deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig“ 1831, S. 15—16 ist eine Säule von der Moldaubrücke zu Prag besprochen, auf welcher bis 1648 ein geharnischter Mann mit Schild und Schwert, neben ihm ein Löwe stand. Ein alabasternes Modell davon ist erhalten, und darnach an andern Orten die Abbildung mitgetheilt worden. Sie wird für die Gestalt Brunszwiks (Heinrichs des Löwen) erklärt.

Am Fußgestell der Säule kommen nun einige den früher vom Odenwalde, noch mehr den von Cadolzburg mitgetheilten sehr ähnliche Zeichen vor, die hier zur Ergänzung des Urtheils über jene mitgetheilt werden.



Die große Aehnlichkeit mit dem Cadolzburger und Odenwälder Zeichen läßt immer eine gemeinsame Schrift vermuthen, vielleicht Hütten-Ueberlieferung.

H. F. Maßmann, Dr. Prof.

Bekanntmachung.

Der Vorstand des Kunstvereins für das Großherzogthum Baden macht hierdurch bekannt, daß auf Anordnung

Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs

die nächste öffentliche Ausstellung von Werken der Kunst und Erzeugnissen der Industrie am bevorstehenden 1sten Mai dieses Jahrs dahier in der Residenz Statt haben wird.

In Hinsicht der Kunstwerke und Industrie-Erzeugnisse, welche zur Ausstellung sich eignen, bestehen immer fort noch die bisherigen Normen.

Im Einzelnen wird bemerkt:

a) Die Gegenstände, welche der öffentlichen Ausstellung gewidmet werden, sollen 14 Tage vor Eröffnung derselben eingesendet seyn, denn nach Verlauf des 15ten Aprils kann nichts mehr zugelassen werden.

b) Diese Gegenstände müssen durch gute Verpackung vor Schaden und Verderben gesichert seyn, indem weder Gefahr noch Vergütung übernommen wird.

c) Die Transportkosten hierher und zurück werden aus Staatsmitteln bestritten; jedoch bei Gegenständen, welche über 100 Pfund, und deren Entfernung über 100 Wegestunden beträgt, muß vorher bei dem Vorstand des Kunstvereins schriftliche Anzeige gemacht werden.

d) Die Herrn Künstler, Fabrikanten und Gewerbsleute haben über ihre Arbeiten die erforderlichen Notizen, zu gleicher Zeit aber auch über die verkäuflichen Sachen die Preise mitzutheilen.

e) Die Kunsthandlung von Herrn W. Creuzbauer dahier wird die Gegenstände, welche zur Ausstellung einkommen, in Empfang nehmen, wohin solche zu addressiren sind.

Karlsruhe, den 25. Januar 1832.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 20.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 8. März 1832.

Ueber die von der französischen Commission zu Olympia gefundenen Bildwerke.

In einer am 5. Februar 1831 in der Akademie der schönen Künste zu Paris gehaltenen Sitzung erstattete Herr Raoul-Rochette Bericht über den Erfolg und die Ergebnisse der Expedition, welche die französische Regierung nach dem Peloponnes ausgesandt hatte, und vorzüglich über die in Olympia angestellten Nachgrabungen. Dieser Bericht befindet sich in dem Februarheft des Journal des Savans, das — wir wissen nicht durch welche Verzögerung — erst zu Ende des vorigen Jahrs in unsere Hände gekommen ist. Doch wird es auch jezt noch den Lesern des Kunstblatts nicht unangenehm seyn, wenn wir einen Auszug daraus hier mittheilen.

Die Nachgrabungen an der Stelle, wo vordem ein Olympischer Tempel gestanden hatte, brachten, von Hrn. Blouet, dem Vorstand der architektonischen Sektion der wissenschaftlichen Expedition in Morea, geleitet, Fragmente mehrerer Basreliefs zu Tage. Es sind neunzehn Bruchstücke, nach ungefährer Zählung, von größerer und kleinerer Dimension; mehrere derselben von bedeutender Größe und ziemlich guter Erhaltung, sind sowohl durch die Gegenstände der Darstellung als durch das Verdienst der Kunst, welcher sie ihre Entstehung verdanken, von dem höchsten Interesse.

Ueberaus wichtig ist es zuerst, daß die Stelle, an welcher sie aufgefunden wurden, uns die Gewißheit gibt, daß sie zum Schmuck des großen Tempels des Olympischen Jupiter gedient haben. Dieß geht aus den Nachrichten des Alterthums, wie aus denen neuerer Reisenden hervor, vorzüglich aber aus der fast genauen Uebereinstimmung der Angabe der Maaße beim Pausanias (V. c. 10. § 2.) und der von Hrn. Blouet aufgezeichneten Bestimmungen. Die von Pausanias auf 95 griechische Fuß angegebene Breite des Tempels, = 91 pariser Fuß, tritt nämlich der Angabe dieses Architekten auf 94 pariser Fuß an die Seite, sowie die 218 pariser Fuß, welche wir nach der Angabe des alten Schriftstellers für seine Länge erhalten, den auf Nachgrabungen gestützten Bestimmungen auf 207 pariser Fuß seiner ganzen Länge, die Ausdehnung des Gebäudes nur um ein geringes kleiner annehmen lassen. Noch mehr Gewißheit verleiht aber der Umstand, daß es die hintere Seite des Tempels gewesen, an der die meisten dieser Reliefsfragmente aufgefunden worden sind; dieß ist die nämliche Seite, an der sich die Sculpturen befanden, deren Gegenstand und allgemeine Anordnung Pausanias angibt; und seine Nachricht stimmt mit dem Inhalt aller jener Fragmente, welcher man hat habhaft werden können. Endlich spricht der Styl der Sculpturen ganz für die Annahme, daß sie der Epoche der ersten Anlage dieses Heiligthums angehören, also der Blüthenzeit griechischer Kunst in dem großen Zeitalter des Perikles!

Das bedeutendste dieser Bruchstücke stellt den Kampf des Hercules mit dem kretischen Stier dar. Von dieser Gruppe, in Halbrelief ausgeführt, ist der Leib des Helden mit dem Kopf, welcher fast ganz aus dem Marmor sich hervorhebt, und im Ganzen wenig gelitten hat, übrig; ausserdem noch ein Theil des Körpers des Thieres, welcher minder erhaben gearbeitet ist, und einzelne Fragmente von beiden. Nach dieser auf eine ganz bestimmte Weise ausgeführten Darstellung ist man berechtigt den Hercules auch in den drei andern Köpfen und sogar in einem vierten Kopf wiederzuerkennen, dessen Erhaltung nichts zu wünschen übrig läßt. Man kann also annehmen, daß sich die zwölf Arbeiten des Hercules in ihrer Folge hier dargestellt fanden, welche Meinung auch in einem beträchtlichen Bruchstück eines andern Reliefs Bestätigung findet, das obgleich in mehrfacher Zerstückelung, doch beinahe die ganze Gestalt des Nemeischen Löwen zeigt, welcher unter der Kraft des Helden hingestreckt sein Leben aushaucht. Auch befinden sich noch der rechte Fuß, sowie ein Theil des linken Schenkels und der Keule damit in Verbindung. Bruchstücke einer ungeheuren Schlange, welche sich bei derselben Grabung vorgefunden, bezeichnen sattsam den Kampf des Hercules mit der Lernäischen Hydra; mehrere Fragmente

einer weiblichen Figur endlich, welche mit einer kurzen Tunika bekleidet ist, die den obern Theil der Schenkel unbedeckt ließ, und zu der ein Schild, von dem auch noch Spuren vorhanden, gehörte, bildeten ohne Zweifel einen Theil der Gruppe des Hercules und der Amazone, so daß das Vorhandenseyn der vier Arbeiten des Hercules auf derselben Seite des Tempels und in gleichen Verhältnissen ausgeführt, unzweilhaft anzunehmen ist. Und hiermit stimmt auch die Angabe des Pausanias, nach der die Arbeiten des Hercules den Platz über den Pforten des Tempels schmückten, in der Weise vertheilt, daß die Amazone, der kretische Stier, die Lernäische Schlange und der Nemeische Löwe sich über der Thüre des Opisthodomos befanden. An dieser Seite des Tempels aber sind, wie schon gesagt, diese Fragmente ausgegraben worden.

Von den entsprechenden, bei Pausanias ebenfalls aufgeführten Darstellungen der Arbeiten des Hercules auf der entgegengesezten Seite des Tempels, sind ebenfalls Ueberreste aufgefunden worden. Hr. Dubois hat nämlich auf der Vorderseite des Tempels einige Reliefsfragmente entdeckt, welche deutlich auf diese Darstellungen hinweisen. Der Rest eines Eberkinnbackens erinnert hinlänglich an den Kampf mit dem Erymanthischen Eber; der Kopf eines Pferdes läßt keinen Zweifel über den Kampf mit dem Diomedes; in einem dritten Fragment erkennt man bei aufmerksamer Betrachtung den Kampf des Hercules mit dem Geryon. Diomedes ist hier nicht wie in einer Gruppe des Mus. P. Clem. II. tav. VI. mit der asiatischen Tracht, der langen Tunika und den Braccae oder langen Beinkleidern dargestellt, sondern mit Panzer und Schild. Eben so erscheint Geryon, aber an die Stelle der alten Vorstellung mit drei Köpfen (τρικάρηνος) ist eine der Zeit der Entstehung dieser Bildwerke mehr verwandte mit drei Leibern (τρισώματος) getreten. Die durch einfache Abstufung des Reliefs bewirkte Unterordnung der zwei andern Leiber unter die Hauptfigur zeigt diese Vorstellung deutlich genug an. Analoge Darstellungsweisen finden sich auf dem viereckigen Altar des Museum Capitolinum (Visconti, Mus. P. Clem. tom. IV., tav. agg. B, n. 7.) und der großen Schale oder Labrum der Villa Albani bei Zoëga, Bassirilieri di Roma, tom. II. tav. LXI, II, III. Uebrigens nähert sich diese Anordnung der Weise der ägyptischen Schule, deren Unvollkommenheiten sogar theilweise auf die griechische übergingen.

Es handelt sich nun um den Platz, welcher diesen Fragmenten an dem Tempel anzuweisen sey. Nach dem Zeugniß des Pausanias, der sich bei den Angaben als genauer und sorgfältiger Beobachter bewährt hat, hätten sie sich über den Pforten des Naos und Opisthodomos befunden. Ein analoges Beispiel bietet der Parthenon dar, an dem ein fortlaufender, verzierter Fries alle vier Seiten der äußeren Mauer des Naos schmückte; die Wahl des Gegenstandes selbst war Ursache, daß an dem Tempel des Olympischen Jupiter nur zwei Hauptfaçaden mit Bildwerken geschmückt waren, indem die Zahl der Thaten des Hercules durch feste Bestimmungen begränzt war. In Vergleichung kann endlich auch das Theseum gezogen werden, wo, wie man weiß, die äußere Mauer des Pronaos mit Basreliefs, den unsrigen an Größe, Gestalt und Erhabenheit ähnlich, verziert war. Hiezu kommt zulezt noch, daß man die Fragmente innerhalb der Ringmauer des Tempels selbst aufgefunden hat, was anzuzeigen scheint, daß sie im Inneren vielleicht unter dem Portikus angebracht waren, wofür auch ihre gute Erhaltung spricht, die nicht verräth, daß sie Jahrhunderte lang den Einwirkungen der äußeren Luft ausgesezt gewesen seyen.

Diese gute Erhaltung zeigt sich vorzüglich an einem Basrelief, welches vor dem anderen besonders hervorgehoben zu werden verdient. Es stellt eine weibliche Figur, welche bekleidet auf einem Felsen sizt, dar. Auf diesem stüzt sie sich mit der linken Hand, während sie mit der Rechten, die unter dem Busen anliegt, einen Zweig, wahrscheinlich eines Oelbaums hielt. Dieser, welchen sie einer vor ihr stehenden Figur, ohne Zweifel dem Hercules, reicht, war allem Anschein nach von Bronze eingefügt. Stellung und Bewegung dieser Figur, besonders aber die Aegis, welche von der rechten Schulter herabhängend die ganze linke Seite des Körpers bedeckt, lassen die Minerva, die beschüzende Gottheit des Hercules, nicht verkennen. Vielleicht bezieht sich die Darstellung auf die alte, vom Pindar verherrlichte Sage, nach der man dem Hercules die Einführung des wilden Oelbaums beilegte, weshalb man sich der Zweige dieses Baums zu den ersten Olympischen Kränzen bediente. Die Minerva, welche auch eine besondere Beziehung auf Olympia hatte, eignete sich gut zu der Darstellung der Arbeiten des Hercules, indem sie mit diesen einen historischen Zug der Localsage in Verbindung brachte.

Wenn man nicht aus den Augen verliert, daß diese Basreliefs für einen ziemlich hohen Standpunkt bestimmt waren, entweder unter den Portiken oder, wie Herr Blouet anfänglich meinte, an dem äußeren Fries, und erwägt, daß man in ähnlichen Sculpturen nicht die Eleganz und Feinheit der Ausführung suchen dürfe, welche Werke von größerer Wichtigkeit und dem Auge näher aufgestellt zeigen würden; so wird man die Weisheit bewundern müssen, welche selbst in den unbedeutendsten Bruchstücken glänzend hervortritt, so wie die Richtigkeit und Lebendigkeit der Bewegungen, das Edle und Wahre

der Formen und eine gewisse Mäßigkeit des Details, welche die Erhabenheit des Styls, jedoch nicht auf Kosten der Natur bewirkt, endlich die Freiheit der Behandlung, verbunden mit einer Wahrheit der Nachahmung, welche, selbst in dem üblen Zustand, in dem uns diese Basreliefs entgegentreten, beinahe eine Täuschung der Wirklichkeit hervorbringt. So scheinen die zerstreuten Glieder, Hände, Arme und Schenkel, welche vom Körper getrennt sind, fast wie über die Natur abgeformt, so daß die zerbrochenen Marmorstücke einem Stück des menschlichen Körpers gleichen, welches noch zuckt. Diese Vortrefflichkeit ist besonders sichtbar an der Gruppe des Hercules und des Stiers, in der Figur des liegenden Löwen, in dem Fragment der Gruppe des Geryon und vor allen in der Minerva, einer Figur von ausgezeichneter Schönheit. Das Grazlöse und Einfache des Styls, verbunden mit einer auf den höchsten Grad gesteigerten Naturwahrheit, hat hier eine der originellsten Gestalten des reinen griechischen Styls hervorgebracht, die auf uns gekommen sind.

Der Charakter in den Köpfen des Hercules und der Minerva, der einzigen unzerstört aufgefundenen Figuren, ist nicht weniger neu und merkwürdig. Derjenige der fünf Herculesköpfe, welcher am wenigsten gelitten hat, zeigt keinen Zug von der Bildung, welche man den Darstellungen des Hercules ausschließlich angehörig glaubt. Es ist ein durchaus neuer Typus, welcher sich vorzüglich durch Wahrheit auszeichnet und uns ohne Zweifel einen der schönsten griechischen, mehr der ausgewählten Natur als einem abstrakten Ideal entnommenen, Köpfe zeigt. Dasselbe gilt in noch höherem Grade von dem Kopf der Minerva: die Entdeckung dieses Kopfes allein, der von so reinem Charakter und so naivem Ausdruck ist, daß man in ihm die Züge einer schönen Eleischen Jungfrau wieder zu erkennen meint, ist hinreichend um jene willkührlichen Theorien zu vernichten, nach denen die griechische Kunst für jeden Götter- und Heroencharakter nur Eine Darstellungsweise und nur Eine Gesichtsbildung kannte, und nach denen namentlich die der Minerva beständig eine gewisse Strenge der Formen und eine gewisse Härte des Ausdrucks affektirt hätte. Hier ist alles naiv, einfach, liebenswürdig und wahr. Die Göttin erscheint jezt zwar mit unbedecktem Haupte, aber obgleich diese Ausnahme nicht ganz ohne Beispiel ist, so ist es doch wahrscheinlicher, daß ehemals ihr Kopf mit einem von Bronze angebrachten Helm bedeckt gewesen, so wie sie einen Oelzweig aus demselben Metall in der Hand hielt, nach jenem System der polychromen Sculptur, welches im alten Griechenland so glückliche Anwendungen fand und von dessen Vorhandenseyn man vor wenigen Jahren noch kaum etwas ahndete. Aber eine Eigenheit, welche durchaus neu scheint, ist die Weise, wie an den Köpfen des Hercules und der Minerva die Haare durch Massen ohne irgend eine Art von Details angedeutet sind, eine Weise, die gleichförmig bis zum Bart der Herculesköpfe durchgeführt ist. Es ist sehr schwer, sagt Hr. R. R., Gründe für diese gänzliche Abwesenheit des Details in Bart und Haaren an Figuren zu finden, die übrigens mit aller Sorgfalt und mit aller für eine solche Arbeit erforderlichen Geschicklichkeit ausgeführt sind, wenn man nicht in Anschlag bringt, daß diese Sculpturen unter dem Portikus aufgestellt waren und zwar in einer Höhe, in die das freie Tageslicht nicht unmittelbar hingelangte, wobei es also in der Absicht des Künstlers liegen konnte, sich auf die bloße Andeutung kleinerer Theile zu beschränken. Von einer sorgfältigern Ausführung gerade dieser Theile konnten den Künstler dazwischen getretene Umstände wohl nicht abgehalten haben, da diese Reliefs nicht wie der Tempel von Kalktuff, sondern aus pentelischem Marmor und also wohl in einem Attelier gearbeitet worden sind. Spuren von Farben finden sich, nach Hrn. R. R., außer wenigen Andeutungen mit rother Farbe am Munde der Minerva, und den Resten eines enkaustischen Ueberzugs, welcher den Marmor bedeckte, nicht, und er glaubte daher um so weniger annehmen zu dürfen, daß jene Theile mit Farben ausgeführt waren, als die Architektur des Tempels nichts von einer solchen Anwendung der Malerei zeigt, obgleich der poröse Stein, aus dem der Tempel erbaut war, sich gut zur Anbringung von buntem Stucco eignete, welche Verzierung auch zu der Statue des Phidias im Innern des Tempels gepaßt haben würde.

Diese Behandlungsweise steht ganz im Gegensatze mit der, welche in der berühmten Aeginetischen Schule befolgt wurde, an deren Bildwerken Bart und Haare mit einem so vielfältigen Detail und mit der kleinlichsten Sorgfalt ausgeführt sind. Derselbe Contrast findet sich, obgleich in geringerem Grade, in der Behandlung des Nackten und der Draperie. Die Art der Ausführung, welche die Sculpturen von Olympia zeigen, empfiehlt sich im Allgemeinen durch einfachen und dennoch reichen Geschmack in der Bekleidung, und im Nackten durch eine große Mäßigkeit in der Ausführung des Einzelnen. Ganz entgegengesezte Prinzipien zeigen gerade die Aeginetischen Sculpturen, welche sich unter allen denen der verschiedenen griechischen Künstlerschulen durch enge und regelmäßige Falten, so wie im Nackten durch Ueberfluß und Feinheit des Details auszeichnen. In Hinsicht auf neue und authentische Elemente für die Kunstgeschichte sind die Basreliefs von Olympia vielleicht von einer noch größeren Wichtigkeit als durch ihr wirkliches Verdienst. Obgleich die Ausführung dieser Basreliefs nach dem bekannten Alter des Denkmals, an dem sie angebracht waren, eine gute Epoche der Kunst bezeugt,

so scheint sich doch im Vergleich mit den Sculpturen von Athen eine Art von Provinzialgeschmack, eine, wenn auch nur wenig, untergeordnete Manier darin kenntlich zu machen, welche anzeigt, daß sie in einiger Entfernung von dem glänzenden Schauplatz entstanden sind, wo die nachahmende Kunst damals ihren höchsten Gipfel erreicht hatte. Diese Bemerkung trägt dazu bei, anzunehmen, daß unsere Sculpturen nicht, wie man ohne sie zu kennen gemeint hat, das Werk des Päonius und Alkamenes sind, welche, ohne Zweifel in freistehenden Figuren, die Compositionen in den beiden Tempelgiebeln ausgeführt hatten; sondern daß, da dieser Tempel selbst von einem einheimischen Architekten, Libon, war gebaut worden, diese Sculpturen, welche vorzugsweise der Construction des Gebäudes angehören und die einen integrirenden Theil seiner Decorationen ausmachten, ebenfalls von eingeborenen Künstlern verfertigt wurden. Diese Annahme würde auch zu dem Stillschweigen stimmen, welches Pausanias in Hinsicht auf die Meister dieser Bildwerke beobachtet.

Berlin.

Die Kunst der Lithographie hat es in kurzer Zeit zu einer so hohen Vollendung gebracht, daß dieselbe in vielen Fällen den ungleich kostspieligeren Kupferstich ersezt. Wir haben höchst sauber und klar gearbeitete Kreidezeichnungen und die reinsten Gravirungen auf Stein gesehen. Die Zeichnung mit der Feder hingegen war bisher nur zu Skizzen anwendbar, indem die Schärfe des Striches, welche beim Graviren und insbesondere durch den Grabstichel des Kupferstechers zu Wege gebracht wird, hier nur mit der größten Schwierigkeit erreicht werden konnte und durchaus verloren ging bei Anwendung der Kreuzstriche, welche auch beim Graviren wegen der leichten Ausbröckelung des Steines nicht wohl anzuwenden sind.

Herr A. Küntzel aus Breslau, bewährt als tüchtiger Federzeichner (er erhielt auf der Kunstausstellung zu Breslau im Jahre 1822 die Prämie), hat diesem Uebelstande durch eine neue Erfindung abgeholfen, und zwei Blätter von seiner Arbeit, der Johannes nach Dominichino, eine getreue Copie des ersten Kupferstiches von Friedrich Müller, und ein geistreich aufgefaßtes Porträt Melanchthons nach einem Bilde von Lukas Cranach, welches sich auf der hiesigen königl. Bibliothek befindet, und nach einigen andern guten Quellen, zeigen bei einer freien Anwendung der Linien-Manier eine durchaus reine Ausführung derselben und versprechen, indem sie dem Kupferstich sehr nahe kommen, daß derselbe auch auf diese Weise in vielen Fällen wird ersezt werden können.

Es ist zu erwarten, daß diese wichtige Vervollkommnung der Lithographie mit demjenigen Interesse aufgenommen werden wird, dessen sich die gesammte Kunst-Industrie im Preußischen Staat zu erfreuen hat.

Stuttgart.

Der König Wilhelm von Würtemberg hat unterm 31. Dezember 1831 dem Historienmaler Eberhard Wächter, Mitglied der Kunstschule, das Ritterkreuz des Ordens der Würtembergischen Krone verliehen.

Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen.

Der Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen wird die Generalversammlung seiner Mitglieder und die Verloosung der angekauften Kunstwerke für das Jahr 1831 im Juli dieses Jahrs an einem, künftig näher zu bestimmenden Tage, halten. Der unterzeichnete Sekretär des Vereins ladet die Künstler, welche geneigt sind, bei der damit verbundenen Ausstellung zu concurriren, ein, ihre Werke unter seiner Addresse, jedoch so zeitig einzusenden, daß sie spätestens am 1. Juli d. J. hier eintreffen, mit der Bitte, ihn, für den Fall, daß der Verein dieselben zu erwerben wünschte, von ihrer Absicht und dem Preise des Verkaufes gleichzeitig zu benachrichtigen. Der Schluß der hiesigen Ausstellung wird so erfolgen, daß Werke, welche zu der Berliner im September d. J. eröffneten Ausstellung bestimmt sind, daselbst noch zeitig anlangen können.

Düsseldorf, den 15. Jan. 1832.

Schnaase,
Königl. Prokurator.

Anzeige.

Der Altonaer Kunstverein beehrt sich nochmals dem Publikum anzuzeigen, daß im Frühjahr d. J. die siebente Kunstausstellung veranstaltet wird. Wir erwarten die gefälligen Mittheilungen der Künstler, die diesem Unternehmen beitreten wollen, baldigst, da die Uebersendung der Werke selbst zu Mitte März an die Addresse des Herrn Carl Hirschfeld hieselbst, oder der Commeterschen Kunsthandlung in Hamburg erwartet wird. Im Uebrigen beziehen wir uns auf unsere im Juli 1831 erlassene Kunstanzeige.

Altona, im Jan. 1832.

Die Direktion
des Altonaischen Kunstvereins.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 21.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 13. März 1832.

Nachricht von einer zu Treis an der Mosel neu erbauten Kirche.

Am 26. Julius 1831, wurde durch den Bischof von Trier die zu Treis an der Mosel neu erbaute Kirche feierlich eingeweiht, und es dürfte für das Publikum nicht ganz ohne Interesse seyn, einiges Nähere von diesem viel und mannichfaltig besprochenen Bau zu erfahren.

Der Baumeister dieser Kirche, Hr. v. Lassaulx aus Coblenz, hatte schon früher den durch Umstände gebotenen Versuch gemacht, die schöne Florinuskirche in Coblenz im Styl des Mittelalters herzustellen. Dieser Versuch war ihm über sein Erwarten gelungen und von Sr. Majestät dem König von Preußen der huldreichsten Anerkennung gewürdigt worden.

Ein genaueres Studium des technischen Theils dieser Bauart und der Mittel und Wege, ähnliche Arbeiten durch gewöhnliche Handwerker auszuführen, gab ihm die Ueberzeugung, daß mit Benutzung neuerer Werkzeuge und der durch freie Conkurrenz gesteigerten Handfertigkeit unserer Werkleute die Sache im Grunde nicht einmal sonderliche Schwierigkeiten darbiete. Nachdenken und Zufall hatten ihn dabei auf Auffindung der verschollenen Art und Weise geführt, wie die Alten beim Ueberwölben weiter Räume verfuhren, wie es nämlich möglich ist, solche leichte Gewölbe mittelst einer eben so sinnreichen als einfachen Methode ganz aus freier Hand auszuführen, d. h. ohne Einschalung und einzig durch eine leichte Unterrüstung der Gewölberippen oder sogenannten Reihungen.*)

Bei diesem Studium und den gemachten Erfahrungen mußte sich natürlich in ihm der Wunsch regen, eine neue Kirche in diesem Styl zu bauen und zwar nicht mit Schein- sondern mit wirklichen Steingewölben. Als nun der seit Jahren in Rede stehende Bau einer neuen Kirche für den genannten Ort endlich zur Ausführung kommen sollte, ein älteres von einem französischen Architekten geliefertes Projekt sich in jeder Hinsicht verwerflich fand, und gerade diese Gemeinde zu den bemitteltsten des Landes gehörte, auch ihre Lage dicht an einem schiffbaren Fluß die Beifuhr aller Materialien, so wie die Nähe eines Steinbruches bei der Baustelle jeden Massivbau ungemein begünstigte, so ergriff er das seltene Glück, mit Erbauung einer bedeutenden Kirche beauftragt zu werden, mit großer Lust und brachte sofort einen längst überdachten Plan und Anschlag zu einer größern, massiv überwölbten und mit einem hohen Thurm geschmückten Kirche im Spitzbogenstyl in's Reine. Derselbe wurde von der Behörde genehmigt und der Bau sogleich begonnen und bei der Grundsteinlegung ward nachstehende von dem K. Oberregierungsrath Herrn Heuberger verfaßte Inschrift in die tiefste Stelle des Thurmsfundaments versenkt:

„Adorabo ad templum sanctum tuum et confitebor nomini tuo. Psalm. XXXVII. 2.

„Im Jahre des Heils Ein Tausend acht Hundert „vier und Zwanzig im sieben und zwanzigsten Jahre der „glorreichen Regierung Friedrich Wilhelms III. Kö„nigs von Preußen und im ersten des Pontificats des „Pabstes Leo XII. am zweiten May wurde durch den „Präsidenten der Regierung zu Koblenz, Freiherrn von „Schmitz-Grollenburg, der erste Stein zu diesem „Gotteshause gelegt und von dem Pfarrer Göbel geweiht, „zu Treis im Kreise Cochem, im Großherzogthum „Niederrhein, unter dem Oberpräsidium des Staats„ministers Freiherrn von Ingersleben. Der Bau „der Kirche ist entworfen und geleitet durch den Bauin„spektor von Lassaulx aus Koblenz.“

„Aus den Stürmen blutiger Kriege und verheerender Umwälzungen, oft bedrängt, bedroht, beraubt, verhöhnt, doch nie besiegt, ging die Kirche Gottes, gestärkt durch die Hand des Allmächtigen mit neuem Glanze siegreich wieder hervor und unter dem Zepter eines frommen Königs erhoben sich dem Herrn neue Tempel und von ihren heiligen Altären steigen die Opfer geweihter

*) Eine ausführliche Beschreibung des ganzen Verfahrens hat Hr. v. Lassaulx im 1sten Bande, 4ten Heft des Crell'schen Bau-Journals gegeben.

Priester unter den Lobgesängen der Gläubigen dankbar zu Ihm empor, der über den Wolken thront. Und so wie unter Andacht und Lobgesängen diese Kirche dem dreieinigen Gotte geweiht wurde, so wolle sie der Herr der Welten erhalten zum Tempel seines Ruhmes, zur Erbauung der Gläubigen und zur Verherrlichung der Religion Jesu Christi. Amen. Zugegen waren der Landrath Oster, der Bürgermeister Reis, der Friedensrichter Wülfing und die Schöffen Müntenich und Castor."

Die Grundform dieser Kirche ist die schon im 12ten Jahrhundert vorkommende und im 15ten und 16ten fast allgemein angewandte von drei Schiffen unter einem Dach, sie bildet also ein Oblongum, auf dessen westlicher kürzern Seite der Thurm um ein Weniges vorspringt und an dessen östlicher ein mit drei Seiten eines Achtecks geschlossenes Chor anstößt. Die ganze Länge beträgt 150', die Breite mit Inbegriff der um 4' vorspringenden Strebepfeiler 72', die Höhe vom Sockel bis zum Dache 50', jene des Thurms im Mauerwerk 110' und die der achteckigten Nadel auf demselben 124'.

Auf jeder Seite des Langhauses befinden sich sechs Fenster, jedes im Lichten 22' hoch, durch einen Mittelpfosten in zwei Abtheilungen, jede von 2½' Weite geschieden, mit breiten, tief ausgekehlten Einfassungen und mit Rosen aus Trierischem Sandsteine geziert. Der Chor hat keine Fenster, sondern erhält sein Licht durch einen Glaskegel über einer achteckigen 10' weiten Oeffnung im Schluß des Gewölbes. Rings um die Kirche so wie über den Thurm weg, läuft ein durchbrochenes Bogengesims aus demselben Sandsteine auf Tragsteinen ruhend und frei vor der Mauer stehend. Dasselbe wiederholt sich oben am Thurm mit einem ebenfalls durchbrochenen Gurt von vierblätterigen Rosen bereichert. Die Nadel ist mit Schiefern schuppenförmig gedeckt; die Seiten des Achtecks verlaufen sich in das Viereck des Thurms und sind im horizontalen Querschnitt nicht geradlinigt wie gewöhnlich, sondern gleich einer flachen Kannelirung, etwas ausgehöhlt, wodurch zierliche Lichtreflexe entstehen. Im obern Theile des Thurms befindet sich auf jeder Seite vor dem Glockenstuhl ein rundes Schallfenster von 7' lichter Weite, vor welchem ein durchbrochenes eisernes Zifferblatt mit vergoldeten Zahlen und Verzierungen angebracht ist.

Ein 42' hohes Portal mit einer durchbrochenen Kreuzrose unter einem geschwungenen beblätterten Spitzbogen in den gewöhnlichen Blätterknopf endigend und ganz aus Rheinischer Basaltlava bestehend, nimmt fast die ganze vordere Breite des Thurms von 21½' ein. Durch dasselbe tritt man in eine überwölbte Halle und aus dieser durch eine zweite Thüre in die Kirche selbst. Diese hat drei Schiffe; das mittlere 53' weit und 48' hoch, wird von den 12½' weiten 40' hohen Nebenschiffen, auf jeder Seite durch vier cylindrische 17' von einander abstehende Säulen aus Basaltlava von 3' Stärke, bei 25' Höhe geschieden; beide verlängern sich bis nahe zur Vorderfronte des Thurms und enthalten auf der einen Seite das Treppenhaus zum Orgelchor, was bis zu dem ersten Säulenpaar des Langhauses reicht, auf der andern Seite aber eine überwölbte Sakristey, mit einem ähnlichen Raum darüber. An das Mittelschiff stößt der um 7 Stufen erhöhte Chor, an dessen Eingang Kanzel und Taufstein stehen; eine Anordnung, welche von dem K. Oberbaudirektor Herrn Schinkel für die Garnisonkirche in Koblenz angegeben wurde und für nicht allzugroße Kirchen allgemeine Nachahmung verdienen möchte, da sie nicht nur den Uebelstand aufhebt, welcher durch die gewöhnliche einseitige Stellung der Kanzel entsteht, sondern zugleich diese Symbole der Taufe und Lehre, am Eingang zum Chor, als dem Allerheiligsten, auf eine würdige Weise bezeichnet. Zwischen beiden und dem Hochaltar bildet die Communicantenbank, aus einer reichverzierten eisernen Balustrade bestehend, einen zweiten Abschluß. Der Hochaltar endigt in ein kolossales Kruzifix über einem mit vergoldetem Schnitzwerke geschmückten Tabernakel, welches eine Engelgruppe das Schweißtuch haltend, trägt. Die Felder des Antipendiums, so wie jene an der Kanzel, sind mit Malereien auf Goldgrund ausgefüllt und der ganze Chor findet sich durch das aus der Gewölbröffnung einfallende Licht auf eine malerische Weise beleuchtet.

Das Schiff enthält 76 Bänke aus reinem, gefirnißtem Eichenholz mit gußeisernen Trägern unter den Sitzbänken und mit Seitentheilen, welche mit scheinbar durchbrochenen Schenkeln und Nasen gleich den alten Kirchenfenstern auf mannichfaltige Weise verziert sind, indem die Zeichnung von jedem Stück verschieden ist.

Die Balustrade vor dem Orgelchor besteht ebenfalls aus eisernem Gitter- und hölzernem Schnitzwerk. Zu dieser Orgelbühne führt eine 4' breite gewundene Treppe von 7' Oeffnung, welche schwebend an der Mauer hängt und deren innere Wange einen kannelirten, achteckigen Stab bildet, welcher ein einfaches eisernes Geländer trägt.

Chor wie Kirche sind massiv und nur sechs Zoll dick überwölbt, so wie mit Gräten verziert, die in lezterer mit einfachen Quer- und Diagonalrippen auf Tragsteinen und den Säulen ruhen, über ersterem dagegen in einem vielfach durchschlungenen Netz die achteckige Lichtöffnung umgeben und tragen, so wie sich hier statt der Tragsteine Engelsköpfe und Heiligenbüsten befinden. Die Ueberwölbung geschah nach der oben gedachten Weise der Alten, ganz aus freier Hand, d. h. ohne Einschalung und mittelst ganz einfacher Unterrüstung der Gräte.

Die nur 3 Fuß dicken Mauern bestehen aus regel-

mäßigen Schichten von einem sehr guten Thonschiefer, welcher so nahe an der Baustelle gebrochen wurde, daß die Schachtruthe von 144 Kubikfuß nur 1⅓ Rthlr. zu stehen kam; das Portal und die Säulen, wie oben gesagt, aus der bekannten rheinischen Basaltlava, die Bogensimse, Gräte, Fenstereinfassungen u. s. w. aus trierschen Sandsteinen, die Gewölbe aber aus einem Bimssteinconglomerat, welches bei Engers am Rhein als ein vulkanisches Produkt gegraben wird und nicht vielmehr Consistenz besizt wie ein Schwalbennest. Die Rahmen der Fenster sind von Eisen; die einzelnen Scheiben aus Bohrglas mit stark verzinntem Bley zu Tafeln von 2½ Fuß im Quadrat gefaßt und mit schmalen Rändern aus farbigem Glas in der Art verziert, daß mit schwarzer Oelfarbe leichte Verzierungen darauf gemalt wurden, was mittelst Nachzeichnungen untergelegter Muster auf eine sehr wohlfeile Weise geschah. Altar, Kanzel, Taufstein, Orgelchor, Kirch- und Beichtstühle, Orgelbühne u. s. w. sind natürlich in demselben Style gehalten und ebenfalls mittelst vielfacher Anwendung von Schmiede- und Gußeisen, ziemlich reich verziert, indem der Baumeister sich bemühte nicht allein eine Auswahl aller der Verzierungen hier anzubringen, welche er seit vielen Jahren gesammelt oder zusammengestellt hatte, sondern zugleich den Beweis zu liefern, wie alles das durch gewöhnliche Handwerker ausgeführt werden kann, wenn man es nur gehörig anzugreifen versteht. Alle die Arbeiten an diesen Geräthen, wie an dem Gebäude selbst, sind nun wirklich von gewöhnlichen Handwerkern in seltener Vollendung und zu sehr billigen Preisen ausgeführt worden und es möchten wenige ältere und neuere Gebäude der Art zu finden seyn, wovon sich dieses in gleichem Maße behaupten ließe. Auch die Constructionen dürften manches Neue darbieten, z. B. die zur Orgelbühne führende frei vor der Mauer schwebende Treppe, welche auf eine höchst einfache Weise aus leichtem Holze zusammengesezt ist; die verschiedenen, ebenfalls aus lauter leichten Hölzern bestehenden Dachverbindungen, besonders jene der 124 Fuß hohen Thurmspitze die kaum 1000 Kubikfuß Tannenholz enthält und mit Schieferbedeckung, Bley, Eisen kurz mit allem Zubehör noch nicht 1400 Rthlr. gekostet hat; wie denn die sämmtlichen Baukosten nur ungefähr 30,000 Rthlr. betragen, obschon alle Mauerarbeiten im Tagelohn gefertigt wurden und mit den Fundamenten auf eine Tiefe von 12 bis 21 Fuß heruntergegangen werden mußte. *)

*) Grund- und Aufriß, Durchschnitt und einzelne Theile dieser Kirche finden sich auf einem von Herrn v. Lassaulx herausgegebenen, dem Herrn Bischof von Hommer zugeeigneten Umriß, lith. bei Henry und Cohen zu Bonn. Red.

Zusätze zu der Nachricht über Bl. Höfels Leistungen in der Holzschneidekunst.

Kunstblatt 1831 Nr. 93.

In einem andern Briefe an einen seiner Freunde in Nürnberg hat der Kupferstecher Höfel aus Wienerisch Neustadt die Preise der in Nr. 93 des vorjährigen Kunstblattes beurtheilten beiden vorzüglichen Blätter angezeigt und zugleich Exemplare davon der Campe- und Riegel- und Wießnerschen Kunsthandlung in Commission gegeben. Es kostet nämlich ein Abdruck der alten betenden Frau, so wie der siebenten ägyptischen Plage im Ladenpreis 1 fl. C. M. Diesem Briefe legte der Künstler einen andern Versuch von seiner Hand bei, eine Probe im Farbedruck, eine Maria auf gelb damaszirtem Grunde unter einer aus natürlichen Baumzweigen gebildeten gothischen Verzierung, wovon das Blatt 45 kr. C. M. kostet. So wie das Werk aus der Hand des Meisters gekommen ist, verdient es als erster Versuch alles Lob; im Druck selbst jedoch hat das vor uns liegende Blatt etwas gelitten. Bei dieser Gelegenheit hat der Künstler wiederholt darauf aufmerksam gemacht, wie nur der Umstand, daß er alle seine großen Blätter durch den Steindruck copirt sehen mußte, ihn zu dem Entschluß brachte, sich selbst im Holzschnitt zu versuchen, und er meint, wenn nicht die Lithographie allmählig die Kupferstecherei verdrängen solle, weil sie gerade die zur Technik der Kupferstecherkunst führenden Arbeiten wegnehme und daher die aufkeimenden Talente dieser Kunst entfremde,— so wäre es höchst wünschenswerth, daß junge Künstler künftig die Technik in Holz erlernten, um schon mit ihren Schülerarbeiten sich ihren Unterhalt zu verdienen. Nach erlangter Fertigkeit in diesem Zweige der Kunst würden sie dann sogleich nicht nur mittelmässige, sondern gute Versuche im Kupferstiche liefern können und ihre Talente einer Kunst erhalten, welche in Gefahr stehe, in immer tiefern Verfall zu gerathen und zulezt wohl blos noch für das Vignettenfach angewendet zu werden. Beherzigenswerth ist es gewiß, was Höfel hier äußert und es wäre zu wünschen, daß junge Künstler seinen Rath berücksichtigen möchten. Ein Hauptgewinn dabei bleibt immer die größere Wohlfeilheit, welche beim Holzschnitt erzielt werden kann. Da solche Bilder mitten unter die Lettern gesezt werden können, so sind sie für die Wissenschaft von unberechenbarem Vortheil, und da der Drucker leicht 1000 Bogen auf gewöhnlicher Presse in einem Tage druckt, so können diese Produkte dem Publikum kaufbar geliefert werden und somit würden alle nöthigen Belehrungen sowohl in Erziehungsschriften, als in höher wissenschaftlichen Werken leichter verbreitet. C.

Berlin.

Das neue Gebäude der Berliner Singakademie, welches mit dem großen sechzehnstimmigen Kyrie und Gloria ihres Stifters Fasch eingeweiht wurde, ist unter Leitung des Hrn. Ottener, Baumeister des Theaters in der Königstadt, der sich gegenwärtig in Italien befindet, ausgeführt worden. Der Zweck des Gebäudes verlangte zuerst einen großen Saal, welcher nicht nur den wöchentlichen Versammlungen der Gesellschaft entspräche, sondern auch zu großen öffentlichen Aufführungen geeignet wäre; sodann eine Wohnung des jedesmaligen (auf Lebenszeit gewählten) Direktors, und Raum für manche andre Bedürfnisse der Gesellschaft, besonders für das Aufstellen der sehr bedeutenden Bibliothek. Und diesem Zweck entspricht allerdings die Ausführung.

Das Gebäude ist hinter der neuen Wache gelegen, mit der Hinterseite an die Dorotheenstraße gränzend. An dieser, wie an der Vorderseite, ist es mit korinthischen Pilastern verziert, welche das fast flache Dach tragen; es besteht aus zwei Stockwerken, und der Fuß des oberen ruht wieder auf kleinern Pilastern. Das untere Stockwerk enthält die Zimmer des jetzigen Direktors, des Herrn Prof. Zelter, unter diesen einen nicht unbedeutenden Saal, in der Mitte auf zwei jonischen Säulen ruhend. Der eigentliche Versammlungssaal, welcher den größten Theil des oberen Stockwerks einnimmt, ist von acht Fenstern Länge, etwa fünf Breite und entsprechender Höhe; die beiden schmalen Seiten desselben ruhen auf je vier korinthischen Säulen, die längeren auf Pilastern; und neben diesen wieder, entsprechend den äußeren Giebelseiten, kleinere Pilaster, welche das Fenstergesims auf der einen Seite tragen, auf der andern die Decke einer Reihe von Logen. Säulen und Pilaster stehen auf einer etwa sechs Fuß hohen Unterlage, und bis zu dieser hinauf zieht sich in der hinteren Seite des Saales ein breites Amphitheater, der Platz für die singenden Mitglieder. Vor dem Eingange zum Saal befindet sich ein kleines Zimmer; über diesem, hinter dem oberen Theile der Säulen, eine große Loge; neben der hinteren Seite ein kleinerer Saal, auf jonischen Säulen und Pilastern ruhend, tonnenartig gewölbt, welcher zu kleineren musikalischen Versammlungen dient. In diesem Saale steht die vortreffliche Büste Zelters von Rauch. Die Heizung des oberen Stockwerkes geschieht durch russische Röhren, welche die Wärme von einem Herde aus den geräumigen Kellern emporleiten; eingedrungenes Grundwasser hatte aber in dem vergangenen, nicht milden Winter alle Heizung verhindert.

Kunstgeschichtliches.

Die Neger im Innern von Afrika machen sich ihre Fetische in hölzernen Bildern, die zum Theil männliche und weibliche Menschengestalt haben. Diese sind aber von sehr roher Arbeit und bald nackt, bald bekleidet, bald mit Farben bestrichen. Fetische von edlem Metalle findet man nur selten bei ihnen, und wo sie dergleichen haben, sind sie nicht abgeneigt, kann es mit Vortheil geschehen, sie zu vertauschen oder zu verkaufen; selbst einen Betrug scheuen sie nicht dabei.

Neue artistische Werke.

1. Borsato, opera ornamentale, publicata per cura dell' J. R. Accademia di belle arti di Venezia, in LX. tavole, con cenni storici dell' ornato decorativo italiano di G. Vallardi. 1 Vol. fol. Milano, 1831. Pr. 17 fl.

2. Capparoni, le principali quattro Basiliche di Roma, descritte ed illustrate. Roma, 1831. fol. Vol. I. fasc. 1. Pr. 5 fl.

3. Le pitture di Giulio Romano, che si osservano eseguite a fresco nel Rle palazzo del Te fuori di Mantova. Delineate, incise e corredate delle opportune illustrazioni. II. tav. ed 1 fol. di testo. Mantova. Pr. 12 fl.

4. Memorie di alcune piu celebri fabbriche e situazioni di Venizia. 36 tav. all' acquatinta. 1831. 4. Pr. 8 fl. 45 kr.

5. Monumenti di pittura e scultura trascelti in Mantova e nel suo territorio. 12 fascic. 4. Mantova, 1827. Pr. 13 fl. 30 kr.

6. Storia e descrizione de' principali teatri antichi e moderni, corredata di tavole, col saggio sull' architettura teatrale di Mr. Patte illustrato con erudite osservazioni del architetto e pittore scenico Landriani. Per cura dell dott. G. Ferrario. 1 Vol. 8. Milano, 1830. Pr. 5 fl. 20 kr.

7. Disegni di Leonardo da Vinci, incisi sugli originali da C. G. Gerli. Riprodotti con note illustrative da G. Vallardi. 1 Vol. in fol. Milano, 1830. Pr. 23 fl. 12 kr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 22.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 15. März 1832.

Vietty's Forschungen in Griechenland.

Länger als die übrigen Mitglieder der französischen wissenschaftlichen Expedition hat der Bildhauer und Architekt Vietty sich in Morea während der Jahre 1829, 1830, 1831 aufgehalten. Mehrere Städte und Denkmale sind von ihm entdeckt oder zum erstenmale besucht worden, die seinen Collegen bei ihrem überaus flüchtigen Aufenthalte in Griechenland nothwendig entgehen mußten. Diese Städte und Denkmale sind von dem genannten Künstler und Gelehrten aufgenommen, gemessen und verzeichnet worden, wobei er nur als gewiß angegeben, was durch Ruinen und durch die Nachweise der Alten erkennbar gewesen. Da sich vielleicht unter den politischen Bewegungen Frankreichs die Bekanntmachung seiner Arbeit, dem größern Werk über diese Expedition einverleibt, noch verzögern könnte, und für Forschungen andrer namentlich deutscher gelehrter Reisender jegliche Auskunft nützlich werden kann: so geben wir hier ein Verzeichniß der Hauptgegenstände, die Herr Vietty gefunden hat:

In Arkadien.

1) Entdeckung der Lage von Pallantion, welche man nach der scharfen Charakterisirung des Pausanias viel eher hätte finden sollen.

2) Die Stadt Makaria,

3) Die Stadt Akakesion, beide um den Berg Lycäus gelegen.

4) Die Stadt Halus am Ladon.

5) Aufnahme der Ruinen von Asea.

6) Bestimmung des Platzes, auf welchem der Tempel der Minerva Alea zu Tegea sich befunden, mittelst der von Pausanias angezeigten Quelle im Norden des Tempels und mittelst Nachgrabungen, durch welche dorische Marmorsäulenschafte in großem Verhältniß entdeckt wurden. Nicht weit davon fanden sich eben solch' ein Capitell und andre Einzelnheiten.

7) Entdeckung des Fleckens Nestane und des Lagers des Philippus.

8) Auffindung eines Denkmals aus der Urzeit in rohen Felsblöcken in der Gegend von Lycosura.

9) Entdeckung des großen Hieron der Arkadier, welches aus dem Tempel der Ceres und Proserpina, aus dem Megaron, aus dem Tempel des Pan u. s. w. bestand. Es finden sich noch Spuren dieser drei Tempel in den Umgebungen des Lycäus.

10) Das Grab des Aegisthus am Fuße des Berges Cyllene, Zirkelform in Cyklopenwerk, welche ein Viereck umgibt.

11) Das Grab des Aristokrates I. im Osten von Orchomenos.

12) Das Stadium von Pheneos, nach dessen Lage man auch die Akropolis dieser Stadt erkennen kann.

In Achaja.

1) Erkennung einiger Spuren der Stadt Dyme.

2) Auffindung der Lage der Stadt Aigai und des Platzes, wo ihr alter Neptuntempel gestanden.

3) Besuch (und bis daher erster Besuch) der Stadt Bura in einer überaus malerischen Lage. Man findet daselbst die Ruinen mehrere Gebäude, ein zum großen Theil erhaltenes Theater, einen Brunnen, eine in den Felsen gehauene Grotte und sieht die Wirkung der Ueberschwemmung (κατακλυσμός), welche die Stadt Helike vernichtete u. s. w.

4) Die Auffindung der Ruinen von Aegyra, welche nicht weniger beträchtlich sind.

In Elis.

Auffindung des Stadiums und Hippodromos von Olympia an einem geeigneteren und von den Stellen, wohin sie die frühern Reisenden verlegten, weit entfernten Orte in der Normalrichtung zum Alpheus.

In Argolis.

1) Auffindung eines Theils der alten Topographie der Stadt Argos;

a) des Platzes der Agora;
b) des Tempels des Apollos Lykios;
c) des Tempels der Here Akraia;
d) der Deiras;
e) des Tempels der Demeter Mysia;
f) viele Inschriften;

2) Auffindung des Grabes der Telesilla.

3) Auffindung der Quelle Canathus nahe bei Nauplia.

4) Feststellung der Lage von Midea, wovon ein Theil der Befestigung in unbehauenem Cyklopenwerk und andre Spuren übrig sind.

5) Erkennung der fünf von Pausanias gesehenen Grabmäler zu Mycene.

Schatzhaus oder Grab des Atreus; Grab des Agamemnon; des Eurymedon; der Electra; der Söhne der Kassandra. Das leztere ist nicht weit von einem Gebäude entfernt, welches einen der Gießbäche Mycene's dominirt. Der Reisende wußte nicht ob alle diese Gräber vor ihm erkannt waren.

6) Auffindung mehrerer Tempel und anderer Gebäude in Mycene und seiner Umgebung.

Ein viereckiger Thurm, in schönem Cyklopenwerk und sehr gut erhalten, der ein Thal vertheidigte.

7) Entdeckung des Heräon's oder des großen Tempels der Juno auf dem Abhange des Berges Euboea zwei Stunden von Argos. Mehrere Reisende haben vergeblich diesen Tempel, welcher die Here des Polykletos einschloß, gesucht. Die Oertlichkeit des aufgefundenen Platzes ist dem Bericht des Pausanias durchaus entsprechend. Man sieht die Lage zweier Tempel, von denen der ältere höher gelegen ist. Der andre hat zur Grundmauer ein Massiv von rohen Blöcken, deren einer mehr als 15 Fuß lang ist. Eine geräumige Umfassungsmauer in gehauenen Steinen, der Beschaffenheit des Bodens nachgehend und zum Theil noch stehend umgab die Tempel, aber ihre Einzelnheiten sind ausser einigen Säulentrümmern in einiger Entfernung verschwunden. Mehrere andere Schaftstücke und Capitelle derselben Ordnung sind an den Brunnen der Dörfer in der Ebene zerstreut.

8) Nahe an den Ufern des Baches Asterion ist eine antike Cisterne und die Grundmauer eines großen Gebäudes; weiterhin in der Richtung auf Mycene die Quelle der Freiheit mit allerlei Trümmern umher. Hier hat der Reisende auch die sonst Asterion genannte und der Juno geheiligte Pflanze, nach allen in den Alten gegebenen Daten, erkannt. Die jetzigen Einwohner haben keinen besonderen Namen dafür. Der Bach Asterion verliert sich in der Ebene von Argos wie deren Gewässer alle.

In Lakonien.

1) Entdeckung der Ruinen von Belemina an einem der Arme des obern Eurotas, welche Gegend bis jezt von Reisenden ganz unbesucht geblieben.

2) Auffindung einer bisher ungekannten Akropolis auf dem Gipfel des lakonischen Thoma, an dessen Fuße die große Quelle des Eurotas ist.

5) Genaues und specielles Studium der Topographie von Sparta und seiner Umgebung, bis jezt noch so schlecht bearbeitet. Anderer unwichtigeren zu geschweigen hat der Reisende folgende Hauptentdeckungen gemacht, die auf einer detaillirten Karte von ihm verzeichnet wurden.

a) die Lage der 5 Tribus;
b) das Gräberfeld der zwei Königsstämme;
c) der Platanistas, den Hr. Vietty auf allen Karten, wie alles Uebrige, schlecht angegeben findet, und wo noch die Ruinen mehrerer Denkmäler anzutreffen sind;
d) die Grundwerke einer der beiden Brücken, über welche man nach dem Platanistas ging. Diese Brücke führt über den Bach Magula. Angesichts der Brücke auf dem andern Ufer sind die Ueberbleibsel eines Tempels in einer Kapelle;
e) die Lage von Therapne, durch die schönen Quellen dargethan;
f) die Quelle des Pollux mit den Ruinen des Polluxtempels;
g) die Agora;
h) die Straße Alpia;
i) die Thorstraße (Ἀφέταις);
k) die Booneta;
l) der Portikus der Perser;
m) der Dromos;
n) der Tempel der Minerva Chalkioikos vielleicht schon richtig erkannt;
o) der Tempel der Minerva Ophthalmitis;
p) der Tempel der Diana Limnatis;
q) der Tempel des Asklepios Cotyleus;
r) der Tempel des Achilles;
s) der Unterbau der Bildsäule der Minerva ausserhalb der Stadt;
t) die Gräber des Pausanias und Brasidas (das Grab des Leonidas ist wahrscheinlich schon bekannt);
u) das Grabmal der Cyniska;
v) mehrere große Gräber auf den Hügeln des linken Eurotasufers;
w) eine Menge Einzelnheiten, Bildhauerarbeiten und Inschriften.

In Messenien.

Herr Vietty hat eine große Arbeit über Messene gemacht. Wir heben aus derselben, da seine Collegen an diesem Orte mehr als irgendwo gearbeitet haben, nur Folgendes aus:

1) die Quelle Arsinoe, welche die andern Arbeiter so wenig gesehen haben können als

2) eine sehr merkwürdige Inschrift, die er in einem benachbarten Dorfe entdeckt und getreu nachgezeichnet

hat, und auf welcher sich der Name Aristodemus befindet.

3) Erkennung des Tempels des Herkules und desjenigen des Serapis zu Messene.

4) Erkennung der Stadt Thurium auf einem der Lehnberge des Taygetus.

5) Entdeckung mehrerer bis jezt unbekannter und sehr alter Akropolen.

6) Erkennung der Lage von den Ruinen Mothone's mit den Erdpechquellen.

7) Erkennung eines Theils der Landstraße von Pylos nach Mothone.

8) Feststellung der Lage des Thucydideischen Pylos und Bestätigung, daß es auch ungeachtet des Widerspruches des Pausanias, das Homerische ist.

Sollten einige der genannten Städte und Denkmale schon früher erkannt seyn, so ist es vielleicht nur durch Dodwell geschehen, dessen Werk Hr. Vietty im Augenblicke nicht zur Hand hatte. Es wäre zu wünschen, daß dieß französische Werk über Griechenland so bald als möglich dem Publikum zukäme, um jeden neuen Reisenden mit den Erfahrungen der älteren auszustatten. *)

*) Die ersten Hefte des Werks der französischen Expedition, unter der Direktion des Hrn. Blouet gearbeitet, sind bereits erschienen. D. H.

Ein Wort über Plafondmalerei.

Bei dem steigenden Interesse für Kunst, und zwar für diejenige, die enger an die Architektur gebunden, ihre Gegenstände der Bedeutung der Gebäude anpaßt, die sie schmücken will, wird es nicht überflüssig seyn, auf eine Gewohnheit aufmerksam zu machen, die unverkennbar ein Uebelstand ist. Wir finden nämlich der Malerei gewöhnlich den höchsten Platz angewiesen, die Decke, unangesehen, welches Inhalts ihre Werke seyen. Auch bei den Alten finden wir diese Sitte, jedoch nicht ohne Beschränkung durch den dargestellten Gegenstand, die erst bei sinkender Strenge der Architektur und der Kunst überhaupt wegfällt, bis man zulezt das Widernatürliche, solcher Darstellungen, an der Decke aufs Widerwärtigste durch die sattsam bekannten Verkürzungen und Verdrehungen zu geben versuchte. In neuerer Zeit ist man zur ältern Einfachheit zurückgekehrt, und indem man darauf verzichtete, dem Betrachtenden die Illusion zu machen, als begäbe sich die dargestellte Handlung wirklich an der Decke, gab man die Bilder für — Bilder, oder für bunte an der Decke befestigte Teppiche. Damit ist aber freilich der Künstler nicht gerechtfertigt; denn wie kommt er, fragen wir, dazu, seine Bilder an die Decke zu hängen? wer thut dieß? wer soll sie da sehen? Aber, wie gesagt, die Alten thatens auch.

Tritt man in die obere Kirche von Assisi, so sieht man die Decke mit Bildern von Cimabue geschmückt, Santa Croce, Sta Maria novella zu Florenz, ja fast alle alte Kirchen, die Kapelle des Fiesole im römischen Vatican u. s. w. haben Deckengemälde über den Wandgemälden. Indeß unterscheiden beide sich wesentlich. Mit wenigen Ausnahmen (etwa bei sehr niedrigen Kreuzgewölben, wie in der untern Kirche zu Assisi ꝛc.) sind die geschichtlichen Darstellungen, die reicheren Compositionen an der Wand, und die Decke trägt nur symbolische, einzelne Gestalten, wie Propheten, Evangelisten, Kirchenväter, oder Gott Vater, Christus ꝛc. oder auch den vollen Himmel mit seinen schimmernden Heiligenscheinen, wobei es überall nur auf einen Totaleindruck abgesehen und der Inhalt als bekannt vorausgesezt wird. Die reichen Bilder des Campo Santo in Pisa — wo blieben sie, müßte man sie an der Decke mühselig zusammensuchen? Und welch andre Gewalt müßten Michel Angelos Riesenwerke in der Sixtina üben, könnte man ohne die unnatürliche Anstrengung, die man kaum stundenlang aushält, Tage lang ihnen gegenüber sitzen, und das was so tief durchdacht, ruhig erfassen! Der Vatican hat ausser den bekannten Wandgemälden Raphaels unvergleichliche Bilder desselben Meisters an der Decke. Allein wie viele flüchtige Blicke müssen sie sich gefallen lassen, ehe Einer die Anstrengung einer ernsteren Betrachtung unternimmt!

Gehen wir in die Säle der neuern Kunst. Gehen wir in die Glyptothek. Meisterwerke, wie sie seit Jahrhunderten nicht entstanden, und wie sie der anhaltendste, angestrengteste Fleiß von mehr als 10 Jahren erschaffen, in einer halben Stunde hat sie der größte Theil der Besuchenden gesehen, und der länger Verweilende büßt seinen Eifer mit Nacken = und Augenschmerzen, und muß die Betrachtung durch immer neue Wendungen des Kopfes und Körpers und durch Zurückgehen in die natürliche Lage unterbrechen, bis er endlich an der Unterwelt ꝛc. angekommen ist, die aufrecht steht, ohne daß er im Stande gewesen, die obern Bilder in ihre mannichfachen Motive zu verfolgen.

Den Fresken in den Arkaden des Hofgartens wird ihre allgemeine Theilnahme hauptsächlich dadurch gesichert, daß man sie stundenlang betrachten kann, ohne seine natürliche Stellung zu verändern.

Das Bild in der neuen protestantischen Kirche zu München, hoch oben an der ganzen flachen Decke, verliert alle Bedeutung, da man in der Kirche am allerwenigsten sich in eine solche Lage bringen kann, in der man dieses vorzüglich durch Gedankenverbindungen und Einzelnheiten sich auszeichnende Gemälde mit Muse betrachten könnte.

Die neuere Kunst folgt so sehr der Einfachheit und Natur, daß man sie wohl auf diesen Widerspruch mi sich und ihrer Bestimmung aufmerksam machen darf. Hat nicht der Schöpfer alles, was wir mit anhaltendem Fleiß und erhebender Freude betrachten sollen vors Auge gestellt auf die Erde, und stehen am Him mel andere Dinge, als die flüchtigen Gebilde der Wolken, der Sonnenglanz, in den wir nicht sehen können, der Gestirne flimmernder Reigen, von dem wir nichts erforschen können als die Bahn, und das allgemeine unergründliche Blau? Und wäre es anders — würde das Augenpaar sich nicht wenigstens in Stirn und Wirbel getheilt haben?

Zu allem diesem kommt endlich noch eine Hauptrücksicht, die vor allen die Künstler zu bedenken haben. Die neuere Kunst hat ihr frisches jugendliches Leben durch den Gedanken erhalten; sie unterscheidet sich wesentlich von der ihr vorangegangenen Zeit dadurch, daß das bloße Ausstellen schöner Formen, angenehmer Gruppen, in die Augen fallender Licht- und Schattenvertheilung u. s. w. sich in der Auffassung geistiger Wahrheit und einer das Ganze beseelenden Gedankenverbindung unterordnen müsse. Damit bezweckt sie nicht nur ein ernsteres Streben unter den Künstlern, sondern auch der Kunstbetrachtung gibt sie einen höhern Impuls. Sie muß wollen, daß man in ihre Werke eingehe, denn wer wird guten Samen auf den nackten Felsen streuen? Wie ist dieß aber unter solchen Umständen möglich? Weit entfernt also, daß die neuere Kunst einen Ernst der Kunstbetrachtung, eine wahre Kunstliebe erweckte, arbeitete sie durch Plafondgemälde recht der modernen Oberflächlichkeit in die Hände, die mit dem ersten, allgemeinen Farbenglanz zufrieden, nach weiter nichts fragte.

Vielleicht daß diese Worte Beachtung finden, zunächst bei den Malern, denen man die Ausführung neuer Werke anvertraut, und die vielleicht durch tristige Gegenvorstellung sich den schönsten Lohn ihrer Anstrengungen — reine Wirkung aufs menschliche Gemüth — wenigstens zuweilen sichern könnten; bei den Architekten, an denen es hauptsächlich ist die Räume einzutheilen und die ihre Achtung vor der Kunst nicht deutlicher beweisen könnten, als wenn sie nachließen, sie als bloße Verzierung ihrer Werke zu betrachten; endlich bei den Beschützern und Beförderern der Kunst selbst, mit deren Hauptinteresse es ja ohnehin zusammenstimmt, daß die Werke, die noch in später Zukunft den Lorbeer auch um ihre Stirne ziehen, recht vor den Augen der Welt stehen. ef.

Bekanntmachung.

Die königl. Akademie der bildenden Künste in München wird im Oktober des laufenden Jahres abermals eine Kunstausstellung veranstalten. Diese Kunstausstellung wird, gleich den frühern, alle Fächer der bildenden Kunst umfassen. Die Akademie gibt sich daher die Ehre, sämmtliche Künstler des In- und Auslandes einzuladen, ihre Werke zu derselben einzusenden. Da die Eröffnung am 12. Oktober geschieht, so ist der lezte Einsendungstermin der 12. September laufenden Jahrs; später einkommende Werke würde man nicht mehr in die Ausstellung aufnehmen können. Auch werden alle auswärtige Künstler ersucht, ihre Werke an einen hiesigen Commissionär zu übersenden, welcher sie der Akademie übergeben, und nach dem Schlusse der Ausstellung zur Rücksendung in Empfang nehmen kann.

München, den 4. März 1832.

Statt des General-Sekretärs
P. v. Cornelius. Dr. Ludwig Schorn.

Bekanntmachung.*)

Der Vorstand des Kunstvereins für das Großherzogthum Baden macht hierdurch bekannt, daß auf Anordnung

Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs

die nächste öffentliche Ausstellung von Werken der Kunst und Erzeugnissen der Industrie am bevorstehenden 1sten Mai dieses Jahrs dahier in der Residenz Statt haben wird.

In Hinsicht der Kunstwerke und Industrie-Erzeugnisse, welche zur Ausstellung sich eignen, bestehen immer fort noch die bisherigen Normen.

Im Einzelnen wird bemerkt:

a) Die Gegenstände, welche der öffentlichen Ausstellung gewidmet werden, sollen 14 Tage vor Eröffnung derselben eingesendet seyn, denn nach Verlauf des 15ten Aprils kann nichts mehr zugelassen werden.

b) Diese Gegenstände müssen durch gute Verpackung vor Schaden und Verderben gesichert seyn, indem weder Gefahr noch Vergütung übernommen wird.

c) Die Transportkosten hierher und zurück werden aus Staatsmitteln bestritten; jedoch bei Gegenständen, welche über 100 Pfund, und deren Entfernung über 100 Wegestunden beträgt, muß vorher bei dem Vorstand des Kunstvereins schriftliche Anzeige gemacht werden.

d) Die Herren Künstler, Fabrikanten und Gewerbsleute haben über ihre Arbeiten die erforderlichen Notizen, zu gleicher Zeit aber auch über die verkäuflichen Sachen die Preise mitzutheilen.

e) Die Kunsthandlung von Herrn W. Creuzbauer dahier wird die Gegenstände, welche zur Ausstellung einkommen, in Empfang nehmen, wohin solche zu addressiren sind.

Karlsruhe, den 25. Januar 1832.

*) Auf Verlangen wiederholt abgedruckt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 23.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 20. März 1832.

Zwei Originalzeichnungen von Raphael Sanzio.

Vor einiger Zeit befanden sich in Dresden zwei Zeichnungen des großen Raphael, eine im Besitz des vergangenen Winter in Dresden wohnenden Kunstfreundes Hrn. Huybens (aus Cöln gebürtig und nach langem Aufenthalt in Italien und England sich in Paris niederlassend), welcher ausgezeichnete Kenntnisse für Literatur und Kunst, und viele Kunstwerke nebst einer bedeutenden Bibliothek besitzt; die andre Zeichnung ehemals im Besitz des im vorigen Jahr zu Prag verstorbenen Kunstkenners und Sammlers, Grafen Franz von Sternberg-Manderscheid, Präsident der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde ꝛc. dessen Erben sie zur Ansicht nach Dresden einsendeten.

Beide Kunstwerke verschafften den Kunstfreunden in Dresden einen sehr hohen Genuß und ihr innerer hoher Werth erregte die größte Bewunderung.

Die erste vorzügliche Zeichnung war die durch Marc Antonio Raimondi's vortrefflichen und seltenen Kupferstich uns bekannte Composition des Kindermordes*). Diese Zeichnung, welche höchst wahrscheinlich dem Marc Anton zum Behuf seines Stich's als Vorbild diente, war, wie in der spätern Ausgabe des Vasari erzählt wird, im Besitz des Cardinal's d'Este. Einige Kunstfreunde, welche in Holland gewesen waren, versicherten uns, selbige vor ungefähr zwanzig Jahren in Holland in einer Privatsammlung gesehen zu haben. Ob der jetzige Besitzer sie von dorther kaufte, ist uns nicht bekannt, eben so ist keine ältere Notiz vorhanden, ob Raphael von dieser Zeichnung je ein Gemälde gefertigt habe. Um so mehr erregte es ein großes Interesse, daß im vorigen Sommer in Prag in der gräfl. Clam-Gallas'schen kleinen aber zierlichen Gemäldesammlung ein Oelgemälde jenes Kindermordes von dem verstorbenen Direktor Bergler zu sehen war, welches nach einem Originalgemälde Raphaels (??) copirt sey und „lezteres „sollte vor dreißig oder vierzig Jahren in Mailand, von „dem ehemals in Dresden residirenden K. Russischen „Gesandten Fürsten Beloselsky erkauft worden seyn." Es wäre bei dem jetzigen Forschen über Raphaels Werke schon der Mühe werth zu erfahren: ob ein solches Bild von ihm vorhanden und ob jenes genannte sich vielleicht jezt in Rußland befindet?*)

Jene genannte unübertreffliche Zeichnung, in der Größe des Marc Anton'schen Kupferstichs, 10 Z. hoch und 16 Z. breit (oben bis an die Spitze der höchsten Gebäude beschnitten) ist auf gelblich-grauem, grundirtem Papier mit Rothstein ausgeführt. In den halben Tönen, besonders in den Gewändern und den architektonischen Theilen des Hintergrundes, ist sie mit aufgelöstem Rothstein leicht mit dem Pinsel übertuscht und diese Töne wieder mit Rothstein in sehr klaren durchsichtigen Schraffirungen, die nach den dunkeln Theilen immer kräftiger und breiter werden, leicht übergangen. Die Lichter sind mit dem Pinsel durch zartes Weiß aufgetragen und ebenso einige grau gemischte Töne jener Farbe für die in der Ferne befindlichen Gegenstände sehr leicht angewendet.

Diese sehr verständige und in sich zwar einfache, aber auf mancherlei Art vollendete Behandlung legt schon in das Ganze einen gewissen Zauber, der auf den ersten Blick das Auge des Beschauers festhält und Vielen das Räthsel vorlegt: wie war es möglich, diese magische Haltung durch so wenig Mittel in diese

*) Der sehr seltene und vortreffliche Kupferstich von Marc Antonio Raimondi ist unter dem Namen le Chicot, la felce oder felcetta wegen des auf der rechten Seite des Blattes über den verschiedenen Baumgruppen angebrachten Tax- oder Buchsbäumchens (mehr eine Tanne) bekannt.

*) Könnte nicht auch ein späterer Maler den Gedanken gehabt haben, nach einer Zeichnung oder nach M. Anton's Kupferstich diesen Gegenstand zu malen?

Zeichnung zu bringen, die jedem als ein vollendetes Bild erscheinen muß? *)

Eben hier zeigt sich jener ältern Meister und besonders Raphael's großer Geist, durch einfache Hilfsmittel, bei gewiß sehr sorgfältiger, ohne alle bestechenden Effekt (der sich in der späteren Kunstperiode so sehr beurkundet) ausgeführter Vollendung etwas zu leisten, worin die edle Empfindung des Geistes durch das Vorwalten des weniger mechanischen Theils der Bearbeitung allein wirkt. Obgleich diese herrliche Zeichnung höchst vollendet ist und jeder einzelne Theil des Körpers in ihr modellirt erscheint, so nimmt man doch weder in den äußern Formen noch in der Behandlung des Lichts und Schattens etwas Gesuchtes oder Erzwungenes wahr, was mancher mit dem Worte Manier belegen würde; denn diese war Raphael fremd. **)

Betrachten wir die in verschiedenen großen Sammlungen aufbewahrten Originalzeichnungen jenes Meisters, d. h. die, welche wirklich von Kennern als ächte und wahre Originale anerkannt werden, so finden wir in ihnen eine durchgängige Verschiedenheit des Vortrags, seyen es nun einfache Skizzen mit der Feder, mit Kreide oder mit dem Pinsel, oder seyen es mit verschiedenen Hilfsmitteln vollendete Zeichnungen. Nicht der mechanische Theil ihrer Ausführung, sondern die Leichtigkeit und das freie natürliche Spiel der Hand ist es, was den darin waltenden Geist ausspricht und uns die Ueberzeugung der Originalität abgewinnt. Es ist das unschuldige kindliche Streben der Kunst, was nur Raphael allein eigen war, und das mit inniger Liebe an die Natur sich kettend, selbige in ihrer reinen Einfachheit würdig aufzunehmen suchte. Raphael lebte, wie auch Mengs sich ausdrückt „in der Unschuld der Kunst." Seine Werke ergreifen den tief fühlenden Kenner wie den Laien, der Geist spricht aus ihnen und schafft die Erkenntniß des Wahren.

Wir finden bei längerer Betrachtung in dieser Zeichnung ein Bild, welches in Clair obscur bis in das Einzelne möglichst vollendet ist. Die Zeichnung des Nackenden verräth das höchste Studium der Natur und die gründlichsten anatomischen Kenntnisse. Die Hauptformen des Aeußern sind mit der größten Correktheit in den lieblichsten Guß gezeichnet und nähern sich zum Theil den schönen Formen der Antiken; andrerseits sind die innern kleinern Theile der Körper mit dem unendlichsten Fleiß in jeder Bewegung der Natur abgelauscht und dieses nicht nur in einer oder der andern Hauptfigur, sondern selbst bei den weiter entfernten des Plans. Hände und Füße sind äusserst zart geformt und modellirt und wir überzeugen uns zum Nachtheil des von Raphaels Zeitgenossen und Schüler (M. Anton) gefertigten Kupferstichs, so wie wir ihn vergleichend mit der Zeichnung betrachteten, daß so Manches dabei von ihm unempfunden blieb.

Gehen wir zu dem Ausdruck der Köpfe über, worinnen Raphael auch allein da steht, so bleibt nichts mehr zu wünschen übrig, was sich Schöneres in der wahren und zugleich edlen Darstellung zeigen könnte. Schrecken, Angst, Wehmuth und Entsetzen, mütterliche Liebe gepaart mit ängstlicher Wuth über den Raubmord des Liebsten der Mütter, so wie die Grausamkeit der die zarten Keime der Natur vertilgenden Mörder, alles ist hier im sprechendsten Charakter dargestellt.

Was sich in dieser Composition noch besonders ausspricht, ist die höchst einfache und verständige Anordnung. Raphael ordnete diese mörderische Handlung des Herodes auf einen kleinen Raum durch wenige Figuren. Wir finden bei der Wahrheit der Vorstellung nichts, was in dem erschütternden Gegenstand der Handlung ein Eckel erregendes Gefühl hervorbringen könnte und wodurch der Blick von dem Kunstwerk entfernt würde.

Raphael handelte hier ganz verschieden im Vergleich mit den Werken anderer gleichzeitiger oder späterer Meister, wie z. B. der von Marco di Ravenna (P. Grav. Nr. 21.) nach Bandinelli oder einer andern nach eben demselben von J. B. Cavelleriis gestochenen Composition. — Le Brun läßt den Herodes über die Leichen der Kinder fahren, indem er noch weitere Befehle zur Fortsetzung des Mordes ertheilt *); in Trevisanis Bild der Dresdner Gallerie sind Trompeter und Herolde, die den Befehl zum Morde verkünden; im Vorgrund spießt ein Mörder triumphirend ein Kind auf das Schwert. Aehnliche Scenen sind in Rubens berühmtem Bild des Kindermordes (gestochen von P. Pontius und andern) und in ähnlichen Compositionen, wie z. B. in dem zwar nur

*) Zeichnungen in ähnlicher Art, jedoch von weit weniger Ausführung veranlaßten oft jene alten Formschneider, wie Hugo da Carpi und andere, Holzschnitte mit drei Platten. chiaroscuri oder en camaieux) grau in grau) zu fertigen.

**) Wir nehmen hier das Wort Manier in der eigentlichen Bedeutung für den mechanisch-technischen Theil der Arbeit, indem so oft in der Kunst die Erscheinung vorkommt, daß bei der technischen Behandlung der Künstler bei jedem seiner Werke zu sehr sich selbst sieht, so daß er in den äussern und innern Formen, und selbst in der Anordnung des Schattens und Lichts, etwas nur ihm wohlgefällig Scheinendes darstellt, welches dann so wiederkehrt, daß manches einem Buchstaben gleicht, den wir in jeder Schriftform gleichförmig finden und womit endlich das Auge zum Ueberdruß bekannt wird.

*) Gestochen von Alex. Loir und andern.

durch eine Gruppe aus wenigen Figuren bestehenden Bild des Nicolas Poussin aus der Sammlung von Lucian Bonaparte (gestochen von Giov. Folo) wo das Gemüth des Beschauers durch das Gräßliche des Gegenstandes aller weitern Empfindung unfähig gemacht wird.*) Wir bemerken noch, daß obgleich Raphael diesen Gegenstand später für die Arazzi **) componirte, dem ungeachtet die von Marc Anton gestochene Composition weit vorzuziehen ist.

Raphael schilderte in dieser Composition vielleicht nur den Anfang jener Gräuelscene, denn nur wenige der unschuldig Erschlagenen liegen hier. Die in der Mitte der Composition mit schreiendem, ängstlichem Blick hervoreilende Mutter sucht dem Mörder das Beste ihrer Habe zu entreißen; vor dem, der das lange Schwert aus der Scheide zieht, läuft sie, das Kind in beiden Armen haltend. Ihr ängstlich wehmuthvolles Auge schweift umher, um auf dem von Mördern und andern fliehenden Müttern gefüllten Raum einen Ausweg zu finden und der Künstler zeigte hier das höchst Merkwürdige, daß diese Figur ihre Richtung ganz vorwärts dem Beschauer entgegen nimmt. Hierin ist eine ausserordentliche Wirkung und der wahrheitsvollste Ausdruck, den je der Griffel hervorbrachte. Zur linken Seite nach dem Vorgrund küßt eine Mutter den auf der Erde liegenden Leichnam ihres Kindes, hinter ihr sucht eine andere einem Mörder das geraubte Kind zu entreißen, während weiter zurück eine dritte verzweifelnd die Hände ringt. Den schönsten Contrast zu den genannten Figuren gibt die auf der rechten Seite des Blattes dargestellte Mutter; sie, welche ihr theures Pfand vor der Gier des sie mit dem Dolche verfolgenden Mörders noch festhält, stößt ihn mit kräftig ausgestrecktem Arm triumphirend zurück. (Merkwürdig ist, daß das Profil dieses Mörders die genaueste Aehnlichkeit mit einem in Leonardo da Vincis Studien oft vorkommenden Kopf hat.) Noch ist einer fliehenden Mutter nach dem Hintergrund zu gedenken, welche von dem sie verfolgenden Mörder bei den Haaren festgehalten wird.

Der einfache Hintergrund des Bildes zeigt mehrere Gebäude von Rom in der Gegend von Trastevere, besonders aber die Brücke Quattro Capi mit ihren drei Bögen. Scharfsehende Kenner und Geschichtsforscher wollen in der Kleidung der Frauen die aufgeschürzte griechische Reisetracht erkennen; wodurch vielleicht Raphael andeuten wollte, daß jene Mütter auf der Flucht aus der Heimath mit ihren Kleinen noch zurückgehalten werden; indeß schien Raphael diese Art dorischer Kleidung für seine weiblichen Figuren in Gegenständen, wo es schicklich war, gern anzuwenden, da wir sie oft wiederkehrend finden. Uebrigens ist sie von bekannten Antiken entlehnt, da sie bei Figuren der Diana, Nymphen und Tänzerinnen oft vorkommt.

Auffallend ist in dieser Composition, daß Raphael die Mörder alle ganz nackend darstellte, und wir finden im Vergleich zu den ähnlichen Compositionen in den Arazzi, wo die männlichen Figuren bekleidet sind, daß der Künstler hier eine Art Eigensinn zeigte, um den Beschauer auf das Studium des Nackenden hinzuleiten. Um destoweniger können wir uns, ohne den großen geistreichen Zeichner eines Plagiats zu beschuldigen, von der Idee trennen, daß Michel Angelos großer Carton mit der Scene aus dem Kriege von Pisa in ihm eine Neigung hervorgebracht habe, etwas Aehnliches in dieser Art zu leisten. Betrachten wir die in jenem, leider der Nachwelt nur durch Kupferstiche bekannt gewordenen Meisterwerke des Michel Angelo *) dargelegten einfachen und den ältern Meistern eigenthüm-

*) Unter den Malern des 17ten Jahrhunderts wurde der nämliche Gegenstand sehr anständig von Guido Reni für die Dominicuskirche in Bologna durchgeführt und höchst wahrscheinlich hatte der tief fühlende Künstler Raphaels Composition vor sich. Gestochen ist dieses Bild von Bologini und vortrefflich von Bartolozzi für das Musée français.

**) Es sind zu den Arazzi zwei Compositionen von Raphael gefertigt worden, die beide zusammengestellt ein Ganzes ausmachen; einzelne sind gestochen von Seb. Vouillemont und dann unbekannt in N. Billy's Verlag; zusammen in einem schönen Holzschnitt, den Heineke dem Nicolas Vicentini beilegt, (von Bartsch Nr. 7 in einem Abdruck mit ND B 1544 bezeichnet, aufgeführt.) Die vor uns liegenden zwei Exemplare dieses seltenen (mit einigen Abänderungen gegen die erstern Blättern versehenen) Holzschnittes sind ohne jene Monogramme. Endlich ist auch einzeln die Hälfte der Composition nach einer Zeichnung Raphaels von einem Anonymen radirt und auch ein Facsimile von J. T. Prestel in dem über das Praunische Cabinet von Handzeichnungen herausgegebenen Werk.

*) Von dem großen Carton, den M. Angelo im Wettstreit mit Leonardo da Vinci fertigte, waren zur Zeit des Vasari noch einzelne Stücke übrig, die man im Hause Strozzi in Florenz aufbewahrte. Wir kennen das Ganze nach dem von Schiavonetti in Kupfer gestochenen, in England sich befindenden Gemälde oder Carton, dort zwar dem M. Angelo als Original, von mehreren Kennern aber als eine Copie dem Seb. del Piombo oder Marcello Venusti zugeeignet. Schiavonetti's Blatt führt die Inschrift: The Carton of Pisa. Einzelne Gruppen aus der herrlichen Composition nach den ältern Zeichnungen sind ganz vortrefflich gest. v. M. Anton (P. G. Nr. 487 gen. die Kletterer) und von demselben einzelne Studien; von Agostino da Musi oder Veneziano ein größeres Blatt mit den Hauptgruppen und einer zugesezten Landschaft, nach welchem auch eine alte Copie; so wie ebenfalls eine Copie von Michel Luchese (bezeichnet M. L.) nach dem Marc Antonischen Blatt vorhanden ist.

lichen Linien der Composition, hinsichtlich des Parallels der Gruppen, so finden wir dieselben auch hier in Raphaels Zusammenstellung; untersuchen wir die sich scharf bezeichneten äußern Formen der nackenden, männlichen Figuren, so finden wir ein bis ins kleinste Einzelne übergehendes Erinnern oder Festhalten an dem was Michel Angelos Carton so herrlich in den elegantesten Formen zeigte und was man in keiner seiner übrigen Arbeiten so zart wieder findet.

Wir finden eine der neuesten Bestätigungen für die Annahme eines Einflusses von Michel Angelos anatomischem Studium auf Raphael und besonders einer Anregung durch den Carton, den dieser große Meister in seiner Jugend fertigte, in von Rumohrs Forschungen, unter dem Artikel Raphael und sein Verhältniß zu den Zeitgenossen, wo auch einige Winke über die Periode, wo Raphael den frühern conventionellen Zeichnungscharakter änderte, gegeben sind, nämlich die Zeit von 1505 bis 1508.

Würden wir die uns von den ältern Kunstschriftstellern von 1504 angegebene zwar oft widersprochene Periode von Raphaels erstem Aufenthalt in Florenz nun mit der von 1505 bis 1508 vertauschen, so finden wir eine immer näher tretende Bestätigung, daß Raphaels Composition des Kindermordes nicht unter die spätern seiner Arbeiten zu zählen ist, noch darinnen: daß nämlich Marc Antons vortreffliches Kupferblatt nach jener Zeichnung in der technischen Behandlung und einzelnen Vollendung der Arbeit, dasjenige eigenthümlich Feine besizt, was nur in einigen seiner früher gearbeiteten Blätter wiederkehrend zu finden ist, ehe er eine freiere und breitere Manier sowohl in den Taillen (Lagen) als selbst in den äußern Formen der Zeichnung anwendete. Dieses finden wir besonders bestätiget erstens: in dem höchst seltenen als sein frühestes bekannten Blatt: Pyramus und Thisbe (B. P. Grav. Nr. 322) bezeichnet 1505, dann bei Mars und Venus, bezeichnet 1508 (B. Nr. 345) David (B. Nr. 12.) Christus in der Hölle (B. Nr. 41.) und mehreren andern, die alle in die frühere Periode Marc Antons gehören und meist mit dem Monogramm

MF

bezeichnet sind. Hauptsächlich aber übereinstimmend mit dem Kindermorde ist die trauernde Muttergottes bei dem vor ihr liegenden Leichnam Christi (B. Nr. 34. (mit dem nackten Arm) und in dem vortrefflichen, mit der Jahrzahl 1510 *) bezeichneten Blatt die Kletterer, (B. Nr. 487.) nach Michel Angelo. Nehmen wir nun diese Jahrzahl und vergleichen die Arbeit jener Platte mit der des Kindermordes nach Raphael, so liegt es wohl klar vor Augen, daß selbige, wenn auch vielleicht nicht viel früher, aber doch wenigstens um eben diese Periode gefertigt worden und Raphaels Zeichnung folglich schon vorher vollendet seyn mußte.

Es dürfte hier hinsichtlich des Marc Antonischen Kupferblattes eine schickliche Gelegenheit seyn, zu sagen: daß, da es bekanntlich zwei Blätter dieses Gegenstandes gibt, das eine mit dem Taxusbäumchen auf der rechten Seite des Blattes oberhalb der verschiedenen Baumgruppen (B. Nr. 18.) und des andern ohne dasselbe (B. Nr. 20.), beide nach den ältern Meinungen, besonders aber nach dem Bolognesischen Kunstschriftsteller Malvasia von einer und derselben Hand gearbeitet sind, welcher Meinung wir auch gegen Bartsch und Zani (die das eine Blatt dem Marco da Ravenna zueignen) beistimmen, indem wir dasjenige für das frühere erkennen, welches mit dem Taxusbäumchen ist*).

In diesem ist die Arbeit dicht, zart und enger, in dem zweiten Blatt mehr frei, und zugleich finden sich in beiden mehrere wesentliche Abweichungen, z. B. im erstern (Nr. 18.) wendet die mittlere Frau die Augen rechts, die Franzen an dem Kleid der Frau zur rechten Seite des Blattes bilden gleichsam drei Reihen, bei der im zweiten Blatt aber vier; im leztern sind die Bäume in der Ferne, so wie die obern Linien der Gebäude etwas anders, endlich die Zeichnung der Figuren nicht mit dem Zartgefühl ausgedrückt wie in dem erstern.

Etwas Unklares würde uns über jenes Taxusbäumchen, welches nicht auf der Originalzeichnung ist, immer bleiben, und es dürfte uns blos als eine Phantasie des Kupferstechers erscheinen, welcher es ähnlich auf dem frühern Blatt Pyramus und Thisbe angebracht und überhaupt hier, wie im Kindermord die Bäume ganz wie Alb. Dürer geformt hat.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Die Null an der Jahrszahl ist nicht deutlich angegeben und könnte auch eine 9 ausdrücken. B. Bartsch sagt selbst: „daß dieses Blatt im Vortrag der Kupferstecherarbeit dem Blatt Nr. 34. die trauernde Mutter Gottes mit dem nackten Arm gleich sey“ und somit wäre auch schon eines Theils unsere Ansicht gerechtfertigt, wenn wir unsern Vergleich bis auf den Kindermord (B. Nr. 18.) mit dem Bäumchen ausdehnen.

*) Der sehr achtbare verstorbene Ritter v. Bartsch dürfte sich zu sehr an Zanis Ausspruch hinsichtlich dieser beiden Blätter und selbst gegen seine Ueberzeugung als Künstler gehalten haben, und sich zugleich eines Widerspruchs zeihen, wenn er sagt: M. Anton würde eine solche Platte mit so vieler Arbeit nicht zweimal gestochen haben. Das Gegentheil finden wir in der trauernden Mutter Gottes, wie auch in der Darstellung des berühmten Basrelief mit dem Bachanal oder Priapusfest.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 24.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 22. März 1832.

Zwei Originalzeichnungen von Raphael Sanzio.

(Beschluß).

Es ist schon im Dresdner artistischen Notizenblatt 1831 Nr. 2. von Hrn. Passavant aus Frankfurt a. M., über die schöne Zeichnung und die darnach vorhandenen zwei M. Anton'schen Kupferblätter mit kennervollem Urtheil gesprochen worden, wobei Hr. P. freundlichst der vom Verfasser dieses gegen ihn mündlich geäußerten Meinungen und Ansichten gedenke und bei der Beurtheilung oder Vergleichung des Kindermordes mit dem Bäumchen, im Verhältniß zu der trauernden Mutter Gottes und den Kletterern von Marc Anton sagt: „der Stich „sey eng und fein und in einzelnen Theilen etwas hart „und steif.“ Die leztere Ansicht hinsichtlich der Härte oder Ungelenkheit würde man Hrn. P. nicht zugeben können: bei aller Feinheit womit die Striche oder Lagen in diesen Blättern gegeben sind, spricht sich neben den scharf und streng geformten Umrissen, an welchen bei recht genauer Prüfung Spuren der Correkturen (pontimenti) und Berichtigungen zu finden sind, eine wohl überlegte, durch feine Lagen gesuchte Bewegung aus, die uns ein Erinnern an das Studium der deutschen Kupferstiche, welches Marc Anton früher trieb, besonders der von Dürer und L. v. Leyden fühlbar macht.*)

Bei recht strenger Sonderung der verschiedenen Perioden, in welche die von Marc Anton gefertigten Kupferblätter nach der Verschiedenheit des technischen Vortrags zerfallen, könnte man recht leicht vier bis fünf annehmen, z. B. die, wo er wahrscheinlich die Blätter des Mantegna betrachtete, dann die, wo er die Holzschnitte und besonders die Kupferstiche des Dürer und Lucas v. Leyden vor sich hatte und nachzuahmen suchte, ferner die, wo er zu einer freien jedoch immer zarten Behandlung überging, wie z. B. das zweite Blatt des Kindermordes, Adam und Eva, Titus, die trauernde Mutter Gottes mit bekleidetem Arm, die Felicitas, das Quos Ego, mehrere von den kleinern Blättern und einige andere größere. Diese Periode könnte als der Glanzpunkt des Künstlers angenommen werden, und endlich die, wo er die freie und gerundete Art des Vortrags, sowohl durch die breitern Taillen als auch durch breitere Formen in dem Aeußern annahm, wie in dem Blatt, die Königin von Saba, Maria mit dem langen Schenkel, das Urtheil des Paris, Trajan, die fünf Heiligen, die Carpatiden mit dem Gefäß und anderen zu finden ist. Es möchte beinahe scheinen, als ob Marco da Ravenna und Agostino Veneziano, die bekanntlich aus der Schule des Marc Anton hervorgingen, so wie einige der deutschen Kleinmeister als B. Beham, Binck u. s. w. die in Italien studirten, manchen Antheil an diesen Platten ihres Meisters und Lehrers gehabt haben dürften, da ihre innere Bearbeitung einiges Aehnliche mit den übrigen Arbeiten jener spätern Meister besizt.

Diese, in mehreren Blättern jener Meister sich findende Aehnlichkeit oder Gleichförmigkeit brachte auch die Schwierigkeit hervor, viele ihrer, nicht mit ihrem eigenen Monogramm versehenen Blätter, ihnen mit Bestimmtheit zuzueignen. Manches Blatt dieser drei italienischen Meister dürfte einem oder dem andern nicht allein zugehören und wohl mag bei ältern und neuern Kunstkennern oft eine Verwechselung unter ihnen statt gefunden haben.

Nach dieser Abschweifung von der Raphaelschen Zeich-

*) Die Einwirkung deutscher Kupferstiche auf die alten italienischen Kupferstecher zeigt sich nur zu deutlich, da diese oft aus jenen vieles entnommen, wie einige Blätter von Robetta, Nic. Rosese es beweisen. Außer den Copien oder fast möchte man sie Facsimile's nennen, die Marc Anton nach Dürer fertigte, entlehnte er auch Landschaften von jenem oder einem andern Meister, die er als Hintergrund bei seinen Blättern, wo es sich thun ließ, anbrachte, z. B. bei den Kletterern, wo die Landschaft aus dem Blatt: der Tod des Mönchs Sergius, von L. v. Leyden, entlehnt ist.

nung, die uns die Gelegenheit gab von jenen alten Kupferstechern Einiges sagen zu dürfen, kommen wir nun wieder auf erstere zurück und bemerken noch: daß sich bei näherer Betrachtung von Marc Antons beiden vortrefflichen Blättern dem ungeachtet zeigt, wie der große Kupferstecher vieles nicht in Uebereinstimmung mit dem schönen Original bearbeitete, was selbst Raphael Morghen, als er dieses Blatt mit der Zeichnung verglich, zu dem Bedauern veranlaßte, daß nach dem Anblick dieser Zeichnung in den bisher für unübertrefflich gehaltenen Kupferblättern noch so vieles zu wünschen übrig bliebe. Herr Huybens, der Besitzer der Zeichnung, (wahrscheinlich jezt in Italien), hatte den glücklichen Gedanken, sie von geschickter Hand in Kupfer stechen zu lassen; möchte dieses in Erfüllung gehen und sich dazu ein Kupferstecher finden, der den Geist jenes Werks in seiner innern und äußern Gestalt in einem prunklosen einfachen Vortrag ohne gesuchten Effekt wiederzugeben vermöchte, denn für den bedeutenden Verkaufpreis der Zeichnung würde dieselbe schwer für Deutschland in irgend eine Sammlung anzuschaffen seyn.

Die zweite Zeichnung Raphaels, welche sich zur Ansicht in Dresden befand, war die heilige Familie, wovon sich das Gemälde in der Gallerie Sr. Majestät des Königs von Bayern befindet und durch einen ältern Kupferstich von René Boivin, so wie durch den spätern des verstorbenen Professors Heß den Kunstfreunden schon hinlänglich bekannt ist.

Die Zeichnung, von welcher wir sprechen, jezt im Besitz der resp. Erben des im vorigen Jahre zu Prag verstorbenen Grafen Franz von Sternberg Manderscheid, an welchem Deutschland einen besondern Kunstfreund und Kenner verlor, war vor Zeiten ein Eigenthum des Kunst und Wissenschaft liebenden Kaisers Rudolph II., von welchem sie, (wie, ist unbekannt) in die Sammlung eines Militairgouverneurs in Königingrätz kam, aus dessen Nachlaß sie der leztverstorbene Besitzer erwarb. Sie ist 11 Zoll hoch, 8 Zoll 7 Linien breit; die Umrisse sind leicht mit der Feder und Bister gezeichnet, die Hauptschatten eben so leicht durch einige Schraffirungen angedeutet; die Hauptgruppen übrigens in Farben getuscht, so daß das Ganze die Andeutung des Farbentones zu dem ausgeführten Bild zeigt, und diese lieblich colorirte Zeichnung ein kleines Gemälde abgibt. Elisabeth hat ein grau ins gelbliche Colorit schimmerndes Ueber- und ein dunkel violettes Unterkleid, das Kopftuch ist weiß. Maria trägt ein röthliches Unterkleid, gelbgrünliche Ermel und ein hellblaues, durch Ultramarin gefärbtes Ueberkleid. Joseph einen grünen Rock und einen gelben ins Röthliche fallenden Mantel; die Säume der Kleidungen überhaupt sind zart mit Gold geziert. Hinsichtlich der Carnation in den Theilen der drei größern Figuren, besonders aber der zwei Kinder zeigt sich etwas Vortreffliches, obgleich das Ganze nur mit Wasserfarben leicht übergangen ist.

Die oben in den Wolken zur Rechten befindlichen drei Cherubim sind nur leicht mit der Feder umrissen, eben so fünf andere zur Linken, wovon einer dem Amor in der obern Ecke des Galateagemäldes im Pallast Chigi ähnlich ist; diese Cherubim fehlen in dem Münchner Gemälde *), so wie überhaupt einige Abänderungen z. B. in der Landschaft sich befinden, die auch wieder anders in dem alten von Boivin gestochenen Blatt vorkommen.

Im Münchner Bild und in der Zeichnung ist der Kopf des Joseph fast ganz kahl, in Boivins Kupferstich mit vollen krausen Haaren, auch sind im leztern Kupferstich die im Bild fehlenden Engelsgruppen zwar sichtbar, jedoch nicht ganz mit der Zeichnung übereinstimmend und endlich sind in der Zeichnung, im Vergleich zum Münchner Bild, noch auffallende Abweichungen im Charakter des Kopfes der Maria und des kleinen Johannes, so wie auch, daß der Stab, worauf sich Joseph stützt, nicht über der Hand hervorgeht.

Daß die hier beschriebene Originalzeichnung zum Copiren in älterer Zeit gedient habe, beweisen die Spuren von Quadratlinien die man noch bemerkt, übrigens steht unter dem Christuskind, zwischen den Quadraten, Folgendes in alten, kleinen Federzügen:

Proportio
minore Proportio magiore
Quadretti
Quadro del principale grandezza
di questo

An den vier Ecken der Zeichnung sind auch noch Spuren eines construirten Ovales und oben und unten breite, alte, gemalte Goldstreifen. Auch möchte noch zu erwähnen seyn, daß unter den Füßen des Christuskindes der kaum sichtbare Umriß einer Schlange zu bemerken ist.

Ueber den innern Gehalt der Vollendung läßt sich vieles, was des großen Meisters würdig ist, sagen, da sich die höchste Correktheit und Lieblichkeit der Formen und des Ausdrucks darinnen ausspricht; der Kopf der Elisabeth, der des Josephs und so auch die andern zeigen die größte Wahrheit und ein gewisses schuldloses Kunstgefühl, was überhaupt Raphael auszeichnete; der alte deutsche Kunstschriftsteller Sandrart sagt in seiner Akademie, wo er von jenen Bildern Raphaels spricht, ganz naiv: „daß das Christkindlein das von S. Elisabeth „ihm zugeführte Knäblein S. Giovann freundlich um-

*) In der Luft dieses Bildes sind noch die deutlichen Spuren zu erkennen, daß die beiden Engelgruppen ursprünglich vorhanden gewesen, aber von einem unverständigen Restaurator ausgeschliffen worden sind.
Anm. des Herausg.

„pfängt und Joseph auf seinen Stab gelehnt, sein Haupt „biegend mit Verwunderung siehet, wie diese zween „Vettern in so zarter Jugend einander mit solcher Ehr„erbietung begegnen."

Das Studium der Hände und Füße zeigt sich hier ebenfalls auf einer hohen Stufe, da mehrere Theile auf die zarteste Art modellirt sind und in diesen kleinen Formen sich das Vorbild der Natur deutlich beurkundet.

Die heut zu Tag immer mehr sich ausbreitenden Forschungen und Entdeckungen im Gebiet der Künste fördern so manche Berichtigung über dieses und jenes uns bekannte ältere Kunstwerk, theilen uns aber auch manche Erläuterungen der später eingedrungenen Zweifel über die Entstehungszeit oder Wiederholungen eines und des andern merkwürdigen alten Kunstwerkes mit, welches alles dankbar anerkannt werden muß. So erfahren wir aus den Forschungen die Hr. v. Rumohr*) über das Münchner Gemälde, von dessen Zeichnung wir hier sprechen, in Italien gemacht hat: daß erstens eine alte Copie des Originalbildes sich in der Sacristey von S. Frediano zu Florenz befindet, welche zeigt, wie das Münchner Originalbild vor seiner vor fünfzig Jahren geschehenen Umstaltung besonders in Hinsicht auf die Engelglorie gewesen, wobei noch bestimmt erklärt wird, daß Raphael sein Bild nicht lange nach der Madonna Tempi und vor der Madonna del Cardellino gemalt habe. Da nun Hr. v. R. während seines Aufenthalts in Florenz 1818 auf eine an ihn ergangene Aufforderung, hinsichtlich eines im Jahr 1766 zu Florenz aufgefundenen zweiten Gemäldes, was mit 1516 bezeichnet ist, die über die Originalität des Münchner Bildes erhobenen Zweifel lösen sollte, so fand er jenes zweite Bild (wovon im Lanzi etwas oberflächlich gesprochen worden) in der Sammlung des kunstliebenden Marchese Rinuccini, der es für 16,000 Kronen erkauft haben soll, und entdeckte in selbigem eine spätere, zwar immer alte Copie von der Hand eines niederländischen Malers, welcher wahrscheinlich in alter Zeit in Italien studirt haben mag und sich übrigens bei der Copie mancherlei Freiheiten erlaubte; auch ist dieselbe mit den Worten: A. D. M. DXVI DIE XXVII MEN. MAR. bezeichnet.

So sehr nun die genannte Originalzeichnung bewundert wurde und kenntnißvolle Kunstfreunde ihren hohen Werth fühlten und erkannten, so haben andrerseits die in der Zeichnung sich befindenden Abweichungen bei einigen Beschauern die Ansicht hervorgebracht, daß die Zeichnung, so viel einzelnes Schöne sie in sich trage, von einem alten Niederländer gefertigt seyn möge. Um jedoch genügende Gründe hiefür anzugeben, würde eine durchaus nahe Vergleichung erforderlich seyn, in wie weit die in der Zeichnung befindlichen Abweichungen mit jenem Bild in der Rinuccinischen Sammlung übereintreffen.

*) Ueber Raphael und sein Verhältniß zu den Zeitgenossen, auch als ein einzelnes Heft gedruckt. Berlin bei Nicolai 1831.

Eine Bemerkung ließe sich noch machen: daß sonst keine von Raphael in kleinerem Maaßstab in Farben ausgeführte Zeichnung bekannt ist. Wünschenswerth bliebe es immer, daß die genannte Zeichnung von den Erben des Grafen Sternberg für eine große, öffentliche, deutsche Sammlung, wo schon Manches von Raphael sich befindet, erkauft würde.

Frenzel.

Madonna nach Raphaels Zeichnung, von Giulio Romano.

(Oelgemälde 3 Schuh breit, 3 Schuh 7 Zoll hoch, neuen badischen Maaßes; aufgestellt zu Baden im Großherzogthum.)

Beim ersten flüchtigen Anblick erkannten wir in der Composition dieselbe Hand, welche das berühmte Bild: „Madonna die Gärtnerin" schuf; unser Gemälde zeigt beim ersten Eindruck mehr Aehnlichkeit mit derselben, als es der Fall ist, wenn wir den Stich von Desnoyer zur Hand nehmen. Die Zeichnung ist zwar nicht in dem hohen Maaß vollendet, wie die der Giardiniera, erfreut sich aber doch wundervoller Lieblichkeit und darf als der erste Gedanke zu derselben betrachtet werden. Die Wendung des Madonnenkopfes ist dieselbe wie bei der Gärtnerin, während aber bei dieser das Antlitz nur die Krone, der Typus des Körpers (auch in Bezug auf Bewegung ist), zeigt sich auf unserem Bilde das Haupt in entgegengesezter Wendung von der des Leibes. Bey der Giardiniera neigt Madonna das Haupt auf den Jesusknaben, der liebend zu ihr emporblickt; hier nimmt der fromme, knieende, kleine Johannes die Stelle ein, das Kreuz in der Hand haltend, nach welchem Christus mit der einen Hand greift und Jesus, noch immer mehr Kind als Knabe, (als welcher er bey der Gärtnerin erscheint), strebt ihm auf der Seite (die bei der Gärtnerin Johannes einnimmt) entgegen, und steckt mit lieblicher Naivetät seinen Zeigefinger in den Ermel der Mutter. Die eine Seite des dunkelbraunen Hintergrundes bildet statt der Landschaft ein grüner Vorhang.

Das Colorit sagt deutlich, daß das Bild nach Ra-

phaels Zeichnung *) von Giulio Romano gemalt ward, obgleich die Zeichnung schon in Raphaels zweite Epoche fällt. Giulio Romano malte das Bild vielleicht erst nach Raphaels Tode. Madonna trägt ein rothes, knappanliegendes Kleid, mit einem breiten schwarzbraunen Streifen, ein schmales Tuch auf den blonden Haaren, einen blauen Mantel mit feinem goldnem Saum, worauf eine Inschrift in feinen goldnen Buchstaben, die fast verlöscht sind. Christus, auf dessen Nacken ihre eine Hand, auf dessen Unterleib ihre andere ruht, ist nackt, der kleine Johannes mit einem leichten violetten Ueberwurf bekleidet. Im Colorit ist der feine Uebergang in den Fleischtönen vom gröberen irdischen Stoff des Johannes zur reineren Wesenheit der jungfräulichen Mutter bis zur feinsten, zartesten, hellsten Natur im Jesusknaben beobachtet. Eine Hand der Madonna, eine Stelle auf der Schulter des Kindes, und zwei Streifen weißen Gewandes über den Schamtheilen der Kinder stammen von späterer Hand.

Die Erhaltung dieses Kleinodes, welches sich bisher unbeachtet im übelsten Zustande befand, haben Kunstfreunde der unermüdeten Sorgfalt des würtembergischen Hofmalers, Herrn Professor Schaffroth in Baden, zu verdanken, welcher es mit großem Fleiß auf frische Leinwand übertrug, und, ohne einen Pinselstrich daran zu setzen, durch geschickte Behandlung den alten Zauber der Farben hervorlockte. Professor Schaffroth hat auch bereits eine gelungene Copie dieses Bildes in der Größe des Originals geliefert.

Schließlich bemerken wir noch, daß das genannte Bild, welches in der Zeichnungsschule zu Baden-Baden bei Professor Schaffroth aufgestellt ist, zum Verkauf ausgeboten wird. Es wird in jeder ausgezeichneten Gallerie stets ein treffliches Kleinod seyn.

E. Duller.

*) Wie wir vernehmen, soll sich die Handzeichnung Raphaels zu Frankfurt a. M. befinden, als Eigenthum des Herrn Gallerieaufsehers Wendelstatt.

Bemerkungen über Kunst.

Wenn man merkt, wie viel nur in einer einzigen Stad Gemälde verkannt, unter Schmutz begraben, halb zerstört hängen und nach und nach zu Grunde gehen, so begreift man, wo die Schätze der Vorzeit hingekommen seyn mögen.

Ich denke mir einen reisenden Enthusiasten und Restaurateur, der von Stadt zu Stadt pilgert, sich als Gemäldeschauer ankündigt und noch rettet, was zu retten ist.

*

Noch jeder Künstler, den ich näher kennen lernte, war zugleich ein Liebhaber und hatte als solcher sein Augenmerk auf eine einzelne Seite der Kunst gerichtet, die vielleicht nicht gerade diejenige seiner Ausübung war.

Hierin hatte er nun einen scharfen Blick, ein liebendes Auge und übersah nichts, während er vielleicht in andern Arten der Kunst, die sein Schaffen und Lieben nicht berührten, über manches fast gleichgültig hinwegging, was den Sinn des umsichtigen Dilettanten reizte und festhielt.

*

Wie viele Dirnen hast du schon am Brunnen Wasser schöpfen sehen?

Aber Rebecca, das alttestamentliche Bild, überragt, überglänzt alle deine eigene Anschauungen und Erinnerungen. Hieran erkenne die Macht und Dauer der Kunst, so wie der Religion. Dieses einfache Bild steht schon Jahrtausende im Saal der heiligen Geschichte. Was du im Leben übersiehst, verachtest, vergißst, es hat in sich ein Moment für die Kunst, einen Zug für die Ewigkeit.

*

Das Hohe, das Meisterhafte ist nicht hoch genug zu schätzen. An ihm bildet sich die Menschheit fort. Die classischen Werke sind die Signalfeuer auf den Bergen, die zum Kampfe gegen das Gemeine, zur geistigen und künstlerischen Freiheit rufen.

Das Meisterwerk reizt als ungewohnt, frappirt als neu, bildet und nährt das Vertrautwerden, weckt die Reproduktionsgabe und die Gewohnheit, in seinem Sinne zu empfinden, zu denken, wird endlich eine produktive Kraft, in ähnlichem Geiste zu schaffen.

*

Der Anblick schlechter Werke, so wie das Lesen fader Bücher, wirkt auf den Körper schwächend.

Stuttgart.

Am 8. August des vorigen Jahres ist der Bildhauer Ludwig Mack in Folge der seinem Künstlerberuf gewidmeten für seine Gesundheit übermäßigen Anstrengungen an der Auszehrung gestorben. Er hat sein Leben nur auf 51 Jahre 9 Monate gebracht, und hinterließ eine Wittwe mit einem kaum wenige Wochen alten Kinde.

*

Am 21. Sept. 1831 endigte der K. Hofmaler Johann Jacob Müller, aus Riga, im 66 Lebensjahre nach einem langen und beschwerlichen Krankenlager.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 25.

Kunst - Blatt.

Dienstag, 27. März 1832.

Arbeiten der königlichen Porzellanmanufaktur in München.

I. Glasgemälde.

Die Glasmalerei hat an den Fenstern der Kirchenbauten altdeutschen Styls im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert ihre Ausbildung erhalten. Sie war ursprünglich, und blieb in ihren besten Zeiten fast ausschließlich Kirchenmalerei. Durch die Idee, daß das Innere der Kirche an das himmlische, aus köstlichen Steinen erbaute Jerusalem erinnern sollte, war sie, wie Boisserée gezeigt hat, ein fast nothwendiger Schmuck für die hohen Fenster der spitzbogigen Dome geworden, und ihre Aufgabe war hier, diese Räume mit einer Farbenpracht schöner Verzierungen und einzelner Figuren anzufüllen, die sich in Styl und Anordnung ganz an den Charakter des Gebäudes anschlossen. Von der Musaikmalerei ausgegangen, war die ältere Glasmalerei noch im 14ten Jahrhundert nicht viel mehr als eine Musaik von verschiedenfarbigen, durch und durch gefärbten Gläsern; die Umrisse waren mit Strichen, die Schatten mit wenigen dunklen Schraffirungen angegeben, die Compositionen auf einzelne oder wenige Figuren beschränkt, desto reicher aber die Mannichfaltigkeit und Farbenpracht der Verzierungen. Das ganze Fenster war ein architektonisches Ornament und somit ein integrirender Theil des Gebäudes. Von dieser Art hat Boisserée mehrere Proben aus den Chorfenstern des Doms von Köln mitgetheilt. Darauf nahm im fünfzehnten Jahrhundert auch diese Kunst einen ungewöhnlichen Aufschwung, als die Malerei im Ganzen so außerordentlich empor kam, und überdieß einer ihrer größten Meister, Johann van Eyck, die Schmelzmalerei auf Glas, d. h. die Kunst erfand, das weiße Glas auf einer Seite mit einer beliebigen Farbe zu überschmelzen, so daß man nach Bedürfniß entweder aus dieser einzelne Stellen ausradiren oder ausschaben, auch wohl diese Stellen mit andern Farben einschmelzen, oder auch Schatten- und Mitteltöne auf der entgegengesetzten Seite der Glastafel anbringen konnte. Die Figuren traten nun schattirt und lebendig colorirt aus architektonischen Umgebungen hervor, deren reiche Verzierungen sich plastisch von einander abhoben; die Compositionen wurden größer und die Farbenpracht durch die Gegensätze heller und dunkler Massen noch höher gesteigert. Diese Vollkommenheit erhielt sich die Glasmalerei auch als der altdeutsche Styl, dessen berühmteste Meister (Albr. Dürer, Lukas v. Leyden ꝛc.) für sie gewirkt hatten, von dem italienischen verdrängt wurde. Die Glasmalereien, welche in Frankreich unter dem Einflusse der Schule des Primaticcio, dann durch Jean Cousin, Robert Pinaigrier u. a. berühmte Meister des 16ten Jahrhunderts gefertigt wurden, besitzen in Hinsicht der Composition alle Vorzüge der übrigen historischen Gemälde jener Schule, und sind zugleich mit der höchsten Farbenpracht ausgeführt. So hielt man, obgleich der Styl der Composition sich geändert und von dem ursprünglich Ornamentalen mehr zu dem selbstständigen Historischen hingeneigt hatte, doch an dem Princip fest, daß die Glasmalerei eine Malerei in gefärbtem Lichte sey, und desto vollkommener, je höher, gesättigter und prachtvoller ihre vom Licht durchdrungenen Farben dem Auge erscheinen. Das technische Verfahren war auch ganz auf diesen Zweck berechnet, indem man zwar nicht mehr, wie bei der ältern musivischen Methode, für jede Farbe ein besonderes Glasstück wählte, aber doch Figuren und Gewänder so in Stücke theilte, daß diese in den Umrissen der Körpertheile und der Falten zusammen paßten, und das Blei, welches sie verband, die Massen nicht zerstörte. Durch diese Zusammensetzung von Stücken mäßiger Größe, wobei es natürlich auf geschickte Vertheilung der Fugen ankam, erhielt man sich den Vortheil, nicht zu viele heterogene Farben auf ein und dasselbe Glasstück einbrennen zu müssen, wodurch denn jede Farbe mit desto größerer Schönheit und Haltbarkeit hergestellt und zugleich die beliebig größte Ausdehnung der Bilder ohne Nachtheil der Färbung bewirkt werden konnte.

Als jedoch gegen Ende des sechzehnten und zu An-

fang des siebenzehnten Jahrhunderts die Gelegenheit, große Fenstermalereien auszuführen, seltener wurde, legten sich die Glasmaler mehr auf kleine Gegenstände, und nun nahm in Frankreich und den Niederlanden die dritte Verfahrungsart überhand, welche die Franzosen mit dem Ausdrucke Peinture en apprêt bezeichnen. Diese bestand darin, daß man das ganze Bild mit allen seinen Hauptfarben und Mitteltinten auf eine und dieselbe Glastafel einschmolz. Wenn diese Methode das ganze technische Vermögen der Kunst in Anspruch nahm, so führte sie doch bei etwas flüchtiger Behandlung die große Gefahr herbei, daß einige Farben oder Töne vernachläßigt wurden, minder kräftig oder minder dauerhaft ausfielen, und der künstlerische Werth der Arbeit in dem Maaße abnahm als die Schnelligkeit des technischen Verfahrens zugenommen hatte. In der That bemerkt man die Abnahme an Stärke, Harmonie und Dauerhaftigkeit der Farben, die durch solche flüchtige Kleinmalereien herbeigeführt wurde, auch an den grössern Fensterbildern, die um diese Zeit noch hie und da zu Stande kamen, z. B. an den großen Glasgemälden des Diepenbecke in den Seitenfenstern von St. Gudula zu Brüssel, und an den Arbeiten des Niederländers Abraham van Linge in der Capelle des University-College zu Oxford. An jenen sind viele Farben ausgestorben, an diesen zeichnet sich fast keine durch besondere Schönheit aus, als etwa das Grün der landschaftlichen Umgebungen. Das östliche Fenster derselben Capelle, welches 46 Jahre später als jene, im Jahr 1687, von dem englischen Glasmaler Henry Giles aus York verfertigt wurde, ist schon ganz verblichen, zum Beweis, wie schnell im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts diese Kunst ihrem Verfall entgegenging.

Im achtzehnten Jahrhundert that sich nur England noch in der Pflege der Glasmalerei hervor. Aber der endliche Erfolg war ganz verschieden von dem der früheren Kunst, da die englischen Glasmaler zulezt in ein ganz entgegengeseztes System geriethen. Anstatt nämlich das Hauptverdienst der Glasmalerei in der Reinheit und dem glühenden Feuer ihrer Farben zu suchen, bestrebten sie sich mehr und mehr dem Ton der Oelgemälde nachzukommen, und lieferten zulezt nichts anderes als transparente Nachbildungen von Werken ihrer besten Oelmaler, die zwar mit tiefen, kräftigen Schatten und in harmonischer Wirkung, aber durchaus in bräunlichen, gebrochenen Farbentönen gearbeitet sind. In der Capelle von New-College zu Oxford kann man die Arbeiten von William Price dem Jüngern, und W. Peckitt, welche beide noch der ältern Schule angehören, mit denen von Eginton und Jarvis vergleichen, welche leztere den neuen Umschwung in der englischen Glasmalerei bewirkten, indem sie dieselbe zur Nachahmerin der Oelmalerei machten. In dem westlichen Fenster, welches Jarvis vom Jahr 1777 bis 1789 nach ausgeführten Cartons von Sir Joshua Reynolds arbeitete, sieht man oben farbig ausgeführt eine Geburt Christi, wo in der Art des Correggio das Licht vom Kinde ausgeht, unten aber sieben allegorische Gestalten grau in grau gearbeitet, die an heiterer Wirkung die düstern Farben des obern Gemäldes bei weitem übertreffen. Die traurigste Wirkung aber macht eine noch viel größere Arbeit der beiden Künstler Jarvis und Forest, das gewaltige Fenster im Chor von St. George's Chapel zu Windsor, worin nach einem Gemälde von Benjamin West die Auferstehung Christi abgebildet ist. Hier dringen die Sonnenstrahlen kaum mehr durch die düstern bräunlichen Schatten, und das freundliche Licht der hellern Partien wird noch durch gebrochene Farben entkräftet. Auch unter den Gemälden von Eginton machen die in Chiaroscuro ausgeführten die beste Wirkung. Ueber das technische Verfahren dieser Künstler hat sich Schreiber dieses nicht unterrichten können; doch vermuthet er, daß es sich der Peinture d'apprêt nähere, da die Figuren nicht stückweise mit Blei verbunden, sondern die Glastafeln viereckig als sehr große Fensterscheiben zusammengefügt sind.

In Frankreich und den Niederlanden, wo die Glasmalerei früher einer so ausgezeichneten Pflege genossen hatte, war sie bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dermaßen erstorben, daß le Vieil, der lezte französische Meister dieser Kunst, für nöthig hielt, durch ein ausführliches Werk über ihre Geschichte und Technik sie der Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen zu empfehlen. Dennoch blieb sie unbeachtet bis in die leztvergangenen Jahre, wo neue Versuche in der Porzellanmanufaktur zu Sèvres gemacht wurden, deren Erfolg jedoch in den bei der Industrieausstellung 1830 zu Paris ausgestellten Proben das Publikum wenig befriedigt zu haben scheint.

Auch in Deutschland lag schon vom Ende des siebenzehnten Jahrhunderts diese Kunst ganz danieder, und erst seit Anfang des gegenwärtigen hat man ihr wieder die Berücksichtigung und Pflege, deren sie in so hohem Grade würdig ist, an verschiedenen Orten und mit verschiedenem Erfolge zugewendet.

Im Kunstblatt 1820 Nr. 27. u. f. theilte Hr. Canonicus Speth einen Aufsatz mit: Zur Geschichte der Glasmalerei (nachher auch im zweiten Theile seiner Kunst in Italien abgedruckt), worin er die Hauptmomente des Aufblühens und Verfalls dieser Kunst zusammenstellte, und zulezt von den verdienstvollen Arbeiten des Herrn Michael Siegmund Frank aus Nürnberg Nachricht gab, der bereits seit 1818 als Glasmaler an der k. Porzellanmanufaktur in München angestellt war. Zu jener Zeit war an verschiedenen Orten von dem Wiederauffinden des angeblich verlorenen Ge-

heimnisses der Glasmalerei die Rede gewesen, aber obgleich, wie schon Hr. Speth bemerklich machte, dieß Geheimniß in vielen Schriften aufbewahrt war, hatten doch die angestellten Versuche größtentheils der Erwartung nicht entsprochen, und die Arbeiten des Hrn. Frank, die sich schon früher eines bedeutenden Absatzes, namentlich nach England, zu erfreuen gehabt, trugen vor allen, die man mit ihnen in Vergleich stellen konnte, den Preis davon. Dennoch standen diese Gemälde an Kraft der Farben noch weit hinter denen der ältern Zeit zurück; sie waren ebenfalls Peintures d'apprêt, auf Eine Glastafel eingeschmolzen, daher niemals von großem Umfang und in der Wirkung nicht viel anders als transparente Aquarellgemälde, mit heitern Farben ausgeführt. Eben in diesem Bestreben, alle Zusammensetzung und Verbleiung innerhalb der Figuren zu vermeiden, lag aber die Schwierigkeit, welche auch Hr. Frank fand, den verschiedenen Farben, als Roth, Blau, Gelb u. s. w. die Tiefe und Kraft zu geben, welche man an denen der alten Glasmalereien bewundert, weil das Bemühen, sie auf Eine Tafel einzuschmelzen, nie gestattete, die Mittel anzuwenden und die Berechnungen anzustellen, welche für die vollkommene Hervorbringung Einer Farbe allein nothwendig gewesen wären.

So großes Lob Hr. Can. Speth daher den Bemühungen des Hrn. Frank widerfahren ließ, so konnte er doch nicht umhin, den erwähnten Aufsatz mit einer Bemerkung zu schließen, welche dasselbe Geständniß, hauptsächlich in Bezug auf die Kunst der Färbung enthält. Es sey erlaubt, sie hier wörtlich zu wiederholen, da die Erfolge der später in München unternommenen Arbeiten sie auf eine so merkwürdige Weise bestätigt haben.

„Die Glasmalerei", sagt er, „bedarf in unsern Tagen noch gar mancher Versuche, wäre es auch allein „der gefärbten Gläser überhaupt, und des Purpurs insbesondere wegen, der als Ueberfangglas vom größten „Vortheile für die Malerei ist, um sie auf einen den „Alten gleichstehenden Grad der Vollkommenheit zu bringen. Diese Versuche aber können größtentheils nicht „anders als kostspielig seyn, einmal schon wegen der „dazu nöthigen Ingredenzien, und dann wegen ihres „öftern Mißlingens. Denn daß auch hierin die Erfahrung vieles leisten muß, lehrt uns schon der ältere, „vielerfahrene le Vieil. Zu solchen Versuchen gehören „große, vollständige Apparate, Oefen von der zweckmäßigsten Construction und nöthigem Umfange; ja bis auf „die Glashütten selbst dehnt sich die nothwendige Mitwirkung aus, soll auch nur in Hinsicht der Technik „Großes und Herrliches wieder, wie ehemals, aus diesem Zweige der Malerei hervorgehen. Der hierzu erforderliche Aufwand von Zeit und Kosten liegt keineswegs in den Mitteln eines Privatmannes, der schon „damit genug geleistet, wenn seine Bemühungen im „Kleinen ihn das Gelingen fernerer Versuche im Großen „zu hoffen berechtigen. Erst dann, wenn ein Staat „diese Angelegenheit zu der seinigen macht, der neuen „Anregung dieser Malerei, die nun schon einmal in so „erfreulichen Resultaten vor uns liegt, und ehemals „von Frankreichs Königen mit besonderen Freiheiten „und Privilegien begünstigt worden, mit aller Sorgfalt „pfleget und sie unterstützet durch Mittel aller Art; dann „läßt sich erwarten, es werde die Glasmalerei zu ihrem „ältesten Glanze sich wieder erheben, und groß wie einst, „auch Großes wieder gestalten."

Was in diesem Wunsche ausgesprochen war, hatte in der That früher noch kein Regent und kein Staat der Kunst der Glasmalerei gewährt. Zwar hatten die Könige von Frankreich, namentlich Carl VII. im Jahr 1430 und Carl IX. im Jahr 1563 den Glasmalern große Freiheiten zugestanden, worüber uns Le Vieil die Urkunden aufbewahrt hat; eine eigene Anstalt für diese Kunst aber war, so viel bekannt ist, niemals und nirgends von Staats wegen gegründet oder eingerichtet worden. Die vortrefflichen Glasgemälde Roger's von der Weyde in dem Chor der Collegiatkirche zu Brüssel wurden einzeln von verschiedenen gekrönten Häuptern, Johann III. von Portugall, Maria Königin von Ungarn, Franz I. von Frankreich, und Ferdinand, Bruder Kaiser Carls V., bey dem Künstler bestellt und in die Kirche gestiftet. Auch in England erfreute sich die Glasmalerei des achtzehnten Jahrhunderts zwar der Gunst des Hofs und der Reichen, aber keiner solchen Unterstützung, die ihr eine längere Dauer gesichert hätte, wie aus der Geschichte des obenerwähnten großen Fensters in der St. George's Capelle zu Windsor erhellt, welches 4000 Pfund kostete und durch eine Subscription zu Stande kam, zu welcher der König 1200, der Prinz von Wales 200, die Herzoge von York und Clarence jeder 100 Pfund Sterling beitrugen, und die übrigen Kosten durch kleinere Beiträge gedeckt wurden.

Um so rühmlicher ist es für Bayern, wo die Glasmalerei schon in früher Zeit und fast zuerst in Deutschland durch die Geistlichen von Tegernsee gepflegt worden war, daß die schaffende Kunstliebe Sr. Maj. unsres Königs diese Kunst auf eine so großmüthige und glänzende Weise, wie bisher von keinem Monarchen geschehen, aus ihrem langen Schlummer erweckt hat. Seit dem Jahr 1827 hat König Ludwig eine besondere Abtheilung für die Glasmalerei in der Porzellanmanufaktur zu München begründet und die Thätigkeit derselben durch eine Aufgabe in Bewegung gesezt, welche für die vollständige Erneuerung dieser Kunst in technischer wie in

künstlerischer Hinsicht nicht passender hätte gewählt werden können.

Diese Aufgabe war keine geringere, als eine Anzahl von Fenstern des Regensburger Doms, dessen Chorfenster bekanntlich noch gute Malereien aus älterer Zeit enthalten, mit neuen Glasgemälden zu verzieren. Der Erfolg weniger Jahre hat gezeigt, daß eben die Größe dieses Unternehmens, in Verbindung mit einer eben so scharfsichtigen Wahl der zu seiner Ausführung bestimmten Künstler es war, wodurch die Glasmalerei unter uns schon jezt wieder zu einer Vollkommenheit emporgebracht ist, welche der der schönsten Glasgemälde des fünfzehnten und sechzehnten Jahunderts nichts nachgibt, ja sie in einigen Beziehungen bereits übertroffen hat.

Diese Aufgabe führte die Glasmalerkunst zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurück. Sie bewahrte die damit beauftragten Künstler vor allem vor dem Abweg, auf welchen die englischen Glasmaler gerathen waren, nämlich die Oelmalerei nachzuahmen und dadurch den Charakter dieser so eigenthümlichen Kunst zu verwischen. Die Anforderung, einen altdeutschen Dom mit Fenstergemälden zu schmücken, wies deutlich genug darauf hin, daß hier der ältere Kunststyl und das ältere technische Verfahren beizubehalten seyen. So wie demnach die Compositionen, welche gleich für die ersten Fenster entworfen wurden, mit dem altdeutschen Style des Doms von Regensburg übereinstimmten, so bot man in technischer Hinsicht alles auf, der Farbenpracht jener Werke der guten Zeit gleichzukommen, und kehrte daher auch zu derselben Behandlung, d. h. zur Einschmelzung nur einer oder weniger Farben auf einem Stück Glas und zur Verbleiung nach den Umrissen der Figuren zurück. Der unermüdeten Verfolgung dieser allein richtigen Principien von Seite der dabei thätigen Künstler, so wie der Gelegenheit, ihre Versuche an einem großen, für sie bestimmten architektonischen Raum zu prüfen und mit alten Vorbildern zu vergleichen, verdankt nun diese Kunst ihren so unerwartet schnellen Aufschwung.

Im Kunstblatt 1828. Nr. 39. ist ein ausführlicher Bericht über den Erfolg der ersten Versuche in Fertigung von zwei Fenstern für den Regensburger Dom enthalten. Die Cartons dazu waren von Heinrich Heß gezeichnet, die technische Ausführung aber war zwischen der Porzellanmanufaktur in München und einer Privatanstalt in Nürnberg getheilt worden; jedoch bewies sich bei der vergleichenden Untersuchung beider Arbeiten das Verfahren des Hrn. Frank als dauerhafter, und die folgenden Arbeiten wurden daher der Porzellanmanufaktur, für welche Hr. Frank arbeitet, allein übertragen. Jene beiden Fenster, welche die vier Evangelisten in ganzen Figuren von fünf Fuß Höhe und mehrere Reihen von Brustbildern der Kirchenväter und ersten Märtyrer enthielten, wurden in die Vorderwand des Doms von Regensburg eingesezt; und obgleich sie als erste Versuche im Ganzen befriedigen konnten, sah man doch im Vergleich mit den ältern Malereien, daß die Farben noch nicht die Tiefe und Kraft von jenen erreicht hatten, hauptsächlich aber zeigte sich als Fehler, daß sie völlig transparent, und nicht, wie die ältern Glasgemälde, auf der einen Seite matt gehalten waren. Beide Fenster waren zu hell und ermangelten überdem hie und da der Harmonie; Bemerkungen, welche den von nun an mit der Leitung dieses Geschäfts beauftragten Künstlern zur Richtschnur für die folgenden Arbeiten dienten.

Professor Heß hat fortdauernd die künstlerische Anordnung dieser Malereien zu besorgen, so wie Professor Gärtner, als Vorstand der Porzellanmanufaktur, die Leitung des Technischen. Unter seiner thätigen Beihülfe beschäftigt sich Hr. Frank ausschließlich mit der chemischen Bereitung der Farben und farbigen Gläser und ist durch unermüdet fortgesezte Verbesserung seines Verfahrens nun in wenigen Jahren so weit gelangt, daß er die völlige Kraft der alten Farben, insbesondere des Purpurs, nicht nur erreicht, sondern zum Theil noch überboten hat. Als sein Gehülfe ist auch Ernst Schmitz, Bruder des Inspektors der Porzellanmanufaktur, in der lezten Zeit mit Erfolg thätig gewesen.

Die zweite Arbeit dieser Art, welche in der auf solche Weise organisirten Anstalt ausgeführt wurde, waren die drei schmalen 20 Fuß hohen Fenster, welche im J. 1829 auf der Kunstausstellung der Akademie zu sehen waren und in demselben Jahre noch in die Vorderseite des Doms eingesezt wurden. Ueber diese, welche die Verkündigung, Anbetung der Könige und Darstellung im Tempel, als Hauptgemälde, dann die Brustbilder der Propheten und kleine Apostelfiguren als Verzierungen enthielten, hat das Kunstblatt vom 9. Nov. 1829 (Nr. 90.) Bericht erstattet, und es genügt deßhalb hier nur im Allgemeinen zu wiederholen, daß sowohl die von den beiden jungen Malern Ruben und Schorn unter Leitung des Professors Heß ausgeführten Compositionen, als die Bereitung der farbigen Gläser durch Hrn. Frank und die Uebertragung der Gemälde auf das Glas durch die Glasmaler Ainmiller, Hämmerl und Wehrstorffer, jede Erwartung übertraf.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 26.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 29. März 1832.

Arbeiten der königlichen Porzellanmanufaktur in München.

I. Glasgemälde.

(Beschluß.)

Außer der großen Pracht und Uebereinstimmung der Farben, und der kunstreichen Zusammensetzung der Glasstücke, bei welchen die Verbleiung kaum mehr sichtbar wurde, ja selbst zur Erhöhung des Effekts hie und da beitrug, zeigte sich auch bereits die gute Wirkung, welche aus der Verbindung der Glasmalerei mit den Erfahrungen der Porzellanmalerei hervorgehen mußte. Viele Theile, z. B. Köpfe und landschaftliche Gründe waren mit einer Mannichfaltigkeit und Schönheit der Farbentöne ausgeführt, die man selbst in den besten der ältern Glasgemälde vergeblich sucht, und die besonders aus der Nähe, wie es hier möglich war, gesehen, eine bezaubernde Wirkung machten.

Als aber diese drei Fenster noch im Herbste desselben Jahrs, 1829, in den Dom zu Regensburg und zwar in der Façade, auf der sogenannten Stephansseite, eingesetzt wurden, zeigte sich doch eine ganz andere Wirkung als in dem Saale der Akademie. Ihrer großen Farbenkraft ungeachtet erschienen sie doch noch zu hell gegen die alten Fenster, und die HH. Heß und Gärtner sahen die Nothwendigkeit ein, daß einestheils den Schmelzfarben eine noch tiefere Sättigung gegeben, anderntheils auch durch das Ueberstuppen oder Mattschleifen der einen Seite, welches sich an den alten Glasmalereien findet, der kräftigen und harmonischen Wirkung der Farben nachgeholfen werden müsse.

Schon im Herbste des folgenden Jahres 1830 wurden wieder zwei Fenster vollendet und in die Façade des Doms, auf der sogenannten Josephsseite eingesezt. Professor Heß hatte dem talentvollen jungen Künstler Christoph Ruben aus Trier die Fertigung der dazu nöthigen Cartons übertragen, welche die Geburt oder vielmehr die Namengebung Johannes und dessen Predigt in der Wüste, sodann die Gestalten der vier Kirchenväter, je zu zwei unter den genannten Bildern stehend, enthielten. Es athmet in diesen Cartons eine ungewöhnliche Tiefe des Gemüths und eine seltene, zwar mit schüchterner, doch eben deßhalb mit reiner Hand belebte Charakteristik. Vorzüglich gelungen sind die Namengebung Johannis und die Gestalten des heil. Ambrosius und Hieronymus. Auch hier, wie in den früheren Bildern, erreicht der Styl die rechte Selbstständigkeit. Es ist keine Spur von jener Almanachs Altdeutschthümelei darin zu finden, keine schülerhafte Nachahmung alter Werke, womit die Kunstwelt bereits übersättigt worden, sondern die Einfachheit der alten Art verbunden mit der Correktheit und Schönheit der Zeichnung und des Pinsels, die man von der jetzigen Zeit verlangen kann, so daß das Werk zwar im Einklang mit den alten, an Kunstverdienst aber ein ganz eigenthümliches ist.

Die Glasgemälde nach diesen Cartons, durch dieselben Künstler, wie die frühern ausgeführt, gelangen noch vorzüglicher als die vorigen; die Harmonie des Ganzen erschien noch besser gehalten und jeder Ton war in Uebereinstimmung mit dem Farbenakkord des ganzen Gemäldes. In diesen beiden Arbeiten von 1829 und 1830 war also bereits die Schwierigkeit völlig überwunden, daß, troz der Kraft und Schönheit jeder einzelnen Farbe, keine schreiend hervortrat, kein Wirrwarr im Ganzen mehr das Auge störte, wie dieses bei den ersten Versuchen der Fall gewesen war, sondern daß alle Theile, die hellen wie die dunkeln Farben, die glänzenden wie die gedämpften Töne sich zu einem harmonischen Ganzen vereinigten.

Was aber die Stärke oder Wirkung betraf, so erschienen die Fenster, als sie an ihrer Stelle eingesezt wurden, bei gewöhnlichem Tageslicht gesehen, beinahe zu dunkel, d. h. zu sehr mit dunklen Mitteltinten gebrochen oder abgerundet. Betrachtet man sie jedoch von der Sonne beleuchtet, so lassen sie an Gluth und Tiefe der Farben, sowie im gefühlvollen Farbenakkord nichts zu wünschen übrig. Man mußte demnach als rathsam erkennen, bei Fenstern, welche der Sonne mehr entbehren,

den Gesammtton der Farbe etwas heller zu halten, und es ist dieses bei den jezt in Arbeit stehenden drei Fenstergemälden schon berücksichtigt worden.

Von diesen ist das erstere und größte (ungefähr 15 Fuß breit und 24 Fuß hoch) für das im Kreuzschiff des Domes oben rechts gegen Morgen befindliche Fenster bestimmt und bereits vollendet. Die Verfertigung der Cartons hiezu übertrug Prof. Heß dem Maler Carl Schorn. In der Mitte des großen Fensters ist die Bekehrung der Bayern durch den heil. Benno dargestellt. Rechts und links stehen in altdeutscher Anordnung und in architektonischer Verbindung mit dem Mittelbilde die Heiligen Emmeranus, Wolfgang, Ludwig und Theresia. Der Hintergrund des Mittelbildes ist eine Landschaft und der der Figuren ein Teppich von Goldbrokat. Eine weißsteinerne Architektur umgibt das Ganze und schließt gegen die Mittelhöhe des Fensters mit einer zierlichen Verthürmung, woran sich bunte Teppiche anschließen, welche den übrigen Raum bis zur reichen Fensterkrone bedecken. Diese Ornamente sind größtentheils von dem Glasmaler Ainmiller gezeichnet, der sich in diesem Fache mit Talent und Erfolg ausbildet.

Unter den Cartons zu diesem Fenster dürften die einzelnen Figuren mehr gelungen seyn als das Hauptbild, welches etwas zu gedrängt und voll, und deßhalb nicht ornamental genug erscheint. Es ist zu sehr ein geschlossenes Gemälde und ermangelt jener architektonischen Disposition, die das Gemälde wieder zur Verzierung macht, welches bei der Anordnung dieser Fenstermalereien zumal für ein Gebäude so entschiedenen Styls unumgänglich nöthig ist. In dieser Beziehung hat Prof. Heß, durch die bisher gemachte Erfahrung belehrt, hauptsächlich die landschaftlichen Gründe beseitigt, so viel Reiz auch die Glasmalerei ihnen zu geben vermocht hat; zur Erreichung des mit Recht beabsichtigten ornamentalen Charakters der Compositionen, sind dieselben in den folgenden bereits so viel als möglich vermieden oder auf das Einfachste reducirt worden.

In der Ausführung dieses Fensters auf Glas sind die Töne noch reiner und bestimmter ausgefallen, als bei den frühern. Am gelungensten scheint die Gestalt des h. Wolfgang, welche den Einklang der Farben am glücklichsten erreicht. Der oben bezeichnete Vorwurf einer zu sehr gedunkelten Färbung wird hier ohne Zweifel beseitigt seyn. Die Harmonie des Ganzen ist mehr durch den Grad der Höhe und den Charakter der Farben, als durch hineingemalte Mitteltinten erreicht. So durchaus nöthig diese leztern zur Haltung eines Oelgemäldes sind, so haben sie sich nach Einsetzung der frühern Fenster, wo man sie hauptsächlich ausgebildet hatte, als unpassend für den ornamentalen Styl der Glasmalerei gezeigt. Aus der Ferne gesehen, erscheinen nämlich diese hineingemalten Mitteltinten entweder zu hell oder trübe, und man hat gefunden, daß die kräftige und glänzende Wirkung der alten Glasgemälde am sichersten erreicht wird, wenn die malerische Ausführung mit enkaustischen Farben so einfach als möglich geschieht, und die Mannichfaltigkeit der Tinten schon in den verschiedenen Sorten der farbigen Glastafeln vorbereitet ist. Hierin, nämlich in der Auswahl der farbigen Gläser, zeigt sich jedoch noch ein fühlbarer Mangel, so viel auch Prof. Gärtner bereits zu dessen allmähliger Abhülfe beigetragen hat, hauptsächlich fehlt es an einem Glasofen, durch welchen schnell eine größere Auswahl des Ueberfangglases bewirkt, und zugleich bedeutende Ersparnisse möglich gemacht werden könnten.

Das oben beschriebene Fenster wird mit Anfang dieses Frühjahrs im Dome eingesezt werden, wobei es wieder vom größten Interesse seyn wird, die Wirkung der veränderten Behandlung zu beurtheilen, da es einen unglaublichen Unterschied macht, diese Glasmalereien im Zimmer, oder an Ort und Stelle in der Kirche zu sehen.

Die beiden andern gegenwärtig in Arbeit stehenden Fenster sind für das linke Seitenschiff des Doms auf der Stephansseite zu ebener Erde bestimmt. Es werden sämmtliche fünf Fenster der Kapelle, welche den Schluß dieses Seitenschiffs bildet, neu gemacht und vier davon mit acht Bildern aus dem Leben des heil. Stephanus verziert. Die Cartons hiezu sind von Prof. Heß dem Maler Ruben übertragen. Vier Bilder, für die ersten zwei Fenster bestimmt, sind von ihm vollendet, und bereits auch von den Glasmalern angefangen. Die Anordnung dieser Zeichnungen ist höchst einfach und dem ornamentalen Styl angemessen, dabei herrscht aber in ihnen, wie in den früheren desselben Künstlers, ein überaus gefühlvoller Ausdruck, wodurch eine große Lebendigkeit und Innigkeit der Vorstellung erreicht ist.

Was die Verzierungen, besonders die teppichartigen Farbenornamente in allen diesen Gemälden betrifft, so sind sie im Anfang ebenfalls etwas bunt gerathen, und auch an den leztern hat man noch Erfahrungen gemacht, welche für künftige Leistungen von Wichtigkeit sind. Namentlich verdient die Angabe Beachtung, welche in den lezten Blättern von Boisserées Beschreibung des Kölner Doms enthalten ist, daß die Alten an ihren Ornamenten alle dunklere Farben mit Weiß umzogen und so von einander abhoben, wodurch eben so wohl die Deutlichkeit der Formen als die Harmonie der Farben befördert wurde. Dieß Verfahren haben unsere Künstler in den lezten Fenstern schon beobachtet, aber dabei die merkwürdige Erfahrung gemacht, wie auch das Weiß wieder gedämpft und gegen die Intensität der übrigen Farben ab-

gewogen werden müsse, wenn es nicht alles Dunklere verschlingen soll.

Man sieht aus allem Angeführten, daß die mit der Leitung und Ausführung dieser Werke beschäftigten Künstler keine Mühe scheuen, um auf dem ihnen vorgezeichneten Wege zu immer größerer Vollkommenheit fortzuschreiten. Sowohl im Technischen als im eigentlich Artistischen der Behandlung bringt jeder Tag neue Erfahrungen, und obgleich die verloren geglaubte Kunst unter ihren Händen aufs neue erwacht, und der von ihnen erreichte Grad von Geschicklichkeit sicher nirgends gegenwärtig in höherem Maaße zu finden ist, auch ihre Werke völlig selbstständig, nicht ältern Vorbildern nachgeahmt, an Correktheit der Anordnung und Ausführung, ja selbst an Pracht der Farben, einen großen Theil der alten weit übertreffen, glauben sie doch nichts weniger als schon am Ziele zu seyn, und hoffen bei längerer Erfahrung und fortdauernder Unterstützung von Seiten Sr. Majestät des Königs noch ganz Anderes und Besseres zu leisten. Die Fortschritte die sie in 4 Jahren gemacht, sind so auffallend, daß die ersten Fenster, welche damals so vielen und nicht unverdienten Beifall fanden, mit den jetzigen gar nicht mehr in Vergleich gestellt werden können. Sie werden daher, weil sie sich auf einer Hauptwand befinden, auf Befehl des Königs von dort wieder ausgehoben und versezt werden, damit diese Räume in Einklang mit den später gearbeiteten Nebenfenstern zu stehen kommen.

Wie aber jedes große und erfolgreiche Bestreben auch mancherlei Nützliches in kleinern Kreisen nach sich zieht, so erweckte das glückliche Gedeihen dieser wahrhaft königlichen Unternehmung auch die Liebhaberei von Privaten und gab Anlaß zur Hervorbringung einiger kleinen Werke, in denen die Glasmalerei eine bisher noch ungekannte Fähigkeit entwickelte. Durch die Schönheit der 1829 ausgestellten Fenster ward Hr. Bertram veranlaßt, zwei ehemals in seinem und der HH. Boisserée Besitz gewesene, jezt in Schleisheim befindlichen Gemälde: der h. Christoph von Hemling, und der h. Lukas von Joh. v. Eyck, durch die HH. Ainmiller und Wehrstoffer auf Glas copiren zu lassen. Das erstere Bild wurde in der Größe des Originals auf vier gleiche, ohne Bleiverbindung zusammengefügte Glastafeln gebracht, das zweite in der Größe des nach ihm lithographirten Blattes auf eine einzige Glasscheibe übertragen und beide Copien gelangen nicht nur in Hinsicht auf Farbenkraft und Harmonie, sondern entwickelten auch gleich miniaturartigen Copien die ganze Mannichfaltigkeit der Töne, die sich in den so höchst ausgeführten Originalen finden, überdem aber einen Effekt, der den Originalen selbst nicht in so hohem Grade eigen ist, ja niemals von der Oelmalerei bezweckt werden kann. Die aufgehende Sonne hinter dem h. Christoph, die Strahlen die an den Felsen und auf den durchsichtigen Wellen spielen, der Glanz an dem dunkel hinaufziehenden Gewitter, gewinnen erst ihre volle Wirkung durch das die Glastafel durchscheinende Licht und gewähren den magischen Effekt der Natur. Eben so der heitere Himmel, das klare Wasser und die Landschaft im Lukas, die als Hintergrund sich so vortrefflich gegen die von mancherlei Sonnenreflexen erhellte Dämmerung des Zimmers und Cabinetes und ihres mannichfaltigen Inhalts abheben. Solche Effekte mit einer Kraft hervorzubringen, welche die jedes andern Transparents bei weitem übersteigt, Sonnenlicht, Luft und Wasser, dann glänzende Stoffe, Perlen und Edelgesteine auf das brillanteste nachzubilden, zeigte sich die Glasmalerei hier als vorzüglich berufen, und es war dieß um so überraschender, da sie in ihrer frühern Blüthezeit etwas Aehnliches geleistet hat. In der That versezte sie sich damit auch in eine ganz verschiedene, jener architektonischen Bestimmung der frühern Glasmalereien ganz fremde Sphäre. Hier galt das Bildchen als ein Werk für sich, ohne Rücksicht auf die Umgebungen, und eine solche Anwendung der Glasmalerei zu Fensterverzierungen könnte daher auch nur in den kleinen Räumen eines Wohngebäudes statt finden, wo die Architektur keinen Anspruch auf Berücksichtigung macht.

Auch ein einzelner Künstler, Hr. Wörtel aus Dresden, hat sich in der Glasmalerei hier mit Glück versucht. Hr. Bertram ließ von ihm vier Fensterflügel malen, auf welchen acht Apostel nach den Bildern des Meisters Wilhelm von Köln aus der Schleisheimer Sammlung, in der Größe der im Boisseréeschen Werk enthaltenen Lithographien dargestellt sind, die auf einfach graulichem Grund, oben und unten von einem schönen teppichartigen Ornament eingeschlossen stehen. Diese einzelnen Figuren eignen sich nun ganz vorzüglich zu Fensterverzierungen, und die Nachbildung gelang auf eine höchst erfreuliche Weise, indem Hr. Wörtel mit großer Kraft der Farben eine äußerst zarte, reinliche und präcise Behandlung, einen verschmolzenen Farbenauftrag, und besonders eine Einfachheit und Wärme der Töne verbindet, wie sie den HH. Ainmiller und Wehrstoffer in den zwei früher erwähnten Bildern nicht völlig gelungen war. Die gleiche Behandlung zeigte er in dem Brustbild einer Madonna mit dem Kind nach Eberhardt, das eine Zeit lang auf dem Kunstverein ausgestellt, sich allgemeinen Beifall erwarb.

An andern Orten Deutschlands war die seit dem Frieden neuerwachte Kunstliebe gleichfalls nicht unthätig für die Glasmalerei. Die ersten größeren Versuche zur Wiederbelebung dieser Kunst sind unsers Wissens die Fenster für das Schloß Marienburg gewesen, welche bei

der Wiederherstellung dieses merkwürdigen Denkmals altdeutscher Baukunst in den Jahren 1821 u. ff. gefertigt wurden. Doch ist weder bekannt geworden, ob diese Gemälde an technischem und künstlerischem Verdienst den ältern nah gekommen sind, noch ob in Berlin oder sonst in Preußen der Betrieb der Glasmalerei bisher in grösserer Ausdehnung fortgesezt worden ist.

Von den glücklichen Bemühungen des württembergischen Malers Sauterleute in Nürnberg hat das Kunstblatt erst vor Kurzem (1831 Nr. 87) Nachricht gegeben. Da uns noch nichts von seinen Arbeiten zu Gesicht gekommen ist, so können wir über ihr Verhältniß zu denen der Münchner Künstler nicht urtheilen. Ein Glasgemälde, welches von andrer Hand unter Aufsicht des Bauraths Kaim ausgeführt worden war und die Apotheose A. Dürers vorstellte, war kürzlich auf dem Kunstverein in München ausgestellt, befriedigte jedoch weder durch Kraft noch durch Harmonie der Farbengebung.

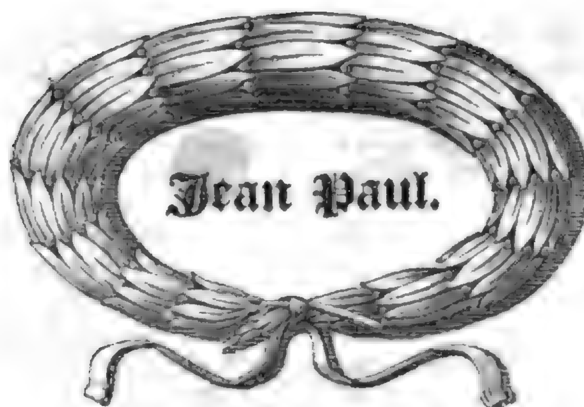
Mit vielem Lob ist auch der Arbeiten der Gebrüder Helmle in Freyburg gedacht worden, (Kunstblatt 1830 Nr. 11, 12.), welche seit mehreren Jahren das Freyburger Münster mit Glasgemälden verziert haben, worunter die Passionsgeschichte nach A. Dürer vorzüglich gelungen seyn soll. Nur ein kleines Bild, der Ritter Franz von Sickingen, nach einem zu Schleisheim befindlichen Gemälde A. Dürers oder vielmehr wahrscheinlich nach der davon erschienenen Lithographie gemalt, ist uns von der Hand dieser Künstler zu Gesicht gekommen, welches jedoch nicht zu ihren vorzüglichsten Leistungen gehören soll. So manches Verdienst man demselben in Behandlung des Einzelnen zugestehen muß, so steht doch seine Wirkung im Ganzen zu der der Münchner Gemälde nur in dem Verhältniß, wie eine Aequarellzeichnung zu einem kräftig und vollendet ausgeführten Oel- oder Emaillebild, und der Mangel an gleichmäßig kräftigen Farben macht sich darin noch allzusehr bemerklich.

Außer den genannten Werken ist uns aus Deutschland nichts weiter bekannt geworden. Betrachten wir aber das Verhältniß dessen was auswärts, zu dem was in München für die Glasmalerei geschehen ist, so ist es nicht schwer sich zu überzeugen, daß jene einzelnen, zerstreuten Bemühungen eben nur zur Herstellung kleinerer, copienartiger Werke führen konnten, während hier eine concentrirte, von königlichen Mitteln unterstüzte Thätigkeit in wenig Jahren nicht nur die volle Geschicklichkeit der frühern Jahrhunderte, sondern eine Reihe von großen Gemälden hervorief, die in Erfindung, Styl und Ausführung völlig selbstständig und dem Stand der Kunst unserer Zeit entsprechend sind. Diese Werke sind überdem nicht zwecklos, sondern durch die Großmuth des Königs für die geheiligten Räume einer der Hauptkirchen des Landes, zugleich eines der ehrwürdigsten Denkmäler altdeutscher Baukunst bestimmt, und gereichen somit eben so sehr dem Vaterland und der Religion zur Verherrlichung als sie dem frommen Sinn ihres Stifters zur Ehre und der Kunst zum Ruhme gereichen. Mit Recht dürfen wir daher sagen, daß die Glasmalerei auf seinen Ruf zu ihrem frühern Glanze und zu ihrer eigentlichen Bestimmung zurückgekehrt sey. Auch ist uns bereits die Hoffnung gegeben, ein neues Gotteshaus auf ähnliche Weise verziert zu sehen. So wird die Glasmalerei durch die allmählige Verbreitung wieder dahin gelangen, das oft allzuhelle und kalte Licht der weißen Glasfenster aus unsern Kirchen wieder zu verbannen und dafür den reichen und das Gemüth erhebenden Schmuck der mit heiligen Geschichten verzierten Fenster einzusetzen, welcher das kirchliche Gebäude erst völlig zu einem Heiligthum schließt.

Frankreich.

In der Verhandlung der Deputirtenkammer am 27. Februar über das vom Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten vorgelegte Budget, wurde die beantragte Summe von 1,506,000 Fr. für die wissenschaftlichen Institute mit einer Vermehrung von 54,000 Fr. bewilligt, wovon 50,000 für die königliche Bibliothek und 4000 für die polytechnische Schule bestimmt wurden. Für die schönen Künste wurden die beantragten 580,000 Fr., nämlich 105,000 für die königl. Akademie zu Rom, 90,000 für die königl. Specialschule der schönen Künste zu Paris, 127,000 für das Conservatorium der Musik und Deklamation, 12,000 für des Hrn. Choron Schule für classische Musik und 46,500 für die freie Zeichenschule (Ecole gratuite de dessin) bewilligt. Die zu Ermunterungen beantragte Summe von 402,000 Fr. ist ebenfalls mit 20,000 Fr. zur Herausgabe von Reisewerken vermehrt und folgendermaßen vertheilt worden: Ermunterungen für die schönen Redekünste, Wissenschaften, bildenden Künste und Theater 160,000 Fr., Herausgabe des Reisewerkes der französischen Expedition in Morea, 20,000 Fr., Unterzeichnungen auf verschiedene Werke 172,000 Fr., Capital für Wohnungen der Gelehrten und Künstler 50,000 Fr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 23. — 2. März 1832.

Biographien

von

K. Gutzkow.

(Fortsetzung.)

12) Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Fünftes und sechstes Heftlein. Breslau, Max, 1830, 1831.

Wir folgen dem Dichter auf immer höhere Stufen allgemeiner Bewunderung. In den vorliegenden Heften dieser trefflichen Biographie sehen wir Jean Paul schon gleichsam auf dem Vorgebirg und dem ersten Vorsprung jener Alpenhöhen des Ruhms, die er nach einer längeren Thalwanderung in den Tagen, da er den Aequator seines Lebens und Dichtens schon zurück gelegt hatte, erst als zweite Potenz erreichte. Es gibt Leute, die schon viermal berühmt gewesen sind, Jean Paul ist es zweimal geworden, wie den Menschen die köstliche Frucht des Weinstocks zweimal erquickt, als Traube und labender Wein. Die ewige Jugend seines Dichterlebens war der leitende Stern für alle Richtungen seiner persönlichen Schicksale. Er geht nach Weimar, und hätte sich dort hinstellen können als Pfahlbürger der Unsterblichkeit, aber so wenig verstand er die Kunst, sich zu objektiviren, daß er vielmehr nie aufhört, sich in die Gegenstände seiner Verehrung, Herder, Wieland, Goethe hineinzuempfinden. Nach Hof zurückgekehrt muß er bald den Verlust seiner Mutter beweinen, er verläßt den Ort seiner Jugendfreuden und Leiden und zieht nach Leipzig, wo man ihn besonders in der Meßzeit betrachtete, als stünd' er in einer Bude vor dem Thore, und mäße zwei oder acht Fuß. Das treibt ihn nach Weimar zurück, von welcher Zeit sich auch sein Briefwechsel mit Jacobi datirt. Ueber Gotha, Hildburghausen kömmt er nach Berlin, von welchem Orte er außer einer Fülle von Huldigungen auch seine Gattin mitnimmt. In Meinungen genoß er die ersten Vaterfreuden, in Koburg traf ihn die Nachricht von Herders Tode.

Die beigefügten Briefe und Aktenstücke führen uns zumal in jene Welt ein, die sich um Jean Paul, als einen höhern Genius trost- und hülfesuchend sammelte. Er war den gebrochenen Herzen jener Zeit als ein Heiland erschienen, und dankbar brachten sie ihm, als wär' es Weihnachtszeit, mehr oder weniger kostbare Geschenke, oder auch nur die Thränen ihres Entzückens, die Wünsche ihrer Liebe. In diesem Sinne waren alle seine Schriften nur Briefe, die er an unbekannte Bekannte schrieb. Ein Jeder fühlte sich in seinen innersten Bedürfnissen befriedigt, in seinem Regen und Streben erkannt, man konnte den Autor nicht loben, ohne dem Freunde zu danken.

Eine jede Schrift Jean Pauls war ein offner Brief, der auf Antwort wartete. Aeußerst liebenswürdig ist das Verhältniß des schon achtzigjährigen Gleim zu seinem Santo Paolo, wolle ihn der König nicht anstellen, so möge er nur „vors Hüttchen" kommen, er könne bei ihm Professor der Humanität werden.

Einen Anhang zu beiden Heften bilden Mittheilungen aus der Werkstatt des Jean Paul'schen Geistes, kein Eisenfeilstaub oder Brosamen, die von seinem Göttertische gefallen wären, sondern Erzstufen und Goldbarren, die er zu beliebigem Gebrauch um sich versammelt hielt. Die Studienbücher sind ein Beweis, mit welcher Besonnenheit und Ueberlegung sich Jean Paul an die Schöpfung seiner Werke machte, und selbst die Art, wie er diese anlegte und die einzelnen Rubriken bezeichnet und ordnete, ist so originell wie seine ganze Erscheinung. Schon die Surrogate seines Sinnens, das Gerüste seiner Gedanken ist nicht ohne die Form des Gedankens. Man weiß nicht, ob man mehr den Juwel oder die Fassung bewundern soll.

13) Schwedischer Plutarch von J. F. Lundblad. Uebersezt von Fr. v. Schubert. Zweiter Theil. Oxenstjerna. De la Gardie. Stralsund, Löffler, 1831.

Der größte Staatsmann ist Oxenstjerna selbst von Richelieu, seinem in der Politik so berühmten Zeitgenossen, genannt worden, eine Auszeichnung, die er um so eher verdient, als man an ihm seinen umsichtigen Blick, seinen rastlosen Eifer für die Sache seines Vaterlandes, die Planmäßigkeit aller seiner Unternehmungen eben so schätzen muß, wie den Sinn für Recht und Billigkeit, den er in seinen mannichfachen, öffentlichen Verhältnissen immer zu bewähren suchte, die Strenge, mit der er gegen sich selbst verfuhr, seine Uneigennützigkeit und die in jenen Zeiten seltene Tugend der Unbestechlichkeit. Es verdient den schärfsten Tadel, wenn deutsche Historiker aus übertriebenem patriotischen Eifer, oder wohl gar aus katholischem Partheiinteresse die Tugenden Oxenstjernas zu verdächtigen suchten, ihn des anmaßendsten Stolzes und besonders eines hoffärtigen Benehmens gegen Fürsten und Stände deutscher Nation beschuldigten. Nicht nur jener Moment des allgemeinen Schreckens, da der edelste Schwedenkönig seine große Seele aushauchte, die Nothwendigkeit, dem möglichen Zerfallen der verbündeten Länder vorzubeugen, rechtfertigt die scheinbare Rücksichtslosigkeit, mit der des Gefallenen kräftiger Kanzler die Zügel des Regiments ergriff, sondern auch die religiöse Idee, für deren Bewährung dieser Kampf unternommen war, mußte höher stehen, als das Interesse der Territorien. Wenn man bei den Versammlungen der Fürsten und Stände, wo es auf den Gewinn des Augenblicks und die schleunigste Beschlußnahme ankam, dem drängenden, eilenden Kanzler zumuthete, er solle Tage und Wochen hingehen lassen, um das zu beobachtende Ceremoniel erst festzusetzen, so läßt es sich sehr entschuldigen, wenn er bei den Zusammenkünften lieber gar keine Stühle aufstellte, und stehend mit den stehenden Hoheiten verhandelte. Eine solche Verfahrungsart, an der man nur seine Energie bewundern muß, ist vielfach zum Zeugniß seines Hochmuthes benuzt worden.

Die vorliegende Biographie Oxenstjernas, obschon unter schwedischer Ansicht aufgefaßt, unterscheidet sich in Nichts von dem Bilde, das auch der Deutsche von ihm sich machen darf. Die Jugend Oxenstjernas, seine erste Bildung und Studien auf deutschen Universitäten, die Schule seiner diplomatischen Weisheit in den Verhandlungen mit Dänemark über dessen vermeinte Ansprüche auf schwedische Provinzen, die Verwaltung der an der Nordseite des untern Ostseegestades belegenen Besitzungen Schwedens, diese Verdienste um sein Vaterland sind in lebendiger Schilderung dargestellt. Gustav Adolph und Oxenstjerna ergänzten sich gegenseitig: „Mischte ich meine Hitze nicht in Ihr Phlegma, — sagte der König zu seinem Kanzler — wie würden die Sachen dann gehen?" „Und mischte ich meine Kälte — war die Antwort — nicht in Ihr Feuer, Sie wären längst verbrannt." Das sinkende Ansehn Oxenstjernas unter Christina, die Theilnahme ihres Nachfolgers Gustav für den sterbenden Greis ist bekannt, ebenso des Kanzlers literarische Thätigkeit. Den zweiten Theil der Historia belli Sueco-germanici hat er geschrieben, und Chemnitz nur seinen Namen dazu hergegeben. Ebenfalls ist er Verfasser des Buchs: die Geheimnisse des Hauses Oesterreich, von Chemnitz unter dem Namen Hippolytus a Lapide herausgegeben. Sein Briefwechsel enthält reiche Beiträge zur Geschichte seines Lebens und seiner Zeit.

Das Leben de la Gardies führt uns in die militärische Kultur des siebenzehnten Jahrhunderts ein. Die Uebergänge der alten Soldverfassung in die stehenden Heere neuerer Zeit und deren Ergänzung aus Bewohnern des Landes, das sie vertheidigen sollen, wurden durch die Taktik der Oranier und durch Gustav Adolph beschleunigt. De la Gardies Vater kam aus dem südlichen Frankreich als Anführer eines Haufens von Halseisensoldaten (Armagnacs, Landsknechte) erst nach Dänemark, dann in schwedische Dienste. Der Sohn, der schon früh in einem Kriege gegen Polen Proben seiner Tapferkeit und Unerschrockenheit abgelegt hatte, bildete sich in den Lagern der Oranier, und befehligte dann eine Reihe von Jahren hindurch die schwedischen Truppen, die der russische Czaar gegen den falschen Demetrius und die ihn schützenden Polen sich zur Hülfe erbeten hatte. Die Folgen dieses Kampfes, der von Liefland aus bis nach Moskau hin mit beispielloser Verwegenheit geführt wurde, mußten die

Anstrengungen aufgewogen haben, wenn sich nicht das Uebel der damaligen Heerverfassung tief in fremdem Lande, mitten unter feindlichen Schaaren in seiner zerstörendsten Wirkung gezeigt hätte. Tausende von Söldnerhaufen, Schotten, Franzosen, Deutsche verließen in offner Empörung ihre tapfern Führer, de la Gardie und Ewert Horn, selbst die Schweden zogen mit klingendem Spiel davon. In einer später wiederholten Unternehmung sezte sich de la Gardie in den Besitz des Landes Nowogrod, zu Gunsten des schwedischen Prinzen Carl Philipp; doch die Unentschlossenheit dieses von den großen des Landes schon anerkannten Jünglings, die geringe Theilnahme seines Bruders Gustav Adolph, der den neuen Thron lieber der Krone Schwedens behalten wünschte, störte den Fortgang des Sieges, und ein nicht unvortheilhafter Friede machte diesen abentheuerlichen Heerzügen ein ehrenvolles Ende. Nach Deutschland nahm der König seinen erprobten Feldherrn nicht hinüber, aber seine Verdienste um den deutschen Krieg sind darum nicht geringer. Die treffliche Haltung, Mannszucht und militärische Gewandtheit der als Ersatz dem kämpfenden Heere nachgeschickten Truppen war sein Werk. Die Königin Christina gab von dem alten Krieger folgende Beschreibung: „Er war ein Mann, der seine Pflichten kannte und sehr tapfer; der schwedischen Krone hat er unter der Regierung des hochseligen Königs sowohl in Moskau als auch in Polen wichtige Dienste geleistet. Er ist von Stufe zu Stufe bis zur Reichsmarschallswürde gestiegen. In seinem Wesen herrschten Offenheit, er besaß genügende Geschicklichkeit, war etwas aufbrausend, ohne Verstellung und ein wenig geschwätzig, übrigens ein Mann, der bei allen Gelegenheiten das that, was die Umstände zu thun erforderten. Er starb, hoch an Jahren und reich an irdischen Ehren."

14) Mittheilungen über Kaspar Hauser. Von G. F. Daumer. Erstes Heft. Nürnberg, Haubenstricker, 1832.

Hauser geht noch immer auf Kindesbeinen. Die Zeitungen gaben vor Kurzem die Nachricht, er habe an Lord Stanhope wieder einen neuen Pflegvater gefunden. Mit dem Herausgeber dieser Mittheilungen stand er anderthalb Jahre in derselben Verbindung, seine merkwürdige Erscheinung hatte in ihm einen denkenden und vorsichtigen Beobachter. Biographische Notizen finden sich hier nur bis zum Anfang des Jahres 1830, aber reichhaltiger sind die Nachrichten über Hausers psychische Zustände, über den Gang seiner allmähligen geistigen und körperlichen Bildung. Die überraschendsten Resultate ergaben sich aus einer Menge von Versuchen und Beobachtungen. Hausers empfindliche Reizbarkeit, das Hindurchschimmern einer Seelenthätigkeit bei jedem körperlichen Eindruck stand mit den Erscheinungen des Magnetismus in der engsten Beziehung, auch haben sich die homöopathischen Behandlungen dieses unversehrten, von Krankheitsstoffen noch unberührten Körpers mit glänzendem Erfolge bewährt. Hauser fühlte und unterschied durch die Stärke des Zuges Metalle, die man, ohne daß er es gesehen oder wußte, unter Papier verborgen hatte. Wenn ihm der Arm durch Anfassen oder Annäherung von Metall oder Edelsteinen kalt wurde, so schwollen sichtlich und auffallend die Adern der Hand, die der Wirkung ausgesezt gewesen. Das Berühren eines Glases mit Quecksilber verursachte ihm brennenden Schmerz, ein kalter Schauer gieng durch den ganzen Leib, bis ihm zulezt der Schweiß auf die Stirn trat. Gewitter versezten Hausers Gesicht in Zuckungen, der Blitz schmerzte sein Auge, wie Nadelstiche. Der Anblick des Mondes machte ihm Drücken der Brust und Frostschauer, obschon eine Wirkung anderer Gestirne auf ihn nicht sichtbar wurde. Merkwürdig ist es, daß Hauser für solche Eindrücke nur so lange reizbar blieb, als er sich animalischer Speise enthielt, doch kehrte diese Fähigkeit nach dem unerklärten Mordversuche, der an ihm verübt wurde, wieder zurück. Er befand sich nach diesem Ereignisse fast in einem erhöhten Zustande, sprach in gewähltem, fast poetischem Ausdrucke, zusammenhängend und periodisch, wie er zuvor nie gethan. Die Anwendung des Mesmerismus zeigte sich in seiner Krankheit als die glücklichste Behandlungsart.

Für die außerordentliche Wirksamkeit der homöopathischen Heilmittel geben die Eindrücke, die sie in unendlich kleinen Portionen auf Hauser machten, einen auffallenden Beweis. Die höchste Potenzirung derselben, ihr bloßer Geruch und Berührung ihrer Behälter war noch fast überstark für ihn. Mit vielem Interesse für die Sache der Homöopathie verfolgt der Verfasser diese Erscheinung, und fügt zum Schluß von andrer Hand eine streng detaillirte Beobachtung aller Symptome, die sich in Hausers Organismus nach der Anwendung homöopathischer Heilmittel bemerken ließen, hinzu.

Sehr anziehend sind die Mittheilungen über Hausers moralische und intellektuelle Bildung. Alle Gegenstände, die ihm das neueröffnete Leben entgegenhielt, betrachtet er mit liebenswürdiger Naivetät, die oft an Ironie gränzt. Seine Ansichten über sittliche und religiöse Weltordnung erinnern an die Unschuld jenes Wilden, der seinen Missionär frug, warum Gott, wenn er so allmächtig wäre, seinen Widersacher, den Teufel, nicht längst todtgeschlagen habe? Jeder Gegenstand war für Hauser empfindend, denkend, selbst Töne und Farben schienen ihm lebendig und mit Händen begreifbar. Mit Tisch und Stuhl sprach er wie mit seinen liebsten Ge-

spielen, den hölzernen Pferden. Welche Seligkeit wär' es für Herder gewesen, wenn er diese Erscheinung erlebt hätte!

15) Paganini in seinem Reisewagen und Zimmer, in seinen redseligen Stunden, in gesellschaftlichen Zirkeln und seinen Concerten. Aus dem Reisejournal von Georg Harrys. Braunschweig, Vieweg, 1830.

Wir erfahren hier, daß der größte Theil der Erzählungen, die die geschäftige Sage über diesen wunderbaren Mann verbreitet hat, erdichtet, und nur ein kleiner auf haltbare Thatsachen gegründet ist. Paganini soll von all diesen Fabeln genau unterrichtet gewesen seyn, und sich überhaupt mit vielem Interesse um die Urtheile bekümmert haben, die in Journalartikeln sich über ihn vorfänden. Er ließ sie sich genau übersetzen — er versteht nur italienisch und etwas französisch — und nahm selbst von Gedichten, die ihn betrafen, eine übersezte Abschrift. Durch die nachläßige Art seines Auftretens, seine flüchtigen Complimente in Concerten hat man sich gewöhnt, zu glauben, er behandle auch sein Spiel und seine ganze Virtuosität als etwas, daß ihm lieber unbekannt wäre; doch soll er nach diesen Mittheilungen mit der größten Ehrfurcht, selbst mit einer Art Befangenheit sich zu seinem Abendtriumphe vorbereiten, obschon er die Geige nie in seiner Behausung anrührt, schon aus Furcht, es könnte ihn Jemand unentgeldlich hören. Sein Geiz soll eben so unerträglich, wie sein Mißtrauen seyn. In lezterem Stücke ist er ein vollkommner Italiener.

Der Verfasser dieser Brochüre will ihr später noch ein Supplement anreihen, worin er sich noch ungebundener zu expektoriren verspricht.

K. G.

(Der Beschluß folgt.)

Persische Literatur.

Μαρκου Αντωνινου αυτοκρατορος Των εις ἑαυτον βιβλια ιβ, περσιστι μεθερμηνευσαντος Ιωσηφ Ἁμμερ. Εν Βιεννῃ της Αυστριας, εκ της τυπογραφιας της χηρας Αντονιου Στραυς, 1831.

Zwar ist dieses auf der einen Seite griechisch, auf der andern persisch gedruckte Werk nicht für unsern gewöhnlichen Leserkreis bestimmt, allein es ist eine zu seltne und merkwürdige Erscheinung, als daß nicht jedes kritische Journal darauf aufmerksam machen sollte. Unser berühmtester Orientalist, Joseph von Hammer in Wien, der schon so viel für die Verbreitung der morgenländischen Literatur bei uns gethan hat, wollte nun auch einmal den Anfang machen, die abendländische Literatur im Orient einzuführen. Er addressirte sich desfalls an die Perser, weil bei diesen die meiste Wissenschaftlichkeit und literarische Empfänglichkeit zu finden ist, und er wählte das bekannte Werk des Kaiser Marc Aurel, weil dieser philosophische Despot ihm besser als die republikanischen Klassiker für die Morgenländer geeignet schien. Es ist gewiß, daß die durch die Bibelgesellschaften verbreiteten Bibeln und Werke des Thomas a Kempis den Morgenländern keinen Begriff von unsrer Bildung und Literatur beibringen können; und doch müssen sie früher oder später einmal uns kennen lernen. Die Absperrung des Orients vom Occident kann nicht ewig dauern, und die weise Vorsehung hat sie vielleicht nur deswegen so lange geduldet, um den Orient, der ja schon seine Sündfluth gehabt hat, von der neuen Sündfluth unsrer schlechten Bücher frei zu erhalten. Vielleicht bleiben die fremden Welttheile unsrer Kultur nur darum so lange verschlossen, damit diese erst ausgähren kann, und vielleicht werden sie sich ihr in dem Augenblick öffnen, in welchem ihr Einfluß nicht mehr schädlich ist. In keinem Falle haben die Morgenländer etwas dabei verloren, daß sie die theologische Polemik des siebzehnten Jahrhunderts und die sentimentale und lüderliche Belletristik des achtzehnten nicht kennen gelernt haben. Selbst die politische Literatur zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts dürfte ihnen noch entbehrlich seyn, da zu hoffen ist, daß sie sich am Schluß des Jahrhunderts von dem Wust vieler Vorurtheile, die ihr heute noch ankleben, gereinigt haben wird. Allein ein Anfang muß gemacht werden, um so mehr, da es gewiß bei den phlegmatischen Orientalen geraume Zeit kosten wird, bis der literarische Wechselverkehr mit ihnen in Gang kommt. Daß nun gerade Herr von Hammer der erste ist, der diesen Verkehr einleitet, macht uns Deutschen Ehre, und wenn, wie nicht zu zweifeln ist, in den kommenden Jahrhunderten nach und nach sehr viel ins Persische oder Türkische und Arabische übersezt werden wird, so wird das vorliegende Werk nächst der Bibel den Grundstein dieser neuen Literatur bilden. Diese Ausgabe wird dann als eine große Merkwürdigkeit und Seltenheit angesehn werden, und dies ist nicht der lezte Grund, auf welchen wir wünschen, daß nicht blos die wenigen Freunde und Kenner der persischen Literatur, sondern auch alle größern Bibliotheken in Deutschland sich dieses Werk anschaffen möchten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 24. — 5. März 1832.

Biographien.

(Beschluß.)

16) Briefe von Johann Heinrich Voß, nebst erläuternden Beilagen, herausgegeben von Abraham Voß. Zweiter Band. Halberstadt, Brüggemann, 1830.

Mutter Voß, geborne Ernestine Boie, beschreibt uns aufs Neue die Tage, die von ihrem verstorbenen Manne und Andern schon so oft der Theilnahme des Publikums empfohlen sind, den Aufenthalt in Wandsbeck Otterndorf und die ersten Tage in Eutin, welche leztere aus der „Bestätigung" abgedruckt sind. Von weiblicher Seite konnte kaum die Schilderung anders ausfallen, als sie geliefert worden ist. Erst die Verheirathung mit all den Wonnen des Brautkranzes, der Flitterwochen, in Wandsbeck Klaudius und seine Rebekka, Klopstock, eine Reise in Vossens Heimath, Brückners Liebe und Zärtlichkeit, die kleinen Freuden der Bewirthung; wenn Fremde kamen, lieferte Klaudius die eine Schüssel, und Voß die andere, „eine bedeutende Rolle spielte ein Stück kaltes Pöckelfleisch," „wenn Klaudius bei ihnen war, so hatte er immer seine älteste Tochter mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden;" um die Idylle den Abendschmaus dichten zu können, machte Voß eigens eine Reise nach Hamburg, um auf „einer Reihe von Schmäusen" Erfahrungen und Ideen einzusammeln; endlich der langersehnte Knabe. Die Otterndorfer wünschen Vossen zum Rektor, ihr Pseudobürgermeister läßt sich anmelden, es war Basedow, der außer andern Eigenschaften auch die Gabe hatte, jedes Lied in die Melodie des Dessauer Marsches zu zwingen. Dann kam ein Besuch von Lessing und Campe, jenen „überfiel mitten im Gespräch ein unwiderstehlicher Schlaf." In Otterndorf erfreuen sie sich eines Gärtchens, der 24 Schritte lang war, doch machte Voß später die witzige Bemerkung, „es kämen 25 heraus, wenn er sie weniger groß machte." Voß läßt seinem Kinde die Blattern impfen, der Arzt zögert erst, doch der glückliche Erfolg macht ihm Muth, er predigt nun überall die Impfung „als sey sie von ihm ausgegangen."

Die Uebersiedelung nach Eutin und der erste Aufenthalt daselbst haben durch den Voß-Stollbergischen Streithandel eine Berühmtheit erlangt, deren die Sache nicht werth war. Ist es nicht lächerlich, ganze Bände über erbärmliche Kleinigkeiten des Privatlebens zu schreiben, die überall vorkommen? Wir wollen Stollberg

nicht vertheidigen, wir glauben vielmehr, daß er sich gegen Voß vergangen, allein dergleichen Privatbeleidigungen macht ein Mann von Ehre auch im Privatleben ab, ohne daraus eine Klatscherei vor dem ganzen Publikum zu machen, wie Voß gethan. Stollberg hatte Voß mehrere Wohlthaten erwiesen, ihm z. B. den Ertrag seiner frühern Homerübersetzung überlassen, und ihm auch die Stelle in Eutin verschafft. Dafür war ihm nun Voß allerdings zur Dankbarkeit verpflichtet, allein Stollberg begieng aus vornehmer Nachläßigkeit den Fehler, seine Wohlthätigkeit mit Demüthigungen zu verknüpfen. Voß fand seine Wohnung in Eutin, die ihm Stollberg gepriesen, eng und ungesund. Wie sehr mußte er glauben, von seinem vornehmen Freunde geringgeschäzt zu seyn, der eine so unbequeme Lage für seiner würdig hielt! Also Voß hatte ganz Recht, wenn er sich über Stollberg beklagte. Allein als Ehrenmann konnte er in diesem Falle nichts andres thun, als sich offen gegen Stollberg erklären, die Stelle, die ihn demüthigte, ausschlagen und sich durch seine Talente eine bessere Carriere eröffnen. Eines Ehrenmanns völlig unwürdig war es dagegen, Jahrelang heimlich zu murren und zu knurren, die Gräflichkeiten in der „Louise“ immer noch unterthätig zu beschmeicheln, und dann erst als Greis nach vierzig Jahren die lang verhaltne Galle vor dem ganzen Publikum auszuschütten, wie Voß gethan. So handelt kein Mann von Ehre, so handelt überhaupt kein Mann, sondern nur ein boshaftes altes Weib, und daß der alte Voß nicht wenig Weibisches an sich hatte, geht auch aus andern Umständen zur Genüge hervor. Für das Detail der Gevatterschaften, Familienbesuche, der häuslichen und gastlichen Vorkehrungen kann sich wie Voß auch nur ein Weib interessiren; am Mann wird es lächerlich.

Und vollends die Sentimentalität! Wenn irgend Jemand beweist, daß Schiller Recht hatte, als er sagte: „nehmt euch vor den Sentimentalen in Acht!“ so ist es Voß. Keine deutsche Sentimentalität, selbst die bis zur Eckelhaftigkeit warme Brüderlichkeit Johannes Müllers nicht ausgenommen, that sich auf sich selbst so viel zu gute, als die des alten Voß, und bei keinem wurde die Milch so sauer als bei ihm. Man lese nur, wie er anfangs für und zulezt gegen Stollberg schrieb, wie er sich in seine Liebe hineinlog, hineinwinselte, hineinheulte, bis die ungeheuer aufgedunsene Lüge endlich zerplazte und nun die gallenbittre und übelriechende Wahrheit zum Eckel von ganz Deutschland an den Tag kam. — Der vorliegende Band enthält reichliche Beiträge aus der sentimentalen Lügenzeit. Da fangen denn die Briefe an: „Ja du alter lieber Müller, dein alter lieber Voß soll ꝛc.“ Die merkwürdigste Beweisstelle, bis zu welcher Verkehrtheit und Unnatur jene Sentimentalität bereits geführt hatte, ist in einem Briefe an Müller Seite 88 enthalten. Müller hatte sich in ein sehr artiges Mädchen verliebt, Voß aber räth ihm von dieser Liebe ab, und zwar aus folgendem Grunde: „Ihre Empfindung für das wahre, zärtliche, seelenschmelzende hab' ich nicht ausspüren können. Mir hat's geschienen, daß sie dem Lustigen den Vorzug gebe und höchstes bis zum Naiven nachempfände.“ Wahrscheinlich hatte sich dies liebenswürdige Mädchen, das ich dafür küssen möchte, einmal recht an Vossens „moralischen Menschenliedern“ gelangweilt oder sie hatte darüber gespottet, und der abscheuliche Pedant zürnte der kleinen Grazie dafür. Doch wenn auch nicht, so bleibt es merkwürdig genug, daß diese steifleinenen Gesellen die Lustigkeit außer Gesetz erklärten.

Das non plus ultra von weibischem Gewäsch enthalten die Briefe an Gleim. Voß und seine Frau wetteifern darin, theils sich unter einander selbst, theils Gleim zu loben, und das Lob wird hier förmlich mit Namensunterschrift assekurirt. So schreibt Voß von sich und seiner Frau: „Wir rühmen uns unter einander und gehn dann behaglich auf und ab, mit Gesprächen von unserm unendlich geliebten Gleim und Tantchen.“ So schreibt Gleim an Vossens Frau, da Voß bei ihm war: „Sie glauben aber nicht, wie wir in unsern Gespächen einander loben.“ Das muß freilich arg gewesen seyn, wenn es Ernestine Voß nicht einmal glauben sollte. Ein Pröbchen davon ist folgendes. Gleim schreibt über Vossens „Louise.“ „Wir stürmen auf ihn, das herrliche Heldengedicht zu vollenden. Es wird ein Werk von großem Nutzen für die Menschheit.“ Ich möchte wohl wissen, was dieses Heldengedicht der ganzen Menschheit nütze. Doch in solchen Hyperbeln berauschten sich diese lächerlichen Alten. Troz aller Sentimentalität kam indeß der Teufel auch hier nicht zu kurz. Voß, der auf eine fast niederträchtige Art vor Klopstock im Staube sich gewälzt und ihn, den Meister, als Schüler „um Anerkennung“ angewinselt, derselbe Voß verfehlt doch nie, in den Briefen an Gleim geringschätzige Seitenblicke auf Klopstock zu werfen, weil Gleim auf Klopstocks größern Ruf ein wenig eifersüchtig war. Zusammenstellungen, wie folgende, kommen öfter vor: „Die neuesten Oden von Klopstock sind mir größtentheils zu spitzfindig und voll modernen Witzes, doch mitunter schlägt noch die Asche aus der Flamme empor. Mein Altvater Gleim bleibt immer er selbst.“ Oder: „Uebrigens entschuldigt Klopstock das Alter und lange Verwöhnung durch ungemessenes Lob, welches die Umgebenden ihm zinsen, und wobei er vernachläßigt hat, sich oft mit dem Bessern des Alterthums berathen. Da segne ich

mir einen andern Heros der Vorzeit (Gleim, an den er schreibt), der keiner Entschuldigung des Alters bedarf, der jugendlich seinen Weg fortwandelt ꝛc.“

Die Briefe an F. A. Wolf führen uns am treuesten in die Kämpfe gegen Heine ein. Die Verdienste, die sich Voß im Gebiete der Philologie erworben hat, werden sein unbestrittenes Eigenthum bleiben. Ob die Art der eingemischten Persönlichkeit in den Kämpfen gegen die Göttinger an seiner Redlichkeit zweifeln läßt, wird schwerlich entschieden werden können, so lange nur von einer Seite aus die nähere Kunden der Verhältnisse gegeben worden sind, während die Gegenparthei ihm nur Undankbarkeit und geringe Achtung vor seinem Lehrer — den er als Lehrer nie erkennen wollte — vorwarf, und sonst zu schweigen vorzog. Auch enthält dieser Band schon die Anfänge der später so berühmt gewordenen Polemik gegen Kryptokatholicismus und Symbolik. Hauptsächlich aber beschäftigt sich Voß in jenem Zeitraum mit Uebersetzen und Dichten, welches leztere er sein „Dahlen mit der Pieride“ nannte.

Gegen andre Dichter war Voß feindselig, wenn sie ihn nicht anerkannten. Zwar scheint er es nicht einmal gemerkt zu haben, warum wohl Lessing in seiner Gesellschaft eingeschlafen ist, sonst würde es hier nicht erzählt seyn, aber Lessing schlief auch blos ein. Herder dagegen und Wieland redeten geringschätzig von Voß, bei dessen erstem Auftreten, daher sind sie in Vossens Augen auch anfangs unmoralische Menschen, denn wie Robespierre und alle einseitige, hoffärtige und neidische Seelen verwechselte er immer sich mit der Tugend und was ihm widersprach, mit dem Laster. So sagt er von Wieland: „Vulkans Weib mit dem Kriegsgott unter dem Netz kann nur Phäaciern gefallen. Und wenn gar die Meister solcher Gruppen, aus Eifersucht oder Bosheit, ist eins, die Bildsäulen des olympischen Jupiters zu zertrümmern suchen, und nichts als ihre koische Venus wollen angebetet wissen, wer kann sich da des Unmuths enthalten?“ Und von Herder: „Eine sonderbare Benebelung verrieth mir gleich meinen Mann. Es ist Herder! Man hat keinen sichern Gang, der Boden schwankt, wie ein Moorgrund, und die Pfützen sind so hellgrün überwachsen.“ Auf einmal aber ändert sich der Ton. Voß kommt selbst nach Weimar, wird von der dortigen poetischen Aristokratie anerkannt, gelobt und labt nun wieder und der Moorgrund, die Pfütze ist jezt „überaus natürlich und liebevoll,“ man raucht ein gemüthliches Abendpfeifchen ꝛc.

Seite 344 beschwert sich Voß, daß Wieland so viel unbedeutenden Ballast in die Ausgabe seiner sämmtlichen Werke aufgenommen habe. Wenn er nun gar seine eignen Briefe gedruckt gelesen hätte! In Wielands Werken ist doch am Ende, wie bei Lessing, überall Geist, aber wenn wir in dieser Vossischen Sammlung lesen, daß Voß seiner Ernestine schreibt, was er in jedem Wirthshaus gegessen und wie oft er sich die Pfeife angezündet habe, daß er einmal sich Forellen habe bestellen wollen, die aber nicht zu haben gewesen seyen, daß ihm Gleims Nichten rothen Wein, und dazu Mettwurst und Brod in den Wagen gesteckt ꝛc., wenn wir alle diese unzähligen Notizen in Vossens Briefen lesen, so müssen wir allerdings sagen, Trivialeres ist nicht einmal von Matthisson gedruckt worden.

17) Souvenirs de Ch. Victor de Bonstetten, écrites en 1831. Paris, Cherbuliez. Zürich, Orell, Füssli et comp. 1832.

Die lezte Schrift des kleinen freundlichen alten Herrn, worin er sich noch einmal in vollem Putz der alten guten Zeit dem Publikum der Enkel und Urenkel vorstellt und lächelnd Abschied nimmt. Bonstetten ist zwar nicht ganz von der pretiösen Manier seiner Freunde Johannes Müller und Matthisson frei geblieben, allein man sieht, daß sie ihm nicht natürlich war, daß er sie nur arglos adoptirt hat. Sein halbfranzösisches und ganz aristokratisches Blut war viel zu leicht und hell für deutsche Gelehrten- und Poetenpedanterei. Daher hat er auch weniger die Literatur selbst mit gründlichen und klassischen Werken, als die Gelehrtengeschichte mit einer interessanten Persönlichkeit bereichert. Diese leztere tritt in der vorliegenden Schrift ganz rein hervor, wir halten daher auch diese Schrift für anziehender und besser, als die schwachen philosophischen Versuche des Verfassers, die auf die Philosophie niemals Einfluß hatten und in ihrer Geschichte bald vergessen seyn werden. Hier gibt sich Bonstetten nicht als den Gelehrten und Denker, sondern als den liebenswürdigen Menschen und Gesellschafter, der er war, und zwar spricht er nicht von heute und gestern, sondern von den siebziger Jahren, indem er sich, alles Moderne vergessend, in die Erinnerungen seiner Jugend versenkt und uns deren heitres, altmodisches Bild so urgroßväterlich freundlich und rührend malt, als man nur verlangen kann.

Zuerst spricht er von seiner Kindheit, die er in Bern zubrachte, und hier müssen wir ihm einige Partheilichkeit zu gute halten. Wir verlangen in der That nicht, daß ein mehr als achtzigjähriger Aristokrat, der in dieser langen Zeit ungekränkt alle Vortheile der Aristokratie genossen hat, undankbar eine Verachtung gegen

Privilegien heucheln solle, die ihm so theuer geworden sind. Wir können uns aber auch nicht von ihm belehren lassen, daß Bern n'eut besoin d'aucune tyrannie, denn der unglückliche Henzi in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und die Patrioten des Waadtlandes und Aargaus im Jahr 1798, so wie endlich die Reformer von 1830 waren andrer Meinung. Uebrigens gesteht Herr von Bonstetten, daß er, unter den Berner Junkern erzogen, es sich nie habe einfallen lassen, Schriftsteller werden zu wollen, bis Matthisson ihn dazu vermocht habe, dem er daher auch sein ganzes Leben über dafür dankbar geblieben sey. Die erste Spur eines esprit fort oder beau entdeckte Bonstetten in sich, da er, wie er schreibt, als Kind einmal die Bemerkung machte, die Berner Schweine seyen weiß und die Freiburger schwarz, weil die erstern reformirt und die leztern katholisch seyen.

Nach dieser kleinen Skizze des Jugendlebens in Bern führt uns Bonstetten eine Gallerie berühmter Männer und Frauen auf, die er im Jahr 1773 in der Schweiz und auf einer Reise nach Italien kennen lernte, und an die er sich nach 58 Jahren noch so lebhaft erinnert, als wären erst eben so viele Tage verflossen. Der große Haller eröffnet den Reigen. Dann folgt Karl Eduard, der lezte Stuart, Prätendent von England und seine schöne Gemahlin, die Gräfin von Albany, zubenannt la reine des coeurs, da doch eigentlich les coeurs das wahre l'Angleterre oder la terre des anges ist. Der Prinz, sagt Bonstetten, war groß und mager, und war sehr freundlich gegen mich, weil er gern seine Abentheuer in Schottland zum hundertsten Mal wieder erzählte und ihm daher jeder willkommen war, der sie zum ersten Mal von ihm hörte. Das aber fiel dem damals noch mit wenig oder gar keinem Fürsten bekannten Bonstetten so außerordentlich auf, daß der Prinz immer redete sans fiel de ses ennemis et sans reconnaissance pour ses amis. Der gute unschuldige Bonstetten! Seine Jugend muß damals sehr liebenswürdig gewesen seyn, denn die Königin der Herzen fand ihn so, und wir glauben es gern, weil es uns ein Greis von mehr als achtzig Jahren sagt. J'étais amoureux de la reine sans me l'avouer; elle m'aimait sans me le dire. Indessen schrieben sie sich nachher einander Briefe. Erst im Jahr 1807 sahen sie sich wieder, und — heureusement le jour baissait, mit einem Wort, es war noch ihre Stimme, noch ein wenig ihr Blick, aber der ganze Rest war eine alte Frau. — Ihr folgt die berühmte Corilla, deren Improvisationen so bezaubernd waren, daß sie öffentlich auf dem Capitol als Dichterin gekrönt wurde. Bekanntlich hat Frau von Staël von ihr die Ideen ihrer Corinna entlehnt. Bonstetten fand sie nicht besonders schön, sagt aber doch, das Leben mit dieser charmante personne müsse douce gewesen seyn. — An sie schließen sich andre, damals berühmte Italiener, der Kardinal Bernis, der Graf Firmian und Pabst Clemens XIV. (Ganganelli). Bonstetten sah diesen geistreichen Pabst in dem verhängnißvollen Jahre, in welchem er den Jesuitenorden aufhob, und rühmt dessen Freimüthigkeit und Wohlwollen. Eine Unannehmlichkeit übrigens, in welche Bonstetten damals durch die bekanntlich zu allen Zeiten elende päbstliche Justiz verwickelt wurde, veranlaßt ihn zu der Bemerkung: on voit par cet exemple, que là où les lois sont mauvaises, on ne peut être sauvé qu'en les violant. So scheinen die Bologneser auch zu denken.

Ueber Venedig äußert sich Bonstetten eben so freimüthig und mit einem gewissen patriotischen Stolze, da er gern Venedig mit Bern vergleicht und der Aristokratie in lezterer Stadt den Vorzug gibt, was eigentlich nicht viel sagen will, denn in Venedig sah es, wie er selbst gesteht, doch gar zu arg aus. Er befand sich unter andern im Theater und war höchst erstaunt, als er sah, daß das ganze Parterre im wohlbedeckten Gebäude Regenschirme ausspannte. Bald aber sah er den Grund davon ein, denn die Nobili in den Logen genirten sich nicht, auf den Plebs im Parterre hinunterzuspucken. Wenn das nicht Bonstetten versicherte, würde man es für eine Fabel halten.

Schließlich spricht der Verfasser noch von Bologna, von Neapel, wo er den Majestäten vorgestellt wurde und sich über die frivolen Sitten der Königin skandalisirt, und von Matthissen, der ihn wohl schon bei seiner Ankunft im Elysium begrüßt haben wird.

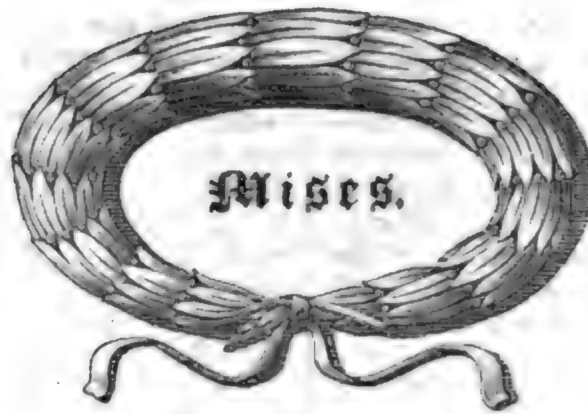
M.

Bitte.

Meine geehrten literarischen Freunde und Freundinnen erlaube ich mir wiederholt darauf aufmerksam zu machen, daß ich nur das Literaturblatt zum Morgenblatt, nicht aber das Morgenblatt selbst redigire, weshalb ich sie höflichst bitte, immer nur die Zusendungen, welche sie für das Literaturblatt, nicht aber auch die, welche sie für das Morgenblatt bestimmt haben, an mich zu addressiren.

Dr. Menzel.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 25. — 7. März 1832.

Cholera-Literatur.

Unserm früher ausgesprochnen Grundsatz getreu haben wir außer einigen ausführlichen, die Cholera historisch erörternden Schriften (von Schnurrer und Riecke) von den 200 und mehr neuerdings erschienenen Choleraschriften keine mehr angezeigt, theils weil wir nichts davon verstehn, theils weil die Verfasser der Choleraschriften von der Cholera eben so wenig verstehn und wir es vor unserm kritischen Gewissen nicht hätten verantworten können, zur Verbreitung von hunderterlei einander widersprechenden, das Publikum verwirrenden und beängstigenden Meinungen mitzuwirken, da notorisch von allen vorgeschlagenen Mitteln noch keines die Cholera vertrieben hat. Vielleicht hätte allerdings die literarische Diskussion die Entdeckung eines Heilmittels befördern können, wenn sie nicht so sehr ausgeartet wäre. Selbst die von den Aerzten angegebenen Krankheitssymptome sind so verschieden, daß ein gewissenhafter Arzt sich nicht nach diesen widersprechenden Citaten, sondern nur nach dem eignen Augenschein richten kann.

Aus diesen Gründen beeilen wir uns, folgende kleine, aber sehr vernünftige und sehr geistreiche Schrift zu empfehlen, die vor der Sündfluth der Choleraschriften warnt.

Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhang, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz rc. dieser Krankheit. Von Dr. Mises. Leipzig, Voß, 1832.

Der Verfasser, den man den Jean Paul der Naturphilosophie nennen könnte, ist einer unsrer besten Köpfe, einer unsrer liebenswürdigsten humoristischen Schriftsteller, obgleich er noch wenig bekannt zu seyn scheint. Im Jahr 1822 schrieb er einen Panegyrikus der jetzigen Medicin und Naturgeschichte, voll beißender Satyre gegen die Unvernunft der Aerzte; im Jahr 1824 Stapelia Mixta, eine Sammlung humoristischer Aufsätze, worin eine Symbolik der Kegelschnitte das Meisterhafteste war, endlich 1825 eine vergleichende Anatomie der Engel voll der originellsten Gedanken. Auch die vorliegende jüngste Schrift ist durchaus humoristisch für die Cholera gegen die Aerzte geschrieben, und um den Leser sogleich in die Gedanken des Buchs und wenn sie die geistvolle Schreibart des Verfassers noch nicht kennen sollten, in seine Manier einzuweihen, geben wir Proben.

Zuerst lobt der Verfasser die Cholera, daß sie den Menschenwald lichte und den Uebeln und Gefahren der Uebervölkerung auf erwünschte Weise abhelfe. Mit schneidendem Spott verfolgt er die Klagen der Reichen. „Es

ist zu wetten, daß von zwei Personen, von denen sich der eine blos halb satt essen kann, der andre aber die Hälfte auf dem Teller liegen lassen muß, der zweite den ersten noch beneiden wird, denn jenem fehlt zur Ergänzung des Fehlenden blos eine halbe Portion, diesem ein halber Magen. — Dabei ist merkwürdig, zugleich die Klagen eines überlaufenden Topfs zu hören, daß er die Suppe nicht fassen kann, und eines daneben stehenden leeren Topfs, daß er sich mit dem Thau des Himmels begnügen müsse, während ja blos der eine seinen Ueberschuß in den andern überfließen zu lassen brauchte; es ist merkwürdig, sogar Niemanden lauter über das Elend der Armen klagen zu hören, als eben die Reichen, die ihnen helfen könnten; denn nicht der Arme, sondern der Reiche ißt jezt sein Brod mit Thränen, der erste hat blos Thränen ohne Brod. — Der Holzapfelbaum und Schleebaum schließen: daß wir mit schlechten Holzäpfeln und Schleen vorlieb nehmen müssen, rührt blos daher, daß die vornehmen Bäume uns alle guten Aepfel und Pflaumen wegtragen; und sie dienen daher willig gern jedem zu Prügeln, der diesen stolzen Bäumen ihre Früchte abzuschlagen Lust hat. — Weniger die Uebervölkerung des einen Orts, als die Nichtbevölkerung des andern, blos die Indolenz der Menschen oder ihrer Führer, daß sie, wie Raupen an einem abgefressenen Aste, noch klumpenweise an einem erschöpften Gewerbszweige hängen bleiben, während der Baum wohl noch viel andere grüne Zweige hat, wohin sie sich vertheilen könnten, ist Schuld an ihrem Hunger. — Unstreitig hat der Schöpfer Korn und Kartoffeln wachsen lassen, um gegessen zu werden, und nicht darauf gerechnet, daß man diese Produkte vertrinken würde. Ist es aber Wunder, daß, wenn man die Nahrungsmittel zu Wasser macht, man auch nur Wasser übrig behält, sich zu nähren. Es ist gewiß, daß, wenn alle Feldfrüchte, die jezt, zu Branntewein verbraucht, den Weg nach dem Kopfe nehmen, um sich dort in revolutionäre und zornige Ideen von Freiheit und Gleichheit gegen Nachbar und Staat zu verwandeln, vielmehr als Brod, Klöße und Brei den Weg nach unten einschlügen, nicht nur genug hiervon da seyn würde, um wohlfeil verkauft zu werden, sondern auch Geld übrig bleiben würde, es zu kaufen, Vernunft genug, das Geld zu verdienen, und Dünger, die Produkte selbst wieder zu erzeugen: und der Grund ist sehr unstristig, den man anführt, daß der Branntewein zur Stärkung der Arbeit diene, denn das römische Coliseum wurde zur Zeit gebaut, da man noch keinen Schnaps kannte, und fiel ein, da man zur Genüge davon hatte. Blos die Verwandlung hat er hervorgebracht, daß, während sonst die Leute tranken, um zu arbeiten, sie jezt höchstens arbeiten, um zu trinken."

Da nun, fährt der Verfasser fort, die Menschen einmal auf keine vernünftige Weise den Uebeln der Uebervölkerung vorbeugen wollen, so ist es wenigstens gut, daß unvernünftige und gewaltsame Mittel dazu vorhanden sind, zunächst der Krieg, und da derselbe faul ist, die recht unverhofft uns zu Hülfe gesandte Cholera. Nun ist freilich diese Cholera eine sehr zweideutige Bundesgenossin der über die Uebervölkerung klagenden Reichen. „Es gieng schon einmal die Rede und ward mit großem Frohlocken in allen Zeitungen verkündet, die Cholera sey eine Aristokratin geworden und speise blos gemeinen und schlechten Pöbel. Man fing demgemäß auch in den gebildeten Cirkeln an, die Cholera viel milder zu beurtheilen; sie gewann augenscheinlich an Liebenswürdigkeit, und aller Abscheu wandte sich gegen das Volk, welches das Versäumniß der Cholera an denen, die sie vergessen hatte, glaubte nachholen zu müssen; man designirte schon die Straßen, wo man ihren Einzug wünschte und fing an anzuerkennen, daß die Cholera viel Elend von der Erde wegräumen könne. Allein, seitdem die Cholera, der an der Freundschaft und Achtung der Großen nicht viel zu liegen schien, neben den Fliegen auch die Spinnen wieder wegzufegen angefangen und sich an einigen Grafen und Fürsten vergriffen hat, ist der Bruch vollständig und unheilbar geworden; ja die Großen, im Gefühle des unersetzlichen Verlustes, den jeder an sich selbst erleidet, äußern wo möglich noch mehr Widerwillen gegen diese Krankheit, als die Gemeinen, die stillschweigend zugestehen, daß, weil sie nichts zu verlieren haben, nichts an ihnen verloren sey."

Daraus erklärt sich denn die Wuth und der große Krieg gegen die Cholera, deren wohlthätiges Wirken man nicht anerkennen will, weil sie keinen Unterschied macht. Allein die Armee der Aerzte mit der ganzen Artillerie der Apotheken ist schmählich von der kecken Amazone in die Flucht geschlagen worden. Mises citirt im Anhange 59 verschiedene Meinungen über die Cholera, und sagt: „man wird aus dieser Zusammenstellung ersehn, daß die Frage über die Kontagiosität oder Nichtkontagiosität, den miasmatischen, epidemischen oder tellurischen Ursprung der Krankheit in der That schon jezt mit genügender Vollständigkeit erörtert ist, indem es keine denkbare Kombination der Vorstellungen gibt, die nicht darüber schon gangbar und keinen denkbaren Beweis, der nicht schon für und wider vorgebracht wäre. Es hält nämlich der eine die Krankheit für schlechthin kontagiös, der andere für schlechthin nicht kontagiös, der dritte für bedingt kontagiös, der vierte für manchmal kontagiös, der fünfte für sekundär kontagiös, der sechste für sowohl kontagiös als nicht kontagiös, der siebente für nicht so kontagiös, als man glaubt, der achte hält es für thöricht, nach der Kon-

tagiosität oder Nichtkontagiosität zu fragen, der neunte erklärt den für unvernünftig, der an die Kontagiosität nicht glaubt und der zehnte den für einen Narren, der daran glaubt. Wieder der eine hält die Krankheit für miasmatisch, der andere für epidemisch, der dritte für tellurisch, der vierte für kosmisch, der fünfte für kontagiös und miasmatisch, der sechste für miasmatisch und tellurisch, der siebente für tellurisch und kosmisch, der achte für kontagiös, miasmatisch, tellurisch, endemisch, epidemisch und kosmisch zugleich, der neunte hat eine so tiefsinnige, sein ganzes Wissen erschöpfende, Ansicht von ihrer Enstehungsweise, daß sie sich mit einfachen klaren Worten gar nicht aussprechen läßt; und hiebei sind noch dazu alle die Ansichten von der elektrischen, galvanischen, magnetischen, elektromagnetischen, siderischen, infusoriellen Fortpflanzung, ihrem Zuge mit oder gegen den Wind, mit Nordlicht, Erdbeben, großen Eismassen, längs der Flüsse u. s. w., die sich in verschiedenen Werken zerstreut finden, übergangen. — Auch Theorien über den Sitz und die nächste Ursache der Krankheit sind schon in erfreulicher Mannichfaltigkeit und Abwechselung vorhanden. Man hat sie ins Nervensystem, ins Blutsystem, ins Hautsystem, ins Darmsystem verlegt und im Nervensysteme wieder in den nervus vagus, die Rückenmarksnerven, den nervus sympathicus, die Ganglien des Unterleibes; der eine hält sie für ein Wechselfieber, der andere für ein Frieselfieber, der dritte für Typhus, der vierte für Epilepsie, der fünfte für Asphyxie, der sechste für Kolik, der siebente für Ruhr, der achte für Katarrh, der neunte für Exanthem, der zehnte für eine Laus, der eilfte für ein Gift, der zwölfte für eine Sünde, der dreizehnte für Kohle. Nach dem einen beruht ihr Wesen auf Entzündung, nach dem andern durchaus nicht auf Entzündung, nach dem einen ist herabgestimmte, nach dem andern erhöhte Thätigkeit der Unterleibs-Nerven und Eingeweide; nach dem einen Krampf, nach dem andern Lähmung, nach dem dritten Polarisation der Nerven die nächste Ursache der Krankheit."

Noch ärger als über diese Theorien spottet der Verfasser über die vorgeschlagenen Mittel gegen die Cholera. Der Unsinn ist in dieser Hinsicht so weit gegangen, daß eine mediz. chirurg. Zeitschrift sogar gerathen hat, Kanonen gegen die Cholera zu gebrauchen. Wahrscheinlich hat sie dabei an die politische Cholera gedacht. Mises sagt, die Cholera selbst sey eigentlich keine Krankheit, sondern eine Kur. „Die Menschheit hat sich den Magen verdorben, und Mittel gegen die Cholera anwenden, die nun auch nicht blos die einzelnen Menschen, sondern die ganze Menschheit purgirt, heißt eigentlich Mittel gegen das Mittel anwenden. Wenn man zählen wollte, wie viele von den Menschen, die in ein Paar Stunden durch die Cholera erlöst worden sind, langsam und elend durch Leberverstopfung, Magenkrebs, Wassersucht, Gelbsucht und wie diese Genien, die einen vollen Magen umschwärmen, alle heißen mögen, zu Tode gequält werden würden, so würde man sie, anstatt sie als Wüthrich zu bezeichnen, wahrscheinlich eben so loben, wie ein mitleidiges Kind, das einen halbzertretenen Wurm noch vollends todt tritt. Ja, wenn die Cholera eine Strafe ist, ist nicht die Sünde dazu reichlich vorhergegangen? Viele wollen freilich hiervon nicht gern etwas wissen, weil sie dann die Sünde lassen müßten, und um abzulenken, setzen sie das Entstehen und Fortschreiten der Cholera lieber mit der Wärme der Seen, der Erscheinung der Nordlichter und der Drehung der Erde von Morgen nach Abend in Verbindung. Nun erkenne ich zwar das Großartige der Idee, hierin Symptome einer Cholera der Erde, die sich dem Menschen als Organ derselben nur mittheilt, zu sehen, ehrfurchtsvoll an, und würde sogar rathen, statt der symptomatischen Kur der Menschen, lieber allen Kampher, alles Kajeputöl und Opium, was man hat, in das Meer zu schütten, und an Nordpol und Südpol wollene Strümpfe zu ziehen, um die Erkältung der Erde zu verhüten; aber doch glaube ich, hat es eben so viel für sich, die Cholera mit der andern Naturerscheinung in Verbindung zu setzen, daß unverdaute Sachen Uebelkeit erwecken, oder um dieser Erklärung einen wissenschaftlichern Ausdruck zu geben, die Cholera von gewissen elektrisch-magnetischen Wirkungen, welche eine galvanische Kette von Fleisch, Fett und Branntewein im Magen zu erzeugen vermag, abzuleiten. Es kann auch vielleicht wahr seyn, was so viele sagen, daß die Cholera aus Indiens Sümpfen gekommen sey, aber, wenn sie nicht in jedes Magen einen neuen Sumpf fände, worin sie sich niederlassen könnte, so würden ihre Flügel sicher bald erlahmt seyn, und man sollte daher, um sie abzuhalten, nicht die Länder, sondern die Menschen sperren und Pflaster statt auf den Magen, vielmehr auf den Mund legen, der zwar Feuer und Flamme gegen die Cholera speit, aber doch im Grunde das einzige Thor ist, wodurch sie in den Menschen einzieht, nicht, wie man gemeint hat, als unsichtbares Luftinfusorium, sondern frei reitend auf Kalb, Rind, Schwein und Schöps."

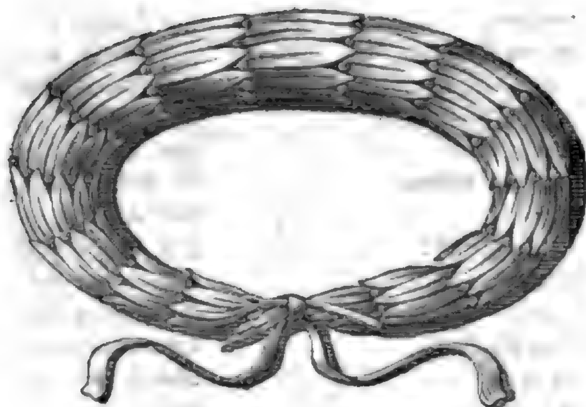
„Es ist im Grunde unbegreiflich, wie sich der Magen so lange so viel hat gefallen lassen, ohne von seinem Rechte, wegzubrechen, was ihm zu viel dünkt, Gebrauch zu machen; nun ers einmal im Großen thut, und, wie ein sich endlich empörendes Volk freilich auch die Gränzen darin überschreitet, weiß man sich vor Erstaunen nicht zu finden, da man doch vielmehr über seine frühere Geduld erstaunen sollte. Das Volk der Mägen hat in der That jezt nicht mehr gethan, als alle andern Völker; es will liberaler behandelt seyn, und kann man es läug-

nen, daß es wenigstens Einiges in dieser Hinsicht erreicht hat? Schon hat man ihm Obst und Branntewein als die größten Verbrecher Preis gegeben. Es wäre vielleicht sogar jezt der günstige Zeitpunkt für den Magen, noch mehr Opfer, ja eine geregelte Konstitution überhaupt, zu verlangen, denn was verspräche der Mensch nicht in der Todesangst?" Aber auch hier juste milieu! „Wenn die Menschen sich Obst und Branntewein versagen, so glauben sie diese Entsagung durch desto größere Freiheit in andern Artikeln belohnen zu müssen und jedem Register verbotener Speisen ist daher auch immer ein Register empfohlener Speisen beigefügt; denn man kann sich nicht überreden, daß die Cholera gar nichts sollte von guten Gerichten wissen wollen, blos für wählisch hält man sie. Ja, um nichts einzubüßen, hilft man sich so, daß man zwar den Schnaps im Allgemeinen verbietet, aber doch einen Choleraschnaps erlaubt, um zwar der Cholera ihren Willen zu lassen, aber seinen auch zu haben."

Einer der reelsten Vortheile der Cholera ist der, daß sie die ganze löbliche Zunft Aeskulaps, so wie Apotheker und Droguisten bereichert, und zwar den Schatz nicht finden läßt, aber doch den Weinberg fruchtbar macht. „Alles, was beißt, frißt oder reizt, wird jezt vom Droguisten gegen die Cholera losgelassen; das edle Wild geht zwar stolz mitten hindurch; aber von den Hasen, die sich vor ihr fürchten, kann sich denn doch der Droguist einen schönen Winterpelz anschaffen, und versteht er sich mit einem Arzte, daß dieser aus den verlegenen Wurzeln und Samen, die ihm als Ladenhüter zurückgeblieben sind, irgend ein Recept zusammensezt und dies als untrügliches Mittel gegen die Cholera, wobei keiner, der es bis jezt genommen hat, gestorben ist (um der Wahrheit treu zu bleiben, braucht er es Niemanden vorher zu geben) empfiehlt, so wird bald nicht mehr die Waare, sondern der Droguist um die Waare verlegen seyn und er wird anerkennen, daß die Cholera der längst gesuchte Stein der Weisen ist, deren Namen schon hinreicht, alles, womit er in Berührung kommt, in Gold zu verkehren. — Zwischen den vielen Mitteln, die der Mensch im Hause hat, ist er schlimmer dran, als das bekannte Pferd zwischen seinen zwei vollen Krippen, und wie man bei der Wahl zwischen vielen Kandidaten zulezt gewöhnlich den schlechtsten wählt, um keinen der guten gegen den andern hintanzusetzen, wahrscheinlich auch nach dem unzweckmäßigsten greifen, nachdem noch dazu die Zeit selbst für das beste vorbei ist, denn leider alles zugleich kann der Kranke unmöglich anwenden. Er hat vielleicht noch sein Pechpflaster auf dem Magen und soll doch zugleich Umschläge, Einreibungen, Senfteige, Blasenpflaster, Mehlsäcke, Kräuterkissen, Salzwasserkompressen, Blutigel, Schröpfköpfe, Moxen, heiße Asche, Bürsten, abzubrennenden Weingeist, Tropfbad, cauterium actuale und potentiale, warme Steine, Wärmflaschen und über alles unendliche Betten auf dieselbe Gegend appliciren, und Einreibungen und Umschläge von wie viel Mitteln, denn da ist das des Wrißnicker Juden, bei dem von 200 Menschen blos zwei, das des Jassyschen Wirths, bei dem Niemand gestorben ist, Kampherspiritus und Terpentinöl, von welchen Hahnemann und Dr. Dürr versprochen haben, daß Niemand sterben würde, und noch unzählige andere unfehlbare Mittel, welche zusammengenommen die Cholera 999mal vertreiben würden; aber wie viele Magengegenden müßte der Mensch haben, um alles das anzubringen und wie will man es anbringen, da der Mensch noch überdies zugleich im Bade sitzen muß. Eben so viel Verlegenheit bringt es mit sich, wenn man an die Mittel denkt, die der Kranke alle in den Magen bringen soll; wiewohl man hier leichter abwechseln kann, wenn der Magen nur erst eins nach dem andern auszuwerfen anfängt. Ja nicht genug, auch beim Athmen läßt man ihm die Wahl, ob er kohlensaures Gas, Stickstofforydulgas, Sauerstoffgas, Chlorgas, Kampherdunst oder Essigsäure einathmen will. Mit allen diesen oder den Materialien dazu hat sich ein Mensch, dem sein Leben lieb ist, jezt im Voraus zu versorgen, damit es hernach nicht fehle. — Man muß allerdings gestehn, daß der Vortheil, das Opium und Kalomel, weil sie ihre Pflichten nicht ordentlich erfüllten, vom Throne gestoßen zu haben, deshalb minder groß ist, weil an ihrer Statt nun eine wahre Pöbelherrschaft andrer Mittel eingetreten ist, und dies mag auch Grund seyn, daß manche medizinische Aristokraten, oder wie man sie heißt, rationelle Aerzte, immer noch an jenen königlichen Mitteln hängen oder dazu zurückkehren. Der Kampher hat sich wie ein zweiter Mirabeau erhoben und die Revolution angeschürt; aber nicht lange, so ist es so weit gekommen, daß nun jedes regieren will. Die ganze Materia medica ist lebendig geworden wie ein Froschteich, worin alles quackt, ich helfe, ich helfe, und es gibt Bramarbase von Mitteln, die den Feind nie gesehen haben und schwören, wenn er ihnen zu nahe käme, ihn gleich in Grund und Boden hauen zu wollen, und die er freilich, wenn er nun wirklich kommt, höchstens mit einem verächtlichen Lächeln abfertigt. Ja nicht genug, daß die alten Mittel alle wie Mücken um den ostindischen Elephanten herumtanzen ohne nur durch seine Haut stechen zu können, so hat er auch noch eine Menge des Ungeziefers aus Indien mitgeschleppt und zieht Schwärme von fremden noch alle Tage herbei; und Gott gebe nur, daß wir nicht das alles auf dem Halse behalten, wenn die Cholera selbst vorbei ist."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 26. — 9. März 1832.

Schau- und Trauerspiele.

1) Theater der Hindus. Aus der englischen Uebertragung des Sanscrit-Originals, von H. H. Wilson, metrisch übersezt. Zweiter und lezter Theil. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir, 1831.

Vom ersten Theil dieses höchst ausgezeichneten Werks haben wir schon in Nr. 68—70 des Literaturblatts von 1830 Rechenschaft abgelegt. Der zweite enthält wieder zwei größere indische Schauspiele und die Titel und Inhaltsanzeigen von einer Menge andern. Mit Bedauern sehn wir auf diese Weise das Werk geschlossen. Mag es auch seyn, daß zu häufige Wiederholung am Ende den Genuß verdirbt, und daß sich im indischen Theater auch viel Mittelmäßiges findet, das der Uebersetzung nicht werth ist; so dürfte doch in den Stücken, welche Wilson nur flüchtig erwähnt, im Einzelnen noch manches poetische Goldkorn verborgen seyn, wie denn die orientalische Poesie überhaupt das Eigne hat, daß sie auch da, wo sie kein großes Ganze hervorbringt, doch immer im Einzelnen reich an zierlichen Gedanken und Bildern ist.

Das erste Stück heißt: Malati und Mâdhava oder die heimliche Heirath, ein Drama in zehn Akten von Bhawabhuti. Der Held des Stückes, Mâdhava, gibt folgende liebliche Beschreibung seines ersten Zusammentreffens mit der schönen Malati:

Von Avalokita geleitet, ging ich
Zu Kamadevas Tempel, wo ich blieb,
Bis ich ermüdet an der Quelle ruhte,
Die eines hohen Baumes Wurzel tränkt,
Mit dessen Blüthen lose Bienen kosen,
Um ihren süßen Duft hervorzulocken.
Von ihrem Summen eingelullt, verlockt
Vom kühlen Schatten, legt' ich still mich nieder,
In voller Muße sammelt' ich ringsum
Die abgefallnen Blüthen, emsig sie
Zu einem blumenreichen Kranze windend.
Als ich mich so beschäftigte, erschien
Mir eine schöne Jungfrau, — stattlich war
Ihr Wuchs und dennoch lieblich wie das Banner,
Das Liebe siegreich über eine Welt,
Die vor ihr niederkniet, flattern läßt.
Es kündet' ihr Gefolge Fürstenrang
Und ihr Gewand war mit der Jugend Schmuck
Geziert; es war die herrliche Gestalt
Der Schönheit Altar, oder sie bewegte sich,
Die Hüterin von diesem Altar, ihr
Das Lieblichste, das Beste zu verleih'n
Von allen Gaben der Natur; ihr Schöpfer
War der allmächt'ge selbst, der Gott der Liebe.

Herbeigeführt von den Begleiterinnen,
Die Blüthen sich, die duftenden, zu sammeln,
Die reich von meinem Baume niederhingen,
Naht sie sich mir.
Als die Begleiterinnen mich gewahrten,
Sah'n sie bedeutungsvoll mich an und lachten,
Und flüsterten einander zu, als ob
Sie wohl mich kannten. Alle: Ja er ist's!
Das Klingen ihrer reichen Gürtel schwieg,
Das Silberecho ihrer Füßchen auch,
So wie der Ton von ihrer Arme Spangen,
Indeß die Lotospalmen scherzend Takt
Zu ihrem Frohsinn schlugen, blieben sie
Im Schweigen steh'n, mit ausgestreckten Fingern,
Gleichsam als sagten sie: „Das Schicksal ist
Uns günstig, edle Herrin, sieh ihn dort."
Wohl fühlt' ich ihren Einfluß, diese Blicke,
Strahlend von holder Schüchternheit und feucht
Von süßer Hingebung, entwandten mir
Mein Herz, ja rissen es bei seinen Wurzeln,
So daß noch jede tröpfelnd blutete,
Mir aus der Brust. — Nicht glaubend an mein Glück,
Sucht ihre Neigung wohl ich zu bemerken,
Allein die meine nicht zu offenbaren,
Obgleich ein jedes Glied an mir erzittert
Im holden Mitgefühl. — So nahm ich denn
Die Arbeit wieder auf, und flocht den Kranz
Emsig, dem Scheine nach, bis sie verschwand.

So wird das holde Paar, wie Romeo und Julie, in Liebe entzündet, aber sie dürfen sich nur heimlich sehn, und Malatis Vater, ein intriganter Minister, ist so grausam, sie dem Nandana, einem Günstling des Königs, zur Gattin anzutragen. Nachdem sie sich in Klagen erschöpft, ersinnen sie endlich eine List, und ein junger Freund Madhavas verkleidet sich als Malati und läßt sich an ihrer Stelle unbemerkt mit Nandana trauen. Die Sache wird entdeckt. Der König läßt die beiden Jünglinge vor sich fordern und verzeiht ihnen. Während aber Malati ängstlich auf die Wiederkehr des Geliebten harrt, wird sie von einer bösen Priesterin entführt, die sie als Opfer schlachten will. Schon in einer frühern Scene tritt diese Priesterin in einer Höhle auf, und redet also zu den Bewohnern derselben:

Dämonen ihr des Bösen, und ihr Geister,
Die körperfrei ihr diesen Ort besucht,
Ich bring' euch Fleisch; ich bring' euch Mannesfleisch,
Das nie des Stahles Schärfe hat berührt,
Und werth ist's, daß ihr nehmt!
Wie füllt der Lärm
Der schwatzenden Gespenster, schrillernd hell,
Doch unverständlich, diesen grausen Ort!
Am Himmel schweben seltsame Gestalten
Wie Füchse, aus des magern Körpers Haaren,
Den rothgefärbten, schießt ein heller Schein,
Aus ihrem Munde auch, der lang sich zieht
Von Ohr zu Ohr, besetzt mit scharfen Zähnen;
So strömet auch aus ihren Augen, Bärten,
Aus ihren Brauen, hell der gelbe Schein;
Jetzt seh' ich ganz das Geisterheer; es schreitet
Auf Beinen jeglicher, wie Palmen groß,
Ein hageres Gerippe, sein Gebein
Durch feste spröde Sehnen angeheftet
Und in verschrumpfte schwarze Haut gehüllt,
Wie Bäume, die der schnelle Blitz versengt,
Bewegen sie sich fort; wie um die Stämme,
Die abgerissenen, zersplitterten,
Die Schlange ringelt, so in Jedes Mund
Die lange Zunge, die vom Blute tröpfelt.
Sie merken meine Ankunft und der Bissen,
Der halb zerkaute, fällt dem Wolfe zu,
Den sie entflieh'n. —

Unter diese Vampyre will nun die Priesterin auch Malati schleppen, die indeß von einer wohlwollenden Zauberin befreit wird. Madhava, der noch nichts von ihrer Rettung weiß, sucht sie lange vergeblich auf und irrt klagend in den Wäldern umher. Sein Freund sucht ihn zu trösten:

Wie schön ist doch in Wahrheit dieser Berg!
Die Spitzen dunkeln schwere Regenwolken,
Und drob erfreut durchschreit der Pfau die Haine.
Die schweren Felsen tragen dichte Lauben,
Zahllose Nester schimmern durch das Dunkel.
Der jungen Bärin unbetonter Schrei,
Dringt durch die Höhlen; kühl und scharf und süß
Erfüllt die Luft der Pflanzen Wohlgeruch,
Die mit dem Rüssel trennt der Elephant.
Hemm' einen Augenblick nur deine Thränen!
Betrachte dieses Sees holde Schönheit,
Wo auf dem schlanken Stiel der Lotos zittert,
Gestreift vom Schwane, der vorüberschwimmt,
Und seine Leidenschaft besingt.
Genieße nur den süßen Wohlgeruch,
Den auf dem See die Bayas rings verbreiten,
Und der Jasmin, der sich ums Ufer drängt.
Bemerke, wie die Berge freundlich lächeln
Mit blühenden Kutajas rings besetzt,
Bis an die hohen Gipfel, wo die Wolken
Sich dunkel breiten und den Pfau entzücken.

Madhava.

Wohl bieten schöne Aussicht uns die Wälder,
Allein was soll das mir; kann ich doch gar nicht
An etwas Andres denken! Jetzo nähern

Die Tage sich, wo lange Wolkenreihen
Der Tropfen Fülle zu der Erde senken,
Im Winde zitternd, der aus Osten weht,
Und angefüllt ist mit den reichen Düften
Des Sal's und des Arjuna; diese Tage,
In denen Feuchtigkeit und Hitze wechselt,
So glücklich durch den holden Wohlgeruch,
Der aus der Erde reichem Segen steigt.
Ach! Malati! wie soll ich wohl ertragen,
Den jungen Tamala zu sehn, gebeugt
Vom feuchten Regen, dessen Tropfen zittern
Im kühlen Hauch! Wie soll ich wohl ertragen,
Den Jubelruf zu hören rings umher,
Mit dem die Pfauen froh den Regenbogen,
Der ihrer Liebe günstig ist, begrüßen!
Wo find ich wohl den Boden meiner Liebe
In diesem Dickicht? Jene Winde dort
Rund um des Berges Braue! Jene Wolke
Schwarz wie der hohe Tamala! Sie senkt sich
Und sendet ihre Tropfen in den Fluß,
Der die mit Frucht beladnen Jambon Lauben
Bespült. Der Blitz umsäumet liebend dich.
Dein Kommen künden dürst'ge Tschatakas,
Der Ostwind fächelt Dich mit kühlem Hauch
Und Indra's Bogen strahlet deinen Lauf.
Horch! sie antwortet mir mit tiefem Ton
Und mit des Pfau's entzücktem Ruf vermischt,
Tönt aus den Grotten rings der Schall zurück
Sie heißt mich reden: Majestätische Wolke,
Wenn du zufällig durch die Lüfte ziehend,
Auf deiner hohen Bahn siehst die Geliebte,
So lindere die Qualen ihrer Seele,
Erzähle von Madhava's Kummer ihr,
Allein zerreiße nicht den schwachen Faden
Der Hoffnung, der ihr Leben noch erhält!
Sie eilet weiter Ich will auch von hier.

Makaranda.

Des edlen Freundes Seele wird umwölkt,
Weh mir! von Wahnsinn. Fromme Herrin, leihe
Ihm deine Hülfe, habe Acht auf ihn!

Madhava.

In diesen Knospen seh' ich ihre Schönheit,
Es zeigt mir die Gazelle ihre Augen.
Und ihre Haltung stahl der Elephant;
Die Winde rühmt sich ihrer Lieblichkeit!...
Sie ward erschlagen! Alle ihre Reize
Sind in der Wildniß rund umher verstreut!
O meine vielgeliebte Malati!
Euch ruf ich, die ihr auf den hohen Felsen
Und in den dicht belaubten Wäldern wohnt,
Nur einen Augenblick gebt mir Gehör!
Sagt mir, ob ihr in dieser Wildniß saht
Ein wunderschönes Mädchen, ob ihr wißt,
Wo sie verweilt? Ich will sie euch beschreiben.
Die Liebe wüthet wild in ihrer Brust;
Allein ihr Aeußeres verherrlicht sie.
Weh mir: der Pfau, der hingerissen tanzt,
Vernichtet meinen Gram durch sein Geschrei,
Mit wilden Augen fliegt der Chacora
Dem Weibchen nach... Der Affe streicht im Scherz
Mit Blumenstaub sich seine Wangen an.
An wen soll ich mich wenden? Wer erhört mich?
Dort an des Rohins hohlen Stamm sich lehnend,
Stützt auf sein Weibchen sich der Elephant;
Und mit den scharfen Spitzen seiner Zähne
Putzt er die Augenwinkel sich. Er fächelt
Ihr Kühlung zu mit seinen breiten Ohren,
Und wirft ihr duft'ge Zweige in den Mund.
Gesegnet ist der Herr der Waldesheere!
Doch jenes tiefbetrübte Thier beweint
Sein Weibchen, das ihm fehlt. Er achtet nicht
Des Echos von der Wolken dumpfem Rollen.
Er sammelt sich kein Futter bei dem See,
Und mit gebeugtem Haupt, auf dem die Biene
Stillschweigend sitzt, da ihm der Stirnsaft fehlt,
Streift er umher. Genug von dieser Trauer!
Der hier ist in der That der stolze Herr
Der hohen Heerde. Freundlich ruft sein Brüllen
Sein willig Weibchen. Von der breiten Wange
Verbreitet rings die zähe Feuchtigkeit
So kühlen Wohlgeruch, wie der Cadamba.
Da wild er in den See sich stürzt, zerreißt er
Das Lotoslaub, den Stamm, die Fasern, Wurzeln,
Verscheucht aus ihren Nestern Reiher, Kranich,
Und auf das Brüllen seines wilden Liebchens
Peitscht mit den Ohren er zu Schaum das Wasser.
Ich will ihm nahn. Du Herrscher in der Wildniß,
Der jugendlichen Kühnheit ziemt nicht minder,
Als deiner warmen Liebe für dein Weibchen,
Gerechtes Lob; du spülst dir mit dem Wasser,
Das von den Blumen rings am See duftet,
Die süßen Bissen ab der Lotosstängel,
Womit vor Kurzem du sie fütterteſt.
Dann giessest du die Silberwellen scherzend
Auf ihre Braue. Warum schwingst du nicht
Den Lotos über ihr, als Sonnenschirm?

Nun endet aber sein Leiden, denn die gütige Zauberin wirft ihm den Kranz Malatis zu, woran er erkennt, daß sie in der Nähe ist. Endlich erscheint sie selbst, so wie der alte Minister, der seinen Segen gibt und alles endet in Lust und Freuden. Wie unnachahmlich zart in diesem Gedicht die Liebe behandelt ist, erhellt aus den angeführten Proben, und so dürfen wir auch Malati und Madhava zu dem Schönsten rechnen, was die indische Poesie über-

haupt hervorgebracht hat. Die Nebenpersonen und untergeordneten Scenen übergehn wir hier, obgleich auch sie reich an Charakteristik und schönen Gedanken sind.

Das zweite Drama heißt Retnavali oder das Halsband, und rührt aus einer spätern, schon mehr verdorbenen Zeit her. Zwar herrscht hier noch dieselbe innige Zärtlichkeit, wie in dem frühern Drama, allein sie bedient sich bereits gesuchter und übertriebner Ausdrücke. So spricht der König zu seiner geliebten Königin: „Bei dieser Beschäftigung, meine Liebe, gleichst du einer angenehmen Schlingpflanze, die sich um einen Korallenbaum schmiegt: deine Kleider von Orangenfarbe, deine Gestalt frisch vom Bade; wenn deine Hand auf dem Asokastamme ruht, scheint sie neues und schöneres Laub hervortreiben zu wollen, die körperlose Gottheit wird heute sein kummerloses Wesen beklagen, und nach einem Körper seufzen, daß er die Berührung der sanften Hand genießen könnte. Komm, Liebe! Du machst, daß die Nacht sich schämt — die Schönheit des Mondes wird verdunkelt durch die Anmuth deiner Gestalt, der Lotus sinkt gedemüthigt in Schatten — die süßen Gesänge der dienenden Frauen machen das Summen der Bienen ungehört, und ärgerlich eilen sie, ihre Schmach in Blüthen zu bergen." Als sich der König nachher in ein andres Mädchen verliebt, ist er gleichsam verlegen, noch größere Hyperbeln aufzufinden, um diese neue Schönheit noch mehr zu loben. Daher sagt er: „Brahmas vierfacher Mund muß einstimmig bravo! bravo! gerufen haben, als der Gott diese Augen sah, die schöner sind, als die Blätter seines eignen Lotos, und seine Köpfe müssen sich vor Erstaunen bewegt haben, als er so erstaunliche Reize sich entfalten sah." Weit besser indeß als dieser Wortbombast ist die Handlung des Stücks. Retnavali ist der indische Figaro. Gerade so wie in Beaumachais liebenswürdiger Komedie tauscht auch hier die eifersüchtige Königin mit der neuen Geliebten die Rolle, um den leichtsinnigen Gemahl hinters Licht zu führen. Sie geht aber in ihrer Leidenschaft etwas weiter, läßt die Nebenbuhlerin in Fesseln legen und will sie verbrennen lassen. Sie wird aber gerettet und an einem Halsband als die verlorene Tochter eines mächtigen Königs erkannt.

Es versteht sich von selbst, daß alle diese Dramen, auch abgesehn von ihrem poetischen Werth, für die Kenntniß der indischen Religion, Sitten und Geschichte von hohem Interesse sind. Das Leben des Volkes spiegelt sich darin eben so klar, wie sein Geist und seine Vorstellungsweise. Zwar fehlt es nicht an Zügen darin, die uns abstoßen, Folgen von Vorurtheilen und üblen Gewohnheiten; daneben macht sich aber Menschlichkeit und Natur immer auf überraschende Weise geltend. Der als nothwendig, ja heilig anerkannte Despotismus, die Vielweiberei, manches Greuliche des Götzendienstes und Priesterunfugs beleidigt unser Gefühl, aber die lieblichen idyllischen Naturschilderungen, der ungeschminkte Ausdruck edler und zärtlicher Seelen, die keusche Zurückhaltung und Scham der Liebenden, die sich opfernde Freundschaft, die Treue bis in den Tod, der Muth und die Klugheit in Gefahren, wovon diese indischen Schauspiele so zahlreiche Beispiele geben, müssen ihnen unsre ganze Neigung und Bewunderung wieder gewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cholera-Literatur.

Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhang, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz ꝛc. dieser Krankheit. Von Dr. Mises. Leipzig, Voß, 1832.

(Beschluß.)

Nun droht zwar dieses Reich der medizinischen Herrlichkeit und Freude zusammenzustürzen durch die Opposition Hahnemann; allein Mises sucht zu beweisen, daß auch er von der Cholera aus dem Felde geschlagen sey und daher nicht hoffen dürfe, das allopathische Regime zu überwältigen. „Sonst, wenn ein Arzt einen Kranken balbirte, verlangte er allemal vom Apotheker so viel Seife dazu, um gleich den ganzen Körper im Schaum baden zu können, und im Ueberschuß wuschen sich dann Apotheker und Doktor wechselseitig die Hände und vergaßen höchstens, den Bart selbst, um dessentwillen sie eigentlich gekommen waren, einzuseifen." Jetzt braucht Hahnemann gar keinen Apotheker dazu, sondern das kleinste Stückchen Seife reicht ihm auf Jahrhunderte aus, da ein Trilliontheil hinreicht, ein ganzes Dorf zu barbiren. Aber das Publikum juble nicht, denn was es nun nicht mehr dem Apotheker zu zahlen braucht, muß es Hahnemann zahlen, der auch in Preisbestimmungen großartig ist. Also gezahlt muß immer werden, und das schlimmste ist, daß wahrscheinlich bald doppelt wird gezahlt werden müssen, da Allopathie und Homöopathie im Sinne haben, künftig in Kompagnie zu handeln. „Wenn man sieht, daß ein Kater Mäuse fängt, und ein Hund Hasen, so bindet man sie doch, weil sie sich freilich sonst nicht vertragen, mit den Schwänzen zusammen, um nach Belieben gleich den einen oder den andern los lassen zu können. Beide Wissenschaften sind einmal nicht, wie die zwei verträglichen Köpfe des Janus, an einem Rumpfe gewachsen, also mache man es wie jener kluge Chirurgus, der seine beiden Kinder durch eine künstliche Exulceration mit den Rücken an einander heftete und dadurch viel Geld verdiente; freilich kann sich keins mehr recht bewegen, allein wenn sie nur recht viel einbringen, so kommt ja nichts darauf an, wie sie es einbringen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 27. — 12. März 1832.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

2) Morgenländische Dichtungen von A. Oehlenschläger. Erstes und zweites Bändchen. Leipzig, Brockhaus, 1831.

3) A. Oehlenschlägers Schriften. Zum erstenmale gesammelt als Ausgabe lezter Hand. Achtzehn Bändchen. Breslau, Max und Comp., 1829, 1830.

Oehlenschläger hat in seiner spätern Zeit ein Talent entwickelt, das uns bedeutender und liebenswürdiger scheint, als das, was er früher kultivirt. Seine Bearbeitung der Insel Felsenburg und die vorliegende einiger Mährchen der Tausend und Einen Nacht sind offenbar glücklicher als seine frühern Bearbeitungen der nordischen Sagen. Sein Aladdin oder die Wunderlampe legte jedoch früher schon den Grund zu diesen morgenländischen Dichtungen. Die romantische Fülle und Mannichfaltigkeit und das Liebliche sagt ihm besser zu, als das Schroffe und Schreckliche der Nordlandssagen. Jene südliche Zauberwelt beherrscht er mit Leichtigkeit und verschönert sie noch mit erfinderischer Phantasie; die nordischen Riesengestalten haben sich dagegen nirgends in die Zucht der engen Bühne und in die gewählte Sprache Schillers fügen wollen. Wir stehn nicht an, zu behaupten, daß er weit besser gethan haben würde, die nordischen Sagen, z. B. die Eroberungen Harald Schönhaars und die Leiden Hakon Jarls, so wie die kühnen Thaten der Jomsvikinger und Palnatokes ꝛc. als Romane zu behandeln und bei seiner Kenntniß der Lokalitäten mit aller Farbengluth der malerischen Einbildungskraft auszuschmücken. Seine Inseln im Südmeer haben bewiesen, wie reich seine Einbildungskraft ist.

Wir wagen indeß nicht zu sagen, daß er auch die arabischen Mährchen hätte als Romane in Prosa behandeln sollen, denn die vorliegende dramatische Behandlung ist äußerst lieblich und anziehend, und der dramatische Scenenwechsel entspricht dem raschen Wechsel der Mährchen und ihrer Zaubereien. Auf eine bewunderungswürdige Weise hat der Dichter den freundlichen und kindlichen Ton der Mährchen festzuhalten gewußt, und in den Zuthaten eigner Erfindung strenges Maaß gehalten. So reizend alles ist, was Tieck in seinen Bearbeitungen altdeutscher Mährchen hinzugethan hat, so erlaubten doch die arabischen Mährchen keine so ausgedehnte Freiheit.

In der Fischerstochter sind viele Mährchen künstlich so verschlungen, daß die Figuren kaum bemerkt werden. Nur die Begebenheiten des Arztes Duban mit dem Sultan Mahmud stehn etwas episodisch gesondert.

Alles Uebrige aber ist durch den alten Fischer und seine Tochter ächt dramatisch zusammengehalten. Der Fischer wird von einem Sklavenhändler trunken gemacht, und in diesem Zustande durch die Vorspiegelung, daß seine Tochter Sultanin werden solle, bewogen, sie zu verkaufen. Als er wieder nüchtern geworden, geräth er in Verzweiflung und wirft das Geld ins Meer, eine Meerfey holt aber von Zeit zu Zeit ein Goldstück hervor und legt es dem kleinen Lolo, des Fischers jüngstem Sohn zu Füßen. Die Tochter, Amine, wird wirklich dem Sultan verkauft, der sich in sie verliebt, ihr aber, um sie zu prüfen, anfangs nur als Gärtner naht und erst, nachdem er als solcher ihre Liebe gewonnen hat, sich ihr entdeckt. Mittlerweile sinnt Florestane, eine böse Fee, welche den Sultan Agib, liebt, auf Mittel, das glückliche Paar zu entzweien, und durch einen Zaubertrank stößt sie Aminen den Glauben ein, der Sultan habe nur fälschlich die Gestalt des schönen Gärtners angenommen und den wahren Gärtner in einen häßlichen Mohren verwandelt. Sie verschwendet nun ihre ganze Zärtlichkeit an diesen widerlichen Mohren, und als der Sultan darüber zornig wird, verwandelt sie die untere Hälfte seines Körpers in Stein und die ganze Gegend in einen See. — Hier ist episodisch die Geschichte des Arztes Duban eingeschaltet, den des Sultans Vater köpfen läßt, der aber das Haupt wieder aufsezt rc. und tyrannischen Königen eine treffliche Lehre gibt. — Florestane hat erforscht, daß der junge Lolo ihr werde gefährlich werden, sie nimmt also die Gestalt der Meerfey an, und verlockt ihn, zu ihr ins Wasser zu kommen, wo sie ihn ertränkt. Er ist indeß nur scheintod und die Meerfey holt ihn wieder aus der Tiefe hervor und macht ihm ein Bett, wo er bis zu seinem Erwachen ruhen soll. — Hier läßt der Dichter ein Paar europäische Reisende auftreten, deren dumme Gelehrsamkeit mit der verständigen Naivetät der Fischer artig kontrastirt. — Mit seinem Netz zieht der Fischer einen Kasten aus dem Meer, öffnet ihn und befreit aus demselben einen Geist, der sich zu Riesengestalt ausdehnt, aber gutmüthig ist, den kleinen Lolo von den Todten aufweckt, und ihm verspricht, auch die verlorne Tochter wiederzufinden. Zu diesem Behuf läßt er ihn in dem See fischen, den Amine gezaubert hat, und dem benachbarten König Selim täglich vier Fische aus dem See in die Küche liefern. Da diese Fische sich als verzauberte Menschen zu erkennen geben, wird Selim aufmerksam, besucht den See, findet den versteinerten Agib in seinem Schlosse und die wahnsinnige Amine. Noch aber ist der Zauber nicht gelöst, und wird es erst, als der kleine Lolo auf Antrieb des Geistes die Fee Florestane, welche des Geistes Weib ist und ihn ehemals in den Kasten eingesperrt hatte, in denselben Kasten sperrt und ins Meer versenkt.

Bei der Behandlung dieses artigen Mährchens ist dem Dichter vorzüglich der Ton von Gutmüthigkeit und naiver Herzlichkeit gelungen, der dem Charakter des ehrlichen alten Fischers, des kleinen Knaben, des treu liebenden und bei allen seinen Qualen noch zärtlichen Agib und endlich des oft betrognen und doch treuherzigen Riesen angemessen ist. Die deutsche Poesie ist arm an Darstellungen, welche rühren ohne zugleich durch weichliche Sentimentalität widerlich zu werden, und um so mehr müssen wir solche Darstellungen schätzen.

Das zweite Drama, die Drillingsbrüder von Damask ist ein ächtes Lustspiel. Zwei der Drillinge kommen zu ihrem reichgewordenen Bruder, um ihn um Unterstützung zu bitten. Theils aber aus Geiz, theils aus Eifersucht, weil ihm die Brüder auf ein Haar ähnlich sehn und sogar von seiner eignen Frau mit ihm verwechselt werden, sucht er ihrer los zu werden. Sie machen sich nun in der Noth eben jene Aehnlichkeit zu Nutzen, um sich mit Hülfe der Frau unterstützen zu lassen, und daraus entstehn denn eine Menge drollige Scenen, die leicht noch vermehrt werden könnten. Ein Gastwirth z. B. glaubt, den reichen Bruder zu speisen, während er einen der armen speist, und wie er den Rücken kehrt, sezt sich der zweite hin und fängt an, von vorn zu essen, so daß der Wirth über die ungeheure Gefräßigkeit seines Gasts, den er immer für dieselbe Person hält, nicht genug erstaunen kann. Eben so komisch sind die Scenen mit der Frau. Diese schließt beide Brüder, um sie vor ihrem Manne zu verstecken, in den Weinkeller ein, wo sie so lange trinken, bis sie umfallen. Nun läßt die Frau sie durch einen Sackträger in die Todtengruft tragen, aber um sich einen Scherz zu machen, sagt sie dem Träger, es sey nur Einer, und beklagt sich nachher, als er den ersten fortgetragen hat, daß er ja noch da wäre. Der Träger ist höchlich über die Zauberei erschreckt, trägt indeß auch den zweiten fort, in der Meinung, es sey wieder der erste, und geräth in noch viel größeres Erstaunen, als er bei der Rückkehr zufällig auch den dritten Bruder trifft, den er sofort wider seinen Willen ebenfalls aufpackt und in die Todtengruft trägt. In der Gruft werden die drei Brüder anstatt schöner Mädchen, die man dahin hatte verstecken wollen, entführt. Die Sache kommt vor den Sultan, und dieser läßt die Brüder scheinbar den Giftbecher trinken, und beim Erwachen die beiden Armen, als ob sie im Himmel wären, mit verkleideten Engeln, den Reichen, als ob er in der Hölle wäre, mit Teufeln umgeben, bis der leztere sich bekehrt und seinen Geiz und übrige Laster abzulegen verspricht.

Dieses heitre Lustspiel würde sich gewiß sehr gut auf der Bühne ausnehmen.

4) Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in fünf Abenteuren von D. A. Atterbom. Aus

dem Schwedischen übersezt von H. Neus. Erste Abtheilung. Leipzig, Brockhaus, 1831.

Wir fürchten, daß hier große Kräfte für einen kleinen Zweck verschwendet sind. Noch ist uns zwar das Ganze nicht klar, weil wir nur den ersten Theil vor uns haben, aus diesem aber schließen wir, daß es mit dem Ganzen auf eine Allegorie abgesehn ist, und eine gar so lang ausgedehnte Allegorie, wäre sie noch so schön, die Gattung schon mißfällt. Schon mit diesem ersten Theil bringt der Verfasser eine ganz verkehrte Wirkung hervor. Er führt uns in den hohen Norden und zeigt uns da seinen Helden, König Astolf, im rauhesten Winterfrost im Kampf mit den Bären. Darauf geleitet er den auf der Jagd Verirrten, über die Rauheit, Kälte und Freudenlosigkeit seines Lebens Klagenden zur Windsburg, wo die alte Windmutter mit ihren Söhnen haust und wo ihm freundlich ein Obdach geboten wird. Hier lernt er den Zephyr kennen, der ihm viel von den schönen Ländern des Südens und holden Frauenbildern vorplaudert, und dadurch wird in Astolf selbst ein Traum belebt, in dem er seine künftige Geliebte unter allen Reizen der Tropenländer erblickt. Die Gelegenheit ist günstig, und der große Nordlandsrecke Astolf läßt sich auf der Stelle von dem kleinen kindischen Zephyr in die Arme nehmen und über alle Berge hin zur Insel der Glückseligkeit tragen, auf welcher Felicia, das Urbild seines Traums und die Personifikation der Glückseligkeit, mit ihren Nymphen, den Personifikationen einzelner Kunst- und Naturglückseligkeiten (den Musen nachgebildet) in Einsamkeit und Unschuld wohnen. Daß Astolf und Felicia sich gleich lieben, versteht sich von selbst, nun aber wird, im Kontrast gegen den nordischen Winter, mit dem das Stück anfing, der südliche Sommer und zugleich die Gluth der Liebe mit einer so unglaublichen Weitläuftigkeit und so ewigen Wiederholungen geschildert, daß gerade im umgekehrtem Verhältniß diese lange Hitze uns kalt macht, während die kurze Kälte in Erwartung des Kommenden uns wirklich warm machte. Bekanntlich ist nichts so schwer zu schildern, als Himmel und Glückseligkeit, daher sich auch Dante damit kurz faßte. Atterbom hat sich weniger in Acht genommen, und muß nun den Schaden tragen, denn anstatt wie ein ökonomischer Maler seine Glutfarben weise zu sparen, um den Effekt zu erhöhen, läßt er sie verschwenderisch in einem endlosen Feuerwerk aufgehn, was uns blendet und ermüdet zugleich, statt uns nur zu gefallen und immer inniger anzuziehen.

Es stand dem Dichter frei, durch eine anmuthige Abwechslung von Scherz und Ernst mehr Schattirung in dieses chinesische Glanzgemälde zu bringen; allein er hat sich den leidigen Dämon der Sentimentalität berücken lassen, und welcher Dichter von dem besessen ist, der ist, mag es uns noch so herzlich leid thun, item er ist verloren. Nur diese heimtückische Sentimentalität konnte ihn um den herrlichen Effekt der Ueberraschung bringen. Da er den Gedanken der Glückseligkeitsinsel doch nur aus einem ältern Werk, l'isle de Cythère, entlehnte, warum ließ er nicht auch, wie sein französisches Original, die Nymphen auf der Insel ohne alle, auch nur die entfernteste Ahnung von Männern, um das erste Zusammentreffen mit einem Mann desto überraschender und naiver zu machen? Warum bestahl er sich selbst um alle die poetischen Schönheiten, die er aus dieser Situation hätte schöpfen können? Antwort: aus purer leidiger Sentimentalität! Diese will bekanntlich immer sehnen und ahnen, und so mußte denn, um die Natur ins Gesicht zu schlagen und jede Ueberraschung und jeden reizenden Zug naiver Unschuld unmöglich zu machen, Sie Ihn und Er Sie schon lange vorher im Traum gesehn haben. Das heißt den doch allen dramatischen Effekt und poetischen überhaupt mit Füßen treten, um jener kränklichen und scheinheiligen Sentimentalität zu fröhnen, die so viele ihr aufgeopferte Reize durch nichts ersezt. Dieselbe Sentimentalität herrscht auch durchgängig in den Dialogen zwischen Astolf und Felicia vor, denn obgleich das Ende vom Liede nichts mehr und nichts weniger ist, als die Befriedigung der Sinne, so heucheln sie doch erst hundert Seiten lang einander reine Seelentriebe und Entäußerung alles Körperlichen vor, und geben der an sich so natürlichen und reizenden Sinnlichkeit erst durch diese pruden Verwahrungen und Beschönigungen einen Anstrich von Gemeinheit. Wie natürlich und frei waren hierin die alten, und namentlich die orientalischen Dichter. Wenn sie den Reiz und das Glück der Sinne malten, ließen sie die Seele schlafen, und wenn sie die Seele malten, durften die Sinne nicht grob hineintölpeln. Atterbom aber, wie so viele moderne Dichter, verstecken die niedrigsten Triebe hinter hohes Wortgeklingel, und wenn man meint, die Liebenden seyen körperlos zu den Sternen und in die keuschesten Lichthöhen des geistigen Himmels entrückt, wer das alles nur Vorbereitung, zur — Schäferstunde.

Troz diesen offenbaren Mißgriffen in Charakteristik und Scenik hat der Verfasser in der sprachlichen Einkleidung ein ausgezeichnetes Talent dargethan. Seine Naturschilderungen und Metaphern zeugen von einer reichen und lebhaften Phantasie und seine Verse mögen im Original um so schöner seyn, als sie es in der Uebersetzung nicht sind, gerade weil die Gedanken einen so leichten Schwung haben, den eine Uebersetzung so selten erreichen kann, der aber im Original nicht vorkommt, ohne daß ihn ein gleicher Schwung der Sprache begleitete und trüge. Ueberhaupt ist das Talent des Verfassers vor-

zugsweise ein lyrisches, und seine meisten Dialoge sind nur Wettgesänge. Als Proben heben wir einige der lebhaftesten Schilderungen heraus. Der rauhe Norden wird also beschrieben:

Allmutter Erd'! auch hier bist du so prachtvoll!
Der Sonne Feuerball taucht in den Meerschaum
Den Rand, in kurzem hoffend zu entzünden
Den Tag, der dieser Fluren Sommer ist —
Den langen Tag, der selber zwingt die Nacht
Mit Siegerblick zu ändern ihre Farbe,
Und leidend ihres Feindes Glanz zu tragen.
Eisvögel spielen in den rothen Strahlen
Mit goldnem Federschmuck, das Schneehuhn trippelt
Auf eis'gem Felsen, weißer selbst als Schnee,
Und schaut mich an vollkommen unbesorgt
Mit seinen freundlichen tiefschwarzen Augen.
Der Schneefink schläft noch immer nicht. Sein Lied,
Es ist kein Nachtigallenton; doch geht's
Zu Herzen von dem Herzen der Natur. —
Von nah und fern Erinnerungen! kommt
Und krönt mit eurem Abendglanz den Tag,
Der niedersinkt in der verfloß'nen Meer
Zu seinen Brüdern, um zu schlafen — ewig!

Hier knarrt und tobt annoch der Schnee; Getöse
Hallt jede Stund' von stürzenden Lawinen
Und wo man hinblickt, tragen ängstlich Tannen,
Zugleich mit Euren Bergen, Eurn Hütten,
Die heim'sche Eistracht, deren Frostkrystall
In todter Pracht anglänzet Mond und Sonne.
Die ganze Erde gleicht hier einer Leiche,
Und wie ein Mörder, also steht der Himmel
In blut'ge . Schmuck sein Opfer kalt betrachtend.

Von der schönen Felicia erhalten wir folgendes Traumbild:

Des Sofas üppige Scharlachendecke
Trug, die geneigt saß mit verschränkten Knien;
Auf ihnen stand ein kleiner Silberkorb,
In Wollust duftend und hinan gehäuft
Voll Früchte, gelb wie flammenrothes Gold.
In Händen hielt sie ein' und trennte zierlich
Die Schaale mit agat'nem Messer ab.
Ich saß am Boden still zu ihren Füßen,
Die nur Sandalen hüllten, schön geschnürt.
Ans eiderweiße Bein mit Purpurband —
Nicht selten küßt ich ihre feinen, zarten
Schwanlinden Knöchel, die umsonst sie barg
In jene goldnen Franzen, die vom Kleide
In klaren Schimmerwellen niederflossen.
Sie gab mir Blicke dann und dann, so schwimmend
In Liebesflammen! und als nun ihr Werk
Vollendet, reichte sie mir lächelnd auf
Des Messers Spitze dar die leckre Frucht.
Und länger hielt ich nimmer mich. Ich sprang
Vom Boden auf und flog ihr in die Arme,
Und ihre Lippen rührten meine. — Da —
Hast du wohl solches je gehört, mein Zephyr? —
Hoch über uns ließ wunderbar Musik
Gleich feinster Glasgefäße Glockenspielen
Sich hold vernehmen; und als auf ich sah,
Ward ich gewahr, daß sich das Dach, das früher
Musivisch mir von Sternen schien gebildet,
Nun los getrennt; und jedes Sternbild gieng
Für sich, doch stimmend mit den andern süß,
In abgemeßnen Ringen von Metall,
Das hold erklang, wie es die Sterne rührten.

Die Uebersetzung ist zum Theil, wie wir aus diesen Proben ersehn, wohllautend und gefällig, zum Theil aber auch recht abscheulich. Namentlich um die schweren Reime herauszubringen, hat sich der Uebersetzer zuweilen die gröbsten Sünden gegen die Wortstellung zu Gute gehalten, und oft reinen Unsinn hingeschrieben, den ohne Hülfe des Originals kein Mensch entziffern kann. Da solcher Unsinn selten ist und zu den feinsten Delikatessen der Kritik gehört, so können wir uns nicht enthalten, unsre Leser auf ein kleines Gericht davon einzuladen.

Seite 4 kommen die Bären, und einer der Jäger ruft:

Hört, wie sie brummen! — 's will der König, daß
Wir sie aufsuchen gleich ꝛc.

's will der König, daß, ist nicht gut gesagt. S. 5 heißt es von den nordischen Trinkern:

Und wenn am Tisch man sich zusammenklemmt
In Höflichkeit wetteifernd eine Stunde,
So sucht hernach man, unterm Tisch, dann auf
Den Zustand der Natur, der Freiheit Eden.

Hernach dann sagt man nicht, es ist genug an hernach, oder an dann allein. S. 7.

Ein Schlachtraf klingt
Inmitten Schnees und Bergen meine Weise.

Soll heißen: das Schlachtlied, das sie jezt singen, ist von mir gedichtet. In diesem Liede heißt es:

Triff, mein schreckendes
Loth und Korn!
Färbe muthiges
Hochwild blutiges,
Rohr, singe Solo vor Felsens Thurm!

Soll heißen: färbe blutig, nicht blutiges, den man sagt nicht: mach' einen schlechten Vers guten, sondern gut. S. 18 wird Einer

Uns Vernunft gesandt zu lehren,

soll heißen, er wird gesandt, uns Vernunft zu lehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 28. — 14. März 1832.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

4) Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in fünf Abenteuren von D. A. Atterbom. Aus dem Schwedischen übersezt von H. Neus. Erste Abtheilung. Leipzig, Brockhaus, 1831.

(Beschluß.)

Ebenfalls auf Seite 18 sagt Einer, ich habe Lust

> Meerweites Glanzeis mit euch wettzuspringen,

soll heißen, ich will, so weit das Meer mit Eis bedeckt ist, mit Euch um die Wette Schlittschuh laufen. S. 21 wird von dem melancholischen König gesagt:

> seitdem
> Bekamen Lust mit Doppelmacht die Grillen.

soll heißen: seitdem sey er noch melancholischer geworden. S. 39 heißt es:

> Du holdes Glück, das, selbst so königlich,
> Du gern der Kön'ge Freund bist und Genosse.

Du, das du ist garstig. S. 74 biegt ein Mädchen

> niederwärts die schönen Hände,
> Hinaufzuhelfen mir zu sich.

Das klingt jüdisch, wie wenn Jakob Hirsch erzählte, sie wunkte mir zu kommen zu sie. Auf derselben Seite erwacht der König aus seinem Traum:

> In diesem Augenblick entschwand mir Alles,
> Ein Mittelzustand kam von Unbewußtseyn,
> Und als er wieder aufgehört, war neu
> Das Bild, doch nimmer minder wonnevoll.

Nimmer minder ist garstig. S. 76 greift der Kutscher in die Zügel,

> daß das Gespann, das wunderbare,
> Allendlich still gerade vor mir hielt.

Endlich, soll es heißen, nicht allendlich. Allendlich ist ein unsinniges Wort. S. 113 beklagt sich eine Nymphe über die andre:

> Langsam ist Laura doch gar! — Ihr gefällt
> Harren uns Lassen mit vornehmen Sinne;
> Denn, wenn sie fehlt, ist nicht frei es gestellt,
> Daß unser Werk sich erheb' und beginne.

Welche qualvollen Verse, um den einfachen Sinn auszudrücken: „das dumme Ding, wir sollen nicht eher anfangen, bis sie kommt, und immer läßt sie uns so lange warten.“ S. 116 sagt eine Nymphe, sie liebe die Gebirge mehr, als die Flüsse ꝛc. sey auch alles andre noch so schön, dennoch

> Locken mich mehr noch die marmornen Hänge,
> Denen manch liebliches Bild mir entschwebt.

Marmorne Hänge, d. h. Marmorgebirge, denen mir manch Bild entschwebt. Was soll denn das heißen?

Entschweben die Bilder den Marmorhängen oder der Nymphe? Und was für Bilder? Was denn für Bilder können einem marmornen Hange oder einer Nymphe entschweben? Eine andre Nymphe liebt die Musik am meisten, und sagt auf derselben Seite:

Nimmer vergiß mir die Töne, die hehren,
Täglich und nächtlich umfangend die Brust.

Töne, welche die Brust umfangen, was sind das für Töne? Töne, die ein Schnürleibchen bilden, das müssen in der That artige Tönchen seyn. S. 122 kommt ein Geschick vor,

Deß Kenntniß zur Bürde
Werden uns möcht'.

und auf der folgenden Seite ein Ausruf:

Dann, wie erwartet uns sonnige Helle!
Abends der Sterne wie lieblicher Wink!

Beides keine sonderlichen Konstruktionen. S. 125 ist uns der prosaische Sinn des poetischen Unsinns räthselhaft geblieben. Eine Nymphe trinkt und verlangt von dem Tranke folgendes:

Wenn in dem losen, dem lustigen Springen
Wirbelnd sich schlinget und kreiset der Tanz,
Mußt du zum fliegenden Bilde beschwingen,
Woge, der holden Bezauberung Kranz!

Das heißt wörtlich: Woge, nämlich Wasser, nämlich Trank! Du mußt dem Kranz der holden Bezauberung Flügel ansetzen, damit er zum fliegenden Bilde werde. Aber was für ein Kranz ist das, der Kranz der holden Bezauberung, den die Woge beflügeln soll, damit er zum fliegenden Bilde werde? S. 135 rufen die Nymphen dem Fremdling zu:

Sey uns willkommen
Schmachtender Ird'scher,
Klagender Fremdling!

Ird'scher ist garstig. S. 140 wird das Herz einem Wasser verglichen, und zu ihm gesagt:

Schwellender Spiegel, sey ruhig und klar,
Schönheit, sie liebet sich solchen Verwahr.

Soll heißen, die Schönheit liebt es, in einem reinen Herzen bewahrt zu werden; kann man aber sagen, die Schönheit liebt sich solchen Verwahr? Klingt das nicht ganz berlinisch: ich liebe mich den Thiergarten? Auf derselben Seite will eine Nymphe den schlafenden Astolf nicht verlassen, sie haben sich denn erst

seinen Kuß besehn.

Auf der folgenden Seite erwacht Astolf:

Wo bin ich? — Ach, was war es, das entstört
Dem liebsten Traum mich, den jemals geschaut
Hat eine Brust mit seinem innern Auge.

Man sagt aber nicht der Brust mit seinem Auge, sondern die Brust mit ihrem Auge. Oder soll es heißen, die Brust hat den Traum mit seinem, des Traums, innerm Auge gesehn? Unsinn für Unsinn! S. 156 heißt es:

Wenn auf der Stufen zierlichen Tapeten
Die Ersten deines Hofs dastehn in Gliedern
Und, abgestufte, gemildert wie durch Grade,
Den Glanz fortsetzen deiner Majestät.

Abgestuft, wie durch Grade, ist eine Tautologie, und das wie ist ganz falsch, denn wenn etwas schon so ist, so kann es nicht erst wie seyn. Eine Stufe wie ein Grad, d. h. ein Wein wie ein Rebensaft. S. 158 kommt noch einmal ein solches überlästiges wie vor. Da sagt eine Nymphe, äußerst naiv:

Ich werde fast wie blöde, Ja zu sagen.

In der Regel werden die Mädchen blöde, aber sie sagen es nicht, daß sie blöde werden, und vollends fast wie blöde? S. 173 ist das Herz Felicias

ganz von Hulden erweicht.

Der Deutsche hat aber nur eine Huld, nicht drei Grazien wie der Grieche. S. 174 steht da:

Jedweder Ton ein Abgrund von Musik,
Harmonisch bodenlos.

Ein Ton kann wohl an sich bodenlos genannt werden, sofern man ihn in anschwellender Fülle aus scheinbar unerschöpflicher Quelle ausströmen hört, nicht aber in seiner harmonischen Eigenschaft, denn der Akkord ist ihm Maaß und Begrenzung und Fundament. S. 177.

Doch war, der König hieß, ich Aller Knecht,
Und nirgends, wo ich mich hinwandt' auch immer,
Fand einen Freund ich.

Höchst gezwungne Konstruktion und verkehrte Wortstellung. Eben so S. 184.

Ist der Gebrechen irgend eins der Erde,
Die Krankheit war benennt, die hergefolgt?

Eben so S. 186.

Zünd' jede Nerv' und jeden Tropfen mache
Des Bluts zu flüß'ger Flamm'.

S. 198 belauscht Zephyr eine Nymphe, die er liebt, und die als Rose ein wenig mit der Nachtigall kokettirt. Er stürzt hervor, die Nymphe aber lacht ihn aus, und sagt:

Lachen muß ich Lauschers Leide.

Man sagt aber nicht, ich lache Leide, sondern, ich lache über das Leid oder des Leids, und man sagt auch nicht Lauschers Leid, sondern des Lauschers Leid oder das Leid des Lauschers. Alle die naiv klingen sollenden vorangeschobenen Genitive ohne Artikel, wie Sängers Klage,

Wanderers Morgenlied rc. sind albern und gehören zu den vielen Albernheiten deutscher Sentimentalität, welche Gott verdammen möge, denn jede größte wie kleinste Albernheit der Deutschen fließt aus dieser nichtswürdigen Sentimentalität her! — Abermals verdrehte Konstruktionen sind S. 199:

Warum die Töne verbannen,
Wenn sie mir kürzen die Stunden, die lang?

S. 200:

Hoffen, der Ros' in dem blühenden Strahl,
Werd' ihm im Ernste noch einst sein Gemahl?

Und was ist das für eine Rose im blühnden Strahl? Soll es heißen eine blühnde Rose im Strahl der Sonne, oder eine Rose, die in voller Blüthe rosigen Glanz ausstrahlt? Aber warum dann eine Rose im Strahl, wie ein Braten am Spieß? Und ein blühender Strahl, was mag der wohl für Früchte tragen? Auf derselben Seite sagt die Rosennymphe:

Dies ist des Sängers, uns lieblich zu wiegen
Mit der Bepreisung der Schönheit und Pracht,
Wenn wir auch selbst kennen unsere Macht.

Der Sinn dieser gräßlich geräderten Verse soll heißen: es ist der Beruf der Sänger, den Damen mit dem Lobe der Schönheit süß zu schmeicheln, wenn auch die Damen selbst auch ohne die Sänger recht gut wissen, wie schön sie sind. Der Ausdruck Bepreisung aber ist so pedantisch, daß gewiß jede schöne Dame vor einem Sänger, der sie bepreisen wollte, davon laufen würde. Man muß dabei unwillkührlich an Voß denken, der auch immer Schönheiten bepreisen wollte, die durchaus nicht verlangten, von ihm bepriesen zu seyn. S. 201 werden die Verliebten hyperpoetisch. Da ruft Felicia: o Astolf! Und Astolf antwortet:

Horch! mir ruft mein süßes Zürnen,
Mein Tod, mein Leben ruft mit holdem Ton.

Das sind aber noch Kleinigkeiten. Bald kommt es besser. Wer, fragen wir, wer unter unsern geneigten Lesern ist so scharfsinnig, den Sinn des folgenden Feengesanges zu entziffern? S. 218.

Herrschende Sterne
Senden in Tönen
Unseren Herzen
Freuden und Schmerzen;
Singen sie gerne,
Himmelgebor'ne;
Glänzen, den schönen
Thronen zu Haus.
Du sprichst, o Liebe!
Todtenverschworne!
„Selig Verlorne!“
Blitzend du sendest
Liebliche Wunden
Innig empfunden
Dem Du sie spendest;
Wem theilst Du, Liebe!
Plagen nun aus?

Wenn unsre Lanzette anders noch scharf genug ist, und wir wagen den Versuch, diesen Gesang zu seciren, so entdecken wir, daß derselbe in zwei Vordersätze und in einen fragweisen Nachsatz zerfällt. Der erste Vordersatz ist, kurzgefaßt, „die Sterne senden uns Freuden und Schmerzen, der zweite Vordersatz ist, kurzgefaßt, „die Liebe sendet uns liebliche Wunden“ und nun folgt als Nachsatz die Frage: „ist Liebe eine Plage?“ Die Antwort ist nicht schwer. Da die Wunden der Liebe lieblich sind, so können sie auch keine Plagen seyn. Das wäre nun der ganze Sinn des Gesanges, aber warum ist dieser altbekannte, schon in hundert Gesängen wiederholte Sinn hier so entsetzlich geschraubt? Und was soll der ganze erste Vordersatz mit den Sternen? Es war schon genug zu sagen: die Liebe macht liebliche Wunden, folglich können die Wunden keine Plage seyn. Wozu noch die Sterne herbeirufen mit ihren Freuden und Schmerzen? Wenn wir nun den Dichter fragen: in welchem Verhältniß denkst du dir die von den Sternen gesandten Schmerzen zu den von der Liebe gesandten Wunden? Was wird er wohl antworten? peccavi wird er sagen, Poeten sind toll und mit Tollheiten muß man es nicht so genau nehmen. S. 219:

Aus diesem Land entduftet mit der Rosen
Allfeinstem Athmen heimlich Wahlverwandschaft
Und lockt die Wesen näher aneinander.

Es muß heißen: „dem Land entduftet,“ nicht „aus dem Land,“ denn man sagt nicht, ich entkomme aus der Gefahr, sondern der Gefahr. Ferner eine entduftende Wahlverwandschaft, was ist das für ein Unding? S. 220 singen die Sylphen:

All', wie so gerne
Pfade des Schwebens
Her wir erfüllen!

Das wird auch nicht gleich jeder verstehn. Es soll heißen: wie gerne kommen wir Luftgeister alle zu dir, und erfüllen schaarweise die Wege in der Luft, auf denen wir zu dir schweben. Ein Gesang der Dryaden S. 222 dürfte am allerschwersten zu erklären seyn.

Glühender Trauben
Würzige Düfte
Kurz nur entzücken,
Länger beglücken
Sausende Lüfte,
Triller die schallen

Hold aus dem Hain,
Oftmals wie Grüße
Klingts aus den Hecken,
Möchte der Flüsse
Sehnen erwecken:
Liebe, Du Hohe,
Gib ihnen Zungen,
Dann ist gesungen
Heimliche Lohe,
Kampf, den nun laben
Hoffnung und Seyn!

Die erste Schwierigkeit ist leicht gelöst. Man begreift zwar anfangs nicht recht, warum „sausende Lüfte“ länger als der köstliche Traubensaft uns beglücken, warum überhaupt sausende Lüfte uns beglücken sollen; man merkt aber bald, daß diese sausenden Lüfte nur ein schlechter Ausdruck sind, und daß Musik darunter verstanden werden muß, wenigstens deuten die hold aus dem Hain schallenden Triller und die aus den Hecken klingenden Grüße darauf hin. Immerhin bleibt es aber problematisch, ob Waldgesang glücklicher mache als Wein. Am schwierigsten ist der Schluß des Gesangs. Die Waldnymphen locken die Wassernymphen mit Gesang, die leztern sind stumm, und nun bitten die erstern die Liebe, den leztern Sehnsucht zu erwecken und eine Zunge zu leihen. Dann sollen sie beide singen, und was? Heimliche Lohe, also wahrscheinlich ihre bisherige geheime Liebe, die sie noch nicht ausgesprochen. Und was noch mehr? Kampf, den nun laben Hoffnung und Seyn. Das ist nun freilich ein verzwickter Ausdruck. Wahrscheinlich soll es heißen: wir wollen unsre heimliche Liebe besingen und zugleich unsre ehemaligen Liebesschmerzen, die nun doppelt durch Hoffnung und zugleich durch die Erfüllung gelindert werden. Kann man aber einen einfachen und natürlichen Sinn verrückter in der Sprache ausdrücken? Eben so verrückt ist der Gesang, mit welchem die Undinen den Dryaden antworten; S. 223:

Lieb' in den Fluthen
Fehlt nicht dem Leben;
Tief auch im Feuchten
Mächte dir leuchten,
Schöner erbeben
Herzen in Gluten
Selig am Ort!
Lösch in Korallen
Nicht deinen Schimmer!
Freuden und Leiden
Suchen in Schaumes
Lauf sich die Meere,
Finden des Traumes
Urälteste Freuden,
Hier ihren Port!

Hier ist der Sinn: wir Nymphen im Wasser sind keineswegs der Liebe fremd, und sollten wir auch in unsrer Tiefe nur von ihr träumen. Wir gestehn aber offenherzig, daß unser Scharfsinn, der uns wie ein getreues Roß bis hieher getragen, hier dennoch im Sumpf stecken geblieben ist. Die drei Zeilen:

Schöner erbeben
Herzen in Gluten
Selig am Ort!

Diese verhängnißvollen Zeilen, wir verstehen, wir durchdringen sie nicht. Sollen diese Gluten obigen Fluten entgegengesezt oder nicht vielmehr mit ihnen identisch seyn? Und was ist das für ein Ort, der hier so unbestimmt erwähnt ist? Ferner ist auch die Bitte an die Liebe, (wenn sie es ist, welche angeredet wird) ihre Schimmer nicht in Korallen zu lösen, uns ebenfalls unbegreiflich geblieben.

Holz hacken ist noch besser, als solche Verse erklären müssen.

S. 228 wird gesungen:

Ja! — Deiner Macht, was ist ihr zu vergleichen
Als deines Herzens so göttliche Huld!
Zart wie dein Scepter, groß gleich deinen Reichen,
Spricht sie zuerst in der schönsten Geduld!
Heil und Glück! Heil und Glück!

Was spricht sie zuerst? ruft ihre Huld sich selber zu: Heil und Glück? S. 229 dankt die Huldin

für jeden neuen dieses Sinns Beweis,

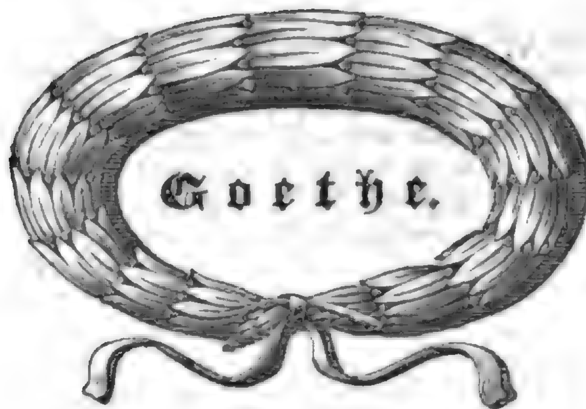
so wie Referent dem Uebersetzer für jeden neuen seiner Kunst Beweis. Doch hat mir diese Kunst so verworrene Wege bereitet, daß ich nicht zu ihm sagen kann, wie S. 279:

Ich weiß nicht, welch ein Weg mir unzugänglich,
Wenn Du es bist, der ihn anweiset mir.

Zum Schluß die Nutzanwendung. Welche Nation ist unkorrekter und unklassischer als die deutsche? Welcher Franzose, Engländer oder Italiener dürfte sich unterstehn, dergleichen Frevel an seiner Muttersprache zu begehn? Preisen wir uns glücklich, daß unsre Sprache keine enge Uniform trägt, so sollten wir doch auch auf ihrem Gewande keine Risse, Flecken und Flickerei dulden. Schlimmer aber noch als die Sprachnachläßigkeiten sind die Sentimentalitätsfehler, der so häufig bei uns wiederkehrende poetische Unsinn, der im Schwulst unverständlicher Bilder und Worte sich gefällt und eine schöne Seele nicht anders ausdrücken zu können vermeint, als in lallender Wortmengerei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 29. — 16. März 1832.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

5) Ueber Goethes Faust. Vorlesungen von Dr. K. E. Schubarth. Berlin, Enslin, 1830.

Der getreue Wagner selbst hätte seinen Meister Faust nicht fleißiger kommentiren können. Nun sind wir zwar keineswegs wie Schubarth von „der höchsten Vortrefflichkeit **Alles dessen**, was sich von Goethe herschreibt“ (Seite 4) überzeugt; was er indeß über den Faust sagt, unterschreiben wir mit Ausnahme weniger Nebensachen herzlich gern, und huldigen in Bezug auf dieses ewige Gedicht dem großen Dichter mit um so wärmerem Eifer, als wir damit dem Vorurtheil, wir wüßten Goethe nicht genug zu schätzen, begegnen müssen. Das Hauptresultat der Schubarth'schen Untersuchung ist: „Blicken wir auf des Dichters Gebilde hin, wie es uns bereits in der ersten Scene dargestellt wird, so sehen wir eine zu dem höchsten Vorzug geborene, menschliche Natur, erst durch grenzenlose Wünsche geheim aufgewühlt, dann schärft sich der Verdruß des nie Erreichten an dem offenbar Verfehlten und Verkehrten vorgängiger Bestrebungen. Sie fühlet und ahnet aber aus dem Wust des Falschen das Höchste und Richtige heraus, und dieses deutet bei ihm bewahrter Treue auf erfreuliche Gewißheit schönster Erfüllung in kommenden Zeiten hin. Statt dessen fordert sie unbegrenzte Ergebung und Gewährung auf der Stelle. Doch, was in ganzer Wahrheit und Fülle nur dem Besonnenen erscheint, als aufgespart, ihn am Ende seiner Laufbahn würdig zu belohnen, das zeigt sich dem Leidenschaftlichen, vor der Zeit gewillfahrt, nur als verworrenes Gesicht und Gespenst. Es treibt ihn in seine Angst zurück, und ein von sonst gewohnter, aus dem Gebiete der Religion herüberklingender, freundlicher Ton, auf Standhaftigkeit und treues Ausharren in schweren Leiden und auf glücklichste Ueberwindung und Vergeltung deutend, rettet nur vom lezten, grimmigsten Ausbruch der Verzweiflung, drängt sie nicht zurück. Jenes geheim ungebändigte, das der zur Mäßigung auffordernden Vernunft widerstrebt, ringt sich als das Herrschende hervor — und nun, was bedauern wir es oder verwundern wir uns, wenn des Bösen Macht sich leibhaftig naht, wenn es den Zustand des Unglückseligen nur verschlimmert, nicht bessert? — Soll etwa mit dem, der sich selbst nicht bemitleidete, indem er dem Höchsten unmittelbar

nahe, das Schönste von sich wies, weil es der trotzig unbedingten Forderung sich nicht gleich ergab, das Böse mehr Mitleid haben? Wir müssen fühlen lernen, daß selbst himmlische Stimmen dann nur vergebens flehen, wenn das köstliche Gut der Freiheit sich in einem menschlichen Busen in verworrenen Wahn der Willkühr gewandelt, und daß des Teufels Macht, so unabhängig und groß wir sie uns denken, nur eine schwache Nachhülfe der Vollendung dessen ist, was der Mensch selbst begann. — Und wie beschämt muß, wenn das Böse, das ihm von außen entgegen trat und ihm scheinbar ausreichenden und gerechten Stoff zur Anklage des ihn hindernden Unrechts gab, der blind und unbedingt Vorwärtsstrebende zulezt dastehen, wenn dies Böse, nicht so gesetzlos, wie er es glaubte und ihm von seiner Willkühr andichtete, ihn vielmehr in beharrlichem, sich als etwas Gesetzliches hervorthuenden Widerspruch auf den Weg eines ursprünglichst Bejahenden zurückführt, und ihn, sey es auch gewaltsam und mit aller Schmähung und harten, jedoch für den Schuldigen wohlverdienten Strafe, daran ermahnt.

So zeigt uns der Dichter das interessante Schauspiel eines menschlichen Wesens, das gegen eine Welt des Guten und Bösen außer ihm, gleich anziehend und abstoßend, immer unbefriedigter darnach vordringt, aber immer gequälter davon zurück kommt. Die ganze Lösung des aufgegebenen Räthsels beruht aber einfach darauf, daß sie nicht außen bei Engeln, Göttern, Dämonen und Teufeln, sondern in dem Menschen selbst allein gefunden werden kann, und zwar nur insofern, als er in dem ihm zugemessenen Kreise seines Wesens, wie ihn ein Gott zuerst zog und dann ehrend selbst zurück trat, liebevoll und treu gesinnt zu verharren im Stande ist. Darum muß der Mensch den Schmerz eben so als Leid und Freude auf dieser Welt allein ausringen. Darum hat er auch Ursache das Widerwärtige, Mißwollende außer ihm weniger anzuklagen und weniger als ein hartes Loos zu beweinen, denn es vielmehr selbst in seiner äußersten Gestalt und Maske — als Teufel und seiner Hölle verbündetes Wesen, gelassen, mild und sogar heiter zu betrachten.

Und sollte, wer es auch sey, Leser, Hörer oder Zuschauer, der ja nicht in jenes tragische Mißgeschick des Helden verflochten ist, sondern sich außerhalb unbedrängt, in unaufgestörter Ruhe seiner Vernunft befindet, nicht um so mehr mit Heiterkeit, Lächeln und vollem Behagen den Dichter begleiten, wie er ihn nach und nach vom Himmel durch die Welt zur Hölle zieht?

Und so denke ich mir, wird auch Niemandes Moralität und Sittlichkeit mit dem, was etwa in dieser Dichtung von dem Dichter kühn und in schalkhafter Verwegenheit je zuweilen als derber Scherz gewagt worden, erst einen Strauß zu bestehen haben. Die züchtige Grazie ist ja gerade von dem Allerverwegensten nimmer fern, und lauscht dahinter. Wollte daher Jemand den Dichter des Gemeinen beschuldigen, so möge er sich wohl vorsehen, daß der Splitter nicht an ihm haften bleibe, daß nicht eine falsche Ziererei und erlogene Sittsamkeit ihn nur blind und scheu macht, die Wahrheit in ihrer höchsten Spiegelung zu betrachten. Denn der Genius in seinem höchsten angeborenen Adel verschmäht von Natur schon das Gemeine; wo er es aber ergreift und faßt, da ist es nur der gewaltige Flügelschlag desselben wider die übertünchte Wand der Gleißnerei, die er niederstürzt. — Und da ist denn freilich gar Mancher oft genug ein armer Wicht, um den nicht bitterlich zu hassen, der ihm den ärmlichen Flitterstaat seiner Alltagstugend als untauglich herunterreicht. Doch wer Wahrheitssinn und die ächte Sittlichkeit und Unschuld besizt, wird den erzürnten, schaamerglühten, streng richtenden Genius in des Dichters fürchterlich rollendem Wort nicht verkennen, wenn er die große Generalbeichte in dieser Produktion über des Menschen Art ablegt, die unter dem Vorwande des höchsten Bestrebens nur zu dem Niedrigsten herabplumpt."

Wir wissen nicht, ob Schubarth die leztere Rechtfertigung nöthig hatte, ob irgend je ein Kritiker geschmacklos genug gewesen, dem Goetheschen Faust die darin vorkommenden Immoralitäten, dem Teufel seine Teufelei vorzuwerfen. Schubarth hat diese Teufelei im Gegentheil nur zu wenig gelobt. Sie ist ja gerade die Hauptsache und ihretwegen allein ist das ganze Stück geschrieben. Ohne die Ironie der Hölle wäre Faust ein erbärmlicher Tropf und der Dichter nicht mehr als ein Kotzebue. Daher scheint es uns auch nicht gerathen, wie Herr Schubarth sich erlaubt, den Teufel als bloße Nebenperson mit einer gewissen Gleichgültigkeit und Toleranz anzusehn, und ihn in Bezug auf die Hauptperson Faust in gleiche Linie zu stellen mit Gott, Engeln und Geistern. Nein, nicht umsonst nimmt der Teufel den Vordergrund des Stücks ein, und er ist nicht vom Zaum gebrochen, um wieder weggeworfen zu werden, sondern er ist der Maschinist und die eigentliche Seele des Stücks. Goethe konnte nichts andres sagen und hat wirklich nichts andres gesagt, als die alte Wahrheit, daß, wenn der Mensch glaubt, mit dem Teufel sein Spiel treiben zu können, der Teufel sein Spiel mit ihm treibt. Die Frage ist ganz einfach. Glaubt Herr Schubarth, daß

Mephistopheles der wirkliche Satan ist, oder glaubt er es nicht? Mich dünkt, Goethe habe gemeint, daß Mephistopheles der wirkliche Teufel seyn solle. Gibt es nun aber einen Teufel, so muß derselbe auch dem überlegensten Menschenverstand überlegen seyn, und so ist es Mephistopheles, und insofern erscheint auch keineswegs, wie Herr Schubarth meint, Faust erhaben über den Teufel. Nun hat sich freilich Goethe einige kleine Nachläßigkeiten zu Schulden kommen lassen, welche die Illusion gewaltig stören, und es zweifelhaft machen, ob der objektivste aller Dichter nicht sich mit der Person im Gedicht verwechselt hat. Wie konnte, darf man fragen, wie konnte Faust in dem bekannten Glaubensbekenntniß, das ihm Gretchen absordert, die Persönlichkeit Gottes läugnen, da doch der Teufel in Person hinter ihm stand? Wie konnte Goethe so tief aus der Illusion des Mittelalters und seines Aberglaubens in die moderne Seichtigkeit des Leipziger Krug und Heidelberger Paulus fallen? In der That werden jene berühmten Worte Fausts beständig von Rationalisten und Deisten citirt. Aber konnte es die Meinung des Dichters seyn, in Gegenwart des Teufels Gott ein bloßes „Gefühl ist alles“ zu nennen, selbst wenn man dabei an die Wirkung des Zaubertranks dächte und boshaft genug wäre, unter dem „gefühlten“ Gott diesmal nur den Gott der Gärten zu verstehn.

Einen andern Punkt aber hat Schubarth noch weniger herausgehoben, nämlich Fausts Sentimentalität, die so überaus trefflich zum Teufel paßt, daß wir keine genialere Kombination des großen Goethe kennen. Auch glauben wir unverholen, daß Goethe bei seinem Werk weit mehr an diesen Kontrast von Empfindsamkeit und Schurkerei, süßer Selbstbelügung und grausamer Wahrheit gedacht hat, als an die mystische Apotheose der Menschenwürde, die ihm Schubarth unterlegt. Faust und Mephistopheles stehn in sehr naher Verwandtschaft mit Tasso und Antonio, Clavigo und Carlos, Egmont und Alba, nur daß dieser Kontrast hier wahrer und schärfer, als irgend sonst wo durchgeführt ist.

6) Geistlich Nachspiel zur Tragödie Faust. Von Dr. Karl Rosenkranz. Leipzig, Schaarschmidt und Volkmar, 1831.

Die Anmaßung, ein solches Nachspiel zu schreiben, wird nur von der Trivialität übertroffen, mit der es geschrieben ist. Goethe selber hat, nachdem sein Faust lange geschlossen war, immer noch den Drudenfuß offen gesehn und sich vergeblich mehrmals bemüht, ein Ende zu machen, wo es schon war, und seinem Faust zwei, drei Mützen aufgesezt, und jezt glaubt noch ein ganz Unberufener, ihm eine Schlafmütze oben drauf setzen zu müssen. Toll genug behauptet der Verfasser in der Dedikation dennoch, daß alles schon vorher beendigt gewesen sey, denn er nennt das Goethesche Werk einen „königlichen Bau,“ dessen mächtige Pfeiler nicht nur begründet, sondern dessen stolze Kuppel auch schon gerundet sey, und von welcher sogar schon „das Kreuz voll Gnade niederschaut,“ und wie der Unsinn weiter heißt. Ein königlicher Bau, von dem das Kreuz voll Gnade niederschaut, so nannte man wohl das Villelesche System, nie aber kann man Goethes Faust oder Goethes ganze Poesie so nennen.

Die Gedanken, welche der alte Faust in diesem Nachspiel denken muß, sind fast noch einschläfender als die Verse, worin er sie ausspricht. Und vollends die Handlung! Man wird uns gar nicht glauben, wenn wir sagen, daß Faust aus dem himmel- und höllestürmenden Prometheus ein ruhiger deutscher Bürger und Professor wird, seine großen Gedanken und Leidenschaften völlig temperirt, sich zu einem höflichen Juste milieu bekennt, alle Systeme zu gleicher Zeit billigt, allen Opponenten auf charmante Weise schmeichelt, und dadurch so unzweideutige Beweise von Zahmheit und Loyalität gibt, daß der himmlische Vater selbst ihn als einen guten Unterthan wieder ansieht und angesehn wissen will, und zu diesem Behuf Sr. Excellenz dem Polizeiminister Sankt Michael den allerhöchsten Auftrag gibt, den Demagogen Mephistopheles fernerhin in Ihren Staaten nicht zu dulden, damit er hoffnungsvolle Staats-, Schul- und Kirchendiener, wie Hr. Dr. Faust, künftig nie mehr zu mißleiten Gelegenheit nehme. Man wird es nicht glauben, aber es steht da. Rosenkranz gibt dem Faust einen Rosenkranz in die Faust, und er muß ihn abbeten.

Die Rede, welche Faust am Schluß hält, wird hinreichen, die Leser zu überzeugen:

Jezt kenn' ich Euch, die Ihr Euch selbst nicht kennt.
Ihr liebt Euch selbst nur und drum bleibt ihr fern
Der Wahrheit, welche ganz Partheilos ist.
Ihr Alle seyd durch jenen Schalk gereizt,
Der sich dort hinten in den Mantel hüllt,
Mir aber nimmermehr sich bergen mag,
Hat er auch keine Hahnenfeder auf dem Hut,
Zeigt er auch nicht des Fußes Mißgestalt.
Nur wenig Worte laßt mich zu Euch reden.

Zu den Mystikern.

Wohl habt ihr Recht, daß Ihr Gott fühlen wollt,
Denn in dem Selbst des Menschen will er wohnen.
Wer nicht ihn fühlt, lebt innig nicht in ihm,
Und mangelt der inbrünstig heißen Liebe.
Allein für sich kann das Gefühl Gott nicht
Durchdringen, denn es sieht sich selber nicht,
Und schweift leicht auf phantastisch irrer Bahn.

Zu den Kritikern.

Drum habt Ihr Recht, wenn Ihr das Denken ehrt,
Denn der Gedanke ist das hohe Licht,
Was die Vernunft fruchtbar um sich verstrahlt,
Doch schließt das Denken nicht das Fühlen aus,
Es schließt es in sich ein und reinigt es,
Und nicht ist der Gedanke nur der Eure,
Nur, wenn er Gott gehört, dann ist er Wahrheit.
Wo Gott in uns nicht denkt, da muß das Denken
In lauter irdisch trübem Qualm ersticken.

Zu den Resignirten.

Wohl habt ihr Recht, das heil'ge Buch zu ehren,
Denn Heiliges verkündet uns sein Wort.
Der ganzen Menschheit liegt sein Inhalt offen,
Die ganze Menschheit findet drin sich wieder,
Die ganze Menschheit lernt es niemals aus,
So wenig als die eigene Geschichte
Je kann verlieren die Unendlichkeit.
Doch darf dies Buch, weil es die Freiheit will,
Niemals des Geistes freien Aufflug hemmen.
Die Offenbarung will Verstand, Gefühl,
Und weiß von des Buchstabens Enge nichts,
Wahrheit nie mit Gelehrsamkeit verwechseln.

Zu Allen.

Darum nun ist die Bibel nicht zu missen,
So wenig als das Denken, als das Fühlen.
Sie müssen alle drei gleich sehr bestehn,
Und Hand in Hand, wie liebe Brüder, gehn.
Wenn Schrift, Vernunft und Fühlen sich verbünden,
Dann wird das ächte Wissen sich entzünden!

Nach dieser schönen Rede will Mephistopheles dennoch Hand an Faust legen, aber der Engel Michael wendet es ab und jagt den Teufel fort, und Faust geht zu seiner völligen Reinigung in die Kirche ein, die ihm der Engel Michael öffnet.

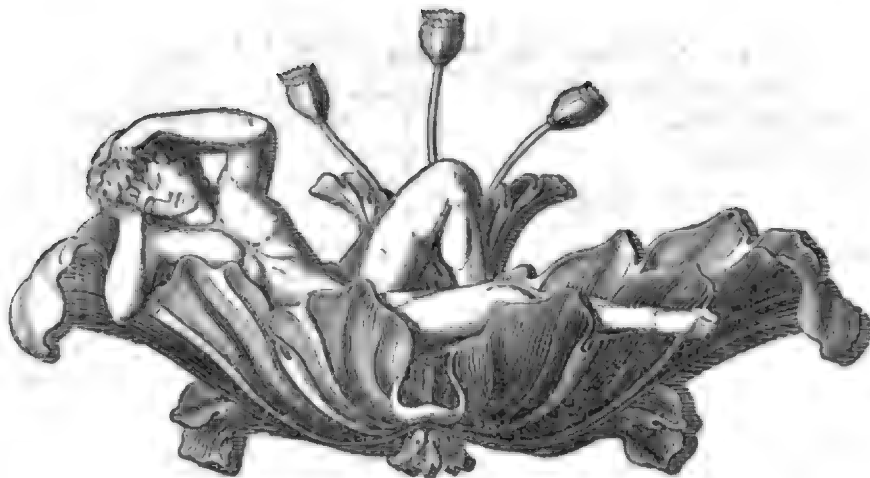
Eine solche Mißhandlung hätte Goethe auch von seinem ärgsten Feinde nie befürchten dürfen. Aber „Liebe kann alles."

7) Ueber Calderons Tragödie vom wunderthätigen Magus. Ein Beitrag zum Verständniß der Faustischen Fabel von Dr. K. Rosenkranz. Halle und Leipzig, Reinicke, 1829.

Hier belehrt uns der Verfasser, daß der Calderonsche Magus der katholische Faust sey, der vom Zweifeln zum Glauben übergehe, während der protestantische vom Zweifeln und Glauben zum Wissen übergehe. Er würde weit richtiger gesagt haben, der Calderonsche Magus findet Befriedigung, während der Goethesche und überhaupt unser nordische Faust sie nicht findet, denn das macht den Kontrast, die Befriedigung hier und der Sturz in den Abgrund dort, keineswegs aber der Unterschied zwischen Wissen und Glauben, als zweierlei Mitteln der Befriedigung. Faust wird ja eben nie befriedigt, ausgenommen in dem überflüßigen Nachspiel, das der Verfasser hinzugedichtet. Die Befriedigung überhaupt ist nur in dem einen Falle möglich, in welchem sie Calderon angenommen hat, nämlich in dem katholischen. Sofern wir Sterbliche einmal nicht zum absoluten Wissen gelangen können, ist die Befriedigung und Begrenzung auch nur im blinden Glauben zu finden, sonst nirgends. Drüber hinaus dauert der Wissensdrang, die Ungewißheit und Sehnsucht ins Unendliche fort. Daher konnte Calderon sehr wohl den Magus im blinden Glauben sich beruhigen lassen, aber Goethe konnte seinen Faust nur in dem Abgrund unerfüllter Hoffnung, und nie erreichter Befriedigung untergehen lassen, und wenn Goethe, um dem Vorurtheil der sogenannten poetischen Gerechtigkeit ein Genüge zu leisten, einige sentimentale Hoffnungen übrig läßt, so ist das eben ganz gegen die Natur der Fabel. Hier ist Verzweiflung das Ende, und muß es seyn. Eine Befriedigung im Wissen aber, ist ein Unding, denn wir gelangen nie zum Wissen, und soll ein Faust, der das Tiefste und Höchste zu denken gewohnt ist, sich vollends in einem so flachen Eklekticismus befriedigen, wie ihn das Nachspiel predigt, so müßte sich der Teufel schämen, sich je an einem so albernen Tropf versehen zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 30. — 19. März 1832.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

8) Der ewige Jude. Didaktische Tragödie von Wilhelm Jemand. Iserlohn, Langewiesche, 1831.

Der Ausdruck „didaktische Tragödie" verspricht nicht viel Gutes, denn die Tragödie soll rühren und schrecken, nicht belehren. Uebrigens gehört der ewige Jude allerdings so gut wie Faust zu den tragischen Stoffen, die mit der Philosophie Verwandtschaft haben, und darum ist er auch den Dichtern immer eine eben so anziehende als schwierige Aufgabe gewesen. Da im Verlauf einiger Jahre mehrere Versuche zur Lösung dieser Aufgabe gemacht worden sind, so habe ich in unserm kritischen Blatt auch schon öfter darüber gesprochen. Bei weitem die beste Leistung war eine in Prosa abgefaßte Geschichte des ewigen Juden, in einem Werke, das unter dem einfachen Titel „Volksbüchlein" im Jahr 1827 in München erschien. Das Trauerspiel Ahasverus von Klingemann, das ungefähr zur selben Zeit oder etwas später erschien, mußten wir sehr tadeln, weil der eigentliche Inhalt des Stücks sich gar nicht auf den ewigen Juden bezieht und dieser darin nur die zufällige Rolle eines deus ex machina spielt, die an seiner Statt eben so gut jedes andre hülfreiche Wesen, der Oberon oder Rübezahl, hätte versehn können. In einer ältern, an sich herrlichen Dichtung, Halle und Jerusalem von Achim von Arnim, erscheint der ewige Jude auch eigentlich nur zufällig und ist nur gewaltsam mit der rührenden Geschichte des Cardenio und der Celinde verflochten, und außerdem hebt der Dichter in dieser Darstellung nur die Buße und Reue des ewigen Juden heraus, er ist nicht mehr Jude, er ist schon bekehrt und das poetische Grauen geht nicht mehr vor ihm her.

Diese Fehler hat Wilhelm Jemand vermieden. Bei ihm ist zwar wie bei Klingemann der Jude auch nur ein deus ex machina, der einen gewissen Ritter gegen seine Feinde beschützt, allein er spielt doch die Hauptrolle, und füllt mit seinen Gesprächen über Zeit und Ewigkeit den größten Theil des Dramas aus. Schade nur, daß Wilhelm Jemand in diesen Gesprächen so überaus trivial ist. Der ewige Jude soll doch entweder gar nicht reden, oder nur auf das tiefsinnigste, geistreichste, in den durchdachtesten Gedanken (denn er hatte Zeit, nachzudenken) und in den schneidendsten Sarkasmen (denn seine Verzweiflung hatte Zeit, den Dolch zu schärfen). Die Aufgabe des Dichters ist hier, die tiefste Lebenskenntniß mit dem tiefsten Lebenshaß zu paaren. Allein dazu gehört ein genialer Dichter, der sich keinerlei Ab-

geschmacktheit verzeiht, nicht aber ein Dichter, der in einer humoristisch seyn sollenden Räuberscene so gänzlich witzlos und platt seyn kann, wie folgt:

Hauptmann.

Hans! nun ist die Reih an dir: heraus mit deinem Toast.

Hans (den Becher schwingend).

Es leben die Weiber!

Hauptmann.

Sie leben!

Alle Räuber (anstoßend durcheinander).

Hoch! hoch! hoch! hoch! ꝛc.

Hauptmann (dazwischen schreiend).

Halt, halt! — zum Henker, so haltet doch! — Wo denkt ihr hin? — Wenn wir die Weiber all zu hoch leben lassen, so können wir sie ja nicht erreichen; und wenn wir sie nicht erreichen können und nicht gebrauchen, so hole der Teufel sie allzumal!

Alle Räuber (durcheinander).

Ha, ha, ha! Bravo, Hauptmann bravo!

Hauptmann.

Aber, Kinder, das muß wahr seyn: der Wein ist excellent, — ganz geschaffen für Kerle wie wir, denen allemal das Beste gut genug ist. Es wäre himmelschreiend, wenn jener Pinsel von Edelmann ihn selbst gesoffen oder ihn im Keller behalten hätte. — Donner und Wetter! es hat uns Schweiß gekostet — und das will viel sagen in so kalter Jahreszeit — aber gelt! Das Weinchen ist doch nicht so theuer bezahlt! — Nun, Kunz, bring du eine Gesundheit aus! aber eine Gesundheit, die sich gewaschen hat! eine resolute Gesundheit!

Kunz (den Becher schwingend).

Die Räuber sollen leben!

Hauptmann.

Sie sollen leben!

Alle (durcheinander).

Hoch! hoch! hoch! hoch! ꝛc.

Nach einem solchen Pröbchen kann man sich keinen hohen Begriff von dem dichterischen Beruf des Herrn Wilhelm Jemand machen. Die eben erwähnten geistreichen Räuber überfallen einen heimkehrenden Kreuzritter, aber der ewige Jude, der ihn schon einmal im heiligen Lande gerettet, erscheint zum Zweitenmal und verscheucht die Mörder. Aus Dankbarkeit nimmt ihn der Ritter mit auf sein Schloß, und obgleich ihn die ganze Familie für einen steinalten Mann hält, so wollen sie ihn doch „der Lebensliebe zurückgeben.“ Ein Pfaff spürt inzwischen bald den Ungläubigen in ihm aus, und veranlaßt so eine theologische Debatte. Der Jude theilt wie ein deutscher Professor hastig mit, was er weiß und nicht weiß, und so kommt denn folgendes abgedroschene Seelenwanderungssystem zum Vorschein, was gerade für den ewigen Juden am allerwenigsten paßt, weil er aus eigener Erfahrung weit eher an ein ewiges Verweilen in demselben Körper, als an eine Veränderung glauben, und überhaupt keine Fortdauer, sondern nur Vernichtung wünschen muß.

Wir sind, die Dinge um uns her sind auch;
Wir sahen uns und sie zum Theil entstehen,
Und was entsteht, entsteht nicht aus sich selbst.
Der aber, der entstehen läßt, heißt Gott,
Er ist vollkommen, ewig und gerecht; —
Denn wär ers nicht, so wär er auch nicht Gott,
Wär aber Tod das Ende unsres Seyns,
So blieb unzählig vieles unvergolten;
Gott wäre ungerecht: er wär nicht Gott.
Drum weil ein Gott ist, gibts auch Ewigkeit
Für uns. — Doch ist sie nicht ein ewiges Verweilen,
So hoff ich wenigstens zu Gott dem Herrn:
Die zweite Welt, und wär sie noch so schön,
Wird endlich auch uns überdrüssig werden.
Und sollen wir nicht ganz und gar verzweifeln,
So muß der Herr uns wieder sterben lassen.
So gehts auch in der dritten Welt, und in
Der vierten und in allen folgenden.

Nun soll auch der Pfaff sein System zum Besten geben, aber er sagt mit einer Courtoisie, die dem Geschmack des Dichters alle Ehre macht:

Ich hab nicht Lust, das Wort euch auszulegen,
Man soll nicht Perlen vor die Säue werfen.

Er begnügt sich damit, einen fürchterlich bombastischen Fluch auf des Juden Haupt herabzudonnern, einen Fluch, den wir für bloßes Wortgeklingel hielten, bis wir erstaunt und beschämt im Gespräch zwischen der Gattin und dem Schwiegerpapa des Ritters lasen:

Elisabeth.

Schrecklich war des Paters Fluch!

Der alte Graf.

Und keineswegs ein bloßes Wortgeklingel.

Besagter Fluch soll seine Früchte tragen. Der Gast wie der Wirth werden von der Vehme verfolgt, und der leztere entschließt sich, mit dem erstern zu fliehen. „Ich bleibe bei ihm,“ sagt der Ritter, „und ich bei

dir," sagt die Gattin, die auch mit will. Der Ritter aber erwiedert in überaus schönen Versen:

Nein, meine Theuerste,
Dich darf der grause Fluch nicht mit berühren,
Du mußt dich unsrem Ferdinand erhalten. —
Auf jeden Fall! Ich geh mit Christian,
Ich ganz alleine: Nach dem abgelegnen
Entfernten Lustschloß ꝛc.

Daß sich der ewige Jude den Namen Christian, mit dem ihn die andern belegt, hat gefallen lassen, dünkt mich auch nicht sehr passend, denn das erinnert gleich an zahme Buße, wobei alles Schauerliche verloren geht. Wie gesagt also, der Ritter flieht mit dem Juden, und auf der Flucht hält er einen didaktischen Monolog, in der Manier des Verfassers in Gedanken und Worten gleich unübertrefflich.

Jenes unbekannte Land.
Unbekannt? — Ja gänzlich unbekannt!
Was auch davon gepredigt wird und explicirt, —
Es fragt sich noch, obs wirklich existirt.
Kein Gestorb'ner bracht uns Kunde,
Und Vermuthung nur kommt aus lebend'gem Munde,
Christus, sagt man, hat es uns verbürgt;
Allein —
Wer steht mir denn für Christum ein?
Hab ich gesehen, daß er Wunder that?
Hab ich geseh'n, daß ihn der Tod gewürgt?
Hab ich gesehen, daß er auferstand,
Und daß ihn Gott nach ew'gem Rath,
Empor hob in das sel'ge Land? —
Ach nein! —
Aus alter, grauer Zeit ertönt das Kreuzeswort:
Wie prüf ich, ob es wahrhaft ist und ächt? —
Und spricht auch eine Stimm' in mir für jenes Dort,
Es täuscht sich oft des Staubes stolzer Knecht! —

Unterdeß trifft die Vehme ihre Anstalten. Es bezeichnet das dramatische Talent des Dichters, daß er uns die volle Versammlung derselben zeigt, feierlich eröffnet und harrend auf die Angeklagten, — die aber nicht erscheinen, wodurch der ganze Auftritt unnütz und lächerlich wird. Der Ritter hat keine Zeit noch Lust, sich vor Gericht zu stellen, denn wir finden ihn noch immer mit seinen theologisch-philosophischen Untersuchungen beschäftigt, wobei ihm jezt auch der Jude beisteht. Da hören wir denn folgende überaus neue Gedanken:

Nur durch den Körper wirkt und äußert sich der Geist,
Und es ist die Körperwelt,
Die mir hier so sehr gefällt.
Wann nun dort dereinst, wie's heißt,
Mein Geist die Körperwelt vermißt,
Und selber ohne Körper ist, —
Ohne Hirn — zum Denken,
Ohne Herz — zum Fühlen,
Ohne Aug' — zum Sehen,
Ohne Ohr — zum Hören,
Ohne Hand — zur Arbeit,
Ohne Fuß — zum Gehen,
(Ohne Nase — zum Riechen)
Was ist er dann?
Was bleibt dann noch?
Ein König ohne Land,
Ein Feldherr ohne Heer,
Ein Krieger ohne Schwert;
Ein Reiter ohne Pferd,
Ein Leser ohne Buch,
Ein Bauer ohne Pflug,
(Ein Dichter ohne Poesie)
Ein Leben ohne Leben,
Ein Sinn und doch kein Sinn, —
Ein Schatten nur und ein Gewesen! — —

Ahasver.

Das wäre der Beweis, daß ohne Leib
Der Geist nicht leben, nicht sich äußern könne?
So viel beweist es nur, daß —

diese Tragödie ungeheuer langweilig ist. Nun fängt gar der ewige Jude mit dem Ritter zu sokratisiren an, um vermittelst „der Hebammenkunst des Geistes" seine Gedankenmißgeburten zu befördern.

Ahasver.

Wie heißt die Kraft, durch die der Menschenleib
Entsteht, gedeihet, wächst und sich bewegt?

H. v. Strahlen.

Die Lebenskraft!

Ahasver.

Bleibt diese Lebenskraft noch in dem Körper
Wenn seine Seele ihn verlassen hat?

H. v. Strahlen.

Ach nein! dann ist der Körper todt.

Mausetodt. Nicht wahr? Nicht doch. Die Lebenskraft ist der Nervengeist der Seherin von Prevorst und bleibt bei der Seele, und vermittelst derselben schafft sich die Seele einen neuen Leib.

Vermittelst dieser wunderbaren Kraft
Erschaffte sie sich ihren irdischen Leib;
Vermittelst eben dieser muß sie auch
In andern Welten einen Leib sich bilden.

Das alles haben wir schon sonst wo gelesen, nicht aber Herr von Strahlen, der daher wie billig fragt: wie geht das zu? Nun beginnt Professor Ahasverus ab ovo:

Wie geht es zu, daß, hier in dieser Welt,
Im Uterus ein neuer Mensch sich bildet?
Du schweigst beschämt?

Welcher Schauspieler würde sich aber auch nicht schämen, dergleichen vor dem ganzen Publikum auskramen zu sollen? Zum Glück schlüpft der Dichter selber leicht darüber hinweg, um in der Eile, denn das Trauerspiel hat nur noch wenige Seiten, und Herr von Strahlen soll doch noch darin ermordet werden, den leztern von seinem improvisirten Unglauben zu heilen und zum Tode vorzubereiten. Dann kommen die Mörder der Vehme, schlagen den Ritter todt, und hämmern dann eine ganze Weile auf den ewigen Juden los — eine herrliche Effektscene — ohne ihm etwas anzuhaben, denn unverwundbar steht er mitten unter ihnen und läßt die Streiche auf sich regnen, daß die armen Leute zulezt müde werden, um ihr nutzloses Amt den Kritikern zu überlassen, unter denen meine Wenigkeit sich gern bescheidet, auch hier wieder einmal, wie so oft, leeres Stroh gedroschen zu haben.

9) Der Morgen auf Capri. Dramatisches Gedicht von L. Halirsch. Leipzig, Focke.

Wir sind über dieses Gedicht mehrmals in Erstaunen gerathen, denn wir müssen zur Ehre des Verfassers gestehn, daß wir etwas Besseres von ihm erwartet hatten. Es kommen Dinge in diesem Drama — einer sehr schwachen Nachahmung von Kabale und Liebe — vor, die schnurstracks gegen den guten Geschmack streiten. Ein Vater flucht dem Sohn, stößt ihn von sich, beschimpft ihn und will sogar blos dieses Sohnes wegen seinen Namen ändern, weil derselbe sich mesallirt hat. Ein solch tolles Geberden wäre nun zu verzeihen, wenn der Vater von sehr altem Adel wäre, aber er ist selbst nur ein bourgeois gentilhomme; es wäre zu verzeihen, wenn der Sohn eine Unwürdige geheirathet hätte, aber die junge Frau ist ein Muster von Vortrefflichkeit, es wäre zu verzeihen, wenn bei dieser Mesallianz etwas Ungeheures auf dem Spiel stände, aber es steht nur eine erbärmliche Kapitänstelle bei der Garde auf dem Spiel, um die sich der junge Mann durch seine Heirath bringt. Endlich ließen wir uns gefallen, daß der Vater gegen den Sohn intrigirte oder ihn mit Gewalt zum Gehorsam brächte, aber er klagt und schimpft blos. Unter allen diesen Umständen blieb es somit dem Dichter blos übrig, aus dem Drama ein Lustspiel und aus dem betrognen Alten einen Komödienpapa und gutmüthigen alten Polterer zu machen; statt dessen aber läßt der Dichter diesen lächerlichen Vater im feierlichsten und krampfhaftesten Pathos sprechen, als ob er wunder wer wäre, und als ob es sich um wunder was handelte, während er ein bloßer gemeiner Höfling ist, der sich darüber ärgert, daß sein Sohn nicht Gardekapitain werden soll. Zu diesem Mißbrauch des tragischen Pathos kommt nun vollends das Betragen der jungen Frau, dessen seyn sollende Ueberschwenglichkeit, wie es oft geschieht, in die derbste Gemeinheit hinabplumpt. Sie will die Entsagende spielen — ohne Entsagung thuns unsre Dichter nun einmal nicht — sie nimmt also alle Schuld auf sich, sucht den Zorn des Vaters vom Sohn ab und auf sich zu lenken, und geht so sehr aus den Schranken, ich will nicht sagen ihres idealen Charakters, sondern nur der Weiblichkeit überhaupt heraus, daß sie dem Vater in Gegenwart des Sohnes, ihres Gatten, und vieler andern Männer sagt, sie sey eine gemeine Buhlerin, die ihm den Sohn verführt habe:

In meinen Leib hab' ich ihm hingegeben
Wie eine schnöde Buhlerin.

Das Tollste aber ist, daß der Papa sie hierauf mit dem Ruf:

Ehrlose Dirne, stirb!

erstechen will. Gerade je ehrloser sie ihm erscheint, um so weniger kann er ja Grund haben, sie zu erstechen, und überhaupt, wer wird gleich ein Frauenzimmer erstechen. Der Präsident in Kabale und Liebe weiß offenbar besser, wohin man ehrlose Dirnen schickt. Zu guter lezt bleibt der Alte sich nicht konsequent, sondern läßt sich doch noch rühren und man versöhnt sich. — Wäre so ein Stoff à la Iffland und Kotzebue als bürgerliches Lustspiel behandelt, würde man es wahrscheinlich abgeschmackt finden; wenn aber so ein Stoff nur à la Müllner und Houwald in schöne Verse gesezt und mit schallenden tragischen Phrasen ausstaffirt ist, gibt es in unserm Deutschland noch gute Leute genug, die es bewundern, denn sie sind noch immer unschuldig und ehrlich genug, es für ganz unmöglich zu halten, daß man in pathetischen Jamben etwas Gemeines sagen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 31. — 23. März 1832.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

10) Francesca di Rimini. Tragedia di Silvio Pellico. Treu-metrisch übersezt von E. Schäfer. Augsburg und Lindau, Kranzfelder, 1830.

Die uralte Fabel von den feindlichen Brüdern. Es ist kaum möglich, noch neue Konstellationen der beiden Rivalen auszudenken, da sie schon von hundert Dichtern abgenuzt sind; allein wenn solche Stoffe erschöpft sind, so bleibt in Bezug auf die Behandlung derselben immer noch genug zu thun übrig. Pellicos Franceska liebt den edlen Paolo, wie sie glaubt, hoffnungslos, hält ihn selbst für verloren und läßt sich aus Liebe zu ihrem Vater zu einer Ehe mit Lanciotto, Paolos Bruder, bewegen. Nun erscheint Paolo wieder, und es entdeckt sich, daß er nicht nur von Franceska geliebt war, sondern auch selbst sie heimlich längst geliebt hatte. Er will fliehen, aber Lanciotto, dessen Eifersucht schon rege geworden, ermordet ihn und sie. In der Sache enthält also dieses Trauerspiel nichts Neues. Die Behandlung dagegen muß man vortrefflich nennen, wegen der Wahrheit, mit welcher die Leidenschaften gezeichnet sind, und wegen des Maaßes und der Oekonomie in dem Gebrauch der tragischen Mittel.

Das Natürliche, Echtweibliche in dem Benehmen Franceskas fällt sehr angenehm auf, da wir seit langer Zeit gewohnt sind, junge Theaterheldinnen in einer solchen Situation nur hohle Phrasen und sentimentale Abgeschmacktheiten in wohlgesezten Versen herdeklamiren zu hören. Franceska kämpft mit ihrem Schicksal und Herzen, kokettirt aber nicht damit, und dies ist wohl das größte Lob, was man einer tragischen Heldin bei der gegenwärtigen Bühnenverderbniß nachrühmen kann. Am reizendsten und wahrsten zugleich erscheint Franceska in den drei Hauptmomenten, als sie Paolo wiedersieht, als er ihr seine Liebe, und als sie ihm die ihrige bekennt. Sie wird durch seine Ankunft überrascht, sie will seinen Anblick auf ewig meiden, aber ihr Gemahl führt ihn selbst zu ihr. Ohne zu wissen, was sie thut, verbirgt sie ihr Gesicht an der Brust ihres Mannes und will, ihrem ersten Vorhaben treu, Paolo nicht sehen, und in dieser reizenden Verwirrung wird ihr Edelmuth und ihre Scham beinahe Verrätherin einer Liebe, die sie eifrig flieht, und in deren Verderben sie blind mit geschloßnem Auge wider ihren Willen durch den unwissenden Gemahl fortgerissen wird, da er sie nöthigt,

Paolo anzusehn und zu begrüßen. Diese Scene ist sehr schön. Eben so die folgende, da Paolo, bevor er scheidet, die Unvorsichtigkeit begeht, ihr zu sagen, daß er sie liebe. Anfangs glaubt sie, er sey erst jezt für sie entbrannt, aber ihre Ueberraschung und ihr Seelenkampf steigert sich, da sie erfährt, daß er sie schon von ihrem ersten Begegnen an liebe. Am schönsten aber hat der Dichter den Moment aufgefaßt, da Franceska unwillkührlich ihre Liebe, von der Paolo noch nichts ahnt, ihm verräth. Noch hat sie sich gehalten und durch kein Wort ihre Empfindungen entdeckt; aber unwillkührlich hat sie ihm die Hand gedrückt, und er, freudig überrascht, bestürmt sie:

Ah, strétta
Hai la mia destra! O Gioja! dimmi; strétta
Perchè hai la destra mia?

Francesca.

Paolo!

Paolo.

Non m' odii?
Non m' odii tu?

Francesca.

Convien ch'io t'odii.

Paolo.

E il puoi?

Francesca.

Nol posso.

Paolo.

Oh detto; Ah, mel ripeti! Donna etc.

Wie rührend, wie wahr ist nicht dieses nol posso, und wie erhaben die Wirkung dieser wenigen Worte, die mehr werth sind, als die längste Expektoration in den schönsten gereimten Jamben oder Trochäen. Im Deutschen ist diese schöne Stelle zwar nicht ganz wortgetreu, doch passend übersezt:

Paolo.

Liebreich
Hielist du die Rechte mir: O Freude! rede
Warum so innig?

Franceska.

Paolo!

Paolo.

Du hassest
Mich nicht? Fürwahr?

Franceska.

Ich muß dich hassen.

Paolo.

Kannst es?

Franceska.

O nein.

Eine Schauspielerin, die schön und nicht ganz vom Geist verlassen ist, braucht in der That nicht mehr, als dieses Nein, um hier alle Herzen fortzureißen. Den Dichtern kann aber nicht genug dieses Beispiel von tragischer Sparsamkeit empfohlen werden, da ein einziges wahres Wort an der rechten Stelle angebracht mehr wirkt, als tausend glänzend ausgebreitete Phrasen daneben herum.

11) Philoktet. Schauspiel von Sophokles. In drei Akten für das Theater übersezt von Carl Wünsch. Berlin, Laue, 1830.

Philoktet mag sich leichter als ein andres Stück von Sophokles auf unsre Bühnen verpflanzen lassen, ist aber nicht das anziehendste; und soll es uns anziehn, so muß ihm wenigstens so viel als möglich von seiner antiken Eigenthümlichkeit gelassen werden, und sonach hätte der Bearbeiter recht wohl das Versmaaß des Originals beibehalten können, anstatt den Sophokleischen Jambus in den Schillerschen abzukürzen. So löblich und dankenswerth es ist, daß der Bearbeiter die Sprache fließend gemacht hat, so ließ sich dies doch auch im alten Versmaaß thun, das auch dem deutschen Ohr würdevoll und wohllautend erscheint, wenn es recht gebraucht wird. Den Beweis davon liefert folgendes Werk.

12) Achilleus auf Skyros. Ein Trauerspiel von R. H. Klausen. Hamburg, Perthes und Besser, 1831.

Der schöne Achill unter reizenden Mädchen versteckt wäre eher ein Gegenstand für ein Lustspiel als für ein Trauerspiel, wenn nicht der ganze Achill eine tragische Gestalt wäre, und der Dichter hat mit Fug die düstern Verkündigungen der Zukunft mit ins Spiel gebracht, und den Abschied des Helden durch die ewige Trennung von einer trostlos zurückgelassenen Geliebten schmerzlicher gemacht. Die Charaktere des Stückes sind würdig und schön gehalten, vor allem der kluge Odysseus, der im Mädchengewand heldenmüthig aufflammende Achill, und im Kontrast mit ihm das zartere wahre Mädchen, das ihn liebt. Auch die Sprache ist höchst

edel und klassisch gefeilt und geglättet. Der Sophokleische Vers herrscht wie billig darin vor, und es wäre zu wünschen gewesen, daß ihm der Dichter ganz treu geblieben, daß er ihn nicht mit dem fünffüßigen Jambus oder gar mit Trochäen vertauscht hätte, weil dies immer die harmonische Einheit des Totaleindrucks stört. Wie wohllautend der tragische Vers der Griechen auch im deutschen Munde ist, mögen folgende Worte des Odysseus darthun, die auch in andrer Hinsicht sehr schön sind, und uns zeigen, wie der Dichter den großen Kampf gegen Ilion sich gedacht hat.

Wir stehn am Eingang jahrelanger Kampfeszeit:
Nach Schmach und Elend überwundner Könige,
Zertretner Völker und zerstörter Städte zählt
Der Krieg die Stunden seines schwarzbewölkten Tags!
Und viele bittre Thränen um so manchen Freund,
Um manches Opfer männlich schöner Heldenkraft
Wird er von uns erpressen als gewohnten Zoll.
Das wissen wir, und Schlimmres noch befürchten wir:
Uns kann Zerrüttung drohen im verwaisten Haus,
Uns kann, wenn Zeus mißlingen läßt, was wir gewagt,
Des Krieges Umkehr Flamm' und Mord ins Vaterland
Hinüberwälzen, wie dem Feinde wir sie drohn.
Unwiederbringlich aber ist der Frieden uns
Verloren, bis wir unsern Kampf hinausgekämpft:
Denn vorbereitet waren zur Gehässigkeit
Von still genährter Eifersucht seit langer Zeit
Die Küstenländer beide des Aegäermeers,
Auch wachte rings in Griechenland der Ueberdruß
Am engbegränzten Lohne der Gewohnheit auf,
Und seit Jason's ruhmgekröntem Kolcherzug
Glaubt Jeder sich zum Ruhmerwerb berechtiget.
Wir sahn die thatengierige Vermessenheit
An den Sieben, die mit dem Blute Theben's Flur gedüngt,
Sahn durch die Rächer Theben's blühnde Macht zerstört,
Und aus der Rächer Augen loderte die Gluth
Nach Streit und Siegsruhm durch die ganze Jugend fort.
Daß sich daheim Verwüstung nicht erneuere,
Daß drinnen Eintracht, gegen außen Friede sey,
Verband Menelaos Schwäher unsre Heldenschaar,
Einträchtig in der gottgegebnen Schönheit Preis,
Zum Waffenbund für Helena's Verherrlichung;
Und Atreus Haus, vergessend aller Eifersucht,
Befreundete sich gastlich mit dem Troerreich.
Was dieses Friedens Dauer wohl in Griechenland
Ernähren möchte, hat ein Gott uns nicht gegönnt,
Der Troer Treubruch brach in alle Häuser ein,
Und Keiner glaubt sich Eigner seines Eigenthums,
Bis seinem Weib und seinen Kindern er gezeigt,
Daß er, was sein ist, bis zum Tod vertheidige.

13) Melpomene; von August Klingemann. Enthaltend: die Braut vom Kynast, Schauspiel, und Bianca die Sepolcro, Trauerspiel. Braunschweig, Meyer, 1830.

Klingemann verdient dasselbe Lob wie Raupach, daß er sich um das Theater bemüht hat, allein an ächtem Dichtergeist und gutem Geschmack hat es ihm ebenfalls gefehlt, und auch nicht ein einziges seiner vielen Stücke dürfte sich unsterblichen Nachruhms erfreuen. In „der Braut vom Kynast" hat er sich auf das schwierige Terrain der Mährchenpoesie gewagt, auf dem er sich ganz und gar nicht zu orientiren weiß. Mährchen haben allemal zwei Seiten, eine allegorische innre für den, der ihren Sinn versteht, und eine äußre, oberflächliche für das kindliche Gemüth, das seine bunten Sinnbilder buchstäblich nimmt und durch die ihm geheimnißvolle Magie des Mährchens nur in romantischen Schauer gewiegt wird, ohne Sinn und Zweck zu begreifen. Eins oder das andre muß nun der Dichter thun, er muß entweder sein Mährchen dem tiefsten Verstand anpassen, wie einige von Lessing, Goethe, Novalis, Tieck, oder dem ganz unbefangnen kindlichen Gemüth, wie die Mährchen der tausend und einen Nacht, Musäus Volksmährchen rc. Was er aber am allernöthigsten zu vermeiden hat, das ist die gewaltsame Hinabzerrung des Mährchens aus dem ihm eignen Gebiet des Verstandes und der Phantasie in das Gebiet der Gefühle, der Sentimentalität. Er wird es fast niemals thun können, ohne die kindliche Naivetät des Mährchens zu verderben, und ohne seinen geheimen Sinn zu verfälschen. So, um ein Beispiel zu geben, so ist das schöne Mährchen vom Freischützen aufs abscheulichste verderbt durch die Sentimentalität des guten Dresdner Kind, der es nicht über das Herz bringen konnte, den Ausgang des Mährchens so tragisch zu lassen, wie er seyn soll, der daher aus einem Jäger zwei machte, und nur die böse Hälfte (Caspar) zum Teufel fahren ließ, um die gute (Max) desto weichlicher zu hätscheln. Durch eine ähnliche falsche Sentimentalität hat nun auch Klingemann das schöne Mährchen vom Kynast verdorben. Dieses Mährchen sagt, die Jungfrau vom Kynast habe aus Uebermuth ihre Freier auf der schmalen Burgmauer reiten lassen, und alle seyen in den Abgrund gestürzt, bis

endlich der Erste, den sie wirklich geliebt habe, glücklich den Ritt vollendet, sie aber verschmäht habe, worauf sie verzweifelnd sich selbst in den Abgrund gestürzt. So hat das Mährchen einen Sinn. Klingemann aber macht einen ganz andern Ausgang. Da wird die gute Jungfrau blos ein wenig beschämt, bis sie recht mürbe und demüthig ist, und nun heirathet sie der glückliche Ritter. Das heißt den Sinn des Mährchens aufheben, und streitet überhaupt gegen die poetische Gerechtigkeit, denn eine so grausame Unvernunft, als worin sich das Fräulein vom Kynast gefallen, eine so blutige Lust, als es der Mord der Freier ist, kann ihren Ausgang nicht in einer sentimentalen Hochzeit und Ehe, sondern nur in Rache und Tod nehmen. Man denke sich einmal — wie Klingemann hier ganz dreist und ohne Arg seine Kunigunde darstellt — eine marmorherzige Jungfrau, in der ganzen urkräftigen Grausamkeit des Mittelalters, deren liebstes Ergötzen gewesen, junge Männer, von denen sie geliebt wurde, in einen Felsenabgrund stürzen und zerschmettern zu sehn, man denke sich dieselbe Amazone plötzlich, als ob gar nichts vorgefallen wäre, in ein überseliges schamhaftes Bräutchen verwandelt, wie Vossens Louise, die dem trefflichen Bräutigam in die Arme sinkt, indeß ein Schwesterchen fromm den Segen spricht und der ganze Himmel voller Geigen hängt. So hat denn, sagt der Dichter,

Frauenanmuth mild den Streit entschieden.

Und so wird denn auf den mit dem Blut und Hirn von dreißig Nebenbuhlern bespritzten Steinen eine so sentimentale Verlobung gefeiert, als ob es das reinlich mit Sand bestreute unschuldige Stübchen des Pfarrers von Grünau wäre.

Man sieht wohl, im Kopf unsrer Theaterdichter spucken Mord und bürgerliche Sentimentalität, Shakespeare und Iffland so durcheinander, daß sie bisweilen eins mit dem andern verwechseln und Blut und Milch in eine Schaale gießen. Immer aber bleibt es merkwürdig, daß unter so vielen hundert alten Mährchen auch nicht ein einziges widersinnig ist, auch nicht ein einziges sich eine Unvernunft oder nur Geschmacklosigkeit erlaubt, wie sie den heutigen Dichtern so sehr geläufig sind. Darum kann man den modernen Bearbeitern alter Sagen und Mährchen nicht oft genug zurufen: bleibt bei der Sache, haltet euch an das Original, und seyd um Gotteswillen so klug, durch vorwitziges Retouchiren nicht eure ganze Ungeschicklichkeit zu offenbaren.

Das zweite Stück, Bianca, ist einer bekannten Novelle von Schefer nachgebildet, eine jener blutschänderischen Geschichten, womit uns die Schicksalstragöden bereits so reichlich versorgt haben. Wenn Sophokles wüßte, was für ein Bastardgeschlecht sein Oedipus gezeugt hat, er würde uns sein Schicksal noch viel tragischer gemalt haben. Uebrigens freut es uns, ein solches Stück zu lesen, wie diese Bianca, oder wie die Ahnfrau, denn sie zeigen uns wenigstens, daß wir am Ziel seyen, daß der tragische Unsinn und der Mißbrauch des Pathos und Schreckens nicht weiter gehn können, und überdies sind sie unschädlich, denn sie verfehlen ihre Wirkung. Wer so die Gefühle anspannt, so Greuel auf Greuel häuft, die Leute so in einem fort im Fortissimo der Leidenschaft schreien läßt, der erregt nicht mehr, wie es Aristoteles vom Trauerspieldichter verlangt, Mitleid und Furcht, sondern nur noch Langeweile und Eckel.

Es hält unendlich schwer, den Trauerspieldichtern begreiflich zu machen, daß der Theatereffekt weit öfter durch Maaß erzielt wird, als durch Uebermaaß; daß ein Unglück mehr rührt, als wenn drei Unglücke mit einander wetteifern, uns zu rühren; daß ein Verwundeter uns mehr Mitleiden einflößt, als ein ganzes Lazareth; daß eine Thräne mehr werth ist, als eine Fluth von Thränen; ein Wort mehr werth, als ein Schwall von Versen; ein verbißner Schmerz ergreifender, als ein lautbrüllender, und eine bescheidne Zurückhaltung ächter Rührung viel viel schöner, als eine Iffland-Kotzebuesche Familiengruppe, worin das ganze Haus bis auf Hund und Katze sich umarmt. Immerhin aber ist es ein Glück, daß die Trauerspieldichter mit allen ihren übertriebnen Glanzeffekten doch nicht im Stande sind, den wahren tragischen Effekt abzunutzen. Wie oft sie das Erhabene und Schreckliche übertreiben, das wahre Erhabene, das wahre Schreckliche bleibt erhaben, bleibt schrecklich. Man sieht dies schon deutlich in unsern Theatern. Die gräßlichsten Schicksalsstücke kommen aus der Mode oder finden nur wenige und kalte Zuschauer, während weit einfachere, aber ächte Trauerspiele der guten alten Zeit, wie Emilia Galotti mit immer neuer Theilnahme gesehn werden. Um des Himmels willen, welche lange, schöngereimte und phrasenvoll' und volle Monologe würden unsre modernen Romantiker der guten Emilia aufgebürdet haben, und was würden unsre Rührspieldichter den Tellheim haben seufzen und deklamiren lassen, den armen Tellheim, der so wenig spricht, und immer den Arm in der Schlinge trägt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 32. — 26. März 1832.

Schau- und Trauerspiele.

(Beschluß.)

14) Ernst Raupachs Schauspiele und Trauerspiele. Erster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1830.

Da in neuerer Zeit eine so große Menge Trauerspiele gedruckt werden, die entweder gar nicht für die Bühne bestimmt sind, oder wenigstens nicht dafür passen, so ist es immerhin löblich, daß Raupach bei der Abfassung seiner Trauerspiele Alles Andre dem Bühnenzweck, dem theatralischen Effekt aufopfert. Inzwischen badauern wir, daß unter diesen aufgeopferten Nebendingen sich unschuldigerweise die Poesie selbst befindet. Die beiden Trauerspiele, womit die vorliegende Sammlung beginnt, liefern einen traurigen Beleg dazu.

Raphaële ist eins der schlechtesten Trauerspiele, das je über die Bühne gelaufen, troz aller seiner glänzenden Effekte, denn die darin dominirende Leidenschaft ist durch einen Beisatz von Kotzebuescher Gemeinheit dergestalt korrumpirt, daß es Melpomenes unwürdig ist und ihren Tempel verunreinigt. Um diese Gemeinheit gleich in ihrem rechten Licht zu erkennen, darf man Raupachs Raphaële nur mit Shakespeares Kaufmann von Venedig, und den Abdallah des erstern mit dem Shylok des leztern vergleichen. Shylok, von Natur ein gemeiner und habsüchtiger Jude, wird durch die ächt tragische Leidenschaft des Nationalhasses veredelt und opfert die niedre Begierde des Geldes einem höhern Triebe auf. Abdallah gerade umgekehrt wird als ein von Natur würdiger Mann geschildert und erniedrigt sich erst selbst, indem er sich von der Begierde des Geldes überwinden läßt. So führt uns denn Raupach aus der reinen Höhe tragischer Leidenschaften in die Sphäre der Kotzebue-Ifflandischen Kassendiebstähle, Spieltische und verschämten Bettlei hinein, in die Sphäre der gemeinsten Gemeinheit, wo alles sich um den Mammon dreht. Diese Sphäre gehört, wie alles Gemeine, dem Lustspiel an, nicht dem Trauerspiel, denn ihre Leidenschaften entbehren jedes Adels. Daher hat auch noch nie und nirgends ein großer Dichter solche Niederträchtigkeit ins Trauerspiel eingeführt, und Shakespeare hat an Shylok bewiesen, wie gerade der Mammon und seine ganze Bezauberung entweichen müsse, wo die tragische Leidenschaft und Würde beginnt. Allein in Gemeinheit bis über die Ohren ersoffen, wissen weder unsre Dichter noch ein großer Theil des Theater-Publikums nur zu unterscheiden, was gemein ist und was es nicht ist.

Die Tochter der Luft ist eine Umarbeitung des gleichnamigen Stücks von Calderon. Ich stelle mir den Umarbeiter wie eine hungrige Harpye vor, welche den edlen Leib des gemordeten Dichters gierig verschlingen möchte, und es nicht ganz vermag, daher hier und dort beliebige Theile abreißt, hinabschluckt und verarbeitet, um sie auf einer deutschen Bühne als ein neues Ganzes wieder von sich zu geben. O beleidigte Majestät des Dichters! unwürdig mißhandelter Calderon! Mag Raupach immerhin sich selbst und seine eignen Erfindungen der Mode und dem jezt herrschenden falschen Geschmack der Deutschen zum Opfer bringen, das kann ihm Niemand wehren; wie aber, wenn er je auch nur während der Dauer eines einzigen glücklichen Moments das Gefühl eines Dichters und Achtung vor sich selbst hatte, wie hat er vermocht, raubmörderisch in das Heiligthum des frommen Spaniers einzubrechen, um es zur Lust des Pöbels zu entweihen? Nun kann er sich freilich damit entschuldigen, daß er ja eigentlich den Calderon verbessert habe, daß er seine Helden viel tugendhafter und gefühlvoller dargestellt habe, daß das ganze Schauspiel unter seinen Händen viel rührender geworden sey; aber eben das ist die schlimmste Entweihung. Er hat uns den Calderon in die deutsche Komödiensentimentalität übersezt und das ist tausendmal ruchloser, als wenn er ihn travestirt auf ein Puppentheater gebracht hätte. Die Heldin selbst, Semiramis, die bei Calderon immer große Willenskraft und großen Verstand zeigt, aber statt des Gefühls gerade das Gegentheil, nämlich Gefühllosigkeit, wie es auch ihre Rolle und der Sinn des ganzen Stückes verlangt, dieselbe zeigt bei Raupach eine zimperliche Empfindsamkeit. Man denke sich einmal die grausame Amazone, wie sie bei Raupach gleich einer in einer Pension verbildeten histerischen Professorstochter faselt, wie folgt:

Und Blüthenwinde fühl' ich hier wehn,
Und ihrer Schwingen
Melodisch Getön
Brustschwellend ins Herz mir dringen.

Solches schon an sich unsinnige Gewäsch nun vollends im Mund einer männervertilgenden Semiramis! Allein Raupach läßt sich nicht nehmen, daß dies äußerst schön und theatralisch sey, und führt seine sentimentale Frazze von Heldin bis zum Schluß so durch. Bei Calderon stirbt Semiramis ihrem Charakter getreu mit einer einfachen und großartigen Resignation, die so erhabner Thaten würdig ist:

Tochter war ich ja der Luft,
Und in ihr verfliegt mein Odem.

Was macht nun unser sentimentaler Raupach daraus? Man höre!

Semiramis.

(erholt sich, blickt die Umstehenden starr an, fühlt nach ihrer Krone und läßt ihre Blicke nach oben schweifen, sich aufrichtend.)

Die Mutter seh' ich schon im Nachtgewande,

(Sie thut einen Schritt nach der Mitte.)

Das Haar umwunden mit dem Sternenbande —

(als ob sie auf etwas horchte; hastig wieder zwei Schritt vorwärts gehend)

Sie läßt mir sagen durch den Abendwind:
Komm schlafen, Kind!

(Sie sinkt nieder und stirbt.)

So verbessert Raupach den Calderon. Dafür hat sich aber auch der Dales in seiner Poesie eingenistet, und je mehr sie ihn füttert, je ärmer wird sie.

Da Semiramis übrigens zu den unverwüstlichen dramatischen Personen gehört, die wie die Shakespeareschen selbst der Feder eines Voß trotzen, so hat auch Raupach sie nicht ganz in der Sentimentalität verwässern können. Er hat sich daher an die Nebenpersonen gemacht, und namentlich hat der arme Menon herhalten müssen. Ohne Zweifel hat Raupach gesehn, welches große Glück der Belisar von Schenk auf den Bühnen gemacht hat. Flugs stiehlt er ihm die Effektscenen weg, und schleppt den blinden Menon mit der in ihn verliebten Schwester des Königs das ganze Stück hindurch herum, weil er aus Belisar gelernt hat, daß ein blinder Mann, von einem hübschen Mädchen geführt, sich artig ausnimmt. Weiß aber Calderon etwas davon? Kein Wort. Gehört es überhaupt hieher? Durchaus nicht, denn das Interesse für dieses Paar schwächt das für die Hauptperson Semiramis, und schwächt und verdirbt den Eindruck des ganzen Stückes, weil er dasselbe ganz in Sentimentalität eintunkt und zwar in die alltäglichste deutsche Komödiensentimentalität, und ihm den ihm eignen originellen und starken Charakter nimmt.

15) Die Bildweihe oder der Frevel an dem Heiligen. Ein Trauerspiel von C. Werlich. Rudolstadt, in Kommission der Hofbuchhandlung, 1830.

Wieder einmal ein Malertrauerspiel, wie wir denn schon Malerromane, Malernovellen, Malerdramen zu Dutzenden haben und nur noch Malerheldengedichte in 24 Gesängen fehlen. Man könnte eben so gut Pinselromane, Pinselnovellen schreiben, denn der Maler geht

uns so wenig an wie sein Pinsel, nur das Gemälde geht uns an. Wir wollen das Bild, nicht die Geschichte des Malers, die Kirche, nicht die Geschichte des Baumeisters. Am Schluß des vorigen Jahrhunderts brachte aber Goethe aus eigner Eitelkeit die Verwechslung des Künstlers mit dem Kunstwerk in die Mode, und seit seinem Wilhelm Meister wurden die Dichter, Maler und Schauspieler, anstatt Helden darzustellen, selbst Helden. Die ganze Kunst schien zum Spiegel geworden, worin die eitlen Herrn sich nur selber sahen. Ludwig Tieck versündigte sich auch ein klein wenig an der Kunst, indem er das Interesse für sie allzusehr in das für den Künstler hinüberleitete und in Sternbalds Wanderungen der furchtbare Vater eines zahlreichen Geschlechts von Malergeschichten wurde, worin die Malereitelkeit, die eitelste von allen, sich nach und nach bis zur absoluten Unausstehlichkeit gesteigert hat. Der Maler ist noch eitler wie der Dichter und sogar wie der Schauspieler, weil er die Eitelkeit beider vereinigt. Junge Dichter verstecken sich daher gern hinter junge Maler, weil sie unter dieser Maske ihrer Eitelkeit weniger Zwang anthun dürfen, und deshalb schreiben sie auch viel mehr Romane und Schauspiele, worin Maler, als worin Dichter die Helden sind, lassen aber diese Maler immer zugleich sehr poetisch seyn und legen denselben ihre eignen Sentiments bei. Wie Tieck desfalls eine eigne Gattung von Malerromanen, so hat nachahmend Oehlenschläger durch seinen Correggio auch eine eigne Gattung Malerdramen gegründet, und zu der lezten gehört das vorliegende Drama.

Die Eitelkeit, die in allen solchen Poesien einmal nicht fehlen darf, vielmehr ihr eigentliches Lebensprincip ist, erscheint hier wenigstens gemildert durch Jugendlichkeit. Zwar ist es immer schon schlimm, wenn die Jugend weich und fromm dergleichen Eitelkeiten lernt und andächtig mitmacht, und nicht vielmehr kräftig sich davon losreißt, indeß ist die Hoffnung doch noch nicht ganz verloren, wie bei einigen alten Kunstnarren, deren Eitelkeit inkorrigibel ist.

Wir geben nur den Anfang des Dramas: Ein junger Maler zeigt einem alten Gönner das Bild, das er eben vollendet.

Rosa.

Mein väterlicher Freund! Nun nimm es hin
Mein Alles, was ich bin, vermag und habe!

Celsini

(betrachtet das Gemälde mit stiller Rührung.)

Gern sag' ichs dir; Noch mehr als ich erwartet!
Dies sind die holden, lieben mir Bekannten —
Wie sie mir oft im Geiste vorgeschwebt!
Als wenn ich jezt mich selbst gefunden hätte!
So muß es jedem Fühlenden ergehen,
Wenn er die heil'gen Formen hier erblickt.
Aus der unendlich hochbeglückten Mutter
Strahlt glanzerfüllt die Königin des Himmels,
Verherrlichend der Menschheit hohe Würde; —
Der Gottesknabe schmiegt sich liebend an,
Und blickt verklärt, das ew'ge Heil verkündend,
Auf den wehmüthig sehnenden Johannes.

Rosa.

Wie glücklich bin ich!

Celsini.

Ja, das bist du, Freund!
Wer so vermag den Glauben einer Welt
Vor seinem Geist im Bilde zu ergreifen
Und so begeisternd wieder auszusprechen,
Der ist, bei Gott, unendlich hochbeglückt!
(umarmt Rosa)
Ich seg'ne, lieber Sohn, den Augenblick,
Wo ich dich sah an Raphaels Verklärung!
Du hast den Glauben an die Göttlichkeit
Der menschlichen Natur mir hoch bestätigt.
O bleibe diesen heil'gen Bildern treu,
Die deine reine Seele jezt erfüllen;
Dann wird dein Leben selbst ein Kunstwerk seyn!

Was sollen dergleichen schülerhafte Rührungen und Expektorationen der Künstlereitelkeit? Wir müßten erst das Bild selbst sehn und mit urtheilen können, ob es so vieles Lobes werth sey; und gesezt auch, es wäre von einem noch jezt existirenden bekannten und trefflichen Bilde eines berühmten alten Meisters die Rede, so würden wir es doch abgeschmackt finden, uns Lobposaunende Gönner und den vor Eitelkeit berstenden Künstler davor zu denken, anstatt uns mit dem Bilde selbst zu begnügen. Nur das Bild ist etwas werth, die Empfindungen und Lobhudeleien sind nicht einmal den Rahmen werth, und es bezeichnet recht den Verfall der Kunst in unsern Tagen, daß wir so viele vortrefflich seyn sollende Maler in Romanen und auf der Bühne, und so wenige wirklich vortreffliche im Leben sehn.

16) Der Stern von Sevilla. Trauerspiel. Nach dem gleichnamigen Schauspiel des Lope de Vega von J. Ch. Baron von Zedlitz. Stutt-

gart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Dieses Drama des geistreichen Verfassers der Todtenkränze war schon im vorjährigen Taschenbuch für Damen abgedruckt, bei welcher Gelegenheit wir uns über dasselbe ausgesprochen haben (Literaturblatt 1830. Nr. 120). Es hat viel Aehnliches mit dem treuen Diener seines Herrn von Grillparzer, indem es die unbegrenzte Ergebenheit und Aufopferung des Dieners für den Herrn darstellt; es zeichnet sich aber vermöge seines spanischen Ursprungs eigenthümlich dadurch aus, daß es die Ritterehre zum Motiv der Dienstpflicht macht. Wenn es nun seltsam erscheint, daß die Ehre dem Edelmann zur Pflicht machen soll, mit Hintansetzung aller menschlichen und göttlichen Rechte dem willkührlichen Machtgebot des Despoten, auch wenn dasselbe absolut unvernünftig ist, wie ein Assassine zu gehorchen, — so muß man sich erinnern, daß Lope de Vega in einer verderbten Zeit geschrieben hat, da die Enkel des Cid Campeador schon zur servilen Camarilla herabgewürdigt waren, und nur die Don Ranudos de Colibrados und Don Quichotes den alten Rittersinn repräsentirten.

17) Klassisches Theater des Auslands. 32 Bändchen. Gotha, Hennings, 1830.

Werke von Calderon, Alfieri, Corneille, Racine, Scheridan, Molliere, Scribe rc. und

18) Shakespeare von Meyer. Daselbst.

der auch etliche und dreißig Bände faßt. An sich muß das Unternehmen, eine ganz wohlfeile Taschenausgabe der besten dramatischen Werke des Auslands zu veranstalten, gelobt werden; aber es heißt, ein so gutes Unternehmen verderben, wenn auf die Ausführung nicht größerer Fleiß gewendet wird. Welch schändliche Dieberei auch der Nachdruck ist, so gewinnt doch das Publikum am Ende mehr beim Nachdruck guter Uebersetzungen, als bei der Verfertigung neuer, die nicht besser oder gar viel schlechter sind. Das Uebersetzen auf Spekulation ist wahrhaft sündhaft, da es die Verbreitung der bessern Uebersetzung hindert. Es ist damit wie mit den Nachahmungen, deren Anhäufung dem Original allemal schadet. Zu keiner Zeit wurde die orientalische Original-Literatur so sehr vom Publikum vernachläßigt, als jezt, wo nach dem Vorgang des westöstlichen Divanpräsidenten jeder Stümper die herrlichen Originale nachzuäffen wagt. Die Uebersetzungen von Hammer, Hartmann rc. liest jezt kein Mensch mehr, aber die Nachahmungen von Goethe, Moore, Rückert, Platen, Stieglitz rc. liest Jeder. Die ächte Kost wird verschmäht, und das fade Surrogat mit Leidenschaft und Appetit verschlungen. So ergeht es auch Shakespeare. Sein Text erstickt unter den Noten und Kommentaren, und das Original unter Uebersetzungen, und die wenigen guten Uebersetzungen ersticken wieder unter vielen schlechten.

Wir haben es bisher nicht für dringend gehalten, über die Kommentare zum Shakespeare von Tieck und Horn und über die neuen Uebersetzungen von Schlegel und Tieck, Benda, Kaufmann, Meyer zu berichten und halten es auch jezt noch nicht für dringend. Wir wollen einmal später eine Generalbeichte darüber ablegen, und begnügen uns, einstweilen

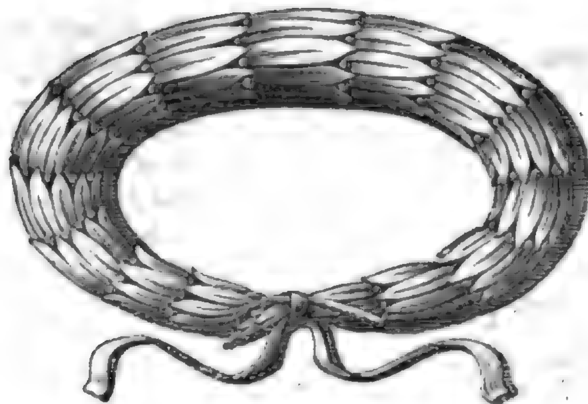
19) The plays of W. Shakspeare. Vol. I. Francf. Sauerlaender. 1830.

zu empfehlen. Diese Ausgabe accurately printed from the text of Mr. Steevens last edition soll den Freunden Shakespeares die Lektüre seiner Werke im Original erleichtern und ist desfalls mit deutschen Noten versehn. Eine sehr gute und lobenswürdige Absicht, da es allerdings nicht auf ganze Bibliotheken von Kommentationen und Uebersetzungen ankommt, sondern auf den einfachen Text, wie bei der Bibel auf die Bibel, nicht auf den ganzen Schwall der Exegese. Uebrigens sind manche der dieser Ausgabe beigefügten deutschen Noten überflüssig. Wer gebildet genug ist, den Shakespeare zu lesen, dem braucht man nicht erst zu sagen, daß z. B. Seite 65 l. stand for sacrifice „als Opfer" heiße. Wort und Sinn sind ja hier leicht zu erkennen.

Darf ich schließlich die bescheidne Bemerkung wagen, daß alles das, was die Kritik aus Shakespeare erst herauserklären muß, nicht das ist, um deswillen Shakespeare so groß ist, daß vielmehr seine Größe in dem beruht, was jeden Leser, jeden Zuschauer von selbst ergreift, — und daß es die Aufgabe der Kritik nicht ist, das zu preisen, was ohne sie schon vortrefflich genug ist, sondern das zu bekämpfen, was schlecht ist, und zur Verbesserung dessen hinzuwirken, was noch nicht gut genug ist, mit einem Wort, daß die Kritik gleich der Gesetzgebung und Rechtspflege nie etwas Gutes machen, immer nur das Schlechte verhindern kann.

Von den historischen Schau- und Trauerspielen sprechen wir in Kurzem.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 33. — 30. März 1832.

Lyrische Dichtkunst.

1) Max von Schenkendorf's poetischer Nachlaß. Berlin, Eichler, 1832.

Bekanntlich erschien die erste Sammlung der Gedichte Schenkendorfs 1815 in Tübingen, und gewann durch die darin ausgesprochne patriotische Gesinnung dem Dichter alle Herzen. Von der hier gesammelten Nachlese sind auch schon einige Gedichte früher in Liedersammlungen öfter abgedruckt, z. B. das schöne Lied auf Andreas Hofer:

Als der Sandwirth vom Passeier
Inspruck hat mit Sturm genommen 2c.

Die übrigen sind nur aus dem handschriftlichen Nachlaß abgedruckt. Die erste Abtheilung enthält unter der Ueberschrift „Leben und Liebe" Gedichte, worin sich Sehnsucht, Liebe, Wehmuth, Trennungsschmerz ausspricht, und Gedichte an die Natur, den Frühling; sodann auch spezielle Gelegenheitsgedichte theils an geliebte Personen, theils an geliebte Gegenden. Unter den erstern bemerken wir Jakob Böhme, Goethe, Stilling; unter den leztern Baden-Baden und die Rheingegenden. Nicht alle diese Gedichte sind von gleichem Werth; die Gelegenheitsgedichte entbehren ihn am meisten, da sie der Verfasser auch schwerlich je zum Druck bestimmt hat. Als vortrefflich dagegen zeichnen wir folgende kleine Gedichte aus:

Liebe.

O Liebe, du Morgentraum,
Geboren kaum,
Und weise wie die Ewigkeit;
Im Greisenhaar
Noch mild und klar,
Noch fühlend und spielend
Wie Kindlein in der Weihnachtszeit.

O Liebe, du Zauberwort,
Klingst fort und fort
Wie Wellenschlag der Ewigkeit.
Du Melodie
Und Harmonie
Von Wonnen, zerronnen
In Tönen fließet Raum und Zeit.

O Liebe, von dir empfieng
Der Schmetterling
Des Blüthenlebens zarten Keim,
Ha Wonnepreis!
Im Blumenkreis

Zu nippen mit Lippen
Die Küsse gleich dem Honigseim.

O Liebe, du Lebenskraft,
Du Bächlein hell,
Verbreitest Kühlung um mich her,
O labe mich,
Ich sink in dich
So selig, so wählig,
Wie Fischlein in dem Muttermeer.

Die gefangnen Sänger.

Vöglein, einsam in dem Bauer,
Herzchen, einsam in der Brust,
Beide haben große Trauer
Um die süße Frühlingslust.

Um das Wandern, um das Fliegen
In dem Thal von Zweig zu Zweig,
Um das Wiegen, um das Schmiegen
An die Liebste warm und weich.

Vöglein singe deine Klagen,
Bis die kleine Brust zerspringt.
Herz, mein Herz, auch du wirst schlagen
Bis dein lezter Ton verklingt.

Das tiefste Gefühl spricht sich in folgendem schönen Gedicht aus:

Als er in Frankenberg bei Aachen wohnte.

Ich zieh' in euch, ihr Mauern,
Mit Wehmuth und mit Lust,
O Vorzeit reich an Schauern,
Du ziehst in meine Brust.

Ihr Wände habt belauschet
Des alten Kaisers Glück,
Von Saitenklang durchrauschet,
Erhellt vom Sonnenblick.

Hier hat der Held gesessen,
Als ihm sein Lieb entschlief:
Die Lust war unermessen,
Das Leid war gar zu tief.

Und was ihn so gekränket,
Was ihm sein Herz bezwang,
Liegt hier im See versenket,
Schon tausend Jahre lang.

Der Ring von seiner Lieben,
Den trug sie an der Hand,
In dem ein Wort geschrieben
Von ew'gem Liebespfand;

Den hat der See verschlungen:
Da war der Karl geheilt. —
Der Pilger blickt gezwungen
Zur Tiefe nun und weilt.

Wohl jeder hat getrunken
Vom Becher voll und süß,
Wohl jedem liegt versunken
Ein frühes Paradies.

Drum ist der See so trübe,
Mit Laub und Schilf bedeckt,
Weil ihren Gram die Liebe
Gern aller Welt versteckt.

Ihr Glück läßt Liebe scheinen
Und zeigt es unverstellt;
Doch muß die Liebe weinen
So flieht sie vor der Welt.

O Sehnsucht allgewaltig,
Halb dunkel, halb bewußt,
O Sehnsucht, vielgestaltig
Beschleichst du meine Brust.

Ich will nun in die Felder
Und an die klaren See'n,
Durchschweifen grüne Wälder
Und alte Felsenhöh'n.

Auf diese Lieder folgen die vaterländischen, die wir nicht ohne Rührung durchlesen haben, eingedenk der Zeit, in welcher sie entstanden sind. Die Erinnerung an jene frühverstorbnen Freiheitssänger, Theodor Körner und Schenkendorf, muß die Seele mit Wehmuth erfüllen. Welch trauriger Trost für beide, daß der Eine starb, ehe noch die Hoffnung ihn täuschte, und der Andre, als er den Irrthum erkannte.

Schenkendorfs Schwanenlied von 1815 klingt traurig:

Es zehrt am innern Leben
Geheimes feines Gift,
Zu bald wird uns entschweben
So freies Wort als Schrift.
Der Volksgeist, doch beschworen
Zum Retter in der Noth,
Vergessen und verloren,
Wo bleibt er? ist er todt?
Er muß sich wohl verbergen,
Daß ihn kein Auge schaut,
— — — —
— — — —

Die lezten Gedichte sind religiösen Inhalts, Weihnachtslieder, Osterlieder ꝛc., etwas spielend in der altdeutschthümelnden Manier, wobei man jedoch mehr auf die gute Gesinnung, als auf die zufällige Affektation der Form sehn muß, denn gewiß meinten es jene Altdeutschen sehr gut, wenn sie sich auch öfters durch Nachäfferei des Mittelalters lächerlich machten.

2) Spaziergänge eines Wiener Poeten. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1831.

Gedichte, in denen sich der beste der jezt lebenden Dichter Oesterreichs zu erkennen gibt, und die zugleich seine besten sind. Das sind Gedichte von der Art, wie sie nicht untergehn, in Feuer geläutertes Gold, zwar vom verhüllten Dichter in stummer Nacht gleichsam achtlos in die Wellen geworfen, aber nur, um mit dem Hort der Nibelungen, einst den hellen Tag zu grüßen. Es gibt nur wenige Dichter, deren Geist, im tiefsten Leben der Nation geboren, den prophetischen Träumen desselben Worte leiht und hellsieht in der schwärzesten Zeitennacht. Dieser wenigen Wort klingt aber ewig fort, Musik der Zukunft, und ist diese gekommen, eben so süß noch ein Klang der Vergangenheit, und ein ewig grünender Lorbeer um die Schläfe des Dichters.

Der Grundgedanke dieser Gedichte ist:

Riesin Austria, wie herrlich glänzest du vor meinen Blicken!
Eine blanke Mauerkrone seh' ich stolz das Haupt dir schmücken,
Weicher Locken üpp'ge Fülle reich auf deine Schultern fallen
Blonden Gold's, wie deine Saaten, die im Winde fröhlich wallen.

Festlich prangt dein Leib, der wonn'ge, in dem grünen Sammtgewande,
Dran als Silbergurt die Donau, und die Rebe als Guirlande;
Leuchtend flammt sein Schild, der blanke, welchem Lerch' und Aar entsteigen,
Aller Welt von deinem Bündniß mit dem Tag und Licht zu zeigen!

Das Land, das die Natur zum Paradies gemacht, soll der Mensch nicht dem Menschen verleiden. Daher klagt der Dichter:

Lieblich plätschern dort die Brunnen, silbern steigt des Springquells Pracht,
Rosen und Violen duften von den Fenstern durch die Nacht,
O wie süß dort vom Balkone Nachtigallenlied erschallt!
Fast bedünkt' es mich, als wallte fern ich durch den grünen Wald.

Ueber Quell und Rosen aber, und Viol' und Nachtigall,
Ueber Domen und Pallästen stand des Mondes Strahlenball,
Wie ein leuchtender Gedanke heil'ger Freiheit, licht und klar! — —
O wie schade, jammerschade, daß es rings der einz'ge war!

und wenn er draußen in der schönen Natur sich ergeht;

Selig wie des Frühlings Rosen warst du da, mein Herz, erblüht,
Heiter, wie des Frühlings Sonne, warst du, Auge, aufgeglüht!
Sieh, da tritt ein Mann, ein fremder, durch die offne Gartenthür,
Wallt heran zu meiner Laube, sezt sich an den Tisch zu mir.

O ihr fernen, sel'gen Brüder, die ihr wohnt in freierm Land,
Rasch und froh dem neuen Gaste hättet ihr gedrückt die Hand,
Und willkommen ihn geheißen, mitzutrinken euren Wein,
Sich des Glanzes und des Reichthums ringsumher mit euch zu freun!

Aber ach, ich dachte bange, als der fremde Mann genaht:
Ist es nicht vielleicht ein Diener unsrer finstern Hermandad,
Der da lauert auf Gedanken, wie im Forst der Wilddieb lauscht,
Ob kein Hirsch, kein allzufreier, arglos aus dem Busch nicht rauscht?

Der da spähet, was für Blätter meines Geistes Rebe treibt?
Ob des Sprößlings lust'ge Ranke fein am alten Stocke bleibt?
Der da die geheimsten Perlen meines Herzens wühlt empor,
Daß er dann die hellsten werfe den gefräß'gen Schweinen vor?

Also dacht' ich und verwandelt war mein Wein in Galle schier,
Und des Frühlings Purpurküsse mundeten nun nimmer mir,
Meines Herzens heitre Rosen dorrten ab, verwelkt alsbald,
Und ich sprang empor und stürzte in den öden finstern Wald!

Meine Stirne lehnt' am Baumstamm, und des Auges Thräne rann:
Ach, vielleicht mit bitterm Unrecht kränkt' ich jenen fremden Mann!
Und vielleicht wohl ist er würdig, daß Vertraun ins Aug' ihm blickt,
Und des besten Mannes Liebe treu und warm die Hand ihm drückt!

O ihr Mächt'gen, die mit Arglist Brüder ihr auf Brüder hezt,
Und dem edelsten der Völker Mißtraun in die Herzen sezt,
Könnt ihr diesem blauen Himmel frei in's freie Auge sehn?
Könnt ihr jenen lichten Fluren, jenen Bergen Rede stehn?

Rings ist Glanz und Tageshelle, aber Nacht ist eure That!
Rings ist Offenheit und Freiheit, aber Mißtraun eure Saat!
Wollt ihr unsre Herzen wandeln, o verwandelt erst das Land!
Nimmermehr dann will ich murren, Wunsch und Thräne sey verbannt.

Laß die frischen, grünen Felder, öde fahle Haiden seyn,
Drauf statt reicher, goldner Saaten, Dorn und Unkraut nur gedeihn!
Sezt ein Volk auf diese Fluren, zwergig, träg' und ungestalt,
Statt des starken, schönen, heitren, das sie blühend jezt durchwallt!

Starr zu kahlem Krüppelholze, sey der Hochwald eingeschrumpft,
Und der Strom, der blaue, schnelle, sey zur Pfütze träg versumpft!

Jene Kette stolzer Berge sey ein Haufe Schutt und Sand,
Und die graue Distel krieche, wo die Rebe glorreich stand!

Es verhüll' ein ew'ger Nebel unsern Himmel blau und licht!
Solchem Land paßt eure Satzung, doch dem unsern paßt sie nicht!
Dann trompetet euer Herold sie in Nebelnacht hinaus!
Dann entsendet eure Späher hündisch auf die Lauer aus!

Ob kein Hirsch, kein allzudreister über euren Kirchhof springt?
Ob nicht allzufreie Ranken in dem Schutt' ein Sprößling schlingt?
Ob nicht allzuhelle Perlen jene trübe Pfütze hegt?
Allzuschwer wird er nicht schleppen an dem Funde, den er trägt!

Doch, so lang das Land noch blühend, saatenreich und frühlingsgrün,
Und das Volk gesund und fröhlich, kräftig noch und jugendkühn,
Mögt ihr nicht sein Brod vergiften, seine grüne Flur entweihn,
Seinen blauen Himmel trüben, und vergällen seinen Wein!

Um dem Leser, der das Buch selbst in die Hand nehmen wird, nicht zu weit vorzugreifen, übergehn wir gerade die schönsten und frappantesten Gemälde und Porträts der Gegenwart und Vergangenheit, die sich hier in reicher Fülle vordrängen, und worin, in einer schönen Harmonie, immer derselbe Gedanke, dieselbe großartige Metapher vom Frühling vorherrscht. So heißt es von Kaiser Joseph:

Ein Despot bist du gewesen! Doch ein solcher, wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunklen Diebesschlüften die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand an's Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! Doch, fürwahr, ein solcher blos,
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt,
Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

Zur Zukunft sich wendend, läßt der Dichter dem Verhängniß die große Wahl offen. Entweder:

O heraus, ihr durst'gen Zecher! Müde Wächter, flink herbei!
Stellt euch auf in blanken Waffen, schnurgerad in Glied und Reih'!

Präsentiret die Gewehre, senkt die Fahne feierlich!
Laßt die Trommeln fröhlich wirbeln, und die Schranke öffne sich!
Daß mit grüner Palme siegreich, stolz und frei im Lichtgewand,
Leuchtend der Gedanke wandle in das gastlich schöne Land!

Oder:

Durch die Straßen tönt die Trommel: ein Edikt wird kund gemacht!
„Abgeschafft sind die Laternen; gänzlich sey's in Zukunft Nacht!
So will's allerhöchste Gnade, überzeugt aus tiefen Gründen,
Daß das Volk wohl auch im Finstern kann den Weg zum Munde finden.“

Ew'ge Nacht ist eingebrochen über's ganze, arme Land,
Ew'gen Nebels dichte Schleier ruhn darüberhin gespannt;
Mond und Sterne sind erblichen, ein Gestirn doch blieb noch immer:
Nur das Sternenbild des Krebses, deutungsvoll in fahlem Schimmer.

Doch vor Sankt Liguori's Kirche, auf der Bank sich streckend breit,
Ruft ein heil'ger Mann behaglich: Welch' ein schöner Tag ist's heut! — —
Aber wir verruchten Todten, packend Sarg und Grabgewande,
Tragen sie zu beßrer Ruhstatt fort aus unsrem Vaterlande!

3) Das Reich der Finsterniß. Zeitklänge, dem Dichter der Spaziergänge eines Wiener Poeten geweiht von Hans Normann. Leipzig, Brüggemann, 1832.

Zustimmungen zu den obigen Spaziergängen, aber an poetischem Werth weit unter denselben.

4) Polonia, Gedichte von G. A. Freiherrn von Maltitz. Paris, Heideloff, 1831.

Der einzige Fehler, den dieses Gedicht hat, ist zugleich sein größter Vorzug; das Gefühl des Dichters war nämlich so stark, sein Zorn so flammensprühend, daß er nicht daran denken konnte, sich einem ästhetischen Maaß zu unterwerfen. Der Kämpfer in der Schlacht kann allerdings nicht anhaltend genug in Gluth und Wuth seyn, der Dichter aber wird mehr rühren, wenn er sich mäßigt und das große, alle Herzen mit sich fortreißende Wort erst an der rechten Stelle und nur einmal eintreten läßt. Braust und stürmt er aber von Anfang bis zu Ende fort, so hebt ein Kraftwort die Wirkung des andern auf, und der allzuviele Glanz der Rede blendet uns. — Aber pfui! wer kann an die schulmäßigen Begriffe der Poetik denken, wenn von Polen die Rede ist? Wer kann die Worte zählen, wenn eine heilige Klage dem Herzen Luft macht? Wer kann, wie Nero bei der Leiche seiner von ihm ermordeten Mutter, an die Reize der Form denken? Nein, die wahre Begeisterung weiß nichts von jenem ästhetischen Klügeln, und der Klang eines guten Schwertes ist ihr mehr werth, als der Troubadoure kunstreichste Weisen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

№ 7.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 2.

[81]

Hesperus,

encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Stuttgart und Tübingen, im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Seit dem 20. Februar erscheint diese Zeitschrift nun wieder, und zwar nach einem theilweise veränderten Plan. Die fehlenden Nummern werden schleunigst nachgeliefert werden, so, daß den verehrlichen Abonnenten durch diese Unterbrechung nichts entgeht.

In der festen Ueberzeugung, daß die strenge Befolgung der Grundsätze, welche die Redaktion sich zur Pflicht gemacht, nur dazu beitragen kann, die alten Freunde des Hesperus zu erhalten, und demselben zahlreiche neue Freunde zu gewinnen, hofft sie auf allseitige, lebendige Theilnahme und bittet um die Fortdauer der bisherigen. Umfang und Preis des Blattes bleiben wie bisher.

Stuttgart, den 20. Februar 1832. Die Redaktion.

---

[82] In der Unterzeichneten erscheint zur nächsten Ostermesse:

Geschichte der Staatswissenschaft.

Von

J. Weitzel.

Der rühmlichst bekannte Verfasser hofft mit derselben ein allgemein anerkanntes Bedürfniß, das in unserer zwiespaltigen, bedeutungsvollen und folgenreichen Zeit noch dringender geworden ist, zu befriedigen. Diese Geschichte enthält die wichtigern Momente der Staatswissenschaft, wie sie sich, in ihren verschiedenen Theilen und Verzweigungen, vom Ursprunge des gesellschaftlichen Zustandes bis auf unsere Tage, im Staatsleben geschichtlich, oder in den Schriften ausgezeichneter Schriftsteller, theoretisch gestaltet und entwickelt hat. In ihr hat der Verfasser sich die Aufgabe vorgelegt, den Geist der mannichfaltigen Gesetzgebungen und Staatsverfassungen der bedeutenden Völker der alten und neuen Zeit, wie auch den Zweck und wesentlichen Inhalt der von den bemerkenswerthesten Schriftstellern aufgestellten Systeme, Theorien, Grundsätze und Ansichten, in so weit sie für die Wissenschaft Werth und Bedeutung haben, mitzutheilen, zu erläutern und zu prüfen. An die Lösung dieser Aufgabe hat er, wie die Vorrede sagt, an vierzig Jahre gewendet; ob er sie gelöst, mit Erfolg und zur Zufriedenheit der Sachverständigen gelöst, mögen diese beurtheilen und entscheiden. Das indessen dürfen wir versichern, daß dieses Werk alle frühere Leistungen des Verfassers in dieser Gattung weit hinter sich zurückläßt.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlängerter Subscriptions-Termin auf Prechtls technologische Encyclopädie.

Technologische Encyklopädie

oder

alphabetisches Handbuch

der

Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum

Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben

von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Direktor des k. k. polytechnischen Institutes in Wien, ꝛc.

Die großen und mannichfaltigen Fortschritte, welche seit 25 Jahren in den technischen Künsten gemacht worden sind, machen dem Technologen, dem Kameralisten, dem Fabrikanten, dem Handwerker, dem Kapitalisten, dem Oekonomen, und für verschiedene Fälle jedem Manne von Bildung ein Werk zum Bedürfniß, das als ein technisches Repertorium als eine technologische Hand-Encyklopädie in alphabethischer Ordnung der Artikel eine vollständige und gründliche Uebersicht aller derjenigen Einrichtungen und Verfahrungsarten gewährt, welche der Gegenstand aller Zweige der Manufaktur-Industrie und Gewerbe sind. In Folge der Anträge der J. G. Cotta'schen Buchhandlung hat der Verfasser die Herausgabe eines solchen Werkes unternommen. Bei der Ausführungsweise

dieser Unternehmung hat man sich zwei Bedingungen auferlegt: 1) so viel wie möglich im Raum zu sparen, damit das Ganze nicht zu ausgedehnt werde, 2) dessen ungeachtet die sämmtlichen Artikel mit derjenigen Gründlichkeit und Vollständigkeit zu bearbeiten, damit nicht etwa nur eine historische Uebersicht des Gegenstandes, sondern die praktische hinreichende Kenntniß desselben möglich werde, und jeder Artikel eine zwar gedrängte, jedoch vollständige Darstellung des Gegenstandes nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit und Vervollkommnung enthalte. Die Haupttendenz des Werkes ist daher praktisch, und man wird alles rein Wissenschaftliche, das nicht unmittelbar und wesentlich begründend mit der technischen Ausführnng in Verbindung steht, soviel die gründliche und deutliche Darstellung des Ganzen erlaubt, ausschließen und sich auf dasjenige beschränken, was zunächst und eigentlich in die Anwendung der physisch-chemischen, mathematischen und naturhistorischen Wissenschaften auf die Geschäfte der Gewerbs-Industrie gehört. Diese Gegenstände umfassen in den einzelnen Artikeln die gesammten Zweige der chemischen, empirischen und mechanischen Technologie, folglich außer den chemisch-technischen und empirisch-technischen Gewerben und Verfahrungsarten, das gesammte praktische Maschinenwesen in seinen verschiedenen Anwendungen auf Künste und Gewerbe. Sowohl aus dem Grunde der Raumersparniß als zur leichteren und vollständigeren Uebersicht wird man die häufigeren Nachweisungen von einem Artikel auf den andern, das mannichfache Zerspalten zusammen gehöriger Gegenstände in viele einzelne Artikel nach Art eines Wörterbuchs, und daher möglichst alle Wiederholungen vermeiden. Um jedoch bei dieser Einrichtung das Aufsuchen einzelner Notizen zu erleichtern und für die Erklärung der Kunstwörter einen anderweiten Raum zu gewinnen, wird man dem Werk in Form eines Registers ein Wörterbuch der technischen Kunstausdrücke anhängen, in welchem sich auf die bereits in dem Werke selbst gegebenen und dort mit der verwandten Sache im Zusammenhange vorkommenden Erklärungen bezogen wird.

Dieses Werk, in welchem nicht nur der Herausgeber die Resultate seiner vieljährigen technologischen Studien und Beobachtungen niederlegt, sondern das auch durch die Beiträge vieler in diesen Fächern ausgezeichneter Mitarbeiter unterstützt wird, soll mit Einschluß des Registerbandes den Umfang von 10 Bänden in gr. 8., jeder von etwa 40 Bogen mit 10 bis 12 Kupfertafeln, nicht überschreiten. Der Subscriptions-Preis für jeden der bis jetzt erschienenen 3 Bände, welche zusammen 57 Kupfertafeln enthalten, ist 4 fl. 48 kr. rhein. oder 2 Rthlr. 16 Gr. sächs. Der Preis der folgenden Bände wird in gleichem Verhältniß zu den bereits erschienenen mit der Kupfer- und Bogenzahl berechnet.

Innerhalb 2 Jahren erscheinen regelmäßig 3 Bände, so daß das ganze Werk nach Verlauf von circa 4 Jahren vollständig zu haben seyn wird.

Um die Anschaffung desselben auch den minder Bemittelten zu erleichten und zu größt möglicher Verbreitung desselben beizutragen, wird von jetzt an bis zur Ostermesse noch Subscription angenommen.

Wer sich nicht verbindlich macht das ganze Werk zu nehmen, hat für jeden der 3 ersten Bände den Ladenpreis von 6 fl. zu bezahlen.

Stuttgart und Tübingen, den 30. Januar 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[94] Ein wichtiges Werk für Naturforscher.

B. Cotta, die Dendrolithen in Beziehung auf ihren inneren Bau,

in gr. 4. gebunden, mit 1 gemalten und 19 schwarzen Steindrucktafeln.

Bis zur Ostermesse 1832 wollen wir einen höchst billigen Preis von 3 Thlr. 18 Gr. bestehen lassen, der spätere Ladenpreis aber kann nicht unter 5 Thlr. seyn.

Es ist durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen von der

Arnoldischen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

---

[87] **Neuer Verlag**

von

George Gropius in Berlin.

Portrait, Mlle. Auguste Schulz, königl. Pr. Hof-Schauspielerin, gemalt von Lengerich, lithographirt von Schall. ⅚ Thlr. oder 1 fl. 30 kr.

— — Ed. Hein. Flottwell, Ober-Präsident des Großherzogthums Posen, gezeichnet von Krüger; lithographirt von Schall. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — Dr. Georg Carl Benj. Ritschl, evangelischer Bischof und General-Superintendent von Pommern ꝛc., gezeichnet von Begas, lithographirt von Gentili (zum Besten des Louisenstädtschen Wohlthätigkeits-Vereins). ⅔ Thlr. oder 1 fl. 12 kr.

— — Johann Huß, lithographirt von Heydler nach einem Gemälde von Lende. 5/12 Thlr. oder 45 kr.

Dasselbe auf chinesischem Papier. ½ Thlr. oder 54 kr.

— — Friedrich Wollank aus der Erinnerung gezeichnet und lithographirt von Stein. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Dasselbe avant la lettre. 1¼ Thlr oder 2 fl. 15 kr.

Dasselbe avant la lettro sur chine. 1½ Thlr. oder 2 fl. 42 kr.

Portrait. Beatrix Fischer, Großherzogliche Badensche Hof-Opernsängerin, gezeichnet von Löwenstein, lithographirt von Schall. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — Dr. Wilh. Joh. Gottfr. Roß, Probst zu Berlin, gezeichnet von Lengerich, lithographirt von Schall. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Der Holzhauer nach Pistorius lithographirt von Remy. Fol., bildet Pendant zum „Mittagbrodt, durstige Alte, alte Politiker ꝛc.“ ½ Thlr. oder 54 kr.

Erinnerungen an Freienwalde. 1stes Heft enthaltend 6 Ansichten quer 4., gezeichnet von Hintze, lithographirt von Herrmann. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Dasselbe sauber colorirt. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Gebiet der sinnlichen Anschauung oder bildliche Darstellung der wichtigsten Gegenstände aus dem Gebiete der Natur und Kunst, ein Bilderwerk zur Bibliothek der Elementar-Pädagogik. Herausgegeben von Dr. Gutbier. ⅔ Thlr. oder 1 fl. 12 kr.

Dasselbe sauber kolorirt. 1½ Thlr. oder 2 fl. 42 kr.

Wissenschaftliche Erläuterung zum Gebrauch globischer Darstellungen der Erde oder Inbegriff der Erdkunde für die Jugend von dem Freiherrn von Zedlitz. ⅙ Thlr. oder 18 kr.

Das ABC=Buch mit 48 kolorirten Holzschnitten. 8. ⅜ Thlr. oder 18 kr.
Bilderbuch für Kinder, welche noch nicht lesen können. Duodez. ⅛ Thlr. oder 9 kr.
Das Berliner Kinderwochenblatt, enth. 52 Nr., jede mit einem saubern Steindruck in 4. Jahrgang 1832. (Bis jetzt sind 9 Numern erschienen.) 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.
Monatliches Verzeichniß der in Deutschland erscheinenden Kunstsachen. Jahrgang 1832. (Nr. I. und II. sind erschienen.) ⅔ Thlr. oder 1 fl. 12 kr.
Bètezettel sehr sauber mit Bostontabelle, gothisch in Stein mit der Diamantnadel gravirt von Dondorff. Das Dutzend ½ Thlr. oder 36 kr.
Schemas zu Wechseln, Anweisungen und Quittungen in der Art, wie die Bètezettel von Dondorff, das Dutzend ½ Thlr. oder 36 kr.
Belehrung über die erforderlichen Materialien zur Ausübung der Schreibekunst, als: Federposen, Federmesser, Federschnitt &c. von Stiehr in Sagan. ¼ Thlr. oder 18 kr.
Erinnerungen an Berlin, 1—4s Heft, jedes Heft enthält 8 kolorirte Ansichten von Berlin, gezeichnet von Gärtner, gestochen von Richter, und kostet ⅔ Thlr. oder 1 fl. 12 kr.
Kuh=Carricatur, kolerirt ¼ Thlr. oder 27 kr.

Berlin, im Februar 1832.

---

[99] Zeitgemäße Schriften.

C. Baumgarten=Crusius, über das Schulwesen der Stadt Dresden &c. broch. 4 Gr.
Dr. Schmaltz, Predigt am Reformationsfeste 1831. Die heilige Sache der evangelischen Kirche — die heilige Sache der ganzen Menschheit. broch. 3 Gr.
Die Stadt=Cämmerei und das Commun=Vermögen der Stadt Dresden. broch. 14 Gr.
Auch ein Wort über Auswanderung nach Amerika. broch. 2 Gr.
sind erschienen in der Arnoldischen Buchhandlung zu Dresden und Leipzig und durch alle andere Buchhandlungen zu bekommen.

---

[100] Anzeige für Garten=Besitzer, Blumenfreunde und Gärtner.

Durch alle Buchhandlungen sind die folgenden, mit vielem Beifalle bereits aufgenommenen, höchst reichhaltigen und praktischen Werke zu beziehen:

Vollständiges Handbuch
der
Blumen=Gärtnerei
oder
genaue Beschreibung von mehr als 4060 wahren Zierpflanzen=Arten, mit Angabe des Vaterlandes, der Blüthezeit der vorzüglichsten Synonyme, der bekannt gewordenen Pflanzenpreise und der Orte, an welchen die beschriebenen Pflanzen zu finden oder käuflich und gegen Tausch zu haben sind. Alphabetisch geordnet und mit deutlichen auf vieljährige Erfahrung gegründeten Kultur=Anweisungen, sowie mit einer Einleitung über alle Zweige der Blumengärtnerei, einer Uebersicht der Linne'schen und Jussieu'schen Pflanzensystems, einigen Auswahlverzeichnissen, von Zimmerblumen, einem Adreß= und einem Inhaltsverzeichnisse, und einem vollständigen Register der deutschen Namen und der Synonyme versehen. Mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Klima und auf Zimmerblumenzucht bearbeitet
von
J. F. W. Bosse,
Großherzoglich Oldenburgischem Hofgärtner u. s. w.
2 Theile. Hannover in der Hahnschen Hofbuchhandlung. 73 Bogen in gr. 8. kompressen Drucks. Preis 4 Rthlr.

Der Blumenfreund,
oder
faßliche, auf vieljährige, eigene Erfahrung gegründete Anleitung zur Behandlung der Zierpflanzen,
sowohl in Zimmern, Gewächshäusern, Behältern u. s. w., als auch im Freien, nebst
deutlicher Beschreibung einer großen Anzahl der beliebtesten und schönsten, theils auch der neuesten Zierpflanzen, welche minder wohlhabende Blumenfreunde leicht zu kultiviren im Stande sind.
Von
J. F. W. Bosse,
Großherzoglich Oldenburgischem Hofgärtner und Verfasser des vollständigen Handbuches der Blumengärtnerei. 22½ Bogen in gr. 8. Ebendasselbst elegant geheftet. Preis 1 Rthlr. 8 gGr.

---

[89] Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Von Grolmann, Dr. J. A., Grundsätze des allgemeinen kathol. und protest. Kirchenrechts, mit steter Rücksicht auf die neuesten Verhältnisse in Deutschland. gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr.

---

[113] Anzeige an Freunde geographischer Relief=Bilder.

Ein gesunder, junger Mann, der sich im Fache der geographischen Relief=Bildnerei vorgeübt hat, würde sich mit Lust und Liebe zu einer umfassenderen Arbeit dieser Art entschließen. Da aber die Verhältnisse es ihm nicht gestatten, auf eigene Faust etwas zu unternehmen, das von vorne herein mit bedeutenden Auslagen bestritten werden muß, so muß er sich einstweilen, zu Handen allfälliger begünstigterer Freunde und Liebhaber des Faches, mit dieser Anzeige begnügen. Die

nöthigste nähere Auskunft hierüber ertheilt derselbe, wenn man sich in Briefen mit J. S. bezeichnet durch die Expedition dieses Blattes an ihn wendet.

---

[91] Von der sehr schönen und äußerst billigen Taschen-Ausgabe von:

A. v. Tromlitz sämmtlichen Schriften

ist der 19—27ste Band erschienen, und es sind diese 9 Theile im Pränumerations-Preise von 3 Thlr. 12 Gr. in allen Buchhandlungen zu bekommen. Der zur Ostermesse eintretende Ladenpreis beträgt 5 Thlr.

Für die neuen Käufer dieser Theile sind auch die ersten 18 Bände bis dahin noch im Pränumerations-Preise von 7 Thlr. zu bekommen, wovon der Ladenpreis 10 Thlr. beträgt.

Arnoldische Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

---

[101] Anzeige über die jetzige Vollendung der geographischen Schriften des Herrn Dr. Volger.

Hannover im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung hat so eben die Presse verlassen:

1) Volger's, Dr. W. F., (Rektor am Joh. in Lüneburg) Lehrbuch der Geographie. Dritter Kursus. gr. 8. 1832. (21 Bogen.) 18 gGr.

Der Herr Verfasser liefert den deutschen Gymnasien hiermit den längst erwarteten dritten und letzten Kursus seines sich bereits der allgemeinsten Verbreitung mit Recht erfreuenden Lehrbuchs der Geographie.

Wenn der erste Kursus oder Leitfaden (gr. 8. 7½ Bogen. 4 gGr.), von dem bereits die vierte Auflage erschienen ist, für die untern Klassen gelehrter sowohl als Bürgerschulen bestimmt, nur mit kurzen Umrissen einen sicheren Grund im geographischen Wissen legt; der zweite Kursus oder Schulgeographie (gr. 8. 16½ Bogen. 12 gGr.), die 1831 zuerst erschienen und mit verdientem Beifalle aufgenommen ist, aber überhaupt giebt, was in den Schulen höherer und niederer Art als das Aeußerste in Rücksicht auf den Umfang des Materials berührt werden darf, so finden Lehrer und Schüler höherer Gymnasialklassen in diesem dritten Kursus eine vergleichende Darstellung der Geographie in allen ihren Zweigen. Der Herr Verfasser hat nicht allein den physischen Theil derselben streng wissenschaftlich den Ansichten der vorzüglichsten neueren Geographen gemäß, jedoch völlig selbstständig dargestellt, und die Geschichte, wie es in allen seinen geographischen Werken geschehen ist, gehörig berücksichtigt, sondern auch die politische Beschreibung jedes Landes von den ältesten Zeiten an, in zwar nur kurzen, aber dennoch völlig für den Zweck hinreichenden Umrissen durch alle Jahrhunderte hindurchgeführt, und damit ein Lehrbuch geliefert, wie wir es in dieser Art noch nicht besitzen. Von dem schon gegründeten Rufe des Herrn Verfassers darf der Lehrer der Geographie mit Recht etwas nicht Gewöhnliches erwarten. Der billige Preis des Buches wird die Einführung auf Schulen gewiß befördern.

Ferner sind daselbst noch erschienen:

2) Volger, Dr. W. F., Anleitung zur Länder- und Völkerkunde. Für Bürger- und Landschulen, so wie zum Selbstunterrichte. 1ster Theil: Europa; mit 3 Tabellen. 2ter Thl.: die übrigen Welttheile; mit 3 Tabellen. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Preis für's Ganze, 45 Bogen in gr. 8. 1 Rthr. 8 gGr. (Jeder Theil auch einzeln à 16 gGr.)

Je mehr diese neue Ausgabe die vorige übertrifft, um so billiger wird auch der Verkaufspreis erscheinen, wozu das Werk jetzt vollständig zu haben ist.

3) Volger's, Dr. W. F., Handbuch der Geographie zum Gebrauch für höhere Schulanstalten und für gebildete Leser. Zweite stark vermehrte und größtentheils umgearbeitete Auflage. 65 Bogen in gr. 8. auf Velin-Druckpapier. 2 Rthlr. 4 gGr.

In einer vielgelesenen geschätzten deutschen Zeitschrift urtheilt ein competenter Sachverständiger folgendermaßen über dieses jedem Gebildeten und Schulmanne jetzt unentbehrliche Werk:

„Wir müssen dem Herrn Dr. Volger für seine Arbeit unseren aufrichtigen Dank sagen, da sein Werk dem praktischen Zweck gewiß vollkommen entspricht. Reich an speciellen Angaben statistischer Daten gewährt es den Aufschluß, welchen gebildete Leser und Geschäftsleute so häufig zu suchen veranlaßt sind, und giebt zugleich dem Schüler höherer Schulanstalten in gedrängter Kürze, in dem passendsten Ausdruck eine treffende Schilderung von Gesammtbegriffen, ein anschauliches Bild jeder Länderform in ihrer geographisch-physikalischen Eigenthümlichkeit, dessen Werth noch durch die historische Entwickelung des politischen Interesses, des Staats- und Volkslebens erhöht wird. Mit der politischen Anordnung, als der für das praktische Leben zweckmäßigsten, mit der Mittheilung eines reichen Details gelang es Herrn Volger, die naturhistorische Eigenthümlichkeit individuell charakteristischer Ländertypen in ihrem Totaleindruck anschaulich hervorzuheben, und sein Handbuch gewährt in dieser Hinsicht ungleich mehr Anschauliches als Gallettis anschauliche Geographie. Die nach Ritters Muster in seiner Europa u. s. w. in den Text eingedruckten tabellarischen Uebersichten sind eben so zweckmäßig, als des Herrn Verfassers Fleiß bei der Benutzung des neuesten Materials lobens- und dankenswerth ist. — Und somit möge auch hier, wie es schon von vielen Andern andern Orts geschehen ist, dieses Buch, das sich noch durch Druck und Papier bestmöglichst auszeichnet, empfohlen werden."

---

[95] **Druckfehler-Berichtigung.**

Löhmann's geometrische Formeltafeln kosten im Pränumerations-Preis 1 Thlr. 8 Gr. und im Ladenpreis 1 Thlr. 18 Gr.

Arnoldische Buchhandlung.

№ 10.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 2.

[118] Handbuch (neues) des verständigen Gärtner's.

Stuttgart und Tübingen. Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Handbuch, neues, des verständigen Gärtners, oder neue Umarbeitung des verständigen Gärtners von 1824. Aus dem Französischen des Almanach du bon jardinier von 1825 bis 1828 frei übersetzt, und aus eigenen und fremden Erfahrungen ansehnlich vermehrt, von J. F. Lippold, nebst bedeutenden Zusätzen und Verbesserungen, mitgetheilt von den Gebrüdern Baumann, den bekannten Kunst- und Handelsgärtnern zu Bollweiler im Departement Oberrhein, von dem Ritter der Ehrenlegion Soulange-Bodin, Eigenthümer des großen Pflanzen-Instituts zu Fromont bei Ris in der Nähe von Paris, von dem Eigenthümer und Handels-Gärtner Geoffroy, in Ville d'Arvay bei Paris u. a. m. 1r Band, mit 65 lithographirten Zeichnungen und 3 großen Tabellen. Preis 4 fl. 48 kr.

[117] Ferner:

Hortus Gramineus Woburnensis

oder

Versuche

über den

Ertrag und die Nahrungskräfte verschiedener Gräser

und

anderer Pflanzen,

welche zum Unterhalt der nützlichen Hausthiere dienen; veranstaltet durch Johann Herzog von Bedford. Mit vielen Abbildungen der Pflanzen selbst, sowie der Samen, womit diese Versuche gemacht wurden, erläutert, nebst praktischen Bemerkungen über ihre natürlichen Eigenschaften und die Erdarten, welche am besten für sie taugen;

sammt Angaben

über

die besten Gräser für dauernde Weiden, bewässerte Wiesen, hochliegendes Weideland, und zur Wechselwirthschaft, begleitet mit den unterscheidenden Merkmalen der Arten und Abarten von Georg Sinclair, Mitglied der Linne'schen und der Gartenbaugesellschaft zu London, correspondirendem Mitglied der caledonischen Gartenbaugesellschaft zu Edinburg und des landwirthschaftlichen Vereins zu Stuttgart. Preis illum. 8 fl., schwarz 6 fl.

Dem Botaniker vom Fach und dem Freunde der Pflanzen wird dieses Werk eben so interessant seyn, als es dem praktischen Landwirth unentbehrlich ist, der darin einen Schatz von nützlichen Erfahrungen und Kenntnissen in Beziehung auf Gräserkunde niedergelegt findet, mit deren Hülfe ihm eine bessere Kultur und Anlegung von Wiesen und Weiden leicht werden wird.

[115] Sammlung

aller Maschinen, Instrumente, Geräthschaften, Gebäude, Apparate u. s. w.

für ländliche, häusliche und industrielle Oekonomie. Nach Zeichnungen, die in den verschiedenen Gegenden Europen's aufgenommen wurden. In lithographirten Abbildungen und mit Beschreibung von dem Grafen von Lasteyrie. II. Bände in 20 Heften. — Inhalt: Hecken und Mauern. Maschinen zum Transportiren. Werkzeuge zur Behandlung der Milch. Milchgefäße. Milchbereitung. Hecken und Verzäunungen. Schaufeln und Hacken. Wein-Fabrikation. Bienenzucht. Wässerungen. Keilhacken. Maschinen zur Behandlung der Erndte. Landwirthschaftliche Gebäude. Weinbereitung. Sensen und Gabeln. Gärtnerei. Verschiedener Anbau. Verschiedene Arten des Feldbaues. Erndte-Werkzeuge. Pflüge. Eggen und Rechen. Landbauwesen. Wässerungs-Maschinen und Werkzeuge u. s. w.

Kein Besitzer von Land, Haus und Hof, kein Landwirth und Oekonom wird diese Sammlung entbehren können. Preis 24 fl.

[116] Systematische Beschreibung

der

vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen

Kernobst-Sorten,

von Dr. Aug. Friedr. Adr. Diel. Preis 1stes bis 5tes Heft 9 fl. Das 6te Heft ist unter der Presse.

[119] Systematische Classifikation und Beschreibung der

Kirschen-Sorten,

von Chr. Freih. v. Truchseß. Preis 4 fl.

---

[66] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen und an alle resp. Subscribenten versandt:

Topographische Charte von Würtemberg. Nr. 7 und 8 nebst Uebersichtsblatt, nach der neuen Landesvermessung im 1/50000 Maasstabe. Subscriptionspreis 2 fl. 42 kr. Ladenpreis 3 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen. So eben ist in unserem Verlage erschienen:

Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der würtembergischen Gesetze, herausgegeben von Dr. Reyscher. IV. Band, enthaltend der Gerichts-Gesetze ersten Theil von Chr. H. Riecke, Rechtskonsulent. XVIII und 464 Seiten. gr. 8.

Die übrigen Gerichtsgesetze, so wie ein Theil Kirchengesetze, werden im Laufe des nächsten Jahrs erscheinen, worauf sofort die Kirchen- und Schul-Gesetze, Regierungs-, Finanz- und Militär-Gesetze in schneller Folge erscheinen werden.

Statt jeder Empfehlung des Werkes wiederholen wir die schon früher gemachte Anzeige, daß von Seiten der königlichen Ministerien je vor dem Drucke eine Revision desselben angeordnet ist, und wir sind so glücklich, jetzt noch die weitere Nachricht beifügen zu können, daß Seine Königliche Majestät die Anschaffung dieser Gesetz-Sammlung für sämmtliche Central-, Kreis- und Bezirks-Behörden des Königreichs gnädigst genehmigt haben. Hieraus dürfte die Wichtigkeit und für Manchen wohl die Unentbehrlichkeit der Sammlung am sichersten zu entnehmen seyn.

Das Unternehmen selbst ist auf 15 Bände berechnet. Subscribenten auf die ganze Sammlung erhalten das Alphabet (23 Bogen) zu 1 fl. 54 kr., und bezahlen den ungefähren Betrag des letzten Bandes von 2 fl. 30 kr. jetzt schon voraus, worauf dann seiner Zeit abgerechnet wird. Wer nur auf einzelne Abtheilungen des Werkes unterzeichnet, zahlt das Alphabet mit 2 fl. 24 kr., wovon der Ladenpreis 3 fl. ist.

Hiernach kostet nun der neu erschienene vierte Band die Subscribenten auf das ganze Werk 2 fl. 36 kr.; diejenigen, welche auf die Sammlung der Gerichts-Gesetze allein unterzeichnen, 3 fl. 6 kr., und die Abnehmer im Ladenpreis einst 3 fl. 54 kr.

Bis jetzt stehen beide Subscriptionsarten noch Jedem offen, und wer also von der ersteren Gebrauch macht, hat die 3 ersten Bände (Sammlung der Staatsgrund-Gesetze) mit 10 fl. 25 kr., den vierten mit 2 fl. 36 kr. und (pränumerationsweise) den letzten mit 2 fl. 30 kr. auf einmal zu bezahlen.

Endlich wird auch die Abtheilung der Staatsgrund-Gesetze, die nachher auf 15 fl. 39 kr. zu stehen kommt, noch einzeln im zweiten Subscriptionspreise von 12 fl. 30 kr. abgegeben. Die Abgabe von einzelnen Bänden kann zwar jetzt auch, aber nur im Ladenpreis berechnet, Statt finden.

Im December 1831.

J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

---

[96] Von J. J. Berzelius Lehrbuch der Chemie

ist nun die zweite (letzte) Abtheilung des vierten Bandes erschienen, und beide Abtheilungen (wovon die erste die Thierchemie (zu 3 Thlr. 16 Gr.) enthält) sind durch alle namhafte Buchhandlungen noch im Pränumerations-Preis von 6 Thlr. 18 Gr. zu bekommen.

Die zweite Abtheilung enthält: chemische Operationen und Geräthschaften, nebst Erklärung chemischer Kunstwörter, mit 7 großen Kupfertafeln; und ist auch einzeln für 4 Thlr. 8 Gr. zu bekommen.

Die drei ersten Bände in 6 Abtheilungen werden bis zur Ostermesse 1832 ebenfalls zu einem sehr billigen Preise von 12 Thlr. statt des Ladenpreises von 16 Thlr. 18 Gr., und alle vier Bände, statt 24 Thlr. 18 Gr. Ladenpreis, für 18 Thlr. 18 Gr. überall zu haben seyn. Es versteht sich wohl von selbst, daß jede Buchhandlung diesen äußerst billigen Preis nur bei baarer Zahlung zu halten im Stande ist.

Dresden und Leipzig, im November 1831.

Arnoldische Buchhandlung.

---

[107] Neue Musikalien,

welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Auber, der Gott und die Bayadere als Violine-Quartett arrang. in 2 Theilen. 6 fl. 24 kr.
— — Ouvert. zu Le Philtre (Der Liebestrank) fürs Pfte. zu 4 Händen arrang. 1 fl. 12 kr.
— — Le Philtre (Der Liebestrank) Clavier-Auszug. 14 fl. 24 kr.
Herz, 3 Ballet-Stücke aus; der Gott und die Bayadere als Rondo für Pfte. arrang. Nr. 1. 2. 3. jedes 1 fl.
Herold, 8 Gesänge aus Zampa mit Guittare-Begleitung. Nr. 138 à 145 à 8 kr, 12 kr. und 24 kr.
— — Walzer für Pfte. aus Zampa Nr. 378 und 379. jeder 8 kr.
Karr, Fantasie für Pfte. über Thema aus dem Liebestrank. Op. 237. 48 kr.
Lemoine, Divert. für Pfte. über Thema aus Zampa. Op. 17. 1 fl.
Küffner, Militair-Musik. Op. 237. enthält Uminski-Polonaise, 1 Walzer und 5 Gallopps. 2 fl. 48 kr.

In Stuttgart sind diese Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu finden.

[102] Sehr vortheilhaftes Anerbieten für
Leihbibliotheken, Lesezirkel ꝛc.

Um den Herren Besitzern und respektiven Inhabern von Leihbibliotheken, Lesezirkeln, literarischen Museen ꝛc. Gelegenheit und Veranlassung zu geben, eine größere Anzahl der in meinem Verlage erschienenen älteren und neueren Romane, Schauspiele, Memoiren, Reisen und sonstigen Unterhaltungsschriften, zu einem billigen Preise anzukaufen, habe ich solche für die Dauer des Jahres 1832 bedeutend (meistens bis auf die Hälfte) im Preise herabgesetzt, und sind solche zu diesen herabgesetzten Preisen nicht nur von mir selbst, sondern durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen. Das gedruckte Verzeichniß derselben wird ebenfalls daselbst unentgeltlich ausgegeben. Alle Bestellungen müssen aber vor dem letzten December d. J. bei mir eingegangen seyn; denn nach diesem Zeitpunkte treten wiederum die vollen Ladenpreise ein.

Quedlinburg und Leipzig, im Januar 1832.

Gottfried Basse.

---

[104] Bei Georg Franz, Buchhändler in München, Perusagasse Nro. 78, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vortrag
des
Abgeordneten Grafen von Drechsel
über die
Landes-Cultur in Baiern.

8. broch.

Druckpapier 36 kr. Velinpapier 48 kr.

Es wurde mehrfältig der Wunsch laut, daß einzelne Vorträge, welche wegen ihrem allgemeinen höhern Interesse in jüngster bair. Ständeversammlung die Aufmerksamkeit des Publikums erregten, besonders abgedruckt werden möchten, da sie sonst bei dem theueren Ankaufe sämmtlicher Verhandlungen der Ständeversammlung Baierns nur in den Besitz weniger Privaten in Baiern selbst kommen, dem Auslande größtentheils ganz entzogen wurden. Als eine nothwendige Folge hievon ergäbe sich, daß eine umständliche Besprechung und Würdigung der verschiedenen aufgestellten Ansichten zum wahren Nachtheil der Sache selbst unterbleibe. Diese Erwägungen haben die unterzeichnete Buchhandlung veranlaßt, eine besondere Auflage von dem Vortrage des Hrn. Abgeordneten und Referenten des III. ständischen Ausschusses Grafen v. Drechsel über die Landeskultur zu veranstalten, und auf Velinpapier für das Exemplar den sehr billigen Preis von 48 kr., auf Druckpapier zu 36 kr. festzusetzen.

Die beiden Kammern haben sich in Beziehung auf mehrere Anträge der um die Landeskultur sehr verdienten Abgeordneten Baron v. Closen und v. Utzschneider ꝛc. durch Gesammt-Beschluß vereinigt, und es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß in dem Landtagsabschiede hiervon nicht gänzlich Umgang genommen worden wäre, weil nunmehr wieder 3 Jahre lang der alte Stand der Verhältnisse in einem so wichtigen Verwaltungszweige fortdauert, und die Lage des so sehr Berücksichtigung würdigen Landmanns, nach der Absicht der Antragsteller des Referenten und der Kammer, der Heilung nicht näher gebracht worden ist. So viele Vorarbeiten sind jedoch auf dem Landtage 1831 der Staatsregierung geliefert worden, daß ein für Baiern so nöthiges vollständiges Kulturgesetz doch endlich beim nächsten Zusammentritt der Stände erscheinen kann und muß.

---

[98] Neue medicinische Schriften in Hinsicht auf die Cholera.

Dr. Trinks, die Allopathie, dargestellt in den Kurbildern des Dr. Krüger-Hansen. broch. 8 Gr.

Einfache Schutz- und Heilmittel wider die Cholera, nach homöopathischen Grundsätzen. Nebst Verzeichniß der Speisen und Getränke während dieser Krankheit. broch. 1 Gr.

Dr. Gescheidt, Beiträge zur Pathologie und Therapie der epidemischen Cholera, nach eigenen Beobachtungen und Untersuchungen. Mit 1 Abbidung. broch. 6 Gr.

erschienen in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig und zu haben in allen übrigen Buchhandlungen.

---

[73] Eben ist versandt worden:

Monatliches Verzeichniß
der
Bücher, Landkarten ꝛc., welche im Jahre 1832

neu erschienen oder neu aufgelegt sind, mit Angabe der Bogenzahl, der Verleger, der Preise in Sächsischem, Preußischem, Reichs-Gelde, litterarische Nachweisungen, einem Anhange über die Veränderungen im Verlagsbesitze, in den Preisen und einer 6monatlichen wissenschaftlichen Uebersicht; zu finden in der Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig. Monat Januar 1832. 8. 12 Hefte. 1 Rthlr. 8 Gr.

Außer unserm bekannten halbjährigen Verzeichnisse, wovon im Dezember vorigen Jahrs die 67ste Fortsetzung ausgegeben wurde, geben wir von 1832 an auch ein monatliches Verzeichniß, welches den Bücherfreund schnell und zuverläßig mit den allerneuesten Erscheinungen und manchen interessanten biblioaraphischen Notizen bekannt macht. Das halbjährige Verzeichniß, 68ste Fortsetzung, wird im Juli wie bisher erscheinen.

---

[113] Anzeige an Freunde geographischer Relief-Bilder.

Ein gesunder, junger Mann, der sich im Fache der geographischen Relief-Bildnerei vorgeübt hat, würde sich mit Lust und Liebe zu einer umfassenderen Arbeit dieser Art entschließen. Da aber die Verhältnisse es

ihm nicht gestatten, auf eigene Faust etwas zu unternehmen, das von vorne herein mit bedeutenden Auslagen bestritten werden muß, so muß er sich einstweilen, zu Handen allfälliger begünstigterer Freunde und Liebhaber des Faches, mit dieser Anzeige begnügen. Die nöthigste nähere Auskunft hierüber ertheilt derselbe, wenn man sich in Briefen mit J. S. bezeichnet durch die Expedition dieses Blattes an ihn wendet.

---

[86] In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Altes und Neues
für
Geschichte und Dichtkunst.
Im Vereine mit Gleichgesinnten herausgegeben
von
Dr. Fr. H. Bothe
und
Dr. H. Vogler.
Erstes Heft. gr. 8. br. 1¼ Rthlr.

H. Voglersche Buchhandlung
in Potsdam.

---

[93] **Zum Unterrichte der französischen Sprache.**

Das zweite Bändchen der vierten verbesserten Auflage von:

Fr. Beauval's französischen und deutschen Gesprächen

ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Alle 3 Bändchen (40 Bogen stark und brochirt) kosten im Pränumerations-Preise nicht mehr als 1 Thlr. bis zur Ostermesse 1832. Der nachherige Ladenpreis beträgt 1 Thlr. 12 Gr.

Dresden und Leipzig, im Dezember 1831.

Arnoldische Buchhandlung.

---

[103] **Ankündigung,**

betreffend die Fortsetzung des Journals vom Thüringisch-Sächsischen Verein für die Erforschung des vaterländischen Alterthums und die Erhaltung seiner Denkmale.

Nachdem die öffentliche Mittheilung von den Arbeiten des Vereins eine Zeitlang unterbrochen worden, hoffen wir durch den Wiederbeginn seiner Zeitschrift demselben einen neuen Zusammenhalt und lebendigere Wirksamkeit zu schaffen. Diese Fortsetzung wird, wie das bisher herausgegebene Archiv, vierteljährlich, in Heften von acht bis neun Bogen, aber unter anderm Titel erscheinen. Zugleich wird die Tendenz derselben darauf gerichtet seyn, die ganz partikulären Angelegenheiten des Vereins nur auszugsweise in ihren Hauptpunkten, dagegen die wissenschaftlichen Bestrebungen für die Kenntniß des Mittelalters unter einem allgemeineren Gesichtspunkt als bisher darzustellen. Die demnächst herauszugebenden Hefte werden die vortreffliche Abhandlung des Herrn Prof. Dr. Hesse über das sogenannte Kevernburgische Gemälde und die Geschichte des Schloßes Kevernburg, eine interessante Untersuchung des Herrn Pastor Kessel über die Naumburgisch-Zeitzische-Münzen, die Resultate von den durch den Herrn Landrath von Münchhausen veranlaßten Forschungen über die Alterthümer des Mannsfelder Kreises, eben solche über die Stadt- und Flurmark Freiburg, vom Herrn Stadtsekretair Winkler u. s. w. enthalten. Diese Fortsetzung wird unter folgendem Titel zu Ostern dieses Jahres mit dem ersten Heft erscheinen:

Neue Zeitschrift für die Geschichte der Germanischen Völker; von dem Thüringisch-Sächsischen Verein für die Erforschung des vaterländischen Alterthums und die Erhaltung seiner Denkmale herausgegeben durch den zeitigen Sekretair des Vereins, Prof. Dr. Karl Rosenkranz.

Den Verlag und prompte Besorgung der Zeitschrift an die respektiven Mitglieder des Vereins hat die Antonsche Buchhandlung hier selbst übernommen und wird in jeder Hinsicht allen Ansprüchen des Publikums zu genügen suchen. Der Ladenpreis für den aus vier Heften bestehenden Band wird auf drei Thaler gesetzt, also um ein Viertel billiger als die bisher erschienenen Bände.

Halle, den 15. Februar 1832.

Karl Rosenkranz,
Dr. und Professor der Philosophie an der hiesigen Universität.

---

[90] Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Byron, Lord, Select works, vol. II. contains: Romances and Tales, viz: Childe Harold's pilgrimage. The Giaour. The bride of Abydos. The corsair. Lara. The siege of Corinth. Parisina. Mazeppa. 12. in boards. 1 fl. 45 kr.

---

[92] Von

Gustav Schilling's sämmtlichen Schriften

Taschen-Ausgabe in 50 Bänden zu dem ungemein billigen Preise von 12 Thlr. 12 Gr. ist der 31 — 35ste Band erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen. Der spätere Ladenpreis ist 20 Thlr.

Arnoldische Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sechs und zwanzigster Jahrgang.

1 8 3 2.

April.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 2.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Reisen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 34.

Kunstliteratur. Ueber Preisaufgaben für bildende Künstler. Den Beschützern und Freunden der Kunst und zunächst den Mitgliedern des sächsischen Kunstvereins gewidmet von Quandt.

Literatur-Blatt.

Nro. 34.

Tagespolitik. 1) Polen, in geographischer, geschichtlicher und kulturhistorischer Hinsicht. Nach Malte-Brun und Chodzko von Dr. Andree. — 2) Polen, von Brougham. Zweite Auflage, vermehrt mit Polens Wiederaufleben von Chodzko. — 3) Polens Untergang, von Friedrich von Raumer. — 4) Ueber die lezten Ereignisse in Polen, von Dr. Spazier. — 5) Die Ereignisse in den russisch-polnischen Provinzen, von einem Podolier, und 6) Die Wiederherstellung Polens oder ein allgemeiner europäischer Krieg, von einem polnischen Diplomaten, übertragen von Dr. Spazier. — 7) Polens lezte Anstrengungen für Nationalität und europäische Freiheit, von Dr. Ungewitter. — 8) Der Freiheitskampf der Polen gegen die Russen. — 9) Erinnerungen aus Warschau, von Harro Harring. — 10) Der russische Unterthan, als Antwort auf ein anonymes Pamphlet.

Nro. 35.

Tagespolitik. 11) De l'Allemagne et de la révolution, par Edgar Quinet. — 12) Fliegende Blätter über Politik. 13) Friedensblätter von Manso. — 14) Ein paar Worte zur Feier des 18. Oktobers 1831. — 15) Die Vervollkommnung der organischen Entwicklung des deutschen Bundes ꝛc. von Dr. Welcker. — 16) Gedanken, die Parität der Rechte zwischen den katholischen und nicht katholischen Unterthanen der deutschen Bundesstaaten betreffend, von Wilhelm Graf von Hohenthal auf Falkenberg. — 17) Einige seit der Juliwoche 1830 in französischen Zeitschriften gewagte Behauptungen, freimüthig widerlegt von Schram. 18) Zum Verständniß unsrer Zeit. — 19) Königthum und Freiheit. Ein Wort an die preussischen Provinzialstände. — 20) Preußen und die Revolution. Zeitgemäße Worte an meine Mitbürger, von Ahlefeld.

Nro. 36.

Tagespolitik. 21) Die Volkssouveränität im Gegensatze der sogenannten Legitimität, von Murhard. — 22) Ueber das Princip der Legitimität von K. Hermann. — 23) Versuch einer ständischen Verfassung, von Krause. — 24) Mikrokosmus, von Dr. Zöpfl. — 25) Archiv für die neueste Gesezgebung aller deutschen Staaten, herausgeg. von A. Müller. — 26) Ueber die gegenwärtige Lage des Königreichs Hannover, von Stüve. — 27) Bemerkungen über die Schrift des H. Advokaten S. P. Gans. — 28) Entwurf eines Staatsgrundgesezes für das Königreich Hannover. — 29) Bemerkungen über obigen Entwurf. — 30) Der Militäretat des Königreichs Hannover, von C. Jacobi. — — 31) Ueber die Mängel unsrer heutigen Rechtspflege, von Simons. — 32) Die Anforderungen der Zeit an den Stand der Civilrichter, begutachtet von L. F. v. Jaasmann. — 33) Paradoxen der Zeit. — 34) Scherz und Ernst, von Weitzel. — 35) Die Neudörfer, von Probst.

Nro. 37.

Tagespolitik. — 36) Noch ein Wort über die belgisch-holländische Frage. — 37) Don Miguel I. — 38) Basels Inquisitionsprozeß, von Dr. Troxler. — 39) Aktenstücke zur Beleuchtung der jüngsten Ereignisse im Kanton Basel. — 40) Verhandlungen des grossen Raths von Basel über die Amnestiepetitionen der Landschaft. — 41) Aktenstücke, gefunden in Reigoldswyl. — 42) Basels Verfassungsveränderungen, von Gutzwiller. — 43) Ehrerbietige Vorstellung der Landesversammlung des Kantons Zürich. — 44) Ehrerbietige Bittschrift an den großen Rath des Kantons Aargau. — 45) Oeffentliche Stimmen über Solothurns Verfassung. — 46) Meinrad Imfeld und die Regierung von Obwalden.

Nro. 38.

Tagespolitik. 47) Das Jahr 1840, oder Darstellung der Revolution in ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. — 48) Die neue Zeit von einem alten Konstitutionellen. — 49) Politisches Rundgemälde oder kleine Chronik des Jahrs 1831. — 50) Patriotische Gemälde aus Polen, von Widmann. — 51) Politische Nachklänge von Jean Paul. 52) Fragment aus dem 71sten Buch des Dio Cassius. — 5) Pfefferkörner, von Frhr. von Maltitz. — 54) Der absolute König oder das Muster der Legitimität.

Nro. 39.

Erziehungsschriften. 1) Emile, ou de l'éducation par J. J. Rousseau. — 2) Divinität oder das Princip der einzig wahren Menschenerziehung, von Dr. Graser. — 3) System der Pädagogik, von Wörlein. — 4) Das Ideal der vollkommensten Erziehung und Ausbildung des Menschen, von Pavonnet. — 5) Freuden und Leiden des Schulmanns, von Dr. Weber.

Nro. 40.

Erziehungsschriften. 6) Die vielfachen Fehler und Uebel in der jezigen häuslichen und öffentlichen Erziehung, von Dr. Sachs. — 7) Ueber häusliche und öffentliche Erziehung, von Becherer. — 8) Der berühmte Jesuit Juan Mariana über den König und dessen Erziehung, von Dr. Leutbecher. — 9) Ueber die sittliche Vervollkommnung ꝛc. vom Baron v. Gerando. — 10) Hilarion oder das häusliche Leben. — 11) Versuch über die physische Erziehung der Kinder, von Dr. Wagner. — 12) Allgemeine Behandlung der Kinder in den Jahren der ersten Entwicklung, von Wilmsen.

Nro. 41.

Erziehungsschriften. 13) Romeo oder Erziehung und Gemeingeist, herausgeg. von Dr. Hoffmeister. — 14) Die Weihe der Jungfrau bei dem Eintritt in die größere Welt, von Th. Huber. — 15) Das goldne Buch. — 16) Ludwig Older und Luise Fels, von Fecht. — 17) Zwei Gebrechen der Gelehrten-Schulen, von M. Otto.

Nro. 42.

Erziehungsschriften. 18) Ueber Schulen, von Dr. Martin Luther, herausg. von Dr. Hantschke. — 19) Ueber die Anordnung der Humanitätsstudien in den gelehrten Schulen, von Aschenbrenner. — 20) Die gelehrten Schulen ꝛc., von Klumpp. — 21) Grundlinien zu einem allgemeinen Schulplan, von Hirt. — 22) Melanchthon, oder Encyklopädie und Methodologie der Gymnasialstudien, von Weiß. — 23) Geschichte des Gymnasiums und der Schulanstalten zu Wittenberg, von Dr. Spitzner. — 24) Die höhere Gewerbsschule in Hannover, von Karmarsch. — Vermischte Schriften. Dymokrytos, von dem Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen.

Nro. 43.

Die Leipziger Büchermesse, Ostern 1832.

Nro. 44.

Trauerspiel. William Tell. A dramatic poem, translated from the German of Schiller. By Th. C. Banfield. — Erziehungsschriften. 25) Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften von J. H. Campe. — 24) Lebensbilder, von J. N. Müller. — 27) Neue Waizenkörner für junge Herzen, von Dr. Dittmar. — 28) Nüzliche Erheiterungen für die Jugend. — 29) Belehrende Darstellungen für das höhere Jugendalter, herausg. von Kriegk. — 30) Unterhaltungen für die gebildete Jugend ꝛc. — 31) Jugendgeschichte des Japaners Leta Titais, von H. Müller. — 32) Der Winter auf Spitzbergen, von C. Hildebrandt.

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. April 1832.

— Ich bin nach Rache hungrig. —
Vernichte, lieber Gott, ich fleh' dich an,
Den Pfandschein seines Lebens, daß ich noch
Dieß Wort erleben mag: der Hund ist todt!

Shakespeare.
Richard III.

Bruntfield.

Eine wahre Begebenheit.

Der Krieg, welcher in Schottland nach Maria Stuarts unglücksvollem Zug nach England zwischen ihren Freunden und Feinden geführt ward, hatte die Auflösung fast aller gesetzlichen Bande zur Folge, und legte den Grund zu einer Reihe von Fehden, welche, nachdem jede politische Ursache längst aufgehört hatte, dennoch mit gleicher Erbitterung fortgeführt wurden. Unter den merkwürdigen Geschichten, welche die Sage aus diesem Bürgerkriege aufbewahrt hat, kennen wir keine ergreifendere, von eigenthümlicheren Umständen begleitete, als die, welche zwei alte Familien in der Nähe von Edinburg zu wüthendem Hasse gegen einander entflammte.

Stephan Bruntfield, Erbherr auf Craighouse, war der Sache der Königin mit Uneigennützigkeit und Eifer zugethan gewesen. Robert Moubray von Barnbougle dagegen hatte sich nicht nur als Murrays, sondern auch als Mortons Anhänger großen Ruf erworben. Im Jahre 1572, als das Schloß von Edinburg für die Sache der Königin vertheidigt ward, widmete Stephan Bruntfield seine Kräfte demselben Interesse, indem er sein Schloß Craighouse, das von einer Heeresabtheilung des Regenten unter dem Befehle des Erbherrn von Barnbougle belagert war, eine geraume Zeit kräftig zu behaupten wußte. Dieser leztere war ein Mann von strenger, roher Gemüthsart; als jüngerer Sohn des Hauses war er mit geringer Aussicht auf Glücksgüter in das Leben getreten, und hatte, in der Hoffnung, sich aus seiner beschränkten Lage emporzuschwingen, schon frühzeitig sein Loos an das der protestantischen Heerführer gebunden. Der Tod von Verräthers Hand ereilte seinen ältern Bruder und sezte den Regenten in den Stand, Moubray mit den Gütern seiner Väter zu belehnen, die er auch sofort, nach dem Recht des Stärkern, in Besitz nahm, ohne auf die gerechten Ansprüche der hinterlassenen kleinen Tochter seines Bruders Rücksicht zu nehmen. Mehrere Begebenheiten, welche im Laufe dieses Krieges vorfielen, hatten in Bruntfields und Moubrays Brust einen gegenseitigen bittern Haß entzündet; Moubray übernahm daher nicht allein als Partheimann, sondern auch mit persönlichem Grolle die Belagerung von Craighouse. Nach mehreren Monaten tapferer Vertheidigung sahen sich Bruntfield und seine Freunde auf dem Schlosse von Edinburg genöthigt, der Parthei des Regenten zu weichen. Sie hatten sich freien Abzug und den ungestörten Besitz ihrer Güter bedungen; aber der eine seiner Freunde starb von Henkers Hand, der andere entleibte sich selbst, und Bruntfield ward das Opfer des ungezügelten Hasses seines persönlichen Feindes, welcher auf dem Wege nach Edinburg, wohin er ihn nach der Uebergabe von Craighouse abführte, über eine flüchtige Aeußerung des Unmuths in Zorn entbrannt, den wehrlosen Gefangenen auf der Stelle erschlug.

Die bekümmerte Wittwe, der Bruntfield drei unerwachsene Söhne hinterließ, war eine Gespielin und Busen-

freundin der unglücklichen Königin Maria gewesen, war in Frankreich mit ihr im katholischen Glauben erzogen worden, und hatte ihren Hof verlassen, um Stephans Weib zu werden. Es war damals eine Zeit, wohl geeignet, den Charakter der Frau, wie den des Mannes, aus dem Gleichgewichte zu bringen. Die Härte, mit welcher ihre Kirche in Schottland behandelt ward, das Unrecht, welches ihrer königlichen Herrin widerfahren war, und endlich die Leiden und der Tod ihres Gemahls hatten auf ihr von jeher zur Schwärmerei gestimmtes Gemüth stark gewirkt und das Herz der schönen Maria Carmichael ganz umgekehrt, bis an die Stelle des Rosenlichtes der Jugend das Dunkel des Grabes und die Schauer der Buße getreten waren.

Nach Herstellung des Friedens blieb sie in dem Hause ihres verstorbenen Gemahls, aber — obwohl es keine halbe Meile von der Stadt entfernt war — nie sah man sie in Edinburg erscheinen. Ihre Kinder und Bedienung bildeten ihre einzige Gesellschaft, und sie verließ fast nie ihr Zimmer, das, den damaligen Gebräuchen nicht unangemessen, schwarz behangen und von einer einzigen Lampe spärlich erleuchtet war. In der strengen Ausübung ihrer Glaubenspflichten genoß sie den Beistand eines Priesters, dessen Besuche fast der einzige Verkehr waren, den sie mit der Außenwelt unterhielt. In dieser Zurückgezogenheit ward allmählig ihr ganzes Gemüth von einer einzigen Leidenschaft erfüllt, einer fürchterlichen Leidenschaft, welche keines der, in jener Periode herrschenden, religiösen Gefühle zu unterdrücken, oder auch nur zu mildern vermochte. Es war die Leidenschaft der Rache, und so ganz ward sie die Beute dieser schrecklichen Verirrung, daß selbst ihre Kinder aufhörten, irgend ein Interesse in ihren Augen zu haben, als sofern sie ihr die Mittel zur Befriedigung jener Leidenschaft boten. So wie ihre Söhne das vierzehnte Jahr erreichten, schickte sie einen nach dem andern nach Frankreich, um dort seine Erziehung vollenden zu lassen; doch besonders auf die Erwerbung kriegerischer Tugenden ließ sie die Söhne ihr Augenmerk richten. Der älteste, nach seinem Vater Stephan genannt, kam mit dem achtzehnten Jahre als ein starker, rüstiger Jüngling zurück, zwar nicht sehr verfeinert und geistig gebildet, aber im Spiel mit der Klinge ein Meister. Als seine Mutter die ritterliche Gestalt mit prüfendem Auge musterte, stahl sich ein sonderbares Lächeln über die Oede ihres hagern Gesichtes, wie ein kalter Sonnenblick über eine Schneewüste. Es war nicht blos das Lächeln des mütterlichen Stolzes — es that ihr wohl, Stephans Gliederbau im Geiste gegen Moubrays Kraft abzuwägen; es war nicht blos das Wohlgefallen an der schönen Gestalt ihres Erstgebornen — mit wilder Freude berechnete sie, wie er dem Mörder seines Vaters im Zweikampfe stehen würde.

Der junge Bruntfield, von Kindheit an auf den einen Zweck hingewiesen, der seiner Mutter Herz erfüllte, freute sich der rühmlichen Aussicht und verlor keine Zeit, dem Könige eine Klage wegen verübten Mordes gegen den Erbherrn von Barnbougle vorzulegen und zugleich diesem eine Herausforderung zu senden. Mit Genehmigung des Königes fand der Zweikampf statt, und zwar in der Nähe des Pallastes, im königlichen Thiergarten; aber wider Vermuthen aller Anwesenden, mußte der junge Bruntfield dem mächtigen Schwerte seines Gegners erliegen. Als man, der Mutter die Trauerpost zu bringen, nach Craighouse eilte, fand man sie im Trauergemache, vor einem Bilde der Jungfrau knieend. Der Priester, der gesandt war, um ihr die Kunde schonend vorzutragen, eröffnete seine Rede in einem Tone, der sie auf das Schlimmste vorbereiten sollte; sie aber unterbrach ihn bei den ersten Worten: „Ich weiß, was Ihr zu sagen habt; des Mörders Schwert hat gesiegt und statt Dreier sind jezt nur Zwei im Stande, ihres Vaters Unbill zu rächen!“ Nach dem ersten Ausbruche des Gefühls schien dieser neue Trauerfall nur dazu beigetragen zu haben, die Leidenschaft, die seit so langen Jahren sich ihrer bemächtigt hatte, zu nähren und zu kräftigen. Sie schien den Tod ihres ältesten Sohnes für nichts als für eine Vermehrung der Schuld anzusehen, deren Söhnung die ganze Aufgabe ihres Daseyns war. „Roger,“ sagte sie, „hat jezt eines Vaters und eines Bruders Tod zu rächen; dieser zweifache Sporn muß seinem Arm den Sieg verleihen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Brief über das heilige Land.

Bethlehem, den 1ten März 1831.

— Sie verlangen von mir eine Beschreibung dieser kleinen Stadt, die Sie blos auf der Durchreise gesehen, des Orts, an dem sich das größte Weltereigniß begeben. Leicht kann ich Ihre Neugierde befriedigen, denn ich bin eigentlich ein Bewohner von Bethlehem geworden, ich gehe mit den Bethlemiten wie mit alten Bekannten um, ich besuche sie in ihren Häusern, sie sprechen mit mir von ihrem Elend, von ihren Hoffnungen, wir unterhalten uns oft von Frankreich, und die Erscheinung eines Franzosen gilt ihnen für ein Wahrzeichen künftigen Glücks und künftiger Freiheit. Sie haben Bethlehem mit seinen Olivenhainen, seinen Feigenbäumen, seinen Gärtchen und seinem röthlichen, steinigten Boden auf ziemlich hohen Hügeln liegen sehen; es ist Ihnen nicht entgangen, daß das Land nichts weniger denn als fruchtbar erscheint, und daß demnach Bethlehem den Namen Ephrata (Fruchtbarkeit) wohl daher führt, daß hier

der Erlöser zur Welt gekommen ist. Sie waren in der in den Fels gehauenen, mit Marmor und Seide bekleideten, mit fünf-und-dreißig silbernen Lampen erleuchteten Grotte, dem sogenannten Stalle, in welchem Christus geboren wurde; Sie kennen das Kloster unserer lateinischen Geistlichen, das eher einem Kastell gleicht als der friedlichen Behausung einer Cenobitengemeinde; auch von der großen, an das Kloster stoßenden Kirche, welche einst eines der herrlichsten Bauwerke im heiligen Lande war, brauche ich Ihnen nicht zu sprechen. Dieser ehrwürdige Tempel, in welchem Balduin I. als König von Jerusalem gesalbt wurde und der anderthalbhundert Jahre von den Gesängen der Kreuzfahrer widerhallte, ist jezt zerfallen, alles seines Schmucks beraubt und dient nur noch zu einem öffentlichen Durchgang für die Klostergeistlichen und die christlichen Araber.

Bethlehem macht einen völlig andern Eindruck auf mich als Jerusalem. So lange ich in der heiligen Stadt war, konnte ich der düstern Bilder, welche mich überall verfolgten, nicht los werden, Alles kleidete sich in eine Trauerfarbe; hier dagegen sieht meine Einbildungskraft lauter lachende Bilder, und ich athme freier. Es rührt dieß ohne Zweifel von den verschiedenen Erinnerungen her, welche sich an beide Orte knüpfen: in Jerusalem sehe ich nichts als unerhörtes Ungemach, Völkerunglück ohne Gleichen, und den Gottgesandten am schmählichen Kreuze; in Bethlehem erblicke ich eine Jungfrau, die Mutter des den Völkern verheißenen Erlösers, sehe Könige aus fernen Landen, sehe Hirten an der Wiege des Kindes beten, höre die Chöre der Engel, höre Erde und Himmel jauchzen; in Jerusalem nichts als Tod und Verzweiflung, in Bethlehem lauter Leben und Hoffnung. Der Prophet Elias sezte sich zuweilen auf einen Hügel auf halbem Wege zwischen beiden Städten, von welchem man beide gut sehen kann; da wandte sich der Prophet bald gen Jerusalem, bald gen Bethlehem, trauernd, Thränen im Auge, wenn er auf die Stadt blickte, wo der Messias von Mörderhand sterben, freudig, getrosten Muth, schaute er der Gegend zu, wo er zur Welt kommen sollte.

Bethlehem zählt nicht über 2000 Einwohner, worunter 1500 Katholiken, 400 schismatische Griechen, die übrigen Muselmänner. Von jeher befanden sich hier wenige Türken, denn die Bethlemiten, ein starker, muthiger Menschenschlag, können die Kinder Mahomets in ihrer Nähe nicht leiden. Ja Bethlehem ist vielleicht die einzige Stadt im Orient, wo kein Muselmann als oberster Beamter besiehlt; es ist hier weder ein Aga, noch ein Mutselim, überhaupt keine türkische Autorität. Die katholischen Bethlemiten wenden sich in ihren Streitigkeiten, überhaupt in allen ihren Angelegenheiten an den Pater Gardian des lateinischen Klosters und an den Geistlichen, der das Amt des Pfarrers versieht; auch die vornehmsten Familienhäupter üben eine Art von Gewalt aus. Der Pascha bringt sie nicht leicht zu mehr als zu Entrichtung der jährlichen Steuer; gegen willkührliche Auflagen empören sie sich jedesmal, greifen zu den Waffen und werfen sich in das Kloster wie in eine Festung. Häufig gehen sie die geistlichen Herrn um Unterstützung an, und wenn die armen Patres ihnen ihre Bitte abschlagen müssen, so werden sie öfters mißhandelt und sehen sich genöthigt, in Jerusalem Zuflucht zu suchen. Ich habe in dieser Beziehung Dinge erzählen hören, die den Bethlemiten eben nicht sehr zur Ehre gereichen. So wurde vor etwa zwanzig Jahren der Prior des lateinischen Klosters, nachdem er sich außer Stands erklärt, ihnen das verlangte Geld zu geben, in der Straße von Bethlehem ergriffen und zu einem Ofen geschleppt, in dem sie ihn verbrennen wollten; während der Ofen geheizt wurde, gelang es einem Bethlemiten, durch Zureden seine Landsleute von ihrem schrecklichem Vorhaben abzubringen. Im Leben unserer fränkischen Cenobiten gibt es demnach schlimme und gute Tage, und die Wächter der heiligen Orte werden nur zu oft daran erinnert, daß sie in einem barbarischen Lande hausen.

Gar viele Bethlemiten bilden sich ein, das Kloster müsse für sie bezahlen, aus keinem andern Grunde, als weil sie Katholiken sind, und Manche gehen zum römischen Glauben über, blos um an den Almosen der Lateiner Theil zu bekommen. Indessen gibt es sehr Viele, deren Andacht aufrichtig und inbrünstig ist. Somit ist das Kloster für die Bethlemiten ein Ort, wo sie ihre Gebete gen Himmel schicken, ein Gerichtshof, wo alle ihre Streitigkeiten ausgemacht werden, eine Schenke, wo die Armen Brod finden, und im Nothfall, wie oben gesagt, ein fester Platz, um sich gegen einen äußern Feind zu wehren. Bethlehems einzige Erwerbsquellen sind Viehzucht, etwas Ackerbau, der Handel mit Kreuzen, Bildern der heil. Jungfrau, Perlmutterdosen u. s. w. Manche sprechen geläufig italienisch, und drei Viertheile der Bevölkerung wissen wenigstens ein Paar Worte. So oft ich spazieren gehe, begegne ich Arabern, die mich mit: boun giourno, signor, coume estate, bene? anreden. Will ich mich dann mit ihnen in ein Gespräch einlassen, so merke ich bald, daß ihr boun giourno so ziemlich alles ist, was sie wissen.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß die Bethlemiten für die französische Nation sehr eingenommen sind; sie sind überdies vielleicht der einzige Volksstamm im Orient, bei dem sich die Tradition von den Kreuzzügen des Abendlandes erhalten hat. Die Bethlemiten sehen uns noch jezt für ihre künftigen Befreier an und glauben fest, der König von Frankreich habe im Sinne, ein Paar tausend Mann nach Palästina zu senden, um den christ-

lichen Glauben auf ewig aus den Fesseln der Moslems zu befreien und Gottfrieds altes Reich wieder zu erobern. Jeden Morgen wird mein Zimmer nicht mehr leer von Menschen, welche sich erkundigen, ob die Stunde der Befreiung bald schlagen werde; seit einigen Tagen spricht man in Bethlehem von nichts als von einer Landung der Franzosen bei Beyrut; gestern versicherte man mich allen Ernstes, man habe einen Trupp französischer Soldaten bei Ascalon beschäftigt gesehen, den Ort wiederaufzubauen. Ich wage es nicht, ihnen zu sagen, daß sie weit mehr wissen, als ich, und wenn sie deßhalb sehr in mich dringen, muß ich mir mit allgemeinen Phrasen helfen. An alle dem ist sichtbar die Eroberung von Algier Schuld, und welch magischen Eindruck dieses Ereigniß in der ganzen Levante gemacht hat, läßt sich gar nicht beschreiben; ganz Syrien ist voll vom Schrecken unserer Waffen, und von der Politik abgesehen, würde sich ein französisches Heer ohne große Mühe des Landes bemächtigen. Man spricht hier nur von Frankreich, aber das Volk versteht so ziemlich das ganze Abendland hierunter. Französische Reisende sind gegenwärtig hier besser aufgenommen als je; Ideen von Größe und Ruhm knüpfen sich an den Namen Franzose, und er ist fast, was das *sum civis* der Römer war.

Poujoulat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Neue Vereine.

Vereine und Gesellschaften sind hier nicht beständiger, als der Thron und andere Anstalten; es ist ein ewiger Wechsel. Vor wenig Jahren war viel von einem hellenischen Verein die Rede; allein andere Völker hatten noch dringendern Anspruch an die Theilnahme der Pariser Philanthropen, und der hellenische Verein ist eingegangen, um einem polnischen Platz zu machen. Ein überaus rühriger Mann, Cesar Morean, welcher den Engländern die Kunst abgemerkt hat, allerlei Vereine zu stiften, und zwar ohne Kosten, hat diese Kunst aus England, wo er Vicekonsul war, nach Frankreich gebracht und bereits zwei solcher Vereine gestiftet; zuerst nämlich eine statistische Gesellschaft, die sich auf dem Papiere vortrefflich ausnimmt. Da steht erstlich ein König oder Prinz als Schirmherr, dann folgen ein Dutzend Patrone, nach dem Muster der englischen Vereine, welche, ihrer Liebe zur Freiheit ungeachtet, doch immer die Schwachheit oder die Klugheit haben, sich unter das Patronat der Lords zu stellen, weil diese für die erhaltene Ehre gut zahlen; dann kommt ein Ausschuß, ein Direktor und zulezt der eigentliche Plebs der Gesellschaft. Es werden glänzende Preise versprochen, man prahlt mit der ausgebreiteten Korrespondenz, die man mit allen Ländern führe, u. s. w. Im Grunde aber ist hinter allem diesem so gut als nichts, einige Mittheilungen ausgenommen, die aber anderswo eben sowohl und noch besser ihren Platz gefunden hätten. Es ist dadurch nur der geographischen Gesellschaft geschadet worden. Auch Férussac hatte eine statistische Gesellschaft gestiftet, die aber noch weniger gedieh als die Moreausche. Die beiden Herrn hätten ihre Thätigkeit vereinigen sollen; dies wollten sie aber nicht, und so haben sie einander ihren Wirkungskreis geschmälert. Seitdem hat Cesar Moreau noch einen andern Verein nach derselben Verfahrungsweise angelegt; dieser führt den prunkenden Titel: Académie de l'industrie agricole, manufacturière et commerciale, und besteht schon seit einem Jahre, obschon ihn wenige Personen in Paris kennen. Hier steht wieder ein König, diesmal Ludwig Philipp, als Protektor voran, dann folgt ein Verwaltungsrath und nach diesem kommen die Akademiker. Es muß doch wohl etwas in diesem Vereine geschehen, da derselbe, oder eigentlich Cesar Moreau, welcher das Ganze leitet, ein Journal in ungeheuerm Quartformate herausgibt, in welchem die mitgetheilten Aufsätze, wie auch die Verhandlungen der Gesellschaft stehen. Allein Ackerbaugesellschaften bestehen schon eine Menge in Frankreich; auch an Industriegesellschaften fehlt es nicht; wozu also dieser neue Verein? etwa, um den Leuten für zugesandte Diplome Geld aus den Taschen zu locken? Dennoch scheint es, daß C. Moreau viele Männer in und außerhalb Paris für sein Institut gewonnen hat und von ihnen nicht unansehnliche Beiträge bekommt. In der Provinz gibt es Manchen, der für Ackerbau, Gewerbsfleiß, Mechanik etwas leisten könnte, wenn er aufgemuntert würde; solche Leute werden nun manchmal durch des rührigen C. Moreaus Rundschreiben und Diplome in Thätigkeit gesezt; insoweit mag also seine Anstalt nicht ohne Nutzen seyn. Wie ich gehört habe, will es der Stifter bei diesen beiden Gesellschaften nicht bewenden lassen, sondern soll mit Projekten zu weitern Vereinen umgehen. Unter der Regierung Karls X. sah man Moreau ungern in Paris sein Wesen treiben und suchte ihn auf eine honette Art zu entfernen, indem man ihm eine Konsulstelle zu Trebizond am schwarzen Meere anbot; er aber wollte lieber im Mittelpunkte der von ihm geschaffenen Wirkungskreise an der Seine bleiben, und schlug die zugedachte Ehre aus. Uebrigens ist nichts leichter in Paris, als einen philanthropischen, literarischen oder artistischen Verein zu stiften. Die Schwierigkeit besteht blos darin, die einmal versammelten Philanthropen, Gelehrten oder Künstler beisammen zu halten und zu verhindern, daß der Eifer, welcher Anfangs den jungen Verein beseelt, nicht erkalte und daß der Zweck desselben nicht vergessen werde. Ist ein Verein einige Jahre alt, so bleiben die nützlichsten Mitglieder aus, die Beiträge hören auf und es werden die Sitzungen von einigen Schwätzern ausgefüllt, die wenig leisten können. Bliebe der ursprüngliche Eifer sich beständig gleich, so würden die Vereine in Paris Wunderdinge verrichten. Ein solcher junger Verein voller Muth und guten Willens ist die erst seit einem Jahre bestehende freie Gesellschaft der Künste, welche neulich ihre erste öffentliche Sitzung hielt. Sonderbar ist es, daß an der Spitze dieses Vereins nicht etwa ein ausgezeichneter Maler oder Bildhauer, sondern — ein Arzt steht, Namens Cornac; freilich ist dieser Arzt ein leidenschaftlicher Liebhaber von Kunstwerken und hat das Haus von oben bis unten voll von Gemälden. Es gibt Aerzte in Paris, die auch in andern Fächern Tüchtiges leisten. Die große Oper hat sich seit langer Zeit nicht so wohl befunden, als seitdem sie unter der Leitung des Doktor Veron steht. Wie dieser Mann seine Kranken behandelte, ist mir nicht bekannt geworden; aber mit der Oper verfährt er auf eine sehr geschickte Art und ihr Zustand ist höchst befriedigend. Eben so dürfte also auch die „freie Gesellschaft der Künste" unter Doktor Cornacs Leitung zu einer schönen Blüthe gelangen, falls er von seinen Mitbrüdern, deren an 200 seyn sollen, tüchtig unterstüzt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 3. April 1832.

Sage, wo ist Athen? —
Sprich, ist noch ein Zeichen von ihr, daß etwa der Schiffer,
Wenn er vorüber kommt, sie nenn' und ihrer gedenke?
Stiegen dort die Säulen empor und leuchteten dort nicht
Sonst vom Dache der Burg herab die Göttergestalten?

Hölderlin.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

Nauplia, den 17ten Januar 1832.

Gern lößte ich mein Versprechen, über meine Reise von Aegina nach Athen, von da nach den Thermopylen und über Delphi und Korinth nach Athen zurück, und über meinen Aufenthalt daselbst ausführlich zu schreiben; aber die öffentlichen Dinge haben hier, wie die Angelegenheiten der Reise während derselben, die Zeit dazu hinweggenommen, und ich muß mich also auf Skizzen und einige Notizen beschränken.

In Aegina ritt ich mit Simper, einem jungen Architekten aus Holstein, während Metzger beim Tempel auf einer andern Seite der Insel beschäftigt war, auf den konischen Berg der Insel, um dort die Spuren vom Altar des panhellenischen Zeus aufzusuchen. Wir kamen auf dem Wege dahin zu den Trümmern einer Kirche der Erzengel, deren Baureste und polygone Substruktion auf einen Tempel hinwiesen, dessen Stelle sie einnimmt. Pausanias, der den Berg ebenfalls erstiegen, nennt am Wege den Tempel der Orphäa, einer Gefährtin der Artemis (2. 30. 3.); die Lage stimmt zu und einige Inschriften, an Alterthum wenigen in Griechenland nachstehend, welche sich hier fanden (die eine in einem Distichon), zeugen von dem Alterthume des Tempels dieser halbkretischen Göttin. Auf dem Gipfel des Berges steht eine Kapelle des heil. Elias, mit altem Gemäuer, in dem sich der Unterbau eines Altares erhalten hat, der hier dem panhellenischen Zeus errichtet war. Denn daß das Heiligthum des Zeus auf dem Gebirge Panhellenium aus einem Altar bestand, ist aus Pindar klar, welcher sagt, daß die Helden der Vorzeit, um Aeakus versammelt, am Altare des panhellenischen Zeus die Hände zum Himmel emporgestreckt haben. Aeakus bat mit ihnen um Regen. Griechenland war dieses Jahr in derselben Noth; bis Mitte Novembers war noch kein Tropfen gefallen, und auch jezt stiegen an mehreren Orten die Menschen auf die Berge, wo der heil. Elias Kapellen hat, ihn um Regen zu bitten. Von einem Tempel des panhellenischen Zeus ist nirgends die Rede; doch ist in den schönen Tempelruinen, nahe der Ostküste der Insel, von welchen die Bildsäulen in der Glyptothek sind, eine Inschrift: ΔΙΙ ΠΑΝΕΛΛΗΝΙΩΙ, zum Vorschein gekommen, wohl zu einem Weihgeschenke gehörig, welche das Heiligthum dem panhellenischen Zeus vindicirt; doch muß es von dem bei Pausanias erwähnten Heiligthum getrennt werden; dort auf dem Berge war, wie erinnert, nur ein Altar, und anzunehmen wäre, daß die Aegineten dem panhellenischen Zeus, dem Gründer der Aeaciden, außer dem weniger zugänglichen Heiligthum auf dem Berge, noch diesen Tempel in der Nähe jenes Berges errichtet haben.

Nachdem wir in den folgenden Tagen die Ruinen des Tempels gesehen und untersucht, die Gräber der alten Stadt, die Anlage ihres Hafens, die Reste ihrer Tempel

mit den Nachrichten der Alten verglichen, auch über den Zustand der Insel, ihre Erzeugnisse, ihren Handel Erkundigungen eingezogen und mit ausgezeichneten Männern, die hier zurückgezogen leben, wie mit Parrabos, Jakobaky, Rhiso u. a. verkehrt hatten, mietheten wir den 14ten November eine Barke und segelten gegen Mittag nach dem Piräus hin. Die Burg von Athen, auf einer Anhöhe gelegen, welche die vordern Hügel überragt, blieb immer wie ein Pharus vor uns aufgestellt und entwickelte deutlich und deutlicher ihre weißen Massen, während wir an Inseln vorüber, zulezt Salamis zur Linken lassend, durch die Oeffnung des Piräus, eine weite, lange Meerstraße mit vielen Resten alter Mauern und Thürme, in das Becken dieses berühmten attischen Hafens hineinfuhren. Wir fanden noch vor Einbruch der Nacht in einer hölzernen Locanda Unterkommen, welche nebst zwölf Hütten die alte Herrlichkeit des Ortes vertritt, und gingen am andern Morgen, die Lage des Hafens, seine Umgebungen, ihre Alterthümer und den daran grenzenden Hafen von Munychia zu besehen. Nach Mittag ritten wir neben den Ruinen der alten Mauer, welche den Hafen mit der Stadt verband, durch den Oelwald zur Stadt hinauf. Aus diesem heraustretend, sahen wir die Burg wieder über die Hügelreihe vor ihr emporragen, und jezt so nahe, daß der ehrwürdige Bau des Parthenon in der Sonnenklarheit eines unvergleichlichen Herbsttages in seiner ganzen Herrlichkeit sich zeigte. Die Stadt war hinter den Hügeln verborgen, an denen der Weg gegen Norden sich hinzieht, um sie zu umgehen und dann über ihren flachsten Abhang durch das alte Dipylon in die Stadt einzulenken. Uns zur Rechten ragte, fast noch unberührt, der Tempel des Theseus auf einer freien Terrasse empor, die Stadt seines Heros überblickend, die nun von Neuem zu seinen Füßen in Trümmern lag. Nur einzelne Häuser, inmitten ihnen auch einige Palmen und Cypressen, erheben sich aus den gestaltlosen Schutthaufen, in die auch diese Stadt während des Krieges zerfallen ist; doch war in der Straße des Bazar viel Leben, Regsamkeit und in ihrer schmutzigen Enge ein ziemlich geordneter Verkehr. Wie ich seitwärts durch die Gassen ritt (Metzger war gleich zum Theseum abgelenkt) begegnete mir eine Gesellschaft stattlicher Männer. Ich fragte nach der Locanda der Madame Spiro, und sie mich: ob ich der Ἑιρηνιαῖος Θύρτιος sey, den man seit vier Wochen erwarte. Auf meine Antwort reichten sie mir mit vieler Herzlichkeit als einem alten Freunde die Hände und führten mich in den wohleingerichteten und guten Gasthof. Unter ihnen war Psylas, den Gropius für den „besten der Griechen" erklärt, der als Gouverneur von Messenien und Maina sogar unter den Mainoten ein gesegnetes Andenken zurückgelassen hat, und nachdem er bei der Entwicklung des Capodistria'schen Gräuelsystems sich zurückgezogen, dort den schrecklichen G......., einen der Stützen des Hofes von Ali Pascha, zum Nachfolger gehabt hatte, den dieser Präsident brauchte, um die Familie der Mauromichaly zu plagen, zu zerrütten und zu Grunde zu richten. Er hat in den Trümmern ihres zerfallenden Hauses selbst seinen Tod gefunden, und jener Auswurf der menschlichen Gesellschaft sizt jezt im Senat, um die Dekrete seines Bruders vollziehen zu helfen. Ich war durch ihn, durch Pulas, an den ich von Heydeker Briefe hatte, durch Bassos und andere ihrer Gesellschaft bald von Allem in und um Athen unterrichtet, und nach zwei Stunden durch sie und andere neue Freunde in dieser Hauptstadt ehemaliger literarischer, artistischer und politischer Größe und unvergänglich großer Erinnerungen als einer der Ihrigen heimisch und vertraut.

Am folgenden Tage Besuche beim Muchthar, dem Kommandanten von Athen, einem ruhigen und billigen Mann, von dem wir leicht die Erlaubniß erhielten, die Akropolis zu besteigen, und sofort Untersuchung der Werke alter Architektur und Skulptur, mit der sie noch fortdauernd zwischen den Trümmern alter und neuer Zeit prangt. Sie allein sind eine Reise nach Griechenland werth; denn so etwas Vollendetes und Schönes wird in der ganzen Welt nicht gefunden. Die westliche Seite des Parthenon hat durch die Kugeln der Türken sehr gelitten, doch haben die gewaltigen Säulen widerstanden. Große Stücke sind aus ihnen durch das Anprallen derselben gesprengt worden; sie sehen ganz scheckig aus, aber keine ist gefallen. Die schönen Reliefe hinter der westlichen Halle sind unberührt, aber ein großer Theil der Mauer von der Cella ist durch die Habgier der Türken zerstört, die nach dem Eisen und Blei suchten, mit denen die Marmorblöcke verbunden waren. Das Erechtheum liegt halb in neugefallenen Trümmern. Gura, der Mörder des Odysseus, hatte während der Belagerung seine Familie darin und beschwerte das Dach gegen die Bomben mit Schutt und Erde. Es brach zusammen und diente den Leichnamen von vierzehn Frauen und Kindern zum Grabe. Das herabgebrochene Mauergebälk, die Kapitäler der Säulen und anderer jonischer Schmuck ist von den Reisenden, besonders den Engländern, welche sich darüber wie die Geyer über ein gefallenes Wild hergestürzt haben, arg zerstört, zerklopft, zerschlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brantfield.

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre darauf kam Roger heim, noch schöner, noch kräftiger, noch hoffnungsvoller als sein Bruder. Weit entfernt, durch Stephans Schicksal entmuthigt zu seyn, brannte er vielmehr mit doppelter Begierde, die Schmach seines Hauses in Moubrays Blute rein zu wa-

schen. Auf seine Klage gegen diesen ward ihm zwar nicht ohne Grund von den Richtern eingewandt, daß durch des vorigen Gegners Mißgeschick die Sache erledigt sey; aber während der Verhandlungen über diesen Gegenstand erregte der Kläger durch seine Drohungen gegen den Feind seines Hauses so viel Unruhe, daß König Jakob, dessen Unfähigkeit, sich oder den Gesetzen Ansehen zu verschaffen, allbekannt ist, es für rathsam hielt, die Sache zu Gunsten des Bittenden zu entscheiden. Es ward daher erlaubt, daß Roger Bruntfield auf Tod und Leben mit Moubray kämpfe. Jedoch dasselbe Geschick, welches der Wittwe ihren ersten Sohn entrissen hatte, wartete auch des zweiten. Mitten im Kampfe glitt ihm der Fuß aus, die Last seiner schweren Waffen zog ihn zu Boden und Moubray stürzte sich nach dem barbarischen Brauche der Zeit über ihn her und machte seinem Leben ein Ende. „Des Himmels Wille geschehe!" sagte die Mutter; „aber gratias Deo! mir bleibt noch eine Möglichkeit."

Heinrich Bruntfield, der dritte und lezte Sohn, war von jeher der Mutter Liebling gewesen. War er auch dem Anscheine nach von zarterem Bau, trug er auch den Ausdruck eines sanftern Gemüthes, so nährte er doch die Hoffnung, seinen Vater zu rächen, in Wahrheit desto tiefer in den stillen Abgründen seines Herzens, und die Sehnsucht, die That zu vollbringen, glühte noch heißer in ihm, als in seinen Brüdern. Seine Seele hatte die Schwärmerei seiner Mutter in vollem Maaße aufgefaßt. Die Kunde vom Tode seiner Brüder, die ihn in Frankreich erreichte, anstatt sein Herz mit Furcht oder Schrekken zu erfüllen, trieb ihn nur um so gewaltiger, das Abentheuer zu bestehen, das seiner wartete. Von diesem Augenblicke an entzog er sich gänzlich den Künsten und Wissenschaften, die er geliebt hatte; die Stunden der Nacht wandte er dazu an, die Geschichten berühmter Ritter seiner Seele einzuprägen, und die Tage widmete er ausschließlich dem Fechtboden. Sobald er sich gehörig vorbereitet glaubte, trat er in französische Kriegsdienste, um mit der Wissenschaft noch jene Erfahrung und Abhärtung zu verbinden, deren Mangel er für die Ursache von seiner Brüder Mißgeschick hielt. Wenn auch die Sonne der Ritterschaft damals schon im Sinken war, so war sie doch noch nicht ganz untergegangen. Montmorency war eben erst gestorben, Bayard lebte noch. Das Leben und die Thaten solcher Männer waren für Heinrich Bruntfield die höchsten Gegenstände der Bewunderung, das Ziel seiner Nacheiferung. Kein junger Ritter saß fester auf seinem Rosse, keiner klagte weniger über das Ungemach des Kriegsdienstes. — Als er an Heinrichs III. Hofe eingeführt ward, lernte er Katharina Moubray kennen, die enterbte Nichte des Mörders seines Vaters, die, nachdem sie in einem französischen Kloster erzogen worden, jezt dem Hofhalte der Königin angehörte. Es könnte befremden, daß der junge Bruntfield gerade diese vor allen Damen des Hofes auszeichnete; aber die Verflechtung der Geschichte dieses jungen Fräuleins mit seinem eigenen Familienunglücke, so wie der Umstand, daß ihre Leiden und die seinigen von demselben verhaßten Urheber stammten, wären schon hinreichend gewesen, ein warmes Mitgefühl für sie in seiner Brust zu erwecken, und wenn wir, außer diesen zufälligen Umständen, ihre Schönheit, ihre Sittsamkeit und ihre hohen Tugenden in Betracht ziehen, so kann es nicht auffallen, daß gar bald eine zärtliche Neigung aus dieser Bekanntschaft erwuchs. Nur über einen Punkt konnten die jungen Leute ihre Ansichten und Gesinnungen nicht einigen. Wenn auch der zarten Katharina nur Haß und Abneigung gegen ihren grausamen Verwandten eingeprägt war, so konnte sie sich doch den Geliebten ihm gegenüber im tödtlichen Zweikampfe nur mit Grauen und Abscheu vorstellen, und that daher, was in ihrer Macht stand, um diesen von seinem schrecklichen Vorhaben abzubringen. Aber die Liebe vermochte nur wenig gegen das tiefer wurzelnde Rachegefühl, die Nahrung seiner Kindheit. Blumen, in einen Fluß geworfen, könnten diesen eben so leicht, nahe dem jähen Sturze, im Laufe hemmen, als Katharinens sanfte Bitten Heinrich von dem Ziele abzuwenden vermochten, auf dessen Erreichung seine ganze Erziehung ausschließlich gerichtet war, in dessen ruhmvoller Erstrebung seine beiden Brüder den Tod gefunden, und das bis dahin der einzige Gegenstand gewesen war, für den er selbst gelebt und geathmet hatte.

Endlich kehrte Heinrich, ausgerüstet mit aller Kunst, die jene Zeit zu lehren wußte, nach Schottland zurück. Als er vor seine Mutter trat, drückte sie ihn, in der stürmischen Aufwallung der verschiedenartigsten Gefühle, an ihre Brust und konnte lange Zeit die Augen nicht wegwenden von seiner anmuthigen Gestalt. „Mein Lezter, mein Theuerster!" sagte sie endlich, und auch Du — Viel habe ich über das nachgedacht, was nun erfüllt werden soll. Ich war nicht ohne Furcht und Zweifel, ob ich nicht etwas erstrebe, das am Tage der großen Rechenschaft meine Seele den Flammen Preis geben möchte; aber ich habe meinen Trost und meine Zuversicht gefunden. In der vorigen Nacht hatte ich einen Traum, dessen Deutung mir unzweifelhaft ist. Dein Vater erschien mir, in einer Hand einen Bogen haltend, in der andern drei schöne Pfeile. Darauf erschien auch der blutige Moubray. Der Vater gebot mir, die Pfeile auf den Verräther zu schleudern; ich that es. Den ersten fing er in seiner Hand auf, zerbrach ihn und trat ihn mit Füßen; nicht anders erging es dem zweiten; aber der dritte, der schönste von allen, durchbohrte seine schuldige Brust, daß er augenblicklich verschied. Der theure Schatten schenkte mir ein

freundliches Lächeln und verschwand. Mein Heinrich, Du bist der dritte Pfeil, der endlich den Vergießer unsers Blutes durchbohren wird."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, März.

(Beschluß.)

Die freie Gesellschaft der Künste.

Doktor Cornac eröffnete die erste allgemeine Sitzung der „freien Gesellschaft der Künste" mit einer zweckmäßigen und kurzen Rede, worin er berichtete, wie das Bedürfniß zu geistigen Mittheilungen unter Künstlern und Kunstfreunden den Gedanken zu diesem neuen Vereine eingeflößt habe. Hierauf erstattete der Sekretär der Gesellschaft, Péron, einen ausführlichen Bericht über das bereits von derselben Geleistete. Man vernimmt aus diesem Berichte, daß der Verein Anfangs Willens war, gewisse Grundsätze festzustellen, welche eine Art von künstlerischem Glaubensbekenntnisse seyn sollten. Er hat aber bald eingesehen, daß sich diese Orthodoxie mit dem Titel einer „freien Gesellschaft" schlecht vertragen würde. Aber der Bericht scheint selbst ein wenig von jener Orthodoxie angesteckt, denn er spricht von den Verirrungen des Geschmacks, von den richtigen Grundsätzen in der Kunst u. s. w. Wenn die Herrn des Vereins es einmal dahin bringen, daß eine allein seligmachende Lehre von ihnen aufgestellt wird, so mögen sie ihre Sitzungen nur als unnütz aufheben; denn solcher orthodoxen Gesellschaften, die ihre Lehren und keine andern annehmen, gibt es schon zu viele in Paris; es wäre ganz überflüssig, deshalb eine neue, dem Titel nach freie, aber im Grunde unfreie Gesellschaft zu errichten. In Gelehrten- und Künstlervereinen taugt das monarchische Prinzip nicht viel; das republikanische ist hier weit besser an seiner Stelle. Deshalb läßt sich auch schwerlich billigen, daß eines der Mitglieder sich gegen die Einrichtung erhoben hat, daß in Paris bei mehreren Ministerien Kunstdirektionen sind. Der Mann will, es solle nur eine einzige Direktion bestehen, die nach gewissen vorwaltenden Grundsätzen die von der Regierung bestellten Kunstarbeiten leite. Wiederum ausschließliche Grundsätze und Lehren! Ihr Herrn der freien Gesellschaft der Künste, verstattet den Künstlern doch auch Freiheit in ihrem Streben und Wirken! Darin hat der Mann recht, daß die vielen Direktionen viel Geld kosten, wovon den Künstlern und der Kunst gar nichts, den Direktoren und Unterdirektoren aber Manches zu gute kommt; allein man vereinfache diese Direktionen und schaffe die unnützen Bureau's ab. Ueberhaupt wäre es vielleicht gut, wenn keine einzige Direktion bestände und die Künstler sich selbst überlassen wären; da nun aber einmal die Nation jährlich eine beträchtliche Summe zur Aufmunterung der Künste beisteuern muß, wie die Minister sagen, so ist es unumgänglich nöthig, daß diese Summe auch wirklich der Kunst zu gute komme. Andere Mitglieder der Gesellschaft haben vorgeschlagen, man solle im Staate Niemand zum Baumeister annehmen, wenn er nicht eine gehörige Prüfung bestanden habe. Dies wäre nun recht gut, wenn die Schiedsrichter uneigennützige, unpartheiische Männer wären; allein man weiß ja schon, was dergleichen Prüfungen zu bedeuten haben, und wie kann man einen jungen Baumeister prüfen, wenn er kein Gebäude aufgeführt hat? Das Zunftwesen will heutzutage nicht mehr halten, besonders in Frankreich; alle Gewerbe sind frei, warum nicht auch die Künste? Man bemerke die Sonderbarkeit: in einer sich als frei ankündigenden Gesellschaft sind gleich Anfangs mehrere Vorschläge gethan worden, die gerade auf die Beschränkung der Kunstfreiheit abzwecken. Einen bessern Gedanken hatte die Gesellschaft gehabt, da sie den ihr gemachten Vorschlag billigte, einen Hülfsverein für alte und nothdürftige Künstler zu stiften. Es gibt in Paris zweihundert Hülfsvereine für alle Gewerbe; Künstler und Gelehrte hatten noch keinen, obschon auch sie in ihrem Alter oder in Krankheit der Hülfe sehr bedürfen; denn wenige haben in den guten Tagen sparen können, oder daran gedacht; nach dem Plane besagten Vereins soll nun jeder Beitretende jährlich eine gewisse Summe in die Hülfskasse legen, wie bei den andern Vereinen gebräuchlich ist. Die „freie Gesellschaft" konnte selbst die Kasse nicht anlegen; allein sie hat den Plan gebilligt und zur Ausführung aufgemuntert. Eines ihrer Mitglieder hat vorgeschlagen, man solle in jeder Stadt, ja in jeder Gemeinde die Bildnisse der Männer aufstellen, die sich um das Gemeindewohl verdient gemacht haben. Das ist nun wieder eines von den Projekten, wie man deren viele in Frankreich macht und die sich im Entwurfe gar schön ausnehmen. Freilich hätten die Künstler vollauf zu thun, wenn die vierzigtausend Gemeinden des französischen Reichs die Bildnisse ihrer verdienten Männer bei ihnen bestellten. Wo sollen aber die Gemeinden, die manchmal Geld aufnehmen müssen, um die Kosten gemeinnütziger Anlagen oder Verbesserungen bestreiten zu können, das Geld zu Bildsäulen und Büsten hernehmen? Die Bildnisse sollen vermuthlich sehr schön ausgeführt werden; denn es würde sich wahrlich nicht der Mühe verlohnen, vierzigtausend Gemeinden mit schlechten Fratzen zu versehen. Gut ausgeführte Bildnisse kommen aber sehr theuer zu stehen, und dann müßten auch wiederum Gebäude errichtet werden, um sie aufzustellen, wenn man sie nicht auf den Springbrunnen des Marktes stellen will. Mit dem Entwerfen von Denkmälern und Bildnissen ist man bald fertig, berechnet aber selten die Mittel zur Ausführung. Eben so hatte vor nicht langer Zeit Herr Jullien, Herausgeber der Revue encyclopédique, mit einem Herrn Grille den Plan zu einer Volksbibliothek entworfen, womit jede der vierzigtausend Gemeinden des Reichs versehen werden sollte. Sie wollten diese vierzigtausend Bibliotheken mittelst Aktien anlegen; allein sie haben bald das Riesenhafte dieses Planes eingesehen und scheinen denselben aufgegeben zu haben. Nach der Berichterstattung des Sekretärs der freien Gesellschaft der Künste wurden noch einige Abhandlungen verlesen, welche unter den im Laufe des Jahrs mitgetheilten ausgewählt worden waren; unter andern eine des bekannten Architekten Hittorff über die polychromische oder vielfarbige Baukunst der Alten. Als nämlich der Verfasser in Sizilien zu seiner Sammlung alter und neuer Denkmäler Muster abzeichnete, fiel ihm der farbige Anstrich mancher alten Tempel auf. Um diese Zeit fand auch Bröndsted solche farbige Bauwerke in Griechenland. Es scheint also ausgemacht zu seyn, daß die alten Griechen ihre Tempel, sogar die schönen marmornen, oft in- und auswendig anstrichen. Hittorff meint, diese Farbenpracht schöner Gebäude habe mit dem üppigen Reichthum der Vegetation Siziliens ein harmonisches Ganze gebildet. Was wird nun aber aus der edeln, so oft als Muster gerühmten Simplizität der alten Baukunst? Diese Farben werfen unsere Begriffe von dem Style der klassischen Architektur über den Haufen; sie sind aber einmal da und lassen sich nicht wegläugnen. Sollen wir jezt unsere Säulenordnungen und Gesimse auch anstreichen, um klassisch zu bleiben? Die „freie Gesellschaft der Künste" muß hier Rath geben; es gilt einen Gegenstand, welcher verdient, von Gelehrten und Künstlern studirt zu werden.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. April 1832.

— Stirb! denn dein Palmenzweig
Sproßte lang schon empor; daß sie dir rinne, steht
Schon die freudige Thräne
In dem Auge der Himmlischen.

Klopstock.

Auf Goethes Tod.

Schön ist's, wenn an den tiefgewalt'gen Sprecher
Der zweite sich, der Herrlichere, reiht,
Wenn bei des Festmahls Schluß den süßen Becher
Der ältre, süßre Wein noch überbeut,
Wenn dem gefallnen Helden noch ein Rächer
Mit unverbrüchlich ernstem Schwur sich weiht,
Wenn einen großen Dichter, der vollendet,
Der Größere mit edlem Gruß entsendet.

So sprachest du an deines Freundes Bahre
Des ernsten Abschieds tiefempfundnes Wort;
Du drücktest ihm den Lorbeer in die Haare,
Er grünet ewig unverwelklich fort;
Der Größere vom größten deutschen Paare
Verweiltest du, als er schon lange dort.
Nun scheidest du, und lässest nach dir keinen,
Der dich verträte, statt dich zu beweinen.

Manch Pfropfreis nährte sich von deinem Stamme,
Das eignes Leben allgemach gewann,
Und mancher ließ errathen leicht die Amme,
Wenn er der Kindheit Mährchen weiter spann;
Es zündeten an deiner frohen Flamme
Viel edle Geister ihre Leuchten an;
Doch deines Wesens tiefsten, heil'gen Funken,
Ihn hat kein Mensch — der Aether ihn getrunken!

Nicht mehr um kecke Hoffnungen betrogen
Hat uns das Schicksal, das dich nun geraubt.
Wir hatten uns des Rechts auf dich verzogen,
Und nur des Spruchs Vollzug noch fern geglaubt;
Lind flog der Pfeil vom schwach gespannten Bogen,
Doch zuckten schmerzlich wir, als sank dein Haupt;
Wir wähnten halb das Schicksal überwunden,
Und dir gemildert das Gesetz der Stunden.

Wer wagt es, deines Wesens Bild zu wecken?
Wie malte man mit Finsterniß das Licht?
Und wenn sie Schatten auch an dir entdecken,
Heißt schweigen uns die wohlverstandne Pflicht.
Der trübe Mensch nur sucht nach Sonnenflecken —
Die Erde, dankbar heiter, spürt sie nicht;
Ein frisches Herz bekennt sich gern zum Danke,
Doch über Arzt und Wärter klagt der Kranke.

Daß an der Götter Tischen du gesessen,
Dein Mund hat nie es prahlend offenbart;
Vielmehr dein Leben schien ein mild Vergessen,
Du lerntest gern der Erdenkinder Art;
Du rangst, den heil'gen Quell zurückzupressen,
Stets hast du den geheimsten Schatz gespart;
Nur manchmal brach hervor im Ueberdrange
Der goldne Strom in Red' und in Gesange.

Mit unbefangner Weisheit mildem Schimmer
Hast freundlich du das Menschliche durchhellt;
Mit prächt'gen, hohlgedehnten Worten nimmer
Der innern Dürftigkeit Gespenst verstellt;
Hast mit dem Mark infräftiger Wahrheit immer
Gestalten, die du schöpferisch riefst, geschwellt;
Du griffst nicht ein mit Abgunst noch mit Lieben,
Ihr eignes Leben hat ihr Rad getrieben.

Nun ist entsaitet Deutschlands größte Leier!
Bald wird es, wo Er still geherrschet, laut;
Hin drängen sich viel ungeduld'ge Freier,
Zu werben um die ew'ge Himmelsbraut;
Doch keiner hebt den goldgestickten Schleier,
Enthüllt ihr Götterantlitz keiner schaut,
Sie weißt zurück die reichsten Morgengaben,
Denn schön're bot ihr der, der nun begraben.

Doch wenn geschmückt auch mit der Trauer Zolle,
Von wüstem Jammer bleib' die Leiche rein!
Es trat ja selbst der Tod, der Schauervolle,
In griech'scher Schöne fast zu ihm hinein.
„Der Erde schöner grüner Teppich solle,
Sprach er, kein Tummelplatz für Larven seyn!"
Daß wir gefaßt vom Leben seine Lehre,
Bezeuge würdig seines Todes Ehre!

Gustav Pfizer.

Bruntfield.

(Beschluß.)

Der junge Bruntfield begann nun auf das Umsichtigste seine Maßregeln zu nehmen, um den Kampf mit Moubray zu verwirklichen. Die nämlichen Einwendungen, wie bei der zweiten Herausforderung, blieben bei der dritten nicht aus. Aber die öffentliche Meinung war zu sehr dafür, als daß man ohne Besorgniß vor bedenklichen Folgen ihr widerstreben durfte, und der Erbherr von Barnbougle, obgleich über die Blüthe der Jahre hinaus, war sich seiner Kraft zu wohl bewußt, um nicht einen Kampf zu wünschen, dessen glücklicher Erfolg ihn den berühmtesten Rittern seiner Zeit gleichsetzen mußte. Er hatte auch von der Neigung gehört, welche Bruntfield und seine Nichte verband, und mochte in der Aussicht auf eine Heirath, die den Ansprüchen derselben auf das ihr entrissene Erbe ein größeres Gewicht geben konnte, noch einen selbstsüchtigen Grund finden, die Herausforderung seines jugendlichen Feindes anzunehmen. König Jakob suchte zwar die Partheien zu versöhnen, ward aber endlich inne, daß die Gestattung dieses ritterlichen Zweikampfes das einzige Mittel sey, sie für immer zur Ruhe zu bringen.

Zum Schauplatze ward dießmal Cramond Inch bestimmt, ein niedriges Eiland im Meerbusen von Froth, nahe dem Schlosse Barnbougle. Alle Vorbereitungen leitete in bester Ordnung der junge Herzog von Lennox, der schon in Frankreich Bruntfields Freund geworden war. Auf einem ebenen Rasen, am nördlichen Ufer der Insel, ward der Kampfplatz abgesteckt und durch Pallisaden geschützt. Außerhalb dieser Schranken, auf einer Anhöhe, standen die Zuschauer, welche (man hatte den Andrang des Volkes absichtlich verhindert) fast ausschließlich den höhern Ständen angehörten; die Seeseite war ganz offen. An dem einen Ende der Bahn stand, mit seinen Angehörigen, der Erbherr von Barnbougle, eine große, düstere Gestalt, mit einer Mischung von Wildheit und Heuchelei in den scharfen Gesichtszügen, die nicht eben geeignet war, die Herzen zu gewinnen. Am andern Ende sah man den jungen Bruntfield, gleichfalls von Verwandten und Freunden umgeben, das auffallendste Gegentheil seines Feindes. Sein schlanker Körperbau versprach mehr Gewandtheit, als überwiegende Kraft; sein offenes Antlitz zeugte von der ernsten Stimmung einer edlen, willenskräftigen Seele. Zunächst den Schranken waren Sitze für den Herzog von Lennox und andere Hofleute errichtet, die als Zeugen und Richter des Kampfes bestellt waren, und in geringer Entfernung auf dem Meere wiegte sich ein kleines Schiff, mit einer einzigen verhüllten Gestalt am Bord. Nachdem alle Förmlichkeiten erfüllt waren, bewegten sich die Streiter nach dem Mittelpunkte der Bahn, und dort, Fuß an Fuß, jeder das gewaltige Schwert in der Rechten, harrten sie des Zeichens, das sie alles Zwanges entledigen und sie zu einem Kampfe berechtigen sollte, von dem sie wohl wußten, daß er nur mit dem Tode des Einen enden konnte. — Es ward gegeben und der Kampf begann. Fast bei dem ersten Streiche verwundete Moubray seinen Gegner am rechten Beine. Reichlich strömte das Blut aus der Wunde; aber durch diesen Unfall kam Bruntfield hinter den Kunstgriff, auf welchen Moubray bisher mit so gutem Erfolge sich verlassen. So fochten sie mehrere Minuten, ohne daß einer dem andern das Mindeste anhaben konnte; denn wenn sich Moubray auch gegen die blitzschnellen Streiche und Stiche seines hitzigen Feindes gut zu vertheidigen wußte, so konnte er sie doch nicht erwiedern. Es schien, als ob jezt allein die Ausdauer entscheiden müßte, denn es war augenscheinlich, daß wenn kein Glücks- oder Unglücksfall der Sache ein Ende machte, der, welcher zuerst ermüdete, verloren war. Moubray, als der Aeltere und Schwerfälligere, fühlte bald seinen Nachtheil und begann daher mit größerer Wuth und mit weniger Umsicht zu fechten. Ein fürchterlicher Schlag, zu dem er seine lezten Kräfte gesammelt zu haben schien, traf Bruntfields Helm so heftig, daß er halb besinnungslos auf die Knie sank. Aber der erschöpfte Mou-

bray konnte seinen Vortheil nicht verfolgen; schwankend stand er dem jungen knieenden Feinde gegenüber, umsonst versuchend, seine Waffe zum lezten Schlage zu schwingen. Bruntsfield, dessen elastische Jugendkraft sich schnell wieder sammelte, gewahrte sogleich seinen Vortheil, der lezte Hoffnungsstrahl riß ihn vom Boden auf, und es gelang ihm, den Dolch zu ziehen und ihn bis an das Heft in die Brusthöhle seines ermatteten Gegners zu tauchen. Ein Augenblick, und der Mörder seines Hauses lag todt zu seinen Füßen, und der laute Freudenruf der Zuschauer begrüßte den Sieger. In demselben Augenblicke erscholl vom nahen Schiffe her ein Schrei, der aus keiner irdischen Brust zu dringen schien. Ein Boot nahte sich rasch dem Ufer und in wenigen Minuten stürzte eine Frau auf den blutigen Schauplatz, sank sprachlos in des Siegers Arme und drückte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an ihre Brust. Stephan Bruntsfields Wittwe sah endlich den zwanzigjährigen Durst nach Rache gestillt; der Mörder ihres Gemahls, der Todtschläger ihrer beiden Söhne, lag entseelt vor ihr auf dem Rasen; ihr aber blieb noch ein Sohn übrig, ein Kind so edler Art, wie je eines einer Mutter Herz beseligte. Jedoch der Wechsel der Gefühle war zu plötzlich, zu stark für ihre Kraft — sie verschied in den Armen des Sohnes, mit dem lezten Athemzuge die Worte hauchend: „nunc dimittis, Domine..“

Der Verfolg dieser Geschichte ist ohne Erzählung abzusehen: anständiges Trauerjahr — festliche Hochzeit — zahlreiche Nachkommenschaft.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Die Propyläen sind im alten Zustande, Nachgrabungen jezt durch die Türken ganz versagt, dadurch mein Vorsatz vereitelt, unter dem östlichen Giebel des Parthenon aufräumen und aus dem Schutt der türkischen Häuser dort hervorziehen zu lassen, was in ihnen vom alten Bau und seinen Bildwerken wahrscheinlich verborgen liegt. Die folgenden Tage wurden die andern Denkmäler untersucht (keines ist zu Grunde gegangen, einige nur theilweise beschädigt) und das Studium der Topographie von Athen begonnen, dazwischen Ausflüge in die auch jezt noch grünenden und von den Bächen des klaren Kephissus schön bewässerten Gärten und Oelwäldchen der Akademie, zum sophokleischen Kolonos, zu den Ufern des Ilissus, den Weingärten an ihm, den jezt öden Ruinen des Lykeion, zur Kallirrhoe und den übrigen Orten großer oder anmuthiger Erinnerungen, welche dieses wunderbare Land in seiner unzerstörbaren Herrlichkeit auch jezt zum Hauptlande von Griechenland und Athen zu seinem Juwel machen. Der Burg gegenüber, nach Süden gewandt, vorn zu beiden Seiten Aussicht über den Piräeus und die Küsten des Peloponnesus bis Kap Malea, näher in der Niederung die neue Stadt, zu beiden Seiten Ilissus und Kephissus, mitten in einem Panorama klassischer Erinnerungen und unvergänglicher Herrlichkeit der Natur. Dort wäre ein Platz, auf welchem die königliche Burg des neuen Beherrschers dieses wundersamen Landes und Volkes sich erheben müßte, dem hier vergangene Größe und unvertilgbare Spuren des über Griechenland waltenden Genius in erhabenen Zügen und Bildern vor Augen ständen.

Ich fand die folgenden Tage noch viele Freunde, unter andern Kleanthes, den Architekten, der uns in München besucht und den Dienst der Regierung in Aegina verlassen hat, vorzüglich, weil Mustoridi ihm zornig gesagt: „Fluch den Türken, daß sie die Alterthümer von Athen nicht ganz zu Boden geworfen und vertilgt, damit von ihnen nur keine Rede mehr wäre,“ und er in der Erklärung dieses Vertrauten des Präsidenten einen neuen Beweis von des leztern Ansichten gefunden; Pittakp, einen guten Kenner der attischen Alterthümer, der sich zurückgezogen, weil man ihm angesonnen, den Kundschafter der Fremden, besonders der Engländer, zu machen; Benthylos, der sein Lehramt in Aegina aufgegeben, weil man ihm untersagt hat, mit seinen Schülern den Gorgias des Plato zu lesen. Athen und Missolunghi waren dem korfiotischen Herrscher am meisten verhaßt, jenes wegen seines alten idealen Ruhmes, dieses wegen seines neuen Heroismus, beides Potenzen, die ihm seine Rechnung mit Griechenland zerstört hatten, das er bemüht war, in eine Art von Meierei für sich und seine Familie einzurichten. Auch Zacharizzas, den Bruder des jungen Z. in München, und seine Familie lernte ich kennen und wurde von ihnen auf das freundlichste aufgenommen.

Am 23. November verließen wir Athen, um in Gesellschaft von Zacharizzas, der in Marathon Besitzungen hat, die Reise dorthin, und von da nach Euböa, Theben, Livadien, den Thermopylen und Delphi anzutreten. Die nächsten Gegenden wurden für unsicher gehalten; einige Tage zuvor waren zwei junge Engländer auf dem Wege nach Marathon von drei Räubern angefallen und geplündert worden. Wir hatten deshalb drei Pallikaren und einen Kapitän zu unserer Bedeckung und waren selbst bewaffnet, ein Zug von neun Männern außer den Pferdetreibern, womit es so leicht die Räuber nicht aufnehmen. Auch sahen wir in aller Sicherheit die Ebenen von Marathon (nach so vielen Beschreibungen ist sie zur Aufklärung der Schlacht daselbst noch immer nicht hinlänglich bekannt), und kamen unbehelligt über Oropus und Aulis nach Negropont (Chalkis), nachdem sich un-

sere Gesellschaft kurz vorher getrennt hatte. Erst dort erfuhren wir, daß unsere Beschützer zu den Räubern gehört hatten und nach Negropont gekommen waren, um vom Pascha gegen Zusage künftiger Ruhe Verzeihung zu erhalten. Zacharizzas aber, der nahe bei Oropus auf einem seiner Dörfer eingekehrt war, war dort von kybernitischen Soldaten überfallen und nebst seinem Sekretär festgenommen worden, weil er zu den Gegnern des Präsidenten gehört hatte. Er entkam die Nacht auf seinem Pferde in die Gebirge, den Sekretär ließ man später frei. Die Truppen waren von Athen aus über seine Reise benachrichtigt und von Theben zu dieser Expedition geschickt worden.

Nachdem wir so, ohne es zu wissen, den Händen der Räuber und der Kybernitischen entgangen waren, sind wir in guter Ruhe von Chalkis nach Eretria, dann nach Theben, Platäa, Leuktra, dem copaischen See, Livadien, Chäronea, Elatea gegangen, haben überall halbverödete Fluren und Orte in Trümmern, aber überall auch Anfänge eines neuen Lebens durch die unverwüstbare Triebkraft des Bodens und der Bevölkerung, freundliche Aufnahme von vielen Menschen, denen mein Name lieb war, Gelegenheit zu archäologischen und geographischen Beobachtungen und Entdeckungen gefunden und dann, von dem besten Wetter begünstigt, unsern Weg nach den prachtvollen, herrlichen Thermopylen fortgesezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Carlyle über Goethe.

Frasers Magazin, welches so oft Bilder und Zerrbilder von berühmten und berüchtigten Menschen mittheilt, enthält diesen Monat ein Bild von unserm Goethe. Im bequemen Oberrock, mit losen, langen Beinkleidern und Pantoffeln, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, steht der schöne Greis mit rückwärts gewandtem Gesichte da, mit dem hellen Blicke des Sehers um sich schauend, obgleich die Last der Jahre den Körper etwas gebeugt hat. Eine kurze rhapsodische Beschreibung, welche das Bild begleitet, ist von der Feder des genialen Carlyle, dessen vortreffliches Jugendwerk, Schillers Leben, nun wohl auch Deutschland mit seinem Werthe bekannt gemacht hat; und da der vortreffliche Mann fast der einzige hiesige Literator ist, welcher mit Goethen in genauer Verbindung steht, so rührt das Bild selbst wahrscheinlich auch von ihm her. „Leser!“ ruft Carlyle dem über die Maßen beschäftigten Publikum zu, „hier siehst du das Bild von Johann Wolfgang Goethe. So blickt und lebt jezt in seinem 83sten Jahre, in seinem kleinen, freundlichen Kreis zu Weimar, der aufgeklärteste, einflußreichste Mann seiner Zeit. Leser! in diesem Kopfe hat sich die ganze Welt abgespiegelt, und zwar in solcher geistigen Harmonie, wie nie wieder, seitdem unser Shakespeare uns verlassen; selbst die Lumpenwelt, worin du mühsam kämpfst und wohl auch strauchelst, liegt verklärt darin und authentisch offenbart.“

„In dieser unserer verkehrten Zeit, wo die Menschen ihre alten Leitsterne verloren haben, Leuchtwürmern und Irrlichtern nachlaufen und in der Welterschütterung Alles in ein trübes Chaos zusammenstürzt, Hohe niedrig und Niedrige hoch werden, und bald hier ein König, dort ein Herzog auftaucht, sich einen Augenblick schwebend erhält und sich einbildet, er sey der Herr und Herrscher von Allem, und doch nur die oberste Schaumblase ist, welche schnell wieder plazt und sich mit den wüsten Fluthen vermischen muß — in dieser jämmerlichen Zeit, sage ich, wurden uns doch, dem gütigen Himmel sey Dank, zwei große Männer zugesandt. Der eine schläft jezt auf St. Helena einsam unter des Weltmeers ewigem Wiegenlied, der andere freut sich noch des lieben Sonnenlichts an den Ufern der Ilme. Groß war die Rolle, die jedem zugetheilt war, groß die Gaben, die jeder empfangen; aber merke dir den Unterschied: Bonaparte schritt durch die sturmbewegte Welt hin wie ein Alles verschlingendes Erdbeben, blizend und donnernd und ein Reich über das andere hinstürzend; Goethe war wie ein sanftes, stilles Licht, bei dessen Schimmer dieser Wust wieder als eine Schöpfung erscheint. So ist denn auch Napoleon mit seinem Austerliz, seinem Waterloo und Borodino hin und verschwunden, der Lärm seiner Thaten ist verklungen, wie der Lärm einer Balgerei in der Schenke. Der andere aber — er leuchtet noch immer mit unmittelbarem Lichte; seine gottbegeisterten Worte werden ewig in frischen Herzen wohnen und geborne und ungeborne Denker begeistern. In fünfzig Jahren wird, was er gedacht, zur Sprache der Tageblätter hinabgedrungen seyn, und nach seinen Winken wird man Geseze machen; ja, dieser Mann muß die Welt beherrschen.“

„Leser! dir selbst, wer du auch seyst, gibt er in diesem Augenblick einen Rath, gibt dir das Geheimniß seiner poetischen Alchymie Preis; es heißt: Gedenke zu leben! Ja, dein Leben, und wärest du einer der elendesten Jammersöhne der Erde, ist kein eitler Traum, sondern eine ernste Wirklichkeit. Es ist dein, es ist alles, womit du der Ewigkeit entgegentreten kannst. Wirke denn, wie er es gethan — wie ein Stern, ohne Hast, doch ohne Rast. — Lebe wohl.“ Diese Worte sind wohl für die Deutschen aller poetischen Konfessionen merkwürdig; mit welchem Gesichte aber unsere prosaischen Magazinleser sie aufnehmen werden!

Das lezte Stück des Fraserschen Magazins enthält unter andern auch die Fortsezung von Irvings Beschreibung, wie die Gabe der Zungen und der Prophezeiung in seine Kirche gekommen. Der Aufsaz ist als das Resultat der Verirrung eines hochbegabten Geistes psychologisch wichtig und sollte in Deutschland nicht übersehen werden. Edward Irving, den man in einigen deutschen Zeitschriften irrig einen Methodisten genannt hat, ist ein Geistlicher der schottischen, gesezlich anerkannten Nationalkirche. In den ersten Jahren, wo er hier als Prediger einer schottischen Gemeinde auftrat, schien es, als ob er das innere Wesen des Christenthums mit seinem hohen Gemüth auffassen wollte; er fing an, ihm die versteinerte Schale des Hebraismus abzustreifen und es in der Sprache der Zeit, aber in einer aus dem Herzen kommenden Kraftsprache, vorzutragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. April 1832.

— Ist sie trotzig, launisch, wild,
Und widerstrebt sie seinem edlen Willen,
Was ist sie dann? Ein schändlicher Rebell,
Undankbar, voll Verrath am güt'gen Herrn

Shakespeare.
Die gezähmte böse Sieben.

J. J. Rousseau und die Frauen.

(s. Mbl. 292. 293. 1831.)

Die Le Vasseur.

Wir haben bis an das Ende dieser Galerie die Frau verschoben, die zwar bis zu Rousseaus letzten Augenblicken neben ihm steht, aber seit sie ihm haushielt, den traurigsten Einfluß auf sein ganzes Leben und Seyn geübt hat. Wir meinen Therese le Vasseur. Sie war 1721 in Lyon geboren und starb im Julius 1801 in Plessis-Belleville, einem Dorfe in der Gegend von Paris. Als Jean-Jacques starb, war sie sieben-und-fünfzig Jahre alt. Escherny, dem wir so viele interessante Notizen über Rousseau verdanken, versichert, er habe diese Therese betteln sehen, nachdem sie den Erlös von einigen Handschriften Jean-Jacques, der ihr durch Girardin und Peyron zugestellt worden war, durchgebracht hatte. Sie war nahe daran, einige Jahre nach Rousseaus Tod den Stallknecht Girardins zu heirathen, wenn dieser Liebhaber ihres Geldes nicht bei Zeiten gemerkt hätte, daß sie nichts mehr besitze. Gegen das Ende ihres Lebens betrank sie sich täglich in Branntwein, und es ist mir erzählt worden, daß Jemand, voll Begeisterung und Verehrung für den Verfasser des Emile, sich die Gattin des unsterblichen Schriftstellers auch als eine interessante, hochgeachtete Matrone gedacht und, um sie zu sehen, 1799 eigends eine Reise nach Plessis-Belleville unternommen, sie dort aufgesucht, aber — ganz betrunken gefunden habe. Einige Jahre darauf lebte im Hotel Bullion noch eine alte Frau, die 1777 bei Rousseau in der Rue Plâtrière Aufwärterin gewesen war. Der gute Rousseau gab ihr einmal ein altes Kleid, das Therese nicht mehr trug, rieth ihr aber doch, diese nichts davon merken zu lassen und das Kleid nicht anzuziehen, wenn sie zu ihm komme. Sie vergaß aber diese Warnung und mußte dieß schwer büßen. Denn kaum hatte die le Vasseur ihr altes Kleid erkannt, so fiel sie über die arme Frau her, schlug sie mit Fäusten und riß es ihr stückweis vom Leib. Rousseau hat sich nie bei andern über diese Megäre beklagt, wohl aber in einigen an sie geschriebenen Briefen. Wenn er andern nie die Wahrheit über sie sagte, so geschah es, weil er sich schämte, sie zu gestehen. Alle, die Jean-Jacques näher kannten, waren überzeugt, daß dieß Weib fast an allem Unglücke Schuld war, das ihn betraf, daß seine unbegreifliche Anhänglichkeit an sie ihn mehrmals hinderte, seinem Leben eine unabhängige und ehrenvolle Wendung zu geben; daß alle Bitterkeit seiner letzten Lebensjahre von ihr kam, deßgleichen seine üble Laune und sein Mißtrauen, das sie trefflich zu veranlassen und zu unterhalten wußte, weil sie ihn von allen seinen Freunden entfernen wollte, um ihn nach Belieben gängeln zu können. So ist es auch sehr wahrscheinlich, daß sie seinen Tod herbeigeführt hat, als er ihren vertrauten Umgang mit einem Stallknecht sah, dadurch sein Selbstgefühl aufs schmerzlichste gekränkt und sich überdieß für seine noch übrigen Tage allein und verlassen fühlte. Sie war seine größte Feindin, denn sie ließ ihn nirgends

Ruhe finden. Dieß wird begreiflich, wenn man weiß, daß er grenzenloses Zutrauen in sie sezte. Der Grund desselben macht jedoch dem Menschenkenner Rousseau wenig Ehre; er meinte nämlich, ein geistig so beschränktes Wesen, wie Therese, könne nicht betrügen. Dieß war der größte, theuer bezahlte Mißgriff seines Lebens. Sie mußte freilich entsetzlich und unbeschreiblich beschränkt seyn, weil sie in dem dreißigjährigen genauen Umgang mit Jean-Jacques nicht die geringste Bildung annahm. Er glaubte, sie sey unfähig, ihn zu hintergehen, damit aber hinterging er sich selbst. Die lange Gewohnheit machte ihm das Drückende und Beschämende dieses Verhältnisses erträglich. Wer begreift aber den mächtigen Einfluß, den dieses beschränkte Geschöpf auf den geistreichen Mann hatte? Ueberall, wo man ihm Freundschaft und Gastlichkeit erwieß, ohne sie besonders zu berücksichtigen, gelang es ihr leicht, ihn mit seinen Freunden zu entzweien. Dieß war in Motiers, Trie, in Manquin, in England wie in Frankreich der Fall. — Es ist viel darüber gestritten worden, ob Rousseau wirklich mit ihr verheirathet gewesen sey. Der Graf Escheruy, der doch mit Jean-Jacques auf sehr genauem Fuß lebte, sagt: „Ich weiß sehr genau, daß er weder bürgerlich, noch religiös mit ihr verheirathet gewesen ist; er hatte sie blos beim Aufstehen vom Tisch und vor zwei Gästen „seine Frau“ genannt. Rousseau selbst bestätigt dieß und gibt nur dieser Aeußerung vor Zeugen größere Wichtigkeit: „Diese eheliche und heilige Verbindung ist in ihrer ganzen heiligen Einfalt, aber auch in ihrer ganzen Naturwahrheit in Gegenwart von zwei verdienstvollen Ehrenmännern geschlossen worden.“ Diese Zeugen waren Champagneur, Maire von Bourgoin, und Rosires, ein Artillerieoffizier. Du Peyron schrieb bald nach dieser Heirath an Rousseau und nannte ihn bei diesem Namen, weil er voraussezte, daß er nun den angenommenen — Renou — abgelegt habe. Darauf antwortete ihm aber Jean-Jacques: „ich begreife durchaus nicht, warum Sie glauben, daß ich meiner Heirath wegen meinen bisherigen Namen nicht mehr führe; die Namen verheirathen sich ja nicht, sondern die Menschen.“ Rousseau verheirathete sich also nicht unter seinem wahren Namen mit Theresen und kam auch keiner der gesetzlichen und herkömmlichen Förmlichkeiten nach; aber er hielt sich nach seinen Ideen für vollständig und gesetzlich verheirathet, und dieß entscheidet hier. Erst in den lezten Monaten seines Lebens überzeugte sich Jean-Jacques von Theresens gänzlicher Verworfenheit, und dieß trug wesentlich zu seinem Tod bei. Sie hatte wahrscheinlich schon länger mit dem Stallknecht Girardins in Ermenonville ein genaues Verhältniß; darum betrieb sie Rousseaus Abreise von Paris mit so großer Eile, und darum widersezte sie sich seinem Wunsch, Ermenonville wieder zu verlassen, mit so großem Eifer. Um Unterstützung zu erlangen, wandte sie sich zuerst an Mirabeau, der ihr am 12ten Mai 1790 antwortete: „Mit heiliger Achtung habe ich am Schluß Ihres Briefs den Namen des großen Mannes gelesen, der Frankreich zuerst die Kenntniß der Freiheit gegeben hat, die es jezt ehrt. Jean-Jacques Wittwe hat großes Recht, Dankbarkeit von dieser Freiheit zu verlangen. Es ist mir sehr peinlich, zu vernehmen, daß Sie in keiner guten Lage sind. Ich verehre aber das Andenken Rousseaus, dessen Namen Sie tragen, zu sehr, um Ihnen selbst die huldigende Gabe anzubieten, welche Ihnen die Nation schuldig ist. Reichen Sie also gefälligst bei der Nationalversammlung eine Schrift ein. Die Repräsentanten des französischen Volks haben allein das Recht, die Wittwe des Mannes anständig zu versorgen, den sie so gern in ihrer Mitte sähen. Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu seyn 2c. Graf Mirabeau.“ Es wurde Theresen hierauf eine Pension von 1200 und später von 1500 Franken ausgesezt, die aber, da sie in Assignaten bezahlt wurde, bald so viel wie nichts betrug.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsezung.)

Am 7ten December standen wir an dem erhabenen Amphitheater der thessalischen Gebirge neben den perpendikulären Felsenwänden des Oeta, vor den reichen Schwefelquellen, die dampfend in drei großen Bächen aus dem Fuße desselben strömen, und dem Passe der Thermopylen seinen Namen gegeben, auf dem Grabe des Leonidas, wie ein Hügel neben ihm genannt wird, in welchen man während des lezten Krieges tief hineingegraben und in dessen Tiefe man altes menschliches Gebein ohne allen Schmuck gefunden hat. Die Schädel und andere Knochen wurden von den Griechen sorgfältig gesammelt und zur Seite gelegt, als sie genöthigt waren, sich zurückzuziehen. Zwei Tage darauf nahmen sie ihre Stellung wieder ein, und die Gebeine waren verschwunden. Mit Mühe gelang es, noch eine Reliquie davon aufzufinden. Von den Thermopylen gingen wir zu den großen Ruinen von Tithorea am nordöstlichen Ende des Parnaß, von da über Parapotamia und Daulis in das Thal desselben, von welchem sein ganzes Gebirgslager der Länge nach von S.O. nach N.W. durchschnitten wird, von dem Triodos, in welchem Laios erschlagen ward, bis Delphi hinauf, das uns am Nachmittag des 10ten Dec. auf einer östlichen Fläche des sich dort herumbeugenden nördlichen Gebirgrückens, über den Abgründen der Kastalia und des Plistus, mit großentheils neugebauten Häusern entgegenschimmerte. Wie überall, fand ich auch dort Natur, Lage, Ruinen mehr oder weniger

von den Berichten der Neuern verschieden, und ein Aufenthalt von mehreren Tagen hat mich in den Stand gesezt, die Beschreibung von Pausanias mit dem Orte zu vergleichen, die Tempel, heiligen Bezirke und Quellen, Gymnasium, Theater u. dergl. bestimmter nachzuweisen und zu einer bessern und genauern Beschreibung und Vergleichung dieses merkwürdigen Ortes Materialien zu sammeln. Auch die Nachgrabungen sind nicht ganz vergeblich gewesen, und zu der Terrasse mit Inschriften, die man schon kannte, habe ich eine zweite cyclopische gefunden, jener parallel, tiefer, die ebenfalls mit Inschriften, Ehrendenkmalen, Schenkungsurkunden u. dergl. bedeckt ist. Vier Terrassen durchschneiden die nordöstliche Hälfte des theatralisch sich erhebenden Raumes, gegen Osten bis an die Felsenwände des Parnassus und die Klippen der Kastalia reichend, gegen Westen durch eine mitten in dem Ort gerade aufsteigende Mauer geschlossen. Dieses war der περίβολος des Tempels, er selbst auf der dritten Terrasse, gegen sie schräg gestellt, am Orte, wo jezt die Kirche des h. Nikolaus steht. Westlich von ihm in der Höhlung der schrägen Fläche und neben der Mauer des Peribolus herabreichend, das Theater, darüber das Stadium, in der Nähe noch deutlich zu entdecken der Fels der Herophile, die Quelle Kassiotis, vom Umfang dieser Gebäude durch eine tiefe Kluft, in welche die Quelle Kastalia fällt, getrennt; im vordern Stadttheil ist sowohl die Lage des Tempels der Athene Pronoia, als der Hain des Phylakos und das Gymnasium mit größter Bestimmtheit nachzuweisen. Vorzüglichen Erfolg versprachen die Nachgrabungen bei der Kirche des heil. Elias, wo, wie ich glaubte, ein alter Tempel des Zeus gestanden, wurde aber durch den Zusammenlauf der Bauern gehemmt, die mit großem Geschrei den Arbeitern die Werkzeuge aus den Händen rissen und mit meinem Diener, der, in diesen Dingen erfahren, die Aufsicht führte, haderten, daß er die Gräber ihrer Angehörigen aufwühle. Ich kam mitten in das Gezänke hinein, und fand für rathsam, mich aus der Mitte dieser verwilderten Gemüther mit meinen Leuten zurückzuziehen.

Am Meere bei Salona angekommen und ziemlich ermüdet von dem fast täglichen Reiten und Arbeiten während zwei Drittheilen eines Monats, nahm ich eine Barke, auf welcher wir die 66 Seemeilen bis Korinth bei dem anmuthigsten, lautersten und erquicklichsten Wetter glücklich zurücklegten, und von da über Megara und Eleusis wieder in Athen ankamen. Dort hörten wir die traurigen Vorgänge von Argos, die nothwendige Entwickelung eines gewaltthätigen Systems, den Ausbruch des Bürgerkriegs, die nahen Bewegungen der Konstitutionellen in Megara, und waren, während es um uns stürmte, friedlich mit der vergangenen Zeit und ihrer Herrlichkeit beschäftigt. Ich brachte am 1. Januar des neuen Jahrs eine Versammlung der Athenäer zu Stande und schlug in einem ausführlichen Vortrage vor, daß sie zur Erhaltung ihrer durch Unwissenheit und Rohheit preisgegebenen Alterthümer eine Kommission einsetzen und dieser durch Subscription die Mittel geben sollten, jenem heiligen, nützlichen und nothwenigen Geschäfte sich zu unterziehen. Die Sache kam nach einigen Bedenklichkeiten zu Stande, und nachdem die Freunde mir unter den Säulen des olympischen Zeus noch ein Mittagessen gegeben, wo die Lämmer auf homerische Weise am Spieß gebraten wurden und viel rother Wein getrunken ward, reiste ich am 10. Januar von dem gesangreichen, dem veilchenbekränzten Hellas ab, um in dem finstern, kalten, abschreckenden Nauplia die Freunde zu begrüßen, über den Zustand der Dinge, die Absichten und Mittel der Partheien Erkundigung einzuziehen und darnach meine Maßregeln zu nehmen. Metzger habe ich mit den Denkmälern in Athen beschäftigt zurückgelassen, und werde nach meiner Reise durch die Inseln dahin zurückkehren, um ihn zur Heimreise über den Süden des Peloponnesus abzurufen.

Trinkers Morgenlied.

Goldne Sonnenstrahlen blitzen
In die Dämmerung hinaus,
Wie Champagnerstrahlen spritzen
Aus gesprengter Flasch' heraus.

Und die Blume hält nach Osten
Durstig ihren Kelch geschwind,
Von dem goldnen Wein zu kosten,
Der aus blauen Lüften rinnt.

Und berauscht von seinen Funken,
Schwanken alle Blumen rund,
Alle Vöglein singen trunken:
Morgenstund' hat Gold im Mund!

Und ich trete vor die Tonne,
Hebe lustig ihren Spund,
Und die Strahlen meiner Sonne
Blitzen in des Kelches Grund.

Voll des goldnen Weines schwing' ich
Meinen Becher an den Mund,
Und im süßen Rausche sing' ich:
Morgenstund' hat Gold im Mund!

Adolph Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsezung.)

Der Schwärmer Irving.

Die seltene Erscheinung führte die ausgezeichnetsten Männer zu Irvings Füßen, und wenn er sich hätte entschließen können, auf diesem Wege fortzufahren, er hätte Wunder thun können. Aber die außerordentliche Anstrengung griff seinen Kopf an; es war ihm, wie er sich ausdrückt, als würde ihm das Gehirn mit Nadeln durchstochen; da fiel es ihm auf's Herz, dies sey ein Wink des Himmels, daß er sich auf unrechtem Wege befinde; man müsse das Christenthum nicht als ein großes Ganze auffassen und als solches umgestaltend auf Herz und Sinn wirken lassen, sondern müsse jeden einzelnen Saz, jedes einzelne Wort zu verstehen und zu erklären, jeden Umstand an sich und andern zu bethätigen suchen. Daß dabei ein kühner, rüstiger Geist, wie der seinige, mit Vorliebe an dem Sonderbarsten und Auffallendsten hängen bleiben mußte, ließ sich erwarten, und so überredete er sich bald, alle neutestamentarischen Wunder müssen sich erneuern lassen. Dies predigte er zwei, drei Jahre lang mit wachsendem Eifer, und das Resultat war, daß nach einiger Zeit wunderbare Heilungen, Prophezeiungen vorkamen und endlich das Reden in fremden Zungen sich einstellte. Zwar hat man noch keine Berge versezt, was bei der Anlage von Eisenbahnen von unendlichem Nutzen seyn würde; indessen sieht er und die Seinigen der unmittelbaren Ankunft des Antichrists entgegen, welcher sodann schnell das tausendjährige Reich nachfolgen soll. Es heißt jezt, man wolle ihn von seiner Kanzel vertreiben; die Kuratoren der Kirche mit der Mehrheit derer, welche zum Bau derselben beigetragen haben, meinen, diese Phantastereien seyen der Religion mehr nachtheilig als förderlich, und haben sich daher entschlossen, ihm nächstens die Thüre vor der Nase zu verschließen. Natürlich wird ihn dies nicht hindern, seine Mirakelbude anderswo aufzuschlagen, und da er dann als Märtyrer erscheint, so wird wohl die Zahl seiner Anhänger sich noch vergrößern. Das Beste bei einer solchen Ausbreitung ist, daß das Predigtamt sodann auch untergeordneten Geistern zufallen muß, welche durch ihre Beschränktheit dem Unwesen den Nimbus von Würde benehmen werden, den Irvings hohes Gemüth jezt noch um den Unsinn verbreitet. Ja es sollte mich gar nicht wundern, Irving selbst von seinem Wahne zurückkommen zu sehen.

Merkwürdig ist es übrigens, daß, nach Irvings Angabe, die Frauen, denen die Gabe der Zungen zu Theil geworden, dieselbe nur in der Form der Prophezeiung, die Männer dagegen in allen von Paulus angeführten vier Formen besitzen, nämlich in der der Offenbarung, der Kenntniß, der Prophezeiung und der Lehre. Die unbekannte Sprache, die aber kaum den zehnten Theil von dem ausmacht, was die begabten Personen überhaupt vorbringen, soll indessen nicht zur Belehrung der Gemeinde dienen, sondern zur Erbauung der Person, die sich der Geist zum Werkzeug erkoren, und sowohl dieser Person, als den Zuhörern beweisen, daß das, was sie neben dieser fremden Zunge in englischer Sprache reden, nicht etwa Produkt ihrer eigenen geistigen Thätigkeit, sondern unmittelbare Eingebung der Gottheit sey. „Wenn ich in meiner Muttersprache bete," soll eine der begabten Personen zu Irving gesagt haben, „so habe ich, wie sehr sich auch meine Seele auf Gott allein richten mag, doch daneben noch andere Gedanken und Wünsche, die sogar die Worte, deren ich mich bediene, hervorrufen. Mir ist wie einem, der der Heimath, welche vor ihm liegt, zueilt: obgleich er weder rechts noch links seine Augen schweifen läßt, so wird er doch nothwendig von den bekannten Gegenständen zu beiden Seiten des Wegs in Anspruch genommen. Aber sobald ich vom Geiste heimgesucht und getrieben werde, in einer „unbekannten Zunge" zu Gott zu reden, dann ist es, als ob sich eine dichte Hülle auf die ganze Gegend umher niedergelassen hätte, und ich sehe nichts als den Gegenstand meines Strebens und die Straße, die dahin führt. Ich werde mir mehr als je der Gegenwart Gottes bewußt; Er und nur Er ist in meiner Seele. Ich werde mit irgend einer Form des göttlichen Gemüths erfüllt, sey es Freude oder Schmerz, Lust, Liebe, Erbarmen, Mitleiden, Zorn oder Unwillen, und ich muß es in Worten aussprechen, die eine allmächtige Gewalt über meinen Geist üben, die aber, da sie mein Verstand nicht begreift, meine Andacht durch Verknüpfungen oder Aehnlichkeiten mit der sichtbaren oder Verstandeswelt nicht stören. Ich fühle mich, so zu sagen, mit Gott in seinem eigenen Tempel eingeschlossen und vor den Anfechtungen der Welt, des Fleisches und des Teufels geborgen." In diesen Worten liegt, nach Irving, die Erklärung des Mysteriums und zugleich des Zwecks der Gabe der Zungen. „Diese Wirkung des heil. Geistes," sagt er weiterhin, „ist höchst wunderbar: wenn die Schnelligkeit des Ausdrucks, zuweilen der Kampf der Sprachwerkzeuge, sich der Worte zu entledigen, auf höhere Einwirkung hinweisen, so beweist vollends der Gehalt des Ausgesprochenen, daß es ein Ausfluß des heil. Geistes ist. Solche Tiefe der Anschauung, solche Offenbarung der Wahrheit, solche Adlerblicke in das Wesen Gottes, solche Reinheit der Liebe, solchen Ernst der Ermahnung, mit einem Wort, solch himmlische Geisteserhebung habe ich nie von eines Menschen Lippen vernommen, wie von denen, die auf diese Weise durch den heil. Geist reden. So ist es auch mit denen, welche prophezeien: die herrliche Einheit, der lebendige und belebende Geist ihrer Reden geht über alle Begriffe."

So abgeschmackt dieses auch scheinen mag, so ist doch das redliche Streben einiger Menschen, sich aus dem Strudel des Unglaubens und des todten Formalismus, aus den Banden des Mechanismus zu befreien, ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Die Zeit ist offenbar an einen Wendepunkt gelangt; man hat des Zersplitterns und Verneinens genug und fängt wieder an, an's Aufbauen und Bejahen zu denken; hat ja doch der Beschränkteste erkannt, daß aus aller Selbstsucht zusammengenommen, Liebe und Selbstopferung nicht als Facit hervorgehen können; selbst das tolle Wesen des St. Simonismus in Frankreich beweist, daß die Jugend erkannt hat, wie sich nur auf die Basis der Religion der Staat erbauen lasse. Noch widerstrebt zwar ihr Stolz dem Gedanken, sich dem so lange verachteten Christenthum zuzuwenden; aber erblicken sie dieses nur erst einmal in seiner Reinheit, so werden sie ihm gerne zufallen, sollte es ihnen auch belieben, sich fortwährend anders zu nennen; um Namen ist es ja auch nicht zu thun. Aber auch in der Literatur haben wir einen Propheten, zwar noch eine Stimme in der Wüste, die aber doch in Paläste und Hütten bringen wird. Es ist dies derselbe Thomas Carlyle, dessen schon oben erwähnt worden. Nach der traurigen Erfahrung, die er mit Schillers Leben gemacht, nämlich, daß gemüthliche, das innere Leben ergreifende Werke, wenn sie nicht in dem gewöhnlichen religiösen Jargon abgefaßt sind, unbeachtet bleiben, arbeitet er nur für die wichtigern Zeitschriften (Reviews), wo er dann an die Anzeige irgend eines Buchs seine Ansichten von der Welt anknüpfen kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. April 1832.

Der freien Deutschen Geist, wie lange soll er seyn
Ein Miethlingsgeist? soll wiederkäu'n,
Was Andrer Fuß zertrat?

Herder.

Zeitbilder.

(Fortsetzung.)

26.

Der neue Deutsch-Franzos.

Dieß Bild hier, von der Jüngsten der Horen
Und einem großen Pinsel geboren,
Kommt eben von der Staffelei:
Ein noch nicht trock'nes Konterfey,
Besonders noch nicht hinter den Ohren. —
„Was stellt es vor?“ —
Das, was es ist:
Ein Konterfey. Und wie Ihr wißt,
So kommt ja Konterfeyen her
Von dem französischen contre-fair,
Worin die Affen Meister bleiben,
Weil solche von Natur es treiben. —
„Also ein Aff ist hier zu seh'n?“ —
Warum den Maler mißversteh'n?
Das greise Schulkind, so Ihr da seh't,
Das spielend hinter die Schule geh't,
Das auf der Achsel den Windball hält,
Von dem es meint, er sey die Welt,
Die es, gleich einem Atlas, trägt
Und Purzelbäume damit schlägt;
Das laufende Knäblein mit grauem Bart,
Der Greis, der hier springt nach Knabenart,
Den Preßbengel in dem einen Händchen
Und in dem andern das Vaterländchen..
Es ist kein Affe, sondern blos
Der nagelneue Deutsch-Franzos. —
So neu er selbst, so alt ist sein Stamm:
Ihr seht's an seinem Hahnenkamm. —
Früh schon ward seine Sippschaft groß,
Durch Gunst, die sie bei Hofe fand.
Sein Ahnherr, Mussie Wakerlos,
Wird schon bei Reineke Voß genannt.
Das war der erste Deutsch-Franzos,
Der öffentlich, im Völkerrath,
Zum Thron des Königs Nobel trat
Und vor den Ständen französisch parlirte,
Was damals schon sehr imponirte. —
Neu-Deutsch-Franzosens Grand-papa
War blond gepudert, ging chapeau-bas,
Und ließ sich schelten Herr Marquis,
Und ließ sich seh'n auf Markt und Messen,
Bedeckt mit unächt goldnen Treffen,
Und sprach: Ik kommen von Paris
Und haben votre Deits' vergessen;
Beklagte Wiener und Berliner,
Und tänzelte und machte Diener,
Und roch nach Ambra und nach Rosen,
Und trug einen Degen zur Galanterie
Und die gestickten Atlashosen
Nicht tiefer hinunter, als bis zum Knie.

Der Vater unseres Deutsch-Franzosen
Behalf sich gänzlich ohne sie,
Um sich als Mensch, der nichts zu verlieren,
Als Sankulott zu präsentiren;
Als Mann des Volks, der so es liebt,
Daß er dem Volke blos sich gibt,
Und so in Freiheit und Gleichheit schwimmt,
Daß gleich er sich Freiheit zu Allem nimmt. —
Kaum aber erschien der kleine Mann,
Gleich zog der Volksfreund Modesten an,
Gleich war der Despotfeind in Bonapart,
Der Deutsch-Franzose, so vernarrt,
Daß er in jenen Trauerjahren,
Als wir Napoleons Knechte waren,
Von einem seligen Weltreich träumte,
Das die Erobrungssucht versprach,
Und kein Te Deum je versäumte,
Uns angesagt zu Hohn und Schmach,
Und immer rief: Es lebe der Kaiser!
Wovon ihm noch die Kehle heiser. —
So wie nun der Vater: Bonaparte!
So ruft Neu-Deutsch-Franzos, sein Sohn:
Die Charte, die Charte, es lebe die Charte!
Es lebe die glorreiche Revolution!
Die Propaganda! Die große Nation!
Die Schuljugend lebe, der Freiheit Pilaster!
Das Mouvement, das nimmer weilt!
Es lebe vor Allem das Straßenpflaster,
Das alle Völkerwunden heilt! —
So meint der neue Deutsch-Franzos,
Er sey den Vetter Michel los,
Und habe ganz das Mouvement
Und des Pariſers neu'stes Air;
Doch der Pedant hinkt Jahrelang
Hinter der dortigen Mode her.
Das Kleid, womit er uns den Ton
In Deutschland anzugeben denkt,
Die abgetragne Bluse hängt
In Belgien selbst beim Trödler schon.
Dort ist der Paroxismus vorüber,
Neu-Deutsch-Franzos hat noch immer das Fieber;
Er phantasirt — doch wie ein Pedant,
Breit, abgedroschen und ennuyant. — —
Wer schreit nun über Demagogen?
Wer droht dem deutschen Volk mit Strafe
Für Worte, die der Modesklave
Nachsprach, wie sie ihm vorgelogen? —
Die ist es, die dort im Hintergrund
Des Bildes steht, mit bebendem Mund:
Die Camarilla, die ihn erzogen,
Die ihn gebettet hat auf Rosen
Den alt und neuen Deutsch-Franzosen,
Den Bastard der französischen Moden,
Des deutschen Wesens Antipoden! —
Vor seinem undeutsch-tollem Schwätzen
(Es will es so die Nemesis)
Mag sich die Camarilla entsetzen
Und drohen mit Schwert und Finsterniß . . .
Du aber Deutschland siehst in Ruh
Dem Einen wie der Andern zu;
Dir ist nicht vor Bewegung bang,
Du fürchtest nicht den Widerstand,
Du gehst, mein deutsches Vaterland,
Den festen deutschen Heldengang! —
Es kann Dir keine Modezunft
Die angestammten Güter rauben,
Die Treue nicht und nicht den Glauben
Und nicht die Tiefe der Vernunft.
Die führen uns und Gottes Leitung —
Nicht modisch-fremder Wankelsinn —
Zu sittlich-innrer Weiterschreitung,
Zu Gleichheit und zu Freiheit hin.

Ludwig Robert.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

Syra, den 31ten Januar.

Ich bin den 25ten Januar mit einer Feluke von Mykenä nach Syra unter Segel gegangen. Am Morgen nach unserer Abfahrt waren wir auf der Höhe von Spezia und kamen den Tag über bei wenig günstigem Winde nur in die Nähe von Hydra. In tiefer Dunkelheit und unter beginnendem Regen lief das Fahrzeug in einem kleinen, aber guten Hafen der Insel Thoko, südlich von Hydra, ein, in welchem schon mehrere andere Barken ihr Nachtquartier vor uns bezogen hatten. Am Morgen wurde am Strande erst Kaffee gekocht, ein Vorrath von guten Fischen, Kartoffeln und Eyern geröstet, ehe die Fahrt weiter ging, welche etwas langwierig zu werden drohte. Der Tag brachte uns an Hydra vorüber, und die folgende Nacht auf die Höhe von Thermia. Die Witterung war wieder hell und ausnehmend mild, ein wahrer erquickender Sommertag, der Wind von Westen günstig, aber so schwach, daß der Steuermann und die Gesellschaft viele Seufzer und Gebete an die Panagia und den heiligen Nikolaus schickten, daß sie doch etwas stärker möchten blasen lassen. Mein Junge sammelte zugleich in seiner rothen Mütze von der nicht eben wohlhabenden Gesellschaft aus Kypros, Mitylene, Salona, Janina (auch ein Türke war darunter) Beiträge zu einer Litaney, die man dem Heiligen in Syra wollte singen lassen. Wir sahen in einem schönen Amphitheater Aegina, Zia, Thermia und

weiter gegen Süden Milos und Seriphos um uns ausgebreitet, und kamen dem Kanale von Zia und Thermia ziemlich nahe.

Die Nacht über war es fast ganz windstill, aber den folgenden Tag fing der West stärker an zu blasen, und wir gingen nun in rascherem Laufe durch den Kanal zwischen beiden Inseln in einen Kreis anderer ein, die sich sofort um uns her ausbreiteten, die jezt beschneiten Gipfel des Karistos zur Linken, an welchen Andros und Tinos sich in langem Zuge anschlossen, während weiter gegen Südost die Berge von Paros und Naxos verdufteten. Syra, das Ziel unserer Reise, lag im Bogen jener schönen Eilande uns näher, und wir kamen den Abend um zehn Uhr glücklich im Hafen dieser blühendsten Stadt von Griechenland an.

Am Morgen, da auf dem Zollamte die Papiere untersucht waren, hatten wir Muße, den Hafen, der von den Schiffen fast angefüllt war, die ganz neue und meist saubere, zum Theil mit schönen, aber leicht gebauten Häusern geschmückte Stadt und das rege Leben am Molo zu sehen, und gleichwohl ist Syra in Folge der Unruhen, welche den Handel lähmen, jezt nur ein Schatten seiner frühern Thätigkeit; so ist der Ertrag des Zolls von monatlich 20,000 Thaler auf 4000 herabgesunken. Mit einiger Mühe fand ich mit meinem Diener ein leeres Zimmer, das von einigen Freunden bald mit den nöthigen Bedürfnissen versorgt wurde. Denselben Tag, als ich meine Briefe abgegeben, wurden mir vier in den Häusern angesehener Kaufleute und von Dr. Apostolides, dem Bruder des Hrn. Archimandriten in München, angeboten. Doch zog ich vor, in dem gemietheten zu bleiben, der Ruhe und Unabhängigkeit wegen, zumal Theodoros Brisalchi (dieß ist der Name meines jungen Thebaners) alles bald sehr gut in Ordnung gebracht hatte.

Ich habe hier dieselbe Aufnahme, wie überall, gefunden, voll Herzlichkeit, wie ein alter und bewährter Freund des Hauses. Gleich den Nachmittag ging ich, den Kontreadmiral Kanaris auf seinem Schiffe zu besuchen, das hier in Station liegt; ein kleiner, gutmüthiger, aber unbedeutender Mann, mit eingedrücktem Gesichte und der schlichten Kleidung eines Seemannes. Auch hier herzlicher Empfang und Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Wunsche, daß doch ein Sohn des Königs von Baiern zum Könige von Griechenland möchte bestimmt werden. Ich war den ersten Mittag beim Bruder des Herrn Sculudi zu Tische gewesen; heute bei Herrn Rallis, den wir von München kennen; Einladungen, mehr als mir lieb, sind schon für die folgenden Tage angenommen. Ich werde hier, als an einem Hauptsitze des griechischen Verkehrs, etwas länger verweilen, auch um einen Engländer, Roß, aus Nauplia zu erwarten, mit dem ich dann einen hydriotischen Krik miethen und die Inseln bis an die Küsten von Asien bereisen werde. Syra zählt etwa 30,000 Einwoher, Ueberreste der Bevölkerung von Chios, Psara, auch viele Familien aus Kandia, Smyrna; es würde ohne den unvernünftigen Zoll von 12 pCt. der Hauptstappelplatz der Levante werden und seinen Handel, wie den Ertrag der Zölle, bei ihrer Herabsetzung auf 2 — 3 pCt. verdoppeln. Erst hier lerne ich die eigene Natur und Quelle des griechischen Handels kennen, der, gehörig geleitet, sich bald über jeden andern in der Levante emporschwingen würde. Welch eine Aufgabe, dieses Volk zu regieren! Wie leicht die Mittel, wie sicher der Erfolg! Alles, Handel, Kauffahrteiflotten, Krankenhäuser, Quarantäneanstalten, Molos, entsteht hier wie von selbst unter einem ordnungsliebenden, klugen und sparsamen Volke, und troz dieses Gemisches aus allen griechischen Stämmen ist eine solche Sicherheit, daß, obwohl die Magazine fast nicht verschlossen sind, doch nie auch nur ein einziger Diebstahl vorgekommen ist. Die Capodistriasche Verwaltung hat auch hier ihr Siegel aufgedrückt. Zweimal sind die ruhigen und sogar großentheils furchtsamen Insulaner durch die thörichtsten Maßregeln des Unrechts und der Gewalt in Harnisch und gegen ihn in Aufstand gerathen, und auch jezt ist die Mißachtung und Abneigung gegen die Regierung, wie billig, fast allgemein, da ein längerer Bestand derselben wie Griechenland, so auch diese Stadt dem Untergange entgegen führen würde.

An Alterthümern habe ich außer einem Theile der schönen alten Burgmauer, der sich zufällig, weil man ihn in die neuen Häuser eingeschlossen, in der allgemeinen Zerstörung alter Mauern in dieser jüngsten Zeit erhalten hat, nichts gefunden. Die Insel selbst ist beinahe nur Fels, doch trägt dieser auch in seinem sparsamen Kies und Schutte vortrefflichen Wein und Oel; zunächst um die Stadt ist alles kahl und öde, nur in einem Grunde hinter ihr einiges Grün. Die Berge bestehen aus Gemeng von Schiefer und Quarz. Auf einem der Hügel sind ganze Lager des schönsten und reichsten Eisensteins.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

London, März.

(Fortsetzung.)

Carlyles Weltansichten.

Auf diesem Wege kommen Carlyles Ansichten wenigstens in viele Hände, und obgleich sie häufig, im Einzelnen, wie im Ganzen, als ein Buch mit sieben Riegeln erscheinen und selbst denkende Köpfe sich über seine Gedrängtheit beklagen, so fällt doch nicht die ganze Saat auf unfruchtbares Land; manche Geister unter uns seufzen nach etwas Besserem als der trockenen Philosophie eines Locke oder Malthus, und die Zeit ist gewiß nicht mehr ferne, wo man auch in dem intel-

lectuellen England dem Gemüthe sein Recht wird widerfahren lassen. Das Lezte, was aus Carlyles Feder erschienen, ist ein Aufsaz unter dem Titel: Caracteristics, in dem lezten Stück des Edinburger Review, wozu Hopes Werk über den Ursprung und die Aussichten des Menschen und F. Schlegels Vorlesungen über die Philosophie der Sprache und des Wortes Veranlassung gegeben haben. Sein Thema ist der ärztliche Aphorismus: der Gesunde weiß nichts von seiner Gesundheit, sondern nur der Kranke, was er denn auf den sittlichen Zustand des Menschen, so wie auf den gesellschaftlichen der Nationen anwendet, kurz, er ist, wie der Leser leicht sieht, ein Mystiker. „Der vollkommenste Zustand des Menschen,“ sagt er, „in dem er allein als gesund erscheint, ist, wenn er, glaubend und hoffend, seine Pflicht erfüllt, ohne zu fragen, wie und warum; der Zustand der Krankheit dagegen, wenn er über sich und seine Verhältnisse in und zu der Welt nachgrübelt, und statt zu wirken, Systeme baut. Alles Edle und Große geschieht bewußtlos und in der Stille; was sich laut ankündigt, ist gehaltlos und geht schnell vorüber.“ Unsere Zeit erscheint ihm demnach nothwendig als eine kranke und unser Thun und Treiben darin von wenig Werth; indessen ahnt er eine nahe Wiedergeburt, die den Menschen noch einmal mit sich selbst versöhnen soll. Von den äußern Uebeln, an denen die Welt jezt leidet, sagt er unter Anderm: „Der Reichthum hat sich in Massen angehäuft, und gegenüber, streng geschieden, liegt die Armuth, auch in allzugroßen Haufen, gleichsam zwei Kräfte an entgegengesezten Polen. Die Götter dieser Unterwelt sizen doch auf glänzenden Thronen, weniger glücklich als die Götter Epicurs, aber eben so träge und ohnmächtig, während das grenzenlose menschliche Gewühl sich in Unwissenheit und Hunger, und in finsterer Wuth zu ihren Füßen tummelt. Eiserne Landstraßen mit ihren vom Feuer beflügelten Wagen vereinigen alle Enden des Landes; Häfen und Dämme und zahllose Flotten machen das Meer zu unserm gehorsamen Lastträger; tausend Arme, von Fleisch wie von Metall, mühen sich siegreich, vom Gipfel des Berges bis in die Tiefen des Schachts und die Klüfte des Meers, rastlos, ohne Unterlaß in dem Dienste des Menschen, und doch hat der Mensch nichts davon. Er hat diesen Planeten, seine Wohnung und sein Erbe, sich unterthan gemacht, aber sein Sieg bringt ihm keine Früchte. Entsezliches Schauspiel! im Zeitalter der höchsten Kultur kämpfen neun Zehntheile der Menschen auf der niedrigsten Stufe des wilden, ja fast des thierischen Lebens, kämpfen — mit dem Hunger! Länder sind reich, blühen in beispiellosem Wohlstande, aber die Menschen in diesen Ländern sind ärmer als je an innerer und äußerer Nahrung, an Glauben, an Erkenntniß, an Geld, an Brod.“ Er meint, zur Zeit, wo der Mensch mehr gehandelt als untersucht habe (also nicht nur im Mittelalter, sondern auch in den griechischen, römischen und jüdischen Heldenzeiten), sey er besser und glücklicher gewesen, so wenig er verkenne, daß es auch damals zu tragen und zu kämpfen gegeben; aber damals habe der Mensch doch den Glauben gehabt, als Waffe gegen das Uebel. Das Elend liege eigentlich darin, daß die Last geblieben, die Kraft, sie zu tragen, verloren sey, daß der Schmerz sich nicht durch freies Streben Luft schaffen könne, daß wir die Arbeit haben, es uns aber an Lust dazu fehle. „Der Glaube stärkt uns für alles Mühen und Dulden; mit dem Glauben vermögen wir Alles und dürfen wir Alles, und das Leben selbst ist tausendmal dafür geopfert worden. Das ist am Ende der Jammer des jezigen Menschen, daß er sich von den Rädern des Jaggernautwagens gequetscht fühlt, und doch weiß, daß Jaggernaut kein Gott, sondern ein todter Götze ist.“

(Der Beschluß folgt.)

Newyork, Ende Februars.

Der neue Cagliostro. (Offenbacher Proli.)

Das deutsche Publikum wird sich noch eines gewissen räthselhaften Individuums erinnern, welches in Offenbach unter dem Namen eines Barons Proli lebte, von Seiten der darmstädtischen Regierung unvermuthet aufgehoben und in eine Untersuchung verwickelt wurde, von deren Resultate, wie ich mich erinnere, wenig mehr ins Publikum kam, als daß dieser Proli mit vieler Auszeichnung behandelt und endlich wieder freigegeben worden sey. Die lezte, zur Publizität gelangte Nachricht über denselben berichtete den Verkauf seines Hauses, wobei er großen Verlust erlitten haben soll, und seine Abreise von Offenbach mit einem Gefolge von etwa vierzig Personen beiderlei Geschlechts, die sich seine Anhänger nennen, nach Bremen, wo er sich im Monate Juni des vorigen Jahres auf dem Schiffe Juno, Kapitän Sengstake, einschiffte. Das ehrfurchtsvolle, furchtsame und geheimnißvolle Verhältniß, in welchem seine Anhänger zu ihm zu stehen schienen, fiel schon in Bremen, wie uns versichert wird, um so mehr auf, als sein Aeußeres durchaus nichts Ehrfurchtgebietendes zeigt, und er nichts weniger als geschaffen scheint, Menschen von einiger Vernunft zu beherrschen. In seinen Reden war wenig Zusammenhang, wohl aber viel Dünkel zu bemerken. Unter anderm soll er vielfach geäußert haben, er wolle in das Land sich begeben, „wo religiöse und sinnliche Freiheit herrsche.“ War diese Aeußerung nicht sogleich zu verstehen, so ward sie denen klar, die Gelegenheit hatten, in dem beengten Raume des Schiffes das Treiben dieses lokkern, heuchlerischen, betrügerischen und betrogenen Völkchens zu beobachten, und das Resultat war, daß dieser Baron Proli, der hier den Namen Graf Leon annahm, und dem von seinen Anhängern auf geheimnißvolle Weise ein noch höherer Rang zugeschrieben wird, so daß einige ihn für den Fürsten Hohenlohe halten, ein grober Betrüger ist, welcher seine Anhänger an dem Gängelbande roher Sinnlichkeit führt. Diese großentheils abgelebten Wüstlinge und verschrobenen, halb verrückten Romanheldinnen belügen und betrügen sich wieder unter sich selbst mit beispielloser Unverschämtheit und Leichtgläubigkeit. Es schien deutlich, daß besagter Baron Proli seinen Aufwand in Offenbach, wenn auch nicht Anfangs, doch wenigstens in der lezten Zeit nur mit dem Vermögen seiner Anhänger, die es ihm als Gemeingut anvertraut hatten, bestritt. Seinen Entschluß, Europa zu verlassen, mag weit weniger die Behandlung, die ihm von der darmstädtischen Regierung zu Theil ward, wie er und seine Anhänger vorgaben, veranlaßt haben, als der Umstand, daß die Mittel im gemeinschaftlichen Topfe, in welchem der neue Cagliostro die Gelder unter gewissen Ceremonien sammelte und untereinander rührte, und die nach seiner Angabe unberührt bleiben sollten, wohl sehr geschwunden seyn mochten und keine neuen, goldbefiederten Gimpel an der Leimruthe der religiösen und sinnlichen Freiheit hängen bleiben wollten. Nicht im Stande, den gewohnten Aufwand auf dem vorigen Schauplaze noch lange fortzusezen, mochte er wohl für das Beste gehalten haben, sich noch mit Ehren zu entfernen und in ein Land sich zu begeben, wo er wohl hoffen konnte, Leute zu finden, die an seine Lockspeise besser gewöhnt wären, und seine alten Anhänger, so weit entfernt vom Vaterlande, noch inniger an sich zu fesseln. Diese festern Bande wurden bereits auf dem Schiffe geschlungen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. April 1832.

> Selbst Philomele, die Liedergöttin,
> Muß deinem langen Gesange weichen.
>
> Herder.

Scenen aus dem Leben nordamerikanischer Vögel.

Die folgenden Skizzen sind zusammengezogen aus den Nachrichten der amerikanischen Ornithologen Audubon, der, von Geburt ein Franzose, blos aus leidenschaftlicher Vorliebe für die Naturgeschichte ein lange Reihe von Jahren in Louisiana, Kentuky, Karolina, Pennsylvanien und andern Provinzen von Nordamerika, auch an den Ufern der Missisippi, Ohio, Hudson, u. s. w. verlebt, die einsamen amerikanischen Wälder zu seinem Arbeitszimmer gemacht, jene weiten, mit wilden Thieren bevölkerten Einöden bald allein, bald in Begleitung von Frau und Kindern, nach allen Richtungen durchwandert und darum auch zulezt seinen ursprünglichen Namen aufgegeben und den des „amerikanischen Waldmannes“ (American Woodsman) angenommen hat. Jezt hält er sich seit mehreren Jahren zu Edinburg auf, beschäftigt mit der Herausgabe eines Werkes über die Ornithologie von Amerika. Dieses Werk, das unter der Aegide begüterter und großmüthiger Beförderer gemeinnütziger Unternehmungen, wie sie außer Großbritannien kaum ein anderes Land aufweist, wirklich begonnen hat und mit Thätigkeit fortgesezt wird, ist sicher das Erstaunlichste, was Presse und Grabstichel in dieser Art jemals zu Tage gefördert haben. Das Ganze soll aus 400 Kupfertafeln, in doppelt Royalfolio-Format bestehen und 2000 kolorirte Abbildungen liefern. Jede Vögelart, selbst den indianischen Truthahn und die größten Adlerarten nicht ausgenommen, findet sich in ihrer natürlichen Größe dargestellt, und diese Riesen unter den Bewohnern der Lüfte sind es, nach welchen sich das Format der Kupfertafeln des ganzen Werkes regulirt hat. Bei den kleinern Vögeln ist der übrige Raum auf eine eben so anziehende als lehrreiche Weise ausgefüllt. Auf solchen Kupfertafeln erblickt man, neben dem Männchen und Weibchen, auch den jungen Vogel, ferner die Pflanzen, welche die Lieblingsnahrung der Art ausmachen, die Insekten, denen sie feindselig ist u. s. w. So liefert z. B. die Kupfertafel, welche die Kirschdrossel von Baltimore darstellt, zugleich auch eine schöne Abbildung des Tulpenbaumes, dieses Stolzes der amerikanischen Wälder. Auf andern Blättern erblickt man, in eben so geschmackvolle als belehrende Gruppen zusammengestellt, zierliche Lianen und auf den Blumen Kolibris und Fliegenvögel. Der Text liefert weder frostige Analysen noch hochtrabende Beschreibungen, sondern die romantische Geschichte jener geflügelten Völkerschaften, welche der amerikanische Waldmann in ihren geheimsten Asylen belauscht hat, und die man durch das, was er von ihnen erzählt, eigentlich liebgewinnt. Die Geschichte seiner Lieblingsgeschöpfe verschlingt er mit der Erzählung seiner Schicksale und macht den Leser zum Zeugen seiner eigenen Abentheuer. Man durchwandert mit ihm die weiten Landschaften von Amerika und verfolgt an seiner Seite den Lauf jener gigantischen, alle Flüsse des Festlandes in ihre Unermeßlichkeit verschlingenden und in einer Masse dem Ocean zutragenden Ströme.

Der Spottvogel.

Der Europäer, der früher die Nachtigall behorcht und bewundert hat, wie sie, geduckt in den Schatten des Eichbaumes, ihre nächtliche Hymne anstimmt, kommt von seiner Bewunderung gänzlich zurück, wenn er den ausschließlich in Amerika wohnenden Spottvogel hört, wenn die Töne seines Liebesgesanges aus dem Laube der Magnesie von Louisiana mit dem gewaltigen Stamme und der ungeheuern, sich nimmer entblätternden Krone dringen. In diesen Revieren sieht man Weinranken und den indischen Jasmin, in einander verschlungen, sich um kräftige Baumstämme winden, sie überragen, krönen und in Gewinden niederfallen; balsamische Wohlgerüche erfüllen die Luft. Ueberall Blumen, reifender Wein, hochrothe Doldentrauben, ein lauer, berauschender Dunstkreis; es ist, als hätte die Natur, gedrückt von der Last ihrer Schätze, einmal Halt gemacht, um dieselben aus ihrem Schooße über dieses gesegnete Land auszuschütten. Blickt der Wanderer nach oben, so sieht er auf einem Baumaste den weiblichen Spottvogel ruhen. Um ihn schweift, leicht wie ein Schmetterling, in schnellem Fluge das Männchen, schwebt auf- und abwärts und wieder aufwärts, die feurigen Augen ohne Unterlaß auf das Weibchen geheftet und den Gegenstand seiner Liebe mit dem Kopfe begrüßend. So oft er sich gen Himmel emporschwingt, beginnt er seine Freudenhymne von Neuem. Kein Vogelgesang in der Welt ist melodischer und brillanter zugleich, als dieser. Der Spottvogel beginnt nicht, gleich der Nachtigall, mit langen melancholischen Seufzern, vielmehr intonirt er mit Leidenschaft und Kraft, und modulirt und vervielfältigt dann im Verfolge sein Lied mit unglaublicher Kunst, indem er sich bemüht, Nachahmungen der sanftesten Naturtöne, des Rauschens der Blätter, des Gesanges des Hänflings, des Rieselns der Bäche, mit seiner eigenen musikalischen Komposition zu verschmelzen. Es ist aber dieser im Fluge ausgeführte Gesang nur erst ein Vorspiel. Wenn er sich endlich auf den Zweig, der seine Gefährtin trägt, niedergelassen hat, werden seine Töne zwar weniger brillant, aber markiger, gewählter. Bald verläßt er seinen Standort wieder, schwebt von neuem bald hinab, bald hinauf, sieht sich rings um, als wollte er sich versichern, daß seine Ruhe durch kein feindseliges Wesen bedroht sey, schlägt mit den Flügeln, und seine abgemessenen Bewegungen in der Luft gleichen einem lustigen Tanze. Endlich pflanzt er sich wieder neben das Weibchen hin und gibt ihm als Schlußstück des großen Konzerts eine ganz vortreffliche Parodie der Melodien, der Mundarten, des Schreiens und Pfeifens aller andern Vogelgeschlechter. Da glaubt man den Hänfling, das Rebhuhn und die Eule zu hören, dann wieder das Schnattern der Ente und das Glucksen der Henne. Endlich gebietet eine Art von Seufzer, ein trauriger, halb erstickter Ton, der sich aus der Kehle des Weibchens vernehmen läßt, dem Spottvogel Stillschweigen und lockt ihn näher zu der Gefährtin hin. Nun sind sie ein Paar, durchflattern als solches gemeinschaftlich die Luft und denken darauf, sich häuslich niederzulassen. Gewöhnlich wählen sie ihren Aufenthalt in der Nähe eines bewohnten Hauses. Sie wissen, daß dieß dem Hausmann Vergnügen macht, und kein Vogel ist weniger scheu, als der Spottvogel. Bald haben der Feigen-, Orangen- und Birnbaum die zu Erbauung der Nester erforderlichen Materialien geliefert, und das mit dürren Zweigen, Blättern, Flachs, Baumwolle ausgelegte kleine Gebäude ist an einer Stelle, wo zwei Aeste gabelförmig aus einander laufen, bald fertig. Fünf Eier werden in das weiche Lager niedergelegt, und dem Männchen bleibt kein anderes Geschäft, als zu singen, für die Sicherheit der Seinigen zu sorgen, und darum die Schlangen, Katzen und Raubvögel von seiner kleinen Besitzung fern zu halten. So vergehen vierzehn Tage; dann fliegt die junge Brut aus, scheidet von den Eltern und sorgt selbst für ihr Fortkommen.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Auf einem heitern konischen Berge erhebt sich die alte Stadt, von der neuen durch freies Feld und den unten leer gebliebenen Raum des Berges, noch mehr durch Sitte und Neigungen getrennt. Sie ist ganz von Griechen des lateinischen Ritus bewohnt, hat ihren eigenen Bischof, ihre abgesonderte Verwaltung, und die während der Revolution hier unten an ihrem Ufer und Hafen zusammenströmenden Ansiedler waren bei der Abneigung der Lateiner gegen sie genöthigt, sich zum Theil mit Gewalt in den Besitz des Bodens zu setzen, den sie mit der neuen Stadt bedeckten, und die widerstrebenden Insaßen, denen dieses Gebiet übrigens zu nichts diente, mit Flintenschüssen in ihre Burg zurückzuweisen. Jetzt hat sich das ausgeglichen. Die Hauseigenthümer haben den Grundeigenthümern den Boden entweder abgekauft, oder verzinsen ihn, und die Ländereien sind so im Werthe gestiegen, daß auf einmal die ehedem ganz verarmten Lateiner durch die Industrie ihrer neuen Insaßen fast ohne Ausnahme wohlhabend und reich, dadurch aber mit ganz andern Gesinnungen gegen sie erfüllt worden sind. Das Innere der Stadt ist auch hier, gegen die Hitze des Sommers und um den Raum zu sparen, so eng, daß in keiner Straße auch nur ein Karren fahren könnte. Die Waaren werden von dem Ufer in die nahen Magazine auf den Schultern getragen.

Die Einwohner haben in ihren Manieren viel Euro-

päisches; die meisten sind Kaufleute und in Europa gewesen, nicht ohne eine sogar umfassende Bildung, klug und unternehmend zugleich, und sehnen sich mit wahrem Verlangen nach einer Regierung, die Vertrauen verdient und Bestand hat. Daß sie noch keine hellenische Schule außer der mit wechselseitigem Unterricht haben, ist Schuld der Regierung. Sie hatten 50,000 Piaster zu diesem Zwecke durch freiwillige Beiträge beisammen, wollten durch eine Handelssteuer jährlich die nöthige Summe in einem Maaße aufbringen, daß sie die besten Lehrer berufen und würdig belohnen könnten, für Häuser, Apparate, Bibliotheken sorgen, fanden aber bei dem Präsidenten, der äußerlich sich zufrieden zeigte, im Grunde aber keine Schule, außer den des wechselseitigen Unterrichtes, wollte, so viel Schwierigkeiten, Förmlichkeiten und Klauseln, daß sie am Ende es ganz aufgaben. Auf gleiche Weise hat er die Schulen in Livadien und anderwärts hintertrieben, und den Einwohnern von Argos die Gemeindekapitalien, welche sie dazu bestimmten, unter dem Vorwande, sie verzinsen zu wollen, in den öffentlichen Schatz gezogen, in dem sie mit den Zinsen versiegt, oder vielmehr an seine Kundschafter und Werkzeuge verschleudert worden sind. Die Aeußerung, die ich neulich in einem europäischen Blatte von ihm in Beziehung auf Reichthum gelesen habe, ist vollkommen beglaubigt, aber nur halb. „Schon jezt, sagte er, wo sie arm und unwissend sind, machen sie mir so viel zu schaffen; was soll es mit diesen Menschen erst werden, wenn sie reich und unterrichtet sind?" Armuth und Unwissenheit, πτωχεία καὶ ἀμαθία war das Erbtheil, das er Griechenland zugedacht hatte, nämlich ein solches bescheidenes Maaß von Besitz und Kenntniß, daß an eine Selbstständigkeit nicht zu denken war, und er hat sein Prinzip mit eiserner Stirn bekannt und mit eiserner Faust durchgeführt. Ich las neulich die Artikel des guten Eynard über die vortrefflichen Anstalten für Ackerbau, Wohlthätigkeit, Verkehr und Unterricht, die er in Griechenland zurückgelassen. Eynard ist durch die guten Seiten des Mannes gleich mir getäuscht worden; in Griechenland selbst Augen- und Ohrenzeuge dieser heillosen Wirthschaft, würde auch er mit Schrecken aus seinem Traume erwacht seyn, denn alle jene Anstalten sind nichtig und Trug. Die Straße, deren er gedenkt, geht nicht bis Argos, sondern bis nach der Meierei des Präsidenten, dreiviertel Stunden von Nauplia, und er war gewohnt, täglich Abends dahin zu fahren. Das Waisenhaus ist ein Aergerniß in Anlage und Verwaltung, und ein Gräuel des innern Verderbens; die sogenannte Centralschule in Aegina hat drei Lehrer, zwei der griechischen Sprache, die Grammatik treiben und mit ihren Schülern noch nicht zur Lesung der Dichter durchgedrungen sind, und einen der Mathematik, der Arithmetik und etwas Geometrie weiß. Das Studium der französischen Sprache, welches jungen Leuten doch den Zugang zu einer neuen Literatur geöffnet hätte, ist von seinem Bruder, der in den Fußstapfen des Vorgängers wandelt, abgestellt worden, und die Schule zeigt in ihrer kurzen und bettelhaften Existenz das in der Geschichte der Bildung einzige Phänomen, daß die auf ihren ersten Ruf aus allen Theilen von Griechenland zusammenströmende, talentreiche und lernbegierige Jugend sich förmlich gegen die Behörde durch feierliche Eide vor dem Altare der Panagia verschworen, weil man ihr die Mittel des Unterrichts verweigerte. Sie gaben sich sämmtlich die Zusicherung, die Schule nicht eher wieder zu betreten, bis man die nöthigen Lehrer angestellt und ihnen einen zweckmäßigen Unterricht zu geben entschlossen wäre, und lieber in ihre Heimath umzukehren. Nur mit Mühe, durch schlechte Künste, durch Einkerkerung, Verfolgung und Schrecken gelang es, einen Theil derselben von ihrem Entschlusse abzubringen, und dadurch, daß man damals den Lehrer des Mathematischen und des Französischen anstellte. Doch ich kann in diesem Thema nicht fortfahren, ohne mit steigendem Unwillen erfüllt zu werden; ich will mir den schönen Frühlingstag nicht verderben, der eben mit einem goldstrahlenden Morgen über das schimmernde Meer in mein Fenster hereinleuchtet, und lieber zu Gott beten, daß er dieses gute, willige, mäßige, talentvolle Volk und dieses schönste aller Länder, welche seine Sonne bescheint, durch eine väterliche, verständige Regierung beglücken und einer bessern Zukunft entgegenführen möge.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, Ende Februars.

(Beschluß.)

Der neue Cagliostro. (Offenbacher Prell.)

Mit dem weiblichen Theile der ganzen Gesellschaft schien dieser Betrüger in noch näherer Verbindung zu stehen. Zwei Heirathen wurden zur See geschlossen; eine zwischen ihm und einer Demoiselle H., welche in Frankfurt ihrer Schönheit wegen bekannt war, und auf seine Veranlassung wurde unvermuthet die Verlobung eines andern Paars proklamirt, welches vorher immer nur starke gegenseitige Abneigung gezeigt hatte. Das Brautpaar war ein vor seiner Abreise neu geworbenes Individuum, Namens K., der sich im Großherzogthum Hessen eine Zeit lang als nicht anerkannter amerikanischer Konsul umhergetrieben hatte, und eine frühere Anhängerin Sr. Durchlaucht, Demoiselle Z. aus Frankfurt. Eine andere Schülerin dieses neuen Heilandes starb unterwegs an Lungenkrankheit und nervösen Zufällen, an welchen leztern sämmtliche Glieder mehr oder weniger zu leiden schienen oder scheinen wollten, so daß sogar obenbesagter K., ein baumstarker Mann, nervös seyn wollte. Auch ein Schisma bildete sich auf dem Schiffe, indem mehrere der jungen Männer mit dem Oberhaupte unzufrieden waren und ihre Absicht

laut werden ließen, sich in Newyork von ihm zu trennen und ihr ihm anvertrautes Vermögen zurückzufordern. Sie erhielten aber in Newyork jeder 8 Thaler, um sich während ihres dreitägigen Aufenthalts Vergnügen zu machen, und schienen wieder befriedigt. Der Bräutigam K. hingegen, welchem die Leitung der Reise und anderer Angelegenheiten übertragen war, erhielt eine kostbare Ausstattung und führte nach drei Tagen die ganze Gesellschaft weiter nach Albany, wo Se. Durchlaucht 100 Thaler an die dortige Gesellschaft zur Unterstützung armer Deutschen und noch einige andere Summen zu wohlthätigen Zwecken gab, und von da ging der Weg ins Innere des Landes, zum Sitze der bekannten religiösen Sekte des würtembergischen Bauers Rapp, da, wo die Staaten Newyork, Ohio, Pennsylvanien und Illinois zusammenstoßen. Hier kaufte sich die Gesellschaft einige Güter, wahrscheinlich vom Reste des herübergebrachten Vermögens, das, wie hier verlautet, nur aus 12,000 Thalern bestand. Beide Sektenhäupter sind bereits in einige Collisionen gerathen, und ein amerikanisches Blatt, der Beaver Republican, berichtet Folgendes unter dem 15. Januar: „Graf Leon und Rapp. Diese hohen Personen sind in kurzer Zeit in Streit gerathen. Es scheint, der Graf hat eine neue Konstitution eingeführt, welche allen Gliedern der Gesellschaft, die sie unterzeichnen und Rapp verlassen, das Privilegium ertheilt, sich zu verheirathen. In Folge dieses unterzeichneten an hundert junge Männer aus Rapps Gesellschaft sogleich die Konstitution des Grafen und marschirten lezten Donnerstag durch die Straßen von Economy, *) geführt von einem Offizianten des Grafen (K.). Die Zeit muß entscheiden, wie sich die Verhältnisse entwickeln werden. Wir hoffen, in wenig Wochen mehr darüber berichten zu können."

Ich werde nicht ermangeln, dem deutschen Publikum den Verlauf dieses Handels mitzutheilen; ich glaube, dadurch nützlich zu werden, weil die Gesellschaft hier angab, daß noch manche Anhänger zurück seyen und in diesem Jahre nachkommen werden; von diesen, wenn es sich so verhalten sollte, dürfte sich doch Mancher durch meinen Bericht zurückhalten lassen. S.

---

*) Für die Leser, die noch nicht damit bekannt seyn sollten, bemerke ich noch Folgendes. Economy heißt ein kleiner Flecken, von deutschen Ansiedlern bewohnt, welche eine eigene religiöse Sekte bilden, deren Hauptcharakter große Freiheit des Umgangs zwischen beiden Geschlechtern ist. Ein ehemaliger würtembergischer Unterthan, Rapp, ist das Oberhaupt derselben und führt das ganze Gemeinwesen, das auf dem Grunde vollkommener Gütergemeinschaft beruht. Alle Erzeugnisse des Bodens werden in gemeinschaftliche Lagerhäuser gebracht, und dagegen erhalten alle Glieder ihre Bedürfnisse jeder Art in gleicher Quantität und Qualität von Rapp, der auf dem Wege des Handels die Agrikulturprodukte zu Gelde macht und den wahrscheinlichen Ueberschuß, ohne Rechnung abzulegen, aufbewahrt und zum Theil wieder zum Ankaufe neuer Grundbesitzungen für die Gesellschaft verwendet. In dieser Sekte sind keine festen Heirathen üblich, und durch Einführung derselben, mit Beibehaltung des beliebigen anderweitigen Umgangs, scheint nun der neue Sektirer das Schisma hervorgebracht zu haben.

London, März.

(Beschluß.)

Uebersetzung der Briefe eines Verstorbenen. A. W. Schlegel.

Der Verfasser verzweifelt indessen nicht: er sieht vielmehr nicht nur ein besseres Seyn sich in ferner Zukunft aus dem Wust von Wissenschaft und Spekulation emporringen, er erblickt schon Spuren davon in der jetzigen Zeit, in Deutschland in der höhern Literatur, in Frankreich, wo jugendliche Geister vermessen sagen: „kommt, wir wollen uns eine Religion machen," und in England, dem lieben Altengland, welches immer etwas Apartes haben will, im Geschrei hysterischer Weiber, in Teufelsbannereien und andern Gaben des heil. Geistes. Der ganze Artikel, von dem ich Ihnen hier nur einige Steine als Muster des Baues zugeworfen habe, verdient ins Deutsche übersezt zu werden, nicht als wenn dergleichen Gedanken und Ansichten für uns Deutsche neu wären, sondern als schlagender Beweis, wie die von unsern Heroen so oft ausgesprochenen Wahrheiten und Träume im stammverwandten, befreundeten England Widerhall finden, wo bisher dergleichen Stimmen sich fast nie erhoben, oder überhört wurden.

Dasselbe Stück der genannten Zeitschrift enthält auch (wie fast alle unsere Zeitschriften) eine Kritik der „Briefe eines Verstorbenen," welche hier von Mrs. Austin, der geistreichen Frau des Professors John Austin, unter dem Titel: Travels of a German Prince, so vortrefflich übersezt worden sind, daß das Westminster Review sogar auf den Gedanken verfiel, es sey eigentlich keine Uebersetzung, sondern das Werk eines in Hannover lebenden jungen Irländers. Die Zeitschriften spotten des Prinzen wegen seiner Sentimentalität und des schlechtverhehlten Ahnenstolzes, da er nicht ein Paar Adler über seinen Kopf wegfliegen sehen kann, ohne seines Wappens zu gedenken; alle tadeln seine Geschwätzigkeit, die ihn verleitet, ohne Schonung selbst Personen preiszugeben, welche ihn auf's Gastfreundlichste aufgenommen, so wie seine unnöthigen Ausfälle gegen die Religion des Landes. Auch nimmt man es unserm Goethe übel, daß er, der doch nie selbst in England gewesen, den Prinzen wegen seiner genauen Schilderungen des Landes belobt, da solche doch offenbar häufig irrig und mitunter durch Partheilichkeit entstellt sind. Seine Nachrichten von den höhern Ständen sind wohl im Ganzen richtig, aber von dem Kern der Nation, dem Mittelstand, weiß er nur wenig Wahres. Seine Aufschlüsse über jene aber haben gewiß auf Jahre hinaus vornehmen Reisenden in England das Spiel verdorben.

Gegenwärtig ist A. W. von Schlegel hei uns und findet allenthalben die ehrenvollste Aufnahme. Der Hauptzweck seiner Reise soll die Herausgabe einer Flugschrift über einen Gegenstand der indischen Literatur seyn, welche französisch abgefaßt und in Gestalt eines Briefes an Sir James Mackintosh gerichtet ist; er soll aber noch keinen Verleger gefunden haben, was, besonders in diesem Augenblick, wo Cholera und Politik alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, gar kein Wunder ist.

Logogriph.

Mit ff ist's Karrikatur;
Du äffest uns damit, Natur!
Mit ll gibt es Andre nie;
Es ist: Ich, Du, Er, Wir, Ihr, Sie;
Mit mm ein lebend'ger Bronnen,
Aus dem des Lebens viel geronnen;
Jedoch mit x, da rennt herum
Er, du, ich, sie, und weiß nichts drum.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 85.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. April 1832.

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiß nicht, was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er schon winken.

Goethe.

Französische Parentation auf Goethe.

Das Journal des Débats begleitet die Nachricht von Goethes Tode mit folgenden Bemerkungen, zu denen jeder Leser seinen eigenen Kommentar machen möge. Wir untersuchen auch nicht, in wieweit der Verfasser, wahrscheinlich Cousin, seine Ideen aus sich selbst oder aus den Reden und Werken unserer modernen poetischen Politiker geschöpft haben mag; wir sind nur neugierig, da jezt der Staar, der nach Börne im Auge der deutschen Nation saß, gestochen ist, ob wir in Zukunft besser, und was wir eigentlich sehen werden.

* * *

Goethe ist todt. Vor zwei Jahren sahen wir ihn noch zu Weimar; da war er vom Alter schon sehr gebeugt; sein Körper und auch sein Geist verriethen die Last der Jahre; die Stirne war noch groß, herrlich, aber das Auge trübe und der Mund sehr eingefallen. In der Unterhaltung zeigte sich noch hin und wieder der große Mann; besonders interessant war er, wenn er von sich selbst sprach, von seinen Werken, namentlich aber von seinen Planen (dergleichen hatte er noch, da er achtzig Jahre und älter war). Er sagte zu mir: zuerst will ich meine Zwischenspiele zu Faust vollenden, dann mache ich mich an dieß oder jenes, und dabei nannte er mir zwei, drei Arbeiten, die er vorhatte. Rührend ist es, einen solchen Greis beständig von der Zukunft sprechen zu hören, als stände noch Leben und Genius ihm zu Gebote! — Weniger Menschen, noch weniger Schriftsteller Leben war glücklicher als Goethes. Seit lange erhob sich keine Stimme in Deutschland, welche ihm seinen Ruhm, sein Supremat streitig gemacht hätte. Er herrschte in friedlicher Majestät über das literarische Deutschland; es wurde ihm nicht anders, als wie einer Gottheit gehuldigt, und er hatte sich ganz freundlich in diese Rolle gefügt. Die stürmischen Leidenschaften der Menschen hielt er sich — als Gott wahrscheinlich — ferne und ließ sie nur insoweit an sich herankommen, als er ihrer bedurfte, um seinen Werken Leben und innere Wärme zu geben. Er war Dichter im vollsten Sinne des Worts, aber ein Dichter, der vollkommen über sich gebietet, und so rührte sein Genius die Schwingen nur, wenn er schrieb. Im Leben, im Umgang war dieser Genius zurückhaltend und gelehrig. Die Begeisterung sparte Goethe zum Schreiben, den Verstand zum Leben in der Welt. Wer wollte ihm Genie absprechen? er gehörte aber nicht zu den Genialen, welche ihr Genius ewig umhertreibt und verzehrt; er war kein J. J. Rousseau, der ein Opfer seiner Einbildungskraft wird, und an dem das heilige Feuer, das er vor der Welt leuchten läßt, innerlich zehrt. Goethe hatte Genie, hatte eine mächtige Einbildungskraft; aber das Geschick gab ihm nicht, wie so Vielen, Unglück und Leiden mit in den Kauf. Er war bewundert und war glücklich, und so lebte er bis an sein Ende. Nichts mahnte ihn an die Abnahme, das gemeine Loos des Alters; keine Lästerung trübte die Majestät des Gottes, der König der

Literatur herrschte bis zu seiner lezten Stunde, und Weimar war sein Hof. Man hätte nur hören sollen, mit welcher Hochachtung hier sein Name genannt wurde; sein Haus war eigentlich der Tempel, das Palladium der kleinen Stadt. Weimar ist der lezte Ueberrest der kleinen deutschen Hauptstädte des achtzehnten Jahrhunderts, und es hütete in Goethe, eigentlich religiös sorgsam, auch die lezte Spur des großen Säculums der Literatur. Weimar war für Goethe gemacht, wie das Fußgestell für die Statue; sie konnten gar nicht besser zu einander passen. In Weimar lebten noch die Sitten, die Ideen, der Ton des achtzehnten Jahrhunderts; es war eine Stadt aus einer andern Zeit, und hier lebte auch ein Mann aus einer andern Zeit. Ja, Goethe gehört nicht dem neunzehnten Jahrhundert an, diesem bewegten, leidenschaftlichen Jahrhundert, in dem man sich für Ideen schlägt und dafür stirbt; er ist der Mann des achtzehnten, der Literator im vollen Sinne des Worts, dem Politik ferne liegt, der nach der Sache an sich wenig frägt, dem die Form über Alles geht; er ist der Künstler, in dem das philosophische Element zurücktritt. Er sezt sich nicht, wie Voltaire, zur Aufgabe, einer Idee den Sieg zu verschaffen, er verfolgt kein Ziel im Interesse der Menschheit: Goethe besingt eine Idee so gut als die andere; in seiner Einbildungskraft spiegeln sich, wie von der Fläche eines klaren Sees, alle Wolken ab, die am Horizonte des menschlichen Geistes vorüberziehen, alles, was der Mensch denkt und fühlt. Alterthum und Mittelalter, Freiheit und Gewalt, Glaube und Ironie, Alles ist ja schön, es ist die Welt, und so besingt es denn Goethe in seiner unübertrefflichen Sprache. Er ist groß, er ist allseitig, wie die Welt, allerdings; aber Gott, der die Welt regiert, hat einen Gedanken, der sie zur Einheit macht und einem Ziele entgegenführt; Goethe hat, glauben wir, keinen obersten Gedanken und keinen Zweck. Was hat er wirken wollen? was hat er gewirkt? auf welches Ziel in Kultur und Politik hat er die Literatur seines Vaterlandes gerichtet? Auf keines. Die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts hat die Revolution von 1789 hervorgebracht; diese war ihr leztes, ihr schönstes Werk. Zu welchem Ereigniß, zu welchen Institutionen hat wohl die deutsche Literatur den ersten Anstoß gegeben?

Goethe äußerte gegen mich, das Talent, das er für sich in Anspruch nehme, bestehe darin, daß er bei seinen Studien, in seinen Büchern beständig die neue Idee, den neuen Punkt zu suchen und zu finden wisse; es sind dieß seine eigenen Worte. Mit diesem richtigen, geistreichen Urtheil sagte er just, was ich behaupte. Er ist neu in Allem, weil er in Nichts sich zum Voraus entschieden hat; nie gab es wohl einen Kopf, der weniger systematisch, aber auch nie einen, der selbstständiger und vielseitiger gewesen wäre.

Goethes Tod ist nicht blos ein literarisches Ereigniß; er bezeichnet für Deutschland den Schluß eines ganzen Zeitraums und den Beginn eines neuen. Goethe endet mit der literarischen Aera seines Vaterlandes, im Augenblick, wo seine politische beginnt. Die Literatur, welche mit Goethe zu Grabe geht, war das großartige Gebilde des Geistes der Vielseitigkeit und der Vereinzelung, der seit langer Zeit Deutschland vorzüglich charakterisirte und ihm auch seine politische Gestaltung gab. Jezt lebt und webt ein anderer Geist in Deutschland, der Geist der Einheit. Die alte Literatur stirbt mit Goethe, just da dieser neue Geist zur Herrschaft gelangt. Wie in Frankreich schon seit längerer Zeit, so tritt jezt auch in Deutschland die Freiheit der Presse an die Stelle der Literatur; der Gedanke Aller tritt an die Stelle des Gedankens Einzelner. Unter solchen Verhältnissen ist also Goethes Tod gewissermaßen ein politisches Ereigniß; mit ihm schließt sich urkundlich ein Zeitraum, ein neuer hebt an, und das alte Deutschland, das längst in seinen Grundfesten wankt, erleidet dadurch einen neuen Stoß. Goethe todt — damit ist wieder eine seiner Herrlichkeiten dahin, und eine seiner größten.

Scenen aus dem Leben nordamerikanischer Vögel.

Der Adler an den Ufern des Missisippi.

Wenn der Reisende zur Herbstzeit, in den Tagen, wo die Vögel zu Tausenden aus dem Norden entfliehen, um sich mehr der Sonne zu nähern, in seinem Kahne über die Gewässer des Missisippi hingleitet, und an den beiden Ufern des Flusses einander gegenüber zwei Bäume erblickt, deren Wipfel alle übrigen überragen, so schlage er die Augen auf. Auf den Gipfel eines dieser Bäume hat sich der Adler gepflanzt. Sein Auge funkelt in der Augenhöhle und scheint zu brennen, wie Feuer. Er betrachtet aufmerksam die ganze Wasserfläche; auch heftet sich sein Blick öfters auf den Boden; er harrt und beobachtet. Jedes Geräusch, das sich vernehmen läßt, macht ihn aufmerksam. Der Damhirsch, der leise an dem Laubwerk hinstreift, bleibt von ihm nicht unbeachtet. Auf dem Baume gegenüber hat sich der weibliche Adler als Schildwache aufgestellt, und sein in kurzen Zwischenräumen sich wiederholendes Geschrei scheint den Mann zur Geduld zu ermahnen. Dieser erwiedert die Mahnung durch Flügelschlag, durch ein Vorwärtsbeugen des ganzen Körpers und durch ein Gekreische, dessen gellender, schneidender Ton dem Gelächter eines Wahnsinnigen gleicht; dann richtet er sich wieder empor. Unterdessen sieht man alle Arten von Enten, Wasserhühner und Trappgänse in geschlossenen Gliedern die Flucht ergreifen. In Eile trägt der Strom sie von dannen,

sie sind aber eine Beute, die der Adler verschmäht, und diese Verachtung rettet sie vom Verderben. Doch jezt dringt ein Ton, den der Wind leise über den Strom herträgt, in die Ohren der Lauschenden. Er klingt dumpf und rauh, wie ein Werkzeug von Kupfer. Es ist dieß der Gesang des Schwans. Das Adlerweibchen benachrichtigt den Mann durch einen aus zwei Noten bestehenden Ruf, und der Adler beginnt am ganzen Leibe zu zittern. Zwei, drei heftige Schnabelhiebe auf sein Gefieder sind die Vorbereitung zu seinem Raubzuge. Mittlerweile kommt der Schwan, gleich einem Fahrzeuge herangerudert, den schneeweißen Hals vorwärts gestreckt, das Auge ängstlich funkelnd. Langsam zieht er, ein dem Tode geweihtes Schlachtopfer, vorwärts. Ein Kriegsgeschrei läßt sich vernehmen, und schnell wie der Bliz verläßt jezt der Adler seine Warte. Der Schwan erblickt seinen Peiniger, senkt seinen Hals, beschreibt einen Halbzirkel und bewegt sich in der Todesangst nach allen Richtungen, um dem Verderben zu entrinnen. Dieß könnte er einzig, wenn es ihm gelingen sollte, unterzutauchen. Der Adler aber ahnet die List und zwingt seine Beute, außer dem Wasser zu bleiben, indem er sich fortwährend unter dem Vogel zu halten weiß und sich in seinen Bauch oder unter seine Flügel einzuhacken droht. Diese sehr gut berechnete Maßregel verfehlt selten ihren Zweck. Der Schwan fängt an kraftlos und müde zu werden, und alle Hoffnung zur Rettung verschwindet. Mit seinen Klauen versezt ihm der Adler einen Schlag unter den Flügel und drängt ihn in schiefer Richtung ans Ufer. Nicht ohne Entsetzen ist man Zeuge von dem durch solche Gewandtheit und List errungenen Siege. Der Adler tanzt nun auf seiem Opfer, hackt seine ehernen Waffen tief in das Herz des sterbenden Schwans ein, schlägt mit den Flügeln und erhebt ein Freudengeheul, indem er seinen Kahlkopf gen Himmel reckt und seine von Stolz flammenden Augen sich blutroth färben. Das Weibchen hat sich jezt ebenfalls herzugemacht; gemeinschaftlich wenden sie den Schwan um, reißen ihm mit dem Schnabel die Brust auf und sättigen sich mit dem hervorquellenden, noch rauchenden Blute.

Der nordamerikanische Grünspecht.

Alle Vögel von Nordamerika sind in ihren Liebesangelegenheiten eifersüchtig. Die einzige Ausnahme macht der goldgeflügelte Grünspecht. Audubon hat für diese schimmernden Edelleute der Wälder, als für die liebenswürdigste, schöner als jede andere gefiederte Vogelart, eine besondere Vorliebe. „Ich habe,“ erzählt er, „nicht selten ganze Tage in der Gesellschaft dieser kleinen geflügelten Wesen zugebracht; man kann sich nichts Lebendigeres und Lustigeres denken. Wenn sich von den Wipfeln vermoderter Bäume herab die Stimme des Grünspechts vernehmen läßt, so wird sein Ruf von allen seinen Kameraden erwidert. Dann sieht man mehrere, auf ein einziges Weibchen Jagd machende Männchen umher flattern, auf und abschweben und unzählige, seltsame Schwenkungen vornehmen, welche sich vollkommen mit einem komischen Ballette vergleichen lassen. Die Bewerber thun damit der Schönen ihr Verlangen kund, sich ihr angenehm zu machen und sie zu amüsiren. Ganz friedlich und ohne die mindeste Spur von Eifersucht oder Haß streiten sich die schön gefiederten Tänzer um den Preis ihrer muntern Spiele, um die Gefährtin, welche des Siegers Eigenthum werden soll. Von Baum zu Baum, von Gebüsch zu Gebüsch wiederholen sich dieselben Komplimente. Oft sieht man zwölf, dreizehn Tänzer die kleine, noch unentschieden scheinende Kokette umflattern, und jene Spiele dauern fort bis zu dem Augenblicke, wo sie sich für einen der Rivalen entscheidet, was sie dem Begünstigten, indem er bei ihr vorbeipassirt, durch einen Griff mit dem Schnabel zu erkennen gibt. Augenblicklich fliegen dann alle übrigen Brautwerber fort, um eine andere Schöne aufzusuchen, und das Paar bleibt beisammen. Bald handelt es sich um eine bequeme Wohnung für den neuangehenden Haushalt. Gemeinschaftlich gehen sie darauf aus und wählen sich im Walde einen leicht auszuhöhlenden Baumstamm. Wechselweise wird von dem Manne und dem Weibchen durch Hiebe mit dem Schnabel die kleine Höhlung, welche sie beide sammt ihren Jungen aufnehmen soll, hergerichtet. So oft unter den Schnabelhieben des einen von beiden ein Stück Holz davonfliegt, ermangelt das andere nicht, seine Freude darüber durch einen nicht eben lauten, aber gellenden Schrei zu erkennen zu geben. Ist endlich der Bau des Nestes vollendet, so gewährt es ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie die zwei Vögel nach allen Richtungen Baum auf und ab klettern, an jedem Aste den Schnabel wetzen, ohne alle Gnade die Rothkehlchen und andere Vögel verjagen und Ausflüge in die Ferne unternehmen, um Ameisen, Larven und Käfer aufzusuchen. Zwei Wochen nur, und es sind sechs weiße und wie Krystall durchsichtige Eyer in das eheliche Asyl niedergelegt. Die Grünspechte brüten in jeder Jahrszeit zweimal, und das fröhliche Geschlecht vermehrt sich in den Wäldern von Amerika auf so ungeheure Weise, daß man keinen Spaziergang machen kann, ohne ihr durchdringendes Geschrei und den Widerhall ihrer in die Baumrinden hackenden Schnäbel zu hören.

Die Eulen der neuen Welt.

In Betreff dieser übelberüchtigten Vogelart finden sich durch die Schilderungen unsers Naturforschers mehrere auf derselben lastende Vorurtheile widerlegt. Man stellt die Eule als einen stupiden, melancholischen, alles

Scharfsinns ermangelnden Leichenvogel dar. Man weist ihm auf den Gräbern seinen Platz an und verjagt ihn mit Steinen, wenn er es wagt, sich im Tageslicht zu zeigen. Im gemeinen Leben pflegt man zu sagen: finster wie eine Eule, düster wie eine Eule. Nach Audubons Erzählung ist in Amerika unter den zahlreichen Eulenarten nur eine, die schwarzschnabelige, von melancholischem Temperament; sie verdient aber deshalb keine Verunglimpfung, sondern vielmehr Theilnahme und Mitleiden, indem das arme Thier so gut als blind ist und den Spleen zu seinem Erbtheil erhalten hat. Was aber die ihm verbrüderten Arten betrifft, so hat Shakespeare dieselben ganz richtig bezeichnet, wenn er sie die lustigen Vögel nennt.

„Einmal,“ erzählte Audubon, „als ich mitten in den Wäldern kampirte, wurde ich zu wiederholten Malen von einer Eule derjenigen Art besucht, welche jenes schallende, langgezogene, so sonderbar klingende Gelächter auszustoßen pflegt. Mein Feuer verscheuchte den Vogel nicht, er näherte sich hüpfend, blickte mich an, wiegte den Kopf rechts und links, und bei seinen sonderbaren eckigen Bewegungen mußte man an jene hölzernen Drathpuppen denken, die mit Kinnlade, Händen und Füßen mancherlei komische Gebehrden machen. Wenn der Himmel sich umwölkte und Regenwetter einzubrechen drohte, so wurden seine Bewegungen noch rascher und mannigfaltiger, seine Halsfedern sträubten sich empor und wickelten den Kopf wie in eine Halskrause. Sein Gelächter wurde gellender als je, und sein Whah! Whah! drang in die verborgensten Winkel des Waldes und erregte die Aufmerksamkeit seiner Kameraden, deren Ruf das Echo zu dem seinigen bildete. Bei diesem unharmonischen Lärm, dieser seltsamen Lustigkeit wurde einem zu Muthe, als werde ein außerordentliches Fest im Reiche der Eulen begangen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Karnevalsfreuden.

Ueber den diesjährigen Karneval hat sich der den Belustigungen hingegebene Theil der Bevölkerung von Paris (und dieser Theil ist wohl der zahlreichste) eben nicht zu beklagen gehabt. An Lustbarkeiten hat es diesmal sicher nicht gefehlt. Von den Tänzen des Corps diplomatique habe ich schon in einem frühern Schreiben Meldung gethan. Seitdem wurde, wie in den vorigen Jahren, ein großer Ball zum Besten der Armen im Opernhause gegeben, und diesmal kostete der Eintritt wiederum ein Goldstück, das heißt 20 Franken. Es gibt aber in Paris der Personen, denen ein Goldstück für einen glänzenden Ball eine Kleinigkeit ist, so viele, daß der Ballsaal ganz voll wurde und die Armen wiederum über 100,000 Franken bekamen. Freilich gibt es auch der Armen eine furchtbare Menge, und jeder hat schwerlich so viel bekommen, als ein Tänzer erlegt hat. Man hatte aber dieses Jahr Ursache, über die Gesellschaft zu klagen, die sich zu dem grossen Balle versammelt hatte. Es fielen einige Unordnungen vor und sie betrug sich nicht so gesittet, wie man es von Leuten, die ein Goldstück am Eingange erlegen, hätte erwarten sollen, zumal da die königliche Familie dem Feste beiwohnte, also mehr Anstand als gewöhnlich verlangt werden konnte. Seit langer Zeit standen die gewöhnlichen Opernbälle nicht in dem besten Rufe. Es pflegten sich auf denselben eine Menge von verdächtigen Mädchen einzufinden, und diese verleideten den ehrbaren Frauen das Vergnügen. Dieselbe Unannehmlichkeit findet übrigens fast auf allen öffentlichen Bällen in Paris statt. Der jetzige Operndirektor Véron, dessen geschickte Leitung ich bereits in meinem vorigen Schreiben Gelegenheit gehabt habe, zu rühmen, hat nun die Opernbälle wieder in Aufnahme bringen wollen, und darum, als ein in Paris probates Mittel, den Eintrittspreis verdoppelt, also von fünf oder sechs Franken auf zehn gesezt. Der jetzige König hat, als er noch Herzog von Orleans war, sich das Verdienst erworben, die langen Bogengänge des Palais royal von den Abends darin umherwandernden Dirnen zu säubern. Vielleicht wird man einst Doktor Véron nachrühmen können, daß er die Opernbälle von ihnen gesäubert habe, obschon es hier freilich größere Schwierigkeit hat und die Verkleidungen mancher falschen Waare mit durchhelfen. Mehrere andere Theater, als die komische Oper, das Odeon, Porte St. Martin, hatten ebenfalls ihre Bälle, alle mit sehr bunter und gemischter Gesellschaft. Bei dem Restaurateur Lointier, bei dem sich auch bekanntlich ein Theil der Deputirtenkammer an gewissen Tagen zu versammeln pflegt, wurden Bälle zu 20 Franken gegeben, also nur für die Reichen; aber auch hier lief manche zweideutige Schöne mit unter. Bei Hofe ist diesen Winter mehr getanzt worden, als während der ganzen Regierung Ludwigs XVIII. und Karls X., die beide, wie es scheint, dem Tanze nicht hold waren. Was man unter hoffähigen Leuten versteht, ist unter der jetzigen Regierung glücklicherweise unbekannt, und wiewohl es nicht mehr so bunt bei Hofe aussieht, wie im ersten Jahre, so ist doch Niemand, der in der Gesellschaft ein wenig hoch steht, mit seiner Familie von den Lustbarkeiten in den Tuilerien ausgeschlossen. Eine bloße Offizierstelle bei der Bürgergarde, die doch im Grunde wenig bedeutet, berechtigt dazu. Es wäre auch nicht räthlich für Ludwig Philipp, zu vergessen, daß er ein Bürgerkönig ist und dem Volke, nicht aber seiner Abkunft den Thron verdankt. Am Faschingsdienstage ging ich gerade vor den Tuilerien vorüber, als der burleske Zug des fetten Ochsen im Schloßhofe der königlichen Familie seine Aufwartung machte. Ein Fischweib wollte in den Hof dem Zuge nachdringen; die Schildwache wies sie aber sachte zurück. „Ey, seht doch,“ rief sie aus, „Ludwig Philipp will die Fischweiber nicht mehr in den Schloßhof hineinlassen! Im August 1830 ließ man uns wohl zu.“ Die Leute gingen lachend vorüber. Das Weib sagte dies eben nicht erbost, sondern vielmehr in gutem Humor, und was sie sagte, war richtig. So sind aber die Könige; sie vergessen, was sie dem Volke schuldig sind, oder vielmehr ihre Umgebung bringt ihnen die Meinung bei, es sey gefährlich, dem Volke nahe zu bleiben, und allmählig werden sie von demselben entfernt, stehen allein und hören nicht mehr die Stimme der öffentlichen Meinung. Ludwig Philipp hat nun zwar zu viel Verstand, als daß er nicht fühlen sollte, wie wichtig es für ihn ist, die Gewogenheit des Volks, dem er seinen Thron verdankt, zu erhalten zu suchen. Aber seine Nachfolger werden vielleicht thun wie manche andere Königssöhne, wofern sie nicht besonders wohl berathen werden.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 10. April 1832.

Das Felsenschloß, wohin ich jezt euch bringe,
Erstrahlt euch bald in wundervollem Licht.

Torquato Tasso.

Die verglasten Burgen in Schottland.

Von Leonhard.

Wenn wir die Aufmerksamkeit der Leser in einigen der frühern Blätter durch das Geschichtliche des Basalts zu fesseln suchten, so glauben wir an dieses die Erzählung von Erscheinungen anreihen zu dürfen, welche bei uns noch wenig bekannt sind, und, obgleich solche schon von mehreren englischen Naturforschern und Reisenden erwähnt wurden, aus deren Berichten auch in deutsche Journale neuerdings hie und da etwas übergegangen ist, doch erst durch eine Vorlesung des Geheimenrath v. Leonhard in der Versammlung der Naturforscher zu Heidelberg i. J. 1829 das allgemeine Interesse weckten. Es sind dieß die verglasten Burgen Schottlands, die rücksichtlich des bei ihnen angewandten Baumaterials, und als bestimmte Artefacte, so viel Aehnliches mit einigen Gebirgsarten haben, welche durch Einwirkungen des vulkanischen Feuers verändert angetroffen werden, daß sie für den Naturforscher als ausgezeichnete Beweise für die Vulkanität, auch abgesehen von ihrem archäologischen Interesse, von höchster Bedeutung erscheinen.

* * *

Schottland, so reich an Sagen und Geschichte, hat unter seinen alterthümlichen Ueberbleibseln Thatsachen aufzuweisen, die in mehrfacher Hinsicht von großem Interesse sind. Wir reden von den Befestigungsarten aus frühester Zeit mit ihrem mehr oder weniger geschmolzenen und verschlackten Mauerwerke: Räume, ihrer Lage nach geeignet zu Vertheidigungsplätzen und geschüzt durch einen oder mehrere Steinwälle, welche in höhern und geringern Graden Spuren erlittener Feuereinwirkung zeigen. Die verglasten Burgen — gläserne Schanzen, vitrified Forts, Forts de verre — hatten früher sowohl die Beachtung der Archäologen, als die der Naturforscher rege gemacht, und erst seit etwa fünfzig Jahren wurden dieselben Gegenstände wissenschaftlicher Aufmerksamkeit. Wir überlassen sachkundigen Richtern die Entscheidung der Frage: ob die Werke, durch Anlage und Bauart von kriegerischer Erfahrung zeugend, einem Volke angehören, das minder kunstreich war, als die spätern Römer; ob sie vom alten Stamme der Kaledonier herrühren, oder, was weniger glaubhaft ist, von ihren Ueberwindern, den Dänen. — Für unsere Absicht ist es wichtiger zu wissen: ob die Verglasung Plan, oder Zufall gewesen; ob man schon beim Bau die große Festigkeit der Mauern im Auge hatte und einen besondern Schutz gegen zerstörende atmosphärische Einwirkungen; oder ob die, ursprünglich aus einem Gemenge von Steinen und von Holz erbauten Burgen zufällig, etwa bei feindlichen Angriffen, in Brand geriethen und so die Verglasung hervorgebracht worden. Gegen die Annahme, die Forts seyen bloße Lärm- oder Wachthürme gewesen und die Verglasung sey durch Signalfeuer bewirkt worden, streitet die Lage mancher; so findet man u. a. in den Kyles of Bute ein besonders

regelmäßig verglastes Fort nach allen Seiten von hohen Bergen umgeben u. s. w. Auch sind andere Umstände, von denen später die Rede seyn wird, mit solcher Meinung — zuerst aufgestellt von J. Sinclair und weiter ausgeführt durch G. Mackenzie, theilweise auch von Hibbert angenommen — im Allgemeinen unverträglich. Nur in einzelnen Fällen kann man jener Vermuthung Raum geben. So liegt z. B. im Kirchsprengel von Anwoth in der Grafschaft Kirkcudbright auf dem Gipfel eines Berges unfern Castle of Cardoneß ein Fort, dessen Mauerwerk, aus Thonschiefer aufgeführt, nur theilweise und sehr oberflächlich verglast und geschmolzen erscheint; möglich, daß hier bloßer Zufall, Feuer zu häuslichen Zwecken angezündet, oder als Signal bei Annäherung von Feinden, die Umwandlung des Gesteins bewirkte.

Diese Ueberbleibsel einer Befestigungsweise, die wohl für eine der ältesten gelten dürfte, welche in Schottland Brauch gewesen, bestehen, wie solches bereits angedeutet worden, im Allgemeinen in einem starken, aus Steinen aufgeführten Wall, der, nach den verschiedenen Zwecken, einen kleinern oder größern Raum umschließt. Vermittelst künstlicher Gluth verband man die Steine mit einander; denn es finden sich die Mauern theils so vollkommen geschmolzen, daß die vorhandenen Trümmer Massen groben Glases ähnlich sehen, theils sind die einzelnen Steine in geschmolzene Materie versenkt und ganz von derselben umschlossen. Leichter zugängliche Stellen der auf Berggipfeln erbauten Festen sieht man durch Außenwerke geschützt. Häufiger werden diese Forts auf Höhen mit steilem Gehänge getroffen, Höhen, welche eine weite Aussicht über nachbarliche Thäler, oder über tiefer liegendes Land beherrschen, und an denen Kriegsstraßen vorbei führen. Einige dieser Festen liegen selbst auf Felsenspitzen. Zu manchen dieser Burgen führen Wege, von unten hinauf in Felsen gehauen; schlangenartig winden sich dieselben oft über siebzig Fuß weit, so daß man die sonst unersteiglichen Höhen bequem erreichen kann. Daß diese Wege Werke der Kunst sind, ist außer Zweifel. Ungefähr in der Mitte eines solchen in Felsen gehauenen Weges, zur Feste von Craig Phadrick führend, findet man einige ungeheuer große Steine in Lagen, worin sie nicht geblieben seyn würden, wären dieselben von oben herabgestürzt; offenbar war ihre Bestimmung, bei feindlichen Angriffen in den Weg gewälzt zu werden, um ihn zu schließen und den Hügel unersteiglich zu machen. Der Weg, ohne welchen die Höhe an dieser Seite unzugänglich seyn würde, mißt zehn Fuß in der Breite und ist beinahe eben so tief. Manche Festen, wie z. B. die ebengenannte, zeigen nur stellenweise verglaste Mauern; da, wo die Höhe durchaus unzugänglich ist, fehlt die Verglasung. An besonders leicht zugänglichen Orten haben die Mauern meist mehr Dicke; nicht selten findet man einen ungeheuern Steinwall von verglastem Material, beinahe vierzig Fuß stark. Viele Trümmer dieser Festen sind ganz unter Alluvialablagerungen begraben und bei den meisten kann man sich nur durch die Fundamente über ihre vormalige Beschaffenheit belehren. Spuren erlittener gewaltsamer Zerstörung sind hin und wieder unverkennbar; indessen haben Zeit und Witterung auch das ihrige gethan. Von wenigen dieser Burgen erhielten wir, was ihre innere Einrichtung betrifft, genauere Schilderungen; so u. a. von der auf dem Gipfel des Knockfarril, unweit Dingwal, südwärts vom Strathpefferthale in Roßshire. Anderson erläuterte seine Beschreibung durch eine bildliche Darstellung, welche indessen blos als Ungefähres gelten kann, da die Reste ergänzt sind. Nach Cardonnel hat der durch verglaste Mauern umgrenzte Raum 120 Fuß Länge auf 40 Fuß Breite. An beiden Enden findet man Außenwerke. Eine Reihe kleiner Wohnungen scheint den befestigten Raum umgeben zu haben. Die Reste zweier Brunnen sind im Innern zu sehen (Erscheinungen, welche die meisten verglasten Forts aufzuweisen haben). Eine Oeffnung in der Mauer dürfte zum Behuf einer Zugbrücke gedient haben.

Hervorragende Mauern solcher Festen unterscheidet das Auge leicht, zumal aus einiger Ferne. Dieß ist u. a., wie Tytler berichtet, bei Craig Phadrick der Fall. Ihre Bauart hat das Eigenthümliche, daß sie nicht senkrecht aufgeführt sind, sondern mit nach unten beträchtlich zunehmender Stärke; einige haben genau die Neigung des Bodens, der sie trägt. Nicht sehr glaubhaft scheint übrigens die Behauptung, daß mit jener Bauart nur die Absicht verbunden gewesen, die zum Verglasungsprozeß erforderlichen Holzstöße leichter errichten zu können, um eine kräftigere und mehr gleichförmige Wirksamkeit des Feuers auf alle Mauertheile zu bedingen.

An einige der alterthümlichen Ueberbleibsel knüpfen sich Sagen. In den Kirchspielen Rhynie und Essie in Aberdeenshire sieht man Trümmer solcher verglasten Burgen, und die Traditionen von blutigen Schlachten, welche auf den nahen Feldern vorgefallen, haben sich bis jezt erhalten. Ein großer Stein, mit Hieroglyphen versehen, soll zum Andenken jener Kämpfe gesezt worden seyn. Die Festen scheinen aus der Zeit vor Ankunft der Römer abzustammen, ehe der Gebrauch des Mörtels bekannt war, und man dürfte mit dieser Befestigungsweise fortgefahren haben, bis Jakob VI. zum Thron gelangte. Eine der größten Ruinen der Art, in Lord Rae's Country gelegen, einen Thurm — von fünfzig Yards im Umfang, der Höhe nach bei weitem nicht mehr ganz erhalten — bekannt unter dem Namen Dun Dornadilla, läßt die Sage vom schottischen König Dorna-

billa erbauen, welcher 233 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung starb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem Leben nordamerikanischer Vögel.

Der Staar (icterus mutatus) von Baltimore.

Dieser Vogel, der in großer Anzahl und am liebsten in den Obstgärten nistet und brütet, und daher auch der Staar der Obstgärten genannt wird, ist von überaus sanfter, argloser Gemüthsart, und zeichnet sich aus durch die ungemeine Kunst, womit er sein Nest baut. In der Regel wählt er die äußern Aeste von Obstbäumen, um seine kleine Behausung an denselben aufzuhängen. Das Nest selbst gleicht von außen täuschend einem Gewebe von Menschenhand. Eine Dame von meiner Bekanntschaft, erzählt Audubon, in deren Gesellschaft ich einmal diese wundervolle Arbeit betrachtete, fragte mich, nachdem sie das kunstreiche Gewebe eine Zeitlang bewundert hatte, in vollem Ernste, ob es nicht möglich wäre, diese Vögel stricken zu lehren. Das nicht über eine Unze schwere Nest hat die Gestalt einer Halbkugel, ist außen drei Zoll hoch, vier Zoll breit, und die innere Höhlung mißt zwei Zoll im Durchmesser. Ich löste eine der die äußere Hülle des Nestes bildenden Fasern ab; sie war dreizehn Zoll lang und vier-und-dreißig Mal zwischen andern Halmen durchgeschlungen. Das Innere des Staarennestes ist mit Wolle oder mit den baumwollartigen Theilen des Saamens der abendländischen Platane ausgelegt, und durch die Art, wie diese beiden Substanzen behandelt werden, bildet sich ein festes und zugleich elastisches Kissen. Um diese Art von Hängematte vor Sturm und Wetter zu verwahren, werden von verschiedenen Punkten der Mündung des Nestes Grashalme, als eben so viele Ankertaue, nach den zunächst liegenden Aesten hingeworfen und mit solcher Kunst an dieselben befestigt, daß ich nie ein solches Staarennest selbst durch den stärksten Wind habe herabwerfen sehen. Hat aber der Orchard Starling keinen, einigermaßen bequem gelegenen Obstbaum gefunden, und sieht er sich genöthigt, zu einer Trauerweide seine Zuflucht zu nehmen, dann erzeugt sein Genie ein eigentliches Wunderwerk. Ich selbst war von der Angst Zeuge, welche unter diesen Umständen das unglückselige Staarenpaar peinigt. Mehrere Tage lang ist es damit beschäftigt, den Baum näher zu untersuchen, und scheint nach den Klagetönen, die es ausstößt, einen Familienrath berufen zu wollen. Das Gebäude des Nestes, obgleich aus denselben Materialien, gewinnt nun ein anderes Aussehen. Es wird bedeutend länger, das äußere Gewebe wird elastischer gemacht und weniger straff zusammengezogen. Das überaus Zweckmäßige dieser Maßregel ergibt sich daraus, daß, da die Aeste, von welchen das Nest herabhängt, oft zwölf bis fünfzehn Fuß lang sind, und daher den Windstößen weniger Widerstand zu leisten vermögen, bei einer andern Einrichtung durch das Hin- und Herschwanken leicht die Eyer oder die Jungen herausgeworfen werden könnten. Als geschickte Baumeister wissen die Staaren alle örtlichen Vortheile zu benutzen. Die von der Weide herabhängenden Zweige werden in Büschel gruppirt und mit Grashalmen zusammengebunden, ganz wie ein Korbmacher zu Werke gehen würde, um ein kegelförmiges Körbchen zu flechten. Solchergestalt vereinigt und geschickt zusammengebunden, dienen die Zweige dem Neste zur Stütze, während ihr dichtes Laubwerk dasselbe vor Sturm und Ungewitter schützt. Ich habe die beiden, so eben beschriebenen Arten von Nestern vor mir liegen, und mir scheint nicht sowohl die bei dem Baue derselben angewandte Kunst, als die Intelligenz Bewunderung zu verdienen, welche die Form des Nestes der Lokalität anpaßte. Jener innere Trieb zu so zweckmäßigen Vorkehrungen ist wohl etwas mehr, als was man gewöhnlich Instinkt nennt.

Im Thale.

Es rauschen die Wasser, es knarret die Säge,
Es tönen des Hammers gewichtige Schläge;
Es dampfen die Höhen, es leuchtet der Strahl
Der sinkenden Sonne dem Wandrer durch's Thal.

„O sag' mir, mein Herz, was bedeutet dein Pochen,
„Dann wieder dein Stocken, als wärst du gebrochen?
„O Thränen, was tretet ihr wieder heraus?
„Wohl bleibt ihr nicht gern in dem brennenden Haus!"

Es rauschet das Wasser: „zu mir stürze nieder!
Ich kühle den Schmerz der ermatteten Glieder!"
Es knarret die Säge: „dir bau ich ein Haus,
Da ruhst du zur froheren Wanderung aus!"

Da wandelt und singet durch's Wiesengefilde
Der lächelnden Müllerin schlankes Gebilde;
Wie glänzt ihre Wange, wie spiegelt ihr Blick
Das Gold der gesunkenen Sonne zurück!

Es dunkeln die Höhen, im Wandrer wird's helle,
Es trocknet der Thränen verzehrende Quelle;
Es pochen die Hämmer: „Herz, schlage frisch zu!
Am liebenden Herzen nur findest du Ruh!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, März.

Verfall des Handels und der Industrie. Volkselend.

Zweierlei war es, was vergangenes Jahr unser ganzes inneres und äußeres Leben aufregte, und Eins davon wird wohl noch lange ein chronisches Leiden bei uns bleiben, an dem die Kunstverständigen zwar viel medizinirеn und probiren, aber es nicht heilen dürften. Ich meine den Verfall unserer Industrie und des darauf gegründeten Handels. Warum wundert man sich darüber? warum findet man diesen Verfall

unbegreiflich? Bei uns in Lyon wiederholt sich jezt nur, was vor einigen Jahrhunderten in Italien geschah. Durch den aristokratischen Druck der venetianischen Regierung gingen die Seidenfabriken in Venedig zu Grund und dieser Gewerbszweig zog sich hierher, wo er lange blühte und unermeßliche Summen eintrug. Nach und nach haben auch unsere Nachbarn gelernt; in Deutschland, in der Schweiz und in England sind gute Seidenfabriken entstanden; sie konnten ihre Erzeugnisse wohlfeiler liefern, als wir in Lyon; ist es also zu verwundern, daß unsere Fabrik seit Jahren unter dieser immer größer werdenden Konkurrenz leidet? Diesem Leiden abzuhelfen, gibt es nur ein einziges Mittel, und dadurch werden unsere Seidenfabriken schnell wieder emporkommen, ja noch bedeutender arbeiten als je: liefern wir unsere Seidenzeuge in Gewebe und Färbung eben so gut und geschmackvoll, wie bisher, und geben wir sie wohlfeiler als unsere Konkurrenten. Können wir dies mehrere Jahre aushalten, so ruiniren wir wenigstens alle schweizerischen und deutschen Seidenfabriken und haben dann unser ehemaliges Monopol auf dem Kontinent wieder; können wir es aber nicht aushalten — und dies ist eben der Fall — so wundern wir uns nicht über den immer zunehmenden Verfall unsers Gewerbfleißes, der in der neuesten Zeit durch die Auswanderung so vieler geschickten Seidenarbeiter nach Deutschland und in die Schweiz noch mehr gelitten hat.

Schon vor zwei Jahren, bei gänzlicher politischer Windstille, war oft Unruhe und Unzufriedenheit bei unsern Arbeitern, die nicht sattsam beschäftigt waren und nicht genug verdienen konnten. Dieser beunruhigende Uebelstand nahm aber seit den Juliustagen lawinenartig und in dem Maaße zu, wie seit dieser Zeit der Bestellung und der Arbeit weniger wurde. Im Januar vorigen Jahres fielen schon drohende, emeutenartige Auftritte vor, bei denen: du pain ou du travail! geschrieen wurde; aber auch damals schon war zu bemerken, daß die nothleidenden Arbeiter von sogenannten Agitateurs oder Aufhezern angetrieben und nach Maßgabe ihres Schreiens und sonstigen Geberdens bezahlt wurden. Zur Unterstüzung der arbeitslosen Arbeiter war schon früher viel geschehen, nun glaubte man, bei den drohenden Symptomen noch mehr für sie thun zu müssen. Es bildeten sich Ausschüsse zur Sammlung und sachkundiger Vertheilung von Beiträgen; viele Hunderte fanden an den Bauarbeiten von Perrache einiges Verdienst, für andere wurde durch den Ueberschuß der vielen theatralischen Vorstellungen, Bälle und Konzerte gesorgt, die à l'instar de Paris auf einander folgten und bei denen lächerliche, marktschreierische Ankündigungen nicht gespart wurden. Darüber konnte man jedoch leicht wegsehen, kamen doch durch diese Festlichkeiten gar manche tausend Franken zur Unterstüzung der Armen ein, die außerdem nicht wären hergegeben worden. Ergreifend war, was einige Mitglieder des Hülfsausschusses über die Vertheilung der ihrer Sorgfalt anvertrauten Gelder bekannt machten. „Bei unserm Geschäft,“ sagen sie in ihrem Bericht, „fanden wir in den reichsten Quartieren der Stadt, unmittelbar neben Pallästen voll Ueberfluß und Luxus, tiefes, herzzerreißendes Elend, jedoch nicht allein bei den unbeschäftigten Seidenarbeitern, sondern bei Arbeitern jeder Profession. Uebrigens würde man sehr irren, wenn man den Mangel an Arbeit für die einzige Ursache der Verarmung und des Elends dieser Leute halten wollte. Drei andere Ursachen wirken hier noch zusammen. Zuerst die Lotterie, diese scheußliche, verführerische Schlinge, welche die Regierung ihrem Volk stellt, sie aber mit Blumen bestreut, auf daß die Leute die Thränen und die Blutflecken nicht sehen, die daran kleben; ferner die indirekten Abgaben, die den Armen zehnfach härter treffen als den Bemittelten und Reichen; endlich das Pfandhaus, das, troz seines frommen Namens (mont de piété) und seines Scheins von Mitleid und Milde, doch nichts weiter ist als eine Geldspekulation der Regierung, die dabei ungeheuern und sichern Gewinn hat. Zu all diesem Unglück kommt noch ein größeres, nämlich die krasse Unwissenheit dieser Leute, wodurch sie in all ihren Fehlern, Irrthümern und Mißgriffen noch mehr bestärkt werden. Und doch wirft man gewöhnlich den Arbeitern vor, wenn sie arm und hülflos sind, sie seyen leichtsinnig und handeln ohne Vorsicht. Dies ist eine harte, grausame Ironie. Ganz mit demselben Recht könnte man einem Blinden vorwerfen, er sehe nicht, oder einem Tauben, er höre nicht. Wo und in welcher Schule soll denn der Arbeiter Vorsicht, Maaß und Besonnenheit lernen? Die Regierung und die bürgerliche Gesellschaft bekümmern sich ja nur um ihn, wenn sie ihn taxiren und besteuern wollen. Der Reiche und Wohlhabende lernt Alles, was er will, der Arme aber nur, was er kann. Nun ist aber unser gesellschaftlicher Zustand in Frankreich so erbärmlich, daß er nichts weiter als das Handwerk lernen kann, das ihm einmal Brod verschaffen soll; und doch haben wir bei diesen Armen hier und da Gefühle und Grundsäze angetroffen, die Unterrichteten, Gebildeten und Reichen große Ehre machen würden. Einem Familienvater hatten wir eine Karte zu Brod gegeben; am folgenden Morgen brachte er sie uns zurück und sagte: „meine Frau hat Arbeit gefunden, darum will ich die Unterstüzung nicht behalten, die dadurch einem Bedürftigern entzogen würde.“ Ihr Leute aus der großen Welt, leben Viele unter euch, die „genug“ rufen, wenn sie mit Gold überhäuft sind? Viele dieser Armen haben unsere Unterstüzung nur mit Erröthen angenommen und weil wir ihnen keine Arbeit verschaffen konnten. Die Wenigsten nur empfingen sie als eine ihnen schuldige Gabe. Eines Umstandes müssen wir hier besonders gedenken. Auf unserm Armenverzeichniß waren viele Portiers oder Hausmeister angeführt, und zwar aus großen, von oben bis unten bewohnten Häusern, die überdies reichen Leuten gehörten. Da nun jeder Hausbewohner und Miethsmann für den Unterhalt des Portiers außer seiner Miethe etwas abgeben muß, und dadurch diese Leute neben ihrer freien Wohnung ein gutes Auskommen zu haben schienen, so glaubten wir, sie seyen mit Unrecht und aus Begünstigung in den Armenlisten aufgeführt, und nahmen uns fest vor, in dieser Beziehung sehr streng zu seyn. Aber was mußten wir sehen! Unter allen Armen und Nothleidenden Lyons sind die Portiers der großen, von unten bis oben bewohnten Häuser die Unglücklichsten und verdienen am meisten Mitleid. Die Stuben, oder vielmehr die Löcher, welche ihnen die Hauseigenthümer zur Wohnung angewiesen haben, sind größtentheils eng, dunkel, feucht, ohne Luft und über dem großen Reservoir gelegen, wo die Abtritte hineingehen und Sommers und Winters unerträglichen Gestank verbreiten. Als Menschen erröthteten wir, in diesen verpesteten Löchern Menschen, Brüder zu finden, ganze Familien ohne Feuer, Licht, Betten und Brod. Noch höher aber stieg unser Unwillen und unsere Empörung, als wir erfuhren, daß die reichen Hauseigenthümer an diesen Unglücklichen noch gewinnen wollen, indem sie ihnen nur ein Weniges von der für den Portier bestimmten Abgabe der Miethsleute lassen; manche nehmen sieben- bis achthundert Franken für sie ein, geben dem armen Portier aber nur hundert davon, wobei sie ihm noch die Ausgabe für die nöthigen Besen auflegen.“ Dies geschieht in der zweiten Stadt des wegen seiner Civilisation, seiner Sitten, seiner freien Institutionen und seines Volksglücks hochgerühmten Frankreichs; es darf da geschehen, und die liberale Regierung hat kein Wort hineinzureden. (Die Forts. folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. April 1832.

Die alte Sag' ist eine Keperei,
Daß Frei'n und Hängen eine Schickung sey?

Shakespeare.

Die Doppelheirath.

Eine amerikanische Geschichte.

Ich für meinen Theil konnte nie begreifen, was das alte Sprichwort: die Ehen werden im Himmel geschlossen, eigentlich sagen soll. Hat etwa die Vorsehung, wenn wir heirathen, mehr zu thun und wir weniger, als bei den übrigen Handlungen unsers Lebens? Nein wahrhaftig, bei keinem Handel überlegen wir, besinnen wir uns länger, als gerade bei diesem. Wenn man den Partheien, welche ein Ehebündniß eingehen, noch immer von Uebereilung, von Verblendung u. s. w. vorspricht, so ist dieß meist nichts weiter als ein altväterscher Gemeinplatz, und es ist zu wundern, daß man ihn noch so oft in einer Zeit hört, wo man altbergebrachte Ansichten und Meinungen so ohne Umstände bei Seite wirft, wie der Todtengräber die Gebeine der dahingegangenen Geschlechter. Wahrlich, um das Heirathen, wobei wir nach dem leichtfertigen Sprichworte so gut wie nichts zu thun haben sollen, dreht sich fast zur Hälfte das Leben und Treiben in der civilisirten Welt. Es ist das Ziel, um dessen willen der junge Mann schnell vorwärts kommen möchte, um dessen willen das Mädchen sich in den eigenthümlichen Künsten seines Geschlechts ausbildet. Ich weiß Liebschaften, die vier Lustra gedauert haben, ich kenne Mütter, die viele Jahre lang die Versorgung ihrer Töchter zum einzigen Lebenszwecke machten. Bälle, Besuche, Reisen in Menge fließen aus dieser fruchtbaren Quelle; und wie viele tausend Produkte des weiblichen Erfindungsgeistes in Putz und Schmuck, welche Massen von Poesie und Prosa und Musik — alles dem lieben Heirathen zu Gefallen! Es ist lächerlich, bei einem Handel, worüber so viel deliberirt und hin und her geredet wird, nicht allein von den betheiligten Personen selbst, sondern auch von ihrer ganzen Verwandtschaft, wobei der Förmlichkeiten und Ceremonien kein Ende ist, das Schicksal mehr als sonst in das Spiel zu bringen. Ich kenne nur zwei Beispiele, wo ein Paar nicht nur ohne beiderseitige Einwilligung und Vorwissen, sondern sogar, ohne daß irgend Jemand davon wußte, zusammengegeben wurde, und da diese beiden Ehen nichts weniger als glücklich waren, so mochten sie wohl überall anderswo als im Himmel geschlossen seyn. Ich will die Geschichte erzählen; sie ist merkwürdig, indessen nichts weniger als romantisch. Gern gäbe ich ihr mehr von diesem beliebten Ingrediens, den Besitzerinnen der schönen Hände zu Gefallen, welche diese Blätter umschlagen; aber es ist mir einmal nicht gegeben, die Wahrheit zu schminken.

Ich lebte seit einiger Zeit zu Natchitoches am rothen Flusse, da wurde ich mit einem französischen Baumwollenpflanzer, Namens Laruche, bekannt, dessen Gehöfte nicht weit vom Dorfe lag. Es war ein alter Bursche mit einem muntern Gesicht, ausgedörrt, gleich einer Mumie, durch siebzig glühende Louisianische Sommer, mit eisgrauem Kopf, aber leicht auf den Füßen, wie das Reh, dessen Jagd seine Hauptlust war. Er sprach gerne

von der alten Zeit, von den Geschichten seiner Jugend, und fand in mir einen aufmerksamen, willigen Zuhörer; daher wurden wir auch bald sehr gute Freunde. Laruche stammte von einem der ersten Pflanzer in Louisiana, der mit Laharpe zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts herübergekommen war und die Kolonie am rothen Flusse gründen half. Der Vater meines Freundes, ein reicher Pflanzer, hatte ihn in seiner Jugend zur Erziehung nach Paris geschickt. Nach sechs Jahren hatte er sich den Ton und die Manieren der eleganten Stadt so ziemlich angeeignet und kam nun zurück, um seine Bildung in einer ganz andern Schule zu vollenden. Er vertauschte die seidenen Beinkleider gegen die derbe Lederhose, lernte die ungeheuern Ströme beschiffen, mit den Indianern handeln und sprechen, Meuten aufziehen und dressiren, die wilden Landpferde zureiten, das Reh bei Fackelschein in lärmender Lust jagen und den Bären und den wilden Panther erlegen.

Mein Freund lud mich oft zu einem Spazierritte ein, und es lief dabei wohl ein wenig Eitelkeit mit unter, damit er sich als guter Reiter vor mir zeigen konnte. Wir ritten gewöhnlich zwei muntere, leichte andalusische Pferde mit vorspringenden Adern und Augen, welche Feuer sprühten wie die einer Andaluserin. Welch herrliche Ritte machten wir im schönen Oktober! Dieser Monat ist überall in Nordamerika prachtvoll. Wir setzten über die blutrothen Fluthen des rothen Stromes und flogen über die herrlichen Ebenen zwischen ihm und der Washita... Doch über diesen von Gottes Hand gepflanzten Gärten vergesse ich, daß der Schauplatz meiner Geschichte am westlichen Ufer des rothen Flusses liegt.

Ich ritt eines Tags mit meinem alten Gastfreunde dem Rio Hondo zu, einem kleinen Flusse, der sich in tiefem Bette durch düstere Wälder schlängelt, und der einst die Grenze des Landstriches bildete, auf den die Spanier Ansprüche machten. „Hier," sagte Laruche und wies auf einen Weiher, an dessen Ufer sich die Weide mit Pfirsichblättern wiegte; „hier ist der spanische See, und nicht lange, so sind wir in der alten spanischen Stadt Adayes, zehn Meilen von Natchitoches. Es ist dieß das alte, vielbestrittene Gebiet, wo sich die französischen und spanischen Kolonien begegneten und beide Völker neben einander Niederlassungen gründeten." Etwas weiter streckte mein Begleiter den Arm aus und sprach: „Hier liegt Adayes; die Einwohner sind ein guter Schlag von Leuten, einfach, gastfreundlich, bigott und unwissend; habt aber auf Eure Peitsche mit dem silbernen Knopfe Acht; sonst möchtet Ihr sie leicht nicht mehr nach Hause bringen." Ich sah einen Haufen großer Bauerhäuser, deren roher Bewurf von Lehm und Stroh häufig abgefallen war, so daß man die rohen Balken sah, aus denen sie gebaut waren. Die Einwohner saßen vor ihren Thüren oder trieben sich müßig in der Straße umher; denn es war einer der herrlichen Herbsttage, an denen man es in dem Hause nicht aushalten kann. Wir ließen uns in ein Gespräch mit ihnen ein; sie sprachen blos spanisch, wenn ich aber die stark ausgeprägten Züge sah, wie sie als charakteristisches Merkmal den Ureinwohnern zukommen, und die schwarzen stolzen Augen bei Manchen, so erwartete ich jeden Augenblick auf Irokesisch angeredet zu werden. Laruche machte mich auf die kleine, mitten im Dorfe liegende Kirche aufmerksam. „Seht," sprach er, „sie hat nicht weniger als vier Glocken; zwei oder drei sind zersprungen, und so verkünden sie denn an Festtagen die öffentliche Freude durch das gräßlichste Geklingel, das Ihr in Eurem Leben gehört habt. Innen an den Wänden befinden sich eine Menge greulicher Schildereien von famösen Heiligen, zu Nutz und Frommen der Gläubigen. Merkt sie wohl, die Kirche, denn Ihr sollt zu Tisch eine Geschichte davon hören."

Wir verließen das Dorf und seine trägen Bewohner und besuchten auf dem Wege nach Natchitoches eine hübsche Baumwollenpflanzung, auf welche mich mein Freund besonders aufmerksam machte. Das Wohnhaus des Eigenthümers mit drei spitzen Giebeln glich einer großen Laube; die mit gelblichem Stucc bekleideten Wände schimmerten durch die dunkeln Kronen der Catalpa und das zitternde Laub der China. Daneben lagen die bequemen, aus Cypressenholz gebauten Hütten der Neger und die jungen Wollköpfe von der Pflanzung sprangen und lärmten davor. Mein Begleiter hielt sein Pferd an und wieß mir zwei schöne Sycomoren neben einander; sie waren noch nicht völlig ausgewachsen, aber ihrem schönen Holz und Laub nach mochten sie einmal ungewöhnlich groß werden. Mein Freund gab mir zu verstehen, mit diesen beiden Bäumen habe es eine eigene Bewandniß. „Es sind Denkmale einer reinen, zärtlichen Liebe aus der guten alten Zeit," sprach er, legte dabei die Hand aufs Herz und machte dazu ein so sentimentales Gesicht, als ein Franzose nur immer machen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die verglasten Burgen in Schottland.

(Fortsetzung.)

Ob die verglasten Festen Werke von Menschenhand, oder ob sie als vulkanische Ueberbleibsel zu betrachten seyen, darüber waren die frühesten Beschreiber sehr im Zweifel. Denn wiewohl der Boden in unmittelbarer Nähe vieler solcher Forts keine Zeichen vulkanischen Ursprungs erkennen ließ, während bei aufmerksamer Betrachtung die Spuren der Kunst sehr augenfällig waren, so blieb man dennoch im abgelaufenen Jahrhundert eine Zeitlang ge-

neigt, in ihnen die Reste vorzeitiger Feuerberge zu ahnen, welche von rohen Völkerschaften benuzt worden, um sich Zufluchtsorte gegen wilde Feinde zu schaffen und Vertheidigungsstellen zu gewinnen. Ja man ging selbst so weit, von Massen aus Geschieben bestehend zu träumen, die vom Meeresboden durch Feuer emporgetrieben worden, welches Feuer sodann oben ausgebrochen sey und Schmelzungen veranlaßt habe. (!) Vulkane, die verglaste, einen bestimmten Raum einschließende Mauern emportreiben, gehören zu den Ausgeburten einer ganz zügellosen Phantasie; man kann Behauptungen der Art nur die Witte'sche Hypothese zur Seite stellen, nach welcher die Pyramiden Egyptens Basaltauswürfe sind, die in ihrer gegenwärtigen Gestalt durch vulkanische Mächte aus den Tiefen emporgehoben wurden. Es war namentlich Croßbie, der jene sonderbaren Vermuthungen in einer, der Edinburger gelehrten Gesellschaft im Jahre 1780 eingesandten Abhandlung vorzutragen sich erlaubte; aber von Pennant wurde die Meinung zuerst ausgesprochen. Auch Th. West hatte ähnliche Ansichten. In Täuschungen und Verwechselungen befangen, schloß man, daß Vulkane früher ungemein häufig in Schottland gewesen seyen. Man wähnte sich in solcher Meinung unterstüzt durch gewisse Umstände, welche mit den Festen in Verbindung stehen, in der Kegelgestalt einiger Berge und Hügel, die sie tragen, u. s. w., wobei übrigens unbeachtet blieb, daß die verglasten Massen sich sehr verschieden zeigen von dem, was man Lava zu nennen gewohnt ist. Möglich, daß auch nur die Schwierigkeit, eine andere Erklärung für das Verfahren zu finden, durch dessen Anwendung die seltsamen Mauern hervorgebracht worden, jenen Glauben veranlaßte. Barrington, einer der Vertheidiger des möglichen vulkanischen Ursprungs der Festen, stellte u. a. die Einrede, daß die Verglasung, wenn dieselbe künstlich gewesen, und um als Bindemittel zu dienen, bewirkt worden wäre, doch wohl von den Eingebornen auch für ihre Häuser und Hütten benuzt worden seyn dürfte, kurz, daß die Anwendung der so kostspieligen Befestigungsweise sich nicht auf die Mauern der Forts beschränkt hätte, deren man sich vielleicht im Laufe eines halben Jahrhunderts nur einmal bediente. Allein eine solche Einrede ist wenig haltbar; in jenem Zeitalter der Wildheit und des Blutvergießens, in welches wohl die Erbauung der verglasten Burgen fällt, waren die Kriege nur zu häufig; auch widerstreitet eben das Kostspielige der Bauart Barringtons Aeußerung geradezu. — Ferner hat man gegen die absichtliche, durch Kunst hervorgerufene Verglasung eingewendet, wie es nicht wohl denkbar sey, daß gewöhnliches Feuer so mächtige Wirkungen habe hervorbringen können. Bei Brenn- und Schmelzöfen, in deren Raum gewaltige Hitze herrsche und die zum Theil aus nicht weniger leichtflüssigem Material erbaut seyen, sehe man die Wandungen nur auf unbedeutende Tiefe verglast; wo Häuser abgebrannt, werden keine solche Wirkungen beobachtet; bei der großen Feuersbrunst zu London, 1666, wo so viele Gebäude zerstört worden, habe man nichts von Verglasungen, ähnlich denen der schottischen Forts, wahrgenommen u. s. w. Die angeregten Zweifel sind indessen von geringem Belang; denn die gewählten Beispiele zeugen nicht gegen die möglichen und wahrscheinlichen Wirkungen eines Feuers auf besonders ausgewähltes Material, wenn die Gluth so lange unterhalten wird, bis man den vorgesezten Zweck erreicht hat. Bei verständigen Forschern mußten indessen bald Zweifel rege werden gegen so sonderbare Annahmen. Wer mit der Natur des Landes vertrauter ist, wird für die Art und Weise, wie die eigenthümliche Befestigungskunst ersonnen worden, so wie für die Ursachen, die später den Verlust der Entdeckung herbeigeführt, leicht eine genügende Erklärung finden.

Schottland hatte, zur Zeit der Erbauung jener Burgen und Mauerwerke, deren Trümmer uns beschäftigen, noch seine Urwälder und in ihnen großen Ueberfluß an Holz. Später, nach allmähliger Zerstörung der Waldungen, und ehe man den Torf zur Feuerung benutzen lernte, mußte es schwieriger werden, zureichendes Brennmaterial zu finden; so kam die Befestigungsart außer Brauch und nach und nach ganz in Vergessenheit. Daß die Dänen keine Kunde davon gehabt, ergibt sich aus Nachstehendem als sehr glaubhaft. Jene Nation machte, wie bekannt, mehrere Jahrhunderte hindurch Einfälle in Schottland. In einem der Kriege bemächtigten sich die Dänen des halbinselförmigen Felsens, ungefähr vier Meilen von Elgin in Murrayshire, gegenwärtig unter dem Namen Broughead bekannt. Sie befestigten die Höhe mit Mauerwerk, dem jede Spur eigentlicher Verglasung fehlt; wohl aber sieht man die Steine an der Außenseite der Mauern gebrannt, mürber, ungefähr von der Beschaffenheit mancher Ziegel. Sollten nicht die Dänen hier einen mißlungenen Versuch gemacht haben, die Erfindung der verglasten Forts nachzuahmen? Uebrigens beschreibt Legoulx de Flaix eine Bauart, deren man sich in Hindostan bedient, und die wohl am meisten mit den verglasten Festen übereinstimmen dürfte. Man errichtet Mauern aus Ziegelthon, umgibt sie mit einem Mantel, mit brennbarem Material gefüllt, und läßt nun die Feuerung so lange dauern, bis die ganze Mauer festgebrannt ist.

Geognostische Untersuchungen waren zu Aufklärung der Sache durchaus nothwendig, Erforschung der Gesteine, aus welchen die Mauern bestehen, und der möglichen Aenderungen, welche dieselben durch Feuereinwirkung er-

leiden u. s. w. Der Lösung dieser Aufgabe unterzog sich besonders Macculloch.

Die Landschaft Galloway hat unter andern mehrere Denkmale der Art aufzuweisen. Der nach allen Seiten isolirte Hügel Dun Mac Snischain, der eines derselben trägt, liegt in der Ebene, wo angeblich das alte Beregonium gestanden; eine Stelle, welche seit langer Zeit für den Sitz eines erloschenen Feuerbergs gegolten. Die Mauern, ungefähr zwölf Fuß stark, tragen in ihrer ganzen Erstreckung Merkmale von Verglasung; stellenweise ist dieselbe jedoch vollständiger. Die ausgezeichnetsten Schlacken trifft man nahe am Boden; aufwärts zeigt sich ein Gemenge von porösen Schlacken und von Steinen, die nur theilweise geschmolzen, aber demungeachtet mit den Schlacken fest verbunden sind; noch höher haben bloße Röstungen, ohne Verglasung, stattgefunden. So mindern sich allmählig die Spuren der Feuerwirkung, und es bleibt zulezt an den höchsten Theilen nur ein Haufwerk unverbundener Steine.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, März.

(Fortsetzung.)

Russenhaß. Die Befestigung von Lyon.

Bei diesen jammervollen und empörenden Erscheinungen ist es nicht zu verwundern, daß die für Volkserleichterung so eifrig sprechenden St. Simonisten großen Beifall, große Theilnahme bei der unglücklichen Menge fanden, und die schnell zum Alles umreißenden Waldstrom gewordenen Novemberereignisse, die Zerstörung und Plünderung reicher Häuser, die persönliche Rache an manchen hartherzigen Reichen u. s. w. scheint mir sehr erklärbar.

Wiewohl nun des Jammers, des Elends und der Verzweiflung so viel in unsern eigenen Mauern war, so fand doch der polnische Aufstand gleich bei seiner Entstehung große Theilnahme; ein Polencomité bildete sich, und da die Sache als politische Partheisache von Paris aus kommandirt wurde, so kamen bedeutende Beiträge für die edeln, heldenmüthig kämpfenden Polen zusammen; einige Monate später bildete sich auch ein Bazar, wo alle möglichen Gegenstände von einigem Werth in Empfang genommen und für die Polen verkauft wurden. Es ist aber bei der traurigen, hülfsbedürftigen Lage unserer Stadt begreiflich, daß weniger einging und weniger aus den zum Bazar gelieferten Gegenständen gelöst wurde, als in mancher Mittelstadt Deutschlands. Der Haß gegen die Russen und alles Russische wurde, wie bei uns Alles gleich in Uebertreibung, Affektation und Manier ausartet, ins Lächerliche übertrieben. Sogar der bisherige Lieblings- und Modetanz, die Galoppe, mußte nun auf einmal ihren russischen Ursprung ablegen und sich französiren. Als Muster landesüblicher Charlatanerie setze ich hier wörtlich die Ankündigung eines antirussischen Tanzmeisters her: Mons. Aubert, ex-professeur de danse et de tenue de la cour du prince Borghèse et de la petite-fille du roi de Sardaigne, enseigne toujours avec de nouveaux succès et d'une manière distinguée la danse de salon, qui ne laisse rien à désirer dans la grace des pas et des bras, dans la pose de la tête, le maintien noble et gracieux de tout le corps. Il enseigne les pas et les figures de la galopade française dans une leçon, danse la plus à la mode. Il prie les professeurs et les amateurs de ne pas confondre cette danse d'avec la galopade russe. Sieht diese Ankündigung nicht aus wie ein Entrechat?

Daß sich die Politik bei uns in Alles mischt, ist bekannt. Selbst Wohlthun und Unterstützung Notleidender sind davon nicht ausgeschlossen. So verunglückte einer der ersten, zum Besten der brodlosen Arbeiter unternommenen Bälle, weil die Ballkavaliere durchaus Tricolorbänder um den Arm tragen wollten. Deshalb blieben die vielen karlistischen und henriquinquistischen Familien vom Balle weg, und es wurden kaum die Kosten gedeckt.

Besser, kräftiger und anhaltender als Bälle und Konzerte wirkte die Beschäftigung von fünfzehn- bis sechszehnhundert unbeschäftigten Arbeitern bei den Festungswerken. Ob die Gewerbs- und Handelsstadt Lyon dergleichen haben und zum Waffenplatz gemacht werden kann, ohne dadurch wesentlich von ihrem Charakter und von ihrer Unabhängigkeit zu verlieren, das ist die große, ich möchte fast sagen die Lebensfrage, die uns bis auf den heutigen Tag beschäftigt und die noch prägnanter war, als ein Theil der Stadt selbst, die bei dem Novemberaufstand so berühmt gewordene Croix-rousse, in den Festungscomplex eingeschlossen werden sollte. Daß einige Forts auf den Höhen von Lyon, daß die Forts Montessuy und Cuire wiederhergestellt und erweitert wurden, um diesen wichtigen Vereinigungspunkt zweier großen Ströme und sieben französischer Hauptstraßen gegen schnelle feindliche Ueberrumpelung und Einnahme zu schützen, dagegen konnten wir uns nicht auflehnen, so unangenehm und beengend es auch ist, Festungswerke in der Nähe zu haben, die vorkommenden Falls auch gegen die Stadt gebraucht werden können. Als aber das Kriegsministerium der Stadt den Antrag machte, die Mauern der Croix-rousse auf seine Kosten ausbessern zu lassen und künftig als Festungswerke zu betrachten, da sprach sich der Munizipalrath kräftig gegen das Projekt aus, wiewohl es nicht an lauten Sprechern fehlte, die in Ermangelung guter Gründe entsetzlich viel von patriotisme, von honneur national, von gloire française, indépendance de la France und von den étrangers verkehrten, die viendraient souiller le sol de la France. Am lichtvollsten und gedrängtesten sprach unser Maire Prunelle dagegen in einer Darstellung an den Kriegsminister, aus der ich, da es einen allgemein interessanten Gegenstand betrifft, Einiges ausheben will. „Ein lebhafter Streit hat sich zwischen den hierhergesandten Genieoffizieren und der Munizipalverwaltung Lyons über jene für unser ganzes städtisches, industrielles und kommerzielles Leben so wichtige Frage erhoben. Das Geniekorps will seiner Natur und Bestimmung nach immer und überall Festungen bauen; jede gutdenkende städtische Verwaltung muß aber darauf bedacht seyn, das Eigenthum, die ganze Zukunft, die industrielle und commerzielle Entwickelung der Einwohner auf's Möglichste zu schützen. Es leben jezt unter uns zu Viele, die das Kriegshandwerk kennen, als daß wir über die Hauptfragen bei dieser Angelegenheit in Streit seyn sollten. Wir wissen recht gut, was eine befestigte Stadt in Friedenszeiten zu leiden und zu ertragen hat; all ihre Gewerbs- und Handelsverbindungen sind beschränkt und beengt, ihre Vergrößerung und Erweiterung nach außen ist gehemmt, ihre Einwohner sind dem Willen und den Befehlen eines Militärkommandanten unterthan."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. April 1832.

Jedes Denkmal rede für sich und erkläre sich selbst, wo möglich, auf seiner Stelle, ohne daß wir irgend aus einer Lieblingsgegend die Erklärung holen.

Herder.

Die verglasten Burgen in Schottland.

(Fortsetzung.)

Auch bei andern, genauer untersuchten Festen war die Verglasung auf der Außenseite der Mauer in der ganzen Runde bemerkbar; oder es bedeckte ein Ueberzug von ungefähr zwei Fuß Stärke, aus Steinen mit untermengtem verglastem Material bestehend, einer Rinde gleich, von oben bis unten die eigentliche Trockenmauer, deren einzelne Gesteinbruchstücke nicht gebunden waren. Wenige Forts ließen auch in den innern, Zimmern ähnlichen Abtheilungen verglaste Wände wahrnehmen. Owen Salisbury Brereton schildert das jezt zerstörte Fort Gatacre-house in Shropshire, wovon, wie Macculloch berichtet, nur der westlichste Theil verglast gewesen. Aber die Verglasung war so vollständig, daß sie eine gleichmäßige Oberfläche über das Ganze der Mauern bildete.

Der Felsboden um Dun Mac Sniochain, die Unterlage des Mauerwerkes, so wie der nächsten Umgebung, besteht aus Kalkstein, welcher mit Schiefer wechselt. Gegen Westen sieht man die Ebene, aus der die Feste hervorragt, von den Benediralochbergen begrenzt. Ihr Abfall ist steil; ihre Entfernung von den Ueberresten des Forts beträgt etwa eine halbe Meile. Sie bestehen aus Gneiß, Glimmerschiefer, Quarz, Granit und Porphyr. Ein weit ausgedehnter Trapprücken, am Loch Etive anhebend, umgürtet den Saum jener Berge auf beträchtliche Strecke. Der Trapp endigt mit einem Trümmergestein in der Connelebene, mindestens eine halbe Meile vom Fort. Das Material, aus welchem die Burgmauer aufgeführt worden — Stücke von Gneiß, Quarz, Glimmer- und Thonschiefer, Brocken von Granit und von Trappkonglomeraten, so wie Schiefertheile im bunten Gemenge, und darunter wenige Fragmente des Kalkes, worauf die Feste ruht — läßt sich, mit einziger Ausnahme des Thonschiefers, in der Umgegend nachweisen. Ohne Zweifel wurden die Erbauer durch gute Gründe bestimmt, den nahen Kalkstein zu ihrem Werke nicht zu verwenden. Ebenso verdient der Umstand Beachtung, daß sie mitunter, wie es scheint, die Steine für ihre Absicht besonders brechen ließen; denn obwohl die nachbarliche Ebene mit Rollstücken sogenannter primitiver Felsarten überdeckt ist, so zeigen sich dennoch, wie gesagt wird, die Mauersteine, auf deren Gestalt das Feuer nicht eingewirkt hat, oft scharfkantig, ohne Spur erlittener Abrundung, und jeden Gedanken entfernend, daß sie auf einer Diluvialfläche gesammelt worden.

Was nun die Aenderungen betrifft, welche die verschiedenen Mauersteine erlitten, den wahrscheinlichen Hitzegrad und die Mittel zur Erzeugung der Gluth, so ist darüber Folgendes zu bemerken.

Wo Quarzstücke dem Feuer besonders ausgesezt

waren, da wurden sie bröckelich und leicht zerreibbar gefunden, theils auch rissig, wie jene, die in den bekannten rheinischen Mühlsteinen (verschlackte Basalte von Niedermendig) vorkommen. Granitische Fragmente tragen Spuren von, in höhern und geringern Graden erlittenen Glühungen und Frittungen. Sie sind durchaus den Trümmern solcher Gesteine vergleichbar, welche man um Le Puy im Velay in Basaltgebilden und in ihren Schlacken eingehüllt findet; sie treffen mit der Beschaffenheit granitischer Massen überein, die man beim Aufsteigen nach dem Puy de Dôme in Auvergne von basaltischen Schlacken umhüllt sieht. Gneißfragmente von kleinerm und größerm Volumen, gleichsam schwimmend in den Schlackenmassen (namentlich in den Trümmern von Craig Phadrick, unweit Inverneß), sind mehr und weniger umgewandelt, allein nach ihrem Schiefergefüge noch deutlich erkennbar. Sie entsprechen in ihrem Verhalten den Gneißbruchstücken, welche die basaltischen Laven des Deniseberges bei Le Puy einschließen, und den Gneißgebilden an der Striet, am Fuße des Speßartes, wo Durchbrüche von Basalten stattgefunden. Trümmer von Schiefern der Transitionszeit, geglüht, gebogen, gefrittet, überglast, geschmolzen, zeigen sich durchaus so, wie dieselben in den basaltischen Schlacken der Eifel so häufig beobachtet werden. Besonders wichtig sind endlich die prismatischen Gestalten eingebackener Sandsteinbrocken, welche sich in vielen Mauern verglaster Burgen finden. Sie bezeugen das Ausgedehnte der Wirkung des Prozesses durch denkwürdige Formverwandlungen, verbunden mit Entfärbungen und andern Phänomenen, wie man sie an so vielen Stellen zu sehen gewohnt ist, wo Sandsteine durch Basalte begrenzt werden, deßgleichen in Hochöfen u. s. w.

Das Einwirken der Hitze in allen ihren verschiedenartigen Abstufungen ist demnach an den Mauersteinen der schottischen Burgen durch die Aenderungen, welche sie erlitten, recht auffallend wahrzunehmen. Manche Mauern zeigen die augenfälligen Spuren starker Gluth ungefähr zwei Fuß weit. Nach und nach verlieren sich die Merkmale erlittener feuriger Umwandlung und zulezt erscheinen die Steine ganz unverändert.

Was den Verglasungsprozeß selbst betrifft, so dürften die Mauern, in zweckgemäßer Weite, mit einem Erd- oder Rasenwall umgeben, der Zwischenraum mit Brennmaterial angefüllt und Füllung und Verbrennung so oft wiederholt worden seyn, bis die Absicht erreicht war. Das mehr unvollkommene Gebranntseyn der obern Mauertheile erklärt sich leicht, und es ist eine Annahme wie diese überhaupt weit wahrscheinlicher, als die Behauptung, daß man blos Holzstöße gegen die errichteten Trockenmauern gesezt und abgebrannt habe. Manche andere Vermuthungen scheinen noch weniger zuläßig. Williams, ein englischer Bergwerksingenieur, welcher schon 1777 im schottischen Hochlande einige der seltsamen Ueberreste entdeckte und untersuchte, hatte die Ansicht, es seyen, in paralleler Entfernung, Wälle von Erde u. s. w. errichtet worden, um das Brennmaterial zwischen denselben aufhäufen zu können; nun seyen die Steine in das Feuer hineingeworfen worden und man habe, so wie das Eingebrachte genugsam geschmolzen gewesen, immer neues Material hinzugethan. Diese Meinung glaubt er dadurch bestätigt, daß weder Steinmassen von beträchlicher Größe in den Mauern vorkommen sollen, noch daß man irgend eine regelmäßige Lage bei den einzelnen Steinen wahrnehme u. s. w. Uebrigens hat Williams wesentliche Verdienste um die Sache (obwohl seine Ideen anfänglich so wenig Beifall fanden, daß kein Buchhändler den Verlag der Abhandlung zu übernehmen wagte). Er war einer der Ersten, welcher die verglasten Festen für Werke der Kunst ansah, und auf seine Veranlassung wurde ein Durchschnitt durch den Gipfel des Knockfarrit gemacht, so daß genauere Betrachtung der dortigen Mauertrümmer möglich war.

Einige hatten die Meinung, das Feuer sey von Stelle zu Stelle bewegt worden; d. h. man sey damit weiter gerückt, so wie der Bau vorschritt. Auch Tytlers Ansicht erscheint höchst zweifelhaft. Er glaubte nämlich, man habe im Umfang der Festen Doppelreihen von Pallisaden gesezt, nach der Art, wie Palladio die maniera riempiuta oder a cassa schildert; in die Quere seyen Baumzweige gelegt und der Zwischenraum mit Holz und mit Steinen verschiedener Größe erfüllt worden. So sey leicht ein Festungswerk von gewisser Stärke entstanden, das durch eine schwer zugängliche Lage noch größere Sicherheit erhielt. Gelang es dem angreifenden Feinde bis zum Wall vorzudringen und ihn anzuzünden, so mußte ein beträchtlicher Brand entstehen, und die vorhandenen Ueberbleibsel erscheinen als Folgen desselben. Allein mit einer solchen Annahme stehen die beobachteten Thatsachen in offenbarem Widerspruche.

(Der Beschluß folgt.)

Die Doppelheirath.

(Fortsetzung.)

Dießmal machte der Alte weit mehr Umstände als gewöhnlich; ich mußte seinen Chateau-Margaux, seinen Medoc, seinen Lafitte kosten, denn diese Pflanzer halten sich immer einen hübschen Vorrath von alten Weinen, und er forderte mich auf, ihm in einem Glas Champagner Bescheid zu thun. Nie hatte ich ihn bei so guter Laune

gesehen. Er erzählte mir Geschichten vom französischen Hof aus den lezten Regierungsjahren Ludwigs XIV. und den ersten seines Nachfolgers, und sang mir zwei, drei Vaudevilles vor, mit einer nur ein klein wenig gebrochenen Stimme, aber grell und grausam monoton. Sein Auge blizte unter seinen grauen Augbraunen, gleichsam wie eine lebendige Quelle unter dem Eis, und ich meinte, ein schwaches Roth seine trockene, pergamentfarbige Wange übersliegen zu sehen. Mit einem Male wurde er ernst. „Freund,“ sagte er in feierlichem Tone, indem er aufstand und nach der Landessitte mit seinem Glase an dem meinigen anstieß; „Freund, zum Angedenken eines trefflichen Mannes, des würdigen Pfarrers von Adayes, meines alten Freundes Baltazar Polo.“ Ich that nach seinem Verlangen. „Sezt Euch,“ fuhr der Alte fort, nachdem er sein Glas geleert hatte, „ich bitte, sezt Euch; ich erzähle Euch eine lustige Geschichte von diesem Baltazar Polo.“

Baltazar Polo war geboren zu Valencia in Altspanien, und oft hörte ich ihn rühmen, daß der alte Gil Polo, der Verfasser der Diana inamorada, sein Ahn gewesen sey. Er hatte auf der hohen Schule zu Salamanka studirt; aber ein unglücklicher Liebeshandel machte ihm die Welt verhaßt, er trat in den geistlichen Stand, verließ das Land seiner Väter, kam nach Neuspanien und trieb sich herum, bis er sich endlich im entlegenen, einsamen Adayes niederließ, um des geistlichen und leiblichen Wohls der Einwohner wahrzunehmen. Er war ihr Pfarrer, ihr Arzt und Schulmeister in Einer Person; er lehrte die Kinder ihr Ave, und das ABC, wer Lust dazu hatte; er las die Messe, ging den alten Weibern bei der Kur des Gallenfiebers zur Hand, gab den jungen Leuten Räthsel auf, spielte Pfänder und blinde Kuh mit ihnen ... Da hängt sein Porträt vor Euch; sagt einmal, ist es nicht ein gutes Menschengesicht?“ — „Ein gutes, rundes, freundliches Gesicht,“ antwortete ich, „und keineswegs ohne Ausdruck. Er hat aber einen Fleck auf dem linken Auge, wenn mir recht ist?“ — „Ja, er verlor es durch den Faustschlag eines groben Castilianers, mit dem er in einer Straße von Madrid unglücklicherweise hart zusammentraf. Polo war übrigens der sanfteste, menschenfreundlichste Mann von der Welt; er hatte immer den besten Willen, wollte überall nur Gutes thun; doch dieß gelang ihm nicht immer. Er war sehr zerstreut und dazu auf seinem einzigen Auge so kurzsichtig, daß sich sein Gesichtskreis nicht viel über einen Schritt hinaus erstreckte. Dadurch begegnete ihm jeden Augenblick ein Streich, immer einer lustiger als der andere; und wäre in den trägen, langweiligen Einwohnern von Adayes nur ein Funke Schelmerei gewesen, mit seinen ewigen Verwechslungen allein hätten sie sich Jahr aus Jahr ein köstlich belustigen können. Ich selbst war dabei, wie er einem Neger statt seinem Herrn zusprach, ihn zur Güte und Nachsicht gegen seine Sklaven ermahnte und es ihm dringend zur Pflicht machte, ihnen gesunde Nahrung und bequeme Kleidung zu reichen, und ihnen an Festtagen Freiheit zu gönnen. Der schwarze Schurke hatte wohl von dem guten Rathe nicht viel. Gleich darauf ging er den Herrn an mit einer Litanei über die Pflicht des Gehorsams und der Arbeitsamkeit. Vor der jungen Dorfkokette, deren zierlicher Wuchs, schwarze Augen und kurzer karmosinrother Rock ihr einziger Stolz waren, die auf nichts ausging, als das Herz eines hübschen Jungen in Natchitoches zu gewinnen, klagte er in weinerlichem Tone über die Spielwuth, und ich war einmal dabei, wie er über die Verderbniß derer, welche ihr Herz an eitlen Putz hängen, einem armen Teufel von Spanier vorpredigte, der ohne Hemd, mit bloßen Füßen, mit einem Puncho und einem Paar zerlumpter Beinkleider, dem einzigen, das er besaß, vor ihm stand. Aber ach! mit dem Witz war es in dem kleinen Dorfe gar schlecht bestellt! Nie fiel es den jungen Burschen ein, dem ehrwürdigen Herrn die Cigarren, die er nach seinem Essen zu rauchen pflegte, mit Pulver zu füllen; nie den Männern, in den gesunden vino tinto, dem er oft aus purer Zerstreuung in Gesellschaft seiner Freunde ziemlich zusprach, Brannntwein zu gießen. Kurz, nie kam es ihnen in den Sinn, sich mit seinen angebornen oder angewöhnten Eigenheiten einen Spaß zu machen, so wenig als mit dem Schnitt seines Gesichts. Glättete sich ja einmal ihre Stirne, so war es um Kinderpossen, wenn der Pruchinela aus Mexiko, wie die Spanier den Polichinel nennen, seine plumpen Späße machte, oder der Mann aus Neuorleans sich unendliche Ellen Bands aus dem Munde zog. Sie hatten im Gegentheil eine so hohe Meinung von Vater Polos Weisheit, als, und dies mit Recht, von seiner Güte. Begann er etwas, woraus sie nicht recht klug werden konnten, und dies kam gar nicht selten vor, so meinten sie, sie verständen es eben nicht, und dergleichen bestärkte sie nur noch mehr in ihrer Meinung von seiner unerforschlichen Weisheit. Statt sich über seine Mißgriffe lustig zu machen, sahen sie ganz ernst darein, schüttelten ihre bedächtigen spanischen Köpfe und meinten jedesmal, Vater Polo wisse gar gut, was er sage. Indessen war der gute Pfarrer nicht nur von den Einwohnern von Adayes geliebt und geachtet, auch die französischen Pflanzer in der Nachbarschaft schäzten ihn als einen angenehmen, unterrichteten Gesellschafter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, März.

(Fortsezung.)

Die Lyoner Festungswerke.

„In Kriegszeiten,“ sagt unser Maire Prunelle weiter, „ist es noch schlimmer; da kommen Feuersbrünste, Hungersnoth und alle unvermeidlichen Folgen einer Belagerung oder einer Einnahme mit Sturm. Dies haben wir in Lyon 1793 erfahren, wo die Stadt mit so viel Ruhm, aber auch mit so viel Opfern eine Belagerung aushielt, von der jeder erwachsene Lyoner seinen Kindern erzählt hat. Daher kommt es, daß Alle bei dem Gedanken an eine Befestigung ihrer Stadt erschrecken und sie wie ein großes Unglück betrachten, das uns schon unter der Restauration bedrohte; denn damals war schon die Rede davon, auf der Höhe von Fourvières eine große Citadelle anzulegen. Wäre sie damals zu Stande gekommen, so hätten ihre Kanonen gewiß bei den stürmischen Wahlauftritten 1822 und bei dem Aufstand der Lyoner gegen die Julinsordonnanzen 1830 auf die Stadt geschossen. So eine Citadelle mit zwei- bis dreitausend Mann Besazung sezte auf jeden Fall die Stadt allem Kriegsunglück aus. Ehe die Citadelle kapitulirt, kann die Stadt zehnmal vom Feind genommen und vom Freund wieder genommen werden; Feuersbrünste entstehen durch die Bomben des einen und des andern, die Plünderung und Zerstörung wüthet, und wenn endlich der Friede kommt, so ist die Stadt indessen ein Schutthaufen, eine traurige Einöde geworden. Napoleon selbst erkannte die traurige Lage befestigter Städte, darum ließ er die Citadelle von Mailand schleifen, weil die Stadt bei den häufigen Kriegen in Italien immer der Belagerung und Zerstörung ausgesezt sey. In der neuesten Zeit ist uns Antwerpen eine furchtbare Warnung. Im Frieden wie im Krieg sind Festungswerke den Industrie- und Handelsstädten sehr schädlich. Immermehr ziehen sich die Sedaner Fabriken aus der Stadt und werden außerhalb derselben angelegt; Roubaix hat sich auf Kosten Lilles erhoben. Befestigte Städte ziehen immer feindliche Blokaden und Belagerungen an, und während sie dauern, geht der Gewerbfleiß von dannen, um gewöhnlich nicht wieder zu kehren. Dies ist in Lyon mehr zu besorgen, als in andern Fabrikstädten, denn hier sind die Arbeiter nicht in großen Fabrikgebäuden vereinigt, sondern sie arbeiten häufig zu Haus auf ihren eigenen Webstühlen. So ging es bei der Belagerung von 1793. Eine Menge Lyoner Seidenarbeiter zogen damals weg in die Schweiz, besonders nach Zürich, das damals keinen einzigen Webstuhl hatte, jezt aber 15,000 besizt, d. h. gerade so viel, als Lyon vor 1789 hatte. Jezt wäre aber dieser Verlust für Lyon noch größer, weil man indessen in allen Ländern Europas die Bedeutung unserer Industrie hat einsehen lernen und Alles thun wird, um unsere Arbeiter anzuziehen. Dadurch würde nicht einmal eine andere französische Stadt gewinnen, sondern nur das Ausland. Lyons Ruin zieht aber den Ruin aller Departements nach sich, wo Maulbeerbäume wachsen und der Seidenbau getrieben wird. Die Lyoner Seidenfabrik ist auch an sich nicht unbedeutend für Frankreich, denn aus der Stadt allein wird für neunzig Millionen Franken ausgeführt. Der Besiz einer Festung, einer Geniedirektion wäre ein schlechter Ersaz für den Ruin eines solchen Fabrikstands.“ Nachdem der General Fleury seine ersten großen Projekte zur Befestigung der eigentlichen Stadt auf dringende Vorstellungen aufgegeben hatte, wollte er sich doch nicht von dem Besiz und der Befestigung der Croix-rousse-Mauern abbringen lassen, bis der Lyoner Munizipalrath und der Maire Prunelle in obigem Schreiben dem Kriegsminister die Gefährlichkeit und Unstatthaftigkeit dieses Projekts mit unwiderleglichen Gründen bewiesen und Alles vorerst beim Alten blieb, zumal sich die Wahrscheinlichkeit des Kriegs immer mehr verlor.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, März.

Volksstimmung und Stand der Staatsschuldscheine.

Es ist mit einem Male eine ungeheure Stille und Gleichgültigkeit in unserer politischen Stimmung eingetreten. Nach einer peinlichen Spannung, täglich einer Welterplosion gewärtig, ist es, als lebten wir nun mitten in der Meeresstille eines tiefen Friedens. Nicht einmal ein Seufzer aus Polen dringt mehr herüber, und die Franzosen in Ancona scheinen nicht mehr als wie ein Schattenspiel an der Wand. Unerschütterlich fest stehen unsre Papiere, und der Karneval war, mit Ausnahme der öffentlichen Feier, seit langen Jahren nicht so belebt. Man jagte nach dem Genuß, sich von den Entbehrungen während der Cholerazeit zu erholen; die Faschingszeit, noch halb und halb verläugnet von Staat und Stadt, wurde desto eifriger von den Familien aufgegriffen. Ein Taumel herrscht bei uns darin nicht; aber eine Sucht nach Lust und Zerstreuung hatte sich, sicher gegen die fromme Erwartung derer, welche von der göttlichen Zuchtruthe gepredigt, auch solcher bemächtigt, die sonst nicht darnach jagen. Es ist „als wie im tiefen Frieden;“ der segensreiche Friede selbst ist es nicht. Es ist nichts Behagliches, Empfundenes, es ist eine Abspannung, die zu der Genußsucht führt. Man denkt nicht weiter, da man von dem langen Denken, aus dem nichts herauskam, müde ist, und man hofft, daß es sobald nichts Neues geben wird. Eine seltsame Hoffnung!

Der Stillstand der Staatsschuldscheine ist wirklich etwas Merkwürdiges. Seit einem Quartal haben sie sich kaum um Viertelsprocente von ihrem Standpunkte zwischen 94 und 93 verrückt, mochte es nun in West und Ost steigen oder sinken. Selbst ein Edikt, demzufolge künftig die Kautionen von Rentbeamten nicht mehr in Staatspapieren, sondern in baarem Gelde angenommen werden sollen, hat den Kredit jener nicht im entferntesten erschüttert. Einerseits stehen sie als Vierprozentige im Verhältniß zu den ausländischen Fünfprozentigen schon jezt zu hoch, andererseits soll ihr Kredit durch parat liegende Millionen, um nöthigenfalls anzukaufen, künstlich gesichert werden. Börsenerschütterungen fanden also nicht statt, konstitutionelle oder absolutistische Revolutionen gab es nicht, Streitigkeiten, wer in unsere Akademie kommt oder nicht, interessiren das Publikum so wenig, daß es kaum weiß, wer in der Akademie ist, die Cholera ist vorüber und Don Pedro und Don Miguel fesseln kaum mehr als ein fernes Schattenspiel die Aufmerksamkeit. Sie mußte sich daher andere Gegenstände suchen. Es gab viele Feuer in Berlin; unsere Sprizenanstalten sind aber zu gut, als daß aus den vielen Feuersbrünsten ein großer Brand geworden wäre. Steffens ist nach Berlin berufen, ob als Professor der Physik oder der Philosophie, und wer das Geld zahlt, ist nicht klar; aber Steffens ist weder eine Konstitution, noch eine Sängerin oder Tänzerin, hat daher auch (wenigstens im Augenblick) keinen Anspruch, die Conversation zu füllen. Selbst das Bonmot über die beiden neuen Justizminister, die man „Christina und Ritta“ (nach dem siamesischen Zwillingspaare) nennt, verscholl, ohne der Christina, oder der Ritta, oder allen beiden etwas zu schaden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. April 1832.

— Ich lieb', ich fleh' und ächze schwer;
Der liebt die Dame, und sein Hannchen der.

Shakespeare.
Der Liebe Müh' umsonst.

Die Doppelheirath.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit, von der ich spreche, war Therese Paccard, die Tochter eines Franzosen, der eine Spanierin aus Adayes geheirathet hatte, das hübscheste Mädchen im Dorfe. Therese war ganz Französin, ein höchst liebenswürdiges Geschöpf; ihr Vater hatte ihr eine hübsche Menge Phrasen aus seiner Muttersprache eingeprägt, er nahm sie auf seinen Besuchen bei den französischen Pflanzerfamilien mit sich, und der gute Baltazar hatte sie lesen gelehrt. Mit sechzehn Jahren war sie eine Waise, ohne Vermögen und lediglich auf die Gastfreundschaft der Nachbarn verwiesen. Nicht weit vom Dorfe wohnte ein junger Franzose, der aus den großen Ebenen der Avoyelles, ein Paar hundert Meilen weiter abwärts am rothen Fluß, wo er Hirte gewesen, eingewandert war. Müde, andern Leuten ihr Vieh und ihre Pferde zu hüten, nahm er sein Erspartes, wanderte in den Kanton von Natchitoches, kaufte ein Paar Hufen Lands und ließ sich mit seinem alten Vater und einer Schaar blühender Geschwister in einer schlechten Hütte häuslich nieder. Richard Lemoine, damals zwanzig Jahre alt, war einer der hübschesten Bursche in der Provinz, trotz seines Lederwammses aus den Prairien. Er war von normännischem Stamme, hatte blonde Haar, blaue Augen, eine frische, lebendige Farbe, trotz des Klimas, breite Schultern, proportionirte Glieder, zwei derbe germanische Fäuste, freien Anstand und eine gerade, kräftige Sprache. Im Bändigen eines Pferdes that es ihm sogar hier, wo die Reiter zu Hause sind, selten einer gleich. Er lernte Theresen kennen . . „Und verliebte sich in sie,“ rief ich, meinen Wirth unterbrechend. „Und verliebte sich in sie,“ fuhr er ruhig fort, „und Therese liebte ihn wieder; der junge Mann machte seine Werbung, und Therese erholte sich Raths bei Baltazar Polo.“ — „Ei ja, meine Tochter,“ sprach der gute Pfarrer, „von ganzem Herzen. Der junge Mann ist nicht reich und Du bist arm; ihr seyd aber beide brav und fleißig; Ihr habt einander lieb, ich weiß es nicht anders, und so will ich Eurem Glück nicht im Wege stehen.“

Zur nämlichen Zeit reifte in der Stille noch eine, vielleicht nicht so zärtliche, aber respektablere Liebschaft zwischen einem Paare von reiferem Alter und in bessern Glücksumständen. Erinnert Euch der gut unterhaltenen Pflanzung, die ich Euch heute Morgen gezeigt, und des hübschen Hauses mit den zwei jungen Sycomoren davor. Dort lebte zur Zeit, wo sich meine Geschichte begab, Madame Labédoyère, die kinderlose Wittwe eines reichen Pflanzers, deren vierzigstes Jahr herannahte. Sie war eine Anglo-Amerikanerin, die Labédoyère als ein armes, aber hübsches Mädchen, und das etwas auf sich hielt, aus einer unserer Städte am atlantischen Ocean hieher an den rothen Fluß gebracht hatte, damit sie seiner und seines Hauswesens wahrnehme, während er sich nur mit seinen Schwarzen zu schaffen machte. Der gute Mann entdeckte

wohl bald mehr Regierungstalent an ihr, als ihm lieb war; aber nach einem kurzen Versuche, die Zügel wieder in die Hand zu bekommen, wobei er sich überzeugte, daß er mit seinem Weibe ungleich besser auskommen werde, wenn er ihr freie Hand lasse, ergab er sich auf gute Art, wie es unserer Nation eigen ist, in sein Schicksal, trug das sanfte Joch der Ehe mit preiswürdiger Geduld und war durchaus ein exemplarischer Ehemann. So verflossen zehn Jahre, da gab der Ruf in eine bessere Welt meinem Freund Labédoyère seine Freiheit wieder, und ich hoffe, es ist ihm dort der Lohn für seine Geduld geworden. Acht Jahre lebte so Madame Labédoyère einsam im Wittwenstande, als einzige Erbin der bedeutenden Besitzungen ihres Mannes. Aus dem Mädchen mit dem niedlichen, verschämten Gesicht war eine herrische Matrone geworden mit breitem Antlitz, finstern, buschigen Braunen und schwarzen Augen, welche das Niederschlagen längst verlernt hatten; die zierliche Sylphide hatte sich stattlich arrondirt, und der leichte, schwebende jugendliche Gang hatte dem stolzen, feierlichen Schritt einer Herzogin Platz gemacht.

Die Dame hatte ihr Auge auf einen alten reichen Franzosen geworfen, der zwei, drei Meilen von ihrem Hause, und noch weiter von dem Orte wohnte, wo Richard Lemoine sich mit seinen bejahrten Eltern und ihrer zahlreichen Nachkommenschaft niedergelassen hatte. Monsieur Dulac war ein kleiner Mann von sechzig Jahren, ein eingefleischter Hypochonder, grämlich und reizbar über alle Maaßen; der vornehmste Zug in dem gelben, verwitterten Gesicht war die stark hervortretende Unterlippe, und beständiger Mißmuth sprach aus dem Zucken der niedergezogenen Mundwinkel. Ein solches Inventarstück konnte nun für Madame Labédoyère, wie sie war, lediglich nichts Anziehendes haben; aber sie fand es nachgerade langweilig, blos ihre Dienerschaft unter der Zucht zu halten, und wie sie denn ein gescheidtes Weib war, schmeichelte der Gedanke, einen Wilden, wie Monsieur Dulac, zu zähmen, ihrer Eigenliebe. Sie kam daher dem Herrn mit ausnehmender Artigkeit entgegen, erkundigte sich mit der zartesten Aufmerksamkeit nach seinem Befinden, ertheilte ihm guten Rath bei seinen Beschwerden, schickte ihm Leckerbissen aus ihrer immer gut versehenen Küche, und wenn sie zusammenkamen, hatte sie die liebreichsten, sanftesten Worte für ihn. Sein gewöhnlich finsterer Blick erheiterte sich dann und bekam den schmachtenden Ausdruck des Katers. Der Plan der Dame gelang: das Herz des alten Franzosen ging in die Schlinge; er bedachte, wie hoch er bei seiner zunehmenden Gebrechlichkeit die Pflege und die erheiternde Gesellschaft einer so lieben Freundin, einer so vortrefflichen Haushälterin, wie Madame Labédoyère, anzuschlagen habe. Er lernte ein Paar galante Phrasen auswendig und bot seine Hand an, die denn auch, nach einiger Ziererei und den gebräuchlichen Gemeinplätzen über einen für eine Frau so hochwichtigen Schritt, angenommen wurde.

So war also zwischen unserm respektablen Paare und unsern jungen Liebenden Alles in Richtigkeit; sie gingen ihrem Glücke entgegen und Baltazar Polo, den Alt und Jung auf viele Meilen in der Runde lieb hatte, sollte die Paare einsegnen. Beide Liebschaften hatten sich zur Herbstzeit entwickelt, und bereits war der kalte Januar verflossen; die Februarregen machten die Wege grundlos und schwellten die Ströme so sehr an, daß man vor der schönen Jahreszeit nicht wohl an die Hochzeit denken konnte. Der traurige Regen ließ endlich nach und die Märzsonne ging auf. Der März ist hier zu Land ein schöner Monat, mag er bei Euch noch so unfreundlich seyn; er bringt recht schöne Tage, sanfte, laue Lüftchen; allerdings kommt nicht selten ein Regenguß und ein furchtbares Gewitter dazwischen, aber die Vegetation ist schon herrlich, alles blüht in Wald und Feld. Ihr habt noch keinen Frühling in Louisiana gesehen; ich kann Euch versichern, es ist der Mühe werth, deßhalb ein Jahr hier zu verweilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die verglasten Burgen in Schottland.

(Beschluß.)

Ein anderes, von Macculloch untersuchtes, verglastes Fort, ist das von Craig Phadrick, auf einem Hügel im Norden von Inverneß. Die Feste scheint mit doppelten Ringmauern umgeben gewesen zu seyn; die innere war sehr hoch und stark, die äußere niedriger. Der eingeschlossene Raum hat etwa 75 Yards Länge und 30 Yards Breite. Craig Phadrick ist eine kegelförmige Erhöhung, das östlichste Ende des Bergrückens bildend, welcher den Loch Neß auf der Nordwestseite begrenzt. Der Hügel besteht aus Trümmergesteinen, deren Unterlage primitive Gebilde ausmachen. Der Unterschied in der Verglasung der Mauern von Craig Phadrick im Vergleiche mit denen von Dun Mac Sniochain, durch die Verschiedenheit ihres Materials bedingt, ist augenfällig; wie denn überhaupt nicht zwei solcher Forts im Stärkegrade der Verglasung einander vollkommen gleich gefunden worden; ebenso erstreckt sich bei einigen Burgen die Verglasung erstaunlich weit, während sie bei andern so unbedeutend ist, daß man die Spuren mit Mühe aufsuchen muß.

Auf der kleinen Insel, genannt Burnt Island, in dem Kyles of Bute finden sich die Trümmer einer verglasten Feste, wovon Smith die erste Nachricht

gegeben hat. Das Eiland, welches die denkwürdigen alterthümlichen Ueberbleibsel aufzuweisen hat, besteht aus Gneiß, der an der Stelle der Burg nur mit Dammerde bedeckt ist. Die Feste liegt zwölf bis fünfzehn Fuß über dem höchsten Wasserstande. Ihre Mauern, welche ursprünglich etwa fünf Fuß stark gewesen seyn mögen, bilden einen Kreis, oder vielmehr ein regelloses Vieleck von ungefähr fünfzig Fuß Durchmesser. Das Material derselben, Gneiß, trifft man theils nur mit weißem Schmelz überzogen, theils sind die Feldspathmassen zusammengeschmolzen und ganz zu dunkelbraunem Glase umgewandelt. Manche Gneißstücke sind säulenförmig abgesondert, gleich den durch Basalte geglühten Sandsteinen.

Andere befestigte Berge und Hügel, deren Carbonnel erwähnt, sind die von Dun Evan in Nairnshire, von Tordun-Castle, unfern Fort Augustus, und von Castle hill of Finhaven, in der Grafschaft Angus. Ueber Dun Evan, dessen Name schon ursprünglich auf einen Vertheidigungsplatz hinweist, gab Tytler nähere Kunde. Die verglasten, gegenwärtig fast ganz zerstörten Mauern umgaben einen länglichen Raum, gleich dem von Craig Phadrick. Auf dem Castle hill of Finhaven sind die verschlackten Ueberbleibsel deutlich erkennbar in der Runde des Gipfels, und die eingeschlossene Area mißt 140 Yards Länge auf vierzig Yards Breite. Noch andere Forts finden sich auf der Westseite von Gleneves in Lochaber, drei Meilen südlich von Fort William, auf den Bergen von Cysick und Bortum, in den Kirchspielen von Inverneß und Dores, in der Baronie von Barcle, im Kirchspiele Colvend u. s. w.

Hibbert, ein gelehrter Schotte, gleich bewandert in der Alterthumskunde, wie in der Geologie, machte sich in neuester Zeit sehr verdient um genauere Kenntniß der Ueberbleibsel, von denen die Rede ist. Er sieht die absichtliche Verglasung oder Verschlackung, um den aufgeführten Trockenmauern ein bindendes Mittel zu geben, für eine Erdichtung an. Ihm scheint glaubhafter, daß unsere Festen theils Wachthürme, Warten gewesen, theils Sammelplätze für die verschiedenen Clans des schottischen Hochlandes bei allgemeinen Verhandlungen, während noch andere bei feierlichen Gelegenheiten, bei religiösen Gebräuchen u. s. w. gedient haben dürften. Er hält den Verglasungs- und Verschlackungsprozeß mehr für Werk des Zufalls, da durch ganz Schottland zahllose alterthümliche Festen zerstreut seyen, den verglasten vollkommen ähnlich, bis auf die Merkmale der Feuereinwirkung. Es ist bereits die Rede davon gewesen, weshalb man dem Glauben, die sogenannten verglasten Burgen haben zu Signal- oder Wachfeuern gedient, keineswegs unbedingt beipflichten darf. Macht es die hohe Lage vieler Forts wahrscheinlich, daß sie zu einer Art telegraphischer Mittheilungen benuzt worden, so fragt es sich, weshalb man für solche Absicht stets befestigte Stellen nothwendig erachtete? warum da, wo, der örtlichen Verhältnisse wegen, augenfällig stärkere Befestigung nothwendig war, mehrere Mauern der nämlichen Art gefunden werden? Ferner ist der eingeschlossene Raum in vielen Fällen zu groß, als daß man jene Meinung theilen könnte; auch wird die Stärke der Mauer oft zu beträchtlich gefunden. Und hätten die Forts zu Sammelplätzen für die Stämme des Hochlandes gedient, so begreift man nicht, weshalb die Verglasung meist nur an der Außenseite der Mauern gefunden wird.

Vergleichen wir nun das mehr oder weniger verglaste und verschlackte Mauerwerk der vitrified Forts, oder vitrified site — wie Hibbert dieselben in Beziehung auf die von ihm entwickelte Ansicht genannt wissen will — die Aenderungen in dem dazu verwendeten Material, durch künstliches Feuer hervorgerufen, so lassen sich die auffallendsten Aehnlichkeiten mit den durch vulkanische Gluth, beim Emporsteigen der Basalte, bedingten Umwandlungen nicht verkennen; das theilweise Schmelzen und die Frittungen, welche Gneißbruchstücke erfuhren, das Gewundene und Gebogene in Glimmerschiefermassen, die oberflächlichen Verglasungen, die an Thonschieferfragmenten wahrgenommen werden, das Bröckelige und Zerreibliche von Quarzstücken, besonders aber die Phänomene, welche Sandsteine zeigen — alle diese Erscheinungen tragen durchaus das nämliche Gepräge, wie die, die an der Grenzstelle zwischen Trappgebilden und den gleichnamigen Felsarten beobachtet werden. *)

*) Die weitere geologische Ausführung s. in der zweiten Abtheilung des Werkes von Leonhard, über die Basaltgebilde u. s. w., welches zu Ostern bei Schweizerbart (Stuttgart) erscheint.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Neuer Götzendienst.

Auch über Raumer spricht man nicht, obwohl sein wohlgetroffenes Bildniß (von Krüger) eben lithographirt erscheint. Es hat sich kein vornehmer Graf einen zweiten Kord geholt, der Berlin belustigen könnte; was blieb also den nach Zerstreuung Durstigen und Hungrigen, als ein neuer Götzendienst? Der alte Bacchusdienst verlangte nach einer neuen Incarnation, und zwei Tänzerinnen aus Wien erschienen in dem Augenblicke, wo die Cholera aus Berlin auszog, um sich vergöttern zu lassen, oder besser, um vergöttert zu werden. Die beiden guten Mädchen hatten es sich wohl so wenig an ihrer Wiege träumen lassen, als auf der Höhe ihrer Kunst-

fertigkeit in Wien, zu welcher Rolle sie in Berlin bestimmt wären. Wirklich kommt auf ihr Theil keine Schuld; sie wollten gewiß so wenig Taglionis und Noblets seyn, als das, wozu eine gewisse Berliner Pruderie sie auch zu stempeln für nöthig hielt. Sie kamen darin gewiß unschuldig her, und nur das hohle Bedürfniß des Götzendienstes hat sie mit den Attributen ausgeschmückt, über die sie selbst am meisten lachen mögen. Da sind es jugendliche Grazien, anmuthstrahlende, jungfräulich züchtige Tänzerinnen so hohen Ranges, von so schöpferischer Erfindungskraft, daß nach ihnen selbst eine Taglioni nichts machen würde u. s. w. An alle dem ist nun nicht mehr, als daß sie eben gute Tänzerinnen des zweiten Ranges sind, ziemlich wohlgebaut und — das spricht am meisten für sie — nicht mehr prätendiren, als Tänzerinnen zu seyn. Uebrigens sitzen sie nicht mehr auf den Flügeln der Aurora, und thun sehr wohl daran, alles Reelle, was unter dem Weihrauch zu ihnen aufsteigt, mitzunehmen und zu sammeln für die Zeiten, die ihnen nicht gefallen werden. Ob alles erschöpft worden, was der Schellendienst unserer Zeit für Tagesgöttinnen dieser Art ersonnen, will ich nicht behaupten, denn der menschliche Scharfsinn ist groß und der Berliner noch größer in dergleichen Dingen, und als die Sontag hier war, glaubte man schon, es sey alles erschöpft; aber mehr ist geschehen, und mehr hat man sich lächerlich gemacht, als bei irgend einer frühern Opferung. Daß Jung und Alt dabei gleich thätig war, läßt sich nicht sagen, denn das Alter hat bei diesen Triumphzügen in Berlin immer den Reigen geführt. Zahllose Thränen sind ihnen nachgeweint worden, unter denen die des Theaterkassenvorstandes nicht die unbedeutendsten sind; denn wenn Jemand nichts von ihnen gewonnen hat, ist es das Theater. Es wird nur eine gewisse Summe für das Vergnügen ausgegeben, und was die Geschwister Elsler eingebracht, ging in den leeren Theaterabenden dazwischen verloren, von den indeß brach gelegten, theuer salarirten Kräften der Einheimischen zu schweigen. Doch selbst die Balletdarstellungen waren nicht immer besezt, und die natürliche Apathie bei so ganz Geistlosem siegt denn doch häufig über die künstliche und mit allen Mitteln forcirte Begeisterung. Man spricht von einem dauernden Engagement beider Tänzerinnen hier. Das wäre vielleicht das beste Mittel, um den Berlinern zu zeigen, wofür sie sich begeistert haben. Denn einmal, was wir besitzen, reizt uns nicht, und dann ist es ebenso ausgemacht, daß wir gewöhnlich nur das gewinnen, was vielleicht einmal ausgezeichnet war. Von der Landplage des Ballets hat das Berliner Theater übrigens so bald keine Erlösung zu hoffen; die einzige Kur ist hier Uebersättigung.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, März.

(Beschluß.)

Die Quellen von Frankreichs Unglück.

Ehe ich diese Bemerkungen über die ernsten Gegenstände unsers öffentlichen Lebens schließe, will ich noch einige Worte über unsere Industrie und unsern Handel im Allgemeinen beifügen, deren sich seit dem Anfang von 1831 eine Art von Starrkrampf bemächtigt hat, der nach der kurzen Fieberkrisis im vorigen November von Neuem einzutreten droht. Man sagt sich seit länger denn einem Jahre: die Zeit wird all diese Wunden heilen; alle Revolutionen lassen solche Störungen nach, wie gerecht und mäßig sie auch seyn mögen, immer sind sie von Erschütterung des öffentlichen Kredits, von der Verschließung des baaren Geldes und von der daraus hervorgehenden Lähmung der Industrie unzertrennlich. Allerdings lös't sich in der Natur alle heftige Bewegung in Stillstand und Ruhe auf; warum dauert denn aber bei uns in Frankreich die Erschütterung noch immer fort? warum will sich der vulkanisch von einander gerissene Boden nicht schließen, warum will nicht Grün auf der Lava wachsen? Zwanzig Monate sind nun seit den Juliusereignissen verflossen, und doch ist die Sorge noch lange nicht von uns gewichen, im Gegentheil, die Unruhe und der Mangel an Vertrauen ist noch sehr peinlich. Wohl hat England nach Vertreibung der Stuarts in politischer Beziehung noch vierzig Jahre gelitten, aber seine moralische Kraft und sein Handel hoben sich gleich nach jenem Ereigniß kräftig und mächtig. Dies ist jezt nicht so in Frankreich. Warum wohl? Weil es uns an aller moralischer Kraft fehlt, und weil ohne diese selbst die beste Regierung keine Basis, keine Zukunft hat, geschweige denn eine unzuverlässige, aus der Volkslaune hervorgegangene. Der Handelsstand zählt jezt in Frankreich eine Menge wohldenkender und unterrichteter Männer; es fehlt ihm weder an Kenntniß, noch an gutem Willen, für des Landes Wohl zu wirken; ein großer Theil von Frankreichs Reichthum liegt in seinen Händen, dadurch und durch seine intellektuelle Bedeutung hat er großen Einfluß auf die lezte Revolution gehabt, er ist dem ganz zugethan, was durch sie entstand, und doch kann ihm die Regierung nicht aufhelfen. Es sind seit anderthalb Jahren eine Menge der angesehensten Häuser zu Grund gegangen und ungeheure Summen wurden dabei verloren. Der Gewerbsfleiß hat in allen Fabrikstädten unendlich gelitten, in Mühlhausen, St. Etienne, Tarare und Rouen, am meisten in Lyon. Allerdings wirken dabei eine Menge äußerer Umstände zusammen: die Ungewißheit über Krieg und Frieden, Mangel an Bestellungen aus den durch eigene Revolutionen aufgeregten Ländern; rechnen wir dazu die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Leute selbst bei den unsinnigsten und widersprechendsten Nachrichten von Paris und vom Ausland. Die traurige Hauptursache liegt aber in dem Mangel an Vertrauen in den gegenwärtigen Bestand der Dinge. Nicht die gegenwärtige Regierung ist daran schuld, denn in vieler Beziehung handelt sie klug und kräftig, sondern das mächtig und immer neu aus dem Innern herausquellende Gefühl: kein kleines oder großes Gemeinwesen kann bestehen ohne moralischen Halt. Dieser aber geht der Nationalrepräsentation, den unwissenden, halb bestochenen, halb von wilden Leidenschaften getriebenen Kammern so gut ab, wie der furchtbaren, hyderartigen Büreaukratie. Es ist das Gefühl, an einer Pyramide zu hängen, die auf der Spitze steht und wo Alles, ohne tiefes Eingehen in die Natur des Menschen und des Staats, nur mit dem Augenblick und für sein Gebot lebt. Instinkt der Klugheit, ihren traurigen Zustand zu fühlen, haben die Franzosen genug, aber nur Wenige besitzen die Kraft, sich die Ursache davon einzugestehen, denn sie müßten dann sagen: der Bau unsers ganzen öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens ist auf Sand gegründet, er kann nicht bestehen, so viel Schönes und Klingendes wir auch darüber sagen und oft wiederholen, und er wird nicht bestehen. Viel Wahres und Ergreifendes haben darüber die St. Simonisten ausgesprochen, leider aber mischten sie so viel Unreifes und Unsinniges bei, daß die guten Körner davon erdrückt wurden und nicht aufgehen könnten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. April 1832.

Es sizt das Volk der Hähne
In seiner Stadt Paris;
Es treibt ein rechtes Blähen
Und führt ein rechtes Krähen,
Zu aller Welt Verdrieß.

Rückert.

Meine Landsleute in Paris.

Langsam zieht eine Reihe von Weibern und Kindern aus der schmutzigen Vorstadt St. Denis nach dem Boulevard. Einige derbe Bursche folgen träg; lautschreiend läuft ein fluchender Mann ihnen nach, die eine Hand geradehin ausgestreckt, als wollte er die Langsamen damit erreichen, die andere Hand beschäftigt, mit einem krummen Kamme die glatten Haare herunterzustreichen. Die Andern wandern ruhig fort und brummen eine Antwort, ohne sich umzusehen. Die Leute auf dem Boulevard werden aufmerksam und stellen sich zur Seite, um den Zug vorbei zu lassen. Der schreiende Kerl hat sich nun zu den andern gesellt und hört nicht auf, zu schelten und zu fluchen. Ich sitze da auf einem gemietheten Stuhle und lese den National; plötzlich werde ich aufmerksamer auf die Fremden, die mir schon aus der Ferne als solche erschienen waren. Es sind „die süßen Töne der Sprache von oc," die ich vernehme, mein Gesicht legt sich in die freundlichsten Falten, denn ich höre: „Hans und Kätter u. s. w.," oder träume ich etwa? Nein, es sind ehrliche Schwarzwälder, die ihr schönes Land verlassen, um über den Pariser Boulevard und den Ocean ein Plätzchen in einem Urwalde zu suchen, das sie einem Panther oder Wilden streitig machen müssen, einen Fleck, worauf sie sich ein Hüttchen bauen können. — Das müssen ruhm- oder gewinnsüchtige Leute seyn, würde man sagen, wenn man es nicht besser wüßte.

Die guten, einfachen Leute, die genügsamen, arbeitsamen Süddeutschen, welchen Gefahren werden sie Trotz bieten müssen, welchem Elende werden sie sich preisgegeben sehen! Die Männer werden zu der schwersten Schiffsarbeit angehalten werden, um die Kosten der Ueberfahrt abzuverdienen, und dabei den Thränenblick auf ihre kranken Weiber und Kinder nicht werfen können, weil diese im tiefuntersten Raume schmachten. Die Armen! solchem Elende entgegen zu gehen, und als Vorschule dieser Plagen durch zwei Reihen spottender Badauds durchwandern zu müssen! „Ce sont de veritables allemands!" hörte ich die Gaffer sagen, als wären ihnen schon oft falsche für ächte ausgegeben worden.

Die Männer hatten blaue Hemden an, so gut wie die Franzosen, nur war ihr Fußwerk ein wenig plumper, etwa wie sich der Huf des Bretagner Pferdes zum lustigern des Normanns verhält; und statt der vielgestaltigen, buntscheckigen französischen Casquets trugen Jene gestrickte Schlafmützen, oder einen breitkrämpigen, unförmlichen Hut. Die Weiber hatten sehr schwere lange Röcke an und konnten daher nicht vogelartig, wie Französinnen, einhertrippeln, sondern schleppten sich vielmehr, als wären ihre Beine gefesselt, gleich Baugefangenen auf dem glatten Trottoir dahin. Ihre Jacke war sehr kurz, daher erschien der obere Theil ihres Körpers ganz außer Verhältniß klein gegen den untern. Auf dem Hinterkopfe, fast in den Nacken geschoben, trugen sie gepolsterte Mützen, ähnlich den Fallhüten der Kinder; am Busen einer jeden

flimmerte aber ein silbernes Kreuz, das Erbstück des Hauses, das seit vielen Geschlechtern am Halse der Töchter hängt. Die Kinder, die in Amerika geboren werden, können es unmöglich so in Ehren halten.

Meine reinlichen Deutschen blieben unsern von mir stehen und kauften einen Kamm. Im Kreise ringsumher stellten sich die Franzosen, die großstädtischen Pariser, und machten ihre Glossen. Sie, welche die tollsten Fratzen, die barocksten Maskeraden täglich auf ihrem Boulevard zu sehen bekommen, konnten sich nicht satt wundern über diese Handvoll Auswanderer. Ein Mensch, der sich von einem großen Bogen rothen Papiers eine abentheuerliche Mütze zusammengelegt hatte, die er schief auf dem Ohre trug, und deßhalb von Niemanden ausgelacht wurde, hatte so wenig Savoir vivre, daß er den armen Schwaben wegen der Nachtmütze, deren Zipfel ehrbar in der Mitte des Rückens herunterhing, laut bespöttelte. Ein anderer, in plumpen Holzschuhen und ohne Strümpfe, bekrittelte die breiten Messingschnallen und dicken wollenen Strümpfe der Fremden. Ein altes schmutziges Weib, mit fliegenden Haaren und einer zerdrückten, zerrissenen Dormeuse, sagte in absprechendem Tone, als wäre sie Schiedsrichterin im Gebiete der Mode: „in der That, diese Hauben stehen den Frauen ganz artig; sie sehen darin menschlicher aus, als wenn sie so schwarze Kappen tragen, die ihnen das Ansehen von Fledermäusen geben.“ Der Kamm war gekauft und die Deutschen zogen ihres Weges weiter. Der alte Schwarzwälder Bauer, der früher so geschrieen und geflucht hatte, nun aber ganz ruhig geworden war, nahm eines der jungen Weiber bei der Hand, vielleicht war es seine Tochter, und ging mit ihr an der Spitze des Zuges. „Tiens,“ rief ein Gassenjunge, „der Deutsche führt seine Dame.“ — „Er gibt ihr aber nicht den Arm,“ rief lächelnd eine niedliche Blumenverkäuferin, die im Gehen einen Strauß band und den Zwirnsfaden vom Munde herabhängen hatte. „Ich war in dem Lande zur Zeit des Kaisers,“ brummte ein vieux brave mit einem Stelzfuße mir zu, der mich für einen Franzosen halten mochte; „dort muß man diese Leute sehen. Ein abscheuliches Land! Schlechte Wege, daß die Kanonen stecken bleiben, nichts als pommes de terre, viel Schmutz und lauter Deutsche!“ — „Nicht möglich!“ rief ich und bog voll Verdruß in eine Seitengasse, ohne mich weiter um meine armen Landsleute und ihre Spötter zu bekümmern.

Die Doppelheirath.

(Fortsetzung.)

Wir waren also im März; die Pflanzer fingen an, die Baumwollen- und Maisfelder zu bestellen; Abends schweiften die Irrlichter über die Ebene, der Kornelkirschbaum entfaltete seine dichten weißen Blüthen, die hochrothen Büschel des Bouton rouge sprengten ihre Winterhülle, die Azalea, der gelbe Jasmin und tausend andere Blumen, die Ihr sehen sollt, wenn Ihr bis zum Frühjahr bei uns bleibt, blühten lustig an den Ufern der Ströme und durchwürzten die Wälder, und die Wiesen färbten sich purpurroth von ihren Frühlingsblumen. Der Frühling ist die Jahrszeit der Projekte und Hoffnungen; Menschen, wie Vögel, denken da darauf, sich eine Hütte zu bauen und eine Lebensgefährtin zu wählen; wen Krankheit oder Alter raschen Schritts dem Grabe entgegenführt, baut da Luftschlösser auf lange Jahre hinaus, und mir selbst mit meinem grauen Kopfe wurde es in der frischen, jungen Natur, in der elastischen Frühlingsluft oft nicht anders zu Muthe, als sollte ich ewig leben.

Je höher die Sonne stieg, je lauer der Wind wehte, je grüner der Wald sich färbte, desto zärtlicher wurde Dulac; er sah dem Tage der Hochzeit mit Ungeduld entgegen und drang in die Wittwe, sein Glück nicht länger hinauszuschieben. „Ach! Geliebteste,“ sprach der Alte mit zitternder Fistelstimme, „pflücken wir die Blumen des Lebens, bevor sie welken!“ So dringendem Verlangen konnte die Wittwe nicht widerstehen, und sie willigte ein, daß ungesäumt zur Hochzeit geschritten werde. Zur selben Zeit ungefähr, wo sich dieser zärtliche Auftritt begab, drang Richard Lemoine seinerseits in nicht so gewählten Ausdrücken, aber nicht minder zärtlich in die hübsche Therese, ihre Verbindung zu beschleunigen, und war eben so glücklich. Aber das Ende des Karnevals rückte heran, nur noch zwei, drei Tage, so traten die Fasten ein, während welcher die Hochzeiten in der katholischen Kirche verboten sind. Ich habe oft daran gedacht, wären die Bräuche unserer Kirche hier in Louisiana ausgemacht worden, man hätte die Fasten einen, zwei Monate im Kalender weiter vorgeschoben; doch ich bin kein Gottesgelehrter und mag über so heilige und kitzliche Dinge nicht raisonniren. Auch unsern Verliebten fiel dieß nicht ein; alle aber meinten, bis nach den Fasten könne man nicht warten, und es bleibe demnach nichts übrig, als vor denselben Hochzeit zu machen. Es war aber wahrhaftig nicht anders, als ob alle Wittwer und Wittwen im Sprengel Natchitoches beschlossen hätten, vor Ablauf des Karnevals wieder zu heirathen. Eine ganze Menge Paare, von allen Nationen, Altern und Farben, wollten in der Kirche zu Adayes vom guten Baltazar getraut seyn, und noch lange sprach man hier zu Lande von diesem Jahr und nannte es nur das Hochzeitjahr.

„Weißt Du wohl, Richard,“ sprach Therese zu ihrem Bräutigam, als er ihr ankündigte, daß die Hochzeit Tags darauf seyn sollte, „weißt Du, daß Vater Polo übermorgen, am lezten Karnevalstag, um 4 Uhr Morgens anfangen und bei der Frühmesse Alles trauen will, was

in die Kirche von Abaves kommt? Es ist widrig, wenn einen in der Kirche Jedermann so ansieht; werden wir aber mit einem ganzen Dutzend getraut, kann man uns nicht auslachen, nicht wahr? Also übermorgen früh, Richard, und so frühe Du willst; denn je zeitiger wir in der Kirche sind, desto dunkler ist es noch." Richard hatte gegen einen so vernünftigen Vorschlag nichts einzuwenden und ging, um in der väterlichen Hütte seine kleinen Vorkehrungen zum Empfang der Braut zu treffen. Nun traf es sich seltsamerweise, daß Madame Labédoyère, so wenig man ihr sonst allzugroße Schüchternheit vorwerfen konnte, durchaus gleichfalls am lezten Tag vor Fasten Morgens getraut seyn wollte. Der galante Bräutigam widersezte sich diesem Vorhaben in zarten, aber bestimmten Ausdrücken; er gab zu bedenken, daß Schicklichkeits halber ihre Verbindung nothwendig am hellen Tage mit dem gehörigen Dekorum gefeiert werden müsse; er mußte aber am Ende in diesem Punkte nachgeben, denn die Dame erklärte fest, wenn ihr nicht willfahrt werde, müsse die Hochzeit bis nach den Fasten verschoben werden, und Monsieur Dulac war ein zu zärtlicher Liebhaber, als daß er bei einer solcher Alternative sich hätte besinnen können. Madame Labédoyère mochte wohl mit einigem Mißbehagen an die traurige Figur denken, welche ihr alter Adonis mit dem sauern Gesicht und den nichts weniger als ganz festen Beinen beim Brautzug spielen würde, und wollte sich den naseweisen, boshaften Blicken dadurch entziehen, daß sie sich in der Menge von Brautleuten versteckte, auf welche sie am lezten Tage vor den Fasten in der Kirche rechnete.

Der Tag kam endlich heran. Um halb vier Uhr Morgens öffnete der Sakristan die Kirchthüren und weckte das Dorf mit dem gräßlichen Gellingel der zersprungenen Glocken. Der gute Baltazar Polo erschien zur rechten Zeit, und die Kirche fing an, sich mit den Brautleuten und ihren Verwandten zu füllen. Die Paare rückten nach einander an; beim Scheine der Laternen, mit welchen die Schwarzen an der Kirchthüre standen, sah man hier einen jungen Hochzeiter in kurzem Mantel und mit dem breitrandigen, mit Federn geschmückten Palmettohute, mit einem Gesicht, in welchem die Züge des Spaniers und des Ureinwohners in einander flossen, gleichgültig, zerstreut einherschleudern, ein junges Weib am Arm, dessen munteres, rubigeres, aber ebenso braunes Gesicht vom dichtgewobenen spanischen Manto halb bedeckt war, der aber doch den Strauß natürlicher, diesen Morgen erst gepflückter Blumen vor der Stirne sehen ließ. Dort sah man eine süß lächelnde Schöne mit für das Klima ein klein wenig zu roth gefärbten Wangen, eine Guirlande künstlicher Blumen im Haar, auf den Fußspitzen in die Kirche trippeln; an ihrer Seite den Bräutigam, dessen lebendiges Gesicht und feuriges Auge, ehe man noch den aufgeschlagenen Hut, das gepuderte Haar und das himmelblaue Kleid mit langen Schößen bemerkte, den Franzosen verriethen. An Andern bemerkte man die Züge der verschiedenen Raçen, wie ihre Kostüme, in wunderlichem Gemische. Fast alle waren wegen des Wetters, das, vor Kurzem noch heiter, die Nacht über kalt, feucht und windig geworden war, in weite Kleider gehüllt. Vierzehn Paare nahmen im Schiff der Kirche Platz, und zwar in zwei Reihen, so daß in der Mitte freier Raum blieb für den einsegnenden Priester. Dahinter standen die Freunde und Verwandte, welche nach der Handlung die Bräute in die Häuser ihrer Verlobten begleiten sollten. Das Innere der Kirche war durch zwei Kerzen auf dem Altar nur sehr spärlich erleuchtet. Draussen war ein Gewitter im Anzug, der Himmel wurde, je näher der Tag kam, immer düsterer, der Wind pfiff furchtbar um die Kirche und die Kerzen flackerten, wenn von Zeit zu Zeit ein Windstoß zu der offenen Thüre hereinfuhr. Das Licht zuckte an den Wänden hin und her und zeigte auf der einen Seite des Altars in wunderlichem Scheine ein Conterfei unserer lieben Frauen de los dolores, eine wahre Schmerzensfratze, auf der andern ein Bild, wo St. Antonius von den bösen Geistern versucht wird, und wobei es dem Maler gelungen war, den scharfsinnigsten Beschauer in Zweifel zu lassen, wer garstiger war, der Heilige oder die Teufel. Weiterhin befanden sich ein Paar Schildereien, deren trübselige, finstere Gesichter beim flackernden Kerzenlicht plötzlich drohend herabblickten und ebenso schnell wieder im Dunkel verschwanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Berliner Kastengeist.

Es möchte immer eine interessante Aufgabe bleiben, einmal psychologisch zu untersuchen, wie der Enthusiasmus hier entsteht, wie er fortgebildet wird, wo er seine Katastrophe findet. Es ist nicht damit abgethan, daß man sagt, es gibt viel leere und hohle Köpfe, die nach Beschäftigung verlangen. Dieselben Köpfe können sich auch für das Würdige begeistern, und die Zeit hat bewiesen, daß der Zunder nicht blos Strohflammen entzündet. In der freilich oft geläugneten Gutmüthigkeit, die aber ganz gewiß im Berliner „Bürgercharakter" liegt, findet sich wenigstens ein Nebenschlüssel zu den kuriosen Erscheinungen, die unsern Geschmack so oft blamiren. Wenn sich die Sinne für etwas interessirt haben, was harmlos ist, will man es nicht wieder fallen lassen. Auf der einen Seite operirt daneben ein altspießbürgerlicher Widerwille gegen das Privilegium des ästhetischen Geschmacks, auf der andern die viel leidigere Sucht, vornehm zu scheinen. Beide, so seltsam es klingt, läßt der Zufall bisweilen zusam-

men operiren. — Für dieses Thema gibt die Geschichte des Berliner Colosseums gute Materie. Das kolossale Gebäude stand da und blieb leer. Der Berliner Witz erhob sich dagegen. Der Unternehmer aber kämpfte mit verwandten Waffen; er ließ sich eine treffliche Schrift dafür aufsetzen, deren Argumente das Berliner Gewissen rührten. „Wo soll das Gedeihen herkommen,“ sagt er, „wenn schon vor dem ersten Tage der Eröffnung die allgemeine Frage: darf man auch riskiren, sich dort sehen zu lassen? von der Medisance erfunden und von Mund zu Mund verbreitet wurde? — Wie soll ein Vorurtheil bekämpft werden, welches, gleich einem Luftgebilde, unverwundbar ist und mit dem Feldgeschrei: „es schickt sich nicht,“ alles in Schrecken sezt, ohne je eine Erklärung zu geben, was denn eigentlich das Unschickliche sey? Werfen wir diese prüde Bedenklichkeit bei Seite und blicken wir die Sache unpartheiisch an, so wird kein Anstoß bleiben. Alle andern großen Städte geben uns ein gutes Beispiel in dieser Beziehung: der Pariser Elegant scheut sich nicht, einen Salon zu besuchen, wo auch mitunter ein Ouvrier sein verre d'eau sucré trinkt. Wien, Hamburg, Amsterdam haben ihre Tanzsäle und Kaffeegärten, wo die höchsten Herrschaften sich unter die fröhliche, aus allen Ständen zusammengesezte Menge mischen. Nur Berlin kennt das, was man Volksleben nennt, kaum dem Namen nach; jeder Cirkel isolirt sich, jeder klagt über Mangel an Vergnügen, und keiner ist aufrichtig genug, zu sagen, was eigentlich Noth thut. Zwanzig Orte, welche vor etwa fünfzehn Jahren sehr besucht waren, stehen nun leer, oder sind der Hefe des Volks anheimgefallen, eben weil dünkelvolle Ueberhebung einiger Klassen sie für jeden anständigen Besucher mit dem Bann belegte. Die Sucht, für einen Vornehmen zu gelten, zog die Mittelstände Schritt vor Schritt den großen Tonangebern nach, welche eben so wieder vor jenen zurückwichen, bis sie zulezt nur hinter ihren eigenen Mauern sich vor aller Befleckung mit den Roturiers sicher hielten. So blieb denn der Intoleranz das Feld frei, und die Erfahrung zeigt, wie weit sie ihre Eroberungen ausdehnte. — Das beste Beispiel gibt das Theater: sonst ging jeder anständige Mann, welcher jedoch seine Ausgaben streng berechnete, ins Parterre; als dieses von der Mode proscribirt wurde, mußte Alles, was nicht anrüchig werden wollte, ins Parquet flüchten, so daß dieses das Parterre bis auf ein Winkelchen beschränkte, wofür denn aber auch oft genug die Bänke des Parquets leer stehen und dem aufgeblähten Dünkel hinreichend Raum lassen.“ — Diese sehr wahren Argumente wirkten. Man schämte sich, daß man bisher falsch vornehm gewesen, man wollte ächt vornehm, wenigstens für den Augenblick, werden, die Gutmüthigkeit reflektirte, welch ungeheure Kosten der Mann im Vertrauen auf den Beistand der Berliner für das Vergnügen derselben aufgewandt, und die leeren Hallen füllten sich von Vergnügungslustigen oder solchen, die es für Pflicht hielten, vergnügt zu scheinen. Das, was bezweckt war, ist es freilich nicht, dafür ist Berlin nicht der Ort, aber das Colosseum florirt doch für den Augenblick. Es fehlt nur an geschickten, das Volk kennenden Leitern, um den entzündbaren Sinn auch für das Bessere aufzuregen. In mancher Beziehung ist es früher gelungen. Was Zelter zum Beispiel zur Erhaltung des Sinns für die große, alte Musik durch Begründung der Singakademie gewirkt, dürfte noch in vielen andern Kreisen versucht werden. Jezt ist es der eigentliche tiers état, die gewerbtreibende Bürgerklasse, auf die spekulirt werden muß. Sie allein hat Geld und noch gesunden Sinn. Ich sage noch, denn schon droht eben die frivole Lust, welche die entnervten Sinne unserer höhern gesellschaftlichen Klassen beherrscht, auch ihrer sich zu bemeistern. Das Streben nach Bildung regt sich in unsern wohlhabenden Bürgern; mancher Handwerker ist dem Kunstverein beigetreten, mancher Kaufmann legt Gemäldesammlungen an, bei den Stadtverordneten wird hie und da eine patriotische Stimme laut, die Gewerbeschule blüht, es fehlt nur eine Leitung, eine Anweisung zu gemeinnützigen, großen Unternehmungen, während der Uebertritt aus den Gewölben und Werkstuben an die Papierbörse, zum Ballet und zu Rossini freilich keiner Anleitung bedarf.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 84:

Affe. Alle. Amme. Axe.

Räthsel.

Von Fee'n habt ihr als Mädchen oder Knaben
Ein manches Mährchen jüngst mit Lust gelesen,
Ihr wißt von Lampen auch mit Wundergaben,
Und anderm fabelhaften Zauberwesen;
So laßt von einer Fee mich jezt erzählen,
Sie war Scheherazaden zwar bekannt;
Doch unter Feen hatte die zu wählen,
Drum hat sie diese Fee dem Sultan kaum genannt.

Sie lebt noch jezt, und hält in ihren Händen
Die Zauberlampe mit so bunten Bildern,
Daß meine Verse kaum ein Ende fänden,
Wollt' ich davon den ganzen Reichthum schildern;
Doch Eines ist vornämlich zum Erstaunen:
Wenn Poesie euch oft im Weinen übt,
Und Phantasie wie Liebe quält mit Launen:
Die Fee hat euch noch nie mit einem Bild betrübt.

Sie wandelt nur auf Erden, um zu trösten,
Mit Freudebildern lindert oft sie Schmerzen,
Sie weilet gerne, wo die Noth am größten,
Die Aermsten, Schwächsten mag sie liebend herzen;
Und wenn ein reines Aug die Bilder schaute,
Und sich in ihrem Anblick froh verlor,
So sprang oft, eh' ein neuer Morgen graute,
Aus ihrer Zauberlamp' ein lebend Bild hervor.

Es fiel dem seligen Träumer in die Arme,
Und weckt' ihn froher aus dem frohen Traume,
Da wußt' er nichts mehr vom zerfloss'nen Harme,
Da pflückt' er Früchte von dem Lebensbaume.
Meint ihr, daß dann der Glückliche freundlich danke?
O nein! alsbald vergessen ist die Fee;
Doch wirkt ihr Wohlthun nicht in enger Schranke,
Der Undank thut ihr, längst gewohnt, nicht weh.

Sie weiß, daß nach der jezt verschmähten Gabe
Die Glücklichsten doch bald mit Sehnsucht schauen,
Sie weiß, daß ihr vom Keime bis zum Grabe
Die Menschen oft ihr Liebstes anvertrauen;
Nur ist sie leider! nicht ganz zuverlässig,
Mit manchem Bilde neckt euch bloß die Fee:
Drum sey für sie auch euer Zutrau'n mäßig!
Doch, wen sie ganz verließ, der rufe dreimal Weh!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. April 1832.

Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Goethe.

Epilog zu Tasso

am 27. März 1832 gesprochen auf dem Weimarschen Hoftheater

von

A. Durand, als Tasso.

Zerbrochen — — ja, zerbrochen und entschwunden —
Auch unser Steuer ist's, — — wie sprech' ich's aus? —
Kehrt wohl ein Wort, wie schmerzlich tief empfunden,
Aus voller Brust das Innerste heraus? —
Ja, nah't Euch nur *), in Trauer eng verbunden,
Den Blick umdüst're nächt'ger Flor und Graus —
Ihn, den wir wähnten ewig zu umschlingen,
Soll keiner Sonne Licht uns wiederbringen!

So war's kein Traum, was plötzlich uns erschreckte,
Wie Donnerschlag in friedlich stiller Nacht,
Aus stolzer Sicherheit betäubend weckte! —
Es trifft der Blitz, des Hauses Stütze kracht,
Zusammenstürzt das Dach, das schützend deckte,
Und des Geschickes furchtbar strenge Macht
Verkündet laut die tragischste der Lehren:
„Das Leben muß im Tode sich verklären."

O goldne Zeit, wo bist du hingeschwunden,
Da unsre Hand ihm heitre Kränze wand,
Da jeder sich in ihm erst selbst empfunden,
In seinem Blicke Muth, Gelingen fand, —
Ihr unvergeßlich einzig schönen Stunden,
Wo er zu kühnstem Streben uns verband,
Mit seines Geistes Flamme uns entzündet
Und eine Welt im engsten Raum gegründet?

Er, der zuerst zum einfach Wahren, Schönen,
Ein Adler sich zur Sonne aufwärts schwang,
Mit starkem Willen, kraftbeschwingten Tönen
Die Kunst befreit von falscher Regeln Zwang,
Der Vorzeit wie der Dichtung Wechselscenen
Aus reicher Brust mit Lebenshauch durchdrang,
Und freisten Sinns, doch mit gemess'nen Tritten,
Zu höchsten Zielen siegreich vorgeschritten.

Da ward der heilig enge Bund geschlossen,
Der jenen hohen, ewig theuern Mann,
Des gleichen Strebens, gleichen Ruhms Genossen
Auf's neu der Welt und uns zunächst gewann.
Welch frisches Leben war uns da erschlossen,
Nun Freund um Freund stets Edleres ersann,
Daß Jahr an Jahr, in dichtgedrängter Reihe,
Des Schaffens Lust empfange höh're Weihe.

*) Aus dem Hintergrunde traten bei diesen Worten die Prinzessin und Leonore mit übergeworfenen Trauerschleiern, in der Mitte Alphonso, langsam hervor, während neben den Koulissen das gesammte Theaterpersonal in altitalienischem Trauerkostüm sich aufstellte.

Dem früh Geschied'nen folgte unser Sehnen,
Der ältre Freund — er bändigte den Schmerz.
In tief ergreifend unerreichten Tönen
Sprach er ihn aus, enthüllte uns sein Herz.
Dem Leben nun sich wieder zu versöhnen,
Umpanzert ihm die Brust ein dreifach Erz,
Und dem erstarkten, thatenfrischen Willen
Muß nun Natur den Durst des Wissens stillen.

Die Jahre flieh'n — ihm sind sie nur die Stufen
Zu der Vollendung immer schön'rem Ziel,
Zu ew'ger Jugend fühlt er sich berufen
Und klarer stets wird ihm des Lebens Spiel.
Der Vorzeit Bild, es wird hervorgerufen,
Ein jegliches Bestreben gilt ihm viel,
Und wo nur Kräfte, lebensfrische, ringen,
Sieht er im Keim ein künftiges Gelingen.

So nah't des goldnen Tages Jubelfeier,
Und Fürstenhuld umkränzt des Freundes Haupt;
Nie war ein Bündniß einziger, getreuer!
Ihm hat die Zeit die Blüthe nicht geraubt,
Es erbt sich fort, es weiht des Sängers Leyer
Der Fürsten Ruhm, an die er liebend glaubt:
Von vier Geschlechtern sieht er sich ermuntert,
Umpflegt, geliebt, gefördert und bewundert.

Wie ist mir nun? — Kann ich es wohl umfassen,
Was solch' ein Leben, weltbedeutend, sagt:
Gedrängt zu großen, überreichen Massen,
Rings Licht und Ruhm, wohin sein Blick getagt!
Nein, keine Trennung — wir sind nicht verlassen,
Er lebt uns fort, so wahr die Sonne tagt,
So lang sie leuchtet, wird es nie vergessen,
Was er uns war, und daß wir ihn besessen!

Ja heilig immerdar bleibt jede Stelle,
Wo edle Menschen menschlich-schön gewaltet,
Den Augenblick entführt die flücht'ge Welle,
Das Große nicht, was sich aus ihm entfaltet,
Und immer lichtverklärter, ätherhelle,
Wird, was die Macht des Genius gestaltet:
Nur sein Erscheinen kann vorübergehen,
Sein Wirken muß für Ewigkeit bestehen!

Friederich von Müller.

Die Doppelheirath.

(Fortsetzung.)

Die Rosse, auf welchen die Gesellschaft hergekommen war, von Schwarzen gehalten oder an Pfähle und junge Bäume gebunden, stampften, wieherten und knirschten auf ihren breiten spanischen Zäumen, als wollten sie die Herrschaften vor dem anziehenden Ungewitter warnen. Vater Polo sah, oder vielmehr bedeuteten ihm die Freunde der Brautleute, er habe keine Zeit zu verlieren, wenn die Neuvermählten unbegossen nach Hause kommen sollten. Er trat also eilends zwischen die beiden Reihen, verrichtete im Gehen rasch die heilige Handlung und übergab, nach der Landessitte, jedes Frauenzimmer, sobald er ihm den Trauring an den Finger gesteckt hatte, den Freunden ihres Gemahls, welche sie nach Hause zu geleiten hatten. Monsieur Dulac und Richard Lemoine saßen neben einander, und gegenüber Madame Labédoyère und Therese Paccard. Beide Frauenzimmer trugen Mäntel, und mehr brauchte es nicht, damit ein so zerstreuter und kurzsichtiger Mann, wie Baltazar Polo, sie verwechselte. Er steckte Dulacs Ring an Therese Paccards Finger, und Madame Labédoyère erhielt Richard Lemoines Ring, und eingemummt, wie sie des Sturmes wegen waren, übergab er jede feierlich den vermeintlichen Freunden ihres Gemahls. Er überantwortete Madame Labédoyère Richards Verwandten, und diese sezten sie auf ein hübsches Pferd, das der junge Mann aus den Avoyelles mitgebracht, und fort ging es in raschem Schritt, ein Paar Geschwister des Bräutigams hinterdrein. Therese ward auf einen kleinen Klepper gesezt, einen sanften Paßgänger, den Dulac eigens für seine Wittwe gekauft hatte, und ritt ab in Begleitung eines alten Pflanzers, eines Vetters von Dulac, eines alten Negers zu Pferd und eines halben Dutzends anderer Personen, welche dem Zuge zu Fuß nachtrabten. Der furchtbare Wind, das Tosen des Waldes und die große Eile, da man vor Ausbruch des Gewitters das Haus erreichen wollte, machten jedes Gespräch unmöglich, und es fiel rein nichts vor, wobei die Verwechslung hätte entdeckt werden können.

Therese langte am vermeintlichen Orte ihrer Bestimmung an, just als die schwarzen Regenwolken die ersten schweren Tropfen fallen ließen. Beim ungewissen Tageslicht, denn die Sonne ging zwar auf, aber das immer drohender aufsteigende Gewitter hüllte Alles noch in Dämmerung, traten ihr die Mauern des Gebäudes, vor dem man hielt, nach der Vorstellung, die sie sich von Richards Hütte gemacht, viel zu stattlich entgegen, und nach den Bäumen und Gesträuchen davor, die im Winde schwankten und seufzten, mußte dieß ein alter Wohnsitz seyn. Doch Therese hatte nicht Zeit, sich lange zu besinnen, und über der Eile, unter ein Obdach zu kommen, kamen ihr die Bedenklichkeiten aus dem Sinn. Ihr alter Begleiter half ihr mit mehr Gewandtheit, als seine steife Haltung vermuthen ließ, vom Klepper, der Neger hatte indessen die Thüre geöffnet, und so war Therese rasch unter Dach gebracht. Sie wurde von einem halben Dutzend Neger

mit pechschwarzen Gesichtern bewillkommt, welche zähnefletschend vor der neuen Gebieterin gewaltige Bücklinge machten. Der eine bemächtigte sich ihres Mantels, ein anderer öffnete die Thüre zu einem großen Gemach, ein dritter geleitete sie zu einem Lehnstuhl und ein vierter präsentirte ihr einen Spiegel, damit sie ihr schönes Haar, das beim raschen Ritt losgegangen war, wieder in Ordnung bringen könnte. Das junge Mädchen machte große Augen und wußte gar nicht, wie ihr geschah. Sie warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel, aber das Geräthe im Zimmer, das sie sich so ganz anders vorgestellt hatte, war ihr für jezt wichtiger, und sie gab den Spiegel schnell zurück. Sie sah, daß sie in einem großen, mit karmosinrother Seide bezogenen Lehnstuhl saß, der an der Lehne und den Füßen mit altem vergoldetem Schnitzwerk versehen war. Noch mehrere ähnliche standen umher, und ein großer, bequemer, mit verschossenem Damast bezogener Sopha befand sich unter einem ungeheuren, gleich den Stühlen mit vergoldetem Schnitzwerk versehenen Spiegel, der leider auf der Ueberfahrt von Frankreich zersprungen war. Der Spiegel neigte sich majestätisch in das Zimmer herein, so daß sich darin der mit neumodischen französischen Fliesen belegte Boden herrlich präsentirte. An der Wand gegenüber hingen zwei Familiengemälde mit ungeheuern Perrücken und glänzenden Harnischen. Einen wunderlichen Kontrast mit dieser Pracht bildete der plumpe Tisch von Cedernholz mitten im Zimmer, ein halbes Dutzend grob gearbeiteter Stühle rings herum, und ein elender Schrank, lauter Meisterstücke eines bäurischen Tischlers aus der Gegend. Auf dem Tische aber stand ein köstliches Gabelfrühstück, Kaffee, Bordeaux, die feine Forelle, der köstliche Schweinskopf, die Entenpastete, die eigentliche Landesspeise, und noch Manches andere, das Ihr Euch dazu denken mögt, da Ihr wohl wißt, wie sich französische Küche in massivem Silber ausnimmt. „Wie!“ dachte Therese bei sich, „das kann nicht Richards Haus seyn; oder sollte er mich zum Besten gehabt haben, sollte er am Ende reich seyn?“

Ihre Zweifel sollten nicht lange währen; denn die Thüre that sich auf und hereintrat ein alter Herr mit essigsaurem Gesicht, olivenfarbiger Haut, dünnen Beinen, mager und abgezehrt. Der gravitätische Herr, der bisher Theresens Begleiter gewesen war, erhob sich und stellte so feierlich als möglich Madame Dulac ihren Herrn Gemahl und Monsieur Dulac seine Frau Gemahlin vor. Das arme Mädchen wurde einmal über das andere blaß und roth, und schien vor Verlegenheit und Angst einer Ohnmacht nahe. Auch der Alte war einen Augenblick ganz starr vor Erstaunen; aber bald faßte er sich, trat vor und faßte Therese bei der Hand, die fast nicht so keck war, sie zurückzuziehen, so ehrwürdig erschien ihr der alte Herr. „Ach, Madame,“ fing er hustend an, „vergeben Sie, wenn ich etwas überrascht war .. aber wie sehr haben Sie sich verändert seit dem lezten Abend! Sie sind noch einmal so jung und zehnmal schöner.“ — „Nein, mein Herr,“ erwiderte Therese rasch, „ich weiß nichts von einer Veränderung; ich bin, was ich von jeher war; es ist da ein Irrthum vorgegangen, es muß sich dies ganz seltsam gemacht haben.“ — „Ganz seltsam, Prinzessin! allerdings! So lange ich lebe, habe ich nichts Merkwürdigeres gesehen, und doch bin ich fünfzig Jahre alt; (hier sagte der Alte wohl die Wahrheit, aber nicht ganz) wahrhaftig, da gehörte ein Wunder dazu! aber warum nicht? die Heiligen sind ja so gnädig.“ — „Ach, lieber Herr,“ erwiederte das arme Mädchen, „spotten Sie meiner nicht; es ist da eine arge Verwechslung vorgegangen; lassen Sie mich zu meinem Richard, ich bitte, lassen Sie mich zu meinem Richard!“

Mit diesen Worten stand sie auf und wollte ihre Hand aus der seinigen ziehen; aber der arglistige alte Franzose ließ sie nicht los. Wenn ihn schon beim ersten Anblick ihre Schönheit überrascht hatte, so fand er sie, je länger er die von Schaam und Verlegenheit gerötheten Wangen betrachtete, und die großen schwarzen Augen, in deren jedem eine Thräne schwamm, immer reizender, und er war entschlossen, wenigstens einen Versuch zu machen, ob er nicht die Schöne für sich behalten könne. „Darf ich,“ sagte er, „so frei seyn, zu fragen, wen Sie Ihren Richard nennen?“ — „Richard Lemoine,“ antwortete das junge Weib, „der da drüben bei den Pappelbäumen wohnt; ich habe ihn heute Morgen geheirathet.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, den 28. März.

(Verspätet.)

Goethes Leichenbegängniß.

Wer von Goethes Sarge kommt, kann, den zu ehren, der vor Allem und in Allem die Vernunft zu Ehren brachte, nichts Vernünftigeres thun, als sich der Gemeinplätze enthalten, welche sogenannten großen Männern nachgerufen werden, und an Goethes Grabe ist es wohl überflüssiger, mit dem Worte Unsterblichkeit zu spielen, als an dem jedes andern Sterblichen. Wehmuth war wohl das herrschende Gefühl, das ganz Deutschland ergriff, als es hörte, daß der große Repräsentant des deutschen Genius in der Welt der Geister endlich dahingegangen; fühlte doch Jeder, fühlten doch zwei volle Generationen eine Lücke, wenigstens in der Phantasie, und ein gewisses Gefühl der Verödung, der Leere war desto peinlicher, als die Zeit, welcher Goethe seinen Stempel aufgedrückt, und umgekehrt, in der Einbildung eines Jeden mit ihm selbst so verschmolzen war, daß es sich mit der Nachricht von seinem Tode dem Bewußtseyn fast schauerlich aufdrang, wie jene Zeit längst dahingegangen und die Saat der neuen eben nicht sehr lustig bestellt sey; aber seltsam, wer eigentlich positiv durch Goethes Tod verliert, das sind nur die Geistreichen, welche, indem sie seinen Geist und sein Herz

schmähten, ihrem eigenen Geiste durch ein geniales Paradoxon eine Folie unterzuschieben glaubten; dem alten, schwachen Löwen seine Löwentugenden absprechen, mochte Manchem kühn erscheinen; sich am Todten vergreifen, wäre nur geschmacklos.

Goethes Tod war, wie ihn sich Jeder, dessen Blicke in der Nähe oder Ferne mit Liebe an den Trümmern des Gewaltigen hingen, gewünscht, ja als nothwendig gedacht hatte, ruhig, friedlich. Der Rest der sonst so mächtigen Lebenskraft verzehrte sich in der Reaktion gegen ein katarrhalisches Uebel, und so entschlief er in seinem Lehnstuhl, nachdem er sich noch bis wenige Stunden vor seinem Tode geistig beschäftigt hatte. Ein einziger starker Athemzug — dies war der einzige Kampf, den diese gewaltige Natur zu bestehen hatte, der Kopf blieb aufrecht, keine Zuckung — ein Ende, dessen würdig, der es verstanden, so gut zu leben.

Ergreifend war der Anblick, als sich die Bewohner Weimars und der Umgebung um die Leiche drängten, welche, das Haupt mit dem Lorbeer geziert, mehrere Stunden in der geschmückten Flur des Hauses ausgestellt blieb. Fast keine Spur von Todeskampf zeigte sich in den nur schärfer hervortretenden Zügen, welche sich Jeder in diesem feierlichen Augenblick noch einmal einzuprägen bemüht war. Diese Männer, welche, ernsten Angesichts, feuchten Auges, die Bahre umstanden, waren kein schreiender Pöbel einer Hauptstadt, der die Apotheose für seinen Helden verlangt; es war gleichsam eine Handvoll zufälliger Abgeordneter des großen deutschen Volks, dessen Gemüth des grob-poetischen Reizes eines Pantheons nicht bedarf.

Um 4 Uhr Nachmittags den 26ten begann die Beisetzung. Die sterbliche Hülle des Dichters wurde der Hofordnung gemäß so behandelt, als ob er dem Fürstenhause selbst angehört hätte. Der vorige Großherzog hatte auf dem neuen Gottesacker eine geschmackvolle Kapelle und unter derselben die Fürstengruft anlegen lassen; hier ruhten bereits Schillers Ueberreste neben denen seines fürstlichen Gönners und der Großherzogin Louise, als auch Goethe daselbst die würdigste Ruhestätte fand. Den Leichenzug eröffnete der Oberhofmarschall v. Spiegel, den Großherzog selbst vorstellend, der, den schmerzlichen Eindrücken zu entgehen, nach Eisenach gereist war; der Geheime Referendär trug die Ordensinsignien, sämmtliche Kollegien, eine Deputation der Universität Jena, Studirende aus Jena und Halle, das Theaterpersonal und die Hofkapelle, eine große Anzahl Bürger von hier und aus der Umgegend schlossen sich an. An dem vor der geöffneten Gruft niedergesetzten Sarge sprach der Oberhofprediger, Dr. Röhr, kräftige, geistreiche Worte. Vor und nach der Einsenkung wurden sodann von der großherzoglichen Hofkapelle und dem Sängerchor folgende Dichtungen gesungen:

I.

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner That.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' auf Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unsrem zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

II.

Ruhe sanft in heil'gem Frieden,
Freund und Fürsten treu gesellt!
Solchem Daseyn war's beschieden,
Fortzubilden Volk und Welt:
Ewig lebst Du uns hienieden,
Nam' und Wirkung dauern fort.
Ruhe nun am stillen Ort,
Hier verehrt und selig dort.

Nach Beendigung des Schlußgesangs übergab der Herr Geheimerath und Kanzler von Müller den Sarg dem Herrn Oberhofmarschall, Freiherrn v. Spiegel, mit den Worten: „Des Großherzogs königliche Hoheit haben, im Sinne Höchstihro verewigten, glorreichen Herrn Vaters, beschlossen, die irdische Hülle des Herrn Staatsministers von Goethe in die fürstliche Gruft aufnehmen und neben Höchstihro eigenen Ahnen beisetzen zu lassen, auf daß für Mit- und Nachwelt auf die ausgezeichnetste Weise beurkundet werde, wie hohe Achtung und Liebe Weimars durchlauchtigstes Fürstenhaus dem treuen, verdienstvollen Staatsdiener, dem erhabenen Weisen und dem unsterblichen Dichter widmete, welcher der Schmuck seines Jahrhunderts war. Dort soll er ruhen zur Seite des geistverwandten Schiller, und so die heiligen Manen Carl Augusts und Louisens frommes Todtenopfer empfangen.

„Indem ich im Namen der trauernden Familie Ihnen, hochverehrter Herr Oberhofmarschall, diesen Sarg, der die ehrwürdigen Ueberreste umschließt, hiermit feierlich übergebe und Ihrer schirmenden Obhut anvertraue, sey es vergönnt, die tiefgefühlte, dankbarste Ehrfurcht auszusprechen, mit welcher der erhabene Beschluß Seiner königlichen Hoheit die Goethesche Familie und alle die zahllosen Freunde und Verehrer des großen Mannes erfüllen muß, dessen Hintritt wir beweinen. Preis und Segen dem ruhmvollen Fürstenhause, welchem Verdienste und Tugenden für die höchste Würde der Menschheit gelten! Wir (zu der Versammlung gewendet) scheiden nun von diesen heiligen Reliquien, aber unsere Liebe und unsere Sehnsucht bleiben ihnen für ewig zugewendet."

Noch einmal, Deutschland braucht kein Pantheon, kein Westminster: bei Hannover ruht Leibnitz, bei Regensburg Keppler, an der Ostsee Kant, Klopstock zu Ottensen, Wieland zu Osmanstädt, jeder einzeln, aber jeder dem ganzen Deutschland angehörend; nur hier an der Ilme hat dasselbe Schicksal, das die beiden größten Deutschen zu Zeitgenossen gemacht und auf ihrem Lebenswege zusammengeführt, sie in Einem Mausoleum vereinigt, und zwischen beiden hat sich ein weiser, guter Fürst trefflich gebettet, und, indem er sich selbst ehrte, in diesem Denkmal für alle Zeit ein sprechendes Symbol aufgestellt von deutscher Art und Weise.

Die Bühne blieb bis zur Beisetzung geschlossen; am 27. wurde die Todtenfeier durch Aufführung des Tasso und Deklamation eines vom Kanzler v. Müller gedichteten Epilogs *) begangen; die Wahl fiel naturgemäß auf Tasso, in dem die Einwohner Weimars so manche zarte Anspielung auf die Zeit finden, wo der hiesige Hof in mancher Rücksicht dem Hofe von Ferrara glich. Die Feier war schön in jeder Hinsicht, und so gab denn die Bühne, auf der der Dahingegangene einst durch Rath und That so manches Muster für deutsche Dramatik geschaffen, ihren Schwestern ein Vorbild zu einem würdigen Todtenopfer für den Unsterblichen.

*) Wir theilen diesen Epilog in der heutigen Nummer zu Anfang mit.

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. April 1832.

Wenn nun zwei um Eine frein,
Das wird erst ein Hauptspaß seyn.

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Die Doppelheirath.

(Fortsetzung.)

„Da muß ich sehr um Vergebung bitten, Madame," erwiederte Monsieur Dulac; „mich haben Sie heute Morgen geheirathet; da ist ja mein Ring an Ihrem Finger, der Ring meiner Großmutter mit den schönsten Diamanten in der Kolonie und der artigen Devise: jusqu' à la mort; nun, mit dem Tod soll es, denke ich, gute Weile haben, wenn ich nur den verdammten Husten loswerden kann. Ah, Prinzessin! es mag uns beiden dünken, es sey hier eine Verwechslung vorgegangen, und doch kann Alles ganz vernünftig seyn, ja ich glaube gewiß, es ist so. Der gütige Himmel hat uns für einander bestimmt; allerdings dachte ich eine ganz andere Person zu heirathen, aber die Vorsehung beschloß es anders und ich unterwerfe mich ihrem Willen in Freude und Demuth. Sie sollen sich, denke ich, über ihren Rathschluß so wenig zu beklagen haben, als ich; wir sind, ich glaube es zuversichtlich, für ein langes, glückliches Leben verbunden, und das Band der Ehe ist, wie Sie wohl wissen, unauflöslich. Ja, Madame, es ist etwas viel zu Ernstes um die Ehe, als daß man leichtfertig davon sprechen dürfte; dieß denken Sie wohl auch, nicht wahr?"

Hier machte ein heftiger Anfall von Husten Monsieur Dulacs Sermon ein Ende, und Therese, welche in den Stuhl zurückgesunken war und das Gesicht mit ihrem Tuche bedeckte, überließ sich jezt ganz ihrem Schmerze. Der Alte versuchte Alles Mögliche, um sie, wie er es nannte, mit ihrem Schicksal zu versöhnen, und sein Freund, der alte Pflanzer, stand ihm getreulich bei. Er brachte ihr die Hochzeitgeschenke, welche für die schöne Wittwe bestimmt gewesen waren, Halsbänder, Bracelets und eine Menge andern Schmucks; er ließ sich weitläufig darüber aus, wie angenehm seine Wohnung, wie beträchtlich seine Pflanzung sey, in welchem Ueberfluß sie leben, wie gut sie es bei ihm haben werde; er versprach, ganz für sie zu leben, in Allem ihren Willen zu erfüllen, und am Ende gab er zu verstehen, Richard wisse wohl recht gut, was es mit dem Handel für eine Bewandniß habe; alles sey ohne Zweifel mit der Wittwe abgeredet gewesen, und die Treulosen freuen sich jezt im Stillen, daß ihnen der feine Streich gelungen. Dieser lezte Grund, dessen Wahrheit auch der alte Vetter betheuerte, wirkte, wo alle übrigen fruchtlos geblieben waren. Wie konnte Therese den Worten zweier, dem Anschein nach so ehrwürdigen Alten Glauben versagen? Die bedrängte Schöne trocknete die Augen, ließ sich endlich bewegen, dem reichen Schmuck, den der alte Liebhaber ihr vorhielt, einen Blick zu schenken, und zulezt gar zum Ehrenplatz an der wohlbesezten Tafel führen.

Allermittelst war die Wittwe von dem hübschen, leichten Thiere, das Richard selbst für seine Schwestern dressirt hatte, rasch an den Ort ihrer Bestimmung getragen worden. Es ging so schnell, daß sie den Wolken, welche über ihren Häuptern zogen, vorauszueilen schienen,

und obgleich Richards Wohnung bedeutend weiter von der Kirche entfernt lag als Dulacs, so brauchten sie kaum längere Zeit, als lezterer. Wie staunte die Dame, als sie das Haus betrat! Das Zimmer, in das man sie führte, war mit schlechten Brettern gedielt, und an der Hinterwand that sich ein ungeheures Kamin auf, in welchem ein Paar Cypressenäste glommen; das nackte Gebälke der Decke war vom Rauch geschwärzt und die Möbeln bestanden in ein Paar alten Kisten, einem halben Dutzend Schemel und zwei plumpen Lehnstühlen. Ein junges Mädchen mit fliegenden blonden Haaren nahm ihr den Mantel ab, und wie sie nun in blitzenden Diamanten und dem Kleid von rauschender Seide dastand, verneigte sich unwillkührlich ein altes Ehepaar, ein sechzigjähriger Graubart mit einem Lederwamms, und ein schmächtiges, zehn Jahre jüngeres Mütterchen, mit einer groben weißen Baumwollenhaube und einem kurzen blauen Kattunrock, und das Mütterchen konnte mit Komplimenten gar nicht fertig werden. „Was das eine schöne Dame ist!“ sagte sie zu ihrem Manne. „Was für eine alte Frau hat Richard genommen!“ flüsterte das blonde Mädchen einem ihrer Brüder zu.

Während dessen blickte die gestrenge Dame mit unaussprechlicher Geringschätzung ringsum, und ihre schwarzen, stolzen Augen sprühten Flammen, als sie den schweren Lehnstuhl zurückstieß, den man ihr anbot. „Wo bin ich?“ rief sie; „warum führt man mich hieher? Dieß kann nicht das Haus meines Gemahls seyn; man bringe mich sogleich zu meinem Gemahl!“ — „Wo ist meine Frau?“ sagte Richard, der eben eintrat. „Wer ist die Dame?“ — „Deine Frau ist's,“ sagte einer der Brautführer; „der Pfarrer hat uns die Dame übergeben.“ — „Und eine schöne Dame ist's,“ sezte Richards Mutter hinzu; „ich stehe dafür, im ganzen Land ist keine schönere.“ — „Ich bin nicht Eure Frau,“ sprach Madame Labédoyère und sah Richard fest und stolz ins Gesicht. „Ich will zu meinem Gemahl; ich bleibe keinen Augenblick länger in der erbärmlichen Hütte.“ — „Ihr habt Recht,“ erwiederte Richard, „Ihr seyd nicht meine Frau. Ich habe eine jüngere geheirathet, und Gott sey Dank, eine viel hübschere; aber Ihr müßt hier bleiben als Unterpfand, bis ich die meinige wieder habe. Es muß da eine abscheuliche Verwechslung vorgefallen seyn; Ihr wollt zu Eurem Mann, ich will mein Weib, meine Therese; ich sage Euch, Ihr sollt nicht aus diesem Hause, bis ich sie wieder habe.“ — „Ach! ich merke schon,“ sagte Richards Mutter, „da hat dem armen Baltazar sein Auge einen schlimmen Streich gespielt; er hat Dir die unrechte gegeben.“ — „So soll er mir die rechte wieder schaffen,“ erwiederte Richard. „Wie kommt der alte Narr dazu, mir meine Therese zu stehlen, und mir die schöne Dame da, wie Ihr sie nennt, auf den Hals zu laden, die wahrhaftig meine Mutter seyn könnte? Aber ich will hin zu ihm, er soll mir mein Weib herausgeben, oder ich will nie wieder den Fuß in einen Steigbügel setzen. Brüder, habt ein Auge auf die Dame mit ihren Steinen und Flittern, und laßt sie nicht fort, bis ich wiederkomme.“

Mit diesen Worten stürzte er aus der Thüre, ohne des Regens zu achten, der stromweise gegen die Scheiben schlug. Vergebens rief ihm die Mutter nach, er werde sich in dem Sturme den Tod holen; er warf sich auf sein Pferd und sprengte nach dem Pfarrhaus von Adapes. Seine Verhandlung mit Baltazar Polo war von kurzer Dauer; der gute Mann suchte ihn Anfangs zu überzeugen, daß er sich unmöglich geirrt haben könne; er sey seiner Sache ganz gewiß, er habe jedem Frauenzimmer den ihr zugehörigen Ring an den Finger gesteckt. Aber diese Beweisgründe machten Richard vollends wüthend; er fragte den Pfarrer, ob er meine, Jedermann sey so kurzsichtig wie er, und könne eine Frau von vierzig Jahren von einem achtzehnjährigen Mädchen nicht unterscheiden. Baltazar fragte nun den jungen Mann, ob er wisse, wie der Mann heiße, den die Dame in seinem Hause hätte heirathen sollen, weil ohne Zweifel Therese aus Versehen in das Haus desselben gebracht worden sey. Davon wußte nun Richard keine Sylbe; er hatte in der Eile vergessen, sich darnach zu erkundigen, und wußte auch nicht, wie die Dame hieß. Da ihm übrigens Baltazars Wink einleuchtete, so beschloß er, wieder heimzureiten und bei der Matrone Erkundigung einzuziehen.

Ehe er indessen das Dorf verließ, ging er in das Haus, wo sich Therese bisher aufgehalten, um zu fragen, ob man nichts von ihr wisse; man hatte, seit sie in aller Frühe im Hochzeitkleid aus dem Hause gegangen war, nichts von ihr gesehen, noch gehört. Er lief in die Kirche, denn leise stieg die Hoffnung in ihm auf, sie könnte noch dort seyn. Er fand nichts als den Sakristan und die kalten, grämlichen, bärtigen Heiligengesichter an den Wänden, die auf seinen Jammer höchst gleichgültig herabblickten; auch die Virgen de los dolores war noch ganz in ihren alten Schmerz versenkt, aber für das schreckliche Unglück, das sich eben begeben, hatte sie kein Mitgefühl. Er kam fast in Versuchung, die abscheulichen Malereien herabzureißen. Er sezte sich wieder auf und kam, durchnäßt bis auf die Haut, wieder zu Hause an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Graben des Bernsteins.

Ein junger Posener, der früher in Genf studirte, Ignaz Mielzynski, theilt in der Genfer Bibliothèque universelle die folgenden Beobachtungen über das Graben des Bernsteins mit.

Ich ließ auf dem Gute meines Bruders bei Chobienik, zehn Meilen von Posen, Nachgrabungen auf Bernstein anstellen. Das Gebiet, auf welchem man hier überall, wo man den Boden aufgräbt, Bernstein, wenigstens in geringer Quantität findet, ist etwa zwei deutsche Quadratmeilen groß, und ein mäßig großer See, der an dieses Bernsteingebiet grenzt, wirft häufig bei Stürmen Bernsteinstücke aus; sie sind aber meistens zu klein, als daß es der Mühe lohnte, sie eigens zu sammeln, wie es an der Küste des baltischen Meers geschieht. Man findet nach Aussage der Eingebornen den Bernstein von der Oberfläche bis auf fünfzehn Fuß Tiefe; weiter hat man wohl schwerlich gegraben, weil jenseits einer gewissen, nach der Lokalität verschiedenen Tiefe die Wahrscheinlichkeit einer guten Ausbeute abnimmt. Nach meiner Erfahrung — freilich ließ ich nur einen Tag lang graben — findet sich der meiste Bernstein und in den größten Stücken in der oft gleich unter der Oberfläche beginnenden und sich etwa drei bis vier Fuß in die Tiefe erstreckenden Schichte schwarzen Sands, von welcher sogleich die Rede seyn wird. Die Bauern, die mit diesem Geschäft sehr gut umgehen können, und starken Handel mit dieser Waare treiben, finden oft Stücke von sehr beträchtlichem Werth; da sie aber häufig ihre eigenen Felder längst ausgebeutet haben, so graben sie heimlich bei ihren Nachbarn und verkaufen den Fund, da sie denselben geheimhalten müssen, unter der Hand um jeden Preis. So soll einer vor Kurzem ein Stück, so groß wie ein Backstein, d. h. von etwa 140 Kubikzoll körperlichem Inhalt ausgegraben haben; er verkaufte es für vierzig Thaler; es wurde nachher für 400 Franken veräußert und war bis jezt noch nicht in die Hände eines Liebhabers gekommen. Die Bauern sollen die Stellen, wo sich vorzüglich viel Bernstein findet, schon von außen erkennen. Ich fand mit meinen drei Arbeitern an Einem Tage über ein Pfund Bernstein, worunter sich Stücke von vier Kubikzoll befanden.

Das Erdreich besteht im Allgemeinen in dieser Gegend aus vier scharf geschiedenen Schichten: mehr oder weniger Dammerde, zweierlei Arten von Thon und gelblich weißer Sand. Die Dicke der drei obern Schichten ist verschieden, oft fehlen sie auch ganz und der Sand kommt zu Tage. Der Bernstein findet sich nun vorzüglich in diesem Sand, und ich habe sonst durchaus keinen entdecken können; die Bauern versichern indessen, es komme auch im Thon welcher vor, doch selten. Betrachtet man nun die Sandschichte für sich, so findet man in verschiedener Tiefe unter der Oberfläche derselben eine schwächere oder mächtigere Schichte von braungefärbtem Sand; sticht man diese Schichte senkrecht durch, so zeigt sich, daß sie aus mehrern kleinern, unregelmäßigen, braunen Schichten besteht, welche weißen Sand zwischen sich haben, daher sie gestreift erscheint. Ausschließlich in dieser Schichte habe ich den Bernstein gefunden. Bei näherer Betrachtung überzeugte ich mich bald, daß es überall derselbe, nur schichtenweise durch eine holzigte, in sehr feine Körner zertheilte Masse braun gefärbte Sand war. Die Bernsteingräber nennen diese braunen Schichten Bernsteinerde; wo sie vorzüglich reich an Bernstein ist, verbreitet sie den denselben eigenthümlichen Geruch. Ich durfte um so weniger zweifeln, daß diese sogenannte Bernsteinerde nichts ist, als Sand, mit verfaultem Holz gemischt, da ich ganz deutlich verfolgen konnte, wie jene feinen Holztheilchen allmählig den Uebergang zu Stücken verfaulten Holzes bildeten, deren manche zehn Kubikzoll und darüber groß waren. Auf welche Weise ist dieses Holz so fein zertheilt, so in Schichten ausgebreitet worden? seit wie lange ist es unter dem Boden, und was für Holz mag es wohl gewesen seyn? Dies sind Fragen, welche sehr schwer zu lösen seyn möchten. Je nachdem dieses Holz längere oder kürzere Zeit der Feuchtigkeit ausgesezt seyn mochte, je nachdem es Reste der Rinde, des Basts, des Splints oder ganzer Holzstücke sind, erscheint das Holz weicher oder härter, schwerer oder leichter, dunkler oder heller gefärbt.

Man könnte denken, zwischen dem Vorkommen des Bernsteins und dieser Holzstücke in der Schichte bestehe ein constantes Verhältniß, und es lasse sich vielleicht daraus über den Ursprung des Bernsteins etwas schließen; dem ist aber nicht so. Nicht nur haben beide Stoffe in ihrer beiderseitigen Lage lediglich nichts gemein, sondern häufig findet man desto mehr Bernstein in der Schichte, je mehr Holz darin ist; eben so oft aber gilt geübten Bernsteingräbern ein Ueberfluß von Holz für ein untrügliches Zeichen von Armuth an Bernstein.

Noch etwas darf ich nicht vergessen zu bemerken; nämlich oben in der Schichte sind die Holzstücke am derbsten und zahlreichsten, und diese sind ihrem ganzen Aussehen nach offenbar Ueberreste vom Stamm des Baums; je tiefer man aber gräbt, desto kleiner werden die Stücke und Wurzelfragmenten ähnlicher; kommt man endlich an die Stelle, wo man gewöhnlich zu graben aufhört, und nimmt hier mit dem Spaten, parallel mit dem Horizont, eine Schichte Sand weg, so zeigt sie sich voll Löcher von verschiedener Größe, durch welche die ganz verfaulten Wurzeln laufen. Tiefer habe ich nicht gegraben, aber allem Anschein nach setzen sich diese Wurzeln noch weit nach unten fort.

Eine solche Bernsteinhaltige Sandschichte enthält außer den genannten beiden Körpern durchaus nichts, auch nicht den kleinsten Kiesel; findet also beim Graben der Spaten den geringsten Widerstand, so ist unfehlbar ein Stück Bernstein oder ein Stück Holz vorhanden.

Die Bernsteinstücke sind indessen in der Schichte durchaus unregelmäßig zerstreut. Sie enthalten bekanntlich nicht selten, zum Theil sehr gut erhaltene Insekten.

Schließlich noch etwas, das ich aus dem Munde der Bernsteingräber habe: kommt man durch eine an Bernstein reiche Schichte so tief hinab, daß man auf Wasser stößt, und läßt nun die Grube eine Zeitlang offen, so schwemmt das Wasser kleine Bernsteinstücke in beträchtlicher Menge her. Da ich nie sehr reiche Schichten getroffen habe, so konnte ich mich von der Richtigkeit des Faktums nicht selbst überzeugen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Ein Justizmord.

Obschon die französische Gesetzgebung große Vorsicht gebraucht hat, um den Unschuldigen zu schützen und die Gerichte vor Uebereilungen zu bewahren, so fallen doch zuweilen Dinge vor, welche die Gesetzgeber nicht vorhergesehen hatten und die zu himmelschreienden Ungerechtigkeiten Anlaß geben könnten, ohne daß es möglich wäre, denselben vorzubeugen oder sie wieder gut zu machen. Eines dieser Ereignisse beschäftigt schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums, und ist in diesen Tagen wieder zur Sprache gekommen. Vor ungefähr dreißig Jahren nämlich wurde ein Raub an einer Diligence auf der Landstraße begangen; die Räuber machten sich davon. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ein gewisser Lesurque als verdächtig verhaftet wurde. Als dieser mit den beraubten Personen confrontirt wurde, glaubten sie in ihm einen derjenigen zu erkennen, welche die Diligence angegriffen hatten. Vergebens betheuerte er seine Unschuld; die Zeugen waren wider ihn; er konnte auch nicht beweisen, daß er im Augenblicke des Straßenraubs sich anderswo aufgehalten habe; im Gegentheil war aller Anschein wider ihn, und somit nahmen Geschworne und Richter keinen Anstand, ihn für schuldig zu erkennen; er wurde zum Tode verurtheilt und, obschon er bis zu seinem Ende feierlich auf seiner Unschuld bestand, hingerichtet. Erst mehrere Jahre nach seinem Tode begab es sich, daß ein Verbrecher, Namens Duboscq, der wegen anderer Verbrechen gerichtet wurde, gestand, er habe den Straßenraub begangen, welcher den unschuldigen Lesurque auf's Blutgerüste geführt hatte. Leider glich lezterer dem Verbrecher sehr und deshalb hatten die Zeugen, die ihn natürlich nur kurze Zeit vor Augen gehabt, gar nicht gezweifelt, Lesurque sey der Mann, der den Straßenraub begangen. Dieses geschah unter der Napoleonschen Regierung. Man sollte nun glauben, bei der Entdeckung eines so ungeheuren Versehens, das einem Unschuldigen das Leben gekostet und seinen Namen mit Schande bedeckt hatte, habe sich die Regierung geschämt und keinen Augenblick gesäumt, ihren Irrthum wieder gut zu machen, so weit es noch thunlich war. Der unschuldige Lesurque hatte sein Leben verloren; für ihn war keine Vergütung mehr möglich; allein er hatte eine Wittwe und Kinder hinterlassen. Diesen konnte man Genugthuung geben. Man hatte Lesurque nicht allein zum Tode verdammt, sondern ihn auch gezwungen, die geraubten Gelder, die, wie man behauptet, sich auf eine halbe Million Franken beliefen, aus seinem Vermögen zu ersetzen. Dieses Blutgeld, sollte man meinen, habe die Regierung sogleich am Tage nach der Entdeckung des schrecklichen Irrthums der Familie wieder zurückerstattet, um ja nichts mehr damit zu thun zu haben; aber nichts von alle dem ist geschehen. Es sind ungefähr zwanzig Jahre seit der Entdeckung von Lesurques Unschuld verstrichen, und unter keiner der Regierungen, die einander abgelöst, hat die Lesurquesche Familie die geringste Vergütung erhalten können. Der Grund davon liegt erstlich in der fast allen Regierungen anklebenden Aengstlichkeit, wenn es auf ungewöhnliche Schritte ankommt, wofür die Gesetzgebung nichts vorgesehen hat, und zweitens in dem Mangel eines Gesetzes, worauf sich die Familie stützen könnte, um Gerechtigkeit zu verlangen. Nach der französischen Gesetzgebung sind die von den Gerichten ausgesprochenen und vom Kassationshofe bestätigten Urtheile unwiderruflich. Der Monarch kann wohl die Verurtheilten begnadigen, aber den Urtheilsspruch kann er nicht zurücknehmen; er muß seine Vollziehung erhalten, wenn keine Begnadigung erfolgt. Ebenso bleiben die durch den Urtheilsspruch verordneten Geldbußen, wenn sie einmal der Staatskasse anheimgefallen sind, in derselben, und Niemand kann sie zurückfordern, weil Niemand, wie gesagt, den Urtheilsspruch ändern kann. Daher kommt es denn, daß die Lesurquesche Familie bisher keine Vergütung erhalten hat. Die Regierung antwortet: kein Gesetz befiehlt, einen fälschlich Angeklagten und Verurtheilten von der ihm angethanen Schande zu befreien und die ihm abgenommene Geldbuße aus der Staatskasse zu ersetzen. Hier ist also, wie man sieht, summum jus summa injuria. Läßt sich etwas Empörenderes denken, als dieses vorgeschützte Unvermögen der Regierung, das abscheuliche, an dem unschuldigen Lesurque begangene Unrecht wieder gut zu machen? Wie, ihr habt einen Unschuldigen auf's Blutgerüste geführt, euer entsetzlicher Irrthum ist klar bewiesen, und ihr weist die unglückliche Familie mit der kalten Antwort zurück, die Gesetze schreiben nichts vor für den Fall, der sich hier ereignet hat? Wenn kein Gesetz da ist, um der so entsetzlich beleidigten Unschuld einigen Ersatz zu verschaffen, warum eilt ihr euch nicht, die Lücke auszufüllen und den gesetzgebenden Kammern ein besonderes Gesetz vorzuschlagen? Warum bringt ihr nicht eine besondere Maßregel für dieses ganz besondere Ereigniß in Vorschlag? Der begangene Irrthum fällt den Richtern, der Jury, der Regierung, dem ganzen Lande zur Last; warum vereinigt sich nicht alles, um der beklagenswerthen Familie einigen Ersatz zu verschaffen, der immerhin geringe ausfallen würde gegen den ungeheurn Verlust, den sie erlitten, gegen den tiefen Kummer, den sie so lange ausgestanden hat? Da nun leider von der Regierung, oder vielmehr von den verschiedenen Regierungen, die auf einander gefolgt sind, nicht das Geringste in dieser Hinsicht gethan worden ist, obschon sich alle freisinnigen Blätter, die oft die einzigen Beschützer und Vertheidiger der Unschuld sind, der Lesurqueschen Familie mit Wärme angenommen haben, und obschon auch in den gesetzgebenden Kammern die Bittschriften dieser Familie der Aufmerksamkeit der Regierung empfohlen worden sind, so hat sie so eben wieder einen Schritt gethan, um endlich dem gegen sie begangenen himmelschreienden Unrechte ein Ende zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 18. April 1832.

> Wie soll ich denn dein Freund nun seyn,
> Du Franzmann voll von List?
> Und fühl' ich's doch durch Mark und Bein,
> Daß du mein Erbfeind bist.
>
> Rückert.

Die Liberalen.
Eine Scene aus dem Volksdrama unserer Zeit.

Franzose und Deutscher
(in einem Kaffeehause am Rhein.)

Franzose.

Herr Bruder, nicht so traurig! angestoßen!
Der guten Sache Sieg im deutschen Land!
Baut nur auf uns! wir reichen euch die Hand
Mit Muth und Treu' im Kleinen, wie im Großen;
Weht nur erst Frankreichs Fahne hoch am Rhein,
Dann glaubt Herr Bruder wird's viel

Deutscher

— schlechter seyn.

Franzose.

Was sprecht ihr da? Gedenkt der Julitage!
Sie flochten euch zuerst den Freiheitskranz.
Durch Frankreich nur stieg eures Glückes Wage;
Auf uns nur ruht des Ruhmes höchster Glanz.
Nach Deutschland treibt uns für die gute Sache,
Herr Bruder, nichts, als nur allein

Deutscher

— die Rache.

Franzose.

Seyd ihr gescheut? — Das große Volk der Franken
Will Rettung bringen euch von eurer Qual,
Und wie? ihr nennt euch selber liberal,
Und könnt im heiligsten Vertrauen wanken?
Die Freiheit so die große Nation
Nach Deutschland trägt, heißt

Deutscher

— Kontribution.

Franzose.

Wie lächerlich! heißt Licht, Vernunft und Wahrheit;
Parole d'honneur! berichtet seyd ihr schlecht.
Euch blendet noch vergang'ner Zeiten Narrheit,
Mit Frankreichs Fahne kämpfte stets das Recht;
Denn ha! es hält, soll mich der Teufel holen!
Dem Deutschen Wort und Treue wie

Deutscher

— dem Polen.

Franzose.

Eh bien, ich seh's, ihr hegt ein schlecht Vertrauen.
Doch sagt, auf wen wollt ihr in jetz'ger Zeit,
In dieses Meinungskampfes wildem Streit,
Auf wen den Sieg für eure Freiheit bauen?
Nichts kann aus eurer langen Geisteshaft
Befreien euch, nichts, als die

Deutscher

— eigne Kraft.

Franzose.

Ein stolzes Wort. Doch möchte ich drauf schwören,
So denkt die Masse nicht im deutschen Land.
Sie wird, wie einst, auf Frankreichs Stimme hören,
Und steh'n wir nur erst an des Rheines Strand,
So strömt sie uns auch zu mit gleicher Liebe,
Und wir empfah'n wie früher

Deutscher
— deutsche Hiebe.

Franzose.

Das nenn ich grob, Herr Bruder! Doch, auf Ehre!
So fühlt und urtheilt heute, wie mir scheint,
Kein Liberaler, der es ehrlich meint;
Ihr predigt wahrlich eine schlechte Lehre.
Wer heut zu Tage also sprechen kann,
Der ist, erlaubt es mir, ein

Deutscher
— deutscher Mann.

Und wahrlich, hört's, ihr Herrn von Süd und Norden:
Auch bei dem Deutschen ist es Tag geworden.
Nicht Russe, noch Franzose fern und nah
Soll ungestraft sein Vaterland betreten.
Gerüstet steht in Gauen und in Städten,
Mit neuer Kraft die alte Löwin da.
Europa beb'! Es brüllt Teutonia.

G. A. Maltitz.

Die Doppelheirath.

(Fortsetzung.)

Das schreckliche Unwetter, das Madame Labédoyères Brautstaat zu Grunde gerichtet oder doch ihre Toilette in große Unordnung gebracht hätte, ließ sie ihre Haft in Richards Hause ziemlich geduldig ertragen. Richard sah sie bei seiner Zurückkunft mit unwölkter Stirne im Lehnstuhl sitzen, den sie endlich doch angenommen hatte, und fand seine Mutter und Schwestern an ihren gewöhnlichen Geschäften, nur etwas stiller als sonst; denn der herrische Ton der Fremden und die Pracht einer Kleidung, wie noch nie eine unter dem niedrigen Dache gesehen worden war, hatten sie in Respekt gesezt. Die Betrachtungen, welche die Dame bei sich anstellte, fielen nichts weniger als zu Richards Nachtheile aus. Fand er Therese wieder, so entging ihr ja Monsieur Dulac nicht; bekam er sie nicht wieder, nun — Richard war ein stattlicher, junger Mann, und damit konnte sie sich über den Verlust von des alten Herrn Vermögen wohl trösten; er war arm, allerdings, aber sie war ja reich genug, und sie meinte am Ende, sie würde mit ihm nicht so schlimm fahren. Richards erstes Geschäft war, die Dame zu fragen, wie sie heiße und mit wem sie in der Kirche habe verheirathet werden sollen; man hielt Familienrath und die stolze Wittwe geruhte, auch ihr Wort mitzusprechen. Es wurde endlich beschlossen, Richard solle sich mit seinem Vater zu Dulac begeben und die junge Frau, welche ohne Zweifel aus Versehen in sein Haus gebracht worden, zurückverlangen; habe die Expedition den gewünschten Erfolg, so solle Madame Labédoyère anständig zu ihrem respektabeln Liebhaber eskortirt werden. Nicht lange, so machten sich der Alte und sein Sohn auf den Weg. Der Vater war nichts weniger als ein gewandter Reiter, und so kam Richard jeden Augenblick weit voraus, bis ihm der Vater zurief, er solle warten. Dulacs Haus lag just auf der entgegengesezten Seite von der Kirche zu Adayes, und es war somit sehr weit hin. Vergeblich stellte der junge Mann dem Vater vor, wie sie, wenn sie so fortritten, sehr spät hinkommen müßten. „Du weißt wohl,“ erwiederte der Alte, „daß ich die zehn lezten Jahre her nie flinker zu Pferde war, und Dein alter Vater wird doch wohl nicht noch den Jokey machen und den Hals brechen sollen. Nun, kannst Du Dein Pferd nicht zur Ruhe bringen? Halt es an und bleibe mir zur Seite!“

Wie lang wurde dem armen Richard der Weg! Sie kamen indessen an Dulacs Hause noch vor der Dämmerung an. Der Regen hatte aufgehört und das zarte Roth des leichten, dunstigen Gewölkes verkündigte für den morgenden Tag schönes Wetter. Sie pochten an die Thüre; ein Neger öffnete und fragte, was sie am Hochzeittage des Herrn herführe? „Und wer ist seine Frau?“ rief Richard schnell. „Eine sehr schöne, ganz junge Dame,“ antwortete der Schwarze in seinem creolischen Französisch; „der Herr hat sie heute Früh mitgebracht.“ Richards Blut stockte, als er dieß hörte; er hatte nicht den Muth, weiter zu fragen, aber sein Vater übernahm das Geschäft. Der Neger berichtete, die Braut sey ein hübsches Frauenzimmer von etwa achtzehn Jahren; er habe sie Therese nennen hören, sie sey aus dem spanischen Dorfe Adayes, sie habe Anfangs sehr geweint, jezt sey sie aber munter und guter Dinge. Richards Gefühle bei diesen Worten lassen sich nicht beschreiben. „Fort!“ rief er seinem Vater zu; „ich sehe schon, Therese hat mich betrogen!“ Der Alte hieß ihn warten und sagte, zum Neger gewandt: „Ich muß Deinen Herrn sprechen.“ — „Das kann nicht seyn,“ erwiederte der Schwarze; „der Herr hat ausdrücklich befohlen, Niemanden vorzulassen.“ — „Was kann nicht seyn?“ rief mit einer Donnerstimme der alte Louisianer, dessen Blut nachgerade für seinen Sohn in Wallung kam; „fort, und sage Deinem Herrn, ich müsse ihn sogleich sprechen.“

Der Schwarze ging, und alsbald erschien an einem Fenster des obern Stocks Monsieur Dulac und fragte in grämlichem Tone, was zu Diensten stehe. Der alte Lemoine gab ihm zu erkennen, warum sie hier seyen, sprach von der Verwechslung, die vorgegangen, und sagte, Richard verlange seine Braut zurück und sey bereit, Monsieur Dulac die Dame zuzuführen, welche er habe heirathen wollen. — „Verwechslung!“ erwiederte Dulac; „nichts weniger! Ich bin mit der Hochzeit zufrieden, wie sie ausgefallen ist, und kann auch im Namen der jungen Dame erklären, daß sie nichts dagegen einzuwenden hat. Sie ist meine Frau, die Ehe ist kirchlich geschlossen, und

sie trägt meinen Ring am Finger. Was die Wittwe Labédoyère anlangt, so ist der junge Herr gewiß eine vortreffliche Parthie für sie, und ich wünsche ihnen alles mögliche Glück." — „Aber er will nichts von der Wittwe, er will die junge Frau haben!" — „Ah! er will meine Frau! Ei! junger Mann, da habt Ihr Euch doch ein wenig gar zu früh auf den Weg gemacht zu einem so löblichen Unternehmen! Galante Herrn, wie Ihr, fangen doch sonst die Jagd auf ihres Nächsten Weib nicht schon am Hochzeittage an. Und Ihr, Monsieur Lemoine, oder wie Ihr sonst heißt, schämt Ihr Euch nicht, Eurem Sohn bei etwas der Art beizustehen? Nein, nein, Messieurs, meine Frau ist meine Frau. Ich habe die Ehre, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen." Und mit diesen Worten machte er das Fenster zu und zu gleicher Zeit schloß und verriegelte der Schwarze die Hausthüre.

Was war da zu thun? Der alte Lemoine war wüthend; er wollte die Thüre einschlagen und aus Theresens eigenem Munde hören, ob Dulac die Wahrheit gesagt; Richard aber mochte von der Ungetreuen, der Undankbaren nichts mehr hören, und als eine Art von mezzo termine beschloß man endlich, zu Baltazar Polo zu gehen, ihm über das Unglück, das er angerichtet, den Text zu lesen und zu hören, ob er nicht einen guten Rath wisse. Der gute Pater empfing sie so freundlich als gewöhnlich und hörte ihre Klagen geduldig an. „Lieben Freunde," nahm er sodann das Wort, „schwer müßte mir der Irrthum, den ich begangen, auf der Seele liegen, sähe ich nicht den Finger Gottes in dieser Sache. Was der Himmel beschlossen, kann ich nicht anders machen; Madame Labédoyère ist Eure Frau, Richard, und Therese ist Monsieur Dulacs Frau. Aber kommt morgen wieder zu mir, ich will das andere Paar auch bestellen, und da will ich versuchen, Alles zu Eurer Zufriedenheit beizulegen."

Den andern Morgen fanden sich beide Paare zu guter Zeit im bescheidenen Pfarrhause ein. Ihr wißt ohne Zweifel, daß nach einem louisianischen Gesetze der Mann durchaus keinen Anspruch an das Vermögen seiner Frau hat, und umgekehrt, und daß demnach, Dulac und Madame Labédoyère mochten nun am Hochzeittage oder erst nach zehn Jahren sterben, ihre jungen Ehehälften immerhin so arm gewesen wären als zuvor. „Wir haben," sprach der Pfarrer, „einen schweren Irrthum begangen, und in Folge desselben hat keines bekommen, was es eigentlich wollte. Aber Ihr," damit wandte er sich an die Alten, „habt bei dem Handel gewonnen, die jungen Leute hier haben dabei verloren. Ihr seyd ihnen Ersatz schuldig; Monsieur Dulac trete die Hälfte seiner großen Güter seiner jungen Frau ab, und Sie, Madame, verschreiben die Hälfte Ihres Vermögens Ihrem jungen Manne; unter dieser Bedingung mag Alles bleiben, wie es ist." Den Interessenten schien zwar dieser Vorschlag Anfangs nicht sehr zu behagen; gegen des Pfarrers Gründe ließ sich indessen nicht viel einwenden. Dulac kam es nicht in den Sinn, Theresen wieder herzugeben, und Richard nahm sich neben ihrem vorigen Liebhaber zu vortheilhaft aus, als daß Madame Labédoyère sich hätte lange besinnen können. Man ließ also einen Notar kommen, die Instrumente wurden auf der Stelle aufgesetzt und die Partheien entfernten sich, Therese mit Dulac, Richard mit seiner Wittwe, die nun Madame Lemoine war und in deren Hause er sich niederließ.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Entdeckungen in Neuholland.

Die Sidney-Gazette vom 1sten November v. J. meldet, der Regierung sey ein offizieller Bericht des Kommandanten von Bathurst über eine im Norden der Kolonie gemachte wichtige Entdeckung zugekommen. Ein schon vor mehreren Jahren entsprungener Gefangener, der in der Zwischenzeit sich im innern Lande umhergetrieben hatte, kam, so erzählt man, zu Obrist Macpherson in Bathurst und theilte ihm mit, daß nördlich von Liverpool ein Strom fließe, der sich gegen Nordwest wende und sich in den Golf von Van Diemen ergieße. Der Mann erzählt, er habe den Fluß bis an seine Quelle verfolgt. In der Nähe dieser Quelle habe er verschiedene, mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Haufen Eingeborner angetroffen, die ihm zu verstehen gegeben, es kommen von Zeit zu Zeit Schwarze auf vielen Fahrzeugen hieher, um gewisse Bäume zu fällen und eine Muschelart zu sammeln, die sie ihm im Wasser zeigten. Der Beschreibung nach ist diese Muschel die sogenannte beech-le-mer; die Bäume, von denen die Rede ist, sind wohl Sandelholzbäume. Man sieht auf der Karte, daß der Golf von Van Diemen der Insel Timor fast gegenüber liegt; die von den Eingebornen beschriebenen Leute sind also ohne Zweifel Banden von Malayen, welche auf ihren Booten herüberkommen, um Sandelholz und jene Muscheln zu holen; denn es sind dies zwei Haupthandelsartikel für die Malayen, besonders für den Handel nach China. Derselbe Mann erzählt auch, er habe Flußpferde und große, den Orangutangs ähnliche Affen in Menge getroffen; man wußte bisher von diesen Thieren auf Neuholland nichts. Das Wichtigste an der Sache, wenn sich das Ganze bestätigt, wäre die Entdeckung des genannten Flusses. Die Regierung wird sofort die geeigneten Maßregeln treffen, um sich von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Theaternoth.

Beide Berliner Theater trifft nicht der Vorwurf, daß sie den Bürger aus seiner Sphäre heraus erheben wollen. Das des Hofes krankt an allen Krankheiten fort, ja man muß sich eigentlich wundern, wenn man bei dem mangelnden Organis-

mus, bei der völlig hingeschwundenen Lebenskraft noch gesunde Glieder erblickt. Es sind die Zweige eines alten Baumes, welche die Erde wieder berühren und, neue Wurzeln schlagend, irgendwo anders die Nahrung suchen, welche ihnen der verwitterte Stamm nicht mehr zukommen läßt. Alle Operationen von außen, Inoculationen und dergleichen helfen nicht, sie machen das ganze Gebäude nur monströser. Man verlangt nach Lustspielen, solchen, die keine Ansprüche machen bei Darstellern und Zuschauern, bei jenen an die Phantasie, bei diesen an den Verstand. Was so glatt weg geht, nicht gegen die Sitten und die Politik verstößt und dem gemeinmenschlichen Fassungsvermögen erreichbar bleibt, ist willkommen. Daneben will man auch keine Wiederholungen von schon Dagewesenem, womit es freilich nicht allzustreng genommen wird. Lustspiele von dieser Beschaffenheit will man haben, um zwischen den Ballets dem Publikum doch etwas, was man so nennt, Geistiges zu bringen. Wie das zu leisten, gehört in die Geschichte des Wunderbaren. Die alte Quelle aus Paris ist, seit die Politik sie getrübt hat, für uns so gut wie versiegt; Raupach hat mehrere witzige Piezen zurücknehmen müssen, weil sie hohen Orts eben deshalb Anstoß gegeben; so dreht sich denn Alles um Armseligkeiten. Es geschieht nichts zur Aufmunterung, und so ist man zufrieden mit dem Leidlichen. Einer Weissentburn „des Malers Meisterstück,“ Töpfers „Freien nach Vorschrift,“ nach dem französischen „Dominique“ (das phantastischste noch) und Holbeins „Doppelgänger,“ das waren die Matadore auf einer Bühne, wo Iffland, Schröder, Kotzebue, Jünger einst mit solcher Leichtigkeit und Präcision gegeben wurden, daß alles Larmoyante der fünf langen Akte in Munterkeit aufging. Von Raupach wird eben eine neue Hohenstaufentragödie, die zweite aus der Geschichte Friedrichs II., erwartet. Zum Raupachschen Pathos reicht unsere Kunst noch aus. Es wurde auch, viel vorherbesprochen, der „Othello“ nach der neuen Kaufmannschen Uebersetzung aufgeführt, eine verständige Aufführung, wie man sie von so gebildeten, reflektirenden Schauspielern erwarten durfte; Shakespeares Othello war es indeß nicht.

Das Königsstädtische Theater, das, jeden Monat am Rande des Verderbens, immer noch auf mysteriöse Weise gehalten wird, verliert plötzlich fast alle die alten Mitglieder, welche seine Entstehung und seine Blüthe miterlebt. Schmelka, trotz seinen Jahren, mit einer noch nicht erschöpften vis comica, der in seinem Genre treffliche Buffobassist Spitzeder, mit seiner Frau, der Sängerin Vio, der Komiker Rösicke, die talentvolle tragische Liebhaberin Mad. Herold u. a. verlassen mit einem Male das Theater, man meint, mehr aus Laune des zeitigen Theaterinhabers, als aus Plan und Nothwendigkeit. Raimund soll gastiren, kann aber in seiner Person, die sich schwerlich hier wird für immer festbannen lassen, nicht ein ganzes abgehendes Personal ersetzen, und ebensowenig wird und kann der Fremde in Norddeutschland durch einen Zauberschlag eine neue Bühne schaffen. Die Sängerin Hähnel, eine königliche Erscheinung, steht eigentlich dort allein, eine Satire, ob mehr für diese oder für die königliche Bühne, welche sie verschmäht hat, will ich nicht entscheiden.

Bei der außerordentlichen Armuth an Neuem und Eigenthümlichem ist eine merkwürdige Erscheinung ein Drama von Holtei, betitelt: „Ein Trauerspiel in Berlin,“ offenbar angeregt durch die Shakespearesche Yorkshire tragedie. In der geschickten dramatischen Verwickelung und Entwickelung eines Kriminalfalles, der indessen edlere Affekte anregt, als die aus der Verwechselung des Mein und Dein entspringenden, bringt der Verfasser die baare, nackte Wirklichkeit des Berliner Küchen- und Straßenlebens auf die Bühne. Köchinnen, Bediente, Holzhacker und Eckensteher zu Helden eines Trauerspiels zu machen, war gewiß ein höchst mißliches Unternehmen. Hier konnte die mangelnde schöpferische Kraft sich hinter keinen schönen Worten und Versen verstecken, mit Tiraden ließ sich keine Lücke verdecken, wo das Gefühl keine Worte findet; der Holzhacker, der nicht die aller naturgetreueste Sprache redete, fiel, wo ein König noch hundert Mittel hatte, sich zu halten. Das Wagestück ist jedoch gelungen. Die Fabel war zu glücklich erfunden und mit Benutzung aller dramatisch erlaubten Mittel zur Spannung durchgeführt; auch tragen die dramatis personae so durchaus den Stempel des Lebens und der Natur an sich, daß von Seiten der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit den Autor kein Vorwurf trifft. Dagegen bliebe es immer zweifelhaft, wenn von Kunst auf diesem Theater die Rede wäre, ob diese je erlaubte, die genannten Personen zu ihrem geadelten Kreise zu erheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Beschluß.)

Mängel der Gesetzgebung.

Da gerade die Pairskammer mit der Verbesserung des Strafgesetzbuchs beschäftigt ist, so hat der Anwalt der Lesurquesschen Familie eine Schrift an diese Kammer gerichtet, um zu bewirken, daß eine besondere Verfügung zu Gunsten der vom Gerichte verurtheilten, hernach aber unschuldig befundenen Personen eingerückt werde. Es ist freilich schlimm, wenn man in einem Gesetzbuche den Fall vorhersehen muß, daß ein Unschuldiger wie ein Verbrecher bestraft werden kann; allein irren ist menschlich, und besser ist es, ein freimüthiges Geständniß der menschlichen Schwäche abzulegen, als den Familien der unschuldig Verurtheilten den Weg zur Erlangung einer billigen Vergütung zu verbauen. Die Erfahrung beweist ja nun, daß solche Fälle wirklich vorkommen, so wie vor wenig Jahren eine andere Erfahrung gezeigt hat, daß nach der jetzigen Gesetzgebung zuweilen ein wirklicher Verbrecher ungestraft bleiben kann, obgleich das Gericht von seiner Schuld völlig überzeugt ist. Als nämlich der berühmte originelle, polemische Schriftsteller Paul Courier auf seinem Landgute zu Veretz ermordet worden war, warf man Verdacht auf einen seiner Diener und zog ihn vor Gericht. Da man ihm aber nichts beweisen konnte, so wurde er freigesprochen und entlassen. In der Folge schwatzte ein Bauernmädchen aus, sie habe mit ihrem Geliebten sich im Gehölze befunden, als P. Courier ermordet wurde, und jenen Diener von hinten auf ihn schießen sehen. Sie mußte ihre Aussage vor Gericht bestätigen. Der Diener selbst gestand, daß er an dem Morde seines Herrn Theil genommen habe; allein er war einmal freigesprochen, und da, wie gesagt, nach den französischen Gesetzen die Urtheilssprüche unwiderruflich sind, so konnte er nicht einmal wieder vor Gericht gezogen werden, sondern ging frei umher, indeß seine Mitschuldigen gerichtet wurden. Läßt sich etwas Ungereimteres denken? Allerdings ist es wichtig, daß der Ausspruch der Richter als unveränderlich betrachtet werde; allein man sollte doch glauben, daß in einem Falle, wie der eben angeführte, ein Richterspruch nicht als ein Orakel verehrt werden dürfe. Alles dieses beweist, daß im französischen Strafkodex, obschon er vor andern Gesetzbüchern ähnlicher Art manche Vorzüge hat, doch noch Mängel sind, die eine Abänderung verlangen. Keine Regierung thue sich zu viel auf ihre Gesetze zu gute; wollte man sie genau prüfen, wie manche Lücken und Mängel würde man entdecken! Glücklich jedoch ist das Land, wo eine freie Presse und eine freie Tribüne die Verbesserungen allmählich angeben und bewirken können!

Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. April 1832.

Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Goethe.

Epilog zum Andenken Goethe's

von

L. Tieck.

Gesprochen in Dresden nach Darstellung der Iphigenia von Goethe, den 29ten März 1832,

von

Mad. Mevius, Herrn Carl und Emil Devrient und Herrn Pauli.

Symphonie zum Egmont von Beethoven, dann hebt sich der Vorhang wieder.

Karl Devrient.

Seit jener trüben Stunde,
Als uns zuerst erscholl die Trauerkunde,
Nicht töne Fülle mehr der Lehr' und Lieder
Vom hochgeweihten Munde
Des weisen, edlen Sängers; daß hernieder
Zum Staube die Heroenbildung steigt,
Und ewig nun die holde Lippe schweigt: — —
Welch Herz, das nicht im tiefsten Grunde
Erschüttert ward, wie in die dunkle Nacht
Eingeht die hohe Kraft, dem Tod erliegt
Der Held, der in der Götterrüstung Pracht
So kühn als ein Unsterblicher gesiegt! —

Mad. Mevius.

Nicht nur Germaniens Gau'n, auch ferne Zonen,
Sie fühlen, was das deutsche Land verloren,
Wo irgend Menschen, Denker, Künstler wohnen,
Die sich Unsterbliches zum Ziel erkoren, —
Ihr Vorbild, Lehrer, Freund und hoher Meister
Schied lächelnd zu dem Chor verklärter Geister.

Emil Devrient.

Was die Geschichte beut, was Forscher denken,
Die Kräfte, die in Weisheit Völker lenken,
Was die Natur in ihrer Werkstatt schafft,
Der Erze Gang, des Erdgeists Wunderkraft,

Am Aether hoch der Wolken Wandelzug,
So wie in Tiefen der Gedanken Flug: —
Das Unsichtbarste selbst war ihm vertraut,
Dieß hat im klaren Spiegel Er erschaut;
Der Farben süßes Dämmerspiel und Leben,
Hat sein begeistert Auge kund gegeben:
Daß Wald und Fels, Meer, Erde, Luft und Licht
Auf sein Geheiß ward Weisheit und Gedicht.

Karl Devrient.

Wer wagt, den tiefen, reichen Geist zu messen?
Apollo's und der Musen Liebling steht
Er da, der größte seiner Zeit, vollendet,
In seiner hohen riesigen Gestalt.
Zwei Riesen nur sind ihm verbrüdert noch,
Der heil'ge Dante, dessen Wunderharfe
Im Einklang mit den Himmelschören rauscht,
Und jener britt'sche Geist, der überstarke,
Der Goethe's Jünglingsmuth entzündete: —
Die drei Giganten reichen über Zeiten
Und Land und Meer sich brüderlich die Hand,
Ihr Aug' umstrahlt im Herrscherblick die Welt.
Sie stehn, die höchsten Alpen, klar im Blau,
Mit reinem Demantglanz das Haupt umleuchtet,
Daß Pilger dort und hier die Wege finden:
Gestirne sind sie, die auf weitem Meer
Durch dunkle Nacht dem Schiffer ewig strahlen,
Daß er die sichern Pfade finden mag.

Mad. Mevius.

Begeistrung ihm und Muse war die Wahrheit,
Das Finst're des Gemüths zur Schön' und Klarheit
Erhob sein Lied, so rauschte rein und helle
Der volle Ton noch heut, so wie die Welle
Im hohen Felsgranit einsam entspringt,
Prophetisch bis zum Thal hernieder klingt. — —

Der Vorhang hebt sich. In Wolken sieht man auf erhöhter Bühne in der Mitte die Büste Goethes, gekränzt von Egmont und einem Genius, der Clärchen, den Nachruhm und die Freiheit andeutet, rechts Tasso und die Prinzessin Leonora, vorn Faust, auf der andern Seite Götz von Berlichingen und Elisabeth.

Tasso, der Seher, hochbegabt, will innen
Des Lebens Kron' und Seligkeit gewinnen,
Und kennt doch nicht den Genius, der ihn krönt,
Und seines Herzens Blume sanft verschönt;
Verdüstert ruft er selbst den finstern Mächten,
In aufgeregter, wilder Leidenschaft
Wird Wahnsinn nun und Ohnmacht Geist und Kraft,
Und er verfällt des Schicksals dunklen Nächten;
Des Dichters Leid und Liebe, Qual und Lust,
Verstehn, erleben wir in eigner Brust.

Karl Devrient.

Dort Götz, der rechtlich gute, freie Mann,
Der häuslich Brave, Unterdrückte schützend,
Im Kampf mit klug'rer, doch zweideut'ger Zeit,
Künsten erliegend, die ihm sein Verhängniß
Verderbend flechten aus dem Heldenmuth,
Dem edlen Trotz, redlichem Widerstand,
Verschmähn der Klugheit, eigennütz'ger Lüge,
Aus Tugenden, die ihn in frühern Jahren
Zum Helden adeln, Ruhm und Glück ihm schenken. —

Es liegt ein holder Schlummer zart und weich
Um unser Daseyn: aus Ergebung, Dulden,
Genuß im Maaß, Entsagen und freiwill'ger
Beschränkung ist der Wunderhaag gepflanzt.
Im Innern hegt er Glück, der Liebe Blumen,
Der Frömmigkeit und Milde sanftes Grün,
Des Mitleids, der Zufriedenheit, des Fleißes
Heilvolle Pflanzengärten, süß betäubend.
Zerbrochen hat den Zauberring, den Götter,
Im höchsten Rath versammelt, selbst geschmiedet,
Faust, — einsam steht, verlassen der Titane,
Der nicht den Staub des Ird'schen essen wollte,
Und dem Vernunft nicht gnügte, Glaub' und Wissen;
Er reißt in Ueberkraft die unbewußte
Und fromme Unschuld wild in seinen Sturz;
Zu groß, ein Mensch, zu klein, ein Gott zu werden,
Ist ihm statt farbig duftend grüner Erde
Auf lange Wahn und Aberwitz sein Haus.

L. Pauli.

Ein frohgesinnter, menschlich edler Held
Erliegt mit seinem Volk der Tyrannei:
Egmont, den Liebe, Freiheit, Nachruhm, Dank
Des Volkes kränzt, in Einem Bilde alle,
So schön verschlungen, daß zu sondern keins.
Des Dichters hohe Weisheit hat verkündet,
Was Freiheit sey, Gehorsam, Zucht und Volk,
Was nie der Fürst, auch für den besten Zweck
Erstreben soll, was nie das Volk, auch selbst
Im Recht ertrotzen darf, was nie verweigern. — —
O würde nicht im wilden Kampf der Zeit,
In der oft Leidenschaft, Verwirrung, Hader
Das sinn'ge Wort der Weisheit überschrei'n,
Der Milde, Gottbegeisterte verschmäht,
So sprach' aus diesem Lied Eintracht und Liebe. —
In diesem Wettersturm, der Frühlingsnähe,
Vielleicht auch Unheil, Schmerz, Verderben kündigt,
Ist Er entwichen, Er, der fester Kraft,
Wie der Magnet, die Irrenden geführt.

Verhüte, freundlich Schicksal, Friedens Genius,
Daß uns nicht vorbedeutend Prophezeihung sey,
Daß jetzo dieser Hort uns ward entrückt. —

Emil Devrient.

Gedenken wir denn sein in diesem Bilde,
Des Hohen, der uns freundlich, hehr und milde
Die Welt erschloß, und als ein Zaubermeister
Aus Zukunft und Vergangenheit rief Geister.
Sind einst durch Zeitenwechsel, manch Jahrhundert,
Prachtvolle Städte in Ruin begraben,
Vergaß man längst, was Gegenwart bewundert,
Was wir in Stolz und Qual errungen haben;
Wenn neue Straßen sich durch Länder breiten,
Noch schnell're Schiffe durch die Meere schreiten,
Sich ferne Zonen nah und näher kamen —
Auch dann ertönt noch unsers Meisters Namen; —
Der Enkel spricht, den Blick zurück gewandt:
Beglückt du Volk, beglückt du deutsches Land,
Die ihn gesehn, vernommen, ihn gekannt,
Ihr, denen, als er lebt', sein Wort erklungen,
Denen als Freund er noch sein Lied gesungen! — —

Und so erfassen wir noch fromm den Saum
Des Scheidenden, er ist uns nicht entrückt,
Daß wir ihn kannten, liebten, ist kein Traum,
Er wohnt in uns, und wir sind hoch beglückt,
Daß uns die Kraft beseligend geblieben,
Den Großen zu bewundern und zu lieben.

Alle.

Daß uns die Kraft beseligend geblieben,
Den Großen zu bewundern und zu lieben.

*

(Die lezten Takte der Symphonie fallen wieder ein.)

Die Doppelheirath.

(Beschluß.)

Am selben Abend noch wurden die beiden jungen Leute schmerzlich daran gemahnt, daß sie beiderseits an eine alte Ehehälfte gekettet worden waren. Ihr wißt, daß in allen französischen Kolonien in Nordamerika streng auf die Ceremonie der Katzenmusik gehalten wird; wir feiern damit alle ungleichen, überhaupt auffallenden Ehen. Kaum war die Nacht angebrochen, so hörte man in Madame Lemoines Behausung von ferne den Lärm der Katzenmusik. Auf Trichtern wurde geblasen, auf Schüsseln Wirbel geschlagen, mit Schellen gerasselt, ein wahrer Höllenlärm, und nicht lange, so sah man in der Ferne die Bande, brennende Fackeln schwingend. An der Spitze des Zugs gingen zwei grotesk maskirte Figuren; die eine stellte eine dicke alte Frau mit keckem Blicke vor, die andere einen jungen, einfältigen Tölpel, und beide umarmten einander fortwährend mit lächerlich übertriebenen Pantomimen. Hinter ihnen kam ein breitschulteriger Kerl, der aus Leibeskraft eine Ballade abschrie, in der Richards und seiner Ehehälfte Namen zum öftern vorkamen, und in deren Refrain der ganze Troß lärmend einfiel. Die unerschrockene Matrone traf indessen ihre Maaßregeln mit gewohnter Geistesgegenwart; sie stellte ihre Neger an die Fenster, ertheilte ihnen Befehle und rüstete sich förmlich, den ihr zugedachten Besuch gehörig zu empfangen. Die Bande kam endlich vor dem Hause an und stellte sich vor der Thüre auf. Nun trat der seltsam aufgeputzte Spaßmacher vor und pochte mit einem Stabe an die Thüre. Dies war das Signal für die Belagerten, von ihren Vertheidigungsmitteln Gebrauch zu machen: mit einemmale gingen die Fenster auf, und Töpfe mit stinkendem Wasser und sonstiges Wurfgeschütz der Art regneten auf die Friedensstörer herab. Aus den Jagdgewehren wurde eine Salve über ihre Köpfe hin abgefeuert. Da ergriff der ganze Trupp eilends die Flucht und ließ die musikalischen Instrumente auf dem Wahlplatz zurück, welche von der Dienerschaft aufgehoben und als Siegeszeichen in das Haus gebracht wurden.

Monsieur Dulac wurde dieselbe Ehre erwiesen; ob von derselben Bande, weiß ich nicht, aber so viel ist gewiß, daß hier die Spaßvögel besser wegkamen. Der alte Herr wurde förmlich im Hause überfallen, und da er sich sehr ungeberdig stellte, so reizte er dadurch die lärmenden Gäste zu immer größerm Unfug. Sie machten ihn fast toll mit ihrer abscheulichen Musik, tranken ihm seinen Wein aus, und einer, ein junger, flinker Bursche, hatte die Unverschämtheit, der jungen Frau einen Kuß zu rauben. Es war ein Uhr nach Mitternacht, als endlich der ungezogene Troß das Haus räumte, und nun brach des alten Dulacs Zorn desto furchtbarer aus, je länger er sich hatte Gewalt anthun müssen. Er wüthete gegen seine Schwarzen, verfluchte die ganze Nachbarschaft, schimpfte, wer ihm vor das Gesicht kam, und schonte sogar seiner jungen Frau nicht; lieber, meinte er, hätte er Madame Labédoyère geheirathet, dann wäre er doch dieses abscheulichen Skandals überhoben gewesen.

Therese sollte ihn nie wieder guter Laune werden sehen; von Stunde an hatte er das sanfte Wesen, das Jeden, er mag noch so grob und sauertöpfisch seyn, in der ersten Zeit nach geschlossenem Ehebande menschlich macht, ausgezogen und behandelte seine Frau, wie das ganze Haus, mit unerträglicher Härte. Er ruhte nicht

eher, als bis er nach drei Jahren, so viele Mühe sich auch die liebenswürdige Therese gab, ihm das Leben zu fristen, zu seinen Vätern versammelt ward. Er hinterließ ihr die Hälfte seines Vermögens und zwei Kinder, welche die andere Hälfte erbten.

Was die Dame betrifft, mit der sich Richard wohl oder übel hatte verbinden müssen, so gelang es ihr, troz aller Anstrengung, nicht, sich mit ihm in das Verhältniß zu setzen, das nach ihrem System zwischen Mann und Frau bestehen mußte. Richard wollte durchaus seinen Eltern ein gemächliches Leben verschaffen und seine Schwestern anständig erziehen lassen; die Dame ihrerseits bewies ihm gleich hartnäckig, daß daraus nichts werden könne. Der Mann trug den Sieg davon, aber erst nach langem, täglich wiederholtem Zanke mit seiner zärtlichen Hälfte. Dieser vergebliche Kampf um die Oberherrschaft zehrte an ihrem Leben; sie schwand zusehends hin, starb nach einer fünfjährigen Ehe und hinterließ ihrem Mann gleichfalls zwei Kinder.

Ihr errathet nun leicht, welch ein Ende die Geschichte nimmt. Richard und Therese wurden nun endlich doch ein Paar, und sie ließen sich in der kleinen Kirche von Abayes von meinem braven Freund Baltazar Polo einsegnen, und nie läuteten die alten Glocken lustiger als zu dieser Hochzeit. Baltazar war ein wenig mehr auf seiner Hut als sonst; denn er hatte geschworen, zum zweitenmale wolle er keinen Mißgriff begehen, so weit menschliche Vorsicht davor behüten könne. Die Hochzeit war am hellen Mittag beim schönsten Wetter, und der Pfarrer trug eine ganz neue concave Brille, die er sich ausdrücklich dazu von Neuorleans hatte kommen lassen.

Das würdige Paar ist mit mir alt geworden. Es lebt auf der schönen Pflanzung, welche einst Madame Labédoyère gehörte, wo ich Euch diesen Morgen die beiden hübschen jungen Sycomoren vor dem Hause gezeigt habe. Die Kinder aus der ersten Ehe sind im Besitze der bedeutenden Güter ihrer verstorbenen Eltern, und Lemoine und seine Frau leben im Kreise ihrer eigenen Kinder in glücklichem Alter, arbeitsam und zufrieden. Vor ein Paar Jahren kehrte ein französischer Botaniker, der das Land bereiste, bei ihnen ein und zeigte ihnen unter andern Curiositäten, wie das Blatt der Sycomore im Blattstiel die Blattknospe des folgenden Jahrs enthält. Richard meinte, es sey dies ein Sinnbild ihrer beiderseitigen ersten unglücklichen Ehe, welche den Keim ihres gegenwärtigen Glücks und Wohlstands enthalten habe. So erklärten sie denn die Sycomore für ihren Lieblingsbaum und ließen zwei gleich große junge Sycomoren vor ihre Thüre pflanzen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsezung.)

Der Berliner Dialekt auf der Bühne.

Die Berliner Volkssprache hat etwas durchaus Abstoßendes. Wie sie jezt in den Berliner Straßen, und wohin sich die Bildung von daher erstreckt, gesprochen wird, ist sie nicht einmal etwas Reines, im Volke Gebornes. Der Brandenburgische Bauer spricht ein völlig anderes Deutsch als der Berliner Straßenläufer. Der Jargon hier, durch Angely wohl zuerst auf die Bühne gebracht, hat mit dem Plattdeutsch, das dem märkischen Dialekt zum Grunde liegt, wenig oder nichts mehr als die Weichheit gemein; er ist nur ein Abwurf der Sprache der Gebildeten, voller Abstrakten, und jüngst erst hat er, meist von den Theatern selbst her, durch die Lokalpossen, Deklamationsstücke, Parodieen, Judenbonmots viele Worte, Ausdrücke und Redensarten zurückerhalten, die nun freilich auch wieder in die Küchensprache übergegangen sind. Dies Gebräu von Sprachschnizern, Wortverdrehungen, Tonversezungen, schnippischen Redensarten, wirklichen Bonmots und ekelhaften Spässen heißt Berlinisch; wenn es nicht jezt zur lebenden Sprache würde, so könnte man es lernen wie eine todte, denn vor zehn Jahren war es noch unbekannt. Diesen, zur Hälfte künstlich gemachten Jargon wieder auf die Bühne versezen, ihn dort einbürgern wollen, halte ich für einen so von der Wahrheit abführenden Weg, als den spanischen estilo culto, nur daß der leztere doch hübsch klang, das Berliner Idiom aber abscheulich. Man hat es in den Lokalpossen geduldet, weil man glaubte, es müsse so seyn, aber die Lokalpossen selbst sind darüber zu Grunde gegangen. In das bürgerliche Trauerspiel, wenn ein solches Genre zu Stande käme, würde ich es nun und nimmer aufnehmen. Und wenn es auch gälte, nur ein grelles Spiegelbild des Lebens zu liefern, wie es ist, so würde man dadurch der Wahrheit um keinen Schritt näher kommen. Eben so wenig ist es dieser Jargon, was das Glück des Stücks gemacht hat. Es verdankt dies einem edlen, weiblichen Charakter (die Dienstmagd Dörte), welcher von der Gattin des Dichters mit wirklich künstlerischer Meisterschaft gespielt wurde. Frau von Holtei, eine Schauspielerin von vielem Talente für ihr Fach, hatte durch die ihr nicht angemessene Sphäre, welche sie in Darmstadt betreten, demselben geschadet; diese Rolle restituirt sie wieder in dem vorigen Rufe und als Liebling des Publikums.

Es dünkte wie eine Fabel, als wir, in der ersten Zeit unserer Furcht, einige Wochen nach dem Aufhören der Cholera in Petersburg von dort hörten, es sey, als habe sie nie da geherrscht. Dieser Zustand von Sorglosigkeit oder Gedankenlosigkeit ist nun auch bei uns eingekehrt, und in Wien soll er noch ausgesprochener seyn. Man empfindet nicht mehr ihre Wirkungen, man sieht nichts von Folgen, man kann sich überreden, es sey eine Fabel, daß sie da war. Die größere Noth in den untern Klassen, die Brod- und Gewerblosigkeit ist nur die Frucht der politischen Ungewißheit. Was bedeuten die Opfer von noch nicht 2000 auf eine Bevölkerung von 200 bis 300,000! Man erinnert sich ihrer nicht anders, als wären sie an der oder jener Krankheit gestorben. Nur daß man auf den Straßen nicht mehr rauchen darf, wird empfunden; eine Revolution ist aber darum nicht entstanden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 95.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. April 1832.

Glaube dem Leben; es lehrt besser als Redner und Buch.

Goethe.

Meines Onkels Bibliothek.

Um meine Ferien recht zu nützen, hat mir mein Onkel gerathen, Grotius zu lesen, damit ich dann Pufendorf u. s. w. lesen könnte. Darum stehe ich auch bei guter Zeit auf, gehe an meinen Tisch, setze mich, schlage die Beine übereinander und mache das Buch auf. Was geschieht nun aber? Nach kaum einer halben Stunde fangen meine Augen an, nach links, nach rechts abzuschweifen; Anfangs an den Rand des Quartbandes: hier kratze ich einen Fleck im Papier heraus, blase ein Haar weg, oder löse höchst vorsichtig und sinnreich einen kleinen Strohhalm ab; sodann geht es an den Deckel meines Dintenfasses, auf dem es eine ganze Menge Curiosa gibt, mit denen ich mich der Reihe nach abgebe. Endlich werfe ich mich in meinen Lehnstuhl zurück, strecke die Beine aus und kreuze die Arme über dem Kopf; in dieser Stellung muß ich beinahe immer ein kleines Lied pfeifen, während ich etwa einer Mücke zusehe, welche an den Fensterscheiben auf- und absummt. Fühle ich, daß mir nachgerade die Glieder einschlafen, so stehe ich auf, mache, die Hände in den Taschen, ein Paar Gänge durch das Zimmer, bleibe endlich am Fenster stehen und schlage den Wirbel auf der Scheibe, was ich vortrefflich verstehe; da fährt ein Wagen vorbei, oder ein Hund bellt, oder es gibt auch gar nichts; kurz, ich muß hinaus sehen, mache das Fenster auf — ist es einmal so weit, so weiß ich schon, daß ich lange nicht mehr wegkomme.

Das Fenster! ja, hier ist der wahre Zeitvertreib für den Studenten; für den fleißigen Studenten nämlich, der weder in Schenken geht, noch mit Taugenichtsen verkehrt. Der brave junge Mann! er ist die Freude seiner Eltern, so geordnet, so fleißig, und seine Professoren, die wissen, daß er sich weder auf Spaziergängen herumtreibt, noch durch die Gassen galoppirt, noch spielt, meinen, es müsse etwas aus ihm werden. Er aber kommt nicht vom Fenster weg.

Er — nun ja ich, ohne Ruhm zu melden, bringe hier meine Tage zu, und fast möchte ich behaupten — ja wirklich, nie habe ich bei meinen Professoren, nie habe ich bei Grotius und Pufendorf den hundertsten Theil von dem gelernt, was ich hier profitire.

Aber auch hiezu, wie zu Allem, kommt man nur nach und nach. Anfangs ist es bloßer gedankenloser Müssiggang: man blickt gen Himmel, bläst eine Feder hin und her, betrachtet eine Spinnwebe, oder spuckt auf einen gewissen Pflasterstein. Man bringt ganze Stunden damit hin, je nachdem die Sache Bedeutsamkeit hat. Ich scherze nicht, was ist ein Mensch, der dieß nicht durchgemacht hat, was wird aus ihm? Ein materielles, rein positives Geschöpf, ohne einen Funken Poesie, ein Wesen, das den Lebenspfad hingeht, ohne stille zu stehen, ohne sich umzusehen, oder einmal einen Sprung rechts oder links zu machen, ein Automat, der von der Geburt zum Tode läuft, wie ein Dampfwagen von Manchester nach Liverpool. Ja, der kontemplative Müssiggang

ist ein nothwendiges Ding, wenigstens einmal im Leben, besonders so ums achtzehnte Jahr, wenn man der Schule entlaufen ist. Der über den Büchern vertrocknete Geist lebt da wieder auf, er macht Halt, sich umzusehen, sich zu orientiren; sein erborgtes Leben liegt hinter ihm, er schickt sich an, sein eigenes zu beginnen. Ein ganzer Sommer, so verlebt, ist sicher nicht zu viel, wenn es sich von gründlicher Bildung handelt; ja zu einem großen Mann gehört wohl noch mehr als einer: Sokrates lungerte — ich weiß kein anderes Wort — Jahrelang, Rousseau bis zum 40sten Jahr, Lafontaine sein Lebenlang. Und doch wird, meines Wissens, diese Methode in keinem Erziehungsbuche empfohlen. Während bei diesem süßen Nichtsthun die Sinne sich unschuldig beschäftigen, gewöhnt sich der Geist zuerst an Ruhe, dann erwacht allmählich der Sinn für Beobachtung; er geht stufenweise, unbewußt immer weiter, lernt klassificiren, coordiniren, generalisiren, und so ist er am Ende von selbst zu der philosophischen Methode gelangt, welche Baco vorschrieb und die Newton praktisch ausübte, da er eines Tags, wo er in seinem Garten lungerte und einen Apfel vom Baume fallen sah, das Gesetz der Schwere entdeckte. Der Student an seinem Fenster findet nun zwar just das Gesetz der Schwere nicht, aber mittelst eines ganz ähnlichen Prozesses strömt ihm, während er auf die Straße sieht, eine Menge von Ideen zu, die, ob an sich neu oder alt, gleichviel, für ihn wenigstens neu sind und den offenbaren Beweis liefern, daß er seine Zeit genützt hat. Und diese Ideen reiben sich nun in seinem Gehirn mit den alten erborgten, und der Konflikt erzeugt neue Ideen. Ja wahrhaftig, der junge Kopf arbeitet wirklich auf diese Weise, und so die Zeit zu tödten, ist eine köstliche Arbeit.

Obgleich es nun, streng genommen, nicht mehr als eines Strohhalms bedarf, um mit Nutzen müßig zu seyn, so gehe ich doch viel weiter, denn aus meinem Fenster übersehe ich wirklich unendlich viel. Gegenüber ist das Hospital, ein unermeßliches Gebäude; da geht nichts hinein, nichts heraus, was mir nicht Tribut bezahlte; bei allem, was vorgeht, denke ich mir die Absicht und male mir die Entwicklung aus; und ich habe dabei eine vortreffliche Kontrolle in der Person des Portiers, denn sein Gesicht ist ein wahres Buch für mich, in dem ich tausenderlei über die Menschen und ihre Verhältnisse lese. An nichts studirt man wohl die künstlichen Unterschiede, welche das gesellige Leben erzeugt, besser, als im Gesicht eines Portiers; es ist ein vortrefflicher Spiegel, in welchem, nach allen Graden, kriechende Demuth, die Dienstbeflissenheit mit der Protektionsmiene oder brutale Geringschätzung vorüberziehen, je nachdem es den vornehmen Direktor, den untergeordneten Beamten oder den armen Fündling abspiegelt.

Mir gegenüber im Hospital, etwas höher, sind die Fenster eines Saals. Vom Platz aus, wo ich arbeite, sehe ich die dunkle Decke; zuweilen erscheint der finstere Krankenwärter hinter den Scheiben und sieht auf die Straße. Steige ich auf den Tisch, so dringt mein Blick weiter hinein in den Schmerzensraum, wo Leiden und Tod zwei lange Reihen von Betten umschweben. Ein trauriger Anblick! aber nicht selten fühle ich mich dazu getrieben, und dann heftet sich mein Blick und meine Phantasie mit regem Interesse an das Kopfkissen eines Sterbenden; ich blättere entweder zurück im Leben, das zur Neige geht, oder vorwärts gegen die Zukunft, die sich aufthut, und schwelge in der Wehmuth, die der Gedanke an das Mysterium der menschlichen Natur in der Seele heraufbeschwört.

Links, unten in der Straße, liegt die Kirche, öde, verlassen die Woche über, Sonntags voll Menschen und frommer Gesänge. Auch hier achte ich darauf, wer hinein, wer heraus geht; auch hier baut und schafft meine Phantasie, aber mit weniger Sicherheit; ist doch hier kein Portier, und wäre auch einer da, was hälfe es? denn der Portier hält sich ausschließlich an den Rock; was darüber ist, dafür ist er blind, taub und stumm, und sein Gesicht sagt rein nichts mehr. Was mich aber an den Kirchgängern interessirt, das ist die Seele; leider steckt nun diese unter Rock, Hemd und Haut; oft ist sie sogar hier nicht zu finden und ergeht sich anderswo während der Predigt. Hier gilt es also zu rathen, zu vermuthen, anzunehmen und wieder aufzugeben, und dieß paßt so gut in meinen Kram, als irgend sonst was; denn just das Zweifelhafte, das Unbestimmte ist die Seelenspeise des Lungerers.

(Die Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Sitten.

Die Vereinigten Staaten von Amerika, wir mögen sie nun als den Schauplatz betrachten, worauf ein großes politisches Problem gelöst werden soll, oder als einen Zufluchtsort für die, welche die alte Welt nicht zu ernähren vermag, oder als das Land, wo, unter eigenen Umständen, die europäische Kultur sich eigenthümlich entwickeln wird, müssen dem Weltbürger immer anziehend seyn. Zwar haben seit Kurzem viele das Land bereist und seine Menschen und Institutionen mannigfach beschrieben; Männer und Frauen, Fürsten, Edelleute, Gelehrte, Kaufleute und Handwerker, Engländer, Franzosen und Deutsche haben schnell hinter einander ihre Stimme darüber laut werden lassen, und doch ist unsere Wißbegierde nicht befriedigt, dennoch sind wir überzeugt, daß, bei der merkwürdigen Verschiedenheit des dortigen Lebens von dem unsrigen, in unserer Kenntniß noch manche

Lücke auszufüllen, noch vieles zu berichtigen ist. Wir empfehlen in dieser Hinsicht ein eben in London erschienenes Werk von Mistreß Trollope: Domestic Manners of the Americans.

Die Dame ist eine Engländerin von feinem Ton; es mußte ihr daher vieles in Amerika als roh und geschmacklos vorkommen, was vielleicht einem Mann und einer Deutschen nicht so erschienen wäre. Die Zudringlichkeit des gemeinen Volks, und besonders der Widerwille desselben gegen das Dienen, eine Unart, welche sie nebst ihren zarten Töchtern öfters nöthigte, gemeine Geschäfte selbst zu verrichten, mußten sie empören, besonders da sie gleich von New-Orleans aus sich den Strom hinauf in die neuern Niederlassungen begab, wo es sich erst noch um das Unentbehrliche handelt, und daher an keine Verfeinerung zu denken ist. Als sie später über das Alleghanogebirge in die ältern Staaten kommt, findet sie offenbar vieles besser; aber jezt steht das Vorurtheil schon so fest in ihrem sonst hellen Kopfe, daß sie nicht mehr unbefangen zu urtheilen vermag. Genug, sie ging, wie vor ihr Kapitän Hall gethan, als halbrepublikanisch gesinnt nach Amerika, und ist als entschiedene Tory, als Freundin des Alten, zurückgekehrt. Aber, wie schon gesagt, sie hat einen hellen Kopf und scharfen Blick, und weiß gewöhnlich das Eigenthümliche in einer Erscheinung klar vors Auge zu bringen; ihr Werk ist deßwegen höchst lehrreich.

So unangenehm es für den Fremden oder den wohlhabenden Einheimischen seyn mag, ohne Bedienung zu seyn, oder von denen, die er zu seiner Bedienung gedungen, als Gleicher behandelt zu werden, so würde es sich der Menschenfreund doch gerne gefallen lassen, wenn er fände, daß sich alle Bewohner des Landes durch eine freie Bearbeitung des Bodens oder durch Handwerke in unabhängigem Wohlstand zu erhalten wissen, oder daß die, welche es nicht zum Wohlstand bringen, sich mit stoischem Stolze lieber aufs Nothdürftigste beschränken, als sich den Launen eines Gebieters unterwerfen. Aber dies ist leider nicht der Fall; selbst in den neuesten Niederlassungen gibt es blutarme Menschen, und manche Bauermädchen gehen in einen Dienst, blos um sich irgend einen Gegenstand des Luxus zu erarbeiten, den sie sich sonst nicht zu verschaffen wissen; da sie dies aber mit Widerwillen und mit dem Gefühl der Schmach thun, so ist das Verhältniß zwischen den Dienenden und Bedienten höchst gespannt und unangenehm. — „Von Zeit zu Zeit,“ erzählt Mißtriß Trollope, „zeigte sich am Missisippi die Hütte eines Holzhackers, welcher die Dampfböte mit Holz versieht, auf die Gefahr, oder vielmehr mit der Gewißheit eines frühzeitigen Todes, dem er sich für harte Thaler und Whisky hingibt. Diese armseligen Wohnungen sind im Winter beinahe alle überschwemmt; die besten sind auf Pfählen erbaut, so daß das Wasser den höchsten Stand erreichen mag, ohne die elenden Bewohner zu ertränken. Die Unglücklichen leiden beständig am kalten Fieber und taumeln in ewiger Trunkenheit dem Tode entgegen. Der Anblick der Weiber und Kinder war wirklich empörend, und so oft sich derselbe auch wiederholte, so konnte ich mich doch niemals daran gewöhnen. Ihre Farbe ist blau-weiß, als wenn sie die Wassersucht hätten, und das ist leider auch der Fall bei Jung und Alt. Die Wohlhabendern besitzen eine elende Kuh und einige Schweine, welche immer knietief im Wasser stehen. Wirklich habe ich die menschliche Natur nie so erniedrigt gesehen, als bei den Holzhackern am Missisippi.“

„Hunderte halbnackter Mädchen arbeiten in den Papiermühlen für die Hälfte des Lohns, den sie als Mägde bekommen könnten; aber sie glauben sich durch Dienen herabzuwürdigen, und, wie gesagt, nur das Verlangen, sich irgend etwas zum Putz zu verschaffen, kann sie dazu vermögen. Eine gute Freundin gab sich indessen so viel Mühe für mich, daß sich bald eine große, gutgewachsene Dirne einfand, deren erste Worte waren: „Ich komme, Euch zu helfen!“ Die Nachricht war sehr angenehm; ich bewillkommte sie auf's Schönste und fragte, wie viel sie jährlich verlange. „Ei!“ rief sie laut lachend, „Ihr seyd eine ächte Englische! ich möchte doch das junge Frauenzimmer in Amerika sehen, das sich auf ein Jahr verdingen wollte. Ich denke mich in ein Paar Monaten zu verheirathen, sonst müßte ich ja eine alte Jungfer werden, denn ich bin schon siebzehn Jahre alt; es könnte mir auch einfallen, noch in die Schule zu gehen. Ihr müßt mir anderthalb Thaler die Woche geben, und meiner Mutter Sklavin, die Phillis, muß einmal die Woche herüber kommen und mir scheuern helfen.“ Ich ließ mir natürlich alle Vorschläge demüthigst gefallen; da ich aber sah, daß sie sich in einem gelben geblumten Kattunkleide an die Arbeit begeben wollte, gab ich ihr zu verstehen, es wäre doch schade, einen so hübschen Anzug zu verderben, und sie würde besser thun, sich umzukleiden; „'s ist eben mein bestes und schlechtestes Kleid,“ rief sie, „denn ich habe kein anderes.“ Auch fand ich in der That, daß die Dame nichts aus dem elterlichen Hause mitgebracht hatte, als was sie am Leibe trug. Ich gab ihr sogleich Geld, um das Nothdürftige zu kaufen, und machte mich mit meinen Töchtern an die Arbeit, um ihr ein Kleid zu verfertigen. Sie lachte beifällig, als die Arbeit vollendet war, dankte aber weder hiefür, noch für irgend etwas, was wir sonst für sie thaten. Dabei bat sie uns beständig, ihr verschiedene Kleidungsstücke zu leihen, und als wir es verweigerten, ward sie ärgerlich und sagte, andere junge Frauenzimmer, welche manchmal den alten Weibern in der Stadt zur Hand gehen, bekommen alles geliehen, was sie nur wollten; ich, als

eine Engländerin, scheine zu glauben, sie werde unsere Sachen vergiften, als wenn sie eine Negerin wäre. Auch verließ mich dieses junge Frauenzimmer in kurzer Zeit, weil ich ihr nicht Geld genug vorschießen wollte, um sich ein seidenes Kleid für einen Ball anzuschaffen. Ein anderes Mädchen in meinem Dienste fühlte sich gekränkt, weil sie in der Küche essen sollte, aß oft gar nichts und weinte Tagelang."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Rheinpfalz, April.

Der pfälzische Charakter.

Mit Recht wird dies Land das Paradies Deutschlands genannt, sowohl wegen seiner hohen Fruchtbarkeit, der herrlichen Erzeugnisse seines Bodens, als wegen seiner seltenen Naturschönheiten. Ueppigkeit, lachende Heiterkeit ist sein Hauptcharakter. Dies, oder doch ein verwandtes Gepräge scheint die Natur auch seinen Bewohnern aufgedrückt zu haben. Heiter, gesellig, redselig, rührig, gewandt, anstellig, das Schwere leicht nehmend, vielleicht zu leicht — diese Epitheta bezeichnen den Grenznachbar Frankreichs. (Es ist hier nämlich zunächst von der linken Rheinseite die Rede.) Ernst, Tiefe und Beharrlichkeit gehören zu den Ausnahmen. Auch die Bildung der Pfälzer trägt im Allgemeinen jenen Charakter; mehr praktisch als ideal, mehr brillant als tief, erscheint sie ganz als das Eigenthum des heitern und durchaus geselligen Rheinbewohners. Es gibt vielleicht keinen Landstrich in Deutschland, in dem so viel gesprochen und so wenig geschrieben wird. Dazu scheint nun der tägliche Genuß des edeln Rebensaftes am meisten beizutragen. Wie er zur Geselligkeit einladet und die Zungen löst, so scheint er die Hand zu lähmen, die zur Feder greift, und ist überhaupt allem einsamen, nachdenklichen Stubensitzen nicht hold. Beschauliche, Grübler, Melancholische, von Zweifeln Geängstigte, Kopfhänger, Asceten muß man in der Pfalz nicht suchen. So hat auch der neuerdings in Deutschland so allgemein verbreitete Pietismus hier wenig oder keine Jünger, selbst nicht unter den Geistlichen gefunden, wiewohl man sonst dem Neuen nicht abhold ist. Die Beweglichkeit des rheinpfälzischen Volks zeigt sich auf eine merkwürdige Weise in seiner Tracht. Während der nachbarliche Elsässer auf dem Lande, schon so lange Franzose durch Politik, ernst, steif, ungelenk, aber dabei mehr innerlich tüchtig, am Alten haftet und in seinen ledernen, kurzen Beinkleidern und seinem eckigen Schlapphut derb genug auftritt, ist die Tracht des luftigen, putzsüchtigen, beweglichen Pfälzers eine immer fortgehende Nachahmung der städtischen Art, sich zu kleiden. Der Landbewohner sieht hier weder wie ein Bauer, noch wie ein Städter aus; er sucht aber bei seinem Hochmuth eine Ehre darin, es dem Städter so viel möglich gleich zu thun. Deshalb heißt hier auch jeder Bauer, der nicht gerade Taglöhnerdienste thut, „Herr." Mit diesem Titel ist man ungemein freigebig. Nirgends fühlt sich der Bauernstand mehr, nirgends tritt er kecker auf, nirgends ist er mehr gewitzigt, aber vielleicht auch nirgends so unzuverlässig wie hier. Der Elsässer hat die Sitteneinfalt früherer Jahre weit mehr bewahrt. Bei ihm fühlt man sich auf dem Lande, und alle Umgebungen sprechen dafür. Der Luxus und das halbstädtische Wesen des Pfälzer Bauern wecken ein ganz anderes Gefühl. Ernst, Tüchtigkeit und Beharrlichkeit sprechen sich, wie gesagt, nicht eben aus, wogegen die Gastfreiheit nirgends so unbeschränkt und mit so vieler Gutmüthigkeit geübt wird; wahrlich ein schöner, in unserer Zeit immer seltener werdender Zug. Der Elsässer, deutsch in seiner ganzen Art zu seyn, mehr als er weiß und vielleicht will, ist Franzose de coeur. Der Pfälzer (und vielleicht mit ihm alle Bewohner des linken Rheinufers) ist ohne allen Patriotismus guter Deutscher, wenn er gut regiert wird, und, unter gleichen Umständen, wohl ein noch besserer Franzose.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, März.

(Beschluß.)

Die Censur.

Die große Ordensaustheilung an die Choleraärzte ist noch nicht erfolgt; man meint, sie werde ganz unterbleiben. Dagegen werden der Denunciationen über die Sorglosigkeit, ja Pflichtvergessenheit unserer Medizinalbehörden immer mehr; die in Altenburg darüber erschienene Schrift hat großes Aufsehen gemacht, wenn sie gleich nicht öffentlich hier hervortreten darf. Man behauptet, unsere medizinischen Häupter haben nie einen Cholerakranken mit Augen gesehen. Mehr als animose Beschuldigungen wirkt übrigens der Vergleich mit dem, was von den wissenschaftlich gebildeten und praktisch tüchtigen Aerzten in Königsberg in Preußen in aller Stille geschehen ist. Die Königsberger Cholerazeitung hat noch jezt einen wissenschaftlichen Werth, indeß die beiden hiesigen, die offizielle und die sogenannte Oppositionszeitung, noch während ihres Bestehens zu Makulatur wurden.

Es hatte Monatelange Vorstellungen und Intriguen gekostet, bevor es erlaubt wurde, einige treffliche Aufsäze aus jenem Königsberger Blatte — redigirt unter dem Schutze der Regierung, des Oberpräsidenten — in die hiesigen Zeitungen zu bringen. So stand es, so steht es mit unserer Censur. Es gibt hier brave Leute, welche sie noch jezt eine liberale nennen, und wohlthätig — weil sie uns von dem befreit, was Wirths Tribüne und die andern unterdrückten Blätter zu Tage brachten. Der Unterrichtete ist der Meinung, daß der von jenen gepredigte liberale Sinn, auch bei völlig frei gegebener Presse, hier kein Organ fände. Das verdankt Altpreussen seinen Schulen, seiner Bildung. Ueber die gedachten Blätter ist hier Liberal und Nichtliberal ziemlich einer Meinung. Nichtsdestoweniger kann Niemand mit dem Zustand unserer Censurverwaltung sich zufrieden geben, so lange dies Heer von Rücksichten, denen ein armer Censor unterworfen ist, durch kein Gesetz gebändigt ist, und wo ist der Solon, der ein solches Gesetz sich zu geben getraute? Wir sehen keinen „Wilhelm Tell" auf der Bühne, weil unsere Bergvölker sich empören könnten, keinen „Egmont," vermuthlich, weil wir zur Londoner Konferenz gehören, denn als nächste Blutsverwandte der Oranier müßten wir ihn eigentlich geben; wir fürchteten lange Zeit die „Stumme von Portici," weil es den Fischern von Colberg und Rügenwalde in den Sinn kommen könnte, Masaniello zu spielen. Dito meint man, „Robert der Teufel" sey anstößig, weil darin von einer Prinzessin die Rede ist, welche keinen Thronfolger bekommt, und ebenso, raunt man sich zu, werde von nun an kein Stück auf der Bühne angenommen, worin ein Graf einen Korb bekommt. Dies sind einige von den Rücksichten, welche unsere liberale Censur bestimmen. Was helfen da Gesetze? Raumers Schreiben hat, wenn auch nicht gebessert, wenigstens vorsichtig gemacht. Man hütet sich mehr vor offenbaren Mißgriffen. Aber so lange nicht wenigstens das bewirkt wird, daß ein Censor nur nach Untersuchung durch Urtheil und Recht seines Amtes entsezt werden kann, ist keine Aussicht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. April 1832.

Wo schmeichelt sich die Heuchelei nicht ein,
Und Schwärmerei, die ihren Vortheil kennt?

Goethe
nach Voltaire.

Amerikanische Sitten.

(Fortsetzung.)

Worüber die Reisende am meisten klagt, das ist der allgemeine Mangel an Verfeinerung. „In den zwei Jahren, sagt sie, welche ich mich in Cincinnati aufhielt, sah ich weder einen Bettler, noch einen Mann, der reich genug gewesen wäre, um seine Anstrengungen zur Vermehrung seines Vermögens einzustellen; somit ist jede Biene im Korbe emsig beschäftigt, den Honig von Hybla zu sammeln, den man gemeinhin Geld nennt; weder Kunst, Wissenschaft, Gelehrsamkeit, noch Vergnügen kann sie davon abziehen.“ Dieß mag wahr, und für eine vornehm erzogene Engländerin höchst unerfreulich seyn; aber begäbe sie sich in England unter die honigsammelnden Klassen, so würde sie wahrscheinlich, bei weniger Wohlstand und Genuß, dasselbe endlose Streben nach Besitz und beinahe dieselbe Beschränktheit in Betreff der höhern Bildung finden. Wo es, wie in England, Hummeln gibt, die sich von der Arbeit Anderer ernähren, und Millionen, die um des lieben Brodes willen bereit sind, allen Lüsten dieser Hummeln zu dienen, kann die Verfeinerung nicht wohl ausbleiben. Das ist aber zu bedauern, daß in Amerika die Weiber durchaus keinen Einfluß haben; die Männer gehen nur ihren Geschäften und rohen Gelagen nach, und die Frau, welche, aus Mangel an Dienstboten, unter der häuslichen Arbeit erliegt, wird meistens allein gelassen, oder sie muß zur Gesellschaft ihres Geschlechtes, oder endlich zur Gesellschaft der Geistlichen ihre Zuflucht nehmen, welche, nach unserer Reisenden, die einzigen Mannspersonen sind, welche den Weibern die zarte Achtung widmen, die ihnen gebührt. Hieraus entspringt denn aber das Uebel, daß diese Geistlichen einen allzugroßen Einfluß auf die weiblichen Gemüther üben und dieselben häufig zum furchtbarsten Fanatismus verleiten, während die Männer in Sachen der Religion sich höchstens leidend verhalten.

Dieses bringt uns auf ein wichtiges Kapitel des Werkes, doppelt wichtig in diesem Augenblicke, wo die Frage so häufig aufgeworfen wird, ob es nicht besser wäre, die Kirche ganz vom Staate zu trennen. In den Vereinigten Staaten ist dieser Plan nun schon über vierzig Jahre in Ausführung; und obgleich nicht zu zweifeln ist, daß am Ende das Resultat weit erfreulicher seyn muß, so läßt sich doch von dem, was jezt dort vorgeht, abnehmen, welche Krise wir wohl durchzumachen hätten, wenn der Plan auch bei uns durchgesezt würde. In den Städten befinden sich Schaaren von Predigern, die, um ihre Kundschaft zu vermehren, zu den empörendsten Marktschreiereien ihre Zuflucht nehmen; auf dem Lande dagegen, wo die Wohnungen weit auseinander liegen, ist oft gänzlicher Mangel an Gotteshäusern und geistlichem Unterricht. Die Sekten in den Städten sind zahllos wie der Sand am Meer; jede hat ihre eigene Hierarchie, und immer ist derjenige das Haupt derselben, welcher am kräftigsten auf die Leidenschaften zu wirken versteht.

Auch muß sich Jeder zu einer dieser Sekten bekennen, sonst heißt er kein Christ. Auf dem Lande dagegen, besonders in den westlichen Staaten, hat das Volk keine Gelegenheit, sich zu erbauen, außer den sogenannten Camp-Meetings, welche die Reisende als schreckliche Saturnalien beschreibt. Nicht viel besser aber scheinen die Revivals (Wiedergeburten) in den Städten zu seyn. Außer den Episkopalen, Katholiken, Unitariern und Quäkern, sind diese Wiedergeburten bei allen Sekten im Brauch. Die Geistlichkeit dieser Sekten zieht haufenweise zu gewissen Zeiten durch die Städte der Union; sie quartieren sich meistens bei ihren Glaubensgenossen ein, und jeden Abend, der nicht im Gotteshaus zugebracht wird, widmet man sogenannten Andachtsübungen, die man aber sonst überall Gesellschaften nennen würde. Da wird gegessen, getrunken, gebetet, gesungen, Beichte gehört und bekehrt. Von diesen Wiedergeburten wird Wochenlang vor ihrem Anfang gesprochen; denn da es in den westlichen Städten keine Theater gibt, und Klubbs und Spaziergänge nicht gebräuchlich sind, so bleibt die Kirche der einzige Ort, wo die armen Weiber ihren Putz zeigen können, und diese Wiedergeburten, mit dem ewigen Kirchengehen, der Anwesenheit so vieler fremden Geistlichen u. s. w., machen wahrhaft Epoche in ihrem einförmigen Leben. Folgende Scene, welcher unsere Reisende bei einer solchen Gelegenheit in einer presbyterianischen Kirche beiwohnte, wird den Lesern einen deutlichen Begriff von dem religiösen Treiben in dem seltsamen Lande geben.

„Es war im Sommer; der Gottesdienst, dem wir auf besondere Empfehlung anwohnen wollten, fing aber erst in der Dämmerung an. Die Kirche war hell erleuchtet und zum Ersticken voll. Wir sahen drei Priester neben einander auf einer Art von Bühne stehen, welche sich, mit schönen rothen Vorhängen geschmückt, ohngefähr in der Höhe einer gewöhnlichen Kanzel an der Stelle des Altars erhob. Wir sezten uns in einen Stuhl dicht bei dem die Bühne umgebenden Geländer. Der in der Mitte stehende Priester betete; das Gebet war übertrieben leidenschaftlich und die Ausdrücke anstößig, gemein; hierauf wurde ein Lied gesungen, und ein anderer Priester trat vor, um zu predigen. Er zeigte viele Beredtsamkeit, aber eine Beredtsamkeit gräßlicher Art. Er beschrieb mit abscheulicher Genauigkeit die lezten Momente des erlöschenden Lebens, und malte sodann das allmählige Werk der Verwesung nach dem Tode mit eckelhafter Wahrheit aus. Auf einmal aber fiel er aus dem bisherigen ruhigen, beschreibenden Ton in ein gellendes Geschrei des Entsetzens; er beugte sich vorwärts, als blicke er nach etwas am Fuße der Kanzel, und theilte uns dann mit, was er in dem Abgrund erblicke, der sich vor ihm zu öffnen schien. Es war dieß ohne Zweifel ein höchst glücklicher Einfall, um die Beschreibung der Hölle anschaulicher zu machen. Da kamen alle Bilder, welche Feuer, Flamme, Schwefel, geschmolzenes Blei, glühende Zangen, die unter denselben zuckenden Nerven und Sehnen zu bieten vermochten. Der Schweiß lief ihm in Strömen von der Stirne, die Augen rollten ihm im Kopfe, der Mund schäumte und aus allen Zügen sprach ein Entsetzen, wie er es nur immer hätte fühlen können, wenn das Beschriebene wirklich vor seinen Augen vorgegangen wäre; es war eine vortreffliche Darstellung. Endlich warf er einen schmachtenden Blick auf seine beiden Kollegen, als wolle er ihnen andeuten, daß er erschöpft sey, und sezte sich nieder, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte. Alsbald standen die beiden andern auf und stimmten ein Lied an. Es dauerte mehrere Sekunden, ehe die Gemeinde, wie gewöhnlich, mit einfallen konnte; alle Gesichter waren blaß vor Entsetzen. Als das Lied zu Ende war, stellte sich einer in die Mitte und fragte die Zuhörer in einem schmeichelnden, süßlichen Ton, ob, was ihr geliebter Bruder gesagt, ihnen auch ans Herz gegangen sey; ob sie die Hölle meiden wollen, die er ihnen gezeigt? Kommt denn," fuhr er fort, indem er die Arme nach ihnen ausstreckte, „kommt und versprecht es uns, und wir wollen Euch Jesum zeigen, den lieben Jesus, der Euch davon erlösen soll. Aber Ihr müßt zu ihm kommen! Ihr müßt Euch nicht schämen, zu ihm zu kommen! Heute Abend noch sollt Ihr ihm sagen, daß Ihr Euch seiner nicht schämet; wir wollen Euch den Weg bahnen, wir wollen die Bank frei machen, worauf reuige Sünder sich setzen mögen. Kommt denn, kommt, auf die Bank der Reue, kommt! kommt! kommt!"

(Der Beschluß folgt.)

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortsetzung.)

Gerade aufwärts, zwischen den Dächern sehe ich den Himmel, bald blau, unergründlich tief, bald grau, mit Wolken umschleiert. Durch dieses Stück Himmel stehe ich in Rapport mit der äußern Welt, mit dem Raum, mit der Unendlichkeit; es ist ein großes Loch, aus dem ich, das Kinn auf den Arm gestüzt, Blick und Gedanken hinausschweifen lasse. Bin ich müde vom hohen Flug, so lasse ich mich wieder nieder auf die Dächer. Da habe ich vorzüglich mit dem Volke der Katzen zu thun, die vorne im Jahr sich mager und miauend umhertreiben, und fett und träge sich in der Augustsonne lecken. Unter dem Dach kommen die Schwalben mit ihren Jungen; was ist da nicht Alles zu sehen! Ankunft im Frühjahr, Abzug im Herbst, ewiges Auf- und Abfliegen, Suchen und Heimbringen für die schreiende Brut. Ich kenne sie sammt und sonders, sie kennen auch mich, und mein Kopf verscheucht sie so wenig mehr, als der Topf mit den Kapuzinerblumen am Fenster unter mir.

In der Straße endlich ist tausenderlei und immer neues zu sehen: hübsche Milchmädchen, gravitätische Rathsherrn, schelmische Schüler, Hunde, welche spielen oder sich balgen, Ochsen, die ihr Heu wiederkäuen, während der Herr beim Trunk ist. Und kommt ein Regenguß, da gibt es erst zu thun! Da fallen tausend kleine Bäche in den großen Strom; er schwillt, er braust, reißt mit sich fort, was ihm in den Weg kommt, und jedes schwimmende Trümmerstück verfolge ich in seinen Sprüngen und Sätzen mit unendlichem Interesse. Zuweilen stemmt sich ein alter zerbrochener Topf dem wüthenden Strome entgegen, und was dahergeschwemmt kommt, sammelt sich hinter seinem weiten Bauche; Kiesel, Knochen, Spähne verstärken das Centrum oder breiten sich zu Flügeln aus; es bildet sich eine See, und nun beginnt der Kampf. Die Situation wird jezt im höchsten Grade dramatisch, daher ergreife ich Parthie, und zwar meistens für den Topf; ich blicke rückwärts, ob ihm Verstärkung zuzieht, ich zittere für seinen rechten Flügel, der zu schwanken beginnt, aber der linke ist noch schlimmer daran: eine böse Wasserader unterwühlt ihn mehr und mehr; der brave Vetran, vom Kern seiner Mannschaft umgeben, steht indessen felsenfest, obgleich die Fluthen fast über ihn wegschlagen; doch wer kann seinem Geschick entfliehen! der Regen strömt heftiger nieder und der Bruch des Damms — ja, ein Dammbruch, vor allem der Augenblick, der ihm vorangeht, das ist wohl die Krone dieser schuldlosen Freuden; nur wenn Frauenzimmer über den Strom setzen, lasse ich Dammbruch Dammbruch seyn und sehe den weißen Strümpfen nach bis an die Straßenecke. — Was ich bisher berührt, ist nur eine ganz kleine Probe von den Wunderdingen, die ich aus meinem Fenster sehe; die Tage vergehen mir auch, ich weiß nicht wie, und es entgeht mir gar Vieles aus Mangel an Zeit.

Gerade über mir wohnt mein Onkel. In einem Drehstuhl sizt er, während das Sonnenlicht um sein Silberhaar spielt, vorgebückt, liest, zieht aus, notirt, und sammelt in sein Gehirn die Quintessenz aus ein Paar tausend Bänden, die rings um ihn aufgestellt sind. Der gute Onkel ist das Widerspiel seines Neffen: er weiß alles, was sich aus Büchern lernen läßt; von dem, was man auf der Straße lernt, weiß er rein nichts. Daher glaubt er auch viel mehr an das Wissen, als an die Dinge in der Welt, und er ist im Stande, an seiner eigenen Existenz zu zweifeln. Gut ist er dabei und unschuldig, wie ein Kind, weil er nie mit Menschen gelebt hat. An drei verschiedenen Tönen errathe ich fast Alles, was der Onkel thut und treibt: steht er auf, so kracht die Schraube seines Stuhls, holt er ein Buch, so rumpelt die Leiter, hat er zur Abwechslung eine Prise Tabak genommen, so klappt die Dose auf den Tisch. Diese drei Töne folgen gewöhnlich regelmäßig auf einander, und ich bin so daran gewöhnt, daß sie mich in meiner Arbeit gar nicht mehr stören; doch eines Tags ... eines Tages kreischt die Schraube, aber die Leiter rumpelt nicht — ich warte auf die Dose — nichts! Ich fahre auf aus meiner Träumerei, wie der Müller aus dem Schlafe, wenn das Mühlwerk stillesteht; ich horche, der Onkel spricht, der Onkel lacht — noch eine Stimme — „es ist wahrhaftig nicht anders!“ rufe ich, eigentlich erschüttert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, März.

Die beiden Aristokratien in den Vereinigten Staaten.

Wenn die Nachricht von der immer wachsenden Ausdehnung der Cholera in Mitteleuropa hier Sensation erregte, so war es nur die Furcht, dadurch eine Störung der Handelsverhältnisse herbeigeführt zu sehen, die sie verursachen konnte, denn sonst gibt es wenig in der Welt, woran der Amerikaner Antheil nähme. So übertrieben die in Europa gehegten Ansichten über die Verhältnisse dieses Landes in vieler Hinsicht sind, so wenig mag man sich doch jenseits der Atlantis von der Bedeutsamkeit und den riesenhaften Fortschritten des amerikanischen Handels einen Begriff machen können. Leider wird dieses Bild nur zu sehr durch das Gefühl, daß es diesem Handel an einer Grundlage mangelt, verdunkelt; wir gedenken hievon ein andermal mehr zu sprechen.

Das Jahr 1830 galt für ein besonders handelsreiches Jahr, und dennoch betrug die Waareneinfuhr in der ersten Hälfte von 1831 schon um mehrere Prozente mehr, als die des ganzen vorhergehenden Jahres, was unstreitig eine Folge der europäischen Ereignisse war, die die dortige Consumtion bedeutend schmälerten und die Industrie Europas zwangen, ihre Produkte auf die hiesigen Märkte zu werfen, welche jezt noch davon überfüllt sind, so daß die Aussichten zum Verkaufe für das laufende Jahr nur sehr ungünstig werden können.

Handel und Industrie, welch leztere hier zwar noch in der Kindheit ist, sind, nebst Agrikultur, die Stüzen dieses Staates, wie aller andern. Ihr Einfluß wird am deutlichsten, wenn man weiß, daß aus Rücksicht auf sie der Streit entstand, welchem von beiden Kandidaten, Clay oder Jackson, der Präsidentenstuhl für die drei nächsten Jahre eingeräumt werden solle. Clay ist, im Vereine mit Adams, der Repräsentant einer Art Aristokratie, die sich in den Vereinigten Staaten schon längst gebildet hat und wohl einstens die Grundlage werden wird, auf welcher sich in der nothwendigen Ausbildung der Staatsverhältnisse verschiedene Throne in diesem Lande erheben werden. In Jackson vereinigt sich das Prinzip der Demokratie im eigentlichen Sinne. Die Form, unter welcher diesmal die beiden Prinzipien auftraten, der Mantel, den sie überwarfen, war der Zolltarif, oder, mit andern Worten, jene Leidenschaft, die alle Völker und Individuen, die je lebten und noch leben werden, beherrschte und beherrschen wird — die Selbstsucht. Der südliche Theil der Vereinigten Staaten ist bis jezt fast noch ohne alle Industrie und nur von reichen Pflanzern bewohnt, zählt wenig freie Leute, und seine Grundbesitzer bilden eine eigene Art Aristokratie, verschieden von der in den nördlichen Staaten, welche aus den vielen Eigenthümern angebauter oder unkultivirter Güter besteht. Selbst ein dem alten europäischen Lehnwesen sehr

ähnliches System beginnt sich mehr und mehr zu verbreiten, indem neue Einwanderer, die keine Güter kaufen können, von den großen Landeignern Grundbesitz für erblichen Zins, sowohl an Naturalien als Geld, erhalten. Die Interessen der genannten beiden Aristokratien sind aber wieder verschieden. Die Aristokratie des Nordens will die Bevölkerungszunahme begünstigen, um ihre vielen unbebauten Gründe kultivirt zu sehen. Agrikultur kann sich nicht heben, so lange nicht an ihrer Seite eine hinlängliche Anzahl Menschen besteht, die, andern Beschäftigungen ergeben, die Produkte der Agrikultur, welche sich nur in der Minderzahl zum Handel in die Ferne eignen, zu verzehren und zu bezahlen im Stande ist. Diese Klasse bilden die Industrietreibenden. Das Klima, die Aehnlichkeit des Bodens in den nördlichen Staaten mit dem in Europa machen diese vorzugsweise zur Aufnahme europäischer Einwanderer geeignet. Ihre Zahl zu vermehren, bedarf die Aristokratie dieses Theils des Landes Vermehrung der Industrie, und sucht diese durch einen epochenweise immer gesteigerten Zolltarif zu bezwecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Rheinpfalz, April.

(Beschluß.)

Der pfälzische Charakter.

Wie leicht verläßt der unpatriotische Pfälzer sein Vaterland. Niemand ist weniger an die Scholle gebunden als er. Er besinnt sich heute, und in drei Wochen schwimmt er mit seiner Familie auf dem Ozean, um nach Amerika auszuwandern. Keine Provinz Deutschlands zeigt so viele Auswanderer, nicht aus Noth, denn der eigentlich Armen gibt es hier wenige, sondern aus Caprice, aus Beweglichkeit.

Wenn die Erscheinung des Pietismus und die Bewegungen in der religiösen Welt den Pfälzer unangefochten ließen, weil sie sich seinem Wesen nicht assimilirten, so mußte die politische Aufregung der neuern Zeit hier desto lauter widertönen. Es ist bekannt, daß die Prediger der Freiheit und Gleichheit zu Anfang der französischen Revolution am Mittelrhein die entschiedensten Anhänger, namentlich auch unter der Geistlichkeit fanden. Die Juliusrevolution hatte dieselbe Folge, und zwar, als man kaum wieder zu Athem gekommen war von dem lauten Jubel, den man dem baierischen Königspaar während seines Triumphzugs durch Rheinbaiern gezollt. Polens Untergang fand wohl nirgends so laute Theilnahme, seine irrenden Söhne nirgends so herzliche Aufnahme, wie bei dem ohnedies so geselligen und gastfreien Pfälzer. Es war nicht zu verwundern, daß, als vor einiger Zeit zwei Doktoren der politischen Philosophie ihre ambulanten Katheder in diesem Lande aufschlugen, ihren antimonarchischen Vorträgen der lauteste Beifall ward. Und doch ist von Seiten der Regierung seit des Königs Aufenthalt in den Rheinlanden nicht viel geschehen, was ihm die Herzen hätte entfremden können. Freilich die Mauth macht nirgends beliebt, aber Viele haben sie ausdrücklich begehrt, und die Grundsteuer ist seitdem um mehr als ein Viertel vermindert worden. Dazu sind die Fruchtpreise jetzt ausnehmend hoch und es wird etwas gewonnen; vermehrter Wohlstand macht sich überall bemerklich, und der Vorbereitungen zu Bauten ist kein Ende. Selten hat man dies in der Ausdehnung gesehen, wie gegenwärtig. Das Jahr wird eine ungemeine Regsamkeit des Lebens entwickeln, und schon hat es begonnen. Unter diesen Umständen dürfte es schwer werden, die angekündigten Tausende von Armen zur Beschützung der freien Presse zusammen zu finden. Dazu ist der Kern der Bevölkerung, nämlich die wohlhabendern Gutsbesitzer (und deren sind nicht wenige), nicht für diese Dinge. Man will ruhigen Besitz, Genuß und Mehrung seines irdischen Theils; dazu stehen im Augenblick viele Wege offen, und so denkt man wahrlich an nichts weniger, als zum Besten der ultra-liberalen Presse seinen Hof aufs Spiel zu setzen oder gar seine Haut zu Markt zu tragen. Der Mensch lebt freilich nicht vom Brod allein; aber doch zunächst vom Brod, und wenn er sich irdisch umthun kann, wenn er etwas vor sich bringt, wenn er seine Mühe belohnt sieht und auch noch etwas übrig hat, wenn er dabei auch seines Glaubens leben darf, d. h. wenn er in der Ausübung seiner Religionspflichten nicht gehindert wird, so sind freilich noch nicht alle Bedingungen eines vollendeten Daseyns erfüllt, allein die Hauptquelle der Revolutionen ist versiegt; wenigstens der Deutsche will keine; hiezu ist er zu besonnen und zu billig.

Auflösung des Räthsels in Nr. 90:

Hoffnung.

Charade.

1. 2.

Wir sind ein lustiges Völkchen,
Nie kommt an die Stirn uns ein Wölkchen.
Wir lagern, die zahmen und wilden,
Uns fröhlich auf Blumengefilden;
Durch's kleinste der Thürchen zu schlüpfen,
Selbst schwerere Lasten zu lüpfen,
Um unserer Königin Bette
Zu tanzen in lustiger Wette,
An Menschen das Müthchen zu kühlen,
In unserem Golde zu wühlen,
Das füllt uns mit Wonnegefühlen.
Nun rathet! — ach, rathet nicht Bienen,
Wir können mit Honig nicht dienen.
Wir leben im Reiche der Geister,
Um Mitternacht sind wir Meister.

3.

Ich bin so beweglich an jenen,
Mir danken sie drollichte Scenen!
Bin eine lebendige Stütze,
Zu allerlei Diensten euch nütze,
Bald doppelt, bald vorne wie hinten
Als Paar, bald vielfach zu finden;
Doch hält man nicht viel von den Gaben
Bei denen, die vielfach mich haben.
Gräbt schön man von Marmor mich aus,
Das ist für die Künstler ein Schmaus.

1. 2. 3.

Mich haben die Künstler der Alten
Noch werther als Marmor gehalten.
Mich haben zu Salomons Tagen
Schon reichere Schiffe getragen;
Als furchtbare Waffe geboren,
Bin jezt ich zu Bällen erkohren;
Von 1. 2. stamm' ich nicht her,
3. bin ich nicht. — Ach! das ist schwer!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. April 1832.

— Liebe!
Du Alles, aus dem Nichts zuerst erschaffen!
Schwermüth'ger Leichtsinn! ernste Tändelei!
Stets wacher Schlaf! dein eignes Widerspiel!

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortsetzung.)

Da muß man nun wissen, daß ich bei meiner Arbeit am Fenster nicht ganz beim Allgemeinen stehen geblieben bin. Seit mehreren Tagen beschäftige ich mich vorzugsweise mit einem Gegenstande, der den übrigen gewaltig viel von ihrem Reize nimmt. Vom frühen Morgen stehe ich auf der Lauer, von zwei Uhr an pocht mir das Herz, ist sie vorüber, so ist mein Tagwerk gethan. Eh es so wurde, war es mir nie eingefallen, daß ich allein sey; und war denn nicht Alles beisammen, ich und der Onkel, und der Bach in der Straße, und die Schwalben, Alles in der Welt? Jezt fühle ich mich so allein, so ganz allein; nur gegen drei Uhr wird Alles lebendig in mir und außer mir. Ich habe erzählt, wie süß mir sonst die Stunden dahinschwanden; jezt kann ich weder etwas, noch nichts thun; es ist soweit gekommen, daß neulich eine große Feder langsam eine Spanne weit von meiner Nase herumwirbelte und es mir nicht einmal in den Sinn kam, sie wegzublasen, und der Art könnte ich noch Manches anführen. Dafür träume ich wachend: ich bilde mir ein, sie kenne mich, winke mir lächelnd zu, ich gefalle ihr; oder ich suche Mittel und Wege, etwas für sie thun zu können; ich komme mit ihr zusammen, wir sind auf einer Reise, ich nehme sie in meinen Schutz, sie flüchtet sich in meine Arme; ich gäbe Alles darum, wären wir beisammen in einem finstern Walde, und es kämen wilde Räuber, und ich schlüge die Räuber in die Flucht, würde aber schwer verwundet für sie.

Doch es ist Zeit, mit der Sprache herauszugehen; aber wie dieß beginnen? Mit Worten läßt sich das Kolorit, in welchem das Mädchen erscheint, bei dessen Anblick uns das Herz zum ersten Male pochte, nimmermehr malen. Also nur soviel: jeden Tag gegen drei Uhr trat sie aus einem benachbarten Hause, kam die Straße herab und ging unter meinem Fenster vorüber. Sie trug ein blaues Kleid, ein so einfaches Kleid, daß es Niemanden unter andern blauen Kleidern, die vorübergingen, aufgefallen wäre; mir ebensowenig, hätte ich nicht gefunden, daß es sich mit ganz eigenthümlichem Reiz an die jungen Glieder schmiegte, und über diesen jugendlichen Wuchs schien mir nur wieder das liebe bescheidene Gesicht eine Glorie auszugießen, und vom Gesicht kam ich wieder auf das Kleid: hundert Meilen in der Runde, von des ersten Schneiders Hand konnte es keines geben, das mir besser gefiele. So lange auch das Kleid in meinem Gesichtskreis war, lachte die Welt, und war es verschwunden, so suchte ich ein blaues Kleid auf der Straße, um recht selig zu träumen.

Am Tage nun, von dem ich spreche, sah ich sie wie gewöhnlich kommen; schon war sie nahe bei meinem Fenster, schon schickte ich mich an, ihr bis an die Ecke nachzusehen, und in Gedanken noch weiter, da wandte sie sich und trat in den Hausgang gerade unter mir. Darüber erschrack ich so, daß ich mit dem Kopf zurückfuhr, als

wäre sie geradewegs in mein Zimmer getreten. Ich besann mich und dachte nicht anders, als sie werde durch das Haus in die hintere Straße gegangen seyn, da gingen in des Onkels Bibliothek die außerordentlichen Dinge vor, die mich, wie erzählt, fast außer mir brachten. Was! mit dem Onkel spricht sie! Ich strengte mein Gehör aufs Aeußerste an, um ein Wort zu erhaschen, da stürzte auf einmal die Welt, an der ich lustig baute, wieder zusammen. Die Leiter rollte, ich hörte, wie der Onkel sprechend hinaufstieg und vernahm — ich irrte mich nicht — das Wort Hebräisch aus seinem Munde. Also mit Niemand als mit irgend einem Doktor, einem Orientalisten, hatte der Onkel zu schaffen; denn wie kämen das Mädchen und Hebräisch zusammen! Ich war sehr ärgerlich, trat maschinenmäßig wieder an das Fenster und sah zerstreut in das Blaue. Aber mir gegenüber standen im hellen Sonnenschein, am selben Ring angebunden, zwei Esel und philosophirten; nach einer kleinen Weile kam dem einen ein Gedanke, was ich am kaum sichtbaren Zucken seines linken Ohrs wahrnahm; er reckte den Hals und zeigte dem andern zärtlich sein altes Gebiß; dieser erwiederte freundlich den Gruß, und nun krazten sie sich gegenseitig den Hals mit so brüderlicher Liebe, so köstlicher, wollüstiger Hingebung, daß ich nicht anders konnte, das Mitgefühl machte mich zum Dritten im Kleeblatt. Es war dieß der erste Genuß der Art, seit ich anders zu thun hatte; es gibt aber auch Situationen, deren Naivität so unwiderstehlich wirkt, daß sie der Seele ihre süßesten Gedanken entführt. Ich genoß immer behaglicher, da schwebte auf einmal ein blaues Kleid aus dem Hause; sie war es; ha! rief ich unwillkührlich. Das junge Mädchen hob den Kopf just so weit, daß ihr schönes Auge vor den Rand ihres Hutes trat, und ihr Blick durchzuckte mich, gleich einem Blitz, mit Schaam, Verwirrung und Seligkeit. Sie erröthete und ging weiter. Ein Windhauch, ein Strohhalm, der rauscht, jagt in diesem Alter — und dieß macht es ja so liebenswürdig — die Röthe in die Wangen; aber wegen meiner war sie roth geworden; das dünkte mir etwas ganz Besonderes, ein Glück des Himmels; damit hatte sich Alles anders gemacht, ganz anders; war doch nun zum ersten Male etwas zwischen uns vorgefallen.

Aber meine Freude dauerte nicht lange; denn ich besann mich: als sie sich auf mein Ha! umwandte, sah ich da, mit offenem Munde, starrem Auge, nicht aus wie ein Gimpel, dem der Hut ins Wasser fällt? Der Gedanke, einen Eindruck der Art müsse ich auf sie gemacht haben, peinigte mich entsetzlich. Was meint ihr aber wohl, daß sie unter dem Arm trug? Einen Oktavband, in Schweinsleder gebunden, mit silbernen Klammern, den ich hundertmal in des Onkels Zimmer da und dort hatte liegen sehen. Ich hatte das Buch nie eines Blicks gewürdigt, und jezt, da es ihr Arm sanft an die Hüfte drückte, schien es mir das Buch aller Bücher. Da ward es mir zum erstenmale klar, daß ein altes Buch zu etwas nütze seyn kann. Weiser Onkel, der du dein Lebenlang welche gesammelt, und ich Tropf, daß das gebenedeite Buch — und ich wußte nicht einmal, was es war — nicht mein gehörte!

Sie ging quer über die Straße auf die Thüre des Hospitals zu und sprach ein Paar Worte mit dem Portier, der sie, wie es schien, kannte und ihr just so viel Protektion angedeihen ließ, daß sie es wagte, hineinzugehen. So sehr mich der Grobian ärgerte, so ersah ich doch zu meiner Freude daraus, daß das Mädchen meiner Gedanken weder so reich, noch so vornehm war, daß ich mich der Wünsche, die jezt nachgerade ernstlich in mir aufstiegen, vor mir selbst zu schämen gehabt hätte. Es machte mich sehr glücklich, daß ich sie so nahe bei mir wußte, denn ich hatte gefürchtet, sie bis morgen zu verlieren. Ich brannte vor Begierde, zu wissen, was sie bei meinem Onkel zu schaffen gehabt, was sie im Spital suche. Aber für jezt fesselte mich der Wunsch, sie wieder herausgehen zu sehen, an das Fenster; doch endlich brachte mich die einbrechende Nacht um diese Hoffnung, und ich ging nun eilends zum Onkel hinauf.

Er hatte bereits seine Lampe angezündet und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit eine Flasche, die eine bläuliche Flüssigkeit enthielt. „Guten Abend, Julius," sagte er, ohne sich stören zu lassen; „setze Dich, ich bin sogleich fertig." Ich sezte mich, voll Ungeduld, denn eine Frage schwebte mir beständig auf den Lippen, und betrachtete die Büchersammlung; sie sah ganz anders aus als sonst; mit Respekt betrachtete ich die Ehrwürdigen, die Brüder desjenigen, den sie unter dem Arm getragen. „Ich habe da . . ." fing der Onkel an. „Ei, Julius, Du weißt noch nicht . . ." — „Nein, Onkel." — „Du hast Dich bei einem jungen Mädchen zu bedanken, das bei mir . . ." Mit diesen Worten ging er an seinen Tisch, und das Herz pochte mir laut in der Brust. Er kehrte sich um; „rathe!" sagte er, als wollte er mich überraschen. Was konnte ich rathen? „Sie hat von mir gesprochen?" fragte ich mit bebender Stimme. „Das wäre was Rechtes!" erwiederte der Onkel und machte ein listiges Gesicht. „Nun, Onkel, ich bitte Sie!" — „Sieh! da ist Dein Pufendorf wieder!" Ich fiel aus den Wolken und fluchte innerlich auf Pufendorf, der dießmal, Respekts halber, für den Onkel herhalten mußte. „Ich suchte ihr ein Buch," fuhr er fort, „und da fand sich das andere, das ich schon verloren gegeben. Ein liebes Kind, wahrhaftig, sie ist mir lieber als ein halbes Dutzend Deiner Professoren." Nun, der Meinung war ich auch, und dieses Wort söhnte mich wieder ein wenig mit dem Onkel aus. „Sie liest Hebräisch wie ein Engel!" Ich wußte nicht,

wo mir der Kopf stand. „Sie liest Hebräisch? — Aber, Onkel . . .“ fuhr ich fort, denn der Gedanke behagte mir ganz und gar nicht. — „Und ich hatte ordentlich meine Freude daran, wie ich sie den acht-und-vierzigsten Psalm in Sannazars Ausgabe lesen ließ. Ich verglich die Varianten mit der Ausgabe von Crusius und zeigte ihr, daß Sannazars Text unendlich besser ist.“ — „Das haben Sie ihr gesagt? dem Mädchen?“ — „Nun ja, mit wem sprach ich denn?“ — „Sie war da, bei Ihnen, und das konnten Sie ihr sagen?“ — „Ja doch; freilich läßt sich über so etwas nur mit einer Jüdin verhandeln.“ — „Sie ist eine Jüdin?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Sitten.

(Beschluß.)

Man sang auf's Neue, während einer von den Dreien ein Paar lange Bänke vor dem Geländer reinigte und die Leute, die darauf gesessen, zurückwies. Inzwischen kam man auch mit diesem Liede zu Ende, und abermals ward die Gemeinde aufgefordert, sich Jesu nicht zu schämen, sondern sich auf die Bänke der Reue zu setzen und sich ihm an die Brust zu legen. „Wir wollen noch einmal singen,“ schloß er, „um Euch Zeit zu lassen.“ Man sang wieder. Jezt bemerkte man in allen Theilen der Kirche eine Bewegung, die, Anfangs nur leise, mit jedem Augenblicke auffallender wurde. Junge Mädchen standen auf, sezten sich wieder, standen auf's Neue auf; dann öffneten sich gemach die Stühle, und die armen Geschöpfe taumelten mit gefalteten Händen, gesenkten Köpfen, an allen Gliedern zitternd, heraus, und je näher sie dem Geländer kamen, desto lauter hörte man sie ächzen und schluchzen. Sie ließen sich auf die Bänke der Reue nieder; das Lied verstummte, und zwei von den Priestern stiegen herab, wandten sich, der eine zur Rechten, der andere zur Linken, und fingen an, den Zaudernden zuzuflüstern. Was sie sagten, war uns unvernehmlich, aber das Aechzen und Schluchzen ward dabei immer lauter und furchtbarer. Junge Dirnen, mit blassen entstellten Zügen, sanken zuerst auf die Knie und dann aufs Gesicht nieder; man hörte sie ängstlich schreien, und dazwischen rief eine Stimme in jammervollen, herzzerreißenden Tönen: „O Herr Jesus! hilf mir!“ und dergleichen. Indessen gingen die zwei Geistlichen immerfort unter ihnen herum, stiegen aber von Zeit zu Zeit auf die Bänke und verkündigten mit Stentorstimme „die frohe Botschaft der Erlösung,“ worauf denn aus allen Winkeln des Gebäudes aus heisern Kehlen das Echo antwortete: „Amen! Lob und Preiß! Amen!“ während die niedergeworfenen Büßerinnen fortwährend leisen Zuspruch und von Zeit zu Zeit eine mystische Liebkosung erhielten. Viele wurden von Zuckungen und Krämpfen befallen, und als der Tumult am höchsten war, stimmte der oben gebliebene Priester wieder ein Lied an, als wolle er damit den Lärm übertäuben. Es war ein schrecklicher Anblick, junge Geschöpfe so am Morgen des Lebens von Entsetzen ergriffen und wahrscheinlich für's ganze Leben an Leib und Seele geschwächt zu sehen. Ein Mädchen, welches kaum vierzehn Jahre alt schien, lag in den Armen eines etwas ältern; ihre Augen standen weit offen, ihr Gesicht war todtenblaß, Kinn und Busen mit Schaum bedeckt; sie schien ganz stumpfsinnig zu seyn. Einer der Geistlichen näherte sich ihr, faßte ihre zarte Hand, sprach: „Jesus ist bei ihr! lobt den Herrn!“ und ging weiter. Achteten die Männer in Amerika das Weib, wie sie sollten, würden sie ihre Gattinnen und Töchter so behandeln lassen? Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß sich blos Weiber auf die Bänke sezten, und zwar meistens sehr junge Mädchen. Die Zuhörer waren größtentheils sehr gut gekleidet und die elegantesten Frauen aus der Stadt zugegen; ja während der ganzen Zeit der Wiedergeburt wimmelten Kirchen und Bethäuser alle Tage von gepuzten Leuten. Auf diese Weise vertreiben sich die Damen zu Cincinnati die Zeit; ins Theater zu gehen, ist verboten, Kartenspielen ist sündlich; aber da sie zu Hause so fleißige Schaffnerinnen sind, bedürfen sie doch einer Erholung. Ich meines Theils möchte jedoch behaupten, daß das unflätigste Lustspiel, das je geschrieben worden, der Jugend und Unschuld weniger nachtheilig seyn würde, als Auftritte, wie diese.

Berenicees Haar.

Aus grauer Vorzeit tönt herab die Kunde
Von Berenicees wunderschönen Haaren;
Ein Kaiser selbst hat ihre Macht erfahren,
Und trug in tiefer Brust die Liebeswunde.

Doch mochte wohl nicht zum vollkommnen Bunde
Die Seele mit des Leibes Reiz sich paaren;
Und nur die Locken, die ihr Schönstes waren,
Erhob der Dichter Lied zum Sternenrunde.

O möchtet ihr ein treu abwägend Richten,
Das von der Milde nie sich mag entfernen
Und reines Gold vom Staube weiß zu sichten,

An der Vergött'rung jener Locken lernen!
Das Mangelhafte muß sich selbst vernichten,
Doch ungekränkt schwebt Schönheit zu den Sternen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, März.

(Fortsetzung.)

Amerikanisches Zollsystem. Deutschlands Handelsaussichten.

Die Grundbesitzer des Südens können für ihre Sümpfe und Wälder auf eine einwandernde Bevölkerung nicht zählen, da das Klima für Europäer zu ungesund ist. Diese werden noch auf Jahrhunderte lang ihre Güter nur durch eine Bevölkerung von Sklaven und nach und nach akklimatisirter Eingeborner anbauen lassen können, und theilen also in dieser Hinsicht das Interesse der nördlichen Grundbesitzer nicht. Sie beziehen ferner durch Vermittelung des Handels die Lebensbedürfnisse jeder Art entweder aus dem Ausland, aus Europa, oder aus den nördlichen Staaten; sie bedürfen derselben aus verschiedenen, nicht hieher gehörigen Ursachen in einem Verhältniß, zu welchem die europäische Consumtion keinen Maßstab geben kann. Der hohe Zolltarif, der im Durchschnitte alle Waaren um 40 pCt. vertheuert, ist also für sie eine drückende Last, und Herabsetzung desselben ihr Losungswort, das sie unter Jacksons Fahne versammelt. Eine nicht minder starke Parthei, die denselben Zweck im Auge hat, ist der Handelsstand der nördlichen Staaten, besonders der Städte Boston, Salem, Neuyork, Philadelphia und Baltimore. Dieser sieht einer Vergrößerung seines Treibens, einer Erleichterung seiner Operationen nach dem südlichen Theile Amerikas, nach West- und Ostindien entgegen, wenn eine Erniedrigung der Zölle bewirkt werden sollte. Obschon sich dagegen wieder eine Parthei findet, deren Interesse inländische Industrie begünstigt, so scheint dennoch jene den Sieg davon tragen zu müssen. Es geht dieses aus dem öffentlichen Ausspruche Clays hervor, mit welchem er sich, um den Präsidentenstuhl zu erringen, beide Partheien geneigt machen will. Er heißt: Die bestehenden Zölle auf Artikel, die aus fremden Ländern eingeführt und nicht in den Vereinigten Staaten verfertigt oder erzeugt werden, sollen künftig aufgehoben werden, mit Ausnahme der auf Seide und Wein, welche blos herabgesezt werden sollen. Dieses politische Glaubensbekenntniß ist im Originale unnachahmlich sophistisch und hinterlistig gestellt, *) wodurch er der Hauptparthei, welcher er dient, zu nützen hofft, indem gerade die Zölle auf Artikel des höhern Luxus aufgehoben und die auf den Consumtionsartikeln der mitteln und untern Klassen lastenden fortbestehen würden. Andererseits möchte er dadurch ebenfalls die nördliche Aristokratie günstig stimmen, weil die Zölle auf die in den Vereinigten Staaten erzeugten Waaren nicht aufheben, gerade so viel heißt, als sie alle fortbestehen lassen, indem bereits fast Alles, wenn auch noch so schlecht, hier fabrizirt wird. Wie dem auch sey, so steht immer zu erwarten, daß in diesem Lande eine Herabsetzung der Zölle stattfinden wird. Wir haben nun hierüber genug gesprochen, mehr als das Interesse deutscher Leser erfordern möchte, denen wohl wenig daran liegen mag, wie hier zu Lande die Selbstsucht operirt und die Partheien sich bilden, und erwähnten diese Verhältnisse nur, um zu zeigen, daß die Menschen, so wie noch Vieles in diesem sogenannten glücklichen Lande, um nichts besser sind, als in kultivirten europäischen Staaten.

*) That the existing duties, upon articles imported from foreign countries, and not coming into competition with similar articles made or produced within the U. States, ought to be forthwith abolished, except the duties on wines and silks, and that they ought to be reduced.

Jedoch lassen sich Betrachtungen hier anknüpfen, die bei deutschen Lesern, bei solchen, die das Beste ihres Vaterlandes wollen, und bei Regierungen, die ihre Aufgabe lösen möchten, mehr Interesse erregen dürften. Das Glück und die Ruhe, die Moralität und Kultur einer Familie hängen vorzüglich vom verhältnißmäßigen Stande ihrer pecuniären Mittel ab; ebenso ist es bei den Staaten. Vor Allem gebt den Menschen Speise und Obdach, das Uebrige wird sich finden. Europa leidet nun im Allgemeinen an innern Uebeln, deren Quelle, in England liegend, nur durch den politischen Sturz dieses Landes verstopft werden kann. Das von England, wie von allen seinen Nachbarn bestohlene Deutschland leidet an allgemeiner Dürftigkeit, an Zerrüttung seiner Finanzen, woraus fast allein die allgemeine Aufregung entspringt. Halten wir das Bild seines jezigen Zustandes gegen das einer Zeit, wo Deutschland, in jeder Hinsicht die erste Nation Europas, geachtet und gefürchtet, reich und mächtig, über alle Völker hervorragte, so erscheint uns als der wichtigste Unterschied folgender. Zu jener Zeit war es ein einiger Staatenbund und gehorchte so ziemlich Einem Willen, wenigstens in seinen Beziehungen nach Außen; zu jener Zeit hatte es das, woraus für Staaten alles Heil entspringt, Uebergewicht in Industrie und Handel — und jezt liegen diese unter der Last der englischen Fesseln darnieder und schleppen sich nur mühsam dem voranschreitenden England nach. Diese Hauptmomente werden zu berücksichtigen seyn, wenn Friede, Glück und Ruhe in Deutschlands Gauen, Vertrauen zwischen Fürsten und Völkern wieder hergestellt werden soll. Aus der Vereinigung der Interessen, welcher mehrere deutsche Regierungen und Volksvertreter mit lobenswerthem Eifer entgegen streben, mag auch Einigkeit in der Politik leicht sich bilden, welcher Vereinigung der Kräfte auf dem Fuße folgen muß. Belebung der Industrie und des Aktivhandels würde sofort dadurch zwar erleichtert, aber noch nicht gewonnen seyn, zu einem Uebergewicht darin aber noch weniger Hoffnung sich zeigen. Hiezu ist noch mehr erforderlich, namentlich aber Aufsuchung von Abzugsquellen, Bildung von entferntern commerziell-politischen Verbindungen. Noch ist Deutschland nicht einig, in seinen industriellen und Handelsverhältnissen nicht genug verbunden, noch weniger in seinen politischen. Da aber die Hoffnung gehegt werden darf, dieses schöne Ziel noch erreicht zu sehen, so wird es nicht unzweckmäßig seyn, auf die Mittel hinzuweisen, welche dazu führen könnten.

Der politischen Einigung geht als Grundlage die commerzielle voraus, für deren Begründung und Ausbildung man jezt thätig ist. Sind die Fesseln des innern Handels einmal abgestreift, so wird sich die Industrie bald ins Gleichgewicht stellen und sofort mit vereinigten Kräften nach außen wirken können. Die bisher herrschende Meinung, daß die deutsche Industrie nicht im Stande sey, mit England zu konkurriren, fängt an, als ein Irrthum erkannt zu werden, und der Ungrund derselben zeigt sich auf auswärtigen Märkten recht augenfällig. Der deutsche Gewerbfleiß hat in manchen Gegenständen ein bisher noch von keinem Konkurrenten bestrittenes Uebergewicht, leider aber nur in unbedeutenden Artikeln und immer nur durch eine unbegreifliche Wohlfeilheit, die auf Kosten der Qualität gewonnen wird, so daß deutsch, wohlfeil und schlecht oft als Synonyme gelten. In Sachen des großen Verbrauchs schleppt sich der deutsche Handel mühsam nach, obschon England und Frankreich nicht im Mindesten voraus sind in dem, was die Fabrikation selbst betrifft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. April 1832.

Ich gleiche, Herr, dem nächtlichen Gestirn,
Das auf der dunkeln Bahn, die du es führst,
Von einer Seite Himmelsklarheit strahlt,
Und auf der andern ruht in Todesnacht.

Lamartine.

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Nürnberger.

Es ist mir vor einiger Zeit widerfahren, daß ich in einem großen und dichten Walde, unter vielleicht tausendjährigen Eichen und himmelhohen Föhren, wie sie die Lausitzen, wo sich dieß ereignete, hier und da noch aufzuweisen haben, von einem ganz ungewöhnlich heftigen Gewitter und Sturm überfallen wurde. Nichts glich der furchtbaren Pracht dieses erhabenen Schauspiels, welches dadurch noch imposanter wurde, daß das Unwetter ganz unvermuthet, aus fast blauem Himmel hervorbrach, und mir Kräfte der Natur veroffenbarte, welche ich vor der Innigkeit dieser eigenen sinnlichen Erfahrung nicht zu ahnen gewagt haben würde. Zwar hatte eine fast dreiwöchentliche, immer klare Augustsonne die Auen mit Feuer getränkt, indeß war gerade dieser Tag selbst wohl heiter, aber doch nicht eben drückend heiß, als sich gegen Abend plötzlich am Westhimmel, wohin ich eine Aussicht durch den Wald hatte, zwei kleine, weißgraue Wölkchen zu bilden anfingen, die erst unbeweglich schienen, dann allmählig zusammen flossen und ein drohendes Aussehen annahmen. In einem Nu war nun der ganze Himmel mit einem Wolkenflore bezogen, der Tag ward, wie durch Zauberei, in finstere Nacht verkehrt, der Donner krachte mit einer Gewalt, wie ich sie nie erlebt, über meinem Haupte, und Blitz und Regen flossen in ganzen Fluthen auf mich herab. Nichts erschien mir aber schreckender, als ein ganz besonderes Brausen, welches, gleichsam sprachartig, durch die höhern Luftregionen tobte und den Sturm ankündigte, der in demselben Augenblicke hereinbrach. Er durchriß den Wald in einer geringen Breite, in der Richtung von Nordwest nach Nordost, außerhalb welcher ich mich zu meinem Glücke, geschützt überdieß durch eine Vertiefung in einer Hügelkette, befand, und streckte in dieser Richtung und Breite mit unwiderstehlicher Gewalt Alles *) zu Boden. Die stärksten und ältesten Eichen und Buchen wurden theils ausgerissen, theils zerknickt, wie man einen dürren Strohhalm durch einen Fingerdruck entzwei bricht, und ganz große Baumwipfel fanden sich nachher hingeschleudert vor meinem Versteck, aus dem ich mich nur mühsam wieder herauswand.

Diese Erfahrung, ich gestehe es, hat mich zuerst von dem engen Gesichtspunkte, die Natur nur von der mathematischen Seite aufzufassen, abgelenkt, und ich fragte mich in meiner Höhle, eben so bestürzt als entzückt über das grausenvoll-prächtige Schauspiel, welches unter meinen Augen aufgeführt wurde: worin besteht das eigentliche Wesen dieser furchtbar-herrlichen Natur, und welcher lebendigen Gewalten bedient sie sich als Agenten zur Ausführung ihrer erhabenen Zwecke? In der That ist unser beständiges, zu enges Zusammenleben mit der Natur nicht dazu gemacht, unsere Sinne für ihre tiefsten

*) Das Andenken an diesen Sturm lebt noch im Gedächtniß der Betheiligten. N.

Geheimnisse aufzuschließen; wir befinden uns, von unserem ersten Eintritte in das irdische Daseyn an, in so ganz vertrauter Nähe bei ihr, daß wir mehr zum Uebersehen als zum Sehen der Naturerscheinungen geschickt gemacht werden; und die Natur muß zuweilen in so ungewohnten Tönen, als das obenerwähnte, dem Sturm vorangegangene Brausen war, zu uns reden, um das abgestumpfte Ohr zu neuer Aufmerksamkeit anzuregen. Wenn es möglich wäre, uns aus einer andern Existenz unmittelbar und sogleich in die Mitte der irdischen zu versetzen, ohne uns erst durch das Medium der Kinderjahre gehen zu lassen, während welcher wir mit der Sinnenwelt gleichsam verwachsen, so würden wir an der Natur Seiten wahrnehmen, für welche wir, im Zustande unserer Verwöhnung, so zu sagen gar kein Organ mehr besitzen. Ich gehe aber, seit dem Tage der Beobachtung jenes großen Naturphänomens, noch weiter, indem ich behaupte, daß das All der uns umgebenden Natur durch die uns verliehenen fünf Sinnorgane überhaupt gar nicht erschöpfend aufgefaßt werden könne, und daß also viele Naturereignisse, obwohl sie sich unmittelbar unter unsern Augen zutragen, dennoch von uns nicht wahrgenommen werden, weil uns das eigenthümliche Instrument zu dieser Perception mangelt. Gleichwie ein Blindgeborner vom Licht, von den Farben, kurz von dieser ganzen Seite der Natur gar keinen Begriff hat, und sich, wenn ihm das Sehvermögen plötzlich verschafft wird, gleichsam in einer ganz neuen Welt befindet, eben so hat die Natur unzweifelhaft noch unzählige andere Seiten, die von uns gar nicht bemerkt werden, eben weil uns das neue Auge, welches gerade zu dieser besondern Wahrnehmung geschickt wäre, noch ganz gebricht. Da wir Blinde, in jener erstern Bedeutung, täglich vor unsern Augen sehen, so frage ich, welche Gründe wir haben könnten, an einer Blindheit in der leztern Bedeutung des Wortes zu zweifeln?

Im Gegentheil gibt es Beweise genug für die Richtigkeit dieser Vermuthung, und die magnetische Hellseherei z. B. zeigt unwiderleglich, daß in den Tiefen des Menschen schon die Anlage zu einem Sinne der Wahrnehmung desjenigen vorhanden ist, was sich von dem natürlichen Auge abgewendet befindet und demselben vollkommen fern liegt. Wenn aber dergleichen vorübergehende Zustände des Durchdringens sonst unerreichbarer Gegenstände schlechterdings nicht ganz geläugnet werden können, so sind wir berechtigt, die Möglichkeit einer dauernden Begabung mit solchen oder ähnlichen Vermögen, d. h. die Denkbarkeit sinnlicher Organe anzunehmen, welche uns in unserm gegenwärtigen Zustande noch fehlen und sich auf eine Nachtseite der Natur beziehen, die uns, dieses Mangels wegen, unzugänglich ist. Man meint, um noch zu einem andern Beispiele in diesem Bezuge meine Zuflucht zu nehmen, daß der Hund, welcher, mit der Nase auf der Erde, die Spur seines Herrn Meilenweit verfolgt, dieß lediglich durch einen gesteigerten Geruchssinn bewirke. Betrachtet man aber die dabei vorkommenden Umstände genauer, so wird vielmehr offenbar, daß dieses Thier von einem eigenthümlichen sinnlichen Vermögen unterstüzt wird, dessen Organ zwar auch die Nase zu seyn scheint, welches aber von dem menschlichen Geruchssinne ganz verschieden seyn muß. Es ist also unzweifelhaft eine bloße Selbsttäuschung des Menschen, wenn er sich, vermittelst der ihm in seiner jetzigen Ausrüstung verliehenen sogenannten fünf Sinne, mit der ganzen Natur in Rapport wähnt; und man darf es, wie wir behauptet haben, im Gegentheile als ganz ausgemacht ansehen, daß die uns umgebenden natürlichen Dinge Eigenschaften besitzen und Vorgänge darbieten, welche von unserm Geiste ganz unbemerkt bleiben, weil er keine Instrumente zur Beobachtung derselben besizt. Ich bezeichne dasjenige, was uns, wegen dieses Mangels eigener Sinne dafür, von der Natur verborgen bleibt, mit dem, wohl nicht unpassenden Ausdrucke der Nachtseite der Natur. Das Gefühl dieses Mangels geeigneter neuer Sinne, um einen Naturvorgang nach allen seinen innern und äußern Beziehungen aufzufassen, kann sich bei demjenigen, der bei der Beobachtung der Natur gewissenhaft zu Werke geht, bis zur Angst steigern. Wenn man z. B. mit einer Elektrisirmaschine experimentirt, und, um stark zu elektrisiren, nun gezwungen ist, eine Kette an das Reibzeug zu hängen und dieses dadurch mit der Erde zu verbinden; wenn man am Erfolge sieht, wie sich dadurch das Zuströmen elektrischer Materie augenblicklich bis in das Ungeheure verstärkt, und doch vom eigentlichen Wie? schlechterdings Nichts gewahr wird, da die Kette von dem durch sie aufwärts fließenden Strome von Elektricität unmittelbar auch keine Spur zeigt: so befällt einen — wenigstens ist es mir so gegangen — das drückendste Gefühl des Mangels eines besondern sinnlichen Vermögens zur Wahrnehmung desjenigen, was die Kette hier aus dem Erdboden aufnimmt und leitend zum Reibzeuge fortführt. Der Vorgang ist so nahe und scheinbar so handgreiflich; ein Theil davon wird mit den Augen, welche wir besitzen, so vollständig ergriffen; aber ein anderer Theil bleibt uns sinnlich unzugänglich, und wir ahnen mit Bestürzung, daß uns ein verfeinertes, höher organisirtes, anderes Auge gebricht, um auch diese, uns verborgen bleibende Seite des Phänomens zu durchdringen. Das Unbegriffene und für uns Unbegreifliche des Vorganges fällt also in die Nachtseite der Natur.

Vielleicht gilt das, was ich hier von der Elektricität gesagt habe, in einem noch höhern Sinne vom Lichte, diesem wichtigsten und ersten Agenten unter den unwäg-

baren Naturstoffen, gegen dessen unendlich wundervolle Beschaffenheit uns aber der engere, fast ununterbrochene Bezug, in welchem wir zu demselben stehen, gleichgültiger macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortsetzung.)

Geht es andern Leuten auch wie mir? Eine Jüdin! schön und eine Jüdin! Im Augenblick war sie noch zehnmal schöner und ich zehnmal verliebter. Es mag dies nicht christlich seyn; aber so war es einmal, und hatte ich sie bisher reizend gefunden, so war jezt alles an ihr frischer, lebendiger, merkwürdiger. Und wirklich — verliebt man sich in eine Schwester? nein; in eine Landsmännin? nun ja, schon eher; in eine Fremde? viel, viel schneller. Und vollends eine hübsche Jüdin! und arm vielleicht, verlassen! Dadurch gewann sie unendlich in meinen Augen, und es war, als würde sie mir mit einemmale näher gerückt.

„Will sie denn Hebräisch treiben?" fragte ich den Onkel. — „Nein, so sehr ich ihr auch zugeredet. Drüben im Spital ist ein armer alter Mann, der wohl sterben wird; da hat sie nun eine hebräische Bibel von mir geliehen, um ihm etwas zur Erbauung vorzulesen." — „Sie kommt also nicht wieder?" — „Morgen um zehn Uhr bringt sie das Buch." Und der Onkel machte sich wieder mit seiner Phiole zu schaffen, während ich in Gedanken versunken da saß. „Morgen, hier, in diesem Zimmer! so nahe bei mir! und ich bin ihr nichts, gar nichts! nicht einmal so viel als der Onkel und seine Flasche!" Ich ging betrübt in mein Zimmer hinab.

Ich war nicht wenig überrascht, als ich dasselbe schwach beleuchtet fand, sah aber bald, daß es der Widerschein von einem Lichte war, das gegenüber im Hospital in dem sonst finstern Saale brannte; ich stieg daher auf einen Stuhl und gewahrte nun hinten an der Wand des Zimmers einen Schatten. Ich wurde immer neugieriger, stieg auf das Fenstergesimse, und nun konnte ich an derselben Wand einen Frauenzimmerhut hängen sehen. „Sie ist's!" rief ich; in einem Augenblick war der Stuhl auf dem Tisch, Grotius und der wiedergefundene Pufendorf auf dem Stuhle und ich oben auf; ich hielt ordentlich den Athem an, um des entzückenden Anblicks, der sich mir jezt darbot, recht zu genießen. Am Bette eines bleichen, alten Mannes saß sie, fromm, andachtsvoll, und dem Leiden, dem Alter gegenüber strahlte ihre Jugendblüthe desto herrlicher. Sie senkte die schönen Augen auf das Buch des Onkels und las Worte des Trostes. Von Zeit zu Zeit hielt sie inne, um den Kranken ausruhen zu lassen; dann stüzte sie ihm das Haupt, oder faßte liebevoll seine Hand und sah ihn an mit einem Blicke voll englischer Güte. „Glücklicher Sterbender!" dachte ich; „wie süß muß dir ihre Pflege seyn, wie himmlisch müssen dir ihre Worte klingen! Wie gern tauschte ich Jugend und Gesundheit gegen deine Leiden...." Ich sprach diese Worte wohl laut; das Mädchen brach auf einmal ab, hob den Kopf und sah mir gerade ins Gesicht; darüber erschrak ich, als ob sie mich so weit hätte hören oder in der Finsterniß sehen können, fuhr zurück und stürzte sammt Stuhl, Grotius und Pufendorf zu Boden.

Es war ein abscheulicher Lärm und der Fall betäubte mich einen Augenblick. Eben wollte ich mich aufraffen, da erschien der Onkel mit einem Licht in der Hand. „Was gibt's, Julius?" fragte er sehr ängstlich. — „Nichts, Onkel — nichts — da oben an der Decke —" Der Onkel sah hinauf. „Ich wollte etwas hinaushängen" — der Onkel sah sich ringsum, was ich habe aufhängen wollen — „und da bin ich — und dann — bin ich gefallen." — „Erhole Dich, erhole Dich," sagte der Onkel in gütigem Tone; „durch den Fall sind wahrscheinlich Deine Gehirnfasern etwas zerrüttet worden, weshalb kein rechter Zusammenhang in Deinen Reden ist." Er hieß mich sitzen, hob sorgfältig die beiden Quartbände auf und legte sie auf den Tisch; dann trat er wieder zu mir: „und was wolltest Du denn aufhängen?" Dabei faßte er mich bei der Hand, und ich fühlte, wie sein Zeigefinger leise nach meinem Pulse griff. Seine Frage machte mich sehr verlegen, denn in meinem ganzen Zimmer gab es lediglich nichts aufzuhängen. Ich wußte ja aber, wie liebevoll, wie nachsichtig der gute Onkel war; ich öffnete den Mund, ihm alles zu gestehen — und machte ihn wieder zu. Warum? Wie es jezt in meinem Herzen aussah, war mir Nachsicht schon nicht mehr genug; Mitgefühl wollte ich, und für was hatte der Onkel Sinn, als für Abstraktes, Wissenschaftliches! Ich mochte ihm mein Herz nicht erschließen, ich fürchtete, der Blüthe des Gefühls, das ich so recht mit Liebe im Busen hegen wollte, den Duft abzustreifen. „Ich wollte da oben .... Ach! schon!" — „Was ist's?" — „Ach, Onkel, es ist aus!" — „Was ist aus?"

Eben war das Licht im Zimmer des Sterbenden und damit meine Hoffnung erloschen; der Onkel aber schüttelte leise das Haupt und hielt nachgerade meinen Zustand für bedenklich; er hieß mich zu Bette gehen und untersuchte mich hier äußerst genau, während ich an mein Mädchen dachte. Der Onkel hatte nicht die leiseste Ahnung von der Ursache meines Zustandes, sondern fühlte mich von oben bis unten durch und überzeugte sich zu seiner großen Zufriedenheit, daß das Knochengerüste nirgends aus den Fugen gegangen war; sodann ging es an die Untersuchung der Respiration, des Pulses, kurz aller Lebensfunktionen;

er nickte mit der Miene eines Mannes, der sich anschickt, gesammelte Gedanken zu verarbeiten, und zog ab.

Es mochte gegen Mitternacht seyn. Ich war allein mit meinen Gedanken, ganz versunken in sie, da fuhr ich über dem Rollen der Leiter oben zusammen und schlief bald darauf ein. Ich war sehr unruhig, tausend Bilder, welche mit dem Gegenstande meiner Gedanken nichts zu schaffen hatten, durchkreuzten sich in meinem Gehirne; endlich verschwammen diese Gestalten, ich wurde ruhiger, und als sich später wieder Träume einstellten, traten sie in ganz anderem Gewande auf. Mir träumte, ich ergehe mich in einem stillen Gehölze; ich war krank, aber ruhig dabei, und mein ganzes Wesen schwamm in einem unbeschreiblichen, süßwehmüthigen Gefühle. Anfangs war ich ganz allein, nichts in der ganzen Umgebung erinnerte an das gewöhnliche Leben; ich war ich, aber schön, herrlich, mit allen Vorzügen begabt, die ich mir im Wachen wünsche. Ich hatte mich sehr müde unter einen Baum niedergesetzt; da war eine unbekannte Gestalt mit wehmüthig ernsten und doch freundlichen Zügen zu mir getreten; allmählich war sie mir immer bekannter geworden — endlich war sie es, meine geliebte Jüdin. Auch sie erschien ganz so schön, so einzig — kurz, wie ich sie mir im Wachen male, und sah mich freundlich an; sie sprach nichts, aber ihr Blick durchzuckte mich mit einem unaussprechlich süßen Gefühl. Ich sah, wie ihr liebliches Haupt sich zu mir niederbeugte, ich fühlte ihren süßen Athem, endlich hatte ihre Hand die meinige gefunden; meine Gedanken wurden unruhiger, die Bilder fingen an zu verschwimmen, Gestalt um Gestalt zog rasch vorüber, und am Ende sah ich nur das Gesicht des Onkels, der meine Hand gefaßt hatte, um mir den Puls zu fühlen, und mich, über das Bette hingebeugt, durch seine Brille betrachtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, März.

(Fortsetzung.)

Englands Gegenwart und Amerikas Zukunft.

Der einzige Vortheil, den die Industrie Englands und Frankreichs, besonders Englands besitzt, beruht auf den Combinationen der administrativen Gesetze zum Vortheile ihres Handels, wie Ausfuhrprämien, Einfuhrverbote, welch erstere der Industrie die auf ihr ruhenden nothwendigen Staatslasten jeder Art vergüten, sobald sie ihre Produkte dem Auslande verkauft. England, welches in einer nicht sehr fernen Zeit fast gar keine Industrie besaß, begann, begünstigt durch seine geographische Lage und durch manche Gesetze der weisen Elisabeth und Cromwells, sich den Zwischenhandel oder Seetransport im Uebergewicht anzueignen, wobei ihm der Verschluß deutscher Manufakte im Tausche gegen die Produkte der neuen und alten Welttheile die wesentlichste Hülfsquelle war. Durch den Handel schuf es sich die Kapitalien und Verbindungen, mit denen es später seine eigene Industrie gründete, indem es die fremde nach und nach auf die Seite schob und entbehren lernte. Einmal das Uebergewicht besitzend, konnte es leicht auf die öffentliche Meinung, auf den Geschmack in allen auswärtigen Marktplätzen so einwirken, daß es in dieser Hinsicht der Leithammel so vieler Millionen ward, und sich bald zum Gesetzgeber und Beherrscher der Meere aufwarf. Doch alles hat seine Licht- und seine Schattenseite, seinen Anfang und sein Ende. Während England nach außen so schöne Verhältnisse gewann, untergrub es durch Fehler, die jene Kaste, welche das Staatsruder ausschließlich führte, beging, sein inneres System, so daß das Gebäude seinem Sturze vielleicht nahe ist, und wir das gigantische Venedig des atlantischen Meeres auf einen so demüthigen Standpunkt herabsinken sehen werden, wie das des adriatischen Meeres. Eine andere Nation wird an seine Stelle treten, und welche diese seyn wird, kann nicht lange zweifelhaft bleiben.

England kann, wenn nicht als der Erfinder, doch als der Verbesserer der Segelschiffahrt angesehen werden. Mit dem, was die Entdeckung des neuen Weges nach Indien dazu beitrug, ward durch jene Verbesserung die Welt auf einen kleinern Maßstab gebracht, der Schauplatz des Weltverkehrs aus den engen Grenzen des adriatischen und des mittelländischen Meeres auf den Vereinigungspunkt der Atlantis mit den europäischen Gewässern, auf die englische Küste versetzt. Gleiche Ursachen äußern gleiche Wirkungen. Durch die Erfindung der Dampfschiffahrt ward die Welt noch näher zusammengeschoben. Die Ehre dieser Erfindung, so wie wesentlicher Verbesserungen im Bau der Segelschiffe gebührt den Amerikanern der Vereinigten Staaten, und betrachtet man dabei die geographische Lage und Bildung ihres Landes, die Ausdehnung ihrer Küste, den Reichthum ihres Bodens, so kann nicht der geringste Zweifel obwalten, daß diese Nation in die Fußstapfen Englands treten muß und das Verhältniß ihrer Macht in demselben Maße über die Englands wachsen wird, als alle Verhältnisse des Weltverkehrs durch so viele Umstände, wie namentlich durch die Entdeckung eines fünften Welttheiles, bereits vergrößert worden sind.

Bereits richtet sich das Streben dieser Nation fast ausschließlich auf den Seehandel, wie früher Venedigs und Hollands. Was den Engländern ihre nun abgestorbenen schottischen Hochwälder zum Schiffbau waren, das sind die unermeßlichen Wälder von Amerika im Süden und Norden diesem Volke in einem weit größern Verhältnisse. Schon sind die amerikanischen Schiffe siegreiche Nebenbuhler aller seefahrenden Nationen; schon sind sie in den Nüancen des Geschmacks, der Mode und der Bedürfnisse die Gesetzgeber für den ganzen Süden der sogenannten neuen Welt, dem sie Kleidung und Geräthe liefern; sie sind willkommen in den Häfen der neuen, noch unmündigen Republiken Amerikas, wie in denen der alten russischen und türkischen Monarchie. Auf Afrika haben sie festen Fuß gefaßt und sind die begünstigten Geschäftsfreunde Chinas und Ostindiens überhaupt, sogar während dieses noch unter englischem Einflusse steht, dem es sich bald entwinden wird. Diese Handelsverbindungen kann nun Nordamerika nicht durch seine eigenen Manufakturen unterhalten, denn die hiesige Industrie ist, so viel auch in Europa davon gehalten wird, noch eine Fabel und wird es noch auf Jahrhunderte seyn, da hier noch so lange Hände und Kapitalien fehlen werden. So lange dieser Zustand dauert, sind die Amerikaner nur auf den Zwischenhandel mit den Manufakten anderer Nationen angewiesen, gleich England in frühern Zeiten, und werden mit den Nationen, welche sich in commerzieller Hinsicht mit ihnen auf einem freundschaftlichen Fuße zu erhalten wissen, den Vortheil theilen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. April 1832.

Alles weg, was deinen Lauf stört!
Nur kein düster Streben!
Eh er singt und eh er aufhört,
Muß der Dichter leben.

Goethe.

Geisterbann.

Mein Kritiker schwört hoch und theuer:
Im Garten meiner Poesie
Seh' er ein gräßlich Ungeheuer,
Das Taggespenst, Philosophie.

Zwar bin ich selbst nicht ganz unschuldig;
Oft hab' ich mich nach ihm gesehnt,
Und hab' ihm zugehört geduldig,
Und wenn es sprach, oft nicht gegähnt.

Nun aber ist mir's selbst verdrießlich,
So oft der Geist vorüberhuscht,
Und Verse, die sonst wohl ersprießlich,
Mit dürrer Knochenhand verpfuscht.

Obwohl entsprossen einem Manne,
Der klar in's Geisterreich geschaut,
Ist leider mir vom Geisterbanne
Kein Sterbenswörtchen anvertraut.

Doch will ich Eines jezt versuchen,
Denn mich erfaßt ein heil'ger Zorn:
Erscheint der Geist — ich will ihm fluchen
Mit Sprüchen aus dem Wunderhorn.

Dem Griesgram soll ein Kind kredenzen
Des Hafis schäumenden Pokal;
Ich will mit Ostens Rosen kränzen,
Wenn er hereintritt, das Portal.

Mit Rosenöl will ich ihn sprützen,
Ob er nicht schaudernd flieht davor,
Und endlich ihm die Narrenmützen
Mit Schellen werfen über's Ohr.

Der Unfug muß ihn doch verjagen!
Mißmuthig schleicht er fort und lauscht,
Bis er vernimmt in fernen Tagen:
Daß nun der Freude Fest verrauscht.

Ein Stündchen noch mit mir zu kosen,
Sey ihm zum Schlusse gern erlaubt;
Ich schüttle dann die lezten Rosen,
Doch ohne Reue, mir vom Haupt.

Gustav Pfizer.

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung.)

Mühevolle Versuche und Messungen haben uns zwar das Maaß und Verhältniß der Lichtwirkungen, seine Verbreitung nach geraden Linien, die Gesetze seiner Zurückstrahlung und Brechung, seiner Spaltung in farbige Strahlen u. s. w. bis auf einen solchen Grad der mathematischen Genauigkeit kennen gelehrt, daß wir uns schmeicheln dürfen, das Licht von dieser seiner mathematischen Seite ziemlich genau zu begreifen; die eigentliche phy-

sikalische Seite des Lichtes aber ist uns immer verborgen, und muß und wird es uns nothwendig so lange bleiben, bis wir uns bei Erneuerung unserer Existenz mit dem uns in unserer gegenwärtigen körperlichen Ausrüstung mangelnden Organ versehen finden, welches uns zur Beobachtung und Auffassung dieser zweiten Seite der Lichtnatur geschickt macht. Was aber ist das Licht eigentlich? so fragt man sich mit einiger Bestürzung, nachdem man geraume Zeit auf Betrachtung der mathematischen Seite dieses wunderbaren Wesens verwendet hat. Die meisten Physiker haben, zur Beantwortung dieser Frage, eine besondere Materie des Lichtes, einen Lichtstoff angenommen, welcher, in Bewegung kommend, die Erscheinungen des Lichtes bewirken soll. Das Licht, behaupten sie, ströme, als etwas Materielles, aus den selbstleuchtenden Körpern aus, und werde von den dunkeln, undurchsichtigen zurückgeworfen. Lichtstrahlen seyen die Wege der aus den leuchtenden Körpern ausgeflossenen Theilchen, oder, wie sich dieß beim Eintritte des Lichtes durch eine kleine Oeffnung in das verfinsterte Zimmer zeigt, die in einer geraden Linie liegenden, erleuchteten Lufttheilchen. Durchsichtige Körper seyen solche, welche diese Lichtmaterie ungehindert durch ihre Substanz durchgehen lassen; nur die Phosphore nehmen aus dem sie erleuchtenden Lichte Lichtstoff in sich auf, welcher unter gewissen Bedingungen wieder von ihnen entlassen werde.

Andere Naturforscher dagegen machen die Lichterscheinungen von zitternden oder schwingenden Bewegungen eines Stoffes abhängig, dem sie den Namen Aether beilegen, und der, nach ihnen, im ganzen Weltraume verbreitet seyn soll; und die neueste Naturphilosophie endlich, welche die gesammte materielle Welt auf den Dualismus zweier Naturkräfte: die Dehnkraft und die Anziehungskraft zurückführt, findet es nicht nur unnöthig, einen besondern Stoff des Lichtes anzunehmen, sondern selbst unstatthaft, sich das Licht als etwas Materielles zu denken. Sie betrachtet dasselbe vielmehr — und ich mag die Erhabenheit dieser Hypothese wenigstens nicht herabsetzen — „als das Höchste in der ganzen sichtbaren Natur, nicht, wie die Stoffe unserer Erde, auf diese kleine Sphäre beschränkt; ein belebendes Gemeingut nicht nur unseres Sonnensystems, sondern auch anderer Sonnensysteme, deren Sonnen wir, eben vermöge ihres Lichtes, noch in den tiefsten Tiefen des Himmels entdecken: noch nicht Materie, sondern die freie Dehnkraft, welche durch die Anziehungskraft noch nicht zur Materie beschränkt ist.“ Allein man kann, wie sich der Veteran unter den deutschen Naturforschern, der verewigte Fischer zu Berlin, ausdrückt, mit Recht zweifeln, ob eine jener Vorstellungsarten das physikalische Räthsel des Lichtes gelöst habe. Das innere Wesen der Naturkräfte kennen wir nicht; dem menschlichen Geist ist nur vergönnt, die Gesetze mühsam zu erforschen, nach welchen der unbegreifliche Urheber alles Daseyns den Kräften der äußern und innern Welt zu wirken geboten hat. Es ist also, auch in Betracht der physikalischen Natur des Lichtes, gar wohl denkbar, daß es für dessen innere Wirkungsweise gar keine Vorstellungsart in unserem Kopfe, gleichwie für den sinnlichen Theil der Auffassung dieser Wirkung kein Instrument im Umfange unserer sinnlichen Vermögen gibt. Dieß fällt also für uns wiederum in die Nachtseite der Natur, und man ahnet, selbst nach so wenigen Hinweisungen, bereits, daß diese Nachtseite von einer größern Ausdehnung sey, als der sinnlich verwöhnte Mensch auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist, und vielleicht die uns zugängliche Tagseite an Umfang, wie an Tiefe, unendlich übertreffe.

Nichts scheint uns, um zunächst bei den Hauptäußerungen: Elektricität, Licht, Wärme, Magnetismus, stehen zu bleiben, mittelst welcher sich das Vorhandenseyn einer großen Grundkraft in der Natur offenbart, natürlicher und einfacher, als daß ein Ofen, in welchem Feuer angemacht ist, erwärmt wird und uns diese Wärme mittheilt. Man hat das so unzählige Male gesehen und empfunden, und ist dadurch mit dem Vorgange so vertraut geworden, daß es vielen Lesern fast wunderlich vorkommen wird, wenn ich darin noch etwas Wunderbares finde. Allein auch außerdem spielt die Wärme, die wir ursprünglich durch eine eigenthümliche Empfindung kennen, welcher wir in ihren Hauptabstufungen die Namen: Hitze, Wärme und Kälte beilegen, eine der wichtigsten Rollen in der Natur. Durch ihre Verminderung erstarren fast alle tropfbaren und selbst viele ausdehnbaren Materien; durch ihre Vermehrung verflüchtigen sich umgekehrt fast alle tropfbaren und selbst viele festen Körper; ohne ihre Wirkung würde kein Organismus, kein Leben in der Natur seyn. Der Gebrauch, welchen der Mensch, außer dem einzelnen oben angeführten Beispiele, im Allgemeinen von der Wärme zur Befriedigung seiner natürlichen und künstlichen Bedürfnisse macht, ist so mannigfach und von so unendlicher Wichtigkeit, daß wir, wenn uns das Vermögen, diese Naturkraft zu beherrschen, entzogen würde, zu der thierischen Unvollkommenheit herabsinken würden. Kann es mehr Aufforderungen geben, diese große Naturkraft in ihrem Wesen erforschen zu lernen? Gleichwohl aber entzieht sich die eigentliche Ursache der Wärme wiederum allen unsern Sinnen. Einige Naturforscher suchen diese Ursache in einer eigenthümlichen Erschütterung der kleinsten Theilchen der Körper; andere dagegen nehmen eine eigene Materie an, welche sie Wärmestoff nennen; und die Naturphilosophie endlich macht die Wärmeerscheinungen, nach Analogie dessen, was oben vom Licht gesagt worden ist, von der Dehnkraft abhängig, die schon anfangs, an den Körpern zu haften, und dieselben

dadurch in den Zustand versetzen soll, in welchem wir sie warm nennen. Unterdessen steht der Naturforscher, welchem alle diese Worte nicht genügen, und welcher sich doch auch nicht, wie andere glücklichere Sterbliche, gleichgültig wärmen kann, ohne in tiefster Brust das Bedürfniß einer Aufklärung über den eigentlichen Zusammenhang dieses wunderbaren Vorganges zu empfinden, staunend vor den Pforten des Geheimnisses, die zu wohl verwahrt sind, als daß es ihm gelänge, aus der Tageshälfte der Erscheinung in die Nachtseite der Natur hinüberzuschauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortsetzung.)

Wie abscheulich kam mir da des guten Onkels Gesicht vor! Ich habe ihn lieb, recht lieb; aber eben noch die Augensterne meiner Göttin, und jezt des Onkels Brillengläser! Brauchte es mehr, um das Leben recht herzlich zu hassen, und den Onkel dazu? — „Sey ruhig, Julius,“ fing er an; „ich bin Deinem Uebel auf der Spur.“ Dabei fuhr er fort, mich zu beobachten, und blätterte in einem alten Quartband, den er mitgebracht. „O, mir fehlt nichts, gar nichts; Sie irren sich, Onkel; nur das Aufwecken hat mir wehe gethan; ach! ich war so glücklich!“ — „Es war Dir wohl, sagst Du, Du warst ruhig, fühltest Dich glücklich?“ — „Ach ja, ich war im Himmel! Warum haben Sie mich aufgeweckt?“ Da malte sich auf seinem Gesichte Freude, Stolz und gelehrte Selbstzufriedenheit, und es war mir, als sagte er: „Gut! es wirkt!“ — „Was haben Sie denn mit mir angefangen?“ fragte ich. „Du sollst es erfahren. Hier steht's, 's ist ganz Dein Fall: Hippocrates pag. 61 der Haager Ausgabe. Für jezt braucht es nichts als Ruhe.“ — „Aber, Onkel —“ — „Was?“ Ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, daß der Onkel auf die schöne Jüdin zu sprechen kam, ohne ihm mein Geheimniß zu entdecken. Ich versuchte, ihn von weitem auf das Kapitel zu bringen: „Morgen, nicht wahr —“ Ich stockte. „Morgen? was?“ — „Morgen kommt zu Ihnen —“ — „Wer?“ Ich fürchtete schon zuviel gesagt zu haben. „Das Fieber.“ — „Das Fieber?“

Meine Fragen und meine Antworten mochten ihm höchst unzusammenhängend vorkommen, und ich hörte ihn vor sich hin murmeln: Delirium! Er ging, bald darauf rollte die Leiter und ich fuhr zusammen. Ich gab mir nun alle mögliche Mühe, wieder zum Schlafe und meinem Traume zu kommen; vergeblich; ja sogar nicht der Wirklichkeit, wie sie vor dem Traume mich beseligt, vermochte ich wieder habhaft zu werden; der Traum hatte sie verwischt, ich konnte sie in der Phantasie nicht mehr heraufbeschwören; Kopf und Herz waren hohl, leer. Erst als ich an den folgenden Tag dachte, tauchte das Bild meiner Jüdin, wie es vor dem Traume gewesen, wieder auf. Ich malte mir ihren Besuch beim Onkel auf tausenderlei Weise aus, ich sann auf Mittel und Wege, sie zu sehen, sie zu sprechen, mit ihr bekannt zu werden, und so bildete sich allgemach ein Projekt, wie es nicht abentheuerlicher hätte ersonnen werden können. Der Onkel mußte mit guter Art auf die Seite geschafft werden, — ich selbst mußte sie oben empfangen, mit ihr sprechen... Aber was sage ich ihr? Das mußte ich vor allen Dingen wissen, sollte mein Plan gelingen. Ich war in keiner geringen Verlegenheit: zum erstenmale in meinem Leben sollte ich von Liebe sprechen und hatte nichts, wornach ich mich richten konnte, als ein Paar Romane, die ich gelesen, und in diesen wurde so herrlich gesprochen, daß ich verzweifelte, es je so gut herauszubringen. „Könnte ich ihr nur schildern, wie es in meinem Herzen aussieht! Kein Mädchen, denke ich, sollte verschmähen, was ich für sie fühle!“ Rasch sezte ich mich im Bette auf und machte mich sogleich an den Versuch. „Mein Fräulein!“ — Mein Fräulein? warum nicht gar! aber wie sonst? Wie sie hieß, wußte ich nicht; nun, vielleicht gibt es doch etwas Anderes. — Ich besinne mich hin und her — es gibt rein nichts als: mein Fräulein. Aber — ist sie auch ein Fräulein? ist sie für mich ein Fräulein wie die nächste beste? Nimmermehr! Da brauchte ich nur noch den Hut abzunehmen und zu sprechen: „ich habe die Ehre, Sie zu versichern u. s. w.“ Recht ärgerlich warf ich mich auf mein Kissen, aber zehnmal und mehr fing ich wieder von vorne an und blieb immer schon am Eingang stecken. Endlich entschloß ich mich, den schwierigen Punkt ganz zu umgehen, das Wort ganz wegzulassen, und begann mit bewegter Stimme: „Sie sehen einen Menschen, der ohne Sie nicht leben kann — in dieser schönen Stunde — wo ich mit — O weh! da wird ein Vers daraus! und das „Herz und Munde,“ an das ich unwillkührlich denken mußte, brachte mich eigentlich in Verzweiflung. „Ist es denn, dachte ich mit recht bitterm Gefühl, so schwer, auszusprechen, was man auf dem Herzen hat? Wie wird es mir gehen! Sie lacht.. oder lächelt mitleidig über den Tölpel, und ich bin verloren!“ Dieser Gedanke peinigte mich schrecklich, und schon gab ich meinen Plan ganz auf.

Indessen war mein Herz zum Zerspringen voll; es war, als suchte das Gefühl sich um jeden Preis zu entladen, und so gingen mir denn unwillkührlich hunderterlei Phrasen, Anreden, Versicherungen durch den Kopf, die einen Wirrwarr bildeten, der mich fast toll machte. Ich konnte es im Bett nicht länger aushalten, ich sprang

auf und ging im Zimmer auf und ab. Aber ich mußte sinnen, mußte sprechen: „Sie wissen nicht, wer ich bin, und doch ist Ihr Bild mein Alles. — Was ich hier thue? — Ich wollte Sie sprechen — ich wollte auf die Gefahr, Ihnen zu mißfallen, es aussprechen, daß Sie der einzige Gedanke eines Jünglings sind, der — Was ich hier thue? Ich bin hier, meine Liebe, mein Leben Ihnen zu Füßen zu legen. — Eine Jüdin! Was liegt daran? Jüdin, ich bete dich an! Jüdin, ich folge dir ans Ende der Welt! — Geliebte Jüdin! kann dich ein Mensch in der Welt heißer lieben als ich? —" Ich hielt inne, ich fühlte mich erleichtert; ich hatte in diesen Worten die Gefühle, welche mich bestürmten, wenigstens zum Theil ausströmen lassen, und während ich so deklamirte, war mir, als sehe ich das junge Mädchen errötheu, weinen, meine Worte zu ihrem Herzen dringen. Da legte ich feierlich die Hand auf das meinige und sprach: „Nein, haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen, stoßen Sie mich nicht von sich, Sie stoßen mich in einen Abgrund! Ich kann nur leben, wo du bist! — Ha! was ist das! — O verdammt! O Onkel, Onkel!"

Alles war hin, auf ewig hin; nicht viel fehlte, so vergoß ich bittere Thränen. Die Liebe hatte mich in meinen eigenen Augen erhoben; das Mißtrauen in mich selbst, die Befangenheit, die ewigen Zweifel, welche immer die Blüthen meiner Hoffnungen vernichteten, Alles war auf einen Augenblick rein verschwunden; ich fühlte mich gleich und gleich mit meiner Göttin und legte bei den obigen Worten die Hand auf das Herz, wo es mich wie Flammen brannte, da berührte ich — ja, an keine kalte Natter, an keine feuchte Kröte konnte ich mit mehr Abscheu greifen — ich riß das Ungethüm ab und schleuderte es weit von mir weg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, März.

(Beschluß.)

Deutschlands Handelsaussichten.

Betrachten wir die verschiedenen Nationen, welche Manufakturen besitzen, und sehen wir uns um, welche wohl am ersten auf eine Verbindung der Art mit den Vereinigten Staaten rechnen dürfte, so finden wir keine, die es mit besserm Rechte könnte, als die deutsche, sobald sie dazu gelangt, sich wenigstens in commerziell-politischer Hinsicht als Ein Körper zu benehmen. Deutschland wird nie eifersüchtig auf die überwiegende Seemacht Amerikas werden, da es nicht darauf Anspruch machen kann, eine Seemacht seyn zu wollen. Von dieser Seite sind also keine Reibungen und Störungen des Verkehrs zu befürchten. Es besizt keine Kolonien, deren Interesse es zu beschützen braucht, kann also die rohen Produkte anderer Klimate, gemeinhin Kolonialwaaren genannt, die in den Vereinigten Staaten erzeugt oder von diesen auf ihren Schiffen verführt werden, in seinen Häfen begünstigen, wenn dagegen seine Produkte und Manufakte in den Häfen dieser Staaten begünstigt werden. Es besizt eine dichte Bevölkerung, in Industrie so erfahren, daß es in jeder Hinsicht alle seine Konkurrenten besiegen könnte, wären seine innern Verhältnisse geordneter und würde seine Industrie von Seiten der Regierungen besser geschüzt. Unter die Maßregeln, an denen es noch fehlt, rechnen wir besonders Ausfuhrprämien, Einfuhrzölle auf alle fremden Produkte und innere Freiheit der Bewegung. Böhmische und andere deutsche Glaswaaren z. B. würden auf den nordamerikanischen Märkten in wenig Jahren allein herrschen, würden sie mit einer Ausfuhrprämie von nur 8 bis 12 pCt. aufgemuntert, während England seinen Manufakturen das Doppelte gibt, um die in Amerika auf ihren Produkten liegenden Zölle in ihrer Wirkung aufzuheben. Von Tuch- und andern Wollenwaaren, manchen Metallwaaren und mehreren Baumwollenmanufakten gilt dasselbe. Vor der Hand bleibt nur die Hoffnung, daß es noch einmal dahin kommen könne. Ebenso nothwendig wäre die Anstellung auf diesen Küsten von Konsuln aller deutschen Regierungen, deren besondere Pflicht es wäre, die Industrie ihres Landes im Auge zu behalten und ihr durch Aufklärung über den Geschmack des Volks und die Bedürfnisse des Handels zu Hülfe zu kommen, sobald sich Hoffnung zum Absaze einer oder der andern Art deutscher Manufakte zeigen würde, und deren einstweilige Bemühungen künftige Handelsverbindungen des gesammten Deutschlands mit diesem Lande sehr erleichtern und vorbereiten könnten. Manche deutsche Regierungen haben zwar bereits Konsulate hier, die aber, wie die Sachen stehen, größtentheils sehr zwecklos sind, und entweder blos als Titel betrachtet werden, oder gar nur zu persönlichen Zwecken dienen müssen, während andere deutsche Staaten, wie z. B. Baiern, welches die Wurzel fast aller ältern deutschen Industrie in seinen Grenzen hegt, noch gar keine Konsulate bestellt hat. Auch in diesem nothwendigen Theile der Handelsverbindungen würde Deutschland im Vortheil sich befinden, weil es den vielen Konsuln der einzelnen kleinen Staaten leichter seyn würde, die Industrie des Landes, für dessen Interesse sie zunächst bestellt sind, zu kennen und zu leiten, als wenn das ganze große Deutschland, gleich England und Frankreich, einer einzigen Regierung gehorchte und daher die ganze Masse seiner Manufakturen von einem Manne im Auge behalten werden müßte. Freilich wird dabei vorausgesezt, daß die Konsuln die nothwendige Kenntniß der industriellen Hülfsquellen ihres Vaterlandes, und besonders hinlänglichen Eifer und Patriotismus besizen, um die wichtigen Pflichten ihrer Stellung zu begreifen und zu erfüllen. Preußen ist bereits mit dem besten Beispiele vorausgegangen, und seine hie und da wohl bestellten Konsulate wirken fühlbar zu Gunsten seiner Industrie. Auch Oesterreich hat Konsulate, die aber häufig blos Sinecurstellen für manche überzählige Glieder seiner Diplomatie sind, und diplomatisch bezezte Konsulate wirken nichts, da die deutsche Diplomatie leider noch kein Gefühl für die Wichtigkeit der Nationalökonomie hat, wenigstens nicht allgemein. Wir hoffen, daß auch Baiern und andere Staaten, die diese gewiß nicht überflüssige Maßregel bisher noch versäumt haben, sie endlich in Ausübung bringen werden, und wollen später auf die Aussichten zurückkommen, die für deutsche Industrie hier bestehen und die mit der Zeit glänzender werden dürften, als es bis jezt scheint.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. April 1832.

Es läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh!
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!

Goethe.

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick trat der Onkel herein, ruhig, wie die Zeit, eine Arzneiflasche in der Hand, sein Buch unter dem Arm. „Zum Henker," rief ich, ernstlich böse, „mit Ihrem Hippokrates, mit Ihren Büchern und Allem, was . . . Was denken Sie, Onkel, was treiben Sie? Zweimal mich stören, wo mir so wohl war! Was soll das wieder? wollen Sie mich vergiften?" Während dieser Anrede hatte der Onkel, statt darüber böse zu werden, sich, da er fand, daß das Delirium noch anhielt, mit der ächten Miene des Beobachters in Positur gesezt, die Kette seiner Schlüsse wieder aufzunehmen. Unbekümmert um den Sinn meiner Worte, beobachtete er an den Geberden, dem Ton der Stimme, dem Ausdruck des Auges den Fortgang des Uebels. „Das Pflaster hat er abgerissen," sagte er für sich. „Julius!" — „Was?" — „Leg Dich nieder, lieber Freund, leg Dich, Julius; thue mir die Liebe." Ich fand, daß ich nichts Klügeres thun konnte; denn wollte ich ihm nicht mein Geheimniß verrathen, was jezt meinen ganzen Plan zu Wasser gemacht und ihn doch nicht überzeugt hätte, daß es ganz richtig in meinem Kopfe aussehe, konnte ich ihm nimmermehr ausreden, daß ich nicht recht bei mir sey. „Und da habe ich Dir einen Trank mitgebracht. Trink, lieber Freund, trink!" Ich nahm die Flasche, stellte mich, als ob ich tränke, und goß den Inhalt zwischen dem Bett und der Wand hinab. Er wand mir ein Schnupftuch um den Kopf, deckte mich bis an die Augen zu, schloß die Läden, ließ die Vorhänge herab und sagte: „Jezt ist es drei Uhr; bis zehn Uhr wird er schlafen; dann muß wieder nach ihm gesehen werden." Damit ging er.

Ich schlief ein, wachte aber am frühen Morgen wieder auf; die Unruhe trieb mich aus dem Bette, und ich rüstete mich nun ernstlich zu meinem Vorhaben. Ich machte eine Puppe aus Kleidungsstücken, wand ihr das Schnupftuch um den Kopf, legte sie ins Bette und deckte sie zu. Ich konnte darauf rechnen, daß mich der Onkel in dem von ihm prophezeiten Schlafe nicht stören würde. Auf der Straße wurde es indessen lebendig, die Milchmädchen erschienen, der Portier machte sein Thor auf, die Schwalben waren schon am Geschäft. Das Tageslicht, die Frische des Morgens, der Anblick der gewohnten Gegenstände kühlten mein Blut ab; mein Unternehmen kam mir nachgerade gar nicht so ausführbar vor als früher, und nicht viel fehlte, so hätte ich es aufgegeben; aber allmählich wurden die Eindrücke meines Traumes wieder lebendig, es war mir, als müßte ich mit meinem Plane meinem höchsten Glücke entsagen, und so kam mir der Muth wieder. Indessen verging die Zeit rasch; eben sah ich auf meine Uhr, da kreischte oben der Stuhl, es war beinahe zehn Uhr; schnell schlüpfte ich aus dem Zimmer, das ich wieder verfinstert hatte, ließ den Onkel zu der Puppe hineingehen und schlich leise in die stille Bibliothek.

Sogleich lief ich an das Fenster; hinter den Scheiben verwandte ich kein Auge vom Ende der Straße, wo sie erscheinen mußte; ich zitterte vor ängstlicher Erwartung. Aber zu meinem Schreck wurde ich gewahr, daß ich meine Anrede nicht mehr ganz inne hatte, und indem ich mich eilends überhören wollte, warf ich die einzelnen Stücke so wunderlich im Kopfe durcheinander, daß ich fast außer mir kam vor Verwirrung. Ich war verloren, und mir wurde so gräßlich angst, daß ich zu pfeifen anfing. Da schlug es zehn Uhr; ich hoffte, wenn einmal zehn Uhr vorüber sey, werde sie heute nicht kommen, und zählte die Schläge; endlich schlug der zehnte, und mir wurde schon wieder leichter — da erschien ein blaues Kleid. Sie war's! mein Herz pochte ungestüm, meine Anrede flog vollends davon. Mein einziges Gefühl war jetzt der innige Wunsch, sie möchte wegen etwas Anderem ausgegangen seyn, und ich harrte in unaussprechlicher Angst, ob sie vor dem Hause vorübergehen oder zur Thüre einlenken werde. Bei jedem ihrer Schritte, je nachdem er meine Hoffnung zu bestätigen oder zu vernichten schien, wurde mir anders zu Muthe, und ein Umstand vorzüglich war ein großer Trost: sie ging auf der andern Seite des Rinnsteins. Aber auf einmal macht sie einen Schritt darüber — sie kommt! Ich hatte völlig den Kopf verloren und lief zur Thüre, um mich davon zu machen; aber im Vorzimmer hörte ich sie bereits auf der Treppe — ich mußte ihr begegnen, ich blieb stehen. Da wurde die Glocke an der Thüre des Vorzimmers angezogen; es schwamm mir vor den Augen, und ich lief in die Bibliothek zurück, fest entschlossen, nicht aufzumachen. Zum zweiten Male ertönte die Glocke; es war mir, als sollte ich in den Boden sinken; ich stand auf, setzte mich, stand wieder auf; ich horchte, ob sie sich nicht entferne, aber da erschreckte mich ein anderer Ton: ich hörte den Onkel in meinem Zimmer unten gehen. Der Gedanke, von ihm mit dem Mädchen überrascht zu werden, brachte mich vollends außer mir, und so entschloß ich mich, der Gefahr entgegenzugehen, statt sie zu erwarten. Ich ging also leise zurück, damit es scheine, als komme ich gerade aus der Bibliothek, hustete, ging festen Schritts auf die Thüre zu und machte auf. Ihr liebes Gesicht trat mir im Halbdunkel des Treppenhauses entgegen; „ist der Herr Doktor zu Hause?“ fragte sie.

Dieß waren die ersten Worte, die ich von den Lippen der schönen Jüdin hörte. Ich kann sie noch hören, so zauberisch klang diese Stimme in meinen Ohren. Die Frage war durchaus nicht verwickelt; ich aber erwiederte nichts, jedoch keineswegs aus List, wandte mich linkisch nach der Bibliothek um, und sie folgte mir. Ich ging, ohne mich umzusehen, bis an des Onkels Tisch vor; ich wünschte ihn noch weit weg, so bange war mir auf den Augenblick, wo ich ihrem Blicke begegnen sollte. Endlich sah ich sie an; sie erkannte mich und wurde roth. Wo war meine Rede? hundert Meilen weit! Ich stand, röther als sie, schweigend da; endlich fühlte ich, daß es so nicht fortgehen könne, und fing an: „Mein Fräulein —“ damit war es aus. „Ich wollte nur —“ sagte sie; „ich komme ein andermal wieder, da er nicht hier ist.“ Sie verneigte sich flüchtig und ging, und ich stand so erbärmlich da, daß es mir nicht eher einfiel, sie zu begleiten, als bis sie schon an der Schwelle der Bibliothek war; jetzt folgte ich ihr rasch; sie war verlegen, ich auch, und da wir im dunkeln Vorzimmer beide zugleich die Thüre aufmachen wollten, rührte ich an ihre Hand, und ein süßer Schauer lief mir durch den Körper. Sie ging, ich blieb allein — in der Welt.

Kaum war sie weg, so war auch meine Anrede ganz wieder da. Wie linkisch, wie albern, wie unverzeihlich dumm hatte ich mich benommen! Ich war sehr ärgerlich auf mich; wußte ich doch damals noch nicht, daß diese Verlegenheit, diese Unbeholfenheit auch eine Sprache ist, welche die Weiber recht gut verstehen, und sich ungleich schwerer nachmachen läßt, als jede Tonsprache. Jetzt dachte ich an den Ausdruck ihres Gesichts, an ihre Verwirrung, an ihren Blick, und war schnell nicht mehr so ganz unzufrieden. Eben wollte ich an's Fenster treten, um sie hinausgehen zu sehen, da hörte ich die Thüre aufmachen. Kaum hatte ich so viel Zeit, auf des Onkels Bett zu springen und mich hinter den alten grünen Vorhängen zu verstecken. „Wie, wie, mein schönes Kind, was Sie da sagen“ — „Ein junger Mann, Herr Doktor, ich kann Sie versichern.“ — „Ein junger Mann! hier! Wie unverschämt! Wie sah er aus?“ — „Er sah aus — nicht unverschämt, Herr Doktor.“ — „Und doch... das ist zu arg, sich hier einzuschleichen..“ — „Vielleicht ein Bekannter von Ihnen.“ — „Ich, mein Neffe; wer sollte es sonst seyn?“ — „Ich glaube wohl, er war es,“ sagte sie leise und schlug die Augen dazu nieder. „Der da unten im Zimmer? und eben komme ich von ihm her — und kennen Sie denn meinen Neffen?“ — Eine Pause, eine ewiglange Pause trat ein. — „Sie werden roth, schönes Kind. Nun, wenn der, den Sie hier trafen, so brav, ja auch nur so artig war — aber woher kennen Sie ihn denn?“ — „Da unten, unter diesem Zimmer wohnt er? Denselben jungen Mann, den ich hier traf, habe ich zuweilen dort am Fenster gesehen.“ — „Unmöglich, liebes Kind. Meinen Neffen haben Sie wohl am Fenster gesehen, ja, da liegt er den ganzen Tag; aber hier konnte er nicht seyn, der arme Julius, und warum nicht, das will ich Ihnen sagen. Gestern Abend gegen neun Uhr war der tolle Bursche in seinem Zimmer, ich weiß nicht auf was Alles, hinaufgeklettert; wozu, daraus konnte ich nicht klug werden; ob es vielleicht drüben im Spital etwas zu sehen gab — ich weiß es nicht.“ — Hier wurde das Mädchen immer verlegener und drehte den Kopf ge-

gen mich zu, um dem Onkel den Purpur zu verbergen, der ihre Wangen überflog. — „Auf einmal höre ich einen entsetzlichen Lärm, laufe hinab, und finde ihn am Boden; ich mußte ihn zu Bette bringen, und da ist er noch. Aber wer weiß? vielleicht mochte Jemand anders — wenn man so hübsch ist — Nun, nun, nicht so verlegen! lassen wir das; ein andermal schließe ich meine Thüre. Sie bringen mir mein Buch wieder? Nun, was sagen Sie zu dem Text? Legen Sie es nur her und warten Sie einen Augenblick; ich will — warten Sie.“ Damit ging er in ein Cabinet, das an die Bibliothek stieß. Ich zitterte, denn dieses gewöhnlich geschlossene Cabinet hieng mit meinem Zimmer durch eine kleine Treppe zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung.)

Wunderbarer, vielleicht bloß weil wir seltener damit umgehen, stellen sich uns noch die Erscheinungen des Magnetismus dar. Man habe ein kleines Stück Eisen und etwas Eisenfeilspäne bereit; im natürlichen Zustande werden beide Materien nicht die mindeste Wirkung auf einander hervorbringen. Jetzt bestreiche man das Stück Eisen bloß ein oder zwei Mal mit dem Pol eines Magnets, so wird dasselbe augenblicklich eine Anziehungskraft auf die in seine Nähe gebrachten Eisenfeilspäne äußern, ja diese werden nunmehr gegen dasselbe aufspringen und fest daran hängen bleiben. Eine unsichtbare Kraft ist aus dem Magnete in das Eisen übergegangen, durchdringt es und macht es fähig, anderes Eisen an sich zu reissen und fest zu halten, ohne daß das sterbliche Auge den mindesten Grund dieser urplötzlichen Veränderung in der Natur des Eisens, oder nur eine Spur einer solchen Veränderung in seiner Gestalt, seinem Ansehen u. s. w. zu entdecken vermögend wäre. Ich will die Leser mit den verwickelten Hypothesen, welche die mechanische und philosophische Naturlehre zur Erklärung dieser magnetischen Erscheinungen sowohl, als der oben vorgetragenen elektrischen aufbietet, nicht ermüden. Soviel aber ist gewiß: etwas ist anders in der Beschaffenheit des zum Magneten umgewandelten Eisens geworden; und gleich wie wir ein moralisches Vermögen besitzen, welches uns von der Nothwendigkeit einer solchen vorgegangenen Veränderung überzeugt, eben so muß es ein, uns jedoch noch mangelndes sinnliches Vermögen zur Wahrnehmung des materiellen Grundes dieser Veränderung geben. Der Sinn gebricht uns nur noch dafür; und weil wir verwöhnt sind, dasjenige als nicht vorhanden zu betrachten, was wir mit unsern fünf sogenannten Sinnen nicht erfassen, so halten wir uns berechtigt, da auf eine Nichtveränderung zu schließen, wo diese Veränderung doch nur für uns nicht wahrnehmbar ist. Das sterbliche Auge erwartet eine neue Organisation, um in dieses Geheimniß der Nachtseite des Magnetismus einzudringen.

Es ist übrigens merkwürdig, daß uns die Vorsehung auf den Standpunkt der technischen Benutzung dieser vier Naturkräfte gestellt hat, ohne uns zu gestatten, einen einzigen tiefern Blick in ihr innerstes Wesen zu thun. Wir haben vollkommen gelernt, Wärme und Licht für die raffinirtesten Bequemlichkeiten des Lebens anzuwenden; die Elektricität wird in den Händen des Arztes ein Mittel zur Bezwingung der hartnäckigsten Krankheiten, und die Magnetnadel leitet uns über den spurlosen Ocean; aber wir wenden diese Potenzen, so zu sagen, blindlings an, und die Natur reicht uns die Dinge hin, nicht um sie zu kennen, sondern um sie zu brauchen. — Was soll damit gesagt seyn? Die Beantwortung dieser Frage führt uns in eine noch düsterere Region der Nachtseite der Natur, zum Conflikt des Menschenlebens, für welches Befriedigung des physischen Bedürfnisses die Hauptsache ist, und des Geisterlebens, welches sich dagegen in reinerer Spekulation über das Bedürfniß erheben kann. Wenn es noch einer Garantie für ein einstiges geistigeres Leben bedürfte, so ist sie unzweifelhaft im Mißverhältnisse zwischen den Richtungen und der innern Gewalt des Forschungstriebes und der Geringfügigkeit ächt wissenschaftlicher Ausbeute enthalten. Der höhere Theil jener Richtungen kann unmöglich objektlos seyn, und ihre Befriedigung also, da sie hier nicht erlangt werden kann, muß über dieses Leben hinausfallen.

Es gibt in der Natur gewisse Progressionen, deren Gesetz längst erkannt ist, ohne daß sich der Grund der dadurch gegebenen Anordnung bis jezt hätte ermitteln lassen, und deren Geheimniß also auch in die Nachtseite der Natur fällt. Zu diesen Progressionen gehört namentlich die Zahlenreihe, durch welche die Entfernung der Planeten von dem Centralkörper des Systems, der Sonne, ausgedrückt wird, und welche nach ihrem Entdecker, dem deutschen Astronomen Wurm in Stuttgart, das Wurmsche Verhältniß heißt. Sezt man nämlich die mittlere Entfernung des Merkurs von der Sonne = 4, so ist die Entfernung der Venus von der Sonne = 4 + 3, die der Erde = 4 + 2.3, des Mars = 4 + 4.3, der Asteroiden = 4 + 8.3, des Jupiter = 4 + 16.3, des Saturn = 4 + 32.3, und des Uranus endlich = 4 + 64.3. Der Grund dieser Progression der Entfernungsweiten, in welchen die Allmacht den Planeten, welche zugleich mit der Erde um die Sonne kreisen, ihre Bahnen angewiesen hat, steht kaum zu vermuthen; aber es ist dem menschlichen Verstande gelungen, die Harmonie zu entdecken,

die das Entfernungsgesetz ausdrückt, und zum technischen Gebrauche für die Wissenschaft ist schon dieß von unendlicher Wichtigkeit gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Physiologische Skizze der Cholera.

(Erster Brief.)

Auch Würtemberg hat die orientalische Feindin, welche uns jezt leider zwischen zwei Feuer zu nehmen scheint, im vorigen Jahre durch medizinische Ingenieurs rekognosciren lassen, und die erste Frucht der Beobachtungen unserer in die österreichischen Staaten gesandten Aerzte ist so eben erschienen. (Die epidemische Cholera, von Dr. C. L. Elsässer.) Was an dieser Schrift zunächst auffällt, ist die Klarheit der Darstellung, die Freiheit von medizinischem Aberglauben und die Einfachheit des Gesichtspunktes, aus welchem die Cholera physiologisch betrachtet wird. Diese Vorzüge führten uns in Versuchung, nach dem Ideengang des Verfassers eine physiologische Skizze der Cholera zu entwerfen, welche einerseits diejenigen, welche bisher die verschiedenen Ansichten über die Natur der Krankheit verfolgt haben, mit den neuen im Werke enthaltenen Ideen und Beobachtungen bekannt machte, andernseits Jedem, der vom Organismus des thierischen Körpers und vom Spiele des seltsamen Wesens, Lebenskraft genannt, auch nur eine oberflächliche Kenntniß hat, ein faßliches Bild jener Krankheit gäbe, die vielleicht einst in der Geschichte unserer Kenntnisse von der Lebenskraft einen wichtigen Abschnitt bezeichnet. Wir dürfen voraussetzen, daß die Phantasie der Leser durch die täglich wiederkehrenden Beschreibungen von den furchtbaren Symptomen der Krankheit genugsam abgestumpft ist, um ohne Entsetzen einen Blick in das innere Räderwerk der Maschine zu werfen, welche durch jenes feindselige Prinzip in ihrem Gange gestört und nur zu oft zum Stillestehen gebracht wird. Es ist bekannt, daß die medizinischen Uhrmacher bei ihren Reparaturen nichts weniger als einig sind, welche Feder es eigentlich ist, die das Steigrad des Lebens hemmt, und daß ihre Versuche nur zu oft an Grobschmiede erinnern, welche ein Schiffschronometer zu repariren hätten. Wenn wir daher im Folgenden den Prozeß der Cholera schildern, so ist damit nur gesagt, daß er uns, nach dem jezigen Stande der Wissenschaft, so und nicht anders am plausibelsten erscheint.

Den Hauptsiz der ganzen Krankheit bildet das sogenannte sympathische Nervensystem, und der erste Eindruck der äußern Krankheitsursache geschieht auf dasselbe. Dieses System des menschlichen Körpers besteht aus Nervenknoten, die unter einander durch Zweige zusammenhängen, und wovon die größten, bedeutendsten im Bauche liegen. Man hat dieselben mit einzelnen Gehirnen verglichen und namentlich das große, den Lesern der Seherin von Prevorst wohlbekannte, Sonnengeflecht, das hinter dem Magen liegt, das Bauchgehirn genannt. Es gehen nämlich von demselben, wie von dem Gehirn, Nervenfäden aus, welche in die Substanz der meisten Eingeweide eintreten. Unter dem Einflusse dieses eigenthümlichen Nervensystems kommen nun diejenigen Verrichtungen des Körpers zu Stande, wodurch die von außen aufgenommenen nährenden Stoffe zu thierischer Materie verarbeitet werden, also der Ersatz und das Wachsthum der leztern bewirkt und endlich das unbrauchbar Gewordene wieder ausgeschieden wird. Man hat es daher das vegetative Nervensystem genannt und es damit demjenigen entgegengesezt, das im Gehirn und Rückenmark wurzelt, und durch welches die sogenannten sensoriellen Verrichtungen erfolgen, nämlich die willkührlichen Muskelbewegungen, die Perceptionen der äußern Sinne, die Empfindung. Die wichtigsten Funktionen des Körpers, die unter dem Einflusse des sympathischen Nervensystems vor sich gehen, sind die Erzeugung der thierischen Wärme, die Verwandlung des schwarzen Blutes in rothes, durch Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft in den Lungen, die Ernährung der Theile, endlich die Sekretion, oder Bildung von thierischen Säften, die entweder zu weitern Zwecken im Körper verwendet werden, wie die Galle, der Speichel, oder als Schlacke ausgestoßen werden, wie der Schweiß u. a. Das vermittelnde Organ, gleichsam das Werkzeug zu diesen Verrichtungen, ist das System der Blutgefäße, das zu allen Theilen eine belebte Flüssigkeit, das Blut, führt, welches theils das Material für die Sekretion und Ernährung hergibt, theils verbrauchte Stoffe wieder in sich aufnimmt. Durch diesen organischen Stoffwechsel, besonders aber durch den Prozeß, der in den Lungen aus schwarzem Blut rothes macht, wird die thierische Wärme, welche bekanntlich in den innern Körpertheilen einen sehr hohen Grad erreicht, jeden Augenblick neu entwickelt.

Alle genannten Verrichtungen gehen an den Endpunkten des Gefäßsystems vor sich, d. h. da, wo die vom Herzen ausgehenden, sich immer feiner verzweigenden Gefäße sich umbiegen, um wieder zum Herzen zurückzukehren. Man nennt diese Stelle, die aber, wie man sich beim leichtesten Nachdenken sogleich überzeugen kann, allüberall im Körper ist, ihrer Feinheit wegen, das System der Kapillargefäße. Da nun das eben beschriebene sympathische Nervensystem in seinen feinsten Zweigen vorzugsweise die feinsten Verzweigungen der Gefäße begleitet, so erscheint es als eigenthümliches Nervensystem der Gefäße und als Träger der die Ernährung und die Absonderung vermittelnden Nervenkraft.

Fassen wir nun die Cholera in ihrem ausgesprochenen Bilde ins Auge, so finden wir, daß gerade die Verrichtungen aufgehoben sind, welche im feinsten Gefäßsystem unter Einfluß der sympathischen Nerven vor sich gehen. Die thierische Wärme ist verschwunden; nicht blos die äußere Haut ist eiskalt, sondern auch die Zunge, der Athem. Die natürliche, eigenthümliche Schwellung der Haut, in Folge des freien Blutumlaufs und der Ernährung, welche eben besonders den lebenden Körper vom todten unterscheidet, ist verschwunden; das Gesicht ist eingefallen, die Züge treten scharf hervor, die Finger und Zehen sind runzlicht; das Blut wird in den Lungen nicht geröthet, das Blut der Schlagadern ist schwarz, wie das der Blutadern; daher fehlt auch die natürliche röthliche Färbung der Haut, Gesicht und Hände sind bleigrau, schwarzblau; das Blut, das aus der Ader fließt, ist theerartig. Die Absonderung der eigenthümlichen Stoffe, welche der gesunde Körper periodisch oder fortwährend ausstößt, ist suspendirt: die Haut transpirirt nicht, die Ausleerungen des Darmkanals zeigen weder Schleim, noch Galle; der Kranke hat keinen Speichel, keine Thränen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. April 1832.

Blick und Händedruck, und Küsse, gemüthliche Worte,
Sylben köstlichen Sinns wechselt ein liebendes Paar.

Goethe.

Des Pfarrers Töchterlein.

1.

Der alte Pfarrer liest und sinnt
Am braunen Tische dort.
Die Mutter gegenüber spinnt
Und emsig schnarrt das Rädchen
Und schnarret fort und fort.

Und zu des Pfarrers Töchterlein
Setz' ich derweil mich hier
Ans Fenster in den Mondenschein.
Die Kirchhoflinde draußen
Zerfließt in Düfte schier.

Mit ihrem Händchen treibt sie Spiel,
Die Maid, und kichert hell:
„Ich weiß Geschichten wunderviel;
Sieh her, ich will dir deuten
Die Fingernamen schnell.

„Klein Däumling hab' ich den genannt:
Ein winziges Gezwerg,
Das kam einmal dahergerannt
In tiefer Nacht alleine
Weit über Thal und Berg.

„Ein Riese kam und fing es auf
Und steckt' es in sein Haus,
Und als er hungrig wurde drauf,
Hätt' er es schier gefressen,
Doch listig wich es aus.

„Der Alte schlief im Felsenhohl,
Da trippelt' es herein
Und zog ihm von den Füßen wohl
Die Siebenmeilenstiefel,
Und schritt darin feldein.

„Ein König es in Dienste nahm,
Der schickt es ab geschwind;
Und als es treulich wiederkam,
Da gab er ihm zur Ehe
Sein allerschönstes Kind.“ —

Sie schweigt und lächelt und ich muß
Sie küssen auf den Mund;
Ich athme noch im süßen Kuß
Die Mährchenrosendüfte
Tief aus der Lippen Grund.

2.

„Der Zeigefinger — ha! den streckt
Urahne mahnend aus,
Wann ich aus Träumen aufgeschreckt,
Die Todte schleichen sehe
Zur Kammerthür heraus.“ —

Erschrocken schweigt die blasse Maid,
Ein Schauer sie durchfliegt;
Und fest in ihrem Herzeleid
Hat sie das bange Köpfchen
An meine Brust geschmiegt.

Sag' an, wie ist, mein Liebchen! dir
Dieß Fingerlein bekannt?
Von ihm erzähl' ein Mährchen mir.
„Weiß nicht, man hat's nur immer
Goldfingerlein genannt."

Hab' Acht, ich deut' es dir, hab' Acht,
Du süßes, liebes Kind!
Für goldne Ringlein ist's gemacht:
Gieb mir die Hand, ich stecke
Mein Ringlein dran geschwind.

Nun läßt Urahne dich in Ruh
In meinem treuen Arm;
Und bald, o bald erzählest du
Die Mähr vom kleinen Däumling
Im Kinderstübchen warm!

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung.)

Ich finde in einer Abhandlung, welche der unsterbliche Kant schon vor vielen Jahren und lange vor Entdeckung der Asteroiden *) über die Naturgeschichte und Theorie des Himmels geschrieben hat, des obigen Wurmschen Verhältnisses der Planetenentfernungen auch schon erwähnt; da aber, wie gesagt, die Asteroiden damals noch nicht entdeckt waren, und in der Entfernungsreihe also dem fünften Gliede 4 + 8.3 kein Weltkörper entsprach, so macht bereits der Königsberger Weltweise auf diese Lücke aufmerksam und prophezeiht, daß in derselben einst ein Planet aufgefunden werden werde, dessen Umlaufszeit um die Sonne beiläufig fünfthalb Jahre betragen müsse, wie sich dieß Alles nunmehr so glänzend bestätigt hat. Das Faktische im Gesetze der Welt veroffenbarte sich hier also wiederum dem menschlichen Geiste, um ihm zur Entdeckung des entsprechenden Sinnlichen zu verhelfen; aber die höchsten und lezten Gründe dieser kosmischen Anordnung entziehen sich unserer Intelligenz und fallen für uns in die Nachtseite der Natur. Wenn wir uns einst auf dem Standpunkte befinden werden, vielleicht von einer andern, höhern Lebensstufe aus, mehrere Sonnensysteme mit einander zu vergleichen, die verschiedenen Massen der Centralkörper und die verschiedenen Entfernungsgesetze der Trabanten zu kennen, und den gegenseitigen Einfluß davon genauer zu beurtheilen, so wird uns auch der Sinn für diese astronomische Progression aufgehen, und wir werden uns mit einem Vermögen zur Ergründung desjenigen ausgerüstet finden, was uns jezt als undurchdringlich erscheint.

Auffallend erscheinen, bei dem sichtbaren Streben nach möglichster Raumbenutzung, welches die Natur überall zeigt, allerdings die, für unsere Einbildungskraft ganz ungeheuren Aetherklüfte, welche jeden folgenden Planeten von dem vorangehenden trennen, und welche, wie wir aus der obigen Progression ersehen haben, immer weiter ausfallen, je mehr wir uns der Grenze des Systems nähern. Venus, der zweite Planet unsers Systems, ist vom ersten desselben, dem Merkur, sieben Millionen Meilen, Uranus aber, der vermeintliche äußerste Planet, vom Saturn, dem vorlezten, zweihundert Millionen Meilen entfernt. Man kann also die, mit dem obigen Progressionsgesetze in Verbindung stehende Frage nicht unterdrücken, welche Gründe die Natur gehabt haben möge, um zwischen Saturn und Uranus einen fast dreißig Mal größern Aetherraum scheinbar unbenuzt liegen zu lassen, als zwischen Merkur und Venus? Zwar könnte hierauf zum Theil damit geantwortet werden, daß unzählbare Kometen den freien Raum zwischen den Planeten überhaupt in allen möglichen Richtungen durchstreifen, und daß dieser Raum also keineswegs ganz unbenuzt bleibe. Doch ist damit der Zweifel wegen der Nothwendigkeit eines so viel größern Durchgangsraums für Kometen zwischen den entfernteren Planeten nicht gelöst, und es muß vielmehr noch ganz andere, geheime Bedingungen dieser merkwürdigen Verschiedenheit geben. Wir haben nicht einmal einen Begriff davon, ob und welche Rapporte zwischen den verschiedenen planetarischen Atmosphären und dem sie begrenzenden Aetherocean stattfinden, und dieser Theil der Konjekturalastronomie fällt für uns bis jezt völlig in die Nachtseite der Natur. Mit einst vervollkommneten Sinnen werden wir den Wechselbezug zwischen ätherischen und atmosphärischen Prozessen, die Wirkung des Aethers auf Lichtdarstellung und Fortpflanzung, und die daraus fließende Nothwendigkeit begreifen lernen, den entferntern Planeten, nach Maßgabe ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, einen größern umwogenden Aetherocean anzuweisen. Etwas Wahres ist gewiß in der Idee eines solchen Wechselbezuges zwischen Aether und Atmosphäre, wenn dieser Bezug auch von uns noch nicht sinnlich

---

*) Man bezeichnet, wie ich auf diese Veranlassung erinnern will, mit dem Namen Asteroiden die vier kleinen Planeten Ceres, Pallas, Juno und Vesta, welche in dem Zeitraume von 1801 bis 1807, durch Piazzi, Olbers und Harding, zwischen Mars und Jupiter entdeckt wurden, und die sich in so wenig verschiedenen Abständen um die Sonne bewegen, daß man anzunehmen versucht gewesen ist, sie haben ursprünglich ein planetarisches Ganzes ausgemacht.

aufgefaßt werden kann: denn dem menschlichen Geiste ist das merkwürdige Vermögen gegeben, durch wissenschaftliche Ahnung den Besitz eines verfeinerten sinnlichen Instruments gleichsam zu anticipiren. Es gibt ein Auge in uns, welches das entsprechende schärfere äußere Auge nur erwartet, um alsbald in die Tiefen des Universums einzudringen, und unsere zukünftige Ueberraschung wird an Fremdartigkeit verlieren, weil sie durch diese Ahnung gleichsam vorbereitet wird.

Unter den Wundern des Himmels, zu welchen wir von den Wundern unserer irdischen Existenz aufgestiegen sind, und für welche es uns an erschöpfender Einsicht gebricht, scheint der Ring des Saturn, als eine Erscheinung, von der unser ganzes Planetensystem kein einziges weiteres Beispiel aufzuweisen hat, einen ausgezeichneten Rang einzunehmen. Man denke sich um den ganzen Aequator der Saturnskugel, welche unsere Erdkugel an Größe fast 1000 Mal übertrifft, einen, in der Entfernung von fast 6000 unserer Meilen, ganz frei schwebenden Ring von ungeheuren Dimensionen, gleichsam eine in dieser Höhe über die Saturnsatmosphäre geschlagene, von keinerlei Pfeilern unterstützte Brücke, auf welcher sich also der Weg durch das ganze, den Saturn umwogende Aethermeer machen ließe. Die Breite dieser Ringbrücke beträgt Tausende von Meilen, und ihre Länge, wenn man sich den Ring ausgestreckt denkt, gar über hunderttausend Meilen. Gebaut scheint dieses pfeilerfreie Gewölbe aus dem nämlichen Material zu seyn, wie die Saturnskugel selbst, und auch die übrige Beschaffenheit erinnert an planetarische Natur, indem man bergähnliche Erhöhungen, Vertiefungen, welche die Idee unserer Thäler erwecken u. s. w. darauf wahrgenommen hat. Der Flächeninhalt dieses bewundernswürdigen Saturnringes ist aber im Vergleiche zur Oberfläche seines Planeten so bedeutend, daß man sich gezwungen sieht, eine Relation zwischen den Bewohnern des Saturn und jener unermeßlichen Ringebenen anzunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortsetzung.)

So war ich denn allein mit ihr, so hatte sie denn, auf ein Paar Momente wenigstens, keinen Zeugen als mich. Ein überschwengliches Glück! es war mir nicht anders, als würde ich damit ihr innigster Vertrauter, und in ihren Zügen, ihrer Stellung, ihren unbedeutendsten Gebehrden las ich tausenderlei, dem ähnlich, was in mir vorging. Süße, selige Augenblicke, wo die lieblichsten Bilder meines Traums mir verwirklicht entgegentraten! Zum allerersten Male sah ich sie so in der Nähe und konnte mich ganz an ihrem Reize weiden. Warum kann ich sie in diesen Zeilen nicht schildern, wie ich sie sah! Ihr liebliches Bild trat doppelt jung und frisch aus dem Rahmen von Staub, Gelehrsamkeit und Alterthum. Sie war eine ganze Weile stehen geblieben, jezt sezte sie sich an das Fenster in den Lehnstuhl des Onkels, legte die Wange in die niedliche Hand und sah nachdenklich, schwärmerisch gen Himmel; ein Lächeln, wie ein leiser Hauch, schwebte um ihre Lippen. Endlich blickte sie nachläßig in den Folianten, von dem der Onkel vorhin aufgestanden war; allmählich aber wurde sie aufmerksamer, und auf dem lieben Gesicht, das sich mit Purpurgluth übergoß, malte sich immer steigendes Interesse. — „Ich hab's!“ rief auf einmal der Onkel innen; sie stand auf, blickte aber fortwährend in das Buch, bis er wieder im Zimmer war.

„Da ist's, und es hat Mühe gekostet. Nehmen Sie es, weil Sie so hübsch Hebräisch lesen; das andere hat mehr Werth für mich, des Textes wegen; dieses ist in Saffian gebunden und schickt sich besser für Ihre Händchen; hier, und denken Sie dabei zuweilen an den alten Doktor.“ — „Sie sind sehr gütig, lieber Herr. Ich nehme das hübsche Buch und werde Sie nicht vergessen, sollte ich Sie auch nicht wieder sehen.“ — „Sie fürchten sich wohl vor dem Neffen?“ sagte der Onkel lächelnd. „Ei, da vergesse ich, daß der da unten — nun, leben Sie wohl, auf Wiedersehen.“

Er begleitete sie. Im Nu war der Foliant, in dem sie so aufmerksam gelesen, in meiner Hand; glücklicherweise hatte der Onkel die Thüre des Kabinets offen gelassen; ich laufe hinein und hinab in mein Zimmer. Ein Paar Augenblicke, so ist das Buch in Sicherheit gebracht, die Puppe bei Seite geschafft, und kaum bin ich auf dem Bette, so kommt der Onkel herein. „Wie, schon auf?“ fragte er. „Wann bist Du aufgewacht?“ — „Schlag zehn Uhr.“ — Bei diesen Worten verklärte sich des Onkels Gesicht ordentlich; es freute ihn, daß ich wieder wohl war, noch mehr aber, daß dabei die Wissenschaft einen Sieg davon getragen; er fuhr in feierlichem Tone fort: „Jezt will ich Dir sagen, Julius, was es bei Dir war: eine Hemicephalalgie.“ — „Meinen Sie, Onkel?“ — „Ich meine nicht, Julius, ich weiß es, weiß es gewiß; ich bin um kein Jota von Hippokrates abgewichen. Durch den Sturz ist bei Dir das kleine Gehirn erschüttert worden, und in Folge davon ist die Gehirnhaut in krankhafte Thätigkeit gerathen. Und weißt Du wohl, wie ich Dich traf? Puls sehr beschleunigt, Blick starr, Delirium. Daher zur Ableitung ein Pflaster auf —“ — „O Onkel, stille davon, und sagen Sie es keinem Menschen.“ — „Das Pflaster leitet ab, es geht besser darauf; das Delirium hält indessen noch an; darum den kühlenden Trank —“ — „O ja, Onkel.“ — „Du schläfst ruhig darauf.“ — „Herrlich habe ich geschlafen, Onkel!“ — „Ganz wie vor-

hergesagt, wie es prophezeit war: von nach Mitternacht bis zehn Uhr Morgens; und nun bist Du in der Reconvalescenz." — „Gesund bin ich." — „Nein, nein, vor einem Recidiv haben wir uns sehr zu hüten. Du verhältst Dich ruhig und ich verordne Dir noch etwas. Vor Allem Ruhe, und arbeite heute nicht; versprich es mir." — „Ganz gewiß nicht."

Kaum war er fort, so machte ich mich über den Folianten her; aber da war ich in einer neuen, nicht geringen Verlegenheit. Das Buch hatte zweitausend Seiten, und in der Eile hatte ich vergessen, die Stelle, welche mich interessirte, zu bezeichnen. In diesem Labyrinth sollte ich suchen! Ein Gedanke darin, ein Wort vielleicht fiel ihr auf, und dieses Wort soll ich aus einer Million Worte herausfinden! Aber unwiderstehlich war mein Drang, es herauszubringen; es war mir nicht anders, als hinge mein Schicksal daran. Ich machte mich ans Werk; wie emsig studirte ich! Hätte mich der Onkel gesehen, oder nur mein Professor, er hätte gesagt: „Nicht zu hitzig, junger Mann! allzuviel ist ungesund." Es war eine alte Chroniksammlung, Heldenthaten und Liebesgeschichten, heraldischer Wust, Pfand- und Kaufbriefe, ein Gemengsel, ganz in des Onkels Geschmack. Indessen fand ich Manches, das auf uns beide passen konnte, doch nicht mehr und nicht weniger als auf jeden andern. So war ich etwa zur zweihundertsten Seite gekommen, da kreischte der Stuhl, die Leiter rollte, es wurde sehr unruhig in des Onkels Zimmer; nichts gewisser: während ich unten studirte, verlor er oben seine Zeit mit Suchen. Da kam mir ein Gedanke, und ich ging hinauf zu ihm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Fortsetzung.)

Physiologische Skizze der Cholera.

Wir sehen gerade die Verrichtungen des die feinsten Gefäße begleitenden Nervensystems aufgehoben, und müssen wohl eine eigenthümliche Verstimmung desselben für die Ursache dieses Zustandes ansehen. In welchem Zustande befinden sich nun aber die Gefäße selbst? An der Hand fühlt man keinen Puls, öffnet man eine Ader, fließt das Blut nicht und muß förmlich herausgedrückt werden. Sind die Blutgefäße etwa lahm, weil sie das Blut nicht mehr fortbewegen? Gewiß nicht; die Gefäße sind im Gegentheil in einem sehr aktiven Zustand, im Zustand von anhaltendem Krampf; die feinsten Gefäße thun nicht nur ihre Schuldigkeit nicht, sondern sie enthalten gar kein Blut, weil dieses durch den Krampf nach innen in die größern Stämme derselben gedrängt ist. Krampf als Ursache der angegebenen Erscheinungen ist im Leben wie im Tode zu deutlich ausgesprochen, als daß man daran zweifeln könnte. Schon der erste Anblick eines Cholerakranken drängt einem die Ueberzeugung auf, daß ein aktiver Zustand zu Grunde liegt; denn die kalte, eingesunkene Haut ist nicht schlaff, weich, leblos, wie bei einem Auszehrenden oder einem Greise, sondern derb, angespannt, wie bei einem Menschen, der der kalten Luft ausgesezt ist. Nicht selten ist das Gesicht des Todten weit weniger entstellt, weit mehr gerundet, als das des Kranken war, und es rührt dies ganz natürlich daher, daß sich der Krampf im Tode gelöst hat.

Ueberall findet man nach dem Tode in den vorzugsweise unter dem Einfluß des sympathischen Nervensystems stehenden Eingeweiden Contraktion vorherrschend; die eigentliche Substanz der Lungen, der Leber, der Nieren, des Herzens, der Zunge, des Darmkanals ist blutleer, nur die großen Gefäße strotzen von schwarzem Blut; und dieses krampfhafte Verschlossenseyn der feinsten Gefäßenden, die in ihrer Verschlingung eben vorzugsweise die eigenthümliche Substanz jener Eingeweide bilden, erscheint als die nächste Ursache der wichtigsten Erscheinungen der Cholera.

In merkwürdigem Kontraste mit dem Zustande der ebengenannten Eingeweide sind nun dagegen diejenigen Nervenorgane, welche, wie oben gezeigt, einen Gegensaz mit dem vegetativen Nervensystem bilden, nämlich Gehirn und Rükkenmark, im Zustande von Blutüberfüllung; in der Höhle des leztern findet man sogar immer Stellen von ausgetretenem Blut.

Außer den Krankheitserscheinungen, welche der Krampf des Gefäßsystems hervorruft, kommen nun aber andere vor, die mehr zunächst aus der Verstimmung des sympathischen Nervensystems hervorgehen und eine Aufreizung eigenthümlicher Art in demselben, besonders in jenen Centralgeflechten des Bauchs andeuten. Dahin gehört die besondere Störung des Gemeingefühls, die so charakteristisch für die Krankheit ist. Die seltsamen Gefühle von angstvoller Beklemmung bei ruhigem, gleichförmigem Athem, von innerer Gluth bei Eiskälte der Oberfläche, von dem heftigsten Durst bei feuchter, kalter Zunge, fließen aus Einer Quelle, nämlich eben aus jener spezifischen Nervenaufreizung, über deren eigentliches Wesen wir schon deshalb nichts wissen können, weil uns der Prozeß, der im gesunden Nervensystem vorgeht, noch immer ein Räthsel ist.

Das sympathische Nervensystem, als eigenthümliches Nervensystem der Gefäße, erhält nicht nur die in den feinsten Enden der Gefäße vor sich gehenden Verrichtungen der Wärmeerzeugung, der Oxydation des Bluts, der Ernährung und Absonderung von Säften in ihrem regelmäßigen Gange, sondern unter seinem Einflusse erhält sich auch an jeder Stelle der Gefäße das Blut in seiner normalen Mischung. Mit der krankhaften Veränderung nun, welche jene Nerven in der Cholera erleiden, geht auch im Blut ein merkwürdiger Prozeß vor sich. Daß die Oxydation des Bluts in den Lungen gehemmt ist, und daher in den Schlagadern so gut als in den Blutadern schwarzes Blut fließt, haben wir schon bemerkt. Es tritt nun aber auch eine Scheidung seiner flüssigen von seinen festen Bestandtheilen ein. Das Blutwasser wird in den Darmkanal ausgeschieden und bildet eben die charakteristischen Ausleerungen in der Cholera, die festen Bestandtheile dagegen bleiben in den Adern zurück; daher ist das Blut dick, fließt, wenn man zur Ader läßt, träge, geronnen heraus und sezt gar kein Blutwasser ab. Jene Ausleerungen sind von den Ausleerungen in andern Krankheiten, z. B. bei gewöhnlichen Diarrhöen, durchaus verschieden; denn sie entstehen keineswegs durch die gewöhnliche Absonderung der Schleimhaut der Gedärme — und eine gewöhnliche Diarrhöe besteht lediglich in einer Steigerung dieser Absonderung — sondern durch unmittelbares Ausschwitzen aus den Gefäßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. April 1832.

In alle sieben Sterne sind die Klänge
Der Fähigkeiten zur Vollkommenheit
Nach Maaß und Zahl des weisen Schöpfers, des
Urkünstlers, schön vertheilet. Deine Welt
Ist nur ein Mittelklang.

Herder.

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung.)

So weit reichen unsere Beobachtungen und Schlüsse; aber unsere sinnliche Organisation versagt uns alle Begriffe über die Art, wie diese Beziehungen zwischen der Saturnskugel selbst und dem durch eine 6000 Meilen hohe Luft- und Aetherschichte davon getrennten Ringe ausgeführt werden. Offenbar muß nicht nur die Einrichtung der Saturnsatmosphäre, sondern auch die körperliche Ausrüstung der Saturnsbewohner vollkommen verschieden von alle dem seyn, was wir in diesem doppelten Bezuge bei uns erblicken, um eine solche Relation möglich zu machen; und wenn die Art, wie dieß geschieht, für uns noch in die Nachtseite der Natur fällt, so folgt daraus ein Beweis mehr, nicht nur für die Möglichkeit, sondern selbst für die Nothwendigkeit des Vorhandenseyns veränderter und erweiterter sinnlichen Vermögen, die sich in Tiefen der Natur senken, zu welchen dem menschlichen Blicke der Zugang noch nicht eröffnet ist.

Es ist in diesen Blättern schon einmal von dem Zerfallen unseres Planetensystems in zwei große Gruppen die Rede gewesen, von welchen die erste mit dem Merkur anhebt und, einschließlich, bis zum Mars reicht, die zweite aber die drei großen und viel wunderbareren Planeten: Jupiter, Saturn und Uranus, umfaßt. Nachdem jezt oben auch das arithmetische Gesetz der Planetenentfernungen von der Sonne nachgewiesen worden ist, so erscheint jene Trennung in zwei Gruppen um so entschiedener, da in die ungeheure Grenzkluft zwischen Mars und Jupiter die angegebenen vier Asteroiden fallen, welche zwar, hinsichtlich ihres Platzes im Weltraume, dem Entfernungsgesetze folgen, hinsichtlich ihrer physischen Beschaffenheit aber weder der ersten, noch der zweiten Gruppe anzugehören scheinen, und also nur eine Art von Uebergangsglied in der Kette bilden. Die erstere dieser Gruppen wird bekanntlich charakterisirt durch die, den dahin gehörenden Planeten gemeinschaftliche, vier-und-zwanzigstündige Rotationsperiode, die Neigung der Rotationsaxen gegen die Bahnebenen, den Mangel an Monden *), wovon der Erdmond allein

*) Die schärfsten Beobachtungen zeigen bei Mars keinen Mond. Venus hat zuverlässig keinen Mond, weil er sonst bei den, so äußerst sorgfältig beobachteten Vorübergängen dieses Planeten vor der Sonnenscheibe unmöglich hätte unbemerkt bleiben können. Man wird also der Analogie, welche den Erdmond, als einziges Beispiel in der ersten Planetengruppe, dem Saturnsring, als Ausnahme der zweiten Gruppe, gegenüber stellt, wohl den Vorzug vor der frühern Hypothese geben müssen, die bei Mars aus dem Grunde sogar zwei Monde suchte, weil die Zahl der Trabanten mit der zunehmenden Entfernung von der Sonne zu wachsen scheint. Venus und Merkur bedürfen bei ihrer Sonnennähe keines Mondes; Mars aber, dessen Oberfläche wenig über $\frac{1}{10}$ der Erdoberfläche hält, wird, eben dieser Kleinheit wegen, keinen Trabanten haben. Die Leser ahnen, daß auch hier wieder Vieles in die Nachtseite der Natur fällt.

eine Ausnahme macht, gleichwie der, darum so eben von uns hervorgehobene Saturnsring dagegen das einzige Beispiel eines solchen Ringes in der ganzen zweiten Gruppe ist, und die verhältnißmäßige Kleinheit; die hervorstechenden Charaktere der zweiten Gruppe dagegen sind die, wahrscheinlich allgemeinere zehnstündige Rotationsperiode, welche, in Verbindung mit den so viel längern Umlaufszeiten um die Sonne, einen ganz andern Lebensprozeß zu bedingen scheint, die streifige, ganz eigenthümliche Beschaffenheit der Atmosphäre, die Menge der begleitenden Monde, die überwiegende Größe u. s. w. Höchst merkwürdig erscheint aber der Umstand, daß die Entfernung des Merkurs, als des ersten Gliedes der ersten Gruppe, von der Sonne eben so oft in der Entfernung der Asteroiden, die wir als Uebergangsglied bezeichnet haben, von der Sonne enthalten ist, als wiederum diese leztere Entfernung in der Entfernung des Uranus, des Grenzgliedes der zweiten Gruppe und des ganzen Systems, von der Sonne. Wir ahnen, daß dieser zweiten arithmetischen Harmonie, gleich der oben nachgewiesenen, eine Nothwendigkeit zu Grunde liege; wir sind aber unvermögend, in diese Nacht der Natur einzudringen.

Eben so wenig reichen unsere Sinne in das Detail der planetarischen Einrichtung, welche jene zweite Gruppe von der erstern unterscheidet. Soviel scheint gewiß, daß schon die überwiegende Größe der Weltkörper dieser zweiten Gruppe, von denen z. B. Jupiter unsere Erde an Oberfläche 120 Mal übertrifft, ganz andere Lebensformen bedingt. Berge, Bäume, kurz, was dort dem Boden entsteigt, vielleicht selbst Häuser und Palläste, werden, dem Gesetze der Eurhythmie gemäß, in dem nämlichen Verhältnisse kolossaler und grandioser seyn müssen; das Jupiterweltmeer, wenn man sich so ausdrücken darf, wird das Weltmeer der Erde über hundert Mal an Ausdehnung übertreffen, und die Flotten und übrigen Transportmittel müssen dieser Analogie angemessen seyn. Aber unsere Einbildungskraft erliegt der Aufgabe, sich von diesem Allen einen anschaulichen Begriff zu machen; und wenn wir eine allgemeine Ahnung vom Charakter des Ganzen haben, so fällt das Detail für uns in die Nachtseite der Natur.

Allein mehrere andere, wenn gleich sehr einfache Betrachtungen dienen dazu, die Unbegreiflichkeit des eigentlichen Natur- und Lebensverhältnisses auf jenen Grenzplaneten unseres Systems für uns noch anschaulicher zu machen. Saturn und Uranus namentlich erscheinen, bei ihrer großen Entfernung von der Sonne, und bei ihrem zahlreichen Mondgefolge, neben der Gravitationsabhängigkeit von der erstern, in Bezug auf den leztern Umstand schon wieder mehr als selbstständige Centralkörper; und der Einfluß der Sonne, als leuchtenden und wärmenden Körpers, aus so großen Weiten, vermindert sich in dem Maße, als dieser Charakter von Selbstständigkeit dadurch noch hervorstechender wird. Es müssen also, hinsichtlich auf Licht und Wärme, diese großen Hauptbedingungen alles Lebensprozesses, für beide Planeten Anordnungen getroffen seyn, welche den verminderten Einfluß des Sonnenlichtes und der dadurch erzeugten planetarischen Wärme kompensiren, und ich irre mich vielleicht nicht, wenn ich den entferntern Planeten eine Kraft, aus sich selbst Licht und Wärme zu entwickeln, beilege.

Bei dem Jupiter werden diese Anomalien noch durch einen besondern Umstand vermehrt, welcher zwar auch für die beiden eben betrachteten Planeten, jedoch nur in geringerem Maße, eintrifft. Wir haben nämlich oben gesehen, daß die **Oberfläche** des Jupiters die Oberfläche der Erde mehr als 120 Mal übertrifft, woraus folgt, daß die ganze **Kugel** des Jupiters über 1300 Mal größer ist, als die Erdkugel, oder, was eben so viel sagt, daß man, abgesehen von der Dichtigkeit des Stoffes, aus der Jupiterskugel 1300 Erdkugeln schneiden könnte. Dieser so sehr überwiegenden Größe ohnerachtet, schwingt sich aber Jupiter, wie angeführt, in zehn Stunden um seine Axe, während die so viel kleinere Erde dazu vierundzwanzig Stunden, also mehr als doppelt so viel Zeit braucht. Ein Punkt des Jupiteräquators schwingt demnach, wie man durch eine leichte Rechnung findet, mit einer beinahe dreißig Mal größern Geschwindigkeit, als ein Punkt des irdischen Aequators; und es müssen daraus Einflüsse, besonders Gegenwirkungen der Schwerkraft entstehen, von denen wir uns, mit unsern Sinnen und dadurch gebildeten Vorstellungen, gar keinen deutlichen Begriff machen können.

Auch die Art des Gegensatzes zwischen Tag- und Nachtleben auf den Planeten mit nur zehnstündiger Rotationsdauer liegt, wie man bei näherer Beschäftigung mit diesem merkwürdigen Umstande bald findet, ganz über unsere Begriffssphäre hinaus. Die ganze Lebensform muß dadurch verändert werden; und wahrscheinlich sind auf jenen so abweichend organisirten Planeten Tag und Nacht gar nicht in dem Sinne Einschnitte, wie bei uns, sondern das Leben hat dort einen, von diesen Einschnitten unabhängigen Charakter von Permanenz, der mit der Ausgedehntheit der Lebensoperationen, welche durch die Ausgedehntheit der Oberflächen dieser Planeten bedingt wird, in einem richtigen Verhältniß steht. In allen diesen Schlüssen ist nichts Gewagtes, und ich habe das, der Konjekturalastronomie zugängliche, Feld sorgfältig von dem Nachtgebiete der Natur getrennt, auf welchem unsere Logik anfängt illusorisch zu werden.

Aber freilich verläßt die einmal aufgeregte Phantasie ungern das reizende Gefilde, auf welches sie, behutsam vorbeistreifend bei der eigentlichen Nachtseite der Natur, an dem Bande jener Schlußfolgen einer kühnen Konjek-

turalastronomie geführt worden ist. Die oben angedeutete Doppelrolle, welche die Planeten Jupiter, Saturn und Uranus spielen, indem sie, ohne sich dem Gravitationseinflusse der Sonne entziehen zu können, anderseits doch auch wieder ein selbstständigeres planetarisches Leben entwickeln, scheint eine Erhöhung und Vervollkommnung ihres ganzen Zustandes anzudeuten, welche durch die Menge der untergeordneten Monde noch deutlicher angekündigt wird. Jupiter hat bekanntlich vier Monde, Saturn deren sieben, und Uranus höchst wahrscheinlich noch mehrere; und es ist nicht anzunehmen, daß ein so zahlreiches Gefolge dienender Weltkörper zweiter Ordnung einem Centralplaneten beigeordnet sey, dessen ganze übrige Organisation so großen Anstrengungen der schaffenden Natur nicht entspräche.

(Der Beschluß folgt.)

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortsetzung.)

Der Onkel war wirklich in der schrecklichsten Unruhe wegen seines Buchs und lief suchend von einer Ecke in die andere. „Gestohlen, Julius! Alles ist hin! Das Buch ist unschätzbar, gar nicht mehr zu bekommen, und ich war auf dem Punkte — die Stelle lag vor mir — jezt ist meine Autorität zum Henker! O Libanius! Du sollst also Recht behalten!“ — „Unmöglich! Da muß man — wie — und wo war denn die Stelle im Buch, Onkel?“ — „Weiß ich's? Drei Jahre sich mit der Bulle quälen, und am Ende Alles zu Wasser werden sehen!“ — „Bulle? was für eine?“ — „Unigenitus!“ — „Unigenitus? Das ist wirklich schauerlich! und was stand denn an der Stelle?“ — „Die Bulle war citirt mit einem Varianten, der sonst nirgends vorkommt.“ — „Sonst nichts?“ — „So, meinst Du, dieß sey nicht genug? Ich gäbe Alles in der Welt um die Seite! — Aber das Buch muß her,“ fuhr er fort; „nur Ein Mensch kann mir den Streich gespielt haben, und ich muß von ihr herausbringen, wer der Kerl ist, der Folianten stiehlt; fort!“ Und der gute Onkel sezte seine Perrücke und den kleinen dreieckigen Hut auf, nahm sein altes Rohr, und ging. Ich sogleich wieder hinunter in mein Zimmer. Um das böse Wort nicht zu verlieren, sagte ich immer vor mich hin: Bulle Unigenitus; Unigenitus, murmelte ich, indem ich das Buch durchblätterte! Unigenitus! Da ist es, in großen Buchstaben. Lateinisch! o weh! Seitdem konnte ich das Lateinische, das mich allerdings vorher nicht sehr angesprochen hatte, gar nicht mehr leiden. Ich blickte indessen von der Bulle, welche auf der zweiten Seite in der Mitte anfing, herüber auf die erste, und was las ich?

„Die Herrschaft Lenzburg kommt an das Haus derer von Horst durch das Ehebündniß zwischen Junker Matthias und Hedwigen von Thiengen.“

„Unser Junker war von Gott Amorn noch niemals heimgesuchet worden. Nun begab es sich aber, da ihm der Flaum um Mund und Kinn zu sprossen begonnte, daß er auf St. Jörgentag zuallererst im Schloßhof Fräulein Hedwigen ansichtig ward, und wie es denn damalen ein gar schmuck, anmuthig Fräulein war, entbrennete er alsogleich in Liebe zu ihr, dergestalt, daß er keinen andern Gedanken mehr hatte bei Tag und Nacht, und es ihm fast die Nachtruh entziehete. Maaßen er aber in Sachen der Galanterie ohn all Experienz und Wissenschaft war, wußte er sich keines Raths, wie er sollte an sie kommen. Der Junker war mit Herren seines Alters gar aufgeweckt und degagirt, so aber das Fräulein um den Weg war, wunderlich erschrocken und fast ungeschickt. Maaßen ihm aber die Lieb allzusehr zusezete, fassete er sich ein Herz, da er in Erfahrung gebracht, daß das Fräulein bei der Frau Großmama aufwarten solle, und stellte sich in das Vorgemach mit einem magnifiquen Blumenstrauß, Willens, damit die Einleitung zu weiteren galanten Explicationen zu treffen. Und bevor das Fräulein kam, war er wacker und fest gewillt, seinen Strauß zierlichst zu präsentiren; da er aber Fräulein Hedwigen kommen hörte, schmiß er den Strauß unter den Tisch, als ob er ihm die Finger verbrennete, und war verduzt und sprach kein Sterbenswörtlein, und war nicht anders anzusehen als ein Bediente, so man ob einem Schelmstück attrapiret. Da Fräulein Hedwig den jungen Herrn ansichtig ward und den Strauß unter dem Tisch, war sie erschrocken und ward roth über und über, und beide Herrschaften sahen einander an, roth wie zwei Feldnägelein, und sprachen nichts. Da kam die Frau Großmama und fragte: „Was macht ihr hier ꝛc. ꝛc.“

Das las ich, las es hundertmal; ich war außer mir vor Entzücken; denn verglich ich diese naive Historie mit dem, was ich auf dem Gesichte meiner Jüdin gelesen, so war kein Zweifel mehr: meine Schüchternheit, meine Unbeholfenheit hatten ihr nicht mißfallen, und aus ihrem Gespräch mit dem Onkel ging ja auch hervor, daß ich ihr am Fenster aufgefallen war. So hatten wir uns denn verstanden, so war ich also tausendmal weiter, als ich gemeint, und konnte dem Zuge meines Herzens folgen; war ja doch die Hauptschwierigkeit, der erste Schritt, beseitigt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Weltgeschichte.

Ein großer und ein ernster Dichter lehrt:
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. —
Ein kleiner und ein lust'ger Dichter spricht:
Sie ist ein altes, ganz kurioses Pferd,
Das vorwärts stets, doch Schritt für Schritt nur geht,
Nach jedem Schritt ein Weilchen stille steht;
Ein Pferd, das, wenn's die Dummheit rückwärts lenkt,
Sich bäumt und dreht und rückwärts vorwärts drängt,
Und wenn die Thorheit zu Carriere es hezt,
Gleich scheut und bockt und auf den Sand sie sezt.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Fortsezung.)

Physiologische Skizze der Cholera.

Es gibt Organe im menschlichen Körper, in welchen ein solcher Prozeß von unmittelbarer Ausschwizung von Wasser aus den Blutgefäßen immer stattfindet. Es sind dies die sogenannten serosen Häute, dünne, glatte, durchsichtige Membranen, welche die meisten Eingeweide von außen überziehen; dahin gehört z. B. das Bauchfell, das einen geschlossenen Sack vorstellt, der mit seiner äußern Fläche die Baucheingeweide und Bauchwände überzieht, mit seiner innern die Wand einer freien, glatten Höhle bildet; im nämlichen Verhältnisse steht der Herzbeutel zum Herzen, das Rippenfell zu den Lungen. In diesen sackförmigen, glatten Höhlen der serosen Häute wird nun im gesunden Zustand ein Dunst ausgeschieden, im kranken Zustand aber häufig wirklich tropfbare Flüssigkeit, oft in sehr großer Menge: so bildet sich die Bauch-, die Brust-, die Herzbeutelwassersucht. Diese Ausscheidung auf den serosen Häuten ist nicht das Produkt von Drüsen, wie die Sekretion der meisten andern Säfte im Körper; denn jene Häute haben lediglich keinen drüsigen Bau; sondern sie geschieht unmittelbar aus den Blutgefäßen, wiewohl diese auf denselben so fein sind, daß sie nur noch die farblosen Bestandtheile des Bluts führen. Etwas Aehnliches erfolgt nun in der Cholera auf der Schleimhaut des Darmkanals. Diese ist nicht, wie im gesunden Zustand, als drüsiges Organ thätig, sondern hat den Charakter einer serosen Haut angenommen, und was in der Wassersucht langsam in einzelnen geschlossenen Höhlen geschieht, geschieht in der Cholera mit furchtbarer Schnelligkeit in der ganzen grossen, offenen Höhle des Darmkanals. Diese Ansicht wird durch den Leichenbefund durchaus bestätigt; denn nicht nur hat der ganze Darmkanal ein Ansehen, aus dem man schliessen muß, daß seine unzähligen Drüsen, wie alle andern drüsigten Organe im Körper, während der Krankheit unthätig waren, sondern er zeigt in seiner ganzen Beschaffenheit mehrere merkwürdige Analogien mit jenen serosen Häuten. Auch die Ausleerungen selbst in der Cholera widersprechen dieser Ansicht durchaus nicht: sie haben die größte Aehnlichkeit mit dem Blutwasser; sie sind farbloses, geruchloses Wasser, in welchem weiße Flocken, wie von geronnenem Eiweiß, schwimmen; das Blutwasser aber besteht größtentheils aus reinem Wasser, in dem einige Salze und Eiweißstoff aufgelöst sind.

Unwillkührlich denkt man bei dieser Scheidung des Bluts in seine flüssigen und festen Bestandtheile an einen polarischen, dem, was bei den elektrischen und galvanischen Erscheinungen beobachtet wird, ähnlichen Prozeß. Ueberhaupt kommen in der Cholera manche Erscheinungen vor, welche überraschende Aehnlichkeit mit den Wirkungen der Elektrizität zeigen. Die Kranken haben häufig von Anfang ein Gefühl von Prikeln und Nadelstechen in den Gliedern, das sich in Strömungen von den Fingern und Zehen, wo es anfängt, in den Körper fortsezt, ferner von Zuckungen bald hier, bald dort, wie wenn die Theile den Conduktor einer Elektrisirmaschine berührten; von Schlägen und Stößen, denen ähnlich, die durch Entladung einer Leydner Flasche hervorgebracht werden; die Muskelkrämpfe, welche eine so große Rolle in der Cholera spielen, erinnern an die Zusammenziehungen, welche der an die Muskeln applicirte Galvanismus hervorbringt. Ist nicht die durch die Aufreizung im Innern und die gewaltsame Zusammenziehung von außen, durch die Blutanhäufung in Gehirn und Rückenmark, und den Blutmangel an der Peripherie des Gefäßsystems im übrigen Körper gesezte Gleichgewichtsstörung einer elektrischen Spannung ähnlich, einer Anhäufung des elektrischen Fluidums auf Einem Pol? Wenn eine Leydner Flasche zu stark geladen wird, so entladet sie sich plözlich von selbst: so tödten die bösartigsten Formen der Cholera rasch durch Schlagfluß; andernseits ist die Lösung des Krampfes bei der Genesung der Herstellung des elektrischen Gleichgewichts durch Näherung beider Pole entsprechend. Erinnern ferner nicht die plözlichen Ausleerungen, die nichts anders sind, noch seyn können, als das von den festern Theilen des Bluts geschiedene Wasser desselben, an die plözlichen Gußregen bei Gewittern? Jene entleerten Flüssigkeiten enthalten weiße Flocken; der Galvanismus bringt eine Gerinnung des Eiweißes im Blutwasser zu Flocken hervor; der auf einem Isolirschemel elektrisirte Mensch hat ein Gefühl von Beengung in der Herzgrube, ähnlich dem, welches den Cholerakranken quält, und dergleichen ließe sich noch manches anführen. Diese Analogie, obgleich sie uns für jezt weder in der Kenntniß der Natur der Krankheit, noch in ihrer Behandlung um einen Schritt weiter bringt, ist auf jeden Fall höchst merkwürdig und wird im Verhältniß, als sich unsere Kenntnisse, einerseits von der Lebenskraft, andernseits von der Natur der Elektrizität erweitern, immer bedeutsamer werden.

Wir schließen hier, um im nächsten Artikel von einem Hauptpunkt in der Cholera, von der Rolle, welche Gehirn und Rückenmark in derselben spielen, Rechenschaft zu geben, und die eigentliche Natur der Krankheit zu besprechen.

(Beschluß des ersten Briefs.)

Auflösung der Charade in Nr. 96:

Elfenbein.

Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste wie das Zweite
Sie helfen beide geben;
Kommt unter Eins das Ganze,
So bringt es Eins zum Stehen;
Dann aber geht das Ganze,
Das früher ward getragen,
Und trägt noch schwere Lasten;
Wie dröhnen seine Klagen!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. April 1832.

Es steht geschrieben: arbeite in deinem Beruf; will das so viel sagen: die Obrigkeiten sollen Arbeitsleute seyn, und also sollten wir Obrigkeiten werden?

Shakespeare.

Zeitbilder.

(Fortsetzung.)

Nr. 32.

Der Besenbinder an seinen Pfarrer.

Herr Pfarrer, ach, Herr Pfarrer mein!
Wißt Ihr schon, was gescheh'n?
So bös als ich soll Keiner seyn.
Gedruckt ist das zu seh'n.

Was ich so Schreckliches verbrach? —
Vergebens frag' ich Gott.
Doch überhäuft man mich mit Schmach,
Mit Schimpf und Schand' und Spott;

Gönnt mir am Tage Ruhe nicht,
Und keinen Schlaf bei Nacht,
Hat mich in meiner Christenpflicht
Schier ganz konfus gemacht.

Ihr war't so grimmig nie erboßt,
Wenn menschlich ich gefehlt;
Ihr habt, Herr Pfarrer, stets mit Trost,
Mit Hoffnung mich beseelt.

Der Küster nur ist Schuld daran,
Daß ich die Ruh' verlor,
Der Küster, der im wilden Mann
Uns liest die Zeitung vor. —

„Hört!“ las er gestern, „wie die Zeit
„So ganz und gar nichts taugt;
„Wie überall die Obrigkeit
„Das Blut der Völker saugt;

„Wie schon die Welt in lichtem Brand
„An allen Ecken steht;
„Und wie's im deutschen Vaterland
„Nicht länger mehr so geht. —

„Und wer ist Schuld?“ so schrie er laut.
„Gedruckt steht es allhier:
„Ihr Schöpse mit der Eselshaut!
„Ihr Besenbinder, Ihr!

„Europa's Wohl, Ihr Lumpenpack!
„Euch ist es einerlei;
„Was auch geschieht, Ihr raucht Taback,
„Und nehmet nicht Parthei.

„Die Ruh' ist Euer goldnes Kalb.
„Vor dem liegt Ihr gebückt;
„Gleichgültigkeit, das ist der Alp,
„Der Euch zu Tode drückt.

„Doch weil Euch retten von dem Tod
„Hier diese Zeitung will,
„Ergeht an Euch das Machtgebot:
„Seyd fürder nicht so still!

„Der edle Löwe ist ergrimmt,
„Demüthig — nur ein Hund;
„Und wer allhier Parthei nicht nimmt,
„Der geh't auch dort zu Grund. —“

Herr Pfarrer, ach, Herr Pfarrer mein!
Ach, rathet mir, dem Schwachen!
Ich soll nicht fürder ruhig seyn,
Und weiß doch nichts zu machen.

Treu hab' ich Weib und Kind ernährt
Bisher mit meinen Besen,
Nur vor der eig'nen Thür gekehrt,
Und bin kontent gewesen;

Und jezt soll ich mit Rath und That,
Am Abend und am Morgen,
Für Land und Leute, Volk und Staat,
Für ganz Europa sorgen?

Dafür ist ja die Obrigkeit;
Die ließ ich ruhig schalten,
Und über Raum und über Zeit
Den lieben Herrgott walten.

Der theilt der Menschen Gaben ein,
Reicht Jedem seine Spende. —
Was würden das für Besen seyn,
Die ein Minister bände?

Und pfuschen soll in's Regiment
Ich dummer Besenbinder?
Da hätt' es mit dem Staat ein End',
Mit meinem Haus nicht minder.

Kein Mensch, der seine Sinne hat,
Kann das von mir verlangen;
Nein, nein! von keinem Zeitungsblatt
Ist solch Gebot ergangen.

Ich mein' vielmehr, der Küster kann,
Just so wie wir, nicht lesen,
Und bleib ein stiller Bürgersmann,
Und binde meine Besen.

Ludwig Robert.

Meines Onkels Bibliothek.

(Beschluß.)

Vor allem schrieb ich mir die theuern Zeilen genau ab; dann schlug mir das Gewissen, wegen der Unruhe, die ich dem Onkel verursacht; ich trug, so lange er noch fort war, das Buch hinauf und steckte es zwischen andere hinein, so daß er glauben konnte, er habe es selbst verlegt. Ich schloß mich nun in mein Zimmer ein, um ungestört meinen Gedanken nachhängen zu können, in deren Gesellschaft ich mich jezt so glücklich fühlte. Tausendmal ließ ich das Erlebte an mir vorübergehen und suchte ihm immer wieder eine neue Seite abzugewinnen; endlich hatte ich genug, ließ das Vergangene liegen und dachte an die Zukunft; denn Vereinigung mit ihr war von nun an mein einziges Lebensziel.

Ich war achtzehn Jahr alt, Student, ohne Vermögen, ohne weitere Aussicht, als was ich von der Güte meines Onkels zu erwarten hatte; aber alle Schwierigkeiten ebneten sich; ließ es mir doch der hohe Muth, den das erste mächtige Liebesgefühl einflößt, an tausend Hülfsmitteln nicht fehlen. Reger Ehrgeiz, ein unbestimmtes Verlangen nach Ruhm und Auszeichnung erhoben mich in meinen eigenen Augen und machten mich meiner geliebten Jüdin würdig; ich reichte ihr endlich die Hand und bot ihr damit ein ihrer würdiges Loos. Dann kam es mir aber wieder, wie weit entfernt ich noch von diesem glänzenden Ziele sey, und dann wünschte ich, sie möchte recht arm, verlassen, ohne Familie seyn, so daß ihr die Verbindung mit mir auf jeden Fall willkommen seyn müßte; die verächtliche Miene des Portiers fiel mir wieder ein und war mein einziger Trost.

Es war Sonntag; die Glocken riefen die Andächtigen in die Nachmittagskirche, und der feierliche Klang goß Ruhe in mein Herz. Nicht lange, so verwob sich der Kirchengesang und der Orgelton mit meinen Träumen, und endlich war ich unter den Andächtigen, die Geliebte an meiner Seite, glücklich, selig; wir sahen mit einander in dasselbe Buch, ich fühlte ihren Athem an meiner Wange; ungetrübtes Glück war unser Loos in dieser, unser beider Hoffnung in jener Welt. — Aber eine Jüdin in der Predigt? Ach! an die Predigt dachte ich nicht!

Ich bin seitdem längst wieder auf die Erde niedergekommen, und Verstand und Vernunft, die strengen Lehrmeister, haben mich mit der Wirklichkeit nur gar zu gut bekannt gemacht. Mit allem, was sie mich lehrten, brachten sie mir keinen Genuß, auch nur einen Augenblick, wie ihn jene himmlischen Gefühle gewährten. Warum sind diese Stunden so kurz! warum kehren sie nimmer wieder!

Wie sie hieß, wo sie wohnte, in der ich jezt einzig lebte, ich wußte es nicht, und harrte so am Montag mit wachsender Ungeduld der Stunde, wo sie gewöhnlich erschien; sie kam nicht. Dienstag, Mittwoch vergingen; sie kam immer nicht. Ich erfuhr, der Kranke, den sie gepflegt, sey seit zwei Tagen gestorben. Am Freitag war ich eben beim Onkel, da brachte ein Unbekannter ein Paket. „Mach auf, Julius," sagte der Onkel. Ich öffnete es: das in Saffian gebundene Buch war darin. Auf dem innern Umschlag standen die Worte: „Wenn ich sterbe, soll man dieses Buch Herrn Doktor * * * zurückgeben, von dem ich es habe." Weiter unten stand: „Will der Herr Doktor mir eine Freude machen, so gibt er es seinem Neffen zum Andenken an das Mädchen, das er in der Bibliothek gesehen hat."

„Wenn sie stirbt!" rief ich; „sie! sterben!" — „Das arme Kind!" sagte der Onkel; „was mag ihr wohl zugestoßen seyn!" — „Wo wohnt sie, Onkel?" — „Komm,

wir wollen mit einander nach ihr sehen." Im Augenblick waren wir auf dem Wege; es regnete, die Straße war fast ganz leer; als wir um eine Ecke wandten, sahen wir einige Leute; der Onkel hielt an. „Was ist's?" fragte ich; „gehen wir nicht weiter?" — „Armer Julius, es ist zu spät!" Eben wurde sie begraben; vor zwei Tagen war sie an den Pocken gestorben.

Gleich den andern Tag nahm ich meine Beschäftigung am Fenster wieder auf; aber wie öde, wie schaal war die Welt! wie voll mein Herz und wie leer! Mein einziger Freund, meine einzige Gesellschaft war das kleine Buch, und hatte ich jene Zeile gelesen, so schnürte mir die Wehmuth die Brust zusammen, bis die Thränen floßen; dann war mir leichter. Doch ich hatte noch einen Freund, den Onkel. Ich sagte ihm Alles und fand in seinem Herzen nur Nachsicht und Güte. Er nahm innigen Antheil an meiner Trauer, ohne sie wohl ganz zu verstehen, und wenn ich Abends so düster war, rückte er seinen Stuhl neben den meinigen, und so saßen wir schweigend da und dachten beide an sie; da sagte er dann wohl, der gute, liebe Mann: „Ein so verständiges Kind — und so hübsch! — und so jung!" und ich sah eine Thräne in den grauen Augenwimpern glänzen. Guter Alter! längst bist Du nicht mehr, aber Dein liebes Bild verwebt sich mit meinen süßesten Erinnerungen und läßt, wenn ich meiner Jugend gedenke, kein bitterer Gefühl in mir aufsteigen als Wehmuth!

Die Zeit, die große Trösterin, war auch mir hülfreich: ich fand die Ruhe wieder, fand andere Freunde — solche nie mehr; mit ihnen sagte ich der Jugend Lebewohl.

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Nürnberger.

(Beschluß.)

Die allgemeine Voraussetzung einer Vollkommenheitszunahme der Planeten mit zehnstündiger Rotationsperiode und größerer Trabantenzahl hat sehr viele Wahrscheinlichkeit für sich, wenn auch das Detail dieser abweichenden Einrichtungen für irdische Sinne und Vorstellungen in die Nachtseite der Natur fällt. Die Schwierigkeit einer solchen Vorstellung für uns wird noch durch den Umstand vermehrt, daß jene Planeten bekanntermaßen aus einem lockerern Stoffe, als unsere schwere Erde geformt sind; und es ist uns nach diesem Allen unmöglich, einen deutlichen Begriff z. B. von einer Nachtlandschaft auf dem Jupiter zu haben, über welche vier Monde ihr zitterndes Licht ergießen, und welche mit größern, aber auch ätherischern Gewächsen geschmückt ist. Aber die Ahnung hat uns, geleitet von astronomischen und teleologischen Schlüssen, doch auf einen vervollkommneten planetarischen Standpunkt erhoben, obwohl wir genöthigt sind, die Farben zur Detailausschmückung aus unserer sinnlichen Umgebung zu wählen.

Nicht weniger als dieses Detail der Natureinrichtungen auf den Planeten von zehnstündiger Rotationsperiode, fällt für uns die eigentliche physische Beschaffenheit und die Bestimmung der Kometen in die Nachtseite der Natur. Geht man in der Geschichte dieser höchst merkwürdigen Himmelskörper zurück, so findet sich zunächst, daß seit den ältesten Zeiten astronomischer Ueberlieferung bis jetzt beinahe vierhundert Kometen beobachtet worden sind, eine Zahl, welche indeß noch viel bedeutender ausfallen würde, wenn die ältern Astronomen mit bessern Instrumenten versehen gewesen wären. Allein es läßt sich außerdem durch sehr einfache Betrachtungen darthun, daß dies ein kaum nennenswerther Theil der in unserm Sonnensystem wirklich vorhandenen und zu demselben gehörigen Kometen sey. Denn man beweist leicht, daß die Zahl derjenigen dieser Himmelskörper, welche ihre Sonnennähe noch innerhalb der Venusbahn erreichen, schon über sechshundert steigen müsse; und nimmt man nun, wofür Alles spricht, an, daß die Kometenbahnen nach allen Richtungen symmetrisch durch den Himmelsraum vertheilt seyen, so folgt aus leichten geometrischen Sätzen, daß mehr als 400,000 Kometen noch innerhalb der Uranusbahn ihre Sonnennähe erreichen. Zuverlässig aber ist der unendliche Raum, welcher die Grenze unsers Sonnensystems von dem nächsten Sonnensystem trennt, auf eine ähnliche Weise mit Kometen besetzt, und unter dieser Voraussetzung steigt ihre Anzahl in die Millionen.

Wir haben daher wahrscheinlich Unrecht, wenn wir die Planeten als die Haupttheile sowohl unsers als jedes andern Sonnensystems betrachten, und es erscheint vielmehr sehr glaublich, daß im Gegentheil die Kometen die wichtigste Rolle darin spielen. Ganz unläugbar wenigstens ist, daß sie die Bestimmung erfüllen, eine Art von Verbindung zwischen den nächsten Sonnensystemen zu unterhalten, und man muß daher annehmen, daß die Umlaufszeiten mancher dieser Himmelskörper von ganz außerordentlicher Dauer sind. Schon der schöne, große Komet von 1811, der noch in unser aller Erinnerung lebt, braucht zur Vollendung seines Umlaufs um die Sonne über 3000 Jahre, und er würde vielleicht das Hundertfache von Zeit dazu anwenden müssen, wenn er die Grenze des nächsten Sonnensystems wirklich erreichen sollte. Da diese Himmelskörper hiernach also während eines Theils ihrer Umlaufszeit der Sonne, welche wir als Quell von Licht und Wärme für das ganze System betrachten, sehr nahe kommen, und im andern dagegen sich unendlich weit von ihr entfernen können, so müssen

sie, vermöge ihrer Naturbeschaffenheit, von den Licht- und Wärmeeinflüssen des Centralkörpers noch viel unabhängiger seyn, als wir dies eben von den Planeten mit zehnstündiger Rotationsperiode behauptet haben, und vielleicht die Quelle beider Stoffe in sich selbst enthalten. Zu dieser Vermuthung sind wir noch durch Schlüsse berechtigt; aber weiter führt uns die Kette derselben in diesem Bezuge kaum. Die eigentliche physische Natur der Kometen, die Möglichkeit ihrer Bewohnbarkeit durch denkende und genießende Wesen, der Zweck, den sie, dieß wirklich angenommen, für ihre Bewohner durch Ueberführung aus einem Sonnensysteme in ein zweites erfüllen, welche Hypothese vielleicht einen der reizendsten Gesichtspunkte gewährt, den die ganze Astronomie für die Phantasie überhaupt aufzustellen hat: das alles sind Dinge, die für uns gänzlich in die Nacht der Natur fallen, von welcher wir uns also, nicht blos bei den meisten Naturereignissen auf unserm kleinen Planeten selbst, sondern auch angelangt an den Grenzen zweier Weltsysteme, umringt finden. Der rechte Blick in diese „Nachtseite der Natur“ kann uns, wie gesagt, nur im Besitze neuer und vervollkommneter sinnlicher Vermögen zu Theile werden, und das schöne Licht der Mathematik ist allein doch nicht gewaltig genug, um sie völlig zu durchdringen. Zu dieser ganzen Kette von Betrachtungen und zu diesem Schlußresultate bin ich durch das zu Anfang dieser Skizze erzählte Abentheuer im Walde geleitet worden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Sachsen, April.

Goethes Tod, ein Abschnitt in der Geschichte des deutschen Volks.

Goethes Ableben ist ein Ereigniß, das in der ganzen Haltung und Entwickelung der deutschen Nation sich mehr und mehr als epochemachend darthun wird. So lange er lebte, hatte alles Tüchtige und Edle in ihm den sichtbaren Mittelpunkt, von dem ununterbrochen Geist und Wärme ausströmte. Freilich wollten die kleinen und ärmlichen Seelen, welche der Neid und Dünkel beherrscht, schon lange mit suffisantem Lächeln zu verstehen geben, der große Mann habe sich überlebt, sein Alter zeige die Schwächen des Alters, und was von ihm ausgehe, sey schon längst seinen frühern Erzeugnissen ungleich oder gar ihrer unwerth; aber sie wagten dieses unwahre, lügenhafte Gewäsch nicht laut und öffentlich anzubringen, und zitterten vor dem Augenwinke des Helden, den sie für geschwächt ausgeben wollten. Jezt aber glauben Neid und Mittelmäßigkeit gutes Spiel zu haben, und kommen aus ihren Löchern schon dreister hervor, der Jakobinerpöbel und der Aristokratenpöbel, denn beide schlechte Haufen hatte er von jeher gegen sich, die Frechen und die Heuchler, die rohen Plumpen und die zierlichen Schönthuer. Aber sie sollen nur kommen, die herzlosen, feigen, stumpfsinnigen Anarchisten! Alles, was Deutschland Tüchtiges, Würdiges und Edles hat, wird vor wie nach um seinen Namen vereinigt bleiben, wird die von ihm gegründete Bildung fortsetzen, die entgegengesezten Bestrebungen aber zum Heil des Vaterlandes niederhalten. Der Kampf, der in dieser Hinsicht entstehen kann, läßt keine Möglichkeit eines zweifelhaften Ausgangs; aber ein Kampf ist möglich, und das ist der Unterschied der Zeit nach Goethes Tode von der Zeit während seines Lebens. Auch wird die Einheit und der nähere Zusammenhang in diesem Kampfe bisweilen vermißt werden, er wird einzeln gegen Einzelne, vielleicht nach vielen Seiten zu führen seyn, aber darum nicht weniger siegreich ausfallen. Wir werden es uns zur Pflicht machen, auf diese Bewegungen aufmerksam zu seyn, und die Wandlungen, die sich in der literarischen Sinnesart und den Urtheilen der Nation ergeben, von Zeit zu Zeit darzulegen. Nichts Größeres und Schöneres hätte uns zum Anfange unserer Einregistrirung dargeboten werden können, als das edle, mächtige Wort Schellings, der, selbst einer unserer Größten, dem heimgegangenen Großen ein würdiges und unzerstörbares Denkmal gesezt hat. Jezt wäre es auch wohl der wahre Zeitpunkt, die Testimonia auctorum vollständig zu sammeln und abzuschließen, welche über den Dichter von seinem frühesten Auftreten bis zu seinem Ableben bei uns und im Auslande so vielfältig erschienen sind, und unter welchen die gediegensten und gehaltvollsten Blätter, die reichsten Kommentare zu seinen Werken und zu seinem Leben, in jedem Fall aber die Zeugnisse einer langen Stufenfolge literarischer Bildung sich entfalten.

Varnhagen und Alfred Nicolovius hatten solche Sammlungen unternommen, und besonders die leztere hätte wohl verdient, fortgesezt und vollendet zu werden, wozu freilich ein Umfang von vier Bändchen nicht zu groß dünken dürfte. In Bezug auf diese Sammlungen sey es uns hier erlaubt, dem Worte Schellings das Wort eines andern Edlen zuzugesellen, der schon vor mehreren Jahren sich gleicherweise würdig und anerkennend bei solcher Gelegenheit also vernehmen ließ: „Nichts konnte für den Heros unserer Literatur, aber zugleich für das deutsche Volk ehrenvoller seyn, als diese Sammlung gehaltvoller Urtheile, die da beweist, daß von seinem ersten Erscheinen bis zum späten, schönen Abende seines genialischen Lebens der große Dichter sich immer gleich und die Nation seiner würdig immer geblieben ist. Es ist herzerhebend, zu sehen, daß es eine Vortrefflichkeit gibt, die über den Neid, so wie über einen jeden Wechsel der Zeit den Sieg davon trägt, daß das Allgemeingültige auch manchmal das Allgemeingeltende ist, und daß der Mann, der die Vielseitigkeit, die Tiefe und die Höhe des deutschen Genius am herrlichsten repräsentirt, auch von der ganzen Nation als ihre immer sich verjüngende Ehre und ihre unsterbliche Zierde anerkannt und gepriesen werde.“ Und so, wie dieses schöne Wort Ancillons, dessen Mittheilung uns glücklich vergönnt ist, vorlängst schon es ausgesprochen, soll es auch fortan bleiben und sich bewähren, zur Freude aller Braven, zum Verdruß und zur Schmach aller bornirten und eitlen Schwächlinge.

Auflösung der Charade in Nr. 102:

Radschuh.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 44 u. Monatsreg. April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 27.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 3. April 1832.

Des Erzbischoff Cranmers Catechismus, mit einigen Holzschnitten des Holbein.

Von diesem höchst seltenen und kaum irgend in einer Bibliothek vorkommenden Produkt der englischen Typographie des 16. Jahrhunderts, das zugleich den Kunstkennern, besonders durch einige darinnen vorkommende Holzschnitte Holbeins merkwürdig ist, und wovon Fiorillo (in der Geschichte der Malerei in Deutschland II., 388), Hegener (in dem Leben Holbein's S. 345) von Rumohr (im Kunstilbatt 1825 Nro. 32, Seite 126.), Dibdin, (in dem schönen Werk: Typographical antiquities IV. 231), Walpole und Douce (ein englischer Antiquar) sprechen, erschien durch Edward Burton, zu Oxford 1829, ein mit Sorgfalt und Aufwand ausgeschmückter Nachdruck, oder zum Theil Fac simile unter dem Titel: A short instruction into Chirstian Religion being a Catechism set forth by Archbishop Cranmer in MDXLVIII, together with the same in latin, translated from the German by Justus Jonas, in MDXXXIX. Oxford at the University-press 1829. gr. med. Form.

Das Werk, welches in zwei Abtheilungen besteht, enthält XXVIII Seiten Vorrede, dann folgt der eigentliche Cranmer'sche Catechismus in 214 Seiten nebst Index, und dann in 182 Seiten die Jonas'sche Uebersetzung: Catechismus pro pueris et juventute in ecclesia....... per Justum Jonam addita epistola de laude decalogie.

Die erste Abtheilung des Buchs, nämlich der Cranmer'sche Catechismus, von welchem wir hauptsächlich wegen der Holbein'schen Holzschnitte sprechen, enthält als fac simile des in Holz geschnittenen Titels und die Zueignung an Eduard VI. Die innere Arbeit 4 Z. 6 L. hoch und 3 Z. breit. Beide Seiten der Titeltafel sind mit-stehenden Figuren in Nischen, die Gerechtigkeit und die Klugheit vorstellend, geziert, oben ist eine sitzende Victorie, mit Blumenwerk umgeben und unten im Piedestal das englische Wappen. Der Titel ist: „CHATECHISMVS That is to say a short Instruction into Christian Religion or the syngular commoditie and profyte of childre and young people. Set forth by the mooste reverende father in god Thomas Archbyshop of Canterbury Primate of all England and Metropolitane. Gualterus Lynne excutebat 1548"

Auf der Rückseite dieses Titels ist König Eduard IV., sitzend auf einem reich gezierten Thron, abgebildet, zu seiner Seite knieen rechts vier Herzoge und Pairs, links drei Bischöffe und Diaconen, einer der Bischöffe überreicht dem König die Bibel. Unten in der Mitte des Blattes das englische Wappen; oben über dem Blatt Text aus den Sprichwörtern Salom.: Cap. II. 2. The kynge ought..... sole. Unten aus Josua 1, 8. Deut. XVII. 19. Let not the booke of this law depart out of your moathes ect. Diese beide Holzschnitte der Vorder- und Rückseite sind keinesweges von Holbein, noch weniger nach seiner Zeichnung; sie sind breit und schwerfällig gearbeitet, und die Zeichnung kündiget einen uns fremdartigen Charakter an, der der altenglischen Schule angehören dürfte. *)

Derselbe Fall ist es auch mit den übrigen 29 Holzschnitten der folgenden Abschnitte, wovon nur drei im ganzen Buch von Holbein gezeichnet, und wenn er wirklich in Holzschnitt arbeitete, von ihm gefertigt seyn können; diese drei Blätter, welche für den Forscher deutscher Kunst ein Interesse haben, befinden sich unter den weitern Abschnitten des Buchs, nämlich unter den sieben Bitten. Die übrigen im Original-Buch wie in der Copie vorkommenden Holzschnitte, die wir nur oberflächlich beschreiben wollen, tragen, was die Zeichnung betrifft, den Charakter französischer Meister, **) und es ist unverzeihlich, wenn frühere

*) Wir beurtheilen nämlich diesen Catechismus immer nach der dem Original ganz gleichen Copie.

**) Besonders der vom Primaticcio gebildeten Schule von Fontainebleau, wo ein Uebergang des italienischen zu dem französischen Styl Statt fand.

Kunstschriftsteller diese Blätter alle ohne Ausnahme dem Holbein zugeeignet haben. Hinsichtlich des Holzschnittes sehen die übrigen Blätter des Catechismus den Arbeiten des Petit Bernard sehr ähnlich, auch sind mehrere mit einer gewissen Zartheit geschnitten, die in verschiedenen Blättern dieses Meisters zu loben ist.

Die zehn Gebote enthalten mit der Einleitung 12 Blätter Holzschnitte, wovon die zwei ersten, 2 Z. 1 L. hoch, 1 Z. 3 L. breit und die andern 2 Z. 2 L. breit und 1 Z. 7 L. hoch. Die beiden ersten sind: Christus, die Kinder segnend, und Moses, wie er die Gesetzestafeln empfängt. Unter den 10 Geboten ist besonders gut: das 3te, 6te, wo die Architektur nett gearbeitet, das 9te, wo die Landschaft ausgezeichnet ist.

Zu den drei Glaubensartikeln ist das Blatt mit der Kreuzigung besonders wegen der Luftperspektive ausgezeichnet.*)

Von dem Vaterunser oder den sieben Bitten (mit 9 Holzschnitten) sind nur die drei darin enthaltenen Holbein'schen Blätter die, welche einer genauen Beschreibung bedürfen: Seite 132, in der ersten Bitte, das Gebet des Zöllners und des Pharisäers. Im Innern des Tempels kniet zur Linken in einer Capelle der Pharisäer, rechts beim Eingang, der sich an die Brust schlagende Zöllner, hinter welchem Christus mit zweien seiner Begleiter erscheint. Zu den Füßen des Pharisäers**) ein kleines Buch, (mehr einem Kästchen ähnlich) wo undeutlich das Monogr.: H H befindlich ist.***)

Das zweite Holbein'sche Blatt ist Seite 161, in der fünften Bitte, Matth. XVIII. Der reiche Mann sitzt zur Linken in einem Zimmer auf einer Erhöhung, von seinen Schätzen umgeben; vor ihm der knieende Schuldner. Außerhalb des Gebäudes die Scene mit dem entlassenen Schuldner, weiter zurück der, welcher in den Thurm geführt wird. (Nach der Vorrede in Burtons nachgedrucktem Catechismus, befindet sich im Original-Blättchen auf dem Fußgestell das Monogramm Holbeins, was aber der Copist hier nachzuschneiden vergaß.)

Das dritte Blatt ist in der siebenten Bitte: Erlöse uns u. s. w. Christus zur Linken des Blatten, bei einem Tisch, erhebt die Hand, um durch seine Kraft einen durch ihn hingeworfenen Besessenen zu heilen. Holbein zeichnete in der zur Rechten stehenden Gruppe nächst einem Bischoff auch noch einige andere Ordensgeistliche. Der Charakter der Zeichnung in diesen kleinen Figuren ist ausgezeichnet, und dieses sowie das erste Blättchen in der Arbeit des Holzschnitts vorzüglich kräftig zu nennen, indem es zugleich, zwar immer entfernt, einige Aehnlichkeit mit den Icones veteris testamenti hat. Endlich hat das Original noch die Merkwürdigkeit, daß des Künstlers Name HANS HOLBEIN, unten auf dem Fußboden sich befindet. Die noch in dem Buch vorkommenden 3 Holzschnitte, als die Taufe, das Sacrament, der Schlüssel und das Abendmahl gehören jenen früher berührten anonymen Meistern zu.

Der Schluß des Original-Buchs lautet: **Enprynted at London in S. James strete by Nicolas Wyll for Gwalter Lynne dwelling on Somers kaye by Byllyngs gate.**

Die zu dem angehängten Catechismus des Justus Jonas gehörigen Holzschnitte sind zu gering um ihrer zu erwähnen.

Indem wir wieder auf die drei Hauptblätter des Cranmer'schen Catechismus zurückkommen, bemerken wir noch, daß Dibdin unmöglich etwas Genaues an dem Charakter der Zeichnung in Holbeins Blättern untersucht haben kann, da er sagt: „von jedem Abschnitt steht ein hübscher Holzschnitt von Holbein."

Fiorillo sagt: „die Holzschnitte sind zart und einfach, und man entdeckt gleich die geübte Hand des Meisters; an zwei Orten kommen die Buchstaben I. H. vor." Dieses Urtheil klingt am richtigsten, scheint aber vielleicht auch anzudeuten, daß er mehrere der andern Blätter für Holbein's Arbeit gehalten, übrigens ist das Monogramm nicht I. H. sondern H. H.

Douce giebt noch das richtigste Urtheil, wenn es, wie wir vermuthen, sich blos auf die wirklichen drei Blätter erstreckt, indem er zwar die Erfindung rühmt, jedoch die Ausführung weit unter dem Todtentanz findet.

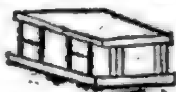
Wir können nach allen Vergleichungen und Untersuchungen, die wir hinsichtlich dieser Blätter des Cranmer'schen Catechismus gegen die andern Holzschnittwerke des Holbein's gepflogen haben, kein anderes Urtheil fällen, als daß erstlich nur die drei genannten Blätter, Holbein's Erfindung zugehören, daß jedoch der Holzschnitt selbst in seiner Behandlung nicht

---

*) Das im Winklerischen Catalog angegebene Blatt, wovon Herr v. Rumohr im Kunstbl. 1823 Nr. 33 spricht, dürfte wohl keineswegs mit dem des Catechismus verwechselt werden, da es ein Kupferstich und auch in der Form viel größer ist, übrigens Holbein nicht zugehören dürfte.

**) Holbein zeichnete den Pharisäer als einen Dominikanermönch.

***) Das Monogramm erscheint in so fern undeutlich, indem zwei auf dem Aufschnitt des Buch's heruntergehende Striche, die wahrscheinlich die Kettlein bilden sollten, durch zwei Querstriche durchzogen sind, ohngefähr so:



mit den zart und dabei geistreich gearbeiteten Blättern des Todtentanzes oder im Allgemeinen mit den biblischen Figuren, dann nicht mit dem Bildniß des Erasmus, und auch nicht mit den beiden schönen Dolchscheiden, oder den Titel des Lexicon graecum, noch weniger aber mit den kostbaren Initialen im Einklang stehet, sondern sich blos der Geist der Zeichnung in den kräftigen Umrissen ohne große Schattenmassen ausspricht.

Hat Holbein wirklich in der Holzschneidekunst gearbeitet, so würden wir diese im Cranmer'schen Catechismus befindlichen drei Blätter unbedingt als von ihm geschnitten, ihm zueignen. Ebenso dürfte als seine (wie auch Hr. v. Rumohr sagt) frühere Arbeit erscheinen: der Titel zu des Erasmi paraphr: in epist. Pauli, wo ein mit Fruchtgehängen und Genien gezierter Bogen oben die Worte: HANS HOLB. enthält, und in der Mitte der Raum zu dem Titel übrig gelassen ist. Dieses Blatt hat, wenn auch der Holzschnitt rauh ist, manches in der Behandlung einer geistreichen Federzeichnung Aehnliche.

Man benützte diese Titeleinfassungen oft zu verschiedenen Büchern: wir besitzen z. B. leztgenanntes Blatt mit der Inschrift: Erasmi Roterod. Apologie etc. einem Werkchen, wo Seite 5 eine in Holz geschnittene reich verzierte Einfassung, oben mit des Formschneiders Zeichen I. F. versehen, ist, und der große Buchstabe O, des Textes, drei kämpfende Knaben enthält. Wenn nun dieses Titel-Blatt und jene drei im Catechismus, obgleich zu verschiedenen Perioden gearbeitet*), dennoch einen gleichen Charakter besitzen; auch die Monogramme, oder vielmehr die fast ausgeschriebene Namen sich gleichen, so dürfte noch eine Sicherheit der nämlichen eigenthümlichen Originalität statt finden.

Der Todtentanz (wenigstens die Mehrzahl der Blätter), die biblischen Darstellungen, das Bild des Erasmus, die Dolchscheiden, der Titel zu einem Werk Lexicum graecum, der wo in den Umgebungen eine Cebetische Tafel oder der Weg des menschlichen Lebens dargestellt ist, und sich links das Monogramm



befindet, (wahrscheinlich wurde auch diese Titeleinfassung zu andern Werken benuzt), auch der schöne Titel zu der, von Adam Petri in Basel 1522 herausgegebenen deutschen Uebersetzung des neuen Testaments, die Figuren der beiden Apostel Petrus und Paulus, und die vier Symbole der Evangelisten enthaltend, tragen in ihrer hohen technischen Vollendung fast einerlei Gepräge und wenigstens eine ganz sich gleichende Vollendung, besonders hinsichtlich des Runden in sich, welches alles zusammen genommen, mehr sich den so ganz vortrefflich gearbeiteten kleinen Initialen**) mit dem Todten- und Bauerntanz, von welchen wir im Kunstblatt 1825 sprachen, und besonders dem in Dresden befindlichen Abdruck mit Hans Lüzelburgers, genannt Franck, Formschneider, untengedrucktem Namen, anreiht.

Stellen wir dieses alles zusammen, was hatte der große reich begabte Künstler, welcher die Compositionen und Zeichnungen dieser genannten Gegenstände entwarf, und nächst ihnen andere Zeichnungen, so wie die große Zahl seiner Bildnisse und historischen Gemälde fertigte, für einen Zeitaufwand, und welchen Zeitraum zu Vollendung der Holzschnitte und besonders zu den kleinen, so fein gearbeiteten, nöthig?

Ohne unsere Ansicht geltend machen, und den Meinungen achtbarer Gelehrten und Kunstkenner geradezu widersprechen zu wollen, glauben wir doch unsere Ansicht durch eine genaue Vergleichung der meisten Blätter des Todtentanzes, des Erasmus, der Dolchscheiden, der Bibel, mit den Initialen unterstützen zu können. In allen diesen Blättern erweist sich eine gleichförmige Aehnlichkeit, und eine leere oder erdachte Person war wohl jener Lüzelburger oder Hans Franck nicht.

Indem wir des großen Holbein beim Cranmer'schen Catechismus gedachten, fügen wir noch hinzu, daß im vorigen Jahr in London ein schönes Facsimile von den Icones veteris testamenti erschien, unter dem Titel: Illustrations of the old Testament engraved on Wood from drawings by Hans Holbein. London 1830. William Pickering. Die 90 schönen und sehr treuen Holzschnitte sind von den Geschwistern John und Mary Byfield. Voraus geht dem Büchlein eine interessante Vorrede, und eine Beschreibung von sechs verschiedenen Originalausgaben der Icones, nämlich von 1538, 1539, 1543, 1547, 1549, leztere in spanischer und englischer Sprache.

Der biblische Text im Facsimile ist in lateinischer, französischer, englischer und spanischer Sprache; das Ganze sehr schön und mit der den englischen literärischen und Kunsterzeugnissen eigenen Zierlichkeit ausgeschmückt, wodurch den Freunden von Holbeins Werken ein Ersatz für die so seltenen Originalen zu Theil wird.

Frenzel.

*) Leztere wären, da Holbein 1554 starb, und der Catechismus 1548 erschien, aus seiner leztern Kunstperiode.

**) Viele Kenner und Forscher über Holbein, z. B. v. Rumohr und Hegner eignen diese Initialen auch dem Holbein zu.

Florenz.

Herr Micali, als Verfasser der Italia avanti il dominio dei Romani rühmlich bekannt, steht im Begriff, dem Publikum ein Werk verwandten, aber durchaus verschiedenen Inhalts vorzulegen, das unter dem Titel Storia degli antichi popoli Italiani im kommenden August bei Luigi di Gius. Molini auf feinem Velinpapier und mit neuen französischen Lettern gedruckt, ausgegeben werden wird.

Der Verfasser hat die Absicht, einen bis jetzt weniger bearbeiteten Abschnitt der Culturgeschichte im Allgemeinen sowohl, als im Besonderen der Kunstgeschichte, durch dieses Werk auszufüllen. Er hat zu diesem Zweck mit Eifer und Sorgfalt, so wie mit nicht minder lobenswürdiger Ausdauer, alles was für dasselbe von Wichtigkeit war, gesammelt.

Ein Atlas in Folio, bestehend aus einer Charte von dem alten Italien nach d'Anville und hundert und zwanzig Kupferstichen, liefert gegen sechs hundert antike Denkmäler Italiens, welche theils bis dahin noch gar nicht edirt gewesen, theils mit Treue und Sorgfalt von Neuem nach den Originalien gezeichnet worden sind; und es finden sich darin nicht blos Abbildungen, die in Bezug auf Glauben und Sitten merkwürdig sind, sondern auch viele kostbare Stücke in Hinsicht auf Figurenbildnerei und Zeichnung.

Das ganze Werk wird drei Bände Text in groß Octav ausmachen, und der Atlas in Folio enthält hundert und zwanzig Tafeln von den geschicktesten Künstlern gezeichnet und gestochen; theils in bloßen Umrissen, theils schattirt, theils nach den Originalen bunt colorirt; die Karte von Italien ist von Tardieu gestochen.

Der Preis für das Ganze, Text und Atlas mit eingerechnet, ist 150 Franken = 178. 10 toscan. Liren.

Wer bessere und alle andere an Sorgfalt hinter sich lassende Abdrücke zu haben wünscht, beliebe sich direkt an Herrn Luigi di Gius. Molini zu wenden, oder an andere, welche die bereits erschienene Anzeige austheilen.

Inhalts-Anzeige des Atlas.

6 Blätter Pläne der alten Städte von Volterra, Populonia, Fiesole, Roselle, Cossa und Cortona.

7 Bl. Mauern und Gebäude von Volterra, Fiesole, Populonia, Rosselle, Cossa, Todi und Segni.

13 Bl. Vasen und andere etruskische Denkmäler in schwarzer Erde in der älteren Weise.

22 Bl. Statuen, größere und kleinere, Figürchen, Basreliefs, Pateren, Geräthe, Waffen, musikalische Instrumente und andere Bronze-Denkmäler.

11 Bl. Sculpturen in Stein und gebrannter Erde, im alten etruskischen und volskischen Styl.

10 Bl. Ansichten, Prospecte, Pläne und Gemälde im Innern der Gräber, welche zu Tarquinio, Vulci, Toscanella und Chiusi aufgedeckt worden sind. Die colorirten Blätter genau nach den Originalen.

30 Bl. über hundert gemalte Vasen, größtentheils aus den neuesten Nachgrabungen in dem Gebiet von Montalto und Canino, oder auch in der Necropolis des alten Vulci genommen. Ein Theil derselben erscheint in derselben Größe wie die Originale, nach denen sie colorirt sind.

10 Bl. Sculpturen von Todtenkisten mit historischen Vorstellungen.

5 Bl. Arbeiten in Silber und Gold von etruskischer Toreutik und andere sehr feine Goldschmiedarbeiten.

8 Bl. Münzen, Gemmen, Scarabäen, Arbeiten von Bernstein und Elfenbein, landwirthschaftliche Geräthe, etruskische, oskische ꝛc. Inschriften.

Bemerkungen über Kunst.

In jedem Gemälde soll neben der Natur auch eine Poesie seyn. Diese kann nun aber in Dem oder Jenem, wohl aber auch in Mehrerem zugleich herrschen. Es giebt eine Poesie des Gedankens, der Idee, der Composition, der Gruppirung, der Massenaustheilung und Abwägung, des Ausdrucks, der Charaktere, der Beleuchtung, des Helldunkels, des Colorits, des Tones im Ganzen. Schon wegen einer dieser poetischen Seiten, kann uns ein Bild lieb werden; von keinem soll man alle fordern, und es gab niemals einen Meister, der in sämmtlichen Virtuos war.

*

Ein geheimer Unmuth geht mit den Bessern, wenn sie sehen, daß eine gewisse Meisterschaft im Mittelmäßigen, ein Liebäugeln mit dem Zeitgeschmack, ein Wohldienen bei den Vornehmen und Reichen, den größten Namen macht; ein leichtes Erzeugen, eine erwerbsüchtige Fruchtbarkeit, das meiste Gold gewinnt, daß das Beste von den Wenigsten gewürdigt wird, und das Publikum, während es Modegötzen fröhnt, an seinen bewährten, gediegenen Meistern irre wird, als wäre nicht ein genialer Federzug und Pinselstrich mehr werth, als alle oberflächliche Schmierereien.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 28.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 5. April 1832.

Sir Thomas Lawrence*)

Von Adrian.

Sir Thomas Lawrence wurde zu Bristol am 13. April 1769 geboren. Sein Vater, Thomas, war anfänglich Steuereinnehmer, übernahm aber bald nach der Geburt seines zweiten Sohnes, Thomas, die Wirthschaft zum weißen Löwen zu Bristol, und da er hier kein Glück hatte, im Jahre 1772, die zum schwarzen Bären zu Devizes. Er war ein schöner Mann, von gefälligen Sitten, machte Ansprüche auf literarische Bildung und trug gern Verse aus Shakspeare und Milton vor. Nach nicht ganz zuverläßigen Nachrichten war er eine Zeitlang Mitglied einer Schauspielergesellschaft. Seine Mutter, die Tochter eines Geistlichen, war eine milde, anspruchslose Frau, eine liebevolle Gattin und treffliche Mutter, obgleich für die Lage nicht geboren und erzogen, in welche die verunglückten Pläne ihres Mannes sie gebracht hatten, lebte sie ihren Pflichten auf das Gewissenhafteste, behielt die edlen, feinen Sitten einer Frau von Stand, und hatte in dieser Hinsicht den glücklichsten Einfluß auf unsern Künstler.

Schon früh zeigte Thomas seltene Anlagen. Lord Kenyon, später Lord Oberrichter und seine Gemahlin, übernachteten auf einer Reise nach Bath in dem schwarzen Bären; der Gastwirth kam in ihr Zimmer und begann die Talente seines Sohnes herauszustreichen, „der, obgleich erst fünf Jahre alt, ihnen Gedichte oder Reden vortragen, oder ihr Bild zeichnen könne, was Ihnen beliebte." Mrs. Kenyon war anfangs ärgerlich über diese Zudringlichkeit; aber alsbald sprang, auf einem Stocke reitend, das lieblichste Kind, das sie je gesehen, in die Stube. Das schöne Gesicht war von dem Spiele hoch gefärbt, und weder sie noch ihr Gatte fühlten sich geneigt, die wilden Sprünge des Knaben zu unterbrechen. Sobald der Knabe bewogen werden konnte, still zu stehen, nahm Mrs. Kenyon ihn in die Arme und fragte ihn, ob er das Bild des Herrn dort (auf ihren Gatten deutend) zeichnen könne. Das Kind blickte Hrn. Kenyon mit ungeduldigem Ernste an und rief: „ja, das kann ich, und auch sehr ähnlich." Während man nach den nöthigen Materialien schickte, ritt der Knabe wieder in dem Zimmer auf und nieder; als aber alles bereit war, stieg er von seinem Pferd ab, ließ sich auf den Tisch heben und in einen Armstuhl setzen, von welcher Höhe er Hrn. Kenyon's Bild eben so schnell als treu vollendete. Als er fertig war, wollte er durchaus in's Freie; aber Hr. Kenyon fragte, indem er ihn liebkoste, ob er das Bild der Dame nicht auch zeichnen könne. „Ich kann es wohl," sagte der Knabe, „wenn sie mir nur ihre Seite zuwenden will, denn ihr Gesicht ist nicht gerade." Die Gesellschaft brach in ein lautes Lachen aus, denn die Nase der Dame war wirklich leicht gekrümmt. Der Knabe nahm das Profil. Zwanzig Jahre nachher sah ein Freund der Lady Kenyon das Portrait und erkannte die Züge der Dame vollkommen; die Zeichnung hatte fünf Zoll Höhe zu gleicher Breite; sie war zart gehalten, und zeigte die Schwäche und Unbestimmtheit der Hand eines Kindes, aber die Hauptlinien des Umrisses waren sicher und ausdrucksvoll.

Mit dem sechsten Jahre wurde Lawrence einem gewissen Jones zu Fort, bei Bristol, zum Unterricht übergeben; er verließ, kaum acht Jahre alt, diese Schule wieder und erhielt fortan, mit Ausnahme der Anweisungen, die ihm sein Vater im Lesen und Declamiren gab, und weniger Lectionen im Lateinischen und Französischen, die er einem Geistlichen Namens Jervis, verdankte, keinen Unterricht mehr. — Acht Jahre alt, sah er in Corsham House, dem Sitz der Familie Methuen, das erste Gemälde, die rohen Arbeiten dieser Art in den Wirthshäusern und die Pächter-Portraits über den Kaminen ausgenommen. Die Gesellschaft ließ sich durch die Gemächer führen und vergaß des Knaben gänzlich; als man ihn suchte, fand man ihn vor einem Gemälde von Rubens wie festgewurzelt. „Ach, ich werde nie im Stande seyn, etwas Aehnliches zu machen!" sagte er, als man ihn aus dem Gemache brachte.

In seinem zehnten Jahre begann er, ohne eine bekannte Anregung von außen, Gegenstände aus der hei-

*) Vergl. den Nekrolog im Kunstbl. 1830. Nro. 20.

ligen Schrift zu behandeln. Er malte Christus, wie er Petrus tadelt, ihn vor Pilatus verläugnet zu haben, und Ruben, wie er den Vater bat, Benjamin mit den Brüdern nach Aegypten ziehen zu lassen.

Durch diese Versuche ermuthigt, wählte er zum nächsten Gegenstand „Haman und Mardochai," und vollendete das Gemälde in kurzer Zeit. Der Name des jungen Künstlers verbreitete sich im Kreise der reichern Familien von Wiltshire und den benachbarten Grafschaften, und er durfte die Landsitze des Grafen von Pembroke und anderer Edelleute besuchen, welche im Besitze von Gemälde-Gallerien waren. Daines Barington sagt in seinen Miscellanies: „da ich so vieler Beispiele von früher Geistesreife gedacht habe, so darf ich auch einen Maler Lawrence nicht übergeben, den Sohn eines Gasthalters zu Devizes in Wiltshire. Dieser Knabe ist jezt (Febr. 1780) gegen zehn und ein halbes Jahr alt; aber schon in seinem neunten Jahre copirte er, ohne die geringste Anleitung von irgend Jemand, historische Gemälde in einem meisterhaften Style; auch war er ungemein glücklich in eigenen Compositionen, besonders in der Verläugnung Christi durch Petrus. Es mißglückt ihm selten, in sieben Minuten ein sehr ähnliches Portrait mit ziemlich viel Freiheit und Anmuth zu zeichnen. Auch liest er reimlose Verse vortrefflich und man überzeugt sich leicht, daß er anziehende Stellen aus Milton und Shakspeare versteht und fühlt." Um diese Zeit versuchte sich Lawrence auch in der Dichtkunst. Von 1780 — 1787 gab er viele Gedichte in das European und in das Ladies Magazine. Manche dieser Erzeugnisse tragen den Stempel eines ächt poetischen Gefühls, das natürlich dem Maler nicht fremd seyn kann.

Lawrence's Vater war in seinem Geschäft zu Devizes nicht glücklicher, als zu Bristol; er begab sich daher nach Bath. Der Sohn hatte hier eine Zeitlang Unterricht bei Hoare, einem trefflichen Stiftzeichner. Unter der Leitung dieses geistreichen Mannes fing Lawrence an, sich jene Anmuth, jene Zierlichkeit, jenen geistvollen Styl anzueignen, der ihn später in so hohem Grade auszeichnete. Anfangs führte er in der Weise seines Lehrers Portraits in Stiftzeichnung aus; einige weibliche Portraits sind noch vorhanden, und man bewundert die Zartheit der Behandlung und die elegante Ausführung, so wenig anmuthsvoll auch die damalige Mode der Schönen von Bath war; er erhielt für ein solches Portrait zehn und einen halben Schilling. Einer seiner frühesten Gönner war Sir Henry Harpur, der den jungen Künstler auf seine Kosten nach Italien reisen lassen und 1000 Pfund zu diesem Zwecke hergeben wollte; Lawrence's Vater, der natürlich sehr stolz auf seinen Sohn war, lehnte den Antrag ab, indem er sagte: „Thomasen's Genie bedarf einer solchen Unterstützung nicht." Der wahre Grund dieser Entscheidung soll jedoch der gewesen seyn, daß das Talent des jungen Thomas die Hauptstütze der ganzen Familie war.

Während seines Aufenthalts zu Bath erhielt er eine Ermunterung, deren er noch in seinem letzten Lebensjahre öffentlich mit warmer Dankbarkeit gedachte: 1782 hatte er eine Copie von Raphael's Verklärung in Stiftzeichnung vollendet, und gab dieselbe im folgenden Jahre in die Ausstellung der Gesellschaft der Künste zu Bath. Er erhielt die große Silberpalette und fünf Guineen, „als Beweis der Zufriedenheit der Gesellschaft mit seinen Fähigkeiten." Ein Geschenk von fünf Guineen war in jenen Perioden der Geschichte der Gesellschaft etwas sehr Ungewöhnliches und beweist, wie hoch man die Leistung des jungen Künstlers schätzte; der berühmte Kupferstecher Valentin Green war damals Präsident jener Gesellschaft. In dieser Zeit machte Lawrence, von seinem Vater begleitet, Ausflüge nach Oxford, Salisbury und Weymouth, wo seine Portraitzeichnungen vielen Beifall fanden, und er in der Regel vier Portraits täglich fertigte.

Im Winter 1785 wandelte den jungen Lawrence die Lust an, sich der Bühne zu widmen. Er machte den Schauspieler Bernard, der sich eines bedeutenden Beifalls zu Bath erfreute, mit seinem Plane bekannt und trug ihm einige Stellen aus der Rolle des Jaffier in Otway's „Venice preserved" vor. Bernard fand Lawrence's Talente für die Bühne, im Verhältniß zu seinen Anlagen als Maler nur unbedeutend. Er versprach ihm jedoch, mit dem Vorsteher des Theaters, Palmer, zu sprechen und bat ihn, am nächsten Tag zu einer bestimmten Stunde wieder zu kommen. Mittlerweile theilte er dem Vater die Absicht seines Sohes mit, und ward dringend ersucht, den jungen Menschen von seinem Vorhaben abzubringen. Bernard hieß daher den Vater mit einigen Freunden sich kurz vor der bestimmten Stunde bei ihm einfinden, und ließ sie in ein Nebenzimmer treten. Palmer und der junge Mann kamen zur festgesetzten Zeit. Palmer nahm seinen Platz ein, und man wählte die erste Scene aus Otway's Trauerspiel. Bernard übernahm die Rolle des Priuli, Lawrence die des Jaffier. Lawrence sprach gut, bis er zu den Versen kam:

I brought her — gave her to your despairing arms;
Indeed you thanked me; but —

Hier stotterte Jaffier und konnte nicht weiter. Er begann wieder, hielt inne, wiederholte und hustete, bis sein Vater, der ihm mit steigender Ungeduld zugehört hatte, seinen Aerger nicht mehr verbeißen konnte, sondern die Thüre aufriß, den Kopf in das Zimmer steckte und mit donnernder Stimme fortfuhr:

— a nobler gratitude
Rose in her soul; for from that hour she loved me;
Till for her life she paid me with herself —

„Du willst Jaffier spielen, Tom?“ fügte er hinzu: „Ich will ein Schurke seyn, wenn man dich einen Empörer morden läßt.“ Die ganze Gesellschaft kam nun in das Zimmer und machte Thomas Vorstellungen. Palmer nahm den jungen Mann bei der Hand und sagte ihm mit milden Ausdrücken, er besäße die Eigenschaften nicht, mit denen man Glück auf der Bühne mache. Bernard entwarf ein sehr düsteres Bild von dem Leben eines Schauspielers, während andere Freunde seine Aussichten als Maler in das beste Licht zu setzen suchten. Thomas überzeugte sich endlich; allein er bemerkte mit einem Seufzer: „wenn er die Bühne wählte, hätte er seine Familie bei weitem eher unterstützen können, als bei seinen jetzigen Beschäftigungen.“ Diese Worte wurden eben so einfach als innig vorgebracht und machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf alle Anwesende.

Mit seinem siebzehnten Jahre machte er seine ersten Versuche in Oelfarben. Der Gegenstand, den er zuerst behandelte, war Christus, das Kreuz tragend; das Gemälde hatte 8 F. Höhe. Als er diese Arbeit vollendet hatte, malte er sein eigenes Portrait in Oel. Er ahmte in diesem sichtbar den Styl Rembrandt's in dessen mittlern Jahren nach, wo er seine sorgfältige Ausführung vernachläßigte und sich der ganzen Fülle des Pinsels mit tiefen Kontrasten und raschen Uebergängen und einer großen Breite von Licht und Schatten bediente.

In den ersten Monaten des Jahres 1787 kam Lawrence nach London, um die öffentlichen Kunst-Anstalten zu benützen und die Laufbahn zu beginnen, auf der er so glänzend fortschritt. Sein Vater miethete alsbald nach ihrer Ankunft eine schöne Reihe von Zimmern auf Leicester Square. Sie hatten Sir Joshua Reynold's Haus vor sich; die reiche, die vornehme, die modische Welt der Hauptstadt besuchte täglich seine Ausstellung, seine Arbeitszimmer. Dieser Anblick muß für einen Jüngling von wahrem Genie und lobenswerthem Ehrgeiz sehr begeisternd gewesen seyn. Sir Joshua Reynolds war damals auf dem Gipfel seines Rufes und Glanzes; sein Urtheil eben so gewichtig, wie sein Einfluß als Präsident der Akademie groß war. Allein er war von milden Sitten und für Leute von entschiedenem Talent leicht zugänglich; auch hatte Hoare bei dieser Gelegenheit den Weg gebahnt.

Lawrence's Vater wandte sich an den Präsidenten; sogleich folgte eine Einladung und der junge Mann wurde in das Arbeitszimmer des berühmten Malers geführt. Sir Joshua war überrascht von der Schönheit, der hübschen Gestalt und dem anmuthigen Benehmen des Jünglings, und nahm ihn mit einer Aufmerksamkeit und einem Wohlwollen auf, das dessen Furcht verscheuchte. Der Präsident untersuchte eben die Probearbeit eines andern jungen Mannes, der offenbar in derselben Absicht, wie Thomas, hier war, und den Ausspruch des Orakels, das über seine Lebensbahn entscheiden sollte, zitternd erwartete; nach einigen Ausrufungen von schlimmer Vorbedeutung, manchem bestimmten Tadel und unbestimmten Lobe entließ ihn Sir Joshua mit der negativen Ermuthigung: „Nun, nun! fahrt fort! fahrt fort!“ Man kann sich die Lage des jungen Lawrence während dieser Scene leicht denken.

Sir Joshua untersuchte nun die Arbeit des Letztern. Sie setzte ihn offenbar in Erstaunen, und er erkannte ohne Zweifel den Stempel des Genie's, das Großes zu leisten versprach. Er widmete dem Gemälde eine lange sorgfältige Untersuchung, die nach dem Bedenken des jungen Mannes auf eine beunruhigende Weise mit dem hastigen Blick kontrastirte, mit dem er das seines Vorgängers abgefertigt hatte. Endlich redete er den Jüngling freundlich, aber ernst und nachdrucksvoll an: „bleibt, junger Mann, ich muß ein wenig mit Euch plaudern. Nun, ich glaube, Ihr haltet das für sehr schön und die Färbung für sehr natürlich, he? he?“ Jetzt fing er an, die Arbeit zu analysiren und auf eine Anzahl Fehler hinzuweisen, welche für die beunruhigte Einbildungskraft des jungen Mannes hinreichten, alle Hoffnungen, jemals ein großer Maler zu werden, zu vernichten. Dann änderte er plötzlich seinen Ton, ließ sich über die Verdienste heraus und schloß mit milder Stimme: „man sieht klar, Ihr habt alte Meister kopirt; aber ich rathe Euch, die Natur zu studiren; wendet Eure Talente der Natur zu und kopirt keine Gemälde.“ Er gab ihm die Hand und sagte ihm, er sey willkommen so oft er bei ihm anklopfe. Von dieser Stunde an bis zu seinem Tod, der vier Jahre später erfolgte, empfing und behandelte Sir Joshua den Jüngling mit stets gleichem Wohlwollen.

Lawrence wurde nun Zögling der königlichen Akademie, sein schönes Aeußere, seine feine Sitten, sein friedliches Benehmen zog seine Mitschüler an, und sein überlegenes Talent und rasches Fortschreiten wurde ohne Neid anerkannt. Er begann damit, kleine aber höchst sorgfältig ausgeführte Zeichnungen zu machen. Auf diese Weise zeichnete er den Apollo von allen Seiten. Mit seinem zwanzigsten Jahre erlaubte man ihm, nach lebenden Gegenständen zu zeichnen, eine Erlaubniß, welche damals nicht in der Ausdehnung wie jetzt gegeben ward.

1787 erschien er zum ersten Mal in der Ausstellung von Somerset House mit fünf weiblichen Portraits, einer Vestalin und einem wahnsinnigen Mädchen. Im nächsten Jahre gab er sechs, 1789 dreizehn, 1790 zwölf

Portraits in die Ausstellung; unter den letztern war das Portrait der Königin, der Prinzessin Amalie und der Schauspielerin Miß Farren. 1791 eröffnete sein „Homer, der den Griechen seine Gedichte vorliest“, den Katalog. Dieses Gemälde war für Payne Knight und ist jetzt im Besitz des Herrn Andrew Knight von Downton Castle. Man betrachtete es als eine ausserordentliche Leistung für einen so jungen Mann, und lobte eben so sehr die Eleganz als die reife Umsicht des Künstlers. Am 10. November 1791 wurde Lawrence in die Zahl der Associates der königlichen Akademie aufgenommen.

Obgleich er mit Aufträgen überhäuft ward, lebte er keineswegs im Ueberfluß. Die Bedürfnisse seiner Familie forderten stete Zuschüsse aus seiner Kasse; während seines ersten Aufenthalts in London verkaufte sein Vater seine schönen Stiftzeichnungen, welche mit der Leichtigkeit des Genie's und mit der Raschheit langer Uebung gefertigt wurden, oft zu dem geringen Preis einer halben Guinee. In der neuern Zeit kaufte Sir Thomas diese Zeichnungen, wo er sie auffand, um bedeutende Preise zurück. Er sprach mit Freuden oft von seinen bedrängten Umständen, in welche ihn die Armuth der Seinigen brachte, ohne sich deßhalb zu beklagen.

Nach Joshua Reynold's Tod, wählte ihn die Gesellschaft der Dilettanti zu ihrem Maler; auch erhielt er jenes Meisters Stelle bei Georg III. als dessen ersten Maler. In die Ausstellung von 1792 gab er das Portrait dieses Monarchen und das einer vornehmen Dame als Penserosa. Man kann unmöglich aller seiner Portraits gedenken; was man von Sir Joshua sagte, galt auch von Lawrence: er malte drei Generationen von Schönheiten.

Am 10. Februar 1794 wurde er zum königlichen Akademiker gewählt. Drei Jahre später vollendete er seinen Satan. Die Vorstudien zu diesem edlen Werke hatten ihn lange beschäftigt, besonders in den Nachtstunden, wenn er seinen übrigen Arbeiten Genüge gethan hatte. An dem Gemälde selbst arbeitete er nur sechs Wochen; er erklärte oft, diese Stunden seyen seine glücklichsten gewesen.

Unter den Freunden unseres Künstlers zu jener Zeit, muß Angerstein genannt werden, der in Lawrence's Kunsturtheil das größte Vertrauen sezte, und bei dem Ankauf seiner berühmten Gallerie, welche jezt eine Zierde der National-Gallerie ist, vorzüglich durch den Rath seines Freundes geleitet ward. Der Marquis von Londonderry (damals Lord Charles Stewart) gehörte gleichfalls zu den einflußreichen Gönnern des Künstlers. Während Lawrence die Prinzessin von Wales und die Prinzessin Charlotte malte, fügte es der Zufall, daß er eine Nacht in Montague House auf Blenkheath zubrachte; alsbald verbreitete sich das Gerücht, die königliche Hoheit habe den Maler zu gnädig behandelt. Lawrence that alles Mögliche, dieses Gerücht Lügen zu strafen. Die Sache hatte jedoch einen ungünstigen Eindruck auf den damaligen Prinz Regenten gemacht. Nach einem fröhlichen Mahle in Carlton House erinnerte der Prinz Lord Charles, daß er versprochen habe, ihm eine Gnade zu gewähren und forderte ihn auf, seinen Wunsch zu nennen. Lord Charles bat den Prinzen, sein Portrait für ihn fertigen zu lassen. „Gut, wer ist der Mahler?“ fragte der Prinz. „Lawrence ist der einzige Mann.“ Der Prinz schlug die Bitte kurz und unwillig ab. Bald darauf ließ sich des Prinzen Privat-Sekretair, Obrist M' Mahon heimlich von Lawrence malen. Der Prinz erfuhr indessen die Sache und sagte dem Obristen, er verzeihe ihm nur unter der einzigen Bedingung, daß ihm das Portrait gegeben werde. Das Gemälde war so trefflich, daß der Prinz seine große Zufriedenheit damit vielfach ausdrückte, und da Lawrence in derselben Zeit mehrere sehr gelungene Portraits von Gliedern des königlichen Hauses gefertigt hatte, faßte Lord Charles Muth, seine Bitte zu wiederholen. Der Prinz willigte jezt ein und entschloß sich sogar, dem Künstler in seiner Wohnung zu sitzen, nachdem er vorher, seinem Charakter gemäß, sich vergewissert hatte, daß Karl der Erste Vandyk in seiner Wohnung gesessen hatte. Schon bei der ersten Sitzung war der Prinz von Lawrence's Arbeit entzückt, und über die Eleganz und den Anstand des Künstlers erfreut, und beehrte ihn fortan mit seinem wärmsten Schutz. 1815 schlug er ihn zum Ritter.

1818 erhielt Sir Thomas von dem Prinz Regenten den ehrenvollen Auftrag, nach Aachen, wo der Congreß sich versammelte, und an die verschiedenen Höfe des Continents zu gehen und die Portraits der hohen Herrschaften zu malen. Nachdem er seinem Auftrage zu Aachen und zu Wien entsprochen hatte, ging er nach Italien und kam am 15. Mai 1819 zu Rom an, wo ihn der römische Hof, und die italienischen und fremden Künstler mit Ehren und Aufmerksamkeiten überhäuften. Lawrence's Briefe an seine Freunde beweisen, mit welcher Begeisterung er sich hier dem Studium der Meisterwerke des Alterthums hingab. Er fand während seines Aufenthalts an den Höfen des Festlandes überall eine ausgezeichnete Behandlung, und obgleich er außer dem Englischen keine Sprache geläufig redete, wußte er durch das Edle und Elegante seines Benehmens sich das allgemeine Wohlwollen zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 29.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 10. April 1832.

Sir Thomas Lawrence.

Von Adrian.

(Fortsetzung.)

Am 10. März 1820 starb West, bisher Präsident der Akademie; am folgenden Tag wurde Lawrence einstimmig an dessen Stelle gewählt. Einige Wochen später kam er nach einer Abwesenheit von achtzehn Monaten nach England zurück und brachte acht Portraits in Lebensgröße für Georg IV. mit. Um dem neuen Präsidenten seine Zufriedenheit und Achtung zu beweisen, übergab der König der Präsidentschaft der königlichen Akademie eine goldne Kette mit einer Medaille, auf welcher das Bildniß des Monarchen und die Umschrift sich befindet: „Von Sr. Majestät König Georg IV. dem Präsidenten der königlichen Akademie.“ Am nächsten Stiftungsfeste der Akademie trug Lawrence zum erstenmal dieses Ehrenzeichen. — Im Jahr 1825 ging er nach Paris, um das Portrait Carls X. und des Dauphins zu malen; er erhielt das Kreuz des Ordens der Ehrenlegion. Die Universität zu Oxfort kreirte ihn zum Doktor der Rechte, und mehrere auswärtige Akademien (Rom, Venedig, Florenz, Wien, Neu-York u. s. w.), wählten ihn zu ihrem Mitglied.

Sir Thomas trat zum letzten Male öffentlich am 10. Dez. 1829 in der Akadmie auf, um die Preise zu vertheilen. Am 3. Januar 1830 klagte er über Schmerzen im Hals und dem untern Theile des Gesichts. Von diesem Tage an schien sein Uebelbefinden sich zu steigern und in Zwischenräumen zu vermindern; der Arzt vermuthete eine Entzündung der Eingeweide. Am 5. Januar war er in dem Ausschuß des Athenäums sehr thätig und bereitete die Eröffnung des neuen Hauses vor, indem er sich besonders für die innere Verzierung und das Herbeischaffen von Kunstwerken zur Verschönerung der Säle interessirte. Er hatte es übernommen, für das Bibliothekszimmer das Portrait des Königs unentgeldlich zu malen; am folgenden Tag fühlte er sich so wohl, daß er eine Zeit lang an diesem Gemälde arbeitete. Es war die letzte Anstrengung seines Pinsels, und er bewahrheitete so seinen Wahlspruch: Loyal à la mort. Seine alte und verehrte Freundin Mrs. Ottley und ein Theil ihrer Familie brachten den Abend bei ihm zu und er schien sehr heiter. Als sie hinweg waren, fühlte er sich so übel, daß er seinen Freund, Dr. Holland, rufen ließ, welcher seine Lage so bedenklich fand, daß er die ganze Nacht an seinem Bette wachte. Am Donnerstag Abend war er so wohl, daß er den Besuch von zwei alten Freunden annahm und sich von ihnen einen Artikel über Flaxman von Thomas Campbell im New Monthly Magazine vorlesen ließ und sich mit ihnen über diesen von ihm geschätzten und geliebten Künstler lebhaft unterhielt. Später verließen die Freunde das Gemach, um sich für eine kurze Zeit in ein anstoßendes Zimmer zu begeben. Sie wurden alsbald durch den Bedienten erschreckt, der nach Hülfe rief. Als sie in das Gemach kamen, war Sir Thomas todt. Der Bediente erzählte, seines Herrn Arm habe, als er gerufen worden, geblutet (man hatte ihm am Sonntag zur Ader gelassen). Er lehnte sich in seinem Sessel zurück, schien sehr beengt und rief — „ich bin sehr übel — ich werde sterben müssen.“ Dieß waren seine letzten Worte. Die Leiche wurde geöffnet, und sein Tod einer starken Verknöcherung der Gefäße des Herzens zugeschrieben.

So endigte der ausgezeichnetste Portrait-Maler Englands. Das Charakteristische seines Styls ist die große Aehnlichkeit, welche mit einem ungemein zarten Sinn für Schönheit, Anmuth, Zierlichkeit und Würde verbunden ist. Seine weiblichen Portraits haben mehr Grazie und eine größere Mannichfaltigkeit der Stellung, als die von Vandyk, obgleich ihm Lawrence in der Farbengebung nachsteht. Nach der Ansicht der Maler hat er auch weniger Natur und kernichte Breite, als Joshua Reynolds. In seiner letzten Zeit zeigte er mehr Detail in seinen Portraits und scheint mit einem feinern Pinsel gemalt zu haben, als Sir Joshua, der in seinen Licht- und Schatten-Effekten Correggio zum Muster genommen haben mochte. Lawrence malte das Haar in schönen Mas-

sen und in einer ihm ganz eigenen Art, und seine Augen, deren Glanz er oft große Opfer brachte, waren ungemein schön. Fueßli, der keineswegs verschwenderisch mit seinem Lobe war, sagte, er male die Augen besser als Tizian. Wer Fueßli's Verehrung für Tizian kannte, wird gestehen, daß dieses Lob nicht wenig sagen wollte.

Wer Lawrence's Kreide-Skizzen gesehen hat, wird die Größe seines Styls im Zeichnen nicht in Abrede stellen. Sie sind eben so frei als kräftig angelegt; doch war seine Weise im Allgemeinen weniger großartig als zart, fest und den Ausdruck der Idee zu ausschließlich hervorhebend. Doch konnte er auch treu malen. Als er das Portrait des Herzogs von Reichstadt malte, gab er sich die größte Mühe, eine vollkommene Aehnlichkeit hervorzubringen, und sagte: Ich kann wohl behaupten, daß es ähnlich ist, denn ich zeichnete jede Linie, als hätte ich einen Eid abgelegt, das Bild ganz wahr zu machen.

Lawrence konnte sehr rasch arbeiten. Wenn er gedrängt ward, malte er oft einen Kopf in einem Tage. In der Regel aber ließ er sich für einen Kopf sieben bis acht Mal, für eine Hand zwei Mal sitzen. Gewöhnlich fertigte er erst eine vollendete Kreidezeichnung auf der Leinwand, wobei er sich mit seinem Vorwurf vollkommen vertraut machte. Oft übermalte er dieselbe, oft nahm er auch eine neue Leinwand. Bei dem Ausmalen wich er von der Weise der meisten Maler ab; denn er malte seine Portraits theilweise aus und verband die Theile dann mit der größten Leichtigkeit. Er vollendete oft den Kopf, ohne Hand an den Hintergrund zu legen, denn er berechnete die Wirkung genau, welche die Tiefe des letztern zum Leben der Fleischtöne haben würde. Wenn der Kopf fertig war, bedurfte es gewöhnlich einer oder zwei Sitzungen, um die Figur mit Kreide oder Kohle zu zeichnen. Einer seiner Zöglinge erhielt darauf das Gemälde und füllte Drapperie und Hintergrund aus. Lawrence besserte dann das Verfehlte und gab dem Ganzen mit wenigen Pinselstrichen den harmonischen Ton.

Selten geschah es, daß Lawrence die Kreidezeichnung eines Kopfes machte, einem seiner Zöglinge die Details beschrieb und ihm auftrug, die Zeichnung auf eine andere Leinwand zu übertragen und unmittelbar vor der zur nächsten Sitzung bestimmten Zeit in Farbe zu setzen. Lawrence vollendete dann, mit dem Original vor sich, den Kopf in einer oder zwei Stunden. Das Portrait des Herzogs von York, einer seiner schönsten Arbeiten, wurde in dieser Weise gefertigt.

In der letzten Zeit seiner künstlerischen Laufbahn, ließ sich Lawrence für ein Portrait je nach der Größe 300 — 700 Pfund Sterling bezahlen; die Hälfte mußte bei der ersten Sitzung erlegt werden. Bei seiner großen Einnahme, welche sich in seinen spätern Jahren auf 10,000 Pfund Sterling jährlich belief, war es auffallend, daß er zuweilen in großen Geldverlegenheiten war und verhältnißmäßig arm starb. Man wollte den Grund in seiner Leidenschaft für das Spiel suchen; dieß ist jedoch eine Verläumdung *). Er war allem Spielen abgeneigt, nur Billard spielte er gerne und mit großer Geschicklichkeit, jedoch nie um Geld; in den spätern Jahren seines Lebens hatte er auch dem Billard gänzlich entsagt. Wie wandte er aber sein Geld an? Seine große Liebe für die Kunst im Allgemeinen und namentlich für den Zweig der Kunst, welchem seine Zeit vorzugsweise geweiht war, kostete ihn unermeßliche Summen, mit denen er theils schöne Anlagen ermunterte, theils Werke der ersten Meister an sich kaufte, die nach und nach zu einer trefflichen Sammlung anwuchsen und welche, nun von der National-Gallerie angekauft, die größte Zierde derselben ausmachen.

*) Eine Stelle aus einem seiner Briefe an Miß Lee mag hier Platz finden. — Er sagte: „ich bin in dem Gebrauch des Geldes weder ausschweifend noch verschwenderisch gewesen. Weder Spiel, noch Pferde, noch Wagen, noch kostspielige Gesellschaften, noch geheime Quellen des Verderbens durch gemeine Ausschweifung, haben mich um mein Erworbenes gebracht. Ich bin in Allem, außer den Wirkungen gänzlicher Unbesorgtheit um Geld, noch ganz derselbe, der ich zu Bath war. Dasselbe Vergnügen an reinen und einfachen Freuden — dieselbe Verachtung gegen niedere Vergnügungen — dieselbe Bewunderung für alles Große und Schöne im Charakter — dieselbe Begeisterung für das Vortreffliche in Geisteswerken und das Edle in den Leidenschaften. Ich traf auf Zweideutigkeit, die ich nie übte — und die weder mein Vertrauen in die menschliche Natur noch meinen festen Glauben änderte, daß das Gute derselben das Böse unendlich überwiege. In Augenblicken der Erregung mag ich wohl anders gesprochen haben; allein es war ein Irrthum meines Herzens, und dieß ist das beste Buch, welches ich bieten könnte, ging es jetzt mit meinem Leben zu Ende.“

(Der Beschluß folgt.)

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München, in den beiden letztverflossenen Jahren.

Der Verein, welchen im Jahr 1824 die Herren Stieler, D. Quaglio, P. Heß und H. Gärtner zur Beförderung der Kunst und der Kunstliebe gegründet, hat nicht nur als Vorbild für viele ähnliche Vereine in Deutschland (neuerdings auch in Rom), seine glück-

liche Wirkung geäußert, sondern auch in seinem stets steigenden Wachsthum*) die Bürgschaft, in die Anforderungen und den Geist der Zeit richtig eingegriffen zu haben. Nur einem Vereine so vieler, für sich unzureichender Kräfte, wird es in der jetzigen Zeit der Zersplitterung möglich, die aller Orten erwachenden Kunstbestrebungen wirksam zu unterstützen.

Wenn in Düsseldorf, Frankfurt a. M., Dresden rc. die Absicht ausgesprochen und vielleicht verfolgt wird, vorzüglich die Kunst der Historienmalerei zu befördern, so ist's wohl nicht zu verwundern, daß hier, wo der König für seine großen Kunstunternehmungen die bedeutendsten Talente unter den Historienmalern fast ausschließlich in Anspruch nimmt, die Thätigkeit des Kunstvereins sich besonders auf die Genre- und Landschaftenmaler erstreckt, neben deren guten und besten Werken die meisten der, auf dem Kunstverein ausgestellten historischen Gemälde nicht wohl Stand hielten.

Die Wirksamkeit des Münchner Kunstvereines ist mehrfacher Art; nicht nur, daß er gleich andern eine Vereinigung von Aktionairs zum Ankauf von Gemälden ist, die unter jene verlooset werden; sondern die Verhältnisse in München, vornehmlich der Zusammenfluß von so vielen Künstlern, wie an keinem andern Ort in Deutschland, gestatten es, einen zweiten wichtigern Zweck mit der Anstalt zu verbinden, eine ununterbrochene Ausstellung neuer Kunstwerke, wodurch einerseits zwischen den Künstlern selbst der regste Wetteifer wie das Verbreiten erworbener Kunstfertigkeiten, anderseits zwischen Künstlern und dem Publikum eine fortwährende Gemeinschaft erhalten wird; indeß sonst und an andern Orten die Werkstatt selbst fast der einzige Ort ist, an dem der Künstler zwischen den durch Jahre lange Zwischenräume unterbrochenen größeren Ausstellungen seine Arbeit zeigen kann. Der Kunstverein in München hat zu seiner Disposition ein passendes Lokal, welches vorzugsweise für jene perennirenden Ausstellungen bestimmt ist. Alle Sonntage sieht man neue Gegenstände, die etwa acht bis vierzehn Tage bleiben und wie reich der Zufluß derselben sey, erhellt daraus, daß im Jahr 1830 allein 283 Oelgemälde, 3 Miniaturen, 4 Kupferstiche, 6 radirte Blätter, 19 Lithographien, 16 Skulpturen von, dem Verein angehörigen, und 15 Werke von eingeführten fremden Künstlern; im Jahr 1831 hingegen schon über 437 Oelgemälde, 5 Miniaturen, 21 Zeichnungen, 13 Kupferstiche, 25 Lithographieen, 29 Skulpturen und ein Glasgemälde von angehörigen und 35 Kunstwerke von fremden Künstlern aufgestellt gewesen.

*) 275 Mitglieder zählte der Verein im ersten Jahre und 416 fl. als die zum Ankauf von Kunstwerken verwendete Summe; im vierten Jahre konnten bei 638 Mitgliedern 5232 fl. 46 kr. und im leztverflossenen bei fast 1000 Mitgliedern 8342 fl. 53 kr. zum Ankauf verwendet werden.

Von diesen hat der Verein im Jahr 1830 51 Oelgemälde, 3 Handzeichnungen und 3 Skulpturen, im Jahr 1831 51 Oelgemälde, 1 Miniatur, 2 Handzeichnungen, 1 Lithographie, 1 Kupferstich und 2 Skulpturen zur Verloosung angekauft. Die Entscheidung über den Ankauf hat der Verein einem, vom Verwaltungsausschuß gesonderten, und jährlich zur Hälfte neu zu wählenden Schiedsgericht übertragen, und wenn man auch noch hin und wieder die vor Alters übliche Gewohnheit des Rücksichtnehmens bei einzelnen Acquisitionen spürt, so ist doch nicht zu verkennen, daß man nach und nach dahin gearbeitet und gekommen, den Werth künstlerischer Bestrebungen und Leistungen als die einzige günstige Richtschnur zu betrachten. So sah man unter den im Jahr 1830 angekauften Werken, vortreffliche Landschaften von C. Kaiser, Cogels, Fearnley, Ferd. v. Olivier, Genrebilder von W. Gail, Folz, Neher, Sonne und Kirner, die zu den bessern ihrer Gattung gehören und zwei historische Bilder, eine Findung Mosis von Binder, und David und Abigail von Schwind, die das Gepräge einer ernsten Kunstrichtung tragen; unter den im Jahr 1831 angekauften aber ungleich mehr ausgezeichnete Landschaften von Morgenstern, Ferd. v. Olivier, Ziegler, Kaufmann, Fearnley, neben ihnen auch recht erfreuliche von Häfelich, B. Stange, Zwengauer rc. rc. ferner den Berner Marktplatz von D. Quaglio, eine Gebirgsschützen-Scene von Folz, ein schönes Viehstück von Carl Heß, eine tüchtige Zeichnung, den Cheruskerbund gegen die Römer vorstellend, von W. Lindenschmitt u. s. w. Bei der Verloosung besteht das Verhältniß, daß immer auf 16 — 17 Mitglieder ein Gewinnst trifft.

Es würde zu weit führen, auch von den nicht angekauften Werken, die im Verlauf beider Jahre im Verein ausgestellt waren, zu sprechen; nur der schönen Oelskizzen des Professor Schnorr zu einigen seiner neuen Fresken in der neuen Residenz, der ausgezeichnet interessanten Darstellungen aus Griechenland durch den Oberst v. Heideck, der Interiors von A. v. Bayer, der schönen Landschaften von Frick und Rottmann, der Bildnisse von Stieler, Baumbach, Riedel, der Büste von Eberhardt Schöpf und Schaller und der Erzstatue von Horwald, möge Erwähnung geschehen.

Ausser diesen reichen Kunstgenüssen erhält jedes Mitglied alljährlich vom Verein ein lithographirtes Blatt nach irgend einem bedeutenden Werk eines neuern Meisters. Im vorigen Jahre hatte das Schiedsgericht da-

für eine Landschaft mit weidendem Vieh vom verstorbenen Wagenbaur gewählt, in diesem ein kleines Bildchen von Herr Heß, italienische Pilger vorstellend, die das Ziel ihrer Wanderung, Rom erblicken, und hatte die Ausführung des erstern dem Maler Steingrubel, die des letztern dem Lithographen Hanfstengel übertragen.

Kein Wunder, daß bei solcher Thätigkeit die Theilnahme am Verein stets im Wachsen ist, und daß er diese außerhalb München, nicht nur in Bayern, sondern auch jenseits in Berlin, Karlsruhe, Cassel, Frankfurt a. M. Hamburg, Leipzig, Paris, Petersburg, Wien, Prag, Stuttgart, Rom und Venedig 2c. 2c., seine Mitglieder zählt, für die, da sie eigentlich nur an den möglichen Gewinn eines Kunstwerks angewiesen sind, es kein unwichtiger Umstand ist, daß es dem Ausschuß möglich war, in jedem der beiden letzten Jahre den Voranschlag für den Ankauf von Gemälden um fast 1000 fl. zu übersteigen.

Der Verein besitzt ein bedeutendes Inventar (12,000 fl.) an Werth nach der letzten Schätzung, wovon einen sehr interessanten Theil die Sammlung von Handzeichnungen ausmacht, die durch freiwillige Gaben entstanden, und die bei der großen Anzahl von Künstlern, die in dem Verein sind (233 im letzten Jahre) sich leicht beträchtlich steigern kann. Einen andern nicht minder erfreulichen Theil machen die ehrenden Geschenke anderer Kunstvereine (zu Düsseldorf, Dresden und Stuttgart) aus, und in diesem Jahre noch ein außergewöhnliches vom Bildhauer E. v. Bandel, die Büsten des Eingangs d. A. erwähnten vier Stifter des Kunstvereins, die zu wohlverdientem Ehrengedächtniß im Lokale aufgestellt sind.

Alljährlich erstattet der Verwaltungsausschuß Bericht über den Bestand und das Wirken des Kunstvereins, der gedruckt unter die Mitglieder vertheilt wird, und giebt bei dieser Gelegenheit auch über diejenigen Künstler, die im Lauf des Jahres der Tod aus ihrer Mitte gerissen, kurze biographische Notizen, von denen wir zum Schluß Einiges ausheben wollen.

Im Jahr 1830 am 8. Mai starb Herr Carl Probst, magistratischer Baurath in München, geb. 11. Dez. 1776, der Erbauer der neuen Isarbrücke; am 15. Mai 1830, Joseph Klotz, königlicher Hof-Theater-Maler, geb. 25. April 1785; Carl Pelott aus Düsseldorf, geb. 1793; ein noch junger Portrait-Maler, den mitten in der Lebensfreude und Kraft der Tod überraschte am 19. November 1830; Julius Oldach, ein hoffnungsvoller Jüngling aus Hamburg, der neben einem seltenen Eifer in der Kunst, der ihn nie zur geringsten Zufriedenheit mit seinem Thun kommen ließ, leider eine Schwermuth verbarg, die alle Blüthen an seinem, von Freude und Freunden umgebenen Leben, und dieses selbst brach am 19. Februar 1830; sein letztes Werk, das aber die kranke Stimmung und die zitternde Hand zeigte, ist die Heimkehr Hermann's mit Dorothea.

Unter den im Jahr 1831 verstorbenen Künstlern finden wir Herr Matthias Maier aus Nymphenburg, Porzellan-Maler, gestorben am 21. März 1831; Herr Joseph Carl Cogels, Landschaftenmaler. Dieser ausgezeichnete Künstler war den 5. November 1785 zu Brüssel geboren, wo er auch sein Kunststudium begann. Gegen seinen Wunsch sollte er sich dem Staatsdienst widmen, was mißlang; 1802 ging er auf die Akademie nach Düsseldorf. Er besuchte darauf zwei Mal Paris, und kam 1810 nach München, wo er auch nach mehreren Unterbrechungen blieb, bis er am 31. Mai 1831 in Leitheim bei Donauwörth, mitten aus seiner Kunstthätigkeit vom Tode gerissen wurde. Sein letztes, unvollendetes Bild, die Kirche von St. Martin am Berg in Lüttich, besitzt der päbstliche Nuntius, Graf v. Merci d'Argenteau. Cogels stellte am liebsten flache Gegenden aus seinem Vaterlande, durchsichtige, klare Gewässer, verfallenes Mauerwerk oder auch Meeresufer mit großem Glücke dar; seine Auffassung ist treu und die Behandlung äußerst leicht, so daß man das Erbtheil der alten Niederländer an ihm nicht verkennen kann.

Ferner starb am 8. Juni 1831 der Genre-Maler, Johann Mayr, eines Hutmachers Sohn von Lienz in Tyrol, ein talentvoller junger Mann in seinem 31. Jahre. Sein letztes Bild: die Brautwerbung, war vom Verein zur Verloosung angekauft worden; die lithographisch-artistische Anstalt hat von ihm mehrere lithographische Zeichnungen in ihrem Galleriewerk, und zwei Bilder besitzt das Museum zu Inspruck.

Auch über Friedrich Carl Rupprecht findet sich eine Notiz, die wir hier übersehen, da bereits im Kunstblatt vorigen Jahrs eine ausführliche Nachricht über ihn enthalten ist.

Endlich Carl Conjola, Landschaftenmaler, geboren 5. Feb. 1773 in Mannheim; bildete sich für sein Fach in München und dem bayrischen Gebirg, machte viele Reisen durch Deutschland und Italien, von denen er eine reiche Sammlung landschaftlicher Gegenstände mitbrachte, wurde 1824 Ehrenmitglied der Münchner Akademie, und starb nach einem fast siebenjährigen Leiden, das ihn in der Ausübung seiner Kunst hinderte, am 19. Nov. 1831.

ef.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 30.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 12. April 1832.

Sir Thomas Lawrence.

Von Adrian.

(Beschluß.)

Folgende Züge seines wohlthätigen Charakters verdienen bemerkt zu werden. Einer seiner Leute, der ihm eine Zeit lang gedient hatte, wurde krank; der Arzt gab keine Hoffnung des Aufkommens, glaubte jedoch, die Landluft würde sein Leben noch einige Monate fristen. Sir Thomas ging selbst auf das Land und miethete für den Kranken, in der Nähe von Kilburn, eine angemessene Wohnung; so oft seine Geschäfte es erlaubten, eilte er zu dem Leidenden um ihn zu trösten und ihm aus der Bibel vorzulesen. — Ein talentvoller Künstler, der ohne Arbeit war, hatte Lawrence einige Gemälde zur Ansicht geschickt. Als er eines Abends in das Haus unseres Malers kam, um Lawrence's Urtheil zu hören und die Gemälde wieder abzuholen, legte dieser ein Papier in die Hand des Künstlers und sagte: Ich hatte dieses zurückgelassen, wenn Ihr mich nicht zu Hause gefunden hättet. Eure Arbeit ist trefflich, und ich wünsche Euch Glück. Der Künstler fand in dem Umschlage eine dreißig Pfund-Note, die ihn der Verzweiflung entriß. — Die arme Wittwe eines Künstlers wurde ermuntert, sich an Sir Thomas zu wenden; sie erwartete im besten Fall ein Geschenk von fünf Guineen. Sie schilderte ihr Unglück mit großer Lebhaftigkeit. Er gab ihr ein Papier. Als sie es vor dem Haus entfaltete, fand sie zu ihrem Erstaunen eine fünfzig Pfund-Note. — Sein Bruder war zu Haslar gestorben, und er ging dahin, um der Leichenfeier beizuwohnen. Ein Sturmwind hatte die Hütte eines armen Schiffers gänzlich zerstört. Das Elend des armen Mannes, den er mit seiner Frau und seiner zahlreichen Familie in Verzweiflung fand, machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth, das ohnehin schmerzlich berührt war. Man weiß nicht, wie viel er den Leuten gab; bekannt ist es aber, daß, als er wieder nach Portsmouth reiste, wo sein zweiter Bruder dem Tode nahe war, der Schiffer mit den Seinigen in glücklichen Umständen lebte und ihn mit der wärmsten Dankbarkeit in der neuen Wohnung empfing, in welcher er durch die Güte des Sir Thomas lebte. Er lobte den Fleiß und die Einfachheit der Sitten der Leute, und gab ihnen eine zehn Pfund-Note. — Aehnlicher Züge finden sich noch viele.

Thomas Lawrence war ein Mann von mittlerer Größe und in seiner Jugend so schön, daß Hoare von ihm sagte, er würde, wenn er einen Christuskopf zu malen hätte, den von Lawrence zu seinem Studium wählen. Er behielt diesen Charakter in einem hohen Grad sein Leben lang. Man behauptete, er gleiche Canning, und er war stolz auf diese Aehnlichkeit. Sein ganzes Aeußere zeugte von einer angebornen Anmuth und Würde. Die schönen, aber ernsten Züge, die männliche Form und die anmuthige Bewegung dankte er der Natur; der Reiz seiner Unterhaltung und seiner Sitte war die Frucht seines Geistes und Gemüths. Stolz, Edelsinn, Unabhängigkeit, Offenheit, Wohlwollen, Herzensgüte verschmolzen auf eine wunderbare Weise in seinem Charakter. Georg IV., dem wohl ein Urtheil in dergleichen zustand, sagte, Lawrence sey einer der elegantesten und wohlerzogensten Männer seines Reichs. In seiner Jugend suchte er sich in allem zu vervollkommnen, was eine bessere Erziehung heischt. Er tanzte mit einer ungemeinen Anmuth und war ein eben so guter Fechter als Faustkämpfer. Bei diesen letztern Uebungen war seine Stellung überaus schön. Er liebte schon als Knabe den Faustkampf, welcher in der Gegend, wo Lawrence geboren ward, vorzüglich heimisch ist. Er pflegte mit einem Kameraden auf das Feld zu gehen, sich bis auf den Gürtel zu entkleiden und auf eine Weise zu boxen, welche dauernde Spuren von dem Ernste des Kampfes zurückließ. Sein Gegner war derselbe, dessen schöne, athletische Formen Lawrence als Studie zu seinem Satan in dem Gemälde aus Milton's verlornem Paradis benützte.

Die Alten hatte Lawrence in Uebersetzungen eifrig gelesen; des Griechischen war er ganz unkundig und im Lateinischen hatte er es nicht sehr weit gebracht. Die neuere ausländische Literatur war ihm gleichfalls nicht

unbekannt, obgleich er sich auch hier mit Uebersetzungen behelfen mußte. Er war stets bemüht, seinen Ideenkreis zu erweitern; allein er hatte weder Zeit noch Lust, sich in spätern Jahren mit dem Erlernen fremder Sprachen abzugeben. In den Schriften seiner Landsleute war er sehr bewandert, besonders in den Werken der schönen Literatur. Sein Gedächtniß war außerordentlich, und er hatte ein bezauberndes Talent, Gedichte vorzulesen oder aus dem Gedächtniß vorzutragen. Seine Stimme war sanft, aber klar, bestimmt, von Umfang und paßte sich jedem Ausdrucke an. Seine Reden in der Akademie trug er einfach und anziehend vor, und suchte eher zu belehren und zu erwärmen, als durch Wortprunk zu glänzen.

Lawrence war nie verehelicht. In früher Zeit hatte er eine lebhafte Zuneigung zu der Tochter der berühmten Mrs. Siddons, einem eben so schönen als talentvollen jungen Wesen, gefaßt; sein Einkommen war aber damals sehr beschränkt und der Vater der jungen Dame verweigerte seine Zustimmung. Der Gegenstand seiner Liebe starb nach wenigen Jahren.

Der bekannte Dichter, Thomas Campbell, hatte bald nach Lawrence's Tod eine Lebensgeschichte des berühmten Malers angekündigt und sich eine Zeitlang mit der Bearbeitung derselben beschäftigt. Aus Gründen, die uns unbekannt sind, entsagte er dem ehrenvollen Beruf, Lawrence's Biograph zu werden, und übergab die Materialien einem gewissen D. E. Williams, welcher sie unter dem Titel: „The Life and Correspondence of Sir Thomas Lawrence“ 1831 in zwei starken Octav-Bänden herausgab. Das Beste in diesem geschmacklosen, in die fremdartigsten Gegenstände abschweifenden, verwirrten Buche sind Lawrence's Briefe, in welchen sich die Wärme seines Gefühls, der Adel seines Charakters und seine Begeisterung für die Kunst auf das lebendigste und anziehendste ausspricht.

Mittheilungen aus Siena

v. F. F.

Wie sehr auch Italien mit seinen himmlischen und irdischen Einflüssen die Kreise immer enger und enger um uns zieht, so thut es uns dennoch wohl, wenn wir von den Italienern selbst an die Heimath und an den Ruhm des Vaterlandes erinnert werden. Dies erfuhren wir in Siena, als wir mit der Geschichte der Kunst dieser Stadt beschäftiget, die Briefe des Paters della Valle zur Hand nahmen. Der Kauf eines Bildes von Lippus Memmi hatte mich veranlaßt, nachzusehen, was dieser, für seine Vaterstadt mit großer Vorliebe eingenommene Kunstfreund über jenen alten Meister aufgezeichnet hat. Der Brief, worin er desselben gedenkt, ist am 5. Februar 1782 und an den Abbate Denina gerichtet, welcher so eben von Friedrich dem Großen nach Berlin eingeladen worden war. „Ist es wahr,“ schreibt della Valle, „daß Sie, und zwar unter den ehrenvollsten Bedingungen uns verlassen, um den Glanz des Hofes Friedrich des Großen zu vermehren? Mein Freund, ich versichere Sie, daß, wenn ich diesen König und seine Unternehmungen mit philosophischem Auge betrachte, ich einen Mann erblicke, der bei weitem größer ist, als die Alten. Diese fanden die Umwälzungen, welche sie berühmt und unsterblich gemacht haben, durch die Natur der Umstände, durch den Arm und den Geist ihrer Vorfahren vorbereitet; allein Friedrich kann man den Schöpfer des guten Geschmacks nennen, welcher in Berlin und seinen Staaten herrscht. Er mußte gegen das Klima, gegen die Sitte, gegen die Natur selbst ankämpfen. Er kämpfte und siegte, und so ist es in der Ordnung, daß ganz Europa ihm als Tribut seine berühmtesten Männer zusendet.“

Noch immer dauern in Italien im Volk, durch Theater, Phantasmagorie und pantomimische Vorstellungen lebendig erhalten, diese Erinnerungen fort, und noch immer verdanket der Sigr. Prussiano seinem gran Federico eine gute Aufnahme, die wir auch in Siena fanden, wo der Abbate de Angelis, durch dessen Bemühungen, vornehmlich die Gallerie alter Sieneser Meister auf der Akademie zu Stande gekommen ist, uns zuvorkommend aufnahm und in die öffentlichen Sammlungen, in Kirchen und Privat-Häuser mit großer Gefälligkeit begleitete. Sehr bald kam die alte Nebenbuhlergesellschaft der Sieneser und Florentiner Schule zur Sprache, und wir gewannen an Ort und Stelle die Ueberzeugung, daß Vasari und alle, die aus ihm und nach ihm über Kunstgeschichte geschrieben haben, die Sieneser nicht in dem Maße anerkannt haben, wie sie es verdienen. Selbst die Bemühungen des Paters della Valle, der mit großem Eifer und mit sicheren, aus den Archiven genommenen, Belegen das frühere Aufblühen der Kunst in Siena in seinen drei Bänden, lettere sanese und seiner Ausgabe des Vasari nachwies, drangen nicht durch, da Lanzi, obwohl an ihn ausdrücklich ein, diesen Streit betreffender, Brief gerichtet ist, nur mit Zurückhaltung sich darauf einläßt. Mit weit mehr Nachdruck hat Herr v. Rumohr im zweiten Bande seiner italienischen Forschungen sich der alten Sieneser angenommen und wenigstens dafür gesorgt, daß die deutschen Kunsthistoriker die Sieneser-Schule als selbstständig anerkennen werden. Der Vorwurf, den man zunächst dem Vasari machen muß, ist, daß er, der sonst ein,

die Kunstgeschichte betreffendes Manuscript Ghiberti's (Lorenzo Ghiberti trattato sulla pittua. Msc. In der Bibliotheca Magliabecchiana in Florenz) mit wörtlicher Treue ausschreibt, die Stellen, worin der Ruhm der Sieneser niedergeschrieben ist, nicht in sein Werk aufgenommen hat. Lorenzo Ghiberti, der unübertroffene Meister der berühmten Thüren am Baptisterium zu Florenz, kömmt in seinem so eben angeführten Manuscripte auch auf die Sieneser zu sprechen und sagt von ihnen: „Es gab in der Stadt Siena vortreffliche und geschickte Meister. Unter diesen war Ambruogio Lorenzetti ein berühmter und ausgezeichneter Meister, welcher viele Werke vollbracht hat“. Ohne Beachtung der chronologischen Ordnung führt er einen der ältesten, den Duccio später an und schreibt von ihm*): „Es gab in Siena noch den Duccio, welcher die griechische Manier beibehalten hat, von seiner Hand ist die Tafel des Zeitalters im Dome zu Siena.“ Hierauf theilt er eine Beschreibung der beiden Seiten dieses Bildes mit und fügt noch hinzu: „Viele Maler besaß die Stadt Siena und war reich an erstaunlichen Talenten, deren viele wir auslassen um nicht weitschweifig zu seyn.“ — Wenn dies auch nur flüchtige Andeutungen sind, so hätten spätere Kunsthistoriker dennoch mehr Rücksicht darauf nehmen sollen. Allerdings hat es seine großen Schwierigkeiten, eine Charakteristik dieser Schule in so bestimmten Zügen zu geben, daß sie dadurch von den andern gleichzeitigen oder nachfolgenden so genau abgesondert würde, um ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit für immer sicher zu stellen; allein so viel hätte schon Vasari leicht ermitteln können, daß lange vor Cimabue und Giotto, die er als die Schöpfer und Verbreiter der neuen Kunst in die Geschichte eingeführt hat, die Malerei in Siena nicht nur in technischer Hinsicht sich neu und eigenthümlich ausgebildet, sondern auch in Rücksicht der Darstellung und des Ausdrucks sich von dem überlieferten Handwerkszwange der neugriechischen Kunst zu befreien gestrebt hatte. Es würde uns zu weit von den Sienesern abführen, wenn ich hier von dem Einfluß und der Herrschaft der byzantinischen oder neugriechischen Kunst ausführlicher handeln wollte; vorläufig genüge nur die Bemerkung, daß mir alle auf meiner italienischen Reise zu Gesicht gekommenen und für ächt anerkannten byzantinischen Darstellungen der Madonna, des Erlösers, der Apostel, sey es in Musaik, Miniatur oder in Farben, theils roh oder barbarisch, theils leblos versteinert erschienen sind gegen die seelenvolle Tiefe in den Augen und den Zügen einer Madonna von Guido von Siena, der zwanzig Jahre vor Cimabue's Geburt malte und für einen fertigen Meister galt. Ein Anklang an die Bildwerke des heidnischen Alterthums ist allerdings in die Auffassung der christlichen Madonna von den alten Sienesern aufgenommen, wir werden bei diesem colossalen Kopfe der Maria an den Schmerz der Niobe und an die Hoheit blickende Here erinnert; wie großartig aber auch jene alten Formen hier erhalten sind, so werden sie doch durch die, dem Auge und dem Mund verliehene Milde gemäßigt und zu einer Innerlichkeit erhoben, die überhaupt von dieser Zeit an das unterscheidende Element der romantischen Kunst wird. Dies erkannt und in der Sprache des Künstlers, in dem Bilde, zuerst ausgesprochen zu haben, ist der Ruhm der Sieneser, und so lange die Kunstgeschichte dies nicht festhält, kann sie an vielen Aeußerlichkeiten hin und hergehen, ohne daß sie selbst dabei zu einer Befriedigung kömmt. So hat, um nur Eines anzuführen, der für seine Vaterstadt so sehr begeisterte della Valle sich vielfach bemüht, diejenigen Eigenthümlichkeiten der Sieneser hervorzuheben, wodurch er sich für berechtigt hält sie über die Florentiner zu stellen; allein zu einem eigentlichen Resultat kömmt es bei ihm nicht. Zwar macht er bemerklich, daß ein Künstler wie Guido nicht zufällig wie ein Pilz aufschieße*), sondern von Meistern einer Schule gebildet worden seyn müsse; anstatt aber den Bildern dieser Meister selbst näher in das Auge zu sehen und mit ihrer Sprache sich vertraut zu machen, sucht er in den Umgebungen und in der Lage Siena's die Bedingungen, wodurch diese Schule sich von den Florentinern wesentlich unterscheide. „Es genügt,“ schreibt er in dem erwähnten Briefe an Denina, „ein Blick auf Florenz, welches in einem Thale, von ziemlich hohen Bergen begränzt, vom Arno durchströmt, liegt, um den Unterschied desselben von Siena zu erkennen, welches auf einigen einzelnen Hügeln, dem Winde von allen Seiten zugänglich, sich erhebt; es genügt ferner, die Florentiner und Sieneser nur einmal in ihrer Heimath zu sehen; jene schweigsam und nachdenkend, diese heiter und froh, um sich zu überzeugen, daß die Luft von Siena für die Künstler zuträglicher und günstiger sey, um ihre Phantasie lebhaft und aufgeregt zu erhalten. Aus diesem Grunde scheint mir Florenz die Gegend der Denker und Siena die der Dichter zu seyn; jenes konnte Philosophen bilden, dieses Künstler voll Einbildungskraft und Lebhaftigkeit, so daß man Siena den Ruhm absprechen muß, Philosophen und berühmte Gesetzgeber hervorgebracht zu haben, und Florenz den, gefeierte Künstler erzogen zu haben.“ —

*) Lor. Ghiberti ms. Sg. a tergo der Handschrift in der Magliabechiana. Vergl. Rumohr ital. Forschungen Thl. II. S. 27.

*) Guido da siena che depinse nel 1221 non deve riputarsi un fungo nato a caso, ma uno scolare di maestri a noi sconosciuti (della Valle Lett. San. II. 272.)

Zu so unhaltbaren Behauptungen wird der gute Pater, dem wir nichts desto weniger für seine fleißigen Bemühungen vielen Dank schuldig sind, verleitet, theils aus befangener Vorliebe für seine Vaterstadt, theils aber auch, weil er die innere Bedeutung jener Bilder nur an äußerlichen Erscheinungen messen wollte. Unbefangener ist die Charakteristik, welche Lanzi*), mit Beziehung auf den von della Valle an ihn gerichteten Brief von der Sieneser Schule giebt. „Eine heitere Schule," so beginnt er das Kapitel über die alten Sieneser, „eine heitere Schule unter einem heiteren Volke ist die von Siena; durch die Wahl der Farben und durch die Luft des Himmels erfreut sie so sehr, daß einige Ausländer davon so betroffen wurden, daß sie dieselbe der Florentinischen vorzogen. Der Grund des Urtheils liegt nicht allein in dem so eben erwähnten erfreulichen Anblick, sondern in einem Umstande, der von wenigen bemerkt, von keinem bis jetzt hervorgehoben wurde. Als die Sieneser-Maler das Bessere leisteten, war in jenen Kirchen alles dem Publikum zugänglich, und es hielt nicht schwer die Schildereien, welche sich in großer Anzahl in den Häusern der Vornehmen fanden, zu sehen. Nicht so in Florenz; da sieht man kein Bild von Vinci, Buonaroti, Rosso, öffentlich, keine der schönsten von Andrea oder Fra Bartolomeo, nur wenige von den andern, welche den Credit der Schule am besten aufrecht halten: ein großer Theil der Kirchen hat Ueberfluß an Bildern der dritten und fünften Epoche, die gut sind, aber doch nichts so Außerordentliches wie die Rossi, die Vinci und die andern der ersten Klasse, die man in Siena auf jedem Tritt und jedem Schritte findet." Nachdem er hierauf den von della Valle angegebenen Unterschied einer philosophischen Atmosphäre in Florenz von einer poetischen in Siena zu widerlegen suchte, fügte er noch hinzu: „Im Uebrigen hat die Sieneser-Schule keine so originellen Eigenthümlichkeiten, als einige andere, und ihre Künstler der besten Zeit haben sich in der Nachahmung bald dieser bald jener Manier ausgezeichnet." — Man ist in der That sehr übel berathen, wenn man, mit der Kunstgeschichte Italiens beschäftiget, sich auf die Kritik dieser Herrn verlassen soll, die absichtlich mit offenem Auge blind sind. Denn so wenig des dem Pater della Valle unbekannt seyn konnte, daß das gesunde und heitere Florenz nicht ein dumpfes Nebelthal für philosophische Käuze, sondern die Heimath Dante's, Bocaccio's, Sacchettis, Polizian's und so manches andern, den wir für einen Dichter gelten lassen, war, eben so wenig begreifen wir, wie Lanzi behaupten kann, daß in Florenz die Bilder der besten Meister dem Publikum vorenthalten würden; als es die Bilder von Cimabue, Arcagno, Ghirlandajo, Philippino Lippi in Maria novella, die von Massaccio in St. Carmine, von Giotto, Taddeo Gaddi, Spinello Aretino in Sta Croce, die herrlichen Fresken von Fiesole in St. Marco, die von Benozzo Gozzoli in dem Pallast Riccardi und die unzähligen Prachtstücke in den öffentlichen Sammlungen nicht schon längst dem Publikum übergeben gewesen wären.

Aus diesen angeführten Stellen der beiden vorzüglichsten italienischen Kunsthistoriker sehen wir, wie schwierig es überhaupt ist, eine allgemeine Charakteristik der Sieneser in jener ältesten Epoche anzugeben; die Schwierigkeit liegt aber nicht sowohl in der Unkunde und Befangenheit jener Schriftsteller, vielmehr in der Natur des Gegenstandes selbst. In einer Zeit nämlich, in welcher die Kunst im Werden begriffen ist, scheint es ganz ungehörig von dem allgemeinen und übereinstimmenden Charakter einer Schule sprechen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

*) *Storia pittorica dell' Italia T. I. p. 363.*

Bemerkungen über Kunst.

Die Kritik repräsentirt die Totalität der Ansicht und Einsicht; das Kunstwerk ist immer zugleich ein persönliches, einzelnes, unter Beschränkung entstandenes. Wie aber, wenn die Kritik mit der Miene der Universalität persönlich, einseitig, beschränkt ist einem Kunstleben und Kunstwerken gegenüber, die mit möglichster Abstreifung persönlicher Bedingtheit, klassische Bildung und freies Walten der geistigen Natur des Menschen offenbaren?

*

Was recht tief aus der Natur genommen ist, das ist tiefer und universeller, als der Künstler selber weiß, denn es findet auch in solchen Sphären Anklänge, die er nicht kennen konnte; es weckt in einem Jeden andere Aussichten in's Leben, wie ein Jeder in bedeutender, charakteristischer Natur, wenn die Gegend offen gegen eine schöne Ferne auseinander tritt, in diese mit andern Bildern und Empfindungen sich verliert.

*

Kunst ist ein Festhalten der Begeisterung, praktische, organische Anwendung des Triebes zum Schönen. Begeisterung ist aber kein Affekt, sondern eine Stimmung der Seele; — Interesse, Schaffenskraft, Bildungslust. Was man gewöhnlich unter künstlerischer, dichterischer Begeisterung versteht, verhält sich zu der Bildungswärme, wie Sturm und Drang des Kraftgenies zur ächten ruhigen Genialität.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 31.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 17. April 1832.

Mittheilungen aus Siena

v. F. F.

(Fortsetzung.)

Für die Betrachtung der Kunstgeschichte dürfte es überhaupt sehr ersprießlich seyn, mit diesem Worte „Schule“ etwas vorsichtiger umzugehen, als es zeither üblich war; von Schulen einzelner berühmter Meister mag man sprechen, sie versammelten zu jeder Zeit einen Kreis von Schülern um sich, denen sie ihre technische Fertigkeit mittheilten und den Stempel ihres Genius ausdrückten; allein von einer Sieneser, Florentiner, Bologneser oder römischen Schule (nur die auf ihrer Inselstadt abgesonderten Venetianer nehme ich aus), zu sprechen, verwickelt in eine Menge Widersprüche und Ungereimtheiten. Eher mag man von einer byzantinischen Schule oder Zunft sprechen; denn hier kann darunter nichts weiter als das zu jener abgeschlossenen Fertigkeit gelangte Handwerk der Malerei verstanden werden; so bald sich aber die Kunst von diesem handwerksmäßigen Treiben, obwohl noch immer innerhalb der städtischen Zunft und Genossenschaft, los macht und der Künstler, aus seinem eigenen Geiste seine Gebilde schafft, hört das, was man bis dahin Schule nennen konnte, auf, und ein jeder Meister stellt sich auf seine eigenen Füße *).

Dieses Losreißen von dem überlieferten Handwerk ist es, welches wir, wie schon oben erwähnt, als den Ruhm der alten Sieneser in Anspruch nehmen. Wir können dies mit um so größerer Zuverläßigkeit, als die Sieneser so glücklich sind, die wichtigsten Werke ihrer großen Meister der ältesten Zeit in dem wohlerhaltensten Zustande zu besitzen. Außerdem wird der Kunsthistoriker in Siena durch reichhaltige Archive und durch den handschriftlichen Nachlaß ausgezeichneter Chronisten unterstützt, von denen einige sich vorzugsweise mit der Kunstgeschichte ihrer Stadt beschäftigt haben. Von den Archiven erwähne ich nur das Archiv dell' opera del duomo di Siena; Archivio della generale Biccherna di Siena; Archivio della Riformagione di Siena.

Die handschriftlichen Chroniken findet man in Ugurgieri, le pompe Sanesi und in della Valle (B. 2. S. 24.) verzeichnet; von besonderer Wichtigkeit sind „le storie

*) Siena hatte schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eine Malerzunft, welche eine städtische Corporation bildete; della Valle theilt die Statuten derselben mit, und berichtet außerdem noch Folgendes: daß die Statuten der Sieneser-Schule vom 13. Jahrhundert, wenn nicht aus noch früherer Zeit, sind, ergiebt sich daraus, daß Tizio (lebte 1482 bis 1528 in Siena, wo sich ein lateinisches Manuscript über Kunstgeschichte von ihm befindet) bei dem Jahre 1292 anmerkt: die Statuten der Maler wurden in die Muttersprache übertragen, um Zweideutigkeiten zu vermeiden. — Ferner ist in einem Instrument vom Jahre 1324 gesagt: daß die Maler eine ansehnliche Straße in der Stadt bewohnten, die noch in späterer Zeit „contrada de Maestri“ hieß. — Betrachtet man die Einleitung zu diesen Statuten, die Unordnungen, denen sie vorbeugen oder die sie bessern, die Zeit, in welcher sie gemacht wurden, so hält es nicht schwer, eine Einrichtung der Künstler zu erkennen, welche nicht ganz jung und roh war. — Die Sieneser-Maler bekunden in diesen Statuten das Alter ihrer Einrichtung durch einen Kalender der von ihnen gefeierten vielen Feste, insonderheit des Festes des heiligen Lucas („nostro venerabile e glorioso Missere, il quale fù… figuratore della Statura e della portatura della gloriosa Vergine Maria.“) Sämmtliche Künstler waren verpflichtet, für die Förderung und die Ehre der Kunst zu sorgen und denjenigen anzuzeigen, welcher sich schlechter oder verfälschter Farben bediente. Der Vorsteher des Vereins (il Rettore della Compagnia), verschaffte seinen Untergebenen Recht, erkannte in der Versammlung über ihre Angelegenheiten und entschied summarisch, ohne daß Appellation statt fand; ja wenn wir Manzini (er hinterließ ein Manuscript: „relazione delle cose di Siena“ auf der akademischen Bibliothek in Siena) trauen dürfen, stand ihm die Macht zu, über Kapital-Vergehen zu entscheiden. Ein jeder Schüler (allevo), welcher seinen Namen bei diesem Vereine einschreiben ließ, mußte sich an einen einzigen Meister anschließen und die Beobachtung der Statuten beschwören, nicht mit Färbern und Schönfärbern (Zendadari) umgehen, diese nicht in der Kunst unterrichten und für sie keine Zeichnungen auf Papier und dergleichen machen zu wollen.“ (Lettere Sanesi II. 13. Lanzi I. 384 macht Einwendungen gegen das von Tizio angenommene Alter dieser Statuten.)

di Sigismondo Tizio da Castiglione, der in der kriegerischen Zeit 1482 nach Siena kam und, nach della Valles Versicherung und den Archiven nicht blos Nachrichten schöpfte, welche Toscana allein betrafen, sondern einen guten Theil von Europa; doch meint er es sey ihm nicht immer zu trauen, da er allerhand Stadtgeschichten mit aufgenommen habe, wie zum Beispiel, daß im Jahre 1452 ein Franzos durch Siena gekommen sey, welcher die sonderbare Angewohnheit gehabt habe, weder zu essen noch zu trinken — Che bella felicita per un povero viaggiatore! ruft hierbei della Valle aus. Er beschreibt auch ein Buch de mundi termino, welches Ende der Welt er auf das Jahr 1497 festgestellt hatte, er selbst aber lebte bis 1528. Von besonderer Wichtigkeit ist eine Handschrift von Giulio Manzini, „relazione delle cose di Siena“ in der Bibliothek der Universität. Manzini war ein berühmter Arzt, hatte sich jedoch in Rom, wo ihn Urban VIII. zu seinem Leibarzt ernannte, viel um die Kunst bekümmert, und schrieb ein viaggio per Roma per vedere le pitture che in essa si ritrovano. Er liegt in Siena in der Kirche St. Martino begraben und lebte von 1549 bis 1619.

Für die Geschichte der Baukunst und insbesondere in Beziehung auf den Dombau ist wichtig „Alfonso Landi, il duomo di Siena,“ doch verbreitet er sich auch über die Werke der Malerei, Bildnerei und die an, um und in dem Dome vorhandenen Musive. — Er schrieb 1655. Von Uberto Benvolienti sind 28 Bände, Briefe und Memoiren, vorhanden vom Jahre 1704 bis 1733. Er nimmt für Siena den Ruhm in Anspruch, daß hier die Kunst zuerst wieder aufgelebt sey, und kündigt in dieser Hinsicht den Florentinern, dem Maffei und dem Dante Krieg an, welcher letztere sich freilich bei den Sienesern kein gutes Andenken durch den Vers im 29. Gesange der Hölle gestiftet hat, in welchem es heißt:

Non fu gia mai
Gente si vana, come la Sanese!
Perto non la Francesca si d'assai.

Von diesem literarischen Seitenfluge kehren wir wiederum zur Kunstgeschichte zurück.

Vorschule.

Siena ist nicht nur für die Special-Kunstgeschichte sondern auch für die Universal-Kunstgeschichte von Bedeutung, indem sich hier einige Bilder befinden, auf die, sobald sie mehr bekannt seyn werden, in jeder vollständigen Kunstgeschichte hingewiesen werden wird als auf solche, durch die ganze Epochen bezeichnet und charakterisirt werden. Das erste in dieser Beziehung wichtige Bild befindet sich in der Gallerie der Akademie, wohin es aus der Kirche San Salvatore della Berardenga gebracht worden ist, und das man in dem Catalog ohne näheren Nachweis dem Jacobo di Turitta, aus bizantischer Schule, zuschreibt. Wichtig wird das Bild durch die darauf befindliche Inschrift: Anno dni. millesimo CCXV. Mense Novembri Hec tabula facta est. Zwar zeigt man in dieser Sammlung auch einige Bilder aus dem 2ten Jahrhundert, allein der Nachweis der Jahrzahl auf den Bildern selbst fehlt, und die Angabe wird um so verdächtiger, als das ganze zwölfte Jahrhundert leer ausgeht. Das erwähnte Bild zeigt in der Mitte den Heiland in einer Glorie, darüber die griechische Abkürzung IHS. Der Maler hat sich, um seine Gemälde nicht nur sichtbar, sondern auch fühlbar zu machen, des Vortheils bedient, an mehreren Stellen den Gipsgrund so hoch aufzutragen, daß das Bild zum Relief wird*); Gold und Schmuck aller Art ist nicht gespart.

In den kleineren Seitenfeldern sind die Leidensgeschichte und andere heilige Geschichten dargestellt.

So groß auch der Aufwand an Gold und Farben ist, der bei dieser Arbeit gemacht wurde, woraus wir schließen können, daß zu seiner Zeit das Bild für werthvoll galt, so gehört es dennoch zu den früheren rohen Versuchen, in welchen die italienische, und hier insbesondere die toscanische, Malerei sich von der byzantinischen zu unterscheiden strebte, wenn es ihr auch noch nicht gelang sich völlig loszureißen. Mit welchem raschen Fluge aber die Kunst ihre Bahn hier weiter verfolgte, lehrt uns der Meister, den wir jetzt zu nennen haben.

1. Guido da Siena.

Der erste beglaubigte Name und das erste beglaubigte Bild in der Kunstgeschichte der Sieneser ist eine überlebensgroße Madonna mit dem Kinde, von dem Sieneser Guido vom Jahre 1221 wie es die Unterschrift bezeugt:

Me Guido de Senis diebus depinxit amenis
Quem Christus lenis nullis velit ãgere**) penis (sic)
Anno M.C.C.XXI.

Das Bild befindet sich jetzt über einem verlassenen Altar in der Kirche des ebenfalls verlassenen Dominikaner-Klosters; die Kirche wird jedoch in gutem Stande gehalten und ist reich an vielen vortrefflichen Bildern. Maria in faltenreichem schweren Gewande von dunkelblauer Farbe, den Kopf ebenfalls mit einem Tuche von gleicher Farbe und gleichem Stoff bedeckt, sitzt auf einem tiefen, geräumigen Thronsessel. Obschon man hier und da einige neuere Nachhülfe bemerkt, so ist dennoch der

*) Von dem Venetianer Crivelli (1476) finden wir ähnliche Arbeiten.

**) ãgere; der darüber gelegte Strich bedeutet N, weßhalb nicht agere, wie Lanzi, Späth und andere, sondern angere zu lesen ist.

ursprüngliche Ton des Bildes vorherrschend, und zwar ein Ton von lebendig-harmonischer Wirkung, denn es ist nicht mehr die schwarzbraune byzantinische Zigeunerin, oder jene in Candia und Corfu verehrte eingesargte Madonna; mag sie auch ursprünglich von dorther eingewandert seyn, sie erinnert nur entfernt noch an diese Herkunft und kann schon für eine unter italienischem Himmel geborne Jungfrau gelten *); mehr aber, als an barbarisch-byzantinische Zeit, werden wir bei diesem Bilde an die vollendeten Formen der Blüthenzeit der klassischen griechischen Kunst erinnert. Es hält nicht schwer bei den Pisanern den Zusammenhang der modernen Sculptur mit der antiken nachzuweisen; es hat also nichts Befremdliches, daß auch die Sieneser Maler jener Zeit mit altgriechischen Kunstwerken bekannt waren. Besonders erkennt man in der Anordnung des Gewandes jener Madonna von Guido, wie sehr er von den byzantinischen Vorbildern abgewichen ist. In diesen ist zwar ebenfalls Reichthum und Fülle der Gewänder vorhanden, allein Grazie und schöne Anordnung fehlen ganz, wenigstens in den als byzantinische Arbeit beglaubigten Musiven. In Guido's Bilde läßt sich jede Falte genau verfolgen, sie sind weder über einander in dicke Schwulste gedreht, noch zusammengekniffen, sondern in großen Wellen und Brüchen fließt das Gewand herab, so daß man die großen Körperformen, die sie bedecken, darunter erkennt. Was die Praxis der Malerei betrifft, so möchte ich nicht mit Herrn von Rumohr behaupten, „daß sich der Maler griechischer Bindemittel bedient habe **)“ und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir diese Bindemittel nicht kennen; wenigstens haben Morona's Versuche zu keinem entscheidenden Ergebniß geführt; schwerlich aber dürfte man in diesem dünnen Auftrage, in diesen durchscheinenden Lasuren, die sich seit sechshundert Jahren so rein und klar erhalten haben, daß man die farbigen Töne der Schatten sehr wohl unterscheidet, die Wachsmalerei, welche das Geheimniß der Byzantiner gewesen seyn soll, wiederfinden. Eher deutet der reiche und glänzende Goldgrund und die goldenen Sterne und Saum-Verzierungen der Gewänder auf byzantinische Schule hin, denn dieser war dergleichen Reichthum und Glanz eigen. In auffallendem Widerspruche zu den großen und vollen Formen erscheint das Kind dürftig und mager; da wir dem Künstler Geschicklichkeit genung zutrauen dürfen, so wüßte ich dieß nicht anders zu erklären, als daß es seine Absicht war, den Heiland, den Mensch gewordenen Gott, in aller Dürftigkeit und Armuth darzustellen, um ihn den Menschen desto näher zu bringen. Noch mehr tritt die Zeichnung und Malerei in den die Madonna umgebenden Engeln und in dem Bilde Gott-Vaters, der sich mit einem aufgesparten Winkel in dem obern Raume des Bildes hat begnügen müssen, zurück, und fast könnte man vermuthen, daß der Meister diese Nebenfiguren einem Schüler übertragen habe *).

Einige Bilder der akademischen Sammlung, welche dem Guido zugeschrieben werden, haben nichts mit dieser Madonna Uebereinstimmendes.

2. Duccio di Buoninsegna von Siena.

Der zweite, durch seine Werke und Namendunterschrift, außerdem auch noch durch schriftliche Urkunden beglaubigte Sienesische Maler ist Duccio, dessen Name der Kunstgeschichte schon längst angehört, da ihn Vasari bereits mit rühmender Ankündigung eingeführt hat. „Ohne Zweifel,“ so beginnt er das Leben des Duccio, „haben diejenigen, welche die Erfinder einer ausgezeichneten Sache sind, den größten Anspruch auf die Feder des Geschichtschreibers und zwar deßhalb, weil die ersten Erfindungen durch das Wohlgefallen an der Neuheit der Sache mehr Bewunderung erregen, als die späteren Verbesserungen, wodurch sie vollendet werden.“ So wohlgemeint auch dieß Lob erklingt, so müssen wir es dennoch im Namen unseres Duccio ablehnen, da es ihm von Vasari wegen einer Arbeit ertheilt wird, an welcher er keinen oder doch nur sehr geringen Antheil hat und wobei er am wenigsten die Ehre der Erfindung in Anspruch nehmen kann. Vasari rühmt ihn nämlich als Erfinder und Vollender der farbigen Fußbodenverzierung im Dom von Siena. Daß Duccio an dieser Arbeit, die längst vor ihm erfunden und lange nach ihm ausgeführt wurde, keinen Antheil hatte, ist bereits an einem andern Orte so gründlich nachgewiesen, daß wir uns hier nicht weiter dabei aufhalten wollen **). Am sorgfältigsten findet man die Nachricht über Duccio in den schon mehrfach angeführten Lettere Sanesi (Bd. 2 S. 63) gesammelt, und zwar in einem Briefe an den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften in Berlin, Herrn de la Grange. Auch dieser Brief beginnt mit einer Lobrede auf Friedrich den Großen, und so eifrig wir auch nach den Nachrichten von dem alten Sieneser Meister suchten, so konnten wir dennoch diese Einleitung nicht überschlagen, welche also anhebt: „Der König von Preu-

*) Man vergleiche sie nur mit byzantinischen Madonnen in Venedig, oder mit der von Andrea Rico da Candia auf den Uffizien in Florenz.

**) Ital. Forsch. I. 1. 335.

*) Vergleiche Kunstblatt 1827 Nro. 47, wo diese Verschiedenheit durch die Vorrichtung erklärt wird, daß die Madonna übermalt sey. (Anmerkung des Herausgebers.)

**) Rumohr Ital. Forsch. II. 8.

ßen zeigt durch die Beschützung, die er, während seine siegreichen Waffen ihn begünstigen, den Wissenschaften und den Gelehrten angedeihen läßt, daß er nicht allein den Muth Alexanders und des Scipio, sondern auch ihr einziges Genie besitzt.“ — Haben es sich die Sieneser vor fünfzig Jahren gefallen lassen müssen, Friedrichs Namen genannt zu finden, wo sie ihre alten Maler suchten, so mögen meine Landsleute von heute darüber nicht ungehalten seyn; jetzt zu unserm Duccio.

Sein Geburtsjahr ist ungewiß; nur so viel ergiebt sich aus zuverläßigen Quellen, daß er schon 1282 als Meister in Siena ansäßig war; er selbst unterzeichnet sich in den, über geleistete Zahlungen von ihm ausgestellten Bescheinigungen: Mgr. Duccius olim boninsegne civis Sanensis, unter seinen Bildern schreibt er sich „Duccio.“ Mit Unrecht machen ihn Vasari, (der ihn um das Jahr 1350 blühen läßt, während er 1340 starb) und Baldinucci zu einem Schüler Giotto's, ohne daß auch nur entfernter Weise ein äußerer oder innerer Grund für diese Annahme vorhanden wäre — Tizio in seinem nachgelassenen Manuscript nennt ihn einen Schüler des Sienesers Segna, welcher um das Jahr 1308 noch lebte; andere sagen, daß dieser Segna oder Buoninsegna der Vater Duccio's war, von dem sich in der Sammlung der Sieneser Akademie einige kleine Bilder befinden, namentlich ein Paulus, auf dessen Schwerte „Segna me fecit“ zu lesen ist*).

Den größten Ruhm erwarb sich Duccio durch eine große Altartafel, welche er in den Jahren 1308 bis 1311 für den Dom von Siena malte, woman dieselbe noch wohl erhalten, obwohl nicht mehr an ihrer alten Stelle findet.

Die Bürger betrachteten die Stiftung dieses Bildes als einen ruhmvollen Festtag für ihre Vaterstadt. „Die Sieneser“ heißt es in der Chronik von Buondone, „führten diese Tafel den 9. Juni 1311 in den Dom mit großer Andacht und Prozession, mit dem Bischof von Siena, der ganzen Geistlichkeit des Doms, mit allen Brüderschaften und Herren von Siena; — und kostete diese Tafel dreitausend Goldgulden.“**)

Da der Hauptaltar, welchen das Bild anfänglich schmückte, von allen Seiten frei stand, so war Duccio beauftragt, seine Arbeit in mehreren Tafeln auszuführen; gegenwärtig hat man die beiden Haupttafeln getrennt.

Die große Tafel, auf welcher Maria mit dem Kinde, von Engeln, Heiligen und den vier Schutzpatronen (advocati) der Stadt umgeben, vorgestellt ist, steht auf einem Seitenaltar zur Rechten des Hauptaltars; eine, mehr in die Länge ausgedehnte Tafel mit der Leidensgeschichte Jesu in vielen kleinen Feldern, mit Figuren von sechs Zoll Höhe, hängt der anderen gegenüber an der Mauer, vom Lichte wenig begünstigt. Beide Bilder genügen vollkommen, den Meister und die Höhe, zu welcher er seine Kunst brachte, kennen zu lernen.

Die Tafeln bestehen aus Pappelholz mit Keilen von Kastanien-Holz verbunden, darüber ist eine Leinewand gezogen, auf diese ein Gipsgrund, darauf ein zweiter von blauer Farbe, dann folgt der Goldgrund und der Auftrag der Farben.

Was die Auffassung der Madonna betrifft, so ergiebt sich aus der Vergleichung mit Guido's Bilde, daß Duccio in dem äußeren Umrisse den herkömmlichen Typus beibehielt, allein dadurch, daß er die übermenschliche, colossale Größe zurück auf das natürliche Maß führte, gelang es ihm zugleich, den Zügen mehr Milde, dem Auge mehr mütterliche Liebe zu verleihen. Auch das Kind hat eine gefälligere Form erhalten, als bei Guido; in den Engeln, und besonders in den Köpfen der Heiligen ist charaktervoller Ausdruck.

Noch mehr als in dem großen Bilde zeigt Duccio bei den kleineren Bildern in dem Vermalen und Ausgleichen der Uebergänge, so wie in der Kraft der Schatten eine Fertigkeit des Pinsels, daß man dabei an Luini's Colorit erinnert wird, denn er hat seiner Tempera einen solchen Fluß zu geben verstanden, daß man seine Bilder für Oelmalerei halten könnte. Unter der großen Tafel findet man seinen Namen in folgenden Zeilen:

Mater Sča dei sis (gavisa) Senis Requiei sis ducio vita, Te quia pinxit ita.

(Der Beschluß folgt.)

*) Bottari leitet diesen Namen von Orlando (Lando Landuccio, Duccio) her.

**) Dies ist nur ein Ueberschlag im Ganzen, aus den einzelnen, zum Theil noch vorhandenen Quittungen stellt sich der Betrag geringer.

Bemerkungen über Kunst.

Talent sucht der Natur beizukommen und wird, wenn es sie überbieten will, Unnatur; Genie ist so vertraut mit der Natur, daß es dieselbe uns mit wenigen Zügen hinzaubern kann, daß es sie zu ergänzen und ihre bedingten Erscheinungen zu isoliren und in das Licht des freiern Daseyns zu erheben weiß.

*

„Nichts ist widerwärtiger, als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“ Göthes Wanderjahre.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 32.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 19. April 1832.

Mittheilungen aus Siena

v. F. F.

(Beschluß.)

Auch der Vertrag, welchen ein Herr Jacopus, Sohn des Herrn Gilibertus de Mariocottis, der sich einen operarius operis Sctae: Mariae Civitatis Senensis nennt, mit Duccius, pictor olim Boninsegne Civis Senensis über diese Arbeit im Auftrage und Vollmacht des Domvorstandes abgeschlossen hat, ist noch vorhanden.*) Er ist vom 9. Oktober 1303 und enthält mehrere Bestimmungen, die für die Kunstgeschichte von Interesse sind. Zuerst verspricht der genannte Duccius dem genannten Operario, Herrn Jacopus (der Operarius war also vornehmer, weil er Dominus genannt wird), eine Tafel (quandam tabulam, das Bild wird nicht näher bestimmt), so gut er es kann und versteht und der Herr es ihm vergönnt, zu malen und zu machen und daran unausgesetzt zu arbeiten und keine andere Arbeit anzunehmen, bevor er nicht die genannte Tafel vollendet hat. Herr Jacopus macht sich verbindlich, dem Duccio für jeden Tag, an welchem er mit seinen Händen an genannter Tafel gearbeitet hat, sechzehn solidos denarios Senenses als Sold zu zahlen, in monatlichen Zahlungen. Der Domvorstand verspricht ferner dem Maler alles, was zur Arbeit dieser Tafel nöthig ist, zu liefern, so daß genannter Duccius nichts als seine Person und seine Arbeit dabei zu verwenden hat. Sie geloben gegenseitig den Vertrag zu erfüllen, bei einer Strafe von 25 Pfd. Sieneser Denare, wofür sie mit ihrem jetzigen und zukünftigen Vermögen haften wollen, und begeben sich aller Ausflüchte. Außerdem hat der genannte Duccius zu noch größerer Sicherheit freiwillig auf die heiligen Evangelien mit Berührung des Buches einen körperlichen Eid geleistet, alles und jedes zu beobachten und zu erfüllen ohne Trug. — Die Urkunde ist von Notarien und Zeugen unterschrieben. Herr v. Rumohr sagt, daß sich nach dem Jahre 1311 in den Sieneser Archiven keine Nachrichten mehr über weitere Arbeiten des Duccio fänden; in einem handschriftlichen Briefe Benvoglientis vom 24sten Februar 1710 wird gesagt, daß in den öffentlichen Büchern zum letzten Male im Jahre 1339 des Duccio Erwähnung geschehen, in welchem Jahre er eine Tafel für die Signoria gemalt habe. Dies veranlaßt die Annahme, daß er 1340 gestorben sey.

*) Im Archiv dell opera del duomo Pery Nro. 603 — die im della Valle abgedruckten Fehler hat bereits Rumohr verbessert; dessen Forsch. II. 13 — Opera del duomo hieß das städtische Verwaltungshaus des Dom-Vermögens; operarius oder operajo der Vorsteher der Domverwaltung.

Von anderen Arbeiten, die man in Siena von ihm sieht, verdient insonderheit ein Bild der akademischen Gallerie Erwähnung: die Anbetung der Hirten und der drei Könige. Der Name des Künstlers ist nicht genannt, doch führte der Abbate de Angelis in seinem 1816 herausgegebenen „Racconto del nuovo instituto delle belle arti stabilito in Siena" dies Bildniß mit gutem Grunde unter Duccio's Namen auf. Zeichnung, Erfindung und Malerei stimmen vollkommen mit den kleineren Bildern der Altartafel überein; ausgezeichnet schön ist die Composition, wo einer der Könige sich niedergeworfen hat um dem Kinde den Fuß zu küssen; es ist dieß ein Motiv, was nach ihm so viele große Meister wieder aufgenommen haben.

Duccio's Name und Wirksamkeit erhielt sich um so lebendiger, da sich an ihn eine ungewöhnlich große Anzahl von Schülern angeschlossen hatte, so daß der schon genannte Chronist Tizio von ihm sagt, daß, wie aus dem trojanischen Pferde die Krieger, aus seiner Werkstatt vortreffliche Maler hervorgestürzt wären. Keiner aber von diesen hat sich einen so bedeutenden Namen, wie der Meister selbst, erworben. Von einigen Gleichlebenden giebt della Valle nichts weiter, als ihre Namen; nur von dem einen „Dietisalvi" haben sich einige hölzerne Tafeln in der Sammlung der Akademie erhalten. Es sind Bücherdeckel, die er für den Kämmerer Raniero di Lionardo Vagliavessi malte, wie die Beischrift bei dem Portrait des Kämmerers auf einer dieser Tafeln und mehrere Rechnungen des Archivs della Biccherna beweisen.

Herr v. Rumohr legt diesen ganz handwerksmäßigen Arbeiten künstlerischen Werth bei; der Bezahlung nach konnte nicht mehr verlangt werden, denn mehr als 10 Solidi für das Wappen und für vier Bücherdeckel wurden dem Dietisalvi nicht gereicht.*) In der akademischen Sammlung wird auch noch eine Madonna mit dem Kinde und vier Evangelisten dem Dietisalvi zugeschrieben; das Gemälde ist im trockensten byzantinischen Styl gemalt, und nicht mit Duccio's Arbeiten zu vergleichen.

Mehr Beachtung verdienen die Arbeiten des Sienesers Ugolino (1260 — 1339), dessen Madonna in Orsanmichele in Florenz sehr an Duccio erinnert; die Akademie in Florenz hat einer Tafel mit einigen Heiligen im byzantinischen Styl seinen Namen gegeben, vielleicht nur, damit dieser in dem Verzeichniß nicht fehlen soll. So sehr man es auch dem Vasari zum Vorwurf machen kann, daß er von den ältesten Sienesern zu geringe Erwähnung that, so dürfte er doch ganz wohl daran gethan haben, daß er in dieser ältesten Zeit Siena und Florenz nicht in zwei verschiedene Schulen trennt, sondern die Maler von Toscana neben und nacheinander aufzählt, was man so lange gelten lassen kann, als der Charakter der byzantinischen Schule beiden noch gemeinsam ist. Diese Uebereinstimmung der Toscaner am sichersten nachzuweisen, dürfte es keinen augefälligeren Beweis geben, als wenn man die Arbeiten und noch vorhandenen Bilder der beiden Sieneser, Guido und Duccio, mit denen des Florentiners Cimabue vergleicht. Wie von jenen beiden, so hat sich auch von diesem ein großes Madonnenbild als die bedeutendste Arbeit erhalten.

Nichts bezeichnet die Sorglosigkeit, mit welcher die Florentiner ihre Kunstgeschichte behandelt haben, auffallender, als daß sie uns von einem so viel gerühmten Meister, wie Cimabue, zur Zeit noch so wenig beglaubigte Nachrichten gegeben haben; da es doch außer Zweifel ist, daß sich in den Archiven von Florenz Nachrichten über ihn finden müssen.

Vasari bestimmt die Lebensdauer Cimabue's von 1240 — 1300, doch arbeitete er, den Pisaner-Archiv-Nachrichten zufolge, daselbst noch 1302; mithin war er ein Zeitgenosse Duccio's, und gewiß noch ein Nebenbuhler desselben, zumal wenn wir uns erinnern, in welcher eifersüchtigen Stellung Siena und Florenz in jener Zeit einander gegenüberstanden. Ebenso wie Duccio's Bild, wurde auch Cimabue's Madonna in feierlichem Festzuge aus der Werkstatt des Malers, wo es bereits König Carl von Sicilien, der Bruder Ludwig's des Heiligen besucht hatte, nach der Kirche Maria Novella getragen, ohne daß wir angegeben finden, in welcher von beiden Städten dieß zuerst geschah. Eben so schwer aber wird die Entscheidung, welcher Meister es dem andern in seiner Kunst zuvor that. Daß beide Meister zur Kunst wirklich berufen und auserwählt waren, wird keinem, der diese Bilder genau betrachtet hat, entgangen seyn. Auch in technischer Hinsicht können sie einander gleichgestellt werden, wenigstens läßt sich in den großen Bildern nicht nachweisen, daß einer vor dem andern sich auf bessere Mischung, Auftrag und Vertreibung der Farben verstanden habe; nur in den kleineren Bildern erscheint Duccio dem Cimabue überlegen, doch besitzen wir in dieser Art von dem letzteren nur wenig, denn die kleinen Heiligen-Bilder an der untern Randleiste seines großen Bildes sind mehr nur als Nebenwerke und Zierathen des großen Hauptwerkes zu betrachten.

Von besonderer Wichtigkeit für die vergleichende Geschichte der Kunst scheint es mir, bei den Bildern dieser ältesten Meister auf die Zeichnung, und zwar nicht blos der Köpfe, sondern vornehmlich der Hände und Füße, Rücksicht zu nehmen; denn immer wird der Fleiß, welchen der Künstler verwendete, um es in der Zeichnung zur Fertigkeit und Sicherheit zu bringen, sehr hoch angeschlagen werden müssen, da sich die fromme Gemeinde in jener Zeit, bei der wir nicht an das kritische Publikum einer Kunstausstellung unserer Tage denken dürfen, befriedigt fühlte, wenn nur dem Gesicht der angemessene Ausdruck verliehen war. Diesen zu geben und zu erfinden, war gewiß die leichtere Arbeit des angebornen, schöpferischen Genies; nicht ist es so mit der correcten Zeichnung, welche nur durch Studium und Fleiß erworben und ausgebildet werden kann. An jenem Bilde Cimabue's fällt uns, sobald wir uns nach dem ersten tiefen Eindruck, den das Ganze macht, das Einzelne betrachten, auf, welchen Fleiß dieser Meister auf die Zeichnung verwendet hat. Von den entblößten Füßen der knieenden Engel sind einige so schön gezeichnet, daß sie ein genaues Studium nach der Natur verrathen. Von den Tempera-Bildern Cimabue's sind als zuverläßig, wenn auch nur durch mündliche Ueberlieferung, nicht mehr als zwei große Madonnenbilder anzunehmen, von denen sich das eine (früher in St. Trinita) jetzt in der Sammlung der Akademie von Florenz, das andere in St. Maria Novella in Florenz, befindet. — Beide Gemälde haben bei oberflächlicher Betrachtung so viel Uebereinstimmendes, daß man, zumal da man von dem einen zum andern, ein gut Stück Weges zu gehen hat, sie leicht für gleiche Arbeit hält. Bei wiederholter Vergleichung ergiebt sich indeß ein großer Unterschied, der gerade hier von Bedeutung ist. Kaum dürfte es zwei Bilder geben, an denen man den Beginn des Lossagens

*) Item x sol. Dietisalvi pictori, qui depingit arma camerarii et quatuor in libris eorum (Arch. della Biccherna B. N. 28 zum Jahr 1267.)

von der byzantinischen Kunst so augenscheinlich nachweisen könnte, und wenn auch Cimabue diese Trennung von dem Ueberlieferten **noch nicht ganz** vollbrachte, so ergiebt sich doch aus der Vergleichung seiner beiden Madonnenbilder, welchen Anlauf er zur Befreiung der italienischen Kunst aus dem byzantinischen Schulzwange genommen hat. Denn während seine ältere Madonna mit dem gleichgültig hinblickenden Kinde und den ihr zur Seite gestellten statuarischen Erzvätern in der Sammlung der Akademie in Rücksicht der steifen Anordnung, der harten Formen, des braunen, schweren und undurchsichtigen Colorits, noch der byzantinischen Schule angehört, so müssen wir dagegen die Madonna in St. Maria Novella, mehr aber noch den göttlichen Knaben, den sie auf dem Arm trägt, als das geistige Eigenthum Cimabue's anerkennen. Hielt er sich auch noch rücksichtlich der äußern Anordnung an dieselben Vorbilder, welche dem Guido, Duccio und anderen Zeitgenossen als Muster galten, so bemerken wir zunächst schon in seinem Colorit, wozu, wie es scheint, eine ganz neue Mischung und Verbindung von ihm erfunden werden mußte, eine auffallende Veränderung; denn diese Klarheit und Frische, diese Durchsichtigkeit der Fleischtinten, überhaupt diese neue Tempera hat mit dem byzantinischen, trüberen, zäheren und schweren Auftrage nichts gemein.

Nicht aber das Technische, nicht die Zeichnung und Malerei ist es, durch welche Cimabue sich den Namen eines **Künstlers** erworben hat, es ist der neue, eigenthümliche Geist, den er **seinem Christus-Kinde** verliehen hat. Sieht man den unendlichen Reichthum der Gestalten, Geschichten, Vorstellungen des Himmels, der Erde und der Hölle, welche dem christlichen Maler als Aufgabe für seine Kunst anheimgefallen sind, sieht man ferner, wie zu vielen hundert Malen dieselben Gestalten mit dieser und jener Abweichung wiederholt worden sind, so können wir dennoch nur wenige die hochbeglückten Künstler nennen, denen es einmal gelang, den Gedanken und das Bild, das sie in ihrem Innern trugen, so auszusprechen, daß es für alle Zeiten ausgesprochen war. Dieses Glück nun ist unserm Meister in sofern zu Theil geworden, als er derjenige ist, welcher Christus als Kind, als den Knaben, in welchem sich der Sieger über Tod und Sünde, und der Erlöser und Befreier der Welt ankündiget, so ausgesprochen hat, daß kein Späterer uns hier eine neue Offenbarung gegeben hätte; es sey denn Raphael in dem Kinde der Sixtinischen Madonna. — Von den Fresco-Malereien in St. Francesko zu Assisi, welche nach Vasari von Cimabue in Gemeinschaft mit griechischen Künstlern gemalt worden seyn sollen, können wir durchaus nicht alles für Arbeiten unseres Meisters gelten lassen; vieles trägt den Stempel roh-byzantinischen Handwerks; nur einige Deckengemälde über dem Chor in der obern Kirche; die vier Evangelisten; Christus, Maria, Johannes der Täufer, St. Franziscus; die vier Kirchenlehrer und Mönche aus den vier ersten Orden, lassen Cimabue's Geist und Hand nicht verkennen; doch haben spätere Pinsel unter neuem Auftrag der Farben den alten Meister fast gänzlich begraben.

Kritische Bemerkungen zur Kunstgeschichte des Plinius

von

Dr. Ludwig von Jan.

Die Fortsetzung meiner Bemerkungen zur Kunstgeschichte des Plinius*) führt mich zum 35sten Buche, von welchem Herr Professor Osann einige Bruchstücke in dem berühmten Codex der Riccardischen Bibliothek zu Florenz verglichen hat. Die in diesem Blatte**) geschehene Mittheilung der dabei aufgefundenen Varianten ist mir um so schätzbarer, da ich dieser Handschrift, um die Vergleichung derselben mit der Genauigkeit herzustellen, die bei einem so wichtigen Manuscripte mit Recht gefordert werden kann, den ganzen Winter 1828 — 1829 gewidmet habe, ohne daß es mir nun vergönnt ist, die Resultate meiner mühseligen Arbeit, die für eine künftige Bearbeitung von geschickterer Hand aufbehalten bleiben, benützen zu können. Indessen wäre es ein eitles Bemühen, nach dem dort Gegebenen ein allgemein gültiges Verhältniß der Florentiner Handschrift zu der Bamberger, deren Text diesen Bemerkungen zu Grunde liegt, ausmitteln zu wollen, wie Jedermann einsieht, dem nicht unbekannt ist, wie sehr die einzelnen Theile der Handschriften des Plinius in Bezug auf ihren Werth unter sich verschieden sind. Die angeführten Lesarten sollen daher im Allgemeinen hier nur in so weit Berücksichtigung finden, als sie für die Kunstgeschichte bedeutende Stellen betreffen, und Bemerkungen, in denen es sich weniger um die Sache, als um den Ausdruck handelt, nur aufgenommen werden, wo es gilt, eine für sich unverständliche Lesart des Florentiner Codex zu erläutern, die Bemerkungen des Herrn Professor Osann zu bestätigen oder einer von der in denselben ausgesprochenen abweichenden Ansicht Eingang zu verschaffen, welches Letzte gleich in der ersten Bemerkung der Fall ist.

Herr Professor Osann zieht nämlich in der Einleitung, Seite 1. in der Stelle Restant terrae ipsius genera lapidumquae vel numerosiore serie, die Lesart des

*) S. Kunstblatt. 1831. Nro. 86 — 89.

**) S. Ebendaselbst. Nro. 60 — 70.

Cod. Ricc. vel numerosiores aere vor, und glaubt, sie sey ohne Zaudern in den Text aufzunehmen. Ich muß aber bekennen, daß ich noch nicht auffinden konnte, worin der Vorzug dieser Lesart bestehe, ja nicht einmal, wie sie sich rechtfertigen lasse. Denn worauf soll das Wort numerosiores gehen? vielleicht auf terrae lapidumque? so würde es wohl heißen numerosiorum. Eher würde man aber numerosiora, auf genera bezogen, erwarten. Nicht weniger Schwierigkeit macht das Wort aere. Der Sinn jener Lesart müßte seyn: vel numerosiora quam aeris genera, was sich auf jene Weise nicht wohl ausdrücken läßt; aber gesetzt auch dieß ginge an, so würde ihr immer noch das entgegenstehen, daß in dem Vorhergehenden nicht vom Erze allein, sondern von den Metallen überhaupt die Rede ist: (Metallorum... natura indicata propemodum est.) Endlich spricht in Bezug auf den Ausdruck eine Stelle des Plinius (XI. 3. sect. 2.) Unde numerosa quaestionum series exoritur, ganz entschieden für die bisherige Lesart; es ist daher kein Grund vorhanden, von derselben abzugehen. — Im Folgenden erhält die an sich sinnlose Lesart des Cod. Ricc. instituti eo modo in den Worten: Nos in iis brevitatem sequemur utilem instituti modo nihil necessarium aut naturale omittentes, ihre Erklärung durch die Bamberger Handschrift, welche, der Conjectur des Pintianus gemäß, hat: utilem instituto, modo nihil ... omittentes.

Cap. 1. Sect. 1. verliert die Bemerkung des Herrn Prof. Osann, daß das Wort denobilis vielleicht nicht geradezu einem Fehler des Copisten zuzuschreiben sey, ihre Wahrscheinlichkeit dadurch, das in dem Cod. Bamb. ganz richtig nobili steht. — Das Folgende: et alios nobilitante, statt illos, findet sich auch in dem Cod. Bamb., und ist meiner Ansicht nach in dem Sinne aufzunehmen: „selbst Privatleute wurden, dadurch daß die Malerei ihr Bild auf die Nachwelt brachte, berühmt gemacht;" worauf alios, dem Vorausgehenden tunc eum expeteretur a reibus populisque gegenüber, hinführt.

Ueber die Stelle spatia montis in cubiculo delitentia stimme ich der Meinung des Herrn Prof. Osann bei, der die Lesart des Cod. Ricc. dilatata für richtig hält. Es läßt sich dieß recht gut von dem Zerschneiden in flache Stücken zum Incrustiren der Wände verstehen. Das Wort delitere wird durch den Bamberger Codex auch nicht gesichert; doch steht seine Lesart dilatentia der Vulgata näher. Ich glaubte früher darnach corrigiren zu müssen dilucentia, theils durch die zu weit von den Handschriften abweichende Vermuthung des Salmasius:*) Nec specla montis in cubiculo nitentia, theils durch Plinius selbst, der (XII. l. s. 5.) von einer Höhle in der Akademie zu Athen sagt: laetiorem quam marmorum nitore, picturae varietate, laquearium auro cubuisse in ea, veranlaßt: doch kann ich dilucere in der Bedeutung „glänzen" nirgends nachweisen.

*) S. Exercitationes Plinianae in Solinum, ed. Paris. pag. 443.

Nekrolog.

Hr. Champollion, d. jüngere, Mitglied des Instituts, und berühmt durch seine Arbeiten über Aegypten, starb am 4. März zu Paris, in einem Alter von nicht mehr als 41 Jahren, an einer schmerzhaften Krankheit. Er hatte so eben seine altägyptische Grammatik, oder die Darlegung seines Systems der altägyptischen Sprache und Schrift, für den Druck beendigt, und angefangen, die auf seiner Reise in Aegypten gesammelten reichen Materialien zur Herausgabe des bereits angekündigten Werks über die Denkmäler Aegyptens zu ordnen. Seine Leichenfeier hatte am 7. März in der Kirche St. Roch statt. Eine zahlreiche Deputation vom Institut und College de France, die Conservatoren des Museums und der Bibliothek, Deputirte, und eine Menge gelehrter Fremden, wohnt eihr bei. Der Gr. Forbin, Hr. Sylvestre deSacy, Hr. v. Humbold und Hr. Arago standen an den vier Ecken des Leichentuchs, und begleiteten den Sarg auf den Kirchhof, wo die Herren Walkenaer und Letronne, Mitglieder des Instituts, die Leichenreden hielten. Die Betrübniß aller Anwesenden war der sprechendste Beweis, wie tief man den unersetzlichen Verlust dieses Mannes fühlte, der eine der größten Endeckungen für die Aufklärung der Geschichte des Alterthums, wenn nicht ganz allein gemacht, doch durch seinen Scharfblick und seine außerordentliche Thätigkeit fest begründet, aber noch keinen Schüler gezogen hat, der das von ihm Begonnene in seinem Geist fortsetzen könnte. Rührend war auch der Schmerz der jüngern Männer, welche seine Begleiter auf der ägyptischen Reise gewesen waren und so oft Beweise seiner Großmuth und Uneigennützigkeit erhalten hatten, denn er starb ohne Vermögen, und hinterläßt seiner jungen Familie nichts als seinen Namen, der sie der Fürsorge der Regierung empfiehlt. Herr v. Forbin hat den König um Erlaubniß gebeten, Champollions Marmorbüste im ägyptischen Museum, dem er vorstand, aufstellen zu dürfen. (Eine biographische Skizze über ihn von Ch. Lenormant findet sich im Temps vom 9. März.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 33.

Kunst = Blatt.

Dienstag, 24. April 1832.

Ueber das Sacramenthäuschen von Adam Krafft in der Kirche St. Lorenz zu Nürnberg und über die an demselben angebrachte Portrait-Figur des Meisters insbesondere.

(Mit beiliegendem Kupfer.)

Ein schönes Zeugniß von der schlichten Einfalt unserer Voraltern enthält die bekannte Bemerkung, wie Künstler von ausgezeichnetem Geiste und vollkommen ausgebildetem Talente den einfachen Namen des Handwerkers beibehielten und über ihren ursprünglichen Stand nicht heraustraten, obgleich ihre Werke ihnen selbst bei der Nachwelt dauernden Ruhm sicherten. Wenn hiefür eine große Menge von Beweisen aufgeführt werden könnte; so wollen wir das Gesagte doch nur auf den alten Nürnberger Bildhauer, Adam Krafft, der gegen Ende des 15ten Jahrhunderts blühete und von den Geschichtschreibern seiner Zeit als geschickter, fleißiger und kunstreicher Baumeister und Steinmetz gerühmt wird, anwenden. Von ihm weiset Nürnberg ausgezeichnete Bildwerke auf, wie die Stationen, welche durch die Säulengasse bis zum Gottesacker zu St. Johannis führen, die Kreuzschleppung, Grablegung und Auferstehung am Schreyer'schen Begräbniß außerhalb der Sebaldus Kirche, eine Ausführung Jesu zum Kreuze, dann das Abendmahl mit dem Kampfe Jesu am Oelberge und der Gefangennehmung im Innern der Sebalder Kirche, eine Krönung der Maria in der katholischen Kirche, und andere. Das zierlichste und reichste unter allen seinen Werken bleibt jedoch das Sacramenthäuschen in der Kirche zu St. Lorenz. Es ist an die Säule zur Rechten des Hauptaltars angelehnt, steigt vom Boden an bis zur Höhe von 64 Fuß hinauf, zerfällt in fünf Absätze und endiget, indem es an der Wölbung der Kirchendecke sich hinwendet, in einem zierlichen Krummstabe. Jeder der Absätze, aus den reichsten Verzierungen von Thürmchen, Säulen, Laubwerk und Blumen sinnig und kunstvoll ausgebaut, trägt wohlgelungene Darstellungen aus dem Leben Jesu; nur der letzte schließt sich bereits so enge zusammen, daß zu einer weitern bildlichen Darstellung nicht mehr Raum blieb. Am ersten Absatze unmittelbar über dem Ciborium erblickt man von vorne in Basrelief den Heiland, wie er mit seinen Jüngern das Abendmal hält, auf der Seite gegen Norden seinen Kampf im Garten zu Gethsemane und auf der gegen Süden seine Hinausführung zum Kreuze, in dem Momente aufgefaßt, wo er zu den Frauen spricht: „Weinet nicht über mich, weinet über euch und eure Kinder.“ Alle drei Darstellungen sind in der Gruppirung und Ausführung trefflich gelungen. Die drei Reliefs auf dem zweiten Absatz zeigen Jesum vor dem Pilatus, die Geißelung und die Ausstellung. Der engere Raum in den beiden obern Absätzen gestattete nicht mehr drei Basreliefs, dafür bildete der Künstler, auf der einen Seite Jesum am Kreuze, zu seinen Füßen Maria und Joseph, und auf der andern Jesum den Auferstandenen. als Fürsten des Lebens die Siegesfahne in der linken Hand haltend und mit der rechten gen Himmel deutend, im Runden. Doch wir brechen diese Beschreibung des Sacramenthäuschens hiermit ab, und verweisen auf das erste Heft der Nürnberger Künstler von dem dasigen Künstlerverein 1822 herausgegeben, wo Seite 32 — 37 eine vollständige Beschreibung, und auf das zweite Heft von Nürnbergs Merkwürdigkeiten und Kunstschätzen 1831, wo eine, freilich ziemlich in's Kleine zusammengezogene Abbildung der nördlichen Seite des Sakramenthäuschens gefunden wird.

Wir gedenken aber uns noch etwas ausführlicher über das Portrait-Bild des Meisters selbst, welches sich unter den drei Trägern des Ganges befindet, der in schönen gothischen Verzierungen zu dem Ciborium führt, zu erklären. Sie sind lebensgroß in knieender Stellung und in sichtbarer Anstrengung, die Schwere des Gesimses, die auf ihnen lastet, zu tragen, mit viel Wahrheit, Natur und Studium der Anatomie ausgeführt. Daß der Meister sich selbst an diesem reichsten und vollendetsten seiner Werke porträtirte, dürfte vorausgesetzt werden, hätte es uns nicht Neudörffer in seinen 1546 geschriebenen Nachrichten von Nürnberger Künstlern ausdrücklich

gesagt; daß er sein Portrait nicht einer der beiden nebenstehenden, sondern der vordern Figur unterlegen werde, ist ebenfalls im Voraus zu vermuthen, auch wenn Neudörffer es nicht ausdrücklich gemeldet hätte. Es heißt nämlich bei ihm:

„Anno 1496 hat er (Adam Krafft), mit Hülff seiner zweien Gesellen, in St. Lorenzer Pfarrkirchen, im Chor, das schöne Sacramenthäuslein, darunter er zu vorderst, als wäre er im Leben, sich selbst conterfeyet, und hinter ihm, seine zwei Gesellen, darzu oben den schönen Oelberg, sammt andern Passionsfiguren, angefangen, und Anno 1500 auf Hanns Imhofs Unkosten, vollbracht worden.“

Diese Portraitfigur, welche im Umriß beiliegt, ist auf der vordern Hauptseite gegen Westen angebracht. Es ist eine schöne kräftige Gestalt, auf das rechte Knie niedergesunken, während der linke Fuß leicht auf dem Boden aufsteht. Sehr natürlich ist die linke Hand auf dem Schenkel dieses Fußes gestützt, indeß die rechte den Klöppel ruhend auf den andern Schenkel sinken läßt. Der Kopf ist mit ungemein viel Fleiß und scharfer Individualität ausgeführt. Diese Figur allein ist als Steinmetz kostümirt; sie allein trägt die Schürze und den Klöppel; sie ist augenscheinlich, wie die gegen Süden stehende, Portrait, während die gegen Norden eher Ideal zu seyn scheint. Offenbar wollte der Künstler diese Figur als den Meister und Schöpfer des ganzen Werkes darstellen; denn obgleich auch sie unter der Last des Gesimses niedergedrückt scheint, so ist doch ihre Haltung viel freier, dagegen jene beiden hinter dem Meister stehenden Figuren sich an Stöcken festhalten und absichtlich nur als Träger der Last bezeichnet sind. Während es bei der südlichen Figur noch zweifelhaft bleibt, ob dieselbe nicht auch ein Instrument in der rechten Hand gehalten habe, das nur abgebrochen ist, so siehet man dagegen bei der nördlichen Figur deutlich, daß durch die rechte Hand nur der verlängerte, dieselbe unterstützende, Stock gegangen ist, davon noch ein beträchtliches Fragment in der linken Hand gesehen wird. Wenn Neudörffer der wunderlichen Art Adam Kraffts erwähnt, „daß er keinem verständigen Gesellen etwas weiset, aber das sich befließ, daß er allemal einen groben starken Bauern Knecht zu seinem Handlanger dinget, dem er alle Dinge mit höchstem Fleiß weiset, als ob er sein Lebenlang beim Bauen auferzogen wäre, durch welches Zeigen er machte, daß ein anderer Gesell darneben etwas begreiffen mogte;“ so sehen wir das alles in der Figur gegen Süden, und zwar in ihren rohen Gesichtszügen, und in der bäuerischen Mütze, welche sie trägt, recht sehr bestätiget. Anders ist es mit den Köpfen der beiden andern Figuren. Keine Spur von den Zügen eines verschlossenen, eines eigensinnigen, eines sich und seine Rechte eifersüchtig bewachenden Charakters, wie sie nach den Andeutungen Neudörffers und anderer in Adam Kraft vorhanden waren, (vergleiche Nürnberger Künstler 1stes Heft) finden wir in dem nördlichen Kopfe, wohl aber dürften sich solche Spuren im westlichen nachweisen lassen; ja es will überhaupt, je länger jener beschaut wird, um so zweifelhafter werden, ob derselbe reines Portrait und nicht vielmehr ein idealisirter Kopf sey. Den Kunstkennern ist dieser Kopf nicht fremd; denn von Sandrart an wurde er für Adam Krafft ausgegeben; er ist in seiner deutschen Akademie, wiewohl sehr ungetreu und viel älter und greisenhafter abgebildet; er findet sich wieder in dem oben angeführten ersten Hefte der Nürnberger Künstler von Fleischmann gestochen; ihn hat Dr. Campe in dem 1828 abgedruckten Neudörffer Nachrichten wieder gegeben; ihn hat Pfarrer Hilpert in dem ebenfalls oben angeführten 2ten Hefte der Merkwürdigkeiten und Kunstschätze Nürnbergs gleichfalls wieder für Adam Krafft gehalten. So sehr pflanzt sich eine einmal angenommene Meinung — ohne sie einer nähern Prüfung zu unterwerfen — von einem Schriftsteller auf den andern fort. Während Neudörffers Andeutung auf's Klarste die westliche Figur bezeichnet, während eine sorgfältige Beschauung der Darstellung, des Costüm's, des Charakters keinen Zweifel übrig läßt; — so ist man doch über dieß alles hinweg gegangen und hat sich blos an des anerkannt zuverläßigen Sandrart's Zeichnung gehalten. Der Verfasser des ersten Heftes der Nürnberger Künstler mochte selbst das Mangelnde alles Beweises fühlen, indem er den nördlichen Träger für den Meister erklärte; denn er weiß nichts weiter zur Sicherstellung seiner Behandlung anzugeben, als: „Bart und Charakter des Kopfes machen ihn als den vorzüglichsten unter diesen dreien, als den Meister, erkennbar.“ Wir aber glauben, daß der Bart schon gar nichts beweist, da auch die von uns gelieferte Portraitfigur des Bartes nicht ermangelt; der Charakter des Kopfes aber scheint uns weder zu einem Portrait „so abconterfeiet, als wäre er im Leben“ individuell genug, noch zu einem Portrait Adam Krafft's charakteristisch genug. Und auch abgesehen von jedem andern Beweise, wer möchte glauben, daß ein Mann, der die Gesellen in eifersüchtiger Ferne von sich zu halten bemüht war, und streng darauf sahe, sich als den Meister und als den alleinigen Meister geltend zu erhalten, daß ein solcher Mann sich neben an die Seite seines Werkes, den Gesellen aber vorne hin stellen; sich wie den Handlanger mit einem Rocke ohne Schürze bekleiden, den Gesellen dagegen als den ausübenden Werkmeister bezeichnen; sich wie dem Handlanger einen krummen, knorrigen Stab in die Hand geben und damit blos als Träger bezeichnen, den Gesellen dagegen mit dem Klöp-



Adam Krafft

am Sacramenthaeuschen in der Lorenzer Kirche
zu Nürnberg.

pel versehen werde. Daher hat zwar in jenem ersten Hefte die Behauptung Seite 13 zur einen Hälfte ihre Richtigkeit, zur andern aber fällt sie als gänzlich unstatthaft: „Nur in Hinsicht seiner Bildnisse haben wir keine Ursache, eine Klage zu führen. Das Zuverläßigste ist, wie begreiflich, das, welches er uns selbst hinterließ; wir werden desselben und der ganzen Figur bei der Beschreibung des Sacramenthäusleins nochmals gedenken, an welchem es zu finden ist. Eine getreue Nachbildung davon begleitet diese biographische Skizze." Eben so unstatthaft, wie die oben von uns widerlegte Beweisführung ist die in dem Werke von Pfarrer Hilpert, Seite 22: „Der Meister mit beiden Gesellen trägt knieend die Ballustrade, die das Gebäude umgiebt, jener nach dem Marien-Altar (nach Norden) hinsehend, ein ehrwürdiger Kahlkopf mit langem Barte, blickt mild auf, wie diese störrisch und bäuerisch grob." Unsere Leser mögen aus der vorliegenden Zeichnung selbst ermessen, wie weit die Beiwörter „störrisch und bäurisch grob" auf den von uns dem Adam Krafft vindizirten Kopf passen. Wir sind überzeugt, daß sie an ihm nichts finden werden, was nicht vollkommen dem Charakter Adam Kraffts angemessen wäre.

Zwei Einwendungen könnte man uns noch machen und wir finden uns daher veranlaßt, sie zu widerlegen. Neudörffer giebt 1507 als Todesjahr Kraffts an, der Verfasser der „Nürnberger Künstler" nimmt an, daß er als Greis von 70 Jahren gestorben, und findet es eben daher bewundernswürdig, daß dieser Mann erst im Greisenalter, (denn alle seine eigentlichen Kunstwerke fallen zwischen 1490 — 1507) mit den Productionen eines reichen und schöpferischen Talentes hervortrat. Da nun das Sacramenthäuschen von 1496 — 1500 gefertigt wurde, so müßte dieser Annahme zufolge der Meister an demselben als ein Mann von wenigstens 60 Jahren erscheinen, während wir in dem von uns angenommenen Portrait einen Vierziger oder höchstens Fünfziger erblicken. Allein wir stehen hier, wie so oft bei den Nachrichten über die Nürnberger Geschichte, wieder bei einer völlig unerwiesenen Annahme, die wahrscheinlich noch öfter ohne Prüfung wiederholt werden wird. Krafft's Werke zeigen es deutlich genug, daß kein sechzig-, ja gar siebenzigjähriger Mann sie gefertigt habe, der vorher weiter keine andere als Steinmetzarbeiten getrieben hätte; sie verrathen zu gut den Mann in der Blüthe seiner Kraft, den Mann von einer reichen Erfindungsgabe, einer lebendigen Phantasie, einer klaren Auffassung der Natur, einem unermüdeten und glücklichen Weiterstreben. Daß er, als er das Sakramenthäuschen fertigte, nicht im Greisenalter stehen konnte, beweist auch sein Verhältniß zu Peter Vischer und Lindenast, wovon jener 1529 dieser 1520 starb und von welchen Neudörffer sagt, daß sie gleich mit einander aufgewachsen und wie Brüder gewesen seyen — folglich in Jahren nicht bedeutend von einander verschieden seyn konnten. Nun aber hat Peter Vischer an seinem 1519 vollendeten Sebaldus-Grabe sich noch als einen stattlichen und kräftigen Mann dargestellt und seinem Bilde selbst die Unterschrift „1509" gegeben; wie kann sein Jugendgenosse und der Freund seines männlichen Alters schon 1507 ein Greis gewesen seyn? Schon um seines Alters Willen kann der bisher dafür gehaltene Kopf nicht Adam Krafft angehören. Er würde auch zu dem des Peter Vischer in keiner Weise als Gegenstück passen, während mit Sicherheit anzunehmen ist, daß beide Freunde, die noch in ihrem männlichen Alter sich wöchentlich im Zeichnen übten, sich über die Darstellung ihrer Portraits dürften verständigt, oder daß Peter Vischer das seines Freundes dürfte vor Augen gehabt haben.

Eben so unhaltbar ist die zweite Einwendung welche man machen möchte. Es ist nämlich eine handschriftliche, aber bedeutend jüngere, von Neudörffer nicht angeführte Sage vorhanden, als habe Adam Krafft auch in seiner Darstellung des Abendmahls im Chor der Sebalder Kirche, wobei er die Portraite mehrerer Rechtsherrn anbrachte, einer der überzähligen Figuren und zwar der einzigen, welche mit einer Kappe versehen ist, sein Portrait untergelegt. Wenn es einmal schon unerklärbar ist, warum Neudörffer, während er alle in jener Darstellung vorhandenen Portraits mit Namen aufführt, gerade das des Meisters mit Stillschweigen soll übergangen haben; so kann diese Sage gegen unsere Behauptung gar nichts beweisen, weil der hier für Adam Krafft ausgegebene Kopf, weder dem an der nördlichen, noch an der westlichen Figur des Sacramenthäuchens ähnlich ist. Zwar ist es ein alter Kopf mit starkem, lang herabhängendem, in zwei Spitzen endigendem Bart, aber die Nase ist weit stärker geschweift und tritt viel schneidender hervor, als bei der nördlichen Figur am Sacramenthäuschen; das Gesicht trägt nicht den milden Charakter, wie an dieser, und der Bart hängt straff herab, während er bei dieser, wie aus den vorhandenen Zeichnungen bekannt ist, in schönen Locken herab fällt. Mit der westlichen Figur am Sakramenthäuschen hat er gar keine Aehnlichkeit. Höchst wahrscheinlich entstand die Meinung, es habe sich der Meister hier wohl selber portraitirt, erst dann, als sich die falsche Ansicht gebildet hatte, daß Adam Krafft 1507 im hohen Greisenalter verschieden sey.

Doch wir glauben unseren Beweis entscheidend geführt zu haben und müssen abbrechen, um die Geduld der Leser nicht zu ermüden.

Kritische Bemerkungen zur Kunstgeschichte des Plinius

von

Dr. Ludwig von Jan.

Cap. 2. Sect 2. stimmt die Bamberger Handschrift mit der Riccardischen in der Lesart Imaginum quidem pictura, qua maxime similes in aevum propagabantur figurae, in totum exolevit, überein; diese wird also aufzunehmen seyn, wenn gleich gegen die Vulgata sich nichts von Bedeutung sagen läßt. — Parisque steht auch im Cod. Bamb.; eben so richtig tabulina.

Statt Aliae foris et circa limina domitarum gentium imagines erant affixis hostium spoliis etc. hat der Cod. Bamb. die frühere Lesart animorum ingentium imagines. J. F. Grenov, von welchem jenes domitarum gentium imagines herrührt, das Harduin erklärt: domitarum gentium symbola et argumenta, führt zu dessen Bestätigung eine andere Stelle an (XXXVII. 2. s. 6.): Nonne similior tui est imago, quam Pyrenaei jugis imposuisti. Allein es ist dort nicht von dem Bilde eines besiegten Volkes die Rede, sondern die Trophäen werden als ein Bild des Siegers Pompejus betrachtet. Die spolia werden daher auch in unserer Stelle nicht als domitarum gentium imagines, sondern als animorum ingentium imagines, d. h. ein Abbild des Geistes großer Männer, ein Symbol ihres Sieges, anzusehen seyn. Dazu kommt, daß wir kurz vorher lesen: et quoniam animorum imagines non sunt, negliguntur etiam cormorum; ferner daß die codd. Ricc. und Mon. haben animorum gentium, der cod. Voss. aminorum gentium; es muß daher die vor Harduin allgemeine Lesart animorum ingentium, wieder hergestellt werden. — Für ipsae domus, in den Worten: triumphabantque etiam dominis mutatis ipsae domus, hat der Cod. Bamb. fast wie der Ricc. et me domus und darüber geschrieben etiam. Vielleicht ist dieß aus der Abkürzung eine entstanden und zu corrigiren aeternae domus; wie in diesem Buche (Cap. 14. S. 49.) sich findet: sunt enim aeterni, auf parietes bezogen; oder triumphabantque... aeterno domus, wie (II. 107. s. III.) viret aeterno... fraxinus.

In der Stelle: insertis voluminum suorum fecunditati, non nominibus tantum septingentorum illustrium, sed et aliquo modo imaginibus hat die Bamberger Handschrift: insertis voluminum suorum fecunditatium septingentorum illustrium aliquo modo imaginibus, fast wie die Voßische und Riccardische, welche jedoch voluminibus haben. Wenn sich in der Vulgata noch der Genitiv virorum fände, so würde ich kein Bedenken tragen, dieser beizupflichten, weil die andere Lesart daraus entstehen konnte, daß die beiden Wörter fecunditati und tantum wegen der Aehnlichkeit der Endung des einen mit dem Anfang des andern zu dem Worte fecunditatium zusammengezogen wurden und das Dazwischenliegende ausfiel, worauf dann im Folgenden sed et, als sinnstörend und ohne Beziehung auf eine andere Partikel, weggelassen werden mußte. Die von Herrn Prof. Osann empfohlene Conjectur clypeorum modo, scheint mir, obgleich der Uebergang aus derselben zur allgemeinen Lesart an dem von ihm angeführten Orte mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dargelegt ist, zu den zwar geistreichen, aber einer hinlänglichen Beglaubigung ermangelnden zu gehören.

Cap. 3. S. 4. scheint die Lesart des cod. Ricc. venere ganz falsch zu seyn. Die Unrichtigkeit derselben liegt aber nur in einem Buchstaben. Es ist nämlich nach dem cod. Bamb. zu lesen vexere. — Wenn Herr Prof. Osann weiter unten in aere die gewiß richtige Lesart nennt, so kann ich ihm nicht beistimmen. In einer ähnlichen Stelle (XXXIV. 2. sect. 5.): ut jam diu ne fortuna quidem in aere jus artis habeat, scheint mir im Gegentheil besser nach dem cod. Bamb. geschrieben zu werden: in ea re nämlich in aere fundendo. Doch läßt sich dort auch die Vulgata vertheidigen. Ob es aber angeht: Majorum quidem nostrorum tanta securitas in aere adnotatur aufzunehmen, weiß ich nicht. In ea re heißt: „in Betreff der clypei, der Brustbilder“ und hat keine Schwierigkeit in der Beziehung; aber securitas in aere paßt nicht in den Zusammenhang, da im Vorhergehenden nicht vom Erze die Rede ist, sondern von jenen Brustbildern. Auch vergleiche man (XVII. 11. s. 16.): quod Cato primum in ea re esse censet.

Bemerkungen über Kunst.

Was auf dem Wege zur Vervollkommnung der Kunst beseitigt, zurückgelassen wird, kann doch etwas Unschätzbares gewesen seyn. Wenn z. B. der Goldgrund der altdeutschen Schule, wie jetzt die Goldrahme das Gemälde auf's Beste isolirt, so umgab der Goldgrund die Gestalten selbst mit einem Nimbus, der sie von allem Weltlichen abhob. Die Kunst in ihrer Kindheit gleicht dem Kinde. Dieses ist auch ein vollständiger Mensch; Frömmigkeit, Einfalt, Naivetät sind Eigenschaften, die der Erwachsene, Mündige oft nur recht begreift, wenn er sich in seine unmündige Kindheit zurückversetzt.

*

Der Anblick schlechter Werke, so wie das Lesen fader Bücher, wirkt auf den Körper schwächend.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 34.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 26. April 1832.

Kunstliteratur.

Ueber Preisaufgaben für bildende Künstler. Den Beschützern und Freunden der Kunst und zunächst den Mitgliedern des sächsischen Kunstvereins gewidmet von Quandt. Dresden, gedruckt in der Gärtner'schen Buchdruckerey.

Diese kleine Schrift ist zwar laut des Datums der Vorrede schon im Anfange des Jahres 1829 ausgegangen, und der Verfasser selbst hat indessen (s. Kunstblatt 1832 Nro. 19) seine Ansicht über die Sache geändert. Obige Abhandlung aber verdient auch noch immer jetzt um ihres Gegenstandes willen sowohl als wegen der eigenthümlichen Auffassung und vielseitigen Begründung, daß wir im Kunstblatt auf sie zurückkommen und die aufgeworfene Frage, ob Preisaufgaben für bildende Künstler etwas taugen, ob sie namentlich den neuentstandenen deutschen Kunstvereinen als Mittel einer gedeihlichen Wirksamkeit für die Kunst und für den Künstler empfohlen werden dürften, näher in's Auge fassen. Auch für Herrn von Quandt, welcher Vorstand des sächsischen Kunstvereines ist, war der durch das Beispiel andrer Kunstanstalten und von wohlgesinnten Kunstfreunden zur Sprache gebrachte Vorschlag, bei dem dortigen Kunstverein Preisaufgaben einzuführen, die unmittelbar nächste Veranlassung, ein weiteres Nachdenken über diesen Gegenstand anzustellen und die Ergebnisse desselben durch den Druck öffentlich bekannt zu machen. Bei seinem späteren Ausschreiben einer Preisaufgabe für den sächsischen Kunstverein motivirt er jedoch seinen Antheil daran mit der kurzen Erklärung: „er habe die Erfahrung gemacht, daß oft auch geistreiche Künstler über den Gegenstand und die Grenzen der Kunst sich irren, und daß ihre Wahl nicht selten auf solches gehe, wobei sie den Mangel an Zeichnung verstecken". Da er sich eines weiteren nicht geäußert hat, nachstehende Anzeige jedoch bereits fertig war, ehe wir zur Kenntniß von jener Meinungsänderung gelangten, überhaupt aber die obige Schrift an und für sich schon die ganze Gesinnung und Ueberzeugung der Opposition vertritt, so wollen wir deßhalb unsern Bericht und unser Urtheil nicht zurückhalten.

Der Verfasser knüpft seine Untersuchung an folgende Fragen:

Welchen Nutzen können Preisaufgaben bringen?

Kann dieser Nutzen nicht etwa zweckmäßiger auf andere Weise auch erreicht werden?

Wie wirken Preisaufgaben auf den Künstler? und sind diese Wirkungen ersprießlich?

Welche Belehrung ertheilt hierüber ältere und neuere Kunstgeschichte?

Was hat Preisaufgaben empfohlen? und

Was soll der wahre Kunstfreund thun?

Auf die gewöhnliche Antwort, die man der ersten Frage ertheilt, Preisaufgaben liefern dem Künstler Stoff zu Darstellungen, regen ihn zum Nachdenken an, erhöhen seinen Eifer für die Kunst und geben den Beurtheilern eines Künstlers eine Thatsache, auf welche sie ihr Urtheil gründen können, — darauf erwiedert Herr v. Quandt: Ein Künstler, dem der Reichthum des inneren und äußeren Lebens nichts bietet, dem kann die Preisaufgabe auch nur die Schale und die Einkleidung, aber nicht den Stoff und den Inhalt zu einem Kunstwerke geben; der wahre Künstler bedarf ihrer nicht, und dem Scheinkünstler wird sie blos eine Aufgabe aber keine Aufforderung seyn und ihm nur das Unwesentliche und Zufällige eines Bildes überliefern. Es wird durch die Preisaufgabe das künstlerische Produciren geradezu umgekehrt und anstatt daß die Idee die Aufgabe bestimmen soll, bestimmt hierbei die Aufgabe die Idee des Künstlers. Der Kunstsinn, der Sinn nämlich, welcher sich eben in Auffinden und Auffassen von Gegenständen verkündet, kann nur durch geistige und technische Ausbildung, also durch Erziehung und Schule in dem Künstler entfaltet werden, aber nicht durch Preisaufgaben, welche diese Entwicklung schon voraussetzen müssen, ehe sie gegeben werden. (S. 6. 7.)

Ebenso, was die Meinung betrifft, durch Preisaufgaben werde der Künstler zum Denken angeregt, müsse

auch hier die Sache umgekehrt werden; die Ausbildung der theoretischen Seelenkräfte, des Verstandes und der Urtheilskraft, und deren Anwendung auf die Entstehung von Kunstwerken, müssen gleichfalls vorausgehen, wenn ein Künstler Preisaufgaben solle lösen können. Diese wären im glücklichsten Falle Uebungsexempel für das Urtheilsvermögen. (S. 8.) Ferner (S. 9.): wenn behauptet wird, daß Preisaufgaben des Künstlers Eifer für die Kunst erhöhen, so ist es nur der Reiz eine Schwierigkeit zu besiegen, welche eine Preisaufgabe hinstellt, oder den Siegeskranz über Mitbewerber davon zutragen, welcher den Eifer des Künstlers anspornt. Eine Preisaufgabe ist auch nie des Künstlers ganz eigenes Werk, es ist immer ihm ein Fremdes, ein Aufgedrungenes, gleichsam ein Stiefkind seiner Seele, und so fühlt er auch nur eine halbe und gemischte Freude, wenn er dafür den Preis erhält.

Ein Urtheil über den Künstler in seiner ganzen Erscheinung und eigenthümlichen Würdigkeit aber könne der einzelne Preis, den er davon getragen oder nicht davon getragen, keineswegs begründen; kaum über die spezielle Thatsache des Gewinnes oder Verlustes. Daher kommt es denn auch wohl, sagt der Verfasser S. 11., daß man sich, im dunkeln Gefühle der Unzuverläßigkeit der Entscheidung, des Ausdrucks bedient, einen Preis gewinnen, und fast nie sagen hört, es habe Jemand einen Preis erworben. (S. 10. 11.)

Mit diesen Erwiederungen auf die erste Frage fließt denn auch die Beantwortung der zweiten zusammen, indem Q. die Wahrnehmung des geeigneten Stoffes dem wahren Kunstsinne des Künstlers selbst, Anregung zu künstlerischem Denken der anderweitigen Erziehung und Bildung, die Erhöhung des Eifers für die Kunst der freien selbstständigen Production und das sichere Urtheil über die Künstler einer vollständigeren Beobachtung seines Charakters und seiner Leistungen zuweist.

Von der größten Wichtigkeit erscheint ihm nun die dritte Frage: Wie wirken Preisaufgaben auf den Künstler? Hier sagt er: die Preisaufgabe ist eine solche, welche dem Künstler gegeben wird, wozu er aber in sich selbst keine Aufforderung fühlt, wo er in Concurrenz mit andern Künstlern tritt und die Ehre, den Sieg davonzutragen, das Ziel ist, wornach er streben soll. So entspringt denn aus der dem Verstande dargebotenen Preisaufgabe die nachtheilige Wirkung, daß die productive Kraft der Phantasie, die unmittelbar Idee und Bild in ihrer Durchdringung anschaut, zurückgedrängt und bloß die reflectirende und spekulative Thätigkeit des Geistes, welche für einen vorgehaltenen Begriff die einzelnen Theile seiner bildlichen Einkleidung zusammensuchen muß, hervorgelockt wird. Die Lösung ist kein Product der Phantasie, sondern ein Werk des Witzes. Ferner: die Preisaufgabe zwingt den Künstler nicht blos an seinen Gegenstand zu denken, nicht blos nach der Wirkung zu streben, welche die ästhetische Wahrheit, die vollkommene Darstellung des dem inneren Sinne vorschwebenden Bildes für den äußeren Sinn erfordert, er muß an die Mitbewerber, an die Beurtheiler denken und darauf bedacht seyn, etwas zu liefern was nicht blos gefällt, sondern was auffällt, und wird also verleitet, um Beifall zu buhlen, was der gerade Weg zur Manier und Effektmalerei ist. — Drittens: Nicht das dem wahren Künstler unentbehrliche Mitgefühl der Edlen in Mit- oder Nachwelt, nicht Theilnahme sucht derjenige, der eine Preisaufgabe bearbeitet, zu erwecken, sondern Ehre zu gewinnen, er glaubt nicht an ein liebevolleres Begegnen und Entgegenkommen, sondern der Ehre jagt er nach und ein fremdes Ziel sucht er zu erreichen. Dies ist vielleicht der größte Nachtheil von Preisaufgaben, daß sie statt des reinen Kunststrebens den Stachel der Eitelkeit in des Künstlers Gemüth streuen. (S. 12 — 15.)

Indem nun im Folgenden der Uebergang zu den geschichtlichen Zeugnissen geschieht, zeigt der Verfasser mit kluger Umgehung mythischer Traditionen, welche Zwecke die Alten durch Wettstreite zu erreichen suchten, ob Beförderung der Kunst im Allgemeinen oder nur Erlangung vorzüglicher Werke von ausgezeichneten und bereits ausgebildeten Künstlern, und inwiefern in der schönsten Periode der modernen Kunst Wetteifer verschiedener Meister Statt gefunden habe. Hier nun soll die Geschichte beweisen, daß in der Blüthenzeit der Kunst nicht gelöste Preisaufgaben, sondern die freiwilligen und selbstgewählten vorzüglichen Leistungen, z. B. bei den Ausstellungen zu Delphi und Corinth, den Preis erhielten; zweitens, daß bei Aufgaben nie die Förderung der Künstler, sondern immer ein besonderer Zweck, z. B. Ausschmückung eines Tempels, beabsichtigt wurde, da an solchen Concurrenzen doch auch nur entschieden ausgebildete Künstler Antheil nehmen konnten; und drittens, daß Wetteifer von Kunsteifer und dem Streben nach Vollkommenheit und eigenthümlicher Ausbildung ganz verschieden sey, ja zu Abwegen führe, wie Raphaels eigenes Beispiel (im Jesaias in S. Agostino zu Rom) lehre. (S. 15 — 23.)

Kommt nun der Verfasser zu der weiteren Frage: Was denn die Preisaufgaben so sehr empfohlen und zu ihrer Einführung bei fast allen Kunstanstalten gewirkt habe; so findet er dies zuerst in jenen scheinbaren, aber, wie er sagt, sich nicht bewährenden Vortheilen, sonach in Irrthümern. Zweitens: die von Kunstaufträgen und Preisertheilungen für Leistungen aus freiem Antriebe, in Absicht und Wirkung, verschiedenen Preisaufgaben sind erst in viel neuerer Zeit und zwar in einer solchen

Zeit in Aufnahme gekommen, wo ein wahrer, innerer Beruf für Kunst erloschen war, wo man durch Reizmittel zu bewirken suchte, was die gesunkene schaffende Kraft versagte. Das Surrogat Ehrgeiz sollte die ausgestorbene Liebe zur Kunst ersetzen. Preisaufgaben verdanken somit ihre Entstehung und Aufnahme der Mangelhaftigkeit eines Zeitalters. Drittens verleite dazu die durch de Piles Balance des Peintres eingeführte höchst unästhetische und auf falsche Principe gebaute Beurtheilungsweise der Künstler nach einzelnen Vorzügen und Verdiensten, wo denn aus Schwäche des Urtheilsvermögens, einen Künstler in der Totalität aller seiner Eigenschaften und Richtungen ohne Vergleichung mit Andern zu schätzen, diejenigen, welchen es oblag Künstler zu beurtheilen und zu belohnen, eine einzelne Eigenschaft und Richtung der künstlerischen Thätigkeit hervorzogen und zur Begünstigung der Einförmigkeit Preisaufgaben in Aufnahme brachten. Dazu kam viertens die vielverbreitete irrige Meinung, man könne durch Preisaufgaben der Kunst eine bestimmte Richtung geben. Den letzten und verzeihlichsten Grund findet Herr v. Quandt jedoch in dem Vergnügen, unsere Einfälle durch Andere ausgeführt zu sehen: Wenn ein Reicher ein edles Vergnügen, wodurch er auch Andern Freude, dem Talentvollen Gelegenheit zur Ausübung seiner Kunst und Verdienstvollen Gewinn schafft, vielen anderen Lebensgenüssen vorzieht, so verdient dies dankbare Anerkennung; allein Direktoren von Kunstanstalten sollen nicht sowohl auf ihr Vergnügen als darauf bedacht seyn, wie am allerzweckmäßigsten die Kunst im Allgemeinen und der Künstler im Einzelnen gefördert werden kann; daß aber Preisaufgaben dazu nicht die empfehlenswerthesten Mittel sind, haben wir ausführlich bewiesen. Auch ist unter den Aufträgen, welche der Kunstfreund giebt, und unter Preisaufgaben noch ein großer Unterschied. Jener nimmt Rücksicht auf die Anlagen und Eigenthümlichkeiten des Künstlers, der Preisaufgabensteller hingegen nimmt nicht darauf Rücksicht und verfährt daher in jeder Hinsicht zweckwidrig. Jener verlangt, daß der Künstler um der Aufgabe selbst willen das Möglichste leisten solle, dieser will zum Wetteifer reizen und der Künstler soll nicht der Ausführung der Aufgabe wegen das Trefflichste zu leisten streben, sondern um Nebenbuhler zu besiegen. Der Kunstfreund will das Talent belohnen, der Preisvertheiler den Ehrgeiz krönen.

Was also, schließt der Verf. S. 30, Preisaufgaben empfohlen hat, kann sehr verzeihlich, ja mit einer löblichen Gesinnung verwandt seyn, beruht aber dann doch auf einer Verwechslung des dem Kunstfreunde erlaubten Vergnügens und der Pflicht des Beförderers der Kunst. Was soll nun der uneigennützige Kunstfreund, oder ein Verein von mehreren unterlassen und was thun, um die Kunst zu fördern? —

Dem Künstler nichts Fremdes aufdrängen, nicht Ehrgeiz, sondern Liebe zur Kunst anregen und in jeder Art das Treffliche und aus freiem Antriebe und innerer Neigung Geleistete belohnen, wo es sich findet.

Wir stimmen mit Freuden in den Zweck des Büchleins ein, der nur aus reiner Liebe zur Kunst und aus ächter Begeisterung für ihr Gedeihen fließen kann, und wornach der Verfasser gegen allen Mechanismus und Atomismus in der Kunst, gegen die unreinen Triebfedern der Eitelkeit und des Ehrgeizes, gegen die gefährlichen Klippen der Effekthascherei und Modekunst streitet und sich's angelegen seyn läßt, lebendige Bildung des Gemüthes und der Phantasie, ungestörtes Versenken in die Bedeutung und das Wesen des, durch inneres Bedürfniß darzustellenden Gegenstandes, Sehnsucht nach wahrhaft geistiger Schätzung und sittlicher Theilnahme in den Künstlern unserer Zeit zu befördern und namentlich von den schon in ihrem Anfange so erfreulichen und noch weit mehr für die Zukunft versprechenden Kunstvereinen Alles abzuwehren, was ihren Einfluß auf die Kunst und auf die Künstler zum Schaden wenden könnte. Auch wollen wir gleich von vorne herein zugestehen, daß Preisaufgaben in der Weise wie sie, besonders in Akademien und Kunstschulen, eingeführt sind und wie man ihre Lösung von der einen Seite zu fordern auf der andern zu betreiben pflegt, ein Verderb für die Kunst und namentlich für die richtige und reine Ausbildung ihrer Jünger sind. Aber daß im Allgemeinen und für jeden besondern Fall, vornehmlich auch bei den Kunstvereinen, die Sitte, Preisaufgaben zu stellen, nutzlos und schädlich sey und überhaupt nur aus Vorurtheilen und verkehrten Ansichten, wenn auch mit der ehrlichsten Tendenz, hervorgehe, dieß möchte sich wohl — und noch aus anderen Gründen, als welche Quandt unlängst seiner neuen Ansicht zur Stütze gab — bezweifeln lassen, wenn man den Begriff einer Preisaufgabe zerlegt und ihn aus seinen edleren Bestandtheilen wieder zusammensetzt, und wenn man hiernach den Einfluß der Preisaufgaben auf das Gedeihen der Kunst sowohl als auf die künstlerische Individualität und den moralischen Charakter des Künstlers zu würdigen sucht.

Sondert man vorerst den Gegenstand der Preisaufgabe, die Besteller und Richter, die Form der Bestellung und Bewerbung, so läßt sich ohne Zweifel ein ersprießliches Institut ausfindig machen, dem die reinsten Zwecke vorschweben und die erfreulichsten Wirkungen zu Gebote stehen, ein Institut, welches in der bereits bestehenden Einrichtung der Kunstvereine mehr als irgend anderswo den sichersten Halt finden und hinwiederum diesen Ver-

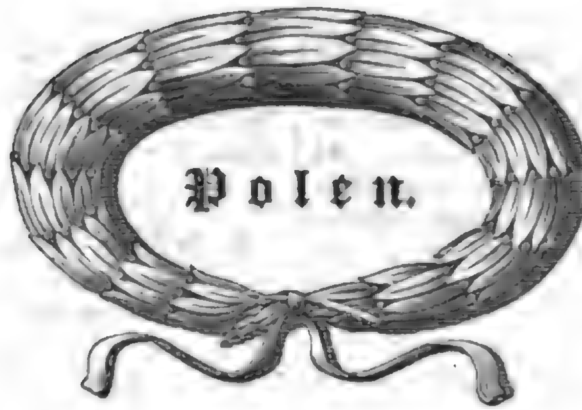
einen sich als eine der trefflichsten Maßnahmen zur Erreichung ihrer schönen Absichten darbieten dürfte.

Es frägt sich einmal, wer sind diejenigen, von welchen die Aufgabe ausgeht, und welchen das Gericht zukommt? Ist es ein solcher, der nur das Vergnügen haben will, wie der Verfasser sagt, seine Einfälle durch Andere ausgeführt zu sehen, so läßt sich wohl befürchten, daß diesem egoistischen Dillettantismus keine lautern und durchgebildeten Kunstansichten zur Seite gehn, und daß, wenn sich der Besteller das Richteramt vorbehält, er nach einem einseitigen Geschmack urtheilen und der Künstler, dem es am Preis, nicht an der Sache gelegen ist, auch nur nach dem Effekte, der das Urtheil des Bestellers zu bestechen verspricht, haschen werde. Dann freilich ist weder für die Kunst noch für den Künstler etwas Höheres gewonnen. Auch bei einzelnen Vorstehern von Kunstanstalten besorgt Herr v. Quandt mit Recht den nachtheiligen Einfluß einer bestimmten Richtung in Theorie und Praxis, wodurch die vielseitige Gestaltung der Kunst beschränkt und so oft sehr Tüchtiges ausgeschlossen, der Preisbewerber somit in eine, wenn auch nicht gerade an und für sich verkehrte, doch für sein Talent ungeeignete Bahn und in alle Folgen der Einseitigkeit sowohl wie überhaupt einer fremdartigen Beschäftigung hineingezogen werde. Deßhalb ist nun eben eine Mehrzahl vorzuziehen, von welcher die Bestimmung der Preisaufgabe und die Entscheidung über den Werth der eingereichten Lösungen abhängt, und zwar ein Tribunal, das nicht etwa von Einzelnen gewählt, wiederum nur den Geschmack dieser Einzelnen repräsentirt, sondern, wie bei den Kunstvereinen schon stattfindet oder immer mehr zu erwarten steht, aus der Mitte des kunstbefreundeten Publikums hervorgegangen ist und durch das Gleichgewicht verschiedener Kunstansichten, durch Vielseitigkeit der Bildung, durch möglichste äußere Unabhängigkeit und Uneigennützigkeit, wie durch moralische Würde dem Beruf entspricht, nicht einem subjectiven Vergnügen, nicht einer besonderen academischen Theorie oder Manier, sondern der Kunst in ihrer freiesten Entwicklung zu dienen und zu helfen. Auch hier wird freilich das einzelne Urtheil immer mit subjectiven Meinungen, individuellen Neigungen und Empfindungen zusammenhängen, aber es wird sich durch das Zusammentreffen mit Anderen zur Begründung aufgefordert, von den reiferen Einsichten und Erfahrungen Anderer berichtigt sehen, und wo zuletzt, trotz mannigfacher Unterschiede im Uebrigen, eine Mehrzahl gebildeter und überhaupt im Fache der Kunst urtheilsfähiger Geister sich zu vorzugsweiser Anerkennung eines Kunstwerkes einigt, da kann denn doch die möglichste Annäherung an ein vollkommenes Gericht erzielt werden, und dem wahren, für die Kunst mehr als für Geld und Ehre empfänglichen Künstler wird der Beifall eines solchen Gerichtes, worin er die Repräsentation der mitlebenden Kunstwelt in seinem Vaterlande erblickt, als der schönste Preis seines Strebens und Schaffens vorschweben.

Ferner ist ein großer Unterschied in den Gegenständen der Preisaufgabe. Der bloße Liebhaber wird sich's leicht einfallen lassen, einen in sittlicher Hinsicht unwürdigen, vom ästhetischen Standpunkte aus unpassenden oder geringfügigen Vorwurf zu wählen. Der einseitige Kunstgelehrte wird gleichfalls schon durch den Inhalt seiner Forderungen sein abgeschlossenes System kund geben und es bei Anderen begünstigen. Aber nicht so die Gesellschaft, die keinen Privatzweck und keine theoretische Grille, sondern die gemeinsame große Absicht, eine freie Entfaltung und selbstständige Würde der Kunst zu befördern, verfolgt. Hier ist am ehesten zu erwarten, daß eine geeignete Auswahl von Gegenständen Statt finden und zugleich das richtige Maß der Bedingungen bezeichnet werden werde. Man hatte bisher auf der einen Seite die Gewohnheit, so streng als möglich vorzuschreiben, nicht nur was dargestellt, sondern auch wie es im Einzelnen dargestellt werden müsse, bis auf Gruppirung, Haltung, Bewegung, Costüme und Attribute herab. Von der andern Seite wird bisweilen ein weitester Begriff ausgesprochen, der eine zuletzt keiner Vergleichung unter einander zugängliche Verschiedenheit von Bearbeitungen zuläßt. Ja, man kann die Copula einer Preisaufgabe kaum noch einen allgemeinen materialen Begriff nennen, wenn, wie zum Beispiel in unseren Umgebungen schon geschehen ist, der Vorschlag gemacht werden sollte, die römische Geschichte, die Kreuzzüge, Schillers Gedichte und A. m. zur freien Behandlung irgend eines beliebigen Gegenstandes aus diesen Bergwerken künstlerischer Ideen und Motive zu bestimmen. Auch hier wird durch besonnenes Zusammenwirken mehrerer Theilnehmer die Mittelstraße zwischen zu Viel und zu Wenig gefunden werden. Es wird gesorgt werden, daß weder bei dem Künstler die künstlerische Erfindungskraft gebunden noch dem Richter der sichere Maßstab zur Vergleichung vorenthalten sey. Vornämlich kann aber und wird von hier aus die Wahl solcher Aufgaben geschehen, welche nicht sowohl und nicht allein den Scharfsinn und Witz des Künstlers beschäftigen, um eine complicirte Frage durch einfache und harmonische Anordnung der Gegenstände zu lösen, sondern wodurch immer zunächst das Gemüth des Künstlers angeregt, seine Phantasie geweckt und belebt und die produktive Seite seines Talentes in eine dichterische Stimmung versetzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 34. — 2. April 1832.

Tagespolitik.

Zu den früher schon besprochnen, sind wieder eine Anzahl Polenschriften hinzugekommen und zum Theil ausgezeichnete Sachen. Das Beste aber wird erst nachkommen, wenn die nach Frankreich geflüchteten Polen erst ihre Memoiren herausgeben werden. Uebrigens können wir nicht umhin, den merkwürdigen Umstand zu erwähnen, daß der praktische Antheil der Deutschen an dem Unglück der Polen unermeßlich viel größer ist, als der literarische, und daß seit geraumer Zeit dieses das erste Weltereigniß ist, was mehr die Herzen der Deutschen in Bewegung sezt als ihre Federn.

1) Polen, in geographischer, geschichtlicher und kulturhistorischer Hinsicht. Nach Malte-Brun und Chodzko von Dr. Karl Andree. Mit einer Charte. Leipzig, Schumann, 1831.

Ein gutes, reichhaltiges Handbuch, eine vollständige Geographie von Polen, einen Abriß seiner ältern Geschichte, eine Schilderung der Sitten und eine Abhandlung über Sprache und Nationalliteratur enthaltend. Der Rückblick auf das alte Polen ist um so interessanter, als er beweist, wie sehr die Polen sich treu geblieben sind und wie unmöglich es ist, einem Volk von so markirter Nationalität dieselbe zu nehmen. Von der Ausdauer der Polen sagte John Bowring schon im Jahr 1807: „Obgleich die Aussicht auf eine Verbesserung des politischen Zustandes in Polen noch fern seyn mag, so ist es für dieses unglückliche Volk doch ein Trost, daß es niemals irgend einen Zeitpunkt, in welchem sich Hoffnung zur Befreiung darbot, ungenüzt hat vorübergehen lassen. Die Polen haben sich oft in ihren Berechnungen geirrt, aber sobald sich ihnen auch nur ein schwacher Schein der Rettung darbot, haben sie freudig und gern ihr Leben aufs Spiel gesezt; beständig haben sie die größten Opfer gebracht, und das ist der beste Beweis ihrer Aufrichtigkeit und Hingebung fürs Vaterland. Die Vervollkommnung dieses Volkes muß auf ein allgemeines und umfassenderes Erziehungssystem gegründet werden. So lange die Geschichte Polens noch in den Herzen der Polen lebt, ist es unmöglich, den kräftigen patriotischen Aufschwung, der sich dort immerwährend zeigen wird, zu unterdrücken."

Und von der Zähigkeit des polnischen Lebens, von der schnellen Auferstehung vom Scheintode spricht ein noch viel älterer Schriftsteller: „Als im Jahre 1659 Herzog Matthias von Toskana, dem nach der polnischen Krone gelüstete, seinen Gesandten Paul Minucci, der in Warschau über die Thronfolge unterhandeln sollte, dorthin geschickt hatte, erzählte dieser in seinem handschriftlichen Berichte folgende Unterhaltung. Wie findet ihr dieses Land, fragte die Königin den toskanischen Gesandten. Er

antwortete: Madame, ungeachtet aller Plagen eines Krieges, der über dieses Land so viel Unglück gebracht hat, erkennt man die Fruchtbarkeit des Bodens, und die Thätigkeit der Landbewohner in der Sorgfalt, mit der sie sich bemühen, den verursachten Schaden zu ersetzen. Ihr müßt wissen, entgegnete die Königin, daß es im Wesen der Polen liegt, sich über die Gegenwart zu beklagen, der Vergangenheit nicht zu gedenken, und die Zukunft nicht zu fürchten. So trifft es sich, daß der Feind eine Stadt plündert und verwüstet, und dann davon geht; die Bewohner kehren ein paar Tage nachher in die Stadt zurück und bauen sie wieder auf, wie ihr das bei der Stadt Wratislaw gesehen habt, die in kurzer Zeit wieder aufgebauet worden ist, und zwar im Angesichte des Feindes, der nur durch die Weichsel von derselben getrennt war."

2) Polen, von Brougham (Lord John Russel). Zweite Auflage, vermehrt mit Polens Wiederaufleben von Leonhard Chodzko nebst einem Anhange über die Ereignisse von 1831. Brüssel, Imp. et lib. normales, 1831.

Zwei vortreffliche Ueberblicke der polnischen Geschichte. Der leztere von Chodzko sezt den erstern von Brougham fort. Raisonnement ist nur wenig darin enthalten, die Verfasser lassen die Thatsachen selber sprechen. Die ganze Geschichte beweist, daß nur eine ungroßmüthige Sophisterei das Unglück Polens den eignen Fehlern der Polen zur Last legen kann. Fehler haben sie allerdings begangen, und welche der europäischen Nationen hätte seit hundert Jahren keine Fehler begangen? Allein nicht diese oft bereuten und durch die edelste Aufopferung dreimal gesühnten Fehler sind die wahre Ursache ihres Unglücks, diese ist vielmehr einzig die zermalmende Uebermacht seiner Feinde, von denen jeder schon für sich ihnen dreimal überlegen ist. Allein ist Polen auch leicht zu besiegen, so ist es doch schwer zu behaupten. Daher sagte schon Jean Jacques Rousseau in einer Anrede an die Polen: „Polen, lernt, wie ihr der Macht und der Ehrsucht eurer Nachbarn trotzen könnt. Vermögt ihr nicht zu verhindern, daß sie euch verschlingen, so macht es wenigstens so, daß sie euch nicht verdauen können."

3) Polens Untergang. Von Friedrich von Raumer. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Daß diese Schrift, die nichts enthält als die Wiederholung weltbekannter Dinge, so großes Aufsehn erregen konnte, hat dieselbe zufällige Ursache, aus welcher sie, obgleich sie im höchsten Grade zahm geschrieben ist, schon mit dem Untergange Kosciuzkos endet und die jüngste polnische Revolution auch nicht entfernt berührt, dennoch einer politischen Verfolgung, wenigstens Mißbilligung sich ausgesezt sah. Es ist freilich erstaunlich, daß ein Direktor des Censurkollegiums den Namen der Polen nur in den Mund nehmen kann, außer — wie Claudia Gallotti sagen würde — begleitet von einer Verwünschung.

4) Ueber die lezten Ereignisse in Polen. Von Dr. R. O. Spazier. Altenburg, Hofbuchdruckerei, 1832.

5) Die Ereignisse in den russisch-polnischen Provinzen. Von einem Podolier, und

6) Die Wiederherstellung Polens oder ein allgemeiner europäischer Krieg, von einem polnischen Diplomaten, übertragen von Dr. R. O. Spazier. Nürnberg, Schrag, 1831.

Die erste dieser Schriften ist gegen den Professor Krug gerichtet, gegen einen jener vielen Sophisten der Tapferkeit, die, während sie, dem Windmühlenbekämpfer Don Quichote gleich, gegen das an die Wand gemalte Trugbild des Jesuitismus und Obscurantismus die Helden spielen, vor jeder wirklichen Gewalt desto höflicher sich schmiegen, und die, wenn einmal ein bethörtes Weiblein sich zum Mysticismus bekennt, ganz Deutschland unter die Waffen rufen, wenn aber ein großes und edles Volk aus hunderttausend Wunden blutet, dies kaum der Rede werth finden.

Die vorliegende Schrift von Spazier ist unter allen raisonnirenden Schriften, die über die neuesten Ereignisse in Polen erschienen sind, wohl die beste, und auch ohne die öffentliche Zeugnisse der Polen würde man darin die Benutzung authentischer Quellen nicht verkennen. Auf eine siegreiche Weise werden darin die ungroßmüthigen Beschuldigungen Krugs zurückgewiesen. Wenn Krug den Polen schlechte Sitten, Vergnügungssucht, Spielwuth rc. zum Vorwurf macht, so fügt Spazier hinzu, daß eben diese Polen, die vielleicht die Langeweile und den Gram der Sklaverei durch solche Zerstreuungen in den Bädern tödteten, doch, als es das Vaterland galt, augenblicklich die Genüsse hinter sich ließen, und alles, Vergnügen, Reichthümer, ja das Leben selbst freudig aufs Spiel sezten, und fast ohne Ausnahme, denn nicht der hundertste Pole that es nicht. Wenn Krug den Polen den Rath gibt, ihr Heil nur von Rußland zu erwarten, so sagt Spazier ungefähr alles das, was einst Demosthenes den Athenern sagte, da sie sich dem König Philipp in die Arme werfen wollten, und noch mehr, denn nachdem alles und jedes Unglück den Polen von Rußland kam, nachdem die beständige Politik Rußlands dahin ging, Polen als solches zu vernichten und das Land, das diesen Namen getragen, mit Rußland zu verschmelzen; nachdem seit Jahrhunderten eine ununterbrochene Reihenfolge von Unterdrückungen und Rachekriegen eine blutige

Scheidewand zwischen beide Nationen gezogen haben, nachdem der Nationalhaß selbst die Unterwerfung fast unmöglich gemacht und nur noch die Befreiung oder den Tod übrig gelassen hat, — nach solchen Prämissen kann selbst ein deutscher Professor, einer von jenen Menschen, die sich alles einzubilden und auch alles zu beweisen im Stande sind, wohl nicht mehr die Albernheit begehn, ganz unbefangen zu fragen, warum man sich denn nicht ruhig in sein Schicksal gefunden habe? Es geht doch nichts über den Geist eines deutschen Gelehrten. Wie einen hirschledernen Handschuh kann man ihn durch sich selbst hindurchziehn und von der rechten Hand an die linke ziehn oder umgekehrt.

In der leztgenannten Schrift stellt ein geborner Pole, gleichsam aus diplomatischer Verzweiflung, den Satz auf, die Unabhängigkeit Polens sey den Fürsten (nämlich Oesterreich, Preußen, Frankreich, Schweden, England und der Pforte) vortheilhafter, als den Völkern. Sonderbarer Weise hat er wirklich Recht; denn wäre Polen ein nach außen unabhängiger Staat, so möchte es immerhin im Innern wenig oder gar keine Freiheit dulden, es würde so viel Sympathie, so viel Mitleid und Aufregung nie erregen, wie es jezt erregt. Um diese den Fürsten gefährliche Gemüthsbewegung der Völker zur Ruhe zu bringen, wäre also eine Herstellung Polens politisch, und um so mehr, da es zugleich das dringende Interesse aller westlichen Mächte ist, durch die Herstellung Polens dem nordischen Koloß eine Schranke zu setzen.

7) Polens lezte Anstrengungen für Nationalität und europäische Freiheit. Mit einem Anhang, enthaltend die Geschichte von Polen von seiner Entstehung an. Von Dr. F. H. Ungewitter. Ilmenau, Voigt, 1831.

Eine sehr umfassende Kompilation der Zeitungsnachrichten über den jüngsten polnischen Revolutionskrieg bis zu dessen traurigem Ausgang im September 1831, brauchbar weniger durch die kritische Sichtung, als durch die Menge der Thatsachen.

8) Der Freiheitskampf der Polen gegen die Russen. Dritte und lezte Abtheilung. Leipzig, Engelmann, 1831.

Gleich den frühern Heften eine gutgeschriebne Uebersicht der Ereignisse, unter dem bunten Durcheinander der Zeitungsnachrichten kritisch das Wahre vom Falschen sichtend und überall durchglüht von der wärmsten Theilnahme für das unglückliche Heldenvolk. Mit Recht heißt es in dieser Schrift: „Wenn den Polen etwas am Herzen hätte liegen sollen, so mußte es wohl seyn, sich auf die Verbindungslinie ihrer Feinde zu werfen, längs der Weichsel bis an die preußische Gränze hinauf zu gehn, die Brücken der Russen zu zerstören, und nördlich nach Augustowo, nach Litthauen, hinauf zu streifen, um alle nachrückenden feindlichen Corps theils zu beschäftigen, theils vom Uebergange über die Weichsel abzuhalten. Da Warschau auf beiden Seiten doch immer gegen einen Handstreich diesseits und jenseits des Flusses gedeckt blieb, so rechnete man in der Ferne auch immerfort auf eine solche Unternehmung und enthusiastische Polenfreunde behaupteten laut, daß man das russische Heer nur über die Weichsel gelassen habe, um es desto sicherer zu verderben. Das Leztere wäre nun freilich schon darum nicht möglich gewesen, weil dem russischen Feldherrn die preußische Gränze troz aller Cholerakordons offen gestanden hätte und er sicher „ganz den bestehenden Vorschriften gemäß," wie sich die Posener Zeitung bei einer solchen Gelegenheit ausdrückt, längs ihr hinauf gehn konnte. Aber groß blieb der Erfolg, gelang der Versuch, stets. Erstlich war Preußens Neutralität denn offenbar vernichtet; die Politik hatte freien Spielraum; die Juste milieu in Paris mußte einen Entschluß ergreifen. Zweitens war die Gefahr für das Herz von Polen, für den Centralpunkt, für Warschau, vielleicht während einiger Monate beseitigt. Wie gefährlich ein solches Unternehmen werden konnte, geht am besten daraus hervor, daß Paskewitsch es noch fürchtete, als er schon Herr von Warschau war."

9) Erinnerungen aus Warschau. Nachträge zu den Memoiren über Polen, von Harro Harring. Nürnberg, Mosig, 1831.

10) Der russische Unterthan, als Antwort auf ein anonymes Pamphlet. Straßburg, 1832.

Der Verfasser vertheidigt in diesen Schriften die Wahrheit seiner frühern Memoiren über Polen und führt eine Menge neuer Thatsachen an. Uebrigens bedurfte es dieser Vertheidigung nicht erst, denn die Wahrheit der Hauptsachen ist weltbekannt, und auf kleine Nebensachen kam es nicht an. Zwar kann man den poetischen Friesländer nicht ganz von dem Vorwurf lossprechen, er habe zu oft seine unbedeutenden persönlichen Klagen mit den Klagen einer großen Nation vermischt und auf Blättern, welche die Weltgeschichte enthalten sollten, zu oft sich selber portraitirt, allein welcher Memoirenschreiber thut das nicht, und der übrige Inhalt der Memoiren gibt ein so treues Gemälde von Warschau in der Zeit vor der Revolution, und diese Zeit ist so verhängnißvoll, daß wir überzeugt sind, Harro Harrings Memoiren mit den vorliegenden beiden Nachträgen werden um ihrer gewissermaaßen unwillkührlichen

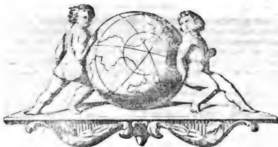
Treue willen als eine der interessantesten Geschichtsquellen auf die Nachwelt übergehn.

In den Erinnerungen beschränkt sich der Verfasser auf die Schilderung der niedern Volksklassen und gemeine Soldaten, nachdem er in den Memoiren mehr von dem Hof und der Regierung, von Belvedere und von den Großen gesprochen hat. Diese neuen niederländischen Gemälde sind dem Maler Harro Harring überaus vortrefflich gelungen und mehrere Gruppen daraus haben einen klassischen Werth, z. B. der alte sterbende Grenadier im Lazareth, die russische Soldatenfrau in der Judenstadt und der treue Diener Procop. Die Geschichte des leztern geben wir hier im Auszuge:

„Außer meiner Bedienung zu Hause, brauchte ich einen Mann in der Kaserne, für mein Pferd ꝛc. Morozow suchte mir einen aus, und ich ward mit ihm einig zu meinem Dienst. — Morozow schien seine Leute zu kennen, denn mein Procop, so hieß jener, war eine der ehrlichsten und redlichsten „Seelen," die je gegen Jagdhunde auf eine Pharaokarte gesezt, oder im Rausche des Besitzers an einen Juden vertrödelt worden um eine Bagatelle. — Er war nicht sehr groß, seine Nase hervorragend, das heißt, mehr als gewöhnlich, und sein tiefliegendes Auge hatte einen besonders durchdringenden, aber gutmüthigen Blick. Wenn sein Mund lächelte, schien er ein Mensch aus der gebildeten Klasse. — Er rauchte leidenschaftlich gern Taback, aber nie anders von dem meinigen, als wenn ich ihm davon gab, obschon ich ihn zuweilen in Versuchung führte, um ihn durch Gelegenheit zu prüfen. Branntwein trank er nie, und als ich ihm das erste Glas reichte, schüttelte er mit dem Kopfe, bedankte sich auf Russisch, legte die Hand auf die Brust und sezte auf gebrochen Deutsch hinzu! „Ich krank — Doctor nicht will — nicht gut für krank." — Diese Gewissenhaftigkeit gereichte zu seiner Empfehlung, und bald beobachtete ich, daß er sie überall durchsezte. — Seine Bewegung und alles, was er that, geschah langsam, aber desto sicherer. Wie das ganze Regiment und jeder russische Soldat, war er wortkarg und stille, und mit seinen Kameraden sprach er so wenig, als diese unter einander. — Als ich später, von meiner Krankheit genesen wieder ins Regiment eintrat, fand ich meinen Procop behaglich auf der Pritsche sitzend, ein Paquet „drei König" neben sich, statt des Pferdeknellers, den er sonst zu rauchen pflegte. Er entschuldigte sich, daß er, heftiger an der Brust leidend, mich nicht so eifrig würde bedienen können, als früher, und empfahl mir einen jungen Kameraden (Mazenko), der seine Stelle vertreten werde. — Ich billigte dieses von ganzem Herzen, erfuhr aber von meinem neuen Sattelintendanten, daß Procops Abdankung eine andere Ursache hätte, indem er von jenem Gelde, welches ich ihm auf Ujazdow ausgezahlt, einige Groschen ins Lotto gesezt und hundertfunfzig Gulden darauf gewonnen habe. Hundert und funfzig polnische Gulden waren für den armen russischen Leibeignen ein so unermeßliches Vermögen, daß der Besitz wohl allerdings eine große Umwandlung in seinem Innern bewirken konnte, welches, nach Obigem, ein rein menschliches, tiefes Gefühl bewahrte. — Procop that seinen Dienst, wie früher, schlief aber in den Zwischenstunden des Tages weniger als sonst, und saß auf seiner kleinen Kiste, oder neben derselben, auf der Pritsche, und rauchte „drei König" und starrte vor sich hin, wurde — schwermüthiger von Tag zu Tage, und endlich tiefsinnig. — Morozow, dessen Pritsche ihm gerade gegenüber, beobachtete ihn genau, und hatte, einige Furcht abgerechnet, längst sein Vertrauen gewonnen. Ich erfuhr durch jenen, daß der gute Alte die Tage und Stunden seiner noch übrigen anderthalb Dienstjahre zähle, und von Zeit zu Zeit sich nach dem Abschiede des Wachtmeisters erkundige, der schon seit drittehalb Jahren ausgedient, und noch immer nicht entlassen wurde. Er berechnete, wie es erst ihm ergehen werde, da er, als Gemeiner, gewiß noch weit länger über die gesetzliche Zeit hinaus werde dienen müssen, und dennoch war sein einziger Gedanke, seine fixe Idee seit er so reich geworden: die Freiheit, die Entlassung, der Abschied. — Mit seinem Abschiede sollte ihm nun erst das Leben aufgehen. Er entwarf Pläne über Pläne, wie er dann mit seinem Gelde ein kleines Geschäft beginnen wollte, und in dieses Hinbrüten versunken, ununterbrochen mit der Zukunft beschäftigt, die in weiter Ferne, ungewiß und fast unerreichbar vor ihm lag, fiel sein Gemüth in den trostlosen Zustand nagenden Kummers. — Dieses Seelenleiden ergriff nach und nach seinen Körper, der, wie oben berührt, nicht der stärkste, und er unterlag seinem launigen Glücke, dessen Lächeln er so fremd war, daß er sich nicht damit befreunden konnte. — Von Tag zu Tage sprach sich seine Krankheit deutlicher aus, deren wahre Ursache nur Wenige ahneten; denn verschwiegen von Natur, trug er seine Freude wie seinen Gram fest verschlossen im wunden Herzen, welches dadurch vielleicht um so mehr litt. — Gänzlich unfähig zum Dienst, wurde er nach Ujazdow gebracht, wo er noch einige Monate seinem Tiefsinne nachhieng. Auf meine Erkundigung bei den Aerzten über seine Krankheit, erfuhr ich, daß er an Herzverhärtung leide, ein Uebel, das in jenem Lazareth sehr häufig. — Und an diesem Leiden starb denn auch mein alter getreuer Procop zu Ujazdow, wie Alexander Ypsilanti, von demselben Leiden in Theresienstadt ergriffen, nach Wien geführt, seinen Geist aufgab."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 35. — 4. April 1832.

Tagespolitik.

(Fortsetzung.)

11) De l'Allemagne et de la révolution. Par Edgar Quinet. Paris, Paulin, 1832.

Da in Deutschland Alles, nicht blos das Land getheilt ist, so ist auch die Wahrheit in Deutschland immer nur halb wahr, denn was hier wahr ist, ist eben deswegen und blos deswegen dort nicht wahr. Auch die interessante Wahrheit, die Edgar Quinet ausgesprochen, ist nur halb wahr. Man sieht es seiner Schrift deutlich an, daß er seinen Standpunkt im südwestlichen Deutschland genommen, und da hat er denn vollkommen Recht, wenn er sagt, daß wir nicht mehr sind, wie uns Frau von Staël geschildert hat, daß uns vielmehr das kontemplative Leben, die gelehrte Abwesenheit und poetische Tränmerei fatal geworden, durch ihre hohle Gespensterhaftigkeit uns erschreckt und durch die sie begleitende weibische Unthätigkeit und Hülflosigkeit anekelt. Gilt aber dieselbe Wahrheit auch vom Norden? Nein, dort ist der praktische Haß gegen die philosophisch-ästhetischen Hirngespinste, den wir hier im Süden seit Jahren kultiviren, noch keineswegs eingetreten, vielmehr behauptet dort jene duslige Geistesabwesenheit und spekulative Verherung noch ihre ganze Macht; dort wimmelt es noch von Professoren und Journalisten, Staatsmännern und Schöngeistern, die der böse Geist auf öder Heide führt, so unerquicklich wie der Nebelwind, der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt. Dort wissen die gelehrten Heerschaaren wohl noch nichts de l'espèce d'effroi que l'on y a de retomber sous le charme de la vie contemplative, dort sind sie vielmehr noch gar nicht herausgefallen, um einen Rückfall fürchten zu müssen.

Oder sollte vielleicht Herr August Wilhelm von Schlegel, der diesen Winter nach Paris gereist ist, den Franzosen einen so fürchterlichen Begriff von unsrer Mannheit und von der derben Realität beigebracht haben, welche zukunftvoll der Welt mit politischen Riesengeburten droht? Edgar Quinet zittert schon in seinem französischen Herzen vor der vis septentrionalis, von der Gregor von Tours die fabelhafte Kunde hinterlassen. Sein geängstigter Geist sieht schon den deutschen Urwald sich beleben und hört ihn von der aufwachenden Bären urteutonischem Grundbaß wiederhallen; Ariovist geht wieder über den Rhein und Krokus, der Städtezertrümmerer, und über das wiedereroberte Elsaß und Lothringen bringt der Sturm auf Paris. Sieht Edgar Quinet nicht schon,

wie es nun auf einmal mit Frankreich aus ist, und wie die weiß-roth-blaue Fahne von der gelb-roth-schwarzen in der schmutzigen Seine untergetaucht wird? — Nimmermehr, ruft er aus, ehe das geschieht, Frankreich, wahre dich! Noch ist es Zeit, noch sind die Deutschen unter einander getheilt, noch lassen sie sich durch eine kluge Politik leiten, wie früher. Rasch also zugegriffen! ein neuer Rheinbund ist das einzige Rettungsmittel. Wenn wir, ist der schlaue Rathschlag Quinets, wenn wir diese deutschen Tölpel gewähren lassen, so faßt sie einmal der Raptus und sie setzen uns mir nichts dir nichts ein neues heiliges römisches Reich deutscher Nation vor die Thür; ergreifen wir aber die Gelegenheit beim Schopf, so spalten wir ihre Länder und Ländchen geschickt noch weiter von einander, als sie es ohnehin schon sind, und haben wenigstens ein Paar hundert Jahre wieder Ruhe vor ihnen.

Doch meint es Edgar Quinet wohl nicht so ernstlich. Er macht den Deutschen zwar ein Kompliment, schlägt aber ein Schnippchen dazu. Er lobt uns, wie schon Tacitus die alten Germanen lobte, nicht um uns zu loben, sondern um seine Franzosen ausschelten zu können. Wir sagen dies zur Ehre seiner Moral, denn wenn er uns im Ernst eine vortreffliche, edle, jeder Tugend und jeder Bildung, der Freiheit und eines heiligen Patriotismus fähige Nation nennen und gleich hinterdrein sagen könnte, wir müssen aber eben die vortrefflichen Leute schlecht machen, sie schwächen, unfrei, ehrlos machen, ihre Tugenden vergiften, ihre Nationalehre mit Füßen treten und sie schlau leiten und erziehn, bis sie für ihre eigne Schande stumpfsinnig geworden sind, — wenn Edgar Quinet im Ernst so viele Ehrfurcht vor den Deutschen mit so viel giftigem Haß verbinden könnte, so müßten wir fragen, wo denn endlich die Herrschaft der Humanität, die Verständigung der vernunftbegabten Wesen zu wechselseitiger Sicherung, die Allen theure, von Allen geleistete Garantie der Völker- und Menschenrechte beginnen sollte, wenn die freiesten Geister der freiesten Nation im Namen der Freiheit die Freiheit Andrer mit Füßen treten? Wir leben in der That noch in einer solchen, auch die feinsten Leute heimlich beschleichenden Barbarei, daß Gott der Zeit gnaden möge, wo sie einmal ihren Hexensabbat feiern wird.

12) Fliegende Blätter über Politik. Erstes Heft. Europa und die Revolution. Leipzig, Widmann, 1832.

Diese deutsche Stimme warnt vor jeder Täuschung. Auf der einen Seite sagt sie: „Niemand täusche sich über die Freiheit, die uns die Franzosen angeblich bringen wollen. Allerdings genießen die deutschen Völker nicht überall die Freiheiten, die man ihnen in den Jahren 1813 bis 1815 versprochen, und die sie sowohl durch ihre Civilisation, als durch die treue Anhänglichkeit an ihre Fürsten verdienen. Aber die Freiheit, die uns fremde Nationen mit Gewalt bringen, ist nur ein Phantom. Ohne Selbstständigkeit ist keine Freiheit denkbar.“ Auf der andern Seite aber heißt es eben so hoffnungslos: „Treue, Biederkeit und Festhalten an dem einmal erkannten Guten ist der Charakter der Deutschen. Sie streben nicht ungeduldig stets nach Neuem und ertragen lieber lange das Joch von Mißbräuchen, als daß sie es gewaltsam abzuschütteln suchen. Desto mehr aber sollte man auf ihre Stimme achten, wenn sie einmal allgemein eine Aenderung des bisherigen Zustands verlangen. — Doch es ist nur allzuklar, daß jene Politiker nur Ausflüchte suchen und der Einwand der bewegten und stürmischen Zeit nur eine neue Täuschung seyn soll. Wir haben in Deutschland funfzehn Jahre vollkommne Ruhe genossen und hat man in dieser Zeit dem Volk gegeben, was dem Volk gebührt? Hat man nicht vielmehr die ihm bereits eingeräumten Rechte an manchen Orten wieder zu verkürzen gesucht?“ Eine schlimme Wahrheit, aber die schlimmste ist besser, als eine Lüge.

13) Friedensblätter von Ed. Th. Manso. Fürth, Beck und Comp., 1832.

Absichtlich werfen wir die Broschuren der verschiedensten Tendenz durch einander, um unsern Lesern einen anschaulichen Begriff von der chaotischen Meinungsverschiedenheit unter uns Deutschen zu geben. Diese Friedensblätter hoffen Alles, während die vorige Schrift nichts hoffte, sie wollen Oel in die tosende Brandung der Zukunft gießen, und wollen das Unglaubliche leisten, die Partheien zu befriedigen, ohne sie vorher zum Kampf kommen zu lassen.

14) Ein paar Worte zur Feier des 18ten Oktobers 1831. Bremen, Schünemann.

Treffliche Worte, aus ächt deutschem Herzen kommend, Erinnerungen ohne Täuschung, Klagen ohne Weichheit, Worte einer männlichen Scham und eines edlen Unwillens.

15) Die Vervollkommnung der organischen Entwicklung des deutschen Bundes zur bestmöglichen Förderung deutscher Nationaleinheit und deutscher staatsbürgerlicher Freiheit. Als Motionsbegrün-

dung vorgetragen in der badischen Kammer von Dr. C. Th. Welcker. Karlsruhe, Groos, 1831.

„Bekanntlich verhinderte im Jahr 1815 die erneuerte Kriegsnoth und im Jahre 1820 die durch unglückliche Täuschungen und falschen Verschwörungslerm entstandne Mißstimmung eine völlige und definitive organische Entwicklung der Grundsätze des deutschen Bundesvertrags. Vielmehr wurden viele Verhältnisse, wie z. B. die des Bundesgerichts nur provisorisch geordnet. Ja, es wurden temporär, namentlich in den Karlsbader Beschlüssen sogar die allerwesentlichsten Rechte suspendirt." Jezt nun, meint der ehrenwerthe Verfasser, jezt sey die Zeit gekommen, das Versäumte nachzuholen. Wir bedauern, daß wir seiner Meinung nicht sind. Indem wir seinen warmen Patriotismus ehren und theilen, glauben wir doch, jene Zeit wird nie und kann nie kommen; denn es könnte in dem Welckerschen Sinn nur geholfen werden, wenn die deutsche Bundeskonstitution selbst einer Reform unterworfen würde; in der Form aber, in welcher sie besteht, ist sie von einer so eigenthümlichen Natur, daß die Wirklichkeit entweder hinter ihr zurückbleiben muß, wie dies bisher geschehn ist, oder daß sie hinter der Wirklichkeit zurückbleiben muß, wie alsdann geschehn würde, wenn Herrn Welckers Motion durchdränge. Mit andern Worten, dieser Vertrag hat im Sinn der Fürsten zu viel versprochen und im Sinn der Völker zu wenig. Man braucht also nur etwas politische Mechanik zu verstehn, um zu wissen, daß das Versprechen nicht gehalten werden konnte oder zum Theil zurückgenommen werden mußte, so lange die Fürsten allein entschieden, und daß das Versprechen lange nicht hinreichen würde, daß die ganze Verfassung eine Reform erleiden müßte, wenn die Völker zu entscheiden hätten.

16) Gedanken, die Parität der Rechte zwischen den katholischen und nicht katholischen Unterthanen der deutschen Bundesstaaten betreffend. Von Wilhelm Graf von Hohenthal auf Falkenberg. Leipzig, Baumgärtner, 1831.

Die Unmöglichkeit, das Versprechen der deutschen Bundesakte zu erfüllen, d. h. die absolute Unvereinbarkeit der darin dem deutschen Volk gegebnen Garantien mit dem Privatinteresse der kontrahirenden Höfe, hat zu bundesfürstlichen Associationen, d. h. zur Vereinigung mehrerer Fürsten in Bezug auf zufällig verwandte Interessen führen müssen und wirklich geführt, wie die bekannten Handelsvereine beweisen. Bei dieser Lage der Dinge ist denn auch die Motion des Grafen von Hohenthal, betreffend eine engere Vereinigung der protestantischen Fürsten im Interesse ihrer Kirche, eine Art von Erneuerung des alten corpus evangelicorum nicht befremdend, obgleich die Fürsten schwerlich darauf eingehen werden, da sie bei ihrer bischöflichen Oberhoheit sich ganz wohl befinden und der einzige Fall, der sie zu einer kirchlichen Vereinigung nöthigen könnte, ein Angriff von katholischer Seite, nicht mehr zu besorgen ist. Weit näher würde eine Association der konstitutionellen Fürsten liegen, denn diese würde wirklich einem in der Zeit gegebnen und immer schärfer sich ausprägenden Unterschied entsprechen; allein das heiße nur die Macht der Ständeversammlungen und der öffentlichen Meinung koncentriren, und die Fürsten würden fürchten, nicht mehr für sich zu arbeiten.

17) Einige seit der Juliwoche 1830 in französischen Zeitschriften gewagte Behauptungen, freimüthig widerlegt von Dr. Jos. Schram. Aachen und Leipzig, Mayer, 1831.

Der Verfasser weist die französische Eroberungslust zurück, die sich bei der Kriegspartei wieder geltend zu machen anfieng. Wir stimmen herzlich in die ächtdeutsche Entrüstung mit ein, die ihn bei dem Gedanken ergreift, neue Provinzen von Deutschland an Frankreich abzutreten; wir begreifen aber nicht wie er diese nationale und ewige Frage mit der blos momentanen Frage der heil. Allianz verwechseln kann. Das Nationalinteresse ist ewig, mag es durch Verträge geschüzt oder verlezt seyn; Verträge aber sind nie ewig. Das deutsche Nationalinteresse hat schon hundert Friedensschlüsse überlebt, und so oft man es mit dem momentanen Interesse der kontrahirenden Mächte zu identificiren trachtete, war es doch immer ein selbstständiges, 1815 so gut als 1648.

18) Zum Verständniß unsrer Zeit. Leipzig, Barth, 1831.

„Fest und unerschütterlich muß das Bestehende erhalten werden, nicht weil man es für das Beste ansieht, sondern weil es besteht und sich aus allem Vorhergehenden als eine natürliche Folge entwickelt hat." Seite 57. Fragen wir, wie denn das Bestehende als Folge sich aus dem Vorhergehenden hätte entwickeln können, ohne dieses Vorhergehende zu ändern, und mit welchem Recht dann das Bestehende seine Unveränder-

lichkeit ansprechen und neue Folgen aus neuen Entwicklungen verbieten wolle, so bleibt uns der Redende freilich die Antwort schuldig, denn es kam ihm wohl weniger darauf an, eine Vergangenheit und Zukunft großartig und vorurtheilsfrei umfassende Weltansicht zu geben, als der Gegenwart ein Kompliment zu machen: „Durch dieses alles steht Preußen da, als ein fester Fels im Sturm der Zeit, auf dem Menschenwohl und Bürgersinn unerschütterlich begründet sind. Es steht da, eine eherne Mauer gegen die Fluth unzeitiger Neuerungen und verderblicher Ideen, Deutschlands Ehre bewahrend ꝛc.“

19) Königthum und Freiheit. Ein Wort an die Preußischen Provinzialstände. Ilmenau, Voigt, 1832.

Ein gewisser Herr Benedikt in Wittenberg kündigt uns in dieser Schrift an:

daß die Fürsten älter sind als die Völker, denn die Souverainität lag zuerst in der Hand des Vaters, und dieser war früher als die Söhne, als die Familie, als das Volk; —

daß die Völker nur im Streben nach Sittlichkeit zu ihrer Reife und Mündigkeit gelangen, daß die Sittlichkeit im Gehorsam, und die Reife und Mündigkeit in bürgerlicher, nicht aber in politischer Freiheit bestehe, bürgerliche Freiheit aber nur (S. 19) in der Gewerbefreiheit; —

daß Repräsentation eine bloße Aristokratie und zwar die gefährlichste von allen sey; —

daß endlich das reine Königthum als die beste und vollendeteste Regierungsform zu betrachten sey; —

oder noch kürzer gefaßt, daß die Völker blos ein Recht haben, nämlich zu essen, und die Könige blos eine Pflicht, nämlich die Völker nicht verhungern zu lassen.

Vielleicht wird man diese Schrift nicht einmal in Preußen unbedingt billigen. Der erste Satz, daß die Fürsten älter seyen als die Völker, erinnert an den Witz, den einst Hippel machte. Ein Bürgerlicher fragt einen Adligen, wie denn der Adel älter seyn könne als der Bürgerstand, da beide ja von Adam abstammen? Ehrgeiziger Dummkopf, antwortet ihm der Edelmann, wir Adligen stammen von A, ihr Bürgerlichen aber erst von dam ab. Und gewiß ist die Behauptung, der Fürst sey älter als das Volk, weil er sich das Volk erst gezeugt habe, nicht unwitziger. Aber was folgt daraus? Offenbar die Universalmonarchie! Denn war Adam der erste legitime Erbmonarch, so konnten es fort und fort nur der Erstgeborne des Erstgebornen seyn, es durfte immer nur eine Monarchie auf der ganzen Erde geben, und so gelangen wir denn zu dem für ein so loyales Gemüth, wie das des H. Benedikt zu seyn scheint, schaudervollen Resultate, daß es nur einen legitimen König gibt, und daß entweder jeder fraꝫliche es nicht ist, oder wenn er es ist, er das Unglück hat, die Weltherrschaft mit Usurpatoren theilen zu müssen.

Nun kann er uns zwar keine bis auf Adam hinaufreichende Ahnentafel vorweisen, allein er scheint annehmen zu wollen, daß in zweifelhaften Fällen der Würdigste auch für den Legitimsten gehalten werden müsse, und er fragt: „wo ist außer Preußen das Land, das wahrhaft gesetzlicher Freiheit genösse?“ Nun ist aber wohlzumerken, daß er unter Freiheit blos Gewerbefreiheit versteht, von der Preßfreiheit und andern Freiheiten aber bona fide annimmt, sie müßten ungesetzlich seyn, blos deswegen weil sie in Preußen durch kein Gesetz erlaubt sind. Allein da schon Hegel durch seine Schüler den merkwürdigen Beweis führen ließ, daß alles Absolut Nothwendige der Welteinrichtung zufällig preußisch, und daß gleichsam Gott selbst ein Preuße sey, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn Herr Benedikt nun umgekehrt den Beweis führt, daß alles Preußische absolut nothwendig, daß das preußische Gesetz das Gesetz schlechthin sey.

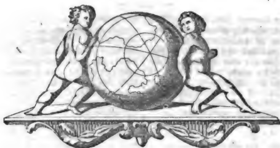
Ist nicht auch die Philosophie des Herrn Friedrich von Schlegel durch den wunderbarsten Zufall von der Welt österreichisch geworden? Und würden wir nicht auch eine bayrische, sächsische, hannoveranische ꝛc. Philosophie haben, wenn die Philosophie, — welche eben dadurch beweist, daß ein Philosoph mehr als ein König ist — in so kleinen Ländern Platz fände? —

20) Preußen und die Revolution. Zeitgemäße Worte an meine Mitbürger. Von C. L. W. Ahlefeld. Aachen und Leipzig, Mayer, 1831.

Immer wieder das alte Lied. „Unterdessen ist es ausgemacht, daß nach den Erfahrungen mehrerer großen Staaten die Konstitutionen bis jezt dem höhern Grade und dem größern Umfange des Wohlseyns der Bürger nicht besonders förderlich, eher noch hinderlich gewesen sind ꝛc. ꝛc.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur = Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 36. — 6. April 1832.

Tagespolitik.

(Fortsetzung.)

21) Die Volkssouverainität im Gegensatze der sogenannten Legitimität. Von Friedrich Murhard. Kassel, Bohné, 1832.

„Daß die Souverainität immer und überall eigentlich beim Volke oder der Gesammtheit der Staatsgenossen sey, in welchen Händen sich auch die Uebung der souverainen Gewalt befinde, ergibt sich wohl aufs deutlichste aus dem unläugbaren Umstande, daß auf die Anerkennung und Zustimmung des Volks, d. h. den willigen Gehorsam desselben, ohne welchen es keine politische Macht gibt, bei allen Verfassungen ohne Unterschied und wie auch die Regierungsform seyn mag, am Ende doch alles zurück kommt, die Gründe der Herrschaft mögen seyn, welche sie wollen." Sofern nur das Volk unsterblich ist, der Regent aber stirbt, ist auch der Regent nicht der ewige Souverain, sondern nur der jeweilige „sichtbare Stellvertreter des Souverains. Dasjenige Subjekt als dessen Organ der Regent gilt, und das seinen Willen auf seine Person übergetragen hat, damit er in seinem Namen handele, ist und bleibt jederzeit die Staatsgesellschaft."

„Durch den allgemein von den Staatsgelehrten unserer Zeit angenommenen und selbst von den Machthabern in allen heutigen civilisirten Staaten, die nicht despotisch gesinnt erscheinen wollen, wenigstens stillschweigend gutgeheißenen, wenn gleich nicht immer streng befolgten staatsrechtlichen Grundsatz: daß die Völker nicht für die Fürsten, sondern umgekehrt diese für jene da sind, ist im Grunde die ursprüngliche Souverainität des Volkes schon anerkannt, ohne daß es einer ausdrücklichen Anerkennung bedarf."

„Indem man aber die höchste Gewalt vom Volk ableitet, will man darum keineswegs die Regierung in seine Hände gelegt wissen." Nur Einheit und die aus ihr hervorgehende Kraft in der Vertheidigung gegen außen und in der Handhabung der Ordnung und des Rechts im Innern entspricht dem Staatszweck und kann der wahre Ausdruck des Gesammtwillens seyn, daher können nicht alle regieren, die Regierung muß so viel als möglich koncentrirt werden. Auf der andern Seite jedoch kann auch wieder der Regent die ihm anvertraute Macht nicht mehr als eine vom Volk unabhängige betrachten, nicht zum Schaden des Volks mißbrauchen, ohne daß das Volk sich rächt und ihn seine natürliche Uebermacht fühlen läßt. Mithin findet es Murhard nicht blos im Interesse der Völker, daß die Regenten sich durch Verträge an dieselben binden, sondern

auch im Interesse der Regenten selbst, weil sonst statt des Rechtszustands ein geheimer Kriegszustand besteht, und alsdann der Sieg bei der natürlichen Uebermacht der Völker niemals zweifelhaft seyn kann. „Man sieht also, wie wenig die Sicherheit einer Herrschaft, die sich allein Kraft eigenen Rechts geltend machen will und es verschmäht, eine Basis für ihr Recht im Volke selber zu suchen, eine Vergleichung mit der Sicherheit einer solchen Herrschaft aushält, welche, weit entfernt sich auf einen vergeblich vom Himmel ihr zugekommenen Machtbrief zu berufen, das Volk als die Urquelle ihrer Gewalt anerkennt."

Dies ist, kurzgefaßt, das Resultat der vorliegenden Untersuchungen. Nachdem der Verfasser seine eigne Meinung dargelegt, citirt er die Meinungen Andrer und widerlegt die, welche der seinigen entgegengesezt sind. Ein Deutscher kann durch diese Gallerie von politischen Ansichten nicht ohne Erröthen durchgehn, weil er bemerkt, daß je das Absurdeste allemal von irgend einem seiner berühmten und unberühmten Landsleute behauptet worden ist. Leicht hätte Murhard das Verzeichniß noch vermehren können, wenn er sich hätte die Mühe nehmen wollen, den ganzen Wust unsrer Philosophen, Juristen und Historiker aufzuwühlen. Die kostbare Erklärung des Herrn Benedikt von Wittenberg, daß die Fürsten älter seyen als das Volk, ist zu neu, als daß sie Murhard hätte aufnehmen können.

22) Ueber das Princip der Legitimität von K. Hermanni. Leipzig, Hartmann, 1832.

Dem Princip der Legitimität, sagt der Verfasser, bleibt keine andre Grundlage übrig, als die reine Thatsache des Besitzes, denn alle andern Herleitungen aus der Gottheit 2c. sind theoretischer Unsinn und im praktischen Leben unhaltbar. Weil aber, fährt der Verfasser warnend fort, weil der Besitz dem Wechsel unterworfen ist, weil man Länder verlieren kann, und weil man sie immer nur mit Zustimmung der Nationen besizt, darum sollten die legitimen Herrscher in der gegenwärtigen Aufregung Europas die Nationen für sich gewinnen und zu diesem Behuf vor allem die Stimmen der Nationen selbst zu Rathe ziehn. Ein freundlicher Rath, der uns aber — wie wir denn an einem unheilbaren politischen Unglauben leiden — erfolglos scheint.

Folgende Schriften haben ein mehr lokales Interesse:

23) Versuch einer ständischen Verfassung für ein aus vielen Provinzen zusammengesetztes großes Reich, nebst einem Anhang über die preußische Städteordnung und ein Versuch zu einer ländlichen Communal-Ordnung. Von G. F. Krause, Staatsrath. Gotha und Erfurt, Hennings, 1832. — Der Verfasser möchte gar gern alle Interessen zugleich berücksichtigen, aber dies führt auch hier, wie überall, zu einer Monstrosität. Er will die längst verheißenen preußischen Reichsstände einführen, und damit dem Nationalinteresse genügen, zugleich aber auch die alten Provinzialstände behalten und damit dem Interesse der Regierung treu bleiben. Allein er scheint dabei zu vergessen, daß in dem Augenblick, in welchem Reichsstände zusammentreten, die Provinzialstände völlig überflüßig werden, und namentlich der Regierung, der ihre Isolirung zu Statten kam, nichts mehr nutzen können. Zwar scheint durch die Fortdauer der Provinzialstände in und neben den Reichsständen, der Förderalismus begünstigt und die parlamentarische Kraft gebrochen, allein der Erfolg würde die Erwartungen wahrscheinlich täuschen, denn wenn auch die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande nicht immer das Krähwinkler Lokalinteresse überbot, so wurde doch gewiß immer die jungfräuliche Schamhaftigkeit einer Provinzialstandschaft von dem männlichen Ehrgeiz eines großen Parlaments über den Haufen gerissen.

24) Mikrokosmus. Eine polemische Zeitschrift für Staatskunst und Staatsrechtswissenschaft. Von Dr. Zöpfl. Heidelberg, Oswald, 1832. — Das erste Heft enthält gründliche Abhandlungen über die braunschweigische Verfassung. Natürlicherweise wollen die Kleinen auch leben, und man braucht in Minturnä so gut Luft und Sonne wie in Rom; nichtsdestoweniger aber dauern uns manchmal die großen Lehren vom Wesen, Zweck und Form der Staaten, von Souverainität, Repräsentation, Administration 2c., wenn wir sie angewandt sehn auf solche winzige Ländlein, wie deren in Deutschland so viele sind. Man wundert sich, wie in einem solchen engen Räumchen ein Thron mit seinen Prärogativen, ein Ministerium mit seiner Verantwortlichkeit, eine erste und zweite Kammer mit ihrer Konstitution und endlich gar ein ganzes Volk Platz hat, wie ein vollständiger Damenanzug in einer welschen Nuß. Aber da ist denn auch alles von Spinnenweben, so dünn und fein, daß einem der ganze Staat am Finger kleben bleibt, wenn man ihn nur antippt.

25) Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten, herausgeg. von Alexander Müller. Erster Band, erstes Heft. Mainz, Kupferberg, 1832. — Die neue kurhessische und sächsische Verfassung ist vollständig in dieses Archiv aufgenommen, den übrigen Inhalt bilden kritische Bemerkungen dazu. So nützlich eine solche Sammlung der Verfassungswerke und so nothwendig die Kritik derselben ist, da diese Werke zuweilen sehr kränklich mit dem deutschen Familienübel behaftet zu Tage kommen, — so muß man

doch auf der andern Seite fragen: wo will das hinaus? Der Deutsche beschäftigt sich ohnehin nicht ausschließlich mit der Politik, er thut nebenbei viele andre Dinge und namentlich hat er entsetzlich viel zu studiren; wenn er sich nun aber doch einmal auf die Politik wirft, so bekommt er es nicht einfach mit einer Verfassung zu thun, sondern mit etlichen und dreißig, und muß noch die unendlichen Kommentare und Kritiken dazu lesen. Kann das, frage ich, ein vernünftiger Mensch aushalten?

Gesezt es käme dahin, daß, wie schon öfter verlangt worden ist, die liebe Jugend endlich einmal auch eine Art von politischem Unterricht erhielte und von den Verfassungs- und Verwaltungsverhältnissen im Vaterlande wenigstens das Oberflächlichste erführe, da sie bisher gar nichts davon erfahren hat, — so würde ihr doch auch eine blos oberflächliche Kenntniß von etlichen und dreißig verschiedenen Verfassungen und Verwaltungen zu viel werden, und wie sollte die liebe Jugend dann noch Zeit haben für all den übrigen weitläuftigen Unsinn, den ihr die preußischen und sächsischen Philologen, die würtembergischen Theologen, der bayrische Schulplan und sogar dessen Gegner einlöffeln zu wollen so edel wetteifern und unermüdlich? Die alten Griechen nannten dieses deutsche Nationallaster = Polypragmosyná, zu deutsch die unnütze Vielgeschäftigkeit.

So liegen uns auch eine Menge Schriften über Hannover vor: 26) Ueber die gegenwärtige Lage des Königreichs Hannover von C. Stüve. Jena, Frommann, 1832. — 27) Bemerkungen über die Schrift des H. Advokaten S. P. Gans über die Verarmung im nördl. Deutschland und insbesondre in Hannover. Hannover, Hahn, 1831. — Entwurf eines Staatsgrundgesetzes für das Königreich Hannover. Daselbst. — 29) Bemerkungen über obigen Entwurf. Daselbst. — 30) Der Militäretat des Königreichs Hannover, von C. Jacobi. Daselbst, 1831. — Man unterrichtet sich aus diesen Schriften sehr gut über jenen bedauernswürdigen Theil Deutschlands, in welchem der Feudalismus mit allen seinen Descendenzen, die Tortur nicht zu vergessen, bis auf die jüngsten Tage fortgedauert hat. Die erste Schrift von Stüve sieht die Sache ganz im richtigen Gesichtspunkt, indem sie sagt: was klagt ihr über die Vorgänge in den kleinen, isolirten Staaten, da eben alles von ihrer Kleinheit und Isolirung herrührt. „Man kann alle diese Klagen zusammenfassen in dem einen Worte: die Verhältnisse Deutschlands sind zu künstlich, und durch das Streben sie zu bessern, hat man dieselben nur künstlicher gemacht.“ Oder um nur ein Beispiel anzuführen. „In demselben Verhältniß, in welchem die Zerstückelung Deutschlands die Ausdehnung seiner Zollgränzen vermehrt, in demselben Verhältniß vermehrt dieselbe auch Ansprüche und Klagen deutscher Völker gegen ihre Regierungen.“ Wie aber die Zollgränze, so wird auch jedes andre einfache Verhältniß durch die künstlichen Theilungen Deutschlands bis zur ungeheuersten Unnatur verwickelt, z. B. die Gesetzgebung. — Die zweite gegen Gans gerichtete Schrift beweist, daß wenn von Verarmung die Rede ist, der Landmann wohl mehr zu klagen habe, als der Städter. Es ist charakteristisch, wie hier beide Armenadvokaten in der Aufzählung der Blößen und Lumpen ihrer Klienten wetteifern. — Die Schrift über den Militäretat veranlaßt Betrachtungen, die über ihren ursprünglichen Gegenstand weit hinaus gehn. In allen konstitutionellen Staaten Deutschlands ist über den zu hohen Militairetat geklagt worden und wird geklagt, selbst da, wo man allmählich bis zum bundesvertragsmäßigen Minimum hinunter sinkt. Auch hier liegt der Grund der Klage in der Künstlichkeit aller deutschen Verhältnisse. Mit Recht sagt der Bürger des kleinen Ländchens: unsre Soldaten kosten uns theures Geld, nützen uns aber in Zeiten der Gefahr gar nichts, denn unsern großen Nachbarn können wir doch nicht widerstehn und so müssen wir nur dem dienen, der uns zuerst dazu nöthigt. Dies ist der natürliche Grund, warum das Militair in allen kleinen konstitutionellen Staaten so äußerst unpopulair ist. Dazu wirkt aber auch vorzüglich ein sittlicher Beweggrund mit. Die Kleinheit, Isolirung und Künstlichkeit der kleinen und kleinsten Miniaturstaaten, die gleichsam einer großen Wirklichkeit wie die Kinderspielsachen zu Weihnachten nur von Marcipan nachgebildet sind, vermögen keinen Nationalstolz, keine kriegerischen und großmüthigen Sentimens zu erzeugen, und was ist ein Militair ohne dieses höhere Selbstbewußtseyn, und was kann es für den Bürger anders seyn, als eine Last?

Eine besondre Berücksichtigung verdient folgende kleine Schrift: 31) Ueber die Mängel unsrer heutigen Rechtspflege von G. Simons. Hannover, Hahn, 1832. — Sie schildert den beklagenswerthen Zustand der bisherigen hannöverschen Rechtspflege, deren augenfälligste Uebel Vielschreiberei, Geld- und Zeitverlust, Weitläuftigkeit, Heimlichkeit, kurz jene allgemeinen Uebel der deutschen Rechtspflege sind, die längst und oft gerügt worden sind, die aber in Hannover durch den langen Fortbestand der Tortur noch besonders markirt erscheinen. Die Hülfsmittel, die der Verfasser anführt, sind, wie sich von selbst versteht, das mündliche und öffentliche Verfahren.

In ähnlicher wohlwollender Gesinnung ist folgende kleine Schrift geschrieben: 32) Die Anforderungen der Zeit an den Stand der Civilrichter, begutachtet von Ludwig Franz von Jagemann. Frankfurt a. M., Hermann, 1831. — Der Verfasser unterzeichnet sich „Fürstlich Löwenstein-Wertheim-Rosenbergischer Domainenkanzlei-Assessor," zum Beweise, daß Deutschland noch immer das große Krähwinkel ist, in welchem die Menschen die Titel wie ungeheure Zöpfe hinter sich herschleppen. Man lacht über die altenglischen Republikaner, die ihrem Namen lange Bibelverse anhängten; sind aber unsre deutschen Titulaturen weniger lächerlich? — Der Verfasser macht die richtige Bemerkung, daß es nicht blos auf gute Gesetze, sondern auch auf eine gute Instruktion der Richter und Aufsicht über dieselbe ankomme, weil die Person des Richters nur zu oft auch da noch schade, wo das Gesetz vortrefflich sey. Die ganze Schwierigkeit läßt sich übrigens mit einem einzigen Wort lösen. Die Rechtspflege sey öffentlich und man wird nie mehr über die Richter klagen, denn sie werden unter den Augen des Volks und vor den kritischen Ohren der Advokaten nichts anders thun, nichts anders thun können, als ihre Pflicht.

33) Paradoxen der Zeit. Frankfurt, Weschè, 1831.

Der Titel verspricht mehr, als der Inhalt leistet, denn es ist darin nur von deutschen, und vorzugsweise nur von gelehrten Kleinigkeiten die Rede, die in der großen Strömung der Zeit kaum als ein wenig Schaum zu betrachten sind, von Hengstenberg und Krug, vom Jesuitismus und Cölibat, vom Eremiten und kanonischen Wächter, vom Rationalismus und Sophronizon ꝛc.

34) Scherz und Ernst, zur Charakteristik von J. Weitzel. Frankfurt, Sauerländer, 1830.

Der Inhalt dieses Buchs ist interessanter, weil der Verfasser mehr den großen Gang der politischen Geschichte beachtet; doch verleitet ihn die selbstgefällige Redseligkeit auch zu gar langen unnützen Abschweifungen; einige Abhandlungen z. B. in Bezug auf die musikalische Cecilia gehören ganz und gar nicht zu dem übrigen Inhalt, und viele hier erzählten Anekdoten, z. B. von Ludwig XIV. und dem Fenster zu Trianon, sind zu weltbekannt, um von einem Manne, der doch wohl ein gebildetes Publikum anzureden glaubt, wieder aufgewärmt zu werden. Das Beste an dem Werke ist der Schluß, eine freudige Aussicht in die Zukunft, gegründet auf die Hoffnungen, welche die jüngere Generation unsres großen, der Kleinlichkeit des vorigen immer mehr entwachsenden Jahrhunderts einflößt, und wir müssen dies um so mehr rühmen, da der Verfasser selbst der ältern Generation angehört.

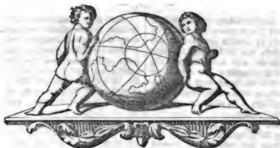
Ehe wir bei der diesmaligen politischen Rundreise unser geliebtes Deutschland hinter uns lassen, müssen wir noch eines schlau bescheidnen Büchleins gedenken, welches sich, wie ein kluger Demagoge, nicht an die Honoratioren, sondern an die Bauern addressirt, weil ganz sicher bei diesen die Mehrzahl ist. Doch nein, wir thun dem frommen Büchlein Unrecht, es ist nur ein später Enkel des guten alten Noth- und Hülfsbüchlein.

35) Die Neudörfer. Eine lehrreiche Geschichte für das liebe Landvolk. Von J. Probst. Luzern, Meyer.

Obgleich ein Produkt aus der Schweiz, traktirt dieses Büchlein die Bauern doch keineswegs als die „gnädigen Herrn Bauern," die in den alten Kantonen mit dem Degen an der Seite zur Landsgemeinde gehn; sondern wie in dem Vaterlande des guten Herrn von Mildheim wird die fromme Lämmerheerde gehütet durch einen Herrn Oberamtmann und durch einen Herrn Pfarrer, und von diesen Dioskuren herab fällt in die Nacht der dummen Bauernseelen einiges Licht der Aufklärung. Sie hören geduldig zu, „sie finden wahr und schön, was der Herr Pfarrer von Neudorf geredet hatte." Sie thun, was man sie heißt, und werden dafür belohnt. „Gegen Abend kam ein Bote aus dem Amtshause zum Herrn Pfarrer, und sagte ihm, welch eine große Freude er durch den heutigen Tag dem Herrn Oberamtmann und der Frau Oberamtmännin gemacht habe; er möchte doch alle Väter, die mit gearbeitet hätten, für diesen Abend zu sich in den Pfarrhof einladen; der Herr Oberamtmann habe schon Erfrischungen für sie hintragen lassen ꝛc." So geht es fort. Das Buch enthält zwar eine kostbare Wahrheit, aber sie geht verloren, weil sie nicht an die Bauern, sondern an die Regierungen gerichtet werden muß. Es heißt nämlich Seite 181. Wenn das Landvolk reich ist und vollauf hat, so ist es zufrieden, zehrt man es aber aus und stürzt es in die Verzweiflung, in die Laster und Frechheit der Armuth, so ist es unzufrieden und schwürig. Also, kann man sagen, wie Montecuculi es zur ersten Kriegsregel machte, dem Volk das Geld zu nehmen, so ist es die erste Friedensregel, dem Volk das Geld zu lassen, oder es ihm zu verschaffen. Eine Kunst, die leider schwerer ist, als die Kunst des Montecuculi.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 37. — 9. April 1832.

Tagespolitik.

(Fortsetzung.)

36) Noch ein Wort über die belgisch-holländische Frage. Januar, 1832. Hamburg, Perthes und Besser.

Das verständigste und billigste Wort, was über diese Sache gesprochen worden ist *). Der Redende ist Herr von Wangenheim, vormals k. würtembergischer Minister, der — beiläufig gesagt — nur diese anonyme Schrift, nicht aber andre, die ihm in neuerer Zeit zugeschrieben worden, am wenigsten aber „Deutschlands nächste Zukunft“ geschrieben hat. — Ohne die belgische Partheiwuth beschönigen zu wollen, und ohne in dem Benehmen der Holländer das zu verkennen, was ihnen zur Entschuldigung gereicht, ganz abgesehn von Persönlichkeiten und zufälligen Umständen, erklärt der Verfasser die reine Thatsache der Losreißung Belgiens als eine natürliche, nothwendige, unabwendbare. „Ich war vom Anfange an kein Bewunderer der belgischen Revolution, weil sie der Pariser Umwälzung, zwar nicht ohne allen guten Grund, doch aber — wie ich noch heute glaube — ohne hinreichenden Grund bei denen, die sie zunächst zum Ausbruche brachten, blos nachgeahmt war. Allein sie war gemacht.“ Die allerunnatürlichste Verbindung, zu der es je die politische Chemie gebracht, die gehässigste und liebloseste aller politischen Ehen, über die je ein Diplomat den Segen gesprochen, war aufgelöst, das künstliche Zauberband gesprengt und die Natur hatte sich Luft gemacht. Wem konnte es einfallen, die freigewordenen Elemente wieder zusammenzukuppeln, und im Augenblick, wo der Horazische Spruch, naturam expellas furca, tamen usque recurret sich erfüllt hatte, gleich wieder die Gabel zur Hand zu nehmen? Das fiel selbst den Diplomaten bei ihrem ewigen Gabelfrühstück, dem nie ein Mittag folgt, nie ein, und nur um den gegenseitigen Uebermuth zu zügeln und für die Unterhandlungen eine günstige Demonstration zu machen, wurde den journalistischen Klopffechtern im Haag diktirt oder ihrem politischen Unverstande gestattet, den bisherigen, oft mit den zusammengewachsener siamesischen Zwillingen verglichenen Verband Hollands mit Belgien zu beposaunen. „Die belgische Revolution war in ihrem innersten Kern keine Revolution der Regierten gegen den Regenten, sondern ein Bruch zwischen zwei, in Glaubensbekenntniß, Sprache, Sitte, Charakter und Interesse sich völlig entgegengesezten

*) Bekanntlich hat die „Allgemeine Zeitung“ diese Abhandlung vorher gegeben.

Völkerschaften." Die Verbindung zwei solcher Völkerschaften war zu allen Zeiten unnatürlich, der Bruch derselben ist daher auch, zu welchem Zeitpunkt er auch eintreten mag, natürlich, und es kann nur die Frage entstehn, ob der Bruch sich nicht später hätte auf eine friedlichere, beide Theile schonendere, der menschlichen Vernunft und Sittlichkeit überhaupt mehr Ehre machende Weise bewerkstelligen lassen; nicht aber, ob der Bruch an sich hätte erfolgen sollen oder nicht, denn er mußte früher oder später erfolgen.

Der Verfasser zählt nun aufs genaueste alle die Punkte auf, in welchen die Neigungen, insbesondre aber die Interessen der Belgier und Holländer von einander abweichen, und aus denen die absolute Nothwendigkeit ihrer politischen Trennung hervorgeht, (so lange sie nicht beide in einem weit größern Staatsverbande begriffen sind, wie früher im Napoleonischen Reich oder im deutschen Reich, zu dem sie eigentlich gehören, daher auch unser Verfasser in einer gelegentlichen Anmerkung Belgien für den deutschen Bund reklamirt). Jene Punkte sind: 1) das schon aus früherer Zeit stammende ganz entgegengesezte Handelsinteresse und die daraus hervorgehende Eifersucht; 2) die ungeheure Schuldenlast Hollands, welche zu theilen die Belgier sich natürlich scheuen mußten. (Holland hat 786,556,236 fl. an aktiver, und dazu 1,203,933,512 fl. an aufgeschobener Staatsschuld, Belgien nur ungefähr 20 Millionen. Die Zumuthung ist also für die Belgier, anstatt ihrer kleinen Schuld von 20 Millionen, 990 Millionen fremder Schulden zu verzinsen). Dazu kommen noch als nothwendige und bleibende Differenzen: 3) die gänzliche Verschiedenheit und ein gewisser Fanatismus des Glaubens, da die Belgier eben so eifrige Katholiken sind, als die Holländer eifrige Protestanten; 4) Die Verschiedenheit der Sprache, Sitten und Gewohnheiten. Die übrigen Differenzpunkte sind nur zufällig durch das verkehrte Benehmen der Holländer veranlaßt worden und hätten sich leicht beseitigen lassen, nämlich die Bevorzugung der Holländer in den Generalstaaten, in der Besetzung der Militär- und Civilämter, in dem ausschließlichen Gebrauch ihrer Sprache ꝛc., ferner die Willkühr und Unverantwortlichkeit der Minister, hohe Auflagen ꝛc. — Alle diese Punkte sind übrigens nicht blos von den Belgiern aufgestellt, sondern auch von den Holländern anerkannt worden, und unser Verfasser benuzt dabei die Schrift des Grafen Hogendorp, eines ächten holländischen Patrioten, der gleichwohl die Würde des Patriotismus nur in der Wahrheit und in dem Zugeständniß der wirklich begangnen Fehler findet, nicht aber, wie die Haager Journalisten und Korrespondenten, in blinder Verkennung aller eignen Fehler und aller Rechte und guten Gründe der Gegner.

Von dieser Untersuchung der Wunde geht unser Verfasser zur Kritik der Heilungsversuche über, und macht der Londoner Konferenz das Kompliment, daß sie in diesem äußerst schwierigen Falle, wenn nicht unter lauter guten Mitteln das beste, doch unter vielen ungewissen das gewählt habe, was den günstigsten Schein für sich habe. Er bedauert die ungünstige Stellung, in welcher das Haus Oranien, obgleich es auf einem vertragsmäßigen Rechte fußte, dennoch dem Zusammenfluß der Umstände erliegen und große physische und moralische Verluste leiden mußte. Er bedauert es als Opfer jener frühern, durch die Naturverhältnisse gewaltsam durchgreifenden Politik; allein er sagt, es müsse männlich dieses Opfer bringen. Gern würden (vor der Brüsseler Schlacht, als die Leidenschaften noch kein Blut geleckt hatten) die Belgier, obgleich in legislativer und administrativer Hinsicht von Holland getrennt, doch dem Hause Oranien unterthan geblieben seyn. Allein vielleicht ist es ein Glück, daß diese Motion durch die Begebenheiten beseitigt wurde, denn immerhin wäre die Verbindung noch unnatürlich geblieben. „Die Belgier achten ihren alten Beherrscher, und sie würden ihn dem neuen Fürsten und jedem andern vorziehen, wenn er nicht zugleich König von Holland wäre, da der König von Holland seinem belgischen Herzen so wenig folgen kann, als der König von Belgien seinem holländischen, während den König Leopold nichts abhalten kann, von ganzer Seele und mit allen Kräften seines Gemüths Belgier und nur Belgier zu seyn; und diesen ihren neuen König achten und lieben sie, nicht nur weil er der König ihrer Wahl ist, sondern weil er diese Wahl überall rechtfertigt."

Sofern, schließt der Verfasser, eine nicht nur legislative und administrative, sondern auch eine Trennung der Souverainität Hollands und Belgiens nothwendig ist, und der belgische Staat nicht demokratisch oder aristokratisch, sondern konstitutionell monarchisch regiert werden muß, so war und ist keine Wahl eines belgischen Monarchen glücklicher, als die des Königs Leopold; denn er ist nicht nur durch Alter, Erfahrung, Charakter, Talent und Reichthum am besten geeignet, die innern Verhältnisse Belgiens allmählich zu ordnen und zu konsolidiren, sondern er sagt auch den europäischen Mächten am besten zu und muß selbst den Holländern, wenn sie sich erst mit der belgischen Nachbarschaft versöhnt haben, ein minder unangenehmer Nachbar seyn, als es irgend eine belgische Republik, oder ein französisches Departement, oder ein andrer minder besonnener, minder redlicher, und minder an das englische Interesse geknüpfter Fürst wäre.

Es ist möglich, daß Europa Krisen erlebt, in welchen das kleine Belgien wie bisher in allen europäischen

Krisen aufs neue Zankapfel und Beute der Partheien wird, und daß insofern das Werk Leopolds vielleicht nicht zu Stande kommt, allein dann wird ihm doch die Geschichte das Zeugniß geben, in magnis voluisse sat est.

37) Don Miguel I., Usurpator des portugiesischen Thrones. Von einem Augenzeugen. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832.

Ein Schaudergemälde, schwarz in schwarz gemalt. Die zahlreichen Details, deren Authenticität wir nicht beurtheilen können, entsprechen wenigstens dem Charakterbilde, das sich Jeder von Don Miguel macht, und haben ganz und gar nichts Unwahrscheinliches. Im Gegentheil scheint der Umstand, daß der Verfasser, der blos als Augenzeuge spricht, vieles nicht erwähnt, was sonst bekannt worden ist, für die Echtheit der Schrift zu sprechen, denn ein bloßer Kompilator und Lügenschmied würde mit leichter Mühe aus den seit vier Jahren aufgehäuften Zeitungsnachrichten ein noch weit scheußlicheres Gemälde haben zusammenflicken können. —

Ueber die interessanten Vorgänge in der Schweiz hört man außerhalb derselben wenig reden, weil viel wichtigere Begebenheiten ganz Europa beschäftigen. Auch ist es einigermaaßen mühsam, den Verwicklungen der schweizerischen Partheikämpfe und Verfassungsverhandlungen zu folgen, da sich das Interesse nicht koncentriren kann, sondern auf 22 Kantone vertheilen muß. Kaum werden wir mit unsern etlichen und dreißig monarchischen Konstitutionen fertig, wie sollen wir noch die zwei und zwanzig Schweizerverfassungen im Gedächtniß behalten? Doch im Allgemeinen ist die Bewegung in allen diesen Kantonen gleichzeitig und in gleicher Richtung erfolgt, als eine demokratische Reaktion gegen das 1814 mit der Restauration zurückgekehrte aristokratische Princip. Wichtiger für Europa würde ohne Zweifel eine Raktion des helvetischen Centralismus gegen den bisherigen Föderalismus seyn; allein es scheint nicht, als ob die Demokraten für das System getrennter und nur lose verbundner Lokalsouverainitäten weniger eingenommen wären, als die Aristokraten. So lange die Eidgenossenschaft aber in dieser lockern Verbindung bleibt, ist es für die Nachbarstaaten erfolglos, ob in den kleinen Alpenländchen Landvögte, Junker oder Bauern herrschen. Auch hier, wie in Italien, und wie in Deutschland und wie in Polen ist die Frage der Einheit weit verhängnißvoller, obgleich sie im Hintergrunde steht, als die Frage der Freiheit.

Wir haben eine Menge Schweizerschriften vor uns liegen, hauptsächlich über die Angelegenheiten in Basel und in Zürich. Unter den erstern zeichnet sich aus: 38) Basels Inquisitionsprozeß. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte von Dr. Troxler. Zürich, Geßner, 1831. Schmerzlich fällt es auf, einen berühmten Gelehrten, einen Mann von Geist und vielumfassenden Kenntnissen in eine so kleine Lokalfehde hineingezogen und von einer ächtmittelalterlichen Inquisition in einem ächtmittelalterlichen Staat von einer Macht, die nicht über drei Meilen in der Runde kommandirt, zur Rede gestellt zu sehn, und man muß unwillkührlich an den kräftigen Götz von Berlichingen denken, wie er vor dem Rath von Heilbronn stand. Aufrichtig bedauern wir, daß diese kleine Verhältnisse so wenig zu großen Männern passen, als diese zu ihnen. 39) Aktenstücke zur Beleuchtung der jüngsten Ereignisse im Kanton Basel. 40) Verhandlungen des großen Raths von Basel über die Amnestiepetitionen der Landschaft. 41) Aktenstücke, gefunden in Reigoldswyl. 42) Basels Verfassungsveränderungen in den Jahren 1798, 1803 und 1814, ihr Verhältniß unter sich und zum Jahr 1830. Von St. Gutzwiller. Zürich, Geßner, 1830. Die leztere Schrift, die manche Leute ohne Zweifel höchst fulminant erwarten, ist im Gegentheil durchaus besonnen und vernünftig, und macht die natürlichen Rechte der Landleute geltend, ohne weder die Stadt Basel unterjochen zu wollen, was ein Paar Dörfer ohnehin nicht können, noch auch das Land von der Stadt trennen zu wollen, was abermals einen neuen Duodezstaat erzeugen und in ruhigen Zeiten, wenn man sich einst wieder versöhnt hätte, sich als Stadt und Land gleich nachtheilig erweisen würde. Aber die Hartnäckigkeit der Aristokratie war von jeher größer als die der Demokratie, die einer Stadt größer als die eines großen Landes, und die der Kaufleute größer als die von irgend einem andern Stande; mithin haben wir uns, diesen allgemeinen durch die Geschichte oft und genug bewährten Gesetzen folgend, über die blinde Ungerechtigkeit der Basler nicht im mindesten gewundert, und haben diesem Streit nie ein vernünftigeres Ende prophezeiht, als die Trennung, die, so unvernünftig sie auch ist, doch durch die Halsstarrigkeit der Basler und durch die dadurch aufs höchste gesteigerte Erbitterung des Landvolks nothwendig wird, weil sie immer noch natürlicher und besser ist als eine blinde Unterwerfung unter den bösen Willen der Gegenpartheі.

Unter einer Menge Züricher Broschüren und Flugblätter, theils einzelne Landesbeschwerden (Salzsteuer, Zehnten, Grundzinse), theils allgemeine Verfassungsvorschläge betreffend, oder auf einzelne ausgezeichnete Personen bezüglich (auf den verstorbnen Paul Usteri) zeichnet sich als historisch denkwürdig vorzüglich aus die: 43) Chr-

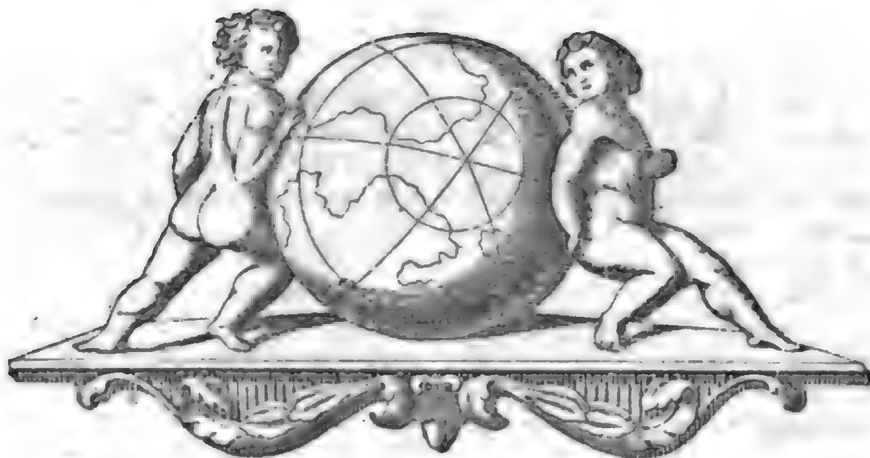
erbietige Vorstellung der Landesversammlung des Kantons Zürich, abgehalten zu Uster am 22. November 1830. Bekanntlich hat diese höchst energische, von 20,000 Bauern unterstüzte Vorstellung die definitive Reform in Zürich durchgesezt und den alten Streit zwischen Stadt und Land endlich zu Gunsten des lezteren entschieden. — Eben so interessant ist die berühmte Lenzburger Addresse, mit der die Reform im Kanton Aargau: 44) Ehrerbietige Bittschrift an den großen Rath des Kantons Aargau, 1830; und eine Schrift über die Verhältnisse im Kanton Solothurn: 45) Oeffentliche Stimmen über Solothurns Verfassung. Zürich, Geßner, 1830.

Merkwürdig ist als ein Spiegel des rein demokratischen Lebens in der Schweiz folgende, in ihrer Art einzige Schrift: 46) Meinrad Imfeld und die Regierung von Obwalden. Spiegel und Bild. Zürich, Geßner, 1831. Vielleicht ist unsern Lesern die tragische Geschichte Suters aus dem vielgelesenen Ebel bekannt; den wenigsten wird wohl die zwar nicht blutige, doch desto niederträchtigere Mißhandlung des edlen Z... bekannt seyn, der, weil er gebildeter war als seine Nachbarn und seiner Tochter eine vornehmere Erziehung geben ließ, sofort auf alle Art gekränkt, endlich fälschlich der Blutschande angeklagt, in contumaciam zum Tode verurtheilt und aller seiner Güter beraubt wurde. Die vorliegende Geschichte Imfelds ist ein Pendant dazu, und weil sie so ausführlich und genau ist, gewährt sie die tiefste und klarste Einsicht in die Justiz kleiner Demokratien. Wenn man davor schaudert, so hüte man sich doch, die Schuld solcher Ruchlosigkeiten auf die Demokratie zu schieben; diese Schuld liegt vielmehr einzig in der Kleinheit der Staaten. In einer großen Demokratie ist niemals möglich, was in einer kleinen fast immer der Fall seyn wird, und so beweist namentlich die Schweizergeschichte, daß Vorfälle wie in den beiden Rhoden und Walden (den kleinsten Halbkantonen ohnehin schon kleiner Kantone) in größern Kantonen ohnehin schon unerhört sind. Man denke sich nur in Deutschland, Frankreich oder England drei bis sechs Dörfer als einen selbstständigen souverainen Staat. Alsdann wird unabänderlich eine Oligarchie der reichsten und kühnsten Bauern eintreten, sie werden mit den Dekorationen und Titeln der obersten Gewalt sich wie Truthähne brüsten, eine Privatbeleidigung sofort als Majestätsverbrechen rächen, einen Konkurrenten in Privatgeschäften, beim Gelderwerb ꝛc. zu Grunde richten, und vor allen Dingen einen gebildeten und unterrichteten Mann, der über sie hinaus sieht, und mehr Achtung einflößt als sie, bis auf den Tod verfolgen. Das, was unter gleichen Umständen überall geschehn würde, geschieht in den kleinen Kantonen der Schweiz, und wir dürfen uns darüber nicht wundern, müssen im Gegentheil eine gewisse alterthümliche Gutherzigkeit an jenen Söhnen der Berge preisen, vermöge deren sie die uneingeschränkte Gewalt in so kleinlichen Verhältnissen noch bei weitem nicht so sehr mißbrauchen, als es manche andre Nationen thun würden.

Imfeld zog sich den Haß der Oligarchen in seinem kleinen Vaterlande zu, weil er früher der helvetischen Republik gedient hatte, also im Hinblick auf die Einheit der Schweiz und auf größere Staatsverhältnisse die mikroskopische Souverainität von ein Paar seiner Herrn Vettern in loco nicht genug zu respectiren schien, und weil er überdies viel gebildeter war, französisch verstand, das sonst Niemand in Obwalden verstand, und orthographisch schreiben konnte, was nicht einmal der Landammann konnte (wie ein von ihm vorliegender Brief beweist). Nun suchte man ihm nicht nur seinen Erwerb zu ruiniren, sondern zog ihn auch auf ganz falsche Anklagen hin vor Gericht, legte ihn unverhört ohne Urtheil und Recht in hartes Gefängniß, erschwerte ihm die Vertheidigung durch Vorenthaltung der Prozeßakten, durch Verletzung des Briefgeheimnisses, durch Nichtachtung aller seiner Protestationen und Reklamationen, und als er dennoch, indem zufällig einige Fremde und die Regierung von Luzern mit in den Handel gezogen wurden, und die schamlosen Unterschlagungen und Rechtsverletzungen der damaligen Regierung von Obwalden an den Tag kamen, losgesprochen werden mußte, so rächten sich die Entlarvten dadurch, daß sie ihm, der das allgemeine Mitleid erregt hatte, sogleich unter dem Vorwand, er habe das Volk aufwiegeln wollen, einen Hochverrathsprozeß machten. Man zwang ihn durch die Kerkerpein, vor seinen Feinden knieend Abbitte zu leisten, und schloß ihn in seinem väterlichen Hause noch eine Zeitlang an die Kette. Nachdem aber das Mitleid für ihn wuchs, fürchteten sich seine Feinde, er könne ihnen doch noch gefährlich werden, und gebrauchten den elenden Vorwand, ihn anzuklagen, er habe eine alte väterliche Schuld an seine Mutter noch nicht gezahlt, obgleich die Mutter selbst feierlich den Sohn in Schutz nahm. Sein Rechnungswesen wurde in Luzern regulirt und die Regierung daselbst gab ihm das glänzendste Zeugniß der Rechtschaffenheit. Darüber aber nur noch erboster, forderte Obwalden von Luzern die Auslieferung Imfelds, und da sie nicht erfolgte, verbannte es den unglücklichen Imfeld für immer, und ließ seinen Namen an den Schandpfahl schlagen, am 9. Januar 1830.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 38. — 11. April 1832.

Tagespolitik.

(Beschluß.)

47) Das Jahr 1840, oder Darstellung der Revolution in ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Darmstadt, Schmitt, 1832.

Da bekanntlich die Welt schon im Jahre 1836 untergehn soll, so werden wir das Jahr 1840 schwerlich erleben, und wir würden den Verlust der schönen Aussichten auf dieses Jahr bedauern müssen, wenn der Verfasser uns dergleichen eröffnet hätte; allein wider alles Erwarten spricht er nicht von der Zukunft, sondern blos von der Vergangenheit, und der Titel ist ein bloßes Aushängeschild. Mit einem Wort, das ganze große Buch ist nichts andres, als eine Rekapitulation der französischen Revolutionsgeschichte, die man zwar ihres unermeßlichen Interesses wegen nicht oft genug rekapituliren kann, die aber in einer neuen Darstellung, nachdem wir Mignet, Thiers und die Memoiren haben, sehr große Ansprüche befriedigen müßte, um sich noch auszuzeichnen. Es ist Lobes genug, wenn wir sagen, daß die vorliegende Darstellung den besten Quellen folgt und mit dem reichen Detail von Thiers den überschauenden Geist Mignets zu verbinden sucht. — Was soll nun aber diese umständliche Revolutionsgeschichte in Bezug auf das Jahr 1840? Der Verfasser meint, sie könnte sich in unsrer Zeit wiederholen, die Julirevolution könnte ähnliche Folgen haben, wie 1789 die Junirevolution, und darum will er uns diese Geschichte als Warnungsspiegel vorhalten. „Darum dürften denn auch die Ereignisse vom Juli 1830 als ein Werk des Himmels erscheinen, wenn sie dazu dienen, die politische, kirchliche und moralische Restauration der Staaten, Fürsten und Menschen im höhern Geiste der Menschheit auf friedlichem Wege zu bewirken. — Sie dürften aber auch als ein Werk der Hölle sich zeigen, wenn sie unter der Leitung der Ultrarevolutionäre als Mittel dienten, den alten politischen Unsinn in dem Inlande zu erneuern, diesen sogar und zwar mehr, wie früherhin, auf das Ausland zu übertragen, und hierdurch alle andre Staaten aufzuregen und ihre Ruhe zu stören. — Wie sehr dieses aber zu befürchten stehe, hat uns die Geschichte seit einem Jahre in Frankreich und anderwärts gezeigt. — Nicht genug daher, daß der, von Napoleon verschlossene Krater des revolutionären Vulkans wieder ganz geöffnet ist, und durch die Umtriebe der Revolutionäre täglich immer mehr geöffnet wird, nicht genug, daß die materielle Kraft der Pariser Menge wieder lebendig und in steter Bewegung sich zeigt, sind auch die Höllengeister der Theoretiker, Ideologen und Theophilantropen wieder rege

und sammeln sich als geistige Kraft theils in der Kammer der Deputirten und der Administration des Landes, oder sie ziehen aus, um in andern Ländern ihren giftigen, unheilvollen Saamen auszustreuen und selbst in dem sonst so ruhigen Deutschland auch die beste Sache, als Mephistopheles, durch Raub, Brand und andere politische Thorheiten zu wirren und zu trüben."

Wir bekennen, daß uns diese Jeremiade am Schluß in Erstaunen gesezt hat, nachdem das Werk vorher sich so ziemlich auf der Höhe der unbefangenen Geschichtsforschung hielt. Gerade die genaue Kenntniß der französischen Revolution mußte den Verfasser von der Nichtigkeit oder wenigstens von der falschen Richtung seiner Besorgnisse überzeugen. So wie man während der alten Revolution in Frankreich getollt hat, so tollt dasselbe Volk nur einmal, und es ist nach ganz einfachen Naturgesetzen unmöglich, daß eine so ungeheure Naturbegebenheit, die außer aller menschlichen Berechnung lag, willkührlich durch künstliche Umtriebe zum zweitenmal erzeugt werden könne. Was nun in Bezug auf Frankreich eine Unmöglichkeit ist, das ist es hingegen nicht in Bezug auf Länder, die so furchtbare Erfahrungen noch nicht gemacht haben; und insofern mag dem Verfasser immerhin bange seyn vor künftigen unterirdischen Bewegungen der Völker und schrecklichen Erhebungen des Kontinents. Nur leite er so ungeheure Weltschicksale, die in dem Naturgange der Völker bedingt sind, nicht von lächerlichen Partheiumtrieben in Frankreich, nicht von ein Paar Journalartikeln ab, sondern von einem allgemeinen Naturgesetz, welches nach Verlauf einer ausgelebten Bildungsperiode die Menschheit unwiderstehlich in eine neue fortreißt und den gänzlich veränderten Bedürfnissen neue Garantien, dem gänzlich veränderten Geist neue Formen vindicirt. Eine solche Aenderung ist aber allemal von einer Krise begleitet, und diese Krise tritt nur in einem Moment ein, um nicht wiederzukehren. Frankreich hat diese Krise allein überstanden, von ihm also einen neuen Ausbruch zu fürchten, ist das aller Unwahrscheinlichste, da sie lediglich da eintreten kann, wo sie noch nicht eingetreten ist, und am allereheften da, wo man es am wenigsten erwartet.

48) Die neue Zeit von einem alten Konstitutionellen. 8—11tes Bändchen. Stuttgart, Henne, 1832.

Die tragische Geschichte Polens nimmt hier den größten Raum ein. Unter den raisonnirenden Artikeln dieser Sammlung zeichnet sich ein langer Aufsatz von C. H. Roller über Princip und Charakter des neunzehnten Jahrhunderts aus. Außerdem daß er gut geschrieben ist, zeigt er, welche erstaunliche Umwandlung im Geist der deutschen Jugend vorgegangen ist, als deren Repräsentant Roller auf überraschende Weise den praktischen Sinn entwickelt, welcher die frühere noch so gern träumende Jugend beschämt.

49) Politisches Rundgemälde oder kleine Chronik des Jahrs 1831. Leipzig, Fest, 1832.

Der gesuchte Unterhaltungston, der mit Scherzen um sich wirft, z. B.: „Hätte Rußland nur mit dem Schnupfen zu thun gehabt, den es an Schweden großmüthig abgab, so wäre es sicher sehr zufrieden gewesen. Hier aber gab es andre Noth. Hier hauste die furchtbare asiatische Seuche rc.," — paßt wenig zum Ernst der Geschichte. Uebrigens ist der Ueberblick auch so flüchtig, daß wir z. B. vom Wechsel der Ministerien Lafitte und Perrier kein Wort darin finden.

50) Patriotische Gemälde aus Polen. Von G. Widmann. Würzburg, Stachel, 1832.

Poetische Prosa, darstellend die Empfindungen Chlopickys im Wäldchen von Grochow, der Besatzung von Modlin vor der Uebergabe, eines Polen auf den Trümmern von Wola, eines sterbenden Polen, eines gefangnen Polen in den sibirischen Bergwerken, der Gräfin Plater beim Abschied aus Polen, Klagen endlich über Frankreich und Polens Hoffnungen.

51) Politische Nachklänge von Jean Paul. Wiedergedrucktes und Neues. Heidelberg, Winter, 1832.

Eine Sammlung der Gedanken Jean Pauls über Politik, wie er sie in fast allen seinen Werken zerstreut hingeworfen hat, war allerdings sehr wünschenswerth und muß in unsrer bewegten Zeit Anklang finden; mit Erstaunen aber haben wir bemerkt, daß der Sammler bei weitem nicht Alles gesammelt und sehr viel Treffliches ausgelassen hat, und zwar gerade die beißendsten politischen Satyren. Das Beste, was hier steht, aber bei weitem noch nicht das beste ist, was Jean Paul über Politik geschrieben hat, und was hier wahrscheinlich aus überflüssiger Aengstlichkeit, man könnte dem guten Vater noch einen Polizeidiener ins Grab schicken, weggelassen worden, ist Folgendes: „Minister stecken gern die Freiheit als Kokarde auf und können sie nicht genug vorspiegeln; erhebt aber die Freiheit wirklich ihre Stimme, so gleichen sie blos dem Teufel, welcher stets mit einer Hahnenfeder geschmückt umherzieht, nichts aber so sehr haßt und flieht, als am Morgen das Hahnengeschrei. — Die stärksten Lauwinen sind wegen der Breite diejenigen, welche aufwärts von der Volkebene gegen die Höhen rollen, und diese werden gerade durch die

Mittel in Bewegung gesezt, wodurch man die schweizerischen verhütet — durch Verbote, einen Laut von sich zu geben. — Allerdings bauen jetzo sogar fast harte Fürsten die Geister ihrer Unterthanen mit Eifer an, doch aber so, daß sie diesem geistigen Wachsthum eine gewisse Grenze setzen; so wie der Bierbrauer um ein sehr gemeines Beispiel zu brauchen — die Malzkörner durch Treibhauskünste keimen, aber den Keim nicht länger, als zwei Linien eines Zolls aufschießen läßt, weil sie sonst auf dem Darrofen zu keinem tauglichen Malz einwelken. Demnach würd' ich in neuerer Zeit als Staatsmann an folgendes denken. Die Völker können sehr leicht gut angekorkten, fürstlich zugesiegelten Bier= oder Champagnerflaschen ähnlich seyn, in welchen so lange der versperrte Geist ohne Schäumen ruht und wächst, so lange der Kork nicht herausgezogen worden: danach aber wirds anders; unaufhörlich steigen die Blasen und Perlen und geisten fort, auch, wenn wieder der Stöpsel darauf gedrückt worden. In Europa wird sich nun in Einem fort Luft aus den geöffneten Flaschen= oder Körperhälsen entwikkeln, die Fürsten mögen so versteckt als möglich verstopfen wollen, entweder mit durchsichtigen Glasstöpseln, oder, wie die Welschen den Wein, mit weichem Olivenöl. — Das Wundfieber des Kriegs ist gesunder, als das Kerkerfieber eines faulenden Friedens. — Lieber den Schlag des Kriegs, als die Baize des Friedens!"

52) Fragment aus dem 71sten Buch des Dio Cassius, in lat. Uebersetzung aufgefunden in der vatikanischen Bibliothek von Angelo Majo und nach dem Original ins Deutsche übersezt. Braunschweig, Vieweg, 1832.

Eine geistreiche Mystifikation, deren Sinn unschwer zu errathen ist, wenn man Folgendes über die Friedenspolitik des Partherkönigs Vologesus lieset: „Für den Besieger so vieler Barbaren ist es eine überflüssige Bemerkung, daß Barbaren keinen Schritt zum Frieden machen, ohne daß die Arglist sie antreibt, oder die Noth dazu zwingt. Nur weil bei Vologesus Beides der Fall ist, kann gegen Dich, o Herr, davon die Rede seyn. Seine Arglist besteht darin, daß er Dich über seine eigentliche Absicht täuschen will. Die Zeit soll für die Römer verloren, und doppelt für die Parther gewonnen werden. Vologesus Volk und Heer haben in seinen lezten Kriegszügen die Blüthe ihrer kräftigen Mannschaft theils durch die Unmäßigkeit, zu der jeder augenblickliche Erfolg die Barbaren berauscht, theils durch Seuchen aller Art eingebüßt. Er muß seine Blicke nach Außen richten, wenn er Streitkräfte aufstellen will, die den unsrigen nur einigermaaßen gewachsen seyn sollen." Dennoch stimmt ein beredter Römer in diese Friedenspolitik ein: „Ja, sagt er zum Kaiser Marc-Aurel, ja, es ist eine heilige Pflicht für Dich, o Herr, die Manen der tapfern römischen Krieger und der friedlichen Bürger zu versöhnen, welche der arglistige Uebermuth dieses Königs dahingeopfert hat. Auch würd' ich die Unmöglichkeit zugeben müssen, dieser Pflicht ohne den blutigsten Krieg gegen Vologesus Genüge zu leisten, wenn Versöhnung nur durch Rache, Rache nur durch Blutvergießen zu bewirken wäre. So denken auch allerdings Barbaren, wie diejenigen, welchen Du Strafe schuldig bist; so nicht denkt der Senat des mächtigsten und erleuchtetsten Volkes, und so am allerwenigsten der Philosoph, der Weise, der auf dem Throne der Welt sizt. Gewiß werden unsre Heere diese Barbaren vor sich herjagen bis in das Innerste ihres Landes. König Vologesus wird ächt parthisch den Rücken gegen sie gewendet kämpfen; aber wenn auch alle seine Truppen aufgeopfert, seine Städte verbrannt, seine Provinzen verwüstet sind, wird ihn Deine rächende, Deine strafende Hand doch nicht erreicht haben. „„Der Könige Wahnsinn büßen die Völker,"" ist eine der ältesten Erfahrungen des menschlichen Geschlechts, und wenn wir alle Wüsten Asiens mit den Leichen der Sklaven bedeckt haben, welche der Barbarenkönig zum Verrath an Uns, zum Morde der Unsrigen getrieben, wird dann unsere Macht, werden unsere Todten, wird Deine Würde, o Herr, an Vologesus gerächt seyn? Ueberblicken wir nun die Geschichte dieses Krieges, den Ihr verlangt. Die Parther werden überall geschlagen, wo sie sich gegen unsere Armeen stellen. Wir erobern ihre Festungen, ziehen in Seleucia ein, und bemächtigen uns aller Hülfsquellen des Staats. Was bleibt uns dann übrig, als den Frieden zu schenken? — Wir schenken ihn dem Volke, sagt Ihr. — Aber dieses Volk braucht einen König. — Wir geben ihm einen König. — Er muß aus seiner Mitte seyn. — Er sey's! — Wird er besser seyn, als Vologesus? Ein Volk, das so lange vor einem Vologesus gezittert, kann keinen Bessern unter sich haben. — So haben wir doch wenigstens den Vologesus bestraft. — Ist Thronverlust eine Strafe, angemessen solchem Verbrechen? Die größte Strafe für den König, der des Thrones nicht würdig, ist der Thron selbst. Mit Verachtung nennt die späteste Nachwelt solche Könige; und Ihr wolltet Vologesus vom Throne stoßen? Ich meine, Ihr müßtet ihm einen Thron geben, wenn er noch keinen hätte. Schwerer könnte er nicht bestraft werden. — Indeß hat auch der Krieg seine Wechsel, und der Sieg ist den römischen Adlern schon untreu geworden. Wie? Wenn Vologesus eine solche Laune des

Kriegsglücks erspähte, benuzte? Gewönn' er auch nur den Sieg Eines Tages gegen Römer; wo wäre dann unsere Rache?"

53) Pfefferkörner. Im Geschmack der Zeit. Ernster und satyrischer Gattung von G. A. Freiherrn von Maltitz. Zweites Heftlein. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832.

Die erste Hälfte enthält größtentheils poetische Anreden an die Deutschen, ihre Fürsten, ihren Adel, ihren Wehr- und Lehrstand, worin manch herbe Wahrheit in kräftigem Wort ausgesprochen ist. Wir heben jene großartige Mahnung an die Dichter hervor, die wie eine Geisterstimme über Goethes Grab ertönt:

Die Allmacht gab, beglückter Dichter, dir das — Wort. —
Fühlst du, der Gottheit Hochbegünstigter!
Fühlst du, was sie mit diesem einz'gen Laute
Dir Großes, Unermeßliches gegeben?
Vor dieser Sylbe muß die Welt erbeben.
Erzittern Lüge, Trug und Tyrannei,
Der Throne wie der Heere Macht und Stärke;
Der Pfaffen und Despoten finst're Werke;
Der ganze Troß der Geistessklaverei;
Denn Gott erschuf das Wort des Menschen frei. —
Frei, ewig frei, — troz allen, allen Banden,
Womit in allen Zeiten, allen Landen
Von jedem freien, edeln Geist verflucht,
Es Dummheit, List und Tyrannei umwanden,
Und einzukerkeln es umsonst versucht.
Troz allen Scheiterhaufen, Kerkerwänden,
Und tausend Folterknechten, Schergenhänden,
Troz Fürstenwuth und Pöbelraserei,
Und allem Kram von pfäffischem Geschrei,
Drang siegend es hervor von allen Enden,
Und zeigte stets sich göttlich, groß und frei. —

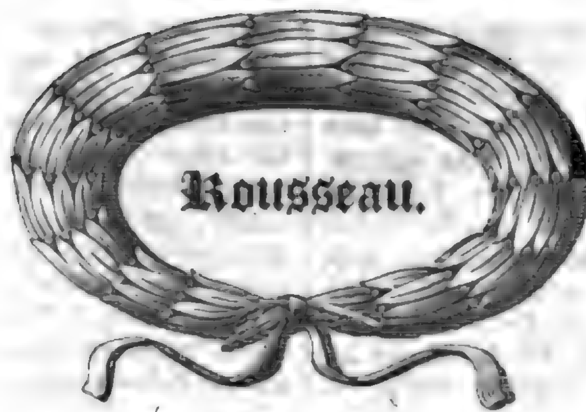
Auch unsre Zeit hat's abermals bewiesen:
Hochglänzend geht der Stern der Freiheit auf.
Das Wort der Wahrheit hat von Neuem sich
Aus seinen engen Banden losgewunden;
Worin es Trug und Wahn gefangen hielt,
Und wieder sich die helle Strahlenkrone
Als Weltenherrscher siegend aufgesezt.
Drum Priester ihr, am heil'gen Licht-Altare!
Ihr freien Fürsten! durch des Höchsten Macht
Belehnet mit des Wortes Weltenscepter:
Germaniens Dichter ihr! jezt zeiget euch
In eurer Herrschergröße vollem Glanze!
Entwickelt eure ganze Riesenmacht!
Rückt an mit eures Worts allmächt'gen Heeren!
Mit der Beweise donnerndem Geschütz!
Mit eures Sanges ruhmgekrönten Waffen!
Begeist'rung führe euer Siegs-Panier!
Erobert euch des Lorbeers goldne Zier,
Und sucht dem Wort der Wahrheit Recht zu schaffen!
Weg, mit Apollo's süßer Melodie!
Mit Liebes-Liedern und mit Frühlingsoden.
Ein andrer Frühling — — grünt auf deutschem Boden.
O, Schmach! für jeden Dichter, Schmach genug!
Der nicht als Mann in diesen ernsten Zeiten,
Für Wahrheit sucht mit seinem Wort zu streiten,
Kühn gegen Finsterniß, Gewalt und Trug.
Der eingelullt in süße Tändeleien
Das Große, seiner großen Zeit nicht fühlt,
Engherzig seine feige Leier spielt;
Um andre Feige, die das Ohr ihm leihen,
Mit schlaffem Versgeklingel zu erfreuen.
Schmach ewig ihm, deß Harfe also klingt!
Doch Fluch! dreimal'ger Fluch dem After-Sohne
Des Helikons, der heut' im Schergentone,
Sein heil'ges Wort der Tyrannei verdingt,
Und knechtisch ihr ein feiles Loblied singt.

Den Hauptinhalt des zweiten, komischen Theiles bilden Reisen im Jahr 2830. Außer den grotesken Schilderungen, welche der Reisende von den tausendjährigen Fortschritten der Fabrikation und Maschinerie macht, sind seine Rückblicke auf das alte Europa vorzüglich witzig, obgleich der Verfasser zwischen dem derben Spaß und der feinen Ironie so schwankt, daß er eigentlich ein doppeltes Publikum verlangt. Sehr witzig ist auch die Statistik der europäischen Krankheiten. Frankreich z. B. hat Wechselfieber, Schwindel, Windcholik und Flugfeuer; Preußen Tanzwuth, Gespensterseherei, Trommelsucht und Maulsperre; Oesterreich Maulsperre, Ueberladung, Schlafsucht und den Krebs.

54) Der absolute König oder das Muster der Legitimität. Novelle. Leipzig, im literarischen Museum, 1831.

Nicht auffallend geistreich, aber gut genug. Man braucht überhaupt in diese reiche Saat von politischer Satyre, die täglich in hundert Zeitungsblättern üppig aufblüht, nur einen blinden Streich zu thun, um vollauf nach Hause zu tragen; ja, wenn ich nur einigermaaßen Zeit übrig hätte, wollte ich mich anheischig machen, die beste aller möglichen Satyren aus bloßen deutschen Zeitungsartikeln musivisch zusammensetzen, ohne ein einziges eignes Wörtchen hinzuzufügen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 39. — 13. April 1832.

Erziehungsschriften.

Außer der neuen Lehrmethoden von Jacotot und Hamilton, über welche wir schon im vorigen Jahr ausführlich berichtet haben, ist im pädagogischen Fach in neuerer Zeit nicht viel Bedeutendes zum Vorschein gekommen. Die eigentliche pädagogische Wuth ist längst vorüber, die Erfindungskraft und selbst der Aberwitz hat sich in unzähligen neuen Theorien abgenuzt, und wie nach jeder Periode des überspannten und einseitigen Enthusiasmus ist eine nüchterne eklektische Zeit gekommen. Der Vater der pädagogischen Revolution war unstreitig Rousseau.

1) Emile, ou de l'éducation par J. J. Rousseau. Tom. I — III. Nouvelle édition. Deux-Ponts, Ritter.

Rousseau appellirte von der verdorbnen menschlichen Natur an die unverdorbne, also an die Jugend, und hatte zunächst nichts andres zu thun, als diese Natur von allem Wust der Unnatur, Barbarei oder Hyperkultur zu reinigen, den Menschen aus allen seinen historischen, nationellen und gesellschaftlichen Angewöhnungen herauszureißen, ihn aus seinen Allongeperücken und Reifröcken gleichsam herauszuschälen und wieder nackend ins Paradies zurückzuführen. Damit fängt eine durchgreifende Reform allemal an. Man muß erst das Alte niederreißen, ehe man Neues baut, und man muß bis zum Anfang des Uebels zurückgehn, um es mit der Wurzel auszurotten. Man kann heutzutage über manche barocke Meinung Rousseaus lächeln, und seine wieder auf allen Vieren kriechende Menschheit verspotten, muß aber gestehn, daß er zu seiner Zeit, von seinem Standpunkt aus als Reformator gegenüber unzähligen Mißbräuchen und Verderbnissen, in dem bis aufs Mark durch den Despotismus vergifteten Frankreich, naturnothwendig auf das entgegengesezte Extrem gerathen mußte. Rousseau gab uns also einen wiedergebornen Urmenschen, nackend, kriechend auf allen Vieren, gänzlich unbestimmt durch sich selbst, aber empfänglich für alle Belehrung und Bildung. Ihm diese leztere nun angedeihen zu lassen, das machten sich die deutschen Pädagogen, welche Rousseaus Ideen adoptirten, seit Basedow zum angelegentlichsten Geschäft, und, wenn Rousseau den Menschen nackt ausgezogen hatte, so beeilten sich diese Deutschen, ihn hinwiederum mit der Garderobe aller Völker und Zeiten zu behängen. Rousseau wollte nur die Verderbniß aus der menschlichen Natur herauspumpen, die deutschen Weltverbesserer und Philanthropen wollten sodann alles mögliche Gute in ihn hineinstopfen, und überfütterten das arme Kind, ohne auf sein Sträuben zu achten.

Glücklicherweise waren die Pädagogen in ihren Ansichten getheilt, und während der eine die ihm zugewiesenen Kinder mit der einen Narrheit plagte, plagte sie der andre mit einer andern, und so blieben die einen wenigstens mit diesem, die andern mit jenem verschont. Anfangs haßte man sich und vermied die Fehler des andern aus Haß; nach und nach aber hat man angefangen sich zu versöhnen, und adoptirt wechselseitig seine Fehler, und so muß die arme Jugend zumal alle pädagogischen Narrheiten mit einander ausbaden. Früher verlangte der Humanist den einen, der Realist den andern Knaben, jezt verlangen beide denselben Knaben und machen dieselbe Ansprüche an seine Zeit und Aufmerksamkeit, als ob er sich einem allein widmen könnte. Früher gieng der eine Pädagog mehr auf religiöse, der andre mehr auf sittliche, der dritte mehr auf intellektuelle, der vierte mehr auf ästhetische, der fünfte mehr auf körperliche und gesellige Bildung aus; jezt gibt es Erziehungssysteme und Erziehungsanstalten, die das alles zumal an Einem Schüler exerciren wollen. Alle pädagogischen Prügelstöcke werden in Fasces zusammengebunden und es fehlt nur noch das Beil darin, um dem armen Knaben den von vielem Lernen dumm gemachten Kopf vollends herunterzuschlagen.

In allem Ernst, während unsre Pädagogen noch das große und ewig verdienstliche Werk Rousseaus fortzusetzen glauben, braucht es schon längst wieder eines neuen Rousseau, um die Jugend von dem ihr aufgehäuften pädagogischen Trödel zu befreien, und sie wieder auf ihre ursprüngliche geistige Nudität und Paradiesesunschuld zu bringen. Oder mit andern Worten, wie bisher das Bestreben der Pädagogen darin bestund, die Erziehungsgegenstände so viel als möglich zu vervielfältigen, so haben sie von Rechtswegen nichts dringenderes zu thun, als dieselben so viel als möglich zu vereinfachen.

Wann wird der Deutsche von seiner Ueberschwenglichkeit, von seiner Tendenz ins Grenzenlose zurückkommen? Es ist wahr, dem Menschen liegen endlose Bahnen nach allen Richtungen offen, und es wäre recht hübsch, wenn er Kraft und Zeit genug übrig behielte, sie alle zu durchlaufen; allein die Kunst ist lang und kurz das Leben, Alles können wir nicht werden, und daher auch die Jugend nicht zu Allem vorbereiten. Es ist immerhin recht wünschenswerth, daß die liebe deutsche Jugend auf das gründlichste griechisch verstehn möchte, um alle Grazien des alten Hellas sich anzubilden und seines Geistes milde Klarheit und Kraft; es wäre meinetwegen gut, wenn die guten Jungen auch alle Sanscritt verstünden und persisch, arabisch, chinesisch ꝛc.; auf der andern Seite hat doch das Leben und der praktische Nutzen neben der Poesie und todten Wissenschaft auch ihr Recht, und es wäre sehr gut, wenn die guten Jungen sammt und sonders nicht nur französisch, englisch und italienisch, sondern auch polnisch und russisch und türkisch verstünden. Und nun vollends die Realia. Jeder der guten Jungen sollte Mathematik und Mechanik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Astronomie, Geographie, ja sogar das Nothwendigste von Medizin, Chirurgie und Pharmacie lernen. Und soll etwa, rufen andre, über der Ausbildung des Kopfs der Körper vernachläßigt werden? Mit nichten, die guten Jungen müssen turnen und schwimmen, reiten, fechten, tanzen und die Toilette machen, tranchiren ꝛc. aus dem Fundament lernen. Aber das Herz, fragen wieder andre, und die Religion, und die Philosophie? Soll die Jugend nicht hauptsächlich zur Tugend und zum Christenthum erzogen werden? Soll ihr nicht über dem irdischen Leben hoch erhaben vor allem das himmlische Ziel gewiesen, soll der menschliche Geist nicht vor allem in die heiligen Tiefen der Gottheit versenkt werden, und zum Ursprung alles Seyns sich drängen, anstatt auf der Oberfläche der Dinge zu spielen?

Ja wohl. Warum nicht? Das alles und noch etwas. Aber die Herrn bedenken nicht, wo wir die Zeit dazu hernehmen wollen? Es wäre wohl gut, wenn es angienge, aber es geht eben nicht an. Die Herrn müssen sich also entschließen, ihre pädagogischen Forderungen herabzustimmen und nicht immer auf das allein zu sehen, was sie der Jugend einstopfen wollen, sondern auf die geringe Kapacität der Jugend, die unmöglich alles zugleich aufnehmen kann.

Die Hülfe liegt so nahe als möglich, und es gehört die ganze Blindheit deutscher Gelehrtenpedanterei dazu, um sie nicht zu sehn. Die Herrn dürfen sich nur entschließen, 1) die Unterrichtsgegenstände, die nur für wenige taugen, auch nur wenigen aufzuheben, und 2) die, welche für das spätere Alter gehören, auch auf die spätern Jahre aufzusparen. Thäten die Herrn das, so würde jeder Knabe nur das lernen, was er zunächst braucht, und nicht wie eine genudelte Gans bis zum Platzen vollgestopft werden mit Dingen, die sich für ihn nicht passen. Thäten die Herrn das, so würde nur der Knabe seine Zeit den alten Sprachen widmen, der dieselben bei seinen spätern Studien gebrauchen würde, und nur der würde sich hauptsächlich mit Realien und neuen Sprachen beschäftigen, dem diese bei seinem künftigen Beruf als Handels- und Gewerbsmann zu Statten kämen. Mit den theologischen Plattituden aber, die nach schon älterm Herkommen, und mit dem philosophischen Unsinn, der nach neuer Mode schon in niedern Schulen und Gymnasien der Jugend eingetrichtert wird, würden die Herrn warten, bis der Geist der Jugend ein wenig ge-

reifter wäre. Sie würden dadurch erstens Zeit gewinnen, für unmittelbar nützlichere Unterrichtsgegenstände, und zweitens würden sie das Heilige nicht vor der Jugend entweihen und das Gefühl für das Höhere nicht vor der Zeit abstumpfen. Es ist gewiß, daß die alte Methode, die Kinder kurzweg in einem blinden Glauben an die allgemeinsten und einfachsten Religionsgegenstände zu unterweisen, weit pädagogischer war, als die neue Methode breiter Katechisationen und rationalistischer, wohl gar förmlich philosophischer Vorbereitungsstunden auf Schulen, die noch unter und zuweilen tief unter der Universität stehn. Nichts ist so schädlich für die Jugend, und auch im besten Fall wenigstens nichts so langweilig und unnütz, als das Raisonniren mit Kindern. Jeder hat dazu in spätern Jahren noch Zeit genug.

Aber jener aristokratische Trieb, der die Gesellschaft von unten her bewegt, und der jeden Schneidergesellen zum Kavalier, jede Köchin zur Dame heraufschraubt, hat auch die simpeln Schulmeister und Präceptoren zur Nachahmung der vornehmern Universitätsprofessoren getrieben. Würde jeder seine Stellung erkennen und würdig behaupten, so wären in der That alle am Range gleich, aber anstatt ihre bürgerliche Ehre zu fühlen, streben sie nach einer lächerlichen und unwürdigen Affektation der Vornehmigkeit. Daher in unsern Schulen das Jagen nach Auszeichnung. Da will jeder schriftstellern, neue Theorien aufstellen, oder sich durch gewisse wissenschaftliche Liebhabereien aus dem Haufen emporheben und bemerklich machen. Gibt es nicht bei jedem Gymnasium einen oder mehrere Lehrer, die beständig zu beweisen trachten, daß man sie eigentlich auf eine Universität hätte berufen sollen, die eigenmächtig philosophische Collegia lesen, oder Specialia von Wissenschaften abhandlen, die zufällig ihre Lieblingsstudien sind, aber ganz und gar nicht für die unreife Jugend gehören? Da treibt einer die skrupulösesten Grammatikalia, der andre Symbolik, der dritte reitet auf einem obscuren alten Autor herum, den er herausgeben will und denkt mehr an seine Scholien als an seine Schule, der vierte richtet einen oder zwei Schüler ab, mit ihm griechisch zu plaudern und bekümmert sich um die übrigen nicht; der fünfte schämt sich nicht Logik vorzutragen, und macht ein streng akademisches Gesicht dazu. Wissen die Buben auch noch nicht, was sie denken sollen, geschweige wie, so bleibt es doch immer vornehm, Logik vorzutragen rc. Dies Kapitel könnte endlos ausgedehnt werden. In Erziehungsanstalten treten denn am Ende gar jene Herenmeister auf, die den Ruhm darin suchen, wenn sie auch keineswegs selbst alles wissen, doch die ihnen anvertraute Jugend Alles und noch etwas, omnia et quaedam alia, zu lehren, deren Kataloge mit den Titeln aller möglichen Wissenschaften prunken und bei denen ein neuer Name so viel Glück macht, als ein neues Instrument Harmonika, Bassethorn rc. bei einem reisenden Virtuosen.

Und diesen Eitelkeiten bringt man unsre gutmüthige Jugend zum Opfer!

2) Divinität oder das Princip der einzig wahren Menschenerziehung zur festen Begründung der Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft von Dr. J. B. Graser. Erster Theil. Dritte Auflage. Bayreuth, Grau, 1830.

Dies Buch ist weit verdienstlicher, als sein abgeschmackter Titel erwarten läßt. So lange unsre Schulen par excellance christliche Schulen heißen, versteht es sich von selbst, daß ihr Hauptzweck ist, die Kinder zu guten Christen zu erziehn. Herr Graser sagt damit also gar nichts neues. Da er aber ein Rationalist ist, so finden wir auch in seiner Divinität durchaus nichts Pietistisches oder übertrieben Frömmelndes, wie uns anfangs der Titel befürchten ließ, sondern ein durchaus praktisches Christenthum, oder vielmehr ein praktisches Leben, denn das Christliche dabei ist fast überflüssig. In der That die Unterschiede, welche der Verfasser macht, würden auch zur Noth ohne das Christenthum bestehn. Er unterscheidet drei Stände, Volk (Nährstand) Adel (Lehr-, Verwaltungs-, Rechts- und Wehrstand) Regent. Jedem sagt er, kommen verschiedne Talente und Tugenden zu, und zu diesen soll sie die Erziehung heranbilden. Obgleich wir nun im Detail diese Unterschiede, die er noch weit schärfer in die Unterabtheilungen verfolgt, in solcher Strenge nicht gelten lassen können, so bleibt es doch immer ein großes Verdienst des Verfassers, daß er durch solche Spaltungen des Erziehungszwecks und demzufolge auch des Unterrichts selbst dem Unwesen jener pädagogischen Potpourris und Ragouts entgegenkämpft, in denen alles durch einander gekocht wird. Im Allgemeinen hat der Verfasser ganz recht. Es muß Realschulen geben für das Volk, gelehrte Schulen für die zu den Studien bestimmte Jugend, und aus den Realschulen muß ein Uebergang in die Ackerbau-, Forst-, Handels-, Gewerbs- und Kriegsschulen Statt finden, wie aus den gelehrten Schulen in die Akademien. Diese Sonderung liegt in der Natur der Dinge.

3) System der Pädagogik. Ein vollständiges Handbuch der Theorien und Praxis, der Literatur und Geschichte des gesammten Erziehungs-, Unterrichts- und Schulwesens. Von J. W.

Wörlein. In neun Bänden. Erster Band. Nürnberg, Riegel und Wießner, 1830.

Der Verfasser schickt seine Biographie, eine kurze Geschichte der Leiden und Freuden eines Schulmanns, voraus, und gibt sodann eine pädagogische Grundlehre, die ein Resumé des ganzen Werks ist. Nichts ist daran mehr zu loben, als das Bestreben, die verschiedenen pädagogischen Erfordernisse zu unterscheiden und allen ihr Recht angedeihen zu lassen; und nichts ist daran mehr zu tadeln, als die dem Schellingianismus abgeborgte philosophirende Sprache. Wozu in aller Welt ist es nöthig, in einem solchen rein für den praktischen Gebrauch geschriebne Werke Stellen wie folgende abzudrucken: „Der (transcendentale) Syntheticismus ist zunächst dasjenige wissenschaftliche System, welches Seyn und Wissen, Reales und Ideales als ein ursprünglich Gesetztes und Verknüpftes betrachtet ꝛc.?" Wozu diesen fremdartigen Wortschwall, da der Verfasser nur ganz einfach sagen wollte, die wahre Erziehungskunst beruht weder auf Erfahrung noch auf Theorie allein, sondern verbindet beide? Wozu absichtlich einen klaren Sinn verdunkeln? Ist das pädagogisch? Nein, ihr Herrn, wenn ihr lehren wollt, so müßt ihr nicht blos wissen, was ihr sprecht, sondern auch wie ihr sprecht. — Uebrigens hat der Verfasser sein pädagogisches Identitätssystem nicht genug vor dem Vorwurf verwahrt, daß es auf die oben hart von uns getadelte Unterrichtsmengerei und Ueberhäufung hinauslaufe. Es will nämlich auf keine Weise einseitig, sondern so viel als möglich allseitig erziehn und den Menschen zugleich in seiner Beziehung zur Menschheit, zum Volk, zum Staat, und zugleich in seiner Tendenz zum Höhern ergreifen und bilden. §. 39. Wird die Pädagogik je so viel zugleich thun können? Und wenn sie es könnte, wird die Jugend selbst so viel Zeit und Kapacität haben, als dazu erforderlich ist?

4) Das Ideal der vollkommensten Erziehung und Ausbildung des Menschen. Von G. J. Pavonnet. Aachen und Leipzig, Mayer, 1830.

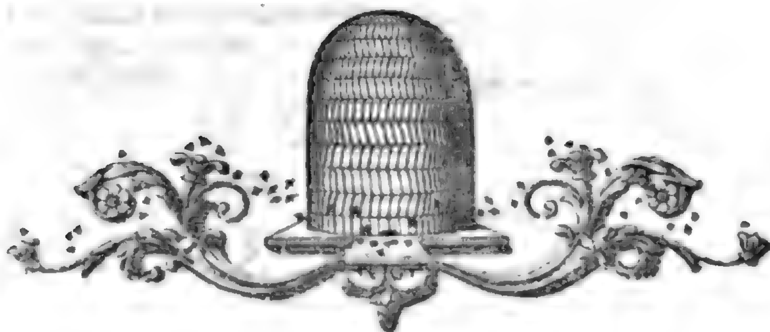
Der Titel dieser Schrift erinnert lebhaft an Schummels Spitzbart, die zu früh vergessene unübertreffliche Satyre auf die pädagogischen Narrheiten und eine der witzigsten und geistreichsten Schriften, die überhaupt in Deutschland je geschrieben worden sind. Wie das Opus, das der Held jenes komischen Romans herausgegeben, gerade so heißt auch das vorliegende Opus: das Ideal der vollkommensten Erziehung, und wir fürchten, daß sein Verfasser damit kein größeres Lob einärndten dürfte, als Spitzbart mit dem seinigen. Das so pomphaft angekündigte Ideal der Erziehung ist nichts andres, als die Harmonie der Tugend mit der Wissenschaft, die Beziehung alles Unterrichts auf die Sittlichkeit, eine Lehre, die bereits alle Moralprediger der Welt hundert- und tausendmal aufgestellt haben. Daß dies nun ganz gut gemeint sey, wer wollte das läugnen? Allein in der Ausführung fällt die Sache zuweilen ins Alberne, denn wenn man überall und in allen Dingen eine Moral sucht, muß alles höchst langweilig werden. So verlangt der Verfasser unter anderm, man solle die Geschichte nur in dem Sinne vortragen, daß daraus gelernt werde, „wie wenig das Irdische mit all seiner Blendkraft die Quelle für des Menschen wahre Glückseligkeit seyn kann, und auf welche ungerechte Wege das unendliche Trachten gerathen ist, wenn es auf Erdengüter gerichtet verbleibt." Der gute Mann meint, das wichtigste Resultat der Weltgeschichte sey, „daß die Beherrscher ganzer Welttheile durch ihre Macht und Größe nicht glücklich geworden sind. Es würde überflüssig seyn, fügt er witzig hinzu, an einen Nero und Andre zu erinnern." Seite 33. Das also wäre die ganze Bedeutung der Weltgeschichte?

5) Freuden und Leiden des Schulmanns, von Dr. W. E. Weber. Bremen, Heyse, 1831.

Da loben wir uns den Verfasser dieser kleinen Schrift, der hat von dem Geschichtsunterricht eine bessere Vorstellung. „Und wenn der Schulmann auch in den Jünglingen höhere Wärme gewahrt, wenn er sie erglühn sieht bei den Glanzthaten der alten Geschichte, ehrfurchtsvoll staunen vor dem Großsinne jener Vaterlandsretter, die, zufrieden in dem großen Gefühle, den Ihren ein freies Land zu hinterlassen, arm starben, wohl gar von dem undankbaren Volke ins Elend und zu Barbaren verstoßen; wenn er sieht, wie sie Perikles Größe bewundern, der mit dem Zauber des Wortes Griechenland gleich einem folgsamen Rosse lenkte, und den wilden Gemüthern jener halsstarrigen Demokraten wie ein kunstgeübter Meister einem widerstrebenden Instrumente den Wohllaut der Eintracht und des Gehorsams entlockte; wenn er sieht, wie Demosthenes Donner gegen ein unschlüssiges Geschlecht ihre Seele erschüttern: soll da der Schulmann diese Regungen erdrücken, soll er das Lächeln des Beifalls tuschen, soll er einen Ausruf des Entzückens mit Carcerstrafe belegen, damit nicht etwa ein umschleichender Satellite des stabilen Princips ihn bei dem Premierminister der Chinesen verklage?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 40. — 16. April 1832.

Erziehungsschriften.

(Fortsetzung.)

6) Die vielfachen Fehler und Uebel in der jetzigen häuslichen und öffentlichen Erziehung, mit Andeutungen zum Vermeiden derselben nach der nothwendigen künftigen Stellung der Erziehungswissenschaft. Eine dringende Mahnung an Eltern, Lehrer und Erzieher von Dr. J. J. Sachs. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1830.

Eine wackre Schrift. Der darin aufgestellte Grundsatz ist leider nur zu sehr vernachläßigt worden und man kann nicht dringend genug darauf aufmerksam machen. „Das ganze Geschäft der Erziehung gleicht dem des Arztes; denn wie dieser bei seinem Patienten nur die Hindernisse aus dem Wege räumen muß, welche der Erlangung der Gesundheit durch die eigene Lebenskraft im Wege stehn, eben so muß der Erzieher mehr negativ — leitend, verhütend, bewahrend — als positiv — thätig einwirkend — verfahren. Wir können im Kinde bei der Erziehung eben so wenig eine neue Kraft erschaffen, als der Arzt im schwachen Körper des Kranken. Alle unsre Mittel können nur Kräfte, die schon da sind, entwickeln und befestigen. Wir müssen uns daher bei der ganzen Erziehung mehr passiv als aktiv verhalten; wir müssen frei und ungestört das Kind sich entwickeln lassen, und Alles sorgfältig entfernen, was die Richtung der physischen und psychischen Kräfte und die hieraus entstehenden Triebe stören und unterdrücken kann.“

Demnach verlangt der Verfasser mit vollem Recht, daß der Arzt bei der Pädagogik zu Rathe gezogen werde, und er beweist, wie sehr nöthig derselbe gerade jezt geworden sey, da theils *körperliche Vernachläßigung*, theils *geistige Ueberladung* je mehr und mehr die Jugend verdorben haben. Mit überzeugender Klarheit beweist er, daß Eltern und Lehrer, indem sie nur immer auf das sehn, was den Kindern eingepfropft werden soll, gänzlich das übersehn, was ihnen eigentlich fehlt, und die gefährlichsten Symptome vernachläßigen, während dieses gepriesene Einpfropfen aller erdenklichen Weisheit selbst ihnen keineswegs Gedeihen, sondern durch Mengerei, Ueberladung und Unreife Schaden bringt. Als Arzt spricht er sich besonders über die Verkehrtheiten aus, die noch immer theils bei der häuslichen, theils bei der öffentlichen Erziehung in Bezug auf die körperliche Behandlung der Kinder fortbestehn, und durch welche theils der Gesundheit, theils zugleich der Sittlichkeit geschadet werde, wobei zu bemerken ist, daß Manches, was vor Zeiten ebenfalls im Gebrauch und dennoch unschädlich war, heute schädlich wird, sofern das viele Ler-

nen und Stubensitzen die Kinder viel reizbarer gemacht hat, als sie vor Zeiten waren.

Von allen Einzelheiten abgesehn, deren Aufzählung weit ausgedehnt werden könnte, bleibt im Allgemeinen der Grundsatz evident, daß die Erziehung weit mehr Böses zu verhüten als Gutes hervorzubringen habe, und daß bei der Erziehung der Arzt, welcher das Kind gesund erhält und es vor Ausschweifung, Frühreife, Ueberreizung und Abschwächung hütet, wichtiger sey, als der pädagogische Tausendkünstler, der alle Tugenden und Talente der Welt in das kleine Kind hineinnudeln will.

7) Ueber häusliche und öffentliche Erziehung, mit besondrer Rücksicht auf die Elementarschulen. Von M. A. Becherer. Breslau, Max und Komp.

Hier ertönen dieselben Klagen, und der Verfasser fordert insbesondre den Staat auf, kräftig einzugreifen, um die Uebel, die nicht in der Schule allein geheilt werden können, von außenher zu heilen. „Es ist unläugbar, daß die öffentlichen Schulen allein die wahre Bildung und Besserung unserer aufblühenden Generation nicht bewirken können, und hier viele Hindernisse in dem Wege liegen, welche der öffentliche Unterricht so wenig wegzuräumen im Stande ist, als sie in ihm ihren Ursprung haben. Denn die Grundübel unserer Zeit, welche man aus vielen Gründen das spitzfindige Zeitalter des aufklärenden Verstandes und der genußsüchtigen Sinnlichkeit nennen könnte, haben ihre Wurzeln mehr außerhalb als innerhalb der Schulen, und erhalten die Säfte des Wachsthums ebenfalls mehr außer als in denselben.“ — Die Uebel, meint der Verfasser, die mehr aus der häuslichen Erziehung oder aus den Staatseinrichtungen hervorgehn, können auch nur von dorther geheilt werden. Er addressirt also seine Mahnungen nicht an die Lehrer, sondern an die Eltern und an die Staatsbehörden.

Allein, so traurig es ist, müssen wir doch um der Wahrheit willen bekennen, daß solche Mahnungen schwerlich helfen werden. Wenn Dr. Sachs im vorhin besprochnen Werk sich einfach begnügt, zärtliche, aber vielleicht zu unbesorgte Eltern zu einer sorgfältigern physischen Pflege und Aufsicht der Kinder zu bewegen, so liegt hier die Hülfe nahe, denn sie ist leicht. Wenn aber Herr Becherer an die Sittlichkeit der leztern appellirt, so greift er damit zu tief in die schlechten Gewohnheiten der Zeit ein und wird nichts ausrichten. Gern werden die Eltern das Kind pflegen und ihm einen Arzt besorgen, aber sich um der Kinder willen wesentlich zu ändern, um ihnen ein besseres Beispiel zu geben, manchen alten Gewohnheiten und Vorurtheilen zu entsagen, das darf man ihnen leider noch nicht zumuthen. Und wenn Herr Becherer ferner den Staat an seine pädagogische Pflicht erinnert, so scheint auch dies verlorne Mühe in einer Zeit, wo die Regierungen Gott danken, wenn sie mit den Alten fertig werden und die Kinder ganz als Nebensache betrachten. Oder mit andern Worten, wo, wie der Verfasser selbst sagt, das eigentliche Lebensprincip spitzfindige Klugheit und genußsüchtige Sinnlichkeit geworden ist, wo das Privatleben wie das große Staatsleben in tiefer Unsittlichkeit wurzelt, wie soll da irgend den unschuldigen Kindern geholfen werden? So wenig wie ein gewissenloser Vater, eine leichtsinnige Mutter ihr Vergnügen aufopfert, um die Unschuld ihres Kindes zu wahren, eben so wenig ist es dem Staat darum zu thun, irgend eine vortheilhafte despotische Maaßregel aufzugeben, um etwa die heranwachsende Generation zu veredeln. Die bloße Zumuthung würde auf unsern ministeriellen Gesichtern ein diabolisches Lächeln hervorrufen.

Der Verfasser sieht dies einerseits ein, und die Scheu vor der schauderhaften Immoralität unsres ganzen Staatslebens drängt ihn, einen Ausweg zu suchen, den er — gewissermaaßen nur in der Angst — in der Kirche findet. In der Kirche? Ist sie wohl im Stande, wie Herr Becherer will, die Leitung der Schulen wieder zu übernehmen? Wir glauben nicht. Die Schule hat sich von der Kirche längst auf naturnothwendige Weise emancipirt, und davon abgesehn ist die Kirche selbst dem moralischen Verfall der Zeit nicht fremd geblieben, ja man darf wohl sagen, daß erst die innerliche Vergiftung der Kirche Staat und Privatleben angesteckt hat, denn ein Mißbrauch des Heiligen war der Anfang aller modernen Verderbniß, und die Mutter desselben war Italien und das in seiner Uebermacht entartete Papstthum. Es läge nun freilich ein schöner Sinn darin, wenn die vielen alten und verderbten Kirchen, neuerdings mit den Schulen verbunden, durch das junge unschuldige Blut gleichsam wieder gereinigt und verjüngt würden, allein es ist keine Zeit für solche idyllische Gedanken.

Schließlich spricht der Verfasser über die Privatinstitute und verwirft sie, wie auch wir längst und oft gethan haben. Die Jugend soll nicht insularisch, sondern in der Gemeinschaft der Welt für sie erzogen werden. Ueberdies sind solche Winkelschulen die Nesthecken jeder pädagogischen Unvernunft, wenn sie nicht blos gemeine, auf Betrug abgesehene Geldspekulationen sind. Damit wollen wir die Nothwendigkeit einer Musterschule zur Erprobung neuer Theorien durchaus nicht läugnen, allein unter der Aufsicht des Staats kann jede Schule zur Musterschule dienen, und es braucht nicht unzählbare aufsichtslose Pensionsanstalten, worin die Gewissenlosigkeit und Habsucht von Charlatans oder die pädagogische Verrücktheit tollgewordner Weltverbesserer mit der Eitelkeit der Eltern Buhlerei treibt.

8) Der berühmte Jesuit Juan Mariana über den König und dessen Erziehung. Ein Beitrag zur pädagogischen Literaturgeschichte, von Dr. J. Leutbecher. Erlangen, Palm und Enke, 1830.

Macchiavelli würde zu gleichem Zweck ein weit geistreicheres Buch geschrieben haben. Im Ernst, wenn der Jesuit nicht insgeheim andern Instruktionen gefolgt ist, hätten wir ihn für klüger gehalten. Was sind das für abgeschmackte und noch dazu ganz falsche Maximen, was für triviale Moralien? Da soll der Erzieher eines künftigen Selbstherrschers der Weiseste und Beste der Menschen seyn, als ob nicht gerade die verruchtesten Tyrannen immer die trefflichsten Lehrer, als ob Nero nicht den Seneca zum Mentor gehabt hätte! Da soll — horribile dictu — der Prinz stets zur Offenheit und Wahrheit angehalten werden, als ob nicht das erste Erforderniß jeder monarchischen Regierung, das Geheimniß wäre! Nein, guter Mariana, du irrest dich, oder mentiris Jesuita!

9) Ueber die sittliche Vervollkommnung oder über die Selbsterziehung vom Baron von Gerando, Mitglied des Instituts von Frankreich. Nach der zweiten Ausgabe übersezt von E. Schelle. Zwei Bände. Halle, Kümmel, 1829.

Eine recht breite, platte akademische Arbeit, wie man sie mühsam und elegant ausfeilt, dann zur Schau stellt, dann den Preis dafür erhält und sie dann in einigen Prachtexemplaren der bibliothekarischen Vergessenheit übergibt, wenn sich nicht ein Deutscher darüber erbarmt und in einer Uebersetzung seine Landsleute damit erbaut. Ich gestehe, daß ich Frauenzimmer, an denen man gerade nichts aussetzen, in die man sich aber auch um keinen Preis verlieben kann, und Bücher, die im Grunde gut aber auch durchaus nicht interessant sind, wenig, ja beinahe gar nicht leiden kann. Es wird einem so nüchtern dabei zu Muthe, so albern vornehm, daß man unwillkührlich zu einem tollen Streich aufgelegt wird, wie denn nichts so den Schalk in uns reizt, als eine Ehrbarkeit ohne Ehrfurcht, eine Feierlichkeit ohne Begeisterung. So habe ich denn auch über dieses durchaus ernsthafte und moralische Buch den Mephistopheles hereingrinsen sehn. Herr von Gerando, so schien es mir, beschreibt mit Emphase die Schönheiten der Moral, wie Cuvier die Schönheiten der vorweltlichen Bestien beschreibt. Für die Franzosen ist beides gleich, denn eine wohl appretirte und unter Glas reinlich zur Schau gestellte Tugend interessirt sie eine Minute lang wohl so gut als ein Mammuthsknochen. Allein eine solche Tugend ist ihnen auch eben so wenig gefährlich, als ein Mammuthsknochen, und ihr Gewissen bleibt dabei ohne alle Kinderfurcht. Ja vielleicht würde Herr von Gerando selbst, wenn sich irgend ein ehrlicher Deutscher zudränge und die sauber auf Baumwolle gebetteten Tugenden zu seinem Privatgebrauch mitnehmen wollte, ihm mit feinem Lächeln sagen: mein Herr, es ist ganz einerlei, auf was für Pflastersteine Sie treten, und mit was für Mauersteinen Sie bauen, wenn Sie nur hier rein erhaltene und vollständige Suiten aller Mineralien gesehn haben.

So tief wir von der Immoralität unsrer Zeit überzeugt sind, so sehr wir ihr Gift von den öffentlichen Verhältnissen aus bis ins geheimste Familienleben dringen und überall die Unschuld vergiften und den männlichen Charakter schwächen sehn, so sind wir doch weit weit entfernt, in dem Moralpredigen den Anfang der Hülfe zu sehn, vielmehr sehn wir darin nur die triumphirende Scheinheiligkeit, die vor Wollust gleichsam jauchzende Verruchtheit. Wirklich kann eigentlich nur der schadenfrohe und im Spott unermüdliche Mephistopheles ein Gefallen daran finden, sich für die Moral begeistert zu stellen, lange Reden für sie zu halten, Thränen für sie zu vergießen, und bei einigen dummen Männern und vielen klugen Weiblein jenes behagliche Knurren und Schnurren im Leibe zu erwecken, welches die Menschen gleich den Katzen empfinden, wenn man ihnen schmeichelt und sie überredet, sie seyen recht fromm und lieb.

Schöne Reden sind des Teufels Festtagskleid. Schöne Reden thuns aber nicht. Wenn die Menschen nicht blos scheinheilig die Augen verdrehen, wenn sie wirklich moralisch handeln sollen, so müssen sie entweder noch unschuldig seyn, oder, wenn sie es nicht mehr sind, muß die Noth sie mit Riesenfäusten packen, und ein innerstes Erbeben durch alle Seelen gehn, und der Jammer, die Verzweiflung, der Tod, die Seelenstärke, wo sie noch ist, zum Kampf herausfordern, damit sie vom langen Schlafe geweckt werde, jene Seelenstärke, welche der Unschuld Werth und Gewalt ersezt, die aber nie in der Masse zum Vorschein kommt, wenn nicht ein ungeheures Schicksal sie weckt.

10) Hilarion oder das häusliche Leben, für Alle, welchen Menschenwohl am Herzen liegt. Frankfurt a. M., Wilmans.

Das Nämliche gilt auch von diesem, von Moral und christlicher Liebe überfließenden Buche. So gut und redlich es gemeint ist, so dürfte doch schwerlich der weiche und milchige Predigerton, der darin herrscht, auf unsre trotzige Generation irgend Eindruck machen.

So überflüßige Worte wie folgende: „wer wollte nicht wünschen, daß Friede und Liebe alle Menschen vereinigte, daß Streit, Uneinigkeit und Mißverständniß dem holden Geiste der Sanftmuth, des Friedens und der Versöhnung weichen möchte?“ — gehn den Leuten zu einem Ohr hinein und zum andern wieder hinaus. Und überhaupt ist der Gedanke falsch, daß die Welt zum Frieden gemacht sey. Ist einmal der Teufel in die Gemeinde gekommen, so ist es des Priesters Amt, zum Kampf gegen ihn zu mahnen, nicht aber den Teufel mild und höflich zu bitten, daß er sich doch belehren, und ein friedlicher unschuldiger Genosse der gläubigen Gemeinde werden möge. Inzwischen ist es den meisten Friedenspredigern nicht sowohl darum zu thun, Andre sanft zu machen, als selbst sanft zu erscheinen.

11) Versuch über die physische Erziehung der Kinder. Von Dr. F. Wagner. Dritte verbesserte Auflage. Marburg, Garthe, 1832.

Ein sehr gutes Buch voll praktischer Räthschläge für die Mütter in Bezug auf die physische Pflege und den ersten Unterricht der Kinder. Dem Ganzen liegt Rousseaus Idee zu Grunde, nämlich die möglichste Zurückführung zur einfachen gesunden Natur, die möglichste Entfernung alles Erkünstelten. Zahlreiche Vorurtheile werden darin widerlegt, eine Menge der einfachsten Mittel an die Hand gegeben. Das nützliche und zugleich gut geschriebne Buch ist durchaus von gesundem Menschenverstande und von ärztlicher Erfahrung diktirt und verdient die weite Verbreitung, die es schon gefunden hat.

12) Allgemeine Behandlung der Kinder in den Jahren der ersten Entwicklung. Von F. P. Wilmsen. Zweite Auflage. Hannover, Hahn, 1830.

Neben vielen heilsamen Regeln enthält diese Schrift doch auch einige Sophistereien, von denen man nicht weiß, ob sie aus der allgemeinen sentimentalen Schwächlichkeit des ältern von Milch und Honig überfließenden pädagogischen Optimismus, oder, bei der Vorliebe des Verfassers für Erziehungsanstalten, aus einer schmeichlerischen Anschmiegung an die Schwächen zärtlicher Eltern hervorgegangen sind. Beides ist im Grunde einerlei, denn die windelweiche Pädagogik und die Pensionsanstalten sind immer Hand in Hand gegangen, weil es nur Pensionsvätern und Pensionsmüttern, die sich durch solche Mittel Pensionäre zusammentrommeln wollten, einfallen konnte, den Eltern mit der delikatesten Behandlung, ja mit einer wahren Vergötterung ihrer Früchtchen zu schmeicheln. Im Staate wie im Hause behandelt man das Kind ohne weitere Komplimente, man sieht in ihm nicht mehr, als einen noch unreifen Menschen, aus dem ein reifer werden soll. In Pensionsanstalten aber schmeichelt man den Eltern damit, daß in den Kindern etwas Außerordentliches stecke, und demnach affektirt man auch in ihrer Behandlung eine Delikatesse, die in den meisten Fällen schädlich, immer aber eine Heuchelei ist. Wenn daher auch unser Herr Wilmsen sagt: „Jeder sklavische Gehorsam sey verbannt, damit das Kind sich seiner Menschenwürde bewußt werde,“ Seite 51, und wenn er S. 65 von einer pädagogischen Klugheitslehre spricht, wornach man mit der zartesten Aufmerksamkeit jedes einzelne Kind nach seiner individuellen Anlage so oder anders behandeln soll, so halten wir dergleichen schöne Worte für eitel Lirum Larum Hokus Pokus, denn im Gegentheil sagt der Jugend nichts besser zu, als eine recht militärische Disciplin und Uniformität und nichts in der Welt ist ihr schädlicher, als wenn jedes Kind gleichsam seinen eignen Hofstaat hat, wenn alles auf Aeußerungen seines allerhöchsten Temperaments lauert und sich darnach richtet, wenn es bei jeder Unart blos mit höflichen Redensarten an seine Würde erinnert wird, anstatt gezüchtigt zu werden rc. Der ganze Vorschlag ist aber schon deswegen unsinnig, weil er unausführbar ist. Die Kinder werden nach wie vor immer als liebe kleine Barbaren behandelt werden, die zwar recht lieb, aber auch noch Barbaren sind, und wenn es dem Herrn Wilmsen ja so Noth thut um Freiheit und Menschenwürde, so bitten wir ihn, sich damit an die Männer, nicht aber an die Kinder zu addressiren.

Doch drücken wir dem Herrn Wilmsen als einem ächten deutschen Biedermann die Hand, denn den Weibern die Freiheit, den Kindern die Würde zuzuerkennen, selbst aber unfrei und würdelos zu seyn, das wäre schon längst das Kennzeichen eines — deutschen Mannes, wenn das Volk nach der gemüthlichen Mehrheit seiner Schriftsteller und nach den Erscheinungen einer wieder vorübergehenden Periode beurtheilt werden dürfte. Immerhin aber bleibt es charakteristisch, daß gerade in der Zeit der Perücken und Zöpfe, in welcher die deutschen Männer ungefähr zu dem tiefsten Grade männlicher Schwächung, Verweichlichung, Unfreiheit, ja zu einem gewissen Fanatismus des Knechtsinns hinabsanken, sie gleichwohl aufs eifrigste bemüht waren, das schöne Geschlecht zu emancipiren, und in ihren eignen Kindern die verlorne Würde des Menschen anzubeten. Der Deutsche verläugnet doch nirgends seine gute Natur, und indem er sich selbst verachtet, freut er sich noch, daß wenigstens Andre besser sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 41. — 20. April 1832.

Erziehungsschriften.

(Fortsetzung.)

13) Romeo oder Erziehung und Gemeingeist. Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers. Herausgegeben von Dr. Karl Hoffmeister. Erstes Bändchen. Essen, Bädecker, 1831.

Es ist Schade, daß dem Alter in der Regel die Begeisterung, und der Jugend der Verstand fehlt. Obiger Romeo gehört zu den jugendlichen Enthusiasten, die es herzlich gut mit der Welt meinen, allein mit ihrem liebherzigen Gemüth einen dummen Streich über den andern machen, und zuletzt entweder als unverbesserliche Narren von den Spießbürgern ausgeschlossen oder aber selbst Spießbürger werden und die Ideale an den Nagel hängen. Obiger Romeo ist ein leidender junger Werther als Schulmeister, ein etwas vollblütiger und verliebter Kandidat, der die Bewohner eines kleinen Landstädtchens für seine menschenbeglückenden Pläne zu begeistern unternimmt, aber darin eben so unglücklich ist, wie in seiner Liebe. Es ist charakteristisch, daß er Idee und Ideal gleichsam personificirt sieht in einem jungen Mädchen, die eine lange und langweilige Rede über weibliches Leben und weibliche Tugend hält. Mehr braucht man eigentlich von dem guten Romeo nicht zu wissen. Wenn die jungen Mädchen über ihre eigne Tugend Reden halten, und die jungen Pädagogen mit offenem Maule zuhören, so weiß man schon, wie man daran ist. Leben Sie wohl, junger Romeo, heirathen Sie, so bald als möglich, werden Sie funfzig Jahr alt und schreiben uns dann das zweite Bändchen.

14) Die Weihe der Jungfrau bei dem Eintritt in die größere Welt. Von Th. Huber. Leipzig, Schaarschmidt und Volkmar. — 15) Das goldne Buch, oder Erziehungsschatzkästlein für Mütter. Vom Verfasser des Spiegels für Deutschlands Töchter. Berlin, Cosmar und Krause. — 16) Ludwig Older und Luise Feld, oder Briefe über Töchterbildung und Töchterschulen. Ein Weihgeschenk für deutsche Töchter, von Ch. L. Fecht. Heidelberg, Oswald, 1831.

Wenn die Leute nur das fatale pretiöse Wort „Töchter“ wegließen und bei dem einfachen „Mädchen“ blieben. So bald man von „Töchtern,“ „deutschen Töchtern,“ „Töchterschulen,“ „Töchteranstalten“ hört, so kann man allemal ganz sicher auf eine Pensionswindbeutelei, oder wenigstens auf jene schwächliche Sentimentalität rechnen,

welche die Windbeutelei Andrer andächtig nachbetet. Die Affektation dieses Namens stammt aus der Schweiz und aus der Periode, in welcher Girtanner anstatt Franzosen Frankreicher schrieb. — Die vorliegenden Werke sind nicht geeignet, uns eine bessere Meinung von der weiblichen Erziehungsliteratur beizubringen, die bereits zu einem ungeheuren Volumen angeschwollen ist, und von der es dennoch besser wäre, wenn sie gar nicht existirte. Der Unterricht der Mädchen in weiblichen Dingen soll immer nur mündlich, ja in den meisten Fällen sogar stumm, nämlich bloßes Beispiel, bloßes Benehmen seyn. Auch die Mütter brauchen dazu keine schriftliche Anweisung, ihre eigne Erfahrung muß sie schon des Unterrichts fähig machen. Die ganze große Literatur jener Sittlichkeitspredigten für Töchter, Weihegeschenke für Jungfrauen rc. ist überflüssig, wenn nicht schädlich. Oder ist es nicht der Gipfel der Unnatur, wenn Th. Huber in obiger Jungfrauenweihe den Jungfrauen lange Reden über die Schamhaftigkeit, die Weiblichkeit rc. hält? Welche Jungfrau nicht von Natur schamhaft ist, wie sollte sie es durch ein Buch werden, wie sollte sie aus dem Buch etwas andres lernen, als die bloße Verstellung? Und wenn sie schamhaft ist, wozu soll ihr dann das Buch, was kann alsdann dieses Buch anders in ihr wirken, als ein Nachdenken über die Schamhaftigkeit, welches derselben bekanntlich niemals zuträglich ist? — Oder was soll den Müttern eine süßlich gemüthliche Ermahnung zur Mutterliebe und eine poetische Beschreibung der Mutterliebe, wie sie das obige goldne Buch enthält? Nichts in der Welt ist doch unerquicklicher, als ein breiter moralischer Kommentar zu Tugenden, die in der Natur liegen.

Das dritte der obigen Bücher faßt die weibliche Erziehung weniger von der physischen und moralischen, als vielmehr von der intellektuellen Seite auf, und stimmt im Wesentlichen mit den, vor einigen Jahren von uns bekämpften Ideen der Madame Niederer überein, jedoch ohne so weit auszuschweifen, als diese. Der Verfasser verlangt nämlich, daß die jungen Mädchen, oder vielmehr „Töchter," wenn auch nicht zur Gelehrsamkeit, doch zur wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung herangezogen werden sollen. Sie sollen nicht blos in weiblichen Geschäften, Religion, Musik, sondern auch im Zeichnen, in der Aesthetik, Mythologie, Geschichte, Geographie, Naturkunde und im Französischen unterrichtet werden. Dies scheint ihm unerläßlich, sofern jedes Frauenzimmer ein Recht auf diese Ausbildung anzusprechen habe, und sofern die Männer es nicht vergeben würden, wenn ihre Frauen z. B. nicht wüßten, was „stoisch" wäre. (S. 77.) Dagegen ist nun nichts weiter zu sagen, als: die intellektuelle Ausbildung des weiblichen Geschlechts ist, wie sie Herr Fecht verlangt, wenn sie auf das ganze Geschlecht ausgedehnt werden soll, zu umfassend, wenn sie sich blos auf Individuen beschränken soll, zu karg. Es leuchtet ein, daß nur Töchter vornehmer oder reicher Eltern die eigentlichen weiblichen Berufsgeschäfte über jener Verstandesbildung vernachläßigen können; und es ist eine bekannte, viel und oft bis in die neuste Zeit sich wiederholende Thatsache, daß bürgerliche Mädchen, die auf jene Weise in Erziehungsanstalten oder durch die Affenliebe der Eltern verbildet wurden, die sich sehr ästhetisch zu kleiden und zu benehmen, sehr gut zu lesen, zu schreiben, vielleicht gar zu malen, aber sehr schlecht zu kochen, zu nähen, und die Kinder zu pflegen wußten, die Männer unglücklich gemacht haben; und gewiß wird ein Mann, dem seine verbildete und unverbesserliche Frau stoische Geduld lehrt, lieber wünschen, die liebe Frau hätte nie gewußt, was „stoisch" sey. Es ist überhaupt ein baares Vorurtheil, daß die wissenschaftliche und ästhetische Bildung der Frau dem Manne unentbehrlich oder nur wünschenswerth sey. Da nur die seltensten Ausnahmen unter den Frauen wirklich eine gründliche Bildung erlangen, so müssen die meisten sich mit einer halben Bildung begnügen, die in vielen Fällen schlimmer ist als gar keine. Nicht auf die Bildung, sondern auf den Geist selbst, nicht auf das Erlernte und Nachgeschwatzte, sondern auf den eignen Mutterwitz kommt es an. Nur dieser den Weibern von Natur eigne feine Geist entzückt uns Männer und beherrscht uns, nicht die erlernte Lektion. Damit will ich indeß durchaus nicht die ganze Tiefe und Höhe der Bildung in Abrede stellen, zu welcher sich eine Morgan, eine Staël erhoben haben; allein gerade sie beweisen, daß Herr Fecht wieder Unrecht hat, wenn er den intellektuellen Unterricht der Frauen einschränken will. Für die gewöhnlichen liebenswürdigen Frauen in der Welt, für die, welche dem Hause, dem Manne, den Kindern leben, ist, was Herr Fecht verlangt, zu viel, und für jene unliebenswürdigen Riesinnen, die mit männlichen Waffen geschmückt unter die Männer gehn, ist es zu wenig.

In einem besondern, und gerade dem wichtigsten Punkt, stimmen wir noch weniger mit dem Verfasser überein. Er eifert nämlich Seite 97 gegen die Trockenheit des Buchstabenglaubens im gewöhnlichen Religionsunterricht. Wir dagegen nehmen denselben unbedenklich in Schutz und eifern noch viel eifervoller gegen das unsinnige und grundverderbliche Raisonniren über religiöse Gegenstände, und am allermeisten gegen das süßliche Gewäsch à la Witschel, gegen das Geschwätz von Sanftmuth und Liebe und Frieden und Huld und womit sonst die frömmelnde Heuchelei muthwilligen jungen Mädchen Langeweile macht. Jungen Gemüthern über-

haupt, zumal aber weiblichen, muß man nicht mit Raisonnement, sondern mit dem unwandelbaren Buchstaben des Gesetzes kommen, und den ihnen natürlichen kindlichen Glauben nicht vor der Zeit durch unreife Klügelei und Schwärmerei zerstören. Die Zeit zum Schwärmen und Klügeln findet sich später schon von selbst, dann aber ist der Geist schon stärker, und mehr vom Ernst der Dinge ergriffen, weniger zur Ausschweifung oder zum Leichtsinn geneigt. Nehmen wir auch in diesem Punkt die Wünsche der Ehemänner zum Kriterium, so wird gewiß jeder Ehemann mit einer Frau, die naiv und unbefangen in der Väter Glauben wandelt, sehr zufrieden seyn, ganz gewiß aber nicht mit einer Schwärmerin, die durch das ewige Gefühlsgeschwätz und Abrichten zu Empfindungen verdorben ist, und noch weniger mit einer Spötterin, welche die Denkgläubigen in ihren hölzernen Händen trocken gepreßt haben, wie eine Blume im Herbarium.

Uebrigens verkennen wir in alledem die redliche Absicht des Verfassers nicht. Wohl mag es ein schöner Wunsch seyn, die alte Nacht der Barbarei völlig zu besiegen und überall Humanität und die Schätze geistiger Kultur auszubreiten; wohl mag es immer, wenigstens eine Zeit lang, ein Lieblingsgedanke junger Männer seyn, das Ideal aller geistigen Vollkommenheit in der Geliebten personificirt und den reichsten und gebildetsten Geist in schönsten Körper zu sehn; allein es ist eine uralte Erfahrung, daß wir auf der Erde und nicht im Himmel leben, und daß auf der Erde das Nothwendige dem Nützlichen, das Nützliche dem Angenehmen vorhergeht, daß die ohnehin kurze Spanne Zeit noch mit Arbeit und Mühsal aller Art angefüllt ist und für jene zarten Blüthen der Kultur nur spärlichen Raum übrig hat. Und gesezt auch, die Menschen hätten die erforderliche Gelegenheit, so würde die halsstarrige Natur doch in ihnen selbst sich dagegen sträuben. Wer den Menschen kennt, wer insbesondre das schöne Geschlecht kennt, muß zugeben, daß die Natur desselben viel zu urkräftig, eigenwillig und apart ist, um sich jedem zahmen Erziehungsplan zu fügen. In die geistige Werkstätte, darin die Neigungen und Entschließungen und geheimen Kenntnisse des Weibes geboren werden, dringt selten eines Mannes Blick, nie eines Mannes Lehre. Die Weiber beherrschen nicht blos unsre Welt, sondern auch ganz vorzüglich ihre eigne.

Anstatt den Weibern, die so vieles schon von der Natur besser wissen als wir, und das, was wir besser wissen, nicht zu wissen brauchen, — anstatt also den Weibern unser bischen Wissen aufzuschwatzen, sollten wir Männer wohl erst unter uns selbst mehr Bildung verbreiten. Der Fleiß, den man unnütz auf die sogenannten Töchterschulen wendet, wäre auf die Knabenschulen der niedern Stände weit besser angewandt. Eine Frau, die zeitlebens in derselben Stadt bleibt, braucht nichts von Geographie zu wissen, ein Bauer oder Handwerksmann aber, der in den Fall kommen kann, durch eine Auswanderung oder wenigstens Gewerbsreise seine ganze Lage zu verbessern, ein solcher braucht Geographie. Nie hat die Unwissenheit der Frauen einer Nation Schande gemacht oder sie in Nachtheil gebracht, immer aber die Unwissenheit der Männer, und dreißig Millionen nur aus der äußersten Roheit herausgehauene nur mit dem ersten Lichtschimmer der Kultur aufgeklärte Bauern sind mehr werth, als tausend gelehrte Fräuleins mit der Brille auf dem Näschen und Dintenfleckchen an den Fingerchen.

Statistik, Nationalökonomie und ein Quentchen politischer Verstand wäre wohl das beste Recept für unsre kranke Pädagogik.

17) Zwei Gebrechen der Gelehrten-Schulen. Von M. Otto. Leipzig, Hinrichs, 1830.

Auch hier wird (neben einer größern Berücksichtigung des deutschen Sprachunterrichts) anstatt des trocknen und strengen Religionsunterrichts nach dem Buchstaben, ein blühendes und gewandtes Raisonnement verlangt. Der Verfasser sezt den Schultheologen dem Kirchentheologen entgegen, hält den leztern für untauglich zur Schule und macht an den erstern ganz besondre Forderungen, die um so überflüßiger sind, als sie nur höchst selten ein Individuum wird erfüllen können. Auch sagt er selbst „eher lassen sich hundert gute Kirchentheologen als ein guter Schultheologe finden.“ Unsers Wissens aber gibt es mehr Schulen als Kirchen; wie also will er sie alle mit guten Lehrern in seinem Sinne besetzen? Er verlangt von ihnen „eine gewisse Blüthe des Vortrags, eine gewisse Fülle und Lebendigkeit der Darstellung, namentlich aber die Kunst und das Talent, ohne Vorbereitung schnell, logisch richtig und katechetisch-gewandt aufstoßende Einwürfe bis zu genauer Würdigung zu beseitigen.“ Das heißt mit andern Worten, er verlangt einen christlichen Sophisten. Ein solcher aber ist für die Schuljugend wahres Gift. Man soll der Jugend dogmatisch durch den Katechismus und historisch durch die Bibel oder wenigstens durch die biblische Geschichte die einfachsten Glaubens- und Gesetzesartikel des Christenthums beibringen, nicht aber sich mit ihren unreifen Geistern in ein Untersuchen und Disputiren einlassen. Das Einzige, was an dem alten buchstäblichen Verfahren mit Grund getadelt werden mag, ist das Auswendiglernen jener unvernünftigen sogenannten Spruch-

büchlein, der Gellert'schen Lieder ꝛc., deren Breite und Wäßrigkeit die Kinder natürlich tödtlich langweilen und ihnen den Religionsunterricht erst verhaßt, dann lächerlich machen muß. Auch sind manche jener Sprüchlein und Lieder so schamlos eckelhaft, daß wir uns billig wundern, wozu unsre Konsistorien und Synoden eigentlich da sind, wenn sie solchem Unfug nicht steuern. Ich hörte z. B. einst ein kleines artiges Mädchen von zehn oder zwölf Jahren mit der lieblichsten Miene der Unschuld aus einem jener elenden Spruchbücher folgende Strophen eines, wenn ich nicht irre, Gellertschen Liedes, als Schulaufgabe auswendig lernen:

Verwesung schändet sein Gesichte
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Laster, die den Leib verzehrt.

Dergleichen nun kann man allerdings nicht heftig genug tadeln. Allein das religiöse Raisonniren oder Empfindeln mit den Kindern ist eben so verwerflich. Ein Priester in der ganzen Würde seines Amts, streng den Buchstaben festhaltend im kurzen aber feierlichen Unterricht, und außerdem der Kirchenbesuch, dürfte wie sonst, so jetzt vollkommen hinreichen, dem kindlichen Gemüth einerseits die Lehren einer bestimmten Konfession einzuprägen, andrerseits ihm eine Ehrfurcht vor dem Heiligen der Religion überhaupt einzuflößen. Die erhabne Kürze eines Glaubensartikels, Gesetzesgebotes oder einer Bibelstelle, das ehrwürdige Alter eines seinem Beruf lebenden Geistlichen und die Sonntagsfeier sind weit geeigneter, das kindliche Gemüth zu rühren und zu erheben, als das klügelnde oder empfindelnde Geschwätz eines auf seinen schönen Vortrag eiteln jungen Lehrers, der kein Priester ist. Dazu kommt noch, daß nur in den seltensten Fällen ein Religionslehrer, der nicht selbst Priester ist, die herkömmliche Polemik gegen die Priester und Konfessionen unterlassen wird, wodurch nothwendig die Jugend in den Streit der Partheien hineingezogen und gleichsam zum Richter darüber aufgerufen wird. Und wie soll, wenn auf diese Weise der Religionsunterricht dem Talent junger Laien überlassen wird, Einfachheit und Gleichheit desselben erhalten werden? Muß dann nicht das ganze Chaos von verschiednen religiösen und philosophischen Meinungen, wie sie auf Universitäten und in der Literatur in ewigem Wechsel um sich selbst sich drehen, auf die Jugend reflektiren? Wird nicht jeder entweder seines zufälligen Lehrers oder seine eigne unverdaute Meinung vortragen? Mit einem Wort, dem unreifen Alter gehört der blinde und treue Glaube, das passive Empfangen an, und erst das reifere Alter untersucht vermöge seiner selbstständigen Geistesthätigkeit. Das kindliche Gemüth glaubt gern, es fällt ihm nur selten ein, zu zweifeln, und zweifelt es wirklich einmal, so fehlt ihm doch der Drang, der uns Aeltere nicht mehr ruhen läßt, bis wir den Zweifel gelöst haben. Das Kind scheint es oft besser zu wissen, als wir Aeltere, daß ihm noch nicht Alles zu wissen nöthig ist; es sezt sich also leicht über einen Zweifel hinweg und verschiebt die Auflösung, indem es sich gleichsam unbewußt bewußt ist, daß schon noch die Zeit kommen wird, in der es über solche Dinge reiflicher nachzudenken im Stande ist. Wozu also seine Zweifel absichtlich wecken und nähren? Wozu seinen jungen Verstand zur Frühreife dressiren? Wozu die ersten reinen Gefühle durch Klügelei vergiften und abtödten? Endlich frage sich Jeder redlich, wenn er über den Religionsunterricht seiner Jugend lächelt oder zürnt, ob er die Gegenstände des Glaubens, die man ihm aufdrang, oder nicht vielmehr die albernen Erklärungsversuche derselben, die darüber ausgekramten Zweifel oder die darüber ausgeströmten langweiligen Moralien und Herzensergießungen tadeln muß?

Ein geheimer Grund, warum den Priestern der Religionsunterricht entzogen werden soll, ist die Absicht, die Konfessionsunterschiede mehr und mehr zu verwischen. Diese Absicht ist wohl in den meisten Fällen sehr redlich. Warum sollten wir nicht wünschen, daß das Veraltete, Feindselige, Zufällige, Spielende, kurz das Unnütze oder Schädliche jeder Konfession wegfiele, das Gute aller dagegen zusammenschmölze? Warum sollte ein Volk von gleicher Gesinnung und Bildung nicht auch eine Religion haben? Dies kann man alles zugeben. Allein die schwachen, geheimen und feigen Versuche unserer rationalistischen Lehrer, den Deismus, den sie glauben, mit dem Konfessionsdogma, das sie schonen wollen, zu verkuppeln, bedeuten nicht mehr als: wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß, und pflanzen nur die Heuchelei und religiöse Höflichkeit und Feigheit fort, aus der sie hervorgegangen sind. Jene moderne theologische Klugheitslehre, man müsse Christum für einen bloßen Menschen halten, aber das Vorurtheil, daß er ein Gott sey, dabei schonen, ist als eine wahre Abrichtung zur Heuchelei im höchsten Grade der Jugend verderblich, so wie überhaupt für Gotteslehrer, und insbesondere für die, welche sich die Nachfolger des unerschrocknen, nie feigen Luthers nennen, durchaus unwürdig. Der trockenste Deismus, ja selbst der roheste Materialismus, wenn er nur wahr ist, verdient mehr Achtung, als jene Heuchelei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Nr. 40. S. 159. Sp. 1. Z. 25 v. o. l. glatt st. platt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 42. — 23. April 1832.

Erziehungsschriften.

(Fortsetzung.)

18) Ueber Schulen. Ansichten, Wünsche und Vorschläge von Dr. Martin Luther. In zeitgemäßer Auswahl aufs Neue ans Licht gestellt von Dr. Hautschke. Elberfeld, Becker, 1830.

Alte kräftige Kernsprüche und Herzensergießungen Luthers über die Heilsamkeit des Volksunterrichts im Gegensatz gegen die alte pfäffische Verdummung einerseits und gegen die vornehme Dünkelhaftigkeit des Adels und philiströse Trägheit des reichen Bürgers andrerseits. Zwar passen viele dieser Sentenzen nicht mehr auf unsre Zeit, doch immer noch einige, da die Barbarei noch immer nicht ausgerottet ist, und die Volkserziehung noch sehr zurück ist. Uebrigens hat der Herausgeber vorzugsweise solche Stellen ausgewählt, in welchen Luther das Studium der alten Sprachen empfiehlt, und in dieser Beziehung hätten wir gewünscht, daß auf den Unterschied der Lutherschen und unsrer Zeit aufmerksam gemacht worden wäre. Luther sah in dem Studium der alten Sprachen seine Hauptwaffe gegen die alte Kirche, eine polemische Beziehung, die jezt wegfällt, und wenn man von ihm noch nicht verlangen kann, daß er die Heilsamkeit und Nothwendigkeit des Realunterrichts in ihrem ganzen Umfang erkannt haben sollte, wie sie sich unsrer Zeit aufdrängt, so kann und darf er doch auch nicht zu Gunsten des Humanismus gegen den Realismus citirt werden.

19) Ueber die Anordnung der Humanitätsstudien in den gelehrten Schulen. Von M. Aschenbrenner. Aschaffenburg, Pergay, 1831.

Hier wird verlangt, die sogenannten Humanitätsstudien sollten auch wirklich Humanität bezwecken, und sich nicht blos auf den todten Sprachunterricht und auf die gespenstische Nachäffung des Antiken beschränken. Es wird gesagt, daß die Alten keineswegs als Muster wahrer Humanität gelten können, da ihre ganze Kultur nur eine verfeinerte Barbarei sey, und das junge Gemüth durch sie an Verachtung der ersten und wichtigsten Menschenrechte und Menschenpflichten gewöhnt werde. Bevor also das junge Gemüth mit jenem glänzenden aber immerhin barbarischen Alterthum bekannt werde, soll es, wird hier verlangt, durch die Rüstung des Christenthums und des Deutschthums, durch Bekanntschaft mit dem höhern Werth und Beruf des Menschen und mit der deutschen Sprache und Poesie gegen die falsche Schätzung des Antiken gewaffnet werden.

20) Die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus und den Anforderungen der Zeit. Von F. W. Klumpp. Stuttgart, Steinkopf, 1830.

Schon in der Beurtheilung des ersten Bandes (Literaturblatt von 1830. Nr. 10) rühmten wir die Klarheit, mit welcher der Verfasser die vielseitigen Uebel und Mängel der bisher beobachteten Unterrichtssysteme erörtert, und indem wir seine Bemühungen, überall das Tadelnswerthe auszuscheiden und dagegen das Gute zu einem zusammenhängenden Ganzen zu vereinigen, vollkommen Gerechtigkeit widerfahren ließen, sprachen wir nur unser Bedauern darüber aus, daß des Guten noch zu viel sey. Indem der Verfasser von dem an sich richtigen Gedanken ausgeht, daß der wahre Humanismus eine möglichst allseitige Ausbildung verlange, und indem er gegen die Einseitigkeit der philologischen Pedanten eifert, die nie über ihr Griechisch und Lateinisch hinauskommen, muthet er doch der jugendlichen Kapacität zu viel zu. Die ersten Kinderjahre bis ins 15te Jahr sollen, nach dieser Theorie, außer mit dem gewöhnlichen ersten Elementarunterricht, mit dem Unterricht in der Muttersprache, in der lateinischen, griechischen und französischen Sprache, in Naturwissenschaften, Mathematik, Geschichte, Geographie, Gesang, Zeichnen, Religion und Gymnastik angefüllt werden. Dies scheint uns zu viel. Sofern etwa, wie es sehr häufig geschieht, in eine solche Schule Knaben giengen, welche sich nicht dem gelehrten Stande widmen wollen, so ist ihnen wenigstens das Griechische überflüssig. Sofern aber die Schule ausschließlich eine gelehrte seyn soll, so ist der Unterricht in den alten Sprachen darin zu sehr zurückgedrängt. Gerade die früheren Jugendjahre eignen sich, weil das Gedächtniß noch frisch ist und der Geist noch mit Worten sich speisen läßt, vorzüglich für den Sprachunterricht. In spätern Jahren ist das Lernen einer Sprache viel mühsamer und langweiliger, weil das Gedächtniß nicht mehr so viel offnen Raum hat und weil auch der Geist mehr mit Sachen als mit bloßen Lauten genährt seyn will. Dagegen könnte der größte Theil des Unterrichts in Naturwissenschaften und Geschichte auf spätere Jahre verlegt werden. Während das für Sprachen empfängliche Organ sich in der Regel vor dem Pubertätsalter schließt, geht das Organ für die Geschichte und Natur, so wie für die spekulativen Wissenschaften erst nach dem Pubertätsalter auf, und in dieser Zeit erst kann in diesen Wissenschaften ein tüchtiger Grund gelegt werden. Warum soll nun gerade im umgekehrten Verhältniß zur Naturanlage, die universelle und reelle Bildung der einseitigen formellen vorangehen? Warum sollen die Schüler bis zum 15ten Jahre oberflächlich so viele Realwissenschaften durchpeitschen, um nachher ausschließlich den versäumten Sprachunterricht nachzuholen? Leider ist es nur zu wahr, daß die untern Schulen jezt die universitates literarum sind, worin alles gelehrt wird, die Universitäten selbst aber nur die einseitigsten Abrichtungsanstalten je für die eine oder andre Fakultät. Und woher rührt diese Verkehrtheit? Von der Hast, mit der die Söhne der Staatsdiener, um selbst bald Staatsdiener und besoldungsfähig zu werden, durch die Schulen und Universitäten gepeitscht werden. Da sie auf den lezteren nur ihr Brodstudium lernen, und wie die steifhalsigen Thiere des Epikur nur schnurgerade dem Fraß nachgehn, ohne rechts und links zu blicken; so folgt daraus, daß alles was ihnen an universeller Bildung etwa nöthig ist, da sie auf der Universität nicht mehr Zeit dazu haben, schon in den untern Schulen absolvirt seyn muß. Müßten die jungen Herrn, wie es Recht wäre und alte Sitte war, mehrere Jahre länger studiren, so würden sie Zeit genug haben, allgemeine humane Bildung mit dem besonderen Fachstudium zu vereinigen, und jene Geist und Seele verkrüppelnde Kompression des Unterrichts, die Dampf-Pädagogik, würde aufhören; es würden sich für alle Fächer tüchtige und ausgebildete Talente finden, und Jeder, der durch eine so gründliche Schulzeit gegangen wäre, würde davon für sein ganzes übriges Leben innern und äußern Gewinn haben, es würde weit mehr wahre Bildung verbreitet seyn und wahre Männlichkeit des Geistes. Wie mancher bedauert später in der Langenweile des Amtslebens oder einer geschmacklos angewandten Muße, seine Jugend nicht besser benuzt zu haben, oder ist wenigstens zu bedauern, wenn er sich nicht selbst bedauert. Die Paar Jahre, die er der ersten Bildungsperiode zulegen müßte, würden ihm voll Aehren seyn, während ihm nachher so viele überzählige Jahre zu tauben Aehren werden.

21) Grundlinien zu einem allgemeinen Schulplan, von J. Hirt. München, Finsterlin, 1830.

In diesem Plan ist ein augenfälliges Mißverhältniß. Auf der einen Seite nämlich sehn wir aus dem gemeinsamen Stamm der Elementarschulen das Gymnasium und die Universität in einem graden Ast hervorgehen, während auf der andern Seite die verschiedenen Gewerbs-, Handels-, Forst-, Militärschulen rc. sich nur als einzelne dünne Ruthen abzweigen. Man sollte nun denken, daß entweder auch die Universitäten in einzelne Theologen-, Juristen-, Aerzte- und Philosophenschulen zerfallen, oder daß auch jene einzelnen Gewerbs- und Kunstschulen zu akademischen Einheiten gleich den Universitäten koncentrirt werden sollten. Natürlich werden immer Kriegsschulen an Waffenplätze, Handelsschulen an Stapelplätze,

Forstschulen in die entfernteren Provinzen und Gebirge verlegt werden müssen; allein auch den gelehrten Fakultäten wäre eine solche Theilung nicht unzuträglich, denn so gewiß ärztliche und juristische Lehranstalten in große Städte, in das Gewühl vieler Menschen gehören, eben so wenig gehören theologische und philosophische Schulen dahin, weil diese immer zuerst (nach Christi Beispiel) die Sammlung des Geistes in der Einsamkeit verlangen. Indeß liegt ein so großartiger Sinn in der alten universitas literarum, daß es ein wichtiger Verlust wäre, wenn dieselbe je aufhörte. Sie kann aber nur erhalten werden als Konservatorium der geistigen Schätze, und als freies Asyl und geheiligte Werkstätte des menschlichen Forschungsgeistes, nicht aber als bloße Abrichtungsanstalt für den Staatsdienst. Daher gehört zu ihrer dauernden Erhaltung nothwendig vor allen Dingen Freiheit, sodann Rückgabe der alten oder eine neue Dotation, und endlich eine längere Dauer der Studienzeit für die Jünglinge. Allein da in dieser großartigen Freiheit die Universitäten nur kurz vor und während der Reformation bestanden haben, im Konflikt der weltlichen und geistlichen Macht von der erstern gegen die leztere konstituirt, so darf man sich nicht wundern, daß das Werkzeug vernachläßigt wurde, sobald der Zweck erreicht war, und das reine Interesse der Wissenschaft ist vielleicht zu keiner Zeit mächtig genug gewesen, sich durch sich selbst geltend zu machen. Daher wird wohl für die Universitäten nicht viel zu hoffen seyn.

22) Melanchthon oder Encyklopädie und Methodologie der Gymnasialstudien. Von C. Ch. G. Weiß. Lemgo, Meyer, 1830.

Auch hier herrscht jenes Uebermaaß vor, gegen das wir schon so viel geeifert. Der Verfasser nimmt außer den gewöhnlichen Fächern Deutsch, Latein, Griechisch, Französisch, Religion, Naturgeschichte, Physik, Geographie, Geschichte, Mathematik auch noch ausdrücklich Hebräisch, Englisch, Philosophie und Alterthumswissenschaft ins Gymnasium auf. Wir meinen aber, das Hebräische gehöre ausschließlich den Theologen und Philologen und könne noch sehr leicht später auf der Universität gelehrt werden, da es nur specielles Studium Einzelner, nie aber Vorbereitungsstudium für Alle seyn kann. Auch das Englische, so wünschenswerth es ist, kann wohl nur angehenden Gewerbs- und Kaufleuten, nicht aber Studirenden zur Pflicht gemacht werden, da diese so viel andre nothwendigere Dinge zu lernen haben. Die Philosophie gehört vollends so wenig auf das Gymnasium, daß sie sogar, seitdem so viele Knaben auf Akademien kommen, nicht einmal für diese taugt. Zum Studium der Philosophie (auch der sogenannten Anfangsgründe) gehört schon ein gereifter Geist, ein Alter von mehr als 20 Jahren. Die Alterthumswissenschaft endlich ist ebenfalls specielles Fachstudium einzelner, und gehört nicht zu den Vorbereitungsstudien der Gymnasien, sondern auf die Universität. Gesezt auch, die Lehrer heizten den Ofen des Treibhauses noch so stark, so möchte ich doch gern den Gymnasiasten sehn, der alles das leistete, was Herr Weiß verlangt.

23) Geschichte des Gymnasiums und der Schulanstalten zu Wittenberg. Von Dr. F. Spitzner. Leipzig, Hartmann, 1830.

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte des deutschen Schulwesens. Die Schule zu Wittenberg kam durch die Reformation und unter dem Einfluß Luthers in Flor und erlebte auch später in Folge der deutschen Kriege manchen Schicksalswechsel. Auch sehn wir in dieser Darstellung wie alle kirchlich-politischen oder wissenschaftlich-pädagogischen Systemen seit jener Zeit auf die Schule reflektirten, und überall knüpft sich die Lokalgeschichte an die große Geschichte des Volks und seiner Bildung an. Doch hat dieses Buch auch den Fehler der alten Klosterannalen. Wie nämlich dort die unbedeutenden Namen und Thaten eines jeden Abts, so sind auch hier die Namen und Leistungen jedes einzelnen Lehrers seit mehreren Jahrhunderten getreulich aufgezeichnet, was denn freilich den Leser sehr ermüdet.

24) Die höhere Gewerbsschule in Hannover, von K. Karmarsch. Hannover, Hahn, 1831.

Alles, was hier gelehrt wird, bezieht sich streng auf den praktischen Zweck, beschränkt sich daher auf Mathematik, Mechanik, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Technologie, Zeichnen, Modelliren und Buchhalten. Die Lehrzeit ist für den niedern Kursus zwei, für den höhern Kursus noch drei Jahre. Es frägt sich indeß, ob es troz dieser trefflichen Einrichtung, nicht dennoch besser wäre, wenn der Schüler von Anfang an mit der Theorie die Praxis verbände, und jenen theoretischen Unterricht nur in Nebenstunden und in etwas längerer Zeit genösse. Wie der junge Arzt nothwendig nicht blos den Professor hören, sondern in Krankenhäusern zugleich arbeiten muß; wie der Militärzögling nicht blos mit der Feder, sondern zugleich mit dem Gewehr und Geschütz umgeht, so sollte auch der junge Gewerbsmann von der Picke auf bei dem Gewerbe dienen und wenn er die eine Hälfte des Tages unter den Maschinen, im Laboratorium, auf dem Markt sich bewegt hätte, die andere der Theorie widmen. So lange dies nicht geschieht, werden die Gewerbeschulen nicht in dem Maaße zahl-

reich besucht werden, in welchen sie es seyn müßten, um wesentlich auf die Gewerbe einzuwirken.

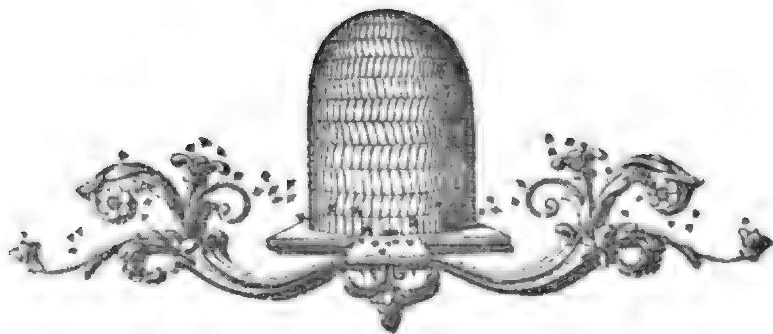
(Die Fortsetzung folgt.)

Vermischte Schriften.

Dymokrytos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Von dem Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Erster Band. Stuttgart, Brodhag, 1832.

Wir haben uns früher schon bei Gelegenheit seiner „Briefe" über die eigenthümliche Manier des Verfassers ausgesprochen. Er gehört zu der immer seltner werdenden Generation der lachenden Alten, die gleich Wieland mit den weinerlichen Alten à la Matthisson und Tiedge auf eine sehr liebenswürdige Weise kontrastirten. Er hat sich mitten im Zeitalter der Zöpfe und der Sentimentalität den derben altdeutschen Humor bewahrt und sich durch keine Scheinheiligkeit oder Konvenienz abhalten lassen, über die Thorheiten der Welt immer mit Leib und Seele zu lachen. Daher sind ihm auch immer die Scherze freundlich zugeflogen und haben bei ihm ihre Junggesellenwirthschaft aufgeschlagen, und alle seine Schriften sind eine wahre Nesthecke von Witzen, Anekdoten und burlesken Ausgeburten der frohen Laune. In dem vorliegenden Buch lacht er über das Lachen selbst, und liefert aus dem Stegreif eine Natur-, Profan- und Heiligengeschichte des Lachens, wobei ihm eine außerordentliche Belesenheit eben so zu Statten kommt, wie der eigne Mutterwitz. Man möchte ihn, wie den Ariost fragen, wo er all das närrische Zeug her habe? Wir geben Einiges zum Besten, wie es uns gerade in die Augen fällt: „Es gibt sogar Todtenköpfe, die zu lachen scheinen. Montesquieu stand einst vor einem solchen Schedel in tiefer Betrachtung. Worüber lacht wohl dieser Todte? fragte ihn ein Witzling. Ueber die Lebendigen, sagte der Philosoph. — Ein anmarschirendes Korps, sagt Bulow, dieser excentrische geniale Generalkopf, der es aber nicht weiter, als bis zum dimittirten Lieutenant brachte, muß entmuthet werden, wenn der Feind, das Gewehr ruhig im Arm, zum schallenden Gelächter kommandirte — er muß glauben, er sey verrathen, umgangen und in Rücken genommen. In Egypten machten in der That die angreifenden Araber wieder links um, als Friants Division zufällig in ein allgemeines Gelächter ausbrach über ihres Anführers Befehl: Un quarrée, et les anes et les Savans au milieu! — Abbé Damasceni gieng zu weit, wenn er die Temperamente an den Endvokalen ihres Lachens erkennen, und die Hahaha-Lacher in Choleriker, die Hehehe in Phlegmatiker, die Hihihi in Melancholiker und die Hohoho in Sanguiniker abtheilte. Es hätte sich auch noch ein Huhuhu Charakter auffinden lassen für das hypochonder-hysterische Temperament, wenn damals vier Temperamente nicht stereotyp gewesen wären. Etwas Wahres liegt doch in der Grille, in der Regel drückt sich das volle laute Lachen durch ein A aus — das spöttische grinzende nähert sich dem E — das Kikern und verhaltene Lachen der Jugend und des Geschlechts gleichet dem I — das frohe Lachen der überraschten Freude dem O, und das U scheint für das Weinen gemacht zu seyn oder für das Lachen bis zum Ersticken, wo man roth und blau und das Lachen theuer wird. In der Regel lachen Männer A und O, Weiber in E und I, und überall geht der Konsonans H den Vokalen voraus; ein Beweis weiter, daß unsre deutschen Sprachdrechsler, die wohl nur selten lachten, Unrecht hatten das H verbannen zu wollen. — Der alte Bourbon, der nie etwas von Basedow, Kant und Jean Paul gelesen haben kann, fieng die Erziehung zum Frohsinn frühe an, und bat seine Frau während des Gebährens zu singen, damit sie ihm keinen Greiner mache — sie sang also: „Notre Dame du bout de pont, aidez moi à cette heure" und gebar Henri IV., den Frohsinnigsten und Königlichsten unter den Königen Frankreichs. — Nie gab es wohl eine witzigere Resignation, als die eines einäugigen Gascogners, der auf dem Fechtboden sein zweites Auge verlor, er nahm seinen Hut ab mit den Worten: Bon soir! Messieurs! — Viele mögen schon im Falle la Fares gewesen seyn, der lange Madame Sevigné geliebt, endlich aber eine Häßliche ihr vorzog, und auf eine Verwunderung erwiederte: „D i e s e i s t d o c h n i c h t w i t z i g!" — Gleichen Witz zeigte Thugut zu Warschau, es ärgerte ihn, den stolzen russischen Minister von Stackelberg für den König Polens genommen zu haben, und daher spielte er bei einem L'hombre mit beiden geflissentlich den Buben (valet), statt des Königs aus, um sein: „Sire! pardonnez, c'est la seconde fois, qu'il m'arrive aujourd-hui de prendre un Valet pour un Roi!" anzubringen, und der junge dänische Gesandte von Rosenkranz war seiner Würde noch mehr eingedenk, als ihm Cromwell sagte: „Hat Ihr König noch mehr so frühreife Genies, Sie haben ja kaum einen Bart?" „M e i n B a r t i s t d o c h u m v i e l e s ä l t e r, a l s I h r e R e p u b l i k." — Wie oft hörte ich nicht selbst uralte Vademekums-Geschichtchen, aber auch da gab es doch manchmal zu lachen, wenn z. B. die Regentin ein solches Geschichtchen erzählte, alles pflichtschuldig lachte, und selbst der alte harthörige Geheime-Rath, ob er gleich kein Wort vernommen hatte — er wollte nun auch seinen unterthänigsten Tribut entrichten, und erzählte — dasselbe Geschichtchen!"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 43. — 27. April 1832.

Die Leipziger Büchermesse, Ostern 1832.

Da am 24. Januar des laufenden Jahres noch ein Nachtrag zum Michaelismeß-Verzeichniß von 1831 ausgegeben wurde, schließen wir dieses an das vorliegende Ostermeß-Verzeichniß von 1832 an. Jener enthält 1057, dieses 3207 Artikel. Scheiden wir davon die Landcharten, Spiele, Musikbücher, ausländischen Kommissionsartikel und die erst angekündigten, aber noch nicht erschienenen Bücher aus, so bleiben an wirklichen deutschen Verlagsbüchern in jenem Nachtrag 956, und im Osterkatalog 2490, zusammen 3446, also 526 mehr als der vorjährige Osterkatalog, der nur 2920 enthielt. Nun gehören aber theils die in jenem Nachtrag verzeichneten Artikel wirklich noch dem vorigen Jahre an, theils enthalten beide Kataloge diesmal eine große Menge dem Zeitinteresse gewidmeter Journale und Broschüren, so daß dadurch jene Zahl bedeutend modificirt wird und die diesjährige Ostermesse an größern Werken in der That dem Reichthum früherer Jahre nachsteht. Wir wundern uns nur, daß dies nicht in noch weit größerem Maaße der Fall ist, und wir sind über eine Menge von Büchertiteln erstaunt, die wir mit dem Zeitinteresse wenig oder gar nicht zusammenreimen können. Wenn nicht die vielen neuen Zeitungen, die große Menge politischer Broschüren und endlich die Choleraschriften wären, würde die deutsche Literatur noch immer die alte Physiognomie haben, und Bogaczkys Schatzkästlein und Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi als Dioskuren ihren Himmel noch immerfort zu beherrschen scheinen.

Indeß haben sich gewaltige Veränderungen wirklich zugetragen. Von den alten Sternen, ja sogar Sternbildern sinkt eines nach dem andern am tiefen Horizont hinab. Die verschiedenen philosophischen und poetischen Schulen, von denen aus die Literatur auf hierarchisch-aristokratische Weise regiert wurde, sind zum Theil schon ausgestorben oder im Aussterben begriffen, und der literarische Demos bildet einen überall aufschießenden Nachwuchs von ganz andrer Natur. Das Leben in seiner ganzen Ausbreitung bis in die äußersten Glieder durchdringend, geht unsre neueste Literatur auch ganz in das Interesse des Augenblicks auf und wird in dem Maaß immer mehr journalistisch, in welchem die ältere aristokratische, nur auf wenige Kenner berechnete Literatur sich für die Ewigkeit bestimmt glaubte. Während die Häupter der alten Schulen hinsterben, zerfließt ihr literarischer Anhang gleich einem Kometenschweif in der allgemeinen Aufklärung und Tageshelle, und die Schüler verkuppeln die Ideen ihrer Meister dem Tagesinteresse.

So sind seit der Restauration unvermerkt die Mysterien der alten Göttinger, der Schlegel'schen, Schelling'schen, Hegel'schen Schule profanirt und ins Gebiet der Tagespolitik gezogen worden; die ursprünglich rein gelehrte Tendenz des alten Voß wurde politisch durch seinen Streit mit Stollberg; selbst die Thränen des Herrn von Matthisson wurden seit seinem berüchtigten Dianenfest zu politischer Aqua Toffana; den großen Goethe fing man an, von einem politischen Standpunkt zu betrachten und seinem unverholnen Torysmus zu grollen; von Fr. Schlegel und Görres fiel das romantische Gewand und der Zauber der Poesie und man haßte in ihnen nur noch die Papisten; Schelling schützte sich vor ähnlichem Haß nur durch ein langes weises Schweigen, während seine Schüler mehr oder weniger politisch verdächtigt wurden; Hegel aber erregte die große Aufmerksamkeit im Publikum nur durch seine politischen Ansichten, und wurde nur um ihretwillen von den Servilen vergöttert, von den Liberalen verdammt. Kurz alle, Buchstabengelehrte, Dichter und Philosophen sahen sich wider Willen in die Strömung der Zeit fortgerissen und wurden mit dem politischen Maaß der Partheien gemessen, unangesehn des Standes und der Person.

Und jezt sind diese vornehmen Geister bis auf wenige schon dem Streit entrückt und eingegangen in das Friedensland, glücklich genug, die eigentliche Krise des Kampfs, die erst noch kommen soll, nicht zu erleben. Voß und Stollberg, Jakobi und Niebuhr sind dahin, wie die lange vorangegangenen Freunde, diese ganze Schule ist ausgestorben; Goethe ist dahin und die ganze glänzende Geisteraristokratie von Weimar ist mit ihm ausgestorben, und ihn deckt die Erde, wie Schiller, Herder, Wieland; Benstetten ist dahin, und seinem Matthisson und Johannes Müller und Baggesen nachgefolgt, und nur der alte Salis, der würdigste in diesem Kreise, lebt noch; Friedrich Schlegel ist dahin, der reiche Kranz der Romantiker und Naturphilosophen schon zerrissen, denn auch Novalis und Kleist, Arnim und Solger, Adam Müller und Werner sind dahin; Hegel ist dahin, die lezte Säule der Spekulation, hinter dem eine wilde Anarchie des Eklekticismus und Dillettantismus einbrechen wird. Kurz, der Tod hat die größte Erndte schon gehalten und die wenigen alten Riesenbäume machen dem noch indifferenten jungen Walde Platz.

Wie charakterisirt sich nun das neue literarische Geschlecht? Wir sehn wenig große Namen auftauchen, oder nur gleich fliegenden Fischen, um bald wieder unterzutauchen. Die Namen bleiben nicht stehn, wie Sterne am ruhigen Himmel, sondern sie glühen auf wie Blitze am stürmischen Himmel, bald durch ein Wort zur rechten Zeit gesagt, bald durch der Partheien Gunst und Haß erhoben, und eben so schnell wieder bei Ungeschick und Mißgeschick herabgeschleudert und einander drängend in der Hitze und im Ehrgeiz des Kampfes. Daher der Ruhm von Partheimännern, deren Verdienst und Würde weit unter ihrem Ruhme bleibt, wie z. B. Krug in Leipzig und viele jener halbliberalen Leisetreterschule; daher auf der andern Seite der Haß und die Herabwürdigung, mit denen man wirklich ausgezeichneten Geistern begegnet, wenn sie die Farbe einer andern Parthei halten, z. B. der unvernünftige Groll der Liberalen und Protestanten gegen Tieck und der eben so unvernünftige Groll der Servilen und Spießbürger gegen Börne. Im Einzelnen ist nun freilich die Apotheose so manches liberalen Chorführers, der nachher die Probe nicht gehalten, und die Verdammung so schöner Geister wie Tieck, Görres, Börne barbarisch; allein im Allgemeinen ist es dennoch ein erfreuliches Zeichen der Zeit, sofern es beweist, daß das Interesse des Volks sich von individuellen Talenten zu allgemeinen Grundsätzen gewendet hat, und daß es Parthei ergreift für seine eigne Sache, nicht blos für die Personen der Schauspieler, die ihm ein Spiel vormachen. Jederzeit waren die Völker größer, wenn sie gegen ihre großen Männer undankbar und tyrannisch waren, als wenn sie sich von ihnen tyrannisiren und sich ihren vornehmen Undank gefallen ließen. Das aber ist der größte Fortschritt, daß man sich durch den Glanz und Ruhm, die Beredtsamkeit und das poetische Gewand, in welches vornehme Geister eine schlechte Sache zu hüllen wissen, nicht mehr täuschen läßt, und auch dem vornehmsten Talent die schlechte Sache nicht mehr vergibt.

Man kann von den Talenten sagen, was Louis Philippe von seinem Sohne sagte. Als ihn der Hofmeister frug, wie er den Knaben erziehen solle, antwortete er: erziehen Sie ihn nur zu einem Republikaner, denn ich bin sicher, daß noch genug Königliches in ihm übrig bleiben wird. So darf die Welt auch ganz sicher seyn, daß ausgezeichnete Talente immer etwas Aristokratisches behalten, daß sie es immer verstehn werden, sich geltend zu machen, und es kann in sofern gar nicht schaden, wenn man ihnen die Sache etwas schwer macht. Wenn im Gegentheil jedem, auch dem kleinsten Talent, wie früher im heiligen römischen Reich zu Gellerts und Gleims Zeiten, vom Hekla bis Vesuv applaudirt wird, so ist dies nur ein Zeichen der erbärmlichsten Hinfälligkeit, und wenn ja noch Talente in der Nation vorhanden sind, müssen sie bei so bewandten Umständen allen Ehrgeiz, alle Thatkraft verlieren. Ueberdies haben sich zu viele Unwürdige in Deutschland des Ruh-

mes angemaßt, als daß nicht aller Ruhm im Preise hätte sinken müssen.

Je zweifelhafter nun aber die Höhen der Literatur werden, so daß man oft nicht unterscheiden kann, ob es ächte Firnen oder nur Wolken sind, — um so breiter und kompakter wird die Grundlage der Literatur. Das Interesse für Intelligenz aller Art hat bei der Masse des Volks zugenommen und ist durch eine große Menge von populären Lehrbüchern und Zeitschriften genährt worden. Es läßt sich nicht verkennen, daß diese jezt den ersten Rang einnehmen, daß ihre Verbreitung und ihr Einfluß im Volk ungeheuer ist, und daß durch diese demokratische Reaktion gegen die früher nur aristokratische Literatur eine Umgestaltung und Wiedergeburt derselben vorbereitet wird. Es ist der gesunde Menschenverstand, der von den Kapricen und Phantastereien vornehmer Geister nichts mehr wissen will; es ist die Oeffentlichkeit, welche die gelehrte Geheimnißkrämerei, die Geheimlehre und Geheimsprache verdammt und das Wissenswürdige auch allgemein populär macht; es ist endlich der Gemeingeist, welcher die vornehme Dünkelhaftigkeit einzelner Talente verdammt, und eine gute Idee in hundert Köpfen für mehr werth hält, als hundert gute Ideen in einem Kopfe. Auf diese Weise beginnt ein allgemeiner Nationalverstand, sich auszubilden, und dieser will etwas mehr sagen, als ein halb Dutzend guter Köpfe in der Mitte eines dummen und rohen Volkes.

Wenn wir nun aber die ganze Masse von Tollheit in unsrer Gelehrten- und Poetenwelt auf der einen Seite, und die frühere Barbarei des Volks auf der andern Seite vergleichen und in Konflikt bringen, so dürfen wir über so manche wunderliche Erscheinung nicht erstaunen. Daß die alten Aristokraten der Literatur theils in ihrem Widerstande gegen den Zeitgeist, theils in ihren schwachen Versuchen, sich demselben anzuschmiegen, eine komische Ungeschicklichkeit zeigen, darf eben so wenig Wunder nehmen, als daß sich eine Menge höchst unberufene literarische Demagogen mit der plumpesten Dummdreistigkeit zudrängen, den guten Willen des Volks mißbrauchen, alles Edle verhöhnen und ihre Gemeinheit auf den Thron erheben. Das sind allemal die unausbleiblichen Begleiter einer Zeitwende, solcher Unfug aber bleibt, wenn erst der Zeitgeist sich aufklärt, wie die schmutzige Hefe im Bodensatz oder wie die unreine Erde an der Wurzel zurück, während die Blüthe rein emporwächst.

Schon oft habe ich die deutsche Vielschreiberei dem Zustand der Anarchie verglichen. Wie in der Anarchie jeder herrschen will, auch wer gar nicht dazu berufen ist, so will auch bei uns jeder schreiben. Wie aber die Anarchie allemal in Zeiten eintritt, wo das Alte aufgebraucht, das Neue noch nicht ausgemittelt ist, so geht auch die deutsche Vielschreiberei aus dem Bedürfniß hervor, das Neue zu ermitteln, und die Bücher müssen als eben so viele Versuche gelten. Dies ist am auffallendsten bei der Cholera-Literatur. Warum, denkt jeder Arzt, soll ich nicht, wenn es auch nur ins Blaue hinein wäre, meine Meinung unter das Publikum werfen, da es, wenn man auch nicht weiß, was hilft, wenigstens gut ist, zu wissen, was nicht hilft? Auf diese Art enthielt schon der vorige Michaeliskatalog 125 Choleraschriften; der Nachtrag enthält deren noch 97 und der Osterkatalog 110, das sind binnen Jahr und Tag 332 Choleraschriften allein von deutschen Aerzten. Auf diese Art aber wird auch über andre Dinge geschrieben, denn noch vieles gibt es zwischen Himmel und Erde, was so unbekannt ist, als die Ursache und als die Heilmethode der Cholera, und eben so dringend die Aufmerksamkeit beschäftigt.

Unsre politischen Versuche (der Nachtrag und der Osterkatalog enthalten zusammen 263 politische Gelegenheitsschriften) tendiren noch vermöge eines andern Umstandes ins Breite, sofern jede moderne politische Idee wie ein Lichtstrahl in etliche und dreißig Farben gebrochen wird. Man denke nur an die Preßfreiheit; statt von einer einzigen zu sprechen, sprechen die Broschüren von einer bayrischen, badischen, würtembergischen, sächsischen, hannöverschen, hessischen 2c. 2c.

Und geht es in der Gelehrsamkeit und Belletristik viel anders? Jede Universität hat ihren gelehrten Apparat, ihre Kompendien, ihre Polemik, ihre Journale, und jede einigermaaßen große Stadt ihre Unterhaltungs-Literatur. Denkt man sich nun mit dieser lokalen Isolirung den dennoch immer ins Unendliche strebenden Geist des Deutschen gepaart, so erklärt es sich leicht, warum von so vielen Seiten her so einseitig über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, über Philosophie, Religion, Pädagogik 2c. geschrieben wird. Man denke sich die sporadisch ins Land gesäeten Landprediger und Schullehrer, die so sehr viel schreiben, und die in einzelne Nester sich krystallisirenden Universitätsprofessoren, die wie Cyklopen beständig an ihrer Unsterblichkeit hämmern, und man wird das wunderliche Durcheinander des Meßkatalogs begreifen. —

Unter den politischen Schriften des Nachtrags und des Osterkatalogs finden wir vorzüglich viele über Polen

und über Hannover. Da in lezterm Lande die parlamentarischen Debatten und die Journalistik weniger Erfolg hatten, scheint die kompressive Kraft sich in vielen kleinen Broschüren Luft gemacht zu haben. Die bedeutendsten neuen Polenschriften haben wir jüngst erst in diesen Blättern erwähnt. Sonst verdient unter der neuen politischen Literatur ausgezeichnet zu werden: Malchus Militärgeographie von Europa, Weitzel Geschichte der Staatswissenschaft, F. v. Raumers geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik (2te Auflage), Murhards Abhandlungen über Verfassung, Staatszweck, Veto und bürgerlichen Widerstand, Schönes Grundsätze der Finanz ꝛc. Versprochen wird von der Groos'schen Buchhandlung in Karlsruhe eine vollständige Uebersetzung der Werke Machiavellis.

An Geschichtswerken hat der deutsche Fleiß wieder eine schöne Ausbeute geliefert, z. B. von der Borgs Denkwürdigkeiten über die Mongolei, Neumanns asiatische Studien, Seiffahrts Beiträge zur Kenntniß des alten Egypten (2ter Theil), Heerens Abhandlungen über Ceylan und Palmyra, Sträßer über die römischen Plebejer, Barth über die Kabiren in Deutschland, Obermayr älteste Geschichte von Bayern, Benecke Beiträge zur altdeutschen Sprache und Literatur, Schmidt Gesetze der Angelsachsen, Rodt Geschichte des Berner und altschweizerischen Kriegswesens, Berkmann stralsundische Chronik, Voigt Geschichte Preußens (5oster Band). Neue Auflagen erscheinen von J. v. Müllers und Westenrieders Werken, zwei verschiedene Auflagen von Rottecks Weltgeschichte, die Fortsetzung des großen Geschichtswerks von Heeren und Ukert, enthaltend Pfisters Geschichte der Deutschen und Kampens Geschichte der Niederlande, ferner eine Fortsetzung von Kotzebues bekannter elender Geschichte des deutschen Reichs, welche Rüder wunderbarer Weise unternommen hat. Sodann Uebersetzungen von Michauds Geschichte der Kreuzzüge, Makintosh und Lingard Geschichte von England, Paccas Denkwürdigkeiten, Mortonvals Feldzug in Rußland. Versprochen wird der 7te und 8te Theil von Thibaudeaus Napoleon. An Werken für die neuere Geschichte ist noch erschienen: Kufahl Geschichte der vereinigten Staaten, Schneidawind über Napoleons Heerwesen, Oresz Ungarns gesetzgebender Körper auf dem Reichstag von 1830, Depping Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris, Schirachs Jahr 1830, die neue Zeit, die historischen Taschenbücher von Hormayr, Buchholz, W. Menzel ꝛc.

In Theologie und Philosophie machen sich einige Werke bemerklich: mehrere Schriften über die St. Simonisten, die Kemptner Uebersetzung der Kirchenväter, eine neue Ausgabe des Origenes und des Jakob Böhme, Pinners Kompendium des Talmud, der Schluß von Meyers Blättern für höhere Wahrheit und dessen Inbegriff der christlichen Glaubenslehre, Sailers sämmtliche Werke, eine Fortsetzung von Schleiermachers Predigten; ferner Hegels sämmtliche Werke und insbesondre dessen System der objektiven Logik, Eschenmayers Grundriß der Naturphilosophie, Fichte über Gegensatz, Wendepunkt und Ziel der Spekulation, Heinroth Kriminalpsychologie, eine zweite Auflage der Seherin von Prevorst und eine zweite Sammlung von Blättern aus Prevorst.

Im Fach der Naturwissenschaften finden wir Cuviers Thierreich in der Bearbeitung von Voigt, eine zweite Auflage von Friedreichs schätzbarer Diagnose der psychischen Krankheiten, Littrow über den gefürchteten Kometen von 1832, Hansens Untersuchungen über die gegenseitigen Störungen, des Jupiter und Saturn. Unter den Reisen und erdkundlichen Werken: Die zweite Abtheilung des sechsten Bandes von A. v. Humboldts Reisen in die Aequinoktialgegenden des neuen Kontinents, Hebers (höchst interessante) Reise durch Indien, Becheys Reisen im stillen Ozean, Wenchs Reise nach Brasilien, Martius über den Rechtszustand der Ureinwohner Brasiliens, Rödings Amerika im Jahr 1830, Gallerie der neuesten russischen Reisen, St. Maures Rußland, wie es ist, (4ter Theil), Ellrichs Genrebilder aus Oesterreich, und eine neue Ausgabe der alten, nicht uninteressanten, orientalischen Reise von Strauß.

Die Aesthetik und Literargeschichte wird diesmal bereichert durch ein Werk von C. Winterfeld über Palästrina, und von Runge über die platonische Aesthetik, durch eine neue Ausgabe von Lessings Laokoon und Bürgers gesammelte ästhetische Schriften, endlich durch nicht weniger als vier verschiedene Uebersetzungen der französischen „Hundert und Ein Schriftsteller." Zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der schönen Literatur gehören diesmal; die beiden lezten Theile der Briefe eines Verstorbenen, die Spaziergänge eines Wiener Poeten (die bereits zwei Auflagen haben), die Gedichte von Lenau, die Briefe Börnes, die neue Auflage von Heines Reisebildern, Schenkendorfs poetischer Nachlaß, eine neue Ausgabe von Herders Cid, Paul Usteris, Matthissons, Pyrkers gesammelte Werke, 1001 Tag oder persische Mährchensammlung, eine neue Uebersetzung des Aeschylos von Droysen, die Fortsetzung des Schlegel-Tieckschen Shakespeare. Angekündigt ist ferner von Zedlitz lyrische Gedichte und der Königen Ehre; von Immermann Merlin, eine Mythe; von Grabbe Kosziuzko.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 44. — 30. April 1832.

Trauerspiel.

William Tell. A dramatic poem, translated from the German of Schiller. By Th. C. Banfield. London, Black, Young and Young. 1832.

Das Studium der deutschen Sprache, welches sich neuerdings auch bei unseren überrheinischen Nachbarn immer mehr und mehr einheimisch macht, und theilweise selbst zur Mode geworden ist, ward in England längst gepflegt und gründlich betrieben. Sicherer als alle Zeitungsnachrichten bestätigen dies die buchhändlerischen Notizen über den Absatz, welchen die deutschen Klassiker zu London finden. An Versuchen, dieselben ins Englische zu übersetzen, fehlt es auch nicht, und meist fallen dieselben glücklicher aus, als die der Franzosen, was freilich wohl in der Stammes-Verwandtschaft der englischen und deutschen Sprache, und in einer verwandteren Geistesrichtung beider Völker seinen Grund haben mag.

Zu den besseren neuen Uebertragungen aus dem Deutschen ins Englische gehört unstreitig diese Uebersetzung Wilhelm Tells, welche wir den Freunden der englischen Sprache, so wie Lernbegierigen bestens empfehlen, indem wir zu Begründung unserer Behauptung den bekannten Dialog Stauffachers und seiner Frau folgen lassen:

Stauffacher.

* * * *

Wife, what a tempest of dire boding thoughts
Hast thou aroused within me! A bold ray
Of light hast thou thrown on my secret soul,
And what I dreaded even in thougt to meet,
Thou loudly speak'st with inconsiderate tongue.
Have you considered well what you advise?
'Tis fearful discord and the clang of arms
You summon to these lovely vales of peace.
How — we a band of humble shepherds dare
Defy the mighty masters of the world?
'Tis but a fair excuse they're waiting for,
To turn their hordes of fierce licentious troops
Loose upon this devoted land, to deal
By right of conquest with it as they list.
And under plea of punishment deserved
Deprive it of its ancient chartered rights.

Gertrude.

You are men too and know to wield the axe.
God is a constant succour to the brave.

Stauffacher.

Woman, i tell thee war's a direful scourge,
The herd and herdsman both it swallows up.

Gertrude.

What heaven ordains we must with patience bear;
No manly breast will tamely bend to wrongs.

Stauffacher.

This house so newly built affords you joy;
War, horrid war, will burn it to the ground.

Gertrude.

If I but fancied wordly pride enslaved me,
With my own hand i 'd throw the firebrand in!

Stauffacher.

Men you believe humane — war doest not spare
The tender infant in the cradle rocked.

Gertrude.

In heaven the innocent will find a friend.
— But look before you, Werner, not behind!

Stauffacher.

We men can in the combat bravely fall,
But say what lot will be reserved for you?

Gertrude.

The weakest at the worst has once choice left;
A spring from yonder bridge will set me free.

Stauffacher (falling on her neck).

Yes, he who such a heart to his can press,
With joy may combat for his home and rights,
Undaunted by the might of any king!
This instant i depart for Uri — there
Lives Walter Furst, an old and trusty friend,
He thinks with me about the present times.
The noble Bannerherr of Attinghaus,
I'll find there too. Although of high descent
He loves the people and the good old ways.
With these I'll hold a conference, and plan,
How we may drive our tyrants from the land.
Farewell, and in my absence order you
The household matters with wise management.
Let the good monk that for his convent begs,
The pilgrim who the holy temple seek's,
Enjoy your bounty and well served depart.
Stauffacher's house stands in no corner. Foremost
Upon the highway placed, it shall afford
To all who pass a hospitable roof.

Erziehungsschriften.

(Fortsetzung.)

Die Menge der Jugendschriften zur Belehrung und Unterhaltung ist so groß, daß man sie kaum übersehn kann, doch bleibt ihr Inhalt immer der nämliche. Sie sind zu schätzen, wenn sie in gefälliger Form der Jugend eine Menge nützliche Kenntnisse und Lebensregeln beibringen; sie arten aber in den Wiener und Nürnberger Fabriken zu nichtswürdigen, geschmacklosen, Zeit- und Geisttödtenden Spielereien aus, oder es werden fromme Salbadereien daraus, die keineswegs für die Jugend taugen, womit aber glatte Pfäfflein und Pädagogen die Mütter und schwachen Väter zu kirren wissen, oder worin Erzieherinnen ihrem halbgebildeten Geschwätz alle Schleußen öffnen.

Der Erzvater der Jugendliteratur ist Campe, der daher auch noch immer in gutem Andenken ist:

25) Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften von Joachim Heinrich Campe. Vierte Gesammtausgabe der lezten Hand, (14te Originalauflage). Braunschweig, Schulbuchhandlung, 1831.

Campe hat unstreitig sehr große Verdienste um die deutsche Jugend, indem er sie aus der Pedanterei der Orbile, und aus der Einförmigkeit der Katechisation und des Lateinischen befreite, und ihr die reiche Bilderwelt der Natur, Geographie und Geschichte eröffnete. Zwar hat er dadurch indirekt auch wieder zu der nachher Mode gewordenen pädagogischen Spielerei viel beigetragen, wie denn immer ein Extrem das andre hervorruft; aber wenn wir die heutige Ueberfüllung der Jugend mit allem möglichen Wissen tadeln, so können wir doch eben so wenig die alte Methode preisen, wo neben dem Katechismus nur der Donat oder Langens Colloquia und der Stock figurirte. Campe besaß das ausgezeichnete Talent, die Kinder wirklich zu belehren, indem er sie unterhielt, und zu unterhalten, indem er sie belehrte, während viele seiner Nachfolger nur in tölpischer Schäckerhaftigkeit einen sogenannten Unterhaltungston affektiren, wobei den Kindern angst und bange wird, wenn sie den ungeschickten Lehrer nicht auslachen. Wir werden nachher Proben davon kennen lernen. Campes Robinson und Reisebeschreibungen sind ein bleibender Beleg für unser Lob. Wer hätte sie in seiner Jugend nicht mit Vergnügen gelesen, wer hätte davon nicht einen angenehmen Eindruck zurückbehalten? Und diese Nachempfindung der Jugendeindrücke ist allemal der sicherste Probierstein für das, was der Jugend getaugt hat, was nicht. Nur in dem Konversationston ist Campe zu weit gegangen. Ich erinnre mich sehr wohl noch aus den Tagen meiner Kindheit, daß mir damals schon die vielen Unterbrechungen der Erzählung durch die Querfragen der Campeschen Kinder zuwider oder lächerlich waren. Die Jugend liebt die objektivste Darstellung, sie versenkt sich gern in die fremde Illusion und es taugt gar nicht für sie, wenn sie darin gestört und jeden Augenblick an die Wirklichkeit und nächste Gegenwart und an sich selbst erinnert wird. Man soll das Fragen den Kindern, das Antworten den Lehrern überlassen, welche das Buch in der Hand haben, nicht aber Fragen und Antworten schon im Buch selbst abthun, weil sonst dem mündlichen Unterricht gar zu wenig überlassen wird, oder, wenn die Kinder vor dem Buch etwa, wie es zu gehn pflegt, klüger sind als die im Buch, sie zu sehr überflüssigen Glossen über die leztern veranlaßt werden, wodurch denn die Störung der Illusion eine doppelte wird.

26) Lebensbilder. Erzählungen aus dem Leben sittlich-guter Kinder. Von J. N. Müller. Drei

Bände. Freiburg im Breisgau, Wagner, 1831.

Mit ausnehmendem Fleiß hat hier der Verfasser eine unsägliche Menge Jugendgeschichten theils berühmter Männer und Frauen, theils sonst durch ihre Schicksale oder durch ihren Charakter interessanter Kinder ausgezeichnet, und jedwede enthält eine Aufmunterung oder Warnung und ist ein aus dem wirklichen Leben gegriffenes Beispiel für die Jugend. Die enorme Belesenheit, aus der dieses Werk hervorgegangen ist, verdient Bewunderung und die Auswahl für den pädagogischen Zweck alles Lob. Nur in der Form der Darstellung bemerken wir zu viel Breite und zu viel süße Weichlichkeit. Der Jugend sagt am besten das Kurze, Scharfe, Strenge zu, und die weitläuftigen Moralien, Nutzanwendungen oder gar die gefühlvollen Reden und Rührungen lassen sie kalt. Daß doch die Pädagogen, obgleich sie immer mit Kindern zu thun haben, nie merken wollen, daß die kindliche Rührung gerade die männlichste ist, nämlich allemal eine stumme und schamhafte (zum Beweise, daß überhaupt alle wahre Rührung von dieser Art ist, und daß die Sentimentalität, welche darüber hinaus geht, allemal weibische Unart oder Affektation ist)! Daß doch die Pädagogen beständig ihre eigne Schwäche oder Verbildung mit der kräftigen Natur der Jugend verwechseln! Nie und in keinem Fall taugt eine breite gefühlvolle rührende Rede für die Kinder, und wenn man sie gar in den Mund der Kinder selber legt, so ist es baare Unwahrheit, und wird von jedem Kinde selbst dafür gehalten. Wo in der Welt wird je ein Kind von selber auf die schönen Redensarten fallen, die man es bei festlichen Gelegenheiten, Geburtstägen ꝛc. auswendig lernen und wie einen Papagai nachplappern läßt? Wo wird je ein Kind, wenn es gerührt ist, für seine Rührung Worte finden, und gar wohlgesetzte, fein gewählte Worte? Dergleichen unnatürliche, den Kindern in den Mund gelegte Reden finden sich aber in dem vorliegenden Buche sehr viele. So heißt es Theil I. Seite 65 von einem kleinen Mädchen: „Am Schlusse des Jahres wurde Magdalena öffentlich in Gegenwart vieler angesehener Personen vorgerufen und ihr ein Schulpreis überreicht. Da sah sie in einiger Entfernung ihre Mutter, welcher die Thränen der Freude im Auge glänzten. Schnell verließ Magdalena ihren Platz, eilte zur Mutter hin, indem sie zu ihr sprach: „Liebe Mutter! ich freue mich sehr, daß die öffentliche Anerkennung meines Fleißes auch dich freuet; aber ich weiß, daß nicht ich einen Preis verdiene; du allein verdienest Alles. Du hast mich so lieb, hast zu allem Guten mich ermuntert. Siehe, dir gebe ich diesen Beweis, daß du siehst, wie sehr ich dich hochschätze und liebe!"

So hat das gute Mädchen sicher nicht gesprochen, so kann kein kleines Mädchen sprechen, und je gerührter es ist, je weniger kann es so sprechen. Das fühlen auch die Leserinnen solcher Bücher recht gut, und glauben nicht daran. Noch unwahrer ist folgende Erzählung. Hannchen und Wilhelm aßen Pfirsichen, die ihnen verboten waren. Hierauf redet Hannchen:

Ach, lieber Wilhelm, nun wird unsre Mutter recht böse auf uns werden; was wollen wir machen?

Wilh. Ei sie weiß es ja nicht.

Hannchen. Aber sie muß es wissen, lieber Wilhelm; du weißt ja, daß sie uns auch große Fehler leichter vergibt, wenn wir nur aufrichtig sind, und sie gestehen.

Wilh. Ja, wir sind ungehorsam gewesen, und du weißt auch, daß sie den Ungehorsam allemal bestraft.

Hannchen. Und wenn sie uns nun straft, so thut sie es ja aus Liebe, und wir werden es dann künftig nicht so leicht wieder vergessen, was sie uns verboten oder befohlen hat.

Wilh. Du hast recht, liebes Hannchen. Aber sie wird wieder betrübt werden, daß sie uns strafen muß, — und traurig kann ich sie gar nicht sehen.

Hannchen. Ich auch nicht lieber Bruder; aber wird sie nicht noch betrübter werden, wenn sie es erfährt, daß wir ihr einen Fehler verschweigen? Woher würden wir auch nur den Muth nehmen, sie anzusehen? Müßten wir nicht vor Schaam erröthen, wenn sie uns liebkosete und uns ihre lieben Kinder hieße, und wir dies nicht verdienen?

Wilh. Ach liebe Schwester, ich sehe schon, du weißt das besser, als ich. Komm, wir wollen hingehen, und ihr unsern Ungehorsam gestehen.

Sie giengen nun Hand in Hand hin zu ihrer Mutter. „Liebste Mutter, sagte Hannchen, wir sind ungehorsam gewesen, strafe uns nur, wie wir es verdienen. Aber sey uns nur nicht böse, oder kränke dich nicht; wir hatten dein Verbot beim Anblick schöner Früchte blos vergessen."

Das alles ist Lüge und Affektation. Wenn die Kinder Reue fühlen, fühlt sie jedes für sich und ist tief erschüttert, weiß nicht zu sprechen. Daß es sich redselig dem andern mittheilte, dann komödienmäßig mit theatralischem Anstand und in überfließender schöner Rede Abbitte leistete, ist ganz gegen seine Natur.

27) Neue Waizenkörner für junge Herzen. Von Dr. H. Dittmar. Nürnberg, Campe, 1830.

Auch hier ist des Redens und Zuredens zu viel. Ein Beispiel, ein Bild, rein objektiv wirkt weit besser auf die Kinder, als das Moralpredigen, selbst wenn es

wie hier im zutraulichen und scherzhaften Tone geschieht. Was der Lehrer mündlich sagen kann, muß niemals im Buche stehn. Gewisse Dinge aber brauchen auch nicht einmal mündlich gesagt zu werden, wie z. B. Seite 38: „Das Gedächtniß ist freilich keine Schachtel oder Scheuer, sondern etwas Lebendiges, nämlich die Herrschaft des Geistes über seine Vorstellungswelt. Das verstehst du aber noch nicht, mein Kind." Nun, wenn es das Kind nicht versteht, wozu spricht denn der Lehrer oder das Buch überhaupt davon?

In der Erzählung „Schülerdank und Lehrerfreude" wird den Kindern von einem alten Lehrer gesagt; derselbe sey von seiner frühern Schülerin, einer nachherigen Königin, in den Pallast gerufen worden und habe vor Respekt und Angst dabei kaum schnaufen können. War dem Herrn Dittmar nicht das weit pädagogischere Benehmen jenes Schulmeisters bekannt, zu dem ein Monarch in die Stube trat, der aber ohne seiner zu achten im Doziren fortfuhr, und erst dann, als die Schule zu Ende und die Schüler fort waren, mit allerunterthänigstem Respekt sich bückte und ausrief: „wenn die Buben wüßten, daß es Jemand in der Welt gebe, der mehr zu befehlen hat, als ich, so würden sie mir nicht mehr gehorchen."

28) Nützliche Erheiterungen für die Jugend. Berlin, Vereinsbuchhandlung.

Kleine Erzählungen, Schilderungen, Gleichnisse 2c. von Gubitz, Cl. Brentano, Wilhelmi, Haug, W. Müller, D. Leßmann 2c. Recht artige Sachen und anspruchslos objektiv, mit Ausnahme eines Kinderschauspieles von Albini, eine Gattung von Schauspielen, die wir der Prätension wegen nicht lieben, und an denen auch Kinder selbst bei weitem keine solche Freude haben, als an großen Schauspielen. Wer da glaubt, Kinder interessirten sich nur für Kinder, der irrt ganz gewaltig.

29) Belehrende Darstellungen für das höhere Jugendalter. Zusammengetragen und mit Anmerkungen begleitet von G. L. Kriegk. Frankfurt a. M., Brönner, 1831.

Ein dicker Band voll ausgezeichneter Naturschilderungen, Erzählungen, Fabeln und Aphorismen. Die Wahl ist geistreich, wie schon die Namen der Verfasser Lessing, Pestalozzi, Engel, Schubert, Jean Paul, Steffens, Schiller, Forster, Goethe, Lichtenberg, Herder, Hippel, Winkelmann, Wieland, Martius, Ranke, Schleiermacher, Humboldt 2c. beweisen. Besonders sind die Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde, die glänzenden Tableaus aus den Werken von Humboldt, Martius, Steffens, Hirschfeld, v. Buch, Reinwardt 2c. so wie die historischen von Raumer, Niebuhr, Ranke, J. Müller und Schiller zu rühmen. Man wird nicht leicht ein so gutes Lehrbuch für die reifere Jugend finden.

30) Unterhaltungen für die gebildete Jugend aus dem klassischen Alterthum und der neuen Geschichte. Erstes Bändchen. Essen, Bädecker.

Größtentheils zweckmäßige, objektiv gehaltene und die Phantasie der Jugend beschäftigende Tableaux, z. B. die Geschichten von Rampsinit, Krösus, Xerxes, Alexander, Cato, Brutus 2c., und aus der neuern Zeit von Karl XII., Hofer, Speckbacher, die Engländer in der schwarzen Höhle zu Calcutta 2c.

31) Jugendgeschichte des Japaners Leka Titais. Von H. Müller. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann.

Abentheuerlich genug, um die Kinder angenehm zu unterhalten, wenn nur die Kupfer nicht so abscheulich wären.

32) Der Winter auf Spitzbergen. Ein Buch für die Jugend, von C. Hildebrandt. Leipzig, Kayser.

Hier sind die Kupfer noch häßlicher, ja unglaublich häßlich. Tabaksetiketten sind Raphaels dagegen. Die Erzählung übertrifft aber diese Aushängeschilder noch weit durch ihre Gemeinheit und Fadheit. Man höre:

Vater. Welchen Weg machte denn Euer Freund Kotzebue vor wenigen Jahren?

Max. Ach nun weiß ich's! Bis Spanien vorbei die große Marschroute und dann rechts nach Südamerika —

Marie. Nach Brasilien —

Gustav. Ha, ha! Prinz Maximilian von Neu-Wied —

Julie. Und die Botakuden mit den langen Ohrlappen und den noch schönern Lippendekorationen —

Gustav. Die den neusten Nachrichten nach nächstens hier Mode werden.

Max. Dann an der östlichen Seite Amerikas herunter durch die magellanische Meerenge, Chili und Peru rechts lassend, und so gerade nach Ostindien.

Julie. Nicht erst einen Besuch bei König Tameamea machen?

Max. O ja! wird uns ja huldreich aufnehmen.

In diesem Tone geht es fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

№ 11.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 2.

[120] Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen:

Beschreibung des königlichen Landhauses Rosenstein.

Von dem

Hof-Domainen-Rath v. Seyffer,

Vorstand der königl. Bau- und Garten-Direktion, und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften ꝛc.

Preis 48 kr.

(Aus den würtembergischen Jahrbüchern abgedruckt.)

Inhalt:

1. Plan vom Rosenstein.
2. Aufriß vom k. Landhaus Rosenstein.
3. Grundriß vom k. Landhaus Rosenstein und von der Entresole des Landhauses.

Der Herr Verfasser hat in obigem Werkchen nicht nur das Interessanteste, was der Rosenstein in so mancher Beziehung darbietet, mitgetheilt, sondern um dem Ganzen ein vielseitigeres Interesse zu geben, hat er neben dem Geschichtlichen auch das Naturhistorische aufgenommen.

Stuttgart und Tübingen, im März 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[106] Bei G. Franz in München, ist erschienen:

Winke zur Kritik Hegels,

bei Gelegenheit der unwissenschaftlichen Anmaßungen des Hrn. G—s in der preuß. Staatszeitung.

12. Preis 15 kr. oder 4 gGr.

Dieses Schriftchen gibt in gedrängter, jedem Gebildeten faßlicher Sprache die Hauptpunkte besagter Kritik, und beweist zugleich, daß Dr. K. Chr. Krause (Vorlesungen über das System der Philosophie zu Göttingen 1828, und über die Grundwahrheiten der Wissenschaft für's Leben daselbst 1829) es ist, der als eigentlicher Nachfolger Kant's, diesem ähnlich, bald einen neuen Aufschwung des wissenschaftlichen Geistes veranlaßt haben wird. Ein Stein des Anstoßes für die Schul-Philosophen, soll dieses Schriftchen die Zeitgenossen mit einer, das ganze menschliche Leben umfassenden, neuen Lehre bekannt machen, die bisher vom Sektengeiste der Literaturzeitungen theils verschwiegen, theils absichtlich falsch dargestellt wurde, einer Lehre, die alle Ahnungen des reinen Herzens auf eine unerwartete Weise erhellt und bestätigt, die Grundlehren der Lebenskunst zur Verwirklichung des Idealen in gerechter Rücksicht auf das Positive entfaltet, und eine hohe Begeisterung für die planbesonnene, liebefriedliche Weiterbildung des Menschheitlebens weckt.

---

[114] Bei F. Tendler in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands (in Augsburg in der Math. Rieger'schen Buchhandlung) zu haben:

Bären.

Eine Sammlung von

Wiener Anekdoten

aus dem Leben gegriffen und nacherzählt von

J. F. Castelli.

Zwölftes und letztes Heft. Zwölftes und letztes Hundert.

Taschenformat broch. 6 Gr. oder 27 kr. rheinisch.

Das ganze Werk in 12 Heften 1200 Anekdoten enthaltend kostet 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rheinisch.

---

[97] Für den Unterricht in der französischen Sprache

ist bei uns erschienen und bis zur Ostermesse 1832 zu dem geringen Preise von 15 Gr. für 14 Bogen gr. 8. in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Dr. J. Ekkenstein, Dialogues français à l'usage des écoles et des instituts d'Allemagne où est introduite la grammaire française de Sanguin. gr. 8.

Dieses ungemein nützliche Supplement zu der französischen Sprachlehre von Sanguin wollen wir an Unterrichtsanstalten in Parthien sogar noch billiger und zwar 25 Exemplare für 12 Thlr. ablassen.

Arnoldische Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

---

[105] Bei G. Haßloch in Wiesbaden ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Holtei, C. von, Beiträge für das Königstädter Theater. 2 Bände. gr. 8. geheftet. (Mit einer Musikbeilage zum alten Feldherrn.) Preis 5 fl. 24 kr.

Diese Sammlung muß den Kennern und Freunden dramatischer Literatur um so interessanter seyn, da gewiß ein jeder, indem er den Titel lieset, heitere Scherze

erwartet und nur fünf ernste poetische Werke findet, die aber sämmtlich auf jener Bühne, sowie auch auf anderen, mit mehr oder minder Glück ihren Weg gemacht haben. Robert der Teufel und Faust sind, auf alte Sagen gegründet, mit neuem Gewande bekleidet; Erinnerung und die Majoratsherrn sind eigenthümliche Erfindungen des Verfassers; was aber der Sammlung in der jetzigen Zeit ihr Schicksal sichert und ihr für allgemeine Verbeitung bürgt, ist die Umarbeitung des „alten Feldherrn", der hier gleichsam einen feierlichen Chorus zu der neuesten weltgeschichtlichen Katastrophe bildet, die alle Herzen erschüttert.

---

[108] Pädagogische Zeitschriften.

Für 1832 erscheinen nach unverändertem Plane:

J. P. Rossel's

Allgemeine Monatsschrift,

für Erziehung und Unterricht.

Fortgesetzt

von

Dr. C. G. Klapper.

Sie erscheint künftig wieder in 8. in monatlichen Heften von 4 — 5 Bogen. — Preis des ungetrennten Jahrgangs 3 Thlr.

J. P. Rossel's

Wochenblatt

für Elementar-Lehrer.

Fortgesetzt

von

J. P. Hasselbach.

Jährlich 52 Bogen in 4. Preis 2 Thlr.

Beide Zeitschriften werden nach denselben Grundsätzen fortgeführt, welche ihnen bisher eine so ausgezeichnete Theilnahme im Lehrerstande gesichert haben und werden so fortwährend den ehrenvollen Standpunkt behaupten, den sie unter den pädagogischen Zeitschriften unsers Vaterlandes einnehmen.

Aachen 1832.

Expedition der allgemeinen Monatsschrift.

---

[111] Im Laufe des Jahrs 1831 erschien in unserm Verlage:

Bork, J. C. F., Handbuch über die kirchliche und Schulgesetzgebung für den ganzen Umfang der amtlichen Stellung des Geistlichen im Preußischen Staat. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gGr.

— — Uebersicht der Gesetze und Verordnungen, die der Geistliche in Preußen bei der Meldung zum Aufgebot und zur Trauung zu beobachten hat. 2 Tabellen in Fol. 4 gGr.

Ellendt, Dr. Fr., lateinisches Lesebuch für die untersten Klassen der Gymnasien. 3te verbesserte Auflage. Mit dem Wörterverzeichniß nach der Folge der Lesestücke. 8. 12 gGr.

Ellendt, Dr. Fr., Dasselbe mit dem neuen alphabetischen Wortregister. 12 gGr.

(Das alphabetische Wortregister allein 3 gGr.

v. Lengerke, A., Darstellung der Landwirthschaft in den Großherzogthümern Meklenburg. Nach eigener Anschauung und Praxis, den besten ältern und neuern Quellen und Hülfsmitteln entworfen. 1ster und 2ter Band mit 15 lithographirten Zeichnungen. gr. 8. 4 Rthlr. 20 gGr.

Merleker, Dr. K. F., die wichtigsten Regeln über die griechischen Accente. 8. 10 gGr.

Nösselt, Fr., kleine Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. gr. 8. 1 Rthlr.

Otfrid's Krist, das älteste im 9ten Jahrhundert verfaßte, hochdeutsche Gedicht, nach den drei gleichzeitigen zu Wien, München und Heidelberg befindlichen Handschriften, kritisch herausgegeben von E. G. Graff. Mit einem Facsimile aus jeder der drei Handschriften. gr. 4. 5 Rthlr. 16 gGr.

Richter, D. L. W., Handbuch des Strafverfahrens in den königlich Preußischen Staaten. 4ter Band. gr. 8. 4 Rthlr.

(Preis der ersten 3 Bände. 8 Rthlr.

Sachs, Dr. L. W., die China und die Krankheiten, welche sie heilt. Ein pharmakologisch-therapeutischer Versuch. gr. 8. 22 gGr.

— —. Offenes Sendschreiben die Cholera betreffend. 8. geh. 4 gGr.

— —, und Dr. F. Ph. Dulk. Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre zum Gebrauch für angehende Aerzte und Physici. 2ten Theils 1ste Abtheilung. gr. 8. 3 Rthlr. 16 gGr.

Preis des 1sten Theils 4 Rthlr. 12 gGr.

v. Treyden, Dr., leichtfaßliche Anweisung zur Erkenntniß und Behandlung der Cholera, für die Bewohner des platten Landes. gr. 8. geh. 3 gGr.

Verhandlungen der physikalisch-medizinischen Gesellschaft zu Königsberg über die Cholera. gr. 8. geh. 1stes Heft. 18 gGr. 2tes Heft. 14 gGr.

Königsberg.

Gebrüder Bornträger.

---

[112] Preis-Verminderung.

Der unterzeichnete Verleger von:

The history of Tom Jones a foundling by H. Fielding; With critical and explanatory notes and grammatical observations published by Dr. K. F. C. Wagner. 8. 1814 bis 1824. 5 Bände Schreibpapier 6 Rthlr. 16 Gr. Druckpapier 5 Rthlr.

hat sich entschlossen, um die Anschaffung dieses anerkannt vortrefflichen Buches den Käufern zu erleichtern, den Preis desselben herabzusetzen, und zwar den eines Exemplars auf Schreibpapier auf 4 Rthlr. auf Druckpapier auf 3 Rthlr.

Diese Ausgabe des Tom Jones von dem um das Studium der englischen Sprache so verdienten Herrn Professor Wagner, ist in mehreren kritischen Blättern auf das rühmlichste beurtheilt worden, und ich hoffe, daß sie

nun zu diesem billigen Preise um so häufigeren Absatz finden werde.

Cassel, im März 1832.

J. C. Krieger.

---

[110] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Chronik
des Oeil de Boeuf
der innern Gemächer
des
Schlosses und der Gesellschaftssäle von Paris.
Herausgegeben
durch die verwittwete Gräfin von B—.
In das Deutsche übersetzt
durch
L. v. Alvensleben
3ter und 4ter Band. gr. 8. broch. mit Umschlag.
2 Thlr.

Die
Epidemische Cholera
beobachtet
in Pesth
in den Monaten, Juli, August, September 1831.
Nebst einem Anhange
über die
Nicht-Contagiosität dieser Krankheit
und die
Anzeigen zur kalten und warmen Behandlung derselben
von
Dr. Friedrich Eckstein,
Mitglied der medizinischen Fakultät zu Pesth und praktischem Arzte daselbst.
gr. 8. geheftet 12 Gr.

Wigand'sche Verlags-Expedition
in Leipzig.

---

[109] So eben ist nachstehende interessante Schrift erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Prinzip der Erblichkeit
und die
französische und englische Pairie;
ein Beitrag zur Geschichte.
gr. 8. geheftet. Preis 22½ Sgr.

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo man das Historische zu sehr außer Acht läßt, um der Theorie nachzujagen, kann eine Schrift, wie die vorliegende, dem gebildeten Publikum nur willkommen seyn; denn wie der Hr. Verf. selbst sehr richtig bemerkt, giebt es für die Nationen und Staaten nur eine Regel, die Geschichte, welche die große Erfahrung der Völker ist, nur sie kann und darf zu Rathe gezogen werden, und Alles in dieser Schrift Enthaltene ist rein historisch.

Nicolai'sche Buchhandlung
in Berlin, Stettin und Elbing.

---

[121] So eben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Martens (le baron Charles de),
Guide diplomatique.

Contenant: 1° Considérations sur l'étude de la diplomatie. 2° Précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques. 3° Traité sur le style des compositions en matière politique. 4° Bibliothèque diplomatique choisie, suivie d'un catalogue de cartes de géographie moderne. 5° Recueil d'actes et d'offices à l'appui du traité sur la style des compositions en matière politique.

2 volumes. Gr. 8. 67½ Bogen auf feinem franz. Druckpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im März 1832.

F. A. Brockhaus.

---

[129] Im Verlage von G. P. Aderholz in Breslau ist so eben erschienen:

Johannes Pierluigi,
von Palestrina.
Seine Werke und deren Bedeutung für die Geschichte der Tonkunst.
Mit Bezug auf Baini's neueste Forschungen dargestellt
von
C. von Winterfeld.
gr. 8. elegant geheftet. 14 Gr.

Eine gewiß jedem Freunde der Geschichte der Musik sehr willkommene Schrift. Unabhängig von Baini's Werk erscheinen darin die Ergebnisse zwanzigjährigen Forschens über einen der größten Tonkünstler des sechszehnten Jahrhunderts.

---

[136] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gottschalck, Fr., die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands, 8ter Band mit Kupfer und Vignette. 8. geheftet. (25¼ Bogen.) 1 Rthlr. 12 gGr.

Halle, im März 1832.

C. A. Schwetschke und Sohn.

---

[132] Es ist erschienen und bereits an alle solide Buchhandlungen versandt:

Meusel, J. G., das gelehrte Deutschland oder Lexicon der jetzt lebenden Schriftsteller. 22r Band

2te Lieferung, bearbeitet und herausgegeben von J. W. S. Lindner. gr. 8. 3 Rthlr. 12 Gr.

Meusel, J. G., das gelehrte Deutschland im 19ten Jahrhundert nebst Supplementen zur 5ten Ausgabe desselben im 18ten. 10ter Band 2te Lieferung. gr. 8. 3 Rthlr. 12 Gr.

Die Fortsetzung dieses Werkes befindet sich unter der Presse und wird nächstens folgen.

Lemgo, im März 1832.

Meyersche Hofbuchhandlung.

---

[122] So eben erscheint bei mir und ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von Wilhelm Adolf Becker. Erstes und zweites Heft. Tafel I—XXII und Text Bogen 1—8. Jedes Heft im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr.

Der Subscriptionspreis besteht für eine kurze Zeit noch fort; früher kostete das Heft 9 Thlr. 16 Gr. Die Fortsetzung wird rasch folgen.

Leipzig, im März 1832.

F. A. Brockhaus.

---

[133] Im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Cassandra.

Eine Reihe patriotischer Reden und Denksprüche
von
Heinrich Riewart.
8. Velinpapier. geheftet 10 Gr.

Solbrig's
declamatorisches Lesebuch.

Ein Lehr-, Lern- und Sitten-Buch für Schulen und zum Selbstunterricht; mit Erläuterungen über den Vortrag.
8. cartonirt 1 Thlr. 6 Gr.

---

[137] Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wendt, Amad., über die Hauptperioden der schönen Kunst, oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt. gr. 8. 2 Rthlr.

Der als tüchtiger Kunstkritiker bekannte Herr Verfasser hat bei Bearbeitung dieses Werkes gebildete Leser aller Klassen, welche die Betrachtung der Kunst in welthistorischer Bedeutung interessirt, vor Augen gehabt, denen es auch deshalb ganz besonders empfohlen werden darf. Ausführlichere Anzeigen darüber findet man in den Blättern für literarische Unterhaltung, in der allgemeinen Schulzeitung und in den übrigen gelesensten literarische Journalen.

---

[138] Herabgesetzter Preis.

Von dem in Commission habenden Werke:

Werner, Muscheln, gesammelt am Strande der Ostsee. 2 Bde.

ist der Ladenpreis von 3 Rthlr. auf 2 Rthlr. herabgesetzt worden. Jeder Band enthält vier Erzählungen, welche sämmtlich gut rezensirt wurden, nämlich I. Der Flüchtling. Riekchen oder die Gemälde. Stille Liebe. Ehrgeiz und Ahnenstolz. II. Die Romanze oder der Vaterfluch. Der arme Jacob. Der geheimnißvolle Thurm. Die verkaufte Braut.

E. G. Hendeß.

---

[135] Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. Im Namen des Vereins herausgegeben von Dr. P. Wigand.

Von dieser periodischen Schrift, wovon jedesmal 4 Hefte einen Band mit Registern bilden, erscheint in diesem Jahre in unserm Verlag der sechste Jahrgang oder Band. Alle öffentliche kritische Zeitschriften haben bisher die Wichtigkeit der in diesem Werk, besonders für Rechts- und Verfassungsgeschichte, mitgetheilten Quellen und Abhandlungen anerkannt, und Redaktion wie Verlagshandlung werden sich ferner bemühen, durch reiche Ausstattung dieses der vaterländischen Geschichte gewidmeten Werkes die Anerkennung des Publikums zu verdienen. Jeder Band enthält 36 enggedruckte Bogen und es werden von Zeit zu Zeit auch lithographirte Tafeln geliefert. Der Preis von 2 Rthlr. für den Jahrgang wird daher sehr billig erachtet werden. — Mit diesem Archive ist zugleich seit vorigem Jahr eine zweite periodische Schrift verbunden:

Jahrbücher der Vereine für Geschichte und Alterthumskunde,

welche in der Kürze über die Leistungen der verschiedenen deutschen historischen Gesellschaften Bericht erstattet, und zu wechselseitigen Communikationen ihrer Mitglieder dienen soll. Den nähern Plan wolle man in der ersten Nummer dieser Jahrbücher, wovon sich Exemplare in jeder soliden Buchhandlung finden werden, selbst einsehen. Den Abonnenten des Archivs wird diese Zeitschrift gratis beigefügt; doch kann man auch darauf besondere Bestellung machen, und es kostet dann der Jahrgang von 4 Heften nur 12 gGr., um durch diesen niedern Preis zur lebhaften Theilnahme an einem Unternehmen zu bewegen, dessen Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit schon so oft besprochen worden ist.

Lemgo, im März 1832.

Meyersche Hofbuchhandlung.

№ 12.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 2.

[146] **Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters.**

Ein historischer Versuch
vom
Professor J. Ph. Fallmerayer.
1ster Band 4 fl.
Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Wenn eine Würdigung der heutigen Griechen ohne Beachtung des großen sich zwischen Vergangenheit und Gegenwart drängenden Zeitraumes, ohne genaue Erforschung der ein= und ausgewanderten Völker und deren auf die Bildung der Bewohner des Landes geäußerten Einflusses nicht Statt finden kann, so wird gewiß der vorliegende Versuch das bisher über den altgriechischen Boden schwebende Dunkel des Mittelalters zu erhellen, und die Ereignisse vom Siege der römischen Legionen über Achaja bis zur gänzlichen Unterjochung Griechenland's von den osmanischen Türken aus den nur sparsam fließenden Quellen zusammenzustellen, um so dankbarer aufgenommen werden, je weniger sich bisher die Geschichtsforschung dieser Zeit zugewendet, und je mehr dieses Land heute das Interesse der gebildeten Welt in Anspruch nimmt.

---

[147] **Philosophie der Erfahrung,**
oder
Untersuchungen über den Menschen und seine Vermögen,
durch
C. V. v. Bonstetten.
Zwei Bände in 8. Preis 4 fl.
Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nachdem der rühmlich bekannte Verfasser dieses Werkes in ein besseres Leben hinübergegangen, wird es wohl für viele seiner Freunde von Interesse seyn, von dieser seiner Schrift, welche noch allzuwenig bekannt geworden, nähere Nachricht zu erhalten. Sie ist eigentlich eine empirische Psychologie, bearbeitet auf dem Wege der Abstraktion und der Analyse, und zwar in folgender Ordnung: I. Band. 1. Sinnenerregung. 2. Verbindung der Ideen. 3. a) Prinzip der Moral. b) Analyse des moralischen Sinnes. 4. Ueber den Willen. II. Band. 1. Gedächtniß. 2. Wahrheit. Unsterblichkeit. 3. a) Von der Methode in den Schlüssen auf die Existenz Gottes und die Existenz der Seele. b) Ursache. Ordnung. End-Ursachen. Materielle Ursachen. 4. Psychologisches Gemälde vom Menschen. — Die Richtung aller unserer Vermögen — sagt der Verfasser — deutet auf einen Centralpunkt der Einheit hin, der jenseits dieses Lebens liegt, nach dieser hohen Harmonie nehmen alle Mächte der Seele ihre Richtung. Diese Einheit liegt aber ausserhalb des Menschen: der Mensch strebt aber nach solcher Harmonie und zwar in der Uebereinstimmung mit sich selbst. Dieses setzt einen Widerstreit oder wenigstens einen Gegensatz von Kräften und Vermögen voraus, und dieser besteht zwischen den Gefühlen und den Vorstellungen, oder zwischen Geist und Herz. Die Analyse und Ausgleichung dieses Gegensatzes ist nun das Thema, was der Verfasser durch sein ganzes Werk hindurchführt. —

---

[141] Neue landwirthschaftliche Schrift.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Die
deutsche Landwirthschaft
nach ihrem
jetzigen Stande
dargestellt
von
J. G. Elsner.
1ster und 2ter Band. Preis 3 fl.

Die vorliegende Schrift gehört unstreitig zu den bedeutendsten Erscheinungen in der neueren deutschen landwirthschaftlichen Literatur, und man kann annehmen, daß sie, gleich den früheren Schriften des unvergeßlichen Taehr, Epoche machen werde. Eine solche Darstellung, wie sie der rühmlichst bekannte Verfasser hier giebt, gleichsam eine Revision dessen, was geleistet worden, und zugleich eine anregende Hinweisung auf das, was noch zu thun übrig ist, ist jetzt überaus zeitgemäß. Das Werk ist die Frucht vieljähriger Beobachtungen und freundschaftlicher Mittheilungen der ersten Landwirthe unsrer Zeit, eine reiche Fundgrube.

Inhalt: Uebersicht der Beschaffenheit des Bodens; von der natürlichen Güte des Bodens der verschiedenen Provinzen; Lage der verschiedenen Provinzen, der Höhe, dem Untergrund und der Himmelsgegend nach; klimatische Einwirkungen auf die erhöhte oder verminderte Fruchtbarkeit des Bodens; Regenfall; von der Natur angebotene Mittel zur Verbesserung des Bodens; von den Wiesen; verschiedene Behandlung des Bodens; von der früher allgemeinen und jetzt noch sehr häufig üblichen Dreifelderwirthschaft; Veränderung zum besseren Klee= und Kartoffelbau; vom rationellen Betriebe des Ackerbaues, insoferne er sich nicht gerade an eine herrschende Methode

bindet, (Hauptprinzip: möglichst höchster Reinertrag auf die Dauer mit dem möglichst geringsten Kraftaufwand); Aufnahme neuer und anderwärts üblicher Kulturarten; Behandlung des Bodens, Zeit der Einsaat und Erndte; Ackermaschinen, Bestallungs-Arten, Erndtemethoden; Boden-Produkte, die Gegenstand des Handels sind; Erzeugung, Behandlung und Anwendung des Düngers; der deutsche Weinbau; Hindernisse, welche noch der besseren Kultur im Wege stehen.

---

[118] Handbuch (neues) des verständigen Gärtner's.

Stuttgart und Tübingen. Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Handbuch, neues, des verständigen Gärtners, oder neue Umarbeitung des verständigen Gärtners von 1824. Aus dem Französischen des Almanach du bon jardinier von 1825 bis 1828 frei übersetzt, und aus eigenen und fremden Erfahrungen ansehnlich vermehrt, von J. F. Lippold, nebst bedeutenden Zusätzen und Verbesserungen, mitgetheilt von den Gebrüdern Baumann, den bekannten Kunst- und Handelsgärtnern zu Bollweiler im Departement Oberrhein, von dem Ritter der Ehrenlegion Soulange-Bodin, Eigenthümer des großen Pflanzen-Instituts zu Fromont bei Ris in der Nähe von Paris, von dem Eigenthümer und Handels-Gärtner Geoffroy, in Ville d'Arvay bei Paris u. a. m. 1r Band, mit 65 lithographirten Zeichnungen und 3 großen Tabellen. Preis 4 fl. 48 kr.

---

[117] Ferner:

Hortus Gramineus Woburnensis

oder

Versuche

über den

Ertrag und die Nahrungskräfte verschiedener Gräser

und

anderer Pflanzen,

welche zum Unterhalt der nützlichen Hausthiere dienen; veranstaltet durch Johann Herzog von Bedford. Mit vielen Abbildungen der Pflanzen selbst, sowie der Samen, womit diese Versuche gemacht wurden, erläutert, nebst praktischen Bemerkungen über ihre natürlichen Eigenschaften und die Erdarten, welche am besten für sie taugen;

sammt Angaben

über

die besten Gräser für dauernde Weiden, bewässerte Wiesen, hochliegendes Weideland, und zur Wechselwirthschaft, begleitet mit den unterscheidenden Merkmalen der Arten und Abarten von Georg Sinclair, Mitglied der Linne'schen und der Gartenbaugesellschaft zu London, correspondirendem Mitglied der caledonischen Gartenbaugesellschaft zu Edinburg und des landwirthschaftlichen Vereins zu Stuttgart. Preis illum. 8 fl., schwarz 6 fl.

Dem Botaniker vom Fach und dem Freunde der Pflanzen wird dieses Werk eben so interessant seyn, als es dem praktischen Landwirth unentbehrlich ist, der darin einen Schatz von nützlichen Erfahrungen und Kenntnissen in Beziehung auf Gräserkunde niedergelegt findet, mit deren Hülfe ihm eine bessere Kultur und Anlegung von Wiesen und Weiden leicht werden wird.

---

[115] Sammlung

aller Maschinen, Instrumente, Geräthschaften, Gebäude, Apparate u. s. w.

für ländliche, häusliche und industrielle Oekonomie. Nach Zeichnungen, die in den verschiedenen Gegenden Europen's aufgenommen wurden. In lithographirten Abbildungen und mit Beschreibung von dem Grafen von Lasteyrie. II. Bände in 20 Heften. — Inhalt: Hecken und Mauern. Maschinen zum Transportiren. Werkzeuge zur Behandlung der Milch. Milchgefäße. Milchbereitung. Hecken und Verzäunungen. Schaufeln und Hacken. Wein-Fabrikation. Bienenzucht. Wässerungen. Keilhacken. Maschinen zur Behandlung der Erndte. Landwirthschaftliche Gebäude. Weinbereitung. Sensen und Gabeln. Gärtnerei. Verschiedener Anbau. Verschiedene Arten des Feldbaues. Erndte-Werkzeuge. Pflüge. Eggen und Rechen. Landbauwesen. Wässerungs-Maschinen und Werkzeuge u. s. w.

Kein Besitzer von Land, Haus und Hof, kein Landwirth und Oekonom wird diese Sammlung entbehren können. Preis 24 fl.

---

[116] Systematische Beschreibung

der

vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen

Kernobst-Sorten,

von Dr. Aug. Friedr. Adr. Diel. Preis 1stes bis 5tes Heft 9 fl. Das 6te Heft ist unter der Presse.

tilleristen, Ingenieurs und Maschinenbaumeistern als eines der besten und zweckmäßigsten Lehrbücher zu empfehlen.

---

[130] Neuestes Werk von Henri Herz.

La fête pastorale. (Das Hirtenfest.)

Grande Fantaisie

pour le Pianoforte seul

par

Henri Herz.

Oeuvre 65.

Dieses neueste Produkt des so berühmten als beliebten Autors erscheint mit Eigenthumsrecht in des Unterzeichneten Verlage, und zwar

am 10 April d. J.

Meine verehrten Geschäftsfreunde belieben sich entweder direkt an mich (nach Wien), oder an meinen Kommissionair, Herrn Carl Cnobloch in Leipzig, mit ihren Bestellungen baldigst zu wenden, damit sie die nöthigen Exemplare schnell genug erhalten.

Die Ausstattung wird den Vorzügen des Werkes entsprechen.

Mein Leipziger Lager wird mit Exemplaren in großer Anzahl stets versehen seyn.

Tobias Haslinger,
k. k. Hof- Kunst- und Musikalienhändler
in Wien.

---

[144] Bei Justus Perthes in Gotha ist so eben erschienen:

Stieler's Hand-Atlas

IVte Supplement-Lieferung oder 1ste Lieferung neuer Bearbeitung. 6 Blätter. Subscriptionspreis. 1½ Thlr. (2 fl. 42 kr.

Es ist seit der im vorigen Jahre stattgefundenen Beendigung des Hand-Atlas in 75 Blättern zum Besten der Besitzer desselben die Einrichtung getroffen worden, daß die durch politische Veränderungen oder durch die Erweiterung der geographischen Kenntnisse nöthig werdenden neuen Bearbeitungen älterer Karten des H. A. von Zeit zu Zeit in Lieferungen vereinigt ausgegeben werden. Auf diesem Wege ist das Mittel dargeboten, den H. A. mit geringem Kostenaufwand stets in gewünschter Neuheit zu erhalten.

Diese erste solcher Lieferungen enthält an neu gezeichneten und neu gestochenen Blättern: Nr. 21. Nordwestliches Deutschland, Niederlande, Belgien und Luxemburg. — Nr. 22. Nordöstliches Deutschland. — 43b. Iran und Turan (Hoch-Asien). — 44. Ost-Indien mit den Inseln. — 47. der nördliche Theil der Vereinigten-Staaten von Nord-Amerika.

---

[134] **An die Herren Schuldirektoren, Schulvorsteher und Schullehrer.**

In meinem Verlage sind verschiedene Schulbücher erschienen, welche ich, bei der täglich sich mehrenden Zahl ähnlicher Schriften, auf's neue in Erinnerung zu bringen und einer geneigten Beachtung bestens zu empfehlen mir erlaube. Die meisten derselben sind bereits in vielen Schulen eingeführt; um indessen für die Weiterverbreitung nach Möglichkeit zu wirken, erhalten Schulen, welche bei der ihnen zunächst liegenden Buchhandlung eine Anzahl Exemplare auf einmal bestellen, einen ansehnlichen Rabatt von dem an sich schon billigen Ladenpreise. Auch steht den Herren Schuldirektoren und Schulvorstehern, die den Inhalt und Werth des einen oder des andern Buches noch nicht kennen, ein Exemplar unentgeldlich zu Dienste, wenn sie sich in frankirten Briefen direkt an die Verlags-Handlung wenden.

Das Verzeichniß dieser Schulbücher ist in allen Buchhandlungen gratis zu bekommen.

Leipzig und Torgau im März 1832.

Wienbrack'sche Buchhandlung.

---

[143] Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. G. Stieglitz,

Bilder des Orients.

3ter Band

die Osmanen

8. cartonnirt. 1 Rthlr. 12 Gr.

Die Tragödie Selim III., welche den Mittelpunkt dieses Bandes ausmacht, und welchen die Gestaltenreihe der alten Sultane von Osman I. bis auf Soliman den Großen einleitend vorangeht, führt uns die Interessen einer nahen noch in dem Gedächtniß vieler Lebenden Vergangenheit vor, indem sie uns während der Katastrophe, die im Anfange unsers Jahrhunderts den Sultan Selim, Oheim des jetzt regierenden Sultans Mahmud II., Thron und Leben kostete, auf den Schauplatz dieser Begebenheiten, nach Konstantinopel versetzt. Die neuesten Verhältnisse des Osmanischen Reiches, den Griechischen Freiheitskampf und die Aufhebung der Janitscharen durch Mahmud II., behandelt die letzte Abtheilung: Türken und Griechen. Der Preis der 2 ersten Bände ist 1 Rthlr. 16 Gr.

Leipzig, im März 1832.

Carl Cnobloch.

---

[145] **Anzeige.**

Durch den plötzlichen Ausbruch der Cholera in Paris ist die Unternehmung: ein deutsches Schauspiel hieher zu bringen, unausführbar geworden. Der Unterzeichnete ermangelt nicht dies seinen hochverehrten Freunden in Deutschland, die ihn mit ihren Talenten hiebei unterstützen wollten, anzuzeigen, und hegt die angenehme Hoffnung, sie im nächsten Jahre als sehnlich erwartete Gäste in Frankreich's Hauptstadt begrüßen zu können.

Paris, den 31. März 1832.

August Lewald.